Geſchichte
eines
Roſenkranzes.

Quod potes, id tenta: nam litus carpere remis
Tutius eſt multo, quam velum tendere in altum.
Cato.

Weimar
bey Carl Ludolf Hoffmans ſeel. Wittwe und Erben.
1784.

Difficile eſt Satyram non ſcribere.

IVVENAL, Sat. 1, v. 30.

Vorrede.

Seit dem es Geſchichten einer Guinee, einer Miethkutſche, eines Frauenzimmer Schu'e, eines Mannes Stiefels und anderer Sachen giebt, wird ſich auch wohl niemand wundern die Geſchichte eines Roſenkranzes zu ſehen. — Dieſer kleine Roman iſt ein flüchtiger Aufſaz müſſiger Stunden, womit ich blos denen Damen einige läſtige Stunden vor oder nach der Malzeit zu vertreiben, und denen jungen Herrn welche keine Beſchäftigung haben, wenigſtens einige Beſchäftigung zu machen, wünſche. Ob dieſe Geſchichte übrigens, mehreres Roth geben, oder nehmen, ob ſie ſchmachtendere oder dunklere Augen machen, und was vor Gedanken und Regungen ſie entdekken wird, darum laſſe ich mich gänzlich unbekümmert; genug, daß ich mich nicht ſchäme Vater dieſes Töchterchens zu ſeyn, und mich ſonſt um weiter gar nichts bekümmere. Zugleich aber proteſtire ich eventualiter gegen alle Deutungen dieſes Romans auf wahre Geſchichten und Perſonen. Ich habe nie dran gedacht würkliche Gemälde, ſondern blos romantiſche, aufzuſtellen. Sollte aber dem allen ungeachtet, ſich doch hie und da jemand getroffen finden, ſo iſt es nicht meine Schuld, denn mit Wieland zu reden:

> Der Zufall ſpielt bisweilen ſolche Spiele,

ſondern, ein Umſtand der ſchon mehrern Dichtern und Romanſchreibern begegnet iſt, daß man nichts ſo toll und abentheuerlich erdenken kann, welches nicht auch geſchehen wär.

Geſchrieben an dem blumichten Ufer der Saale den 8. Julius 1783.

Geſchichte

Geſchichte
eines
Roſenkranzes.

Frau von Dunkelgrün gieng an einen ſchönen Abend in Geſellſchaft des Herrn Leutnant von Silberſtrom in dem Schloßgarten ſpazieren. Sie hatten lange die Seeligkeit eines ſüſſen Geſprächs und die Wonne einer herrlichen Mondnacht genoſſen, längſt hatte ſchon der blondgelokte Herr Leutnant ausgerufen:

> Längſt ſchlummern alle Lieben, ſüſſe
> und friedlich um mich her.
> Mein Auge wacht, und ich genüſſe
> der engelſchönen Freuden mehr.
> Gieb lieber Gott! im Traumgeſicht
> was ihnen jezt an Luſt gebricht. *) —

---

*) Ludwig Müllers Leiden und Freuden. II. Th. S. 221.

Als die Frau von Dunkelgrün eine kleine Raſt auf einer Raſenbank vorſchlug. — Sie ließen ſich nieder. — Frau von Dunkelgrün hatte nur einen dünnen weißbaumwollenen Rok an, und fühlte alſo gar wohl daß ſie ſich auf etwas ſezte, welches ſo ungefähr in ihrem ſchönen, vom Herrn D. Smollet*) an der Medizäiſchen Venus bewunderten Leibestheile, welcher übrigens ſehr vollkommen war, — diejenige Empfindung hervorbrachte, welche die vom Kantor auf Erbſen zu knien kondemnirten Schulknaben ratione ihrer Knie Nerven, haben. „Nu! — rief ſie aus, — auf was ſezze ich mich denn da?„ und hob den ſchönen Theil ihres Leibes ein wenig in die Höh. Der Leutnant fuhr geſchwinde mit ſeiner rechten Hand in die durch die Erhebung der Frau von Dunkelgrün gemachte Hohlung, pakte das drükende Objekt, zog es hervor, und ſah daß es ein Roſenkranz war.

„Wo kömmſt du da her?„ ſagte der Leutnant.

---

*) S. deſſen Briefe über ſeine Reiſe.

„Geben Sie ihn her Herr Leutnant, ich habe meinen ſo nicht bey mir; ich will ein paar Ave beten.„

Dieſes that die Frau von Dunkelgrün auch würklich. — Unter der Zeit zog der Leutnant ſeine Handſchuh aus, ſezte ſeinen Hut anders, ſchlug ſeine Manſchetten zurük und that überhaupt aus als ob er ſich zu einem Kampfe rüſtete. —

Die Frau von Dunkelgrün hatte ihr Gebet geendigt, hieng den Roſenkranz an ihre runde rechte Hüfte, und ſagte: „Nun Herr Leutnant ſind Sie bereit?„ — „Ja„! — ſagte dieſer. — Auf einmal ertönte ein ſtarker Seufzer. — „Wer iſt da„? ſchrie der Leutnant grimmig und legte die rechte Hand an den Hirſchfänger; aber es antwortete niemand. — „Wer weiß was es geweſen iſt!„ ſagte er und bequemte ſich in ſeine erſtere Lage zurük.

„Sind Sie bereit Herr Leutnant?„ —

„O ja! — längſt!„ —

Plözlich ertönte ein noch viel ſtärkerer Seufzer als zuvor, ſo daß der Leutnant vor Schrekken, mit gewaltſamer Bewegung den einen Hoſenknopf, welchen er eben zwiſchen den Fingern hatte, herab riß.

„Vorm Teufel wer iſt denn da?„

„Es hat ſich doch niemand verſtekt?„— ſagte die Frau von Dunkelgrün beſorgt.

Der Leutnant ſprang auf, durchſtöhrte mit blanken Hirſchfänger den ganzen Buſch, und ſand nicht das geringſte. — Er kam zurük und ſezte ſich nieder.

„Der Teufel weiß was es iſt! — Ich ſehe nichts!„ —

Es iſt vielleicht Täuſchung, — wir wollen nicht mehr darauf hören. — Kommen Sie! —

Der Leutnant kam und — auf einmal ertönte ein ſtarker Seufzer, ſtärker als beide vorige. —

„Hören Sie nicht drauf Herr Leutnant..„

„Ich bekümmre mich auch nichts drum!„— Es wurde noch dreymal geſeufzt aber der Leutnant hielt Wort, er bekümmerte ſich nicht drum, und ließ ſich in ſeiner angefangenen Aktion nicht im geringſten ſtöhren. —

Auf einmal hinderte eine ſchwache Stimme: „Ach Gott muß ich denn dies allenthalben ſehn!„ — unſerm Kriegsmann, ſeinen Marſch weiter fortzuſezen.

Erſchroken floh der unerſchrokene Krieger nebſt der Frau von Dunkelgrün aus dem Garten ins Schloß. —

Voller Verwirrung warf ſich die ſchöne Dame aufs Kanapee, und der Herr Leutnant neben ſie.

„Der Henker und alle Teufel wiſſen was uns heute verfolgt, Madam„!

„Es verfolgt euch niemand als euer Gewiſſen!„ — rief eine ſchwache Stimme.

„Je zum Henker Madam es iſt da hier„ —

„Pfui doch! ich bin ja küzlich!„ —

„Die Stimme kömmt bey ihrer Hüfte daher! — Zeigen Sie doch nur!„

„Kommen ſie mir nicht in „—

„Jeſus Maria! es iſt gewiß der Roſenkranz! — Roſenkranz kannſt du reden?„ —

Leider kann ichs! — ſagte der Roſenkranz.

Hier mögen ſich meine Leſer das Erſtaunen des lieben Paares vorſtellen. — Es iſt wahr wir haben Exempel, daß, wie uns Homer erzählt *), und wir ihm herzlich gerne glauben, die Pferde des Achilles Xantos und Podargä geredet haben, und die Bibel giebt uns ein noch glaubwürdigeres Exempel an Bileams Eſelin; — denn darinne kommen wir ganz mit dem vortreflichen Lüderwald überein, daß dieſe Geſchichte kein Märchen iſt, wie Michaelis, Jeruſalem und andere glauben, ſondern eine wahre gute und ächte Geſchichte. — Es iſt drunter nichts figürliches zu verſtehen,

---

*) Homer. Iliad. L. XIX. v. 402. f. f.

ſtehen, ſondern die Eſelin hat geredet ſo gut wie der Roſenkranz.

„Sonderbar!„ ſagte der erſchrokene Leutnant, nahm den Roſenkranz und legte ihn behutſam neben ſich aufs Kanapee!

„Ich habe vieles geſehen und gehört — ſagte der Roſenkranz; — welches ich Ihnen erzählen will wenn Sie es hören wollen.„—

Parbleu! — ſagte der Leutnant — Gnädige Frau ich dächte Sie ließen eine Chakolade machen, und wir hörten den Roſenkranze ſeine Geſchichte.

„Ich bins wohl zufrieden — Erzähl uns deine Abentheuer. —„

Und der Roſenkranz begann alſo:

Meine Fabrikanten, wie in jeder Biographie geſchieht, anzugeben, bin ich nicht im Stande. — Die erſte Zeit meiner Exiſtenz iſt mit dem dikſten Nebel verhüllt, die Zeit wo ich meine Sprache und Vernunft bekam, weiß ich ſelbſt nicht. — Ich befand mich in den Händen eines frommen

Eremit=

Eremitten mitten in Schwaben, welcher in einen ſolchem Rufe der Heiligkeit ſtand, daß ich nicht zweiſle, Papſt Pius VI. wird als ein frommer einſichtsvoller Herr, ihn kanoniſiren. Vermuthlich hat dieſer fromme Mann Vernunft und Sprache vor mich, vom Himmel erbetey. Ich hatte beides drey Tage, als dieſer Heilige ſtarb. — Nach ſeinen Tode wurden ſeine Kleidungsſtücke als die Reliquien eines der Heiligſten Männer in verſchiedene Klöſter, und Winkel von Europa vertheilt. — Ich hütete mich wohl, daß ich nicht zur Unzeit das Vermögen meiner Sprachkenntniß entdekte, denn auſſerdem würde ich wenig gehört und geſehen haben. — Mich behielt eine Aebtiſſin. —

Dieſe vollblütige vierzigjährige Aebtiſſin war von einer vornehmen ſchwäbiſchen adelichen Familie, und wegen ihres vermeinten exemplariſchen Lebens in einen großen Rufe, welcher ſich nicht blos allein innerhalb den ſchwäbiſchen Grenzlinien erſtrekte. — Die Lebensart in dem Kloſter war ſehr einfach. Es wurde gegeſſen, getrunken, gebetet und geliebt. — Glauben

ben Sie nicht, daß in den Klöſtern die ſtrengſte Keuſchheit ausgeübt wird, glauben Sie vielmehr, daß man dort der Liebe die feurigſten Opfer bringt. — Beichtväter und Gewiſſensräthe verſtehen die Kunſt zu ſiegen ſo gut als die Stuzzer unter den Laien. — Es giebt verbuhlte, genügſame und nie zu befriedigende Nonnen. Ich habe eine Nonne gekannt, welche den Anſehen und ihrer Bildung nach, der Veſtalin Klaudia *) nichts nachgab, welche längſt den Vierzigen entlaufen war, und dennoch eiferſüchtig wurde wenn die Reihe nicht bald an ſie kam mit einen Pater ihre Betrachtungen und Reflexionen anzuſtellen. — Meine Aebtiſſin hatte einen jungen vollblütigen Pater zu ihren Gewiſſens-Rath und kam allemal ſo getröſtet von ihm zurük, daß mans ihr an Augen leſen konnte. — Die Geſtalt meiner Aebtiſſin war ungefähr die nemliche,. als der lezten Zypriſchen Königin. **)

Einſt

---

*) Nemlich nach dem Bilde welches *Gronovius* (Theſaur. Antiq. Graecar. Tom. III. Tab. q.) von ihr mittheilet, wo ſie ſo erbärmlich ausſieht, daß es einen jammert ſie anzuſehen.

**) Wie uns Reinhard in ſeiner Geſchichte von Zypern, ihr Bild mittheilt.

Einſt wurde ſie von ihrer jungen feurigen Schweſter beſucht, welche erſt ſeit drey Monaten an einen der vornehmſten Schwäbiſchen Freiherrn verheiratet war. — Unter andern Geſchenken welches ſie ihr machte, befand auch ich mich mit. Ich ſah damals freilich beſſer aus als jezo, denn leider gehts auch mir wie den Damen, jeder Tag, und jede Hand welche mich berührt verältert mich und macht meine Schönheit ungewiſſer. — Amalie, ſo hieß die Baroneß, nahm mich mit fort. Ihr Gemahl empfing ſie zärtlich und ſie erwiederte ſeine Zärtlichkeiten ſo feurig, daß ich glaubte es könnte kein glücklicheres Paar als dieſes in der Welt ſeyn. Allein ich irrte mich, denn kaum war ich drey Tage bey dieſer ſchönen Amalie als ich das Gegentheil ſah. — Ihres Mannes Neven ein Tübingiſcher Student, welcher eben zum Beſuch da war, genoß eben die ſüſſen Entzükkungen der Liebe welche ihr Mann genoß. — Ich glaubte die ſchöne männliche Geſtalt dieſes jungen feurigen Menſchen gab dieſen Begebenheiten einen ſo entzükkenden Ausſchlag,

ſchlag, allein ich betrog mich, denn als der Student wieder fortreiſte, ſo machte ſie mit einen ehrwürdigen Dominikaner, welcher ſo eine erbärmliche Altags-Phiſiognomie als weiland der beherzte Konſul M. Tullius Cicero *) hatte, eben ein ſolches Liebesbündniß, als mit den Studenten. — Dieſer von innen und auſſen ſchlechte Dominikaner traf einſt die Baroneß ſchlafend an, ich lag auf ihrem Schooſe, er grif nach — mir, und ſie erwachte. „Schenken Sie mir dieſen Roſenkranz!„ — „Zehne vor einen!„ ſagte die Baroneß. — Der gute Pater ſuchte ſeine Dankbarkeit nach allen Kräften zu erkennen zu geben, und nahm mich nach geendigter Realdankſagung mit in ſein Kloſter.

Ich kam in dem Kloſter an, in welchem man ſonſt ziemlich mit dem König Alkinoos in Anſehung der Lebensart über-

---

*) Dieſes iſt auch nach der Abbildung deſſelben in Gronov. Theſaur. T. III. Tab. ꝛc. zu verſtehen. Ein Beweis gegen Lavater, daß die größten Männer zu weilen die elendeſten Geſichtszüge haben.

übereinſtimmte, und weswegen auch einſt ein durchreiſender Wieneriſcher Belletriſt an die Thür des Kloſters geſchrieben hatte:

Αἰεὶ δ' ἡμῖν δαίς τε φίλη, κίθαρίς τε,
χοροί τε,
Εἵματά τ' ἐξημοιβὰ λοετρά τε θερμὰ,
καὶ εὐναί. *)

Hier fand ich die Mönche in einer groſen Beſchäftigung. Es war nemlich ein groſer Wohlthäter ihres Kloſters von Gott aus dieſer Welt abgefordert worden, hatte aber vorher noch ihrem Kloſter 1000 Dukaten vermacht. Der Tod dieſes Mannes ſezte alle Gänſekiele im Kloſter, in Bewegung. Dieſer dichtete deutſch, ein anderer lateiniſch, ein dritter griechiſch, ein vierter ſchrieb in Proſa eine Rede, und mit Kaniz zu reden:

Der

---

*) Homer. Odyſſ. VIII. 248. Nach Voß Ueberſetzung: (Odyſſe. VIII. 247) Lieben wir immer den Schmaus, den Reigentanz, und die Laute, oft veränderten Schmuk, und warme Bäder, und Ruhe.

Der Tod ward ausgefilzt, daß er dem theuern Leben
nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr gegeben.

Da wurden weder Anagrammata, noch Wort — Silben und — Buchſtaben — Spiele, geſpahret. Ein Chronodiſtichon welches der Gardian des Kloſters gemacht hatte, und welches unter den Mönchen den vollkommenſten Beifall erhielt, war folgendes:

Der Tod riß aVs dem SchlamM, aVs dieſem Weltgetümmel
Den frommen PILger, VnD braCht ihn in FreVden Himmel.

Die Funeralia waren ſchon gedrukt, als man ſah, daß der gute Pater Gardian in ſein Chronodiſtichon, ein C zu wenig gebracht hatte; um dieſen Uebel abzuhelfen ſchrieb er in alle Exemplare mit zierlicher Feder oben darüber:

Chronodiſtichon.

und damit war dieſen poetiſchen Rechnungsfehler gleich abgeholfen. — Mein

Pater bekam eine Leichenpredigt auszuarbeiten, welches er auch in drey Tagen mit ſolcher Aemſigkeit vollzog, daß dieſe Leichenpredigt 21 Bogen ſtark wurde. Meines Wiſſens iſt dieſes gewiß die gröſte Predigt welche je geſchrieben worden iſt.*) — Ein anderer Pater hatte auch Franzöſiſche Verſe gemacht. — Dieſen Miſchmaſch ließen ſie nun unter dem Titel: Funeralia des Hochwohlgebornen ꝛc. zuſammen drucken, und dieſe Funeralien Sammlung iſt gewiß die ſeltſamſte in der Welt. **) — Mein Pater

---

*) Uns iſt doch noch eine längere bekannt. — In dem Bande der Funeralien auf den Tod Friedrichs II. Herzogs zu S. Gotha, iſt die Predigt des General Superindent Huhns, akurat Ein und Ein halbes Alphabet ſtark. — Hier können ſich die Dürſtigen an ewigen Waſſer laben!

**) Der Roſenkranz hat gewiß die ſeltſamſten Funeralien noch nicht geſehen. — Man ſehe folgende: Leſſus ſupremus honoribus, viri Magnifici et excellentiſſimi IEREMIAE. LAVRENTII MOGII. I. V. D. celeberrimi etc. dedicatus a RVD. MART. MEHLFVEHRERO L. L. OO. cultore. Suabaci. M. DC. XCV. dieſe Funeralia beſtehen aus Ein und zwanzig in ebenſo vielen Sprachen abgefaßten Gedichten. Die Sprachen

Pater wurde als Geſander mit einen ſchönen in ſchwarzen Zeug eingebundenen Bande dieſer Funeralien, an die Hochbetrübte Wittwe von 32 Jahren abgeſchikt, welche ſich höchlich an den ſchönen Funeralien ergözte. Sie ſagte nicht nur dem Mönche in Gegenwart ihrer Demeſtiken den wärmſten Dank, ſondern bezeigte ihm, ſeiner Cicero's Phiſiognomie ungeachtet, denſelben ſehr lebhaft in ihrem Kabinettchen. Der Pater erwiederte,alles ſo gut ers vermochte, und ich blieb aus lautern Zufall auf dem Bette dieſer dankbaren Wittwe zurük. — Es kam eine Magd welche das Bette aufſchütteln wollte und fand mich. — „I Gnä-

---

chen ſind folgende: Arabiſch, Perſiſch, Syriſch, Türkiſch, Aetiopiſch, Armeniſch, Koptiſch, Samaritaniſch, Chineſiſch, Caldäiſch, Rabbiniſch, Ebräiſch, Griechiſch, Ebraiſch-Kabbaliſtiſch, Lateiniſch, Franzöſiſch, Deutſch, Georgianiſch, Illiriſch, Runiſch, Brachmaniſch. — Die leztern vier Sprachen hat er ſogar in Kupfer ſtechen laſſen, vermuthlich weil die Lettern dazu mangelten. — Engliſch, Schwediſch, Däniſch, Polniſch, Spaniſch, Portugiſiſch, hat der Verfaſſer gewiß nicht verſtanden, ſonſt wär hier die beſte Gelegenheit von der Welt geweſen, ſeine Sprachkenntniß zu zeigen.

dige Frau da liegt ja ein Roſenkranz„?— „'s wird meiner ſeyn, gieb ihn nur her.„ —

Nun war ich von neuen in ſchönen Händen. — Die Trauer welche dieſe gute Frau über den Tod ihres verſtorbenen Eheherrn bezeigte, zeigte ſich dadurch beſonders, daß ſie faſt keinen Tag allein und ohne Tröſtung irgend eines Beichtvaters oder ſonſt eines Tröſters bleiben konnte. —

Die Trauerzeit war beynahe vorbey, als ſich endlich die hochbetrübte Wittwe auf Zureden einiger Damen die Luſtbarkeit machte und zu einer guten Freundin fuhr. — Mich hängte ſie an. — Wir kamen zur Frau von Silberſtrom —

„Ma foi! — ſchrie der Leutnant— das war in Schwaben?„

Ja! ſagte der Roſenkranz.

„So muß ſie von einer anderen Branche unſerer Familie ſeyn, oder wenigſtens eine ſehr weitläuftige Verwandte! — Doch fahre fort in deiner Erzählung.„ —

Wir kamen alſo zur Frau von Silberſtrom, — fuhr der Roſenkranz in ſeiner Erzählung fort. — Dieſes war eine alte Scheinheilige, welche weinen konnte wenn alle Umſtände andre Leute zum ausgelaſſenſten Lachen genöthigt hätten, und beten konnte ſie, wenn ihr Herz ihr hätte vor Wolluſt aus dem Leibe ſpringen mögen. — Das Geſpräch welches hier vorfiel, war ſehr erbaulich. — Endlich empfahl ſich meine gnädige Frau wieder, aber da fiel der Frau von Silberſtrom etwas ein.

„Ey ſieh doch den ſchönen Roſenkranz den Sie da haben!„

Meine Frau both mich dieſer Betſchweſter an, und dieſe empfieng mich mit dem gröſten und ſichtbarſten Vergnügen aus ihren Händen.

Dieſe heilige Frau, ſo fromm als ſie ſchien, ſo verbuhlt und gottlos war ſie. Sie war nicht mehr jung, aber einige Fragmente ihrer Geſichtszüge verriethen gar wohl, daß der Mahler nicht geſchmeichelt hatte, welcher ſie in ihren 21ſten Jahre ſo ſchön abgemahlt hatte, daß ſich ſogar ein Dichter nicht hatte enthalten können auf ihren ſchönen runden, nach damaliger Mode etwas entblößten Arm, zu ſchreiben: hier laßet mich Eubatas ſeyn! *) — Gewiß ſie glich der Axt, **) wie ihr einſt ein junger Dichter in einem Sonette geſagt hatte, ſehr gut.

---

*) Der Dichter hat hier vermuthlich folgende Geſchichte im Sinn gehabt, welche uns Aelian (Var. Hiſt. L. X. c. 2.) folgendermaſen erzählt: — „Lais, — die berüchtigte ſchöne Bulerin, das Götterkind zu Korinth — lernte einſt den Eubatas aus Cyrene kennen, und verliebte ſich ſo heftig in ihn, daß ſie ihn ſogar ihre Hand anbot und ihn zu Heiraten versprach. Nach geendigten Spiele ſagte dieſer Kämpfer wollte er ſein Wort erfüllen, lebte aber inzwiſchen ſehr keuſch und trug in den Spielen den Sieg davon. Um nun nicht wortbrüchig zu ſcheinen, ließ er die Lais abmahlen, trug ſie in der Stad herum und ſagte: Jezt mach' ich mit der Lais Hochzeit! — Davor ließ ihm ſeine Frau eine ſchöne Statue zu Cyrene errichten.„ —

**) Eben die ſchöne Lais (S. Aelian. Var. Hiſt. L. XII. c. 5. L. XIV. c 35.) wurde wegen ihrer unbarmherzigen Liebesneigung und ihrer Gewinnſucht die Axt genennt.

Jezt hatte, ſie dieſe unbarmherzigen Geſinnungen ziemlich abgelegt. Liebe und Wein war ihre Loſung. Beides genoß ſie in ſolcher Maaſe, daß man ſie ſowohl im erſten Falle ganz wohl mit den Beinamen Lais bezeichnen, und im zweyten Falle füglich Klio *) nennen könnte. Oft war ſie berauſcht, und in einer ſolchen Berauſchung verſchenkte ſie auch mich an ihre Nichte, damit ſie ihrer los wurde.

Jakobine — ſo hieß die Nichte — war ein nicht allzuübel gebildetes Mädchen, ja ſie konnte ſogar einigen Anſpruch auf Schönheit machen. — Ihr Charakter war gut, aber ihre Einbildungs-Kraft war durch häufiges Leſen empfindſamer Romane ganz überſpannt worden. — Sie empfand lauter ſeelige Himmels-Wonne, durchlebte Tage wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufgeſpahrt hat, und ſchöpfte die güldenen Lebensfreuden aus dem hellen Quell der Empfindſamkeit. — Das geringſte

---

*) Dieſe Dame erlangte in Trinken den Preis über Männer welche es wagten mit ihr in die Wette zu trinken. — Aelian l. c. L. II. c. 41.

Leiden welches ihr begegnete, ſchleuderte ſie aus Roſenhöhen in dornichte Abgründe, trübte die Tage ihres Lebens, durchbrach den Damm ihres Freudenmeeres, und ſie ſah ſich um ob nicht der Tod das Ende ihrer kummervollen Tage brächte und ſie in das Land führte, wo niemand mehr kränt, kein Wechſel uns mehr täuſcht, und wo unſre Tränen geſammelt werden die Gefilde jener Welt zu betauen. Sie hatte in eigner Perſon eine Reiſe zu den Herrn Paſtor, damaligen Kandidat Miller, gemacht, und war eben damals bey denſelben eingetroffen, als er Beſuch von den Herrn von Burgheim *) hatte, deſſen Biograph er nachher geworden iſt.

Ueber alle Vorfälle welche ihr begegneten hielt ſie ihr Tagebuch. In dieſem waren beſonders ſehr viele Träume befindlich, denn mit Träumen war ſie immer auſſerordentlich verſehen, daher ſie auch ihre zärtliche Mutter im Scherz, nur liebe

kleine

---

*) Wie dieſes alles im zweyten oder dritten Theil der Geſchichte Karl von Burgheims und Emiliens von Roſenau zu leſen iſt.

kleine Träumerin nennte. Dieſe war ſonſt für ihre Jakobine auſſerordentlich eingenommen, und wie mir däuchtete etwas zu nachſichtig. — Ihr Vater war ein guter ehrlicher Reichsbaron ders Pulver nicht erfunden hatte, ob er es gleich gern den Haaſen und Rebhühnern zu riechen gab. Wenn er aus den Bette kam fütterte er das geſammte Federvieh auf dem Hofe, ſodann ſezte er ſich an den Koffetiſch, rauchte eine Pfeiſe Tabak und las die Zeitungen. Alsdan gieng er aus, entweder auf die Jagd, oder beſah das Feld. Nach Tiſche griff er wieder zum Feuermörſer, viſitirte alles im Hauſe, und nach der Abendmalzeit legte er ſich zu Bette.

Jakobine fand freylich an der einſamen Lebensart wenig Geſchmak, doch vertrieb ſie ſich die Zeit ſo gut ſie konnte mit Romanen leſen und nährte ihren Geiſt mit einer Speiſe welche ihr lieber war als Nektar und Ambroſia.

Einſt wandelte ſie in ein Buchenwäldchen, welches ihr Lieblings-Ort war. Mitten in dieſem Wäldchen war ein kleiner leerer Plaz, rund um mit Buchen umgeben; von einen Hügel rann ein Quell mit den lieblichſten Uniſono herab in ein Beken, welches Jakobine hatte dazu machen laſſen. — Auf der Seite war eine Raſenbank; hier ließ ſie ſich nieder. Sie nahm Millers Gedichte zur Hand und wolte leſen, als ſich zu ihrer groſſen Verwundrung eine Stimme folgendermaſen ſingend hören ließ:

Fort von Dir! — durch alle Sinne
bebt es hin das Schrekkenwort. —
Ich muß fort, muß fort von hinnen
leider, leider muß ich fort.

Sieh die Blätter fallen traurig
von den Bäumen, und im Hain
iſt es rund um alles ſchaurig, —
ach es muß geſchieden ſeyn! —

Wenn du ohne mich zur Quelle,
ohne mich den Hain durchgehſt,
o ſo ſeegne jede Stelle
wo du weilend tränend ſtehſt.

Denk hier ruht' in meinen Armen
mein Geliebter, fern von hier
weilt er jezt, mit liebewarmen
Herzen ſehnt er ſich nach mir.

Seegne unſre alte Eiche
wo ich Dir die Liebe ſchwur;
wie ich rufte: du ſey Zeuge!
du, der Hain, der Bach, die Flur.

Seegne unſre Silberquelle
wo ich oft in deinem Arm
froh in innre Ruh und Helle
wandelte mir Gram und Harm.

Wenn du auf dem bunten Raſen
ſizeſt, denke jener Zeit
wo wir uns in Augen laſen
Wonn' und innre Seeligkeit.

Wo die ſchönen Worte wallten
dir von Lippen, wie der Tau
die aus Wolken ungehalten
tröpfelt auf die Blumenau.

Wo du ſprachſt: ich liebe! — Wonne
floß durch meine Sinnen all, —
und entzükt ſah ich die Sonne
ſpiegeln ſich im Waſſerfall.

Und bey jenem Buchenhaine
wo ich dir den erſten Kuß
raubte; und bei Mondenſcheine
fühlte ſeeligen Erguß.

Denke dort an unſre Freuden. —
Ich muß fort, — mein Auge ſchwillt,
meine Bruſt iſt voller Leiden
und mit Jammer ganz erfüllt.

Nun es ſey! — es ſey geſchieden
Wilhelmine lebe wohl!
leb' in Ruh', in ſüſſen Frieden.
Denk an mich, und — Lebe wohl!

Jakobine war ganz Gehör während dieſes Geſanges. Sobald er geendigt war ſchielte ſie neugierig durch die Büſche um den Sänger zu ſehen, und ſah einen ſchlechtgekleideten Menſchen welcher ebenein Bündel auf den Rücken nahm und fort wanderte. Sie rufte ihn nach, aber dieſer hörte es entweder nicht, oder wolte es nicht hören, ſondern wanderte immer fort. — Sie drängte ſich weiter durch die Büſche, rufte lauter, aber er hörte nicht. — Verdrüßlich eilte ſie nach Hauße. —

„Jakobine — ſagte ihre Mutter — da iſt ein Päktchen an dich, es ſind Bücher aus der Stadt. „

Jakobine erbrach das Päktchen eilig, fand den vierten Theil von Emilie Sommer, den zweyten Theil von Julie von Hirtenthal und andre Bücher worüber ſie innig erfreut war. Als ſie aber einen Theil des Empfindſamen Maurus Pankrazius Zyprianes Kurt ſah, warf ſie ihn auf die Erde, hob ihn wieder auf, wanderte in die Küche und ſchmiß ihn ins Feuer. — O! dachte ich bey mir, wenn du wüßteſt was deinen Frieden diente. — Nun laß ſie eifrig, exzerpirte, weinte, lachte, und empfand kurz und gut zu ſagen, alles was ſie las, im eigentlichſten Verſtande.

Einſt fuhr ſie auf ein benachbartes Gut, eine ihrer guten Freundinnen zu beſuchen. Als ſie aus den Wagen ſtieg und ihre Freundin ſie ſo innig als eine Rebe einen Ulmbaum umfing, kam ich aus meiner Lage und blieb neben dem Wagen liegen.

Ein kleiner Junge fand mich, er nahm mich zu ſich und gieng nach Hauſe. Sein Vater, ein Bauer, ermahnte ihn mich aufs Schloß zu tragen und ſich zu erkundigen ob mich jemand verloren hätte. — Der Junge lief zurük und fragte auf dem Schloße nach. — Ein Bedienter nahm ihn ſeinen Fund ab, gab ihn ein paar Pfennige und ließ ihn laufen.

Der Bediente war unter dem Geſinde des Schloſſes der Petitmaitre und ſeine Zuneigungen giengen beſonders auf Jungfer Elſen die Köchin. Dieſe war nicht ſo grauſam als ſie ſchön war, und man redete ziemlich laut davon daß ſie dieſen zärtlichen Adonis, ſo gut als den Herrn Baron begünſtige. — Dieſer artigen Jungfer machte der Bediente ein Präſent mit mir. — Hier lag ich lange in einer Lade verſchloſſen, und hätte ganz gewiß mein junges Leben verlohren wenn ich Eſſen und Trinken zu Erhaltung deſſelben nöthig gehabt hätte. —

Einſt wurde die Thür der Kammer, in welcher ſich mein Gefängniß befand, eilig geöfnet und wieder abgeſchloſſen. Es kamen zwey Perſonen in die Kammer welche ziemlich vertraut mit einander koßten. Sie ſezten ſich auf die Lade in welcher ich mich befand. Im Anfang war das Geſpräch leiſe, es wurde aber immer lauter. Die Bewegungen wurden immer heftiger, und am Ende brach der Deckel der Lade ein.

„Nu ja das iſt ein ſchöner Komers! — komm Elschen aufs Bette!„ —

Ich ſahe die Köchin welche bald mit einen jungen Menſchen ins Handgemenge kam, den ich, ſeiner Tracht und ſeinen Anſehen nach vor einen Studenten hielt. Von welcher Univerſität er war, kann ich nicht ſagen; er hatte ſo ziemlich die auszeichnenden Eigenſchaften aller Univerſitäten an ſich. Das eingebildete, prahleriſche, eines Göttingers, das chevaliermäßige eines Leipzigers, das ſpaßhafte eines Wittenbergers und das edle, trozige manhafte Anſehen eines Jenenſers.

Auf einmal erhob ſich ein ſtarkes Pochen. —

„Mach auf du Hurennikel!„ — ſchrie eine kreiſchende Weiberſtimme. —

„Jeſus Marie! — ſchrie die Köchin — die gnädige Mamma!„ —

„Laß ſie kommen! — ſagte der Student, gieng nach der Thür und öffnete ſie ziemlich gelaßen — was befehlen Sie Mamma?„

„Was? — was ich befehle? — der Hurennikel ſoll zum Hauſe hinaus!„ —

Seyn Sie ruhig ich will Sie beweißen Mamma daß es nöthig iſt, —

„Halts Maul! du biſt mir eben über die Hand gewachſen! warte ich will deinen Onkel kommen laßen! „

Indem kam der Major ſein Onkel dazu und donnerte ein halb Schok Höllendonnerwetter einher. Der Herr Vetter aber gieng ihm auf der Treppe entgegen und ſagte: — „Herr Onkel Sie haben mich beleidigt, Sie müßen ſich mit mir ſchlagen. „ —

„Junge biſt du närriſch! ſagte ſein Vater, — du willſt dich mit deinem Onkel ſchlagen? „ —

Allerdings! — Wollen Sie einen auskujonirten Jungen, zum Sohne haben? —

Was weiter zwiſchen dieſen vorfiel, kann ich nicht ſagen, den die Köchin pakte ihre Sachen zuſammen, und muſte noch dieſen

Abend mit ſammt ihren Adonis dem Bedienten zum Schloße hinaus.

In der Schenke lag ein Werber, von dieſen ließ ſich der Bediente anwerben und Jungfer Elſe folgte ihm zum Regimente nach.

Nicht weit von der Stadt wo die Guarniſon lag, öffnete Elſe ihren Koffer, zog weiße Strümpfe an, ſezte eine andre Müze auf, und puzte ſich aufs artigſte heraus um den Herr Kapitain zu gefallen, und bey dieſer Gelegenheit blieb ich unter einem Kirſchbaume liegen.

Hier lag ich zwey Tage als mich ein Magiſter der Philoſophie fand, und mit nach Hauſe nahm. — Dieſer Magiſter war in eine Tuchmachers Tochter aufs äuſſerſte verliebt. Ihr Vater war reich und hatte ſich mehr mahl verlauten laſſen, wenn ſeine Töchter heirathen ſollte, ſo müſte ſie einen Studierten heirathen. — Es hatten auch würklich ſchon einige um ſie angehalten, aber auch den Korb bekommen, weil ſie deklarirte ſie könnte niemanden lieben als den Himmelsbräutigam; menſchliche Liebe ſey Sünde, und deswegen wollte ſie auch ins Kloſter gehen. — Der Magiſter um ſie des Gegentheils ihrer Meinung zu überzeugen, ſchrieb folgende Schrift welche ihm zugleich als ein Rekommendations-Schreiben und Liebes-Brief dienen ſollte.

Beweiß,

daß die Liebe keinesweges ein ſündlicher, ſondern ſogar ein heiliger und göttlicher Trieb iſt.

Galantes Kind!

Erſchrickſt Du, daß Dich hier ein fremdes Schreiben grüßet
Du Beyſpiel wahrer Zucht, und Kleinod dieſer Stadt?
Ich weiß wohl daß Dich ſtets die Einſamkeit umſchlieſſet
Zu der ein ſolcher Gaſt ſonſt keinen Zutritt hat,
Leg allen Kummer hin Du tugendhaffte Seele,
Und denke dieſer Brief iſt gleich ſo keuſch wie Du:
Ja wiſſe wenn ich Dir mein ganzes Herz erzehle,
Daß ich der Erbarkeit nichts zu entgegen thu.

Mit Schmerzen habe ich vernommen, daß Sie, geliebte und tugendſame Schöne den göttlichen Trieb der Liebe als ein ſündliches Werk anſehen und verdammen; ich habe mich daher entſchloßen, auf etlichen, Seiten durch die Stimmen und Reden groſer Männer des Alterthums und der neuern Zeit, Sie zu überzeugen, und Ihnen zu beweißen, daß die Liebe ein ſchöner und göttlicher Trieb iſt, welchen Gott ſelbſt in unſer Herz gepflanzt hat.

Liebe war es, welche Gott bewegte, daß er dieſe Welt, und Liebe wars, daß er Menſchen auf dieſelbe ſchuf. — Kaum war Adam geſchaffen, ſo ſagte er: es iſt nicht gut, daß er allein ſey, ich will ihn eine Gehülfin geben, und als Eva geſchaffen war ſchrieb er die Worte feſt in das Herz der Menſchen: liebet euch.

Die Tafel war der Menſch, der Schreiber aber Gott, ſagt Hoffmannswaldau ganz richtig. — Nun laſſen Sie uns ſchöne Phillis die Geſchichten durchgehen, werden wir nicht wo wir hinſehen das Glük der Liebe ſehen, welches ſelbſt die Götter ganz in ſeiner Fülle empfanden. *) — Die Liebe welche alles regt und bewegt, iſt ſie nicht der Grund aller Einigkeit und Gleichheit in dieſer Welt? — Ganz wohl ſagt der berühmte Dichter Opiz im Erſten Theile ſeiner Gedichte. Seite 6.

— — der gründet nur auf Sand,
Der nicht auf Liebe baut, die als ein reines Band
Auch die Natur verknüpft. Was hält den Weltkreis wieder?
Warum geht dies Geſtirn in Ordnung auf und nieder?
Wie weiß der Wind ſein Ziel, der Monde ſeine Zeit,
Das Waſſer ſeinen Strand? Dies thut die Einigkeit,
Die Liebe. — — —

Nehmt die Liebe aus der Welt, und es geht alles unter.

Deſce-

---

*) Ipſe deum atque hominum rex, proſequeretur amore. —
Palingenius Zodiac. Vitae. p. 81. v. 17.

Deficeret mundus, pariterque elementa perirent: ſagt Palingenius mit Recht. — Sehen Sie ſchönes Kind an in welcher Ordnung ſich Sterne, Wolken- und Waſſer bewegen, aber nehmen Sie die Liebe weg, dann fällt alles zuſammen. *) — Und warum ſollen Wir uns der Liebe ſchämen?

---

*) Praeterea coelum, tellus, aërque fretumque,
Atque ignis domum totius machina mundi
Hoc ſtatet hoc durat totiam per ſaecula nexu
Nam niſi tantus amor firma compage teneret,
Omnia pugnarent vinclis elementa ſolutis.
Non coelum terris lucem, radiosque calentes
Nec generandarum praeberet ſemina rerum,
Aëra finitimam conſumeret improbus ignis.
Nec tempeſtiuas pluuias demitteret aër.
Nuda foret tellus, aequorque exſtingueret ignem,
Aut igni potius piſcoſum areſceret aequor. etc.

Paligen. Zod. Vitae. p. 32. v. 5-15.

Es iſt die edle Saat ſo von dem Himmel kommen,
und auf der Erde nichts als Zukkerfrüchte trägt,
es iſt der beſte Leim aus Gottes Hand genommen,
ſo Menſch zu Menſchen fügt, und uns zur Luſt bewegt.

ſagt Hofmannswaldau. Mit dieſem Poeten ferner zu reden:

Die Lieb' iſt ja ein Werk ſo aus den Himmel kommen,
und ſo der Erdenkreis mit Luſt hat angenommen,
wer reine Liebe haßt, liebt Gott und Menſchen nicht!

Dieſe leztern Worte wollen wir uns wohl behalten und nicht eine ſolche ſchwere Sünde begehen, und unmittelbar indem wir Liebe haſſen, Gott und Menſchen nicht lieben. — Da es alſo ausgemacht iſt, daß der, welcher Liebe ſucht, etwas göttliches ſucht, *) ſo wollen wir mit Opiz ſagen:

Liebe nun, wer nur zu lieben
rechten Fug und Mittel hat;
Es iſt keine ſolche That,
die verboten iſt, zu üben.
Liebe wer da lieben kann.

Schauen Sie über ſich, und unter ſich geliebtes Kind, ſo werden Sie finden daß alles liebet was Sie nur ſehen. — Hören Sie Hoſſmannswaldau's poetiſche ſchöne Art ſich zu exprimiren, darüber:

Es trauert Cynthia, wenn Phöbus ihr
gebricht,
ſie zeucht ihr Silber ein, und läßt den
Schmerzen blicken,
Der Phöbus ſchenket auch der Erden Kraft
und Licht,
und will ihr Schooß und Bruſt mit Frucht
und Blumen ſchmüken.

---

*) — — — qui quaerit amorem
Rem quaerit divinam. — —
Paling. Z. V. p. 81. v. 15.

Der Sternen reiner Zeug, das ungezählte Heer,
fühlt auch den Liebes Zug, ſie kommen öft zuſammen,
es dringt der heiße Brand auch in das kalte Meer,
und aus der tiefen See entſtehen Liebes-Flammen.
Es muß der Erde Bruſt der Liebe Schauplaz ſeyn,
es läſt der kühne Löw die Liebe ſich bezwingen,
Die Bäume lieben auch, es liebet Stahl und Stein,
und jeder Vogel will verbuhlte Lieder ſingen.

Ohne die Liebe iſt nichts ſchön, *) ſie allein läutert die Gedanken, brütet die mächtigſten Triebe, erweitert den Mut, hat den Siz in der Vernunft, und iſt die Steige auf welcher man zum Himmel ſteigt, woſelbſt ſelbſt die Engel lieben **). Da es

---

*) — Sine amore — —
Nil eſt iucundum. — —
Horat. Epiſt. VII. L. I. v. 65.

**) *Milton* Paradiſe looſt. - Book, VIII.

es nun alſo ſchönſtes Kind mit der Liebe ſo beſchaffen iſt, warum ſollten Sie nicht lieben? warum ſollten Sie nicht den Triebe folgen, welchen Gott ſelbſt in unſer Herz gelegt hat? —

Legen Sie die vorgefaßte Meinung ab, und bieten Sie willig Ihren ſchönen Nacken dem ſanften Joche der Liebe dar. — Vergeſſen Sie nicht daß ich der glückliche war, der Sie auf andre Gedanken brachte, und nehmen Sie das was ich ſagte mit der Gütigkeit an mit welcher ich wünſchte daß es aufgenommen würde.

Ich wünſche nichts ſo ſehr, als Deine Gunſt zu haben,
Wer ſo ein Kleinod küßt, der iſt des Himmels Kind,
Und kann ſich wohl vergnügt in ſeiner Arbeit laben,
Weil er ein Paradies in ihrer Anmuth find't.

Ich werde Dir forthin viel tauſend Küße ſchenken,
Das iſt das Himmel-Brod ſo Dich erquicken ſoll,
Und willſt Du nun mit mir auf gleiches Labſal denken,
So bin ich, gleich wie Du, des Himmels Seegen voll.
Von Roſen will ich Dir die Wege zu bereiten,
Kein Tritt, ach glaube mir, ſoll Dir beſchwerlich ſeyn,
Nur laß uns beiderſeits ins Ehebette ſchreiten,
Und ſtimm in meinem Wunſch mit einem Jawort ein,
Dein Vater läßt ſein Wort aus ſeinem Munde hören
Der Mann auf welchem ſich mein Heil gegründet hat.
So wirſt Du gleichfalls auch mich Deinem Willen lehren,
Kraft deßen ſchließ ich nun das hofnungsvolle Blat.

Der bis zum Sterben verliebte Magiſter laß ſich dieſen Aufſaz drey bis viermal clara voce vor, kommunicirte ihn auch ſeinen Freunden, und ſchikte ihn endlich an die Vielgeliebte ab. — Sehnlich hofte er auf Antwort, wie ein junger Autor auf günſtige Antwort eines Verlegers ſeiner Gedichte, oder ſeines durch Fünf Aufzüge durchgeſchleppten Luſtſpiels bey welchem man eher weinen als lachen möchte. — Endlich kam die längſtgewünſchte Antwort. Der entzükte Magiſter drükte der ſchmuzigen Magd, welche Ueberbringerin des längſt erſeufzten Antwortſchreibens war, ein kleines Trinkgeld in die Hand, öffnete gierig den Brief und ſahe folgende Schrift:

Herr Magiſter.

Sie ſind allzugütig geweſen mich von der Göttlichkeit der Liebe zu überzeugen, ich habe Ihren Rath befolgt und liebe nun. Ich hoffe ich werde die Ehre haben Sie eheſtens auf meiner Hochzeit zu ſprechen.

Beſtürzt laß der Magiſter den Brief dreymal hinter einander durch und gieng voller Gedanken einher, daß die Stube unter ſeinen Fustritten erzitterte. Wiewohl der Brief ſo ziemlich deutlich dünkt mich abgefaſt und ganz ſubtil mit einer der ſchönſten geflochtenen Reſolutionen *) verſehen war, ſo glaubte er doch, wie z. E. die Abgeſanden eines Königs zu dem delphiſchen Orakel, aus dem Ausſpruche noch etwas anders als den mit Worten ausgedrukten Sinn, heraus klauben zu können. — Er ſaß lange damit in dem Grosväterſtuhle, laß alle Worte einzeln, legte Akzent drauf, rekapitulirte, und kurz, er verſuchte alles, was nur irgend ein Auflöſer einer geheimen oder räthſelhaften Schrift verſucht hat, um das Geheimniß den Buchſtaben des Schreibers zu entwinden. — Alles aber war vergeblich. — Er ſchloß den Brief ein, nahm mich und gieng in die Kirche der lieben Jungfrau, um daſelbſt ein andächtiges Vater-Unſer zu beten und die Hochgebenedeite Jungfrau anzurufen ihn in dieſer jungfräulichen Sache zu helfen. —

Kaum hatte er eine Viertelſtunde innig ſeine Seelennoth der unbeflekten Jungfrau

---

*) Vulgo Korb. Anmerk. des Herausg.

frau erzählt, als der angebetete Gegenſtand ſeiner Liebe gleichfalls in die Kirche trat. Sie fiel nieder und betete ſo andächtig daß der Magiſter voller Seelenzerknirſchung bey ſich ſtammelte:

> Seh ich bey des Tempels Harmonien,
> ihr Geſicht von Seelenandacht glühen,
> ach! ſo wähnt mein hochgetäuſchter Blik,
> eine Himmelsbraut in ihr zu ſchauen.
> Mir entſinket alle mein Vertrauen
> und die Liebe bebt vor ihr zurük *)

Noch ſtaunte er und wuſte nicht wie ihm war, als ſie aufſtund und fortgieng. Eilig machte er ſich auf ihr zu folgen, und ließ mich liegen. —

Eine kleine Blondine kam, betete, ſah mich liegen und nahm mich mit ſich.

Henriette ſo hieß dieſe Blondine, war kaum etwas über die Jahre in welchen der Sachſenſpiegel und andre Teutſche Rechte die Damen vor Mannträgerin

nen

---

*) Bürgers Gedichte. S. 26.

nen *) erklärt, als ſie auch ſchon von einen Schwarm Anbetern umflattert war. Sie war etwas klein, hatte einen kurzen Hals, blonde Haare, blaue Augen, kurze Finger, breite Füſſe, und eine Taille, welche der Taille der flinkſten Bauerdirne nichts nachgab. Ich habe ſchon geſagt, daß ſie viele Anbeter hatte, und daß manchmal groſer Zweifel in Anſehung der Wahl, durch die Poſtſtraßen ihrer Seele **) fuhr. — Aber dieſe Anbeter waren keinesweges angeſehene junge Buhler, ⁂) ſondern es war ein Schwarm von Schreibern, Rechnungspürſchgen, Mahlerknaben, Kaufmannsdienern und Goldſchmids-Geſellen. — Sie war in Anſehung ihrer Leibesbezeigungen ſehr freigebig, und beglükte jeden mit dem Sold der ſüſſen Miene, ſo lange bis ſich ihr ein neuer Gegenſtand ihrer Liebe anpräſentirte. Ihr Lächeln war, nochmals mit dem Herrn v. G. — zu reden, ein Kranz welcher den ſauerſten Wein anzeigte *) und ihre Augen waren Augen welche Minneſold allen verſprachen. — Endlich kam ſie durch viele glaſirte und unglaſirte Handſchu, in die Hände eines Studenten. — Schade wars bey alle dem um die Phiſiognomie dieſes Menſchen, welche nach Lavaters goldenen Regeln einen heimtükiſchen, flatterhaften, ungetreuen, furchtſamen, und gemeinen Freund und Liebhaber anzeigte, denn er war ſonſt ziemlich wohl gebildet und zierlich gewachſen. Aber dem Namen Student welchen er führte, machte er auch nicht die geringſte Ehre ſondern eben ſo eine Schande als ein dummer Spizbube ſeinen Metie, wenn er ſich über den erſten Diebſtahl paken und hängen läſt.

---

*) Ein juriſtiſcher Ausdruk welchen der Roſenkranz bey irgend einem Juriſten muß aufgeſchnappt haben. Anmerk. d. H.

**) „Die Fünf Sinnen ſind die Poſtſtraſſen zur Seele,„ pflegte Herr v. G. — zu ſagen. — S. Lebensläufe nach aufſteigender Linie. 3 Th. 2 B. S. 173.

⁂) Dieſes Wort in guten alten, und nicht neuern Verſtande genommen. —

Es würde ekel ſeyn Ihnen noch vieles von dieſer läppiſchen und unreifen Liebſchaft

---

*) Lebensl. nach aufſt. Linie. 3 Th. 2 Band. S. 231.

zu erzählen, denn wenn ich Ihnen noch viel von der Lebensart ſowohl der Jungfer Henriette als des Herrn *) Studenten erzählen wollte, ſo würde gewiß, eine ſolche heftige Nerven Erſchütterung bey Ihnen erfolgen als einſtmals Sir Schnirkel, — ein erklärter Liebhaber, und Schreiber „, welcher je zu weilen den Tag ſeinem Fürſten dreißig Bogen Papier verſchrieb, auf welchen immer weiter nichts, als die Worte: Durchlauchtigſter, ſtunden, wenn er ein Schreiben abkopiren muſte, — bekam, da er bey einer Mondhellen Nacht Henritten die ganze Florſchürze durch ſeine Exkremente parfumirte. — Ich ſelbſt war vergnügt daß ich von dieſer blondgelokten Kokette en miniatur, wegkam, — und dieſes geſchah alſo. — Henriette gab einſt einigen ihrer guten Freundinnen und Geſpielinnen einen Kaffee Schmauß bey welchem ſich die deklarirten Lieb-

---

*) Man ziehe hier, erklärungsweiſe das Italieniſche Sprichwort zu Rathe:

Al gatto del Papa
Si dice Monſignore.

Liebhaber der Schönen fleißigſt einfanden.— Es wurde ein Pfänderſpiel geſpielt, und als ſie im beſten Spielen waren vereitelte die Ankunft ihres Vatters den Liebhabern allzumal den ſüſſen Mundſchmaus welchen ſie ſo gierig hoften. Einer retirirte ſich da, der andre dort, hinaus. Ich war zu einem Pfande von Henrietten gegeben worden, und der gepuzte Liebhaber meiner Dame, verbarg mich in aller Eil, indem er einen Sprung 2 Stok hoch auf den Miſt wagte, in ſeine Taſche.

Mit beſchmuzten Strümpſen und halb verrenkten Läuſten, lief der zierliche Stuzer davon und überlies ſeine Dame dem Zorne ihres exemplariſchen Vaters. —

Voller Beängſtigung riß er ſein weißes, mit einer rothen Kante geziertes Schnupftuch aus der Taſche, ſich den Schweis welchen ihm die Angſt abgejagt hätte abzutroknen, und ich fiel aus der Taſche auf die ſpitzigen Kieſelſteine der gewölbt gepflaſterten Gaſſe. —

Einer von denen, bey dem Kaffee-Schmaus verſammelten Liebhabern, der obengenannte Sir Schnirkel welcher eben voller Angſt die Gaſſe hinauf ſchnellte, fand mich, und ſtekte mich in ſeine Taſche.

Als er zu Hauſe ankam, warf er ſich betrübt aufs Bette, und ließ ein paar empfindſame Zähre über ſein ſchwarz gelben Wangen laufen, — Als dieſes ein paar Minuten gedauert hatte lief er voller Verzweiflung in ein der Stadt nahe gelegenes Wäldchen. — Hier lag er einige Minuten als ein aufmerkſames Pferdegetrappel ihn ſeinen Gedankenmeere entriß. — Sechs Studenten galoppirten ſo mächtig einher, daß die Thiere, wenn ſie Bileams Eſelin, oder Xantos und Balios *) geweſen wären, gewiß denſelben zugeredet würden haben, ſie zu ſchonen. Ehe man ſichs verſah fiel der eine, welcher ſowohl bezecht als je Vater Silen war, vom Pferde. — Die Gruppe war lächerlich, und Schnirkel konnte ſich ſeiner trau-

---

*) Die Pferde Achills. Nicht Xantos und Podargá, wie S. 10. dieſes Büchleins aus Verſehen ſteht. Podargá war nur die Mutter dieſer edeln Thiere. Homer Iliad. L. XIX v. 396.

traurigen Lage ungeachtet des Lachens nicht enthalten. — Aber dieſes nahmen die wohlbezechten Muſenſöhne dergeſtalt übel daß ſie insgeſamt von den Pferden ſprangen, über Schnirkeln herfuhren, und mit ihren Hetzpeitſchen ihn dergeſtalt durch walkten, als nimmer ehemals die Yangueſer[*] den manhaften Ritter Don Quixot nebſt ſeinem edlen Schildknappen Sancho Panſa. — Gleich dieſem lag der wohldurchwalkte, ohnehin liebe kranke Purſch wie ein Froſch da, und beſeufzte ein über das anderemal das unglükliche Abentheuer.

„Verhaſter unglüklicher Tag!„ — rufte er von Leibes und Seelen Schmerzen beängſtigt aus. — Tag erſchreklicher Begebenheiten! Ach meine Lenden! — Mein St —! — Mein Rüken! — Himmel erbarme Dich! —

Unter den hin und herwälzen dieſes wohlzerwalkten Papier Verderbers, fiel ich aus

---

[*] Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixote von Mancha 1. Th. S. 170.

ſeiner Taſche, und als er ſich endlich aufhalf, und zur Hälfte krum blieb, wie ein türkiſcher Bogen, blieb ich liegen. — Endlich ſchlich er ſich unter vielen Seufzen fort.

Ich lag unter dem Baume, und war alſo eine verlaſſene Sache welche ſich wieder nach einem Herrn, wie Henriette nach einem neuen Buler umſah. — Kaum hatte ich etliche Stunden da gelegen als mich ein Jägerpurſch fand, in ſeine Taſche ſtekte und mit ſich nahm.

Er kam ſpät nach Hauſe. Hier erzählte er der Tochter ſeines Herrn des Förſters, ſeinen Fund, und ſchenkte mich ihr. Dieſe nahm das Geſchenk mit Dank an, und er bekam davor dieſen Abend auch den gröſten Eierkuchen.

Die Jägers Tochter, meine neue Beſizerin, war ein gutes etwas rundes dikes Mädchen, welche fühlte daß ſich etwas in ihr regte, welches ihr ſo laut Liebe predigte, als der Herr Paſtor X — — ſeinen Zuhörern Poſtillen Saft. — Die gnädige Frau war ihre Pathe, und ſie hatte von dieſer in der Taufe den Namen Helena empfangen, welchen aber ihr Vater, ihre Mutter war geſtorben, lieber in Lenchen transmutirte. — Schön war ſie nicht, aber ſie hatte zärtliche Augen welche ſo einladend waren als der Kranz vor einem Hauſe wo man auf einer Tafel allenfalls auch noch zum Ueberfluß geſchrieben ſieht: Hier ſchenkt man Wein. — Ihr Haar war ſchwarz wie die Nacht, und es war ſchon manche liebetrunkene Seele in das Pech ihrer Augen getaumelt, und drinne kleben geblieben. Ihre Arme waren rund, aber ungeachtet ihrer ziemlichen Unvollkommenheit, war ſie, mit Wieland zu reden. *)

— — friſch und voller Saft,
Doch, wie die Heldin der Iliade
von Hals und Bruſt ein wenig ammenhaft.

Ihr Vater war ihr, wie er ſich ſelbſt auszudrüken beliebte, ſehr auf dem

---

*) Der Neue Amadis. 1 Th. S. 159.

dem Dache, um das goldene Vlies ſeines Lenchen's zu bewahren. Aber wer vermag ein muthiges Füllen zu halten? — Es ſprengt fort, bis es ein Reuter findet der es bändigt und zahm macht. — Der gute Förſter mochte Lenchen ſo gut auf dem Dache ſeyn als es irgend ein Vater ſeiner Tochter war, ſo halfs doch nichts. Amor iſt ein liſtiger Geſell, und wenn ihr Väter eure Töchter verriegelt, verſchlieſt, und ſo gar nach löblichen Gerichtsbrauch verſiegelt, ſo fürchte dich nicht junger Adonis, Amor bahnt dir gewiß den Weg.

> Scheut Amor ſich vor Salomonis Siegel?
> die Pforte mag geſperrt, bewacht, verriegelt ſeyn,
> im Nothfall bringt er euch durchs Schlüſſelloch hinein. *) —

Ein flinker Jagdjunker aus der Stadt, welcher nur allzugern Mädchen als jagdbare Stüke betrachtete, und dem ſein von gar allzuwohl vor dem wohlverdienten Vatertitel ſchüzte, machte auch auf Lenchen Jagd.

---

*) Idris. III. Geſ. 47. Stanze.

Jagd. — Zu meiner Zeit fieng ſich die Bekanntſchaft nicht erſt an, ſondern ſie muſte ſich ſchon vorher angefangen haben. —

Lenchen gieng ins Holz Erdbeere zu ſuchen um auf den Abend ihren Vater eine Erdbeerſupe *) zu machen. — Sie hatte ſich nahe an der Straſſe welche durch den Wald gieng, niedergeſezt. Auf einmal erblikte ſie einen Reuter im funkelnden Jäger Geſchmeide, und erkennte den zierlichen Jagdjunker.

„Lenchen! — Ey liebes Lenchen was machſt du da?„ rufte Er ihr zu und ſtieg vom Pferde.

Erdbeere will ich ſuchen gnädger Herr!

„Ich will Dir ſuchen helfen.„ —

Ach behüte Gott das ſchikt ſich nicht vor Sie. —

„Nu warum denn nicht? — Liebes Lenchen!„ —

---

*) Ein ſchwäbiſcher Ausdruk. — In Thüringen: Erdbeerkalteſchaale. A. d. H.

Pfui! doch! — Es könnte es jemand ſehen.

„Ich helfe Dir Erdbeere ſuchen, wem geht das was an?„

Ach nein doch!

„Sieh doch die Erdbeere alle, dort in dem Buſche.„

Lenchen eilte hin, der Jagdjunker nach. — Sie waren, — ſie wollten. —

Aha! ich verſteh dich ſchon lieber Roſenkranz! — ſagte der Leutnant Silberſtrom.

Die Minuten waren zu ſchön man wünſchte ſie zu Stunden, und die Möglichkeit verlohr ſich durch neue Ueberraſchungen.

Noch lagen beide Arm in Arm ſüſſer Wonne trunken, als ein donnerndes: „Hol euch der Teufel! ihr“ — ſie aus den ſüſſeſten Wonneempfindungen zu den ſchreklichſten Szenen hinriß. — Lenchens Vater, auſſer ſich vor Wut, reſpektirte nicht das freiherrliche Jägergeſchmeide, ſondern walkte mit ſeiner Hezpeitſche den entzükten Ritter weidlich durch. — Unter dieſer Zeit entfernte ſich Lenchen voller Verzweiflung, lief tiefer in den Wald, und verlohr mich aus ihrer Ficke.

Nunmehr komme ich auf meine Wanderung. — Zwar iſt ſie nicht mit jener großen und allgemeinen Völkerwanderung, oder mit der Wanderung der ewigen Wandeler, der Vandalen, zu vergleichen, aber es iſt doch eine merkwürdige Wanderung, aus Schwaben nach Franken.

Ich lag noch da als die Nacht ſchon ihren ſchwarzen Mantel rund um verbreitet hatte.

Ringsum lag alles ſchlummertrunken,
und durch den ganzen Wald wars ſtille
wie im Grab *).

Auf einmal erhob ſich ein Lärm und ein Getöſe, daß ich zuverläßig in Ohnmacht geſunken wäre, wenn ich eine

Dame

---

*) Oberon. II. Geſ. 17. St.

Dame wär. Alle Erzehlungen vom wüthenden Heer und wilden Jäger, ſtellten ſich mir aufs lebhafteſte vor, und ich war auf dem Punkte allen Geiſterſehern und Geiſtervertheidigern Beyfall zugeben, die Fahne des Hrn. Hofrath Hennings zu verlaſſen, und mich unter die Kompagnie und Fahne des Herrn Paſtor von Roda zu begeben, und mich nebſt ſeiner Guarniſon hinter die alte zerſtörte Geiſterſchanze zu verpalliſadiren, als ich bald die Urſache meines Schrekens inne wurde. — Ein Schwarm Zigeuner mit Sak und Pak mit Weib und Kindern zogen einher, machten Feuer, ſezten ſich zu Tiſche, ſchlieſen, und lebten wie es gehen wollte.

Eine junge ſchwarzbraune Zigeunerin, welcher zu Ehren gewiß mancher Dichter ſeine Leier geſtimmt hätte, fand mich und nahm mich zu ſich. — Sie hatte ſogar, wie ich ſo von ungefähr hörte, den berühmten Magiſter Kindleben zum Anbeter gehabt, welcher ihrentwegen von den liebloſen Zigeunern ſehr unbarmherzig behandelt

handelt worden war, aber mitten unter ſeinen Leiden ausgeruſt hatte:

Οὐ νεμέσις — —
Τοιῆδ' ἀμφὶ γυναικὶ χρόνον ἄλγεα πάσχειν.
Αἰνῶς ἀθανάτησι θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν *).

Ihnen die Lebensart der Zigenner zu erzählen, halte ich vor überflüßig, ich will alſo nur ſagen: daß ich mit dieſem Schwarme aus Schwaben nach Franken zog.

Mir

---

*) Homer. Iliad. L. III. v. 156. ſeqq. Nach Gr. Stollbergs Ueberſezung (Ilias. Geſ. III. v. 156. ſ. ſ.

Traun! es iſt nicht zu verübeln — —
— — ſo viel ob ſolches Weibes zu leiden!

Den Unſterblichen gleichet ſie ſchier an ſchöner Geberde. —

— Wir kamen ins Würzburgiſche Gebiet in welchem ich mich zu befinden die Ehre habe. Hier wurde ich von der Zigeunerin an einen herumziehenden Juden gegen eine Schnur Glaskorallen vertauſcht.

Von dieſem Juden kaufte mich, Gn. Frau Ihre Köchin, dieſe hatte ein kleines Tete a Tete mit dem Jäger, und ließ mich auf der Raſenbank liegen, wo Sie mich fanden. — „Gewiß — ſagte der Leutenant — du haſt ſonderbare Abentheuer gehabt, welche werth wären, beſchrieben oder beſungen zu werden.“

Ergreifen Sie die Feder Herr Leutnant — ſagte die Frau von Dunkelgrün — und verſchaffen Sie ſich durch Beſchreibung der Abentheuer des Roſenkranzes, eine Stelle im Gelehrten Teutſchland.

„Sur ma parole! ich wills thun. — Aber wo werde ich einen Verleger zu dieſem Werkchen finden?“ —

O darum laſſen Sie ſich nicht Leid ſeyn, ich will meinem Bruder dem Hofrath ſchreiben, dieſer ſoll Sie einen verſchaffen.

„Eh bien! Morgen will ich anfangen und Deine Geſchichte ſchreiben, lieber Roſenkranz.“

Vor jezo will ich Dich einſchließen, und bey mir behalten, ſo lange ich lebe.

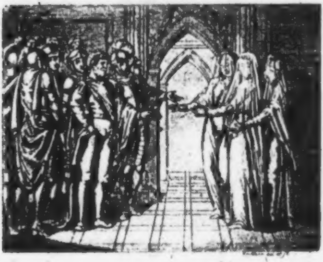
Hiermit nahm die Frau von Dunkelgrün unſern Roſenkranz und ſchloß ihn in ihren Schrank.

Der Roſenkranz ſah nun nichts von der Szene, welche gewiß beneidenswerth war. Doch — mit Wieland zu reden:

Für weiſe Leute, welche nie
wi's unſerm Helden war, erfuhren,
nicht für die Catons nur, ſelbſt für die Epikuren
von kalten Blut und träger Fantaſie,
klingt nichts ſo kühl, als die Figuren
verliebter Schwärmerey. — Gut wir verſchonen Sie.
Wir ziehn den Vorhang zu vor neidenswerthen Küſſen
die Herren brauchen auch was Idris thut nicht wiſſen.

Abentheuer
des
Ritters Palmendos.

2685



Leipzig,
bei Karl Friederich Schneidern.
1784.

An

den Herrn

Geheimen Sekretär

Schmidt

zu

Weimar.

Ein Zauberſchleier windet
um meine Sinnen ſich,
die holde Muſe kömmt und bindet
ein reizend Zauberband für mich.
Sie wiegt mich ein, ich träume
mit wachendem Gefühl
und ſeh entzückt in weite Räume,
und ſeh entzückt ein froh Gewühl
der Ritter und der Damen
voll Zärtlichkeit und Treu. —
Mal Muſe itzt in meinem Namen
die Edeln kühn und frey. —
Umpanzert ſchlägt in ihrem Buſen
ein zärtlich Herz voll Liebestreu.
Es lächelt Zipris, und die Muſen
lockt ihr Geſang herbey.

Die Finger, welche ſich um eine Lanze
ſchließen,
ſich um die Schwerder drehn,
ſeh ich ſo leicht, als wie mit Roſenfüßen
die Zephyrs über Blumen gehn,
in Saiten wühlen um ihr Leid
und ihre ſanfte Zärtlichkeit
der Liebſten zu erzählen,
um deren Liebe ſie ſich ſo zerquälen. —
Ein zärtlich treuer Ritter,
der ſeiner Dame wegen, manche Splitter
der Lanze ſeines Gegners geſehn,
voll Stolz, voll Zärtlichkeit,
treuliebend, und voll Tapferkeit, —
gewiß, dieß Bild iſt ſchön! —
Mit reger Zärtlichkeit
ſeh ich der Dame ſchöne Hand,
wie ſie den Kranz, den ſie ſelbſt wand,
zum Danke ihrem Ritter beut. —
Ich ſah den Stolz in ihren Mienen,
ſie ſieht von einem Ritter ſich bedienen,
der würdig wär, bedient zu werden
von manchem König dieſer Erden. —

Sie beugt den Kopf zurück und ſpricht:
„Ich dank Euch Edler! — Meine Pflicht,
ſpricht Er, iſts, ſchöne Dame, Euch zu ſchützen;
auf jeden Wink bin zu verſprützen
ich mein Blut für Euch bereit! —
Dieß ſagt er wild, und ſetzt hinzu voll Zärtlichkeit:
„Euch zu bedienen„! —
Ha, welch ein Blick! er dringt durch Adern und Gebein,
ſchleicht tief ins Herz ſich ein,
und offenbaret ſich in Mienen. —
Noch ſteht entzückt der wackre Rittersmann
und ſieht entzückt die Dame an,
als ihn ein Handſchuh *) in die Schranken
ruft. — Er ſchließt den blanken

---

*) Das bekannte Zeichen, womit ein Ritter dem andern ſeine Ausforderung zu erkennen gab.

Helm, nimmt Schild und Schwerd
und ſeine ſtarke Lanze,
Schwingt ſich aufs Pferd
und eilt zum Kampf, als wie zum Tanze. —
Die Dame ſieht ihr Band von ſeinem Helme wallen,
ſieht dem Beſchimpfer ihrer Schönheit fallen,
und jauchzt. — Sie öffnet ihre Arme
und drückt an ihre warme
Bruſt den Lieben, ſagt ihm voll Entzücken
mit ſüßen Liebesblicken
Dank. — Sie ſieht ſein Blut und windet
raſch ihren Schleier los, verbindet
des Ritters Wund' und pflegt
mit liebevollem Eifer ihren Ritter,
und hebt und trägt
mit einer Sorgfalt, die ein Dritter
wohl gar verlacht, anbey,
was ſie vermag. — Sind ſeine Wunden heil,

wird ſie ſein Weib. — O welch ein ſchönes Theil! —
Hab ich geſchwärmt? — ich dächte nicht. —.
Der Muſe-Fackel zeigte mir im Licht
die Freuden jener Zeiten
in ſelger Dämmerung von weiten.

Sie wiſſens ſchon was jene Zeiten
für mich für Reiz, für ſüße Freuden,
für Seligkeit und Wonne haben. —
Sie wiſſen ja, die Menſchen laben
ſich gern ſo innig recht an einer Sache. —
So laben arme Schwache
ſich gern an einem Zipfel
Reliquie vom Mantel eines Heil'gen,
und andre an der Gegend, auf dem Gipfel
eines Bergs, — an Veilchen —
labt ſich wohl eine Schöne, —
die andre, wenn ſie Flötentöne
im ſtillen Haine hört,
wo nichts, als der Geſang der Nachtigall
und das Uniſono von einem Waſſerfall,
in ihrer Phantaſie ſie ſtöhrt, —

Ein andrer ſchwebt ſo ſelig
in ſüßer Himmelsluſt,
es hebt voll Wonn' allmählig
ſich ſeine volle Bruſt,
er ſieht des Freunds der Liebe,
des Mondes, Dämmerlicht
macht zum Vertrauten ſeiner Triebe
ihn, weiht ihm ein Gedicht. —
So zieh ich gern den Schleier
der holden Phantaſie
um meine Sinne, — nie
athm' ich entzückt und freyer,
als wenn in jene Zeit
der alten edeln Ritter ich blicke hocherfreut. —
Das wiſſen Sie und leſen
gern, was ich davon ſchrieb; —
Sie lächeln all dem Weſen. —
Behalten Sie mich lieb! —

V * * * s.

Abentheuer
des
Ritters Palmendos.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Lange war ſchon die verliebte Königin Malkanta von Tharſes mit Liebe gegen den edeln Palmerin von Oliva entzündet, und wurde endlich ihres Wunſches gewährt, vermöge des mächtigen Zaubertranks, drey Nächte die Umarmung des wackerſten Ritters, der Blume und den Spiegel der Ritterſchaft, zu genießen.

ßen. *) — Palmerin verließ ſie, als der Zauber verſchwand, und hinterließ ihr die Frucht ſeiner Umarmungen, den wackern Ritter Palmendos, welchen ſie neun Monathe nach ſeiner Abreiſe gebahr. —

Ich habe mir vorgenommen, meine Leſer mit der Geſchichte dieſes Heldens zu unterhalten, ob ich die Pflichten meines Verſprechens erfülle, mögen ſie ſelbſt beym Ende der Geſchichte entſcheiden. Es iſt freylich dieſe Geſchichte weder ein Auszug, oder eine Ueberſetzung eines franzöſiſchen, oder italieniſchen Ritterromans, noch weniger Nachahmung irgend einer Geſchichte dieſer Gattung — dieſe Abentheuer ſollen ein Original ſeyn. — Eine ſonderbare Sache iſts freylich, daß ein Romanzier des XVIII. Jahrhunderts es übernimmt die Geſchichte eines Ritters, der wenigſtens nicht lange darnach, oder wohl gar zu den Zeiten der Tafelrunde, ſein Weſen trieb, — denn leider läßt ſich dieſes ſo genau nicht beſtimmen, da es um die Chronolo

---

*) Dieſes wiſſen unſre Leſer ſchon aus Palmerins Geſchichte ſelbſt. — S. Biblioth. d. Romane XI. Th.

gie der Verfaſſer der Ritterbücher eben ſo mißlich, als um die, der Dichter, ausſieht, — zu beſchreiben. — Aber inzwiſchen iſts einmal gewagt, und wars nicht recht, ſo ſolls nicht wieder geſchehen.

Zweytes Kapitel.

Wie unſer Held ſeine Fahrt antritt.

Kaum war **Palmendos** ſechszehn Jahr alt, als er ſich ſchon bey den Ritterſpielen einfand, nicht ohne Ruhm. Seine Mutter ſah mit Vergnügen, wie ein wackerer Ritter er einſt werden würde. Aber ſie ſah auch zum voraus, welche widrige Vorfälle ihm wegen ſeiner wankelmüthigen Liebe, bevorſtunden. Kein wankelmüthigerer Ritter kann in der Geſchichte in Anſehung der Liebe gefunden werden, als unſer Held. Seine Mutter gieng oft darüber mit ihres Vaters Bruder, den weiſen König Aſior zu **Melitus** zu Rathe, aber beyde ſahen zum voraus, in welches Unheil ihn ſeine unglückliche Leidenſchaft ſtürzen würde, vermochten aber nicht ſein Schickſal zu ändern.

Ihr

Itzt ſah er zum zwanzigſten mal den Frühling, als er ernſtlich begehrte auf Abentheuer umher zu ziehen, und ſich, gleich ſeinem Vater, Ruhm zu erwerben. — Seine Mutter entließ ihn mit vielen Thränen, und ſprach: „Liebſter Palmendos! es geht mir nahe, daß ich nicht vermögend bin, dein unglückliches Schickſal zu ändern. Hüte dich vor den Damen, und zieh hin. — Hier ſind Waffen, feſt gegen Hieb und Stich, ſo lange du ſie beyſammen haſt, ſo bald du aber das kleinſte Stück davon verliehrſt, ſind ſie nicht mehr undurchdringlich. — Und weil es denn einmal nicht anders iſt, und dich deine Leidenſchaft nur noch in größeres Unglück ſtürzen würde, wenn du ſie nicht begnügen könnteſt, ſo nimm von mir dieſe ſechs Ringe an, und verwahre ſie wohl. Keine Dame wird dir, und wenn ſie noch ſo tugendhaft wär, widerſtehen können, wenn ſie einen davon annimmt, und am Finger trägt. — Wenn deine ſechs Ringe verſchenkt ſind, ſo kehre zurück, mein Lieber, und verſuche es nicht, die Damen ohne dieſelben auf die Probe zu ſtellen, ſonſt — doch ich darf dir nicht ſagen, was der weiſe Aſtor in den Sternen las. — Aber ich bitte dich, nimm meiner Vermahnung wahr, und kehre zurück, wenn deine Ringe verſchenkt ſind. Hier ſteht der Zwerg Merindo, dieſer ſey dein Begleiter, folge ſeinem Rathe, den er dir oft nicht vergebens geben wird. — Zieh hin, und vergiß nicht die Warnung deiner Mutter. „ —

Hierauf ſchlug ihn der weiſe Aſtor zum Ritter, und ſchenkte ihm ein Schwerd, welches die beſondere Kraft hatte, daß es keinen Hieb umſonſt that. Er gab ihm noch manche weiſe Vermahnung und den treuen Knappen Arzamo mit auf den Weg. Palmendos ſchwang ſich auf das prächtig geſchmückte Roß, und ritt mit Knappen und Zwerg davon.

Drittes Kapitel.

Das erſte Abentheuer, welches Palmendos begegnet.

Sie waren kaum drey Tagereiſen von Tharſes entfernt, als ihnen ſchon eins der ſonderbarſten Abentheuer aufſtieß. — Sie wurden ſechs ſchön geharniſchte Ritter gewahr, welche eine prächtig gekleidete, in einem Schleier verhüllte, Dame, welche auf einem erhabenen Zelter ſaß, in der Mitte hatten. Palmendos, welcher bey dieſer Dame einen ſeiner Ringe anzubringen hoffte, ſprengte ſogleich die Ritter an, und forderte ſie zum Kampf auf.

„Ritter, ſagte der eine Begleiter dieſer Dame, — was bewegt euch zu dieſer kühnen Aufforderung„?

„Nichts — verſetzte Palmendos ſtolz — als die Luſt, euch die Begleitung dieſer Dame zu erſpahren.„ — Als er dieß ſagte, legte er auch ſogleich ſeine Lanze ein, und rennte den einen Ritter zu Boden. Der zweyte erfuhr gleiches, und die andern viere, als ſie das Schickſal ihrer Gefährten ſahen, ergriffen die Flucht. — Schon war er im Begriff die Dame zu entſchleiern, als ein Ritter in weißen Waffen, ganz mit Blutstropfen beſprengt, querfeld ein, einher jagte, und ſchrie!

„Halt, verwegener Ritter, deine freche Hand von dem Schleier dieſer Dame zurück, oder es koſtet dir dein Leben.„

Palmendos ſchwang ſich auf ſein Roß, legte ſeine Lanze ein, ſeinem Gegner zu begegnen, wurde aber von dieſem ſo unſanft auf die Erde übers Pferd geſchleudert, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Knapp und Zwerg eilten ihrem Herrn zu Hülfe, deſſen Gegner der Dame näher ritt, mit ihr redete, und den beſchäfftigten Dienern des abgeſattelten Palmendos zurief: „Sagt eurem Herrn, daß ich, **Ehrmuth Prinz** von Sachſen, genannt **der Ritter mit den blutigen Zären**, der war, welcher ihm ſein Lendenweh verurſachte.„ — Als er dieß geſagt hatte, ritt er mit der Dame davon.

Palmendos kam endlich wieder zu ſich, und erfuhr den Namen des Ritters, welcher ihn ſo unſanft der lieben Mutter Erde in den Schooß warf. Glühend vor Zorn ſchwur er einen fürchterlichen Eid, nicht eher zu ſeiner Mutter zurück zu kehren, bis er entweder ſeinen ſtolzen Gegner, oder dieſer ihn, des Lebens beraubt hätte„.

Es war ihm unmöglich, dieſen Tag ſein Roß wieder zu beſteigen, er mußte die Nacht mit gequetſchten Gliedern, nebſt ſeiner Geſellſchaft, unter freyem Himmel, zum erſtenmal in ſeinem ganzen Leben, übernachten. — Als aber die Sonne ſich wieder im Meere beſpiegelte, ſtieg er, kraft der Wunderſalbe ſeines Knappens, einem Geſchenk des weiſen Aſtor, wieder ziemlich hergeſtellt auf ſein Roß, und zog mit ſeinen Dienern den Weg, welchen der Sächſiſche Prinz mit der Dame genommen hatte, voller Begierde ſich an demſelben zu rächen.

Viertes Kapitel.

Eins der ſonderbarſten Abentheuer in dieſer Geſchichte.

Sie waren noch nicht zwey Stunden gezogen, als ſie von ferne einen hohen Thurm von weißem Marmor ganz frey, mitten in flachem Felde erblickten. Dieſes neue Abentheuer ſpornte unſers Helden Muth, und ſein Roß an. Er kam zum Thurm, umritt ihn, und ſah nirgends einen Eingang. Der Thurm war glatt, wie aus Elfenbein gedrechſelt, und nirgends eine Oeffnung, als oben etliche Ellen unter den Zinnen, ein kleines Fenſter, zu ſehen. — Palmendos ſchlug ungeduldig, das Eingeweide dieſes Zaubergebäudes zu ſehen, mit der Lanze an daſſelbe, welches einen Klang gab, als ſchmiß er an eine küpferne Platte Auf einmal gukte eine Dame von zauberiſchen Reizen zu dem Fenſterchen heraus, und ſang mit lieblicher Stimme:

Ritter, zieh nur weiter fort,
dein Harren iſt vergebens,
und eile fort von dieſem Ort,
und ſchone deines Lebens.

Als ſie dieß geſungen hatte, entzog ſie ſich des erſtaunten, von ihrer Schönheit bezauberten, Ritters Augen.

„Schönſte Dame, — rufte er ihr nach, — entzieht euer holdſeliges Angeſicht meinen wünſchenden Blicken nicht. — Wer ſeyd ihr? Warum verſchließt ſich eure Schönheit in ein ſo enges Behältniß, da ſie ſich die ganze Welt unterthan machen, und ſie zu ihrem Wohnorte erwählen könnte.„

Umſonſt harrte er auf Antwort. — Ungeduldig klopfte er von neuem mit ſeiner Lanze an den Thurm an. — Die Dame erſchien noch einmal am Fenſterchen, und ſang:

Ritter, ſchone deines Lebens,
wag es nicht, zum drittenmal
anzuklopfen, denn vergebens
iſt dein Wünſchen allzumal.

Die Dame eilte wieder vom Fenſter hinweg, und ließ den ungeduldigen Ritter vergebens auf die Beantwortung ſeiner Frage harren. — Schon war er wieder im Begriff noch einmal anzuklopfen „ich muß wenigſtens ihre Stimme noch einmal hören,„ ſagte er — als ihn der verſtändige Zwerg **Merindo** den Arm hielt und ſagte:

„Wärs nicht beſſer, wir harrten unter jenen Bäumen auf den Ausgang dieſes Abentheuers? — Vielleicht zeigt ſich eine Gelegenheit, eure Wünſche zu befriedigen.

Palmendos erinnerte ſich des Befehls ſeiner Mutter, dem Rathe des Zwergs zu folgen, und nahm den Vorſchlag an. Sie lagerten ſich unter die Bäume, ſahen aber den ganzen Tag bis auf den Abend einem Aufſchluſſe dieſes Abentheuers umſonſt entgegen.

Es wurde Nacht. Palmendos Ungeduld trieb ihn näher zum Thurme. Arzanto folgte ihm und der Zwerg Merindo blieb unter den Bäumen bey den Pferden. Es war eine fürchterlich dunkle Nacht. Es leuchteten weder Mond, noch Sterne. Rund um war alles finſter, nur der Glanz des Thurmes, und das Licht aus dem Fenſterchen deſſelben, durchſchimmerten die Dunkelheit. Palmendos warf ſich nahe an dem Thurme nieder und hinter ihm ſein Schildknapp.

Das Getrappel eines Roſſes machte ſie aufmerkſam. Es kam näher. Beyde lauſchten voller Erwartung. Gerade unter dem Fenſterchen, hielt, wie ſie am Schimmer der blinckenden Waffen erkannten, ein Ritter, und ſtieg vom Pferde ab. Er ſtimmte einige Zeit eine Zither, und ſang endlich voller Bewegung:

Ach wie lange ſoll ich weinen?
ach wie lange Liebespein
leiden um dich, und ergeben,
Dir ſtäts treu und willig ſeyn?

Ja von Marmor, wie die Wände,
welche dich umſchließen, iſt
kalt und hart dein Herz, dich rühren
Thränen nicht, die der vergießt,

Der mit Leib und Seele eigen
dir zu Willen iſt, und gern
gäb ſein Leben vor dich, aber
ihm erſcheint kein Hoffnungsſtern.

Miß die Thränen, die ich weinte,
ſchon um Dich, — es faßt ſie nicht
dieſer Helm auf meinem Haupte,
keine Zunge zählt ſie nicht.

Ach erbarme dich, Geliebte,
über mich, zu deinem Ruhm
häng ich die bethränten Waffen
in der Liebe Heiligthum.

Blutig weint ich Zähren, Liebe,
um dich, und vergoß mein Blut
dir zum Preiſe. — Ach, Geliebte,
ſey doch zärtlich, ſey mir gut!

„Ritter, wer biſt du? — ſchrie Palmendos — und warum beſtürmſt du dieſe Dame, mit nichtswürdigen Faſeleyen, mit Thränen und Balerliedern, wenn ſie dich nicht lieben mag„? —

„Ja! — ſchrie jener — hier einen Feind! — Was haſt du darnach zu fragen? — Und wer du auch biſt, ſo wiſſe, daß ich der Ritter mit den blutigen Zären, **Ehrmuth von Sachſen**, bin.„

„Du kömmſt mir eben recht! dich ſuchte ich! — ſchrie **Palmendos** — Du Damenritter„! —

Und nun erhob ſich ein fürchterlicher Kampf. — An Stärke und Erfahrung war **Ehrmuth** unſerm **Palmendos** weit überlegen, aber was half ihm das? **Palmendos** Zauberwaffen ſchützten ſeinen Leib vor allen Wunden, und ſein Schwerd fiel nie umſonſt nieder. **Ehrmuth** knirſchte vor Zorn, als er ſich ſchon voller Wunden fühlte, und ſein Schwerd nur immer auf ſeines Gegners Rüſtung abglitſchen hörte. „Du biſt ein feiger Ritter, der ſich auf ſeine Zauberwaffen verläßt„ — ſchrie er wüthend.

Palmendos lachte und ſagte: „ergieb dich, berühmter Ritter„!

„Nimmer! — ſchrie jener — ſo lange ich noch einen Tropfen ächtes Ritterblut in mir habe. — Deinetwegen ſtarb ich, **Miranda**, ſtolze, angebetete Schöne„! —

Miranda hörte an ihrem Fenſterchen alles, was vorgieng. Itzt ſchrie ſie:

„Ritter, ihr ſeyd Thoren! Warum kämpft ihr? — Um mich? — Ihr bemüht euch umſonſt! Steckt eure Schwerder ein, oder ich weiß euch zu trennen„!

Keiner der erhitzten Ritter hatte Luſt, ihren Befehl zu befolgen. Das Gefecht dauerte immer fort. — Auf einmal fuhr ein wetterleuchtender Stral vom Himmel, und ſchlug den Rittern die Schwerder aus den Händen. —

Als ſich **Palmendos** von ſeiner Betäubung erholt hatte, ſah er ſich nach ſeinem Gegner um. Er rufte, — es antwortete niemand. — Er ſchalt ſeinen Gegner feig, — aber es war kein Laut zu vernehmen. Ungeduldig warf er ſich nieder, und ſchlief endlich, nach manchen Verſuchen, ein. Als er erwachte, fand er Knappen und Zwerg noch ſchlafend, ſah ſich um, und ſah nicht das geringſte von den Thurme, oder der Gegend, wo er ſich geſtern befunden hatte.

Voller Verdruß über ſeine Transplantation, weckte er ſeine, gleichfalls verwunderten Begleiter, und zog weiter.

Fünftes Kapitel.

Hier bringt unſer Held, ſeinen erſten Ring an.

Ehe ſichs die Reiſegeſellſchaft verſah, waren ſie bey einem Schloſſe, Unſer Ritter der ſich nach einem Mahle ſehnte, bey welchem er mehrere Gerichte haben könnte, als unter den Bäumen, ließ den Zwerg ins Horn ſtoßen. Die Zugbrücke wurde niedergelaſſen, und ſie zogen ein. Die Beſitzerin dieſes Schloſſes, die Herzogin Mirabella, ließ den Ritter vor ſich. Unſer Ritter fand ſie in tiefer Trauer. Ihr Gemahl war ſchon über ein Jahr abweſend, und niemand wußte, wo er war. Sie war jung und ſchön, und hätte binnen dieſer Zeit längſt einen andern Mann haben können, wenn ſie gewollt hätte. Aber ihre ſtrenge Lebensart, ſeit der Abweſen, weſenheit ihres Gemahls, und ihr Betragen zog ihr in der ganzen Gegend den Namen der Tugendhaften zu. **Palmendos** machte ſogleich einen Anſchlag auf die Tugend der ſchönen Wittwe, und erklärte ſie vor eine ſeine Prieſe. Allein er irrte ſich gewaltig. Schon drey Tage hatte er alles mögliche verſucht, ſie zärtlich zu machen, aber alles war vergebens. Den vierten Tag endlich — länger konnte er unmöglich bleiben, ohne die Rittergeſetze zu verletzen — ließ er alles zur Abreiſe bereit machen. Ehe er aber fortgieng, bat er die Dame ſo ſittſam, wenigſtens zum Andenken einen Ring von ihm anzunehmen, daß ſie es am Ende nicht abſchlagen konnte. Sie ſteckte ihn an den Finger. **Palmendos** wollte abreiſen, aber nun that der Ring Wirkung. Die ſchöne **Mirabella** bat unſern Ritter ſo ſehr, ſeine Abreiſe zu verſchieben, daß er noch volle vierzehn Tage bey ihr blieb, und die entzückenſten Zärtlichkeiten der Liebe genoß. — Der böſe Ring! —

Endlich wurde unſer Ritter des Dings überdrüßig, und machte ſich heimlich davon, wie ein liſtiger Paſſagier, ohne dem Wirthe ſeine Zeche zu bezahlen.

Sechſtes Kapitel.

Palmendos verſchenkt den zweyten Ring.

Er hatte noch fünf Ringe, und dieſe hoffte er alle noch gut anzubringen. —

Er war noch nicht weit fortgezogen, als er durch einen Wald kam. Das Getöne der Hörner, das Bellen der Hunde, und das Wiehern der Pferde, kündigte eine Jagd an. — Auf einmal ſtürzte ein Pferd aus dem Gebüſch, mit einer kreiſchenden Dame, welche den Zügel verlohren hatte. Unſer Ritter eilte herzu, und fieng die Dame, welche eben vom Pferde ſtürzte, auf. Als ſich die Dame von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, und ſich in den Armen eines ſo ſchmuckern Ritters ſahe, dankte ſie höflich für die angenehme Hülfe und lud ihn an den Hof ihres Vaters, des Grafen von Mervotto, ein. — Während der Zeit, kamen andere Ritter und Damen, auch der Väter der ſchönen

Marzanta, ſo hieß die Dame, welche unſer Ritter aufgefangen hatte, herbey. In dieſer Geſellſchaft zog er nach geendigter Jagd mit nach Mervotto. — Die ſchöne Marzanta fühlte bald eine heftige Neigung gegen den ſchönen Ritter, und Palmendos brachte den zweyten Ring mit ſehr gutem Effect an.

Aber er war flatterhafter als der Zephyr Kaum hatte er vier Wochen von dieſer holden Gräfinn die liebevollſte Umarmung genoſſen, ſo reiſte er wieder fort, ohne Abſchied und Habedank. —

Siebentes Kapitel.

Die Abentheuer heben immer ſtärker an.

Zwey Tage war unſer Ritter mit Knappen und Zwerg ſeine Straße gezogen, als ihn ein neues Abentheuer begegnete, welches aber gewiß nicht ſo angenehm, als die Umarmung der ſchönen Marzanta war.

Ein Ritter in ſchwarzer, mit goldenen Sternen beſäeter, Rüſtung ſprengte unſern Helden an, und rief: Ritter bekennet, daß die Herzogin von Burgund **Elois**, die ſchönſte Dame auf der Welt iſt, oder ſterbt„!

Palmendos verließ ſich auf ſeine Waffen, und ſchrie: „Sie iſts nicht, wars nie, und wirds nimmer ſeyn„!

Hierauf rennten ſie beyde mit ſolcher Gewalt an einander, daß die Lanzenſplitter in den Lüften umher flogen. — Beynahe hätte **Palmendos** zum zweyten male die Erde gemeſſen. Er ſaß noch voller Betäubung auf dem ſchnaubenden Roſſe, als er ſchon den ſchwarzen Ritter ſein Schwerd ſchwingen, und ihn auf ſich zu kommen ſah. Er ſprang ab, und ſtellte ſich ſeinem Gegner entgegen, denn nun hatte er nicht das Geringſte zu befürchten, ſeine Rüſtung war undurchdringlich, und ſein Schwerd that keinen Hieb umſonſt. — Der ſchwarze Ritter zerhackte voller Wuth ſein Schwerd an **Palmendos** Waffen umſonſt, und war ſchon überall verwundet, — endlich fiel er nieder und ſchrie: „Ach **Elois** ich ſterbe deinet wegen„! — **Palmendos** nahm ihm dem Helm ab, und ſtieß ihm das Schwerd in die Gurgel. — Nach dieſer Heldenthat ſchwang er ſich auf ſein Roß, und ritt zwar unverwundet, aber doch voller blauer Flecken am Leibe, wofür aber die Salbe ſeines Waffenträgers ihm einige Lindrung verſchaffte. Itzt überdachte er ſeine Thaten, und beſchloß gerade ſeine Fahrt nach **Burgund** zur ſchönen **Elois** zu nehmen, um einen ſeiner Ringe bey ihr anzubringen. — Die Nacht kam, und er mußte dießmal ſein Nachtlager wieder unter freyem Himmel nehmen, ſchlief aber ziemlich ruhig.

Achtes Kapitel.

Ein ſchlimmes Abentheuer.

Die Sonne ſtund ſchon hoch, als ſich unſer Zug wieder auf den Weg begab. — Auf einmal kam die Gegend allen ſo bekannt vor, daß ſie ſich darüber verwunderten, und ihre Verwunderung wurde noch größer, als ſie in der

Ferne den marmornen Thurm gewahr wurden. — **Palmendos** eilte hinzu, und fand ſich nicht betrogen. — Schon war er im Begriff wieder mit ſeiner Lanze ſein Daſeyn zu melden, als eine Stimme: „Halt! Nichtswürdiger„! ihn davon abhielt. — **Palmendos** ſah ſich um, und erblickte ſeinen Erzfeind **Ehrmuth**, welcher auf ihn zu kam. — Beyde legten ihre Lanzen ein, und rennten gegen einander, daß der Klang der Waffen weit herum ertönte. **Palmendos** war nicht vermögend ſich auf dem Roſſe zu erhalten, er ſtürzte auf der Seite herab, mit dem Kopfe vor den Thurm, daß ihn alle Sinnen vergiengen. — Die Dame ſah am Fenſterchen, und rief:

„Ritter, kämpft ihr meinetwegen, ſo gebiet ich euch Friede„!

Ehrmuth vernahm kaum die Stimme der angebeteten **Miranda**, als er ſein Viſir aufſchlug, des abgeſtürzten Ritters vergaß, und entzückt zu ihr hinauf rufte:

„Laß mich deinetwegen immer ſterben, angebetete Göttinn, wenn dirs unmöglich iſt, mich zu lieben, da, ohne deine Liebe, das Leben mir ſo verhaßt iſt.„

Die ſchöne **Miranda** ſagte: „Ritter, ihr quälet euch unſonſt meinetwegen ab, ich habe das ſtrengſte Gelübde einer ewigen Keuſchheit auf mir. Ich habe dieſen Eid dem Weiſen **Euronto** gethan, welcher mir dieſen Thurm erbauet, und mein Gelübde und meinen Eid angenommen hat, und mir allein denſelben wieder erlaſſen kann.„

„Verräther! — ſchrie **Palmendos**, welcher inzwiſchen durch ſeinen Knappen und Zwerg war wieder zurechte gebracht worden, — herunter vom Roß, und laß ſehen, wer von des andern Schwerd fällt!„

„Ha! — antwortete **Ehrmuth**, — ich kenne dich ſchon, mit deinen bezauberten Waffen, bloß auf dieſe verläßt du dich. Entwapne dich, und kämpfe dann mit mir!„

„Dieß iſt keine ritterliche Forderung, verſetzte **Palmendos** — wehre dich, oder ſtirb!„

Als er dieß ſagte, verſetzte er ihm einen grauſamen Hieb über die Schulter. **Ehrmuth** ſprang ab, und es erhob ſich ein heftiger Kampf. **Ehrmuth**; als er ſahe, daß alle ſeine Mühe, **Palmendos** eine Wunde beyzubringen, vergeblich war, ſchäumte vor Wuth, ſtürzte ſich auf ihn, und warf ihn endlich zu Boden. Schon hatte er ihm den Helmkragen aufgeſchnürt, und war im Begriff ihn zu durchſtoßen, als eine unſichtbare Gewalt ſeinen Arm zurück hielt. **Ehrmuth** ſah auf, und erblickte vor ſich einen alten Mann mit einem langen weißen Barthe. Sein Gewand war weiß, wie der Schnee, mit einem diamantenen Gürtel umgürtet. Er hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, und ein Zepter in der Hand.

„Stehe auf! — ſagte er — Laß dieſen Ritter gehen, ſey erſt ein Rächer der Unſchuld, ehe du ein Mörder wirſt! — Ich bin der König **Euronto**, dein Beſchützer, der deine Treue prüft. Sey getreu, und alle deine Wünſche ſollen erfüllet werden!“

Als er dieſes geſagt hatte, entzog ihn eine Wolke ſeinen Augen. — **Ehrmuth** ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt davon.

Palmendos kam wieder zu ſich, und fluchte ſeinem verwünſchten Geſchicke. Noch ſaß er voller Zorn, als eine liebliche Muſik die Ankunft ſeiner Mutter verkündigte. Sie ſtieg von ihrem mit Drachen beſpannten, und Geiſtern umgebenen Wagen hernieder, und ſprach:

„Mein Sohn! vermeide den Kampf mit jenem Ritter. — Dein Schickſal — ach ich darf dirs nicht ſagen! — Kehre zu mir zurück, wenn deine Ringe verſchenkt ſind.„

Sie ſprach und beſtrich ihren Sohn mit einer köſtlichen Salbe, welche ihm wieder Muth einflößte. Er küßte ihr die Hand, und verſprach, ihrem Rathe zu folgen. Sie blickte zärtlich auf ihn, ſtieg in ihren Wagen, und verſchwand.

Neuntes Kapitel.

Lauter Abentheuer, und ſonderbare Geſchichte. — Drey Ringe werden verſchenkt.

Voller Gedanken zog Palmendos ſeinen Weg in Geſellſchaft des Knappen und Zwergs, welche für ſich über die Abentheuer ihres Herrn ein langes Geſpräch begannen, bis ſie zu einer Burg kamen. Der Zwerg ſtieß ins Horn, die Brücke fiel, und ſie zogen ein. Dieſe Burg gehörte dem Herzoge Aloſtarcho, welcher drey Töchter hatte, alle von gleicher Geſtalt, Schönheit und Wuchs, ſo daß ſelbſt ihr Vater ſie nicht von einander zu unterſcheiden wußte. Deswegen trug jede um die rechte Hand, ein goldenes Armband, auf welchem ihr Name ſtand.

Palmendos wurde aufs freundſchaftlichſte in dieſem Schloſſe empfangen. — Kaum ſah er die drey reizenden Töchter des Herzogs, ſo ſtieg bey ihm der Wunſch auf, drey ſeiner noch übrigen vier Ringe bey denſelben anzubringen. Um dieſes deſto beſſer ausüben zu können, ſtellte er ſich krank, und bat den Herzog, ſich auf ſeinem Schloſſe, bis zu ſeiner Wiederherſtellung, aufhalten zu dürfen. Der Herzog erlaubte es einem ſo ſtattlichen Ritter deſto leichter, da er ihn wenigſtens für einen Königsſohn hielt. Die Töchter des Herzogs, — ſo ſchön wars damals, und ſo fein, ein kranker Ritter zu ſeyn — verpflegten und warteten unſers **Palmendos** ſelbſt.

Dianea, die älteſte dieſer holden Schweſtern, fühlte am heftigſten gegen **Palmendos**, was dieſer gegen ſie, und ihre beyden Schweſtern zugleich empfand. Sie nahm einſt von ihm einen ſeiner Ringe an, und beklagte ſeit dieſer Zeit ihre hoffnungsloſe Liebe nicht mehr.

Hieran hatte aber **Palmendos** nicht genug, ſondern er brachte auch bey ihrer zweyten Schweſter **Chliſarchis**, und endlich auch bey der dritten **Ichtyanaſſa**, ſeine Ringe mit gutem Erfolge an. Nunmehro aber wurde ihm vor der Abreiſe Angſt. Sechs Mädchen Augen zu entgehen, iſt in der That ſchwerer, als mancher glauben mag. Er berathſchlagte ſich hierüber mit ſeinem Zwerge **Merindo**. Dieſer ſchüttelte über dieſer böſen Sache den Kopf, und bat ſich etliche Tage Bedenkzeit aus.

Palmendos ſtellte ſich ganz geſund wieder, und reizte nun die Begierde der drey Schweſtern noch mehr, einen geſunden Ritter zu umarmen, welcher krank ſo feurige Beweiſe ſeiner Liebe gegeben hatte. Er ließ ſich auch dieſes ſo lange gefallen, bis er, oder ſein Zwerg eine Liſt würden entdeckt haben, zu entkommen.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Sonderbarer Ausgang dieſer Begebenheiten.

Endlich hatte der liſtige Schalk **Merindo** etwas ausgeklügelt, welches er ſeinem Herrn entdeckte. Dieſer nahm dieſes an, und führte es aus. In einer Nacht gab er den drey Schweſtern die zärtlichſten Beweiſe ſeiner Liebe, und beraubte ſie insgeſamt ihrer Armbänder. Keine merkte es eher, bis den folgenden Tag, und keine wußte, wo ihr Kennzeichen hingekommen war. Jede war beſorgt ein neues zu bekommen, aber keine entdeckte es der andern. Sie getrauten ſich nicht vor ihrem Vater ohne dem Armſchmuck zu erſcheinen, und kamen deswegen nicht zur Tafel. Die eine hatte Kopfſchmerzen, die andere Zahnweh, und die dritte — Vapeurs. — Nach aufgehobener Tafel nahte **Palmendos** dem Herzog ſich züchtiglich, und ſprach in Gegenwart aller ſeiner Hofleute:

„Herr! — ich bin der Ritter Palmendos; mein Vater iſt der weltberühmte Palmerin von Oliva, und meine Mutter Malkanta Königinn von Tharſes, der weiſe Aſtor iſt mein Oehm. Alle dieſe werden dir bekannt ſeyn „ —

„Ich weiß — antwortete der Herzog. — welch ein wackerer Ritter Palmerin war, und welch ein großer Kaiſer er noch iſt. Deine Mutter und dein Oehm ſind mir bekannt, denn weit hat ſich der Ruf ihres Ruhmes verbreitet. Es freuet mich ſehr, ſolch einen wackern Ritter, als Palmendos iſt, beherbergt zu haben.„

„Ich bin dir ſehr — erwiederte Palmendos — für deine Gaſtfreundſchaft verbunden. Kröne deine Thaten, und gewähre mir, ehe ich fortziehe, eine Bitte.„

„Wenn es bey mir ſteht, — ſagte der Herzog freundlich — ſo ſchwöre ich dir bey den weiſen Geſetzen der erhabenen Ritterſchaft, ich will ſie dir gewähren.„

„Ich habe mir — fuhr Palmendos fort — unter deinen Töchtern eine Braut auserleſen, um welcher Hand ich dich bitte. — Aber verzeih' meiner Schwachheit. Die Liebe hat uns die vorge Nacht überraſcht. — Hier iſt ihr Armband, ich möchte ſie ſonſt nicht unterſcheiden können. Verzeih' uns, und gieb uns deinen Segen.„

Der Herzog ſah den Ritter erſtaunt an, ſah ſodann ſeine Ritter an, und ſagte endlich:

„Ich vergebe dir, nimm meine Tochter zur Frau, und mache das Verſehen wieder gut.„

Hierauf ließ er ſeine Töchter rufen. Sie mußten erſcheinen, verbargen aber ihre Hände ſorgfältig unter ihre langen Schleier.

„Eine von euch — ſprach der Vater — ich verzeihe ihr, hat dieſe Nacht mit unſerm Gaſte, dem Ritter Palmendos, vergnügt zugebracht, dieſe begehrt er von mir zum Weibe. Ihr gehört dieß Armband, ſie nehme es, und mit demſelben die Hand, ihres künftigen Gemahls von mir an.„

Er hielt das Armband hin, und auf einmal griffen alle drey Schweſtern darnach. — Der Vater erſtaunte, und ſagte:

„Dieſes Armband gehört eurer Schweſter Dianca, ihr Name ſteht darauf, wollt ihr alle Dianca heißen?

„Ich bins!„ ſagte Dianca.

„Es gehört mir!„ ſagten die andern beyden Schweſtern.

„Wo habt ihr eure Armbänder? fragte der Herzog zornig.

„Dieß iſt meins„ ſagte jede.

Dieſes gehört euch allen? fragte der Vater.

Sie ſchwiegen ſtill. — Der Herzog fragte noch einmal, aber er erhielt keine Antwort. Endlich ergrimmte Harmoſſes, der Bruder der Schweſtern, und ſagte zornig:

„Habt ihr ſo wenig Schaam, daß ihr eure Armbänder weggeworfen habt, um des Ritters Weib zu werden? — Eurentwegen ſoll ſich keine Verwirrung, und kein Streit unter uns erheben. — Pfui! ſeyd ihr die Töchter des Herzogs Melkar? Seid ihr würdig noch meine Schweſtern zu heißen? — Nein! — Ihr bethörten! — Wollt ihr euch einem Manne aufdringen? — — Vater, wir wollen bald hinter die Gewißheit der Sache kommen, laß jede in einem abgeſonderten Gemache verwahren, Dianea wird von uns nach wenig Monathen entdeckt, und die andern ſollen für ihre Manntollheit beſtraft werden!„

Der Vater befolgte ſeines Sohnes Rath, und die armen zärtlichen Damen wurden eingeſperrt, und bis zu dem Tage der Entſcheidung verwahrt.

Palmendos trat näher zum Herzog und ſagte:

„Ich bin allein an dieſer Verwirrung ſchuld, Herr, ich werde auch die Auflöſung erwarten. Hier ſind meine Waffen, verwahre ſie wohl, ich gehe nicht eher von dannen, bis ich meine Braut mit mir nehmen kann.„

Der Herzog, und Harmoſtes ſein Sohn glaubten es mit dem redlichſten Ritter von der Welt zu thun zu haben, umarmten und küßten ihn zärtlich, und lobten ſeine gewiſſenhafte Standhaftigkeit. — Harmoſtes nahm die Waffen des Ritters Palmendos in ſein Zimmer, und lebte die Tage freundſchaftlich mit Palmendos durch, als einer der auch nicht das geringſte zu befürchten hat, und ſich ganz auf die Treue ſeines Freundes verlaſſen kann.

Aber unter dieſer Zeit ſchmiedeten Palmendos, Merindo und Arzamo neue Ränke, wie ſie die Waffen Palmendos wieder bekämen, und aus dem Schloſſe entwiſchten, ehe die drey

Schweſtern Beweiſe der Wahrheit gegen ihn ablegten. — Endlich hatten ſie doch einen Streich erſonnen.

Einſt ritt **Palmendos** mit **Harmoſtes** auf die Jagd. Ihre Knappen, und **Merindo**, begleiteten ſie. — Als ſie wieder fort ziehen wollten, fand ſich jedes ein, nur **Arxanta** nicht. Alles Suchen und Rufen war vergeblich, und man mußte glauben, ein wildes Thier habe ihn zerriſſen. — **Palmendos** vergoß, voller Verſtellung über den vermeynten Tod ſeines treuen Schildknappen, Thränen, und der Zwerg **Merindo**, wollte ſich die Augen aus dem Kopfe weinen. **Harmoſtes** tröſtete, ſo gut er konnte, und erzählte mit vielem Antheil die Begebenheit ſeinem Vater, dem Herzog **Melkar**. —

Etliche Tage nach dieſem Vorfall kam ein ganz blank geharniſchter Ritter mit rothem Helmbuſch vor die Burg. — Er wollte nicht über die Brücke in den Burghof reiten, ſondern forderte bloß, man ſollte einen abſchicken, welchen er ſagen wollte, was ſein Begehren ſey. — Der Herzog ſchickte einen ſeiner Ritter hinunter. Alſobald ſchrie der fremde Ritter:

„Sage dem Herzoge **Melkar**, daß ich hergekommen bin, mit Lanze und Schwerd, gegen jeden ſeiner Ritter zu bezeugen, daß ſeine Töchter feile Dirnen und geile Mezzen ſind, nun laß zum Kampfe kommen einen jeden, und ſeys auch der fremde Damenritter in der Burg, welcher ohne Waffen umher geht, wie ſich das für ihn ſchickt, und der Buhler der Töchter des Herzogs iſt!„

Des Herzogs Ritter brachte kaum dieſe Antwort, als jeder Ritter zum Waffen griff. Beſonders wüthete **Harmoſtes** vor Zorn, und wappnete ſich eilig.

„Nein! — ſchrie **Palmendos** — edler Freund **Harmoſtes**, der Kampf gehört mir, ich bin gefordert worden, er hat mich einen Damenritter, und den Buhler deiner Schweſtern genannt. Gib mir meine Waffen, und räche meinen Tod, wenn ich ſterbe!„

Harmoſtes ſagte: „Nein, mir gehört der Kampf! — Du ſollſt meinen Tod rächen, wenn ich falle, edler Ritter **Palmendos**.„

Aber **Palmendos** eilte nach ſeinen Waffen, und legte ſie eilig mit Hülfe ſeines Zwergs an. Dieſer führte ihm ſein Roß zu, auf welches er ſich eiligſt ſchwang, und folgte ihm vor die Mauern der Burg. — Alles lief auf die Mauern, den Kampf mit anzuſehen. Alles war begierig auf den Ausgang. — Die Ritter ritten auf einander zu, zogen die Handſchuh aus, gaben ſich die Hände, und ritten Schritt vor Schritt mit lautem Gelächter davon.

Die Zuſchauer erſtaunten über dieſe Begebenheit, aber Harmoſtes merkte Palmendos Treuloſigkeit, ſetzte ſich eilend zu Roß, eilte ihn nach, und holte ihn bald ein.

„Halt! Nichtswürdiger Buhler! Schändlicher Troßbube! Nicht würdig den Namen eines Ritters zu führen, dieß koſtet dir dein Leben!„

„Was willſt du von mir? ſagte Palmendos lachend. — Ich kann in der That deinen Schweſtern nicht wieder geben, was ich denſelben einmal genommen habe, und was ſie mir willig anboten, darreichten, und gaben.„ —

„Wehre dich feiger Hund!„ ſchrie Harmoſtes, und rennte auf Palmendos zu. Seine Lanze zerbrach, und nun erhob ſich ein ſchwerer Kampf zu Fuße. — Mann weiß ſchon, daß noch kein Ritter vor Palmendos Schwerde beſtehen konnte, und ſo giengs auch itzt. **Harmoſtes** fiel voller Wunden zu Boden. **Palmendos** ließ ihn liegen, und ſagte:

„Eile Ritter! Bald wirſt du deine Schweſterkinder ſehen. — **Palmendos** iſt ihr Vater! — Deine Schweſtern waren zärtliche Mädchen! — Sie gaben mir alles, was ſie hatten! Sie gaben mirs ſo gern! — Die ſeligen Nächte, welche ich zubrachte in ihren Armen! — Leb wohl lieber Schwager, und laß dich meinen Abſchied nicht dauern!„

Nun zog er fort. — **Harmoſtes** Knappen brachten ihn in die Burg, wo der Herzog voller Wuth, als ihm die Schildknappen alles erzählten, alle ſeine Ritter und Freunde aufbot, dieſen Streich an **Palmendos** zu rächen.

Arzanto, dieß war der Ritter mit rothem Helmbuſch, und blanken Waffen, welcher die Ritter, und beſonders **Palmendos**, abgeredeter Maaßen zum Kampf forderte, legte itzt ſeine Rüſtung ab, und zog ſeine Knappenkleider wieder an. — Alle dreye, keiner um ein Haar beſſer als der andere, belachten dieß Abentheuer auf Unkoſten des getäuſchten Herzogs, ſeiner durch ihre Zärtlichkeit unglücklichen Töchter, und ihres verwundeten Bruders.

Eilftes Kapitel.

Zierlicher Eingang. — Palmendos letzter Ring thut ſonderbare Wirkung. — Kampf und Mord.

Beynahe möchten wir hier die Feder niederlegen, ſo ſehr dauern uns die armen zärtlichen Prinzeſſinnen, und ſo ſehr ſind wir auf unſern Helden erzürnet, daß es uns reuet, ſein Geſchichtſchreiber geworden zu ſeyn. — Doch was hilfts, da fällt uns eben ein Geſchichtchen Damentreu, und ein Gedicht Mädchentreu genannt, ein, — ſo wollen wir nur fortfahren.

Unſre Geſellſchaft war noch nicht lange gezogen, als ſie auf einer ſchönen Wieſe eine Menge Gezelte, und Leute ſahen. Sie kamen näher, und erkannten Ritter und Damen. Es war eben Eſſenszeit, die Tiſche wurden beſetzt, und unſre Geſellſchaft eilte deſto mehr. — Ein

Herold empfieng unſern Ritter, und führte ihn zu einer Tafel. — Alles war köſtlich, und unſer Ritter ließ ſichs ſehr wohl ſchmecken. — Nach aufgehobener Tafel trat der Herold wieder zu Palmendos, und ſagte:

„Edler Ritter! Ihr habt itzt in Geſellſchaft der ſchönen Prinzeſſinn **Florismene** von Trapezunt geſpeiſt. Der Prinz Armando, ihr Bräutigam, ſaß ihr zur Rechten, Sie hat ihm ihre Hand verſprochen, wenn er ihrenthalben hundert Ritter niederwerfen würde. Jeder der niedergeworfenen Ritter muß ihr einen Ring geben, welchen ſie ſo lange trägt, bis ihr Bräutigam wieder einen andern niederwirft, und ſo lange muß auch der bezwungene Ritter ihr, als ihr Page, dienen. Solltet ihr auch von dem Prinzen Armando bezwungen werden, ſo habt ihr keine lange Aufwartung, denn der eurige Ring wird der Hundertſte ſeyn. Ihr braucht ſodann ſie bloß nach Trapezunt mit zu begleiten, und ſeyd ſodann frey. Wenn ihr heute kämpft und bezwungen werdet, ſo wird morgen in dem nahe gelegenen Schloſſe die Hochzeit gefeyert. Der Kampf geht nicht aufs Schwerd, ſondern bloß auf die Lanze. Werdet ihr aber den Prinz Armando bezwingen, ſo iſt die Braut eure, mit ihrer Hand die Krone von Trapezunt. Nun macht euch fertig zum Kampf!„ —

Palmendos bedachte bey ſich das ſonderbare Abentheuer. Den Prinz Armando um ſeine Braut zu bringen, ſchien ihm unmöglich, den unter den neun und neunzig Rittern, welche es ſchon verſucht hatten, und itzt da herumſchwärmten, dünkte ihm doch mancher von größerer, als ſeiner, Stärke geweſen zu ſeyn. Aber die Sache mit dem Ringe, und der Aufwartung ſchien ihm beſſer zu ſeyn. Er lachte ſchon über den betrogenen Bräutigam, und gab ſeinen letzten Ring willig drum, denn die Prinzeſſinn **Florismene** war von ganz außerordentlicher Schönheit, nur wär's ihm ungelegen, daß die Freude nur eine Nacht dauern ſollte. — Endlich wappnete er ſich, beſtieg ſein Roß, und ritt dem Kampfe entgegen. Armando legte ſeine Lanze ein, rennte heran, und warf ſeinen Gegner vom Pferde, dems wie ein Blitzſtral durch die Glieder fuhr. — Auf einmal erhob ſich ein Jauchzen und Geſchrey, und alle ſchrien: „Glücklicher Armando, nun biſt du am Ziel deiner Wünſche!„ — Die Prinzeſſinn erröthete ſittſam, über die ihr nun bevorſtehende Veränderung. Ach ſie glaubte von ihrem Bräutigam, und erfuhr das Gegentheil. Palmendos hatte ſich wieder aufgerafft, gieng zur Prinzeſſinn, kniete nieder, und überreichte ihr ſeinen Zauberring mit dieſen Worten:

„Welches Glücks werde ich gewürdigt, wenn die Krone der Schönheit, meinen Ring am Finger trägt, könnte ich doch des Glücks länger, als es beſtimmt iſt, genießen, euch zu bedienen, und meine Ergebenheit zu bezeigen.„

Die Prinzeſſinn bedankte ſich höflich, nahm den Ring an, ſteckte ihn an den Finger, und hieß ihn aufſtehen. — Die Schönheit unſres Helden bezauberte die Damen aus Florismenens Gefolge ſo, daß er bey jeder hätte einen Ring anbringen können, wenn er ſie geſparet hätte. — Florismene ſelbſt, welche ſchon die Kraft des Ringes empfand, war von ſeiner Schönheit entzückt. — Der Bräutigam begab ſich nun auf das Schloß, und machte alle Anſtalten zu ſeiner Vermählung.

Während dieſer Zeit verrichtete Palmendos ſeine Dienſte bey der ſchönen Florismene mit vielem Dienſteifer. — Die Prinzeſſinn, ganz von der Kraft des Ringes durchdrungen, gab unſerm Ritter die deutlichſten Beweiſe ihrer Zärtlichkeit. Sie nahm die Laute und ſang: — Wir hätten unſern Leſern gern dieſen Geſang mitgetheilt, aber leider wiſſen wir ſelbſt nicht, was ſie ſang. Wir wendeten uns zwar an die ſchönen Bewohnerinnen des hohen Olympos, aber es war vergeblich, keine konnte uns ſagen, was ſie ſang, denn eben dieſen Tag war das liebliche Chor der dreymal drey Schweſtern bey dem glühenden Thyrſusſchwinger, Herrn Bachus, zu Gaſte, und hat darüber, — 's mag wohl dort ziemlich luſtig hergegangen ſeyn, — alles verhört. Wir müſſen uns alſo insgeſammt daran begnügen, daß wir wiſſen, Palmendos Ring that ſeine Wirkung, und er kam dem Herrn Bräutigam zuvor, und brachte ihn um die Brautnacht. —

Aber wie der Teufel immer ſein Spiel hat, und es nicht leiden mag, daß eine ſolche vereinigende Multiplication vorgeht, obs ihm gleich nichts hilft, vermuthlich geſchiehts aus Neid, daß er die Hand nicht mit im Spiel haben kann, ſo geſchah's auch dießmal. Ein kleiner boshafter Mohr ſah ſo von weiten das Glück unſres lieben Paars, ſperrte ſeine Augen weit auf, warf ſeine Lippen in die Höh, und hinterbrachte dem Prinz Armando alles brühſiedendheiß. — Dieſer eilte ſogleich nach dem Gezelte ſeiner Braut, und — ſah nichts. Aber der Mohr hatte alles zu glaubwürdig berichtet, und auch ſogar geſagt, daß er bey dieſer Gelegenheit ein Maal, welches er beſchrieb, an dem linken Knie der Prinzeſſinn geſehen hätte. — Der Bräutigam ſchnaubte vor Wuth, gieng auf ſeine Braut los, und war im Begriff, ſie zu durchbohren, als ſich Palmendos mit erhabenen Schwerde in den Weg ſtellte, und ihm den Paß verrennte.

„Komm heraus du Schurke! „ ſchrie er, und Palmendos, der ſich auf ſeine Waffen verlaſſen konnte, und die Güte ſeines Schwerds kannte, ſtellte ſich ihm muthig entgegen. — Der Kampf war fürchterlich, und jeder glaubte, es ſey um Palmendos geſchehen, als alle ihn ſiegreich mit ſeines Gegners abgehauenem Kopfe vor die Prinzeſſinn treten ſahen.

„Hier iſt der Kopf deſſen, der euch des eurigen, mit eurem guten Namen, zu berauben ſuchte,„ ſagte er, und jedermann betrachtete ihn mit Erſtaunen.

Auf einmal erhob ſich ein großes Getöſe. Armandos Ritter, angeführt von ſeinem Bruder, Markanto zugenannt, der Rieſe, erregten einen ſchrecklichen Lärm über Palmendos Mord, und ſuchten den todten Bräutigam zu rächen. Andre, beſonders von Armando abgeworfene und bezwungene, Ritter ſchlugen ſich zu Palmendos Parthie. Sie rennten ſich an, ſchimpften, zuckten die Schwerder, und es entſtand ein ſchrecklicher Kampf. Ueber anderthalbhundert Ritter kämpften itzt wider einander. Vor Palmendos Klinge konnte keiner beſtehen. Er ſpaltete dem wackern Ritter Ferronto den Kopf. Durchſtieß die zarte Bruſt des weichlichen Prinzen von Orleans, den Ritter der ſchönen Herzoginn von Brittanien, welche das Schickſal ihres Ritters nicht wähnte, und als ſie es erfuhr; ſich — — einen andern wählte. Itzt war er im Begriff dem ſtolzen Merkanto den Kopf vom Rumpfe zu trennen, als ſich auf einmal ein großer Lärm erhob.

Zwölftes Kapitel.

Eine Entführung.

„Die Prinzeſſinn Floriamene iſt fort!„ —

„Wohin„? ſchrie Palmendos.

„Eine Zauberinn hat ſie auf ihrem Drachenwagen mit fortgenommen.„

Auf einmal ſtillten ſich die Wogen des Aufruhrs, einer ritt da, der andre dort hinaus. Es war ein Geſchrey, daß niemand ſein eignes Wort verſtehen konnte. Palmendos ritt mit ſeinem Knappen und Zwerge davon, ſeine Mutter umzog ihn mit einem Nebel, wie Frau Venus ihren Sohn Aeneas, daß ihn niemand mehr ſah, und ſo kam er glücklich davon.

Aber nun waren die köſtlichen Ringe verſchenkt, und weislich wärs geweſen, wenn Palmendos zu ſeiner Mutter zurück gekehrt wäre, aber ſeine Eitelkeit ſchmeichelte ſich, wie das Ding zu gehen pflegt, doch noch manches Siegs über die Damen, auch ohne Ring. Er zog alſo fort. — Und nun beginnt ein fürchterliches Abentheuer, worüber gewiß mancher unſerer Leſerinn die Haare zu Berge ſtehen werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Ein fürchterliches Abentheuer.

Es war eine fürchterliche Nacht. Rings um lag alles mit der ſchwärzeſten Rabenhülle bedeckt, und es leuchteten weder Mond noch Sterne. Nur der Hufſchlag unſers Ritters und ſeiner Gefährten ertönte. Der Zwerg drängte ſich furchtſam mit ſeinem an ſeines Herrn Pferd an, und Arzanto das Muſter pfiffigter Schildknappen ritt ganz gemach hintennach. Wenn ich geſonnen wäre dieſe Geſchichte a la Blumauer zu traveſtiren, ſo würde ich ſagen, er hätte ein Pfeifchen Stangenknaſter, hinter ſeinem Herrn her, geraucht, aber weils alles ordentlich und den Sitten der Zeit angemeſſen ſeyn ſoll, ſo ſag ichs nicht.

Auf einmal erblickte der Zwerg, — welcher gewiß beſſere Augen hatte als ich, der Geſchichtſchreiber ſeiner und ſeines Herrn Thaten, — ein Licht. — Sie kamen näher, und nun ſah er, daß es ein Feuer ſeyn mußte. Die andern ſahens auch. — Jtzt preßte ſich etwas um den Leib, und die Bruſt, daß er ſich kaum bewegen konnte, — es war die Furcht. — Aber bey alle dem wars kein Spaß. Sie ſahen deutlich eine Höhle vor ſich, vor welcher ein großes Feuer brannte. Das umher ſtehende Buſchholz, machte den Anblick noch fürchterlicher.

— — Jn wunderbaren Geſtalten
ragt aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein,
mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
Herabnickt, und im Wiederſchein
wie grünes Feuer brennt. *) — —

Nun, meine lieben Leſerinnen, thun ſie die Augen weg von dieſem garſtigen Spectakel, mit einem Worte, überſchlagen ſie dieſe, und auch etwan

---

*) Oberon. 1. Geſ. 18. St.

etwan noch die folgende Seite. Es iſt eine böſe Sache mit den Hexen. — Heutiges Tages zwar iſt man ſo gottlos, keine mehr zu glauben, aber das ſollte man nicht thun! — Ich kenne eine, die mit ihren blauen Augen ſchon ſolchen Teufelsſpuk angefangen hat, daß — — doch zur Geſchichte.

Unſer Ritter gab ſeinem Knappen ſein Pferd zu halten, hieß ihn hier mit dem Zwerg und den Ryſſen ſtillhalten, und verfügte ſich näher zur Grotte. — Itzt erblickte er ein reizendes Mädchen, in eben dem Zuſtande, in welchem die Göttinnen auf dem Berge Ida ſich vom Paris beſichtigen ließen, damit er deſto beſſer entſcheiden könnte, welche die Schönſte ſey, mit einem Worte, denn manche möchte dieſe mythologiſch wahre Beſchreibung nicht verſtehen, — nackend. Ein nackendes an einer Säule gebundenes Mädchen, welch' ein Anblick! Sie ſah mit naſſen Augen gen Himmel, und zitterte am ganzen Leibe. — Drey häßliche alte Weiber ſaßen um einen kupfernen Keſſel herum, und rührten mit weißen Stäbchen darinnen, und kochten vermuthlich ſo eine verfluchte Teufelsſalbe, wie denn das klar und offenbar iſt, daß man dergleichen kochen kann. S. d. hölliſchen Proteus ꝛc. Endlich ſtanden ſie auf, machten einen Kreis, umlatſchten den Keſſel und ſangen abſcheulich:

Morgen und Morgen!
Laßt uns beſorgen
zum Schmauſe ein Mahl!
Vogel, ſteig hernieder
und komm Morgen wieder,
komm zum Mahl!
Morgen und Morgen!
Kind, du biſt geborgen,
weine nicht! —
Morgen und Morgen! *)

Hierauf kam eine abſcheulige große Eule, ſprang in den Keſſel, und wieder heraus an das angebundene Mädchen hinan, welche jämmerlich ſchrie. Palmendos konnte unmöglich länger dem Spectakel zuſehen, er ergriff ſein Schild, zog

---

*) Es iſt leider mit den Zaubergeſängen ſo eine Sache, ſie haben alle keinen rechten Verſtand, und weils die Regel iſt, der Leſer muß ſichs ſo gefallen laſſen, ſo muß es auch hier ſo ſeyn.

ſein Schwerd, eilte näher zur Höhle, und ſchrie: „Haltet! Es koſtet euch euer Leben!„ — Auf einmal war Höhle, und Feuer, und alles verſchwunden, und Palmendos befand ſich, — — er wußte ſelbſt nicht wo. Er fühlte herum, und fühlte Mauer. Er ſchrie und tobte, aber es war umſonſt, er wußte nicht, wo er war. Sein Schwerd und ſein Schild war weg.

Der Zwerg und der Knappe ſahen das Feuer verſchwinden, und waren voller Erwartung. Sie warteten die ganze Nacht auf ihren Herrn, und als der Morgen anbrach, ſahen ſie weder Höhle, noch ihren Herrn. Sie ſchrien umher, aber umſonſt, es hörte niemand. So lange ihr Proviant dauerte, hielten ſie ſich noch in der Gegend dort auf, aber endlich mußten ſie ſich fort machen, und da beſchloſſen ſie ſich gerade zu ſeiner Mutter und dem König Aſtor zu begeben, und ſie von der böſen Sache zu benachrichtigen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Abentheuer über das andere!

Palmendos ſtak inzwiſchen in ſeinem Kerker, und ſtarb beynahe vor Hunger und Zorn, denn beydes quälte ihn heftig. — Vorjetzo muß er noch ein wenig ſtecken, wir wollen uns einſtweilen nach der ſchönen Florismene umſehen.

„Eine Zauberinn hat ſie auf ihrem Drachenwagen mit fortgenommen!„ ſagte man, und dieß war auch wahr: Surante, die Mutter des Prinzen Armando war eine böſe alte Zauberinn, welche den Tod ihres Sohnes durch Palmendos Hand nicht verhindern konnte, ſie ſuchte ſich alſo an der ſchönen Florismene zu rächen, entführte ſie, und übergab ſie drey alten ſcheußlichen Hexen, ſie zu martern, und ſie war das arme nackende Mädchen, welches in der Höhle angebunden war, und ſo jämmerlich ſchrie, als die Eule an ihr hinauf hüpfte. — Nun gehen wir wieder zu unſerm Palmendos.

Dieſer tobte noch immer in ſeinem Kerker herum, als eine Lampe ſein Behältniß erleuchtete. Er ſahe ſich in einem engen Behältniß zwiſchen vier Mauern, ohne die geringſte Oeffnung. Fröſche und Kröten waren ſeine Geſellſchafter. Die Lampe hieng über ſeinem Haupte. Er griff darnach, und es erſchien eine lange weiße Geſtalt. — Er erkannte **Liminiell**, einen von ſeiner Mutter Geiſtern, welcher ihm freundlich lächelte, ſein Schild und ſein Schwerd reichte, und mitten durch die Wand, wie Moſes die Kinder Iſrael durchs rothe Meer, führte. Er führte ihn auf einen langen mit Lampen erleuchteten Saal und verſchwand.

Eine Dame lag auf einem Bette nackend ausgeſtreckt, wie todt. Zwiſchen ihren Brüſten quoll Blut hervor. **Palmendos** nahete ſich, ſie ſeufzte, und er erkannte **Florismenen**. Geſchwinde ergriff er ſein Spiritusgläschen, welches er beſtändig bey ſich trug, und goß ihr ein paar Tropfen davon in die Wunde, und ſogleich hörte ſie auf zu bluten, fiel zu, und hinterließ nicht die geringſte Narbe. Der Wunderſpiritus war aus der Officin ſeiner Mutter, und alſo wars kein Wunder, daß er ſolche Wirkung that.,— Die ſchöne **Floriſmene** ſchlug ihre himmelblauen Augen auf, erkannte **Palmendos** und ſprach mit leiſer Stimme.„ Theurer Ritter! alſo ſoll ich nicht ſterben„?

„Nein, — ſchrie **Palmendos** — ſo lange **Palmendos** ſein Schwerd führen kann!„

Die Prinzeſſinn fühlte ſich von den Wunder Eau de Levante geſtärkt, ſtand vom Bette auf, und ſprach:

„Laßt uns eilen! — Kommt! — Verziehet nicht! — Ehe die Hexen und die verfluchte Eule kommen„!

Palmendos nahm ſie bey der Hand, ſie eilten fort, und kamen zu einer Thür. Ein mächtiger Riegel ſperrte dieſelbe. Umſonſt verſuchte der Ritter, und die Prinzeſſinn mit vereinigter Macht dieſen Riegel abzuheben. — Auf einmal ſtand der dienſtfertige **Liminiell** da, und ſchob mit leichter Hand den Riegel weg. Die Thüre rauſchte mit großem Lärm auf, der Geiſt führte ſie durch einen dunkeln Gang, und brachte ſie endlich aufs freye Feld. Hier ſahen ſie zwey prächtige Roſſe ſtehen, ſetzten ſich auf, nahmen die Zügel, und ſetzten ihren Weg fort.

Itzt waren ſie nahe bey einem Schloſſe, welches unſerm Ritter ziemlich bekannt vorkam, als ſie von mehr als zwanzig Rittern angeſprengt wurden. — Einer von denſelben ſtellte ſich in den Weg, und ſchrie:

Funfzehntes Kapitel.

Dieſes war ein böſes Abentheuer!

„Palmendos biſt du nicht ein Treuloſer, ſo komm, und rette meine Schweſter. Marzanta, welche von dir das Pfand der Liebe unter ihrem Herzen trägt, wird von ihrer Stiefmutter aufs grauſamſte behandelt. Deinen Knappen und Zwerg hat mein Vater, der Graf, ſchon gefangen, morgen ſollen ſie deinetwegen verbrannt, und Marzanta, meine Schweſter, eingemauert werden.„

Floriſmene hörte dieß, ſchlug ihren ſchönen Buſen mit der Hand, und ſagte:

„Palmendos willſt du mich verlaſſen? — Habe ich dir nicht alles, meine Ehre, meinen

Bräutigam, und die Krone von Trapezunt aufgeopfert, und du willſt einer andern deine Hand geben? „ —

„Nimmer!„ ſchrie Palmendos

„Du willſt meine Schweſter nicht befreyen?„ — ſchrie der feindliche Ritter —

„Herzlich gern!„ — ſagte Palmendos.

„Und mich — mich verlaſſen?„ — jammerte Floriſmene.

„Entſchließ dich! Palmendos, hier iſt keine Zeit zu zaudern, entweder du befreyſt meine Schweſter, und nimmſt ſie zur Frau, — oder — du kämpfſt mir und dieſen Rittern deine Dame zur Seite, welche itzt unſre Gefangene iſt, — ab.„

Jeder unſrer Leſer wird ſich von Palmendos Angſt und Unentſchlüßigkeit leicht einen Begriff machen können. — Er überdachte alles wohl. Der güldene Spruch: Aus zweyen Uebeln, wähle das kleinſte! hieß ihn endlich dem Begehren des Bruders der ſchönen Marzanta nachgeben. — Schon wollte er ſich wörtlich erklären, als ein Ritter in himmelblauer, mit ſilbernen Kleeblättern beſäeter, Rüſtung einher ſprengte und ſchrie:

„He! Palmendos, feiger Brauträuber, hie, her! — Auf mich! Auf Merkando, den Bruder des unglücklichen Armando!„

Palmendos legte, ohne ein Wort zu reden, ſeine Lanze ein, und rennte auf ſeinen Gegner los. — Beyde rennten einander vorbey, ohne einander zu berühren. — Merkanto wendete ſich, um ſeinem Gegner zum zweyten male zu begegnen, Palmendos aber ſprengte in gerader Straße fort, und ließ die Ritter voller Erſtaunen zurück. — Merkanto führte die weinende Florismene, als Beute, mit ſich fort, und die andern Ritter ſetzten Palmendos nach.

Ein dichter Wald war unſers Ritters Zufluchtsort. In einem dichten Gebüſche verbarg er ſich und ſein Roß, und ſahe die ihm nachſetzenden Ritter, auf ihren Fang erpicht, hitzig vorüber eilen. — Er lachte ihres vergeblichen Bemühens, legte ſich matt unter einen Baum und ſchlief ein.

Sechzehntes Kapitel.

Iſt gewiß das abentheuerlichſte in dieſer Geſchichte.

Er erwachte, ſah ſich um, — und — verſchwunden war der Wald. — Er lag nicht unter einem Baume, ſondern auf einem ſeidenen Polſter, in einem Saal mit kriſtallenen Wänden und diamantenen Säulen.

Es iſt wahr, lieber Leſer, unſer Ritter hat ſchon manches Abentheuer gehabt, welches ihn in die größte Verlegenheit ſetzte, aber ſo, wie folgendes, noch keins.

Gewiß es wäre werth, eine beſondre Abhandlung über dieſes Kapitel zu ſchreiben, und zu zeigen, daß, von den ſchönſten Gegenſtänden umgeben, man hienieden unterm Monden- und Sonnenlicht, doch die gräßlichſten Folterungen und Verwirrungen zu befürchten und auszuſtehen habe. —

Doch itzt zur Sache ſelbſt.

Unſer Ritter lag noch auf ſeinem Polſter ſo anſtändig, als wenn er auf nichts anders, als Polſtern, zu ruhen pflegte, als ſich eine ſanfte Muſik erhub. Alles ſchien unſerm Palmendos erwünſcht. Sein lauſchendes Ohr hörte entzückt die ſüßen Töne, welche ſich auf einmal in eine klägliche harmoniſche Leichenmuſik verwandelten. — Unſer Ritter erſtaunte. Eine helle Stimme ſang:

Ritter ſind nicht Ehrenräuber
und bethören nicht die Weiber,
ſind ſo rein geprüft wie Gold
und nur einer Dame hold.

Palmendos dachte bey ſich, — was jeder denken würde, der Palmendos wär, das iſt, er dachte: ſingt etwas beſſers! — Itzt ſang das Chor:

Wär nun einer ohne Treu,
legte aber ohne Scheu
ſich den Ritternamen bey,
ſo beſchimpſt und quält ihn frey.

Bey dieſem Geſang hätte ſich unſer Held gern fortgemacht, aber er ſah nirgends eine Thür, und blieb alſo voller Erwartung liegen. Auf einmal öffnete ſich eine kriſtallene Wand, es erſchall eine ſanfte Muſik, und eine verſchleierte Dame trat herein. Sie gieng zu Palmendos, dieſer richtete ſich auf. Die Dame zog ihren Schleier weg, und er erkannte ſie. Heftig ſprang er auf und rufte aus:

„O geliebte Mirabella!„ —

Er wollte ſie umarmen, ſie ſtieß ihn aber zurück, zeigte ihm einen Dolch und gieng ſtillſchweigend zurück.

Er ſah ihr nach, ergriff ſein Schild und Schwerd und wollte ihr nacheilen, als eine zweyte Dame erſchien. — Er erkannte die ſchöne Marxanta, wollte ſie küßen, und bekam einen derben Schlag. Stillſchweigend zeigte ſie ihm einen Dolch, und gieng fort.

Itzt kamen die drey Schweſtern Dianes, Chliſarchis, und Ichtyanaſſa. Zuletzt erſchien Florismene.

rismene. Jede zeigte einen Dolch, und gieng fort. Die kriſtallene Wand ſchloß ſich wieder zu, und Palmendos warf ſich unmuthig auf ſeinem Polſter. — Auf einmal fühlte er eine Lähmung an allen Gliedern. Er konnte ſich nicht mehr regen, Waffen und Kleidung verſchwanden, und er lag ausgeſtreckt, an Händen und Füßen gefeſſelt, ſo nackend, als er zur Welt gekommen war, auf dem Polſter. — Es iſt aber aus der Folge der Geſchichte wahrſcheinlich, daß er einen Schurz um ſeine — Lenden hatte.

„Verfluchte Zauberey! — Vermaledeite Zauberinn, welche mich in dieſen Zuſtand verſetzt! — Liminiell! Mutter! Aſior! Hülfe!„ —

Itzt öffnete ſich die kriſtallene Wand wieder und die Damen traten alle Sechſe herein. Jede hatte in der linken Hand einen Ring, und in der rechten einen blinkenden Dolch. —

„Verräther, — ſprach Mirabella — durch ſo viel Ringe du Unſchuld und Ehre raubteſt, durch ſo viel Dolchſtiche ſollſt du dein Leben enden!„

Als ſie dieſes geſagt hatte, erhoben alle die Dolche und bohrten ſie wüthend in des Ritters. — —

Siebzehntes Kapitel.

Palmendos mußte keine Mutter mehr gehabt haben.

Bruſt — wie ſie glaubten, aber, mit nichten. — Sie ſtießen ihre Dolche nicht an dieſen Ort, ſondern alle in Palmendos ſeinen — Panzerrock, welchen Liminiell unſichtbar unterhielt. — Mit einem Donnerſchlag zerflog alles, und Palmendos lag auf einen Mooshaufen. Liminiell ſtand bey ihm, gab ihm ſeine Waffen.

„Edler Palmendos! — ſprach er traurig — zieh nach Hauſe, dieß bittet dich deine Mutter, der Weiſe Aſtor, und ich.. — Deine Mutter darf nun, ſo iſts der Wille der Götter, nichts mehr für dich thun, ſie muß dich deinen Schickſalen überlaſſen, wenn du nicht folgſt und nach Hauſe ziehſt. — Ich werde, ich kann dir nicht wieder zur Hülfe erſcheinen. — Folge meinem Rathe..„ —

Hiermit verſchwand er, und Palmendos, welcher dem Himmel dankte, daß er dießmal ſo gut davon gekommen war, wappnete ſich, beſtieg ſein Roß und eilte ſeine Straße.

Drey Tage war er ſchon gereiſt, willens, der Bitte ſeiner Mutter nachzugeben, und zu ihr zurück zu kehren, als er den vierten Tag zu Terpolis ankam und hörte, welches Abentheuer dieſe Stadt beunruhigte.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Kampf. — Palmendos braucht keinen Ring.

Es war nämlich ſchon ſeit einiger Zeit der Rieſe Malufar allhier und begehrte des Herzogs Tochter zu ſeiner Braut. Der Herzog hatte ſich Bedenkzeit ausgebeten, und unter dieſer Zeit ſeiner in einem Kampfe los zu werden gedacht. Itzt war der letzte Tag, welcher das traurige Loos der Prinzeſſinn entſcheiden ſollte. Viele Ritter hatten ſchon vergebens ſich bemüht, die Prinzeſſinn zu befreyen, der Rieſe hatte ſie alle umgebracht.

Als Palmendos in die Stadt kam, vernahm er die Geſchichte, und da er die Güte ſeiner Waffen und ſeines Schwerdes kannte, nahm er ſich vor, den Rieſen zum Kampf zu fordern. — Er ließ ſich bey dem Herzoge melden, und wurde vorgelaſſen. Er ſaß unter ſeinen Rittern und der Rieſe ihm zur Rechten.

„Herr! — begann Palmendos — ich habe vernommen, daß ein Rieſe deine Tochter zur Braut begehrt, ich aber, als ihr beſtändiger Anbeter, will ihm beweiſen, daß er ihrer Hand gänzlich unwerth iſt. Gib mir deine Erlaubniß zum Kampfe„.

Der Herzog beſchwor ſie. — Palmendos warf ſeinen Handſchuh nieder, welchen der Rieſe haſtig aufhob.

„Niedlicher Damenritter, — ſprach er — willſt du's mit mir wagen? — Es iſt hier um keine Küſſe zu thun! — Ich bin dein Gegner, Malufar, Enkel des weitberühmten Tartar Chans!„ —

„Und ich, bin Palmendos, Sohn des Kaiſers Palmerin und der Königin von Tharſes. Laß uns ſehen, wer die Braut gewinnt!„

Beyde beſchritten den Kampfplatz mit gleichem Muthe. Jener ſich auf ſeine Stärke, und dieſer, ſich auf die Güte ſeiner Waffen, verlaſſend. Itzt gaben die Trommeten das Zeichen, und ſie rennten gegen einander. Palmendos vermochte kaum ſich auf dem Roſſe zu erhalten, er wankte hin und her, bekam aber endlich doch das Gleichgewicht wieder, und ſprang vom Pferde zur Erde. Jedermann, der ſeine üble Lage zu Pferde geſehen hatte, ſprach ihm gerade zu den Kopf ab, aber es zeigte ſich anders. So ſehr auch **Malufars** Schwerd auffiel, ſo wenig vermochte es auch nur die Rüſtung zu zerrizten. **Palmendos** Schwerd hingegen würde, wenn es ein ſtärkerer Arm geführt hätte, ſchon längſt den Rieſen vom Kopf bis auf die Lenden geſpaltet haben. — Dem ungeachtet ſahe ſich doch der große Wütrich ſchon voller Blut. **Palmendos** verdoppelte ſeine Hiebe, und hieb ihm endlich den Kopf, mit ſammt dem Obertheile des Helmes, glatt weg, daß der ungeheure Rumpf, mit dem ſchweren Falle, den ganzen Kampfplatz erſchütterte.

Der Herzog war darüber innig erfreut, und wünſchte unſerm Ritter zu einem ſolchen Siege Glück. Die Prinzeſſinn **Melinde** kam ihm entgegen, gab ihm einen zierlich geflochtenen Mirtenkranz, und ſagte:

„Edler Ritter, krönt euern Sieg damit, daß ich die Hand des Bräutigams von euch empfange, welchem ich ſchon längſt mein Herz geſchenkt habe.„

Palmendos verſicherte ihr, nicht den geringſten Anſpruch auf eine Sache zu machen, auf welche ſchon einer ein älteres Recht hätte. Dieſes that er auch der ſchönen Herzoginn, Olinde, der Stiefmutter der Prinzeſſinn zu gefallen, wegen welcher er ſich ſehnlich nur noch einen Ring wünſchte. Aber er brauchte keinen.

Neunzehntes Kapitel.

Das verliebteſte Kapitel in dem ganzen Büchlein. Hier kömmt ein Geſchrey dazwiſchen, aber die Sache geht doch ihren Gang fort.

Die Herzoginn hatte es längſt bemerkt, mit welchen Augen ſie unſer Ritter anſahe. Sie gab ihm nicht undeutlich ihre Zuneigung zu verſtehen, und Palmendos ſuchte nur nun eine Gelegenheit, ſich mit ihr allein unterhalten zu können. Dieſe fand ſich endlich.

Olinde gieng in den Garten ſpaziren, wohin ihr Palmendos folgte. Er ſetzte ſich in eine Laube, in welche die Herzoginn auch kam. — Es erfolgten nun die lieblichſten Reden, welche ſich auch wohl mit einem Wettergeſpräch angefangen haben können, und drauf die lebhafteſte Unterhaltung, welche ſich auch nur mit Blicken angefangen haben kann.

Palmendos ſchlang ſeinen Arm um **Olindens** Liliennacken, und küßte ſie auf ihren Roſenmund. Sie erwiederte ſeine Küſſe lebhaft, und er empfand die Wonne des ſeligſten Gefühls, wie es ihm durch alle Glieder rann.

Mit vollen Zügen ſchlurft ſein nimmerſatter Mund
ein herzberauſchendes wollüſtiges Vergeſſen
aus ihren Lippen ein; *) —

Auf einmal ſtöhrte ein nahes Geſchrey ſie beyde, und riß ſie aus dem ſeligſten Liebestaumel.

Palmendos ſprang aus der Laube, und ſah die Prinzeſſinn **Melinde**, welche athenlos auf ihn zuſtürzte, und ohnmächtig in ſeine Arme lief. **Olinde** und **Palmendos** brachten ſie endlich wieder zu ſich, und fragten ſie um die Urſache ihres Schreckens.

„Zwey Mohriſche Ritter — ſprach ſie, verfolgten mich!„ Als ſie dieſes vernahmen, eilten ſie aus dem Garten, denn **Palmendos** hatte ſeine Waffen nicht, und ſeine Liebeswaffen hielten wahrlich nicht einen Mohriſchen Ritter ab. Inzwiſchen dankte die Herzoginn dem Himmel, daß **Melinde** ihre Ankunft ſo laut verkündigt hatte, denn ein kleines kleineres Geräuſch hätte ſie und Palmendos bey der ſeligen Entzückung nicht vernommen.

---

*) Oberon VIII. Geſ. 16. St.

Palmendos verwünſchte die Stunde und das Geſchrey der Prinzeſſinn, welches ihn aus Olindens zärtlichen Armen geriſſen hatte, verfolgte aber nun ſeinen Plan deſtomehr. Olinde war zu zärtlich, als daß ſie hätte unſerm Palmendos eine Zuſammenkunft verſagen können, welche ſie ſelbſt ſo eifrig wünſchte; ſie beſtimmte ihm eine Stunde. — Wären die Taſchenuhren damals ſchon im Gebrauch geweſen, gewiß unſer Ritter hätte jede Sekunde gezählt, ſo ſehnlich wünſchte er ihre Herannahung, und ſo eifrig war er darauf bedacht, Wort zu halten. — Endlich kam ſie. — Schrieben wir die Abentheuer unſers Helden in Verſen, ſo würden wir ſagen, die Liebesgötter hätten ſie auf ihren Flügeln herbey getragen. — Er eilte zu den Zimmer der Herzoginn, fand die Thür angelehnt, und verſchloß ſie hinter ſich. Es war in dem Zimmer eine angenehme Dämmerung, zwiſchen Abend und Tag, welches wie uns der Meiſter in ſeiner Kunſt Taſo verſichert, die beſte Helle für die Liebenden iſt. Die Herzoginn lag mit ſchmachtender Sehnſucht auf dem Bette.

In einem Licht, das zauberiſch von oben,
wie eine Glorie, auf ſie herunter ſtrömt,

und durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
mit ihres Buſens Schnee die Lilien beſchämt;
in einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet,
wie ſeine Augen nie ſo ſchön entſchleyert ſahn;
mehr werth alles, was zum Farren und zum Schwan
den Jupiter der Griechen umgeſtaltet. *)

Zärtlich empfiengen ihre Arme unſern Ritter, und, ohne einen Ring zu brauchen, erhielt er alles, was er ſich wünſchen konnte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Dieſe Reſolution war gut. — Ein Abentheuer.

Unſer Ritter eilte voll Entzücken in ſein Zimmer zurück, als auf einmal ſeine Freude ihm verbittert wurde. Ein Knappe meldete ihm, daß der Ritter mit dem Aehrenkranze ihn zu ſprechen wünſchte. **Palmendos** wußte gleich, daß dieſes niemand anders, als der wackre Ritter **Harmoſtes**, der Bruder der drey Schweſtern mit goldenen Armbändern, war.

---

*) Oberon XIV. Geſ. 16. St.

„Ich werde gleich kommen,“ — ſagte er, wappnete ſich, und gieng, als der Knappe fort war, zur Hinterthür ſeines Zimmers hinaus, zog ſein Pferd aus dem Stalle und ritt davon, ſo ſchnell, als es ihm möglich war, mit der guten Abſicht, nun ſo gleich nach Hauſe zu ziehen.

So lange er und ſein Pferd es aushalten konnte, ritt er, ohne Halt zu machen, in einem fort, hielt kurze Raſten, kam endlich ehe er ſichs verſah bey dem verwünſchten marmornen Thurm, und ſah mit großer Verwunderung eine goldene Thür in demſelben, mit der Ueberſchrift:

Herberge für unglückliche Ritter.

Von ſeiner Frau Mutter her, war unſerm Ritter eine ziemliche Portion Neugierde zu Theil geworden. Er machte, wie er glaubte, rechtlichen Anſpruch auf den Namen eines unglücklichen Ritters, und klopfte an. — Ein Greis öffnete die Thür, und machte ſie eilend wieder zu, als er unſern Abentheurer erblickte. — Er war noch voller Erſtaunen, als er ſeitwärts des Thurmes eine Dame erblickte, welche unter einem Baume lag und ſchlief.

Ein

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Unſer Held thut vor ſeinem Ende, welches bald erfolgt, den Wunſch noch einmal, nur noch einen Ring zu haben.

Er gieng hinzu, und erkannte die ſchöne Mirando, welche dem Ritter mit den blutigen Zären ſo viele ſchlafloſe Nächte verurſachte.

„Mutter! — rufte er ungeduldig aus — nur noch einen Ring! aber es war umſonſt. — Er rufte nach Liminiell. aber es erſchien niemand.

Endlich gieng er näher, that ſeinen Helm ab, und küßte ſie. — Sie erwachte nicht.

Glücklicher Schlaf! rufte er bey ſich aus, zog ſeinen Handſchuh aus, und war im Begriff, ſich ganz zu entwaffnen, als die Dame erwachte, einen von Palmendos Handſchuhen ergriff und voller Wuth ausrufte:

„Nichtswürdiger, was willſt du dich unterſtehen?„ —

Palmendos wollte um Verzeihung bitten, als ſich die goldene Thür des Thurms öffnete, der Ritter mit den blutigen Zären herausſtürzte, und auf Palmendos los gieng.

„Itzt ſollſt du deinen Frevel büßen, ſchrie er, und zog ſein Schwerd.

Palmendos hatte kaum ſeinen Kopf wieder in dem Helme, als er auch ſchon des Ritters Klinge fühlte.

Anitzt war ſeine Rüſtung nicht mehr undurchdringlich, wie ihm ſeine Mutter voraus ſagte, denn er hatte ein Stück davon verlohren.

Umſonſt ſchrie er nach ſeinem Handſchuh, **Mirabella** hielt ihn feſt, und **Ehrmuth** ließ ihn nicht ſo nahe zu ihr, daß er ihr denſelben hätte entreißen können. — Itzt fühlte er zum erſtenmale die Eindrücke des Schwerds, und ſeufzte nach mütterlicher Hülfe.

Sie ſchwebte zwar in Geſtalt eines Adlers über ihm, konnte, und durfte ihm aber nicht helfen. — Ach! ſie vergoß die bitterſten Thränen, als ſie ihren Sohn itzt ermattet niederſtürzen ſah.

Ehrmuth öffnete ihm den Helm, und ſprach:

„Du abſcheulicher Ehrenräuber der Damen, empfang itzt von mir den Lohn deiner Untreue, der du nicht würdig biſt, unter dem Namen eines Ritters, nur noch eine Spanne Land zu betreten!„

Als er dieß geſagt hatte, ſtieß er ihm ſein Schwerd durch die Gurgel.

Seine Mutter ſchwebte hernieder, weinte, und nahm ihn mit ſich nach Tharſes, wo ſie und ihre Geiſter ihn klagend zur Erde beſtatteten.

Ym 4576 R

[Verfasser: Christian August
Vulpius.]

(Vulpius)

Mein Himmel.

1885 21

Ein Gedicht.

Ἐκ Θεοῦ δ' ἀνὴρ σοφαῖς ἀνθεῖ ἐσαεὶ πραπίδεσσιν.

Pindar. *Olymp.* XI. 10.

Berlin,
bey Carl Friedrich Rellſtab. 1785.

R

An

Herrn

W. C. S. Mylius

zu Berlin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Die Wolken enteilen getrieben vom Hauche
des ſtürmenden Windes dem rollenden Auge, -
erreget vom Donner erbebet die Welt, —
die ſchwellenden Ströme durchbrechen das Feld; —
So drängen, erreget von Liebe und Wein

Gedanken in Buſen des Dichters ſich ein
und brechen heraus in Geſänge. —
Wohl rauſchen die Fluten wohl toſet das Meer,
acht unbehorcht weder der Stille umher,
noch's Schreien der horchenden Menge. —
So ſinget der Dichter wenn Liebe und Wein
ihm ſtimmen zum Sange die Leier ſo rein
und blicket nicht um ſich, obs höret
des ſchmuckern Kritikers lauſchendes Ohr,
er ſinget, und ſäng er den Steinen es vor
ſie lauſchten. — Dies hat uns gelehret
der Sänger den einſtens ein Delphin gar zahm
gelocket durch Sänge ſo willig aufnahm

und trug ihn durch rauſchende Fluten. *)
So tanzten um Orpheus die Thiere im Hain **)

---

*) Arion der ſich von den Schiffern nur ausbat vor ſeinem Tode ihn nur noch ein Liedchen ſpielen zu laſſen, mit welchem er einen horchenden Delphin herbei lokte:

Inde (fide maius) tergo delphina recurvo
Se memorant oneri ſuppoſuiſſe novo.
Ille ſedens citharamque tenet, *pretiumque vehendi*
Cantat & æquoreas carmine mulcet aquas

Ovid. Faſtor. II. v. 115.

**) Carmine dum tali ſilvas, animoſque ferarum
Threicius vates, & ſaxa ſequentia ducit.

Ovid. Metam. XI. v. 1. 2.

Cum traheret Sylvas Orpheus & dura canendo
Saxa. — —

Ovid. Triſt. IV. El. 1. v. 17.

die Panther und Wölfe, und reiſſenden Leu'n,
auf Angern, die Lämmer und Stuten. —

Wer kettet Gedanken der Dichter zuſamm?
wer lähmet den Flug ihrer Sinne?
Wer ſezet dem rauſchenden Strome den Damm
befeuert von Trauben und Minne? —
So wälzen verzehrend die Flammen einher
ſo ſteiget wohl thürmend das ſchäumende Meer,
ſo wallen des Dichters Geſänge
von Lippen, ſo lezend wie perlender Thau
erquickend erfriſchend auf lechzender Au
der Blumen ſo farbichte Menge.

So ſang ich befeuert von Liebe und Wein
Den Bau Meines Himmels gar lieblich und fein,
will hoffen der Sang iſt gerathen!
ich ſang' ihn als Dichter mit feurigem Blut
beſeelet mit Liebe entzückenden Mut
in Cipris erleuchteten Staaten.
Noch blühen die Roſen, noch fühl' ich den Drang
zu ſingen von Liebe mit ſcherzendem Sang,
im Alter dann: Leben und Thaten
wie dichtende alte Kaſtraten.

Nimm Freund dieſe Gabe ein Schaz meiner Haabe
jezt von mir, ich gebe ſie gerne.
Du nimmſt ſie mit Freuden das weiß ich wohl, an,
ſo gern ich ſie gebe, und weiſeſt ſie dann
zur Zalung, an kränzende Sterne.

Weimar,
am Tage Bartholomäi.
1784.

C. A. Vulpius.

Mein Himmel.

1.

Es zirkelt mein Nachbar, und rechnet, und ſizt
ſo ämſig von neuer Erfindung erhizt,
und ſpähet mit nähernden Blicken,
zu ſehen die Flecken im freundlichen Mond,
zu ſehen die Berge, und ob er bewohnt,
und findets mit frohem Entzücken.

2.

Da gukt er mit gierigem ſpähenden Blik
zu ſehen die Zeichen des Himmels, o Glük!
zu ſehen den Schweif des Kometen;
da harrt er und wachet, und freut ſich und lacht,
und ſiehet entzücket die liebliche Pracht,
und lachet des armen Poeten.

3.

Lach nicht ſo mein Lieber; dein Himmel iſt ſchön
das will ich zwar gerne und willig geſtehn,
ich habe mich oft dran gelabet;
ich baue mir aber nach meinem Syſtem
den Himmel; — auf! löſe mir dieſes Problem
Herr Nachbar mit Weisheit begabet! —

4.

Du lächelſt? — Mein Lieber ich treibe nicht Scherz,
ſo wie ich es rede, ſo iſt mirs ums Herz;
ich baue mir ſelbſt einen Himmel
mit Sternen und Sonne, mit Wolken und Luft
mit Regen und Donner, mit Blizen und Duft,
mit Drachen, mit Altar, und Schimmel. a)

5.

Er weiß nicht Herr Nachbar wie ſchöpfriſch geſchwind
die Dichter beym Glaſe voll Rebenblut ſind,

nicht

---

a) Himmels Zeichen.

nicht ihr ſo, bey Flaſchen voll Waſſer;
das weiß ja Herr **Käſtner** wie übel ſichs ſingt
bey Waſſer, kein Sinngedicht klappet und klingt,
Achelous iſt unſer Haſſer.

6.

Doch **Bachus** der ſtarke, der freundliche Gott
iſt unſer Mäzenas, da triſt uns kein Sp[illegible]
wenn dieſer uns liebreich beſchüzet. —
Ich lieb' ihn ſo innig und bin ihm ſo gut,
er ſtärket die Schwachen giebt Hörner b) und Mut,
und ſchenket uns was uns nur nüzet.

7.

---

b) Aber nicht in böſem Verſtande, ſondern in dem, in welchem Horatius. L. III. Od. XXI. ſagt:

Tu ſpem reducis mentibus anxiis,
Vireſque & addis *cornua* pauperi &c.

In dem nemlichen Verſtande gebraucht dieſes Wort auch Ovidius de arte amandi v. 237 — 240.

Vina parant animos, faciuntque caloribus aptos:
Cura fugit multo diluiturque mero.

Tunc

7.

Das weiß wohl Herr Bürger und ſingt gar ſchön
wir möchten ihn ſchier zum Apollo erfleh'n,
das ſagen Jacobi und Wieland,
das ſagen wir alle. — Drum bleibt es dabey
ich ſchaff' einen Himmel ganz reizend und neu
wenn Bachus mich gängelt am Laufband.

8.

Mein lieber Herr Nachbar nun geb' er recht acht,
es wird jetzt der Anfang mit Bitten gemacht;
das thuen ſo alle Poeten,
ſie rufen die Götter und Muſen fein an;
die ehliche Hälfte des alten Vulkan
half manchen aus Aengſten und Nöten.

9.

Nun weiß Er, ich halte auf alten Gebrauch
wie Pfaffen auf Glöckchen und Meſſe und Rauch
im

Tunc veniunt riſus, tunc pauper *cornua* ſumit,
Tunc dolor & curae, rugaque frontis abit.

im Kloſter, in Kirch' und Kapellen,
drum mach' ich auch dieſe Gewohnheit gern mit
und ſtreiche die Flagge wie Ritter **John Witt**
vor Schiffen und ſtarken Kaſtellen.

10.

O **Bachus** du ſtarker du freundlicher Gott,
mach, Meiſter der Künſte mein Schifchen mir
flott
und ſteure es glücklich zum Hafen,
erfüll mich mit Stärke, erfüll mich mit Mut
und gieß mir in Buſen die brennende Glut
wie Teutſchlands begeiſterten Grafen. c)

11.

Du zähmteſt die Tieger mit mächtigem Arm,
du wandelſt die Klagen, den zehrenden Harm,
in Freude und frohes Vergnügen.
Du biſt mein Erhalter, komm ſtimme mir rein
Die Leier zum Sange; den Becher mit Wein
erſchöpf ich mit mächtigen Zügen.

12.

---

c) Friedrich Leopold Graf zu Stollberg.

12.

Du mächtige Göttin der Liebe, ſey hold
dem Dichter der öfters dir Weirauch gezollt
und lächle mir zu meinem Sange,
hilfſt du mir und Bachus, ſo bin ich beglükt
ſo lauſchen wohl Nimfen und Faunen entzükt
und tanzen zum lieblichen Klange.

13.

Das war nun geſchehen. — Herr Nachbar Er ſieht
wie feurig das Auge, die Wange mir glüht,
ſchon fühl ich den Einfluß der Götter;
noch leer ich den Becher: — nun merk Er wohl auf —
und ſinge den Himmel, und ſinge den Lauf
der Sterne, und lache der Spötter.

14.

Noch etwas; — Er weiß wohl ein Rumpf ohne Kopf
das iſt ſo, als fehlte der Deckel zum Topf,

als fehlten die Saiten der Leier;
ſo fehlte dem Dichter ein weſentlich Stük
hätt' er nicht ein Mädchen mit lächelndem Blik
mit Augen voll Himmel und Feuer.

15.

So hab' ich ein Mädchen gar lieblich und fein
die ſoll meine Muſe, und Leiterin ſeyn,
die liebliche, zärtlich' **Minna** —
nicht **Laura** war ſanfter, und ſchöner war nicht
Helene die Griechin, — ſie ſingt mein Gedicht
ſo zärtlich wie **Naſo's Korinna.**

16.

Sie lächelt mir heiter und reichet mir hold
die Leier, gewölbet von glänzendem Gold
bekränzet mit duftenden Roſen,
ſie ſalbt meine Locken und reicht mir den Kranz
von Roſen und Mirten, und lokt mich zum Tanz,
ſie lokt mich mit freundlichem Koſen.

17.

Mir lächelt dein Auge wie Mondlicht im Hain,
Siegwartiſch Verliebten. — Mit wärmendem Schein
erwärmt mich dein Auge, wie Sonne
die Fluren im Lenze ſo freundlich erquikt,
und lieblich die grünenden Saaten durchblikt;
ſo lächelt dein Auge mir Wonne.

18.

Doch zieht ſich die Stirne dem Elfenbein gleich
in ringelnde Falten, wie Blaſen im Teich,
ſo fürcht ich ein nahes Gewitter,
und ſtrömet der Regen durchs Roſengefild,
verſtek ich mich ängſtlich, wie hinter ſein Schild
ein feiger und weibiſcher Ritter.

19.

Da bitt' ich vom Himmel den lächelnden Schein
der liebreichen Sonne, und wende mein Schrein
an **Minna**, mir Göttin und Muſe
die Regen und Sonne am Himmel mein, giebt,
und ihren Anbeter ſo inniglich liebt,
und gerne annimmt ſeine Buße.

20.

Dann dank ich der Göttin und opfre ihr froh
am Nachtiſch, dem Altar der Liebſten, und ſo
ſchaft ſie meinen Himmel auf Erden. —
Herr Nachbar was meint Er? — Der Himmel iſt ſchön
das wird Er zur Steuer der Wahrheit geſtehn,
beſchwören, wenn wir es begehrten.

21.

Da ſiz' ich und leze am Himmel mich hold
als Harpax ſich nimmer am Kaſten voll Gold,
als nimmer ſich Miller an Briefen
des Burgheim, der ſchmachtend und Liebe krank ſchrieb
was ihm durch das Klausthal, verzweiflungs voll trieb
durch Waldſtrom und ſchrekliche Tiefen.

22.

„Wo ſind nun die Sterne, die liebliche Pracht
des Himmels, zu leuchten in einſamer Nacht?“ —

Ich hab' es geſagt ſchon: Die Augen
Lieb Minna der Schönen, mit glänzendem Schein,
daß ich mir oft wünſche ſo glücklich zu ſeyn
draus Thränen der Liebe zu ſaugen.

23.

Auch Zeichen des Himmels die lieblich und ſchön
wie auf einem Globo von Homann daſtehn,
die hab' ich Herr Nachbar, und ſehe
mich nicht durch die Gläſer des Fernrohrs bald blind
und blinzle, und ſchieb' es und rück' es gelind,
ich habe ſie all in der Nähe.

24.

Das Strumpfband von Seide, ſo blendend und weiß
ſo glänzend und weiſſer als Schnee noch und Eis
geſticket mit Veilchen und Roſen;
da haben ſich öfters die Zephirs verirrt
und ſich in die Blumen der Liebe verwirrt
ſie ſchmeichelnd und duftend zu koſen.

25.

Ich raubt' es, nun ſoll es am Himmel mein ſtehn,
es glänzet und blinket ſo lieblich und ſchön
als Werther's Geſtirne der Liebe. d) —
Zur Rechten hängt funkelnd der bindende Ring
dem ich in der Laube bey Mondſchein empfing
als Siegel der ſeeligſten Triebe.

26.

Zur Linken erfüllet mit lieblichem Duft
die Locke ſchön Minna der Lieben, die Luft,
ſie raubt ich der Holden in Schlummer,
mich reizte der Götter erhabener Gott. e)
wie Mahmood dem König f) zu tändelndem Spott
und füllte mich ängſtlich mit Kummer.

---

d) Leiden des jungen Werthers. S. 219.

e) Bachus.

f) Mahmood König in Hindoſtan beraubte in einer Nacht, in der Trunkenheit, ſeine geliebteſte Sulta-

27.

Ich grämte mich herzlich, verſchmähte den Wein;
da gab mir der Sorgenzerſtreuer es ein
zu ſingen mit Mahmood's Poeten:
„Schau um dich mein Lieber, wie lieblich und ſchön
die ſchlanken Zypreſſen ohn' Aeſte da ſtehn!“ —
das waren erquickende Reden! —

28.

Nun ſieht Er Herr Nachbar, die Zeichen ſind da,
ich habe ſie alle gar kenntlich und nah
vor Augen, und brauche nicht lange
zu ſuchen die Gläſer, das nähernde Rohr
Geſtelle und Schrauben, und Bretter hervor,
zu pochen mit Eiſen und Zange.

29.

Sultanin aller ihrer Locken; darüber war er ſo betrübt, daß er nichts aß und trank bis ihn ſein Hofdichter Ali Munſuri durch etliche Verſe: „Daß eine gerade Zypreſſe, ohne Zweige, am beſten gefalle,“ wieder zu ſich ſelbſt brachte. S. Alex. Dow Geſchichte von Hindoſtan 1. Th. S. 114.

29.

Nun bau ich den Himmel und wölke ihn ſchön
dran ſind die ſchön Zeichen der Liebe zu ſehn,
und Sonne, und Wolken, und Sterne
der Mond und der Regen, der Thau und die Luft
der hellbraune Aether, und perlender Duft
und alles in lieblicher Ferne.

30.

Umfloß nicht die Farbe des Aethers den Leib
Dir Minna, o göttlich erhabenes Weib
als walzend Du drükteſt an Buſen
zum erſtenmal freundlich mich innig ſo gut,
da ſtarrte in Adern mein ſtockendes Blut
da ſteinerteſt Du gleich Meduſen.

31.

Dir Göttin gehörte das Himmelsgewand
Dich zeugten nicht Irrdiſch' im irrdiſchen Land
im Aether gab Cipris voll Milde
dem hellblauen Auge aetheriſchen Schein
und hüllte in Aetherluſt üb'rall Dich ein
und formte Dich nach ihrem Bilde.

32.

Sie wollte nicht laßen Geliebte Dich mein,
Du ſollteſt Aglajens Begleiterin ſeyn;
Wärſt Du nicht beſtimmt mir geweſen
durchwallteſt Du ihren geheiligten Hain
zu Paphos. — Doch biſt Du zur Lieben jezt mein
von Venus der goldnen, erleſen.

33.

Wo bauen wir Minna uns frölich nun an?
wo landet der Liebenden ſchwankender Kahn? —
„Im Reiche der ſchönſten Ideen! —
Hier wallen die Liebenden ſeelig und froh
und ſchweben in Freude, es leben nur ſo
die glüklichen Elfen und Feen.“ —

34.

Und dort meinen Himmel? o Minna in Dir!
ich bin ſchon ſeelig find ich ihn nur hier! —
Dies hören die Götter und lächeln
erblicken umſchlungen uns frölich im Hain
und ſenden die Zephirs von oben herein
die kühlend uns koſtend umfächeln.

35.

Erwärmende Sonne mit Lobe und Dank
beſchließ' ich den reizenden Himmelsgeſang,
bring wieder die Tage der Liebe!
Du ſchwindeſt im Meere, du kühleſt Dich, und
beſcheineſt am Morgen dies fröliche Rund
und ſcheucheſt die Nebel ſo trübe.

36.

Nun ſieht Er Herr Nachbar, ſo hab' ichs gemacht,
Er hätte wohl nimmer das in mir gedacht?
ſein Unglaub' iſt wohl nun bezwungen?
Ein Gläschen Herr Nachbar! auf! ſtoß er nur an!
wir trinken und ſingen bis keiner mehr kann
und bis wir die Krone errungen. g)

---

g) Man kann dieſe Redensart figürlich und unfigürlich nehmen. Man ſagt figürlich: der hat eine Krone. d. i. er hat getrunken bis es ihm in den Kopf geſtiegen iſt. Aber auch im ordentlichen und unfigürlichen Verſtande kann man durch Wett-

37.

Doch lieber Herr Nachbar das Sprichwort trift ein:
Oft ſind wir betrogen vom glänzenden Schein. —
So trüget er ſich wohl und denket
ich ſchmeckte nur ſeeligen Himmelserguß
mit Freuden gewürzet wär all mein Genuß
ich hätte mich nimmer gekränket;

38.

Er irrt ſich mein Lieber! Wenn morgen mit Gold
und funkelnden Steinen Aurore, uns hold,
geſchmückt

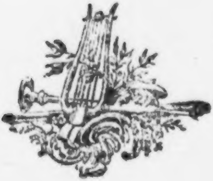
---

trinken z. B. eine Epheu Krone zum Preiſe erlangen. Dieſes war bei Griechen und Römern, und den alten Teutſchen etwas ſehr Gewöhnliches um die Wette zu trinken, ja wir finden, daß ſogar Damen in ſolch' einen Wettrunk ſich einließen z. B. bei den Griechen eine gewiße Klio welche allen Trinkern männlichen Geſchlechts den Preis ſtreitig machte. S. *Aelian. Var. Hiſt.* L. II. c. 41.

geſchmückt ihre Roſſ' h) an der Schwelle
der Thore des Himmels, dann ſtimm ich den Klang
der Leier zu einem verwünſchten Geſang
und ſinge auch dann: Meine Hölle.

---

h) Proximus Heſperias Titan abiturus in vndas
Gemmea purpureis cum juga demit equis.
Ovid. Faſt. II. v. 13.



Ym 4578 R

[Verfasser:
Christian August Vulpius.]

1058:31

Meine Hölle.

Ein Gedicht.

Der Vogel ſingt in jeder Friſt,
wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.
Froſchmäuſler.

Berlin,
bey Carl Friedrich Rellſtab 1785.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinens.

R

Meine Hölle.

I.

Jüngſt ſang ich befeuert von Liebe und Wein,
den Sang **Meines Himmels**, gar zierlich und
fein,
jezt ſing ich das Lied: **Meine Hölle.**
Ich hab' es verſprochen, gern halt' ich mein Wort,
jezt heb' ich die Sohlen, und wandle nun fort
zum Orkus, wie **Maro's** Geſelle. *)

---

a) Ich meine den Dichter **Dante Alighieri**, welchen **Virgil**, nach ſeinem eigenen Berichte, in der Hölle herumführte. Die ſogenannte Divina Commedia dieſes Dichters, wird meinen Leſern ſchon bekannt ſeyn, wenigſtens L'Inferno, (die

2.

Mein Nachbar bedankt ſich gar höflich, und will
nicht mit mir, und ſuchet ganz langſam und ſtill
hervor ſein Geſtell' und ſein Sehrohr,
und blinzelt, und rükket und ſchiebt es gelind,
und ſieht ſich am Glanze der Sterne bald blind,
und ſuchet im Monde ein Poſithor.

3.

Da half gar kein Bitten, da half gar kein Rath,
ich bracht' ihn, ſo viel und ſo ſehr ich auch bat,
nicht mit mir, nur über die Schwelle.
„Ich weiß ſchon, — ſo ſprach er — mein lieber Poet
wie ſchnell es zum Thore des Tartarus geht,
geſchloſſen iſt nimmer die Hölle;

Hölle,) nach Jagemanns metriſcher Ueberſezung in ſeinem Magazine der Italieniſchen Litteratur. — Dante ſang auch den Himmel, und das Fegefeuer, und ſah dort, nach Art der Dichter, viele merkwürdige Dinge. Sein Name, war eigentlich Durantes, woraus man in ſeiner Kindheit Dantes machte, und das blieb auch ſo hernach.

4.

Doch rükwarts mein lieber verliebter Geſell,
da geht's nicht wie hinwarts, ſo luſtig und ſchnell,
ſagt **Maro**: b) Hoc opus, hic labor. —
Nur näher den Sternen, da wandr' ich gern mit,
da thu ich gern manchen gefährlichen Schritt,
da iſt mir ein Hügel Berg Tabor."

5.

So ſprach er und lachte, und drehte ſich fort,
nahms Seerohr und ſagte: „Mein lieber Freund, dort,
dort wünſch ich zu bleiben auf ewig." —
Nun wandl' ich allein fort, wenn niemand erſcheint,
der über die Martern der Hölle mit weint. —
O **Minna**! dein ſterb' ich und leb' ich! —

---

b) — — Facilis deſcenſus Averni,
Noctes atque dies patet atri janua Ditis:
Sed revocare gradum, ſuperaſque evadere ad auras,
Hoc opus, hic labor eſt. — —
Virgil. Aen. ;L. VI. v. 126. — 129.

6.

Einſt wallte der König der Liſten c) hinab
zu **Pluto's** Behauſung und füllte ein Grab,
zu hören den blinden Propheten
von Theben, mit Blute, und ſcheuchte vom Blut,
die gierigen, ſochtenden Schatten, voll Mut,
und hörte weiſſagende Reden.

7.

Drauf führte die Göttin als **Mentor**, den Sohn
des Königs d) zum **Orkus**, wie Abt **Fenelon**
gar wahrhaft und zierlich berichtet.
Dann führte auch einſtens Sibille den Held,
den frommen **Aeneas**, zu Haus und im Feld,
zur Hölle, wie **Maro** e) gedichtet.

8.

---

c) Ulyſſes, um den Thireſias um Rath wegen ſeiner Reiſe zu fragen. *Homer. Odyſſ. L. IX.*

d) Minerva, den Prinzen Telemach, wie ſeine Abentheuer beſagen.

e) Die Höllenfahrt des frommen Aeneas, befindet ſich im ſechſten Buche der Aeneide Virgils.

8.

Und Maro der Sänger, führt ſeinen Geſpan
Durant' Alighieri hinab und hinan
im Orkus, und zeigt ihm viel Dinge,
die dieſer gar lieblich, und dunkel, und ſein.
gedränget in dreißig f) Geſänge hinein,
wovon ich nicht Einen nachſinge.

9.

Wer leitet mich aber ins traurige Thal
der Schmerzen, zur Hölle voll eigener Quaal,
wo find ich die urtelnden Richter?
Du Minna? Mein Engel, ach! brich deine Treu
ſo leicht als den Stab nicht des Urteils, entzwei,
ob deinem ergebenen Dichter.

10.

Erbarmung Geliebte! was hab' ich gethan,
daß knirſchend dein blendender Elfenbeinzahn
zerfleiſchet dies Herz dir ergeben?
Wie? quält mich die Liebe zu dir nur allein?

---

f) Um des Verſes willen, ſonſt eigentlich vier und dreißig Geſänge.

drängt ſie durch den Buſen ins Herz ſich hinein
und mordet ein menſchliches Leben?

11.

O Liebe! o Göttin! wie willig und gern
folg' ich deinem leuchtenden, leitenden Stern,
folg' ich deinem Winke hienieden.
Mich zieht deine Allmacht, hinauf und hinab
gen Himmel, zur Hölle, ins ewige Grab
der Erde, in **Pluto's** Gebieten.

12.

Selbſt **Zipris** die Göttin, voll Kummer, verweilt
nicht länger hienieden, dem Lieben nach, eilt
zur Hölle ſie ängſtlich bekümmert. g)
Und **Orfeus** der Sänger, irrt traurig umher,
durchwallet die Fluren, durchkreuzet das Meer,
wo nirgends ein Hofnungsſtern ſchimmert.

13.

---

g) Venus ſuchte ihren geliebten Adon im Orkus auf. Ihrer Rückkehr wegen, feierten die Griechen ein Feſt.

13.

Ihn leitet die Liebe auf ſtygiſcher Flut,
er ladet, er ſtillet die tobende Wut,
des bellenden Wächters der Pforten
des Tartarus, ſingend, der ſanfte Geſang
voll Sehnſucht nach ſeiner Geliebten, durchdrang
die Herzen der Bären aus Norden.

14.

Mit freundlichem Brummen umlatſchte die Schaar
den Sänger, der mutig trozt jeder Gefahr,
und ſingend ſich windet dem Trone
des furchtbaren Gottes des Höllenreichs, nah,
der ſtaunend den Sänger im Purpurrok ſah,
in Lokken, den Lorber als Krone.

15.

„Ach gebet ihr Götter, — ſo ſang er betrübt —
mir wieder, was innig ich habe geliebt
vielmehr als mein ſchwindendes Leben.
Du furchtbarer König des Tartarus, haſt
den Zepter des Ortes der ewigen Raſt,
kannſt wieder mein Alles mir geben.

16.

Mich trieb nicht der Vorwitz, die Neugier trieb nicht
mich hieher, zu ſchauen im Höllengericht,
zu ſehen die Qual des Prometheus.
zu ſuchen ſein Alles, zu ſuchen ſein Weib,
trieb Liebe mit irrdiſch verweßlichem Leib,
in Orkus, den ſterblichen Orfeus.

17.

Hier weilen wir alle, ſey's ſpät oder früh,
denn Menſchen entrinnen dem Tode ja nie,
nur jezo ſchenk wieder das Leben
Euridize meiner Geliebten, wo nicht,
behaltet auch mich hier, und haltet Gericht. —,
dort iſt ſie! — dort ſeh' ich ſie ſchweben!“ —

18.

Dort ſchwebt' ſie im Orkus. — Dort ſchwebſt Du im Saal
im Arm eines andern, o! Minna, die Qual,
das hölliſche brennende Feuer! —
Du lächelſt? du liebſt ihn? — Durch Mark und Gebein

Dringt jeder Blik ſchneidend wie Donnerſtral ein. —
Du biſt eine Schlang' Ungeheuer! —

19.

Ha! ſieh doch! ſie flüſtert, ſie ſcherzet, ſie lacht,
ſie koſen ſo traulich. — O! Donner und Nacht,
ſtürzt über die Bulen h) zuſammen!
wie tobts hier im Innern, wie kocht es und zehrt:
o! ſchreckliche Marter! — Mein Innres verkehrt
das Toben der hölliſchen Flammen!

20.

Zerfleiſcht ſo der Geier mit hölliſchen Schmerz
Prometheus dein blutendes, wachſendes Herz,
als

---

h) „Sollte ein Eiferſüchtiger zur Zeit ſeiner Eiferſucht eine Logik ſchreiben, ſo würde er, käm er zur Lehre von Univerſalien, den Unbeſtand und die Bulerei, für das proprium in quarto modo, des weiblichen Geſchlechts, ausgeben und für die Eigenſchaft quæ convenit omni, ſoli, & ſemper ſubjecto, & cum eo reciprocatur," ſagt *Bayle* Diction. Hiſt. crit. Art. *Eva*. Tom. II.

als Minna die giftige Schlange
dies Herz ihr ergeben? — ach! Jammer und Not —
o! hölliſche Flammen! — o! zehnfacher Tod! —
wie martert der Teufel ſo lange! —

21.

„Was treibſt du? — Was haſt du? — Was tobſt du herum? —
antworte mir Lieber! — Nun? biſt du denn ſtumm?“ —
ach, laß mich! dort harret dein Lieber.
Du ſprachſt ja ſo freundlich dort drüben, geh hin,
geh brich deine Schwüre, geh hin Sünderin!
geh träum Dir, ich hätte das Fieber! —

22.

So dränget oft ſchmerzlich in Buſen ſich ein
das Fieber der Liebe, die hölliſche Pein,
die Eiferſucht. — Sterbliche fanden
kein Mittel dawider, ſie ſchleicht ſich und gieſt
ein zehrendes Feuer in Buſen, und ſchlieſt
die Freiheit mit ehernen Banden.

23.

Gezeugt in der Hölle, im Abgrund genährt,
mit Dolchen und hölliſchen Feuer bewehrt,
verläſt ſie den ſchweflichten Orkus, i)
und ſchwingt ihre Fakkel, und ſprüht ihren Gift,
und welchen ein Tropfen des Geifers nur trift,
da hilft nur ein Bad im Selemnus. k)

---

i) *Lud. Zuccolo*, verflucht in Dialogho della Geloſia die Eiferſucht gleichfalls als ein in der Hölle gezeugtes Ungeheuer. Er ſagt: p. 137.

O ſorella di morte, onde veniſti,
D'invidia figlia, fiero, horribil moſtro,
Che ſai miei giorni lagrimoſi e triſti;
Tornati à l'infernale, oſcuro chioſtro,
Che troppo co' tuoi morſi il ſen m'apriſti,
Onde il venen, la piaga e'l dolor moſtro,

k) **Selemnus** ein Flus in **Achaia**, war ehemals ein junger ſchöner Schäfer. Die Nimfe **Argyra** verlies aus Liebe zu ihm, die Tiefe des Meers und wurde wieder geliebt. Als aber **Selemnus** älter wurde, und ſeine Schönheit verſchwand, ver-

24.

So plagt mich das Feuer der Eiſerſucht — Ach!
ſchon, meiner Geliebten, ich bin ja ſo ſchwach,
und kränk mich nicht immer mit Zweifeln.
Wie kränkt mich der Vorwurf, wie quält mich dein Scherz,

du

---

lies ihn die Nimfe. Darüber ſtarb er vor Betrübniß, und Venus verwandelte ihn in einen Flus. Aber er hörte nicht auf ſie zu lieben, die Göttin that ihm alſo auch die Gnade an, und heilte ihn von ſeiner Liebe. Dadurch bekam der Flus die Kraft, daß er alle von der Liebe heilte, die ſich drinnen badeten. — Dieſes Waſſer, ſagt Pauſanias, und ich mit ihm, wär nicht mit Golde zu bezalen, und ſollte ich gar Pindars ἄριστον μὲν ὕδωρ, (Od. I. Olymp.) Beifall geben, ſo könnte es nur von dem Waſſer dieſes köſtlichen Fluſſes geſchehen, denn läßt ſich wohl eine ſchreklichere Krankheit, wieder die wir kein Mittel haben, als die Eiferſucht, gedenken? — Contra vim mortis, non eſt medicamen in hortis, ſagt ein alter Vers, der ſich ganz wohl auch auf die Krankheit der Eiferſüchtigen anwenden läßt.

du kennſt nicht mein Leiden. — O hölliſcher Schmerz,
geſendet von quälenden Teufeln!

25.

„Wo warſt du denn geſtern, du warſt ja nicht
hier.“ —
„Bin immer Geliebte, bin immer bei dir,
bin bei dir mit Herz und Gedanken. —
„Du liebſt eine andre, du brichſt deinen Schwur,
o! Falſcher, Treuloſer! du täuſcheſt mich nur,
du ſpotteſt der liebenden Kranken.“

26.

Ach! Minna du quälſt mich. — „Das glaub’
ich gar gern
du wünſcheſt wohl immer dich von mir ſo fern,
du willſt mich vergeſſen, verlaſſen.
Geh bring ihr ein Opfer, der Bulin, die dich
mir raubte. Du liebeſt, du liebeſt nicht mich,
ſiehſt gern mich vor Liebe erblaſſen.“

27.

Ich ſchwöre dir Minna — „Nichts! ſchwöre
mir nicht,
wer einmal den Eid ſchon gebrochen, der bricht

ihn mehrmal.“ — Ich hätt' ihn gebrochen
den Eid meiner Treue? — „Das haſt du gethan,
du brachſt deine Schwüre, — du biſt ja ein Mann,
und keiner hält was er verſprochen.“

28.

So quält ſie mich täglich. — Wir ſöhnen uns aus.
Kaum dünk ich mich glücklich, kaum bin ich ins Haus
und wähne im Himmel mich wieder,
ſo ſchreibt ſie ſchon wieder und ladet mich ein.
Ich laufe und denke: was muß denn das ſeyn,
vergeſſe drob Himmel und Lieder.

29.

Und komm' ich nun zu ihr, und denke mir ſo,
jezt biſt du recht glüklich, jezt biſt du recht froh,
ſo find' ich ſie ſchwimmend in Tränen.
Ich ſtaune: „du weineſt? was fehlt dir mein Kind?“
dann löſ' ich ihr damit die Zunge geſchwind.
Das konnt' ich nun freilich nicht wähnen!

30.

„Geh Falſcher! nun weiß ichs, du liebeſt mich nicht,
mich trog deine Larve, dein ehrlich Geſicht. —
Wo warſt du denn geſtern zum Schmauſe?
da war wohl ein Mädchen, die liebteſt du mehr?
da warſt du recht frölich, drum kamſt du nicht her?
du führteſt die lieber nach Hauſe!“

31.

Geh Mädchen, du ſchwärmeſt, du quälſt mich zur Luſt,
betäubſt meine Sinne, zerreiſt meine Bruſt,
es war je bei Gott! meine Schweſter.
„Die war es? — verzeih mir, und habe Geduld,
ich liebe dich innig, die Liebe iſt ſchuld,
ſie täuſcht uns ſo gerne mein Beſter.“

32.

Nun iſt wieder Friede, nun ſind wir zuſamm,
ſo einig wie Tieger und Wölfe und Lamm,

beim Sange des göttlichen Dichters. l) —
Da hezzen bald Weiber, bald hezzet ein Mann,
wir zanken uns wieder, des freuen ſich dann,
die Mütterchen ſeines Gelichters.

33.

Zwar ſagt man, ſey Regen, dem Blumengefild
ſo angenehm nimmer, ſo lezzend und mild,
als Zank in der Liebe den beiden
Verliebten, m) da blühe und grüne gar fein

die

---

l) Ich meine den göttlichen Sänger **Arion**, von welchem **Ovid** (Faſt. L. II. v. 83. — 90.) ſo ſchön ſingt:

Quod mare non novit, quæ neſcit Ariona tellus?
  Carmine currentes ille tenebat aquas.
Sæpe, ſequens agnam, lupus eſt hac voce retentus:
  Sæpe auidum ſugiens reſtitit agna lupum:
Sæpe canes leporeſque umbra cubuere ſub una;
  Et ſtetit infeſtæ proxima cerua leæ;
Et ſine lite loquax cum Palladis alite cornix
  Sedit; & accipitri juncta columba fuit.

m) Ein Liebeszank ſagt **Rabener**, (im Sprüchwort: **Alte Liebe roſtet nicht**) iſt wie ein

frucht-

die Liebe zu lieblichen friſchen Gedeih'n,
und wachſe ſo ſchön, zum beneiden.

34.

Dem ſey wie ihm wolle, ich glaub' es zwar gern,
und ehre die freundlichen Dichter und Herrn
die vor mir dies längſt ſchon geſungen,
ich laſſe die Freude beim Zevo! meinem Feind,
ich liebe den Frieden; und doch wie es ſcheint
iſts Dichtern und Sängern gelungen.

35.

Den Mädchen ſo ſchmakhaft, ſo lieblich und fein
zu ſingen den Zank in das Köpfchen hinein,
als wär das die Sonne der Liebe.
Für mich keine Sonne, nicht Freude, nicht Scherz,
für mich eine **Hölle**, mein liebendes Herz
liebt ruhig' und zärtliche Triebe. —

---

fruchtbares Gewitter im Sommer. Und **Terenz** läßt den **Chremes** (Andria Act. III. Sc. III. v. 23.) ſagen:

Amantium iræ, amoris integratio eſt.

36.

Und ſind wir nun ruhig, und fällts Ihr nicht
ein
mir zankend zu ſalzen mein Gläschen mit Wein,
zu trüben den Strom meines Lebens
mit Tränen, da ſchreckt mich ein fliegend Gerücht,
verbreitet vom giftigen Ottergezücht:
ich liebte ſie doch nur vergebens.

37.

Jezt harre ein Freier aufs freundliche Ja,
er ſtehe gar gut bei Papa und Mama,
Sie liebe ihn zärtlich. — Ich laufe
gleich zu ihr und forſche, und frage, und ſie,
ſie lächelt und ſeufzet, und fraget mich: „Wie?“ —
Dann eil' ich vom Regen zur Traufe.

38.

Der Vater ſtreicht lächelnd ſein bärtiges Kinn,
die Mutter legts Strikzeug ſein ſäuberlich hin
und tritt an das Fenſter. — Da zittern
die Knie mir, ich wanke, ich frage, da lacht
der Vater, die Mutter. Um mich wird es Nacht
mein Himmel dreht mir mit Gewittern.

39.

Da fluch ich der Liebe, — da klopft mir mein Herz,
da tobet im Buſen ein hölliſcher Schmerz,
ich ſinke betäubt — in die Arme
des Mädchens die treulos ich glaubte, und ſchon
mein Geiſt ſey auf immer den Leiden entflohn;
doch rufen beſeelende warme

40.

Entzükkende Küſſe ihn wieder zurük,
ich athme, ich lebe, o himmliſches Glük!
in Armen der Liebe, und ſehe
Sie liebt mich ſo zärtlich, Sie küſt es mir ein,
ſie wollte auf immer die Meinige ſeyn;
ihr Vater freut ſich unſrer Ehe. —

41.

Wo iſt denn mein Nachbar? — „Ich ſuch' in der Fern
für euch, ihr Verliebten, den glücklichen Stern
der ewig gewünſchten Verbindung.“ —
Auf ewig? — „Auf ewig! — Und wechſelt auch dann

ſo Himmel und Hölle? — „Ei freilich, es kann nicht anders ſeyn.“ — Ohne Empfindung.

42.

Sagt dies mir mein Nachbar, und ſucht unſern Stern.
Er muß ſich erklären! zwar thut ers nicht gern,
doch warte, da ſchikt meine Schöne
zwölf Flaſchen, gefüllet mit rheiniſchen Wein,
vom Pappa verſiegelt, gar ſorgſam und fein,
erobert von meiner Kamöne.

43.

Herr Nachbar, da hab' ich das luftige Pferd
der Dichter, ſie haltens ſo lieb und ſo werth
begehrens und preiſens ganz frölich,
vom Sänger des Zornes Achilleus, bis fein
zum lieblich geſchmeidigen Kunſtjüngerlein,
bis zum Ueberſezzer allmählich.

44.

Zwar ſezt' einſt der Ritter in ſpaniſcher Tracht,
Freund **Don Quixot**, mein ich, doch wars in der Nacht,

die Weinſchläuch' im Wirthshaus zuſammen; n)
das wundert mich freilich, doch geht es noch an,
er hielt ſie für Rieſen der ſtreitbare Mann,
drob kann ich ihn auch nicht verdammen.

45.

Einſt macht' er auch Verſe, da that er's wohl nicht,
Doch jezo wars dunkel, er hatte kein Licht,
da zeigt' er ſich freilich im Hemde.
Zwar ſah er verwünſcht aus, wie's Kupfer beweiſt,
Doch zeigt' er viel Stärke, viel Mut und viel Geiſt,
das machte, er war in der Fremde.

46.

Incognito reiſt ſichs wohl zehnmal ſo ſchön,
das werden in corpore gleich mir geſtehn,
die liebreichen Herrn Rezenſenten. o)
Und gilt auch zuweilen gar zierlich gebaut,

Und

---

n) Ich ſeze zum voraus, daß mein Leſer wenigſtens, die Abenteuer des Junkers von Mancha, nach Bertuchs vortreflicher Ueberſezzung, geleſen haben.

o) Wenigſtens die grimmigen Kritiker, die unter der Fahne des ſtreitbaren Profeſſors Herrn Chriſtian

K

kein Huf und kein Ohr durch die ſchreckliche Haut
des thieriſchen großen Regenten.

47.

So kennt man doch endlich an Yha! den Herrn
der jezt in der Löwenhaut, möchte gar gern
als König der Thiere ſich zeigen.
Da lacht man nun freilich, und denket dabei:
man kennt dich, Herr Graukopf am ſchönen Geſchrei,
es giebt ja noch mehr deinesgleichen. —

48.

Nun Himmel und Hölle! — Jezt ſchenk' ich mir ein.
Herr Nachbar, er weiß wohl, ein Gläschen mit Wein
verſcheuchet die Sorgen, den Kummer.
Jezt trink' Er, ich trinke ſo viel ich nur kann,
und ſeh ich gedoppelt, ſo wieget mich dann
Freund Morfeus in lieblichen Schlummer.

ſtian Gottfried Schüz dienen, welcher ſeiner Allgemeinen deutſchen Litteratur Zeitung immer das Breitkopfſche Sinnbild, ich meine den Bär, der an ſeinen Tazzen ſaugt, hätte vorſtechen laſſen können, mit der Umſchrift: Ipſe alimenta ſibi.

Z

Die

Seelenwanderung.

Eine
Poſſe in zwei Aufzügen
von
C. A. Vulpius.

2686

Berlin
bei Arnold Wever. 1786.

Perſonen.

Gräfin von Liebſtadt.
Junker Seifried von Wohldank.
Baron Mainfeld.
Moriz Sturmthal.
Magiſter Guthſchönius.
Wirth.
Lieschen, ſeine zweite Frau.

(Scene im Wirthshauſe.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein ſchlechtes Stübchen, worin es ſehr gelehrt und unordentlich ausſieht.)

Magiſter (ſitzt an einem Tiſche, welcher mit Papieren bedekt iſt, raucht eine Pfeife Tabak und ſchreibt).

So! — ſo! — 's muß gehen! — verſchlagen! — halt! Jn meinen alten Tagen — (ſchreibt).

So hat, o Unglüksfall, in meinen alten Tagen
mich auf das Elendsmeer mein Unglüksſtern verſchlagen.

Sehr gut! — daran wird keine Seele etwas zu tadeln finden, und käme der Erzkritiker Scaliger ſelbſt wieder auf die Welt, es ſey nun in natura, oder durch die unbezweifelte Seelenwanderung, als Kritiker zurük. — So ſagt alſo der König. — Nun tritt auf — (Lärmen drauſſen) Was iſt das? — Wer kömmt in mein Muſeum?

Zweiter Auftritt.

Magiſter. Moriz (ſtürzt heftig herein).

Moriz.

Jſt ſie da? Jſt ſie da? — Herr, reden Sie, iſt ſie da?

Magiſter. (gelaſſen) Wer denn? —

Moriz. Der Jnbegrif aller Vollkommenheiten, Herr — der Morgenſtern der Schönheit —

Magiſter. Die ſchöne Göttin Thalia?

Moriz. Was?

Magiſter. Sie herbergt oft hier.

Moriz. Sie iſt alſo hier nicht zu Hauſe?

Magiſter. Eigentlich nicht. — Sie kehrt aber ſo oft auf meinem ſchlechten Zimmer ein — —

Moriz. Kehrt ſie ein?

Magiſter. Kehrt ſie ein. — So wie Sie mich hier ſehen, in meinem Kaftan, in meiner weißen Mütze, — kurz, ganz im Negligé, hab' ich oft das Vergnügen, mich ganze Stunden mit ihr zu unterhalten.

Moriz. Sie ſind glücklich! —

Magiſter. Glauben Sie?

Moriz. Sie iſt Ihre Freundin?

Magiſter. Davon bin ich überzeugt, und ich hoffe, alle die, die es noch nicht waren, ſollen es werden — (zeigt auf ſein Manuſkript.) durch dies werden.

Moriz Ich bin ſchon vollkommen überzeugt.

Magiſter. Eine Eloge, die ich mir zu verdienen glaube, (ſucht in den Papieren) wenn ich Ihnen vorleſe —

Moriz. Einen Brief von ihr?

Magiſter. Ja — wie Sie es nehmen. Einen Brief von ihr — geſchrieben durch mich — ihren Sekretär.

Moriz. Aber wer iſt ſie? wie heißt ſie?

Magiſter. (lächelnd) Sie ſollten ſie nicht kennen, die göttliche, erhabene Meiſterin —

Moriz. Nein.

Magiſter. 's iſt nicht möglich!

Moriz. Ja, 's iſt möglich! — Wenn ich ſie kennte, ſo fragte ich Sie nicht. —

Magiſter. Gut, junger Mann, ſetzen Sie ſich. — Ich will ſie Sie kennen lehren.

Moriz. Ich kann das ſtehend anhören — Nur geſchwind. Wer iſt ſie? wie heißt ſie? Iſt ſie noch frei und ledig? — denn das müſſen Sie wiſſen, ſie muß bei Gott die Meinige werden!

Magiſter. Sie iſt für jeden frei und ledig, der es wagt —

Moriz. Sie iſt alſo nicht unerbittlich?

Magiſter. Nein. — Aber, wie es heißt: Audentes fortuna juvat, timidosque repellit.

Moriz. Es wär mir lieber, wenn Sie Geld hätte —

Magiſter. Geld?

Moriz. Da braucht' ich keins. Wenn ihre Gunſtbezeigungen ſo theuer ſind, ſo werde ich abziehen, wie Demoſthenes von Korinth.

Magiſter. Sie ſchenkt all' ihre Liebe — ſpendet all' ihre Gaben umſonſt aus.

Moriz. Herr, ich habe nach keinem Syſtem je geliebt, wenn nicht der gröſte Mißverſtand ſich in unſer Geſpräch gemiſcht hat.

Magiſter Glaub's nicht.

Moriz. Aber ich. — Alſo — ohne Umſchweife, wer iſt das Mädchen, von der Sie reden?

Magiſter. Die holde, freundliche Göttin Thalia.

Moriz. Hol Sie der Teufel mit ſamt Ihrer Thalia!

Magiſter (zerbricht vor Aerger ſeine Pfeife). Ignorant!

Moriz. Herr, ſchimpfen Sie nicht — oder? —

Magiſter (ſpringt auf). oder? — Was oder? — Wiſſen Sie, daß ich Magiſter ſeptimarum artium liberalium — bin?

Moriz. Meinetwegen von hundert Künſten — und von der ſchwarzen Kunſt dazu!

Magiſter. Tollhäusler!

Moriz. Sagen Sie mir, wer das Mädchen iſt, das ich in dies Haus gehen ſah — oder Sie ſind des Todes! (zieht den Degen).

Magiſter. Fangen Sie keinen Lärm an, mein Herr — oder ich werde Maasregeln zu nehmen wiſſen.

Moriz. Wer war das Mädchen, das ich ſah? — das will ich wiſſen.

Magiſter. Ich weiß ja von gar nichts! — Ich gehe mit dem andern Geſchlechte gar nicht um.

Moriz. Sie ſind ein Narr!

Magiſter. Und Sie — ein Bramarbas!

Moriz. (wild). Ich muß das Mädchen kennen lernen — oder ich ſtecke das Haus in Brand!

Dritter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Was? was? — Mein Haus in Brand? — Bewahre uns Gott in allen Gnaden!

Moriz. Schurke! wer iſt das Mädchen?

Wirth. Das Gott erbarm! ſind Sie denn ein Mordbrenner!

Moriz. Lieber Herr Wirth, ich bitte — ſagen Sie mir, wer das Mädchen iſt. —

Magiſter. Ein Bettler kam mit bloßem Degen —

Moriz. Fangen Sie nicht wieder an!

Wirth. Still, Herr Magiſter. — Was denn für ein Mädchen?

Moriz. Ein Mädchen, das in dies Haus gieng — ein weißes Kleid mit blasrothen Schleiſen trug — und ein Geſicht hatte, wie ein Engel.

Wirth. Ja ſo! — das wird die gnädige Gräfin ſeyn, die heute Morgen bei mir abſtieg, weil ihr Reiſewagen zerbrochen iſt. — War ſie lang und wohl gewachſen?

Moriz. Ganz recht. — Sie hatte blaue Augen —

Wirth. Und blonde Haare?

Moriz. Ja. — Ihre Wangen ſtritten mit den Roſen um den Vorzug — es ſchien mir, als wär ſie uns Sterblichen wieder erſchienen, die holde Göttin der Liebe!

Magiſter. Sie ſind ſehr verliebter Komplexion, mein Herr.

Moriz. Was geht Sie das an, Herr Magiſter?

Magiſter. Ich beſorge blos —

Moriz. Sie haben gar nichts zu beſorgen. — Alſo dieſe Dame logirt hier?

Wirth. Zu dienen, mein Herr. — Es iſt noch ein Stübchen leer — wenn Sie mein ſchlechtes Haus —

Moriz. Gut! gut! — Zeigen Sie mir das Stübchen. —

Wirth. Herzlich gern! —

(gehe ab).

Vierter Auftritt.

Magiſter. (hernach) Wirth.

Magiſter.

Bey der heiligen Minerva! wohl mir, daß ich nicht bin, wie dieſer. Das iſt ja ein Strudelkopf — wie die neuen Herren Rezenſenten, die ihre papierne Galle wirklich mit etwas Saalwaſſer verdünnen ſollten. — Ich will aber wieder an meine Arbeit zurükkehren. — (ſezt ſich) Meine ſchöne neue Pfeiſe dauert mich nur! — Alſo — es tritt auf — wer denn? — wer denn nun gleich? — die Prinzeſſin muß auftreten. — Ja, die Prinzeſſin. — (ſchreibt) Zweiter Auftritt. Vorige, Eliſabeth. — So! — Nun ſpricht der König alſo: — (ſchreibt)

Du ungerathnes Kind, was ſuchſt Du hier jetzunder?

Wirth. Ha ha ha! (kömmt) Das iſt luſtig! — Seit mir neulich ein Gelehrter rieth, in mein Schild einen Anker mahlen zu laſſen, liegen Fremde auf Fremde hier vor Anker.

Magiſter. Herr Wirth — ich dächte — und da bitte ich — ſein Sie nicht zu laut.

Wirth. Sie werden nicht lange dichten — die gnädige Gräfin will Sie ſo eben beſuchen —

Magiſter. Was? — wo iſt mein Rok? wo iſt meine Perüke? — (ſpringt auf.)

Wirth. Sie können ſich nicht umkleiden, da kömmt ſie ſchon. —

Fünfter Auftritt.

Gräſin. Vorige.

Gräſin.

Bleiben Sie, Herr Magiſter, wie Sie ſind, und verzeihen Sie meinen Beſuch — ich ſehe die Herren Gelehrten am liebſten in ihrer ungenirten Haustracht.

Magiſter (komplimentirt ſehr ſtark). Ich weiß nicht, wie ich zu der hohen Gnade komme — womit meine Wenigkeit es verdient hat, daß —

Gräſin. Vertändeln Sie die Zeit nicht mit Komplimenten. — Ich weiß, daß Sie ein großer Verehrer der Metempſychoſis, und überhaupt der Lehren des Pythagoras ſind — und können Sie wohl glauben, daß Sie jezt eine ſtarke Anhängerin dieſer Meinung vor ſich ſehen?

Magiſter. O me terque, quaterque felicem!

Wirth (vor ſich). Da iſt etwas zu profitiren. (Zieht ſich in den Hintergrund zurük.)

Gräſin (ſezt ſich). Alſo Sie ſind feſt von der Wahrheit der Seelenwanderung überzeugt?

Magiſter. Ganz gewis.

Gräſin. Ihre Gründe?

Magiſter. Alles wandelt und wirbelt in der Welt. Alles drehet ſich um einen ewigen Kreis. Alles vergeht, ſtirbt ab, kömmt wieder und lebt wieder auf.

Gräſin. Wie Pythagoras ſagt. Neue Gründe?

Magiſter. Warum ſtehen zu einer Zeit ſo große Männer auf? — In einer Generation wurde kein Leibniz — ſeine Seele wurde gros in der zweiten, dritten, u. ſ. w. — und ferner —

Gräfin. Sie haben recht. — Aber nehmen Sie auch mit Pythagoras die Rükerinnerung an?

Magiſter. Nein. — Darin wiederſpricht mein eigenes Gefühl.

Gräfin. Und ich ſage nein! — Wiſſen Sie wohl, daß ich mich erinnern kann, wer ich ehmals war?

Magiſter. Das wär' erſtaunlich!

Gräfin. Gar nicht.

Magiſter. Ich kann mich auf keinen vorigen Zuſtand meines Ich beſinnen.

Gräfin. Ich auch nicht aller, aber doch einiger. — Seit Anbeginn war ich, ich weiß aber nicht, was. Zur Zeit des Königs David erinnere ich mich, daß ich die Tochter des Königs Pharao in Aegypten, und nachher Salomo's Favoritſultanin war.

Wirth (vor ſich). Tauſend Element!

Gräfin. Ferner erinnere ich mich, daß ich die Schweſter der Judas Makkabäus war —

Magiſter. Sehn Sie doch!

Gräfin. Nun weiß ich lange nichts mehr von mir. — Endlich war ich, wie ich mich erinnere, die Tochter des Inka Auqui Amaru Tupak, Gemalin des Inka Huayna Kapak, mein Name war Rava Ocllo.

Magiſter. Iſt mir ſehr wohl aus der Peruaniſchen Geſchichte bekannt —

Gräfin. Ich war auch einſt eine Aebtiſſin in Spanien und bald darauf die Gemalin König Friedrichs, Iſabella von Arragonien. Ich weinte mich damals nach meines Gemals Tode blind —

Magiſter. Der traurige Caſus iſt mir bekannt.

Gräfin. Das iſt ausgemacht, daß meine Seele hernach den Körper der Johanna d'Ark beſeelte —

Magiſter. Johanna d'Ark —?

Gräfin. Wie Sie hören! — Jezt bin ich Gräfin von Liebſtadt. — Finden Sie das nicht ſchön?

Magiſter. Ihre Seele war ſorgſam genug, ein gutes Logis zu miethen, — — und Johanna d'Ark!

Wirth (vor ſich). Das ſind erſtaunliche Dinge!

Sechſter Auftritt.

Vorige. Moriz (einen gebrochenen Brief, Siegellak und Feuerſtahl in der Hand.)

Moriz.

Herr Magiſter — ein Licht!

Magiſter. Was geht mich Ihr Licht an?

Wirth. Ich will gleich eins bringen. (ab).

Moriz (zur Gräfin). Sollte nicht dieſer Brief ſagen, was ich ſagen wollte, ſo würde ich es jezt ſelbſt ſagen. —

Gräfin. Was würden Sie ſagen?

Moriz. Alles, was mir mein Herz eingäbe.

Wirth (bringt Licht). Hier iſt Licht.

Moriz (ſiegelt den Brief zu und überreicht ihn der Gräfin). Ich verlange nur einige Worte zur Antwort, wenn ich wieder komme (ab).

Gräfin. Ein ſonderbarer Menſch! Unſre Seelen kennen ſich gewis ſchon — (lieſt). Eine förmliche Liebeserklärung!

Magiſter. Die Verwegenheit.

Gräfin. Der Ton — die Art — wahrlich, wie ehemals der ſchöne junge Spaniſche Ritter Don Gabriel, als ich Iſabelle von Arragonien war!

Magiſter. — Was? — Das wär' entſezlich!

Gräfin. Ich weiß, was ich ihm antworte.
(geht ab).

Wirth. Tauſend Element! — Wenn ich doch auch in eine vorige Bekanntſchaft gehörte!

Magiſter. Beſinn' Er ſich mein Freund, (ſtolz) daß ehmals mein Kammerdiener war, als ich König Darius ar.

Wirth. Mir iſt nichts erinnerlich.

Magiſter. Als ich Sultan Selim war, war er ja ein oberſter Verſchnittener. Kann er ſich denn gar nicht ehr erinnern?

Wirth. Mein Seel nicht! und wenn ich den Kopf och ſo ſehr anſtrenge! Kann mich nicht erinnern!

Magiſter. Als ich Doktor Fauſt war, —

Wirth. Behüte uns Gott in allen Gnaden, da bleib h nicht, Herr Magiſter, wo Doktor Fauſt logirt. (ab.)

Magiſter. Dummkopf der! — Es iſt doch eine reche Luſt, auf die Laien ſo herabſehen zu können! — Ich abe da ein Büchlein in Spaniſcher Sprache, von der Seelenwanderung, das will ich doch überſetzen. — war verſteh' ich wenig von dieſer Sprache — aber ich ill ſchon umſchreiben, auslaſſen und einflicken, wo ich's icht recht verſtehe. Das Publikum denkt Wunder — ſtz ſich) was ich vor ein Kerl bin, wenn ich in meiner Mutterſprache Spaniſchen Witz mittheilen kann. — Aber ezt — zum Trauerſpiel!

Siebenter Auftritt.

Magiſter. Junker Seifried.

Junker.

Hola! Holla! —

Magiſter. Wer da?

Junker. Wohnt hier der Magiſter Quetſchchenmus, oder wie der Teufelskerl heißt?

Magiſter. Gutſchönius?

Junker. Ja – ja! — 's iſt ein verfluchter Name!

Magiſter. Um Verzeihung, ich heiße ſo.

Junker. So! — Das iſt mir lieb. — (bringt eine hölzerne Pfeiſe heraus und brennt am Lichte an.) Ich bin der Junker Seifried von Wohldank — und habe eine kleine Kommiſſion an Sie.

Magiſter. An mich?

Junker. Ich habe eine Schweſter und die hat bald Hochzeit,, und da will ich gern ein Karm machen laſſen — nun hab' ich gehört, daß Sie ſo ein Kerl ſind, der Verſe macht und andere brodloſe Künſte treibt —

Magiſter. Obgleich brodlos, doch ehrenvoll — und wenn gleich jezt das Vaterland undankbar iſt, ſo werden doch werdende Aeonen dem Dichter mit Unſterblichkeit lohnen. Das Loos der Dichter iſt, reich an Phantaſie und arm am Gelde zu ſein. Aber woher kömmt das? die Mäcenen fehlen! die Mäcenen!

Sonſt fand des Dichters Lied an Höfen noch Gehör,
Allein beſchwerlicher iſt jezt kein Menſch als er.

— 's ſind ſchlechte Zeiten!

Junker. Ja wohl! das Korn und die Haſenbälge koſten nichts!

Magiſter. Welch ein Zeitpunkt!

Junker. Bei meiner Seele! 's iſt gar nicht mehr der Mühe werth, eine Jagd zu haben; der Teufel hol ſie mit ſamt der Gerichtsbarkeit! — Sapperment! da habe ich einen Gerichtshalter, der Kerl ſoll viel verſtehen, wie man ſagt. — der erwiſcht mir einen Dieb, der auf meine Koſten ſollte gehängt werden. Nun war kein Galgen da, keiner, der hängte — kurz 's war mir gar nicht lieb, daß ich die Gerichtsbarkeit hatte. — Was meint der Herr, das ich that?

Magiſter. Sie erlieſſen ihm die Strafe? —

Junker. Ei bewahre Gott! — Ich gab ihm 6 Gulden und die Erlaubnis, ſich hängen zu laſſen, wo er den beſten Galgen anträfe — ha ha ha!

Magiſter. Ha ha ha ha! —

Junker. War das nicht ein Spas?

Magiſter. Ha ha ha ha! — Ja freilich war's ein Spas! — (Sucht die Schreibtafel.) Er iſt ſo exquiſit, daß ich ihn aufnotiren will! (ſchreibt) Er kann in den Antihypochondriakus kommen!

Junker. Ja, ja! — Aber wieder auf unſre Sache zu kommen. — Sie wollen den Hochzeitkarm machen?

Magiſter. Mache mir ein ſehr groſſes Vergnügen draus —

Junker. Meine Schweſter heiſt: Laurette — und —

Magiſter. Laurette? —

Junker. Ja ſie heiſt ſie.

Magiſter. Ein ſchöner Name! der leidet ſehr viel Anſpielungen! und ſehen Sie, gnädiger Herr, es iſt auch der paſſenden Reime wegen. Auf Laurette reimen ſich: Blumenkette, Brautbette u. ſ. w. —

Junker. Sie iſt noch jung. Auf Aegidi wird ſie 18 Jahr alt — aber, Herr Dichter, ſehen ſollt' Er ſie, ſie iſt ſo mannbar, als wär ſie 20 Jahr alt!

Magiſter. Das ſind gute omina!

Junker. Jezt iſt ſie nicht zu Hauſe, ſonſt hätt' ich ſie mit gebracht! — Sie iſt zu ihrer Tante gereiſt, und wenn ihr Bräutigam kömmt, ſo kömmt ſie auch; denn das iſt ein verfluchter Kerl, der lernt das Reuten auf dem Heumarkt zu London, wie er mir geſchrieben hat. — Wie lange währt's damit? und was koſtet's?

Magiſter. Das Präſent hängt von Ew. Gnaden Generoſität ab.

Junker. Nun gut! wir wollen uns ſchon abfinden.

— Ich habe noch ein paar Wagen Korn zu verkaufen — in ein paar Stunden komm' ich wieder — kann's da fertig ſein?

Magiſter. Wollen ſehen! — Wenn mir die dreimal drei ſchönen Schweſtern, die freundlichen Töchter des Wolkenthürmers günſtig ſind — o ja!

Junker. Nun bis auf Wiederſehen! Adieu! (ab.)

Magiſter. Vale faveque!

Achter Auftritt.

Magiſter.

Nun friſch an's Werk! — Wir wollen das Trauerſpiel ein wenig bei Seite legen und das Carmen nuptiale vornehmen. — Aber lieber Guthſchönius, fein züchtig und ehrbar! Bedenk den wahren Spruch des berühmten Schriftſtellers: Les Muſes de veritables Poetes ſont auſſi honnetes que le Veſtales — (ſetzt ſich.) Wie kleiden wir das Ding nun ein, daß es in zierlicher Form etwas Neues wird? — Ja, lieber Freund, Du wirſt wohl ein Gläschen Wein zu Dir nehmen müſſen! denn Wein iſt das Flügelpferd der Dichter! — Und das Präſent dafür? — Ja, ja, Du kannſt immer ein Mäschen Wein trinken, guter Dichter! — (Geht ab.) 's wird dir reichlich vergolten werden!

Neunter Auftritt.

Magiſter. Lieschen.

Lieschen.

Herr Magiſter —

Magiſter. Meine allerliebſte, niedliche Frau Wirthin! — Sie ſieht ja ſo ſchön aus wie die jugendliche Hebe, wenn ſie im Olympos die Nektarſchaale umherreicht! —

Lieschen. Spaßen Sie nicht, Herr Magiſter!

Magiſter. 's iſt mein Ernſt, allerliebſtes Weibchen!

Lieschen. Ich will's glauben — aber —

Magiſter. Sie ſieht ja ſo freundlich aus, wie eine Roſe, die am Morgen ihren Buſen den Thautropfen des Himmels öfnet!

Lieschen. Laſſen Sie mich doch zum Worte kommen!

Magiſter. Herzlich gern! — Was iſt denn Ihr Begehr, kleines loſes Schelmenauge?

Lieschen. Hören Sie doch — der fremde junge Herr — — iſt ein rechter artiger Menſch — und —

Magiſter. Nun! und —

Lieschen. und — und — er hat mir ein allerliebſtes Verschen gegeben.

Magiſter. Verſe? — Iſt denn der junge Spaßvogel ein Dichter? — Die Dichter ſind doch immer ihres guten Geſchmaks wegen in Ruſe geweſen! —

Lieschen. Leſen Sie einmal dieſe Verschen.

Magiſter. Zeige Sie mir doch! — (lieſt)

Warum verblüht —

Lieschen. Aber ſie reimen ſich nicht!

Magiſter. Das iſt die neuſte Mode! der Herr wird wohl ein Klopſtockianer ſein! (lieſt.)

Warum verblüht die Roſe —

Lieschen. Die Roſe werde ich wohl ſein!

Magiſter. Sie iſt auch in der That ein liebes Röschen! — (lieſt.)

Warum verblüht die Roſe
ſo ungeſehn im Thale? —
Es ſchwärmt ſo mancher Weſt
um ihren vollen Buſen —
und ſoll ſie ſo verblühen!
Nein, liebe kleine Roſe,
ſollſt nicht umſonſt verblühen.
Der Wanderer kömmt und ſieht
dich, liebe kleine Roſe, —
nun wirſt du nicht im Thale
verwelken ungeſehen!

Lieschen. Es gefällt mir!

Magiſter. Kleines Weibchen — in dieſem Gedichte — liegt eine ſehr zärtliche Liebeserklärung. Merkt Sie das?

Lieschen. Machen Sie mir eine Antwort drauf! — Wollen Sie? — Sie muß aber auch ſo artig ſein, wie dieſe Verschen.

Magiſter. Eine Antwort?

Lieschen. Nun ja! —

Magiſter. Aber — ich habe ſo viel zu thun!

Lieschen (bringt unter der Schürze ein Fläſchchen Wein hervor). Sehen Sie!

Magiſter. Wein?

Lieschen. Wenn Sie mir eine Antwort machen.

Magiſter. O ja, liebſtes Weibchen! — (nimmt die Verſe) Eine Antwort? mit Ja oder Nein?

Lieschen. Mit Ja! — Herr Magiſter.

Magiſter. Mit Ja? — Nun gut! — Ich will gleich drüber her ſein! — Mit Ja? —

Lieschen. Ja, nicht mit Nein! —

Magiſter (für ſich). Mit Ja! — (ſetzt ſich und ſchreibt).

Zehnter Auftritt.

Vorige. Moriz.

Moriz.

Liebſtes Weibchen! — (umarmt und küßt ſie.)

Lieschen. Warten Sie nur, die Antwort iſt ja noch nicht fertig! — Schreiben Sie doch ja, Herr Magiſter!

Magiſter. Eile mit Weile! — Das Metrum —

Lieschen. Was Metrum! — Die Antwort!

Moriz. Was für eine Antwort?

Lieschen. Auf Ihre Verschen!

Moriz. Die will ich mündlich abholen.

Lieschen. Mündlich? —

Moriz. Nun ja doch mündlich!

Lieschen. So laſſen Sie es nur ſein, Herr Magiſter.

Magiſter. So?

Moriz. Ja, laſſen Sie es ſein, die Antwort wird mündlich ertheilt.

Magiſter. Auch gut! — Aber den Wein gebe ich nicht heraus! (winkt.)

Lieschen. Behalten Sie ihn —

Moriz. Und die Antwort? —

Magiſter (ſteht auf). Sie ſind erhört, junger Muſenfreund! — Das iſt eine Wirkung der göttlichen Poeſie!

Moriz. Schreiben Sie doch, Herr Magiſter —

Magiſter. Der Teufel mag ſchreiben, wenn ihr Leutchen da mit einander ſo ſchön thut! — denkt ihr denn, daß ich ein Stein bin?

Lieschen. Schreiben Sie doch!

Magiſter. Liebes Weibchen, bei der keuſchen Veſta, ich kann nicht! (winkt.)

Moriz. Wir wollen den Herrn Magiſter nicht länger ſtöhren — wir wollen —

Magiſter. Ihr Leutchen! ihr Leutchen! — Junges Blut, wenn ihr Mann dahinter käme! — (winkt.

Lieschen. Schreiben Sie doch!

Magiſter. Ihr Mann iſt ein hitziger Kopf! Nehme Sie ſich in acht! — Frau Wirthin, ich rathe es Ihr als ein guter Freund! — Und ihr Leutchen, wenn ihr ja euch noch etwas zu ſagen habt, nur nicht auf meiner Stube!

Lieschen. Sie ſind recht grob, Herr Magiſter! —

Magiſter. 's geht, beim heiligen Feuer der keuſchen Veſta, nicht an, ihr Leutchen! Mein Zimmer iſt ein Tempel der Muſen, aber nicht der Liebesgöttin! (winkt.)

Moriz (zieht den Degen). Herr räſonniren Sie nicht!

Magiſter (läßt die Flaſche fallen). O Bachus und Silen!

Elfter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Mord und Giſt! was giebt's denn wieder!

Magiſter. Mein armer Wein!

Wirth. Und was machſt du da, Weib?

Lieschen. Ich wollte die Herren auseinander bringen!

Wirth. Ja, du würdeſt große Operationen gemacht haben!

Magiſter. Ei warum denn nicht? Er weiß nicht —

Moriz (droht mit dem Degen). Freund der Muſen! —

Wirth. Was? was? was weiß ich nicht?

Magiſter. Nichts! gar nichts!

Lieschen. Gar nichts! —

Wirth. Marſch! in die Küche, daß die hohen Herrſchaften nicht über meine Tafel zu klagen haben! — Wenn's Streit giebt, bin ich da! —

Moriz. Herr Wirth —

Wirth. Was ſteht zu Befehl?

Moriz. Auf meine Rechnung dem Herrn Magiſter eine friſche Bouteille Wein. (ſteckt den Degen ein.)

Wirth. Soll gleich da ſein! (eilig ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige.

Magiſter.

Sapienti ſat! — Ihr Leutchen, ich muß noch ein Hochzeitgedicht machen, laßt mich allein!

Moriz. Herr Magiſter — ſchreiben Sie nur!

Lieschen. Schreiben Sie nur!

Magiſter. Ich kann nicht, ihr Goldkinder!

Ma-

Moriz. 's muß gehen! —

Magiſter. Will zuſehen! (ſetzt ſich und ſchreibt.)

Moriz. Liebes Lieschen, einen Kus! (küßt ſie.)

So ſüs iſt Honig nicht, der vom Hymettus fließt,
ſo ſüs iſt nicht die Frucht von Surrentiner Reben,
ſo ſüs der Nektar nicht, durch den unſterblich Leben
Den Göttern Ganimed in goldne Schaalen gießt!

Lieschen. Wie artig!

Moriz. Du biſt noch viel artiger! (küßt ſie.)

Magiſter (ſpringt auf). Ich kann nicht ſchreiben! Küſſen Sie nicht ſo laut, wenn ich ſchreiben ſoll! Ich halt's ſonſt nicht länger aus!

Lieschen. Ach! ſchreiben Sie doch!

Magiſter. Der Teufel mag ſchreiben, aber ich nicht!

Moriz. Sehen Sie doch, Herr Magiſter! — (küßt ſie.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth (ſieht ſeine Frau küſſen, und läßt vor Schrecken die Bouteille fallen).

Frau!

(zugleich) { **Lieschen.** O weh!
Magiſter. Aha!

Moriz. Ha ha ha ha ha ha!

Wirth. Lachen Sie nur noch!

Moriz. Ha ha ha ha ha!

Wirth. Ich armer Mann! — Frau, biſt du denn des Teufels ganz und gar!

Lieschen. Was denn?

Wirth. Was denn? was denn? — Biſt du toll? biſt du raſend? du — ach! Gott verzeih mir's! — du Schandbalg!

Moriz. Nicht ſo auſſer ſich, Herr Wirth! — Es war ein bloßer Spas.

Wirth. Spas? — Sapperment! Spas? — Herr, ich weiß was Spas iſt, aber das — war kein Spas!

Moriz. Bloßer Spas! — Hör' er doch! —

Wirth. Ja, ja! — Ich armer Mann! — Solchen Spas verſtehe ich nicht! — Frau, ich laſſe mich von dir ſcheiden!

Moriz. Er ſoll hören! — Wir haben eine Wette angeſtellt —

Wirth. Mich zu betrügen?

Moriz. Eine Wette, ſag' ich Ihm! — Der Herr Magiſter meinte, ein Eiferſüchtiger vergäße ſich nicht in Abſicht ſeiner übrigen Geſchäfte. Ich behauptete das Gegentheil, und ſagte: was wetten wir, Herr Magiſter, wenn unſer Herr Wirth eiferſüchtig iſt, er läßt vor Schrecken die Weinflaſche fallen, wenn ich ſeine Frau küſſe!

Magiſter. Ich ſagte: Nein —

Moriz. Und ich Ja! — Ich habe die Wette gewonnen! ha ha ha ha!

Magiſter. Ha ha ha ha! —

Moriz. Sie müſſen bezahlen, Herr Magiſter!

Magiſter. Ei was da!

Lieschen. Sie müſſen bezahlen!

Wirth. Ha ha ha! ja Sie müſſen bezahlen! — das hilft nichts!

Moriz. Nicht wahr, Herr Wirth?

Wirth. Freilich! Sie müſſen bezahlen, Herr Magiſter!

Alle. Bezahlen! ha ha ha ha!

(Der Vorhang fällt.)

Zwe

Zweiter Aufzug.

(Saal)

Erſter Auftritt.

Baron. Wirth.

Wirth.

Sie ſollen ſo wohl bedient werden, gnädiger Herr, als im größten Hotel.

Baron. Daß nur meine Pferde gut bedient werden — ſonſt —

Wirth. Sorgen Sie ja nicht!

Baron. Logiren viele Fremde hier?

Wirth. Viele eben nicht, aber von deſto größerer Wichtigkeit. — Befehlen Ew. Gn. zu ſpeiſen?

Baron. Punſch will ich haben.

Wirth. Soll gleich da ſein! —

Baron. Herr Wirth — wie hoch ſchätzt er meine Rappen? —

Wirth. Das verſteh' ich nicht — ich bin eben kein ſtarker Pferdekenner, halten zu Gnaden.

Baron. Weiß Er wohl, daß Er ein armſeliger Wirth iſt, wenn Er das nicht verſteht?

Wirth. 's iſt nicht jedermanns Sache —

Baron. Freilich! 's gehört mit unter die nobeln Paſſionen — Geh er — Punſch will ich haben.

Wirth. Sogleich, Herr Baron! —

Baron. Hör er doch! — Logiren Damen hier?

Wirth. Eine Gräfin —

Baron. Eine Gräfin? — Iſt da was zu thun?

Wirth. Halten zu Gnaden, das weiß ich nicht. — Sehr ſelten, daß der Wirth —

Baron. 's iſt auch recht gut!

Wirth. Meinen Sie?

Baron. O ja!

Wirth. Schön iſt ſie wie ein Engel!

Baron. So? — God dam! ich muß ſie ſprechen.

Wirth. Sie promenirt ſo eben ein wenig im Garten herum. —

Baron. Im Garten? — Ich trinke den Punſch im Garten! — (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wirth.

Sapperment! der iſt hitzig! — das iſt wahr, den jungen Herrn iſt heutiges Tags kein Finger, geſchweige denn eine ganze Weibsperſon anzuvertrauen? — der junge Herr, der mir heute ſo die Galle rege machte, ſcheint mir auch ſo ein Fäntchen zu ſein! Wüßte ich nicht ſo gewis, daß heute eine Wette drauf beſtanden hätte — ich hätte meiner Frau das Küſſen anſtreichen wollen.

Dritter Auftritt.

Wirth. Gräfin.

Wirth.

Unterthänigſter Diener!

Gräfin. Sein Garten, Herr Wirth, iſt ein wahrer Engliſcher Park — ſo wild wächſt alles durch einander.

Wirth. Das hat mir der Herr Magiſter auch ſchon geſagt.

Gräfin. Wirklich?

Wirth. In der That!

Grä.

Gräfin. Der Herr Magiſter giebt ihm wohl oft einen wohlmeinenden Rath?

Wirth. Ja, das thut er! Das muß ich ſagen, das thut er! —

Gräfin. Hatte er ſchon ſeine Frau, als der Magiſter in ſein Haus kam?

Wirth. Noch nicht — ungefähr ein Jahr darauf heurathete ich ſie.

Gräfin. Und der Magiſter gab ihm nicht den guten Rath, das nicht zu thun?

Wirth. Nein, — er ſagte: es iſt beſſer freien als Brunſt leiden.

Gräfin. Aber Er ſelbſt, Herr Wirth, hätte ſich vorſehen ſollen. Er iſt doch ſchon ziemlich in die Jahre, und ſo ein junges Weib zu nehmen! Das bringt ihn zehn Jahre eher in die Grube! — Dachte Er denn daran gar nicht?

Wirth, Sehen Sie — ich dachte: ſterblich ſind wir alle, ſpäter oder früher, das macht nicht viel aus. Und wenn ich einmal durch ein Weib ſterben ſoll — ſo geht's mir wie jenem Feldherrn, ich denke: wenn mir einmal der Degen an der Kehle ſteht, ſo wünſche ich doch lieber, daß es ein blanker ſei, als ein roſtiger.

Gräfin. Er iſt alſo gar nicht eiferſüchtig?

Wirth. O ja! das bin ich, wie der Teufel! — Ich bin ein wahrer grimmiger Tiger, wenn ich anfange!

Gräfin. Ha ha ha ha! — Bei ſo einem jungen Weibchen muß er ſeine Eiferſucht ablegen. — Und ſeine Frau — fühlt ſich auch!

Wirth. Wie meinen Sie das?

Gräfin. Sie ließ ſich küſſen; ohne daß der Herr Gemal ſeinen Konſens dazu gab, und das noch dazu ſehr leicht!

Wirth. Ha ha ha ha! 's geht Ihnen wie mir, gnädignäd'ge Gräfin, ſans comparaiſon! — Ich dachte, ich müßte aus der Haut fahren, als ich's ſah!

Gräfin. Er ſah es?

Wirth. Freilich! — Ich dachte ich müßte unſinnig werden — aber als ich erfuhr — ha ha ha ha! daß es — ha ha ha! eine Wette gegolten hatte —

Gräfin. Da war er ruhig?

Wirth. Ja! ha ha ha ha! —

Gräfin. Ha ha ha ha ha!

Wirth. Ha ha ha ha!

Vierter Auftritt.

Vorige. Moriz.

Gräfin.

Ein allerliebſter Spas!

Moriz. Darf man Theil dran nehmen?

Wirth. Sie haben's ſchon gethan! ha ha ha!

Moriz. Wie ſo?

Wirth. Wir lachen über die Wette mit dem Kuſſe —

Moriz. Ja ſo! — ha ha ha!

Wirth. Das war luſtig!

Moriz. Freilich! ha ha ha!

Gräfin. Ein Hauptſpas! —

(Lachen alle ſehr ſtark. — Wirth geht lachend ab.)

Fünfter Auftritt.

Gräfin. Moriz.

Gräfin.

Nun haben wir von unſerer Sache zu reden. — Sie haben eine ſchriftliche Erklärung verlangt, hier iſt ſie.

Moriz. (Erbricht den Brief und lieſt.) „Sie haben mir eine ſo eilfertige Liebeserklärung gethan, daß ich zweifle, ob ſie binnen etlichen Monaten dieſelbe eben ſo feurig wiederholen können. Wollen Sie es auf dieſe Probe ankommen laſſen?“

Gräfin. Ihre Antwort?

Moriz. Gnädige Gräfin, ich habe ſo vielerlei nach der Zeit in Betrachtung gezogen, daß ich —

Gräfin. Laſſen Sie doch hören!

Moriz. Ihr Stand —

Gräfin. Wiſſen Sie, ob ich bin, was ich zu ſein ſcheine? — Der Schein trügt uns ſo oft!

Moriz. Ich bin nicht von Adel — habe keinen Rang, keinen Titel, keine Revenüen, als von den Kapitalien meines Geiſtes, welche bei den Buchhändlern auf Intereſſen ſtehen —

Gräfin. Sind Sie Mann? —

Moriz. Ich hoffe es Ihnen zu beweiſen.

Gräfin. Wollen Sie mein Freund ſein?

Moriz. Von ganzer Seele! —

Gräfin. Gut! — Nun müſſen Sie mir beiſtehen! — Hören Sie — ich liebte einen jungen Grafen ſo zärtlich, daß ich nun leider! die Folgen unſrer Zärtlichkeit ſpüre —

Moriz. Und der Graf?

Gräfin. War kein Graf — ein bloßer Abentheurer, aber ein liebenswürdiger Abentheurer! — Er hat mich verlaſſen — und — ich bin keine Gräfin, ob ich gleich von Adel bin! — Ich habe mich ſehr vor meinem Bruder in acht zu nehmen — wenn Sie nun mein verſchwiegener Freund ſein, mich nach Holland als mein Mann begleiten wollten —

Moriz. Aber — wie? —

Gräfin. Geld hab' ich für uns beide. — In Holland wollte ich mein Kind unterbringen und dann zurückreiſen und meinen Bräutigam erwarten, welcher aus London zurückkömmt.

Moriz. Ihren Bräutigam?

Gräfin. Sezt Sie dieſe Nachricht in Erſtaunen?

Moriz. Wenn Sie aber den Abentheurer zu Amſterdam wiederfänden?

Gräfin. Nichts mehr davon. — Um ihre Freundſchaft bitte ich — — Und Sie reiſen mit mir? — Sie kommen eben zu rechter Zeit, als ich mich dem Magiſter anvertrauen wollte — ich hatte ſo viel von der Seelenwanderung im Kopfe — — aber wenn meine Seele je gewandert iſt, oder noch wandern wird, ſo haben wir uns ſchon auf der Pélerinage getroffen, oder werden uns noch treffen — und wer weiß, wie wir uns noch auf gegenwärtiger Wanderung treffen werden! (4.)

Sechſter Auftritt.

Moriz.

Bei meiner Seele, ich bin in die Gräfin raſend verliebt! das weiß der Teufel! — Die Wirthin gefällt mir auch nicht uneben. — Ich glaube, und wenn noch ein paar Duzend halbweg erträgliche Figuren weiblichen Geſchlechts im Wirthshauſe wären, ich wär' auch in alle verliebt! — Beim Teufel, Moriz, das mußt du dir abgewöhnen! Abgewöhnen? — Da wär' ich auch wahrlich das erſte Genie, das ſich ſo etwas abgewöhnte!

Siebenter Auftritt.

Moriz. Lieschen.

Moriz.

Ei, mein liebes, liebes Lieschen! —

Lieschen. Ich komme nur auf einige Augenblicke —

Moriz. Und auch dieſe ſind ſchäzbar! — Du biſt doch, hol mich der Teufel, ein niedliches Weibchen! Schade daß Du ſo einen garſtigen alten Mann am Halſe haſt — wärſt Du nicht verheuratet, ich nähme Dich mit.

Lieschen. Können wir denn nicht heimlich durchgehen?

Moriz. Das können wir wohl — aber wir könnten auch ganz exzellent Retour geholt werden!

Lieschen. Wiſſen Sie was, ſo bleiben Sie wenigſtens dieſen Sommer hier!

Moriz. Meine Finanzen, Kind! —

Lieschen. Das wäre ſchon zu machen.

Moriz. Meinſt Du? — (umarmt ſie.)

Achter Auftritt.

Vorige. Magiſter. ([illegible])

Magiſter.

O! Apoll und ihr neun Schweſtern! — Ihr Leutchen! Ihr Leutchen!

Lieschen. Nun was iſt's denn wieder?

Magiſter. Kinderchen! Kinderchen!

Lieschen. Was wollen Sie denn?

Magiſter. Der Teufel muß Euch ganz und gar in ſeinen Stricken haben! — Bedenkt doch die Gefahr, der Ihr kaum entgangen ſeid! — Und öffentlich! ſo öffentlich! Giebt's denn keinen Winkel mehr im Hauſe? De occultis non judicat eccleſia!

Moriz. Sagen Sie mir doch einmal, Herr Magiſter aller ſieben vogelfreien Künſte, — (küßt ſie) heiſſe das nicht mit Geſchmak küſſen?

Magiſter. Das kann ich nicht ſagen, — ich habe nichts davon geſchmekt.

Neunter Auftritt.

Vorige. Wirth (kömmt unbemerkt herein).

Magiſter.

Aber wie nun, mein Herr, wenn der Wirth —

Moriz. Ach! was will denn der! — Dem ſehe ich eine Naſe auf vor ſichtlichen Augen!

Lieschen. Mein Mann iſt leicht dumm zu machen.

Magiſter. Nun, nun, Ihr Leutchen! — Nachreue iſt zu ſpät — Macht Ihr's gut, ſo habt Ihr's gut!

Moriz. Komm her, liebes, liebes Lieschen! —
(Er will ſie küſſen — der Wirth ſtürzt zu und trennt ſie.)

Wirth. Baſta! —

Magiſter. Lupus in fabula!

Wirth. Herr — iſt das Manier?

Moriz. Jezt können der Herr Wirth davon nicht reden. Die Attitude war noch nicht vollkommen, dann wär' erſt von Manier zu reden.

Wirth. Soll ich wieder Narr ſein?

Moriz. Wenn Er will!

Wirth. Sapperment!

Moriz. Sie ſehen, Herr Magiſter, daß ich recht habe! — dieſes ſind die Züge des Eiferſüchtigen. Sehen Sie —

Magiſter. Sie haben ganz recht.

Moriz. 's iſt zum Erſtaunen, was in dieſem Geſichte vor Ausdruk liegt! — O Gott! wo iſt mein Freund, der Affektenmaler! In dieſem Augenblicke wäre ſeine Sammlung um ein Tauſendthalerſtük vermehrt! — Dieſe Augen! dieſe glühenden Augen! dieſe —

Wirth. In's Teufelsnamen, Herr, Sie ſind ein Narr!

Moriz. Mein Freund gäbe für dieſe Stunde zehn Guber hin, wo er die Geſichter der Schönheit beim Nachttiſche zum zweitenmale mahlte? — Welch ein Stük zu dem Supplementbande zu Lavater's Phyſiognomik!

Wirth. Red' und Antwort will ich haben!

Moriz. Er hat noch nicht gefragt.

Wirth. Was ſollte das wieder ſein!

Moriz. Wir haben uns über die Geſichtszüge eines Eiferſüchtigen geſtritten. Ich, um meine Meinung zu beweiſen, gab dem Herrn Magiſter Gelegenheit, des Herrn Wirths Geſicht zu ſehen — und er iſt wirklich überzeugt, daß ich recht habe.

Wirth. Und das ſoll ich ſo glauben?

Moriz. Wenn er ſo gut ſein will.

Wirth. Frau — ſag mir einmal — nein! ich glaub's nicht! ich glaub's nicht!

Moriz. Dafür kann ich nichts! (ab.)

Magiſter. Herr Wirth, es iſt beſſer Er glaubt's!

Wirth. Ich will's nicht glauben!

Magiſter. Verſchlag' Er ſich die Gäſte nicht ſolcher Kleinigkeit wegen. In unſerm Jahrhundert iſt ein Kus eine ſolche unbedeutende Kleinigkeit, daß es gar nicht der Mühe werth iſt, viel davon zu reden. (ab).

Zehnter Auftritt.

Wirth. Lieschen.

Lieschen. ([illegible])

Ich weiß gar nicht — was Du für einen Lärm machſt! —

Wirth. Ich ſoll gewiß dazu ſtill ſchweigen?

Lieschen. Es war ja — weiter nichts!

Wirth. 's hätte noch mehr ſein können! — Seit Du in meinem Hauſe biſt, iſt alle Ruhe verſchwunden! Ich wollte, ich hätte Dich gar nicht zur Frau genommen!

Lieschen. Der Himmel würde mir einen beſſern Mann beſcheert haben, als Du biſt — Du wirſt mich noch unter die Erde placken. Wenn ich tod bin, wirſt Du es ſchon ſehen!

Wirth. Lieschen —

Lieschen. Du biſt ein Weibermörder!

Wirth. Liebes Lieschen —

Lieschen. Ich mag gar nichts mehr von Dir wiſſen! (ab.)

Wirth. Sie geht fort! — Wenn ſie nur nicht vor Desperation in's Waſſer ſpringt! (weinerlich.) Ich habe ihr zu viel gethan! ich will's ihr abbitten! (will fort.)

Eilfter Auftritt.

Wirth. Baron.

Baron.

Wohin? wohin? — ſag Er mir, wo die Gräfin iſt? — Gleich muß ich's wiſſen!

Wirth. Ich bin ein armer betrübter Mann!

Baron. Iſt ihm ein Pferd gefallen?

Wirth. Nein, aber mein Weibchen —

Baron. Laß Er's gut ſein! 's wird ſich ſchon eine andre finden! Ich denke, God dam! 's wär ihm ſein beſter Gaul entriſſen werden — und am Ende iſt's ſeine Frau. — Leg' Er Trauer an —

Wirth. Ach Gott! tod iſt ſie nicht!

Baron. Nicht? — deſto ſchlimmer: A womon and a Glaſs ever in Danger, ſagen die Engländer, das heißt auf Deutſch: Ein Weib und ein Glas ſind ein paar zerbrechliche Meublen. Wenn's Glas zerbricht, kauft man ein neues, und wenn ein Weib ſtirbt, nimmt man ein andres.

Wirth. Ach! ich habe ſo eine gute Frau, Herr Baron! — Sie hätten ſie ſollen weinen ſehen. — Laſſen Sie mich — ich muß ihr alles abbitten. (ab.)

Baron. Da geht wieder einer hin, um den Narrenſtreich recht auszeichnend zu machen, und bittet ſeine Frau um Vergebung! — Sollte mir doch gleich der Spat die Beine lähmen, wenn ich je ſo einen Schritt thäte.

Zwölf-

Zwölfter Auftritt.

Baron. Junker (kommt).

Junker.

Daß dich alle Wetter: Ich glaube Du biſt's wirklich, Baron! Willkommen, in Deutſchland! Ich habe ſchon das Hochzeitgedicht beſtellt.

Baron. Ich habe Dir ein paar Pferde mitgebracht! — Himmel und Hölle! ſolche reitet der König nicht!

Junker. Haſt Du auch Wein mitgebracht?

Baron. Im lezten Wettrennen hätt' ich beinahe den Preis gewonnen. Milord Darvley verlohr meinetwegen eine Wette von 100 Pf. Sterling.

Junker. Warum hat der Narr das Geld nicht lieber in Rheinwein vertrunken?

Baron. Bruder, Du ſollteſt die Lady Moorner kennen, — ſo wahr mein Adel behörnt und beblaſen iſt! ſie reitet mich dreimal weg!

Junker. Warum reiteſt Du mit ihr! — Führet ſie ein gutes Glas Wein im Keller?

Baron. Der Graf Shenſtone iſt jezt der gröſte Fuhrmann in London. Bruder, — das geht! God dam, eine Luftmaſchiene kann nicht nach.

Junker. Kann er auch gut trinken?

Baron. Du mußt folgendes Frühjahr mit nach England!

Junker. Was ſoll ich denn in dem barbariſchen Lande machen? — Sie können ja dort nicht trinken.

Baron. Was? — Ich bin genugmal zu Boden getrunken worden.

Junker. Baron! Pfui! nun iſt die Ehre der Deutſchen Barone dahin! — Ich muß mit nach London — ich muß ſie retten! - Ich will einſtweilen Viktoria trinken. — Heda! Wein her! —

Drei-

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Lieschen.

Lieschen.

Was befehlen Sie?

Junker. Ein paar Flaſchen Wein, liebes kleines Goldſchnekchen!

Lieschen. Laſſen Sie mich —

Junker. Du biſt ein artiges Kind! Ich mache Dir keine Flatterie, das iſt meine Sache nicht! — Baron, Du ſollteſt ſie einmal tanzen ſehen, da gehen die Füßchen wie der Wirbelwind über die Haſenlager.

Baron. Kann Sie reiten?

Lieschen. Ich dachte gar!

Baron. Ich will's Sie lehren.

Lieschen. Das ſchikt ſich nur für Männer!

Baron. Ich ſage Ihr, ich kenne genug Frauenzimmer, welche troz dem beſten Manne, reutten ſind.

Lieschen. Sie wollten Wein haben. (ab.)

Junker. Bring was Gutes, kleine Droſſel! — Baron, ich habe heute drei Wagen Korn recht gut an Mann gebracht, — da können wir lange trinken, ehe wir's wieder vertrinken. — Aber ſag mir nur, warum Du mir keinen Wein mitgebracht haſt?

Baron. Es geht wegen der vielen Akziſen durch's Heil. Röm. Reich, nicht an. Das Fäßchen wäre theurer zu ſtehen kommen, als ein großes Fas Rheinwein. — Die Deutſchen Landesherrn wollen ihren Unterthanen die fremden Weine abgewöhnen.

Lieschen. (kömmt mit Wein.) Laſſen Sie ſich's wohl ſchmecken. (ab.)

Junker. Ja, das wollen wir auch!

(Sie ſezen ſich an den Tiſch und trinken.)

Baron. Der Wein läßt ſich trinken!

Junker. Ja, er fließt gut.

Baron. Gott ſegne den erſten Traubenkelterer!

Junker. Das muß dir ein kluger Kerl geweſen ſein. — Ein Kerl, deſſen Name in der Geſchichte mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet ſein ſollte. — Auf die Hochzeit, Bruder, da wollen wir auch zechen, bis wir die Sterne für Sonnen anſehen.

Baron. Die Hochzeit —! — Bruder, es ſoll hier ſo eine ſchöne Gräfin logiren.

Junker. Laß ſie logiren! Du haſt ja Deinen Theil — Meine Schweſter iſt ein Mädchen, das ſich auch kann ſehen laſſen —

Baron. Aber ich mögte doch die Gräfin ſehen!

Junker. Was ſiehſt Du denn dran? — Guck' in's Glas, da giebt's was beßres zu ſehen als eine Gräfin.

Baron. Das iſt noch eine Frage.

Junker. Nein, es iſt eine Antwort auf Deine Frage.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Magiſter.

Magiſter.

Unterthäniger Diener —

Junker. Serviteur! — Das iſt der Mann, der das Hochzeitgedicht macht — Geſezt! — Iſt's fertig?

Magiſter. Fix und fertig. Hier, belieben Sie es zu leſen.

Junker. (Steckt's zu ſich) Nein, nein, — da ſizt ja der Bräutigam! — Trinken Sie, Herr Magiſter — ſezzen Sie ſich!

Magiſter. (Sezt ſich mit an den Tiſch) Mit gnädigſter Erlaubnis! — Wir Dichter lieben den hellblinkenden Trank, und verehren den göttlichen Hüftenſohn des Gottes, der über den krauſen Wolken thronet. (trinkt.)

Junker. Weniger geſprochen — und mehr getrunken — wenn wir Freunde bleiben ſollen.

Baron. Sind Sie ein Pferdekenner?

Magiſter. Ich kenne nur eins, gegen welches die Pferde des ſchnellfüßigen Achilleus, welche ſo ſchön Griechiſch parlirten, ſelbſt der ſchnaubende Brigliator des Graf Rolands, und Reinalds muthiger Bayard, kleine ohnmächtige Läufer ſind.

Baron. Was? beſſer als mein Gaul?

Magiſter. Allerdings!

Baron. Sapperment! God dam! ich muß es haben!

Magiſter. Sehen Sie zu! Ich habe mich deſſelben bemeiſtert.

Baron. Was? Ein Gelehrter hätte ſolch ein Pferd? 's wär Sünde und Schande! Ich kaufe es — wo iſt's?

Magiſter. Sollten es Ew. Gnaden nicht ſchon kennen? — Ich meine das Pferd, welches weder Heu noch Haber — wohl aber Ambroſia in Zevs goldenem Stalle frißt — ich meine den muthigen Pegaſus, das wiehernde Flügelpferd der Dichter —

Baron. Es hat's ja noch keine Menſchenſeele geſehen. — Und für ein unſichtbares Pferd danke ich!

Junker. (ziemlich voll.) Und ich für eine unſichtbare Bouteille Wein! — Trinkt doch!

Baron. Iſt der Herr gut beritten?

Magiſter Blos auf dem Dichterpferde.

Baron. So geht's mit euch Kerln allen — 's giebt doch, ſoll mich der Teufel holen, keine armſeligern Ritter, als die Gelehrten! Mich wundert's, daß ſie noch kein Lobgedicht auf den Erfinder der Sattelknöpfe geſchrieben haben!

Magiſter. Ew. Gnaden ſind außerordentlich ſcherzhaft!

Junker. Das macht der Wein! — Bruder, Du haſt's bald ſatt! Lade nur voll! — Wir wollen Dich ſchon gut vor Anker legen.

Baron. Oder wir Dich!

Junker. Ha ha ha! da hat's Zeit! da hat's Zeit! — ich bin noch gar munter!

Baron. Das ſeh' ich!

Junker. Nicht wahr?

Baron. Ei ja wohl! — Getrunken, Herr Gelehrter! —

Magiſter. Ich thue das Meinige.

Junker. Nur getrunken — der Wirth — hat noch mehr Wein —

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Es fehlt doch an nichts?

Baron. An gar nichts, als an Seiner Frau.

Junker. Schik ſie doch einmal her!

Wirth. Sie iſt ſehr beſchäftigt —

Junker. Das ſoll ſie nicht ſein — ich will ſie beſchäftigen — ſie ſoll —

Wirth. Was ſoll ſie?

Junker. Sie ſoll — ſie ſoll mit mir trinken —

Wirth. Die Geſellſchaft iſt für mein Weib zu vornehm.

Junker. Ich will mich aber — herablaſſen. — Ich will ihr auch einen Kus geben —

Wirth. Dergleichen Leckereien ſind ihr heute leider, nicht ſelten geweſen!

Baron. Wirklich? — 's mag mir wohl eine brave Hauswirthin ſein!

Wirth. O ja, das iſt ſie! das iſt ſie!

Baron. Hat Er ſie denn noch um Verzeihung gebeten?

Wirth. Ein klein wenig.

Baron. Hat ſie ihm verziehen?

Wirth. Ja — das hat ſie.

Baron. Daran hat ſie wohlgethan!

Junker. Dafür will ich ſie küſſen — Bring deine Frau her — verfluchter Kerl —!

Wirth. Mein Gott! ich glaube ſie kömmt ſchon!

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Gräfin. Moriz.
Junker.

Was Teufel! — Lauretchen wo kömmſt Du denn her?

Baron. Meine Braut! —

Gräfin (zu Moriz). Nun müſſen wir unſre Rolle gut ſpielen! —

Junker. Lauretchen! Lauretchen! — Da iſt ja Dein Bräutigam! (taumelt zu ihr.)

Gräfin. Mein Herr — Sie ſind betrunken — Ich kenne Sie gar nicht — und Sie —

Moriz. Zurük, guter Freund, bleiben Sie bei Ihrem Weinglaſe.

Junker. Sapperment! —

Baron. Was ſoll das ſein?

Junker. Schweſter, biſt Du denn betrunken?

Gräfin. Schweſter? —

Baron. Schönſtes Fräulein, Ihr glüklicher Bräutigam —

Moriz. Ich danke Ihnen für das Kompliment.

Baron. Was? — Sind Sie denn der Bräutigam?

Moriz Zweifeln Sie keinen Augenblik daran.

Junker. Aber Schweſter —

Gräfin. Meine Herren — ich weiß nicht —

Junker. Du wirſt doch nicht ſo betrunken ſein — daß Du Deinen Bruder nicht kennen ſollteſt! — Ich habe zwar auch einen kleinen Hieb, aber — ich kenne Dich doch noch! —

Gräfin. Es geht hier ein ſchreklicher Irrthum vor!

Junker. Hab' ich mich denn in der kurzen Zeit ſo ſchreklich verändert, daß Du mich nicht mehr kennſt?

Gräfin. Ich habe niemals die Ehre gehabt, Sie zu kennen — wenigſtens nicht in dieſer Generation —

Moriz. Haben Sie vielleicht in einer der vorigen Wanderungen Ihrer Seelen einander gekannt?

Magiſter. Die Sache iſt ſehr probabel! — Sie müſſen ſich irren, gnädiger Herr — Vielleicht kömmt das von einer vorigen Bekanntſchaft her. Vielleicht waren Sie einſtens Bruder und Schweſter.

Junker. Ich glaube, Ihr ſeid alle toll!

Baron. Wollen Sie uns denn den Verſtand abdiſputiren?

Junker. Du biſt meine Schweſter!

Gräfin. Mit nichten!

Wirth. Das iſt eine remarkable Begebenheit!

Moriz. Schlafen Sie aus, meine Herrn!

Baron. Was?

Moriz. Der Wein ſchaft Ihnen Bräute und Schweſtern.

Gräfin. Andre Leute wiſſen nichts davon. — Es kömmt mir vor, als hätten wir uns ehemals gekannt, als ich die Tochter des Königs Pharao in Aegypten war.

Moriz. Das iſt leicht möglich! — Morgen, meine Herrn, wenn Sie ausgeſchlafen haben, läßt ſich mehr von der Sache reden. Jezt ſtöhren Sie nicht eine dreifache Seelenwanderung nach Holland.

Junker. Was geht mich die Seelenwanderung an!

Moriz. Sehr viel!

Magiſter. In der That! — Ihre Seele hat, wie die unſrigen, ihre Wanderungen gehabt und wird ſie noch haben.

Baron. Sagt mir nur, ob Ihr Euch vereinigt habt, uns blind zu machen oder gar eine Sache aufzuſchwatzen, die der Teufel glauben mag?

Junker. Wenn Du Dich länger verſtellſt, ſo laß' ich Dich arretiren.

Gräfin. Sie mich? —

Moriz. Das können Sie wagen! — Ich ſage Ihnen, daß die Frau Gräfin mächtige Anverwandte hat. Und nun, was wollen Sie eigentlich? Dieſe Erklärung bitte ich mir aus.

Junker. Ich will meine Schweſter haben!

Baron. Und ich meine Braut!

Moriz. Sie ſind Betrüger — Seelenverkäufer! — Sagen Sie nein — (zieht den Degen) und ich will beweiſen, was ich ſagte.

Junker. Damit laſſe ich mich nicht ein! — Seit mir mein Paſtor eine Predigt über die Zweikämpfe gehalten hat — ſchlage ich mich nicht!

Wirth. Meine Herrn, — meine Herrn — fangen Sie keinen Rumor an, ich muß es gleich anzeigen; und darnach — — ich kann nicht vor ſchlimme Folgen ſtehen.

Moriz Sie erklären ſich! —

Junker (ſetzt ſich und trinkt). Wenn du meine Schweſter nicht ſein willſt — ſiehſt du — ſo trink ich meine Bruderſchaft weg — Nun iſt zwiſchen uns alles aus!

Baron. Ihre Hand zu ertrotzen bin zu ſtolz! — Sie wollen meine Braut nicht ſein? gut! — Erlauben Sie aber, daß ich Ihnen als Gräfin —

Gräfin. Die Gräfin iſt ſchon verſprochen! —

Baron. Herr Wirth — laß Er mir meinen Hengſt ſatteln — ich ſprenge, God dam my, nach London und laſſe mich mit der Lady Sherbury kopuliren — die einheimiſchen Schönen verſtehen das Reiten ſo nicht —

Junker. Bruder — nimm mich mit! — Wir wollen ſehen, ob ſich in England keine Dame findet, die das Trinken verſteht — Herr Wirth, geſattelt! (Gehen ab.)

Magiſter. Und das Gedicht?

Junker Nun brauch ich's nicht, da hat Er's wieder!

Baron. Komm Bruder!

Junker. Luſtig! — Nach England!

(Junker, Baron und Wirth, ab)

Moriz.
Gräſin. } Ha ha ha ha ha!

Magiſter. Das iſt ſchlimm!

Moriz. Das war gut! (ſteckt den Degen ein.)

Gräſin Vortreflich! vortreflich!

Magiſter. Nun hab' ich Zeit und Mühe vergeblich verſchwendet!

Gräſin. Die allerliebſte Seelenwanderung! —

Magiſter. Nicht einen Kreuzer für ſo viele ſchöne Gedanken!

Gräſin. Lieber Moriz — Ihre Freundin wird im höchſten Grade dankbar ſein!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Wirth. Lieschen.

Lieschen (zu Moriz).

Wollen Sie auch fort?

Moriz. Ich komme bald wieder.

Lieschen. Es wär' aber doch beſſer, wenn Sie gleich dablieben. —

Wirth. Frau — was haſt Du da zu konverſiren?

Moriz. Ich bin Ihr noch etwas ſchuldig. — Sie hat mir ein Kapital geliehen, das auf ſichern Intereſſen liegt. — Ich will gleich als Abſchlag — (will ſie küſſen.)

Wirth (zieht ſie [illegible]). Das iſt keine vollwichtige Münze!

Moriz. O ja! —

Wirth. Ich ſage aber nein! — Mein Herr, wenn Sie reiſen wollen, ſo reiſen Sie bald! —

Gräfin. Laß Er ſogleich anſpannen.

Wirth. Sie reiſen zuſammen? — Fort, Frau, laß anſpannen — Fort, ſag' ich! — (Lieschen ab.)

Moriz. Weil wir nun reiſen, ſo ſetzen wir eine Prämie drauf, Herr Magiſter — wenn Sie erklären, was das ſagen will: Ich und die Frau Gräfin, unſrer zwei, effektuiren eine dreifache Seelenwanderung nach Holland! — Empfehlen uns! — (mit der Gräfin ab.)

Wirth. Können Sie das errathen?

Magiſter. Der Seelenwanderung halber, hab' ich ein Hochzeitgedicht umſonſt gemacht! — Nur ruhig, ihr Leutchen, Ihr könnt nicht wiſſen, ob's nicht eine vierfache Seelenwanderung iſt!

Wirth. Das kann ich nicht klar kriegen!

Magiſter. Aber ich ſehe wohl! — Sie ſind alle Betrüger!

Wirth. Was? — Aber die Seelenwanderung?

Magiſter. Iſt eine dumme Grille!

Wirth. Die Sie doch ſelbſt vertheidigt haben.

Magiſter. Sieht Er denn nicht daß ſie uns zum Beſten haben? — Seelenwanderung! — Freilich die Seelenwanderung nach Holland hat ihre Richtigkeit — und, bei der keuſchen Diana, ich wollte ſie wäre ſechsfach! (ab.)

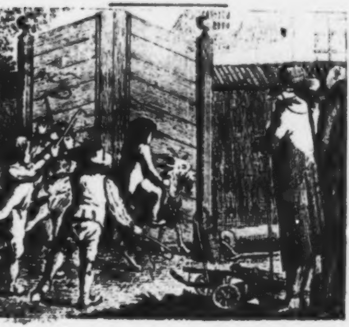
Wirth. Eine ſpitzige Sache! — Wenn ich dem Magiſter nicht ein Fläſchchen Wein bringe — erklärt er mir's nicht! Wiſſen will ich's, alſo — muß ich herausrücken! — Was mir die neuen Lehren ſchon koſten! und ich vergeſſe es immer wieder. — Aber wegen der Seelenwanderung muß ich klug werden, das hilft nun nichts! — 's iſt doch eine artige Sache um die Seelenwanderung! — (ab.)

3/4 6.83

Meine Wanderungen

Ein Roman

und doch voller Wahrheiten



Leipzig,
bey Carl Friederich Sch[illegible]
1787.

BIBLIOTH. UNIVERSITATIS LIPSIENSIS

Vorrede.

Mancherley und viel werden der Urtheile über dieſen Roman ſeyn, aber nie wie ich hoffe wird man ihn aus Geſichtspunkten betrachten, worein ich, da ich ihn ſchrieb, mich nicht ſtellte, oder ſich die vergebliche Mühe geben wollen, Dieſes oder Jenes zu enträthſeln. — Man braucht ſich weiter nichts zu denken als daß man einen Roman lieſt, um ungeſtöhrt weiter fortleſen zu können, wenn man auch auf eine wahrſcheinliche Geſchichte ſtößt. — Wahre Geſchichten darinnen werden doch nur von den mithandelnden Perſonen erkannt werden, und bedürfen weiter keines Kommentars vor die

an=

andern Leſer, welchen es ganz einerley ſeyn kann, ob ſie Roman oder wahre Geſchichte vor ſich haben. — Mir iſts wenigſtens einerley, wenn ich einen Roman leſe, ob ich geſchehene oder erdachte Begebenheiten leſe, ich weiß ja daß ich einen Roman leſe. — Und nun dächte ich füglich mit Herrn Giſander in der wohlberühmten Inſel Felſenburg ſagen zu können: Sapienti ſat! und einen Trumpf wie Herr Anshelm von Ziegler in der Aſiatiſchen Baniſe drauf ſetzen zu können, der ſchon ſo vielmal wiederholt worden iſt:

Hony ſoit qui mal y penſe! — Geſchrieben auf meiner Stube am erſten Weinachtsfeiertage 1783.

Verzeichniß

derer Perſonen, welche in dieſem Romane vorkommen.

* * *

Da es wegen Menge der Perſonen den Leſern zuweilen beſchwerlich fallen möchte, ſie von einander zu unterſcheiden, ſo wird dieſes Verzeichniß wohl nicht unnützlich ſeyn, ich wollte es daher niemanden rathen, es zu überſchlagen. Es ſind wie bey einem Schauſpiel, die handelnden Perſonen, welche gewiß jeder durchſehen wird. — Ich habe die Kapitel drüber geſetzt, damit man bey jedem Kapitel zurückblättern, und die zum erſtenmal auftretenden Perſonen kennen lernen kann.

I. et II. Kapitel.

1. **Guſtav**, bin Ich der Held, und zugleich Verfaſſer der Geſchichte. Ich ſchreibe wie Cäſar einen Kommentar über meine Thaten ſelbſt, und dieſe wird jeder aus dem Buche ſelbſt kennen lernen.
2. Mein **Vetter** iſt ein Mann, wie er im XIII. Kapitel beſchrieben wird, ſo auch
3. Meine **Muhme, Lenchen.** Andre Kapitel geben von ihr noch mehrere Nachricht.
4. Der **Paſtor**, ihr Vater — iſt ein Pfarrer, dies zeigt das II. u. XIII. Kapitel.
5. Der **Landſteuereinnehmer** (II. Kap.) war ein ganz guter Mann, aber
6. **Lenchen**, ſeine Tochter, auch nicht minder, denn ſie hatte ihre Schaamröthe noch.

IV. Kapitel.

7. **Ottalie,** war eine Zigeunerin, aber eine liebenswürdige Zigeunerin. Sie gab mir was ſie hatte, und nahm mir was ich hatte.

V. Kapitel.

8. Der **Amtmann** zu **Miſtelingen** war ein grober Mann, und
9. ſeine **Frau** mitleidig wie Gellerts Betſchweſter.

VI. Kapitel.

10. **Graf Salmanaſſer** CXL. und
11. die **Frau Gräſin,** meyntens beſſer als ſies thun konnten.
12. Der **Direktor** der Schauſpielergeſellſchaft, dachte nicht an die vorigen Umſtände, und vergaß leicht die Gefälligkeiten, welche man ihm erzeigte.
13. **Roſalie,** war eine gute Schauſpielerin, und meine Geliebte. Sie liebte aber wie die Theaterſchönen, und ich verließ ſie.

VII. Kapitel.

14. Der Graf von Tallersburg, war ein Mäcenas der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.
15. Die Gräfin, war eine Italienerin, und gleiches Sinnes mit ihrem Gemale.
16. Der junge Graf liebte Roſalien auch.
17. Madam Weiler eine Schauſpielerin.

VIII. Kapitel.

18. Der Bürgermeiſter kannte die Gaſthöfe und
19. ſeine Frau die Schriften der ſchönen Geiſter.

IX. Kapitel.

20. Der Wirth ſpielte gern Solo und
21. ſeine Frau gern die Zärtliche. — Sie ſang gern und hatte die Belletriſten lieb.

X. Kapitel.

22. Die Dame im Jagdkleide war ein Frauenzimmer, und weiter weiß ich nichts von ihr.

23. Der **Leutnant** wußte ſich viel, daß er eine Ordre zu vollſtrecken hatte.

XII. Kapitel.

24. **Herrman**, mein alter Univerſitätsfreund, war dazumal noch Student zu J**. — Jetzt, da ich dieſes ſchreibe (d. 18. Nov. 1783.) iſt er Kanzleyrath zu B***.

25. Sein Vater der **Amtmann** war ein ſtarker Kriminaliſt.

26. Die Frau **Amtmännin** eine gute Hausfrau, und

27. **Luiſe** ihre Tochter, ein gutes wirthſchaftliches Mädchen.

28. **Paſtor Ms**, war ein guter Mann, ereiferte ſich aber über die Todesſtrafen auf der Kanzel einmal ſo ſehr, daß er am Sontage Palmarum 1782 vom Schlage gerührt wurde.

29. **Frau von Werthenfeld**, hatte ein paar Bücher geleſen und

30. **Fräulein Adelheid**, etliche mehr.

31. Der **Major**, war ein Soldat.
32. Der **Aktuarius** diſputirte gern.
33. Der **Magiſter** räſonirte nicht uneben.
34. **Mariane** war eine Empfindſame. Eine von den wenig Edlen, welche Empfindeleyn ohne Eckel leſen können.
35. **Paſtor Lun**, ein Mann von altem Schrot und Korn.

XV. Kapitel.

36. Die **Hofräthin** verdarb ihrer Tochter den Spaß nicht. Sie wollte meine Schwiegermutter werden, aber — es iſt nicht geſchehen.
37. **Minchen**, ihre Tochter, meine Geliebte, die mich ſo innig und ſo warm liebte, und die ich ſo bald verlohr!

XVII. Kapitel.

38. Der **Baron** und ſein **Bedienter** waren beyde Schelme, wurden aber übel bezahlt.

XX. Kapitel.

39. Paſtor Ehrenpreis war ein frölicher Wirth.
40. Der Superintendent ein ehrlicher Mann.
41. Seine Frau ein ſchlimmes Weib.
42. Seine Tochter, Koketten.

XXI. Kapitel.

43. Der Wandrer ein guter Menſch, der aber nicht wohl bey Sinnen war.
44. Der Pachter hatte ſeine Launen, wie der alte Shandy.
45. Die Pachterin ſeine Frau, war ein gutes Weib, kochte gut und hatte weiche Betten.

XXVI. Kapitel.

46. Friz mein beſter aller meiner Freunde, iſt Senator in einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt, pro tempore aber auf Reiſen nach Italien und Frankreich, —— 's kann wohl ſeyn, daß er auch nach England geht.

XXVII. Kapitel.

47. **Adolph**, war auch mein Freund. — Jetzt iſt er im Himmel.

XXVIII. Kapitel.

48. **Franz** iſt jetzt laut ſeines letzten Briefes an mich (vom 28. Okt. 1783.) im Begriff ins Kloſter zu gehen. — Er muß aber erſt ſehen, wie er davon kömmt, denn ſein Vater hat genau auf ihn acht, und will noch einen Geheimenrath aus ihn machen.

49. **Lotte** war **Adolphs** Geliebte. Sie lebt jetzt auf dem Lande, und ſehnt ſich zu ihrem Geliebten. Sie iſt immer krank und ſchwach, und wird ihm bald nachfolgen, wie mir der Paſtor des Orts wo ſie ſich aufhält, ſchriftlich verſichert hat.

50. **Luiſe**, **Franzens** Geliebte, kann ihn eben ſo zärtlich nicht geliebet haben. —

XXIX. Kapitel.

51. **Mariane von Wellheim**, ein gutes ſanftes Mädchen, mit welcher ich hät-

te glücklich werden können, wenns das Schickſal gewollt hätte.

52. Ihre Tante war ein Drache, aus der Raçe derer, welche einſt das goldene Vließ zu bewahren ſuchten, aber doch ſterben muſten.

XXXI. Kapitel.

53. Der Doktor war ein feiner Hecht, nicht weniger

54. Der Schulmeiſter, wie das Geſpräch lehrt.

XXXII. Kapitel.

55. Magiſter Arnolfus war ein großer Weiberfeind.

XXXV. Kapitel.

56. Amaranthus ein Dichter und großer Verehrer und Vertheidiger des ſchönen Geſchlechts.

XXXVI. Kapitel.

57. Fräulein von Herſenthal, ein gutes Mädchen, war keine Geliebte vor mich.

XXXVIII. Kapitel.

58. **Thomas** iſt in ſein Vaterland zurückgekehrt, und hoft auf eine Beförderung, um ſich mit ſeiner **Lotte** verbinden zu können. — Es war ein guter edler Jüngling, unter ihm hab ich mir immer den edeln **Hölty** vorgeſtellt.

59. **Wilhelm** iſt Doktor Juris geworden. Ein braver biedrer Junge.

60. **Karl** iſt noch mein Freund, ungeachtet ſeiner Ehrenämter, dies iſt ſonderbar, zumal da er ein Edelmann iſt.

61. **Adolf Karl**; ſtudiert jetzo zu L**. Ihm habe ich meinen Roman **Eduard Roſenthal** zugeeignet.

62. **Salomo** iſt p. t. Candidatus des heil. Predigtamtes zu B***, übrigens ein ſtarker Belletriſt.

XXXIX. Kapitel.

63. Der **Amtmann** B*** war ein guter Mann, der gerne lachte, trank und aß. — Er war gaſtfrey und ſpaßhaft.

63. Die Frau **Amtmännin** war eine gute Frau, ſchwazte gern.

64. **Fiekchen** war freylich keine erobernde Schönheit, ſondern ein ganz ſimpel verliebtes Landmädchen.

65. Der **Aktuarius Sch**.** wenn er auch ſo ein ſchlechter Juriſt als elender Dichter war, — ſo ſtehts gewiß ſchlecht um ſeine negotia iuridica. — Eiferſüchtig war er, und hörte ſich gern loben.

66. Der **Verwalter** bejahte gern.

XLI. Kapitel.

67. Fräulein **Mutchen**, war wahnſinnig, und machte dadurch auf einer einzelnen Seite **Bernards** Bemerkung (**Wandsbecker Bote** IV. Th. S. 218.) wahr, daß der Wahnſinn der Damen ſich gemeiniglich auf **Liebe** oder Religion beziehe.

XLII. Kapitel.

68. Die **Tante** war eine Dame wie die meiſten landadelichen Damen ſind — wirthſchaftlich und gut. Sie paradirte

oft in der Erndte ſtatt eines niedlichen Spatzierſtöckchens mit einen Rechen, und gieng ſtatt des Bologneſers in Begleitung des getreuen Hausſpitzes aufs Feld zu den Schnittern.

69. Frau **von Grünberg** war eine Dame von Geſchmack. — Noch jetzt iſt ſie meine verehrungswürdigſte Freundin.

70. Fräulein **Amalie** hatte eine gute Anlage nach Abgang der **Tante** ihre Stelle zu erſetzen.

XLIII. Kapitel.

71. Fräulein **Laura** ein liebes ſanftes Mädchen. — Sie hätte zu viel Empfängliches, zu viel Gefühl, und die Schriften der Empfindler hatten ſie übermannt.

XLV. Kapitel.

72. Der **Adjunktus**, ein erbärmlicher Verſeſchmidt, mochte ein guter Oekonom ſeyn, ob er gleich in ſeinen Predigten keine Oekonomie hatte.

XLVII. Kapitel.

73. **Der Leutnant von Grünberg,** eine fidele Seele, iſt jetzt Hauptmann, bleibt mein Freund, und lebt glücklich mit ſeiner **Henriette.**

XLIX. Kapitel.

74. **Die Obriſtleutenantin Emilie von Lindenthal,** war freylich ſehr verliebter Komplexion, wie es ihr Planete mit ſich brachte, denn ſie war im Mai geboren, aber übrigens eine ſehr reizend gefällige Dame. — Sie ſtarb vor drey viertel Jahren.

75. **Henriette von Wertenberg.** Iſt jetzt des Hauptmanns von **Grünberg** Frau. Eine gute ſanfte Dame.

LII. Kapitel.

76. **Moritz.** Ein guter Freund von mir, ſtudiert noch jetzt zu J***. 's war ein guter Kerl, nur ſchickte er ſich in keine Geſellſchaft, wo er mit Frauenzimmern reden ſollte.

77. **Ferdinand** ſtudiert auch noch zu J**. Hätte gern geredet, wuſte aber nicht, ob ers recht machte.

78. **Elmire** iſt noch jetzt meine Freundin, — und weiter nichts. — Ich wünſche ihr bald einen edeln Mann, der ſie glücklich macht.

79. **Ihre Schweſtern**, ſind auch noch jetzt, wie ich hoffe, meine Freundinnen.

80. Der **Kantor** hatte keinen übeln Anſatz Späschen zu machen, — aber ſonſt wars nicht viel mit ihm, ob er gleich guten Schinken hatte.

Meine Wanderungen.

Erſtes Buch.

— Rapimus amici
occaſionem de die. —

HORATIVS.

Erſtes Kapitel.

Prolog.

Gleichviel, ob ich meine Reiſen zu Fuſſe oder in einem von Meiſter Dieze *) zu Berlin verfertigten Reiſewagen gethan habe, mit einem Wegmeſſer von Herrn Klindworth oder Herrn Catel. **) genug daß ich ſie gethan habe. Ich führte keine meßingene Schelleriſche Schreibefeder ***)

---

*) In einem ſolchen that Herr Friedrich Nicolai ſeine Reiſe. S. Beſchreibung einer Reiſe durch Teutſchland und die Schweiz, im Jahre 1781. Berlin 1783. 1. Th. S. 10.

**) Ebendaſ. 1. Th. S. 18. f. f.

***) Ebendaſ. Beylage 1. 2. 1. Th. S. 23. 24. Die Abbildung dieſer Feder iſt auf der 6ten Kupfertafel zu ſehen.

ſondern blos meine Schreibtafel und Bleiſtift bey mir, womit ich zuweilen auf der Wanderung unter einem Baum Gedichte, Penſeen und Merkwürdigkeiten aufzeichnete. Ich wollte mich zwar erſt in meiner Reiſekleidung vor dieſes Werkchen in Kupfer ſtechen laſſen, aber es iſt um mancherley Urſachen willen, unterblieben; wenn ich aber wieder eine Wanderung vornehme, ſo will ich davor ſorgen, daß ich meinen Leſern ſo wie der Verf. des Romans: **Friedlieb Grumbach**, die Schattenriße aller Perſonen mittheilen kann, welche in meinem Romane — wenn ichs ſo nennen darf, — vorkommen. — So viel zum Voraus, und nun zur Geſchichte ſelbſt!

Zweytes Kapitel.

Hier fangen ſich die Begebenheiten meiner Wanderungen an.

Die Baſis meiner Wanderungen war eine Reiſe zu meinem Vetter, einen reichen Pachter, welcher bis in ſein drey und funfzigſtes

Jahr den klugen Einfall behielt, ſich nicht zu verheirathen, und mich als den Erben ſeines Nachlaßes anzuſehen; — aber da kam — Gott verzeih es ihm! — der Paſtor, und demonſtrirte ihm ſo lange die Süſſigkeiten der Ehe vor, bis ſich mein Vetter bewegen ließ, des Paſtors Tochter zur Frau nahm, ein Kind mit ihr zeugte, und mich um die Hoffnung des Beſitzes eines anſehnlichen Vermögens brachte. —

Geſchehene Dinge, dachte ich, **ſind nicht zu ändern**, nahm mein Reiſebündel auf den Rücken und trollte mich fort, wenigſtens das noch mit zu nehmen, was er mir als eine donatio inter vivos zugedacht hatte.

Es war ein herrlicher Maimorgen als ich fort marſchierte. — Im Thale lag noch alles von Nebel bedeckt, und der Fluß dampfte wie ein warmes Bad. Ich trillerte vor mich nach eigener Melodie mein Gedicht: Noch wallet der Nebel im Thale, *) und lezte mich inniglich an Sang und Gegend. — Endlich zog ſich der Nebel von den Sonnenſtralen zertheilt, in die Höh,

---

*) Dieſes Gedicht befindet ſich im 3ten Stück der Olla Potrida vom Jahr 1783. Seite 3.4.

und verſchwand in Duft. Unter dem lauteſten Vögelgeſang gieng ich gedankenvoll fort, und kam, ehe ich michs verſah, in ein Städtchen, in welchem ich einen Brief an den Herrn Landſteuereinnehmer abzugeben hatte. —

Es ſtund ein Mädchen in der Thür des Herrn Landſteuereinnehmers, welche ich auf den erſten Anblick vor die Tochter des Hauſes hielt. Ich machte meine Verbeugung ſo gut als möglich und brachte meine Worte an. Der Herr Landſteuereinnehmer hatte mein Anbringen in der Stube vernommen, kam im Schlafrocke mit der weißen Mütze und einer langen Tabacksöpfeife heraus, und nöthigte mich in die Stube zu kommen. — Er nahm den Brief, holte ſeine Brille und laß ihn halb laut durch. Seine Frau ſtand hinter ihm und ſah über die linke Achſel in den Brief, die Tochter knüpfte eine Schleife an ihrer Schürze, und ich ſpielte mit dem Hute.

„Sie ſind alſo Herr L***? — ſagte der Landſteuereinnehmer. — Es iſt mir lieb daß ich Sie kennen lerne. — Wir ſind auch Vettern, wiſſen Sie das? die Freundſchaft kömmt von dem Rotenthaliſchen Paſtor ſter her. — Ja! Ja! — Sie wollen alſo nach Bergfeld?" —

„Ja" — ſagte ich.

„Nu! Heute dürfen Sie aber nicht fort. Sie müſſen mit uns verlieb nehmen. — Morgen will ich Sie einen Brief an meinen Schwager den Amtmann in Miſtelingen mitgeben, da können Sie wieder übernachten, ſo ſind Sie den Sontag friſch und geſund in Bergfeld. — Lenchen bring doch dem Herrn Vetter ein Frühſtück.

„Die Mama beſorgts ſchon," — ſagte Lenchen und wurde bis über die Ohren roth.

Ich hatte kaum das Frühſtück verzehret, ſo war ſchon wieder der Mittagstiſch gedeckt. — Es wurden vielerley Speiſen aufgetragen, denn der Herr Vetter hielt viel auf gutes Eſſen und Trinken. Sonſt war nicht viel mit ihm anzufangen, denn er gieng den ganzen Tag mit der Tabakspfeife in der Stube herum, blies den blauen Knaſterdampf umher und projektirte ſo gut als irgend ein Projektmacher, oder der berühmte Herausgeber ſeines, nun in Staatsanzeigen verwandelten, ehemaligen Briefwechſels, Herr Schlözer zu Göttingen an der Leine.

Mir wars nun freilich nicht ſonderlich wohl zu Muthe, weil ich gern rede, denn hier muſte ich die ſtumme Perſon ſpielen, und war deswegen ſehr froh als es zehn ſchlug, und ich mit Ehren eine angenehme Ruh wünſchen konnte.

Drittes Kapitel.

Gedanken und Träume bey einer zerſtörten ritterlichen Burg.

Ich machte mich, als die Morgenröthe mit Roſenfingern erwachte, auf, und verließ das Haus des Herrn Landſteuereinnehmers ziemlich vergnügt. — Der ſchöne Morgen ſtimmte die Saiten meiner Leier und ſie tönten ein feierliches Morgenlied. — Den Nachmittag kehrte ich in einem Dorfe ein, ohne daß mir etwas ſonderliches begegnete. —

Jezt hofte ich bald Miſtelingen zu ſehen, als ſich mir auf der rechten Seite ein altes zerſtörtes Raubſchloß zeigte. Dieſer Anblick machte, daß ich ausrief:

Wer baute, Lied, ſo hoch und kühn,
auf Bergesſpitzen Schlöſſer hin?
wer heftet an der Felſenwand
Gethürm und Schloß mit kühner Hand?
Wer trozte den Wellen des Stroms ſo kühn,
und baute ſich Veſten auf Klippen hin?

Das that der Deutſchen hoher Muth
der Helden Zucht aus Hermanns Blut,
die gruben hier in Fels und Stein
der Deutſchen Allkraft Wunder ein:
die bauten, die bauten, zu Schuz und Wehr
ſich unüberwindliche Veſten her.

Wo ſind, wo ſind die Männer all?
ach längſt entflohn aus Berg und Thal:
ſie bauen nun auf glattem Tiſch
ſich Häuſer auf von Kartenwiſch:
o Enkel, o Enkel, kommt her und ſchaut,
ſo haben einſt Väter von euch gebaut. *)

Die Sonne ſchien mir noch hoch genug zu ſtehen, daß ich alſo gar wohl noch dieſes Schloß beſehen konnte. — Der Weg war ziemlich gut Berg auf gebahnt. Ich war erſt in der Mitte des Bergs als ich ſchon Mi-

---

*) Gedichte von J. A. Blumauer. S. 6. 7.

Miſtelingen liegen und eine reizende Ausſicht vor mir ſah. Miſtelingen ſchien mir ungefähr noch eine Stunde entfernt zu ſeyn. — Ich ſtieg höher und kam endlich ganz oben bey den zerfallenen Mauern an. — Ich hatte die reizendſten Ausſichten, und konnte mich nicht ſatt ſehen. — Nun durchirrte ich die Ruinen des Schloßes, und Thränen rollten mir über die Wangen. O wenn ich dachte, was vor edle Ritter ehemals dies Schloß bewohnt hatten, welche züchtige Damen hier Kränze wanden die Sieger im Turnier zu kränzen, welche frohe Geſänge beym frohen Male erſchallten, — dann konnte ich mich nicht halten, ich muſte weinen. Unſichtbar ſchwebten um mich die Seelen der Ritter in undurchdringlichem Nebel, und ich rufte mit dem edeln deutſchen Manne aus:

In dieſen Veſten wohl verwahrt,
erwuchſen deutſche Fräulein zart,
in enger, ſtiller Häuslichkeit,
von Stutzerſchwänken nie entweiht;
doch reiſte manch adlicher Ritter durch,
ſtand gaſtfrey ihm offen die feſte Burg.

Da gieng bey frohem, teutſchem Mahl
herum der mächtige Pokal,

zer

gefüllt mit vaterländiſchem Wein,
und jeder Ritter trank ihn rein,
und trank ſich Geſundheit und frohen Muth:
aus teutſchem Getränke ward deutſches
Blut. *)

Meine Gedanken ſchweiften umher, und meine Empfindungen brachten mich zur Anſchauung des damaligen, und heutigen Patriotismus. — Haben wir noch einen? fragte ich, und die Antwort gab mir ein patriotiſcher Schriftſteller. **) „Statt Patriotismus und Heldengefühl — ſtatt jenen herrlichen Gefühlen, Reden und Thaten, wovon jedes Blatt der alten Geſchichtsbücher glänzt — haben wir nun Geiz, Privatſucht, ſclaviſche Furcht, Liebe zur Ueppigkeit, Eitelkeit und Wolluſt. — Statt für Religion, Vaterland, Freyheit, Ehre und einen Helden-Namen zu eifern; werden wir nun um Gänſedrecksfarbe, pariſer Gaſſenkoth, Autorruhm, Shakeſpears Afferei, Doktormäntelchen. — Schurken und Hanswurſte; ſtatt den Ariſtiden — Catonen — Bayard's — Sikingen — ꝛc. ꝛc. bilden

---

*) Ebendaſ. S. 7.

**) Der weiſſe Helmbuſch und das Huhn im Topf, oder der neue Patriotismus. S. 22. 23.

ſich nun Leutgens, deren Dichten und Trachten (wie Göthe ſagt) Jahrelang dahin geht, wie ſie einen Stul weiter in der Geſellſchaft kommen.“ —

Ich wendete erzürnt meine Sinnen von dieſem Schauſpiel ab, und blickte wieder hinüber in die Vorwelt, ſah voller Muth die Ritter ſich wappnen, ihre Freyheit, die Rechte des Ritterſtandes zu vertheidigen, welche ſelbſt Kaiſer und Könige nicht ſchmälern durften. — Wer hat **Wielands** Schriften geleſen, dem nicht eben die Stelle einfällt, welche mir einfiel:

— — Alle Schwerdter blitzen
das Ritterrecht, das Karl in mir verlezt zu ſchützen.
Ergreift ihn, ruft der Kaiſer abermal;
allein mit vorgehaltnen Klingen,
ſieht er, und knirſcht vor Zorn, die Ritter mich umringen. *)

Sie waren nicht knechtiſche Hofſchranzen, aber ſie dienten ihrem Herrn treu. Sie ſezten ihr Ehrenwort (Parole) nicht bey jeder Rede zum Pfande, aber wenn ſie es thaten, dann hielten ſie Wort. — Und die Nachkommen dieſer Ritter? —

---

*) Oberon 1. Geſ. St. 51.

Nein, ſie können die Wappenrüſtung ihrer Vorfahren nicht mehr ertragen, und haben das Turnieren ſchändlich verlernt und vergeſſen *); drum liegen die ehrenvollen Wappenſchilder und Schwerdter der Anherrn des Herrn von L** auf dem Kornboden, und der Helme — bedienen ſich die Mägde als Kammertöpfe. — Wenn doch nur einer dieſer Vorfahren wieder erwachte, und ſeine und ſeiner Geſellen Waffen ſo gemißhandelt ſähe, wie würde er mit ſeinen nervigten Fäuſten den Herrn von L**, welchem es nichts helfen würde, daß er ſeine Naſe in dem Spiritusglaſe eines Arztes zu Paris zurück ließ, — ſeine hochadeliche Gemalin, welche ihn ungeachtet der verlohrnen Naſe heirathete, weil ſein Kutſcher noch eine hatte, — ſeine Junker welche ihre Naſen noch haben, — ſein ganzes Hausgeſinde, Kutſcher, Jäger, Gärtner, Knechte, Mägde und Köche, — zuſammendrücken, wie ehemals Hektor mit wehendem Helmbuſch die ſchöngepanzerten Griechen. — Ein Glück iſts, daß das Schloß noch aus den älteſten

---

*) Eduard Roſenthal 1. Th. S. 21.

Zeiten her ſtehen geblieben iſt, ſonſt möchte er Luſt kriegen, wenns ein neueres Kartenhaus wär', es zuſammen zu drücken. —

Ich ſetzte mich mit der lebhafteſten Phantaſie in die Zeiten der Edlen, und ſchlief ein. —

Ueber mir ertönten die Gipfel der geſchwätzigen Pappeln, ein heiliges Rauſchen durchrann die Wipfel der Bäume. Es klang ein himmliſches Saitenſpiel. Ich erhob meine Augen und ſah über mir eine Wolke, welche ſich ſchwebend hernieder ließ. —

Ein Mädchen von engliſcher Schönheit trat aus derſelben hervor, lächelte und ſprach: „Siehe eine Dame der Ritter-Zeiten, ich war ein Fräulein von W***. Um mich minnten wohl Grafen und Herrn, und immer vergebens, bis ich meine Hand einem edlen Herren der Veſte K** gab. — Bewahre dieſen Kranz zu meinem Andenken.“ — Sie ſprachs, und verſchwand, — mit ihr mein Traum.

Viertes Kapitel.

Ein ſonderbares Abentheuer.

Ich erwachte. — Rings um mich wars Nacht und der Himmel hatte ſich mit dem fürchterlichſten Dunkel umwöllet. --- Ich lag noch bey den Mauern des zerſtörten Schloßes, und ſah voller Verwundrung ungefähr hundert Schritte von mir ein loderndes Feuer. Alles was ich je von abentheuerlichen Hexen- und nächtlichen Geiſter-Geſchichten geleſen und gehört hatte, repräſentirte ſich auf einmal vermöge meiner Einbildungskraft mir aufs deutlichſte. Blaſſe Schatten ſchwebten meinen Augen vorüber ſchwindend wie Nebel und geſtaltlos *) wie Dampf. Endlich erinnerte ich mich aller Geſpenſter-Widerlegungen, ſtellte mir alles recht deutlich vor, und wurde dadurch ſo beherzt, daß ich mich aufmachte und auf das Feuer los gieng. — Ich hörte menſchliche Stim-

---

*) Perque vias vrbis Latiosque vlulaſſe per agros
Deformes animas, vulgus inane, ferunt.
Ovid. Faſt. L. II. V. 553.

Stimmen. — Aber Geiſter haben ja auch geredet. — Thut nichts! — Auf einmal kam mir wieder ein Grauſen an, es war als zög' mich jemand beym Schopf, es faßte mich beym Genick, griff mir an die Gurgel, packte mich und ſchüttelte mich wie der Oſtwind die Gipfel der Bäume. — Ich lehnte mich an einen Baum, als mich ein Geſang meinem Schrecken entriß. — Eine ſanfte Diſtantſtimme, welcher etliche Altſtimmen und eine Baßſtimme akkompagnirten, ſangen, mit einer angenehm feierlich ſchleppenden Melodie:

•

„Drauſſen weht kein Sturm kein Wind,
komm mein liebes gutes Kind
mit in nahen Wald."
„„Nein es brauſt von Dach und Thurm
rauſchend über mir der Sturm
wirbelnd wild und kalt.

•

Hörſt du nicht das Fänchen ſchreit
auf dem Dache weit und breit
weil es trillt der Wind!"" —
„Liebchen nein es dünkt dir ſo,
's ſchreit kein Fänchen, wüßt' nicht wo;
komm nur liebes Kind." —

„„Nacht

*

„„Nacht iſts drauſſen überall
und es ſauſt durch Wald und Thal
Sturm, der Mond verbleicht.
Liebſt du mich, ſo laß mich hier,
komm und ſchlaf die Nacht bey mir
bis die Sonne leucht.“ “ —

*

„Ach ich kann nicht, Liebchen, komm,
weiſt's ja drüben überm Strom
iſt mein feſtes Schloß.
Komm ach komm, dein Wilhelm harrt,
hörſt du nicht wie wiehernd ſcharrt
das bekannte Roß?“ —

*

„„Willſt du nicht zu mir herein
kannſt du nicht mein Wilhelm ſeyn
du betrügſt mich nur! —
Wilhelm liegt ſo gern bey mir
in der kleinen Kammer hier;
du betrügſt mich nur.“ “ —

*

„Ach das hätt' ich nicht gedacht
Ungetreue, gute Nacht,
willſt nicht folgen mir.“ —
„„Biſt du Wilhelm komm herein
ich will dir zu Willen ſeyn
aber doch nur hier.“ “ —

„Nun ſo will ich Liebchen mein
kommen in dein Kämmerlein,
du biſt mir getreu.
Prüfen wollt ich ob auch treu
züchtig, oder ohne Scheu
die Geliebte ſey.“ —

Ich gieng näher hinzu, und fing an zu merken wer die Sänger waren als ſie mich auch gewahr wurden, aufſprangen, und riefen: Wer da? —

Es waren drey Männer in grünen Röcken, Treſſenhüten, Federbüſchen, mit Piſtolen, Büchſen und Hirſchfänger gewaffnet, und zwey weibliche Figuren, die eine ſchien Mutter, die andre Tochter zu ſeyn. Die Mutter war in ein altmodiſches grünes Amazonenhabit, mit Golde, gehüllt, welches aber der freſſende Zahn der Zeit ziemlich zernagt hatte, hatte einen ſchwarzen Federhut mit einer Treſſe auf, und war von ziemlicher Länge. Die Tochter hatte ein ſchwarzes Habit an, welches roth an den Armen aufgeſchlagen und eben ſo zerſchlizt an den Pauſchen, wie der Rock an den Seiten war; einen runden ſchwarzen Hut mit rothen Federn auf, wie die Kleidungen der Spanierinnen, noch von alten Zeiten her in Kupfer zu ſehen ſind. — Geſicht und Hände verrieth, daß dieſe Geſellſchaft, eine Geſellſchaft **Zigeuner** war. —

Wer da? — ſchrien die Männer.

Gut Freund! — ſagte ich und gieng näher. — Ich machte mit ein paar Worten ihnen die Urſache meiner Erſcheinung kund, und ließ mich auf ihr Nöthigen neben der jungen Zigeunerin auf die Erde bey das Feuer nieder.

„**Ottalie** — ſagte der Eine — ſchenk ein!“

Ottalie, ſo hieß die junge Zigeunerin, ſchenkte ein und reichte mir ein Glas Franzbrandtwein. Ich trank auf die Geſundheit der Geſellſchaft das Glas aus. Die Alte reichte mir ein Stück Pfannenkuchen, welches ich mit großem Appetit verzehrte.

„Reichen Sie mir Ihre Hand — ſagte **Ottalie** — wir wollen ſehen wie es um Ihr Glück ſteht.“

Ottalie konnte gewiß Anſpruch auf Schönheit machen. Ihre ſchwarzen Augen wälzten ſich mit ſolcher unbeſchreiblichen Anmuth im Kopfe herum, und ihr Lächeln war ſo zauberiſch, daß ich alles drum gegeben hätte, von ihr geliebt zu werden.

Herr Autor, bedenken Sie was Sie ſchreiben, es war ja eine Zigeunerin.

Das hab ich Ihnen ſchon geſagt Madam, es war eine Zigeunerin und ein reizendes Mädchen zugleich.

Sonderbar! —

Können Sie ſich weiter keine Schönheit vorſtellen als eine weiß und rothe, ſie ſey tingirt oder natürlich? — Hören Sie nur.

Sie hatte meine Hand, und prophezeite mir mancherley, alles weiß ich nicht mehr, denn ich war ganz in ſüßes Anſchauen verſunken.

Ich dankte ſo gut ich konnte vor ihre ſchöne Prophezeihung, denn ſchön wars was ſie mir weiſſagte.

Ich nahm ſie bey der Hand und ſagte ihr heimlich: „In deiner Hand, liebes Mädchen, liegt mein Herz!" —

Sonnet.

Du ſuchſt geliebtes Kind
mein Glück in meiner Hand,
und dir iſt nicht bekannt

daß mans in deiner findt? —
die Sonne die voll Wut
dir dein Geſicht verſengte
die wars, die in dein Blut
auch gleiche Wärme mengte.

Aus deinem Auge ſtralt
vor mich der Liebe Glück,
die Sonne die dich mahlt,
giebt Feuer deinem Blick. —
In deiner Hand ſeh ich,
ich ſag es ohne Scherz,
mein Glück geliebtes Kind.
in dieſer liegt mein Herz.

Das Feuer gieng nach und nach ab. — Jedes ſuchte ſich ein Schlafplätzchen aus. — Ich konnte nicht ſchlafen. — Noch immer ſaß ich bey Ottalien und ſah zuweilen bey dem auffackelnden, ſchnell wieder ſinkenden Reſte des Feuers, ihre Augen, ihr Lächeln, — und fühlte ihren Händedruck.

Das Feuer war nieder, und nur die Kohlen gaben noch einigen Schein. Ich ſchlang meine Arme um Ottalien und küßte ſie. Sie erwiederte mir Kuß mit Kuß, drückte mich umſchlingend näher an ihren wallenden Buſen, und Arm in Arm — ſchliefen wir endlich ein.

Fünftes Kapitel.

Das waren traurige Aſpekten!

Ich ſchlief' in der ſüſſeſten Entzückung, glaub' ich, noch dieſe Stunde fort, hätte mich nicht die Mahlerin der ſchönen **Ottalie** geweckt. Sie traf mich mit ihren Stralen ſo mächtig, daß ich gewiß, wenn ich noch ein paar Stunden ſo dort gelegen hätte, durch ihre Gütigkeit, in das farbichte Geſchlecht der holden **Ottalie** wär metamorphoſirt worden. — Die Heftigkeit, mit welcher die Sonne ihre Stralen warf, überzeugte mich, daß es ſchon hoch am Tage war. Ich rafte mich auf, und ſah — mich wieder allein. Ich wiſchte mir die Augen aus, aber umſonſt, **Ottalie** war mit ihrer Geſellſchaft, und — meinem Reiſebündelchen verſchwunden. Allem Anſehen nach war ſie eine Liebhaberin der Pünktlichkeit, denn ſie hatte meine Uhr auch mit ſich genommen, vermuthlich um unterwegs die Zeit recht ordentlich zu wiſſen. — Meine Börſe — war auch fort. — Summa

Summarum (ſpricht mein Vater,) ſie hatten mir alles genommen, ausgenommen meine Kleider, und meine Schreibtafel. — Beynahe konnte ich mich nicht enthalten meinen Feinden alles Unglück auf den Hals zu wünſchen, aber wenn ich mich erinnerte, daß mir mein Informator (ein rachſüchtiger Bonze,) die Verſöhnlichkeit ehemals ſo nachdrücklich einſchärfte und immer das goldene Sprüchlein vorſagte: **Man muß ſeinen Feinden vergeben,** nach der Lehre Chriſti: Segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch verfolgen! — dadurch ſammeln wir glühende Kohlen auf ihr Haupt; — ſo ließ ich das Ding ſeyn, ſchob meinen Fluch wieder zurück, welcher mir ſchon auf der Zunge ſaß, gieng ganz langſam den Berg hinab, gerade auf Miſtelingen zu, und hofte beym Amtmann daſelbſt eine kleine Schadens-Erſetzung zu finden, denn mein Rekommendationsſchreiben war mir noch in meiner Schreibtafel übrig geblieben.

Ich kam zu Miſtelingen voller Gedanken an, ſtolperte eine ſtaubichte Fahrſtraße bergunter, welches man die Berggaſſe nennte, und kam endlich ans Amthaus.

Der Herr Amtmann ſaß im Lehnſtuhle als ich vorgelaſſen wurde, er empfing mich ſitzend mit abgezogener Pudelmütze, und hieß mich, indem er den Brief las, welchen ich ihm brachte, niederſetzen. — In Gedanken machte ich ſchon tauſenderley Entwürfe. Ich ſtellte mir vor wie prächtig ich hier eſſen und trinken, wie weich ich ſchlafen und wie ich mit meinem Witze überhaupt in der Geſellſchaft brilliren würde. — Der Amtmann ſchlug den Brief zuſammen, ſah mich ſauer an und ſagte: „Sie ſind alſo ſo ein Kerl“? — Mein Gott! dachte ich, bey der Minerva! das iſt ein Urias-Brief. Ich antwortete nichts.

„Sie ſind alſo ſo ein Kerl“? — wiederholte der Amtmann.

Ich ſchwieg ſtille, wie einer der keine Widerrede in ſeinem Munde hat.

„Ein Belletriſt? — Ein ſchöner Geiſt“? — fuhr der Amtmann fort.

„Ich bin“ — ſagte ich beſtürzt. —

„Schweigen Sie, es ſteht ja im Briefe.“ —

Er erhob ſich aus dem gepolſterten Lehnſtuhle, gieng über ein Schränkchen, holte einen Conventionsthaler, gab ihn mir und ſagte: Sie können Ihres Wegs ungehindert reiſen; hier iſt ein kleines Reiſegeld.

Ich bückte mich tief und gieng wehmüthig zur Thür hinaus. — Im Hauſe kam mir die Frau Amtmännin entgegen. Ein paar unwillkürliche Thränen drängten ſich aus meinen Augen. Die Frau Amtmännin fragte mich was mir fehle? — Ich erzählte ihr alles ſo wehmüthig als ich's vermochte, vergaß auch nicht zu ſagen, daß mir die Zigeuner alles abgenommen hätten, wobey ich nothwendig mein verliebtes Abentheuer verſchwieg, und ſtellte ihr den ganzen Verlauf der Sache ſo lebhaft vor, wie Aeneas die Eroberung von Troja der Königin Dido nach Blumauers Manier. — Sie griff in die Taſche, gab mir zwey ſächſiſche halbe Gulden, eine geräucherte Wurſt, ein Stück Brod und den Troſt mit auf den Weg: Gott würde mich nicht verlaßen.

Traurig verließ ich das Amthaus und die umzäunte Stadt Miſtelingen. Als ich die Zäune der Stadt im Rücken hatte, und mich auf der Landſtraße befand, ſetzte ich mich unter einen Kirſchbaum und zehrte von dem, was ich von der Frau Amtmännin bekommen hatte, trank einmal dazu aus einen Bächlein, und ſtellte Reflexionen über dieſe Begebenheit an.

Der Amtmann war alſo wohl ein geſchworner Feind der Belletriſten, und woher mochte dies kommen? Gewiß hatte der ſchwarze Zelote zu Miſtelingen, ich meyne der Herr Superintendent, nicht wenigen Einfluß auf dieſe Abneigung, denn das war ein Mann, der nichts verdauen konnte als Peſtillen und Waſſerpredigten.

Doch dem ſey nun wie ihm wolle — ich empfands am beſten, wie mirs zu Muthe war. Das Beſte war, ich hatte bis Bergfeld nur noch zehn Meilen, dort hofte ich mich von allen Leiden zu erholen. —

Jetzt gieng ich meines Wegs fort und kam gegen Abend in die Stadt Nordenburg, eine hochgräfliche Reſidenzſtadt wie bekannt, und gieng in den beſten Gaſthof.

Sechſtes Kapitel.

Meine neue Charge.

In dem Gaſthofe gabs einen mächtigen Lärm. Es befand ſich nemlich eine Geſellſchaft reiſender Schauſpieler hier, welche die Gnade haben ſollten dem Herrn Graf Salmanaſſer CXL. Emilie Galotti vorzuſtellen. Die Frau Gräfin, nebſt ihrem und ihres Herrn Gemals Hofſtaate, freuten ſich mächtiglich auf den Abend, wo dies geſchehen ſollte, dieſes war der heutige, als der Schauſpieler, welcher den Prinzen vorſtellen ſollte, unvermuthet ſo tödtlich krank wurde, daß es unmöglich war ihn als Prinz aufs Theater zu bringen. — Die ganze Geſellſchaft war verlegen, und ſchon zog der Prinzipal ſein rothes Treßenkleid an, in welchem er oftmals als Richard III. paradirt hatte, dem Grafen dieſe ſchnelle unverhofte Fatalität zu melden, als ich in den Gaſthof kam. — Ich erforſchte die Urſach dieſer Beſtürzung, und ſagte zu dem Lichterputzer der Geſellſchaft, ich könnte ſeinen Prinzipal aus aller Verlegenheit reiſſen.

Dieſer lief ſogleich ſpornſtreichs zum Director der Geſellſchaft, demſelben es zu melden. — Ich hatte dieſes nicht umſonſt geſagt, denn der Herr Director ließ mich alſobald zu ſich rufen.

Ich kam in ſein Zimmer und fand ihn bereits angekleidet. Ein Schauſpieler ſaß auch daſelbſt. — Er fragte mich, wie ich das gemeynt hätte: daß ich ihn aus aller Verlegenheit reiſſen könnte? —

Ich ſagte ihm, daß ich die Rolle des Prinzen ſpielen wollte, und daß ich ſie ſchon dreymal mit möglichſtem Beyfall geſpielt hätte. Einmal noch als Schüler, worüber mich aber der Rector einen Tag ins Karzer ſtecken ließ, und zweymal als Student auf unſerm Privattheater, worüber ich die Ehre hatte von allen Zuſchauern den lauteſten Beyfall einzuerndten.

„Wir wollens-gleich probiren — ſagte der Director eilfertig erſchrocken und froh zugleich — Ich bin der alte Galotti, dieſer Herr ſpielt die Rolle des Marinelli, und Emilien wollen wir gleich rufen. Wir können da die Szene ſpielen, wo Emilie von meiner Hand ermordet da liegt. Sie machen den Prinzen.“ —

Emilie kam; ein liebes Mädchen voller Seele. — Die Scene wurde geſpielt. —

„Bravo!" rufte der Direktor entzückt — Sie müſſen den Prinzen ſpielen! Gott ſey Dank, daß Sie uns der gröſten Verlegenheit entriſſen haben!"

Ich las eilends meine Rolle noch ein paarmal durch, ſtärkte mich mit einer Bouteille Wein, und ſpielte ſodann meine Rolle ſo gut als irgend ein Akteur. Der Graf und die Gräfin, und alle Zuſchauer klatſchten mir den laudeſten Beyfall zu. Ich ging voller Stolz mit in den Gaſthof zurück, und erhielt noch dieſen Abend die beſten Vorſchläge, wenn ich bey der Geſellſchaft bleiben wollte.

Die junge Aktriſe, welche Emiliens Rolle ſpielte, — **Roſalie** genannt, — lag mit all' ihren Reitzen auf der Wagſchaale der Vortheile, ich wog, ſie ſank und ich engagirte mich auf vierzehn Tage bey der Geſellſchaft.

Dieſes war der einzige Schritt in meinem Leben, welchen mir meine Grosmutter nicht verzeihen wollte, weil — — doch man weiß ja ſchon die Gründe einer alten Frau! —

Roſalie war ein liebes junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, voller Geiſt und Feuer. Ich liebte ſie ſeit dem erſten Augenblicke da ich ſie ſah. — In ihren Augen laß ich, wie mich dünkte, die ſüſſeſte Gegenliebe. — Jetzt hielt ich mich vor den Glücklichſten unter der Sonne, achtete nicht Wetter und Reiſe, und blieb voller Entzückung über mein Glück bey der Geſellſchaft.

Siebentes Kapitel.

— Auro conciliatur amor. *Ovid.*

Roſalie war, wie man ſagte, die Stieftochter des Herrn Prinzipals, und ſpielte allemal die erſte Liebhaberin — und ich — wie man leicht denken kann, den Liebhaber. Zugleich war ich auch der Theaterdichter dieſer Geſellſchaft, (ob ich gleich nicht wie Herr Plümicke die Stücke großer Männer kaſtrirte,) denn ich verfertigte den Epilog, als wir nach acht Tagen die hochgräfliche Reſidenz verließen, und uns der fernern Wohlgewogenheit der Frau Gräfin und des Herrn Grafs empfohlen. — Ehe wir fortreißten ſchickte uns der Herr Graf, nebſt einem würklich gräflichen Geſchenke, auch das Privilegium zu in ſeinem Lande allenthalben ſpielen zu dürfen, und ein Rekommendationsſchreiben an ſeinen Nachbar den Grafen von Tallersburg. Das letztere empfingen wir, ſo wie das erſtere mit vielem Dank, ob wir gleich das Privilegium nicht viel beſſer brauchen konnten, als hätte uns der geſtrenge Junker Siegfried von Lindenberg *) daſſelbe ausfertigen laſſen, denn die ganze Landesportion des Herrn Grafen beſtand blos in ſeiner Reſidenz, und 28 Dörfern.

Wir zogen fort. — Roſalien wegen engagirte ich mich von neuen auf einen Monat, bey der Geſellſchaft, und ſuchte durch alle meine Handlungen mir die Liebe dieſer ſanften Schönen zu erwerben.

Wir kamen zu Tallersburg an, übergaben unſer Empfehlungsſchreiben und wurden ſehr gnädig aufgenommen. Der Graf

---

*) Von dieſer Krone der Edelleute, ſiehe den Roman: Siegfried von Lindenberg.

war, wie er ſich ſelbſt ausdrückte: ein Mäcenas der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.

Es war im Schloſſe ein ſtehendes Theater, auf welchem allemal an des Grafen Geburtstage die Schuljugend ein chriſtliches Schauſpielchen *) unter Direktion des Herrn Rektors aufführte. Dieſes wurde uns eingeräumt.

Die Gräfin war eine geborne italieniſche Gräfin, aus dem berühmten Geſchlechte **Kolonna**, aus welchem vor Zeiten **Spangenberg, Zeitfuchs, Pekenſtein** u. a. ſo gern die Stammväter der Grafen von **Henneberg, Stollberg** u. a. berühmten Geſchlechter, herzuleiten ſuchten, mithin hatte ihr italieniſcher Geſchmack auch Einfluß auf uns, wir eröffneten alſo die Bühne mit **Julius von Tarent**.

Der Leſer kann ſich leicht vorſtellen, daß **Ich** und **Roſalie** die Hauptrollen dieſes Stücks ſpielten. — Die zärtliche Roſalie ſpielte ihre Rolle zum Entzücken. Jedes war ganz Ohr und ganz Geſicht, ſo bald ſie die Bühne betrat. — Nach geendigtem Stück hielt ſie einen von mir in Verſen verfertigten Epilog. — Ich führte ſie nach Hauſe. — Bey der Thür ihres Zimmers küßte ich ihr die Hand, und wollte ſie verlaſſen, als ſie mich in ihr Zimmer bat. — Ich ſetzte mich bey ihr nieder. — Wir redeten von den Akteurs, Zuſchauern u. ſ. w. Endlich über **Julius** Karakter. —

---

*) Eins dieſer Art S. Theaterkalender v. J. 1784. S. 102.

Nach einer halben Stunde verließ ich ſie mit einer gewiſſen Art von Ehrfurcht, und legte mich voll von dem Eindruck ihrer Reitze, zu Bette.

Ich war ſehr früh munter, und ging ans Fenſter. **Roſalie** ſang in ihrer Stube. Ich hörte ſie und glaubte mich in Elyſium — Als ſie aufhörte ſetzte ich mich nieder ein Gedicht zu machen, aber ich war ſo mit meinen Gedanken beſchäftigt, daß ich binnen 2 Stunden, nicht mehr als drey Strophen gedichtet hatte. — Endlich fiel mirs ein, daß ich mit ihr eine Scene aus dem Luſtſpiele: **Henriette, oder ſie iſt ſchon verheyrathet,** zu probiren hatte. Ich kleidete mich an, und eilte zu ihr.

Leiſe ſchlich ich zur Thür und ſtand lange, ehe ich es wagte anzuklopfen. —

Endlich klopfte ich ganz leiſe. — „Herein"! — Ich folgte ihrem Befehl und fand ſie noch im Negligee. — Ich bin nicht im Stande meinen Leſern eine Beſchreibung meines damaligen Zuſtandes zu machen. — Wir probirten die Scene noch, als ein Getrappel uns ſtörte. Die Thür wurde geöffnet, und es trat herein ein kleiner dicker Herr, in einer grün und rothen Uniform. Dieſes und das Portepée zeigte uns einen Offizier an, und ſein Stern auf der Bruſt, noch etwas mehreres. — Es war der jüngſte Graf des Landes. — Sein Betragen war ſo galant, daß jedermann ihn würde vor den beſten Chevalier Frankreichs gehalten haben. Er erkundigte ſich in ſeinem, ſeines Vaters, ſeiner Brüder und des Hofs Namen, nach Roſaliens Wohlbefinden. — Schon war ich froh, da er eine Bewegung nach der Thür zu machte, als er ſich zu mir wendete. „Mein Herr, Sie thun mirs wohl zu Gefallen und probiren die Rolle nach einer Stunde"? — Ich verſtund was dies heiſſen ſollte, und ließ ihn mit Roſalien alleine.

Ich ging in den Garten. — Hier befand ſich Madam Weiler, die zweyte Aktriſe unſers Theaters, ein zärtliches Weibchen. — Neugierig — denn ſie war doch ein Frauenzimmer — erkundigte ſie ſich nach Roſaliens Toilettenviſite. —

„Der Graf iſts!“ ſagte ich verwirrt.

„Der Graf? Roſalie iſts auch ſchon gewohnt mit großen Herrn umzugehen.“

„Wie? — Was?“

„Noch geſtern hat ſie dies zum Entzücken bewieſen!“

„Geſtern?“

„Waren Sie nicht ſelbſt der liebenswürdige Prinz Julius?“

„Ja ſo meynen Sie.“

„Anders nicht! Behüte mich Gott!“

Wir kamen auf etwas anders zu ſprechen, und endlich hörte ich den Grafen gehen. Ich empfahl mich meiner Geſellſchafterin, und eilte auf Roſaliens Zimmer.

„Kommen Sie denn ſchon?“ — ſagte Roſalie, wie ich glaube mit einiger Beſtürzung.

„Iſt's Ihnen zuwider Mademoiſelle?“

„Ach behüte Gott! — Wir wollen unſre Scene wieder probiren.“

„Wenns Ihnen gefällig iſt.“

Die Probe nahm ihren Anfang. *) — —

Henriette. O Blainville! finden Sie in meinem Beſitz Ihre Glückſeligkeit, warum wollen Sie ſich von mir trennen?

— Und das iſt unvermeidlich. —

Hier konnte ichs unmöglich länger aushalten. Ich warf die Rolle auf den Tiſch und ſagte:

„Ich bin wenigſtens der ſchuldige Theil nicht, wenn wir uns trennen müſſen!“ —

Roſalie ſah mich voller Verwunderung an. „Guſtav!“ rufte ſie aus, was fehlt Ihnen?

„Nichts!“

Ich ging zur Toilette, hob eine goldene Uhr in die Höhe, welche dort lag und ſagte:

„Gewiß ein Geſchenk des Grafen?“

„Ja!“ ſagte Roſalie verlegen.

„Der Graf iſt ſehr freygebig! — Ich dächte wir probirten weiter nicht, es wird ſchon ſo gehen auf den Abend.“

Ohne

---

*) Es iſt hier die Rede von dem vierten Auftritte S. 14. des obgedachten Luſtſpiels: Henriette. Ich hatte Blainville's, und Roſalie, Henriettens Rolle.

Ohne Roſaliens Antwort zu erwarten, ging ich fort. — Eine Deklamation machte meinem Herzen Luft.

„Eine goldene Uhr! die kann ich freylich nicht geben! Hier deklamirte ich die letzte Stelle meines Gedichts: Noch wallet der Nebel im Thale ꝛc. *) Ja Gold du biſt allenthalben das verführeriſche Unglücksmetall! — Auch bey der Liebe! auch bey Roſalien! Ja ſie iſt nur eine Theater-Liebhaberin!“

Achtes Kapitel.

Mancherley ſonderbare Vorfälle.

Wünſchte ich mir vorher ein ewiges Engagement bey der Geſellſchaft, ſo wünſchte ichs mir jetzt gewiß nicht mehr. Mit Verlangen ſah ich dem letzten Tage des verbindlichen Monats entgegen. — Er kam endlich. — Vorher aber hatte der alte Graf, vermuthlich auf Betreibung ſeines Sohnes,

---

*) Olla Potrida v. J. 1783. 3tes Stück S. 4.

welcher jetzt keinen Tag ohne Roſalien mehr leben konnte, die Geſellſchaft auf drey Jahr zu ſeinen Hofſchauſpielern angenommen.

Der Direktor wollte mich nicht fortlaſſen, er legte ſich Anfangs aufs Bitten, zuletzt aber drohete er mir. Ich antwortete hitzig, und wir waren in einem ſtarken Wortwechſel begriffen, als der junge Graf herein trat. Der Direktor belehrte ihn von unſerm Zwiſt, und Er ſagte zu mir: „Wenn ich Sie ſage, Sie ſollen und müſſen bleiben, ſo ſeyn Sie ruhig.“

„Ich werde nicht bleiben! — Ew. ꝛc. können mich nicht mit Gewalt halten. Ich bin unter die Geſellſchaft gegangen, da mirs ſo gefiel, ich habe meine Zeit ausgehalten, und geh nun auch wieder ab da mirs gefällt!“

„Ich ſage: nicht von der Stelle!“

Ich ging ohne ein Wort zu ſagen fort, und zu ſeinem Vater. Ich ſagte ihm alles was kürzlich vorgefallen war. — So bald er hörte, was ſein Sohn geſagt hatte, verwandelte er ſeine Mienen, und ſagte gleiches.

Ich ging zur Gräfin und erfuhr daſelbſt gleiches.

Endlich ging ich nach Hauſe, ſteckte meine nöthigſten Sachen zu mir und ging zum Thore hinaus.

Der Herr Direktor ging mit Roſalien ſpatzieren. Sie ſahen mich, und liefen eilig in die Thorwache. Zwey alte Spießbürger mit Flinten, welche der Roſt wie der Flor die Geſichter der Theater-Mohren, umzogen hatte, eilten mir nach. Sie waren mir ſchon ziemlich nahe. Ich ſprang über einen Graben und die alten Gergeſeuer machten Halt, und ſchwenkten ſich links um. Der Direktor rief ihnen zu, mir zu folgen, aber ſie kehrten ſich nicht dran. „Wir können nicht, rief der eine, hier iſt die hochgräfliche Grenze!“

„Kerls ſeyd ihr raſend, rief der Direktor erzürnt, hundert Schritte vom Thore die Grenze?“

„Nicht anders! Sehen Sie nicht dort die hochgräfliche Landtafel.“

Ich war froh, daß ich entkommen war, wanderte getroſt fort, und kam den Nachmittag zu Ehrenfeld dem Wittwenſitze der Frau Gräfin von Hordenthal an.

Hier ging ich in den beſten Gaſthof, und ließ mir ſogleich eine Landkarte von Schw** geben. Ich ſah mich nach dem Wohnorte meines Vetters um, und ſah daß ich mich nur 10 Meilen davon befand, ob ich gleich durch zwey fürſtliche, und drey reichsſtädtſche Gebiete reiſen muſte.

So bald ich meinen Hunger geſtillt hatte, eilte ich wieder fort, und war des Abends ſchon in dem zweyten reichsſtädtiſchen Territorio.

Man verlangte unterm Thore meinen Paß zu ſehen, und da ich keinen hatte, führte man mich zum Herrn Bürgermeiſter. Dieſer beſah mich von oben bis unten, und examinirte mich genau.

„Sie haben alſo keinen Paß? — ſagte er — das iſt ſonderbar!“

„Mein Schatz! — ſagte die Frau Bürgermeiſterin — du weiſt ja daß Herr Klinger.“ —

„Weiß es wohl! — Nu es mag gut ſeyn! — Wo werden Sie logiren?“

„Ich muß mich erſt nach dem beſten Gaſthofe erkundigen.“

„Nu ſo logiren Sie im blauen Hecht ein, der Wirth im goldenen Pfefferkorn iſt ein grober Mann; aber in dem Hecht iſt gutes Quartier.“

Ich empfahl mich und logirte mich, wie mir der Herr Bürgermeiſter gerathen hatte, im blauen Hecht ein.

Neuntes Kapitel.

Dieſes Kapitel ſchrieb ich nicht vor meine zukünftige Braut.

Es iſt ein leidiges Weſen um die reiſenden Belletriſten und Genies, ſie ſind ſo gut allenthalben vor einerley ausgeſchrieen als die Jeſuiten. Um eines Jeſuiten und eines Belletriſten willen, muß der ganze Orden und die ganze Zunft, wenn ich ſo reden darf, leiden. Ja wenn jedermann von den Belletriſten, wie Kaiſer Ferdinand II. von den Jeſuiten, dächte, welcher ſagte: Ich kann wohl über Einen Jeſuiten zürnen, aber nicht über den ganzen Orden, *) ſo ſtünd es gut; aber das iſt leider nicht!

---

*) S. Kritiſche Jeſuiten Geſchichte. S. 8.

nicht! — da ſchwärmen und buhlen die Herrns umher, als hätte der liebe Gott ihnen ein Privilegium gegeben, andrer Menſchenkinder Weiber und Töchter zu verführen, und das ganze weibliche Geſchlecht unterm Monde vor eine Priſe anzuſehen, wie die Algierer die Schiffe Sr. kathol. Majeſtät. — Da mag nun einmal ein ehrlicher Kerl unter dem Namen eines Genies, ſchönen Geiſtes oder Belletriſten reiſen! Gewiß der Spaß ſoll ihm vergehen! — doch zur Sache.

Die Frau Wirthin im Gaſthofe zum blauen Hechte, war ein kleines verliebtes Ding, etliche zwanzig Jahr alt, von Geburt eine Franzöſin. Ihr Mann war Kammerdiener und ſie Franzöſin beyde an einem Orte geweſen. Sie hatten ihren Erwerb zuſammen gethan, den Gaſthof gekauft, und ſich nach prieſterlicher Einſegnung für berechtigt gehalten bey einander ehelich zu wohnen, hatten aber ſchon drey Jahre vergeblich auf eine Frucht ihrer Zärtlichkeit gehoft. — Dieſe junge Frau Wirthin war ſo geſchäftig als ihr Mann phlegmatiſch; ja ſie trug ſogar das Eſſen ſelbſt auf.

Ich ging nach Tiſche in die Gaſtſtube, und fand den Wirth in ein Soloſpiel ſo vertieft, daß er nicht hörte und ſah. — Ich ging wieder auf mein Zimmer. — Ich war noch nicht lange da, als die Frau Wirthin zierlich hereintrat und fragte, ob ich nichts zu befehlen habe. — Hierauf fing ſie gleich ein Geſpräch an, nennte mir ein Halbdutzend Belletriſten, welche auf dieſem Zimmer logirt hätten, und rechte artige Herrn geweſen wären. — Sie hatte ſich unter der Zeit neben mich geſetzt, und blickte mich bey jedem zärtlichen Worte ſo freundlich an, wie Donna Aurenzide, den wackern Ritter Trineus. *) — Endlich fing ſie an zu ſingen:

Ie voudrois avoir en partage
Autant de charmes que Cypris,
Des Muſes recevoir l'hommage,
Des talens obtenir le prix ;
Sur le Parnaſſe et dans Cythere

Ie

---

*) Hiſtoire du très - fameux et tres redouté Palmerin de Oliue etc. T. II. p. 182. Hier ſteht auch der Geſang, welchen die ſchöne Wirthin der holden Aurenzide ſo ſchön nachſang, daß ihr nichts fehlte, als die Laute der Prinzeſſin.

Ie voudrois régner et briller:
Mais ce ne ſeroit que pour plaire
A mon aimable chevalier,

On raconte tant de merveilles
Qu' Orphée opéroit autrefois,
Pour charmer les coeurs, les oreilles;
Que n'ai-je et ſon art et ſa voix!
Au chant ſéducteur des Sirènes
Ie voudrois voir leurs appas;
Mais elles étoient inhumaines,
Et moi je ne le ſerois pas.

Sie ſang würklich ſchön. — Mir fiel Aurenzidens und Trineus Begebenheit ein, — und ich küßte ſie. — Gott weiß warum ich das that! Gewiß nicht aus böſen Abſichten. — Sie wurde zärtlicher und ihr Betragen einladender. — Wir ſahen uns lange ſtillſchweigend in die Augen, welche deutlicher redeten als es der Mund wagen konnte.

„Mein Herr ſind nicht Sie ein Belletriſt?“

„Allerdings.“ —

„Und ſo wenig zärtlich?“

Ich fiel ihr in die Arme, und wär ſie Phryne, und ich Xenokrates geweſen, ſo hätte ſie die Wette gewonnen.

O über die Belletriſten!

Zehntes Kapitel.

Ein beſondres Abentheuer.

Meine Abreiſe aus dieſer Reichsſtadt, von der gutherzigen Wirthin, welche ſo gern den Belletriſten den willigſten Ritterdienſt leiſtete, war nicht ſo zärtlich als mancher denken mag. Jeder andrer würde eben ſo wie ich Abſchied genommen haben, wenn er auch kein Belletriſt geweſen wär. Ich bezahlte meine Zeche, und gieng ſo ſchnell von dannen, als hätten die Götter meine Füße beflügelt, wie ihren Boten, den Argusbezwinger, das Muſter aller Liebesbriefchens Ueberbringer.

Ich war noch nicht lange über die Gränzen der Reichsſtadt, als mir ein ſonderbares Abentheuer aufſtieß. In der That, wenn die Abentheuer einmal ihren Anfang nehmen, — mit dem wohldurchwalkten Schildknappen des geſtrengen Ritters Don Quixott, Sancho Panſa, zu reden — ſo hören ſie gar nicht wieder auf. — Doch zur Sache! —

Ich ſaß unter einem Baume, als ich von ferne ein grüngekleidetes von vier Windſpielen begleitetes Frauenzimmer, mit einer Flinte kommen ſah. Sie kam näher. — Ich ſtand auf, und machte ihr einen ſo zierlichen Geniebückling, daß es eine Art hatte. — Ehe ich weiter erzähle, ſo will ich erſt meinen Leſern ſagen, daß ſie die Beſchreibung eines Geniebücklings im folgenden Kapitel finden ſollen.

— Sie dankte mir höflich und ſagte mit außerordentlicher Freundlichkeit zu mir:

„Erſchrecken Sie nicht, Dianen zu ſehen?“

Mich frappirte dieſes, ich ſagte:

„Gewiß nicht! da ich als Dichter alle Tage mit Göttinnen und Göttern umgehe!“

„Aha! ſagte Sie — ſo laß ichs gelten!“

Hierauf wendete ſie ſich zu mir, und bat mich auf ihr nahgelegenes Schloß. —

Ich nahm dieſe Einladung ſehr gern an, und gieng mit ihr fort.

Sie war eine freundlich braune Dame von ungefähr 30 bis 32 Jahren. Ob ſie Wittwe, Frau, oder wie ihre Göttin, gar noch immer eine Jungfrau, unbeſchadet mancher Endymionsgeſchichten war, wuſte ich nicht, habs nicht erfahren können, und weiß es noch nicht.

Wir kamen auf dem Schloſſe an. — Ich bin nicht willens ein Verzeichniß aller Reden und Vorfälle zu liefern, wie irgend ein Beſchreiber der wunderbaren Begebenheiten eines Robinſons oder Avantürieurs, ich ſage alſo blos, daß dieſes alles ſeinen gewöhnlichen Gang gieng. Umſonſt hofte ich auf mehrere Geſellſchaft, es blieb blos bey: Ich und Sie.

Sie nahm eine Harfe und ſpielte drauf. — Ich hätte die Finger küſſen mögen, die die Saiten ſo lieblich durchwühlten, — und als ſie ſang, glaubte ich die Muſik der Engel zu hören. —

Wir ſaßen über Tiſche, als ein ſtarkes Gepolter die Treppe hinauf meine ſchöne Wirthin ſo beſtürzt machte, daß ſie ein Piſtol

ſtol ergriff, es an die Stirn ſetzte, und herzhaft losdrückte. Aber es verſagte, und ehe ſie es zum zweytenmale anſetzen konnte, befand ſie ſich ſchon in den Händen etlicher Huſaren, welche die Urſach des Gepolters waren. — Der Lieutnant wendete ſich zu mir, und ſagte:

„Sie mein Herr gehen ihrer Wege.“

Voller Furcht, und zugleich voller Freude, daß mich die Herrn nicht auch ſo wie meine ſchöne Wirthin packten, befolgte ich dieſen Befehl ſogleich. — Ich gieng eine volle Stunde, ehe ich mich recht umſah. Alsdann aber ſetzte ich mich unter einen Weidenbaum, und dachte der Sache nach. — Das Abentheuer war ſonderbar. — Wo war ich? War meine Wirthin eine Frau, eine Wittwe, ein Fräulein? — War ſie vielleicht eine Maitreſſe des Fürſten von * — * —? — Ich weiß von allem nichts, habe nichts erfahren können, und kann nicht drauf antworten.

Eilftes Kapitel.

Ein Geniebückling.

Ehe ich weiter fortfahre meine Wanderungen zu erzählen, muß ich vorhero, verſprochenermaßen die Beſchreibung eines Geniebücklings auftiſchen.

Ein Geniebückling wird mit einem, beſſer runden als dreyeckigten, Hute in der rechten Hand, mit Anziehung des rechten Fußes an den linken, mit gekrümmtem Rücken, erhobenen Achſeln und Augen gemacht. Die linke Hand ſteckt nahe der Bruſt, in der Weſte. —

Dieſe Verbeugung, lieber Leſer, wirſt du vielleicht ſagen, iſt eine allgemeine, nicht beſondre Genieverbeugung, allein du wirſt dich irren. Zergliedere einmal alles recht genau, und ſtelle dir das Weſen und die Art eines Genies recht lebhaft vor Augen, wenn du eine gute Einbildungskraft haſt, ſo wirſt du finden und ſehen, daß unſre Beſchreibung vollkommen natürlich, richtig und wahr iſt.

Zwölftes Kapitel.

Mehrentheils dramatiſch.

Ich war ſchon eine gute Strecke gegangen, als jemand hinter mir her trottirt kam. Ich ſah mich um, und erkannte in dem Reuter meinen guten Freund **Herrmann**. Er ſtudirte mit mir zu J**.

„Guten Morgen Herr Bruder! Wo ſoll die Reiſe zugehen?“

Nun giengs an ein Herzen und Drücken, daß es eine Art hatte. — Endlich — lange dauerte es nicht, — wurde ich von ihm überredet bey ſeinem Vater mit einzukehren. — Sein Vater war ein dicker anſehnlicher Amtmann, welcher mich ganz freundlich empfing. Die Frau Amtmännin war eine gute wirthſchaftliche Frau, welche ihre Wirthſchaft aufs beſte verſorgte, dieſes Lob verdiente, und weiter keins verlangte, als daß ſie auch eine gute Mutter war. **Luiſe** ihre Tochter wurde ihr in allem ähnlich. —

Als ich mit meinem Freunde **Herrmann** ankam, war eben eine ſtarke Geſellſchaft da, und da ich überzeugt bin, daß die Mannichfaltigkeit des Geſprächs dieſer Perſonen den Leſern gewiß nicht mißfallen wird, ſo will ich jetzt einmal eine dramatiſche Scene liefern.

Amtmann. Was Gnade hin, was Gnade her! — Strafe muß in der Welt ſeyn! Es muß jedem ſein Recht geſchehen! Fiat iuſtitia!

Paſtor Ms. Diſtinguendum eſt! — Ich gebe zu, Strafe muß ſeyn, aber es iſt doch auch gut, wenn Princeps nicht alles gleich mit der Lebensſtrafe verpönt.

Frau von Werthenfeld. Er hat auch Prinz Formoſo's Fiedelbogen, geſchrieben.

Fräulein Adelheid. Und Sturm und Drang.

Amtmann. Du ſollſt nicht ſtehlen! du ſollſt nicht ehebrechen! das ſind göttliche Verbote.

Paſtor Ms. Welche aber keine Lebensſtrafe vorausſetzen oder vielmehr anbefehlen.

Major. Und die Franzoſen mögen des Teufels werden, ſie kriegen Gibraltar nicht!

Aktuarius. Unmöglich iſts nicht! —

Major. Vor die Franzoſen iſts unmöglich! — Aha! da kömmt der Herr Magiſter, was giebts guts Neues?

Magiſter. Gibraltar iſt übergegangen.

Major. Da ſchlage der Donner und das Wetter drein!

Magiſter. (Lächelnd.) Nein! nein! — Es iſt noch immer in ſtatu quo! Glauben Sie es nicht gnädiger Herr, ich ſpaßte nur.

Major. Nu das laß' ich gelten! — Es lebe Elliot!

Frau von Werthenfeld. Ich habe mit auf die Herausgabe der Gedichte unſers lieben Dulders, des ſanften Hölty pränumerirt.

Mariane. O das iſt unvergleichlich! — Hölty! Gott gebe ihm die ſeligſten Freuden des ewigen Himmels!

Fräulein Adelheid. O es war ſo ein lieber Mann! — Man kann ſeine Gedichte nicht genug leſen! — Ganz Gefühl für die melancholiſchen Schönheiten der Natur, daß man ihm zu Gefallen auch melancholiſch ſeyn möchte! —

Herrmann. Ich lobe mir Herrn **Asmus** oder Herrn **Bürger**, das ſind meine Lieblingsdichter, **Blumauern** mit eingeſchloſſen.

Paſtor Lm. Ja! über den Geſchmack darf man nicht ſtreiten. Ich meines Orts lobe mir **Brokes** und **Trillern.** Ich kenne zwar die Herrn nicht, welche Sie da nennten, aber wenn ich ſie auch kennte, wenn ich ſie auch geleſen hätte, ſo würde ich doch nicht anders denken.

Paſtor Ms. Ja was hilft das? — Von einem einzelnen Theile non valet conſequentia aufs Ganze. — Gieng dies an, ſo kämen in der Welt die höchſten Ungereimtheiten heraus!

Amtmann. Herr Paſtor! Herr Paſtor! Exempel müſſen ſtatuirt werden, ſonſt wüſte ich nicht! — Es geht ſo alles kunterbunt in der Welt zu! —— — durch anderer Leute Schaden müſſen die Leute klug werden.

Paſtor Lm. Ey in ſolchen Sachen, welche die Unſterblichkeit anbetreffen, müſſen die Nachkommen richten.

Ich. Und dieſe werden **Wielanden** den Kranz der Unſterblichkeit winden! —

Paſtor Lm. Ja! das werden ſie thun! —

Aktuarius. Dulce et decorum eſt pro patria mori!

Magiſter.. Dieſes gebe ich zu, nur nicht Taſſo's Satz: Vor den Glauben, vor das Vaterland iſt alles erlaubt! *) — Eine ſchlechte Handlung wird dadurch keine gute, wenn ſie in der Tracht des Enthuſiasmus einherſchleicht, oder ſich mit der Larve der Religion zu bedecken ſucht; und leider hat die letztere oft ſchändliche Thaten erzeugt. **) Trug nun der Böſewicht gar das prieſterliche Gewand, ſo war die ſchändlichſte That, die beſte von der Welt, ***) in ſeinen Augen.

„Al-

---

*) Per la fe, per la patria il tutto lice
Taſſo Geruſal. liber. C. IV. St. 26.

**) — — — Saepius olim
Religio peperit ſceleroſa atque impia facta.
Lucret de rer. nat. L. I. v. 84.

***) Und trug der Böſewicht, der ſich begeiſtert glaubt,
für Gottes blinden Dienſt den Dolch vom Altar raubt,
trug nur der Böſewicht das Rauchfaß und die Binde,

„Allons! zu Tiſche!“ — rufte der Amtmann, und machte den Geſprächen und Diſputiren auf einmal ein Ende.

Dreyzehntes Kapitel.

Ankunft bey meinem Vetter — Geſpräch über die Ehe.

Auf dem Wege von dieſen guten Leuten an, bis an das Dorf wo mein Vetter wohnte, fiel auch nicht das geringſte Abentheuer vor, alles gieng ſo ſachte und ſchlechthin, wie die Tour des Romans Rheinhold und Sophie. Den Eingang in meines Vetters Hof, verwehrete mir ein grimmiger ſchwarzer Spitz, welcher mich gewiß noch gepackt hätte, da er mich immer voller Wuth anknurrte und anbellete, wie die Hunde des Förſters den guten Rheinhold, *) wenn nicht mein Vetter durch einen hellen Pfiff dem Dinge ein Ende gemacht hätte.

Vet-

---

dann war in ſeiner Bruſt das Laſter keine Sünde.

Löwens Schriften 1. Th. S. 23.

*) Rheinhold und Sophie. Eine Geſchichte in Originalbriefen. S. 10.

Vetter. Ey Serviteur lieber Vetter! — Vnde venis? ſpricht immer unſer Herr Paſtor!

Ich. Ich komme durch mancherley Wege von W**

Vetter. Sie ſind doch noch alle friſch und geſund zu Hauſe?

Ich. O ja! Ich verließ alles bey gutem Wohlſeyn.

Vetter. Nu ſo ſetz dich, ich will dir gleich ein Pfeifchen Taback ſtopfen, oder hungerſt du? —

Indem trat meine Frau Muhme herein, machte einen zierlichen Knixs, freute ſich mich wohl zu ſehen, und ſchob einen Teller mit Kuchen auf den Tiſch.

„Das iſt gut Lenchen! — ſagte mein Vetter — du haſt doch immer ſo etwas in Reſerve, wenn jemand unvermuthet kömmt! Nun Vetter laß dirs wohl ſchmecken!“

Weil die Leſer meinen Vetter noch nicht kennen, ſo mögen ſie ihn nebſt meiner Frau Muhme, unter der Zeit daß ich den Kuchen verzehre, beantlitzen.

Meines Vetters Geſtalt.

Nicht allzugroß, dick, fett, einen runden Bauch, runde Waden, kleine Finger, weiſſe Haare, etwas kupfrige Naſe. Trägt zu Hauſe einen grauen Frack, ſchwarz lederne Hoſen, Stiefeln und eine grüne mit Fuchs aufgeſchlagene Pelzmütze.

Sein Charakter.

Gerade zu, ohne Falſch, ſpaßhaft, etwas pflegmatiſch, hält auf Ehre, trinkt gern, beſorgt ſeine Geſchäfte fleißig, ſpielt gern Solo, raucht beynahe den ganzen Tag Taback, ißt gern etwas Gutes, und läßt den lieben Gott — — — —.

Meiner Muhme Geſtalt.

Etwas lang, breit und rund von Bruſt, wie ihre Namensſchweſter die Förſters Tochter, welcher ihr Vater ſo vergeblich auf dem Dache war, *) wie dort mit Wieland zu reden:

Lang

---

*) Geſchichte eines Roſenkranzes, S. 55.

Lang und gerad wie eine Oreade
von ſchönem Gewächs und friſch und voller Saft
doch, wie die Heldin der Iliade
von Hals und Bruſt ein wenig ammenhaft. *)

— Braun von Haar, und etwas heller von Geſichtsfarbe, mit rothen Backen. Schwarze Augen, hurtigen Gang und nette Füßchen.

Ihr Charakter.

Mitleidig, zärtlich, freundlich, dienſtfertig, munter, luſtig und verliebt.

Da nun die Leſer dieſe beyden Perſonen kennen, und ich eben meinen Kuchen verzehrt habe, ſo wollen wir fortfahren zu erzählen.

Lenchen, — ſo will ich meine Muhme nennen, ohne daß ſich die Leſer an das Diminutivum zu kehren brauchen, denn ſie war erſt zwanzig Jahr und vierzehn Tage alt — war ſo geſchäftig im Hauſe, als ehemals Demoiſelle Martha, da ſie einen ſo unvermutheten göttlichen Zuſpruch bekam. Dies faßte auch mein Vetter gleich, und ſagte te zu ihr: Lenchen, Lenchen! du haſt viel Sorge und Mühe.

---

*) Der Neue Amadis 1. Th. S. 159.

Davor bin ich Frau — ſagte Lenchen. —

Das Weib gleich einem Reben
der ſeine Träublein trägt und nährt
und ſich jemehr und mehr vermehrt
mit Früchten die da leben.

„Nu wenn Gott uns noch mehrere Kinder beſcheren will, ſagte mein Vetter, ſo wollen wir ihn davor preiſen. Brod hat er uns gegeben.“ —

Der Paſtor, meines Vetters Schwiegervater, kam, als wir bey Tiſche ſaßen. — Er ſetzte ſich und aß ungeachtet er, wie er verſicherte, ſchon gegeſſen hätte, noch einmal ſo herzhaft mit, als hätte er ſeit geſtern keinen Biſſen geſehen.

Vetter. Gott weiß es, daß mir mein Leben jetzt noch einmal ſo ruhig verfließt, ſeit ich dich habe Lenchen!

Lenchen. Du ſpaßeſt nur Schätzchen.

Vetter. Nein mein Seel nicht!

Paſtor. Der Eheſtand iſt die Freude des Lebens, daß man, wenn man ſie genießt, mit Paul Gerhard ausrufen muß:

Wie ſchön iſts doch Herr Jeſu Chriſt,
im Stande, da dein Segen iſt,
im Stande heilger Ehe!
wie ſteigt und neigt ſich deine Gab
und alles Gut ſo mild herab
aus deiner heilgen Höhe!
wenn ſich
an dich
fleißig halten
Jung und Alten
die im Orden
eines Lebens einig worden.

Vetter. Ja wohl! ja wohl! Es iſt eine ſchöne Sache, wenn ſich Mann und Frau chriſtlich vertragen!

Paſtor. Ey ja wohl iſts eine ſchöne Sache!

Wenn Mann und Weib ſich wohl begehn
und unverrückt beyſammen ſtehn
im Bande reiner Treue,
da geht das Glück in vollem Lauf,
da ſieht man wie der Engel Hauf
im Himmel ſelbſt ſich freue.
Kein Sturm,
kein Wurm
kann zerſchlagen
noch zernagen
was Gott giebet
dem Paar das in ihm ſich liebet.

Ich dachte bey mir wie die Mutter des Verfaſſers der Lebensläufe nach aufſteigender Linie, Spruch auf Spruch, Vers auf Vers; und da ich im Geſangbuch und der Bibel, ohne ein Theolog zu ſeyn, ſo ziemlich bewandert bin, antwortete ich dem Herrn Paſtor:

Eh' und Weh ſich gerne paaren,
das muß manches Paar erfahren,
da iſt weder Kleid noch Brod;
Wein und Trank iſt nicht im Keller,
in dem Kaſten keine Heller
ſich auch finden nicht zur Noth.

Paſtor. Ey nu!

Gefahr bleibt nicht, es kömmt ja wohl
ein Stündlein, da man leidensvoll
die Thränen läſſet ſchieſſen;
jedennoch wer ſich in Geduld
ergiebt, deß Leid wird Gottes Huld
in groſſen Freuden ſchlieſſen:
Sitze,
ſchwitze
nur ein wenig,
unſer König

wird behende
machen, daß die Angſt ſich wende.

Und über dieſes kömmt ja unſer Leid alles von Gott, welcher es als ein guter Vater uns zur Beſſerung ſchickt. Eben dieſer Gott iſt auch der Stifter des Standes der heiligen Ehe:

Sey gutes Muths, wir ſind es nicht,
die dieſen Orden aufgericht,
es iſt ein höh'rer Vater.
Der hat uns je und je geliebt,
und bleibt, auch wenn er uns betrübt,
der beſte Freund und Rather;
Anfang,
Ausgang,
aller Sachen
die zu machen
wir gedenken
wird Er wohl und weißlich lenken.

Er der den Eheſtand einſetzte begünſtigt ihn auch. — Er bauete die Eva aus Adams Ribbe und ſeegnete ſie ein, ein Paar zu ſeyn. Sie waren die erſten Menſchen und erſten Eheleute.

Lenchen. Mit dieſen beyden gieng'n allein
ſpaziern die lieben Engelein,
heimlich und leiſe,
freundlicher Weiſe,
im ſchönen Paradeiſe,
mit höchſter Luſt und Freud.

Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten über dieſen Vers, welcher ſich würklich in dem Liede: **Hab deine Luſt an Gott dem Herrn,** ꝛc. befindet, und ſagte:

„Nun! wenn die Engelein heimlich und leiſe mit Adam und Eva ſpazieren giengen; ſo durfte es gewiß der liebe Gott nicht wiſſen, ſonſt hätten ſie es ja nicht gebraucht, und hätten können frey und frank einher ſpazieren!“

Vetter. Ey ſo ſpotte nicht!

Ich. Es iſt nicht anders möglich! — Bedenken Sie es ſelbſt.

Lenchen. Ein loſer Herr Vetter!

Vierzehntes Kapitel.

Iſt kurz und handelt doch von Mancherley.

Binnen zwey Tagen hatte ichs völlig weg, daß meine Frau Muhme mir außerordentlich gewogen war. Mein Vetter ſchriebs bloßer freundſchaftlicher Gefälligkeit, und ich der Liebe zu. Wer ſich irrte, wird die Folge der Geſchichte zeigen. —

Wie ich ſchon geſagt habe, war Lenchen ein artiges Weibchen. Ihre ſchwarzen Augen waren die feinſten Seile, welche die Liebe wand.

Ich war an einem ſchönen Morgen im Garten, mein Vetter war auf dem Felde und Lenchen kam zu mir in den Garten.

„Schon ſo früh auf! — rufte ſie mir entgegen — die Stadtherrn ſchlafen ja ſonſt gern lange!“

„I ja! — Aber zuweilen, zumal wenn man auf dem Lande iſt, kömmt einen doch die Luſt an, einmal früh aufzuſtehen!“ —

Ich wollte ihr mehreres antworten, als eine Magd kam und berichtete, es ſey eine Kutſche mit Fremden gekommen.

Wir liefen eilig aus dem Garten, und ſahen im Hofe eine Reiſekutſche. — Im Hauſe ſtunden zwey Damen, uns beyden unbekannt, und fragten nach meinem Vetter. — Wir nöthigten ſie in die Stube und erwarteten ſehnlichſt die Ankunft meines Vetters, und mit derſelben die Entwicklung des Abentheuers.

Funfzehntes Kapitel.

Die Entwickelung des Abentheuers verwandelt ſich in ein neues Abentheuer.

Sobald mein Vetter kam und die Frauenzimmer gewahr wurde, erhob ſich ein Freudengeſchrey von beyden Seiten, wie ehemals bey den Trojanern, als ſie die Griechen zu ihren Schiffen zurücktrieben.

„Willkommen! Tauſendmal willkommen! — rufte mein Vetter — Willkommen Frau Hofräthin! — Willkommen Mienchen!“ —

Ich und Lenchen hörten den Jubel, und keins konnte ihn erklären. Doch wußten wir nun, daß die eine Dame Frau Hofräthin, die andre Mienchen hieß, und ich ſchloß, vermuthlich Lenchen auch mit mir, daß die Frau Hofräthin Mienchens Mutter ſey.

Nach und nach erfuhren wir die ganze Geſchichte, und das Abentheuer entwickelte ſich ſo alltäglich, als ſich nur ein Abentheuer entwickeln kann, ſeys auch in dem elendeſten der Romane e. g. Biederſinn und Frauentrug. *) — Alſo — die Frau Hofräthin aus Perlenberg kam nebſt ihrer Tochter meinen Vetter zu beſuchen, welcher in ſeinen jüngern Jahren, bey ihrem Manne, als jener noch Rentmeiſter war, Schrei-

---

*) Biederſinn und Frauentrug eine Geſchichte in Briefen. Deſſau in der Buchhandlung der Gelehrten 1783. Ein Buch, wo die Perſonen nebſt dem Verfaſſer die größten Schächer ſind.

Schreiber, und bey der Frau Hofräthin — — auch Schreiber geweſen, nemlich wenn er einen Brief vor ſie an ihren Vater, welcher nichts mehr und nichts weniger, als ein guter Freyſaß und Beſitzer eines anſehnlichen Gutes war, ſchreiben muſte.

Die Frau Hofräthin war außerordentlich dicke, und hatte ſich ihrer Unbehülflichkeit ungeachtet, aus ihrem Lehnſtuhle zu meinem Vetter gewagt, um ein paar Monate, wie ſie ſagte, ihre angebohrne Lebensart auf dem Lande zu genießen. — Dieſes erlaubte mein Vetter alter Bekanntſchaft wegen mit dem größten Vergnügen.

Mienchen war ein liebes gutes Mädchen. Sanft war der Blick ihrer blauen Augen, und lieblich das Lächeln ihres Roſenmundes. — Sie empfand das Schöne der Natur ſo innig und ſo gut, als es je ein Mädchen empfand.

Meine Leſer werden gewiß gleich merken, was Mienchens Gegenwart vor Eindrücke auf mich machte. —

Ich war verliebt — bis zum Sterben! —

Wenn ich des Abends mit ihr die hohe Lindenalee ums Dorf, und dann mit ins

Wäldchen wandelte, wenn der Mond ſo lieblich durch die Wolkengebürge dämmerte, — o welche Wonne ergoß ſich über mich, und welche ſeelige Empfindung durchſchauerte meine Seele. — Ich hatte oft die Seeligkeiten einer Mondnacht, aber noch nie ſo, wie jetzt, empfunden. Gewiß, iſts, daß ein Verliebter die Pracht einer Mondnacht mehr empfindet, als einer, welchem ſein dumpfer Sinn weiter nichts, als den Mond in Geſtalt einer Leuchtkugel zeigt. Einer, der durch Aktenſtaub, oder durch das ewige Anſchauen einer mit Küchenrauch parfümirten Frau, ſein gutes Geſicht ſchon verlohren hat, wird dieſes nie empfinden, und vor einen ſolchen ſchrieb ich dieſe Stelle nicht.

In einer ſolchen Mondnacht ſaß ich mit ihr auf einer Bank, in einer Lindenalee. — Von den entzückendſten Gefühlen überſtrömt, und von der Liebe begeiſtert, wollte ich ihr meine Liebe entdecken. Schon ſaßen mir eine Menge der feurigſten Wörter, aus welchen ich die Liebeserklärung, wie Prometheus ſeine Geſchöpfe aus einem Klumpen Thon formiren, und ſie wie jener, mit Feuer beleben wollte, nur daß das Feuer unterſchieden war, auf der Zunge, als ein tiefer Seufzer, welchen ſie herausſtöhnte, meine Bildung vernichtete. —

Ich. Sie ſeufzen liebes Mädchen?

Sie. Leider!

Ich. Preßt der Kummer dieſen Seufzer heraus?

Sie. Leider! — Wenn Sie Antheil dran nähmen!

Ich. Den wärmſten! — gewiß liebes Mädchen! — Ich — ich liebe. — Ich liebe Sie über alles! —

Sie. Lieber Guſtav! —

O das klang in meine Ohren, beſſer als das zärtlichſte Adagio von Lulli. — Sie ſagte es ſo zärtlich, und ich empfand es ſo innig! —

Ich. Lieber Guſtav? — O liebſtes Minchen ſagten Sie mir dieſes? — Lieben Sie mich? —

Sie ſeufzte, und dieſer Seufzer war weit von dem erſtern unterſchieden, ſo weit als eine Freudenthräne von der Thräne des Jammers.

Sie. Ja ich liebe Sie! — Aber! —

Ich. Aber? —

Sie. Ach! — Hören Sie und ermeſſen Sie meinen Kummer! — Mein Vater iſt ein Mann, welcher nichts kennt als Geld, und mich macht er unglücklich! — Ich ſoll einen Amtmann heirathen, welcher auch nicht das geringſte Verdienſt weiter hat, als daß er reich iſt. — Meine Einwilligung, — hat mein Vater erzwungen. — Ich kann den Mann nicht lieben! — Ich bin unglücklich! —

Ich. O Wilhelmine, wenn floß der Strom der Liebe ungetrübt vorüber? —

Ich hätte ihr mehr geſagt, hätte nicht ein ſchreckliches Abentheuer dem Strom meiner Rede einen Damm vorgeſetzt. Dieſes Abentheuer ſollen unſre Leſer erfahren, wenn ſie zuvor die wenigen Betrachtungen, welche wir hier einzuſchieben vor nöthig erachten, geleſen haben.

Sechszehntes Kapitel.

Ueber die Liebe.

Die Liebe, deren Gefolge, mit Shakeſpear zu reden, Thränen und Seufzer ſind,

> — wächſt, ſo klein ſie anfangs iſt
> ſehr ſchnell von Seufzern und von Thränen. *)

Dieſe Nahrung iſt freylich nicht allemal reitzend, — und doch,

> Kaum ſchleicht ſie ſich ins ſanfte Herz
> der Schönen
> ſo füllt ſie ganz es aus. **) — —

So lange die Seufzer noch Zeugen der zarteſten Empfindung ſind, iſts uns ſo wohl dabey, daß wir uns nie die Leiden, welche ſo verborgen als die Faunen im Gebüſch lauſchen, gedenken können, bis wir ſie ſehen.

---

*) Wielands poetiſche Schriften II. Th. S. 114.

**) Ebendaſelbſt.

Jetzt glauben wir uns über alles beglückt, als wir ſehen, daß wir nichts weniger ſind. — Liebe, das Band der innigſten Freuden, iſt uns alsdenn eine Feſſel des Leidens, welche wir nie durchbrechen können. Jeden Tag fühlen wir uns enger zuſammengekettet, und jeder Tag macht ſie uns fühlbarer.

Wir ſehen mit jedem Tag unſrer Erlöſung entgegen, und — leider täuſchen wir uns! — Und unſer Herz

der Schöpfer unſers Glücks, der Quell von Luſt und Schmerz, [*]
erſchwert uns nur das Band, welch's uns ſo heftig drückt. —

Umſonſt iſt denn alle Zerſtreuung und was wir zu thun vermögend ſind.

Frißt ein verborgnes Gift das Eingeweid von innen,
ſo ſchmeichelt man umſonſt den äußerlichen Sinnen. [**]

---

[*] Ebendaſ. S. 19.

[**] Ebend. S. 15.

Die Gefilde, welche uns vorher nur Roſenauen ſchienen, ſind dürre Heiden, wo nicht ein erquickendes Kraut, kein Balſam für unſre Wunden, zu ſehen iſt, und für unſer von Liebesqual gedrücktes Herz, ſind aller Labekühlung Quellen, verſiegt.

Oed und leer iſt vor uns die Welt, welche für uns, wenn wir die Freuden der Liebe ungetrübt genießen, die entzückendſte Aue iſt, wenn uns Leiden derſelben überſtrömen. — Unſer Zuſtand iſt nur alsdann eine Kette, an welcher ſich jedes Unglück feſt anklammert, und uns den Weg zu jeder Freude verſchließt. —

Wer empfindet was er lieſt, — o! empfänd es doch meiner Leſer keiner! — wird fühlen, welche Wahrheiten hier verborgen liegen.

Unſchuldig ſpielt heute das Schaaf im Graſe, und wird morgen von der Hand des unbarmherzigen Schlächters erwürgt! — —

Siebenzehntes Kapitel.

Verfolg des funfzehnten Kapitels.

Ich hatte kaum ausgeredet, als zwey Reuter in mächtigem Trott auf uns zukamen.

„Ach Gott! ſchrie Mienchen, müſſen Sie mich denn allenthalben verfolgen?“

„Du biſt der Magnet — ſagte der eine Reuter, der andre war ſein Bediente allem Anſehen nach, — welcher mich zieht, du magſt dich befinden wo du willſt.“

Hiermit ſprang er ab, faßte Mienchens Hand und küßte ſie heftig.

„Laſſen Sie mich!“ ſagte Sie.

Er. Ich laſſe Sie nicht. —

Sie. Wollen Sie Gewalt brauchen?

Er. Wenn Sie nicht gutwillig wollen.

Sie. Dazu berechtigt Sie Ihre Baronſchaft nicht.

Ich. Noch weniger Ihr Anſehen. — Laſſen Sie dieſes ſeyn mein lieber Herr Ba-

Baron, ſonſt haben Sie's mit mir zu thun! —

Er. Sie ſind gewiß ein Student, und zwar von der Univerſität der bramarbaſirenden Herrn? — Ich meyne von J**.

Ich. Sie irren ſich nicht, aber ſehen Sie ſich wohl vor, daß Sie es nicht mit einem Bramarbas von dieſer Univerſität zu thun kriegen.

Er. Mademoiſell, dieſer Ritter hat mir den Kampf ſo nahe gelegt, daß ich ihn nicht überhoben ſeyn kann.

— Hier ſind Piſtolen, kommen Sie Herr Student von J**!

Ich nahm die Piſtolen, und wir ſtellten uns zu rechte. — Indem ich im Begriff war die meinige abzufeuern, ſchwang ſich der Baron aufs Pferd, und eilte ſeinem Bedienten nach, welcher mit nervigten Fäuſten **Minchen** packte, und ſie aufs Pferd hob. — Ich ſchoß nach dem Baron, verfehlte ihn aber. — Umſonſt war all' ihr Sträuben, ſie muſte mit fort.

Ich lief eilig davon, und machte das ganze Dorf rege. Alles war in Aufruhr.

Wer ein Pferd hatte ſchwang ſich drauf, und eilte mit mir den Räubern nach. — Schon waren wir in vertheilten Haufen über zwey Stunden geritten, als ein erbärmliches Gewinſel uns näher zu einem moraſtigen Graben führte. Hier lagen die Räuber mit Mienchen, und vermochten nicht heraus zu kommen. — Die Bauern ſtiegen ab, und halfen Mienchen heraus, aber die beyden andern ließen ſie ungeachtet ihrer, und meiner Bitten liegen. — Umſonſt waren alle Verſprechungen, die Bauern hatten keine Ohren, ja manche gaben noch mit ihren Pfählen, dem Herrn Baron und ſeinem Bedienten eine freundliche gute Nacht! —

Achtzehntes Kapitel.

Iſt nicht vor alle Leſer.

Das Schrecken und alle damit vereinigte Umſtände, hatten Mienchen eine heftige Krankheit zugezogen, welche uns alle vor ihr Leben beſorgt machte. — Ich kam beynahe nicht von ihr, und wir wiederholten uns tauſendmal das ſüße: Ich liebe Sie —

Dieſe drey Worte ſind bey den Verliebten, eben das was bey einem Papagey ſein gelerntes Hundsfott! oder ſonſt ein Wort, oder bey einem Bedienten welcher franzöſiſch zu lernen anfängt, Bon jour! welches er erhaben jedem Vorübergehenden zuruft, iſt.

Es iſt eine ewige Wiederholung, welche man niemals überdrüßig wird.

So wie ein Bankier nie ſatt wird ſeine Dukaten zu überzählen, ein Roßkamm, ſeine Pferde zu wechſeln, eine Kokette ihre Liebhaber, eine Dame ihren Putz, — ſo wenig wird ein Verliebter ſatt dem Gegenſtande welchem er opfert, zu ſagen: ich liebe dich! —

Laß dich dieſe Vergleichung nicht anfechten lieber Leſer, die beſten Vergleichungen beym Homer würden dir ſonſt anſtößig, und die Vergleichungen des Arioſto lächerlich ſeyn.

Wir wiederholten uns alſo beſtändig, ich liebe Sie! Wie oft meine Lippen an den ihrigen hingen, und unſre Worte unterbrachen, iſt nicht zu beſchreiben. Jeder meiner Leſer, welcher ſich im gleichen Fall befunden hat, wird wiſſen, daß Kleinigkeiten, welche kältern Leſern lächerlich ſind, bey Verliebten, Sachen der größten Wichtigkeit ſind.

Die Hofräthin beglückte unſre Liebe mit der mütterlichſten Zärtlichkeit, und ſah eine Leidenſchaft bey uns wachſen, welche ſie täglich durch ihre Begünſtigung nährte. — Mein Vetter war über dieſe Begebenheiten entzückt, aber Lenchen wars nicht weniger als gleichgültig.

Ich kam einen Abend in ihre Stube, wo ich die Hofräthin anzutreffen hofte, fand ſie aber allein. —

„Die Frau Hofräthin iſt mit meinem Manne ausgegangen, — ſagte ſie, — wollen Sie ſichs nicht ein wenig bey mir gefallen laſſen?“

Ich ſetzte mich zu ihr aufs Kanapee. — Sie ſah mich an. — Es war ein Blick, der mir durch alle Adern kreuzte. — Aus einer unwillkührlichen Anregung ergriff ich ihre Hand und — küßte ſie —

Sie. Sie glaubten wohl Minchens Hand zu küſſen? —

Ich. Nein! die ihrige.

Sie. Ach! Ich wüſte nicht! —

Ich. Was?

Sie. Warum Sie das thäten.

Ich hielt ihre Hand noch in meiner als Minchen hereintrat. Voller Verwirrung ſtand ich auf, und machte mein Kompliment.

Minchen. So allein? — Wo iſt meine Mutter?

Ich. Ich ſuchte ſie eben auch.

Lenchen. Sie iſt mit meinem Manne ſpatzieren gegangen.

Minchen. Wollen wir nicht auch ſpatzieren gehen?

Ich nahm meinen Hut, die Damen hingen ſich an meine Arme, und wir wandelten ins Grüne.

Neunzehntes Kapitel.

Vor empfindſame Seelen.

Minchen war wieder hergeſtellt, und die Hofräthin machte Anſtalt, wieder nach

Perlenberg zurück zu kehren. — Es nahte ſich alſo der Abſchiedstag. Die fürchterliche vor die Liebenden ſo ſchreckliche Stunde nahte ſich, und wir konnten ſie mit unſern Thränen nicht aufhalten. Immer unterredeten wir uns von der nahen Trennung. Ich verſetzte mich in meine Lage wenn wir getrent wären, umſchlang Mienchen und rufte aus:

Fern von dir, ſeh ich o Liebe,
oft den ſchönen Abendſtern,
aber ach, er blinkt ſo trübe,
denn du biſt von mir zu fern.

Sieh die junge Frühlingsaue
glänzt vom ſchönen Morgenroth,
blinket ſchön vom Morgenthaue,
demanthell, und roſenroth.

Und die Blüten ſtreuen Düfte
übers neu begrünte Feld,
lieblich ſäuſeln warme Lüfte
durch die neu geſchmückte Welt.

Aber in dem Blütenhaine
reitzet mich kein ſüſſer Duft,

und ich wandle ſtill alleine
in der kühlen Abendluft.

Denk an mich, und ſäuſelt kühle
je ein Lüftchen um dich her,
o ſo denke, o ſo fühle,
wenn ich doch bey Guſtav wär!

Die Hofräthin ſah unſer Leiden, und fühlte es, wie mich dünkte, ziemlich.

„Tröſten Sie ſich! — ſagte ſie zu mir, — jetzt ruft Sie ihr Beruf zurück, wenn Sie ausſtudiert haben, dann kommen Sie zu uns, es wird ja wohl noch in Perlenberg ein Stückchen Brod vor Sie geben. — Es iſt ja nur noch ein halb Jahr! —

Dieſer Gedanke beruhigte mich auch noch einigermaßen, wiewohl nicht gänzlich. Man weiß ja wohl, oder kann ſichs wenigſtens denken, was vor Gedanken einem Verliebten bey der Trennung von der Geliebten, durch die Sinne fahren, — ſo auch mir. —

Der letzte Abend, welchen wir mit einander zubrachten, war der letzte ſelige Abend meiner Liebe, ach ich wähnte es nicht. Als wir die Lindenalee hinunter wallten, gab ich ihr meinen Schattenriß und Verſe dazu. Ich ſagte ihr dieſelben vor:

Liebes Mädchen deine Schritte,
g'leitet all' mein Geiſt, und ſchwebt
über jedem deiner Tritte,
wallt um deine Sinn' und webt
in die Tage die du lebeſt,
in die Freude wo du ſchwebeſt,
dir ein himmliſch Freudenband.

Wenn du in dem kühlen Haine
wandelſt bey geſtirnter Nacht,
alles ſchläft, mit dir alleine
nur der liebe Mond noch wacht,
und ein Lüftchen dich umſchwirrt
leiſe wehend dich umgirrt,
denke daß mein Geiſt es iſt! —

Endlich kam der bange Tag des Scheidens. — Ich küßte Mienchen. — Sie ſtieg in die Kutſche, und ich konnte ihr nichts nachrufen als: Leb wohl!

Zwanzigſtes Kapitel.

Zweyerley Herbergen. — Nützliche Reflexionen.

Nun hatte ich bey meinem Vetter keine bleibende Stätte mehr, ich ſehnte mich fort, denn alles was ich um mich ſah, erinnerte mich nur mehr an Mienchen, und machte mir die Trennung fühlbarer. Mein Vetter gab mir acht blanke Karolins, und Lenchen Wäſche mit auf den Weg, und ſo verließ ich meines Vetters Haus. Er begleitete mich eine halbe Stunde weit, nahm ſodann Abſchied von mir, ſchüttelte mir die Hand und ſagte: „Nu! ich hoffe dich bald wieder zu ſehen! Leb wohl!“ —

Ich eilte fort, nahm aber wie man leicht denken kann einen andern Weg als den, wo ich herkam.

Mein erſtes Nachtquartier nahm ich beym Paſtor Ehrenpreis, einen Bekannten von meinem Vetter. — Dieſer Mann beherbergte mich wohl, und gab mir einen Brief an den Superintendent des benachbarten Städtchens mit, wo ich zum zweytenmal übernachtete. — Der Superintendent, war durch ſeine Predigten, und durch ſeine Gelahrheit ſo berühmt, als ſeine vier Töchter durch ihre Koketterie. So berühmt der große ICtus Schilter durch ſeine Exercitationes war, ſo berühmt war der Superintendent durch die ſeinigen, und ſo berühmt des erſtern Frau, durch die ihrigen, ſo des leztern Töchter, gleichfalls durch die ihrigen. Ich kam an, als die Demoiſellen ſchon insgeſammt zu Bette waren, ſah ſie aber den folgenden Tag, und blieb deswegen dieſen Tag beym Superintendent.

Ich ſah die berühmten Schönen in einem Anzuge in die Stube treten, dergleichen ich in dieſem Städtchen nicht vermuthete. —

»Meine Kinder, ſagte der Vater, bekleidet euch mit dem Rock der Gerechtigkeit, und ſchmückt euch mit den Edelſteinen der Demuth, und ich bin euch gut, ihr werdets eher Gewinn haben, als mit dieſen menſchlichen Lumpen, welche doch nur eure Blöße bedecken. — Als die Menſchen gefallen waren, trugen ſie erſt Kleider. — Ich ſage euch dies nicht, damit ihr euch entblößen ſollt, denn ich ſehe ihr habt euch ſchon allzuſehr entblößt!" —

„Es iſt die Mode ſo mein Schatz!" — ſagte die Mutter.

„So! — ſagte der Superintendent ganz gelaſſen, — ich wuſte nicht, daß man der Mode mehr, als der Ehrbarkeit ſchuldig iſt!" —

Der Verfaſſer des leidigen Romans **Karl und Karoline**, würde hier ſeine Remarken und Ermahnungen wegen Entblöſſung der Brüſte, gewiß eben ſo wenig gut an den Mann gebracht haben, als der Superintendent die ſeinigen, und ich hätte dieſen vier galanten Frauenzimmern um aller Welt willen nicht ihre Luſt vergällen mögen, ſich blos zu tragen.

Ich bin zwar keiner von denen welche wünſchen, daß die Frauenzimmer mit dem dichteſten Buſentuche die übergroßen Reitze des Buſens verhüllen und verdumpfen möchten, denn die Herrn welche dieſes wünſchen, ſind gewiß die, welche ſich am wenigſten zutrauen, aber gewiß bin ich auch keiner von der Sekte Tibulls, welche ſich wünſchen die Frauenzimmer nackend laufen zu ſehen. *) Doch hielt ichs vor ſehr rathſam, daß an einigen Orten eine wohlweiſe Polizey wegen Entblößung der Frauenzimmer eine Verordnung machte, daß es nur denen erlaubt wär, welche, ohne ſich durch das Preſſen der Schnürbruſt Schaden zu thun, es thun können, ausgenommen diejenigen, von welchen man ſagen muß, was jener Engländer von den Holländerinnen ſagte. — **) —

Der Superintendent ſchwieg, und dran handelte er, wie ich glaube weißlich, denn das Hausregiment ſchien er mir nicht zu haben, und ſeine Moralen hörte man in ſeiner Republik, wie die Hamburger die des Paſtor Göze an. —

Ich ließ mich ſo viel als möglich war, weder durch Worte noch Werke in die Reden und

---

*) O vtinam veteri peragrantes more puellae
Horrida villoſa corpora veſte tegant.
Tibull. L. II. El. III. v. 80.

**) Sie haben mirs vorgeworfen, daß ich niemals von den Holländerinnen geſprochen habe:
— — Vbera vaccae
Diſtendunt. — —
S. Briefe eines Engländers auf ſeiner Reiſe. S. 50.

und Handlungen der blühenden Jungfrauen, wie die Ruthe Aarons von prieſterlichen Händen gezogen, nicht ein, ſondern verfolgte den folgenden Tag meinen Weg ruhig weiter.

Ein u. zwanzigſtes Kapitel.

Ein Abentheuer im blachen Felde.

Allen meinen Leſern will ich anrathen, wenns möglich iſt, und es ihnen einmal einfällt eine kleine Luſtreiſe zu machen, ſie zu Fuße zu machen. Jeder Gegenſtand, welchen man in einer Kutſche vorüberrollt, welcher unſrer Aufmerkſamkeit würdig iſt, wird uns beſſere Unterhaltung geben als die vorüberfliegenden Gegenden, welche wir in einer Kutſche bemerken. —

Wie freudig ſegnete ich, wenn mich die Stralen der Sonne heftig drückten, den freundlichen Landmann, welcher einen Baum ſetzte, unter welchem ich ausruhen konnte. Welche Empfindungen überſtrömten hier meine Seele! gewiß einer welcher mit Extrapoſt fährt empfindet dies nie.

Die Sonne hatte mich eben ſehr gedrückt, und ich freute mich auf den Schatten eines Baums, welchen ich von weiten ſahe. — Ich kam näher und ſah unter demſelben einen Menſchen liegen, welcher ſchlief.

Ich warf mich auf der andern Seite des Baums nieder, als er erwachte.

„Woher des Landes? und wo hinaus guter Freund?“ — fragte ich.

Er. Ich bin ein Wanderer.

Ich. Das ſeh ich! — Ich bin auch einer. Ich will nach J**. Geht ſein Weg auch etwa dort hin? —

Er. Mein Weg geht allenthalben hin, ich ſuche ſie, wo ich ſie zu finden glaube.

Ich. Wen ſucht er?

Er. Ach es ſind ſo ſchöne Schweſtern! —

Nun merkte ich erſt, was ich hätte eher merken können, und ſchloß draus, in des Wandrers Kopfe müſſe eben nicht alles in beſter Ordnung ſeyn.

Ich. Wo ſind denn die Schweſtern?

Er. Ich ſuche ſie eben. — Ach wenn ich ſie fänd! —

Ich. Er wird ſie ſchon finden. —

Er. Wenn ſie nur nicht der General Waſhington nach Amerika geſchlepp: hat, ſonſt muß ich nach Philadelphia.

Ich. Waſhington?

Er. Er wollte ſie zu Kriegsgefangenen machen. Wir wollen ſehen ob die Spanier glücklich ſind.

Jetzt wurd's immer merklicher, wie es um unſres Wandrers Gehirn ausſah.

Ich wollte ihn wieder fragen, als er eine Schreibtafel herauszog, küßte und öffnete. — Schnell machte er ſie wieder zu und ſagte:

„Ach wenns doch durch die ganze Welt erſchallte!“

Hierauf öffnete er die Schreibtafel wieder, lehnte ſich an den Baum, ſah wie ein Inſpirirter gen Himmel, ſeufzte und las voller Affekt, wie ein deklarirter Akteur. Wollen unſre Leſer wiſſen, was er las, ſo werden ſie es finden; wer aber nicht geſonnen iſt des Wandrers Schreibtafel auszuſpioniren, und etwas von ſeiner Geſchichte zu vernehmen, mag die Hälfte des folgenden kurzen Kapitels überſchlagen.

Zwey u. zwanzigſtes Kapitel.

Etwas von dem Wandrer. — Vom Pachter, und allerley Sachen.

Der Wandrer las:

„Ich habe Mutter und Schweſter verlaſſen, meine Güter und mein Vermögen, euch zu ſuchen holdſelige Schweſtern, und wenn ich euch gefunden habe, o wie ſchwer wird mirs zu wählen.

Leonore lieblich und hold, wie ſchöner Maimorgen. —

Die Roſenwange ſchön und röther
als ſelbſt Aurorens Roſenkleid,
wenn ſie dem wolkenleeren Aether
den erſten Stral des Lichtes beut.

Schlank biſt du wie eine Tanne, lieblich wie ein Vergißmeinnichtchen. Zum

Entzücken iſt deine Stimme, ſchön und hold die Todten lebendig zu machen.

Reitzend iſt dein ſchmachtendes Auge geliebte Karoline. Schmachtend dein Blick, empfindſam deine ſchöne Seele. Wie herrlich iſts dich zu ſchauen, mit Thränen, wie die kühle Morgenflur mit Thautropfen, im erſten Stral der lieblich winkenden Morgenröthe.

O wer könnte beſchreiben Eure ſüßen Reitze, holde Schweſtern, die mich feſſeln, und Euch nachziehen, daß ich alles verlaſſe, die Welt durchſuche und Euch nachwalle. —

Hier endigte der Wandrer ſeinen deklamatoriſchen Sermon, machte die Schreibtafel zu, ſtund auf, und ging ſeines Wegs. Ich folgte ihm.

Auf einmal ſtunden wir vor einem Pachtgute, wo uns ein niedliches Schauſpiel in die Augen fiel. —

Ein Knabe ritt auf einem ſchönen großen ſchwarzen geſattelten Ziegenbock, und drey andre Knaben peitſchten den Bock, weil er nicht fort wollte.

Glauben unſre Leſer hier ein Abentheuer à la Madam **Kurt** *) zu finden, ſo werden ſie ſich ſehr irren, da Wir nicht geſonnen ſind eine gar zu große Karrikatur, wie Herr **Thymme**, (jetzo **Timme**,) aufzuſtellen. Auch haben Wir keinen Maler, wie Herrn **Ideal** bey der Hand **) der die Gruppe zeichnen würde.

So unrichtig es auch ſonſt in des Wandrers Gehirne ausſehen mochte, ſo wär er doch nicht im Stande, ſo überempfindſam karrikaturmäßig, wie Madam **Kurt** zu ſeyn. — Er ſahs mit an, freute ſich, wie der Bock ſo artig nach empfangenen Hieben einhertrottirte, und war wenigſtens nicht fähig, durch den durchdringenden Geruch, einem berühmten Maler beynahe das Lebenslicht auszublaſen ***), oder wie Sir **Walter** gar ſelbſt ſo einen empfindſamen Bocksritt mit zu machen. — †)

---

*) Der Empfindſame Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt. II. Th. S. 242. u. f. f.

**) Ebendaſ. 251. f.

***) Ebend. S. 285. ff.

†) Jakob Walters Reliquien. S. 11.

Weils eben Mittag war und die ſtark dampfenden Eſſen des Pachtgutes uns an das Mittagsmal erinnerten, ſo gingen wir in den Pachthof, wo uns ein böſer Kettenhund und eine freundliche Wirthin empfingen.

Die Pachterin war eine junge freundliche, braune, ohngefähr 20 jährige Frau, mit funkelnden Augen. Ihr Mann der Pachter 63 Jahr alt, hatte ſie nach dem Tode ſeiner Frau, als ein neunzehnjähriges Mädchen geheyrathet, ohne zu befürchten was jener Herr Profeſſor *) befürchtete, der die Ehe eines alten Mannes mit einer jungen Frau, mit der Reiſe eines ſteifen Ritters auf einem jungen unbändigen Gaul verglich, der ſeinen Reuter gern abwirft, ſondern dachte, wie jener berühmte franzöſiſche Dichter, der in ſeinen alten Tagen auch eine junge Frau nahm, und ſeinen Freunden, die darüber ſpotteten, zur Antwort gab: wenn ich einmal ſterben muß, ſo will ich doch lieber durch einen blanken, als einen roſtigen Degen ſterben. — Ob es nun gleich unſerm guten Pachter völ-

lig

---

*) Der Empfindſ. Maurus Pankrazius ꝛc. S. 79. f.

lig einerley war, von einem roſtigen oder blanken Degen zu ſterben, — denn — Tod iſt Tod, pflegte er immer zu ſagen — ſo war er doch nicht in der Beſorgniß des Herrn Profeſſors abgeſattelt zu werden, ob gleich ſeine Braut, bey der Anwerbung, nicht wie die Frau Magiſterin das Halstuch zuſammen zog, *) noch ſich in dem Spiegel ſo fleiſſig wie eben dieſelbe beantlizte. **) —

Wenn der Pachter ſein Pfeifchen Taback, ſeine Kanne Bier, und das Zeitungsblatt vor ſich hatte, ſo war allemal etwas wichtiges zu erwarten, entweder ein ſtarker Ausbruch mächtiger Freude, daß Knechte, Mägde und jedermann, Theil dran nehmen muſte, oder ein mürriſches Weſen und Poltern, und in dieſen Augenblicken war er wohl allein fähig, — wenn er es je war, — an eine Abſattelung zu denken.

Dieſen Nachmittag kriegte er eben die Zeitungen von dem Pfarrer geſchickt. Er ſetzte ſich und alles war voller Erwartung. Jedes gab auf ſeine Mienen Achtung, und als er das Zeitungsblatt hinlegte, blitzte die augenſcheinlichſte Freude aus ſeinen Augen. — Er zog das Maul etliche mal hin und wieder, rückte auf ſeinem Stuhle herum, ſtopfte eine friſche Pfeiſe Taback — kurz er machte es wie mein ſeliger Grosvater, wenn er etwas wichtiges ſagen wollte, — und rufte endlich aus: — der **Reichspoſtreuter** iſt das beſte Zeitungsblatt in der Welt! — Auch wir konnten nun auf die freundſchaftlichſten Begegnungen des Pachters Anſpruch machen, und dies geſchah auch.

---

*) Ebendaſ. S. 82. 83.

**) Ebend. S. 82. 87.

Er ließ uns nicht fort, wir mußten bey ihm übernachten. — Als ich den Morgen mein Bette verließ, war der Wanderer ſchon über alle Berge. — Ich nahm dankbaren Abſchied, von dem Pachter und ſeiner guten Frau und eilte fort.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Das letzte des erſten Buchs.

Jetzt hatte ich das Ziel meiner Wanderungen bald vor mir. — Ich war voller Entzücken, als ich den Thurm der kreuzbraven Univerſitätsſtadt wieder ſahe. — Zwar klemmte der Schmerz und die Rückerinnerung, mein Herz ſehr, und preſte die wehmüthigſten Empfindungen heraus, aber ich überzählte doch jetzt bey ruhigerm Gemüthe die Wochen des halben Jahrs, und ſah ſodann meinem Glücke entgegen, welches keine Trennung zu ſtören im Stande war. —

In der Eil richtete ich mich ein, und eilte wie ein nach Waſſer lechzender Hirſch zu den Quellen meines künftigen Glücks. —

Gleich die erſte Woche erhielt ich von **Minchen** einen Brief, worinn ſie mir aber nichts weiter meldete, als ihre glückliche Ankunft. Daß die Liebeswiederholungen nicht geſparet waren, können ſich die Leſer leicht vorſtellen, — ſo gut, als daß ich dieſen Brief ſogleich beantwortete, und gleiches ſchrieb.

Jetzt fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, meine Wanderungen zu beſchreiben. Dieſes that ich, aber damals dachte ich noch nicht dran, daß in drey Jahren ein ehrſames Publikum dieſelben leſen würde. Wie ſonderbar doch in der Welt alles zugeht! — Gewiß hätte ich mir dazumal nicht träumen laſſen, daß Herr **Karl Friedrich Schneider zu Leipzig** der Verleger ſolcher geheimer, blos vor mich aufgezeichneter Begebenheiten werden würde. — Doch da es geſchehen iſt, — ſo iſt's auch gut. — Zu allen Dingen das Beſte.

Meine Wanderungen.

Zweytes Buch.

Deluded on from ſcene to ſcene,
We never end, but ſtill begin,
By flatt'ring Hope betray'd.

STEPH. DUCK.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ueber den Romanſtil, über eine hohe Schule zu Wandsbeck, und über die Büchertitel.

Die mehreſten meiner Leſer werden dieſes Kapitel überſchlagen, wenn ſie blos um der Geſchichte willen leſen, aber wenn ich auch dieſes zum Voraus weiß, ſo kann ich doch Sachen nicht verſchweigen, welche wenigſtens den dritten Theil, wo nicht die Hälfte meiner Leſer intereſſiren werden.

Die innigſten innerſten Seelen-Verlangen, ſtrömen in Worten aus, pflegte der Mann zu ſagen, der mir Philoſophie beyzubringen ſuchte. 'S iſt eben das lieber Leſer, was ein paar hundert Jahre vor ihm D. M. Luther alſo ſagte:

Wes das Herz voll iſt, geht der Mund über. — Sie mögens nun geſagt haben wie ſie wollen, genug, ſie haben Recht, ich fühls alleweile ſelbſt, und habs immer gefühlt. —

Da war immer mein Herz ſo voll, und da dacht ich: „Wenn wir Romanſchreiber, doch auch nur ſo einen eigenen, wie die Juriſten ihren Kanzleyſtil haben, hätten.“ — Nicht jeder Ungewaſchene würde dann die Feder anrühren, und ein Büchlein ſchreiben können, ohne daß mans dem Dinge an der Schale, wie dem falſchen Gelde am Rande, anſäh, wie es damit ſtünd. —

Ließ einmal lieber Leſer, — denn das könnte ich dir nicht vergeben, daß du es nicht noch thäteſt, wenn du es nicht ſchon gethan haſt — das Büchlein, genannt: Phyſiognomiſche Reiſen. Es hats der Herr Profeſſor Muſäus zu Weimar, ein gar lieber kreuzbraver Mann, geſchrieben. In dieſen Reiſen findeſt du gar ſchön und herrlich den Häkleinsſtil; könnten wir dieſen nicht zum Stil für die Romanſchreiber machen? — Gewiß er würde uns gut anſtehen! —

Ich habe auch Romane geleſen voller Tropen, Figuren und Bilder, und welche, denen nur das Metrum fehlte, ſo wären ſie ein Gedicht geweſen. — Das gefällt mir aber nicht, ſo wenig als des Paſtor X — Predigten. Der gute Mann hat gewiß Müllers Rath *) befolgt. Als ich ihn zum erſtenmale hörte, hatt' ich gar wunderbarliche Gedanken. Im Anfang hielt ich ſeine Rede vor Nachahmung der Rede eines von den ſieben Engeln in der Apokalypſe, ich ſuchte ſie zu verſchlucken, erſt ſchmeckt es honigſüße, dann krimmt' es mich aber im Bauche, wie Engliſches Salz. Endlich kam er ſo ſüße herunter, daß ich glaubte den Mondprediger **) zu hören. —

Doch wieder zur Sache! — Alſo bliebs meines Bedenkens beym Häkleinsſtil. Dieſen aber recht inne zu kriegen müſ-

---

*) „Alle Kräfte der Dichterſprache ſollten aufgeboten werden, Gottes Vorſchriften dem Menſchengeſchlecht einzuprägen.“ — S. Müllers Leiden und Freuden. 1. Th. S. 49.

**) Phyſiognomiſche Reiſen. III. Heft. S. 138.

müßte jeder, welcher geſonnen wär einmal ein Romänchen zu ſchreiben, nach Wandsbek zu unſerm Freund Asmus reiſen, und dort ein halbes Jahr wie auf einer Akademie zubringen, und ſich ein Kollegium über den Häkleinsſtil leſen laſſen. — Wie würde Wandsbek ſo voller junger Stiliſten werden, gewiß voller als die Akademien, Erlangen, Erfurt und Altorf zuſammen genommen. Da würden die Herrn ein Leben führen, wie Homers und Virgils Helden in Elyſium:

Conſpicit ecce alios dextra laevaque per herbam
Veſcentes, laetumque choro Paeana canentes,
Inter odoratum lauri nemus, vnde ſuperne
Plurimus Eridani per ſyluam voluitur amnis. *)

Zumal da unſer Freund Asmus uns die Gegend um Wandsbek ſo ſchön mahlt.

Schön

---

*) Virgil. Aeneid. L. VI. v. 556.

Schön iſt die Welt, ſchön unſre Flur,
und unſer Wald vor allen
iſt ſchön, ein Liebling der Natur,
voll Freud' und Nachtigallen.

Und wer uns widerſprechen will,
der komm' und hör' und ſehe,
und ſeh' und hör' und ſchweige ſtill,
und ſchäme ſich, und gehe.

Viel große Kunſt iſt zwar nicht hier
wie in Rom und Egypten;
doch haben wir Natur dafür
die auch die Alten liebten.

Und der läßt man hier ihren Lauf
und folget ihren Winken,
und ſtutzet ſie ein wenig auf,
zur Rechten und zur Linken. *)

Gewiß die angehenden Stiliſten würden hier ſich baß erfreuen, und im Grünen ſtudieren, und Romane ſchreiben, Verwickelungen machen, Knoten ſchürzen, und löſen — daß es nur ſo ſeyn müßte! —

Die

---

*) Wandsbeckerbote. 1. B. S. 75. 76.

Die Stadt brauchten die angehenden Stiliſten nicht, beſonders wenn ſie im Frühjahr oder Sommer ankämen, und alſo thuts nichts zur Sache, wenn ſie auch klein iſt. Die Lehrbegierigen würden in Hütten im Walde an Quellen, ja auf Felſen und Bäumen wohnen, je nachdem es einem gefiel. — Keiner würde ein ſtetes Haus haben, und jeder lebte, wie, und wo, er wollte.

Nulli certa domus: lucis habitamus opacis,
Riparumque toros, et prata recentia riuis
Incolimus; *) — — —

Kurz es würde dort ein Leben, wie — zur Zeit des güldenen Weltalters ſeyn. — Das Auditorium wo unſer **Asmus** ſeine Vorleſungen hielt, wär ein runder Platz in dem Haine, und dort hörten die Jünglinge entzückt, nach der Ahnherrn Weiſe, die goldenen Regeln des Romanſtils, wie jene ehemals die güldenen Lehren der

---

*) Virgil. Aeneid. L. VI. v. 673.

Weisheit aus dem Munde der Barden im Walde.

Der alten Barden Vaterland!
und auch der alten Treue!
dich freyes unbezwungnes Land
weiht Braga hier aufs neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
und Friede deinen Hütten,
und deinem Volke Frölichſeyn,
und alte deutſche Sitten! *)

Wie die Schwalben des Winters die kalten Gegenden verlaſſen, ſo verlieſſen nach geendigter Weinleſe, die Jünglinge, **Wandsbek**, und andre kamen aufs Frühjahr wieder, wie die Badegäſte. Und nun ſetzten die Zurückgekommenen ihre Federn in Bewegung, und bereicherten die Meſſen, die Verleger, und ſich. — Und **Wandsbek** würde durch dieſe Anſtalten ſo berühmt, als **Deſſau** immer mehr, durchs Philanthropinum und die Buchhandlung der Gelehrten.

---

*) Wandsb. Bote. 1. B. S. 2.

Was würden wir alsdenn vor ſchöne Bücher und Romane, was vor ſonderbare Titel erhalten. Z. E. Es würde ſodann keiner mehr

Meine Wanderungen,
Meine Reiſen u. ſ. w. —

ſchreiben, ſondern allemal

's ſind meine Wanderungen
's ſind meine Reiſen u. ſ. w.

Wie ſchön müßte dieſes ſtehen! Wie herrlich! wenn gleich zu Anfang des Titels, ja was will ich ſagen, das erſte, des ganzen Buches, ein Häklein iſt! — Hierdurch würde gewiß manches Buch einen guten Abgang bekommen, denn leider hat der Verleger oft dem Titel den Abgang des Buchs zu danken, und oft bleibt ein gutes Buch liegen, weil der Titel ſo unbedeutend iſt. Ja oftmals hat ein neuer Titel ein altes Buch verkauft.

Es iſt eine gute und böſe, eine ſchöne und verzweifelte Sache, ums Titelmachen. Wer einen guten Titel auf ſein Büchlein ſetzt iſt geborgen. Da denkt man Wunderdinge nach manchem Titel zu ſchauen, und ſieht

— Katzen, Hunde, Schweine, und vernimmt ganz alltägliches Eſelsgeſchrey.

Mancher verräth aber auch durch den Titel ſeines Buchs ſo etwas, woraus man leicht ſein Geburtsjahr, und ſeinen Geſchmack errathen kann; ſo iſt zum Exempel der leidige Käſewiſch: „Werthers Zuruf aus der Ewigkeit an alle noch lebende Menſchen ꝛc. wenn wir nur den Titel betrachten, *) ohne das kernloſe Geſchwätz des Buchs ſelbſt zu leſen, uns der ſicherſte Bürge, daß der Verfaſſer vors erſte ein Pfaffe, vors zweyte ein Mann im Geſchmack der Felſenburg iſt, welchem man, nothwendiger Weiſe wie Huß dem Bauer,

und

---

*) Der Verfaſſer hätte nur noch die Worte: allen Menſchen zur Warnung und zu Verhinderung des teufeliſchen Selbſtmords, aufgeſetzt und herausgegeben, von — (Hier hätte er ſich einen lateiniſchen oder griechiſchen Namen in es, er, oder us geben, oder ihn blos durch lateiniſche Anfangsbuchſtaben uns erkennen laſſen, können.) — darzu ſetzen ſollen, ſo wär der Titel vollſtändiger, als der zum Zedleriſchen Lexikon, geweſen.

und D. **Bahrdt** dem hochweiſen Herrn Paſtor **Benedikt Stattler**, *) zurufen muß: o ſancta Simplicitas!

Sonſt und übrigens aber thät auch mancher ſehr wohl, wenn er vor ſein Buch ſtatt des Titels nur den ſchönen bekannten **Breitkopfiſchen Bär** mit der goldenen Umſchrift:

Ipſe alimento ſibi. —

drucken ließ. — Gewiß jeder, meiner Leſer, wird mit den Aeuſſerungen dieſes Kapitels zufrieden ſeyn, und wer es nicht geleſen hat, kann ohnedem nichts darwider einwenden, und ſo wären alſo der Autor und die Leſer einig, und der Verleger wird ſich auch nicht drüber grämen, wenn das Buch, durch dieſes Kapitel um einen Bogen länger geworden iſt. —

Nun zur Geſchichte. —

---

*) Kirchen und Ketzeralmanach. S. 171.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas das ich mir ſo wenig vorſtellte als ſichs meine Leſer vorſtellten.

Zürne deßwegen nicht mit mir lieber Leſer, daß ich dir nicht erſt noch ein paar Bogen Liebesbegebenheiten vorerzähle, und daß ſich die Geſchichte ſo bald entwickeln muß, ich kann nichts davor, daß es ſo geſchah, wenn du mir, indem ich dieſes ſchreibe, in die Augen ſehen könnteſt, würdeſt du Thränen ſehen, welche mir jedes Andenken an dieſe Begebenheiten entlockt. — Ich bekam einen Brief von meinen Vetter, als ich eben auf einen von Minchen hofte. Ich laß:

Lieber Vetter

Salutem!

Dieweil auf dieſer Welt nichts iſt als Leid und Jammer, drum ſind wir Menſchen. Ich weiß nicht, wie ich das Ding anfange und dir eine böſe Nachricht hinterbringe. Aber was hilfts, wir ſind alle Menſchen, und müſſen alle ſterben, wenn unſer Stündlein um iſt. Unſer Leben währet 70 Jahr, wenns hoch kömmt ſinds 80 Jahr ſteht in Pſalmen. Ich nähere mich täglich ſchon dieſen Jahren. Nun Gott machs wies ihm gefällt! Aber auch junge Menſchen ſind nicht ſicher, dieweil wir alle Menſchen ſind. Menſch du muſt ſterben, ſo heiſt der alte Bund. Du wirſts nun wohl merken, daß ich dir ſagen will daß jemand geſtorben iſt, aber du weiſt noch nicht wer. Heute roth morgen todt! In der Welt iſt alles eitel, und die Schönheit muß auch ins Grab. Nun wirſt du doch wohl vorbereitet ſeyn, wenn ich dir ſage daß Mienchen todt iſt. Nun wars heraus. Ich kann mirs leicht einbilden, wie dirs bey dieſer Nachricht zu Muthe ſeyn wird, aber Gott hats gethan. Wir müſſen uns in Gottes Willen ergeben, ſpricht unſer Paſtor mein Schwiegervater, dein Vetter, wie geduldige Schafe unter die Hand ihres Scheerers. Es geht mir ſelbſt ſehr nahe. Aber ich kann dir nicht mehr ſchreiben, Urſache deſſen, dieweil ich noch viel zu thun habe. ꝛc.

Wie vermag ichs mein Leiden zu ſchildern? — Ein Thränenſtrom entquoll im bangen Schmerze meinen Augen. — „Todt!“ rufte ich aus — „Gott! todt!“ — Ein ſtummer Schmerz bemächtigte ſich meiner Seele. — Gedankenlos ſaß ich da, beängſtigt und voller Zerrüttung. Mein Zuſtand war unbeſchreiblich. —

Jetzt wurde mir alles zuwider, meine Kräfte erſchlafften, und in müſſigen und unthätigen Träumereyen verſchwanden meine Tage. —

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Handelt mehrentheils von Melancholie und meinem Friz.

Unter dieſer Zeit kam Michaelis herbey, und ich ſollte die Univerſität verlaſſen, aber jetzt hatte ich dazu weniger Luſt, als jemals. — Meine Grosmutter war geſtorben, und ich war um einige hundert Thaler reicher geworden, und kehrte mit vollem Beutel und betrübten Herzen nach J** auf die Univerſität zurück. Meine guten Freunde jubelten mir ein lautes Vivat zu, ſtellten einen Kommers an, und freuten ſich mich noch länger bey ſich zu haben.

„Hol mich der Teufel Herr Bruder, das iſt brav, daß du dem Philiſterſtand wieder entronnen biſt!“

Vor mich war dieſe herzliche Bewillkommung eben nicht ſo erfreulich, als meine Brüder denken mochten. Ich hatte zu viel Unruhe in meiner Seele.

Der ankommende Winter machte mich noch melancholiſcher. Ich floh die Geſellſchaften, und dichtete nichts als Grabeslieder und finſtere Leichengeſänge. Ich träumte mich an Minchens Seite in den Lindengang, oder in die Laube in meines Vetters Garten, ſah über mir den Freund der Liebe, den Mond, und rief:

Was ſchaueſt du ſo hell und klar
durch dieſe Apfelbäume,
wo einſt dein Freund ſo ſelig war
und träumte ſüſſe Träume?

Verhülle deinen Silberglanz
und ſchimmre, wie du ſchimmerſt,

wenn du den frühen Todtenkranz
der jungen Braut beflimmerſt.

Du blickſt umſonſt ſo hell und klar
in dieſe Laube nieder:
nie findeſt du das frohe Paar
in ihrem Schatten wieder.

Ein ſchwarzes feindliches Geſchick
entriß mir meine Schöne!
kein Seufzer zaubert ſie zurück
und keine Sehnſuchtsthräne. *)

Jetzt war ich ganz zu der empfänglichſten Empfindſamkeit geſtimmt, und in meinen Schmerz verſunken, als ich meinen Freund Friz kennen lernte.

O mein Friz! o du beſter meiner Freunde! ich beſchwöre dich, wenn du dieſes lieſt, ſo gedenke der ſeligen Empfindung als du mir den Becher mit Wein reichteſt und ſagteſt:

„Weg mit dem kalten Sie! Du müſſen ſich Freunde heiſſen!“

---

*) Höltys Gedichte. S. 87.

Ach wie ich mich ſeit der Zeit an dich ſchloß! wie du dich an mich! und wie wir uns ſeit der Zeit nicht laſſen konnten! — und jetzt, bin ich nicht ſo weit entfernt von dir? — Wenn du dich jetzt an dem Ufer der Seine oder in der ſtolzen Königsſtadt Paris befindeſt, oder ſonſt in Frankreichs ſchönen Gefilden umher irreſt, oder wohl gar ſchon hinüber biſt, in das Land der ſeligſten Augenweide, nach Italien, jetzt auf dem Vatikan ſtehſt, das ſtolze Rom zu überſchauen, welches ſo lange der Welt Geſetze vorſchrieb, welches ſo mancher Schauplatz der Grauſamkeit und des Laſters, und der einzige Ruhepunkt der Augen des Vaters der Götter war, *) ſo wirſt du doch bey all der Herrlichkeit dich wieder in meine Arme zurück ſehnen, und dich zu mir wünſchen, und die goldenen Tage unſrer Freyheit zurück. — Komm bald wieder Geliebter und ich eile zu dir, und du ſagſt mir dann alles was du ſahſt, und was du nicht ſaheſt. — Ich höre dich ſchon in Gedanken

reden,

---

*) Iuppiter, arce ſua totum cum ſpectet in orbem,
Nil niſi Romam, quod tueatur, habet.

Ovid. Faſt. L. I. v. 85. 86.

reden, und ſehe dich im Geiſte wie du ſprichſt:

„Lieber! ich ſah vieles was ich nicht zu ſehen gewünſcht hätte, und ſah manches nicht, was ich zu ſehen wünſchte! — Lieber **Guſtav**, ich ſah Menſchen und Städte, als nimmer der Vielerdulder Odüßeus, aber ich ſah auch Einöden, und die einzelnen Menſchen ſchienen mir dort glücklicher zu ſeyn, als der Doge zu Venedig im rothſammetnen Armſtuhl. — Freund! Die Natur iſt allenthalben ſchön! und ihr einfacher Genuß, — iſt ein doppelter Genuß!

Einfältiger Naturgenuß
ohn' Alfanz drum und dran,
iſt lieblich wie ein Liebeskuß
von einem frommen Mann.“ *) —

Doch wer weiß ob dieſes alles dem Leſer ſo gefällt wie mir, — alſo zur Geſchichte.

---

*) Wandsbekerbote. IV. Th. S. 8.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Handelt von unſerm Freunde Adolph.

Mit jedem Tage wurde unſre Freundſchaft enger, und am Ende wars ausgemacht, Friz konnte nicht ohne mich, und ich nicht ohne Frizen leben. — Nun empfand ich was es heiſſe ein Freund zu ſeyn, und was Freundſchaft ſey. Freundſchaft iſt der Wein des Lebens *) ſagt Young, und ich ſpreche: Freundſchaft iſt dem Leben nicht Wein allein, ſondern Alles. — Doch umſonſt ſage ichs denen, welche es nicht zu empfinden fähig ſind, und wers empfindet, der weiß es auch, ohne daß ichs erſt zu ſagen brauche. — Genug geſagt: Ich und Friz wir wurden Freunde, als ihr ſie nicht leicht in einem Roman, geſchweige denn in der Welt antreffen werdet, —

Nun hatten wir noch ein paar Freunde, welche zuweilen zu uns, wie wir zu ihnen

ſa-

---

*) Friendſhip's the Wine of Life; —
Young Night Thoughts, Night the ſecond.

kamen. — Gleichnißweiſe zu reden, ſagte Friz: „Ich und Du wir ſind Sonne und Mond, und Adolph und Franz ſind die Sterne.“ — So hieſſen unſre Freunde.

Adolph war, wie wir glaubten — leider trog auch hier alles! — ein guter edler Junge, und Franz wars in der That, aber nur etwas renomiſtiſch wild, doch von ſeiner wunderbaren Umſchaffung und Bekehrung, weiter unten. — Jezt einige Worte von Adolphen.

So lange ich Adolphen kannte, war er immer ein blühender Jüngling. — Auf einmal wurde das Feuer ſeiner Augen ſchwächer, ſeine Farbe verlohr ſich, und ſeine Lippen wurden blau.

Friz. Gott! was fehlt dir Lieber? —

Adolph. Das weiß Gott! —

Friz. Was haſt du gemacht?

Adolph. Ich weiß von nichts.

Friz. Wahrlich wenns Franz wär, ich käm auf andre Gedanken! — Haſt du denn etwan ein geheimes Leid? Saags und ſeze kein Mißtrauen in mich, wenn ich dir helfen ſoll.

Adolph. Nichts! gar nichts! —

Ehe wirs uns verſahen wurde **Adolph** bettlägrig, und verfiel in eine auszehrende Krankheit. — Nun giengs an das Unglück! — doch laßt mich von ſeinem Glaubensbekenntniß, ſeiner Beichte und ſeinen Sünden (Gott! das hätte ich nie in **Adolphen** geſucht!) ſchweigen. — Er war unſer Freund, ſeine Gebeine mögen ſanft und ſein Geiſt ſelig ruhn. —

Du liebe **Lotte** beweinſt ihn noch immer. Ach er war ſo böſe, und dir ſo gut! —

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas von unſerm Franz.

Nun will ich nur noch mit wenigem etwas von unſerm lieben **Franz** ſagen, und dann zu meiner Geſchichte ſelbſt, wieder zurück kommen.

Franz war wie geſagt ein luſtiger Burſche, und jubelte, und ſang und trank ſeines **Luiſchen** Wohlſeyn, den Tag wohl hundertmal, aber auf einmal wurde der ganze Kerl umgeſchaffen. — Er baute Schlößer ſo unüberwindlich als der Königſtein auf die Treue ſeiner Luiſe, ſo wie er erbötig war gegenmänniglich mit blankem Degen ſie zu vertheidigen. — Nun fügte ſichs aber ganz anders als er dachte. Er erhielt einen Brief von zu Hauſe, wo man ihn zu Luischens Hochzeit ladet, und zwar, zur Hochzeit mit ſeinem Bruder — Gotts bliz tobte der Kerl! —

Er reiſte hurtig ab, kömmt zur Hochzeit, brennt ein Piſtol nach ſeinem Bruder ab, trift ihn aber nicht, bekömmt von ſeinem Vater eine Ohrfeige, ſetzt ſich noch den Abend wieder auf, und kam zu uns zurück. — Nun ging die Exekution an.

Friz trug eine große Kohlpfanne, Ich die Lichter, und Franz alles was er von Luiſen hatte. Alles wurde auf die Kohlpfanne geworfen, und oben drauf ihr Schattenriß, und wir ſangen alle drey:

»In die Flammen, in das Feuer,
werf ich dich, du Ungeheuer,
ungetreue Seele hin!« ꝛc.

»Und dich möchte ich dazu verbrennen Hexe!« rufte Franz.

Aber nun wurde das Ding ganz anders. Aus einem fidelen Kerl wurde Franz nun ein empfindſamer Müſſiggänger. Schwärmte, tobte, wünſchte ſich in den Himmel, und jetzt wünſcht er ſich ins Kloſter.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Hier werde ich wieder verliebt.

Nun endlich lieben Leſer kommen wir zu meinen Abentheuern zurück, wiewohl ihr drinne auch noch manches, ja vieles von Frizen leſen müßt, 's verſteht ſich in ſo ferne es mit zu meiner Geſchichte gehört.

Wir reiſten zuweilen in ein benachbartes Städtchen, ohne irgend eine andre Abſicht zu haben, als dort im Gaſthofe unſer Geld (oder vielmehr Frizen ſeins,) an Mann zu bringen, und uns ein wenig von den Einwohnern bewundern zu laſſen, wenn wir in unſern Federhüten, und rothen Röcken mit Golde, durch die Gaſſen gingen. —

Unſre Erſcheinung zog freylich die Neugierde der Kleinſtädter auf ſich, und ich auf mich die Augen eines lieben Mädchens unſerm Gaſthofe gegenüber wohnhaft. — Ich bemerkte ſchon längſt, daß ſie wenig vom Fenſter kam, wenn ich am Fenſter ſtund. Friz bemerkte es mit mir, und wir führten darüber mancherley Geſpräche. — Endlich beſchloſſen wir ein Abentheuer einzuleiten. — Wir gingen vorbey, machten Verbeugungen und bekamen welche. —

Der Wirth ſagte uns, dieſes Frauenzimmer ſey das ſchöne Fräulein von Wellheim, welche hier bey ihrer 82 jährigen Tante, bald vor Elend verginge und ihr herzlich die Freuden des Himmels wünſchte. „Wenn ihre Tante ſtirbt — ſetzte er hinzu, — ſo iſt ſie wenigſtens ein Fräulein, welche ihre 50000 Rthlr. im Vermögen hat!“ —

Friz ſtieß mich und ſagte engliſch zu mir: „Bruder ſpann die Seegel aus.“ —

Ich. Wie ſtehts denn um die Bekanntſchaft des Fräuleins?

Wirth. Sie darf zu niemanden als in die Kirche, und im Sommer in den Garten. — Ich muß zuweilen hinüber zu ihrer Tante, und muß ihr etwas von durchreiſenden Paſſagieren erzählen, und da dauert mich das arme Fräulein Marianchen allemal, wie ſie ſo traurig daſitzt.

Ich. Könnte man denn nicht das Fräulein zu einem Balle bringen? —

Wirth. Das glaube ich ſchwerlich. — Aber wiſſen Sie, wie Sie mit ihr reden können, denn das merk' ich ſchon an Ihren Augen.

Ich. Nu? — Wenn? —

Wirth. So ungefähr in 14 Tagen wenn Gott will!

Friz. Das ſind vor einen Verliebten zehn Jahr!

Wirth. Gebs zu, 's geht aber nicht eher an.

Ich. Nu wie ſo?

Wirth. Wenn ich Kindtaufe ausrichte. — Meine Frau ſpricht 's dauerte noch vierzehn Tage. — Beten Sie fleißig, daß es nicht länger währt! — Sehen Sie, da ſchicke ich Sie gleich durch einen Expreſſen einen Brief, und wenn Sie kommen, da ſitzen wir juſt über Tiſche; ich invitire Sie, — nun! — und Sie ſetzen ſich mit hin, und nehmen verlieb mit dem, was Gott beſcheeret hat.

Ich. Und da iſt das Fräulein auch da?

Wirth. Freylich!

Ich. Das iſt gut. — Aber — wenigſtens muß er mir ein Briefchen an ſie beſtellen.

Wirth. J das will ich herzlich gerne thun, ich will auch ſchon Jhrer beſtens gedenken, wenn ich mit ihr ſpreche. Darauf können Sie ſich feſt verlaſſen.

Nun ſetzte ich mich nieder und ſchrieb, was mir die Liebe eingab, und ſchrieb — drey Seiten.

Dieſen Brief verſprach der Wirth morgen zu beſtellen, und ſo bald es Gott gefallen würde ſeine Frau zu entbinden, uns zu ſchreiben.

Nun ritten wir fort, brachten noch etliche Komplimente an, und kamen leichter an Gelde und ſchwerer an Gedanken nach Hauſe.

Dreyßigſtes Kapitel.

Luſtiger Anfang trauriges Ende.

„Freund! ſagte Friz, als wir bey Tiſche ſaßen, es lebe Mariane!"

„Halt! ſchrie Franz, der eben zur Thür hinein trat, ich trinke auch mit!" —

Als wir eine kleine Weile gekoſet hatten, ſagte Franz:

„Ich reiſe zur Kirmſe nach F** kommt mit?"

Friz. Was giebts dort?

Franz. Blos aus Jux! — du weißt ja die Pfarrstochter iſt Bollingern ſeine Charmante, die wollen wir beſchauen, und der Pachter zu F** hat ſchon dreymal bey mir gefreſſen und geſoffen, und der hat mich eben invitirt.

Friz. Wahrlich bey mir hat er auch einmal einen Tag gelegen! — Ich reiſe mit! — Guſtav?

Ich. J nu am Ende bin ich auch dabey!

Friz. Bravo!

Franz. Vivat noſter Guſtav! Guſtaviana Muſa! vivas! floreas! crescas!

Ich. Atque vos crescatis invicem!

Franz. Atque nos crescamus Du und Wir!

Wir brachten den Abend vergnügt zu, und lebten ſo luſtig, daß ich mich über Frizen wunderte, deſſen Art es ſonſt gar nicht war zu kommerſiren.

Des andern Tages früh ging die Reiſe fort nach E** zur Kirmſe, wo wir vergnügt zu ſeyn hoften. — Wir kamen in dem Dorfe Sch**** an, und ſtiegen vor der Schenke ab.

In der Stube war alles voller Studenten, welche hier ein Hoſpiz machten.

Der Präſes rufte uns zu, ob wir uns einſetzen wollten? — „Nein, ſagte ich, wir reiten weiter!“

Jetzt ſetzten wir uns nieder, tranken eine Bouteille Wein und ſprachen vor uns. — Endlich ritten wir fort.

Wir waren noch nicht weit vom Dorfe, als ich gewahr wurde daß mir meine Handſchuh fehlten.

„Reitet nicht allzugeſchwind, ich muß zurück, meine Handſchuh müſſen noch in der Schenke liegen!„ ſagte ich zu Frizen und Franzen.

„Gut, reite aber ein wenig zu, daß du uns bald wieder einholſt!“ ſagte Franz.

Ich ritt nach Sch**** zurück. — „Meine Handſchuh ſind liegen geblieben!“ ſagte ich zum Wirth — „wo ſind ſie?“ —

„Drinnen haben ſie die Herrn an den Degen geſteckt, und wiſchen den Tiſch damit auf!“ ſagte der Wirth.

Ich wurde aufgebracht, trat in die Stube und ſagte:

„Meine Handſchuh meine Herren!“

„Hier!“ ſagte einer, und warf mir die naßen Handſchuh an den Kopf.

Ich ging auf ihn los, und da ich ein lautes Gelächter von allen hörte, gab ich ihm ein paar Ohrfeigen. Er war ruhig und ſagte: „Gut! wir ſprechen uns!“ —

„Ja wir ſprechen uns!“ rufte ich wütend aus, und zog den Degen.

„Verzehren Sie nur erſt ihren Kirmskuchen in Ruh!“ — Reiten Sie nur hin! ich warte bis Sie wieder kommen! ſagte Jener.

Dies brachte mich noch mehr auf. Ich ſchimpfte und jener mußte ſich endlich bequemen mit mir zu ſchlagen. Wir gingen hitzig auf einander los, und beym zweyten Gange hatte mein Gegner ſchon eine Wunde, und fiel in Ohnmacht.

Nun ſtürmten alle ſeine Landsleute auf mich hinein. Ich ſchrie ſie ſollten einzeln herkommen. Aber das war alles umſonſt, ich bekam zwey Stiche und fiel zu Boden. „Ich ſah blos noch, daß ſie den Verwundeten fortſchaften, zur Thür hinausſtürzten und ſchrien: „Vivant die **aner! Pereant die **aner!“

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich mich verbunden auf einer Streue liegen. —

Eine Magd ſcheuerte das Blut aus der Stube, und der Wirth fluchte über die Wirthſchaft.

Ich blieb ruhig, und wurde endlich auf ein ſonderbares Geſpräch aufmerkſam.

Es kam von meiner rechten Seite her, wohin ich mich wendete, und die redenden Perſonen ſah.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Sehr ſonderbare Sachen.

Ein Mann in einem dunkelgrauen Frack, rother Sammetweſte, ſafrangelbledernen Hoſen, Stiefeln und Sporn, einen ſilbernen Treſſenhut auf einer löckigten Stutzperücke, beyde Hände unters Kinn geſtemmt, ſein braunes Geſicht in blauen Tabacksdampf verhüllt, war der eine. Er war mit einem andern Mann, in einem blauen Rocke, vermuthlich dem Ludimagiſter des Dorfs, in ein Geſpräch verwickelt, der ſeiner Habichtsnaſe, und ſeinem langen ſpitzigen Kopf nach, nach dem Hippokrates *), kein kleines Licht der Welt war.

Das Geſpräch, welches beyde führten, wird meinen Leſern vermuthlich eben ſo ſonderbar vorkommen, als es mir vorkam.

Ich will zum Unterſchied den Mann mit dem ſilbernen Treſſenhut, mit dem Buchſtaben Z, und den Langköpfigten, unbeſcha-

det

---

*) Longiſſima enim habentes capita, generoſiſſimos exiſtimant.

Hippocrat. de aere, locis et aquis.

der ſeiner Würden und Aemter, mit X bezeichnen.

X. — — Ja ſie iſt noch ſo munter, ſo friſch und frölich wie ein Hirſch! — Lebhaft als hätte ſie mehr als eine Seele.

Z. Die hat Sie auch! —

X. Wie meynen Sie das? —

Z. Sieht Er, das entſpringt aus meiner Hypotheſe. — Ich will Ihm die Sache ab ovo recht deutlich vordemonſtriren und darthun. — Viele behaupten die Seelen der ungebornen Kinder ſäßen in den animalculis ſpermaticis der Männer. Dies iſt aber ungegründet, ſie ſitzen vielmehr in den Eyern der Mutter. — Nun ſieht Er leicht ein, wie ich das meyne, wenn ich ſage, Sie hat mehr als eine Seele.

X. — Ja! — aber! — Sie erlauben mir doch einen kleinen Einwurf?

Z. O ja! herzlich gern.

X. Wenn nun eine Weibsperſon als ine reine Jungfrau verſtirbt, wo kommen enn da die Seelen hin?

Z. Vor dieſen Einwurf iſt ſchon ge- orgt worden. — Der berühmte D. Ste- hanus Müllerus hat ihn alſo beantwor- t: Wenn eine Jungfrau ſtirbt, und ſie verfault, ſo ſchwingen ſich die Seelen empor, ins Gras ihres Grabes. Drauf kömmt des Pfarrers Kuh, frißt das Gras, und die Seelen gehen in die Kuh mit über. Von dieſer gehen die Seelen in der Milch fort. Die Frau Pfarrerin kocht einen Milchbrey, und bekömmt dieſelben in ſich, und daher iſts denn erklärbar, warum die Frau Pfarrerin ſo geſeegnet ſind in ihren Ehen. *)

X. Ja! — Erlauben Sie! aber der Herr Pfarrer ißt doch wohl auch von dieſem Milchbrey? —

Z. Ey was da! das ſchadet meiner Hypotheſe nichts — die Seelen gehen nur hin wo ſie hingehören. —

X. Ganz wohl Herr Doktor! —

Du feiner Doktor dachte ich, magſt mir wohl ein ſchöner Doktor, ein würdiger Abkömmling von dem berühmten Winddoktor, des Meiſter Jakobs ſeyn. **)

---

*) Niemand glaube, daß dieſe Hypotheſe ein Spas ſey. Man ſehe drüber nach Herrn Hofrath Hennings Seelengeſchichte, — und deſſen Buch von Geiſtern und Geiſterſehern. S. 275.

**) S. Memoiren Mſtr. Jakobs aus Savoyen. 1. Theil.

Jetzt bemerkte der feine Herr Doktor, daß ich wieder zu mir gekommen war, und ſagte:

*„Ey mein lieber Herr Patiente, es war ein Glück, daß ich dazu kam. Sie hätten ſich ſonſt zuverläßig verblutet!“ —

Ich bat den Wirth einen reitenden Boten nach F** zu ſchicken, um meinen Freunden mein Unglück zu melden. — Dies geſchah.

Unter der Zeit muſte ich noch manches von den geſprächigen Männern ausſtehen, welches mir oft empfindlicher war, als alle meine Schmerzen.

Aber nun wurde mein Unglück noch vollkommener, als eine alte ſcheußliche Geſtalt zur Thür herein kroch, näher kam, und ſich an den Tiſch ſetzte, wo die beyden Diſputanten ſaßen. Die alte Hexe ſperrte das Maul auf, und ſah mich mit unverwandten Blicken an. — Gott!

— — Ihr ſchrecklicher Rachen ſchäumte;
geöffnet, wie er war, vom rechten zum linken Ohr,
glich er natürlich dem Höllenthor.

Aus ihrer glühenden Naſe keimte
ein ungezähltes Heer der dickſten Rubinen hervor.
Dem grünlichrothen Furienauge
entträufelte — Ambra nicht, nein eine gelbliche Lauge,
wie Harz der kienigten Tanne, und ſchlich,
in langſamer Majeſtät die ſchlaffe Wange der Alten,
die Wange, die an Farbe und Falten,
ſo wie dem Ey das Ey, gebratnen Aepfeln glich,
bis auf den Buſen herab. — — *)

Jetzt that ſie erſt, was ſie lange hätte thun können, — und bettelte.

Ich rufte den Wirth und ließ ihr etwas geben, und ſie ſchlich fort.

„Ey! — ſagte der Doktor — das Weib ſieht ja aus wie die Hexe zu Endor!“

Mir wurde aber ſo übel über dieſer Figur, daß mir Hören und Sehen verging,

bis

---

*) Siegfried von Lindenberg. 1. B. S. 365.

bis mich ein Geſchrey aus meinem Unbewuſſtſeyn riſs.

„Gott! — rufte Friz — Guſtav!“ —

„Gott verdamme mich — ſchrie Franz — wenn ich die Hundeköpfe nicht alle ſpalten will! — Ein Mann ein Wort! Guſtav heiſs mich einen Kujon, wenn ich die Kerl nicht alle zuſammenhauen will, wie welke Rüben.“ —

Friz fiel über mich her, küſste mich und benetzte mich mit Thränen. —

„Ach mein Freund! — rufte er aus, — mein Guſtav, ich will nie deine Freundſchaft verdient haben, wenn ich dich nicht räche!“ —

Nun wurde ich in eine Kutſche gepackt, und Schritt vor Schritt nach K** in den Gaſthof gebracht.

Hier wurde ich ordentlich verbunden, und Friz blieb zwey Täge bey mir.

Franz war ſchon fort, und ſchwur allen meinen Feinden den Hals zu brechen. — Endlich reiſte Friz auch fort, und verſprach bald wieder zu kommen.

Indem ich nun hier ſo allein lag, begegnete mir, was der Leſer im folgenden Kapitel leſen wird.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Hier ruft der Autor allen Damen das goldne Sprüchlein zu: Wer ſich ärgert über ꝛc.

Ich ſaß einen Abend ganz allein in meiner Stube, und ſuchte meine Gedanken mit dem Tabacksrauch zu verſcheuchen, als jemand an meine Thür klopfte. — Herein! rufte ich, und es trat ein kleiner hagrer Mann in einem grünen Schlafrock, einer rothen Sammtmütze, mit einem ausgelöſchten Lichte herein, und bat um ein wenig Erlaubniß ſein Licht anzünden zu dürfen. Ich nöthigte ihn ſich nieder zu ſetzen, und es entſpann ſich ein Geſpräch, in welchem ich erfuhr, daß ich mit meinem Stubennachbar dem Magiſter Arnolfus redete.

Ich nöthigte ihn da zu bleiben, und er that es auch endlich. — Unſer Geſpräch ge-

gerieth in die philoſophiſchen Felder, und unvermerkt kamen wir auf die Lehre von der beſten Welt zu ſprechen.

Arnolfus. In der That, wenn man betrachtet, was vor Ungerechtigkeiten in der Welt vorgehen, ſo muß man faſt zweifeln, ob dieſe Welt die beſte ſey.

Ich. Ja leider! —

Arnolfus. Man möchte, wenn man die Ungerechtigkeiten ſo mit anſieht, ſchier mit **Selmann** *) in den hypochondriſchen Sermon ausbrechen, und mit **Fromal** **) ausrufen: „In allen Ständen der Geſellſchaft und Menſchheit iſt der Menſch Krieger, Unterdrücker, Räuber, Mörder, geweſen!“

Ich. Ja wohl! —

Arnolfus. Und um das Unglück der Menſchen noch vollkommner zu machen, iſt das Geſchlecht da, welches vom Anfang der Welt, den erſten Mann ins Unglück mit ſich ſtürzte. *) — Wie recht ſagt Wieland:

---

*) Lebensgeſch. Tobias Knauts. 3. Th. S. 200. ff.

**) Belphegor. 1. Th. S. 205.

> Ein einzler Biedermann wird immer noch geſehen;
> doch wandre einer nur ums weite Erdenrund
> nach einem frommen Weib, er wird vergebens gehen. **)

---

*) Dreymal hatt ichs im Sinn dieſes Stück zu unterdrücken, aber eben ſo vielmal erinnerte mich mein Gewiſſen, daß ich ein Wahrheit liebender Autor ſeyn ſollte. — Es iſt mir allemal als wenn mich jemand mit einer guten Tracht Schläge bewillkommte, wenn ich auf irgend einem meiner Lieblingsautorn, die Worte: Serio caſtigata erblicke. — Und hätt ich dieſe Worte nicht auch auf den Titel meines Buchs ſetzen müſſen, wenn ich nur ein Stückchen von dieſer Rede des Magiſters ausgelaſſen hätte? — Ich bitte alſo bey allen meinen Leſerinnen um Vergebung, und deklarire hiermit öffentlich, daß ich nicht den geringſten Antheil an des Magiſters Deklamation habe, völlig eines andern überzeugt bin, und den Herrn Magiſter hiermit öffentlich eines — böſen Gemüths beſchuldige.

**) Oberon VII. Geſ. St. 52.

Wie oft haben ihre falſchen Krokodillsthränen Männer betrogen, und ins Elend geſtürzt. O daß doch jeder das engliſche Sprüchwort bedächte: As great Pity to ſee a Woman weep as a Gooſe, go barefoot. *) — Ich habe erfahren, wie treulos dieſe ſtolzen Geſchöpfe ſind. O hätt' ich doch den Weiſen geglaubt, und nichts auf die Treu eines Weibs gebauet, denn

Längſt lehrten uns, aus Tonnen und von Thronen,
der Narr Diogenes, die weiſen Salomonen,
es ſey des Weibes Herz kein zuverläſſig Gut,
und ihrer Liſt nichts gleich, als ihre Wankelmuth. **)

---

*) Die ungezognen Engländer! — der böſe Magiſter! — Wenn es nun träf, daß eine meiner Leſerin engliſch verſtänd! oder einen guten Freund hätte, der es wagte, (denn es iſt etwas gefährliches!) ihr die Stelle zu erklären! — Ach wie bin ich ſo froh, daß ich unſchuldig bin, daß nicht ich die böſen Deklamationen begehe, ſondern, daß es der Magiſter thut.

**) Oberon. VII. Geſ. St. 55.

Ja ich ſchwöre es Ihnen zu, ich bin unglücklich im höchſten Grad, wie Sie mich hier ſehen, bin ich durchaus unglücklich, und das alles durch die Schuld einer Schlange, die mich verführte, die ſich verſtellte, mich liebkoſte, und ihren tödtenden Stachel in meiner Bruſt zurück ließ. — O du treuloſes Geſchlecht! wie wirſt du das alles einmal verantworten können, was du von Anbeginn der Welt angerichtet haſt! — Wer ſind die, die dich erheben, und an die Seite der Götter ſetzen? — O ſie haben noch nicht erfahren, daß ſie mit Furien umgehen, und ſie, wenn ſie dieſelben ja vergöttern wollten, zu Parzen machen ſollten.

Ich. Himmel! wie wird — was iſt Ihnen? —

Arnolfus. O die Ungeheuer der Welt! — (Hier verdrehete er die Augen, und machte verſchiedene konvulſiviſche Bewegungen) — Ach! — Auch ich habe erfahren, wie grimmig es iſt, mit einem ſolchen Weibe zu thun zu haben! — — Was iſt die Liebe ihr thörigten Sterblichen, die ihr in der Liebe zu dieſem böſen Geſchlecht, euer höchſtes Gut, und euer größtes Vergnügen ſezt? —

οὐ — ἔρως θεός ἐςι πάθος δὲ ἀίδηλον,
ἁπάντων. *)

Hier ſtand er eilig auf, brennte ſein Licht an, verlies mich zu meinem großen Erſtaunen, ging auf ſeine Stube, und ſchrieb die ganze Nacht durch eifrig.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Dieſes können die Damen gleichfalls überſchlagen, wenn ſie nicht Luſt haben zu — — —

Es war noch ſehr früh, als ich auf die Stube des Magiſters ging. Der Magiſter ſaß am Tiſch und ſchrieb. Ich ſah mich um, und fand eine ſchwarze Tafel, auf welcher mit goldnen Buchſtaben die Worte ſtunden.

Senſu intacta caret virgo; cum
nupta maritum
Sen-

---

*) Phocylid. Poem. Admonit. v. 178

Senſit, habet ſenſum, ſed ratione
caret. *)

„Bald iſts fertig," ſagte Arnolfus, und ſchrieb eifrig fort.

Was denn? — fragte ich.

„Meine Schrift: Beweis, daß die Weiber keine Menſchen ſind. —" **)

Was wollen Sie thun? — Sie wollen gewiß ein Geſpötte der Welt werden? —

„Was geht mich die Welt an. — Jedermann der gefühlt hat, was ich gefühlt und empfunden habe, wird mein Buch leſen und ſehen, daß es die lautere Wahrheit iſt." —

Ums Himmels willen! —

„Man mag wider mich ſchreiben, ich ſetze meinen Namen auf den Titel, und will ſchon antworten."

Man wird Sie verſpotten.

---

*) Oweni Epigramm. L. v. Epigr. 104.

**) — Was ſoll ich ſagen? — Brechen Sie den Stab über dieſen verſtockten Sünder, meine lieben Damen. — Nimm ihm goldne Venus alle Freuden des Lebens, und ſchenk ſie meinen Leſerinnen doppelt! —

„Und ich werde mich damit tröſten, daß es der Wahrheit nicht anders geht, gegangen iſt, und gehen wird, ſo lange die Welt ſteht.“

Der Magiſter blieb bey ſeiner verdammlichen Meynung, ſchrieb ſein Buch, wurde immer mehr Miſanthrop, und all die Freuden ſeines Lebens waren dahin, (nur nicht in ſo engem Verſtande genommen, wie es jene Herzogin that. *)

Umſonſt verſuchte ich alle Mittel, den irrigen Denker auf die rechte Straße zurück zu führen, er blieb bey ſeiner Meynung, und fieng ſie immer wieder von vorn an, wie Selmann ſeinen Diskur. **)

---

*) Tobias Knaut. 3. Th. S. 201. 202. Wir wollen die Geſchichte her ſetzen, wie ſie die ſchöne Emilie erzählt, wenn die Anſpielung auf dieſelbige etwan einigen unſerer Leſer dunkel wär. — „Eine Herzogin wurde von einem Armen um ein Almoſen gebeten, der unter andern ſich beſchwerte, daß er um die Freuden dieſes Lebens gekommen ſey. Was? rief die Herzogin, indem ſie ſich zu ihrem Führer wandte, eſt - ce que cet homme - la eſt eunuque?“

**) Ebendaſ. S. 202. f. 235. u. a. m. ff.

Endlich da ich alle meine Müh vergeblich verſchwendet, und unnütz angewendet ſah, lies ich den Magiſter gehen, der ſich nun faſt beſtändig einſchloß, deklamirte, ſchrieb, ſchimpfte, und bey ſeiner Meynung ſo feſt blieb, als **Sancho** bey ſeiner Lieblingsmeynung von der Statthalterſchaft über eine Inſel. —

Nun noch ein paar Worte an meine Leſerinnen, eh' ich dieſes Kapitel beſchlieſſe. *)

Wenn Ihnen, wertheſte Damen, dieſe 2 Kapitel, etwa wider Vermuthen, Vapeurs, Katharrs, Farbenſchwinde, oder ſonſt etwas verurſacht haben ſollten, ſo hätten Sie freylich beſſer gethan, wenn Sie dieſelben nicht geleſen hätten, iſts aber einmal geſchehen, nu, ſo fügen Sie ſich entweder mit Geduld in Ihr Schickſal, — oder — machen Sie was Sie wollen — nur nicht aber, mit **mir.**

Schlimm ſind die Zufälle allemal, — kuriren — kann ich ſie nicht, aber ich will ſie auch nicht verurſachen, drum bitt' ich ja von dieſen 2 Kapiteln nichts auf meine

---

*) Leider nehmen die paar Worte mehr als eine Seite ein, aber ſo gehet es wenn man einmal ins Schreiben kömmt. —

Rechnung zu ſchreiben. Dieſelben wegzulaſſen, wär wider Pflicht und Gewiſſen eines redlichen Geſchichtſchreibers geweſen. Vor den letzten Fall, die Farbenſchwindung, wär wohl noch am erſten ein Mittel da, doch will ichs im geringſten nicht anrathen.

Zum zweytenmal will ich bitten, auch nachfolgende Verſe des alten Opiz zu überſchlagen. Der Magiſter führte ſie beſtändig im Munde, und ich fand ſie mit unter meinen Schriften, und alſo will ich ſie, ohne die Wahrheit derſelben zu behaupten, — ich glaube vielmehr das Gegentheil, — herſetzen. Die Rede iſt von Ihrem (vermuthlich dem imaginirten, des böſen Dichters) Geſchlechte, meine hochzuverehrende Damen.

Sie ſpotten der Natur, und mahlen ſich mit Sachen
ſo nur die Haut und nicht das Herze ſchöner machen.
vermehren ihren Glanz mit Wäſſern allerhand;
ja für ihr Antlitz wird auch Kühmiſt *) ausgebrannt.

---

*) Pfui! über den garſtigen Dichter! —

Viel riechen nach Zibeth. *) ihr ehrliches Gerüchte,
dem kein Geruch nicht gleicht, hergegen wird zu nichte:
das Muſter bleich zu ſeyn, wird jetzt auch aufgebracht,
drum eſſen ſie nicht ſatt, **) verwachen ſich bey Nacht. ***)
ja pflegen öfters auch wohl Kreide, Kohlen, Aſchen,
Kalk, Eſſig, und ſo fort, wie faſt mit Luſt zu naſchen. †)

---

*) Das gilt nur von ſeiner Zeit, wer wird jetzt ſich mit ſo einem unerträglichen Zeug parfümiren? —

**) Alles erdacht! nichts wahr! —

***) Lauter Erdichtungen! Mir iſt wenigſtens kein Frauenzimmer bekannt, welches nicht wenigſtens um 9 Uhr ſchon im Bette läg.

†) Dies gilt nur von ſeinen Zeiten, denn Sie wiſſen es ja ſelbſt, daß Mandeln, Makronen, Torte, Konfekt, Muſkatenſekt, u. ſ. w. beſſer ſchmecken, als Kalk, Kohlen, Aſche, und Eſſig.

Ich meyne weil die Scham bey ihnen nicht mehr *) gilt,
daß auch die Röthe nun, der Spiegel und das Bild
der Scham, verächtlich ſey. **) —

Doch er ſoll Ihnen dieß all mit ſeinen eignen Worten abbitten, er ſoll revoziren, und wie ſehr er auch all Ihren Reizen weh gethan und ſie erniedrigt hat, ſo ſehr ſoll er ſie erheben.

Ihr liebliches Geſchlecht, dem Venus hat gegeben
den Schlüſſel in die Hand zu aller Männer Leben,
die ihr der Liebe Saat aus euren Augen ſtreut,
die uns im Herzen ſteht gewurzelt allezeit. ***)

---

*) Das iſt: zu ſeiner Zeit, denn jezt iſts ja offenbar, daß die Röthe nicht im geringſten verächtlich iſt bey den Damen, ſondern eifrig geſucht, verlangt, und nach der Güte bezahlt wird.

**) Opiz Gedichte S. 190 1. Th.

***) Ebendaſ. S. 219 1. Th.

Hören Sie nur an, was er ſich wünſcht bey ſeinem Liebchen:

Wie oft hab' ich gewünſcht, wie ofte dürfen ſagen,
daß ich wär eine Bien, und Honig ſollte tragen
aus ihrem rothen Mund; als wird er aufgethan
bin ich ſo froh daß ich mich nicht mehr halten kann.

Alsdenn kömmt ihre Seel' eh' als ich mich beſohre,
und fleugt in meine Seel', alsdann macht ſie die Thore
der Sinnen bey mir auf, denn iſt mein brennend Herz
umringt mit ſeiner Glut, umringt mit ſüſſem Schmerz. *)

Das ganze Gedichte wollte ich herſetzen, wenn ich nicht den Tadel mancher — — befürchtete, es iſt ganz zu Ihrem Lobe, aller-

---

*) S. 221.

allerſchönſte Damen. Doch noch 4 Verſe, und denn damit gut.

Ich halte den für todt, für unweiſ und verkehret,
der eine Jungfrau *) ſieht, und ihm doch nicht begehret
derſelben Huld und Gunſt; er iſt ein Klotz und Stein,
den nicht bewegen kann der lieblich Augenſchein. **)

---

*) Dieſes Wort, Sie haben recht Madam, darf nicht hier in der engen Bedeutung genommen werden. Sind denn die Weiber keine Frauenzimmer? Haben ſie nichts anziehendes, nichts reizendes mehr, das nicht jemanden außer ihrem Mann gefallen ſollte? — Der Dichter iſt hier dunkel, ſo muß er aber interpretirt werden, es käm ſonſt der rechte, wenigſtens auf unſre Zeiten paſſende Verſtand nicht heraus. — Es kann auch deswegen geſchehen ſeyn, weil kein ander Wort als Jungfrau (heut zu Tag klingt dies ziemlich fade!) im Vers paßte.

**) S. 222. am oben angef. Ort.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Das hatte ich nicht vermuthet.

Es war der heilige Abend vor dem Weinachtsfeſte, als Friz kam, und mir einen Brief von dem bekannten Wirth brachte.

„Was? ſchrie ich, iſt ſeine Frau in die Wochen gekommen?“

Friz ſtatt meine Frage ordentlich zu beantworten, ſagte:

Er iſt ja ſo lieblich von außen zu ſehn,
will wünſchen, was drinne, ſey zehnmal
ſo ſchön.

Ich riß den Brief auf, und fank daß des Wirths Brief blos ein Umſchlag über einen andern drinnliegenden war. Ich muthmaßte gleich von wem, riß ihn gierig auf und laß:

Hochgeehrteſter Herr und Freund.

Ich habe Ihren Brief empfangen, und draus erſehen wie wahr, wie warm, Sie lieben mögen. Heil dem Mädchen das Sie lieben! — Ach wie viel Süßes finde ich nicht drinne, mich von Ihnen geliebt zu wiſſen! — ob ich gleich Ihre Zärtlichkeit nicht vergelten, Sie nicht wieder lieben kann — — Mein Herz iſt nicht mehr mein. — Ich liebe und darfs nicht ſagen. — Vielleicht kann ich Ihnen bald mündlich ein mehreres ſagen. — Leben Sie wohl.

Mariane von Wellheim.

Ich gab Frizen ſtillſchweigend den Brief. Er las ihn und ſagte: „das hatte ich nicht vermuthet.“ —

„Ich auch nicht,“ ſagte ich, und legte den Brief bedächtlich zuſammen.

Endlich als wir lange ſtillſchweigend da geſeſſen hatten, ſagte Friz:

„Höre! Ich habe mich deinetwegen mit R*** geſchlagen, und dem Kerl ein tiefes Merkmal mit meinem Degen gegeben. Franz erklärte die ganze Landsmannſchaft deiner Gegner vor Schurken, und ſchlug ſich 24 mal. — Einen einzigen kleinen Armſuchſer hat er bekommen, und davor 24 derbe Stiche ausgetheilt. So wie du, wird ſelten einer gerächt werden!“ —

Ich überdachte blos mein Schickſal wegen Marianen, und gab wenig auf Frizens Reden Achtung. — Friz merkte es und ſagte:

„Guſtav! Sey ruhig, wer weiß warum dir das Schickſal verſagt, was du begehreſt. Der Menſch iſt für die Zukunft blind! — Wer weiß wie gut es zu deinem Frommen gereicht, daß dich Mariane nicht wieder lieben kann. — Sey zufrieden Freund! — Ich bin dein Freund! Muſt du dich eines Mädchens wegen zu tode grämen, wenn du einen Freund haſt? —

Wer wird ſich um ein Mädchen grämen, —
Haſt du bey einer nur die Wahl?
Die Sterne kannſt du leichter zählen,
als ihre ungemeßne Zahl.

„Zärtlicher Freund! rufte ich aus, und fiel ihm um den Hals — wenn ich nur dich habe frage ich nach nichts was. — Du biſt mir Freund und Geliebte! — o daß uns das Schickſal nie zu trennen vermögte!"

„**Guſtav**! denk mir nicht an Trennung, ſonſt wird mirs ſo weh!" —

Nun kamen wir auf ein andres Geſpräch, und verzehrten unſer Abendbrod in guter Ruh. — Die Wirthin invitirte uns, zu ſehen was der heilige Chriſt ihren Kindern beſcheerte. — Wir gingen hin, ſahen den Jubel der Kinder, und dachten ſo mancherley dabey. — **Friz** machte den Kindern Geldgeſchenke, die Eltern wolltens erſtlich nicht zugeben, aber wir baten drum den Kleinen die Luſt zu laſſen, und es geſchah endlich. — Da jauchzten die Kinder und küßten uns die Hände, und ſprangen herum daß es einen freute.

„O wenn wir doch immer Kinder wären!" rufte **Friz** aus.

Wir ſahen dem Jubel noch eine Weile zu, und als die Lichter des Zuckerbaums bald abgebrannt waren, gingen wir auf unſre Stube zurück.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Ich wollte den Damen nicht rathen dieſes Kapitel zu überſchlagen.

Als wir über den Saal gingen, vernahmen wir in der Stube des Magiſter Arnolfus einen großen Streit. Wir traten hinein. — Der Magiſter ſaß hinterm Tiſch, und vor ihm ein Menſch welcher erſt heute in den Gaſthof gekommen war, und ſich vor einen Belletriſten ausgab. Wir dachten vielleicht iſts Doktor Braun, Magiſter Kindleben oder ſo ein Paſſagier, aber nachher erfuhren wir, daß er ſich Amaranthus nennte.

Ob uns gleich die beyden Streiter bemerkten, ſo ließen ſie ſich doch nicht ſtöhren, und ſtritten fort.

Magiſter. Es ſind lauter Schlangenblicke! Lauter Baſiliskenblicke ſage ich!

Amaranthus. Sie irren!

Magiſter. Nein! nein! —

Tutius in ſyluis baſiliſcum audire
frementem,

Quam molles cantus, ſoemineumque melos

ſagt Ovenus *) und ſo iſts auch mit ihren Blicken, lieber will ich einen Baſilisken ſehen, als die rollenden Augen eines Weibsbildes.

Amaranth. O wenn ich die ſüßen Reize meines Liebchens ſehe, ſo ſchwinden alle meine Sinne. Das Grobe ſchwindet, und die empfindbarſten Theile bleiben zurück. — Wenn ich ſie ſehe die holde die ich liebe, über alles, o welche Wonne! — Ja erſt alsdenn konnteſt du ausrufen: Es iſt alles gut! erhabner Schöpfer dieſes Weltalls, als du das Weib geſchaffen hatteſt. Welche Wonne mit ihr aus einem Becher zu trinken, und den Ort zu küſſen, wo ihre Roſenlippen ruheten. Du wuſteſt es wohl, göttlicher Meiſter in deiner Kunſt Ovid du ſagſts uns, **) wir thuns, und empfinden die entzückendſte Wonne.

---

*) Ovenus Epigr. L. V. Ep. 6.

**) Fac primus rapias illius tacta labellis
Pocula, quaque bibit parte puella, bibas.
Ovid de art. amand. v. 575.

Magiſter. Sie werden mich n
Tode martern. —

Amaranth. Ich will per ind
nem mathematicam beweiſen, da
Weib das vollkommenſte, beſte, und
ſte Werk ihres Schöpfers auf dieſer W

Magiſter. Ich werde mich h
und Sie werden dann meine Seele a
rem Gewiſſen haben. —

Amaranth. Sie würden die v
te Laura ſehen, die erhabene Sa
und die ſchöne Aſpaſia, das Gött
Lais *) und die holde Phryne.

Magiſter. Es läuft mir eiſkal
die Haut! Unter ſo einer Geſellſchaft
ich ſeyn? — nein, lieber nicht in Hi
wenn die Weiber hinein kommen.
wo dieſe ſind, da iſt lauter Elend und
iſt unvollkommen, wie könnt es da im
mel ſchön ſeyn, wenn Weiber drinnen
ren? —

Amaranth. Wie könnt es ſchön d
ſeyn, wenn ſie nicht drinne wären? wa
in der Welt ohne die holden Geſchöpfe ſc
— Die heiligſten Männer ſind von den

ſ

---

*) Laidion 1. Th. in der Vorrede.

feſten Empfindungen der Liebe gereitzt, und gehoben worden. — Nur der wer liebt lebt, und wer nicht liebt iſt todt, ſagt der fromme Vater **Idiota** *) und mit ihm Gleim **)

— und der hat nicht gelebet
wer nicht geliebet hat. —

Ich könnte Ihnen noch tauſend Stellen aus den bewährteſten Schriftſtellern anführen, doch iſt hier der Ort nicht, ich hab es aber gethan in meiner Schrift **von der Liebe**. ***)

Mel-

---

*) *Amor vita eſt animae, et qui non amat mortuus eſt.* — *Idiotae viri doct. et ſanct. contemplat. de amore div.* c. 1. n. 10.

**) Gleims Schriften 6. Th. S. 9.

***) Amaranthus ſetzt hier als ein Dichter gern eine runde Zahl, wo er eine Menge anzeigen will. Wir haben ſeinen Traktat durchblättert, und nur folgende angeführte Stellen außer den 2 obigen drinn zitirt gefunden, die wir zur Kurioſität ſo bunt wie ſie dort unter einander ſtehen mittheilen wollen, woraus ſich die Beleſenheit des Dichters ſchließen läßt. —

Horat. Epiſt. VII. L. 1. v. 66. *Palingenius Zodiac. vitae. capric.* p. m. 297. v. 6. 7. *Id.*

Magiſter. Ich ſterbe! —

Amaranth. Hier iſt Waſſer! —

Magiſter. Ach! —

Ama-

---

tancer, p. 81. v. 15. 16. 18. p. 82. v. 5. - 15. p. 83. v. 26. 27. *Taſſo La Geruſalemme liberata*, canto II. St. 19. c. IV. St. 56. c. XIV. St. 62. 64. *Milton Parad. loſt.* book. 8. *Guarini Paſtor Fido.* A. 1. Sc. 1. *Orland. furioſ.* cant. 1. St. 56. Gedichte der Grafen zu Stolberg S. 32. 35. 40. Blumauers Gedichte S. 24. 25. 26. 29. 81. 82. Ewalds Oden. S. 101. Rammlers Oden. S. 19. 270. Julius von Tarent. Trſp. S. 50. v. Hofmanswaldau Ged. 1. Th. S. 8. 54. 74. 138. III. Th. 16. Werthers Leiden. 1. Th. S. 68. 90. Opiz Gedichte. 1. Th. S. 6. 207. Idris III. Geſ. St. 47. Bernis proſ. Werke. S. 3. 5. 6. Siegwart. 2. Th. S. 579. Oberon V. Geſ. St. 8. VIII. Geſ. St. 41. Siegwart 1. Th. 177. 2. Th. 371. Bürgers Gedichte S. 11. 12. 13. 106. 107. 108. 112. 122. 167. 182. 270. Müllers Leiden und Freuden III. Th. S. 40. 41. 87. 88. Wielands poetiſche Schriften II. B. S. 114. Höltys Gedichte. S. 74. 84. 85. 86. 142. 143. 153. 154. 155. 180. 181. 185. 186. 187.

Amaranth. Ach man ſtirbt nicht ſo gleich! — Sie ſind ja wieder bey völligen Kräften! — Nu ſehen Sie, ich will überzeugend handeln. — hören Sie, wie getreu war die ſchöne Penelope dem Vielerdulder Ulyſſes, auf den ſie ſo lange harrte, und ihre ungeſtümen Freyer hinterging?

Magiſter. Wie ſchändlich betrog die ſchnöde Bathſeba ihren Mann, und warf ſich in die Arme eines andern!

Amaranth. Wie ſchön iſt der Karakter der Ariadne, welche der böſe Jaſon täuſchte, und verlies! —

Magiſter. Was vor eine ſchändliche Kreatur war die gewinnſüchtige Delila, die ihren Liebhaber Simſon ſo ſchändlich verrieth!

Amaranth. Wie keuſch, wie fromm, und tugendhaft war die ſchöne Suſanna!

Magiſter. Was vor ein Ungeheuer war Jeſabel!

Amaranth. Wer preißt nicht die zärtliche Liebe der Alceſte gegen ihren Gemal, da ſie ſelbſt für ihren Mann ſtarb!

Magiſter. Wer weiß nicht, daß die Hausfrau Hiobs des armen Mannes ärgſies Uebel war, das ihn mehr plagte als alle ſeine Schwären.

Amaranth. Wer bewundert nicht die edle Treue der Laodamia gegen ihren Gemal Proteſilaus!

Magiſter. O ſchweigen Sie ſtill, alles was Sie anführen, ſind Fabeln und erdichtete Weiber, denn wo könnte ſo etwas von einem Weibe wahr ſeyn? — Ich hätte aus der heiligen Schrift noch genug ſolche böſe Geſchöpfe, die uns Gott deutlich dargeſtellt hat, anführen können, aber —

Amaranth. O ſchweigen Sie auch ſtill! Homer, Ovid, und andere werden gewiß ſo viel Glaubwürdigkeit verdienen als —

Magiſter. Was? —

Amaranth. Laſſen Sie mich gehen, daß ich nicht anfange zu zürnen, denn der Zorn iſt eine böſe Sache, ich möchte mich an Sie vergreifen und —

Magiſter. Wie? —

Hier verlies den Magiſter all ſein Phlegma, er riß eilig ſeinen Kleiderſchrank auf, holte einen entſetzlich langen Trauerdegen heraus, und lief auf Amaranthen zu. Dieſer ergriff einen Stul, hielt ihn vor ſich, und ſchrie hinter ſeinem Bollwerk: wagen Sie nicht mir näher zu kommen — nam Diuum ſeruat tutela poetas. *) Der **Magiſter** lies ſeinen Degen ſinken. **Amaranth** ſezte den Stul nieder, ging auf ſeine Stube, ergriff ſeine Zither, ſang ein Liedchen, und vertrieb ſeinen Zorn damit, wie ehemals die beyden groſſen Männer Clinias und Achilles **). — Wir gingen auf unſre Stube, und belachten die Thorheiten dieſer Männer, ſie mochten davor über die unſrigen lachen.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Dieſesmal verliebte ich mich nicht. — Ein Neujahrstags Gedicht.

Wir hatten uns vorgenommen die Weinachtsfeyertage in K** zu bleiben. Den zweyten Feyertag wurden wir zu einem Balle invitirt. Wir gingen hin. Hier trafen wir

---

*) Tibull. L. II. El. VI. v. 25.

**) Aelian. Var. Hiſt. Lib. XIV. Hiſt. 23.

wir die Schönſten des ſchönen Geſchlechts zu K**. — Ich durfte mich nicht erhitzen, und tanzte deswegen wenig.

Ein Fräulein von Herſenthal war mehrentheils meine Geſellſchafterin, ich mochte tanzen oder nicht. Sie ſetzte ſich zu mir, wir ſprachen zuſammen, und meines Bedünkens war ſie ſo ziemlich über den Zirkel ihres Geſchlechts zu K** erhaben.

Friz bemerkte es, und ſagte zu mir: „Gott Lob und Dank, daß du wieder eine Sorgenzerſtreuerin gefunden haſt!“ —

„Du irrſt dich Freund! — 's ſcheint ein gutes Mädchen zu ſeyn, ſie iſt ſchön, aber verlieben kann ich mich nicht in ſie.“ —

Wir verließen den Ball bald, und begaben uns nach Hauſe. — Hier mußte ich alle meine Beredſamkeit auffordern, um Frizen zu überzeugen, daß ich mich nicht in das Fräulein von Herſenthal verliebt hatte.

Endlich als ich unſre Abreiſe auf Morgen feſtſetzte, glaubte ers doch.

Wir reißten alſo den folgenden Tag fort. Unterwegs erhob ſich folgendes Geſpräch:

Ich. Ich hätte Luſt ein Gedicht übers neue Jahr zu machen

Friz. Das kannſt du thun. —

Ich. Vorm Teufel! Friz jetzt fehlt mir die Muſe! — Sonſt wars allezeit mein Mädchen, jetzt hab' ich keins.

Friz. Idealiſire dir eins. —

Ich. Das iſt nichts! —

Friz. Nimm das Fräulein **von Herſenthal** dazu.

Ich. Meinetwegen! — Sie ſoll **Melinde** heiſſen.

Endlich kamen wir zu Hauſe an. Ich ſtieg bey Frizen ab. Franz kam zu uns, erſtickte mich bald mit ſeinen Umarmungen, und freute ſich „ganz höllenſakramentiſch!“ mich geſund wieder zu ſehen. — Als ich in meine Behauſung kam, ſetzte ich mich nieder und machte folgendes Gedicht übers neue Jahr:

Der Neuejahrstag.

1.

Da ſann ich auf Worte in zierlichem
Ton

und kaute an Federn zwey Stunden wohl ſchon,
und ſann, welche freundliche Muſe
zu dieſem Geſange ich lockte herbey,
und ob die neun Schweſtern mein flehend Geſchrey
wohl hörten und nähmen die Buſe

2.

Als wahre Empfindung und innige Reu,
da ich ſie beleidigt ſo kühnlich und frey,
und ob ſie drob zürnten noch immer. —
Ich ſang voll Empfindung wohl zierlich und fein
jüngſt ohn' ihre Hülfe, ein Liedlein allein
und machte die Sache nur ſchlimmer.

3.

Ich machte mein Mädchen mit fröhlichem Sinn
zur Muſe und küßte ihr Wange und Kinn
und fühlte mich ſelig begeiſtert. —
Da ſang ich geleitet von Liebe und Wein,

es rufften die Leute: „du machſt es gar fein!“
haſt dich unſers Beyfalls bemeiſtert.

4.

Nun werden die Muſen, — die Damen ſind ſchlimm! —
erzürnet mit mächtigem weiblichem Grimm,
mir Hülfe und Beyſtand verſagen.
drum war mirs ſo bange, drum ſeufzt ich ſo ſchwer,
drum ſann ich beklommen wohl hin und wohl her,
ob dieſen verzweifelten Plagen.

5.

Da klopft's an die Thüre. — Ich rufte: herein!
's kam niemand. — Ich dachte wer muß das wohl ſeyn; —
da fiel mirs wie Zentner aufs Herze. —
Wie? wenn eine Muſe gar lieblich und fein

trät glänzend und lächelnd voll Anmuth herein
umflattert mit Liebreitz und Scherze,

6.

Und wollte ſich ſetzen — wie kurz iſt geſcheh'n
bey Wieland *) — aufs Kanapee? — Ey das wär ſchön!
Gleich ging ſie von dannen; — ich habe
kein Kanapee, — leider im Grosvaterſtuhl,
ließ ſichs wohl der Schiffer vom ſtygiſchen Pfuhl **)
gefallen, — doch ob ſich hier labe

7.

Der Göttinnen eine vom Helikon, iſt
wohl noch eine Frage die zu dieſer Friſt
ich nicht mag ſo gänzlich entſcheiden. —

---

*) Oberon 1. Geſang. St. 1.

**) Charon.

Da pocht' es noch einmal! — Ich eilte zur Thür,
ich öffne ſie, — Himmel! wie wurd' es da mir? —
ich jauchzte entzücket vor Freude.

8.

Es war meine liebe **Melinde**, ich ſah
Geliebte und Muſe mir freundlich und nah
und küßte ſie feurig und ſagte
ihr all meinen Kummer, da ſprach ſie: „Nun
ob ich dich begeiſtre, da ſiehe du zu!“
Ich glaubt' es entzücket und wagte

9.

Zu ſingen, und ob ich nun ſinge recht fein
das werden entſcheiden die Leute. — Mit Wein
erzwingt man wohl manchen Gedanken. —

Komm Flaſche und reihe wie Perlen zur Schnur
die Finger der Damen, die Reime, und nur
laß mich nicht ganz trunken-hinwanken!

10.

Jetzt ſinnen auf Worte, Verbeugung und Reim
die Dichter, und drechſeln Gedanken im Keim
zu Reden, und bilden Figuren
und ſchwitzen und kauen die Lippen ſich wund
und reiben ſich ängſtlich die Stirn und den Mund
und drängen durch Wendung und Touren

11.

Die Wünſche, und eilen und beten ſie her,
als obs eine Formel aus Kubachs Buch wär
und denken dabey mit Entzücken:

Bald biſt du zu Ende! und wenn es gefällt
ſo reicht dein Mäzenas dir willig das Geld
und dankt dir mit freundlichen Blicken. —

12.

Doch da ich ſo ſchreibe ſo fällt mir auch ein,
es möchte wohl beſſer und lieblicher ſeyn
den Anfang des Jahres im Lenze
zu ſehen; — dann ſchmücket die Erde ſich neu
da eilen die luſtigen Vögel herbey,
und Schäfer beginnen die Tänze.

13.

Dann grünen die Felder, dann blühet der Hain,
wir denken beym Auge des Weinſtocks, am Wein,
und ſehen die lekkende Heerde. —
Dann knoſpen die Blumen, die Nachtigall ſchlägt,

der Himmel iſt heiter, es lebt und bewegt
von neuem ſich Himmel und Erde. *)

14.

Im Grünen ließ heiter bey frölichem Mahl
ſichs wünſchen, bey blinkend gefülltem Pokal,
viel beſſer als jetzo. — Im Winter
erfrieren die Wünſche: — kein Wunder iſts nicht,

denn

---

*) Dic age, ſrigoribus quare nouus incipit annus,
Qui melius per ver incipiendus erat?
Omnia tunc florent: tunc eſt noua temporis aetas:
Et noua de grauido palmite gemma tumet:
Et modo formatis amicitur vitibus arbos;
Prodit et in ſummum ſeminis herba ſolum:
Et tepidum volucres concentibus aëra mulcent;
Ludit et in pratis, luxuriatque pecus.
Tum blandi ſoles: ignotaque prodit hirundo;
Et luteum celſa ſub trabe ſingit opus.
Tum patitur cultus ager, et renouatur aratro.
Haec anni nouitas iure vocanda fuit.

Ovid Faſtor. Lib. I. v. 149 - 160.

drum klinget ſo froſtig manch wünſchend Gedicht,
im Lenze iſt alles gelinder.

15.

Warum nun im Winter der Anfang vom Jahr? —
das iſt eine Frage, drauf könnt ich fürwahr
antworten euch nimmer, wenn vor mir
dem Dichter der Liebe *) der doppelte Gott
nicht

---

*) Ovidius welcher in ſeinem Gedichte über den Kalender die Antwort vom Gott Janus ſelbſt, welchen man mit doppeltem Geſichte abbildete, über dieſe Frage erhielt. Er war der Zeit vorgeſetzt und ſah aus der alten in die neue, deswegen wurde er ſo gebildet, oder auch ſeiner eigenen Worte uns zu bedienen, weil, da er der Oberthürhüter des Himmels war, zwey Geſichter brauchte wie die Thür zwey Seiten hat, um nicht die Zeit zu verlieren, wenn er ſich immer herumwenden müßte. Die Straße zu den Göttern war freylich ſehr gangbar.

nicht hätte gemachet ſein Schiffchen ſein flott,
geſtillt ſeine forſchende Wißgier.

16.

So ſprach er: „die Sonne tritt heut' ihre Bahn
zum erſtenmal wieder, von neuem jetzt an,
und lächelt dem kürzſten der Tage.“ — *)
Wir wünſchen: — Der Anfang der Sachen hat — ſpricht
Gott Janus, — wohl immer das beſte Gewicht,
ihr lauſchet nicht nach einer Klage.

17.

— — cauſam nun diſce figurae —
Omnis habet geminas, hinc atque hinc, ianuae frontes! —
Et mihi, ne flexu ceruicis tempora perdam,
Cernere nôn moto corpore bina licet.
Ovid. Faſt. L. I. v. 133, 135. 143. 144.

---

*) Bruma noui prima eſt, veteriſque nouiſſima ſolis;
Principium capiunt Phoebus et annus idem.
Ovid. Faſt. L. I. v. 163. 164.

17.

Ihr lauſchet nach Worten ſo lieblich und fein
um euch ihrer Deutung zum Anfang zu freun,
es lauſchen die Ohren zu hören
entzückende Wünſche, — ihr hört ſie und nehmt
draus Deutung des Künftigen. *) — Nun könnt ihr beſchämt
euch ferner ob Wünſchen beſchweren.

18.

Drum wünſchet. — Es wünſchen mit frölichem Muth
die Dichter, und wechſeln wie Ebbe und Fluth,

im

---

*) At cur laeta tuis dicuntur verba Kalendis;
Et damus alternas, accipimusque preces?
Tum Deus — — —
Omnia principiis, inquit ineſſe ſolent.
Ad primam vocem timidas advertitis aures;
— — — nec lingua caducas
Concipit vlla preces: dictaque pondus habent
Ovid. Faſt. L. I. v. 175. ſq.

im Zimmer der Reichen, — beſtehlen
die alten Poeten, und miſchen gar fein
drein eigne Gedanken, wie unter den Wein
das Waſſer die Wirthe, und zählen

19.

Die Reime nach Gaben, die Wünſche nach Geld,
und wer eine Ode voll Bombaſt erhält
giebts meiſte, — und iſt ihr Mäzenas. —
Ich kenn' einen Dichter mit feurigem Blut
der dicht't ſeit Martini mit Feuer und Wuth
und ſtreuet aufs glühende Rauchfaß

20.

Die wünſchenden Körner des Weihrauchs, und ließt
wohl zehnmal die Verſe ſich vor und vergißt
ſie wieder und ließt ſie von neuen.

K***

K*** ſchwitzt willig und reimet voll Glut,
mit feurigen Augen, mit wallendem Blut,
um Weihrauch der Donna zu ſtreuen

21.

Die lieblich mit einem grünſeidenen Band
ihm Nacken und Hände, und Sinne umwand.
Ihr ewig mit Liebe ergeben,
wünſcht er voll Entzücken, und ſchleichet herbey
ſo ängſtlich begierig wie Murner um Brey,
und wünſcht ihr — ein ewiges Leben.

22.

Da kaufen auf Atlas gedrucket gar ſchön
die Herrn ihre Wünſche, und bitten und flehn
um Liebe die freundlichen Damen,
und ſiegeln in Briefe gar zierlich und fein

den beſten Zweygroſchenwunſch frölich hinein
und ſchreiben darunter den Namen.

23.

Da laufen die Mägde, da laufen die Herrn
und holen die Wünſche von nah und von fern,
umringelt mit zierlichen Kanten,
und ſpenden freygebig die Reime umher,
und ſchmecken des ſüßen Vergnügens noch mehr
zu wünſchen begüterten Tanten

24.

Die Freuden des Himmels. — Hilf Himmel der Schwarm
der Wünſchenden alle! — Wünſcht er ſich nicht arm?
Nein nimmer! und währt' es Aeonen
ſo, wünſchte mit nemlicher Formel die Schaar

ehn'

ohn' Ende und Anfang, wohl zehntauſend Jahr,
nur müßt' ihr ſie davor belohnen. —

25.

O ſchändliche Geldgier! — die Zeiten ſind hin,
wo niemand voll Gierde nach ſchnödem Gewinn
verehrte den andern, und täuſchte
mit gleiſſenden Wünſchen die Sinne, und wand
mit heuchelnden Lippen ein ſchimmerndes Band
um Nacken dem andern, zerfleiſchte

26.

Mit freundlicher Miene, mit lächelndem Ton,
voll Tücke den andern, mit kränkendem Hohn
Trotz allen den Wünſchen die vorher,
geſtammelt voll Demuth ſein bittender Mund

mit kriechender Stellung, geſchmiegt wie ein Hund,
gezogen zum lockenden Köder.

27.

Ha Menſchen! durchblicket die vorige Zeit,
gewachſen iſt Geldgier und ſchändlicher Neid,
und kann ſich nicht weiter verbreiten. *) —
Wem Geldgier mit ſchimmernden glänzendem Band
die Sinne der Menſchheit nur einmal umwand
der bleibet ein Sklave mit Freuden. **)

28.

---

*) Tempore creuit amor, qui nunc eſt ſummus habendi:
Vix vltra, quo iam progrediatur habet.
Ovid. Faſt. L. I. v. 195. 196.

**) — — Quicunque admiſerit aurum,
Libertate caret, laqueumque in pectore fuluum
Inicit, et tantum pretioſo adſtringitur hamo.
Maſenius Sarcothis L. IV. v. 154 - 156.

28.

Wir wünſchen vergebens, und hätten wir all
gewünſchet mit Thränen ſchon ſeit Adams Fall,
die Zeiten zurücke in Eden. —
Wir können nur loben, uns preißlich zu freun,
die Zeiten der Alten, und müſſen die neu'n
genießen. *) — Das Land der Poeten

29.

Liegt freylich dort drüben, und ſchimmert gar ſchön,
mit Roſen beſtreuet ſind Thäler und Höh'n,
dort rieſeln die Weine in Quellen.
Da laben die Dichter ſich, ſingen gar fein
und füllen die blinkenden Becher mit Wein
und reichen ſie ihren Geſellen.

---

*) Laudamus veteres, ſed noſtris vtimur annis.
Mos tamen eſt aeque dignus vterque coli.
Ovid. Faſt. L. I, v. 225. 226.

30.

Dort wünſchet ſich niemand mit ſchmeichelndem Blick
Vergnügen und Ruhe, ſie finden ihr Glück
ſich ſelbſten in Ruh' überlaſſen. —
Doch blick ich hierüber ſo ſeh ich das Chor
der wünſchenden Schmeichler, ſie drängen hervor
vor andern ſich über die Gaſſen. —

31.

Nein! laß mich Melinde! — Sie hören nicht auf,
und gingen die Zungen und Kehlen noch drauf! —
Wünſcht immer, ich mag es nicht hören! —
Willſt du mir auch wünſchen Melinde? Du weißt
ich wünſche dir wieder. — Doch nimmer ſo dreiſt
wie andre. — In Züchten und Ehren — — —

32.

„Laß wünſchen mein Lieber, ich wünſchte dir gern
wohl Titel und Aemter, ja Orden und Stern,
doch Wünſche ſind Träume. — Ich liebe
dich zärtlich, und Guſtav ſag wünſcht du dir mehr?“ —
„Nein nimmer Melinde! — du liebſt mich, und wer
macht Freude und Anmuth mir trübe?“ —

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Enthält Mancherley obs gleich kurz iſt.

Jetzt war ich einmal ohne Mädchen, das heißt, ich hatte keine Geliebte, und dies dauerte bis zum 26. Julius, wie die Leſer ſehen werden, und ſo lange machte ich auch lauter ernſthafte Gedichte.

Friz aber, der ſo lange ſich nach einer Geliebten zerſehnt und zerquält hatte, fand eine, leider aber war ſie einfältig oder verliebt genug, ſeine Hand auszuſchlagen welche er ihr anbot, und ſich in den Beſitz ſeines großen Vermögens und ſeiner Rittergüter zu ſetzen, daß ſie lieber ihrem alten Kandidaten treu blieb. — Drob lobte ſie Friz gar ſehr, aber Ich nicht. — Doch dies gehört in Frizens Geſchichte.

Wir hatten um dieſe Zeit viele Abentheuer, Franzen ſein Leiden und ſein Spektakel ging auch an, wie ich ſchon kürzlich im acht und zwanzigſten Kapitel geſagt ha-

habe, ich muß aber dieſes alles übergehen, Friz wird ſeine und Franzens Abentheuer eheſtens ſelbſt dem Publiko vor die Augen legen, und bis dahin müſſen ſich auch meine Leſer gedulden, wenn ſie begierig drauf ſind.

Ich ſage jetzt blos, daß die meiſten Abentheuer den Winter über meine Freunde angingen, ob ich wohl jederzeit dabey meine Rolle mitſpielte.

Aber nun komm ich zu einem ſchmerzlichen Punkte. — Friz mußte von mir ſcheiden. — Seine Vaterſtadt bekam Luſt, ihn als ihren Senator bey ſich zu ſehen, und rufte ihn zu ſich. Er ging und ließ mich traurig zurück.

„O beſter Freund, vielleicht gönnt mir das Schickſal dich noch einmal zu ſehen, dich an meine Bruſt zu drücken, und alle Gefühle vor dir auszugieſſen. — O daß wir unſre Tage mit einander durchleben könnten! — Jetzt denkſt du dieſes vielleicht auch, hält dich nicht ein Mädchen in ihren Roſenarmen. — Jetzt vielleicht begegnen ſich unſre Schutzengel, der meinige iſt bey dir, wenn mein Bitten etwas vermag, und der deinige — vielleicht bey mir!“

Meine Wanderungen.

Drittes Buch.

An voller Quelle weil' ich und ſchöpfe mir
der Freuden jede. — —

Hölty.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Muſterung meiner Freunde. — Abſchiedsgedicht.

Oſtern war ich nach Hauſe gereißt, und kam im Mai wieder nach J** zurück. Ich hatte mir vorgenommen dieſen Sommer keine Kollegia zu hören, ſondern blos vor mich zu ſtudieren, und dann und wann eine Wanderung anzuſtellen.

Ich hatte zwar noch Freunde in J** und bekam neue, aber unter den allen war kein Friz. Einer derſelben Thomas ein Liefländer, war noch der einzige, welcher mir den Verluſt meines Freundes hätte erſtzen können, wenns nicht Friz geweſen wär. Dieſen füge ich noch drey der beſten zu, Wilhelm mein Landſmann, Karl ein Edelmann, auch mein Landſmann, und Adolph Karl gleichfalls ein Edelmann.

Mein Freund Salomo ging eben von der Univerſität ab, wo er ſechs Jahr ſtudiert hatte, als ich wieder kam. Er bekam ein Abſchiedsgedicht, welches ich verfertigte; und welches ich den Leſern mittheilen will, weil man mir geſagt hat, es ſey gut gerathen.

Als unſer Freund
Salomo
J** verlies.

Die Göttin der Freundſchaft baut reizend und ſchön
die Roſenaltäre auf blumichte Höh'n
und winket den Freunden mit Blicken
der Liebe, und locket mit lieblichem Laut
die Freunde zum Altar, wie Hymen die Braut
zu ſeligem Wonneentzücken.

Sie opfern der Freundſchaft, und lächeln ſich hold,
be-

bekränzen den Altar mit Blumen und Geld,
und eilen zu frölichen Schaaren;
ſie wallen durch Roſengefilde mit Sang
und ſtimmen die Leier zu lieblichem Klang,
und trotzen kühn allen Gefahren.

Die Göttin ſiehts lächelnd, mit Roſen und Klee
beſtreut ſie die Pfade aus roſichter Höh'
und heitert die neblichten Tage. —
Die Freunde ſehn heiter bey Tag und bey Nacht
den Himmel, die Erde, wie alles rund lacht,
und wähnen nicht Leiden und Klage.

Doch leider nicht immer bleibt heiter und klar
der Himmel der Freundſchaft, wie ſchön er auch war,
oft hüllet ihn Trennung in Schleier;
dann koſen nicht lieblich die Weſte ſich mehr,
öd' bleiben die Haine, die Lauben ſind leer,
geſchmückt nicht zu feſtlicher Feier.

So ſpielet im Graſe muthwillig das Reh,
labt ſich an der Quelle, und wälzt ſich im Klee,
und wähnet kein näherndes Schrecken. —
Jetzt ſchwärzt ſich der Himmel mit grauſender Nacht,
es ſchlängeln ſich Blitze, es donnert und kracht,
ſchnell eilet es ſich zu verſtecken. —

Uns ſchreckten die Worte: „der Abſchied iſt nah!“ —
wir ſtaunten und wußten nicht wie uns geſchah,
wir wähnten uns trüglich getäuſchet. —
Doch leider iſts Wahrheit! — Nun Theurer leb wohl!
Leb glücklich! — wir wünſchens. — Der Buſen iſt voll
von Wünſchen wie Freundſchaft ſie heiſchet.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Meine Wanderung zu einem Amtmann. — Ein Geburtstagsgedicht.

Ein Amtmann in der Nähe, der noch ein alter Univerſitätsfreund meines Vaters war, hatte mich ſchon oft zu ſich gebeten, endlich entſchloß ich mich einmal dahin zu wandern.

Ich kam an einem Sonntag-Nachmittag dahin, als der Herr Amtmann mit ſeiner Familie zu Tiſche ſaß. — Der Amtmann war über meine Ankunft erfreut, die Frau Amtmännin gleichfalls, und Fiekchen die Tochter, verneigte ſich ſtillſchweigend. Der Aktuarius und der Verwalter machten einen Bückling, und wiſchten ſich das Fett vom Maule mit der Serviette ab. — Ich mußte mich mit an den Tiſch ſetzen. — Der Amtmann erzählte den Anfang der Bekanntſchaft mit meinem Vater ſehr weitläuftig, und notifizirte mir dann folgendes:

Amtmann. — Ja ſehen Sie, Sie kommen heute zu einem großen Feſte. — Sie ſind ja auch ein Poete nicht wahr?

Ich. So ziemlich. — Ich komme doch nicht etwan gar zu des Herrn Amtmanns Geburtstagsfeier?

Amtmann. Nein das nicht! — zu meinem Geburtstage kommen Sie nicht, aber zu meinem Fiekchen ihrem. —

Ich fieng an mit möglichſter Beredſamkeit zu gratuliren.

Fiekchen dankte ſehr ängſtlich.

Amtmann. Sehen Sie hier iſt ein Gedicht, das hat der Herr Aktuarius da gemacht.

Aktuarius. Ich bin freylich kein Dichter nach der Mode. — Zu meiner Zeit, als ich mich zuweilen mit der Dichtkunſt beſchäftigte, florirten Neukirch und Pitſch. — Jetzund iſts freylich anders.

Ich las es.

Aber ich kanns nicht über mein Herz bringen, es allein zu leſen, ich muß es meinen Leſern auch mittheilen, wers nicht leſen will, mags überſchlagen.

Bey
der frohen Wiederkehr
des Geburtsfeſtes
der
Hochzuverehrenden und werthgeſchätzten
Mademoiſelle
Johanna Sophia Eliſabetha
B * * *

ſuchte ſeine freudige Theilnehmung an dieſem Tage durch nachfolgendes Gedicht zu bezeigen

der ſich

bis zu ſeiner kühlen Gruft nennet, ein treu und aufrichtiger Diener

MARTINVS SCH**.

* * *

Vergnügen und Freude belebet
Mich heute — und feuriger ſchlägt
Mein Blut — und frölicher hebet
Mein Herz ſich von Wonne bewegt;
Es fühlet heute meine Bruſt
Ein ſanft Gefühl und frohe Luſt.

Denn heute ſteiget ein ſchöner
Ein froher und feſtlicher Tag
Herab — und mildiglich zieht er
Noch werdende Tage ſich nach. —
Frohlächelnd geht der Tag voran
Und zeiget andern ihre Bahn. — —

Er ſenkt auf goldnem Gefieder
Von Feldern des Morgenroths ſich
Zu Fiekchens Wohnung hernieder
Und längert Ihr Leben — es wich
Ein von Ihr durchlebtes Jahr
Hin zu verblühter Jahre Schaar.

Der Tag der heute Ihr lachet
Der heute mit Freude mich füllt,
Iſt ſchätzbar und edel — er machet
Den Anfang zu Jahren — wie mild,
Wie gütig reizend und wie ſchön
Iſt dieſer Tag nicht anzuſehn!

O beſter der Tage o kehre
Unzählbare Male zurück!
Komm her zu Fiekchen! beſchere
Ihr langes Leben und Glück!
Laß allemal dich heiter ſehn,
Und bring Ihr Glück und Wohlergehn!

So oft von dem Himmel du ſteigeſt
Empfang ich dich beſſer, mit Dank!
So oft du zu Fiekchen dich neigeſt
Sing ich dir frölichen Geſang. —
Denn Sie iſt deiner Ankunft werth —
Und du biſt meines Dankes werth.

„Nun! wie gefällts? — ſagte der Amtmann als ich das Gedicht geleſen hatte, — nicht wahr der Herr Aktuarius iſt ein ganzer Dichter!“

„Ey wohl!“ ſagte ich.

Der Aktuarius lächelte.

„Ja! — ſagte der Verwalter — der Herr Aktuarius haben unſerm Kantor manche ſchöne Kirchenmuſik gemacht!“

„Das will ich wohl glauben!“ —

„Zum Exempel die auf den Sontag Miſerikordias Domini, — ſagte der Amtmann — ich freue mich allemal wenn der Sonntag kömmt!“

Der Aktuarius rückte ſeinen Stuhl näher an den Tiſch:

„Die aufs Himmelfahrtsfeſt iſt mir doch am beſten gerathen“ —

— „'s wär alles gut! — fiel der Amtmann ein — wenn Sie nur nicht ſo ein Hageſtolz blieben.“

„Ey! Ey! Herr Aktuarius, — ſagte ich, — Sie wollen auf die Freuden des ehelichen Lebens Verzicht thun? — Der Graf von Stollberg ſingt:“

> Es halte ſichs jeder zur Schande
> zu fliehn die holdſeligen Bande
> womit uns ein Weibchen umſchlingt!
> Sie führt uns am roſigen Bändchen,
> mit ſamtnen liebkoſenden Händchen,
> bis ſie in den Himmel uns bringt. *)

„Das waren feine Verſe!“ — rufte der Amtmann aus, und lachte drüber, daß ihm der Bauch ſchütterte.

Wie:

---

*) Gedichte der Grafen zu Stollberg. S. 40.

Vierzigſtes Kapitel.

Ich wurde roth und Fiekchen dazu. — Der Aktuarius ſchien eiferſüchtig, und das hatte er nicht nöthig.

Fiekchen ſah immer verſtohlen nach mir, als wollte ſie mich um etwas fragen, 's ſchien auch zuweilen als hätte ſies auf der Zunge, aber es ward immer nichts draus.

Der Amtmann ſchiens zu bemerken. „Fiekchen, ſagte er, gefällt dir der Herr?“

Fiekchen wurde roth bis über die Ohren. „I warum denn nicht? die Herrn auf der Univerſität“ — ſagte ſie, und weiter kam nichts heraus. — Sie ſah ihre Mutter an. Dieſe ſagte: „du willſt vermuthlich ſagen, es wär ja wohl der Mühe werth, daß man nach einem Studenten guckte; nicht wahr?“

„Nun! ſagte der Vater, ich will dirs gucken nicht verwehren, der Herr wär wohl kein übler Schwiegerſohn!“

Fiekchen wurde roth bis über die Ohren.

Ich ſah vermuthlich ſehr albern aus, denn die Frau Amtmännin ſagte: „die guten Leutchen ſind ganz betröſſen!“

„Ey! — lachte der Amtmann heraus, — wer weiß was unſer Muſenſohn denkt!“

Ich dachte wie der Herr von Ziegler in der Vorrede zur Aſiatiſchen Baniſe, und wie jener König in England „Hony ſoit qui mal y penſe!“

Nach Tiſche gingen wir ſpazieren. Ich führte Fiekchen, der Aktuarius die Frau Amtmännin, und der Amtmann ſchlenderte mit dem Verwalter hinter drein.

Wir kamen in ein artiges Wäldchen welches bergan lag, unten floß der Fluß und ſchlängelte ſich durch die Wieſen, welches der Gegend ein romantiſches Anſehen gab. — Wo das Wäldchen bergab ging, hatte der Amtmann eine Hütte bauen laſſen. Hier ſaßen wir alle in zierlicher Reihe, als — doch dieſes mag der Leſer im folgenden Kapitel leſen. Vorjezt muß ich nur noch ſagen, daß der Aktuarius eiferſüchtig ſchien. Vermuthlich mochte er ein Auge auf Fiekchen haben. Der gute Mann hätte es nicht gebraucht, — gewiß ich dachte an nichts weniger als mich in ſeine Scharmante zu verlieben. — Sie war zwar ein gutes ſchwarzbraunes Mädchen, aber — keine Geliebte vor mich.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Weihet der Unglücklichen eine Thräne warmer Empfindung!

Wir ſaßen in der Laube, als ich unten am Fluſſe ein Frauenzimmer in einem blauen Reithabit erblickte.

„Mama! ſagte Fiekchen, dort geht einmal Fräulein Mutchen umher!“

„Das arme Kind!“ rufte die Mutter aus.

„Was iſt's?“ — fragte ich.

„Das gute Kind iſt wahnſinnig, ihr Bräutigam hat ſie verlaſſen!“

Ich ſtieg eilend auf, und eilte der Unglücklichen näher. Unten im Thale ſchlängelte ſich der Fluß durch die ſchönſte Aue. Mit dünnem Gebüſch umſchattet, wallte er ſanft dahin, wie unſre Jahre in der Roſenblüthe. Ach ſie verſchwinden wie der Lenz! — Wiederkehrt der Lenz, aber nie ein einziges dieſer Jahre. *)

Unter dem Gebüſche ſaß das liebenswürdige Fräulein, und wand einen Kranz. — Ohne mich zu bemerken, ſang ſie:

Ich flechte dir ein Kränzchen,
ich bind und flecht' es fein,
von Lilien und von Roſen
und miſche Thimian drein,
einſt geb' ichs dann mein Liebſter dir
wenn ich ſeh wieder dich. —
Mein Liebchen lieb' ich denn ich weiß
mein Liebchen liebet mich! —

Jetzt riß ſie den Hut vom Kopfe, und ihre blonden Haare wallten in langen Ringeln herab. Sie kränzte ſich. Schmachtend ſahen ihre blauen Augen zum Himmel. Ihr Buſen wallte entfeſſelt, und ihr ganzer Anſtand war äuſſerſt zum Mitleid reizend. — Sie

---

*) Coſi trapaſſa al trapeaſſar d'un giorno
Della vita mortale il fiore, e'l verde:
Ne perchè faccia in dietro April ritorno
Si rinfiora elle mai, nè ſi rinverde.
Taſſo La Geruſal. liberat. cant, XVI. St. 15.

— Sie bemerkte mich nicht. — Tief ſeufzte ſie, und ſagte:

„Guter **Leopold**, wo biſt du jetzt? — Ich bin ſo elend! — durch dich! — Ach daß ich nicht ſo ſagen könnte! — Ach **Leopold**!“ —

Ich war näher getreten. Sie bemerkte mich, und ſprang eilend auf.

„Biſt du's? — Nein!“

Sie blickte zur Erde.

„Haſt du meinen **Leopold** nicht geſehen? — Er iſt fort. Er hat mich verlaſſen! — Wenn er wieder käm! — Ich hab ihm einen Kranz geflochten!“

„Wird er wieder kommen?“ fragte ich bewegt.

„Ach! — Er wird mich doch nicht auf ewig verlaſſen?“

Indem kam ein Bedienter mit zwey geſattelten Pferden geritten. — Das Fräulein ſchwang ſich eilig auf das eine, wendete ſich zu mir und ſagte: „Leb wohl! — Wenn du **Leopolden** ſiehſt, ſo ſag ihm er ſollte eilen, daß ſein Kranz nicht verwelkt!“ — Hierauf ſprengte ſie fort, der Kerl nach.

Gott! wie mich das ergriff! — „Liebe! — rufte ich aus — deine Freuden wiegen deine Leiden nie auf!“ —

Thränen rollten über meine Wangen, ſchwermüthig kehrte ich zur Geſellſchaft zurück.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Eine neue Bekanntſchaft.

Ich unterhielt mich mit der Frau Amtmännin ſehr lebhaft, über das Unglück dieſes ſanften Mädchens. Der Aktuarius merkte, daß Fieckchen dieſe Lobeserhebungen und Theilnehmung nicht allzugern hörte, und freute ſich inniglich drüber. — Als wir zurück gingen führte ich die Mutter, und der Aktuarius ſeinen vermuthlich angebeteten Gegenſtand.

Als wir zu Hauſe ankamen war Beſuch da. — Frau von Grünberg, eine Tante, und ein Fräulein. —

Wir ſprachen mancherley, und ich fand, daß die Frau von Grünberg Geſchmack hatte. Das gnädige Fräulein, **Amalie** hieß ſie, war von ungefähr der nemlichen Komplexion als **Fiekchen**, und die **Tante**, eine gute Landedelfrau. — Frau **von Grünberg** mochte mit meiner Unterhaltung zufrieden ſeyn, denn ich mußte ihr ſogleich verſprechen, noch dieſen Abend mit ihr zu fahren, und etliche Täge bey ihr zu bleiben.

Frau **von Grünberg** war ungefähr 30 Jahr alt, die Wittwe eines ſächſiſchen Generalmajors, und lebte mit ihren beyden Töchtern und ihrer Tante auf ihrem Rittergute. Dort nährte ſie ihren Geiſt mit den beſten Schriften, und lebte zufrieden. Fräulein **Amalie** beſorgte nebſt der Tante die Wirthſchaft, und Fräulein **Laura**, (die jüngere Tochter der Frau **von Grünberg**, welche wir bald kennen lernen werden) nährte ihren Geiſt mit der ſüßen Speiſe der Empfindſamkeit, oder vielmehr Empfindeley.

Der **Amtmann** wollte zwar nicht zugeben, daß ich ihn ſobald verließ, als ich ihm aber verſprach auf meiner Rückwanderung wieder zu kommen, ließ ers endlich gut ſeyn. —

Wir fuhren fort.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Etwas vom lieben Monde. — Von Stillings Freuden, — und von meinem Päthen.

Der Wagen hielt vorm Schloſſe der Frau von Grünberg. Laura ſprang an den Schlag und öffnete ihn. — Als ſie mich ſahe, war ſie etwas verlegen, denn ſie war ſehr leicht angekleidet. — Sie machte mir ihr Kompliment und verſchwand auf dem Saale.

Wir traten zuſammen ins Wohnzimmer, und bekomplimentirten uns dort wieder.

Es lagen verſchiedene Bücher auf dem Tiſche, alle von gleichem Schlage. Auf den Titel eines jeden war Laura mit rother Tinte gezeichnet. Nun merkte ich wohl, was vor ein Geſchöpf ich würde kennen lernen.

Sie trat ins Zimmer. „Ach! — ſagte ſie, — „Mama es iſt doch auch eine ganz herrliche Mondnacht!“ —

„Ja das iſt wahr! Wir wollen auch hernach ſpatzieren gehn.“

Jetzt ſah Laura voller Entzücken auf zu der ſchönen Lampe des Himmels, und —

Doch! da ich einmal hier bin, ſo muß ich meinen Leſern erſtlich etwas ſagen, und ſie werdens gewiß gern leſen, und dann — will ich wieder in der Geſchichte fortfahren.

Es iſt eine verzweifelte Sache um die Hinderniſſe, welche ſich einem Geſchichtſchreiber in den Weg legen. Jetzt glaubte ich den Faden meiner Geſchichte ſo gut fortſpinnen zu können, als irgend ein Geſchichtſchreiber den ſeinigen, aber — da ſitz' ich. — Nein! ich kann nicht in gerader Linie fort, und wär ich der beſte Schwimmer! —

Ich wills den Leſern, wenn ſie es lieber hören mit Sterne's Worten *) ſagen:

„Könte ein Hiſtorienſchreiber ſeine Hiſtorie ſo fortſetzen, wie ein Eſelstreiber ſeine Eſel forttreibt, — gerade vorwärts, z. E. von

---

*) Leben und Meynungen des Triſtram Shandy. 1. Th. S. 47. 48.

von **Rom** nach **Loretto** — ohne den Kopf weder links noch rechts zu wenden; ſo könnte er genau die Stunde vorher ſagen, da er am Ende ſeyn wird: aber das iſt moraliſch zu reden, unmöglich, denn wenn er nur einige Einſichten hat, ſo wird er funfzig Abwege von der geraden Linie mit dieſer oder jener Sache, die er doch nicht vermeiden kann, machen müſſen.“ —

Nachdem nun hieraus deutlich und zur Gnüge erhellt, was ich dir ſchon oben ſagte, lieber Leſer, ſo bin ich hinter **Sterne's** Schilde im Stande meine Arbeit ſicher zu endigen.

Indem ich nemlich vom **Monde** ſchrieb, fiel mirs ein dir etwas über den **Mond** zu ſagen.

Der **Mond** iſt ein Planet ders allen Menſchen recht macht. — Nein, das iſt nicht wahr! allen nicht, aber doch den meiſten. —

Mit dem einen lacht, mit dem andern weint er. *) Der eine nennt ihn ſeinen Freund, der andre ſeinen Feind. — Dem einen zu Gefallen ſoll er ſich verſchleiern, der andre wünſcht den Wolkenſchleier des Mondes, wie Jakobi Antoinettens Florſchleier *) zum Gukuk. Manche reden mit ihm wie mit ihres gleichen, manche aber, nehmens Tempo beſſer in Acht, und bücken und krümmen ſich vor ihm, wie ein Kandidat vor dem Herrn Inſpektor oder Superintendent, oder noch deutlicher zu reden, wie mein Bruder Alexander vor der Ruthe meiner hochgeehrteſten Frau Stiefmama. —

---

*) Anfangs war ich willens jeden dieſer Punkte mit tüchtigen Belegen aus Romanen zu

Alles kömmt nun auf Zeit und Umſtände an. — Heiter lächelt ſein Antlitz dem Liebebeglückten, der am Arme ſeines Mädchens traulich einher wallt, der Liebe ſüßeſte Freuden im vollſten Maas fühlt, und über alles glücklich iſt. — Dieſem blinkt der Mond ſo lächelnd, wie das Auge

ſei-

---

verſehen; als ich aber einſah, welche Mühe mir dies machte, und wie wenig Nutzen es hätte, ſo unterlies ichs. — Jeder meiner Leſer wird ohnehin dieſes bemerken, wenn er Romane lieſt.

*) Jakobis Werke II. Th. S. 60. ff.

ſeines Mädchens, Liebe zu, denn mit Wieland *) zu reden:

In des Verliebten Auge liebet
Luft, Waſſer, Baum und Kraut: der Ungeliebte denkt
daß ſich des Himmels Stirn um ſeinetwillen trübet
und daß Aurora weint, wenn ſie die Blumen tränkt,
wie dem der glücklich iſt die ganze Schöpfung lächelt,
ſeufzt jenem Zefir ſelbſt, der Florens Buſen fächelt.

Der Ungeliebte weint, und glaubt den Mond mit ſich weinen zu ſehen. Der Unglückliche wähnt er hülle ſich ſeinetwegen in Schleier, und entziehe den Urhebern ſeines Unglücks, ſein ſtralendes Antlitz. — O Sympathie! —

Ich war glücklich, ſah den Mond lächeln, er blickte ſo freundlich herab, wie die junge Hebe, wenn ſie Amorn den Nektarbecher reicht. Entfeſſelt wallt ihr voller

Bu-

---

*) Idris III. Geſ. 11. Stanze.

Buſen durch den leichten Flor, wie des Mondes volle Silberwangen durch die glänzenden Wolken.

Ich war unglücklich und ſah den Mond traurig herabblicken, und klagte ihm als einem Freunde mein Leid. Ach! —

— Alles was empfand und nicht empfand,
ſchien mir in das was mich betraf verſchlungen,
von Sympathie mit meinem Gram durchdrungen — —
Mein ſehnend Herz gab ſelbſt den Bäumen Ohr und Zungen,
ich fragte ſie, und dem getäuſchten Ohr
kam ihr Geliſpel oft, wie eine Antwort vor. *)

So ſehen den Mond Geliebte anders, anders ſehen ihn Ungeliebte.

Aber noch ganz anders ſehen ihn die Stillingianer, vom Oberhaupte der Sekte ſelbſt **) Stillings Freunde, benamſet.

---

*) Ebendaſ. 12. St.

**) In der Vorrede zur Geſchichte Florentins von Fahlendern.

Du haſt doch wohl lieber Leſer geleſen: **Stillings, des Herrn von Morgenthau, und Fahlendorns Geſchichte?** —

Wer dieſe Geſchichten gerne lieſt, mit Entzücken lieſt, und den Verfaſſer liebt, der iſt ein **Stillingsfreund.**

Der Verfaſſer hat, wie er ſelbſt ſagt *) „ſeinen eigenen Ton Romane zu ſchreiben, und drüber wird ſein Verſtand heitrer, ſein Herz warm, und ſein Geiſt thätiger.“ — Z. E. er erhebt gerne Betteljungen in den Adelſtand, läßt engliſche Duks nach Teutſchland kommen und Pfarrers Töchter heirathen, läßt blutige Thränen weinen, bringt gern Romanzen in ſeine Romane, und hat noch auf mancherley Art ſeine eigene Weiſe. — Unter andern auch darinne, daß er ſeinen **Stillingsfreunden** den Mond **ſafrangelb** **) ſehen läßt. — Die **Stillingsfreunde** gucken hin, und ſehen — den Mond — **ſafrangelb** ſo ſchön und niedlich wie die Roberonde der Frau Grosmama des Herrn Verfaſſers. Ob nun die ſafrangelgelbe Erſcheinung eine licentia poetica iſt oder nicht, weiß ich nicht. Ich wenigſtens habe noch nie den Mund ſafrangelb geſehen, kanns wohl ſagen, und Erfahrung iſt ja nach des Verfaſſers Sinn, beſſer als alle Einbildungen und Opinionen, wenn er ſagt: *) — „die Ueberzeugung durch Erfahrung iſt gleich einem ächten Diamant; die Ueberzeugung durch Meynungen aber, ein wohl polirtes Eis **) das bey der kleinſten Wärme in Waſſer zerfleußt.“ —

---

*) Ebendaſelbſt.

**) Florent. von Fahlendorn 1. Th. S. 19.

Jeder meiner Leſer wird wiſſen, was heutiges Tages der liebe Mond vor ein gemißhandelter Planete iſt, gewiß Arioſt ***) hat voll prophetiſchen Geiſts geſagt, daß alle Narrheit der Menſchen in denſelben ſtiege. — Deswegen nennte mein Pathe der Hofrath, auch nur den Mond: den Stiefelknecht der Gedanken aller ſchwindelnden Köpfe, — und den Schöpfbrunnen des Gehirns der Verliebten!

---

*) Geſch. des Hrn. von Morgenthau 1. Th. S. 11.

**) Vermuthlich durch einen Polirer! —

***) *Orlando furioſo.* Cant. XXIV. St. 82.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Laurens Mondliedchen. — Unſre Geſpräche.

Die Mondpromenade war gemacht, und der Schlaf nöthigte uns zu Bette zu gehen.

Meine Fenſter in dem Zimmer wo ich ſchlief, gingen in den Garten, neben mir waren Laurens Fenſter. –– Wir ſprachen beyde noch über die herrliche Mondnacht.

„Wollte ich doch auf meinem Zimmer ſchreiben, ſo hell iſts!“ — ſagte Laura.

„Ich auch!“ —

„Ich werde heute noch dichten.“

„Ich will ſehen ob ichs auch vermag.“

„Nun ſo wünſche ich gute Muſe.“

Ich dachte Wunder wie munter ich noch ſeyn müßte, aber meine Wanderungen dieſen Tag über, hatten mich ſo entkräftet, daß ich ſogleich einſchlief.

Die Sonne weckte mich und ich ſtieg auf. — Alles war in dem Garten. — Ich ging auch hin. Sie hieſſen mich einen Langſchläſchläfer, und ſetzten mir Schokolade vor. — Ich trank und ſprach. — Nach und nach verlohren ſich alle. — Ich ſprach noch mit der Frau von Grünberg. Endlich aber gab auch dieſe Geſchäfte vor, und verlies mich.

Ich irrte die lange Allée hinunter, und ſah unten am Ende derſelben Lauren auf einer Raſenbank ſitzen.

Laura. Nu? haben Sie geſtern noch gedichtet? —

Ich. Nein! — der Schlaf hatte mehr Gewalt über mich als meine Phantaſie.

Laura. Ich habe noch zwey Mondlieder verfertigt.

Ich. Darf ich ſie hören?

Laura. Wenn Sie mir ihr Gedicht vorleſen.

Ich. Ich habe keins gemacht! —

Laura. Aber — ich bin eine ſchlechte Dichterin! — Keine Philippine Gatterer bin ich nicht! — — Hören Sie:

Erſtes Liedchen.

An den Mond.

Ganz entzücket und zerfloſſen
in dich, ſchau ich voller Geiz,
immer noch nicht ſatt genoſſen
beſter Freund dich, — deinen Reiz.

Deine Blicke lächeln heiter,
wonneträufelnd Freud ins Herz,
meine Sinnen ſchweben weiter,
und es ſchwindet Leid und Schmerz.

Freundlich blicke dem Geliebten
ſüße Wonne in die Bruſt,
holder Tröſter der Betrübten
ſanfter Geber ſüßer Luſt. *)

Könnt ich doch mit meinen Sinnen
ſchöpfen aus das Wonnemeer

bei-

---

*) Wenn Herr Paſter Honigkraut ſeine empfindſame Konkordanz (ſ. Eduard Roſenthal 1. Th. S. 83.) noch nicht edirt hat, ſo wollen wir ihm rathen, beym Artikel Mond, Laurens Gedichte wohl zu Rathe zu ziehen, und ſich der Beywörter in denſelben, zu bedienen.

deiner Freuden, daß von hinnen
ganz mein Geiſt geſchwunden wär.

Laura. Nicht wahr Sie haben ſichs beſſer eingebildet?

Ich. Es iſt völlig ſo ſchön, als ich mir vorſtellte, daß es ſeyn müßte, wenn es von Ihnen herrühren ſollte.

Laura. — Nun was hilfts! — Einmal haben Sie das erſte gehört, ſo ſollen Sie auch das andre vernehmen.

Zweytes Liedchen.

An den Mond.

In ſehnenden Thränen auf thauendem Kraut,
hab ich ſchon ſo lange dein Antlitz beſchaut,
dein Antlitz ſo ſelig, ſo heiter, ſo hold,
im glänzenden Lichte gleich blinkendem Gold.

Ach könnt ich in Thränen der Freude geweint,

im thauenden Tropfen doch ſehen den Freund,
den ſehnende Thränen, den naß jetzt mein Blick
ſich wünſchet zu ſehen, — o ſeliges Glück!

Ich blicke und lauſche, es täuſcht mich mein Ohr,
es ſtellen die Sinne ſein Bildniß mir vor.
Es täuſcht mich mein Schatten, mein leiſes Gehör,
lauſcht ſehnend und ängſtlich — und wünſchet ihn her.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Geſpräche. — Uebers Gebet.

Als wir aus dem Garten wieder ins Schloß kamen, weil ſich die Tiſchzeit nahete, fanden wir im Wohnzimmer den Herrn Adjunktus, welcher juſt mit der Tante in einem Geſpräche von welken Rüben begriffen war. — Ob von Geiſtlichen die Rede war, weiß ich nicht, denn ſo bald er mich ſahe wendete er ſich zu mir, freute ſich mich kennen zu lernen u. ſ. w.

Unſer Geſpräch blieb ziemlich unbedeutend. — Ich wendete mich wieder zu Lauren und zur Frau von Grünberg und Er ſich zur Tante.

Die Frau von Grünberg hatte etwas zu beſchicken, ich trat zu Lauren ans Fenſter.

Laura. Sehen Sie dort das alte Schloß! — Wie ſchön iſt die Ausſicht! — Es iſt jetzt zerſtöhrt! — Wer weiß wie manches Mädchen mit ihrem Lieben dort liebtraulich gewallet hat.

Ich. Leider! — Alles iſt vergänglich! —

Ich hätte ſo leicht dieſe Gelegenheit nicht vorbeygelaſſen, eine kleine Deklamation über die Vergänglichkeit zu halten, wär mir nicht mein Abentheuer auf dem Raubſchloſſe [*]) eingefallen.

Laura. Die Gegend iſt ganz vortrefflich!

---

[*]) S. III. Kapitel.

Ich. Sie iſt ſchön! — Hand in Hand wandelte dort manches Paar bey dem Scheine des Geſtirnes der Liebe! dort ſchlang wohl manches Fräulein den Arm um den Nacken eines edeln Ritters!

Laura. Wer weiß ob nicht —

Adjunktus. Oremus! —

Wir beteten, und ſetzten uns dann zu Tiſche.

Das Geſpräch war anfänglich ziemlich einförmig, nach und nach kamen wir durch Lenkung des **Adjunktus** zum Gebet.

Adjunktus. Gewiß und wahrhaftig alle äußerliche Merkmale des Gebets ſind ſehr willkührlich. — Einer betet mit erhabenen, ein andrer mit gefalteten Händen.

Ich. Das iſt gewiß, ſo vielerley Völker, ſo vielerley Gebräuche beym Gebet! —

Adjunktus. Allerdings!

Ich. Es giebt Leute die es vor eine Todſünde halten würden, ohne gefaltete Hände zu beten. Andre glauben man müſſe mit niedergeſenkten, andre, man müſſe mit zum Himmel gerichteten Händen beten, dies fordert die Religion nicht, Gott noch weniger, er fordert unſer Herz.

Adjunktus. Da haben Sie vollkommen Recht! — Ich habe die verſchiedenen Arten zu beten geſammlet, und kanns Ihnen mittheilen.

Ich weiß nicht ob der Adjunktus ſelbſt, vielen Antheil an dieſem Aufſatze hat; da er mir ihn aber einmal gegeben hat, ſo will ich denſelben meinen Leſern mittheilen.

Uebers Gebet.

»Die Art zu beten in der Welt iſt verſchieden, die Juden beteten mit bedecktem Haupt, dies thun ſie noch jetzt, und bedecken ſich mit der Decke, die ſie in ihrer Synagoge haben. Auch die Türken beten mit bedecktem Haupt. Die Römer wenn ſie ihre Hände gewaſchen hatten, und ſich den Göttern naheten, bedeckten ihr Haupt gleichfalls. — Die Zeichen der Andacht ſind willkührlich. — Wir entblößen das Haupt beym Gebet. Einige reformirte Gemeinen haben die Gewohnheit, daß ſie währender Predigt und des Bibelleſens auch ihr Haupt bedecken. Ja in gewiſſen Ländern predigen die reformirten Prediger, ſogar mit bedecktem Haupte — die Alten gingen mit niedergeſchlagenen Augen in den Tempel, und beteten auch ſo zu Gott. Man berührte die Stirn, wenn man den Göttern ſein Gelübde brachte. So machen es die Oſtindier noch: Sie legen die Arme zuſammen, und fahren mit den Händen zur Stirn. Ja ſie werfen ſich oft in der Hitze der Andacht zur Erde. Die Weiber ließen oft ihre Haare fliegen, und beteten, das Angeſicht zur Erde geworfen. Auch die alten Römer warfen ſich vor ihren Göttern nieder. Und die Türken werfen ſich gleichfalls nieder, wenn ein Iman den Namen Gottes mit lauter Stimme ausruft. Eben ſo warfen ſich die Aegyptier vor dem Anubis nieder. — Die verſchiedenen Stellungen der Türken beym Gebet ſind ſonderbar, und dünken uns lächerlich. — **Nichts iſt anſtößiger, als unter dem Vorwand Gott zu gefallen, beym Gebet eine anſtößige Stellung anzunehmen!** — die Banjans fallen zur Erde mit über dem Haupt geſchlagenen Händen. In vielen chriſtlichen Gemeinen wird kniend gebetet. Wenn bey den Katholicken Deus in adiutorium oder Magnificat geſungen, und das Evangelium geleſen wird; ſo ſtehet die Gemeine, aber während des Gebetes kniet ſie. — Die Gewohnheit beym Gebet die Knie zu beugen, iſt ſehr alt. Ehemals kehrte man das Geſicht beym Beten gegen Morgen. Wahrſcheinlicher Weiſe hat dieſe Gewohnheit ihren Urſprung von dem erſten Gottesdienſt, wo man die Sonne anbetete. Die Chriſten hatten dieſe Gewohnheit von den Heiden angenommen. Die alten Juden wandten ihr Geſicht gegen Abend; wenn ſie aber auf Reiſen waren, nach der Gegend wo Jeruſalem lag, weil ſie es den Heiden nicht gleich thun wollten. Die Mahomedaner wenden ſich gegen Mittag, nach Mekka, wo ihr Prophet begraben liegt. — Die Türken beten mit kreuzweis über die Bruſt gelegten, und die Chriſten mit gefalteten Händen. Ueberdem bedienen ſich noch manche des Zeichen des Kreuzes. — Es iſt von jeher, nichts willkührlicher, nichts verſchiedener, und nichts ſeltſamer geweſen als die Geberden bey der Andacht! — Man ehrte die Götter mit Muſik und Geſängen; und dies alles thun wir auch noch. Auch die wildeſten Nationen in Amerika thun das. Die Propheten der Juden wurden durch den Klang der Inſtrumente begeiſtert *) — die al-

---

*) II. B. der Kön. K. 4.

alten Heiden glaubten, daß die Muſik den Zorn der Götter beſänftige *) — die Römer, Griechen und Aegyptier bedienten ſich der Muſik bey den Opfern, und zur Ehre der Götter. Dies thaten die Juden, und die Chriſten thun es noch. — Die Heiden hätten auch einen gottesdienſtlichen Tanz. Die ſaliſchen Prieſter des Mars führten ſelbſt die Tänze unter heiligen Geſängen an. **) Die Heiden bekränten ihre Götter, vorzüglich ihre Laren und Schutzgötter, mit Blumenkränzen. Die Damen bekränten den Gott Priapus, ein ſehr merkwürdiges Glied des Leibes. ***) — Hierüber wundre man ſich nicht, denn es ſind kaum etliche 50 Jahre, daß in einer gewiſſen Stadt in Frankreich Weiber, die unfruchtbar waren, ihre Gebete an einen gewiſſen Heiligen richte-

ten,

---

*) *Horat. Lib.* I. *Od.* 36. Et thure et fidibus iuvat placare — cuſtodes Numidae Deos. — *Arnob. Lib.* I. Vos aeris tinnitibus et tibiarum ſonis — perſuaſum habetis Deos delectari.

**) *Ovid. Faſt.* L. III. v. 370. ſq.

***) In Liberi Sacris honeſta Matrona pudenda virilia coronabat, ſpectante multitudine. *Auguſtin. de civ. D.* L. VII. cap. 21.

ten, und da dieſe Gebete ihnen nicht hinlänglich zu ſeyn ſchienen, mit den Zähnen denſelben benagten, und denſelben aus frommer Andacht dadurch entmannten. Der Heilige würde bald ganz zernichtet worden ſeyn, wenn der Biſchoff des Orts ihrem heiligen Eifer nicht Einhalt gethan hätte. — Ohne mich bey noch mehrern Gebräuchen aufzuhalten, habe ich zeigen wollen, wie verſchieden, und willkührlich die gottesdienſtlichen Handlungen ſind. Ich könnte einen ganzen Tag davon reden, ohne daß es mir an Stoff dazu gebrechen würde, aber man würde aus allem dieſem doch immer nur den Schluß ziehen können, den man auch aus dieſem wenigen ziehn kann. —

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Ein Pröbchen kaiſerlich gekrönter Poeſie.

Ich könnte noch manchen Bogen über meinen Aufenthalt bey der Frau von Grünberg vollſchreiben, wenn ich alle Geſpräche, Reden und Handlungen aufzeichnen wollte, welche daſelbſt vorfielen, allein da dies ſo wenig unterhaltend vor meine Leſer ſeyn möchte, ſo will ich wie ſonſt, auch jetzt meiner Methode treu bleiben.

Das muß ich noch ſagen, daß der Herr **Adjunktus** ſich einbildete ein Dichter zu ſeyn, weil ihm ein Comes Palatinus den Lorbeerkranz aufgeſetzt, und dadurch die Erlaubniß ertheilt hatte, unter ſeinen Namen die bedeutungsvollen halben Worte: *Poet. Caeſ. Laur.* auf teutſch: **kaiſerlich gekrönter Poete,** zu ſetzen, — aber er war nichts weniger als ein Dichter. Damit unſre Leſer ſelbſt urtheilen mögen, haben wir ein kleines Pröbchen der Dichtkunſt des Herrn **Adjunktus** einzurücken, für gut befunden.

Meines Bedünkens ſchickte er ſich ſehr gut mit dem **Aktuarius** zuſammen in eine Klaſſe, ob gleich derſelbe gewiß ſich proteſtando wieder dieſe ordinatio verwahren würde.

An
die zwo von mir ganz beſonders
hochgeſchätzten Fräuleins,
Fräulein
Amalia
Laura von Grünberg
bey dem Anfange eines neuen Jahres.

Beſte Freundinnen! hohe Worte,
Verſe von der beſten Sorte,
Fordert jetzt von mir die Pflicht.
Doch die Ohnmacht ſpricht: Laß bleiben! *)
Und die Freundſchaft heiſt mich ſchreiben. **)
Gnug, daß dieſe vor mich ſpricht.

Ich will mich zu denen zählen,
Die, wenn Wort und Ausdruck fehlen,

---

*) Das war ein geſcheuter Rath!

**) Das war kein Freundſchaftsſtückchen!

Reden und Handlungen aufzeichnen wollte, welche daſelbſt vorfielen, allein da dies ſo wenig unterhaltend vor meine Leſer ſeyn möchte, ſo will ich wie ſonſt, auch jetzt meiner Methode treu bleiben.

Das muß ich noch ſagen, daß der Herr **Adjunktus** ſich einbildete ein Dichter zu ſeyn, weil ihm ein Comes Palatinus den Lorbeerkranz aufgeſetzt, und dadurch die Erlaubniß ertheilt hatte, unter ſeinen Namen die bedeutungsvollen halben Worte: *Poet. Caeſ. Laur.* auf teutſch: **kaiſerlich gekrönter Poete,** zu ſetzen. — aber er war nichts weniger als ein Dichter. Damit unſre Leſer ſelbſt urtheilen mögen, haben wir ein kleines Pröbchen der Dichtkunſt des Herrn **Adjunktus** einzurücken, für gut befunden.

Meines Bedünkens ſchickte er ſich ſehr gut mit dem **Aktuarius** zuſammen in eine Klaſſe, ob gleich derſelbe gewiß ſich proteſtando wieder dieſe ordinatio verwahren würde.

An
die zwo von mir ganz beſonders
hochgeſchätzten Fräuleins,
Fräulein
Amalia } von Grünberg
Laura }
bey dem Anfange eines neuen Jahres.

Beſte Freundinnen! hohe Worte,
Verſe von der beſten Sorte,
Fordert jetzt von mir die Pflicht.
Doch die Ohnmacht ſpricht: Laß bleiben! *)
Und die Freundſchaft heiſt mich ſchreiben. **)
Gnug, daß dieſe vor mich ſpricht.

Ich will mich zu denen zählen,
Die, wenn Wort und Ausdruck fehlen,

---

*) Das war ein geſcheuter Rath!

**) Das war kein Freundſchaftsſtückchen!

Alles Unglück müſſe fort.
Grünet, blühet, lebt vergnüget
Bis Euch einſt der Tod beſieget, *)
Und kommt an den Hofnungsport. **))

Sieben und vierzigſtes Kapitell.

Hier wird eine Brüderſchaft gemacht.

Als ich den vierten Tag wieder fort wollte, kam der Leutnant von Grünberg, und da mich ſeine Schweſtern und ſeine Mutter ſo nicht fortlaſſen wollten, ſo durfte ich mich nun gar nicht mehr weigern, ich mußte bleiben. Er war von der Natur mit allem dem verſehen worden, was einen Jüngling bey den Damen angenehm macht, und ſeine Uniform gab ihm ein einnehmendes Anſehen.

---

*) Der Verfaſſer ſcheint ſeine Galanterie auf einmal abgelegt zu haben. — Wer wird den Damen etwas von dieſem Kampfe vorreimen?

**) Wie der Herr Adjunktus mit ſeinem morſchen poetiſchen Kahn.

Wir wurden bald die vertrauteſten Freunde, und endlich — Brüder. Das heißt wir nennten uns, — nachdem wir ein paar Gläſer Wein geleert, und geküßt hatten, wie's auf Univerſitäten üblich und Herkommens iſt, — Du.

Als er den andern Tag wieder fortritt ſagte er: „Bruder in 6 Tagen ſprech' ich dich zu R***g im Bade!“

Ich verſprachs auf Ehre. — Ich blieb noch zwey Tage da, und ging endlich auch fort, mußte aber verſprechen bald wieder zu kommen. — Ich kehrte ein paar Stunden beym Amtmann ein, und kam endlich glücklich wieder zu J** an.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Meine Charge zu R***g.

Nun machte ich groſe Zurüſtungen zu meiner Reiſe nach R***g. — Um des beſſern Anſehns willen, machte ich dieſe Reiſe zu Pferde, und fand den Leutnant ſchon daſelbſt auf mich wartend. Er hatte ein

Zimmer vor mich gemiethet, und das bezog ich. — Es logirten Damen in unſerm Stock, ich fragte wer ſie wären.

»Du ſollſt ſie bald kennen lernen! — ſagte der Leutnant.« — Jetzt muß ich Dir ſagen warum ich Dich hieher beſtellt habe, du mußt mir eine Gefälligkeit thun. — Willſt Du?

Ich. Wenns in meinen Kräften ſteht! — Herzlich gern! —

Leutn. Nun gut! — Höre! — die Damen welche neben an logiren, ſind, die Obriſtleutnantin von Lindenthal eine junge Wittwe von 25 — 26 Jahren, und das Fräulein von Wertenberg ihre Kouſine. — Beyde ſind mit mir gekommen. — Wenn Du halbweg etwas rathen kannſt, ſo wirſt Du merken, daß das Fräulein meine Dulcinea iſt.

Ich. Und die Obriſtleutnantin wohl auch dazu?

Leutn. Ach bewahre Gott! — — In dieſe ſollſt Du dich eben verlieben.

Ich. Ein unbeſehener Kauf!

Leutn. Der Dich hol mich Gott! nicht reuen wird. — Siehſt Du die gute Dame braucht einen Zizisbeo, und ich möchte te ihr gern bald einen verſchaffen, damit ich und das Fräulein nicht immer um ſie zu ſeyn brauchen. —

Ich. Nun gut! — Ich wills probiren. — Wenns aber mit meiner Zizisbeatur unglücklich abläuft? — —

Leutn. Ach! die Obriſtleutnantin müßte vernagelt ſeyn. — Zieh dich nur hurtig an, wir ſpeiſen zuſammen, und ſodann gehen wir zum Ball.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Eine reizende Bekanntſchaft. — Ein Ball.

Der Leutnant ſtellte mich ſeinen Damen vor, und ich ſuchte mich beſonders an die Obriſtleutnantin, welche ich künftig um der beliebten Kürze willen Emilie nennen werde, zu addreſſiren.

Emilie war ſchön gebaut, lang und gerade, hatte blaue Augen und blondes Haar, und

Hierzu kam, was nach Büſſens Syſtem
noch keiner Schönen bey einem Manne geſchadet,
der niedlichſte Fuß, auf dem ein Mädchen je ſtand,
ein ſchöner runder Arm, die küſſenswürdige Hand,
ein Hals, wie der Liebesgöttin, die mit Adon ſich badet,
Marino giebt. *) —

Zärtlich ſchmachtend rollten ihre Augen unter der elfenbeinern Stirn, und ihre Blicke drangen durchs finſterſte Seelendunkel. Ihr Buſen! — Hier war der Thron der Liebesgötter, und Helena **) ſelbſt, würde beſchämt zurücke weichen müſſen. Zwar er

---

*) Der neue Amadis. II. Geſ. S. 58.

**) Die ſchöne Helena, um derentwillen die Griechen und Trojer ſich zehn Jahre die Hälſe brachen, hatte der Natur in dieſem Stücke, wie die Alten ſagen, außerordentlich viel zu danken, daß Euripides (Androm. v. 627 - 630.) es blos der Schönheit ihres Buſen zuſchreibt, daß Menelaus ſie nicht vor ihre Untreue durchbohren konnte.

Schweift über das Maaß der Venus Medicis
ein wenig aus; doch denk' ich der Fehler läßt ſich verzeihen. *)

Schön und hold war ihr Geſicht, wie aus Roſen und Lilien gewebt, von Elfenbein ſchien ihr Hals, und eine Roſe ihr Mund. **)

Schmachtend war der Ton der Stimme,
ſchmachtend ihrer Augen Blick!
als ſie ging, da ſchwankte lieblich
ihres Leibes Götterbau. ***)

Sie kam auf mich zu. Ich küßte ihr die Hand, ach! und es floß mir ein Gefühl

---

*) **Der neue Amadis.** VII. Geſ. S. 191.

**) Impubesque genas, et eburnea colla, decusque Oris; et in niueo miſtum candore ruborem.
Ovid. Metam. L. III. v. 23.

***) **Ewalds Oden.** S. 99.

fühl durch alle Adern, das mich doppelt belebte.

Emilie mochte alles bemerken was bey mir vorging, denn ſie ſetzte mich durch ihr Lächeln, das Funkeln ihrer Augen, und durch den Druck mit ihrer Schwanenhand in die Lage, daß ich außer ihr nichts ſah und hörte. — O! rufte ich bey mir aus:

Ein Druck der Hand, der durch das Leben ſchüttert,
und eines Blickes Trunkenheit,
ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert
giebt — Engelsſeligkeit! *)

Wir ſetzten uns endlich zu Tiſche, und ſprachen wenig. — Endlich gingen wir auf den Ball.

Hier hätteſt du ſie ſehen ſollen lieber Leſer, du wärſt gleich mir, entzückt in das Garn ihrer Reize getaumelt. — Als wir die erſte Menuet tanzten, liſpelte man ſich ſchon zu: ein feines Paar! Beym Engliſchen verlangte man, wir ſollten immer vortanzen, und als ich erſt mit ihr zu walzen

---

*) Höltys Gedichte. S. 26.

anfing, — Gott! — Ich glaubte vor Entzücken in eine ewige Vergeſſenheit zu taumeln! —

Als wir fertig waren, warf ich mich in der Ecke des Saals auf ein Sofa, und dachte ſo über mancherley nach. Werther fiel mir natürlich zuerſt ein, wie er den Schwur thut, ſein Mädchen mit keinem andern walzen zu laſſen, und ſollt' er drüber zu Grunde gehen. *) Mir fiel das bekannte ſchöne **Walzlied** ein:

Welch' Entzücken! wie ein Ring
um mein Mädchen mich zu drehen,
daß mir Hören, daß mir Sehen,
daß mir jeder Sinn verging. u. ſ. w.

Ich ſagte es ganz vor mich her, und wiederholte mir die tauſendfache Entfaltung der Reize **Emiliens**, bey dieſem Tanze, und dann fiel mirs recht auf: „Nein mein Mädchen darf mit keinem walzen, und ſollte ich drüber zu Grunde gehen!“ —

— **Emilie** tanzte jezt mit einem andern, dies ging mir durch die Seele. —

---

*) Werthers Leiden. S. 38.

Wenn das Mädchen das ich liebe
ſich an eines andern Hand
ſchlingt durch dichte Reihen, — trübe
ſchwinden Sinnen und Verſtand. —
Nein! mein Mädchen darf mit keinen
andern auf dem Tanz' erſcheinen,
und ſollt ich zu Grunde gehn!

Nun beſchloß ich immer fort zu tanzen und ſollte ich ſterben, nur um Emilien in keine andre Hand zu laſſen. —

Ich war ſo indiſkret ihr das ſogar zu ſagen. Sie lächelte, ſtrich mir die Wangen und ſagte:

„Der Leutnant und Jettchen ſind ſchon fort! — Ich dächte wir gingen auch?“

Ich bot ihr meinen Arm. Sie hängte ſich an, wir ſtiegen in den Wagen und fuhren fort.

Funfzigſtes Kapitel.

Quanta ego — collegi gaudia nocti!
Immortalis ero, ſi altera talis erit.
Propertius. El. XI. L. II.

Als wir nach Hauſe kamen war ſchon alles zu Bette. — Ich begleitete die Obriſtleutnantin in ihr Zimmer. — Es lag ein Buch auf dem Tiſche. — Es war Dorats Schäferſtunde.

Emilie. Wollen Sie mir noch etwas vorleſen?

Ich. Ich bins zufrieden, ſchlafen kann ich ſo noch nicht.

Ich las, Emilie ließ ſich nach und nach entkleiden. — Endlich ſchickte ſie ihr Mädchen fort. — Ich las fort. —

Emilie legte ihren Kopf zurück, und ſchien zu entſchlummern. —

„Ich werde Sie wecken!“ ſagte ich und gab ihr einen Kuß.

Emilie. O wie ſüß Sie ſtrafen! — Ich möchte um mehrere Strafe bitten! —

Ich ſchlang meinen Arm um ihren Nacken, bog ſie ein wenig zurück und küßte ſie wieder! — Himmel welch ein Kuß!

So ſüß iſt Honig nicht, der von Hymettus fließt,
ſo ſüß iſt nicht die Frucht von Surentiner Reben,
ſo ſüß der Nektar nicht, durch den unſterblich Leben
den Göttern Ganymed in goldne Schaalen gießt. *)

O welch ein Kuß! die Seele ſchwebte auf Emiliens Wolluſt duftenden Roſenlippen! — o welch ein Kuß! — Mein Geiſt erhob ſich, mein Herz hüpfte, und meine Seele floß im ſüßeſten Taumel in die ihrige über, o könnte ich wieder ſo küſſen! **) —

---

*) Gerſtenbergs Tändeleyen. S. 24.

**) Τȣτο Φιλημα καινον, εκπηδαμα το πνευμα, εξαλλεται ἡ καρδια, τηκεται ἡ ψυχη, και ομως παλιν Φιλησαι θελω. — *Longus* ΠΟΙΜΕΝΙΚΑ Lib. I. p. 12.

Emilie! noch nie küßte ich ſo, du gabſt mir einen Kuß, und alles andre was um und an mir war, was ich ſah und hörte, verſchwand! — Ich hatte ſchon oft geküßt, aber ſo noch nie! —

Emilie küßte mich wieder, — und am Ende küßten wir uns, mit Miller zu reden [*]), ſo heftig, wie Siegwart und Mariane: „als wollten wir Seele und Athem von einander eintauſchen.“

Emiliens Halstuch war verſchoben, und ihr Buſen wallte entfeſſelt.

Lieben Leſer! dieſe Lage! — o wie reizend gefährlich iſt ſie!

Die Reize, welche jetzt entſchleiert vor meinen Augen lagen, — der Blick ihrer Augen, ihr Lächeln! — Sie ſchlang ihre Arme um mich, und drückte mich näher an ſich.

Wie um ihren Stab die Rebe
brünſtig ihre Ranke ſtrickt,
wie der Epheu ſein Gewebe
an der Ulme Buſen drückt. [**])

---

[*]) Siegwart. S. 605. 2. Th.

[**]) Bürgers Gedichte. S. 243.

— Ihr ſtillſchweigendes Entzücken, verräth euch die höchſte aller verliebten Ekſtaſen, — verräth euch mein Glück! —

Noch eine ſolche Nacht! — rufte ich den andern Morgen aus — und ich bin unſterblich, *) gleich den Göttern!

Ein und funfzigſtes Kapitel.

In der Welt nimmt alles ein Ende!

Der folgende Tag wurde von uns mit Spazierfarthen, Tanzen, und Springen zugebracht, ſo wie man ſeine Tage im Bade zubringt.

Henriette und der Leutnant fanden das ſüßeſte Wohlbehagen daran, ſich unter vier Augen zu ſagen, was ſie einander ſchon tauſendmal geſagt hatten, wie das bey Ver-
lieb-

---

*) Ego vitam deorum propterea ſempiternam eſſe arbitror
Quod voluptates eorum propriae ſunt, nam mihi immortalitas
Parta eſt. — —

Terent. Andr. Act. V. Sc. V

liebten geht. — Ich und **Emilie** hatten dawider gar nichts, da wir, ſo oft wir konnten, uns gleichfalls die zärtlichſten Verſicherungen unſrer Liebe gaben, und die Beweiſe ſogleich bey der Hand hatten.

Ob dies bey den erſtern auch der Fall war, weiß ich nicht, aber bey uns galt nichts, was nicht ſogleich realiſirt werden konnte.

So brachten wir nun vier Wochen in dem ſüßeſten Vergnügen zu, und es dauchten uns einzelne Tage, wie die ſieben Jahre, welche **Jakob** um ſeine **Rahel** diente. — Ehe wir es uns verſahen, war die Zeit vorbey. Des **Leutnants** Urlaub war aus, und die Damen mußten auch zurück.

Ich begleitete die Geſellſchaft bis nach E***ch und kam ſodann wohlbehalten mit ſchwerem Kopf und leichtem Beutel zu J** an.

Hier lagen mancherley Briefe an mich, beſonders waren die gar tröſtlich vor mich, welche von den lieben Eltern, Geſchwiſtern, und Tanten, waren. Sie wußten freylich nicht, wo ich geſteckt hatte, aber nun machte ich einen Schwank, und ſie waren froh, daß ich wieder da war.

„Eine tolle Reiſe! — ſagte ich zu mir ſelbſt, — will keine ſolche wieder machen!“

Zwey und funfzigſtes Kapitel.

Das letzte Abentheuer in dieſem Buche.

Lange Zeit hatte ich mein Vergnügen dran, zu ſtudieren, und nur zuweilen eine kleine Wanderung zu machen, wobey immer nicht viel heraus kam. — Ich kriegte das Ding am Ende ſatt.

Ich fühlte, daß mir etwas fehlte, und wußte nicht was, endlich — da merkte ichs wohl.

„Ich muß ein Mädchen haben! — ſagte ich zu mir ſelbſt, — ſonſt wirds nicht beſſer!“

Da ging ich nun herum und ſuchte und ſuchte, und fand nichts. — Bald ſchien mir dort, bald da, ein Stern zu blinken, — aber wenn ich näher kam, wars ein Irrlicht, das den Wanderer verführet, und im Sumpfe ſtecken läßt. — Es ging mir wie einem, der einen Blumenkranz winden will, Blumen fand ich genug, aber die rechten nicht.

Wie es aber in der Welt zu gehen pflegt, daß **unverhoft, oft geſchieht**, und daß man immer das findet, woran man juſt nicht denket, — daß man z. E. das Meißner Porzellan erfindet, wenn man den Stein der Weiſen ſucht, daß der Herr Paſtor ** — — — findet, wenn er — — — ſucht, — ſo gings auch mir.

Ich war mit **Moriz** und **Ferdinand** aufs Dorf gegangen, um mich dort ein wenig zu zerſtreuen.

Jetzt da ich michs am wenigſten verſah, machte ich eine Bekanntſchaft auf dem Gottesacker.

'S muß eine heilige Bekanntſchaft geweſen ſeyn! „O ja! — lieber Leſer, ſo ziemlich!“

Der **Kantor** führte uns in der Kirche herum. — **Ferdinand** ſpielte die Orgel.

So ſehr ich Liebhaber von Alterthümern, Epitaphien, Heiligen-Bildern, ꝛc. bin, ſo wenig war ichs jetzt.

Die moderne Geſtalt meiner neuen Freundin **Elmire**, ließ mich das Geſicht einer Mutter Gottes, aller Apoſteln, und des Ritter St. Görgens oben drein, keinen Augenblick mit Kenner-Augen beſichtigen.

Unſre Bekanntſchaft war ſo überraſchend, als es die Bekanntſchaft Mehrerer in der Welt war.

Als wir die kirchlichen Schönheiten beobachtet hatten, gingen wir mit den Frauenzimmern in einen Garten, und aßen eine Milch. — Ich war ausgegangen ein Mädchen zu ſuchen, und fand drey, aber unter allen dreyen kein Liebchen vor mich.

Moriz und **Ferdinand** waren ſo unhöflich ſich zu empfehlen. Ich aber führte die Frauenzimmer nach Hauſe. — Daher entſprang eine freundſchaftliche Bekanntſchaft, welche — —

Drey und funfzigſtes Kapitel.

Epilog.

Jetzt auch noch aus der Ferne Freundſchaft geblieben iſt, und bleiben wird, wenns auf mich ankömmt. — —

Da ich mit einem Prolog aufgetreten bin, ſo werde ich auch mit einem Epilog von meinen Leſern Abſchied nehmen, denn Unhöflichkeit laſſe ich mir nicht gerne ſchuld geben. —

Sollteſt du dich bemühen lieber Leſer, die Perſonen dieſer Geſchichte zu demaskiren, ſo wirſt du dir vergebliche Mühe machen.

Ich ſchrieb einen Roman, wie dir auch der Titel des Buchs ſagt; daß er voller Wahrheiten iſt, kann dem ungeachtet ſeyn, läßt ſich nicht beydes zuſammen denken?

Was ein Romanſchreiber zur Entſchuldigung hintennach zu ſagen hat, iſt entweder ſehr viel, oder ſehr wenig, nachdem mans nun nimmt, und aus welchem Geſichtspunkte man die Sache betrachtet.

Ich habe den Leſern blos noch zu ſagen, daß ich ſie bitten muß, mit dieſem Gerichte vorlieb zu nehmen, bald will ich mit einem beſſern aufwarten.

Ehe ich aber ſcheide, muß ich noch allen meinen Leſern meinen herzlichen Dank abſtatten, vor die freundſchaftliche Aufnahme meiner Romane, wie auch den Herrn, welche ſie dem Publiko ſo angeprieſen haben. —

— Bis auf Widerſehen wünſche ich wohl zu leben.

Skizzen

aus den

Leben galanter Damen.

4764

Ein Beitrag

zur Kenntniß

weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen, und Kunſtgriffe der vorigen Jahrhunderte.

Un cibo di fuor dolce, e dentro amaro,
Donna, voi mi porgeſte;
Quaſi dir mi voleſte:
Guſta, e impara à ſaper che tale i' ſono.
GVARINI.

Bibliot. Univer

Regensburg,
in der Montagiſchen Buchhandlung.
1789.

Vorrede.

Es iſt ausgemacht, daß die Figur, welche eine, von einem Monarchen geliebte Dame ſpielt, mehrentheils für die Augen der Menſchen ſehr bemerkungswerth iſt, und daß ihr Leben dem ſorgfältigen Beobachter tauſend Betrachtungen darbietet, aus welchen ſich mancherlei Reflexionen abſtrahiren laſſen. Die Rollen, welche dieſe Favorittinnen ſpielen, ſind oft nur gar zu genau in das Staatsintereſſe verflochten, und Wohl und Weh eines Landes, einer Nation hängt oft von der verſchobenen Falte eines Buſenſchleiers ab. Es würde daher gewiß eins der merkwürdigſten Bücher geworden ſeyn, welches Colonies, (Galliae Orient. p. 67.) unterm Titel:

> Cupidon ſur le Trône, ou l' Hiſtoire des Amours de nos Rois depuis Dagobert, etc.

zu liefern verſprach, wenn ihn nicht der Tod an dieſem Vorhaben gehindert hätte, welcher keinen Menſchen, leider! auch nicht einmal den, der ſolch ein nüzliches Werk zu ſchreiben verſpricht, verſchont.

Ich könnte eine Menge Beiſpiele anführen, welche die Wahrheit meiner angeführten Säze beſtätigen würden, und ſeit Anbeginn der Welt meine Heldinnen aufſtellen, an deren Laune Glück und Unglück eines Staats, wie ienes Schwerd des Damokles an einem Pferdehaar hieng, wenn ich weitläuftige Vorreden liebte. Da man aber zum Unglück dieſelben nicht immer gern, wohl oft gar nicht lieſt, ſo unterbleibt es alſo aus zweierlei Gründen.

Wenn die Wahrheit des Satzes: daß die Menſchen zu allen Zeiten ſich gleich und ähnlich waren, auch noch ſo zweifelhaft wär, (wie wohl ſie es nicht iſt,) ſo getraute ich mir, alle Beweisgründe für dieſe Behauptung aus den Leben der von groſſen Herren geliebten Damen herzunehmen, und einen ieden zu überzeugen, der daran zweifeln könnte, wenn er, verſteht ſich, nemlich geſonnen wär, ſich überzeugen zu laſſen. —

Der flüchtigſte Blick in die Geſchichte ieder Nation überhebt mich der hierzu erforderlichen Belege.

Wer es übernahm, eine Gattung von Leſern hierauf aufmerkſam zu machen, welche weder Zeit, noch Luſt, noch Gelegenheit hat, dickbeleibte Quartanten deshalb zu durchblättern, verdient doch wohl einigermaſſen Aufmerkſamkeit? und mit dieſer Hinſicht wünſche ich gegenwärtiges Büchlein, wenn es ia beurtheilt ſeyn muß, beurtheilt zu hören.

Es kömmt in der Welt ſehr viel auf die Methode an, mit welcher man den Leuten ihr Steckenpferd ſattelt, wenn ſie es willig beſteigen ſollen, und die heilſamſten Arzeneien bleiben oft ungebraucht, — werden verſchüttet, — weil ſie — nicht gut ſchmecken. Wer es daher verſteht, ſeine Elixire mit etwas Süſſem zu verſetzen, der hat das Vergnügen, ſie im Kauf und in guter Würkung zu ſehen. Wer den Rand eines Bechers gehörig mit Honig zu beſtreichen verſteht, der hat das Glück, oft mit bittern, aber heilſamen Mitteln, das Leben ſeiner Kranken zu retten.

> Coſi a l'egro fanciul porgiamo aſperſi
> Di ſoave licor gli orli del vaſo;
> Succhi amari, ingannato, in tanto ei beve
> E' da l'inganno ſuo vita riceve.
>
> *Taſſo.*

Daher die **Behandlungsart** der **Skizzen aus dem Leben galanter Damen**, welche ich der Leſewelt vorzulegen die Ehre habe. Sollte dies Büchlein gemeinnützig werden, und beſonders von Damen und Leſerinnen verſchiedener Stände geleſen werden, auch zugleich ein Leſebuch nach Art der ſogenannten **Modelektüre** ſeyn; ſo durfte es nicht blos Namen und Jahrzahlen enthalten, weder pragmatiſche Geſchichte, noch trockene Nomenklatur werden, ſondern es muſte einen ganz andern Zuſchnitt erhalten.

Ob ich nun denſelben gehörig getroffen habe? — Das iſt eben die Frage. — Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn die Antwort darauf günſtig ausfiel!

Daß ich unter gegenwärtiger Behandlungsart ſelbſt verſchiedene Verſuche gewagt habe, werden die Leſer von ſelbſt ſehen, ohne deßhalb einen Wink von mir nöthig zu haben.

Aber welche unter dieſen Behandlungen ſo ungefähr die beſte ſeyn möchte? Dies möchte ich gern wiſſen, und es wär mir ſehr lieb, wenn man mir's auf eine gute, höfliche Manier ſagte.

Ferner, möchte ich gern wiſſen: ob ich wohl die Damen, von welchen in dieſem Büchlein die Rede iſt, im gehörigen Lichte beſchaut habe? Ob ich nicht falſch ſah? Ob die Geſchichte meiner Behandlungsart widerſpricht? und ob ich dieſe Schönen, ihren Handlungen gemäs, reden lies, wenn ich ſie redend einführte?

Ich muß geſtehen, daß die Sammlung verſchiedener Anekdoten, welche hier und da zerſtreut waren, das Nachſchlagen vieler Bücher meine Arbeit mir ungemein erſchwert hat; und ich könnte ſelbſt berühmte Männer namentlich anführen, wenn ich ihrer Beſcheidenheit nicht zu nahe zu tretten fürchten müſte, welche mir ihre Bibliotheken zu dieſer Abſicht willig und mit vieler Güte öffneten. — Auch iſt es keine kleine Arbeit, wie ich mir ſelbſt ſchmeicheln darf, Gelegenheitsſzenen, welche die Geſchichte nicht ausdrücklich bekannt gemacht hat, aber doch vermuthen läßt, in das Ganze zu verweben und auszuführen, welches mir iederman zugeſtehen wird, welcher ſich ie in ähnlichen Fällen befand. — Wo ich im Weſentlichen der Geſchichte irrte, habe ich Gewährsmänner, welche mich irre führten, oder wenigſtens ſich auch eben ſo gut, wie ich mich, irrten. Dann hoffe ich Verzeihung und eine gelinde Zurechtweiſung.

Ich habe Damen verſchiedener Zeiten und verſchiedener Nationen aus dem oben angeführten Grunde, gewählt, und habe dieſe Wahl auf wenige eingeſchränkt, weil ich dieſe Sammlung gern als einen Verſuch angeſehen haben möchte, welcher, wenn er das Glück haben ſollte, nicht ganz zu mißfallen, vielleicht eine Fortſetzung erzeugen könnte.

Gern hätte ich in dieſe Sammlung mehrere italieniſche Damen, z. B. die Mathilde von Tuszien, beide Königinnen Johanna von Neapel, aufgenommen, wenn ich deswegen hätte Nachſicht hoffen können; aber ich weis wohl, daß die Liebesabentheuer, beſonders der leztern Damen, von teutſchen Rezenſenten ſo gern als hiſtoriſche Kontrebande angeſehen werden, und in dieſer Rückſicht legte ich die ſchon ausgearbeiteten Szenen aus den Leben derſelben, vielleicht, ſehr weislich zurück.

Ich habe nun, denke ich, den Geſichtspunkt angegeben, aus welchem man dieſe Sammlung betrachten muß. — Möchte man doch wenigſtens mit meinem guten Willen vorlieb nehmen! — Glimpflich laſſe ich mir gern etwas ſagen, nehme iede Zurechtweiſung an, aber grobe Ausfälle, welche leider iezt ſo häufig vorkommen, rechne ich dahin, wohin ſie iedermann von beſſern Sitten zu rechnen pflegt, auf die unkultivirten Sitten eines Mannes, der andern einen Spiegel reichen will, und — ſelbſt keinen beſizt!

Geſchrieben zu E** im März 1789.

Namen Verzeichniß
der Damen,
aus deren Leben in dieſem Büchlein Skizzen geliefert worden ſind.

Seite

I. Maria von Padilla . . 1
(lebte unter Peter dem Grauſamen, König von Kaſtilien, im XIV. Jahrhundert.)

II. Maria Touchet . . 53
(lebte unter Karl IX. König in Frankreich, im XVI. Jahrhundert.)

III. Iſabella von Limeuil . 67
(lebte am Hofe der verwittweten Königin von Frankreich, Katharina von Medicis, im XVI. Jahrhundert.)

IV. Diana von Poitiers . 85
(lebte im XVI. Jahrhundert, unter Franz I. und Heinrich II. Königen in Frankreich.)

V. Leonore Tellez von Meneſſes 93
(lebte unter dem König Ferdinand in Portugall, deſſen heimliche Gemahlin ſie endlich wurde, im XIV. Jahrhundert.)

VI. Agnes Soreau . . 129
(lebte im XV. Jahrhundert, unter König Karl VII. in Frankreich.)

VII. Ele-

Seite
VII. Eleonore von Guienne . 145
(lebte im XII. Jahrhundert, war die Gemahlin König Ludwigs VII. in Frankreich und König Heinrichs II. in England.)
VIII. Johanna Shore . . 159
(lebte unter König Eduard IV. in England, im XV. Jahrhundert.)
IX. Arabella Korbet . . 179
(lebte unter Königin Eliſabeths Regierung in England, im XVII. Jahrhundert.)
X. Luiſe Querovaille, Herzogin von Portsmouth . . 193
(lebte unter König Karl II. in England, im XVII. Jahrhundert.)
XI. Charlotte Davis . . 209
(lebte unter eben dieſem Könige, in England.)
XII. Marozia . . . 229
(lebte im X. Jahrhundert zu Rom.)
XIII. Fredegunde . . 275
(lebte im VI. Jahrhundert, unter König Chilperich in Frankreich, deſſen Gemahlin ſie nachher wurde.)
XIV. Nantilde . . . 305
(lebte im VII. Jahrhundert, und war des Königs Dagobert II. Gemahlin.)

I. Maria

I.

Maria von Padilla.

Don Pedro, König in Kaſtilien, *) war nicht im beſten Rufe, und er verdiente auch wirklich ſeinen gewöhnlichen Beinamen: **der Grauſame**, unter welchem er in der Geſchichte bekannt iſt. Zwei ſeiner Halbbrüder rebellirten eben gegen ihn, und unter der Zeit, als er durch Geſandte um die ſchöne **Blanka**, Tochter des **Herzogs Peter I. von Bourbon** werben lies, belagerte er ſeine Feinde in **Gijon**. Ihm folgte ſein Favorit, welcher auch zugleich der Vertraute der verwittweten Königin, ſeiner Mutter war, **Don Alfonſo von Albukerke**, dem ſeine Gemalin, **Eleonor**

---

*) *Mariana*, de Rebus Hiſpaniae. Lib. XVI. — Hiſtoire de Favorites. Amſt. 1697.

von **Meneſe**, mit ihrem Gefolge nachzog.

In demſelben befand ſich unter mehreren adelichen Damen auch **Maria von Padilla**, deren Schönheit ſchon manchen Mann in Verlegenheit geſezt, und mehr als einmal aus einem Narrn in Proſa einen Narrn in Verſen gemacht hatte. In ihrem geheimen Archive lagen nicht allein Sonette haufenweis, welche insgeſamt im allgemeinen die Allmacht ihrer Zauberreize Himmelan hoben, ſondern beinahe jeder Finger, jeder Zahn, jedes Grübchen ihrer Wangen hatte das Glück in einem eigenen Sonett beſungen zu werden. Laut dieſer poetiſchen Urkunden-Sammlung waren ihre Wangen, Roſengefilde; ihre Augen, ſtrahlende Sonnen; ihre Zähne, glichen den Perlen des Orients; ihr Buſen war der Thron der Liebesgötter, und von dem was verborgen war, getraute ſich gar keine menſchliche Dichterzunge zu reden. Sie war voll und rund, wie die ſchöne

Nektarſchenkin im Olymp, zärtlich, wie die Göttin der Liebe, witzig und weiſe wie Minerva, aber auch (davon ſangen die Dichter freilich nichts, aber die Hiſtoriographen ſagen es, und die Folge der Geſchichte bezeugt es,) ſtolz, ehrgeizig und herrſüchtig, wie Juno, die Göttin mit rollenden Farrenaugen, und ihre hochgebrüſteten Pfauen. Sie war ſehr verſchmitzt, und fein genug zu ſcheinen was ſie nicht war, und was ſie eben für nöthig fand zu ſcheinen. Wenn ſie ihre Liſt aufbot, ſo war Sinon, der verrätheriſche Grieche, ein Kind gegen ſie; und ihren Entzweck zu erlangen, nahm ſie ihre Zuflucht zu jedem Mittel, ohne Auswahl.

Begabt mit dieſen Reizen, ausgerüſtet mit den obbeſchriebenen Eigenſchaften, kam ſie dem Könige unter die Augen,*) welcher ſogleich die Zahl ihrer Anbeter vermehrte, wie wohl ſich die zärtlichen Dichter gar bald

---

*) Dies geſchah im Jahr 1352.

zurückzogen, als ſie merkten, was vor ein Rival jetzt auf den Schauplatz der Liebe trat.

Maria war die Schöne nicht, welche eine ſolche Eroberung ungenutzt gelaſſen hätte; ſie ſpannte den **Grauſamen** an ihren Triumphwagen, und freute ſich, wie die meiſten Evenstöchter, wenn ſich die Gelegenheit ereignet, des ſchönen Zufalls, einen Herrſcher beherrſchen zu können.

Gijon ergab ſich, Mars wollte die Plänchen ſeiner Geliebten, der minnebeglückenden Göttin, nicht ſtöhren, man machte Friede, verſöhnte ſich, und alles begab ſich nach **Valladolid.**

Don Pedro gab durch prächtige Geſchenke, durch tauſend Blicke, und durch manchen Seufzer, der ſchönen **Maria** ſeine Liebe zu verſtehen. Er ſtellte ihr zu Ehren, zu **Toledo**, ein Turnier an, trug ihre Farbe, führte ein Sinnbild, welches ſo redend als jeder ſeiner Blicke war, hatte aber, weil die Liebe nicht immer mit dem

Glück im Bunde ſteht, das Unglück abgeworfen zu werden, und muſte ſich mit verbogenen Ribben zu Bette tragen laſſen. — Die liebreizende Tröſterin **Maria** wich nicht von ſeinem Lager, und ihre Thränen (man behauptet, es wären **Theaterthränen** geweſen,) brachten den armen König ganz und gar um ſein Bischen Vernunft. Zwar war er nicht der erſte König, der dies Unglück erlebte, ſo wenig als der lezte, dem es ſo ergieng: aber es geſchah doch eben in einer Epoche, in der es am wenigſten hätte geſchehen ſollen; denn ſeine Braut war auf dem Wege, und als er das Bett kaum verlaſſen konnte, traf ſie zu **Valladolid** ein. Ein Brief von ſeiner Mutter berichtete ihm die Ankunft ſeiner zukünftigen Gemalin. Er verlies ſchnell ſeine **Maria**, um ſie deſto eher wieder ſehen zu können.

Blanka war ſchön, jung*) und im Beſitz des vortreflichſten Herzens. Das Gerücht

---

*) Sie war noch nicht 16. Jahr alt.

rücht hatte ihr den König ſchon geſchildert, ſie ſah ihn, ſuchte in ſeinen grauſamen Blicken umſonſt liebevolle Zärtlichkeit, und wendete furchtſam ihre Augen von dem häßlichen Geſichte ihres künftigen Gatten.

Zitternd ſchlich ſie zum Altar, reichte ihm bebend ihre Hand und hielt ſich mit Müh auf ihren wankenden Füſſen.

Unter der großen Anzahl der Hochzeitgäſte befand ſich auch einer von des Königs Halbbrüdern, welchen ſein Vater **Alfonſo** mit der ſchönen **Elenor von Gusman** gezeugt hatte, **Don Fernando**,*) Grosmeiſter des Ritter-Ordens von St. Jakob. Er ſah die junge Königin, merkte ihren innerlichen Kampf, bedauerte dies ſchöne Opfer der häßlichen Staatsmaximen, fühlte Mitleid in ſeiner Seele, und ehe er ſichs verſah, in ſeinem Herzen — Liebe.

Blanka

---

*) Andre nennen ihn **Don Friederich**.

Blanka wurde ihn gewahr, (er war der ſchönſte junge Mann am Hofe,) ſah, wie ſeine Blicke nur auf ihr weilten, las das Mitleid in ſeinen Augen, und tröſtete ſich wenigſtens eine Seele zu finden, welche ihr Unglück mit ihr empfänd.

Der König begegnete ſeiner Gemalin nicht mit der geringſten Achtung, die Königin Mutter wurde beſtürzt, die Hofleute bedauerten **Blanka**, und **Don Fernando** hatte eine ſchreckliche Nacht.

Die junge, liebenswürdige und tugendhafte *) Königin ſchenkte ihrem Gemal einen mit Edelſteinen beſetzten Gürtel, welcher ſehr koſtbar gearbeitet, und von groſſem Werthe war. Einen noch gröſſern Werth würde er bei jeden andern erhalten haben, der ihn aus den Händen der reizenden **Blanka** empfangen hätte; aber dies war bei **Don Pedro** nicht der Fall, er

---

*) Lectiſſima forma ſanctiſſimis moribus prudentiaque, ſagt Mariana von ihr.

that ihn um, und reiſte den dritten Tag nach ſeiner Vermälung damit zu ſeiner geliebten **Maria**, welche ſich jezt zu **Montalban** aufhielt.

Der König war viel zu verliebt, um zu bemerken, daß die Augen ſeiner angebeteten **Maria**, bei etwas anders, als bei den ſeinigen, weilten. Er umarmte ſie feurig, indeß ſie den Werth des koſtbaren Gürtels ſo gewiſſenhaft wie ein Juwelenhändler taxirte. — Als der Rauſch der erſten Umarmung vorüber war, ſchlug ſie die Augen nieder, ſah zu Erde, und ſeufzte tief. Es iſt noch nicht entſchieden, ob der tiefe Seufzer dem Könige, oder ſeinem koſtbaren Gürtel galt. **Er** interpretirte ihn ſehr glücklich und kühn (wie denn dies ſehr oft der Fall bei den Auslegern iſt,) auf die **erſtere** Art, und fand, daß er ſeiner Perſon galt. Er blickte ſie zärtlich (nemlich ſo zärtlich, als es ihm vermöge ſeiner verwahrloſten Phyſionomie möglich war,) an, und ſagte:

Er. Und du ſeufzeſt Maria?

Sie. Muß ich nicht?

Er. Haſt du mich nicht wieder?

Sie. Alſo hatte ich dich verloren? — o! Männer! Männer! man ſollte euch ewig fliehen, wenn man ſeine Ruh liebte. — Du warſt glücklich, ſchwammſt in Entzücken und Wonne, und ich weinte in einſamen Nächten Thränen des Kummers!

Er. Maria! — Kränke mein Herz nicht ſo ſehr! — Wie könnte ein Weib in der Welt meine Liebe zu dir ſchwächen? Wie könnte es **Blanka**, die mir ſo unbedeutend iſt, als der Gürtel, den ſie mir ſchenkte.

Sie. **Blanka** ſchenkte dir dieſen Gürtel?

Er. Er iſt dein!

Sie. Nein! ich verlange ihn nicht. **Blanka** liebt dich —

Er. Nimm ihn!

Sie. Nein! — Ich liebe dich! Ich frage nichts nach allen deinen Schätzen, entzieh mir nur dein gröſtes Kleinod nicht, dein liebendes Herz.

Er. Es iſt dein auf ewig! — Ich ſchwöre dir's bei allen Heiligen, bei meiner ritterlichen Ehre, ſo ſehr ich dich liebe, ſo ſehr verabſcheue ich die Königin. — Nimm dieſen Gürtel, und trage ihn —

Sie. Nein! Laß der armen Königin, die dich liebt, wenigſtens den Troſt, ihr Geſchenk an dir zu ſehen. Sie liebt dich! — o! wer könnte dich ſehen, und nicht lieben? —

Er. Wie gern ſäh ich es, wenn Maria dieſen Gürtel trüg! wie ſchön müſte er ihr ſtehen! — Ich bitte dich, nimm ihn.

Sie. Ich will der Königin nicht ihren Troſt rauben, — ich will dir deine Bitte nicht abſchlagen. — Gieb her! Ich will nach dieſem Gürtel mir einen ähnlichen machen laſſen, dann tragen wir ihn beide.

Sobald die liſtige **Maria** den Gürtel hatte, lies ſie ihren Vertrauten kommen, einen Juden, welcher viele Künſte verſtand, wovon heutiges Tags keine Seele mehr etwas verſteht. Wenigſtens verſchlieſen dieſe Kunſtverſtändigen, wenn es noch welche giebt, ihre Geſchicklichkeit ſo tief bei ſich ſelbſt, als die Beſitzer des Steins der Weiſen ihr köſtliches Rezept, und finden es nicht rathſam, ihr hellſtrahlendes Licht leuchten zu laſſen, vor den Leuten.

Der bereitwillige Jude, (die Geſchichtſchreiber ſind nicht einig, ob er **Moſes** oder **Aaron** geheiſen,) hocherfahren in den freien Künſten der Zauberei und anderer ſataniſcher Wiſſenſchaften, welche den Namen des bekannten Doktor **Fauſt** mehr auf die Nachwelt, als ſeine Sorgfalt um **Bibelabſchriften**, gebracht haben, nahm den Gürtel und brachte es durch ſeine Geſchicklichkeit ſo weit, daß der König, ſo oft er ihn umlegte, entſezliche Schmerzen empfand.

Er glaubte von einer ſtechenden Schlange *) umzingelt zu ſeyn, und ſchrie oft zehnmal ärger, als der verwundete Kriegsgott in dem Schlachtgefild vor Troia, nach Homers glaubwürdigen Bericht. Die ſchöne Maria konnte, wenn der König einen ſolchen Anfall bekam, mit ihren ſammetnen Händen den Gürtel nicht behende genug von ſeinen Lenden reiſſen, und es verging immer eine geraume Zeit, ehe er ſich nach einem ſolchen Anfall wieder erholte.

Was war natürlicher, als daß **Don Pedro** die Schuld dieſes zauberiſchen Lendenweh's und der ſchrecklichen Leibſchmerzen, der ihn ohnehin verhaßten Königin, ſeiner bedaurungswürdigen Gemahlin, zuſchrieb? Daß die edle **Maria** und ihre Hel-

ferſ

---

*) Hiſtoire chronologique d'Eſpagne. T. II. p. 272. Rotterod. 1695. Mariana ſagt, man habe erzählt, daß der König, vermittelſt der Wirkung dieſes Gürtels, wenn er ihn umthat, immer einen Drachen vor ſich zu ſehen geglaubt habe.

ſershelfer das ihrige rechtſchaffen dazu beytrugen, den König in dem unglücklichen Wahne zu beſtärken, kann man leicht denken, und ſo ſchwur er denn ſeiner Geliebten nochmals ewige Liebe, wie ſeiner Gemahlin ewigen Haß.

Die ſchöne **Blanka** beſeufzte ihr unglückliches Schickſal, und verfiel in eine ſichtbare Schwermuth. Seufzend ſehnte ſie ſich nach ihrem ſchönen Vaterlande zurück, wo mit iedem Tage neue Freuden ihrer harrten, und beweinte den elenden Zuſtand ihrer Sklaverei.

Sie ſeufzte nicht **alleine** — der edle **Don Fernando** ſeufzte mit ihr. Ihr reizerfülltes Bild ſchwebte vor ſeinen Sinnen, und ie mehr er ſie ſah, ie ärger wurde ſein Zuſtand. Mitleid iſt die erſte Sproſſe auf der Leiter der Liebe — und **Fernando**, merkte nur allzubald, was in ſeinem Herzen vorging. Was hätte er nicht unternommen, das unglückliche Schickſal der ſchönen

Blanka zu ändern? was hätte er nicht um den Beſiz ihrer Liebe gewagt? Doch muſte er behutſam ſeyn, und durfte ſich nicht verrathen. — Zärtliche Seelen, die ihr im Stillen liebt, die ihr es nicht wagen dürft dem geliebten Gegenſtande eure Liebe zu geſtehen, ihr fühlt den Zuſtand des Dultenden, und habt Mitleid mit ihm!

Der König hatte iezt ſeine Treugeliebte nach **Toledo** geführt, und überlies ſich ganz ihrem Willen, woraus mancherlei Unheil entſtand, welches ihm ſein Liebling **Albukerke** ganz unterthänig zu verſtehen gab. Auch gab er ihm zu verſtehen, daß er durch die üble Behandlung ſeiner Gemahlin ſich leicht Frankreichs Feindſchaft und anderer Nationen Verachtung zuziehen könnte. Dieſe Vorſtellungen bewegen endlich den König nach **Valladolid** zu gehen, doch nahm er ſeine geliebte **Maria** mit ſich, welche ſich eben in dem Zuſtande befand, in welchem ehemals die fromme

Sara, troz ihres Alters, ganz unvermuteterweiſe gerieth.

Die Königin Mutter empfieng die vielgeliebte **Maria** ganz kaltſinnig, **Blanka** aber war gleichgültig gegen eine Perſon, welche ſie ihres Zorns nicht werthhielt. — Der Hof — ſah wo der Wind herkam.

Maria hatte viel Langeweile, und verliebte ſich, um nicht ganz ohne Beſchäftigung zu ſeyn, in den ſchönen **Don Fernando**, welcher ganz etwas anders zu thun hatte, als ihre zärtlichen Blicke zu erwiedern.

Don Pedro blieb ſeinem Vorſatze treu, und behandelte ſeine Gemahlin ganz verächtlich. Der von den künſtlichen Händen des hocherfahrnen Juden wohl zubereitete Gürtel hatte den König ſo ſehr gegen **Blanka** erbittert, daß er ſogar oft vergaß, ihr die **ſchuldige** Hochachtung zu erweiſen.

Man bedauerte die liebenswürdige, unglückliche Königin endlich öffentlich. Dies brachte den erzürnten König nur noch mehr auf, und ſeine Grauſamkeit wurde ſo fürchterlich, daß beinahe kein Tag vergieng, an welchem er nicht durch einen Mord oder ſonſt eine Ungerechtigkeit, ſich dem Volke verhaßter, und ſeines Beinamens **würdig** machte. Seine treuſten Diener waren ihres Lebens nicht ſicher, und wenn es ihm einfiel zu morden, ſo gab ihm ſein grauſamer Verdacht mancherlei Vorwand, ſeine Blutgier zu befriedigen. — Das einzige Geheimniß, welches ihn ganz und gar zu einem Teufel gemacht haben würde, erfuhr er nicht, die Neigung ſeiner geliebten **Maria** gegen ſeinen Halbbruder, welchen er eben ſo ſehr haßte, wie die unſchuldige Königin.

Maria, welche ſah, daß mit der allberedten Augenſprache bei **Fernando** nichts auszurichten war, nahm ſich vor, ihm ihre Empfindungen deutlicher ans Herz zu legen.

Sie wuſte, daß der König ihm gram war, und da ſie allein alles über denſelben vermochte, ſchmeichelte ſie ſich, daß ihm ein angebotenes Schutz- und Trutz-Bündniß mit ihr nicht gleichgültig ſein würde. Sie wollte ſich ihm deutlicher erklären; nur wuſte ſie nicht, welchen Ort ſie dazu wählen ſollte. Sie ſah ihn überall, aber ihm **ſo etwas** zu ſagen, wie ſie Willens war, war nicht **überall** der ſchickliche Ort. — Sie ſah ſeine ſtille Schwermuth gar wohl, nur konnte ſie, troz ihres Nachgrübelns, nicht die Urſach derſelben entdecken. Er vermied alle luſtige Geſellſchaften, und irrte troz ſeiner Jugend ſo ſtill auf den einſamſten Spaziergängen, wie ein ſechzigjähriger Karthäuſer in ſeinem Gemüsgärtchen, umher. Die entlegenſten Oerter, den finſterſten Schatten dichter Bäume, die einſamſten Grotten in den königlichen Gärten, waren **Fernando's** Lieblingsplätze, und hier überlies er ſich ſeinen Gedanken an **Blanka**, an ihr Unglück — an ſein eigenes.

So bald **Maria** ſeine Spaziergänge erfahren hatte, machte ſie ſich eines Morgens auf, nur von einer vertrauten Kammerfrau begleitet, auf deren Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen konnte, durchſtreifte die finſterſten Bogengänge, und kam endlich zu einer Grotte, in welcher **Fernando** auf dem weichen Mooſe lag. Er ſchlief, und ſein trauriger Zuſtand war auf ſeinem Geſichte deutlich zu leſen. Seine Augenlieder waren naß, ſeine Arme nachläſſig ausgeſtreckt, und ſeine Locken wallten unordentlich und zerſtreut auf ſeine Schultern herab.

Die Kammerfrau blieb am Eingange der Grotte ſtehen, **Maria** aber gieng hinein, den ſchönen Schläfer genauer zu betrachten. Er ſeufzte einigemal tief im Traume, und **Maria**! — ſeufzte auch.

"Ach! — ſprach ſie bei ſich ſelbſt — er ſeufzt, er hat geweint — er ſucht die Einſamkeit — er iſt verliebt! O! daß doch ich der glückliche Gegenſtand ſeiner Liebe wär! Wie glücklich wär ich, wenn **Fernando** mich liebte?"

Indem erblickte ſie eine offene Schreibtafel, welche neben **Fernando** lag. Vielleicht, dachte ſie, iſt dieſe die Verrätherin ſeiner Liebe, hob ſie auf, und eilte damit nach dem Pallaſte, auf ihr Zimmer. Hier durchſah ſie dieſelbe, und fand folgende Verſe darinnen:

Wem klag' ich meines Herzens Leiden?
Wem klag' ich meine herbe Pein? —
Stets werd' ich ohne Hoffnung lieben,
Und niemals — niemals glücklich ſeyn!
Nie darf Sie meine Leiden wißen,
Für die dies Herz ſich klopfend hebt,
Stets werd' ich ſchweigend dulten müßen,
Vom Stral der Hoffnung nie belebt. —
Die Ehrfurcht bricht der Liebe Ketten,
Verſchließt gebietend mir den Mund,
Verloren bin ich! — Mich zu retten
Macht mir kein Menſch ein Mittel kund!

Die zärtliche **Maria** las die Verſe einigemal, und wuſte nicht auf wem ſie dieſelben deuten konnte. Allen ſchönen Damen des Hofs ſeine Liebe zu geſtehen, konnte den zärtlichen Dichter die **Ehrfurcht** nicht zurückhalten. Sie ſann hin und her, welcher Schönen **Fernando** (die er ungefähr lieben könnte,) wohl **Ehrfurcht** ſchuldig ſeyn möchte. Und wer könnte dies wohl ſeyn, als **Blanka**, die ſchöne Königin? war endlich das Reſultat ihrer Betrachtungen. Sie verfolgte den Gedanken immer weiter, er wurde **wahrſcheinlich**, und nach noch näheren Betrachtungen endlich eine **unumſtößliche Wahrheit**; wie denn dies bei ſolchen Spekulationen beinahe immer der Fall iſt. Die Eiferſucht entflammte die Schadenfreude. Um den klagenden Liebhaber verwirrt zu machen, machte ſie ſogleich (ich weis nicht, ob mit Hülfe eines Reimregiſters, wie einige Damen **unſrer Zeit**, oder nicht,) einige Verſe, welche ſie als **Antwort** in die Schreibtafel des zärtlichen **Fernando** unter ſeine gereimten Klagen ſchrieb. Ein Beweis, daß die Damen im vierzehnten Jahrhundert ſo gut Anlage zur Dichtkunſt hatten, als dieſelben im achtzehnten Jahrhundert, laut täglich angekündigten und erſchienenen Produkten dieſer Art, haben mögen. — Und die Verſe der **Maria von Padilla** lauteten alſo:

Warum willſt du allein im Stillen klagen,
Zu ſeufzen nur, und nicht zu reden wagen?
Der Stand iſt nur ein Spiel für ſanfte Herzenstriebe;
Entdecke dich. — Und deine Furcht beſiege deine Liebe.

Mariens getreue Zofe erhielt die Kabinetsordre: die Schreibtafel wieder in die Grotte zu tragen. Sie fand **Fernando** noch ſchlafend, legte die Schreibtafel neben ihn, und eilte davon.

Fernando erwachte, ergriff ſein Souvenirs, vermuthlich um noch mehr Verſe zu machen — erblickte zu ſeinem groſſen Erſtaunen Verſe von fremder Hand, und las, was die Leſer eher als er geleſen haben. Wer vermag es ſein Erſtaunen zu ſchildern? Die Geliebte ſeines Herzens traf ſein Verdacht am wenigſten; er getraute ſich nicht es zu muthmaſſen — aber der Gedanke, daß es vielleicht doch möglich ſey, wiegte ihn in ein unnennbares Entzücken, welches aber bald wieder entfloh, wenn er daran dachte, daß iemand ſo ſcharfſichtig geweſen ſeyn und ſeine Liebe entdeckt haben könnte.

Maria erwartete ungeduldig die erſte Zuſammenkunft, um ſich an des verliebten Grosmeiſters Verwirrung zu laben, denn ob ſie gleich keinen Anſpruch auf ſeine Gegenliebe machen konnte, ſo war ſie doch, weil ſie ihn heftig liebte, eben ſo eiferſüchtig, als ſchadenfroh.

Dieſe Zeit kam. Es war ein Kourtag bei der Königin Mutter, wohin der König ſeine Einziggeliebte begleitete. Sie waren ſchon lange da, als **Fernando** endlich mit der Königin herein trat. Er hatte ſie unterwegs getroffen, und der Oberhofmeiſter welcher ſie führte, war dem Prinzen des Königlichen Hauſes gewichen.

Jedermann erzeigte der Königin den gehörigen Reſpekt, nur ihr Gemahl nicht, welcher ſich nicht einmal von ſeinem Sitze bewegte. Alles war darüber betroffen, und **Fernando** wurde ſo unwillig, daß es ihm Müh koſtete ſeine Gemüthsbewegungen zu verbergen.

Maria bemerkte alles, ſie ſah den Zorn in ſeinem Geſichte entglühen, und nun glaubte ſie ganz gewiß, er müſſe ſich mit der Königin verſtehen. Dies brachte ſie auſſer ſich. Sie konnte ſich nicht mehr faſſen, und ſagte zum König mit giftigem Lächeln:

"Seht doch, dort die beiden! Sie ſcheinen ſich nicht ungern zu ſehen. Sie mögen ſich wohl mit einander verſtehen. Die zärtliche **Blanka** wird hoffentlich dem Geliebten lieber zärtliche Umarmungen als ſchlangenartige Gürtel ſchenken."

"Das ſagt ja nicht; antwortete der König. **Blanka** iſt die Tugend ſelbſt, und wenn Ihr's nicht glauben wollt, ſo fragt nur deshalb meine Mutter, meine Schweſter, und all die Herren und Damen des Hofes. Ich glaube wahrlich, dieſe ehrlichen Leute würfen mir ſelbſt einen Prozeß an den Hals, wenn ich das Gegentheil zu ſagen wagte, und ich will wahrhaftig vor dem Auskratzen meiner Augen ſicherer ſeyn, wenn ich an der Tugend aller Hofdamen zweifle, als wenn ich es wagen wollte, die Königin nicht für ſo unſchuldig, als ein Kind aus Mutterleibe zu halten."

"Die franzöſiſchen Damen, ſagte **Maria**, ſind wegen ihrer Galanterie im Geheim berühmt; und ſie ſollen ihre Adonen nicht lange ſchmachten laſſen, ſagt man. Doch Ihr ſcheint nicht eiferſüchtig zu ſeyn" —

"Ich würde es ſeyn, antwortete der König, wenn ich wüßte, daß **Fernando** meine geliebte **Maria** liebte. Für **Blanka** hat mein Herz keine Empfindung und keine Eiferſucht!"

Um ſich nicht länger zu geniren, verlies der König die Geſellſchaft, in welcher die Liebe **Marien** zu bleiben zwang.

Blanka ſas an einem Fenſter, die ſchöne Ausſicht zu genieſſen, und **Fernando** ſtund von tauſend Empfindungen gefoltert ihr zur Seite. Sie ſprachen nichts, und jedes überlies ſich ſeinen Gedanken. Unwillkürlich drängte ſich ein tiefer Seufzer aus **Fernando's** beengter Bruſt. Die Königin ſah ſich um, erblickte den Seufzenden, und beide wurden, aus verſchiedenen Gründen, roth.

"Ihr ſeufzet? Und ſo tief? — Man ſollte Euch wohl gar vor verliebt halten!" ſagte die Königin lächelnd.

"Ich bin es in der That!" antwortete **Fernando** ſeufzend.

Blanka. Und wieder ein Seufzer?

Fernan:

Fernando. Ich **liebe** — und der Zorn läßt mich kaum reden.

Blanka. Zorn und Liebe? Ihr ſeyd alſo wohl eiferſüchtig?

Fernando. Ich bin nicht eiferſüchtig, aber gerechter Zorn bemeiſtert ſich meiner, wenn ich ſehe, daß eine Schönheit, welche die Huldigung der ganzen Welt verdient, von einem Manne, der ſeines Glücks nicht würdig iſt, ſo kränkend behandelt wird.

Er ſagte dies mit vielem Feuer, die Königin brauchte keine weitere Erklärung; ſie ſagte kein Wort, ſchlug die Augen nieder und Thränen zitterten in denſelben. Sie ſeufzte, und **Fernando** nahm ſchnell das Wort:

"Ihr ſeufzet, ſchöne **Blanka**! O! daß ich ſo glücklich wäre dieſen Seufzer zu meinem Glück auslegen zu dürfen!"

Blanka. Ich werde den Mann, der mich **verachtet**, nie **beleidigen**!

Fernando. Ihr werdet ihn lieben?

Blanka. Er iſt mein Gemahl.

Fernando. Ein Ungeheuer, wie er täglich beweiſt, der kein Herz zu ſchätzen weis.

Blanka. Es ſollte Euch ſchwer fallen, dies zu beweiſen. Ich will Euch vom Gegentheil überzeugen.

Fernando. Vom Gegentheil?

Blanka. Ihr ſagt, der König wiſſe kein Herz zu ſchätzen und ſeine überſchwengliche Liebe zu Padillen ſtraft Euch Lügen. Seht, ſie beobachtet uns. — Ich denke es iſt gut, wenn wir in ihrer Gegenwart nie **allein** wieder mit einander ſprechen.

Die Königin ſchlug einen Spaziergang in den Garten vor, in welchem ſich bald die Geſellſchaft zerſtreute.

Maria wankte voller Gedanken umher, ſchwur bei ſich ſelbſt, ihre Liebe, oder ihre rachgierige Eiferſucht zu befriedigen, es möchte auch koſten, was es wollte.

Blanka, begleitet von ihrem vertrauten Hoffräulein, kam zu **Fernando's** Lieblingsgrotte. Sie lieſen ſich in derſelben nieder, und die Königin dachte dem mit **Fernando** geführtem Geſpräche nach. In dieſem Nachdenken wurde ſie durch Ausrufung ihres Namens geſtöhrt. Sie wurde aufmerkſam, und hörte nahe bei der Grotte die Worte:

"**Blanka! Blanka!** um deinetwillen leide ich! und für dich will ich ſterben, aber nie werde ich aufhören dich zu lieben."

Sie erkannte **Fernando's** Stimme, und zitterte, als er ſich der Grotte nahte. Aber er gieng tiefſinnig vorüber, ſeufzte und vergoß Thränen.

Die Königin wurde durch ſeinen Zuſtand heftig gerührt. Unmöglich war es ihr, den Mann zu haßen, der ſie liebte. Ihr Herz empörte ſich — aber ihr Geſchick gebot ihr, ihre Empfindungen zu unterdrücken. Sie verlies die Grotte, begab ſich nach Hauſe, und es läſt ſich leicht denken, daß ſie keine angenehme Nacht hatte.

Einige Zeit hierauf feierten **Don Heinrich** und **Don Tello**, **Fernando's** Brüder, ihre Vermählungen, und der verliebte Grosmeiſter konnte ſich den öffentlichen Luſtbarkeiten, welche bei Gelegenheit derſelben angeſtellt wurden, nicht entziehen, ſo gern er es auch gethan hätte, weil er lieber die Einſamkeit als Zerſtreuungen ſuchte.

Hier geſchah es, daß er **Marien**, welche ſchon längſt ihn zu ſprechen geſucht hatte, weil die Unterhaltung ſich zertheilte, zum Raube wurde.

Maria. In der That, Ihr müſt etwas Wichtiges auf Euern Herzen haben, denn ſonſt pflegt man in Euerm Alter nicht die Luſtbarkeiten ſo willig zu fliehen. Warum ſeht Ihr immer den Boden an? giebt es für Eure zärtlichen Augen **hier** keine **intereſſanteren** Gegenſtände? Oder ſeyd Ihr in die **Erde** verliebt?

Fernando. Dann hätte ich ſo viele Nebenbuhler, als ſie Königreiche und Provinzen hat.

Maria. Recht artig geſagt. Aber dieſe lakoniſche Antwort befriediget mich nicht. Ich muß demnach weiter fragen. Ihr ſeyd alſo wirklich verliebt? Vermuthlich, weil Ihr ſo traurig ſeyd, in einen Gegenſtand verliebt, von dem Ihr keine Erhörung zu hoffen habt? — — das iſt nicht gut! Liebt, was Euch wieder liebt, wenn Ihr glücklich ſeyn wollt. — **Fernando,** wir wollen gute Freunde ſeyn!

Sie gab ihm die Hand, und drückte die ſeinige ſanft. — Er ſeufzte.

Maria. Dieſer Seufzer, galt nicht meinem freundſchaftlichem Händedruck, das leſe ich in Euern zärtlichen Augen. Ach! Fernando! habt doch Augen, für die, die Euch lieben.

Fernando. Ich verſtehe Euch nicht.

Maria. Weil Ihr mich nicht verſtehen wollt. — Ich weiß um das Geheimniß Eurer Liebe —

Fernando. Was wüßtet Ihr?

Maria. Ruhig! — Ihr wißt, was ich beim König vermag. Entſcheidet alſo ſelbſt, ob ich mich Eures Geheimniſſes nicht zu Eurem Verderben bedienen könnte, wenn ich nicht ſo ſehr Eure Freundin wär. — Wie ſehr der **König** mich liebt, wißt Ihr; und nun erfahrt es auch, daß ich **Euch** liebe.

Fernando. Maria — mich?

Maria. Dich! — Was könnt Ihr von Eurer Liebe zur Königin hoffen?

Fernando. Zur Königin?

Maria. Es iſt umſonſt zu läugnen! Ich weiß es gewiß, daß Ihr die Königin liebt. — Wolltet ihr dieſe **Liebe** mit der meinigen vertauſchen — ſo wären wir beide, denke ich, nicht unglücklich. Jetzt entſchließt Euch. Denn, glaubt nicht, daß ich Euch ſo ungeſtraft zum Vertrauten meines höchſten Geheimniſſes gemacht habe, wenn ich mich ferner von Euch verachtet, und meine liebevollen Empfindungen verhöhnt ſehen ſollte. Ich werde mich rächen — und die Königin iſt verlohren. Ich liebe Euch, und —

Fernando. Wer würde nicht willig Eurer Schönheit huldigen? Durch Eure Liebe ſich nicht glücklich ſchätzen? — Aber Ihr ſeyd die Geliebte eines Königs, der —

Maria. Was?

Fernando. Ich weiß, was ich dem Könige ſchuldig bin.

Maria. O! über den gewiſſenhaften Mann! Ihr würdet der Königin dieſe Antwort gewiß nicht geben, wenn ſie Euch zärtlich den Schlüſſel zu ihrem Schlafgemach in die Hand drückte.

Fernando. Dies wird die Königin nie thun.

Maria. Das wollen wir nicht unterſuchen. Ich erwarte Euern Entſchluß. In zwei Tagen geht der König nach **Toledo**. Nach Euern Belieben könnt Ihr Euch ausbitten, ihm dahin folgen zu dürfen (ich ſichre Euch vor einer abſchläglichen Antwort,) oder nicht. Bedenkt, daß es gefährlich iſt, mich hoffnungslos leiden zu laſſen; daß eine Dame nie dem Verächter ihrer Reize vergiebt, daß auch ich ein Weib bin, und daß ich nicht ungerächt ſchaamroth zu bleiben Willens bin.

Sie wendete ſich zu einer andern Parthie, und verlies den unglücklichen Liebhaber in einer ſehr übeln Lage. — Lieben konnte er ſie nicht, aber er fürchtete ihre Rache, und nicht um ſeine eigene Perſon war er ſowohl beſorgt, als um die Königin.

Im dieſer Verwirrung erſuchte er den König, ihm nach **Toledo** folgen zu dürfen, erhielt die Erlaubniß, und reiſte ab, ohne von **Blanka** Abſchied nehmen zu können.

Der Hof verwunderte ſich über Fernando's Entſchlieſſung, und Maria triumphirte über den gelungenen Verſuch, den, den ſie liebte, um ſich zu wißen, und der Gegenwart der Königin zu entreiſſen.

Indeß Maria frohlockte, und durch die entſcheidenden Beweiſe ihrer Liebe, welche ſie dem Geliebten täglich gab, ihn oft in die ſchrecklichſte Verlegenheit ſezte, verübte der König die grauſame That, daß er den unglücklichen König **Lorgnes** von Granada, welcher aus ſeinem Reiche vertrieben worden war, und auf Treu und Glauben ſich in ſeinen Schuz begab, mit eigener Fauſt ermordete. Viele Groſſe des Reichs, welche dieſe That nicht billigten, lies der grauſame König ebenfalls hinrichten, und brachte ſeinem Blutdurſt täglich neue Opfer.

Mit **Fernando's** Betragen war **Maria** ſo wenig zufrieden, als dieſer mit dem ihrigen. Sie verfolgte ihn einſt in ſeine Einſiedelei, welche er ſich im Schloßgarten hatte errichten laſſen, als **Don Pedro** auf der Jagd war. — Es war ein ſchwüler Tag, **Maria** war leicht und verführeriſch genug angezogen, Begierden zu erwecken, welchen der traurige Einſiedler zu ihrem groſſen Leidweſen nie entgegen kam. Jezt hatte ſie ſich vergenommen über ſeine Kaltblütigkeit zu ſiegen, oder ihm auf ewig den Krieg anzukündigen.

— "Ihr erlaubt doch, heiliger, trauriger Eremit, ſagte ſie, als ſie in die Einſiedelei trat, daß eine arme Sünderin ſich Euch nahen darf? Es iſt ſo ſchwül drauſſen — und hier iſts ſo ſchön kühl." —

Sie ſezte ſich und warf ihren Halskragen von ſich, wodurch ein Buſen zum Vorſchein kam, welcher jenem der berühmten Helena, dem ſie ihr Leben zu danken hatte, als ſie ihn dem Schwerde des erzürnten Menelaos darbot, nichts nachgab. **Fernando** hatte vor ſolche Schönheiten keine Augen.

Maria. Man weis im Grunde gar nicht, was man mit Euch anfangen ſoll! Ich habe immer den erſten Schritt gethan — habe Euch meine Liebe geſtanden — und Ihr ſeyd ſo fühllos, daß man ſich beinahe ſchämen muß, Euch nur noch nachzugehen. Ihr ſeht, wie ſehr ich Euch liebe! —

Fernando. Und der König?

Maria. Iſt iezt auf der Jagd. — Ihr wißt es nicht, was dieſes Herz für Euch empfindet. Ihr kennt die Heftigkeit meiner Leidenſchaft nicht, ſonſt würdet Ihr wenigſtens die fürchten, die Ihr nicht liebt.

Fernando. Ich bin Euch nach Toledo gefolgt — was verlangt Ihr von mir Unglückſeeligen mehr?

Maria. Wird es Euch ſo ſchwer, mich zu lieben? Bin ich denn ſo häßlich? Kann ich, ſo ſehr ich mich beſtrebe, Euch nie gefallen?

Fernando ſeufzte. **Maria** ergriff ſeine Hand. Er drückte ſie heftig und ſagte:

"Ihr verdient geliebt zu werden — Ihr werdet geliebt. — nur mir laßt meinen Kummer!"

Maria konnte nicht antworten, denn der König trat herein. — **Fernando**, welcher ſeine Grauſamkeit kannte, zitterte vor Schrecken, und **Maria** erblaßte.

"Seyd Ihr, ſagte der **König** mit funkelnden Augen zu **Fernando**, ein Grosmeiſter des Ordens von St. Jakob? Ihr ſeyd wahrlich dieſer Ehre unwürdig! Was thut Ihr hier? Geht nach **Valladolid** zurück, und zwar der Würde, welche ihr nicht verdient, entſezt. Ihr ſeyd Grosmeiſter geweſen.

Fernando warf einen verachtenden Blick auf den König, gieng und eilte nach **Valladolid**.

Der **König** wendete ſich hierauf zu **Don Juan de Padilla**, dem Bruder der ſchönen **Maria**, und ſagte:

— "Ihr ſeyd ſtatt **Fernando** Grosmeiſter des Ordens von St. Jakob." *)

Maria war unvorſichtig genug dem **Könige** merken zu laßen, daß ſie **Fernando's** Verbannung ungern ſah. Dies verurſachte ihr viele Unannehmlichkeiten, denn der **König** überwarf ſich mit ihr, und reiſte ohne ſie, ziemlich erzürnt, nach **Kuellar.**

---

*) Dies geſchah im Jahr 1354. und war ein Beiſpiel ohne Beiſpiel, weil Juan verheurather war, welches der Grosmeiſter dieſes Ordens ſonſt nicht ſeyn durfte, eine Eigenmächtigkeit, welche ſich der König hier heraus nahm, gegen welche Mariana ſehr eifert. "Novum exemplum (ſagt er) legibus moribusque validius fuit: ab eoque initium ſuſceptum, ut conjuges iidem et magiſtri (ord. St. Iacobi) eſſent." — Gelegentlich will ich hier noch ſagen, daß der ältere Bruder

Hier ſah er die ſchöne junge Wittwe eines gewißen **Diego de Haro, Juanna de Caſtro,** ein Weib von eben ſo großer Schönheit, als Tugend.*) So ſchön auch die reizende **Maria** war, ſo muſte ſie doch neben der ſchönen **Juanna,** ganz entſcheidend, den Preis verlieren. Der **König** er-

---

Bruder der Maria, Don Diego, ſchon im Jahr 1353 Oberkammerherr, und das Jahr darauf Grosmeiſter des Ritterordens von Kalatrava wurde. — Die Brüder und Anverwandten haben mehrentheils ihr Glück gemacht, wenn die Schweſtern von groſſen Herren gern geſehen wurden, wovon die Franzöſiſche Geſchichte beſonders merkwürdige Beiſpiele liefert.

*) Mariana ſagt: Viduae, cui forma comparari nulla poterat, inſigni pudicitiae laude viduitatis incommoda ſuſtentabat.

blickte ſie, und wurde entzückt. Ein heftiges Verlangen füllte ſeine Seele ſie zu beſitzen, und er ließ ihr verſchiedene Anträge machen, welche aber von ihr alle verworfen wurden. Der **König** ließ bitten und drohen, aber **Juanna** blieb unbeweglich.

"Ich werde meine Hand einem andern Manne nie anderswo, als vor dem Altare, bei prieſterlicher Trauung ſchenken:" ließ ihm **Juanna** ſagen.

Don Pedro hätte den Beſitz dieſes ſchönen Weibes durch jeden Preis erkauft. Er gab alſo vor, er ſey ſeiner Gemahlin überdrüſſig, könne ſie auch nie lieben, ließ ſeine Heurath durch zwei erkaufte Biſchöffe für nichtig erkennen, und führte die ſchöne **Juanna** zum Altar. Dieſe war ſchwach genug, durch den Titel einer rechtmäßigen Gemahlin betrogen, ihm ſich ganz zu überlaſſen. Aber ſie muſte die Schuld ihrer Zärtlichkeit nur allzubald büſſen, denn nach erlangtem Genuſſe wurde der **König** ganz gleichgültig zig gegen die Reize dieſes ſchönen Weibes. Ihre Sanftheit konnte keinen Mann, wie **Don Pedro** war, beherrſchen, und ihre Tugend war ein Gut, welches der **König** nicht gehörig ſchätzen konnte. **Maria** folgte dem **Könige.** — Er ſah ſie — hörte ſie reden, folgte ihr, und verließ die reizende **Juanna**, welche in ein Kloſter gieng, wo ſie ihr unglückliches Schickſal beweinte. Sie wurde daſelbſt Mutter, und gebahr einen Sohn, welcher **Don Juan** genennt, und bald ein Ball des wetterlaunichten Glücks wurde.*)

Indeß hatte der vom König ſo ſehr beleidigte **Don Fernando** ſich einen groſſen Anhang gemacht. Selbſt **Albukerke**, der ehemalige Favorit des Königs, verſtärkte die Parthie; denn **eigene** Sicherheit verdient immer andern Spekulationen vorgezogen

---

*) Ioannes filius ex iis nuptiis procreatus eſt, matri ſolamen, fortunae ludibrium futurus, ſagt Mariana.

zu werden. **Don Tello** zog eine Armee in Biskaja zuſammen, und **Don Heinrich** reiſte nach Frankreich des Königs unerhörte Grauſamkeit und der ſchönen **Blanka** Unglück ihrer Familie lebhaft zu ſchildern. *)

Sobald **Don Pedro** von dieſen Zurüſtungen hörte, ließ er die unglückliche Königin von **Valladolid** nach **Toledo** führen. Hier traf ſie **Don Fernando** auf ſeinem Marſche an. Er folgte ihr in das Haus, wohin ſie gebracht wurde.

"Prinz, ſagte ſie, was ſucht Ihr hier bei einer Unglücklichen? Was wollt Ihr?"

Fernando. Sterben will ich, oder Euch von der Tirannei des grauſamen

---

*) Blanka war von ſieben Töchtern des Herzogs v. Burgund die zweite. Ihre älteſte Schweſter war ſeit 1337 an König Karl V. vermählt, und Königin in Frankreich.

Königs befreien. — Dieſer Unmenſch läßt Euch hieher bringen, um Euch gefangen zu halten.

Blanka. Unſchuld fürchtet keine Ketten; und ſo weit wird hoffentlich der König ſeine Grauſamkeit nicht treiben, daß er mich als eine Gefangene behandeln laßen wird.

Fernando. Fürchtet alles!

Blanka. Für Euer Leben, wenn Ihr hier länger weilt.

Fernando. Ihr gebietet mir zu gehen?

Blanka. Ach! Prinz! Ich achte nicht die Gefahr, die mir droht, aber ich zittre vor der, in der Ihr Euch befindet.

Fernando. Mein Herz ſagt es mir, wir werden uns nicht wieder ſehen. Wenn es zum leztenmale war, daß mir das Glück Euch zu ſprechen vergönnte, ſo lebt wohl, und gedenket des Unglücklichen, der nicht das Glück hatte, im Beſitz eines Gutes zu ſeyn, deſſen Werth der König nicht zu ſchätzen wuſte. Ich will dulten und leiden, aber Eure Schmach will ich rächen, und mein letzter Seufzer, wenn mein Geiſt dieſer Hülle ſich entreißt, wird der Name der Geliebten ſeyn, für die ich willig in den Tod gehe. Ewig wird dies Herz für Euch ſchlagen, und Euch getreu, wird es brechen, wenn die Stunde meines Todes ſich naht. Lebt wohl! — Lebt wohl! —

Der Unglückliche verließ eilends **Toledo**, und ließ die arme **Königin** ſchwer beängſtiget zurück.

Als der **König** erfuhr, daß **Fernando** zu **Toledo** geweſen war, eilte er dahin, und ſtellte ein ſchreckliches Blutbad unter den Anhängern der **Königin** und des **Prinzen** an. — **Blanka** flüchtete in eine Kirche der Wuth des grauſamen Königs zu entgehen; er ließ ſie aber vom Altare wegreiſſen, und in die Gefangenſchaft nach **Siguenza** führen. Viele Groſſe verließen das

Reich. Selbſt die Königin Mutter fürchtete die Grauſamkeit des Königs, und floh nach Portugall. Hier fand ſie aber ihren Tod, dem ſie in Kaſtilien entgehen wollte. Ihr Vater, der König Alfonſo, ließ ſie hinrichten, unter dem Vorwande: ſie pflege eine unerlaubte Bekanntſchaft mit einem gewißen **Martin Tellez.**

Maria beſchloß, ſich jezt an **Fernando** und an der **Königin** zu rächen, und brachte den **König** immer mehr gegen beide auf. Dieſer mordete unaufhörlich, und verübte ſolche unerhörte Grauſamkeiten, daß der päpſtliche Legat, über ſein unmenſchliches Betragen erzürnt, ihn exkommunizirte, und ein Interdikt gegen ihn ausgehen ließ. Der **König** trieb ſeinen Spott damit, und ſchwur, es nun zehnmal ärger, als vorher zu machen.

Jezt erfuhr der König, daß **Don Heinrich** nach Frankreich gegangen ſey, am Königlichen Hofe Hülfe zu ſuchen. **Maria** unterließ nicht Zeugen zu beſtechen, welche

Don Fernando's vertrauten Umgang mit der Königin bekräftigten, und entflammte den ohnehin grauſamen erlauchten Mörder, zu Wuth und Rache. Er ließ den edeln **Don Fernando**, und ſeinen Bruder **Don Tello**, durch erkaufte Meuchelmörder hinrichten. Sie wurden unvermuthet angefallen, verkauften ihr Leben theuer, muſten aber doch endlich der Menge unterliegen. **Fernando** ſtarb von hundert Stichen durchbohrt, und ſein lezter Seufzer war: **Blanka!** dies wurde dem **Könige** mit der Nachricht von ſeinem Tode zugleich hinterbracht, welcher ſogleich die unſchuldige Königin zum Opfer ſeiner Wuth beſtimmte.

Als **Blanka** des edeln **Fernando** Tod vernahm, konnte ſie ſich der Thränen nicht erwehren, und betete für ſeine Seele.

”Genieße, glücklicher Prinz, jezt der ewigen Ruh! Wir werden uns wiederſehen, dort, wo kein Auge thränt, und wir uns nicht vor Tyrannen zu fürchten brauchen. Bald — bald wird die unglückliche Blanka bei dir, und glücklich ſeyn; dir folgen, und dich in einer beſſern Welt wieder finden."

Der **König** hörte nicht auf zu morden, die Edeln des Reichs fielen durch das Henkerſchwerd, und die größten Damen wurden hingerichtet. — Seine Grauſamkeit zu krönen, ließ er endlich die unglückliche **Blanka** vergiften, *) welche ohne Verwünſchungen gegen ihren Mörder aus der Welt gieng.

Als ihr Bruder, der Herzog von Burgund, die ſchreckliche Nachricht von der Vergiftung ſeiner Schweſter vernahm, ſchwur er: ihren

---

*) Dies geſchah im Jahr 1361. **Blanka** war, als ſie mit Gifte vergeben wurde, 25 Jahr alt; folglich wurde ſie (1352) im 16ten Jahre ihres Alters mit Don Pedro vermählt.

ihren Tod an dem Könige zehnfach zu rächen. Er brachte ein Heer auf die Beine, und viele tapfre Ritter rüſteten ſich, ihn zu begleiten, unter denſelben befand ſich auch der bekannte wackre Ritter **Bertrand von Gueſcelin,** welcher dem Herzog von Burgund, und dem Prinz **Don Heinrich** unter ihren Fahnen zu ſtreiten verſprach.

Die ſchöne **Maria,** welcher, wie ſich ein Schriftſteller ausdrückt, *) nichts fehlte, um eine **Krone** zu **verdienen,** als die **Keuſchheit,** freute ſich nicht lange ihrer Rache, denn ſie ſtarb kurz darauf zu **Sevila,** und wurde mit königlicher Pracht in einem Kloſter daſelbſt beigeſezt, welches ſie bei ihrem Leben (vermuthlich zu Abbüſſung ihrer Sünden,) hatte erbauen laſſen. Ihr Tod muſte durchs ganze Reich auf des Königs

---

*) Foeminae praeter injuriam pellicantur, magnis animi et corporis dotibus, dignaeque imperio, ſagt Mariana.

nigs Befehl feierlich begangen und ſo angeſehen werden, als wär eine Königin verſchieden; ihre Kinder *) wurden königlich erzogen.

Nach ihrem Tode ſchien der **König** noch grauſamer zu werden, und würgte nach Belieben, wen und wo er wollte.

Endlich kam das vereinigte Heer aus Frankreich an, **Don Pedro's** Anhang war

---

*) Sie zeugte vier Kinder mit dem Könige. Einen Sohn, welcher Alfonſo hies, und 1339. zu Tordeſilla gebohren war. Der König war über die Geburth deſſelben ungemein vergnügt, er ſtarb aber bald darauf wieder. Beatrix, die älteſte Tochter, war 1353. zu Kordua gebohren. Conſtantia, wurde im Jahr darauf gebohren, und iſt mit dem Sohne des Königs von England, dem Herzoge von Lankaſter vermählt worden. Iſabella, die dritte Tochter wurde 1355 zu Tordeſilla gebohren.

ſchwach; er muſte der Macht ſeiner tapfern Gegner unterliegen, und ſtarb auf dem Schlachtfelde, in einer hitzigen Schlacht, welche Kaſtilien unter **Don Heinrichs** Regierung die Ruh wieder gab, und die Erde von einem Ungeheuer befreite, deſſen unerhörte Grauſamkeiten ihm den Abſcheu aller Nationen zuzogen.

II. Maria

II.

Maria Touchet.

Die Heldin gegenwärtiger Erzählung Maria Touchet *) war nach einigen die Tochter eines Apothekers, nach andern die Tochter eines Notars, dies iſt aber nicht zu glauben, da ein weit glaubwürdigerer Zeuge **) ſagt, ſie ſey die Tochter von **Johann Touchet**, der den Titel **Herr von Beauvais** und du **Quillart** führte, geweſen, und königlicher Rath und Amtsverweſer des Amts- und Obergerichts von Orleans war. Sie war ſehr ſchön, und die Dichter ihrer Zeit bemühten ſich um die Wette ihr Lob zu verherrlichen. Sie wurde mit Madri-

---

*) *Papirius Maſſon*, in vita Caroli IX. — Intrigues Galantes de la Cour de France. Tom. I.

**) *Le Laboureur*, Addit. aux Mem. de Caſtelnau. Tom. II. p. 656.

galls, Sonetten und Anagrammen *) überhäuft, wodurch ihre Eitelkeit (denn eitel ſagt man war ſie nicht wenig,) einen groſſen Triumph erhielt.

Unter ihren Anbetern, welche ihrenthalben die Laier ſtimmten, befand ſich ein iunger Dichter, deſſen Namen man nicht weiß, welcher das Glück hatte ihr zu gefallen, und man glaubt, ſie würde ſeine Zärtlichkeit mit ihrer ſchönen Hand belohnt haben, hätte nicht ein ſonderbarer Zufall ihren zärtlichen Geſinnungen eine andere Richtung gegeben.

König

---

*) Nach Art der damaligen Zeiten, welche nach und nach ſich auch in unſer Vaterland einſchlich, wurde der ſchönen Maria Name auf verſchiedene Art torquirt, um ein ſchönes Anagramma herzugeben, und man hat deren verſchiedene, welche durch den leidigen Buchſtabenwechſel herausgefoltert wurden. Das beſte, welches auch zugleich das richtigſte geweſen ſeyn ſoll, iſt dieſes: Marie Touchet: — je charme tout.

König **Karl IX.** von Frankreich, war, wie bekannt iſt, ein ſehr groſſer Freund von der Jagd, reiſte um zu iagen, in ſeinem ganzen Reiche herum, und ſchlug ſeinen Jagdſchirm bald da bald dort auf. So kam er auch nach **Orleans**, beſuchte einiger Angelegenheiten halber ſeinen Amtsverweſer, und ſah bei dieſer Gelegenheit ſeine Tochter die ſchöne **Maria**.

Der Eindruck, welchen dieſe Schöne auf das königliche Herz machte, war ſehr entſcheidend. Den folgenden Morgen ſchon erhielt ſie vom König einen zärtlichen Brief, (woran ſeine Begleiter vielleicht nicht wenig Antheil hatten,) welcher nach dem im Familienarchive des Hauſes **Entragues** aufbewahrten Originale alſo lautet:

Schönſte Göttin meines liebekranken Herzens!

Als Irion, wie die Poeten der Heiden berichten, die ſchöne Königin der Götter, die

Juno mit den groſſen Augen ſah, entbrannte er plözlich, und wünſchte die Liebe dieſer Göttin zu genieſſen. Ach! wenn Sie mich lieben könnte! ſeufzte er heimlich, da ich ſie ſo ſehr liebe, und nur allein durch den Beſiz ihrer Liebe glücklich ſeyn kann. Nun wechſelt, ſchöne Maria, die Perſonen, denkt Euch als Juno, mich als Irion, ſo habt Ihr das aufrichtigſte Geſtändniß ſeines Herzens von Euerm

zärtlichen Anbeter

Karl.

Der Ueberbringer dieſes Briefs ſagte ihr, der **König** werde Ihre Antwort ſelbſt abholen.

Kaum hatte ſie Zeit ihre Kleider zu wechſeln, ſo ſchnell war der verliebte Irion bei ihr. Er nahm ſie zärtlich bei der Hand und ſagte mit einem etwas ungewiſſen Blick:

"Habt ihr meinen Brief geleſen?"

Sie. Ja, Sire.

Er. Und mich verſtanden?

Sie. Ich weiß nicht ob ich meinen Augen trauen darf. — Sire, Ihr liebtet mich?

Er. Unausſprechlich!

Sie. Ihr ſaht mich ja kaum.

Er. Iſt denn Liebe nicht das Werk eines Augenblickes? Wer kann ihrer Zaubermacht widerſtehen? — o! Maria! wenn ich hoffen dürfte —

Sie. Sire —

Er. Wenn Ihr nicht grauſam ſeyn wolltet?

Sie. Wenn ich glauben dürfte — —, ach! Ihr ſeyd ſo ein gröſſer Monarch! —

Er. Gab die Natur nicht auch Königen ein Herz? Und mir wurde ein Herz gegeben, das Euch liebt. Jezt bin ich Euer König nicht, ich liebe Euch, und flehe um Eure Gegenliebe. Könnt Ihr mich lieben, ſchöne Maria?

Sie. Wenn ich Euch ſagen könnte, und wenn ichs wagen dürfte, es Euch zu ſagen, was dieſes Herz empfand, als ich Euch ſah! Nein, ſo ſehr kann ich mich nicht vergeſſen, daß ich glauben könnte, ein König liebe mich, und ich ſey ſeiner werth.

Er. Du biſt es — und ich liebe dich!

Zärtlich drückte er den erſten Kuß auf ihre Roſenlippen und röthete ihre iungfräulichen Wangen. Nach einem ſchwachen Widerſtande, ſagt man, war er glücklich. Er überhäufte ihren Vater mit Geſchenken, verſicherte ihn ſeine unbegränzte Gnade, und nahm ſeine Tochter mit ſich, welcher ſich iezt eine Gegend voller neuer Szenen öffnete.

Sie kam an Hof, wo ein Blick, ein Wink von ihr tauſend Hände, tauſend Füſſe in Bewegung ſezte, und die Herzen aller Männer ſeufzten nach ihr.

Der König kam beinahe nicht von ihr weg, und als ſie Mutter wurde, war ſeine Freude unbeſchreiblich. — Der ganze Hof feierte dies Feſt, und der **König** gieng nicht von der Wiege ſeines Erſtgebohrnen. Seine Liebe zu **Marien** ſchien mit iedem Tage ſtärker zu werden, und doch war dieſe nicht ganz ruhig. Sie wollte **Karls** Herz **allein** ungetheilt beſitzen, und doch erforderte das Staatsintereſſe, daß er ſich vermählen muſte.

Seine Mutter hatte ihm ſeine Braut bereits beſtimmt, und ie näher der Tag kam, welcher zu des Königs Vermählung anberaumt war, ie unruhiger wurde **Maria**. Sie vermied alle Geſpräche, welche Bezug auf des Königs Vermählung haben konnten, und er kränkte ihr Herz auch nicht durch die entfernteſte Erinnerung daran.

Vergebens ſuchte ſie ſich ſelbſt zu beruhigen, ihr Herz wurde durch iede Vorſtellung, welche ſie demſelben machte, nur unruhiger und zulezt verrieth ſie den Zuſtand deſſelben ſelbſt.

Einſt beſuchte ſie der Liebling des Königs, und das Geſpräch kam auf die königliche Braut, welche nun bald ankommen muſte. **Maria** wollte ihre Neugier vor ihrer Ankunft befriedigen, und bat den Marquis, ihr doch das Bild derſelben ſehen zu laſſen. Der **König** war auf der Jagd, und der Marquis konnte ihre Bitte leicht erfüllen. Er brachte es, und gab es Ihr.

"Dies iſt, ſagte er, **Eliſabeth von Oeſterreich**, die Braut, und nun bald die Gemahlin unſers Königs."

Maria nahm das Porträt mit zitternden Händen aus den ſeinigen, ſchaute es erſt nur ganz furchtſam an, heftete aber dann ihre Blicke ganz darauf, gab es dem Marquis zurück, lächelte und ſagte:

"Ich fürchte mich vor dieſer Teutſchen nicht!" *)

Der

---

*) Inſpecta — pictura, riſiſſe dicitur, addito verbo: *nihil me terret Germana*! erzählt Papyrius Maſſon.

Der Marquis ſagte ihr einige Schmeicheleien, und nahm das Bild wieder mit ſich.

Eliſabeth kam bald darauf nach Frankreich, ihre Vermählung wurde feierlich mit dem Könige vollzogen, und **Maria** wohnte dem glänzenden Feſte mit anſcheinender Gleichgültigkeit bei.

Der **König** entzog ihr ſeine Liebe nicht, und **Maria** wurde zum zweitenmale Mutter.

Gift, wie einige wollen, andre ſagen zärtliche Beſuche, bei ſeiner geliebten **Maria**, ungeachtet er mit einer ſchweren Krankheit kämpfte, endeten des Königs Leben ſehr frühzeitig, *) und machten **Marien** einige Zeit beinahe untröſtlich. Sie wär gewiß in ein Kloſter gegangen, hätten nicht ſo viele Anbeter iezt zu ihren Füſſen geſeufzt, welche ihr Herz und Hand boten, und um ihre Liebe baten.

---

*) Der König ſtarb, noch nicht 25. Jahr alt, 1574.

Wir können **Marien** noch nicht verlaßen, ſondern werden, um ſie gehörig zu karakteriſiren, einige Züge in den Jahren ihres Eheſtandes mittheilen.

Einer der feurigſten und dringendſten Anbeter der liebenswürdigen **Maria** war der Statthalter in ihrer Vaterſtadt **Orleans, Balzac, Herr von Entragues** und **Marcouſſes**, zwar ein Wittwer, aber doch verſchiedener Urſachen halber der, den ſie mit ihrer Hand beglükte. Sie wurde ſeine Gemahlin, und man ſagt, ſie ſey ihm ſehr getreu geweſen. Sie zeugte zwei Töchter, welche aber beide eben ſo zärtlich als ihre Mutter waren.

Die Frau von **Entragues** war nicht mehr die vom **Karl** geliebte **Maria Touchet**, vergas ihre eigenen Fehler, und war in Abſicht der Ehre ihrer Töchter weit empfindlicher, als der ihrigen ehemals ſelbſt.

Sie überraſchte eines Tags die eine ihrer Töchter mit einem Pagen ihres Gemahls in einer Laube, welche ſich daſelbſt ſo viel Schönes ſagten, als nimmer ehemals der vielgeliebte Karl und die zärtliche Maria ſich manchmal zu ſagen haben mochten, und gerieth darüber in ſolche Wuth, daß ſie uneingedenk ihrer eigenen Jugendvergehungen den Pagen auf der Stelle erſtach. Das Fräulein war iene **Maria von Entragues**, welche **Heinrich** IV. ihre Jungferſchaft, ungeachtet des Abentheuers mit dem Pagen, ſo theuer verkaufte. Dieſer wankelmüthige König liebte das zärtliche Fräulein eine Zeitlang ſo innig, daß ſie Mutter wurde, welches ihre Frau Mama ſo übel aufnahm, daß ſie dieſelbe zum Hauſe hinauswarf, aber endlich doch wieder hineinlies, als ſie ihr die ihr vom König gegebene Eheverſprechung zeigte, welche aber, beiläufig geſagt, dem ehrlichen **Sully** ſo widerrechtlich vorkam, daß er ſie zerriß, wie die Geſchichte Heinrichs IV. ſagt.

Die Frau von **Entragues** erinnerte ſich nicht gern an ihre ehemaligen Zärtlichkeiten, hielt ihre Töchter ſehr ſtreng und eingezogen, konnte aber deshalb doch nicht hindern, daß die eine nicht die Geliebte des Königs, und die andre die Liebhaberin des Marſchall von **Baſſompierre** wurde.

4

III.

Iſabella von Limeuil.

Iſabella de la Tour von Turenne, Fräulein von Limeuil, war Hof- und Staats-Fräulein der verwittweten Königin von Frankreich, **Katharina von Medicis.**

Es iſt allgemein bekannt, daß dieſer Dame, wenn es auf Erreichung ihrer Abſichten ankam, iedes Mittel ziemlich gleich war, es mochte nun mit den Geſetzen der Moral beſtehen können oder nicht. Sie war den Hugenotten ſo feind als dem Teufel, und ſuchte ihre Parthie durch allerlei Mittel zu ſchwächen. — Jezt richtete ſie ihr Augenmerk auf den Prinz von **Conde,** welcher eine ſtarke Säule der Hugenottiſchen Parthie war, und nahm ſich vor, ihn abzuhalten, daß er den Eingebungen ſeiner Gemahlin, welche eine der eifrigſten Hugenottinnen war, *) nicht mehr Gehör geben möchte. Sie verſuchte alles, um zwiſchen dem Prinzen und dem Admiral Chatillon eine Uneinigkeit zu ſtiften, aber troz der königlichen Bemühungen, ſie zu entzweien, blieben beide die beſten Freunde.

Die Königin ſchlug alſo einen andern Weg ein. Sie wuſte, daß der Prinz ſehr verliebt war; da ſie nun an ihrem Hofe beſtändig Fräuleins und Damen zu ſolchen Abentheuern hielt, und durch die Liebreize ihrer Sirenen ſchon manchen ehrlichen Mann dahin gebracht hatte, wohin ſie ihn haben wollte, ſo konnte es ihr nicht fehlen, in eben dieſen Schlingen den **Prinz von Conde** zu fangen.

Die Dame, welche ſie zu dieſem wichtigen Unternehmen erkieſte, war die ſchönſte unter ihren Hoffräuleins, **Iſabella Limeuil.** Eine iunge Roſe, welche eben aufgebrochen war, und iezt die mütterliche Sonne zum erſtenmal grüſte; das heißt, in unſrer teutſchen ſprüchwörtlichen Sprache: ein liebes, gutes, ſchönes, gefühlvolles **Mädchen, welche vom hellen lichten Tage nichts wuſte.** Hätte ſich die wohlerfahrne Königin nicht die Mühe genommen, ſie gehörig zu unterrichten, wie ſie ſich bei Beſtehung des Abentheuers zu verhalten habe, ſie wär vielleicht dem kühnen Prinzen, welcher in Antichambern, Zimmern und auf weichen Polſtern eben ſo vortheilhaft zu fechten wuſte, als auf dem Schlachtfeld, und in unvermutheten Angriffen beſonders berühmt war, ſogleich und ohne Widerſtand in die Arme gelaufen. Doch iezt mit Verhaltungsregeln von der Königin verſehen, gerüſtet mit den Waffen erlernter weiblicher Minauderie, ging ſie ihrem Feinde unerſchrocken entgegen.

---

*) Sie hies Elenore von Roy, und war eine Dame, welcher, in Abſicht ihrer Tugend, ſelbſt der Neid nichts nachſagen konnte.

Die Königin machte den Prinz bei einem Kourtage auf Iſabellen aufmerkſam.

"Seht doch, ſagte ſie zu ihm, mein neues Hoffräulein ſcheint mitten unter den artigen Herren um die Wahl eines Liebhabers verlegen zu ſeyn."

"C'eſt bien drole!" lachte der Prinz heraus.

"Sie iſt noch ſehr für das Sentimentaliſche, fuhr die Königin fort, wie die unerfahrnen Dingerchen mehrentheils!"

Sie wendete ſich hierauf von dem Prinz weg und gab Iſabellen ein Zeichen, welches dieſe verſtund. Sie gieng zur Thür hinaus, und der Prinz, welcher glaubte, die Königin beobachte ihn nicht, ſchlüpfte ihr eilig nach. Er folgte ihr immer von weitem nach, und ſah, daß ſie in den Garten gieng. Auch dahin folgte er ihr, und gieng eine andre Allee hinauf, um ihr oben entgegen zu kommen.

„Ei! ſchönes Fräulein! rufte er ihr, als er ſie traf, entgegen; warum ſo allein? Sie haben keinen Begleiter?“

Sie. Ich bin noch unbekannt hier.

Er. Ein groſſes Glück für mich, wenn ich mich einer ſo reizenden Bekanntſchaft freuen dürfte.

Er gieng mit ihr, und ſagte ihr tauſend ſchöne Sachen vor. Wär das Fräulein nicht ſo gründlich unterrichtet geweſen, ſie hätte ſich ſogleich ergeben. Aber die Verhaltungsregeln der Königin ſchwebten ihr nur allzugut im Gedächtniß — und ſie machte diesmal ihrer Lehrerin viel Ehre.

Der Prinz nahm ſich feſt vor, die ſchöne Iſabella zu beſiegen, und kam daher beſtändig an den Hof der Königin, welches dieſe ungemein gern ſah. Iſabella muſte ihr nach ieder Unterhaltung Rechenſchaft ablegen, und bekam iedesmal neue Ordre wegen ihres fernern Verhaltens.

Die Königin, welche ſah, welchen glücklichen Erfolg Sie ſich von ihrer kühnen Entreprise zu verſprechen hatte, wenn der Anſchein nicht trog, ließ iezt dem Prinz das Patent der Statthalterſchaft über die Pikkardie aus **Iſabellens** Händen nehmen; dies war die erſte Urſach ſeines Mißvergnügens geweſen. An Luſtbarkeiten ließ es die Königin auch nicht fehlen, den Prinz in ihrem politiſchen Garne zu erhalten.

Obgleich die Reize der ſchönen **Iſabella** ſich tief in des Prinzen Herz eingegraben hatten, und er ihr mit iedem Tage neue Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit gab; ſo unterließ er doch nicht zugleich die Früchte der ſüſſen Minne bei der ſchönen **Marſchallin von St. Andre** einzuerndten. Dieſe gute Dame liebte ihn recht herzlich, und ſchenkte ihrem Geliebten, was ſie nur zu verſchenken hatte. In einer ſolchen Anwandlung von Grosmuth ſchenkte ſie ihm das Gut Valeral, welches derſelbe auch mit dem innigſten Danke annahm.

Iſabella, welche für ihr Alter und ihre zärtlichen Empfindungen eine überhaupt gefährliche Rolle ſpielte, empfand nach und nach bei ihrem Spiele, was ſie nicht hätte empfinden ſollen, **wirkliche** Liebe zu dem Manne, welcher es ihr zuweilen zu nahe legte. Durch die dritte Hand erfuhr ſie wie freigebig die **Marſchallin von St. Andre** ſich gegen den Prinzen erzeigte, und daß ſie ihm mehr als eine glückliche Nacht geſchenkt hatte. Die Eiferſucht bemeiſterte ſich ihres Herzens, welches tauſend Entwürfe brütete, die Liebe des Prinzen ihrer furchtbaren Nebenbuhlerin zu entreiſſen.

Der **Marſchallin** blieb es gleichfalls nicht unbekannt, daß **Iſabella** der Magnet war, welcher ihren Geliebten an den Hof der Königin zog. Sie beſchloß ſich zu rächen, und ließ allenthalben das Gerücht verbreiten, das Fräulein von **Limeuil** lebe ſehr vertraut mit einem gewißen ſpaniſchen Grafen, welcher ſich damals unterm Hofſtaate der Königin als Kammerherr befand.

Als der Prinz dies erfuhr, machte er bei der nächſten Zuſammenkunft Iſabellen kleine Vorwürfe, welche dieſe erſt gelaſſen erwiederte, zulezt aber ſo hitzig wurde, daß ſie alles herausſtieß, was ihr die Eiferſucht eingab. Der Prinz merkte, daß er ſich in einem übeln Handel befand, und wollte ſich artig aus der Affäre ziehen. **Iſabella** erklärte ihm aber ſehr leidenſchaftlich: daß er ſie nicht wieder allein ſehen würde, wenn er ferner mit der **Marſchallin** einigen Umgang pflegen werde. — Der Prinz war ſo gefällig, ihr dies zu verſprechen, und opferte wirklich ſeine freigebige Liebhaberin der fernern Bekanntſchaft mit dem zärtlichen Fräulein auf.

Die **Marſchallin** bemerkte nur allzubald was geſchehen ſeyn mochte, beſchloß ihre Reize geltend zu machen, und brachte es durch ihre bezaubernden Gefälligkeiten dahin, daß der Prinz kaum einige Wochen ſein dem Fräulein gegebenes Verſprechen hielt, und ſich mit dem gröſten Entzücken wieder in die Arme ſeiner freigebigen Geliebten warf.

Iſabella wurde beinahe ohnmächtig, als ſie den Bruch der Treue erfuhr, und ſchwur den Ungetreuen zu vergeſſen; einen Schwur, den ſie aber nicht halten konnte. — Sie begegnete ihm ziemlich kaltſinnig, nachdem ſie ihm ſeine Untreue lebhaft vorgehalten hatte.

Er. Und diesmal? —

Sie. Werden Sie mich nicht wieder gut machen.

Er. Und Sie wollten? —

Sie. Sie künftig gleichgültiger anſehen, als ich leider! ſonſt that. Oder glauben Sie, es würde, es könnte mir ie an Anbetern mangeln?

Er. Nie! Und ich werde iederzeit mich unter der Anzahl derſelben befinden.

Sie. So brechen Sie Ihre Treue, und das iſt nicht fein. Sie ſind eine wahre **männliche** Kokette! liebäugeln mit iedem artigen Weibe, und möchten gern, daß ſie ſelbſt allgemein angebetet würden, damit Sie zur Veränderung bald dieſe bald iene mit ihrer Liebe beglücken könnten.

Er. Sie thun mir Unrecht. — Ich kannte die Marſchallin, ehe ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen.

Sie. Aber, als Sie mich kennen lernten, ſprachen Sie von Liebe mit mir. Das hätten Sie nicht thun ſollen, da die Marſchallin ältere Rechte auf ihr Herz hatte. Und ich verlange kein **getheiltes** Herz. Wer mich liebt, muß mich **allein** lieben. — Sie verſprachen mir die **Marſchallin** nicht mehr zu ſehen, und ich vergab Ihnen ſo gefällig Ihre erſte Untreue. Aber daß Sie

Ihre Schwüre brachen — Ihr Verſprechen vergeſſen konnten, oder wollten, daß ich immer getäuſcht bleiben ſollte — dies kann ich Ihnen nicht vergeben.

Der Prinz gab ihr zu verſtehen, daß ihm die Marſchallin weit mehr Freiheiten verſtattete, als ſie, und daß er, wenn er hoffen dürfte von ihr ganz beglückt zu werden, er iene Liebhaberin ſogleich ihr aufzuopfern bereit ſey.

Iſabellens Herz, ihre Leidenſchaft war in dem Spiele. Um ihren Liebhaber zu feſſeln, ihre Nebenbuhlerin zu demüthigen, überließ ſie ſich ganz ihren Empfindungen, und ihre mittelmäſige Tugend konnte ſie nicht vor dem Falle ſchützen. Der Prinz war ſo glücklich, ganze Nächte hindurch Beweiſe ihrer überſchwenglichen Zärtlichkeit zu erhalten, welche er ſo wohl benuzte, daß das Fräulein bald die Folgen davon gewahr wurde. Sie getraute ſich nicht der Königin ihre Verlegenheit bekannt zu machen, weil es durchaus nicht im Plan derſelben lag, dem Prinz einen ſo entſcheidenden Sieg zu überlaſſen, da dieſelbe durch eine Vermählung des Fräuleins noch einen andern Mann zugleich in ihr Intereſſe mit der Zeit zu verflechten hoffte.

Iſabella verbarg ihren Zuſtand ſo gut ſie konnte bis auf den lezten Augenblick, und kam zum allgemeinen Aergerniß öffentlich im Palais der Königin mit einem Sohne nieder. *)

Die

---

*) Dies geſchah im Jahr 1564. — *Le Laboureur* führt in Addit. aux Memoires de Caſtelnau T. II. p. 369. ein Stück einer alten Satire in lateiniſchen Knittelverſen an, welche dieſen Unfall der ſchönen Iſabella betreffen. Wir wollen für unſre Leſer einige Zeilen dieſes poetiſch-proſaiſchen Fragmentes anführen:

Puella illa nobilis
Quae erat tam amabilis,
Commiſit adulterium

Et

Die Königin verlor über dies öffentlich gegebene Aergerniß alle Neigung, welche ſie ſonſt gegen das Fräulein gehabt hatte, und ob gleich alles gleichſam ihr eigenes Werk war, ſo ließ ſie doch, um der Welt zu zeigen, daß ſie einen ſolchen unerwarteten Fehltritt zu beſtrafen wiſſe, die unglückliche Iſabella aus ihrem Schloſſe ſchaffen, und ſie in ein Kloſter ſtecken, wo ſie Muſe genug hatte, ihre

Et nuper fecit filium.
Sed dicunt matrem Regiam
Ille fuiſſe Lucinam.
Etquod haec patiebatur
Ut Principem lucraretur.
At multi dicunt quod pater
Non eſt Princeps, ſed eſt alter,
Qui Regi eſt a ſecretis
Omnibus eſt notus ſatis.

Contra hunc tamen Regina
Se oſtendit tantum plena
Cholera, ac ſi neſciſſet
Hoc quod Puella feciſſet,
Et dedit illi cuſtodes
Superbos nimis et rudes,

ihre unvorſichtige Zärtlichkeit zu bereuen, und ihre Schuld dem Himmel abzubitten.

Die Königin, ſagt man, habe ſich über dieſe Geſchichte ſehr geärgert, und dem guten Fräulein tauſend Vorwürfe gemacht, welche dieſe nur mit Seufzern und Thränen beantworten konnte.

Sie war offenbar auf einen für ihre Unerfahrenheit gefährlichen Poſten geſtellt worden;

Mittens in Monaſterium
Quaerere refrigerium.
Sed certe pro tam leui re
Sic non debebat tractare,
At excuſare modicum,
Tempus, perſonam, et locum
Aliis non ſit taliter
Quae faciunt ſimiliter. etc.

Den Mann, welcher dieſe poetiſche Proſa ſchrieb, mag eben das: Eſt Deus in nobis! nicht berechtigt geweſen ſeyn auszurufen, wenn er dichtete, inzwiſchen ſind doch ſein guter Wille, und ſeine Reflexionen nicht zu verachten.

werden; es wurde ihr zugetraut, eine Rolle zu ſpielen, der ſie nicht gewachſen war, da ſie weder Erfahrung, noch guten Willen genug hatte, auf Gefahr ihrer eigenen Empfindung, andern Empfindungen einzuflöſen, welche nie befriedigt werden ſollten.

In ihrer engen Zelle machte die unglückliche Iſabella den Mond zu dem Vertrauten ihrer Klagen, gieng weinend zu Bette, und ſah der Morgenröthe mit thränenſchweren Augen entgegen. Die groſſe Abwechslung vom Hof, zum Kloſterleben machte ſie unbeſchreiblich traurig, und mehr als einmal wünſchte ſie ſich voller Verzweiflung den Tod, welcher aber auf das Geſchrei der Unglücklichen und Verliebten nicht zu hören pflegt.

Nach einiger Zeit erinnerte ſich die Königin der ſchmachtenden Iſabella, erwog einige Umſtände recht genau, und beredete einen italieniſchen Avanturieur, (deren

ren zu ihrer Zeit viele nach Frankreich kamen, und ihrer hohen Protektion gewürdiget wurden,) den ſogenannten Ritter **Szipio Sardini**, daß er das zärtliche Fräulein heurathete. Sie war ſchön, bekam eine reiche Ausſteuer, und der Ritter beſann ſich nicht lange, ihr ſeine Hand zu reichen. Die Königin ſorgte für ihr Etabliſſement, machte den Ritter zum **Baron von Chaumont**, und gab dem Ehepaare ihren Seegen.

IV.

Diana von Poitiers.

Unter den Mitſchuldigen der Rebellion des Conneſtables **Karl von Bourbon** befand ſich auch der **Graf Johann Poitiers von St. Vallier**, welcher durch einen Urtelsſpruch den Kopf auf dem Blutgerüſt verlieren ſollte. Man ſtelle ſich bei einem ſolchen Vorfall die Leiden einer Tochter vor, welche ihren Vater zärtlich liebt, und ihn auf eine ſo grauſame Art verlieren ſoll!

Diana, welche ihren Vater retten wollte, wagte das Aeuſſerſte, warf ſich voller Verzweiflung zu Königs **Franz I.** Füſſen, und bat weinend um ihres Vaters Leben. Sie war iung, ſchön, und lag jezt thränend zu den Füſſen eines Monarchen, welcher gegen weibliche Schönheiten nie unempfindlich war. Er ſah ſie weinen, — und wenn haben Thränen, aus ſchönen Augen rollend, wohl den Weg zu den Herzen der Männer verfehlt? Gerührt von ihrem Zuſtand, bewegt von ihrem Flehen, und entzückt von ihrer Schönheit, hob **Franz** die vor ihm liegende Schöne auf, — und ihr Vater behielt ſeinen Kopf. *) Doch vermuthet man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der König für dieſe ihrem Vater erzeigte Gnade ſich bei ihr auf andre Art ſchadlos gehalten habe. **)

Dem ungeachtet wurde ſie darauf mit dem Grosſeneſchall der Normandie, **Ludwig von Breze** vermählt, mit welchem ſie zwei Töchter zeugte, welche beide in der Folge vortheilhaft verheurathet wurden. ***)

---

*) Im Jahr 1524.

**) *Mezerai* Abreyé Chronolog. T. IV. p. 520.

***) Die eine Tochter, Franziska von Breze, hat ſich 1538. mit Robert IV. de la Mark Herzog von Bouillon, und ſuverainen Prinz von Sedan, vermählt. Luiſe, die zweite Tochter der Grosſeneſchallin, wurde mit dem Herzog von Aumale, Klaudius von Lothringen, vermählt. Dies geſchah im Jahr 1546.

Diana ſtund am Hofe in groſſem Anſehen, deſſen ſie ſich aber nicht immer zu den erlaubteſten Abſichten bedient haben ſoll.

Was ihre Lebensgeſchichte am meiſten merkwürdig macht, iſt, daß ſie, nach **Franz I.** Tode, als **Heinrich II.** (1547.) den Thron beſtieg, in einem Alter von mehr als dreiſſig Jahren, den König durch ihre Schönheit ſo ſehr zu feſſeln wuſte, daß dieſer die ehemalige Geliebte ſeines Vaters noch weit anhaltender und zärtlicher als iener liebte. Sie wurde die unumſchränkte Beherrſcherin des Lebens dieſes Königs, welches der gröſte Haufe auf keine andre Art zu erklären wuſte, als daß man **Dianen** beſchuldigte, ſie habe dem König einen Liebestrank beigebracht.

Die Beſetzungen der Aemter, alle Gnadenertheilungen und Geſchäfte giengen durch ihre Hände, und ſie bediente ſich der günſtigen Gelegenheiten gar ſehr, ſich ein Vermögen zu erwerben, welches ſie vor einigen Unannehmlichkeiten bei vielleicht eintrettenden Fällen ſichern könnte.

Heinrich war nicht weniger freigebig, als zärtlich gegen ſie, und ſchenkte ihr das Herzogthum **Valentinois**, wovon ſie in der Folge den Namen führte.

Sie bezeigte ſich bei dem Tode des Königs ſehr ſtandhaft. — Kaum wurde der König gefährlich krank, als eine heftige Kabale gegen ſie ausbrach. Es wurde ihr befohlen, weil der König iezt an etwas anders, als an ſie zu denken hätte, ſich unverzüglich aus dem Pallaſte, und nach Paris in ihr Palais zu begeben. Dies that ſie. Man forderte ihr darauf einige Ringe und Edelſteine ab, welche zur Krone gehörten. Sie fragte den Abgeordneten:

"Iſt der König tod?"

"Noch nicht, antwortete dieſer, aber es wird nicht lange mehr dauern. Sein Ende iſt ſehr nah."

"So lange er nur noch einen Finger breit zu leben hat, ſagte ſie entſchloſſen, ſollen meine Feinde wiſſen, daß ich ſie nicht im geringſten fürchte. Und ſo lange der König lebet, reſpektire ich keinen Befehl, als den ſeinigen. Stirbt er, ſo werde ich ihn nicht überleben.

Der König ſtarb, aber die Herzogin zog doch das Leben dem Tode vor. Sie muſte darauf die Kleinodien und den Schlüſſel zu des Königs Kabinet abgeben, und begab ſich auf ihre Güter, doch muſte ſie vorher der verwittweten Königin (**Katharina von Medicis,**) ihr prächtiges Haus, Chenonceaux an der Cher, abtreten.

Durch Vermittelung ihres Schwiegerſohns, des **Herzogs von Aumale**, behielt ſie ihre Güter, welche man ihr entreiſſen zu können ſich ſehr bemühete.

Sie war eine ſehr eifrige Katholikin, und ob ſie gleich auf 20 Jahr mit dem Könige in einem ſtrafbaren Umgange lebte, und ihr Gewiſſen ihr deswegen keine Vorwürfe machte, ſo war es doch ganz auſſerordentlich zart, wenn ſie nur mit einem Ketzer reden ſollte.

Von ihrer ſeltenen Schönheit iſt allgemein die Rede geweſen, und es iſt daher wohl möglich, daß ſie ſehr ſchön geweſen iſt. Sollte aber Brantome *) nicht die Sache ein wenig übertreiben, wenn er ſagt:

„Ich habe die Herzogin von Valentinois in ihrem ſiebenzigſten Jahre eben ſo ſchön, ſo friſch und liebenswürdig, als in einem dreiſſigiährigen Alter geſehen. — Noch ein halb Jaht zuvor ehe ſie ſtarb, ſah ich ſie noch ſo ſchön, daß ihre Schönheit auch ſo gar das unempfindlichſte Herz gerührt haben würde; und ſie ſas, unerachtet ſie kurz vorher den Schenkel bei einem Sturz vom Pferde gebrochen hatte, iezt doch noch ſo gerade und edel zu Roſſe, als ie. Sie war vollkommen ſchön, beſonders hatte ſie eine blendende Lilienweiſſe, und nie hat ſie ſich geſchminkt. Iſt es nicht ſchade, daß ſolch einen Körper die Erde bedeckt?"

---

*) Memoires des Dames galantes. Tom. II. p. 228.

V.

Leonore Tellez von Meneſſes.

Der wegen ſeiner Liebe zur ſchönen Ignez de Caſtro (welche beinahe allen Nationen Stoff zu einem Schauſpiele geliehen hat,) bekannte Infant, **Don Pedro**, nachheriger König von Portugall, *) hinterließ, als er ſtarb, ſeinem Sohne **Ferdinand**, welchen er mit ſeiner erſten rechtmäßigen Gemahlin zeugte, die Krone des Reichs. **Ferdinand** war von Natur ſehr ſchläferig, liebte die Gemächlichkeit und überlies die Reichsgeſchäfte ſeinem Liebling, **Don Juan Alfonſo Tellez, Graf von Barcellos**, welcher nicht ermangelte, ſich ſeines Anſehens und ſeiner Gewalt zum beſten ſeiner Familie, ſo gut es möglich war, zu bedienen. Er hatte ſeine Enkel, **Don Lorenz Vaſco d'Acugna**, an **Donna Maria**, und **Don Alvarez Diaz von Souſa**, an **Donna Leonore Tellez von Meneſſes** vermählt, und ſich alſo dadurch mit dem mächtigſten Hauſe im Königreich Portugall verbunden. Die beiden genannten Damen wurden einſtimmig für die gröſten Schönheiten des ganzen Königreichs gehalten, hatten aber ganz verſchiedene Neigungen und Temperamente.

---

*) Nach den mit ſeinem Vater wegen des Tods ſeiner geliebten Ignez geführten blutigen Kriegen kam er im Jahr 1357 nach ſeines Vaters Tode zur Regierung, und ſtarb 1367.

Donna Maria war ſanft, liebte ihren Gemahl herzlich, begnügte ſich an dem ſtillen Leben ehelicher Glückſeeligkeit, und hatte keinen Wunſch, als den, ihrem Manne zu gefallen.

Donna Leonore wurde herzlich von ihrem Gemahle geliebt, allein ein ſtilles, häusliches Glück war nicht der Wunſch dieſer Dame. Sie war ſtolz, ehrgeizig, und wünſchte lieber das Herz eines Königs, wenn auch nur zur Hälfte, als das ganze Herz ihres Gemahls, voll Liebe für ſie, zu beſitzen.

Maria war nur ein Jahr vermählt, als ihr Gemahl ſtarb; dieſer Todesfall verſezte ſie, als eine ſiebenzehnjährige Wittwe, in die äuſſerſte Betrübniß. Sie wurde allgemein bedauert, und ſelbſt der König beſuchte ſie mit ſeinen Halbbrüdern, welche ſein Vater **Don Pedro** mit der **Jgnez de Caſtro** und **Thereſe von Galegna** gezeugt hatte. — **Donna Leonore** befand ſich bei ihrer Schweſter, als der König zu ihr kam. Da ſie feſt entſchloſſen war, einen König zu feſſeln, ſo nahm ſie jezt ihre Maasregeln ſo gut, daß es ihr gelingen muſte.

Ferdinand unterhielt ſich beinahe ganz allein mit ihr, fand ſie ſchön, reizend, und ſagte ihr viel Schönes, welches **Leonore** mit aller Beſcheidenheit annahm, und den König durch keine Miene des Mißfallens in Verlegenheit ſezte. Sie hatte ihre groſſen, feurigen Augen ſo vollkommen in ihrer Gewalt, daß der König vor Liebe und Entzücken beinahe in Ekſtaſe gerieth.

Indeß unterhielt ſich **Don Juan** (der älteſte Sohn der unglücklichen Ignez,) mit gleichem Entzücken mit der ſchönen **Maria**, welcher die Trauer und die halbverweinten Augen iene Reize liehen, welche ſo fähig ſind, die Männer um Herz und Verſtand zu bringen, wie allgemein bemerkt wird, und die Erfahrung täglich lehrt.

Ungern trennte ſich der zärtliche Prinz von **Marien**, und der König eilte mit dem feſten Vorſatze aus dem Hauſe, **Leonorens** Liebe zu gewinnen, welche mit einem Blicke von ihm Abſchied nahm, welcher ſein Herz in die hellſten Flammen ſezte.

Der König beſuchte gleich den folgenden Tag den Gemahl der ſchönen **Leonore**, welcher über dieſe hohe Gnade vor Freuden beinahe auſſer ſich kam. **Leonore** wendete alles an, was ihr nur möglich war, den

König dringend zu machen, und dies war kein kleines Unternehmen; denn Se. Maj. waren, wie ſchon geſagt, ziemlich phlegmatiſcher Komplexion. Sie fieng an, als ſie den König beinahe auf das Aeuſſerſte gebracht hatte, eine Gleichgültigkeit zu affektiren, welche ihn beinahe um alle Geduld gebracht hätte. Als ſie dies merkte, nahm ſie ſich vor, ihm den ſüſſen Sold der Minne theuer erkaufen zu laſſen, welchen ſie ihm doch nie zu verſagen gedachte, um ihn deſto feſter in ihre Schlingen zu verwickeln, und zu ihrem völligen Sklaven, wie ihren liebevollen Herrn Gemahl, zu machen, welcher ſich alles gefallen ließ und alles gutwillig erdultete, wenn ihn nur zuweilen für ſeine Leiden ein ſanftes Lächeln ſeiner Gebieterin beglückte.

Don Juan, welcher den König immer begleitete, wenn er zur ſchönen **Leonore** gieng, folgte ihm nur allzugern, weil er nicht ſelten das Glück hatte, dort die liebreizende **Maria** zu ſprechen, welcher tauſend

Seuf-

Seufzer den Zuſtand ſeines Herzens verrathen muſten. **Leonore** merkte dies bald, aber nicht ganz ungern, denn **Don Juan** war ein ſchönerer Mann als der König, und ſie war nicht abgeneigt, beide Brüder zugleich vor ihren Siegeswagen zu ſpannen.

Der bedaurungswürdige **Don Lorenz**, welcher die Gnade des königlichen Zuſpruchs iezt beinahe alle Tage hatte, ahndete ſein Unglück, und bat ſeine Gemahlin flehend, ſich ſeines Zuſtandes zu erbarmen.

"Verbietet, ſagte ſie, dem Könige das Haus, wenn Ihr es wagen könnt. Ich bin dazu nicht kühn genug."

"Man veriagt, antwortete **Don Lorenz**, die Könige nicht ſo ungeſtraft von ſeinem Eigenthume als die Mücken. Aber es giebt einen Mittelweg."

"Und der wär?"

"Wir wollen **Liſſabon** verlaſſen."

"Sezt Ihr ein ſo groſſes Mißtrauen in meine Tugend?"

"Könige ſind gefährliche Nebenbuhler und Liebhaber. Geſezt, Ihr gebt ſeinen Anträgen kein Gehör, dann haben wir beide die Rache des erzürnten Königs zu fürchten. — Ach! warum liebe ich Euch ſo ſehr! warum ſeyd Ihr ſo liebenswürdig! muß das, was mein Glück beneidungswerth machte, iezt die Quelle meines Unglücks werden!

."Um Eure Eiferſucht zu befriedigen, ſoll ich mich vielleicht mit Euch ganz allein auf dem Lande zwiſchen die Mauern einer alten Burg begraben! Ihr ſeyd ein gefälliger Ehemann! Mir ſo etwas zumuthen, heißt meinen Tod wünſchen."

"Wie heftig antwortet Ihr mir auf meine zärtlichen Vorſtellungen!"

"Da iſt etwas zärtliches daran!"

"Ihr wißt, wie heftig ich Euch liebe."

"So heftig, daß Ihr mich mit Eurer unzeitigen Eiferſucht noch zu tode quälen werdet; damit mich ia niemand mehr zu ſehen bekömmt!"

"Wenn Ihr auch aus **Liebe** mir nicht den Gefallen erzeigen wollt, ſo thut es wenigſtens des Wohlſtandes, Eurer eigenen Ehre wegen. — Und glaubt ihr mir, der ich Euch ſo herzlich liebe, gar nichts ſchuldig zu ſeyn?"

"Gedult mit Eurer Schwachheit zu haben, bin ich Euch ſchuldig; und daß ich dieſe meine Schuldigkeit ſo eben erfülle, ſeht Ihr. Ihr ſeyd aber auch meiner Gedult etwas ſchuldig, welche Ihr ſo ſehr auf die Probe zu ſetzen beliebt, ich wünſche alſo, daß es die Gewährung meiner Bitte ſeyn möge: Euch nach einem Mittel für Eure ſchlimme Krankheit, die Eiferſucht, umzuſehen, welche mir das Leben bei Euch ſo verdrüßlich macht."

Sprachs, verlies das Zimmer, ſprach mit ihrer Vertrauten **Ignez Botello** über ihren vorhabenden Operationsplan, und lies ihren Gemahl halb troſtlos allein.

Ferdinand hatte ſich vorgenommen **Leonoren** ſo zu lieben, wie er ſchon einige andre Damen geliebt hatte, das heißt: mit aller Bequemlichkeit und zum Zeitvertreibe, aber dies gelang ihm nicht. Er verlor ſeine Ruh, brachte **Leonoren** nicht aus dem Kopfe, und fieng in ganz erbärmlicher Geſtalt an, den verliebten Seladon ganz regelmäſig zu ſpielen. Er ſeufzte, flehte, hatte keine ruhige Nacht mehr, und verlor ſeinen ſonſt ſehr guten Appetit.

Und dies alles vermochte die Liebe zu einem Weibe! — Weiber! was ſeyd ihr vor allgewaltige Zauberinnen! Wer vermag Eurer Zauberkraft zu widerſtehen!

Maria fieng nach und nach an Wohlgefallen an den fleiſſigen Beſuchen des edeln **Don Juan** zu finden. Sein trübes Auge, ſein ſchmachtender Blick, der verliebte Trübſinn des zärtlichen Liebhabers und ſein ehrfurchtsvolles, doch empfindungsvolles Betragen, wenn er bei ihr war, rührten ihr Herz mehr, als die feurigſten Liebeserklärungen gethan haben würden.

Sie brachte ihre Tage mehrentheils in einem am Tago von ihrem Gemahle erbauten Landhauſe zu, welches in einem ſchönen Garten lag, in welchem ſie eben eines Tags mit ihrer jüngern Schweſter **Juanna** ſpazieren gieng, als ſie ein prächtiges Schiffchen den Fluß herauf kommen ſah. Es lag in der Gegend des Gartens ſtill, und über die Brücke, welche aus demſelben ans Ufer geworfen wurde, kamen der **König**, **Don Juan**, **Donna Leonore** und noch einige Damen und Hofkavaliers nach ihrem Garten zu. Erſchrocken öffnete ſie die Thür, denn ſie hätte ſich dieſe Viſite nicht geträumt, und wuſte nicht, was ſie ſagen ſollte, als der König ihr entgegen rufte:

"Nicht wahr, das heißt überraſcht? — darauf war's abgeſehen! — dürfen wir es ungeſtraft gewagt haben, die Burg der ſchönen Zauberin ſo zu überrumpeln?"

Maria machte dem Könige ein artiges Gegenkompliment, und die Geſellſchaft kam näher.

"Der König hat mir nicht erlaubt, ſagte **Donna Leonore** zu ihrer Schweſter, dich von dieſem Ueberfalle zu benachrichtigen, ich denke aber, er wird es bereuen."

"Der gute Wille, antwortete **Maria**, wird die anſtändige Bewirtung diesmal erſetzen müßen."

"Wenn Ihr uns nur gern ſeht, ſagte der König, ſo ſind all unſre Erwartungen erfüllt."

Die Geſellſchaft gieng dem Hauſe zu, wo ihr die junge **Juanna** entgegen kam, welche ſich eben mit einigen Blumenkränzen beſchäftigte.

Donna Leonore nahm einen von dieſen Kränzen, überreichte ihn dem Könige, und ſagte:

"Wären wir im Beſitz der Schätze des Orients, wir reichten Euch eine Perlenkrone. Dieſe Blumen ſind keine Perlen, wir hoffen aber, daß Ihr die Kinder der Natur nicht verſchmähen werdet. Laßt es

Euch gefallen, Euch mit dieſem Kranze krönen zu laſſen."

"Wenn die Schätze des Orients mein wären, ſo gehörten Sie Euch, ſagte der König, als er den Kranz aus **Leonorens** ſchönen Händen nahm. — Und für dieſe Blumenkrone, ſezte er leiſe hinzu, kann ich Euch nur die Krone von Portugall und ein Herz voll Liebe ſchenken, wenn Ihr dies armſeelige Geſchenk nicht verſchmähen wollt."

"Bin ich wohl würdig, dies Geſchenk zu erhalten?"

"Iſt es nicht für eine ſolche Schönheit zu gering?"

Ignez Botello näherte ſich **Leonoren**, und raunte ihr ins Ohr: "Bemeiſtert Euch heute des Herzens des Königs ganz, oder gebt Euer Unternehmen auf."

Nach einiger Zeit zerſtreute ſich die Geſellſchaft im Garten, und bald wandelte ie-des Paar allein.

Don Juan gieng mit **Marien** in einem Irrgarten von Zypreſſen umher. Sie ſprachen beide lange Zeit nichts, und nur einzelne Seufzer des Prinzen unterbrachen zuweilen die Stille. Er wollte reden, und konnte nicht. — Endlich überwand die Empfindung ſeine Blödigkeit, er drükte der holden **Maria** zärtlich die Hand, und ſagte:

"Darf ich es wagen, Euch etwas zu ſagen, welches mir zu verſchweigen länger unmöglich iſt? — Wenn Euer Herz das Klopfen des meinigen verſtünd, wär ich dieſes Geſtändniſſes überhoben, aber ſo — darf ich reden?"

Maria. Wenn ich es hören darf!

Juan. Ich habe lange im Stillen gelitten. Jezt iſt es mir unmöglich meine Leiden länger zu ertragen. Ich muß dieſem gepreſten Herzen Luft machen. — Maria — ich liebe Euch.

Maria. Prinz — dies Geſtändniß glaubte ich nicht zu hören.

Juan. Ich konnte Euch kein anderes thun. Ich wiederhole es noch einmal: ich liebe Euch, und bin unglücklich, wenn Ihr mich nicht wieder lieben wollt.

Maria. Sollte ich dies wohl anhören? — Der Unterſchied, welchen Rang und Stand zwiſchen uns macht —

Juan. Kümmert kein liebendes Herz. — Ich liebe Euch, und ohne mich wieder geliebt zu wiſſen, werde ich nie glücklich ſeyn. Wollt Ihr mich unglücklich ſehen?

Maria. Iſt es möglich? o! Prinz, ſpielt nicht Verſprechungen, und heuchelt dieſem Herzen keine Liebe, welches, wenn es einmal liebt, es nicht ertragen kann, ſich getäuſcht zu wiſſen.

Der Prinz wollte antworten, als **Ignez Botello** zu ganz ungelegener Zeit dem liebenden Paare entgegen kam. — In Geſellſchaft derſelben trafen ſie bald auf die andern, welche nach und nach zuſammen kamen, und ein allgemeines Geſpräch lies keinen Heimlichkeiten Platz. — Die Geſellſchaft war ſehr munter, und der König bat die ſchäkernde Ignez etwas zu ſingen. Sie lies ſich nicht lange darum bitten, bat um eine Laute, und als ſie dieſelbe bekam, ſpielte und ſang ſie einige Lieder, welche vom Glück der Liebe handelten.

So wurden die Stunden hingebracht, und die ganze Geſellſchaft verlies der ſchönen Maria Landhaus vergnügt.

Der **Graf von Barcellos** hatte ſchon längſt Bedacht darauf genommen, den König mit einer Prinzeſſin von Kaſtilien zu vermählen, welches die Politik damals ſo ſehr erforderte. Dem König, welcher, als die Unterhandlungen angefangen wurden, noch nicht verliebt war, war an einer Verbindung mit einer Kaſtilianiſchen Prinzeſſin ſelbſt viel gelegen, aber iezt vernahm er den glücklichen Gang dieſer proiektirten Heurath ganz gleichgültig.

Donna Leonore, welche erfuhr, wie die Sachen ſtunden, ſäumte nun nicht länger, das Recht geltend zu machen, welches der König ihr über ſein Herz eingeräumt hatte; und da ſie iezt fürchten konnte, eine längere Zurückhaltung könnte den König zulezt gleichgültig gegen ihre Reize machen, um empfindungsvoller für ſeine Braut zu ſeyn, ſo nahm ſie ſich vor, unter gewißen Bedingungen, ihn nicht länger ſchmachten zu laßen.

Mariens Landhaus wurde von ihr zum Orte der Ausführung dieſes Plans beſtimmt. Sie fuhr eines Tages mit dem Könige ganz allein, blos von **Don Juan** begleitet, nach demſelben. Dieſer zärtliche Liebhaber führte ſeine Geliebte unvermerkt nach dem Irrgange von Zypreſſen, und **Leonore** ſchlug mit dem Könige einen andern Weg, nach einer Jesminen-Laube ein, in welcher ſie ſich niederließen.

Der König küſte **Leonorens** Hand mit einigem Gefühl, ſchlang dann ſeinen

Arm um ihren Schwannennacken, ſpielte ſchüchtern mit ihren Locken, welche ringelnd auf den vollen Buſen herabfielen, und wagte es endlich einige feurige Küſſe auf ihre Lippen zu drücken.

"Werdet Ihr ewig grauſam gegen mich ſeyn?" fragte er mit zitternder Stimme.

Leonore. Grauſam? — Was verſteht Ihr unter Grauſamkeit?

Ferdinand. Werdet Ihr mich nie lieben?

Leonore. Lieben? Und warum lieben? — Liebe heiſcht Gegenliebe.

Ferdinand. Liebe ich Euch etwa nicht?

Leonore. Es kann ſeyn, daß Ihr vielleicht etwas für mich empfunden habt, das Liebe ähnlich war — allein — dieſe Empfindung wird nur allzubald vorüber gehen.

Ferdinand. Nie!

Leonore. Ich würde noch lieben, wenn Ihr an keine Liebe mehr denken möchtet, und unglücklich ſeyn. Macht dies Herz nicht unglücklich. Ich bin ein Weib — und wenn man mir die Liebe nimmt, was habe ich noch?

Ferdinand. Ewig werde ich Euch lieben.

Leonore. Mein Herz leidet keine Nebenbuhlerin, kann kein getheiltes Herz lieben. Wenn ich nicht allein geliebt werde, ſo mag ich nie mich geliebt wiſſen.

Ferdinand. Allein werd ich nur Leonoren lieben!

Leonore. Und Eure Braut? — ach! Ferdinand! wenn Ihr kein König wärt, wie ſehr könnt' ich Euch lieben! Doch Eure königliche Braut? — Nein! nein! Ihr könnt nicht Liebe von mir fordern, da Ihr Euch bald vermählen werdet.

Ferdinand. Schwört nur, daß Ihr mich lieben wollt, und ich reiche meine Hand, bei Gott und allen Heiligen, keiner als Euch, der dieſes Herz ſchon längſt gehört.

Leonore. Iſt es wahr? dies dürfte ich von Eurer Liebe hoffen?

Ferdinand. Ich will es Euch beweiſen. Sogleich ſollen die Vermählungs-Unterhandlungen mit dem Hofe zu Kaſtilien unterbrochen werden — und wollt Ihr mich nicht länger ſchmachten laſſen, mir völlige Beweiſe Eurer Liebe geben, ſo reiche ich mit dieſer Hand die königliche Krone Euch. — Nun? was verlangt Ihr noch?

Leonore. So glücklich Euch machen zu können, als Ihr es zu werden wünſchen könnt!

Der **König** ſank an ihren Buſen, drückte ſie zärtlich an ſein klopfendes Herz, und küßte ſie feurig. **Leonore** ſetzte ſeinem freiern Verlangen nichts, als liebevolle Zärtlichkeit entgegen. Ihr Widerſtand war ihr Zuvorkommen, und **Ferdinand** genoß der Liebe ſeeligſtes Entzücken.

Noch dieſen Abend befahl der **König** dem **Grafen von Barcellos** die Unterhandhandlung wegen ſeiner Vermählung mit Kaſtilien abzubrechen, und ſuchte einen Vorwand, **Leonoren** von ihrem Gemahl zu trennen, der ſich bald fand. **Don Lorenz** war mit **Leonoren** verwandt, doch war der Grad der Verwandſchaft nicht ſo nahe, daß er eine **gültige** Trennungsurſache ihrer Ehe abgeben konnte. Demungeachtet wurden Abgeſandte nach Rom geſchickt, welche die Sache ſo wohl zu betreiben wuſten, daß der heilige Vater die Ehe trennte, weil dem Angeben nach **Don Lorenz** zu nahe mit **Leonoren** befreundet war, um ſie länger zur Frau behalten zu können.

Don Lorenz wollte über dieſes Unglück verzweifeln. — So bald die Scheidung öffentlich bekannt gemacht worden war, und **Leonore** die ihr im Pallaſt des Königs beſtimmten Zimmer bezog, verlies der unglückliche Gemahl das ſchönſte ungetreuſte Weib im ganzen Königreich, gieng nach Kaſtilien, und brachte ſein Leben klagend in den wildeſten Einöden zu, und hat, wie die Geſchichte meldet, ob ſeines Unglücks auf ſeinem Hute beſtändig **ſilberne Hörner** *) getragen.

Der König wollte nun ſogleich **Leonoren** ſeine Hand reichen, aber einige Groſſe des Reichs ſtellten ihm vor, daß **Leonore**, die geſchiedene Frau eines bloſſen Edelmanns, nicht Königin von Portugall ſeyn könnte. Sie baten den König das herannahende Ungewitter, wegen der abgebrochenen Unterhandlungen mit Kaſtilien zu bedenken, und lieber der Prinzeſſin von Arragonien ſeine Hand zu reichen, wenn ihm die Kaſtilianerin nicht gefiel.

Ferdinand war von **Leonoren** ſo bezaubert, daß er keine Vorſtellungen achtete, und

---

*) Vielleicht nahm er auch dieſe Hauptzierde in ſein Wappen, oder als Helmkleinod auf ſeinen Helm, wie es mehrere betrogene Männer ſeines Standes zuweilen thaten.

und als er ſah, daß man ſeiner öffentlichen Heurath viele Hinderniſſe in den Weg legen würde, ſo lies er ſich, blos im Beiſeyn des **Grafen von Barzellos** und ſeiner Halbbrüder im Kloſter **Leza** bei **Porto** mit ſeiner Geliebten heimlich trauen.

Einige Zeit darauf ſchenkte er ihr viele Städte, erklärte ſie darnach öffentlich zu ſeiner Gemahlin und Königin von Portugall. Ihre Anverwandten wurden erhoben, und theilten ſich in die wichtigſten Chargen des Hofs. Viele Groſſe des Reichs eilten mißvergnügt auf ihre Güter, und verlieſſen den Hof.

Don Juan war indeß mit ſeiner geliebten **Maria** ſo weit gekommen, daß ſie ſich zu einer heimlichen Heurath mit ihm verſtund, welche nicht eher entdeckt werden ſollte, wenn es kein beſonderer Umſtand erforderte, als nach einigen Jahren, weil **Maria** dies dem Andenken ihres erſten Gemahls ſchuldig zu ſeyn glaubte. **Don Juan**

war im Beſitz eines Glücks nach dieſer Vermählung, welches **Leonore** nicht wähnte, welche den Gedanken nie hätte ertragen können, ihre Schweſter wohl gar zulezt noch als regierende Königin zu ſehen, wenn **Ferdinand** ſterben und ſie keine Kinder mit ihm zeugen ſollte. **Don Juan** bezeigte ſich ganz gefällig gegen die Königin, ſo aber nicht **Don Dionys** ſein Bruder, der zweyte Sohn der ſchönen **Ignez de Caſtro**. Er ſties vielmehr oft ſonderbare Reden über des Königs Vermählung mit **Leonoren** aus, und begegnete ihr einſt ſo verächtlich, daß es ihm das Leben gekoſtet haben würde, wenn er nicht eilig entflohen wäre. Er gieng an den Hof zu Kaſtilien, wo man ihn aus Rache gegen **Ferdinand** mit offenen Armen aufnahm und ihm allen Schutz verſprach.

Am Hofe zu **Liſſabon** ſuchte **Don Fernando d'Anduro**, ein Ritter aus Gallizien, Dienſte. Er war ſchön, kühn, beherzt und galant; Eigenſchaften, welche

Leonoren ſowohl an ihm gefielen, daß ſein Geſuch nicht vergebens war. — Er huldigte der Königin in aller Demuth, und führte doch dabei eine ſo zärtliche und galante Sprache, daß ſie ihm von Tag zu Tage günſtiger wurde. In kurzer Zeit erhielt er eine anſehnliche Charge, und der König machte ihn auf Antrieb ſeiner Gemahlin zum **Grafen von Oran.**

In ſeiner neuen Dignität verlangte einſt die Königin ſeinen Arm, als ſie ſich nach der Abendtafel zu ihrem Gemahl begab, welcher eben wegen einer kleinen Unpäslichkeit zu Bette lag. — Nach einigen Aufenthalt bei dem Könige reichte ſie im Vorzimmer dem Grafen ihren Arm wieder, und lies ſich von ihm durch einige verborgene Thüren, welche ſie hinter ſich verſchloß, und durch welche der König zu ihr zu kommen pflegte, auf ihr Zimmer führen.

"Ich ſchmeichle mir, ſagte Sie, daß Ihr bemerkt habt, durch welche Verwendung Ihr

Graf geworden ſeyd, und Eure gegenwärtige Charge erhalten habt.“

Graf. Dürfte ich mir zu ſagen getrauen, daß es durch die Vermittelung der ſchönſten Dame, welche ie eine Krone trug, geſchehen iſt, ſo wär ich ſehr glücklich.

Leonore. Bin ich wirklich nicht häßlich?

Graf. So liebenswürdig, ſo vollkommen ſchön, daß ich ewig bedauern werde, daß Ihr Königin ſeyd.

Leonore. Was wollt Ihr damit ſagen?

Graf. Die Ehrfurcht, welche ich meiner Monarchin ſchuldig bin, erlaubt mir nicht weiter zu reden.

Leonore. Was hat die Ehrfurcht iezt bei uns zu ſchaffen, da wir allein ſind.

Der **Graf** warf ſich ihr zu Füßen, und **Leonore** warf ſich auf ein Kanapee. Der Graf folgte ihr dahin, und die ganze Nacht, ſagt die Geſchichte, ſey das Wort Ehrfurcht nicht wieder über ſeine Lippen gekommen.

Sehr zufrieden mit den thätigſten Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit, entlies ihn die Königin gegen Morgen in Gnaden, und wünſchte ihm wohl zu ruhen.

Zu groſſer Freude des Königs wurde die Königin ſchwanger, und machte ihn endlich zum Vater einer Tochter, welche **Beatrix** genannt wurde.

Man liſpelte ſich mancherlei wegen des Grafen und der Königin zu, man ſprach zulez beinahe öffentlich über die Vertraulichkeit beider, und ſtellte ſonderbare Gloſſen darüber an, welche dem Könige wenig Ehre machten; aber ſeine Liebe und ſein Zutrauen zu ſeiner Gemahlin waren ſo ſtark, daß er ſeine Ehre darüber ganz zu vergeſſen ſchien.

Don Johann,*) der Grosmeiſter des Ordens von Avis, (der Sohn des Königs **Don Pedro** und ſchönen **Thereſe von Gale-**

---

*) Eigentlich Juan, zum Unterſchied von dem andern Prinzen, nenne ich ihn mit dem deutſchen Namen: Johann.

Galegna,) berichtete ſeinem Halbbruder **Don Dionys** in Kaſtilien alles, was zu **Liſſabon** vorfiel, und beide nahmen ſich vor, des **Grafen von Oran** Plane zu verderben, aber ſie muſten ſehr behutſam zu Werke gehen, und muſten ihre Rache lange verſchieben.

Es vergiengen drei Jahre, und alles blieb im vorigen Zuſtand. — **Don Juan** und **Maria,** welche ſeit dieſer Zeit das Glück ihrer Verbindung in ganzer Fülle genoſſen, beſchloſſen endlich ihre Heurath nicht mehr geheim zu halten; doch wollte **Maria** ſich einige Zeit, bis nach der erklärten Verheurathung, nach **Koimbra** begeben. **Don Juan** begleitete ſie dahin. — Er konnte ſich beinahe gar nicht von ihr trennen. Dreimal gieng er, und dreimal kam er wieder, ihr noch einmal ein zärtliches Lebewohl zu ſagen. Endlich reiſte er fort, und kam mit ſchwerem Herzen, ohne daß er ſelbſt wuſte warum, nach **Liſſabon.**

Hier machte er ſeine Vermählung öffentlich bekannt. Der König hatte nichts dagegen, wie man leicht denken kann; aber die Königin blieb bei dieſer Nachricht nicht ſo gleichgültig wie ihr Gemahl. Ein Prinz, welchen ſie unter der Zeit geboren hatte, und eine Prinzeſſin waren nach der Geburt wieder verſtorben, und der König war ſehr ſchwächlich. Nach ſeinem Tode die Krone auf dem Haupte ihrer Schweſter, ſie als regierende Königin zu ſehen, — dieſen Gedanken konnte ſie nicht ertragen.

Don Juan erhielt vom Könige Erlaubniß ſeine Gemahlin an den Hof zu bringen, aber die Königin mochte ſie nicht daſelbſt ſehen.

Sie entdeckte ſich dem **Graf von Oran**, und ihrem Bruder, welche, einer ſo ſchlecht denkend als der andre, zu verhindern ſuchten, daß **Maria** ihr Glück ferner genöß, und ſollten ſie auch dieſe Verhinderung mit dem Blute derſelben erkaufen.

ſen. So ſchwuren dieſe Verbündeten der unſchuldigen **Maria** den Tod, welche ihr trauriges Schickſal nicht wähnte, blos einer Königin zu gefallen, welche den Gedanken nicht ertragen konnte, ihre Schweſter vielleicht auf dem Throne zu ſehen, auf welchen ſie ſich durch eine unregelmäſige Leidenſchaft geſchwungen hatte.

Man brachte **Don Juan** Verdacht gegen die Treue ſeiner Gemahlin bei, und gab ihr ein geheimes Liebesverſtändniß mit dem Grosmeiſter des Ordens von Avis ſchuld, welchen man in einer Angelegenheit des Hofs ſogleich nach **Eſtremadura** zu ſchicken wuſte.

"Wo iſt er?" ſchrie **Don Juan**.

"Wo? antwortete der **Graf**. — Fragt Ihr noch? **wo** wird er wohl ſeyn? Er wäre ſehr zu verdenken, wenn er in **Liſſabon** blieb, indeß ſeine Geliebte zu **Koimbra allein** iſt!"

Don Juan konnte ſeine Wuth nicht verbergen und eilte nach **Koimbra**. —

Die Schatten der Nacht vermehrten ſeine Angſt, und erfüllten ſein Herz mit grauſamen Gedanken.

Er kam nach **Koimbra.** Die Thüren ſeines Palais waren feſt verſchloſſen. Er lies ſie aufſprengen. **Marien** riß das Geräuſch vom Lager. Sie hörte, es ſey ihr Gemahl, welcher käme, ſie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, und ſtürzte von ſeiner Hand durchbohrt zu ſeinen Füſſen. Er lies ſie liegen, und eilte ſeinen vermeinten Nebenbuhler zu ſuchen, ſuchte alle Winkel durch, und fand ihn nicht.

Man hatte **Marien** auf ihr Zimmer gebracht. Er kam hinein. Mit gebrochenen Augen reichte ſie ihm die Hand, vor welcher er zurückbebte, und ſagte:

"Was hab ich Euch gethan?" —

Sie ſtarb, ohne ſeine Antwort zu vernehmen, und lies ihn in banger Verzweiflung zurück. Jezt bemächtigte ſich ſeiner Seele die Reue, er dachte an ſeine Mutter, die unglückliche **Ignez**, welche auf dem nemlichen Schloſſe ermordet würde, und kalter Todesſchweiß rann über ſeine Stirn. — Er kam zu ſich, verfluchte ſeine raſche That, die Anſtifter derſelben, ſich ſelbſt, und fiel in eine Art von Raſerei, welche etliche Tage dauerte.

Als die Nachricht von dieſer ſchändlichen That nach **Liſſabon** kam, warf ſich die Königin, erzwungene Thränen in den Augen, ihrem Gemahle zu Füſſen, und flehte laut um Rache, gegen den Mörder ihrer geliebten Schweſter; welche ihr der ſchwache König nicht verſagte.

Jedermann wuſte beinahe, daß die Königin bei dieſer Geſchichte die Hand im Spiele gehabt hatte, und die Groſſen des Reichs, zu deren Anführer ſich der **Herzog von Villareal** aufwarf, gaben ihr Mißvergnügen öffentlich zu erkennen.

Johann erfuhr, als er zurück kam, daß man auf ſeine Koſten geſpielt hatte. Er ſchwur der Königin und ihren Anhängern den tödlichſten Haß, ſuchte aber vergebens den unglücklichen **Don Juan** zu tröſten, welcher ſich in eine fürchterliche Einöde verbarg, ſeine That, ſein Unglück, ſein Leben, und den Tod ſeiner unſchuldigen Gemahlin, des Opfers ſeiner blinden Wuth, zu beweinen.

Johann verband ſich ſogleich mit den Mißzufriedenen, und man erfuhr, daß er Drohungen ausgeſtoſſen hatte, deren Erfüllung man fürchtete. — Der **Graf von Oran** lies ſich ſeiner und ſeines Freundes **Don Gonzalez Arebido** Perſon bemächtigen, und beide gefänglich nach **Ruora** bringen.

Hier blieb er bis zu **Ferdinands** Tode,*) nach welchem die edeln Portugieſen ſeine Loslaſſung verlangten. Die Königin hielt es nicht vor rathſam denſelben ihr Verlangen abzuſchlagen, und er wurde frei gelaſſen.

---

*) Er ſtarb: 1383.

Johann ſuchte ſogleich den **Grafen von Oran** auf, hörte, er ſey bei der Königin, drang in ihr Zimmer und erſtach ihn, als er eben ſich aus **Leonorens** liebevoller Umarmung wand, zu ſehen, was vor ein Gepolter im Vorzimmer ſey. Er ſank bei dem Bette nieder, auf welchem die Königin noch halb in wolluſtvoller Trunkenheit, ohne Bewuſtſeyn lag. — Sie ſah den Grafen blutend zu Boden ſtürzen, ſah den wüthenden **Don Johann** mit gezücktem blutigen Dolche vor dem röchelnden Liebhaber ſtehen, welcher ſich in ſeinem Blute wimmernd auf der Erde herumwälzte, und ſchrie ängſtlich um Hülfe — aber umſonſt. Ihre Leibwache ſchrie: ” es lebe **Don Johann**!”

Die Tochter der Königin, die Infantin **Beatrix**, welche bei ihres Vaters Lebzeiten fünfmal verſprochen worden war, hatte endlich **Don Juan**, den König in Kaſtilien geheurathet. Dieſer ſuchte jezt das Recht ſeiner Gemahlin auf die portugieſiſche Krone geltend zu machen, und fiel in Portugall ein, wurde aber von den Portugieſen mit groſſem Verluſte einigemal herzhaft zurückgeſchlagen. Dieſe Siege verdankten die Portugieſen dem tapfern **Don Alvaro Pereira**, aus dem Hauſe **Braganza**, welcher ſie mit vieler Klugheit und groſſem Muthe gegen die Kaſtilianer anführte. Zur Dankbarkeit erwählten ſie ihn, nach **Don Johanns** Tode, zu ihrem Könige, und ſetzten ihm die Krone ihres Reichs, ſeines Vaterlands, auf.

Leonore begab ſich zu ihrer Tochter. Hier fieng ſie aber an, ſich in die Regierungsgeſchäfte miſchen zu wollen, und wurde durch ihr Betragen ſo verdächtig, daß ſie der König von Kaſtilien zu lebenslänglicher, ihrem Stande gemäſſer Gefangenſchaft auf dem Schloſſe **Tordeſillas** verurtheilte, wo ſie ihr mit vielen Abſcheulichkeiten durchflochtenes Leben endlich beſchloß.

VI. Agnes

VI.

Agnes Soreau.

König **Karl VII.** in Frankreich wurde allzufrüh mit **Maria von Anjou**, König **Ludwigs** in Sicilien Tochter, vermählt, daher nur allzubald gegen ihre Reize gleichgültig, und ſah ſich nach Damen um, welche der Reiz der Neuheit ihm bemerkungswerth machte.

Er war erſt 21 Jahr alt, als er zur Regierung kam; *) und war doch ſchon ein alter Ehemann. Die Königin war eine liebenswürdige Dame, welche ihrem Gemahle ſeine Ausſchweifungen nicht empfinden lies. Sie überſah ſeine Fehler, und erwarb ſich durch ihr edles Betragen ein allgemeines Lob, und die Achtung des Volks und des Hofs.

---

*) Im Jahr 1422.

Als die Engländer **Paris** einnahmen, hielt ſich der König beinahe beſtändig zu **Chinon** einer Stadt in Touraine auf, wo er ſein Leben in abwechſelnden Luſtbarkeiten und Vergnügungen zubrachte. An ſeinem Hofe befanden ſich viele groſſe Herren, und viele ſchöne Damen, wie ſie nicht leicht nach der Zeit hier wieder beiſammen zu ſehen waren, vermehrten die Pracht deſſelben.

Unter dieſen Sternen des Hofs erhob ihr glänzendes Haupt über all die andern die ſchöne **Agnes Soreau**,*) welche Vater und Mutter frühzeitig verloren hatte, Erbin der Herrſchaft **Fromonteau** war, und von ihrer Tante, der Frau von **Mignelais**, bei welcher ſie ſich aufhielt, mit aller Sorgfalt in Geſellſchaft ihrer Tochter **Antoinette** erzogen wurde.

Antoinette war zwar ſchön, ſchöner aber war **Agnes**, welches wohl jenem Fräulein ihr Spiegel nicht zuzugeben ſchien, welches

---

*) Auch Sorel genannt.

ches aber doch allgemein behauptet wurde. Antoniette mochte wohl einige Aeuſſerungen dieſer Art gehört haben, denn ſie fieng an ihre Freundin heimlich zu beneiden, wo nicht gar zu haſſen.

Agnes wurde bemerkt, doch wichen ihre Anbeter Sr. Maj. dem Könige, welcher ſie auch zu bemerken anfieng, und zulezt ſich ganz unſterblich in ſie verliebte. Er ſuchte ſie verſchiedenemale vergeblich allein zu ſprechen, feſt entſchloſſen, ihr ſeine Liebe zu entdecken. Da er nicht zu ſeinem Zwecke gelangen konnte, ſchickte er ihr einſt etliche Ketten und einen ſchönen Ring zu, und bat ſie in einem beiliegenden Briefchen, denſelben zu tragen.

Das erſtemal als **Agnes** wieder am Hofe erſchien fand ſie Gelegenheit, ihn ziemlich unbemerkt allein zu ſprechen.

"Sire, ſagte ſie, ich habe unverdient einige Geſchenke von Euch erhalten, welche ich Zeitlebens als ein ſchätzbares Andenken verehren werde. Unter denſelben fand ich aber auch dieſen Ring, den ich zurückgeben muß.“

König. Warum?

Agnes. Ein Ring von Euch gehört nur Eurer Gemahlin.

König. Nicht auch der, die ich liebe?

Agnes. Die Ihr liebt?

König. Ja! reizende **Agnes**, ich muß es bekennen — ich liebe Euch.

Agnes. Das iſt zu viel für mich, zu wenig für Euch. Ihr ſeyd ein König, und ich bin nur Agnes Sereau.

König. Die ſchönſte ihres Geſchlechts, der das neidiſche Glück den Purpur entriß, um ihr nicht die Herrſchaft über die ganze Welt ſelbſt zugeſtehen zu müſſen.

Agnes. Nehmt dieſen Ring zurück. Wollt Ihr die Liebe **erkaufen**? Glaubt Ihr, gleich jeder feilen Waare, auch ſie **erhandeln** zu können? Feilſcht ihr auf **Krämerart** um **Liebe**?

König. Könnte wohl der Werth der ganzen Welt das Glück bezahlen, von Agnes geliebt zu ſeyn? — Behaltet dieſen Ring — und ſtürzt mich nicht in Verzweiflung. Laßt die Grauſamkeit nicht Eurer Schönheit den Rang abſtreiten. Ich bin ein König —

Agnes. Doch? Indeß die Engländer ſich in Euer Reich theilen, doch ein König noch, wie Eure groſſen Vorfahren?

König. Ich fühle, was Ihr ſagen wollt. Doch ſchwör' ich Euch, daß ich, wenn ich auch könnte, mein Reich nicht wieder erobern mag, wenn ich es nicht mit Eurer Liebe zugleich beſitzen ſoll.

Agnes. Kommt ſiegreich zurück — und Agnes wird Euch lieben.

König. Wird Sie? Und Ihr behaltet dieſen Ring?

Agnes. Zum Unterpfande Euers Verſprechens.

König. Jezt will ich fechten, mehr um den Beſiz Eurer Liebe, als um mein mir entriſſenes Reich.

Der König lieferte den Engländern eine Schlacht, wurde aber geſchlagen. Es gieng ſeinen Generalen nicht beſſer, und **Agnes** nahm vielen Antheil an dem Unglück des Königs.

"Bin ich nicht zu bedauern, ſagte er einſtmals zu ihr, daß ich ſo unglücklich bin? Und wie gern wollte ich mein ganzes Reich verlieren, hätte ich nur das Glück Euch zu gefallen."

Agnes bezeigte ihm ihr Mitleid und konnte die geheimen Empfindungen ihres Herzens nicht verbergen. Der **König** bemerkte, daß er nicht ungern geſehen wurde, dies gab ihm Muth. Er verfolgte die Geliebte allenthalben mit ſeinen Erklärungen, und endlich, ſagt man, war er ſo glücklich, von ihr erhört zu werden, und zwar am Abend des Hochzeittags der neidiſchen **An-**

toinette, welche ſich mit des Königs Liebling und Hauptmann ſeiner Leibgarde dem **Marquis Villequier** vermählte. Der König folgte der ſchönen **Agnes** unvermerkt in ein Zimmer, wohin ſie ſich begab, von den Erhitzungen des Balls zu ſich zu kommen. Er traf ſie nachläſſig auf ein Soffa geworfen an, fiel ihr zu Füſſen, und ſchwur nicht eher aufzuſtehen, bis ſie ihm erlauben würde, das Geſtändniß der Liebe auf ihren Lippen zu leſen.

Agnes konnte vor Beſtürzung kein Wort ſagen, der König erklärte dieſe ſtumme Antwort zu ſeinem Vortheil, und kehrte nach einiger Zeit ſiegreicher aus **Agnes** Armen auf den Ballſaal, als ehemals aus dem Schlachtfeld zurück.

Unter der Zeit erſchien die bekannte Jeanne d' Arc, die von Voltair ſo rühmlich beſungene Pucelle d' Orleans, auf dem Schauplatze. Ihre Thaten ſind zu bekannt, um ſie hier zu wiederholen. Sie wurde vom

Könige ſehr wohl empfangen, und ihr Heldenmuth erregte allgemeine Bewunderung. Der König wagte ſich wieder ins Schlachtfeld, **Johanna** war allenthalben ſiegreich. Endlich wurde ſie gefangen, und von den Engländern als eine Hexe, wie allgemein bekannt iſt, verbrannt.

Karl belagerte die Engländer in Paris, und war endlich ſo glücklich die Hauptſtadt ſeines Reichs wieder zu erobern, auf welche glückliche Begebenheit viele Feſte folgten, an deren Feſtlichkeit die ſchöne **Agnes** Theil nahm.

Je höher die Vertraulichkeit des Königs und ſeiner geliebten **Agnes** ſtieg, ie mehr wurde ſie der Grund des Neides verſchiedener Herren und Damen, beſonders des Dauphins, nachherigen Königs Ludwig XI. in Frankreich. Dieſer hatte ſich mit einigen Mißvergnügten gegen ſeinen Vater verbunden, der aber den Verſchwornen herzhaft zu Leibe gieng, welche dadurch gezwungen wurden, um Gnade zu bitten und ihm den Dauphin zu überliefern, welchen ſein Vater bei ſich behielt und genau beobachten lies.

Die Frau **von Villequier**, welche ſehr freigebig mit ihren Gunſtbezeugungen war, erlebte den Verdruß, daß ſie, wie ſie es auch anfangen mochte, den König nicht gegen ihre Reize empfindlich machen konnte. Dies vermehrte ihren Haß gegen die unſchuldige **Agnes**, welche ſie, wie ſie ſich vornahm, um die Liebe des Königs zu bringen beſchloß, es möchte auch koſten, was es wolle. Ihr erklärter Liebhaber, ein gewiſſer Hofjunker, Namens **Biron** muſte das Gerücht verbreiten, **Agnes** liebe neben dem König auch den **Graf Dunois**, und beide machten ſich über den erlauchten Geliebten in ſeiner Abweſenheit herzlich luſtig. — Zugleich verſuchte die Frau **von Villequiers** nicht ohne glücklichen Erfolg die Aufmerkſamkeit des Sohnes zu erregen, da ſie die Aufmerkſamkeit des Vaters nicht erregen konnte. Der

Dauphin war auch wirklich nicht unempfindlich gegen ihre Reize, ia er lies ſo gar dem ganzen Hofe ſeine Neigung willig merken, und nennte **Antoinetten** öffentlich ſeine Geliebte, auf welchen Titel ſie ſich viel zu gute that. Sie wendete alles an, den **Dauphin** noch aufgebrachter gegen **Agnes** zu machen, als er es ſchon wirklich war, und es wurden die ſchändlichſten Verleumdungen gegen ſie ausgeſtreut.

Zum gröſten Verdruß der Aliirten, hatte der König ſo ein unerſchütterliches Zutrauen auf die Treue ſeiner Geliebten, daß er nichts von alle dem glaubte, was ihm hinterbracht wurde; daß er endlich verbot, nur eine ſolche üble Mutmaſung nachzureden, und nachdrücklich zu ſtrafen drohte, der es nur wagen würde, der ſchönen **Agnes** Namen ohne Hochachtung und Ehrerbietigkeit zu nennen.

Dies brachte die Frau **von Villequier** auſſer ſich, und ſie ruhte nicht eher, bis ihr der Dauphin verſprach, die ihr verhaßte Agnes öffentlich zu beſchimpfen.

Dieſer unartige Prinz, welcher ſich gleichſam bemühte, ſeinem Vater zum Trotze zu leben,*) erfüllte ſein Verſprechen, und gab einſt, ohne den geringſten Vorwand,

indem

---

*) Er bemühte ſich nicht nur bei ſeines Vaters Lebzeiten ſein unartiges Gemüth zu erkennen zu geben, ſondern er ſezte die Aufführung auch nach dem Tode deſſelben noch fort. Denn kaum erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters, ſo wurde er ganz vergnügt, und belohnte den Ueberbringer derſelben reichlich. Die Trauer trug er nicht langer als einen Vormittag; den Nachmittag erſchien er in bunten Kleidern, und zwang die Hofleute gleiches zu thun. Varillas, Hiſt. de Louis XI. liv. X. p. 344. 345. Alle getreue Diener ſeines Vaters dankte er ſogleich ab. Matthieu, Hiſt. de Louis XI. L. II. cap. 4. Ja, er ſtrafte ſo

gar

indem er ſich der ſchönen **Agnes** mit einer tiefen Verbeugung näherte, im Angeſicht des ganzen Hofs, eine derbe Ohrfeige.*)

Der beleidigten **Agnes** fiel dieſe Ungezogenheit ſo ſchwer zu ertragen, daß ſie ſogleich den Hof verlies, noch dieſen Tag abreiſte, und ſich auf eins ihrer Schlöſſer in der Normandie begab.

Der König wollte über ihre Abreiſe verzweifeln. Er ſchickte ihr die zärtlichſten Briefe nach, und verſprach ihr iede Genugthuung zu geben, welche ſie nur fordern mögte, aber alles war umſonſt, **Agnes** ſchrieb ihm:

"Ich

---

gar ſeines Vaters Leibarzt, weil er ſich bemüht hatte, den verſtorbenen König, wie es ſeine Pflicht war, beim Leben zu erhalten. La Mothe le Vayer, Inſtruct. de Dauphin. T. I. p. 43. 44.

*) S. Matthieu, Hiſt. de Louis XI. L. I. chap. 10.

„Ich will hier in der Einſamkeit ruhig leben, und die verlornen Stunden beweinen, die ich am Hofe zubrachte. Hier lebt kein König, der mich liebt, hier werde ich nicht beneidet, hier werde ich glücklich ſeyn. Nie werde ich es bereuen, daß ich **Karln** liebte, aber bereuen werde ich, daß ich einen **König** geliebt habe, der mir nun nicht folgen und Freuden und Liebe mit mir theilen kann.“

Der König verfiel in eine Krankheit, und verbannte den **Dauphin** wegen dieſer Verwegenheit und andrer Kränkungen, welche er ihm täglich verurſachte, nach Dauphiné. — Ueber dieſe Verbannung und Beraubung ihres Liebhabers wurde die Frau **von Villequier** ſo wüthend, daß ſie der unglücklichen **Agnes**, welche ſie für die Urheberin deſſelben anſah, Gift beibringen lies.

Agnes ſtarb mit groſſer Gelaſſenheit. Ihr Tod wurde allgemein, ſelbſt von der guten Königin bedauert, und die Frau von Villequier ſuchte nach demſelben den Hof glaubend zu machen, der König habe ſie zur Nachfolgerin der Verſtorbenen erkohren; welches aber der König, welcher über den Tod ſeiner Geliebten beinahe untröſtlich war, und ihr manche ſtille Thräne weihte, nicht that.

VII.

Eleonore von Guienne.

Eleonore war die Tochter und einzige Erbin Herzogs Wilhelm IX. von Guienne, eine Dame, welche eben ſo ſchön als reich an Ländern war; daher war es eine ſehr wichtige Parthie, welche König **Ludwig** VII. in Frankreich that, als er die Hand dieſer reizenden und reichen Prinzeſſin erhielt. *)

König **Ludwig** VII. war ein ganz guter Mann, nur eben keiner für **Eleonoren**, welche ihn beſtändig den Mönch nannte, und ſeiner Gutheit ſpottete. Sie war eine von denen Weibern, welche Männer verlangen, die ihr Recht über ſie zu gebrauchen wiſſen, und wenn ſie ſehen, daß es nicht von denſelben gebraucht wird, der Sanftheit derſelben ſpotten, die ohnehin weiten Zügel zerreiſſen, und ſich allen Ausſchwei-

---

*) Dies geſchah im Jahr 1137.

fungen, zu denen ſie ihr Hang treibt, nach Belieben überlaſſen.

Eleonore war verliebt, und ſuchte ihre Neigung zu befriedigen. Ihre Pagen und Hofiunker waren von der Zärtlichkeit ihres liebeklopfenden Herzens überzeugt, und der **König** wagte es nicht, ihr einen Verweis über ihre beinahe öffentliche verliebte Freiheiten zu geben. **Eleonore** wurde von Tage zu Tage zärtlicher, und die Damen des Hofs folgten dem Beiſpiele ihrer Gebieterin nach.

Indeß König **Ludwig** ſein gefälliges Ohr den Kreuzpredigten des H. Bernhards lieh, ſchenkte die Königin, ſeine Gemahlin irgend einem guten Freunde den ſüſſen Sold der Minne, und indeß der König in ſeinem Herzen den heiligen Kreuzzug zu thun beſchloß, um den verheiſſenen Ablaß davon zu tragen, beſchloß die Königin einigen Liebhabern die Heftigkeit ihrer Liebe zu erkennen zu geben, um Beweiſe der ihrigen zu erhalten.

Der König verſammelte die Grafen und Herren, und that ihnen kund, daß er ſich mit dem heiligen Kreuze habe bezeichnen laſſen, und geſonnen ſey, zur Ehre Gottes, einen Zug in das gelobte Land zu thun. Jeder wollte mit ziehen, und ieder verlangte das Kreuz, um für die Ehre Gottes zu fechten. Des war der Kreuzprediger herzlich froh und heftete allen das Kreuz auf die Schulter, welche ſie ihm willig darboten.

Als die Königin dies vernahm, ſprach ſie zu den Damen:

"Mesdames! unſre Männer ziehen ins Heilige Land!"

"Eh bien!" ſchrieen die Damen, ſo haben wir ein paar Jahr völlige Freiheit thun zu können, was wir wollen, können uns ohne Hinderniß ganz der Liebe und ihren Freuden weihen."

"Aber, fuhr die Königin fort, bedenken Sie doch Mesdames, daß unſre Liebhaber auch mit ziehen müſſen."

"Ah ciel! das iſt erſchrecklich!"

"Wie wär's, wenn wir es dahin zu bringen ſuchten, daß man uns mitnähme. Orient ſoll einen wahren Ueberfluß von ſchönen Männern haben, und ich denke, ein wenig Veränderung kann nicht ſchaden, man hat ohnehin hier bald keine Wahl mehr, und muß befürchten, daß das ewige Einerlei zulezt uns alle Luſt zu lieben raubt."

Die Damen verbanden ſich zuſammen ihr Möglichſtes zu thun, um mit ins heilige Land wallen zu dürfen. — Sie ſtellten ihren Männern vor, daß ſie insgeſammt groſſe Sünderinnen wären, und gern Theil an dem verſprochenen Ablaß des heiligen Vaters nehmen mögten, daß ſie, indeß die Männer fechten, an den heiligen Oertern für ſie beten, und ihnen Sieg vom Himmel erflehen wollten, und was dergleichen Vorſtellungen mehr waren. Genug, es gelang! — Da der König ſeine Gemahlin mit nach Aſien führte, als wenn Europa kein rühmlicher Schauplatz zu ihren Liebeshändeln geweſen wär, ſo kennten es die andern edlen Grafen und Herren ihren vielgeliebten Ehegattinnen gleichfalls nicht abſchlagen, und da die Königin ohnehin weibliche Geſellſchaft haben muſte, ſo zogen alle ihre Freundinen und Schwägerinen mit dem kreuzfahrenden Heere ins heilige Land.

Was **Brantome** *) von dieſen Kreuzfahrerinnen ſagt, iſt das, was man allgemein von denſelben geſagt hat.

---

*) Memoires des Dames galantes, T. II. p. 312. ſagt er, ein wenig ungezogen: "Die Königin Eleonore war nicht die einzige, welche den König, ihren Gemahl in dieſem Krieg begleitete, ſondern es haben ſich vor, nach und mit ihr viele groſſe Prinzeſſinnen und Damen mit ihren Ehemännern gekreuzt, aber nicht ihre Schenkel, welche ſie gutwillig öffneten, ſo daß einige daſelbſt blieben, andre als vollkommene Bulerinnen zurückzogen: ſie gaben vor, das heilige Grab zu beſuchen, und gaben ihren Liebhabern Bewei-

Wie ſich **Eleonore** während des Zuges die Zeit vertrieben hat, ſagen die Geſchichtſchreiber eben nicht ausdrücklich; doch es laßt ſich vermuthen, daß ſie unter den Gezelten eben ſo feurig als in ihrem Pallaſte geliebt hat.

Antiochien, wo ihr Oheim der Herzog Haynauld Statthalter war, iſt der Schauplatz, auf welchem ſie die Geſchichtſchreiber wieder in ihrem völligen Glanze darſtellen.

Ein vornehmer Türke, Namens **Saladin**, (einige geben vor, es ſey der berühmte **Sultan Saladin** *) geweſen, und ihr Gemahl hat dies ſelbſt geglaubt,) **) hatte unter

---

Beweiſe ihrer Zärtlichkeit, mitten unter den Waffen; abermals ein Beweis, daß Krieg und Liebe ſich gar gut mit einander vertragen."

*) Annales Galantes. I. Part. ed. 1677. p. 31.

**) Wie er in dem Berichte zu erkennen gab, welchen er der Kirchenverſammlung von Baugency, wegen ſeiner Eheſcheidung verlegen lies.

unter andern der Königin zärtliches Herz gerührt; er ſchlich ſich oft verkleidet nach **Antiochien**, wo er glückliche Nächte in den Armen der verliebten Königin durchwachte. Ihr Oheim wuſte um dieſe Begebenheit, und that allen Vorſchub zu des Muſelmanns beneidungswerthem Glück.

Der König kam hinter dieſe Zuſammenkünfte; und weil er Verrätherei befürchtete, begab er ſich eilends zu Schiffe, und nahm **Eleonoren**, zu ihrem gröſten Leidweſen, mit ſich fort.

So bald er nach Frankreich kam, lies er ſich, ob er gleich zwei Prinzeſſinnen von ſeiner Gemahlin für ſeine Töchter erkennen muſte, von **Eleonoren** ſcheiden, und gab ihr alle ihre eingebrachten Beſitzungen zurück. *)

---

*) Heretiere de Guienne p. 59. heiſt es: „Eleonore war verliebt, ehe ſie noch verſtoſſen wurde, und dieſe Leidenſchaft vermochte ſie, ſelbſt auf die Trennung der Ehe

Kaum war ſie von ihrem Gemahle geſchieden, als ſie ſich mit dem lebhafteſten Feuer in die Arme des rothköpfigten Herzogs von der Normandie, nachmaligen Königs Heinrich II. in England warf. *)

Eleo=

Ehe zu dringen." Dies war ein Beweis, daß ſie mit ihrem Gemahl nicht zufrieden war.

*) Mezerai, (Abrege Chronol. T. II. p. 566.) ſagt ausdrücklich: "dieſes ſey der Mann geweſen, welcher ihre Begierden habe befriedigen können." Daß Heinrich die Königin, welche wegen ihrer Liebeshändel ſo allgemein berüchtiget war, zu ſeiner Gemahlin nahm, war freilich ein coup de merveille; allein ſie hatte einen ſchönen Brautſchatz, und ein Herzogthum, welches ihre Fehler verdeckte, zu verſchenken, und ſo geſchah es denn, daß Eleonore auch einen König zum Gemahl bekam, welche, wie Ludwig glaubte, "kein ſchlechter Edelmann in ſein Haus einführen würde." Mezerai, Hiſt. de France, Vol. II. p. 103.

Eleonore wurde aber in dieſer zweiten Ehe für ihre Vergehungen in der erſten ziemlich geſtraft, und ſie, die dem guten Könige **Ludwig** die Galle ſo manchmal bewegt hatte, wurde nun ſelbſt oft von der heftigſten Eiferſucht gegen ihren Gemahl geplagt; denn **Heinrich II.** war wegen ſeiner Galanterie gegen die Damen ziemlich verſchrieen. *) So wurde **Eleonore** damit geſtraft, womit ſie andre vorher gequält hatte.

Noch dazu war **Heinrich** kein **Ludwig**, kein **Mönch**, wie ihn **Eleonore** nennte, welcher nur zu **bitten** pflegte; ſondern ein Mann, der **befahl**, und wenn man ſeinen Befehlen nicht gehorchte, auffallend zu ſtraffen wuſte.

Die Geſchichte meldet, welche Unruhen damals Frankreich und England zerrütteten.

---

*) Eine von des Königs Geliebten war die ſo oft beſungene und allgemein bekannte ſchöne Roſemunde, welche die Königin auch ihrer Eiferſucht aufopferte.

Richard, Heinrichs Sohn, empörte ſich gegen ſeinen Vater, und **Eleonore**, von Liebe und Rachſucht getrieben, wuſte ſeine jüngern Brüder in die Rebellion zu verwickeln, und war ſelbſt die ſtärkſte Anhängerin dieſer Parthey. Dies alles geſchah, als König **Heinrich** ſich in Irrland befand.

So bald er nach England zurückkam, lies er **Eleonoren** in ein enges Gefängniß ſetzen, in welchem ſie bis nach dem Tode deſſelben bleiben, und das Vergnügen ziemlich theuer bezahlen muſte, welches ſie in einer Rache ſuchte, welche weder Achtung für die Rechte des Throns, noch der ehelichen Pflichten hatte.

Nach des Königs Tode, *) ſetzte **Richard** ſein dritter Sohn, welcher ihm in der Regierung folgte, **Eleonoren** ſogleich in Freiheit, nachdem ſie 16 lange Jahre in ihrem Gefängniß geſchmachtet und keinen Liebhaber gehabt hatte. Er machte ſie zur Regentin,

---

*) Er ſtarb im Jahr 1188.

gentin, und reiſte ins gelobte Land, wo ſie auch ehemals geweſen war. Sie führte ihm die Prinzeſſin von Navarra zu, mit welcher **Richard** das Beilager in Sicilien vollzog, ehe er nach dem gelobten Lande reiſte.

Als **Richard** 1199 ſtarb, ſuchte ſie die Krone auf ihren jüngſten Sohn **Johann, (ohne Land**, wie er in der Geſchichte genannt wird,) zu bringen, mit Ausſchließung ihres **Enkels Artus**. Die **Königin** reiſte, ungeachtet ihres hohen Alters, ſelbſt nach Spanien, und holte von Toledo die Braut ihres Sohns, die Infantin von Kaſtilien ab.

Ihre Belagerung zu Mirabeau, und **Artus** Tod gehört in die Geſchichte von England und Frankreich.

Nach vielen Thaten, Laſtern und Liebesfehden ſtarb **Eleonore** endlich im Jahr 1204, 80 Jahr alt, und wurde im Kloſter Fontevraux begraben. — Da ſie dieſem Kloſter viel Gutes gethan hat, ſo iſt ſie, ungeachtet ihrer allbekannten Ausſchweifungen und begangenen ſchändlichen Thaten, von den Mönchen in dem Todenregiſter als die tugendhafteſte Prinzeſſin von der Welt gelobt werden. So gewiß iſt es, daß man bei der ſchändlichſten Aufführung, welche auch die ſchmeichelhafteſten Geſchichtſchreiber nicht beſchönigen können, doch an dieſen geiſtlichen Hiſtoriographen das Zeugniß des tugendhafteſten Lebens erhalten kann, wenn man nicht vergißt, ſie zu beſchenken. Wie dies allgemein bekannt iſt.

Man hat **Eleonoren,** wegen einiger an Päpſte und große Herren geſchriebenen ſchönen Briefe (welche ſie vielleicht nicht ſelbſt gemacht hat,) die Ehre erzeigt, ſie unter die **gelehrten Frauenzimmer** zu ſetzen, da ſie doch nur verdient, unter die **galanten Damen,** mehr als eine andre, gezählt zu werden.

VIII.

Johanna Shore.

Der eigentliche Familienname dieſer Dame war **Wainſtead.** So hies ihr Vater, ein Seidenhändler, deſſen einziges Kind Johanna war. Er war ein ſehr bemittelter Mann, der ſeine Tochter in allem unterrichten lies, worinne man damals Frauenzimmer zu unterrichten pflegte, welche man, nach dem heutiges Tags gewöhnlichen Ausdruck, auf **galanten Fus** auferziehen läßt.

Je gröſſer ſie wurde, je mehr entwickelten ſich ihre herrlichen Talente; die Natur hatte ihr beſonders eine ſtarke Phantaſie, und ihre Lektüre einen gewiſſen romantiſchen Schwung verliehen, welcher ihren Handlungen einen bezaubernden Anſtrich von Anmuth gab. Auſſer dieſen Talenten beſas ſie noch das, welches auf den ſicherſten Intereſſen liegt, ich meine, das große, wuchernde Kapital der Schönheit. Wer ſie ſah, wurde von ihren Manieren entzückt, von ihren Reizen geblendet. Mit dieſen Eigenſchaften verſehen, trat ſie auf den Schauplatz, in die bunten Zirkel der Welt, und zog aller Männer Herzen an ſich.

Verſchiedene große Herren vermehrten die Zahl ihrer Anbeter, welches der Vater ungern bemerkte, und ſeine Tochter, um ſie der drohenden Gefahr zu entreiſſen, aufs Land zu ſeiner Schweſter ſchickte.

Hier irrte ſie am rieſelnden Quell, durch bunte Blumenmatten, und nährte ihre Seele mit mancherlei ſüßerträumten Seeligkeiten der Ideenwelt. — Nach einem Jahre kehrte ſie zurück, zu ihrem Vater. Kaum war ſie in der Stadt angekommen, als der Troß ihrer Anbeter wieder täglich ſie und ihr Haus umſchwärmte.

Beſonders wurde der **Lord Haſtings** ſo von ihrer Schönheit hingeriſſen, daß er, da er alle ſeine Bemühungen vergebens ſah, ſich der Liebe des reizenden Gegenſtandes zu verſichern, ſie zu entführen beſchloß. — Er beſtach, um ihm dazu behülflich zu ſeyn, Herrn **Wainſteads** Magd, welche aber ſo gewiſſenhaft war, und ihrem Herrn alles entdeckte, welcher des Lords Plänchen vereitelte.

Der Vater ſah, was iedermann geſehen haben würde, daß es nemlich ſehr rathſam ſey, das koſtbare Gut, auf welches ſo viele Diebe Jagd machten, in eine ſichrere Verwahrung zu bringen. Er verheurathete ſeine Tochter alſo an einen reichen Goldarbeiter, **Matthias Shore**, einen Mann, deſſen gute Arbeit eben ſo bekannt und berühmt war, als ſeine Rechtſchaffenheit.

Der Lord **Haſtings** hörte nicht auf, ungeachtet des veränderten Standes, die ſchöne **Johanna** zu bewundern. Er machte Bekanntſchaft mit ihrem Manne, kaufte ihm vielerlei ab, machte Beſtellungen, kam zu ſehen, ob die Arbeit bald fertig wär, zuweilen war ihm dies und ienes noch eingefallen, und was er für Vorwand brauchte, um beinahe täglich in das Haus zu kommen, wo der Gegenſtand ſeiner Wünſche weilte.

Einſt traf er die ſchöne **Johanna** allein an, that ihr ſo feurige Liebeserklärungen, wollte ſie davon überzeugen, und wurde ſo dringend, daß die erſchrockene Madame **Shore** um Hülfe ſchrie. So eben kam ihr Mann nach Hauſe, hörte den Lärm, kam ins Zimmer, merkte was vorgieng und verbat ſich ganz höflich, in Zukunft, die Beſuche Sr. Herrlichkeit.

Der Lord gieng, und beſchloß ſich an dem unhöflichen Manne empfindlich zu rächen, denn mit der Frau hätte er ſich ſchon getraut noch fertig zu werden, ob ſie gleich ſchrie; denn, nach dem weiſen Ausſpruche des Marcheſe Marinelli, hören die Frauenzimmer alle auf zu ſchreien, wenn ſie nicht mehr können.

Lord **Haſtings** war Kammerherr des Königs **Eduard** IV. und ſtund ſehr bei ihm in Gnaden. Die Streitigkeiten dieſes Monarchen mit dem Hauſe Lankaſter waren eben geendigt, und er hatte Muſe, ſich um andre Angelegenheiten zu bekümmern. Er war noch dazu iezt um eine Geliebte verlegen, als ihm der Lord die gute Nachricht brachte, er kenne eine Frau, deren Schönheit all die Reize andrer Weiber der Stadt weit überträf.

Der König war neugierig ſie zu ſehen. Er warf ſich in ſimple Kleider, und gieng in Begleitung eines einzigen Dieners, in deſſen Kleidern ein Kammerherr ſteckte, als ein Kaufmann zu Herrn **Shore**, und kaufte ihm mancherlei ab.

Herr **Shore**, welcher nicht das geringſte argwohnte, bat den Fremden auf ein Glas Wein in ſein Zimmer. Hier ſprach und ſah der verkleidete König die ſchöne **Johanna**, und wurde von ihren Reizen ſowohl, als von dem Geiſt, welcher aus ihrem Geſpräch herverblickte, ganz entzückt. —

Wonne

Wonnetrunken eilte er hinweg und lies ſein Herz zurück. — Lord **Haſtings** wurde zum König geruffen, er erzählte ihm alles, und bat ihn dringend, ein Mittel auszuſinnen, die reizende Gebieterin ſeines Herzens ganz ſein eigen nennen zu dürfen.

Herrn **Shore** gegenüber wohnte ein Hofpoſamentirer, welcher mit ſeinem Nachbar gute Nachbarſchaft hielt. Deſſen Frau, Madam **Blague**, war **Johannens** vertrauteſte Freundin. Mit ihr gieng ſie aus, mit ihr verplauderte ſie die langen Mittage und Abende. Dieſe gute Frau war mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord **Haſtings**, bekannt; weil dieſer wuſte, daß ihr Herz gegen das Geld nicht unempfindlich war, ſo that er bei Ueberreichung einer ziemlich wichtigen Börſe ihr mancherlei Anträge, und unterrichtete ſie endlich von der Liebe Sr. Maj. zur Madam **Shore.**

Die gutwillige Frau Nachbarin unſrer liebenswürdigen **Johanna** verſprach dem

Lord, ihm und dem Könige treulich zu dienen.

Lord. Morgen iſt Maskerade bei Hof. Hier ſind 2 Billets. Sage Sie, ein guter Freund habe Ihr dieſelbe geſchenkt, und Herr **Shore** wird gewiß nicht ſo unhöflich ſeyn, ſeiner Frau zu verbieten, von dem einen Billet Gebrauch zu machen. Vorher laſſe Sie mir Ihre, und die Maske der Madame **Shore** wiſſen, weil ich es dem Könige anzeigen muß. Der König wird in griechiſcher Tracht als Prinz Paris erſcheinen. Er iſt äuſſerſt ungeduldig, der Madame **Shore** Bekanntſchaft zu machen, und wenn Sie etwas zu der Erfüllung ſeiner Wünſche beiträgt, ſo wird er nicht unerkenntlich ſeyn.

Mad. Blague. God ſave the King! den allerliebſten Herrn, unſern gnädigſten Landesvater! Mit Leib und Leben ſtehe ich ihm zu Dienſten, das können Ew. Herrlichkeit ihm unterthänigſt verſichern.

Lord. Mache Sie Ihre Sache klug, und ſpiele Sie Ihre Rolle gut.

Mad. Blague. Davor laßen Ew. Herrlichkeit mich nur ſorgen. Ich denke, Sie ſollen gewiß mit mir zufrieden ſeyn. —

Herr **Shore** erlaubte ſeiner Frau das Billet anzunehmen, welches ihr die Frau Nachbarin offerirte. — **Johanna** kleidete ſich ſehr prächtig, und eilte mit ihrer Freundin zu dem Maskenball.

Nicht lange waren ſie hier, als ein Gelispel durch die Reihen rann: der König! der König!

Dieſer kam, begleitet von **Haſtings**, ſuchte die Maske in der beſchriebenen Tracht, fand ſie, und zog ſie zum Tanz auf. Als er mit ihr getanzt hatte, drückte er ihr ein Briefchen in die Hand, welches ſie, ſobald ſie zu Hauſe war, öffnete.

Dies Briefchen ſagte ihr, daß jener Kaufmann der König geweſen ſey, daß er ſie herzlich liebe und keinen ſehnlichern Wunſch habe, als wiedergeliebt zu werden.

Ihre Frau Nachbarin, welcher ſie den Brief leſen ließ, hatte kaum Athem und Worte genug, ihr die Gröſſe ihres Glücks zu ſchildern, ſtürmte mit einer ſo allgewaltigen Beredſamkeit auf ſie hinein, und machte ihr Herz ſo weich, daß ſie wirklich viel Schmeichelhaftes in dem Gedanken fand, die Geliebte des Königs zu ſeyn. — Ohne ſie zur Ueberlegung kommen zu laſſen, ſchafte ſie einen Wagen herbei, in der Ueberredung mit ihr ſpazieren zu fahren, und lieferte ſie in die Hände des ſchmachtenden Königs.

Der Mann unſrer **Johanna** wartete die ganze Nacht ängſtlich auf ſeine liebe Frau, und ſie kam nicht. Er lief den andern Morgen zu ihren Eltern, ihren Freundinnen, niemand hatte ſie geſehen, niemand wuſte, wo ſie war. — Endlich erfuhr er, wo ſie war, getraute ſich nicht, ſie von dort

abzu-

abzuholen, wurde ganz ſchwermüthig, und reiſte in fremde Länder, *) um ſein Unglück zu vergeſſen.

Johanna durchlebte nun glückliche Tage, taumelte von Luſtbarkeit zu Luſtbarkeit, von Entzücken zu Entzücken, wurde von einem König geliebt, und von ſeinem Hofe vergöttert. Schlangenartig wanden ſich die Höflinge um ihre Knie, und ſuchten allen ihren Launen zuvor zu kommen. — Wer beim Könige etwas zu ſuchen hatte, wendete ſich an ſie; und nahm ſie ſich der Sache an, ſo war die Erfüllung des Geſuchs gewiß.

Der König liebte ſie ſo ſehr, als nur je, ſeit Davids Zeiten, und noch eher, ein

---

*) Er durchreiſte die halbe Welt, ſetzte ſein ganzes Vermögen zu, wurde halbwahnſinnig, kehrte doch wieder nach London zurück, wo er, wie man ſagt, unter der Regierung Königs Heinrich VII. in größter Armuth und im äuſſerſten Elend ſtarb.

König das einem andern unglücklichen Manne geraubte Weib lieben kann, und überlies ſich ihr ganz. In der That zeigte auch Johanna, daß die natürliche Anlage zum Herrſchen einem Weibe von ihrem Stande ſo wenig, als einer gebornen Regententochter mangle; und da ſie dieſe Anlage gehörig kultivirte, ſo konnte es nicht fehlen, der Effekt muſte ſich ſo deutlich zeigen, als ſie es nur verlangte.

Aber leider dauerte der ſchöne Traum ihres königlichen Lebens nicht lange.

Ein einziger Tag brachte ihren Liebhaber, den König, um Krone und Leben, *) und Johanna beweinte den Liebhaber mit dem erblichenen Glanz ihrer Herrlichkeit zugleich.

Ihr

---

*) Er ſtarb im Jahr 1483. Sein Nachfolger und Sohn, Eduard V. wurde nebſt ſeinem Bruder von Richard dem bucklichten oder dritten ermordet.

Ihr ehemaliger Liebhaber, Lord Haſtings, bot der verwaiſten Halbkönigin liebevoll die Hand, und ſie warf ſich mit aller weiblichen Zärtlichkeit in ſeine offenen Arme. Der Lord wurde iezt für alle ſeine Seufzer, welche er ehemals vergeblich nach ihrem Beſiz verlor, reichlich belohnt, und **Johanna** verſüßte ihm mit dankbarer Zärtlichkeit ſeine vormaligen Leiden. Aber die ſüßen Stunden, welche dies liebevolle Paar iezo verlebte, dauerten leider auch nicht lange, und das neidiſche Schickſal entriß den unglücklichen Liebhaber den Küſſen ſeiner Geliebten nur allzubald.

Richard III. welcher auf den Bühnen ſeiner Nation ſo gut, als auf den unſrigen, ſeine Perſon, ſo oft es dem Publiko gefällig iſt, repräſentiren laſſen muß, ſchwang ſich nach der Ermordung ſeiner Brudersſöhne, nach König **Eduards** Tode, auf den Thron, und lies deſſen ehemaligen Günſtling, den geliebten Lord unſrer **Johanna** hinrichten.

Nach Haſtings Tode ſchwang das unglückliche Schickſal ſeine Rabenflügel über **Johanna.** Der König klagte dieſe Schöne öffentlich der Unzucht, Hurerei und anderer Verbrechen an, und lies ſie dem geiſtlichen Tribunal des Biſchoffs überliefern. Hier wurde ſie zu **öffentlicher Kirchenbuſe** in der Kathedral-Kirche zu London verdammt.

Man ſtelle ſich vor, was **Johanna** bei dieſem Urtheile empfand! Sie fiel in Ohnmacht, und man fürchtete für ihr Leben.

Als ſie aber durch Hülfe der Aerzte wieder zu ſich gebracht wurde, muſte ſie ſich an einem Sonntage der Erfüllung des Urtheils unterziehen, welches man über ſie geſprochen hatte.

Ganz weiß gekleidet, eine Kerze in der Hand, wurde **Johanna,** an deren Lippen ehemals Tod und Leben eines ieden Unterthanen ihres königlichen Liebhabers hieng, in Prozeſſion mit vorgetragenem Kreuze, durch das Gedränge des gaffenden Volks, nach der Kirche gebracht. Laut iauchzten ihre Feinde, und kränkten ſie durch Spott und Verhöhnung, und ihre wenigen Freunde wagten es nicht ſie zu bedauern. Die Frau, deren Winken ehemals iedermann unterthänig ſeyn muſte, wurde iezt in armſeeliger Geſtalt durch die Schaaren des zuſammengelaufenen Pöbels geführt, welcher ſeinen Wiz nicht über dieſe Metamorphoſe zurück halten konnte, und unbändig ihr ſeine Aufmerkſamkeit kund machte. Sie ſchlug ihre weinenden Augen nieder und wankte faſt auſſer ſich mit dem Zuge nach der Kirche, welche vielleicht ſeit ihrer Erbauung noch nie ſo voll geweſen war, als heute. Jedermann wollte die Geliebte des vorigen Königs in der Kleidung einer ſolchen Perſon ſehen, in deren Tracht ſie iezt die Hauptrolle des Kirchenſchauſpiels vorſtellen muſte.

Vor einem Prediger müßte ſie nach einem aufgeſezten Formular ſich öffentlich ihrer Sünden ſchuldig geben, und in ſehr ausgeſuchten Ausdrücken ſich wegen ſolcher Vergehungen ſtrafwürdig erkennen, wegen welcher die liederlichſten Weiber kaum angeklagt werden.

Nach dieſem ſchrecklichen Vorgange machte König Richard öffentlich bekannt, und lies bei Lebensſtrafe und Verluſt ſeines Vermögens iedermann verbieten, der unglücklichen Johanna Lebensmittel zu reichen, ſie zu beherbergen, oder derſelben ihr Leben auf irgend eine Art zu erleichtern.

Man ſagt, ein Becker, welcher aus Erbarmen und aus Dankbarkeit, weil ſie ihn vom Tode errettet hatte, als ihm unter König Eduards Regierung wegen einer Frevelthat das Leben abgeſprochen wurde, als ſie vor ſeine Thür kam, ihr ein Stück Brod gegeben habe, ſey gehenkt worden.

Man ſtelle ſich die ſchreckliche Lage der Unglücklichen vor, welche, ob ſie gleich eine Brittin war, nicht Muth genug hatte, ihr elendes Leben nur durch einen Sprung in die Themſe zu enden.

Auf den Feldern, auſſerhalb der Stådt, wankte ſie jammernd umher, und ſuchte auf den Straſen von weggeworfenen, verdorbenen Eswaaren ihr Leben zu erhalten. — Welch eine ſchreckliche Verwandelung der bunten Szene des menſchlichen Lebens! In der Stadt, wo Tauſende ihr Leben und Glück zu verdanken hatten, durfte es nicht eine einzige mitleidige Seele wagen, der Unglücklichen ein Stück Brod zu reichen!

Vater und Mutter tödtete der Gram, und ihre Anverwandten mußten die klagende Johanna von ihren Thüren weiſen.

Nirgends fand ſich eine Seele, welche es wagen konnte, gegen das Geſetz des grauſamen Königs zu handeln.

Als Haſtings ſein Todesurtheil empfieng, hatte Johanna ihren Schmuck und ihre Koſtbarkeiten zu ihrer Freundin, der bekannten Madam Blague gebracht. Jezt, als ſie dieſelben zurückforderte, läugnete dieſe undankbare Kreatur, welche Johanna, als ſie des Königs Geliebte war, mit Wohlthaten überhäufte, daß ſie ihr dieſe Sachen aufzuheben gegeben hätte, ſchalt ſie eine Betrügerin, belegte ſie mit den niederträchtigſten Namen, und warf ſie ohne Erbarmen zum Hauſe hinaus.

Wo wollte ſich Johanna beklagen? Bei welchem Tribunal konnte ſie Gerechtigkeit zu finden hoffen?

Elend, verlaſſen, im bedaurungswürdigſten Zuſtand, kaum Lumpen genug ihre Blöße zu bedecken, eilte die ehemals angebetete Geliebte eines Königs, von einer Thür vergebens zur andern. Für ſie waren die Thüren verſchloſſen, und ihrer klagenden Bitte lieh keine menſchliche Seele das Ohr.

Wer kann es wagen, das Leiden dieſer Unglücklichen zu ſchildern?

In der größten Armuth lebte ſie, unter König Richards, ihres Verfolgers Regierung, zwei Jahr. Vier und zwanzig Jahr, unter König Heinrichs VII. und achtzehn Jahr unter König Heinrichs VIII. Regierung.

Halbnackend ſtarb **Johanna**, welche ſonſt auf dem Gipfel des Ueberfluſſes, der Ehre und Hoheit ſtolz um ſich herum ſchaute, im 96ſten Jahre ihres Alters, Hungers, in einem Graben der nördlichen Vorſtadt von London, welcher zum Andenken dieſer Unglücklichen noch bis auf dieſen Tag der **Shore-Graben** genennet wird.

Könnte ich es wagen, nach dieſer Erzählung nur noch ein Wort hinzuzuſetzen, um den Leſern **eigene** Betrachtungen zu erſparen!

IX. Ara-

IX.

Arabella Korbet.

Als **Eliſabet** England beherrſchte, war der Graf **von Linkoln** der Liebling der ſchönen Welt und der Damen. Sein Stand, ſein Vermögen, und ſeine angenehme Geſtalt berechtigten ihn zu mancher Eroberung unter den Weibern, und er lies, ſagt man, nie eine gute Gelegenheit bei denſelben ungenüzt vorüber ſtreichen. Die Damen beeiferten ſich um die Wette dem iungen Grafen zu gefallen, und wohin er ſein feuriges Auge nur wendete, folgte ſeinem Blicke Sieg und Niederlage. Mitten in ſeinem glorreichen Siegverfolge taumelte dieſer weibliche Alexander in die Schlingen der ſchönen **Eliſe**, der reizenden Tochter des Grafen von Nottingham, welche gezwungen einem alten ſiebenzigiährigen Barone, welcher ſehr reich war, die Hand gereicht hatte.

Sobald der **Graf Linkoln** durch **Eliſens** Augenſprache von dem Zuſtand ihres

Herzens unterrichtet wurde, beſchloß er ſie für den Zwang, welcher ſie dem alten Baron in die Arme geworfen hatte, ſchadlos zu halten. Sie wurden bald über die Art der Schadloshaltung einig, und der Graf fand ſich fleiſſig bei der liebenswürdigen Baronin ein.

Seine Führerin bei den häufigen nächtlichen Beſuchen war der Baronin Kammermädchen, die ſchöne **Arabella Korber**, eine feurige ſiebenzehniährige Brunette, voll und rund, und ſehr zärtlich. Der Graf, welcher überhaupt ein Freund der Abwechslung war, ſtellte bald Vergleichungen zwiſchen der Fille de chambre und ihrer gnädigen Frau an, und fand, wie denn das gar oft der Fall iſt, daß **Arabella** weit ſchöner und reizender war, als ihre gnädige Frau.

Als ſie einſt den Grafen in der Nacht über einen finſtern Saal führte, drückte er ihr zärtlich die weiche kleine runde Hand, und als er fühlte, daß ſie von ihr wieder gedrückt wurde, raubte er ihr, troz der Dunkelheit, einen Kuß. Dies war das Signal zum Stillſtand. Der Graf nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie ſo lange, bis Arabella ihn ganz unvermerkt, ſtatt zu der gnädigen Frau zu führen, auf ihr eigenes Zimmer brachte. Hier überlieſſen ſie ſich dem ſtärkſten Ausbruche ihrer Zärtlichkeit ſo empfindungsvoll, daß der Graf dieſe Nacht gar nicht zu der harrenden Baronin kam, und ſich deswegen den folgenden Tag durch eine ſinnreiche Erdichtung ſchriftlich entſchuldigte.

Nun wechſelte der Graf ganz artig mit der gnädigen Frau und dem Kammermädchen, doch hatte leztere das Glück, ſeine Gegenwart weit öfter, als die erſtere zu genieſen.

Die Frau Baronin liebte den treuloſen Grafen ſo zärtlich, als ein Weib einen Mann nur lieben kann, und ahndete im geringſten nichts von dem, was geſchah. Der

Graf beſuchte ſie iezt äuſſerſt ſelten, und ſein Auſſenbleiben ſezte ſie in groſſe Verlegenheit. Die Eiferſucht miſchte ſich nach und nach ins Spiel, und brachte ihre Unruh auf den höchſten Gipfel. Sie wurde traurig und durchwachte, von tauſend unglücklichen Gedanken gefoltert, ganze Nächte ſchlaflos.

Einſt konnte ſie nicht ſchlafen. Aengſtlich ſprang ſie ſchon, als kaum der Himmel graute, aus dem Bette und lief auf dem Saale auf und ab, als ſie auf einmal das Rauſchen menſchlicher Fußtritte vernahm. Sie verſteckte ſich hinter einen Kaminſchirm, um zu ſehen, wer ſo früh ſchon aufgeſtanden ſey, und ſah den Grafen, welcher zögernden Schritts, von Arabellen über den Saal geführt wurde. Kaum hatten ſie einige Schritte gethan, als ſie ſich küſſend wieder in den Armen lagen, und ihre Trennung verzögern zu wollen ſchienen.

Man ſtelle ſich der Baronin Lage vor! Wuth und Eiferſucht bemächtigte ſich ganz ihrer Seele, ſie wollte hervorſpringen und das zärtliche Paar auseinander reißen, dieß wär aber ohne Lärm nicht angegangen, und die Vorſicht hielt ſie zurück.

Da flüſterte Arabella:

"Leb wohl, du Trauter!"

Da flüſterte der Graf:

"Iſt es doch, als wenn ich mich nicht von dir trennen könnte! — Liebe, ſüſſe Bella! wie glücklich machſt du mich!"

"Aber liebſt du mich auch wirklich?"

"Kannſt du noch zweifeln?"

"Liebſt du mich auch ganz allein?"

"Dich ganz allein! — Bin ich nicht faſt alle Nächte bei dir? — Es iſt mir ja nirgends ſo wohl, als bei dir! Es küßt mich ja keine ſo zärtlich, als meine Bella! — der Tag bricht an; der Himmel wird heller — Leb wohl! Leb wohl!"

"Und morgen kömmſt du wieder?"

"Ja!

"Ja! morgen komm ich wieder! Ach! ich kann ia nicht mehr leben ohne dich!"

"Vergiß nicht zu kommen! Leb wohl!"

"Leb wohl!"

Man denke ſich, was die Baronin, welche den Grafen ſo zärtlich liebte, bei dieſem Geſpräch empfand, welches ſie mit anhören muſte. — So bald das liebende Paar über den Saal war, wankte Eliſe in ihr Zimmer, und warf ſich auf das Bett. Die Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie ſeufzte:

"Der Treuloſe liebt mich nicht! — Er hat das Mädchen verführt! — Er hat mich vergeſſen — beleidigt — verſchmäht dieſes Herz — überläſt mich den Flammen hoffnungsloſer Liebe — o! ich will, ich muß mich an ihm rächen!"

Halbwüthend ſprang ſie auf, gieng heftig im Zimmer auf und ab, eine Qual zu erdenken, das verrätheriſche Herz ihres treuloſen Geliebten zu beſtrafen. In dieſem Augenblick hätte ſie gewiß es ſelbſt ihm aus dem Buſen geriſſen. Sie ſprach mit ſich ſelbſt, und warf ſich endlich verzweiflungsvoll wieder auf das Bette, von welchem ſie nicht wieder aufſtund.

Sie wurde krank. — Ein heftiges Gallenfieber benahm den Aerzten Muth und Hoffnung, ſie wieder aufzubringen; obgleich ihr Gemahl, der alte Baron, ihnen Geld genug bot, ſein liebes Weib zu retten.

Wenn der gute Mann die Urſach dieſer Krankheit gewuſt hätte, was gilt's, er würde nicht ſo ängſtlich um Eliſens Erhaltung, zum beſten ſeines wachſenden Hauptſchmucks, beſorgt geweſen ſeyn!

Als die Baronin ſah, daß ſie ſchwerlich wieder aufkommen würde, lies ſie den Grafen bitten, zu ihr zu kommen.

Dieſer, welcher ſo wenig als ihr Mann die Urſach der Krankheit ahndete, nicht wuſte, daß ſie ſein zärtliches Abſchiedsgeſpräch mit Arabellen angehört hatte, kam. Eliſe ſprach in Arabellens Gegenwart ſehr zärtlich mit ihm, und küßte ſeine Hand ſo oft, daß dieſer von der klopfenden Bruſt das florne Buſentuch immer ſichtbarlicher gehoben wurde. **Eliſe** ſchien ſich an der Verlegenheit ihrer Nebenbuhlerin zu laben. Sie ſuchte alles hervor, was ſie nur meinte, das ihr Herz martern und mit Eiferſucht erfüllen könnte. Und endlich als ſie ſah, daß in den Augen des armen iungen Mädchens Thränen zitterten, deren Ausbruch ſie ſich nicht erwehren konnte, zog ſie den Grafen traulich dem Bette näher, ergriff ein kleines Meſſer, welches ſie im Bette bei ſich hatte, und ſties es ihm zweimal in den Leib. Sie hatte ihn ſo feſt gepackt, und hielt ihn mit ſolcher Wuth feſt, daß er Müh hatte, ſich los zu machen. — Die Stiche waren nicht gefährlich, und **Arabella** ſchafte ihn fort, ehe es iemand gewahr wurde.

Einige Tage darauf fragte **Eliſe**, ob der Graf geſtorben ſey? und als ihr **Arabella** ſagte, ſeine Wunden wären ganz unbedeutend, ſchrie ſie:

"So muß ich allein ſterben! — Mich tödet die Liebe, und dieſem Treuloſen kann kein Eiſen ſchaden!"

Dies waren ihre lezten Worte. Sie fieng an Blut zu ſpeien, und gab ihren Geiſt auf.

Kaum war ſie tod, als der Graf **Arabellen** zu ſich nahm, und ihr einen jährlichen Gehalt von 500 Pfund ausſezte.

So flatterhaft und unbeſtändig der Graf ſonſt geweſen war, ſo getreu blieb er **Arabellen**, welche ihn ganz bezaubert hatte. Er glaubte ohne ſie nicht mehr leben zu können, und überlies ſich ihr ganz.

Arabella ſpürte bald die Folgen ihrer Zärtlichkeit. Der Graf lies ſie auf eins ſeiner Güter bringen, wo ſie bald mit einer Tochter niederkam, welche aber einige Tage nach der Geburt wieder ſtarb.

Der Graf konnte kaum ihre Zurückkunft erwarten. — Als er endlich vernahm, daß ſie kommen würde, eilte er ihr entgegen und führte ſie, wie im Triumphe, in die Stadt zurück.

Kaum waren ſie auf dem Zimmer, ſo fiel ihr der Graf um den Hals und küßte ſie unter neuen Verſicherungen ſeiner grenzenloſen Liebe wohl tauſendmal.

Er. Ich liebe dich! — Ich küſſe dich ſo zärtlich, und du weinſt? Laß mich dieſe Thränen aus deinen ſchönen Augen küſſen! — Ach! meine Bella! — Und warum Thränen in deinen Augen?

Sie. Wirſt du auch immer ſo ſprechen, wie jezt?

Er. Immer!

Sie. Wirſt mich beſtändig ſo zärtlich lieben!

Er. Kannſt du zweifeln? Ach! du kennſt die Heftigkeit meiner Liebe nicht!

Sie. Wenn du mich liebſt, wenn du nie deine Schwüre brichſt, wie glücklich werde ich ſeyn! Aber Wankelmut — überlebe ich nicht. — Gewiß, mein Herz ſagt es mir, es wird eine Zeit kommen, wo du mich vergeſſen wirſt. Und welchen Vorzug verlange ich auch, haſt du nicht ſchon mehrere vergeſſen, die dich auch ſo zärtlich liebten?

Er. Unter dieſen allen war keine Bella. — Liebſte Bella, mache mich nicht traurig! Ich habe dich wieder, und möchte gern fröhlich ſeyn.

Sie. Bedenke nur das Einzige, daß ich mit dem Tage, an welchem deine Liebe für mich erkaltet, mein Leben ende, ſo gewiß, als ich dich ſo zärtlich liebe, wie du mich nie lieben kannſt.

Der **Graf** ſchwur ihr von neuem ewige Liebe, und **Arabella** gab und nahm, was zärtliche Liebe den Liebebeglükten Schönes geben und nehmen kann.

Zwei lange Jahre hielt der **Graf** Wort, und liebte **Arabellen** mit immer gleicher Zärtlichkeit, wirklich ganz allein; aber ſeine Familie drang auf ſeine Vermählung, und beſtimmte ihm eine Braut, deren ausserordentliche Schönheit **Arabellen** bald aus ſeinem Herzen riß.

Der **Graf** reiſte zu ſeiner Braut aufs Land, ſchrieb **Arabellen:** ſeine Verheurathung erfordere allen Umgang mit ihr abzubrechen, und war ſo undankbar, ihr das beſtimmte Jahrgeld nicht einmal mehr auszahlen zu laſſen.

Arabella verlies des Grafen Haus voller Verzweiflung. — Ihr Vater wollte nichts von ihr wiſſen, ihr Liebhaber hatte ſie verlaſſen, dies brachte ſie, ohne auf ein andres Glück zu warten, auf den verzweifelten Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen. Sie führte den Vorſatz aus, ſchlich ſich in das Haus des **Grafen**, welcher mit ſeiner Gemahlin iezt in die Stadt zurückgekommen war, und erhenkte ſich, nicht weit von ſeinem Zimmer, wo ſie der Graf des Morgens, als er von ſeiner Gemahlin kam, mit Entſetzen tod erblickte.

X.

Luiſe Querovaille, Herzogin von Portsmouth.

Dieſe Dame hätte zu nichts weniger, als einem Ideal eines Malers oder Dichters ſitzen können, und fand dennoch ihren Liebhaber, welcher — vermuthlich weder Dichter noch Maler war. So viel iſt aber gewiß, daß er ſich, ich und er, wir wißen beide nicht, warum? **Graf** ſchrieb, vermuthlich, weil ſich — ſein Vater auch ſo ſchrieb. Dieſer Graf (ſeinen Namen weiß ich nicht,) unterhielt eine gewiſſe Madame **Sedieres**, welche ſeine erklärte Maitreſſe war, und demungeachtet fand er **Luiſen** auch noch ſchön und liebenswürdig.

Hier iſt ihr Porträt:

Luiſe war kurz und dick, doch hatte ſie lange Arme und ein wenig breite Füſſe; (daher ſie ein Dichter mit einer Artiſchoke verglich.) Ihr Geſicht war ſo braun, daß eine ziemliche Quantität weiſſe Schminke dazu gehört hätte, wenn ſie auf einem Theater eine bleiche, liebekränkelnde Schöne hätte repräſentiren ſollen; ſie blieb aber ihrer natürlichen Farbe getreu, und tünchte ſich nicht weiß, wohl aber ihre Wangen gern etwas roth. Sie hatte ſchwarzes Haar, dichte, ſchwarze, junoniſche, oder vielmehr zevſiſche Augenbraunen. — Doch hatte ſie leider! einen groſſen Stern in dem rechten ihrer ſchwarzen, feuerſtralenden Augen. *) Der Umfang ihres Buſens wird nicht genau beſtimmt, doch ſoll er ziemlich gros geweſen ſeyn. Hieraus iſt zu erſehen, daß ihre Figur gar ſehr von der ſogenannten franzöſiſchen Nationaldamengeſtalt abwich.

Vielleicht beſtimmte dieſe Abweichung den Grafen, ihre Perſon andern gewöhnlichen Geſtalten in Paris vorzuziehen, und ſchön und reizend zu finden. Genug, der Graf hatte

hatte

---

*) Man nannte ſie auch daher (Squintabella) die ſchöne Schielende.

hatte nicht die geringſte Urſach, über Grauſamkeit von ihrer Seite zu klagen.

Dieſe ihre gutwillige Gefälligkeit behagte, ſo ſehr ſie auch dem Grafen behagen mochte, ſeiner deklarirten Geliebten, der Madame **Sedieres**, nicht im geringſten. Ihres Geliebten zunehmende Gleichgültigkeit war ein Dolch für ihr liebevolles Herz, welcher es zu durchboren drohte. Sie machte dem Grafen Vorwürfe — welche nichts ausrichteten, als daß er anfieng ſie ſeltener als ſonſt zu beſuchen. — Sie zog ihren Spiegel zu Rathe, und fand, daß ſie in Vergleichung mit **Luiſen** die Aufopferung nicht verdiente, welche ihr drohte. Sie ſtellte Vergleichungen an, und ſo gelinde ſie dieſelben auch einrichtete, ſo verlor ihre Nebenbulerin doch bei einer leden augenſcheinlich. — Aber was half dieſes alles? Ihre Reſultate mochten noch ſo richtig ſeyn, der Graf liebte **Luiſen** doch mehr als ſie. — Zulezt wurde ihr um ihr Jahrgeld bange;

dies war der mächtigſte Sporn, das Verſtändniß zu vernichten. Sie machte ſich auf, und ſtattete ihrer Nebenbulerin eine Viſite ab.

Mad. Sedieres. Sie wißen wohl nicht, wer ich bin? — Ich bin die unterhaltene Geliebte Ihres Anbeters, des Grafen. — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Sie alle Gewohnheiten und Gebräuche ſo kühn übertretten können? Wenn der Graf ein **Weib** wär, ſo könnte ihm leicht verziehen werden, wenn er **zwei Liebhaber** hätte; aber da er nur **ein Mann** iſt, ſo iſt es ſehr grauſam, daß ſie ihn ſeiner Geliebten entreiſſen. Wie würde es Ihnen gefallen, wenn eine **dritte** Liebhaberin das Herz des Grafen eben ſo leichtſinnig in Beſchlag nähm, als ſie es iezt **mir** zum Nachtheil thun? — Oder, glauben Sie, daß ich mich nicht rächen werde? Ich glaube, daß Sie es in **meiner** Lage ſelbſt thun würden; wenigſtens läßt es ſich vermuthen. Wollen

Sie mir verſprechen, dem Grafen ſelbſt das Unanſtändige ſeines Betragens zu Gemüthe zu führen? ihm nicht mehr Gehör zu geben?

Luiſe. Sie verlangen in der That ſehr viel von mir, Madam, und ich darf wohl hinzuſetzen, daß ich nicht weiß, mit **welchem** Rechte.

Mad. Sedieres. Mit **welchem** Rechte? — Ich bin, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, die deklarirte unterhaltene Geliebte des Grafen.

Luiſe. Was hat dieſe Deklaration, dieſer Ihr Unterhalt, mit **meiner** Liebe zu thun?

Mad. Sedieres. Sie verſtehen ſich alſo zu keinem gütlichen Vertrag?

Luiſe. Zu keinem, ſo lange ich Macht habe, zu thun und zu laſſen, was ich will. — Suchen Sie den Grafen auf die Heerſtraße zurück zu führen, wenn Sie glauben, er ſey auf einen Abweg gerathen, aber muthen

Sie mir nicht zu, ihn ſelbſt auf dieſelbe zurück zu bringen. — Er liegt ſüßträumend unter dem Schatten eines Baums, und wenn es nun auf der gemeinen Landſtraſſe keine Bäume giebt, ſo denke ich, es iſt beſſer, wir laſſen ihn fortträumen, und ruhen — bis er von ſelbſt erwacht.

Mad. Sedieres. Sie ſprechen in Metaphern, wie ein proſaiſches Gedicht!

Luiſe. Es bleibt Ihnen überlaſſen, da Sie iezt ſo viel Muſe haben, und ohne intereſſantere Beſchäftigung ſind, das proſaiſche Gedicht in Reime zu bringen. Sie können doch ſo etwas zuſammen reimen?

Mad. Sedieres. Nein!

Luiſe. Jammerſchade! — So wirds wohl poetiſche Proſa bleiben.

Mad. Sedieres. Fürchten Sie keinen Kritiker?

Luiſe. Nein! die Wunden, welche dieſe Herren ſchlagen, bluten nicht.

Mad. Sedieres. Es ſind keine Aderläſſe!

Luiſe. Und doch wohl nicht vielmehr.

Mad. Sedieres. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —

Luiſe. Sie ſind ia kein Kavalier.

Mad. Sedieres. Das was Sie ſind, bin ich — ein **Weib.** Und ich werde mich rächen.

Luiſe. Auf welche Art?

Mad. Sedieres. Das werden Sie zeitig genug erfahren.

Luiſe. Sie führen doch keine Dolche bei ſich?

"Sie haben es geahndet!" ſchrie Madam Sedieres, zog in der äuſſerſten Wuth einen Dolch und gieng auf **Luiſen** los. Dieſe ſchrie um Hülfe, riß, zu entfliehen, die Thür des Zimmers auf, und — fiel dem hereinkommenden Grafen in die Arme.

Madam **Sedieres** tobte, einer gewißen Theater-Medea gleich, herum, und der Graf gerieth in die ſichtbarlichſte Verlegenheit. — Er begleitete die raſende Geliebte nach Hauſe, und als er des andern Tags wieder zu **Luiſen** gehen wollte, traf er ſie nicht mehr an. — Sie hatte ſogleich nach iener tragiſchen Szene eingepackt, und eine ſchon längſt proiektirte Reiſe nach England angetretten, weil ſie viel von der Freigebigkeit der Lords gehört hatte, welche dem Beiſpiele ihres damaligen Königs folgten, folglich ſehr freigebig, und noch ſtärker verliebt waren.

Ob ſie bei ihrer Figur mit Recht Anſpruch auf dieſe Liebe und Freigebigkeit machen konnte; oder ob ſie nicht vielmehr der wetterlaunichten Donna Fortuna den guten Ausgang ihres Proiekts zuzuſchreiben hatte, iſt noch bis iezt unentſchieden geblieben; vermuthlich — aus nachſichtsvoller Ehrerbietung gegen ihr Geſchlecht.

Kurz, mit ihrem Stern im Auge, mit ihrem vollen Buſen, und ich weiß nicht, womit noch ſonſt, machte ſie eine gar ſtattliche Eroberung an einem Kammerherrn des Königs, welcher vermuthlich aus Liebe und Neigung zu den **ausländiſchen** Produkten ſie um den ſüſſen Sold der Minne bat, und — ihn ſehr leicht und reichlich erhielt.

Der König, welcher, wie **Samuel Buttler** ſingt:

— war ein gar ſehr
den Damen gewogener Herr,

hatte, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit **Luiſen** geſehen, was noch mehr war, bemerkt, und wünſchte auch von ihr geliebt zu ſeyn. Daß **Luiſe** dieſen Wunſch nicht unerfüllt lies, kann man leicht vermuthen; Der König erwartete ſie in einem Luſthauſe, wohin ſie ihr Liebhaber, der Kammerherr führte. Als Sie eintrat, ſprang er auf, und gieng ihr entgegen, der Kammerherr lies ſie allein.

König. Wie bin ich ſo glücklich, Zytheren ſelbſt zu ſehen!

Luiſe. Sie liebt den Kriegsgott! ſie wirft ſich in die Arme eines Königs. —

König. Der ſie lieben wird. — Mein Schatzmeiſter zahlt Ihnen wöchentlich ohne Ihr Erinnern 1000 Pfund aus.

Luiſe. Wieviel man auch in Frankreich von des Königs Gnade ſpricht, man hat aber doch noch vielzueingeſchränkte Begriffe davon. — Ein Gott warf in den Schoos der Danae den güldenen Regen, — und wie ſoll ich dem König, der ihm gleicht, vor ſeine Huld würdig genug danken.

König. Ich fordre zum Zeugniß Ihres Danks, — Liebe.

Luiſe. Was könnte ich auch ſonſt geben?

König. Aber dieſe?

Luiſe. Dem König ganz allein!

Hierauf wurde weniger geſprochen. Der König war von Luiſens Anmuth, von ihren Reizen entzückt, überhäufte ſie mit Liebkoſungen, und wurde von ihr damit überhäuft.

Hieher gehört, was Buttler in ſeinen hinterlaſſenen und nach ſeinem Tode herausgegebenen Schriften ſingt:

Du biſt, o König, ganz gewiß
(Wer machte dir wohl ſtreitig dies?)
Des Vaterlandes Vater!
Du biſt ein mitleidsvoller Mann,
Nimmſt dich der fremden Weiber an,
Biſt Schützer und Berather.
Dukaten achteſt du wie Heu,
Benimmſt mit Gold ſo Scham als Scheu
Den Damen voller Liebe.
Das iſt nun alles wohlbekannt,
Drum preiſet dich das Vaterland
Mit dankbarlichem Triebe.
Ein Graf verlies ſein Liebchen fein,
Und das quartirte ſich gleich ein
In Englands milde Zonen.
Aus Frankreich kam es übers Meer,
Vermehrt nun Deiner Liebchen Heer,

Und ſpielt mit deinen Kronen.
Ihr Antlitz war ſo Apfelrund,
Ihr Anzug ganz franzöſiſch bunt,
Stark waren ihre Lenden,
Ihr Auge blitzte feuerreich,
Ihr Nacken war dem Marmor gleich,
Albaſter glich den Händen!
Sie war ein allerliebſter Schatz,
Ihr Buſen war ein Tummelplatz,
Von tauſend Liebesgöttern,
Zwar war ſie etwas dick und klein,
Und nicht als wie die Püppchen fein,
Und ihre Stimm' gleich Wettern.
So eine Juno ſchickte ſich
Für einen Zevs gar meiſterlich,
Sie ſpielt mit ſeinen Blitzen,
Sie ſpielt mit ſeinem Donnerkeil
So gut, als wie vor langer Weil,
Mit Bändern und mit Spitzen.
Kömmt ſie nach Frankreich einſt zurück,
Wie wird, berauſcht von ihrem Glück,
Sie deine Groſsmuth loben;
Denn ihre Art und Freundlichkeit
Verſchaft Bekanntſchaft weit und breit,
Hier unten und dort oben.

Luiſe hatte nicht lange dem Könige ihre Empfindungen geopfert, als ſie ſchon **Gräfin von Farnham**, und **Herzogin von Portsmout** wurde, ein Beweis, daß ungeachtet ihr manches gebrach, um ſich ſchön nennen zu können, ihr Umgang und ihr Betragen doch weit reizender als ihr Geſicht ſeyn mußte.

Sie zeugte mit dem Könige den **Herzog von Richmond**, und blieb bis zu des Königs Tode*) in London. Nach demſelben gieng ſie aus mancherlei Abſichten nach Frankreich; als ſie aber ſah, daß ihre Beſorgniſſe ungegründet waren, eilte ſie wieder zu der grosmüthigen Nazion zurück, welche ihre wuchernden Talente ſo vollwichtig erkannte, und ihr ſo gute Gelegenheit darbot, ſie zu benutzen, und ſtarb in England. Ein Engliſcher Epigrammatiſt ſezte ihr, (wiewohl nur auf Papier,) folgende Grabſchrift:

---

*) Er ſtarb im Jahr 1685.

Hier ruht in Gott Luiſe Quenovaille,
Der einſt verdarb ein König ihre Taille,
Und ſchenkt' avec permiſſion
Ihr einen lieben, iungen Sohn,
Sie hat ihr Tagewerk auf dieſer Welt
mit Luſt und Liebe ſtets gethan,
Und fieng, ich weiß nicht wo, es gern
von verne wieder an.

XI. Char-

XI.

Charlotte Davis.

Charlotte Davis war die Frau eines rechtſchaffenen Mannes, welcher zu York wohnte und ſeiner Profeſſion ein Goldſchmied war. Sie war ſo artig und ſchön, daß viele ihren Mann um den Beſitz des liebenswürdigen Weibchens beneideten. Und, wie es denn gewöhnlich geht, daß ein Weib nie mehr Anbeter hat, als wenn ſie die Frau eines andern iſt, ſo konnte es auch der Madam Davis an ſolchen Adorateurs nicht fehlen.

Beſonders zeichnete ſich aber unter dem liebeluſtigen Chor ein junger artiger Kavallier aus, welcher ihr ſchriftlich und mündlich die feurigſten Liebeserklärungen that. Zwar wurden ſie geleſen und angehört; aber nie ſo günſtig, wie er wünſchte, beantwortet. In dieſer peinvollen Lage ſah er nun ſchon den dritten Monat verſtreichen. Umſonſt war es, daß eine alte Gelegenheitsmacherin die Müh über ſich nahm und der Geliebten die Gröſſe ſeiner Empfindungen, Qualen und Leidenſchaften vorſtellte; die Grauſame blieb kälter, als Anaxarette bei den Liebeserklärungen des ſchönen Iphis; doch wie dieſer, hatte unſer Held nicht Luſt, ſich aus Verzweiflung die Kehle zu zu ſchnüren, ſondern er wollte eben beinahe ganz weislich ſeinen Operationsplan aufgeben, als der Zufall ihn eines Glücks theilhaftig machte, welches er mit aller Mühe umſonſt und vergebens zu erringen geſucht hatte.

Der Goldſchmied **Sir Davis**, der Gemahl der ſchönen **Charlotte**, war, wie geſagt, ein rechtſchaffener Mann, aber er war auch ein **Ehemann**, und hatte folglich ſeine ſonderbaren Launen, ad modum der Ehemänner, ſeit Erſchaffung der Welt, beſonders wenn es auf den Putz und Staat einer Frau ankam, welches doch nie ſeyn ſollte, weil mancher Mann durch Verweigerung etlicher Ellen Band zuweilen seine Frau zwingt, Mittel zu ergreifen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, welche sonst nie ergriffen worden wären.

Madam Davis sah ein neues Kleid an ihrer Nachbarin, in welchem sie, ihr zum Aerger, fast immer unter die Augen trat, mit dem Zusatz, es sey nach der neusten Mode in London. — Einigemal hörte dies Madam **Davis** ganz gelassen an, aber endlich konnte sie es unmöglich länger anhören, und bat ihren Mann recht zärtlich, ihr auch so ein Kleid machen zu lassen.

”Du bist eine Närrin!” sagte Herr **Davis**, und arbeitete ganz ruhig an einem Brautringe fort, mit welchem er eben beschäftiget war.

”Nicht wahr, — fuhr seine Frau sanftbittend fort, und streichelte ihm die Wange; nicht wahr, du kaufst mir es?”

”Nein!”

”Ach! ja!”

"Nein! nein! — Es iſt gar nicht nöthig. Du haſt Kleider genug!"

"Aber kein ſolches. — Und es iſt die neuſte Mode in London, lieber Mann!"

"Wir wohnen in York."

"Drüben, die Barbiers Frau hat auch eins."

"Wer weis, wo es die herbekommen hat! Ihr Mann ſchaft ihr ſolchen Plunder nicht, das weis ich ganz gewiß!"

"Wo ſoll ſie es aber herbekommen haben?"

"Vermuthlich von ihrem Galan. — Ehrliche Weiber müſſen auf ſolchen Lumpenſtaat Verzicht thun. Tugend und ehliche Treue ſind ihr ſchönſtes Gewand, und ſie brauchen keinen ſolchen Hurenſtaat. Wenn ſie ihrem Manne gefallen, ſo iſts gut, du darfſt niemand gefallen, als mir — ich ſeh dich in deinen alten Kleidern gern — folglich, brauchſt du kein neues Narrengewand. So lange ich dein Mann bin, paſſirt kein neues Kleid; deine Kleider, die du ſchon haſt, ſind hinreichend genug, dich ehrbar, ſo lange du lebſt, zu bedecken.

Madam **Davis** konnte vor Jammer kein Wort reden. Sie trat weinend ans Fenſter. Ihr Mann arbeitete gelaſſen fort und ſang ſein: God ſave the King, etc. ohne ſich nach ihr umzuſehen.

Als ſie nun am Fenſter ſtund, gieng ihr Liebhaber vorbei und grüßte ſie zärtlich. Unwillkührlich dankte ſie ihm ſehr verbindlich. Wie ein Blitzſtrahl fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, ihren Mann für ſeine Grobheit zu beſtrafen.

"Ich wüßte nicht, ſprach ſie bei ſich ſelbſt, als ſie in der Küche beim Heerde ſtund, warum ich dem Barbaren treu bleiben ſollte, da er mich ſo ſchändlich traktirt! Was habe ich denn davon? Für alle meine Treue, ſagt er mir nicht einmal Dank, macht ein muß daraus, und ſchlägt mir das neue Kleid ab! Ich ſoll gewiß an gar nichts meine

Freude haben, als an dem Brumbär? — Nein! ich werde mir ſchon ein Kleid ohne ihn zu verſchaffen wißen."

Die alte Kupplerin kam eben zu gelegener Zeit. Sie fand die Madam ganz verändert.

"Was iſt Ihnen denn, Madamchen? Sie ſehen ia ſo trübe aus!"

"Stell Sie ſich nur einmal vor, ich hat meinen Mann, den ich, Sie weis es, wie treu und zärtlich liebe —

"Ja wohl, leider! 's wird in ganz York, ia in ganz England, nicht leicht eine Frau zu finden ſeyn, die ihren Mann ſo treu liebt, wie Sie den ihrigen lieben, liebſtes Madamchen. Sie ſind ein wahrer Phönix der Treue, ein Juwel, ein Kleinod, das ihr Mann gar nicht zu ſchätzen weis!"

"Was hilft es mir?"

"Ach! ia wohl! die Männer ſind eine undankbare Nation, ſie denken, das muß ſo ſeyn, daß man ihnen treu iſt! —

"Juſt ſo denkt mein Mann!"

"Ja! Proſit die Mahlzeit! Ich wüßte nicht, wo das geſchrieben ſtünd. 's iſt ein freier Wille, wenn man dem Mann treu bleiben will. Wir ſind, dem Himmel ſey Dank, und God ſave the great King! freie Brittinnen, die man nicht zwingt!"

"Das iſt mein Troſt!"

"Ja! meiner auch, liebſtes Madamchen! Ich danke Gott und meinen Eltern, daß ich eine Engländerin bin!"

"Stell Sie ſich nur vor, mein Mann, der —— war heute ſo grob gegen mich, daß er mir ein Kleid zu kaufen abſchlug, und ich bat ihn doch recht zärtlich darum."

"Der Hottentotte!"

"Je zärtlicher ich bat, je gröber wurde er."

"Der Heide! — 's iſt gar keine Religion mehr unter dem Männervolke!"

"So lange ich ſeine Frau ſey, ſagte er, dürfe ich auf kein neues Kleid rechnen — "

"So?"

"Meine alten Kleider wären hinlänglich genug, mich bis an mein Ende zu bedecken — "

"Sieh doch!"

"Und auſſer ihm brauchte ich keiner Seele zu gefallen —"

"Ein ſchönes Prinzipium!"

"Ihm gefiel ich in meinen alten Kleidern, folglich brauchte ich keine neuen!"

"Du wärſt mir recht! — Ich wollte mich ſchon rächen, wenn ich an Ihrer Stelle wär, liebes Madamchen. So ein ſchönes, innges, allerliebſtes Weibchen, ſoll ſich nach den Kapriſen eines alten, lahmen Mannes bequemen? — Da müſte der iüngſte Tag nicht mehr weit ſeyn!"

"Ja wahrhaftig, mein Mann hinkt ein wenig."

"Ei freilich! — Nicht ein wenig, liebſtes Madamchen, recht ſehr, — recht ſehr, hinkt er. Es bedauert Sie iedermann, daß Sie einen ſo garſtigen Kerl am Halſe haben." —

"Wenn er nur nicht ſo grob wär!"

"Das iſts eben!"

"Laß Sie das ganze Kleid auch etwa auf 50 Guineen kommen, — was iſt das?"

"Ja wohl! was iſt das? Das gäb mancher für eine einzige glückliche Nacht, und der Heide rechnet nicht nach, daß er alle Nächte umſonſt bei ſo einem ſcharmanten Weibchen ſchläft."

"Ach! und wenn er es noch ſo gering rechnen wollte, ſo wären die 50 Guineen ſchon längſt verdient."

"Daß ich aber nicht eins ins andre rede. — Hier habe ich ein Briefchen an Sie. Sie wißen ſchon, wer es ſchrieb. Ach! lieber Gott! der arme Schelm giebt ſeinen Geiſt gewiß noch drüber auf. Sie wißen gar nicht, wie ſehr er Sie liebt."

"Hör Sie! ob er denn wohl 50 Guineen gäb? —"

"Herzlich gern! Leib und Seele noch obendrein, wenn Sie es verlangen!"

Und ſo wurde denn endlich ein Handel geſchloſſen, den ſich der Herr Gemahl hätte erſparen können, wenn er freundlicher gegen ſein Weibchen geweſen wär.

Der glückliche Liebhaber zahlte 50 Guineen für die Freuden einer halben Nacht ohne Anſtand. Die liebe Madam **Davis** muſte es aber ziemlich merklich gemacht haben, vermuthlich, weil's ihr Erſtesmal war, denn der Herr Gemahl kam dazu, als die beiden Liebetrunkenen in den obern Sphären zu ſchwimmen glaubten, ſtöberte den Herrn Subſtituten zum Hauſe hinaus, ließ ſeiner Frau ihr Brautkleid anziehen, und führte ſie weinend und bittend zu ihren Eltern zurück. — Der Herr Vater ergriff das ſpaniſche Rohr, die Frau Mamma den Pantoffel, und ſo zerſchlugen ſie die arme **Charlotte** ganz entſetzlich.

Manche andre Frau hat vielleicht alle Liebesfreuden ihres ganzen Lebens nicht ſo hart gebüßt, als Madam **Davis** den kurzen Spas, ſich an ihrem Mann auf eine angenehme Art zu rächen, und zugleich die Erfüllung ihrer Wünſche, ein neues Kleid, zu erhalten.

Da es ſich bei einem ſolchen Traktement nicht zum beſten leben läßt, ſo nahm, nach ihrer Eheſcheidung, die ſchöne, verabſchiedete Seele die Flucht, und vertauſchte das Haus ihrer unbarmherzigen Eltern mit der Stadt London.

Hier wurde ſie Schauſpielerin, und hatte die Gnade Sr. Maj. König **Karl II.** zu gefallen, dem alle artige Frauenzimmer gefielen. Es wurden ihr Anträge gethan, welche ſie, weil ſie allerdings vortheilhafter, als iene ihres ehemaligen Gemahls, waren, ſogleich annahm, und der König fand ſie ſo liebenswürdig, daß er ſie ſehr oft ſprach, welches ſeine andern Geliebten, die

Herzogin von Portsmouth,*) die Herzogin von Cleaveland,**) Helena Gwin,

---

*) Ehemalige Luiſe Querovaille, welche die Leſer ſchon kennen.

**) Dieſe Dame war vorher die Gemahlin des Grafen von Caſtelmain, welcher vor Verdruß über das Glück, welches ſeine Frau genoß, in den Armen des Königs zu liegen, in die neue Welt gieng, wo er ſtarb. Sie war ſehr ſchön, und zeugte drei Söhne mit dem Könige, verfiel aber auf tauſend Ausſchweifungen, und erlaubte andern Männern auch herzlichgern, was ſie dem Könige erlaubte. Dieſer traf ſogar einmal einen Fähndrich im Bette bei ihr an. Der Schauſpieler Goodmann wurde auch ſehr zärtlich von ihr geliebt, und er war ſo dankbar dafür, daß er, und wenn gleich die Königin bereits im Schauſpielhauſe war, doch nicht eher anfieng zu agiren, bis ſeine Geliebte kam. Zulezt trieb ſie es noch weit ärger, mit allen, was nur männlich war. Nach dem Tode des Königlichen Beſchirmers (Royal Cully, wie man

K. Karl

Gwin,*) und wie ſie alle hieſſen, ſehr übel nahmen. — Der König ſchäzte ſie aber, ſo

---

K. Karl II. nannte,) verliebte ſich der ſchöne Fielding in ſie, oder vielmehr in ihr Geld, (denn ſie war ſchon 60. Jahr alt,) und brachte es ſo weit, daß ſie ihn heyrathete. Als ſie ſeine Frau war, behandelte er ſie ſehr hart, und wenn ſie zu ſeinen Ausſchweifungen nur das geringſte ſagte, gleich ſperrte er ſie ein, mit der Bedrohung ſie verhungern zu laſſen, bis ſie wieder ruhig war. Sie verklagte ihn, und er muſte Beſſerung verſprechen. — Endlich erfuhr ſie, daß ihr Mann noch eine Frau, (Maria Wadsworth) auſſer ihr hatte, verklagte ihn der Bigamie halber, und er wurde verdammt, auf die Hand gebrandmarkt zu werden; wurde aber von der Königin Anna pardonirt. Sie wurden geſchieden, er ſtarb bald darauf, und die Herzogin von Cleaveland folgte ihm im J. 1710. im 70ſten Jahre ihres Alters, nach.

*) Dieſe Dame war vorher eine Pomeranzenhändlerin, und trieb das Geſchäft ei-

nes

ſo viel ihm möglich war, vor dem Zorne ſeiner andern Geliebten, und lies ihr nichts zu leide thun.

Der

nes gutwilligen Sträuſermädchens. Ein Kaufmann machte ſie darauf zu ſeiner Maitreſſe, und dann gieng ſie aufs Theater, von welchem König Karl II. ſie herab in ſeine Arme zog. Sie war die muthwilligſte aller Maitreſſen dieſes Königs, und kam einmal mit der Luiſe Querovaille ſo hart zuſammen, daß ſie ihr in die Haare fiel. Dieſe wehrte ſich ſo gut ſie konnte, muſte aber endlich doch unterliegen. Die auf ihr liegende ſiegreiche Helene hob iener die Kleider auf, ergriff ein Licht, und verſengte ihrer Nebenbuhlerin etwas. Der König nahm dies ſehr übel, als er dazu kam, und ſezte ſie zur Rede. Sie entſchuldigte ſich damit: " Ew. Maj. wiſſen, daß eine Parlements-Verordnung da iſt, welche gebietet, alle verbotene franzöſiſche Waare, (Commodities, dies Wort iſt zweideutig,

und

Der König liebte ſie auch wegen ihrer Herzhaftigkeit; denn als ein Obriſter verächtlich von ihr geſprochen hatte, warf ſie ſich in Manneskleider, forderte ihn unter fremdem Namen, und verwundete ihn durch einen Piſtolen Schuß. Sobald die Geſchichte laut wurde, war der

Obriſte

und bedeutet ſonſt noch etwas,) zu verbrennen, und weil ich eben ſo etwas fand, ſo hielt ich mich verbunden, dies Geſez ſogleich zu befolgen.” Der König mußte lachen, und vergab ihr, was ſie gethan hatte. — Sie brachte die Madam Davis in Ungnade; denn als ſie erfuhr, daß der König dieſelbe eines Abends beſuchen würde, lies ſie ihr eine gewiſſe Arzenei im Gebackenen beibringen, welche eben in der zärtlichſten Umarmung würkte. Dieſe Begebenheit wurde am Hofe bekannt, und der König muſte die Mad. Davis fortſchicken, um ſie dem allgemeinen Ge-

lächter

Obriſte das Geſpräch und Gelächter der ganzen Stadt, weswegen er ſeinen Dienſt quittirte, und London voller Beſchämung verlies.

So ſehr ſie auch der König vor öffentlichen Kränkungen ſchützte, ſo wenig konnte er ſie vor den liſtigen, heimlichen

lächter zu entziehen, und ſich ſelbſt der Perſiflage zu entwinden. Ich mag Butlers Verſe über dieſe und die vorige Begebenheit nicht überſetzen, weil ich nicht Herz genug habe, alles ſo deutlich zu ſchreiben, wie ich denn thun müßte, weil er's gethan hat. Ich werde ohnehin dieſe mitgetheilten Anekdoten theuer büſſen müſſen, da man erſt kürzlich einen Schriftſteller Verweiſe gegeben hat, daß er der Johanna von Neapel Leben ſo erzählte, wie er's erzählen muſte, um ſeinem Originale, und ihrer Lebensgeſchichte getreu zu bleiben. Als wenn der Schriftſteller etwas lichen Verfolgungen, beſonders der Helene Gwin, ſichern. Sie fiel in Ungnade, durch die Bemühungen ihrer Feindin; wie und auf welche Art, erzählt die Anmerkung.

Es wurde ihr eine jährliche Revenüe von 1000 Pfund ausgeſezt und ſie mußte

was dafür könnte, wenn ſeine Helden und Heldinnen nicht ſo keuſch waren, als der Herr Kunſtrichter, — vielleicht auch nur zu ſeyn affektirt! doch, vielleicht denken die Herren billiger als ich wähne — und da ſie ſogar den Ardinghello durchlaufen lieſſen, ſo werden ſie auch die wahren Anekdoten pardoniren. — Helene Gwin lebte nach Kars II. Tode, (†. 1685.) nicht lange mehr, und wurde in der Kirche St. Martin in the Fields, herrlicher zu Erde beſtattet, als wenn ſie als Sträuſermädchen, oder Pomeranzenhändlerin geſtorben wär.

den Hof verlaſſen, worauf ſie ſich verheurathete, und durch eine untadelhafte, fernere Lebensart ihre vorhergehenden Ausſchweifungen zu vertilgen ſuchte.

XII.

Marozia.

Marozia *) ſpielte zu ihrer Zeit auf dem galanten und politiſchen Schauplatze Roms eine ſehr wichtige, für ſie und die Welt vielleicht gleich intereſſante Rolle, wie wohl in ſehr verſchiedener Rückſicht, bei welcher immer iede Parthie ihr Ziel ſelbſt zu ſtecken pflegt. Um das Gemälde ihres Lebens zu entwerfen, leihen dem Maler Liſt, Verſchlagenheit, Stolz, Wolluſt, Ehrgeiz und alle

---

*) Eigentlich Maria, Maroccia. Die lateiniſchen Schriftſteller ſchreiben ſie Marotia, die franzöſiſchen, Marozie, (S. Abregé chronologique de l'Hiſtoire Generale d'Italie. T. II. p. 631. ſqq.) Ich habe Marozia geſchrieben, weil ſie in Teutſchland unter dieſem Namen bekannter iſt, ob ich gleich lieber Maroccia, nach der Schreibart ihres Vaterlandes, geſchrieben hätte.

Laſter die ſtärkſten Farben, wenn er es wagen will und **darf**, ſie aufzutragen. Sie glich, wie ein Dichter ſagt, einem allgemeinen Geſtirn, welches dem ganzen menſchlichen Geſchlechte leuchtete, und mit ihren Strahlen die Eier manches ſchädlichen Inſekts ausbrütete.

Sie war die Tochter einer gewiſſen **Theodora**, welche dieſelbe mit einem römiſchen Senator, Namens **Konſtantin**, zeugte, ohne daß ſie mit ihm, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, ie rechtmäſiger Weiſe verheurathet war. Sie ſpielte zu ihrer Zeit gewiſſermaſſen eben die Rolle, welche nachher ihre Tochter übernahm. **Arioſto** hat in ſeiner fünften Satire Verſe, bei welchen, als er ſie ſchrieb, er an unſre Heldin und ihre Mutter gedacht zu haben ſcheint, wenigſtens paſſen ſie ſehr gut hieher. Er ſagt:

Di vacca naſcer cerva non vedeſti,
Ne mai colomba d'aquila: *nè figlia*
Di madre infame di coſtumi oneſti.

Sehr jung wurde **Marozia** an **Adelbert**,[*] Markgraf von Tuſzien, (oder Toſkana,) welcher nach der Zeit das Glück hatte römiſcher Patrizier zu werden, verheurathet. **Adelbert** war ein Wittwer der **Bertha**, welche mit ihrem erſten Gemahle, dem Grafen **Theobald**, einen Sohn, **Hugo**, und mit **Adelbert**, einen Sohn, **Guido** genannt, gezeugt hatte.

Es iſt allgemein bekannt, daß **Marozia** mit dem Papſt **Sergius** III. einen allzuvertrauten Umgang hatte, und daß ſie mit ihm einen Sohn zeugte, welcher unterm Namen **Johann** XI. in der Folge ſelbſt die dreifache Krone bekam, welche ſein Vater trug; nur iſt man nicht einig, ob derſelbe **vor** ihrer Verheurathung mit **Adelbert**, oder **während derſelben** das Licht der Welt erblickte.[**]

---

[*] Nach andern hies er Albericus.

[**] Das erſtere glaubt Ekkard, in Origg. Guelf. L. II. nach welchem le Bret im 40ſten

Durch ihre freigebigen Gunſtbezeigungen erkaufte **Marozia** ihrem Liebhaber Stimmen, und er wurde das Oberhaupt der Kirche.

Papſt. Willkommen, theuerſte Marozia!

Marozia. Guten Morgen, mir ſehr theurer, heiliger Vater! — In der That hat

40ſten B. der fortgeſezten Allgemeinen Weltgeſchichte, S. 363. die Stammtafel mittheilt. Andre glauben das leztere. Im angef. B. Abregé chronologique de l'Hiſt. d'Italie, T. II. p. 651. heiſt es: "Iean XI. *fil du Marquis Alberic*, et de la celèbre Marozie, etc." Dies ſcheint zu ſagen, er ſey während der Ehe mit Adelbert gezeugt worden, denn daß er ein Sohn von Sergius III. war, ſagen beinahe alle Schriftſteller, wenn man auch dem Luitprand nicht ganz trauen könnte; Auch Platina ſagt es, und Muratori, ob er gleich daran zu zweifeln ſcheint, ſagt doch endlich: può eſſer, ch'egli (Luitprand) dica il vero.

hat Eure Wahl mir nicht wenig Müh und Schweiſs gekoſtet! Es war keine kleine Kunſt, die Parthie des **Formoſus** zu unterdrücken, welche ſo ſtark war. Aber, herzlich freut es mich, daß ich die dummen Teufel ſo artig geködert habe. Die ausgelegten Summen —

Papſt. Sollen aus meinem Schatze Dir dreifach erſezt werden.

Marozia. Womit aber meine verſchwendeten Liebkoſungen?

Papſt. Dafür kann ich dir freilich nichts bieten, als meine ganze Zärtlichkeit.

Marozia. Dies Geſchenk erhielt ich ſchon von **Diakonus Sergius**, und ich denke, ich bin ihm nichts ſchuldig geblieben. Nun, da der Liebhaber Beſitzer des päpſtlichen Diadems iſt, muß ſeine Liebhaberin mit weit mehr, als ſeinen Küſſen und ſeinen Umarmungen ſchalten können. Ihr habt iezt ſo artige Sachen, mit denen ich zu **ſpielen** wünſche, wenn Ihr, ermattet von liebevollem Genuß, mir weiter nichts mehr reichen könnt. Bullen, Bannſtrale, Interdikte, —

Papſt. Alles liegt auf deiner Toilette, iebe Marozia.

Marozia. Nun, ſo wärs doch der Müh werth geweſen, Euch zum Schemel gedient zu haben, auf welchen ihr den groſſen Schritt nach Euerm Throne thun konntet. Eure Wahl koſtet mir viel! Bedenkt, daß ich mich ſogar in des alten Klemens Arme werfen mußte, um Formoſus Parthie, die ſtärkſte Säule zu entreißen. — Noch bin ich zwei alten Narren, welche ſich mit Verſprechungen begnügten, glückliche Nächte ſchuldig, ich denke aber, nun werde ich wohl ihre Schuldnerin auf immer bleiben.

Papſt. Dies iſt es, was ich mir ſelbſt von dir ausbitte, theuerſte Marozia!

Marozia. Jezt, denke ich, ſind Rom und die Römer, unſre — was wir wollen! —

wozu wollen wir ſie denn machen? zu Narren! Sie vertreiben uns auf dieſe Art die Zeit am beſten.

In der That regierte **Marozia** durch zwei Männer iezt Rom, und trieb ihre Ausſchweifungen bis zum höchſten Grad. Sie befriedigte ihren Stolz, ihren Ehrgeiz, und ihre verliebten Neigungen, wie ſie nur wollte.

Der Papſt **Sergius** III. damit er doch auch etwas nüzliches thun möchte, betrieb die Ausbeſſerung der Laterankirche ernſtlich, und lies ſie mit Gold, Silber und andern Koſtbarkeiten ſehr herrlich auszieren. Auch führte er mancherlei gottesdienſtliche Gebräuche ein, welche das Glück haben, noch bis auf den heutigen Tag — im Gange zu ſeyn. — Seine Erholungsſtunden waren ſeiner Geliebten und ſeinem Sohne geweiht, welchen er mit vieler Sorgfalt erziehen lies. **Marozia** verſicherte ſich vieler geiſtlichen Pfründen, für den kleinen **Johannes**, und ſah ihn ſchon im Geiſte dereinſt auf dem goldenen Stuhle ſeines lieben Vaters ſitzen, welcher leider! auch nicht gar zu lange auf demſelben ſas. *)

Nach ſeinem Tode regierten zwei ſeiner Nachfolger **) nicht lange, und **Theodora**, die Mutter unſrer **Marozia**, welche, wie ihre Tochter, noch immer liebte, und geliebt wurde, verhalf ihrem Geliebten, **Johannes** X. damaligen Biſchof von Ravenna, zur päpſtlichen Krone.

Marozia legte den zärtlichen Anſprüchen ihrer Mutter, ſehr gewiſſenhaft, nichts in den Weg; aber ſie hielt ſich auf andre Art vollkommen ſchadlos, wie die Geſchichtſchreiber erzählen: und ie tiefer ihr Gemahl bei den damaligen kritiſchen Zeiten in Staatsgeſchäfte verwickelt wurde; ie mehr hatte ſie

---

*) Vom Jahr 904. bis 911.

**) Anaſtaſius III. und Lando. Der erſtere regierte nicht gar 2 Jahr, der letztere 6 Monate und etliche Tage.

Muſe, ſich in Liebesgeſchäfte, und ſchöne Männer in ihre ausgeſpannten Netze zu verwickeln.

Indeß ſtarb **Adelbert**, ihr Gemahl,*) und ſie reichte mit Genehmigung des ſichtbaren Oberhaupts der Kirche, zum Aerger aller frommen Chriſtenſeelen, dem Sohne der Bertha und ihres verſtorbenen Gemahls, **Guido**, ihre ſchöne Hand. Dieſe Verheurathung der **Marozia** an ihren Stiefſohn erregte ſehr viel Aufſehen, und ihr Sohn **Alberich****) verlies voll Verdruß über ſeiner Mutter Betragen das väterliche Haus.

---

*) Im Jahr 925.

**) Auſſer dieſem Alberich hatte Marozia während ihrer erſten Ehe noch zwei Söhne gezeugt, Sergius, welcher nachher Biſchof von Nepe wurde, und Conſtantin, welcher vir illuſtris genannt wird; Alſo, ihr Kind der Liebe gegen den Papſt, mitgerechnet, vier Söhne, als ſie zur zweiten Ehe ſchritt.

Marozia zeugte mit ihrem Stiefſohn und Gemahl eine Tochter, **Bertha** genannt, deren Schickſal unbeſtimmt iſt; doch blieb ſie, ſagt die Geſchichte, demſelben ſo wenig getreu, als ihrem erſten Gemahl, und ihrem päpſtlichen Liebhaber. Ihre Liebe war Mondenwechſel, ihre Leidenſchaft Ebbe und Flut. Veränderung war ihre Tugend, und wechſelnder Genuß ihr Verlangen. Um ihre Leidenſchaften zu begnügen, achtete ſie keines Geſetzes, und die Rechte der Blutsfreundſchaft übertrat ſie mit ſchwelgender Neugier des Entzückens. Jeden unerlaubten Winkel, vor welchem Anſtändigkeit den Schleier zieht, dem brennenden Blick der Liebe ſeine Geheimniſſe zu verbergen, durchſpähte ſie mit innigem Entzücken, zerriß den heiligen Schleier, und ſezte ſich mit grenzenloſer Wolluſt in den Beſitz deſſelben.

Indem ſie nun der Liebe tauſendfach veränderte Opfer brachte, durchzog ihr Sohn **Alberich** mit glühendrother Wange, wenn er den Namen ſeiner Mutter nennen hörte, beſchämt und ergrimmt, wenn man von ſeiner Grosmutter, oder der Schweſter ſeiner Mutter,*) ſprach, halb Europa, und kam endlich zu der wirthlichen Burg ſeines Oheims, **Hugo**, des **Grafen von Arle**, eines Stiefbruders des mit der **Marozia** vermählten **Guido**, wie die Leſer aus dem Vorhergeſagten wiſſen.

Hugo war ein Wittwer und hatte eine einzige Tochter, **Alda**, ein Muſter der Schönheit und Tugend. Er hatte eben ein kleines Turnier angeſtellt, in welchem die ſchöne **Alda** den Preis austheilen ſollte. Mehr als 30 Ritter, und viele Damen waren zu dieſem Luſtgefecht gekommen.

---

*) Sie hies, wie ihre Mutter, Theodora, und war mit einem römiſchen Konſul, Grazian genannt, verheurathet. Sie ſoll eben ſo verliebt wie ihre Mutter und Schweſter geweſen ſeyn.

Dies vernahm **Alberich** sehr gern, legte einen ganz weißen Harniſch an, und führte ein blankes Schild ohne Sinnbild, mit der Deviſe:

Ein Herz, wie dieſes Schild.

d. i. frei und ledig. Weiß war ſein Helmbuſch, Decken, Bänder, Binden und Schärpe von eben dieſer Farbe. Sogar die Scheide ſeines Schwerdes und Dolches war weiß, und weiß angeſtrichen ſeine Lanze. So ritt er, mit geſchloſſenem Helme vor die Schranken, und begehrte eingelaſſen zu werden. Man fragte nach ſeinem Namen, — und er gab Eid und Handſchlag, nach gehaltenem Rennen ihn zu ſagen, und zu zeigen, daß er edel und Turnierfähig ſey. — Auf dieſe Verſicherung lies man ihn ein.

Jezt gaben die ſchmetternden Trommeten das Zeichen, und die Ritter rüſteten ſich zum Rennen. Viele Ritter verſuchten die Stärke ihrer Lanzen vergeblich an dem edeln **Teobald von Oſſano**, alle ſtreckte er zu

Boden, leicht, wie der Schnitter die ſchwankenden Halmen. Schon eilf Ritter hatte er in eben ſo vielen Ränden abgeworfen, und noch war er auf der Stechbahn als Sieger. Da kam **Alberich** auf den Platz, grüßte die Damen auf dem ſchöngezierten Balkon, deren Augen alle auf den weißen Ritter gerichtet waren, mit vielem Anſtand, grüßte die ehrwürdigen Kampfrichter, tummelte ſeinen Schimmel auf der Bahn muthig herum, nahm Feld ein, legte die Lanze ein, erwartete ungeduldig das Kampfberechtigende Signal, und rennet, als es ertönte, mit ſolcher Gewalt auf den edeln **Teobald**, daß dieſer ſogleich die Erde mas, und etliche Schritte hinter ſeinem ledigen Hengſte*) niederſtürzte.

Da erhob ſich ein Gemurmel unter den Damen und Zuſchauern, wie das Rauſchen

der

---

*) Ein Ritter durfte auf keiner Stute reuten, ſein Roß mußte ein Hengſt ſeyn.

der fernen Meereswellen, welche ſich am Ufer des felſichten Geſtades brechen.

Teobald wurde weggebracht. Die andern Kämpfer rennten gegen **Alberich**, deſſen Lanze ſie alle zu Boden ſtreckte, und ſo wurde ihm von den Kampfrichtern einmüthig der Preis zuerkannt.

Alle waren begierig das Geſicht des wackern Ritters zu ſehen, und ſeinen Namen zu hören.

Er trat mit edelem Anſtande in den Saal, wo die Ritter verſammelt waren, geführt von zwei Marſchällen,*) nahte ſich dem Throne, auf welchem die ſchöne **Alda** ſaß, umgeben von vielen Damen, dem Sieger den Dank des Turniers zu reichen, nahm ſeinen Helm ab,*) kniete nieder, und ſprach:

---

*) In Frankreich, Italien und Spanien nur hieſen diejenigen Marſchälle, welche bei uns in Teutſchland, Grieswärtel genennt wurden; daher iſt es ein Fehler, daß der Verfaſſer des beliebten Schauſpiels: Agnes Bernauerin, bei einem Turnier, auf teutſchem Grund und Boden, dieſe edeln Männer, Marſchälle nennt.

"Edles Fräulein, vor Euch kniet hier, Euer Vetter, **Alberich, Adelberts Sohn**, den Dank aus Euern ſchönen Händen zu empfangen."

---

*) Im Helme konnte kein erniedrigender Aktus geſchehen, kein Ritter durfte mit demſelben auf dem Haupte knieen, wie man auch auf Epitaphien ſieht, und wer in Turnieren zu Büſſung eines Vergehens, und zur Strafe auf die Schranken geſezt wurde, behielt zwar ſeine ganze Rüſtung an, aber der Helm wurde ihm abgenommen. Kein Lehnsaktus ſogar geſchah im Helme. S. über dieſen Gebrauch auch nach die Anmerk. zur 104. S. im 2. Bande des Ritterbuchs: *Gabrino*, Berlin 1786. in welchem hin und wieder verſchiedene Gebräuche, das Ritterweſen betreffend, erklärt werden.

Alda reichte ihm ein goldenes Schwerd, und hieng eine goldene Kette mit ihrem Bildniß um ſeinen Hals. Er küſte ihr ehrerbietig die Hand, und Hugo ſprang herbei, umarmte ihn zärtlich, hies ihn willkommen, freute ſich herzlich ſeiner Mannlichkeit, und küſte ihn.

Alberich warf ſich hierauf in ein leichtes ſeidenes Gewand; und als die Trometen zum Tanze ertönten, führte er die ſchöne Alda auf den Tanzplaz, daß er nach Ritterſitte, ob des Danks, ſie dankbarlich ehrte.

Endlich entſtahl er ſich dem muntern Gewühl, und gieng in der Gallerie auf und ab. Aldas Reize hatten tiefen Eindruck in ſein Herz gemacht. Mit tauſend Vorſtellungen erfüllt, gieng er umher, und wuſte nicht, daß er ſo oft vor der Thür der Geliebten vorüber gieng. Als er eben wieder einmal nahe dabei war, kam ſeine Heldin aus dem Zimmer.

Alda. Nun, lieber Vetter — Ihr geht ja ſo tiefſinnig umher, als wärt Ihr zwanzigmal abgeworfen worden, da wir Euch doch alle, als Sieger, ehren!

Alberich. Alle?

Alda. Warum nicht?

Alberich. Als Sieger — mich? alle? Und ich ſelbſt, weis doch ſowohl, daß ich der Beſiegte bin.

Alda. Wie verſteht ihr das?

Alberich. Soll — darf ich es Euch erklären?

Alda. Ich bitte Euch ja um Erklärung dieſer geheimnißvollen Rede.

Alberich. Geheimnißvoll?

Alda. Wenigſtens verſtehe ich ſie nicht.

Alberich. Vermuthet Ihr auch nichts?

Alda. Ihr werdet immer geheimnißvoller!

Alberich. So will ich es denn wagen — ! — Alda! — Ihr — Ihr ſeyd meine Beſiegerin.

Alda. Ich?

Alberich. Wenn das nicht Liebe iſt, was dieſes Herz iezt ſo unruhig macht, was es durch Euern Anblick empfand; ſo weiß ich nicht, wie ich die ſonderbare Empfindung nennen ſoll, welche ſich deſſelben bemeiſtert hat.

Alda. Kommt zum Tanz, man möchte uns vermiſſen!

Alberich. Und — darf ich hoffen? — Wird **Alda** dies Herz nicht verſchmähen? wird ſie mich wieder lieben?

Alda drückte ihm zärtlich die Hand, ſagte kein Wort, und eilte in den Tanzſal. **Alberich** glaubte noch den ſanften Druck von ihrer Hand zu ſpühren, deutete aus demſelben ihre ſanfte Zuſage, und miſchte ſich eilig wieder unter die Tänzer.

Nach der durchſchwärmten Nacht eilte iedermann zur Ruh, nur **Alberichs** Augen floh, troz ſeiner Tagearbeit, der ſanfte Schlaf. Er warf ſich unruhig auf dem weichen Lager herum, und ſeufzte ſo ſtark, als die Nachbarin ſeines Zimmers, Irene, die ſchöne **Gräfin von Omade.** Das ungefällige Ahnenintereſſe, und Zwang ihrer Eltern hatte dieſe ſchöne Dame im Frühling ihrer Jahre mit einem alten eisgrauen Gemahl gepaärt, welcher ſehr reich, aber der unerträglichſte, ungefälligſte Geizhals, vielleicht in ganz Frankreich, war. Er war einer von den Kampfrichtern des Turniers geweſen, und ſchlief iezt von der Tagearbeit ermattet ſo feſt, als iener Rieſe Polyphemus, wenn er Ziegen gemelken, und ein paar Menſchen zum Nachteſſen zu ſich genommen hatte, nach Ulyſſes und Homers Bericht.

Irene konnte nicht ſchlafen, ihre rege Phantaſie beſchäftigte ſich nur mit Alberich, deſſen edle Geſtalt den tiefſten Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Noch kannte ſie die Freuden der Ehe nicht, aber ihr Herz ſagte ihr, daß dieſelben doch wohl in etwas mehr, als in dem kraftloſen Streicheln von ihres Mannes kalten Knochenhand beſtehen möchten. — Sie hatte den ganzen Tag vergebens mit dem ſchönen Ritter allein zu ſprechen geſucht, denn ihr Mann war ſehr eiferſüchtig, und beobachtete alle ihre Bewegungen genau. — Ihr Blut war vom Tanze in Wallung, etliche Becher Wein mehr, als ſie gewöhnlich zu trinken pflegte, erhizten daſſelbe noch mehr, ihr Herz klopfte ſtark, ſie fühlte ein gewiſſes Sehnen, ſie überlegte, daß morgen ſchon ihr Gemahl abreiſen, daß ſie den geliebten Ritter vielleicht nie wieder ſehen würde, daß ſie ihm nicht ſagen könnte, was ſie für ihn empfänd — und ſprang ſchnell aus dem Bett, feſten Vorſatzes, ihm iezt ihre glühende Leidenſchaft zu entdecken. Sie ſah, daß ihr Mann feſt ſchlief, ſchlürfte den Ueberreſt des Weins, welchen ein Page ihrem Gemahl in einem groſſen Becher zum Schlaftrunk gereicht, und den dieſer nicht ausgetrunken hatte, ſchnell hinein, nahm das

Licht, und wankte zu ihrem Zimmer hinaus, in **Alberichs** Schlafgemach.

In einem weiſſen Gewand, einen Schleier nachläßig über ihre braunen zerſtreuten Locken geworfen, trat ſie mit glühenden Wangen, zitternden Füſſen und rollenden Feueraugen, vor **Alberichs** Bett.

Dieſer richtete ſich auf, und konnte keine Silbe hervorbringen. **Irene** ſtellte das Licht auf einen Tiſch, ergriff ſeine Hand und drückte ſie ſtillſchweigend an ihr klopfendes Herz. Alberich wollte reden, und konnte nicht. **Irene** bog ſich ſanft über ihn hin, ihre glühende Wange berührte die ſeinige, und ihre Feuerlippen ruhten zitternd auf **Alberichs** Lippen. Unſer Ritter war iung und feurig, er konnte dem liebevollen Weibe nicht widerſtehen, er umfieng ſie anfangs ganz verlegen, wurde endlich beherzter, und die Liebe feierte einen der vollkommenſten ihrer Siege.

Indeß träumte der alte Eheherr der ſchönen, iezt von Liebe und Entzücken berauſchten Irene, von Dieben, welche daheim ſeine Kaſten leerten. Er ſchrie ganz iämmerlich, erwachte, und war froh, daß es nur ein Traum war. Er ſah kein Nachtlicht, rufte ſeinem Weibchen etlichemal ſehr ſtark, vernahm aber keine Antwort. Aengſtlich raffte er ſich auf, tappte umher, fand ihr Bett, und fühlte, daß es leer war.

Einige Minuten traute er ſeinem Gefühl nicht, griff auch unter das Bett und rufte:

"Irenchen! Irenchen! wo biſt du? Haſt du ein Unglück genommen? iſt dir nicht wohl?"

Irenchen war's, wie die Leſer wiſſen, gar ſehr wohl; ſo wohl, als es ihr vielleicht in ihrem Leben noch gar nicht geweſen war. Und indeß ihr begrauter Eheherr vor Angſt vergehen wollte, glaubte ſie, vor Entzücken vergehen zu müſſen.

Wie Irenens Mann ſie auch unterm Bett nicht fand und fühlte, fieng er einen entſezlichen Lärm an, und kroch ſeufzend und ſtöhnend in Wamms und Hoſen. — Unſre Liebebeglückten hörten nichts!

Hugo erwachte über dem Geſchrei, und hies einem Pagen zu ſehen, was es gäb. — Hinter dieſem Pagen ſtürzte der Alte in **Hugos** Zimmer, gebehrdete ſich wie verrückt, und ſchrie:

"Ach! mein Irenchen iſt weg! Ach! mein Irenchen iſt weg!"

"Sie wird ſchon wieder kommen!" ſagte **Hugo** ganz gelaſſen, welcher gleich muthmaßte, ſie möchte vielleicht eine kleine Exkurſion gemacht haben.

Dieſe kalte Antwort konnte den Grafen aber nicht beruhigen, er zündete eine Wachskerze an, lief die Gallerie hinab, hinauf, und ſchrie:

"Irenchen! Irenchen!"

Alle Schläfer erwachten über dem Lärm, aber Irenchen hörte nichts, und Alberich hörte nichts.

Endlich kam der Alte auch vor dem Zimmer vorbei, wo ſein Weibchen ſanft und kurzathmend in den Armen des Geliebten ruhte, und kreiſchte mit heiſcher Stimme:

”Irenchen! Irenchen!”

Da hörte ſie die Stimme ihres Mannes, und Alberich hörte ſie auch. Hurtig ſprang der Ritter auf, ſchob den Riegel vor die Thür ſeines Zimmers und kehrte dann zu der Schönen zurück, welche bald gar nicht mehr an ihren Alten dachte, welcher das ganze Schloß durchlief, und endlich athemlos in ſein Bett zurück kehrte, wo er jammernd den Morgen erwartete.

Indeß wand der freundliche Gott des Schlafs ſeinen Mohnenkranz um die Schläfe der Liebenden, und ſchon war die Sonne dem Meere entſtiegen, als **Irene** erwachte und den geliebten Schlummerer mit einem zärtlichen Kuſſe weckte. — Kaum konnte ſie ſich ſeinen Armen entwinden.

Irene. Ach! Alberich! — Werde ich dich auch nicht wieder ſehen, ſo werde ich doch nie die Freuden dieſer ſeeligen Nacht vergeſſen!

Alberich. Ich werde dich wieder ſehen! Ehe ich von dannen ziehe, werde ich auf deiner Burg einſprechen.

Irene. Vergiß es nicht! — Und hier, den Abſchiedskuß! — Und einen Kuß noch von dir, zum Unterpfande deines Verſprechens.

Alberich. Leb wohl!

Irene. Ach! lieber Ritter! dürfte ich mich doch nie von dir trennen! Könnte ich doch immer in deinen Armen ruhen! — Bis wir uns wieder ſehen, und wieder glücklich ſind — Leb wohl, du Trauter! Leb wohl! Lieber Herzensiunge, Leb wohl!

Sie gieng — und als ſie die Thür des Zimmers öffnete, trat **Alda** aus dem ihrigen, ihr entgegen. Sie warf den Schleier übers Geſicht und eilte in ihr Zimmer. Alda ſah ihr nach, und wußte nicht, was ſie denken ſollte. Sie wußte, daß es Alberichs Zimmer war, aus dem ſie kam; — ſie fieng an, allerlei zu vermuthen, und gieng nachdenkend in ihr Zimmer zurück.

Irene trat leiſe in ihr Zimmer, und ſah, daß ihr alter Eheherr ſchlief. Jammer, Mattigkeit und Angſt hatten ſeine Augen geſchloſſen. Kaum hatte ſie ſich aber niedergelegt, als er erwachte. Er ſah nach ihrem Bette, wiſchte ſich einigemal die Augen — ſah ſeine Frau darinne, und wußte nicht, wie ihm geſchah. — Er verlies ſein Lager, nahte ſich ihrem Bette, ergriff ſie bei der Hand, und Irene — erwachte.

Er. Wo warſt du dieſe Nacht?

Sie. Warum fragſt du ſo wunderlich?

Er. Du warſt ia nicht im Bette.

Sie. Hahaha! Ueber deine Einfälle!

Er. Ich ſage dir, du warſt nicht im Bette!

Sie. Wo denn?

Er. Das weis ich eben nicht! Allenthalben bin ich herumgelaufen, und hab dich geſucht.

Sie. Vermuthlich im Traum.

Er. Nein! nein! ich will dir Zeugen bringen.

Sie. Du haſt geträumt! — Biſt du denn toll? wo ſoll ich denn geweſen ſeyn? Ich glaube gar, du gäbſt mir, wenn's möglich wär, ſchuld, ich hätte eine nächtliche Viſite abgelegt. Schlaf deinen Rauſch aus! denn wenn dir's nicht geträumt hat, was du daher plapperſt, ſo haſt du deinen geſtrigen Rauſch noch nicht ausgeſchlafen.

Er. War ich denn berauſcht?

Sie. Ein wenig ſtark!

Der Graf ſchüttelte den Kopf, gieng zu Hugo und erzählte ihm alles. Dieſer merkte wohl, daß ſeine Frau ſich einen kleinen Spas erlaubt haben mochte, und läugnete ihm rund ab, ihn in der Nacht in ſeinem

Zimmer geſehen zu haben, — und ſo glaubte er wirklich, daß er nur geträumt habe, bat ſeine Frau, welche ſich ſehr zornig zu ſtellen wußte, tauſendmal um Verzeihung, und kehrte ſehr vergnügt mit ihr auf ſeine Veſte zurück.

Alda war nicht ſo vergnügt wie **Irene.** Sie liebte den **Alberich** wirklich, welcher gleich die erſte Nacht nach ſeiner ihr gethanen Liebeserklärung, ſeine ihr dadurch verſicherte Treue gebrochen hatte. Sie war äuſſerſt mißvergnügt, und gieng, unter dem Vorwande einer Unpäslichkeit, den ganzen Tag nicht aus ihrem Zimmer, obgleich viele Herren und Damen noch da waren, welche mit Tanz und Tafel ſich auch heute wieder die Zeit verkürzten.

Alberich fühlte das Unrecht, welches er der ſchönen **Alda** zugefügt hatte, lebhaft, und als er hörte, daß ſie weder von ihrem Zimmer gehen, noch ſeinen Beſuch annehmen wollte, fieng er an zu vermuthen, daß ſie um die Begebenheiten dieſer Nacht, und um ſeine Vertraulichkeit mit Irenen, wiſſen müſſe. Doch konnte er nicht begreiffen, wie dies zugegangen ſey. Um nicht länger in Ungewißheit zu bleiben, wendete er ſich an ihre Kammerfrau, bekam aber keine befriedigende Antwort.

Gegen Abend brachte ihm ein Page ein gemaltes Schild, mit dem Vermelden, daß es ihm die Gräfin **Alda** ſchicke, welche es dieſen Morgen habe malen laſſen, weil ſie geſtern geſehen habe, daß er noch kein Sinnbild in ſeinem Schilde führe. — Der Page gieng. **Alberich** beſchaute die wirklich ganz friſche Malerei des Schildes, und traute kaum ſeinen Augen, als er ſie ſah.

Es ließ ſich ſehr viel über dieſelbe ſchreiben, und es wär auch nicht die erſte Abhandlung, welche über ein Schild und deſſen Figuren, geſchrieben worden wär, da wir ſchon mancherlei dieſer Art über Achilles und Herkules Schild, in unſern Zeiten haben leſen müſſen; weil wir aber gern wieder zur Hauptperſon dieſer Erzählung, nach einer ſchon ziemlich langen Epiſode, zurück kehren möchten, ſo melden wir nur ganz kurz daß **Alda** eine, aus einem Zimmer kommende weiß gekleidete, verſchleierte Dame darauf hatte mahlen laßen, mit der Ueberſchrift:

Errungener Preis nächtlicher Liebe.

Jezt merkte **Alberich** gar wohl, daß **Alda** wirklich um ſein nächtliches Abendtheuer wuſte, machte ſich, unterm Vorwande einer gelobten Ritterfahrt bald davon, nahm Abſchied von ſeinem Oheim, zog weiter; und er ſoll, ſagt man, wirklich bey **Irene** auf ihrer Veſte eingeſprochen haben.

Indeſſen war **Theodora**, die Mutter unſrer **Marozia**, mit Tode abgegangen. Die Angelegenheiten in Italien wurden immer verwirrter, und der Papſt war in der größten Verlegenheit. **Marozia** bemächtigte ſich mit ausgeſuchter Liſt der Engelsburg, und ihre verliebte Freigebigkeit ſicherte ſie in dem Beſitz derſelben.

Unter der Zeit war Graf **Hugo** nach Italien berufen und zum König gekrönt worden. Der Papſt reiſte ſelbſt zu ihm, ihm ſeine Freude über dieſe Erhebung zu erkennen zu geben. Kaum war derſelbe aber wieder nach Rom zurück gekommen, als **Marozia** und ihr Gemahl ihm bewieſen, daß ſein Bündniß mit **Hugo** ihnen ſchädlich ſeyn könne, Soldaten abſchickten, welche in dem Lateranpallaſt eindrangen, ſeinen Vertrauten vor ſeinen Augen niederhieben, und ihn ſelbſt in ein Gefängniß ſchleppten, wo er erſtickt wurde.

Ihm folgten **Leo** VI. und **Stephanus** VII. welche beide aber kaum 2 Jahr regierten, und denen der Sohn der **Marozia** und des Papſts Sergius, unterm Namen **Johannes** XI. in der Regierung folgte, wiewohl er noch ſehr iung war.

Hierauf ſtarb **Guido**,*) und **Marozia** entwarf den nicht kleinen Plan, dem König Hugo,

---

*) Im Jahr 931.

Hugo, dem Stiefbruder ihres Gemahls ihre Hand zu reichen. **Hugo**, welcher den Vortheil berechnete, welcher ihm aus dieſer Heurath erwachſen könnte, huldigte ſehr gern den alternden Reizen der Beſitzerin der Engelsburg, der Papſt ertheilte Diſpenſation, und **Marozia** wurde die Gemahlin des neuen Königs von Italien.

Das Feſt der Vermählung wurde feierlich begangen, und ſelbſt **Alberich** war bei demſelben zugegen. Mit ſchüchternem Blick huldigte er der ſchönen **Alda**, und dieſe konnte, ob ſie gleich wuſte, was vor einigen Jahren auf ihrer Burg geſchehen war, ihn doch nicht ohne Herzklopfen anſehen.

Hugo bezog die Engelsburg, die Wohnung ſeiner iezigen Gemahlin, und **Alberich** genoß alſo das Glück mit ſeiner Geliebten unter einem Dache zu wohnen.

Er hofte durch ſein Betragen die ſchöne **Alda** zu verſöhnen, welche ihn nicht ohne Wohlgefallen anfangs, und zulezt gar gern ſah, aber ihm doch den Sieg, welchen er über ihr Herz davon getragen hatte, zu verbergen ſuchte, und deshalb oft in ſeiner Gegenwart gar freundlich mit einem iungen, ihrem Vater gefolgten Ritter aus Burgund ſprach, auf welchem auch **Marozia**, troz ihres Alters und ihrer neuen Vermählung, ein Auge geworfen hatte. — Dieſe kleine Neckerei machte unſern verliebten **Alberich** doch zu weilen ein wenig unruhig, und was ſeine Unruh vermehrte, war, daß er ſehen mußte, daß ſein Stiefbruder, der iunge heilige Vater, der ſchönen **Alda** öffentlich huldigte; wie wohl vergebens, denn die edle Prinzeſſin bezeugte nicht die geringſte Zufriedenheit über ihres Liebhabers Aufmerkſamkeit, wie dieſer doch ſo ſehnlich wünſchte.

Bei einer öffentlichen Feierlichkeit hatte der verliebte Papſt das Glück, der reizenden **Alda** die Hand zu küſſen. **Alberich** ſah es, er nahte ſich der Prinzeſſin, und als er ſich mit ihr von der andern Geſellſchaft ein wenig abgeſondert ſah, wagte er es, ſie anzureden.

Alberich. Es iſt gewiß, daß der Papſt Euch liebt.

Alda. Das Unglück iſt nicht ſo groß, als Ihr vielleicht glaubt. Er kann mich lieben! Er iſt aber weder mein Vater, noch mein König.

Alberich. Noch mehr als dies! Er iſt des Sergius und der Marozia Sohn. Er ſitzt auf dem päpſtlichen Throne, und ſeine Macht, ſein Anſehen, in Verbindung der Liſt ſeiner Mutter —

Alda. Wie befindet ſich die Gräfin von Omale? habt Ihr keine Nachricht von ihr?

Alberich. Nein —

Alda. Ihr Gemahl iſt ſehr vergnügt, ſagt man, daß er ſich Vater von einem Knaben nennen hört, der ſehr artig ſeyn ſoll!

Alberich wußte wohl, was Alda damit ſagen wollte; er konnte aber nicht darauf antworten, weil der Papſt ſich wieder näherte.

Marozia, ſo viel ſie auch mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, merkte doch ihres geliebten Sohnes Melankolie, und wußte ihm ſo zu zureden, daß er ihr alles entdeckte.

"Du liebſt? ſprach ſie. Liebſt die ſchöne **Alda**? Freilich, die Entrepriſe iſt ein wenig kühn. Doch, ich kenne die Weiber, laß mich nur machen! Noch einmal verſuch dein Heil, und erkläre ihr förmlich deine Liebe. Spricht ſie von Tugend und dergleichen, will ſie nicht in dein Begehren willigen, hat ſie Bedenklichkeiten dir etwas zu verſagen, welches doch im Geheim der Wunſch aller Weiber iſt, ſo laß ſie gehen. — Ich merke, daß **Alberich** ſie liebt. Iſt es nicht anders, ſo müſſen wir ihren Vater zu bereden ſuchen, daß er ſie ihm zum Weibe giebt. Iſt ſie dann nur einige Monden **Frau**, ſo brauchſt du, wenn es klug angefangen wird, gar nicht an der Erhörung der Wünſche zu zweifeln, oder ich irre mich gar ſehr."

Der Papſt fand Gelegenheit die Geliebte ſeines Herzens allein zu ſprechen, ſagte ihr ſehr viel Schönes vor, erhielt aber nicht viel Artiges zur Antwort, und als er endlich mit Gewalt in ſie drang, ihre Enderklärung zu vernehmen, erhielt er ſie.

"Ich bin ſo unglücklich, ſagte **Alda**, noch an Tugend zu glauben, ja, ich ſchmeichle mir ſogar, ſelbſt welche zu beſitzen. Und — meine Geburt will nicht, daß ich die **Mätreſſe** eines Mannes ſeyn kann, welcher mir keinen andern Erſatz, als höchſtens ſeine Liebe geben kann. Schlüſſeln und Krone, die Ihr mir zu Füßen gelegt habt, ſind keine Geſchenke für mich. Uebrigens bittet Eure guten Engel, daß ſie Euch vor fernern Verſuchungen ſchützen, denen Ihr, heiliger Vater, nie unterliegen müßt."

Marozia vernahm von ihrem Sohne die von der Prinzeſſin erhaltene beleidigende Antwort, und ſagte:

"Die Närrin! Als ob ſie nicht auch ein Weib wär! Gräme dich nicht, mein

Sohn, ſuche dir eine andre, die dich wieder liebt, und laß mir Zeit, dieſe tugendhafte, edle Ritterdame ein wenig kirre zu machen. — Ich will mit **Alberich** reden, ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe entlocken, ihn meinen Beiſtand verſprechen, will mich auch wirklich der Sache annehmen, und ſo bald mein Gemahl die Affären in Toskana*) in

---

*) K. Hugo hatte nemlich, um ſeiner Vermählung mit der Marozia doch einigen guten Schein zu geben und ſogleich das Intereſſe ſeiner Familie zu befördern, erklärt: Seiner iezigen Gemahlin zweiter Gemahl, Guido, und ſein Bruder Lambert, welcher ihm in der Regierung als Herzog von Toskana nachgefolgt war, wären keine ächten Kinder Adelberts und ſeiner erſten Gemahlin, Bertha, geweſen, ſondern dieſe habe, weil ihr Gemahl ſehnlich gewünſcht habe, Kinder von ihr zu bekommen, ſich ſchwanger geſtellt, und die Knaben untergeſchoben. Lambert that die Aechtheit

Ordnung gebracht hat, will ich ihn gewiß überreden, ſeine Tochter an Alberich zu vermählen. Alsdann, als Alberichs Gemahlin, wird die liebe Alda, denke ich, in kurzer Zeit, nicht mehr ſo ſpröde ſeyn, als ſie ſich iezt ſtellt. — Denn im Grunde iſt es ia doch nur Grimaſſe. Ich bin ia auch ein Weib, und weis am beſten, was ich dabei dachte, wenn ich von Tugend, Zucht, Ehrbarkeit, und wie die ſchönklingenden Wörtchen alle heiſſen mögen, ſprach, und Sprödigkeit affektirte, wenn ich vor innern Empfindungen hätte vergehen mögen."

Der

heit ſeiner Geburth vergebens durch den Kampf dar; Hugo lies ihn heimlich gefangen nehmen, abſezen, die Augen ausſtechen, und verlieh Toskana ſeinem eigenen Sohne, Boſo. — So gieng es damals in Italien zu, welches die Bühne aller Laſter und Schandthaten, von Weibern und Männern, war!

Der Papſt tröſtete ſich ein wenig, und bat ſeine Mutter ſehr angelegentlich, ſein Beſtes zu beſorgen, welches dieſe ihm auch mit vielem Vergnügen zu thun verſprach.— Sie ſuchte Gelegenheit **Alberich** zu ſprechen.

Marozia. Wie kömmt es, mein Sohn, daß man Euch gar nicht mehr zu ſehen bekömmt? wo ſteckt Ihr? Ihr ſucht die Einſamkeit? Ihr ſeufzet? ich kenne die Simptomen dieſer ſchweren Krankheit, glaubt mir, ſehr gut. Und wenn ich recht bemerkt habe, ſo iſt es **Alda**, welche Euch dieſe Seufzer auspreßt. — Entdeckt Euch mir ohne Zurückhaltung, und glaubt, daß ich als Mutter Euch mütterlich rathen und helfen werde.

Alberich. Ich muß es geſtehen — ich liebe die Prinzeſſin, und der Wunſch ſie zu beſitzen, belebt dies Herz, welches nur für ſie ſchlägt.

Marozia Ich werde mein Möglichſtes thun, ihren Vater, meinen Gemahl zu bewegen, Euch ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben. — Seyd Ihr damit zufrieden?

Alberich. Liebe Mutter! wenn Ihr dies bewürken könntet! —

Marozia. Ich zweifle nicht daran. Allein, wenn Ihr im Beſitz Eurer Wünſche ſeyd, ſo bitte ich Euch, ſeyd nicht ſo wunderlich, und verlangt etwa, wie einige Männer thun, daß Eure Frau nur **allein** für **Euch** ſeufze, hütet Euch, eiferſüchtig zu ſeyn, denn es kömmt nichts dabei heraus. Abwechslung iſt die Würze des Lebens, und Eiferſucht, eine Hölle für ieden, der derſelben Raum giebt.

Alberich. Ich habe zu viel Zutrauen zu der Prinzeſſin, als daß ich etwas meiner und ihrer Ehre Nachtheiliges befürchten könte, wenn ſie meine Gemahlin iſt.

Marozia. Nun gut! — Es bleibt dabei! Rechnet auf meinen thätigſten Beiſtand und führt Euch klug auf, wenn Ihr Euern Entzweck erlanget habt.

Der friedliche Plan wurde aber bald durch einen Zufall vernichtet.

Den folgenden Morgen reichte **Alberich**, wie er gewöhnlich und nach damaliger Sitte zu thun pflegte, ſeinem Stiefvater, dem König **Hugo**, das Waſchbecken. Weil er nun immer ſeine Herzensangelegenheiten im Kopf hatte, und nicht wuſte, ob **Marozia** ſchon für ihn geſprochen hatte, that er es diesmal ſehr zitternd, und ſo ungeſchickt, daß er es ganz über den König ausgoß. In der erſten Hitze ſprang dieſer raſche Mann auf, und gab ihm eine derbe Maulſchelle. — **Alberich** ſchwieg, gieng fort, verſammelte die mächtigſten, mißvergnügten Römer, erzählte, was ihm begegnet war, und ſtellte ihnen vor, daß es unumgänglich nöthig ſey, dieſen herrſchſüchtigen ungerechten König aus **Rom** zu vertreiben. Man pflichtete ihm bei, griff nach den Waffen, und ſtürmte nach der Engelsburg zu, ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ſeine entfernten Soldaten zuſammen ziehen zu können.

nen. Als Hugo den Auflauf gewahr wurde, entfiel ihm der Muth. Er entkam heimlich, und Alberich ſetzte ſich in Beſitz der Engelsburg, wo ſich die ſchöne Alda befand. — Der Vater willigte in ſeine Vermählung mit ihr, demungeachtet erlaubte ihm ſein Schwiegerſohn nicht, einen Fuß nach Rom zu ſetzen.

Alberich vollzog ſeine Hochzeit mit der Prinzeſſin, und führte eine ganz neue Regierung zu Rom ein; nennte ſich Konſul, Fürſt und Senator aller Römer, und behauptete ſich in der Würde eines Beherrſchers von Rom gegen ſeinen Schwiegervater, den König Hugo, welcher aus veränderten Staatsurſachen, iezt ſeine Ehe mit der Marozia für nichtig erklärte, und ſich nach einer andern Gemahlin umſah.

Marozia, welche auch noch in ihren alten Tagen zuweilen blühende Jünglinge an ihren Siegeswagen zu ſpannen wuſte, und einen ſtarken Anhang in Rom hatte, wurde hierdurch ſo ſehr gegen Hugo aufgebracht, daß ſie ihre ganze Macht und Liſt anwendete, ihren Sohn in ſeiner Würde zu ſichern.

Alberich befeſtigte ſich immer mehr in ſeiner Regentſchaft und ſtund als Oberhaupt an der Spitze des Adels, der Herzoge, Grafen und Tribunen der Stadt, welche den Senat ausmachten.

Sein lieber Bruder, Papſt **Johannes** XI. von dem **Frodoard** ſagt:

> Vi vacuus, ſplendore carens, modo ſacra miniſtrans,
> Fratre a Patricio juris moderamine rapto.

wurde von ihm ſehr eingeſchränkt, und durfte nicht weiter gehen, als es ihm beliebte; noch weniger ſich einfallen laſſen, der ſchönen **Alda** eine fernere Liebeserklärung zu thun, welches ihm ſehr hart gefallen ſeyn mag, da ihm ſeine Mutter ſo groſſe Hoffnung zu Erhörung ſeiner Wünſche im Eheſtande derſelben gemacht hatte. — Vermuthlich hat er ſich anderswo ſchadlos gehalten.

Marozia wußte ihre Reize immer noch in ein gewiſſes Licht zu ſetzen, welches manchem Schwachen die Augen blendete, und ihn, einer Motte gleich, zu einem Lichte zog, es in immer nähern Bogen zu umtaumeln, um zulezt vor lauter Luſt, nach verſengten Flügeln, ganz hinein zu fallen. Niemand konnte ihr nachſagen, daß ſie ihr Pfund vergraben habe, ſondern ſie wucherte bis an das Ende ihrer Tage ſehr ſtark mit demſelben.

Johannes XI. ſtarb im Jahr 935 und ſeine geliebte Mutter **Marozia** folgte ihm einige Jahre darauf nach. Der Vorhang ihres Lebens fiel, ungeachtet ſie ſchon ſehr bei Jahren war, ihr doch noch viel zu früh, und wenn ſie am Ende ihres Luſtſpiels nicht beklatſcht wurde, — ſo hörte ſie wenigſtens nichts davon, weil auf der **Weltbühne** man nicht fällt, um ſeinen Tod wie auf der **breternen Bühne** beklatſcht **zu hören**, um aufzuſtehen, wieder zu ſterben, und dieſe Freude wohl noch hundertmal zu haben. Ein Vorzug, um welchen die groſſen Pygmäen des Theaters gar nicht zu beneiden ſind!!

XIII.

Fredegunde.

S 2

König Klotar I. ſtarb,*) und ſeine vier Söhne theilten die Fränkiſche Monarchie unter ſich.

Charibert, der älteſte von dieſen Brüdern, bekam das Königreich Paris, wozu man vom Königreich Orleans, Touraine, von Auſtraſien, Albigeois und Marſeille ſchlug. — Er verlegte ſeine Reſidenz nach Paris. Guntram, der zweite Bruder, erhielt das Königreich Orleans und Burgund, welches ein Stück von der Provence begriff; und was wir das Delphinat, Savoien, Franche Comte' nennen; Nivernois, und ein Stück von Champagne. Er wird blos König von Burgund, und ſeine Unterthanen Burgunder genannt. Seine Reſidenz war Chalon an der Saone. — Chilperich, der

---

*) Im Jahr 561.

dritte Bruder, und **Klotars** I. liebſter Sohn, welcher auch ſeines Vaters Laſter erbte, erhielt Soiſſons und Dornik, und **Siegbert** bekam das Königreich Auſtraſien, welches von der Haupt- und Reſidenzſtadt **Metz**, auch oft das Metziſche Reich genennt wird. *)

König **Chilperich** war mit **Audovera**, einer ſehr tugendhaften, edeln und liebenswürdigen Dame vermählt. Sie zeugte zwei Prinzen, und eine Prinzeſſin, **) und liebte

ihre

---

*) Dieſe Theilung geſchah im Jahr 562. Man ſehe die vortrefliche Geſchichte von Frankreich, (1. B. S. 50.) des bekannten und verdienſtvollen Herrn Hofrath Meuſels, nach, welche, wie bekannt, einen B. der Allgem. Welthiſtorie ausmacht, und iener Geſchichte von Frankreich des P. Daniel weit vorzuziehen iſt.

**) Dieſe waren: Theudebert, † 575. Meroväus, nachheriger Gemahl der ſchönen Brunehild, Siegberts ſeines Vaters Bruders Wittwe; † 577. und Klo-

derig,

ihre Kinder, wie ihren Gemahl, herzlich. **Chilperich** aber war ein Mann, welcher ſeinem Vater in allem, auch folglich im Wechſel der Liebe glich.

Unter **Audoverens** Hoffrauenzimmer befand ſich auch eine gewiſſe **Fredegunde**, von deren Geburt die Geſchichte weiter nichts ſagt, als daß ſie ſehr niedrig geweſen ſey, doch war ſie, ſagen die Geſchichtſchreiber, ſo ſchön, daß ſie allgemein vor die vollkommenſte Schönheit am Hofe gehalten wurde. Die Königin würdigte **Fredegunden** ihres ganzen Zutrauens, und vertrieb ſich viele Stunden mit ihr.

Chilperichs Herz war, wie ſchon geſagt, ſehr empfindlich gegen die Eindrücke der Liebe, und **Fredegunde** war lezt das Ziel ſeiner heiſſen Wünſche. Dieſe ſchlaue

derig, † 586. Die Prinzeſſin hies: Baſine, S. die Geſchlechtstafel zu Meuſels Geſchichte von Frankreich. I. B. S. 161.

Schöne merkte gar bald, daß der König ſie gern ſah, und unterlies nichts, was ihr dienlich dünkte, dieſen verliebten Kronenträger immer mehr und mehr zu feſſeln. Troz allen dem, erreichte der König den Zweck ſeiner brennenden Begierden nicht, ſo ſehr er ſich auch bemühte, demſelben näher zu kommen. Als **Fredegunde** merkte, daß ſie ihn feſt in das gelegte Nez verwickelt hatte, änderte ſie auf einmal ihre Rolle, that, als wenn ſie gar nichts bemerkte, und ſtellte ſich bei allen ſeinen Erklärungen ſo leichtſinnig, als wenn ſie alle ſeine Verſicherungen von Liebe für artigen Scherz männlicher Galanterie hielt. Dies brachte den guten Herrn faſt auſſer ſich, und er deklarirte ihr ſeine Liebe mit dem ſtärkſten Feuer.

Fredegunde. Ihr erinnert Euch nicht, daß ich die Ehre habe, bei Eurer Gemahlin in Dienſten zu ſeyn, und daß man bei dieſer edeln Königin nicht Gelegenheit hat, ſich in Liebesintriken zu üben.

Chilperich. Hat Sie Euch dieſe Lehren gegeben?

Fredegunde. Ihr Beiſpiel dient ſtatt aller Lehren.

Chilperich. Ihr Beiſpiel? Es ſey damit, wie es wolle, Sie iſt mir unerträglich.

Fredegunde. Sie war es aber nicht!

Chilperich. Und wurde es, ſeit ich Fredegunden ſah. — O! daß Ihr nicht ſo ſchön, ſo reizend wärt! daß dies Herz nichts für Euch empfänd! — Aber jezt? Fredegunde! was ſoll aus mir werden? Ihr habt mir die Ruh, und beinahe, darf ich auch ſagen, den Verſtand geraubt. Was habe ich nun noch an Euch zu verlieren? Mein Leben wird mir Eure Grauſamkeit auch gewiß noch entreiſſen.

Fredegunde. Man ſtirbt ſo leicht nicht von der Liebe, und die Könige noch weniger, als andre Menſchen! Ihr ſolltet Muth und Standhaftigkeit haben, ſie leicht zu überwinden.

Chilperich. Dieſem Gegner getraue ich mir nicht zu ſtehen. Ihr ſelbſt würdet dazu weder Muth noch Kraft genug haben, wenn Ihr Euch in **meiner** Lage befändet.

Fredegunde. Das iſt nun freilich der Fall nicht bei **mir**, inzwiſchen, ich dächte doch, **wenn** ich mich in demſelben befänd, ich wollte mich ganz leicht aus der Affäre ziehen.

Chilperich. Ach! Ihr habt noch nicht geliebt!

Fredegunde. Und **wenn** ich auch liebte! wenn ich **Euch** liebte! würde nicht dieſe Liebe die Quelle des ſchrecklichſten Ungemachs für **mich** ſeyn? Bedenkt es ſelbſt! Bin ich **die**, die **Eurer**, die einer **königlichen** Liebe würdig iſt?

Chilperich. **Würdig!** Fredegunde iſt der Liebe des größten Königs, des Monarchen einer Welt, würdig!

Fredegunde. Dies giebt Euch die **Liebe** ein zu ſagen; die Liebe, welche nicht gern mit kaltem Blute Ueberlegungen angeſtellt.

Chilperich. Nicht genug, daß Ihr ungerecht gegen **mich** ſeyd, Ihr ſeyd es auch gegen **Euch ſelbſt.**

Fredegunde. Dies Herz — ach! wenn ich Euch nicht **König** nennen müßte! — wenn ich — nein! nein! ich darf nicht weiter reden —

Sie gieng, und **Chilperich** ſchaute ihr mit ſtarren Augen nach.

Eine zweite Zuſammenkunft war dem Könige günſtiger, und nach der dritten hatte er nicht mehr Urſach über **Fredegundens** Sprödigkeit zu klagen. Dieſe beſas nun das Herz des Königs, allein dieſer Beſitz war es nicht allein, nach welchem ſie geizte. Der Glanz der ſchimmernden Krone blendete ihre lüſternen Augen, und in ihr groſſes Herz ſtahl ſich der Gedanke, welchen ungefähr 1224 Jahr nach ihr, **Schiller** dem edeln **Fiesko** in den Mund legte: "daß es gros, und köſtlich ſüß ſey, eine **Krone** zu ſtehlen.“

Chilperich begleitete ſeinen Bruder **Siegbert** auf einem Zug über den Rhein gegen die tapfern Sachſen, welche die Waffen gegen ſeine Völker ergriffen hatten, und die Ketten abzuwerfen ſuchten, welche ihnen die Franken angelegt hatten. — Unter dieſer Zeit ſpielte **Fredegunde** die Rolle, welche ſie einſtudiert hatte.

Die Königin **Audovera** kam mit der ſchon genannten Prinzeſſin **Baſine** nieder, deren Taufe bis nach gehaltenem Kirchgange aufgeſchoben wurde. Alles war zur Taufhandlung ſchon längſt veranſtaltet, und die Perſon, welche Pathenſtelle verſehen ſollte, blieb ſo lange aus, daß die Königin höchſt ungeduldig wurde. **Fredegunde**, welche vermuthlich alles ſo veranſtaltet hatte, rieth der Königin, ihre Prinzeſſin ſelbſt aus der Taufe zu heben. Sie that es, und zu ihrem Unglück; denn, nach den damaligen Begriffen der Kirche, wurde die Gevatterſchaft als eine ſo nahe geiſtliche Verbindung angeſehen, daß ſie ſogar, gleich einer leiblichen Verwandſchaft, das Band der Ehe trennte.

Dies brachte **Fredegunde** dem Könige nach ſeiner Zurückkunft ſo gewiſſenhaft vor, daß dieſer, der ſich kein Gewiſſen daraus machte, Blutſchande, Ehebruch, ꝛc. ꝛc. zu begehen, auf einmal gar viele Gewiſſenszweifel bekam, welche ihn bewogen, **Audoveren** die Sache lebhaft vorzuſtellen und ihr den Rath zu geben, welchen ehemals der wackre Prinz Hamlet der ſchönen Ophelie gab, in ein Nonnenkloſter zu gehen. Dieſe that es nicht, aber die Königin that es. **Chilperich** affektirte viel Mitleid, ſchenkte ihr einige Ländereien, und beklagte öffentlich dieſe Trennung.

Doch ſogleich erreichte **Fredegunde** ihren Entzweck nicht, ſich als Königin und **Chilperichs** Gemahlin zu ſehen; denn dieſer

ſer lies um **Athanagilds** des Königs der Weſtgothen in Spanien zweite Tochter, deren Schweſter die ſchöne, ſchlaue **Brunehild**, die Gemahlin König **Siegberts**, war, werben, und erhielt ſie.

Galſuinde war ſo ſchön und tugendhaft, daß ſelbſt der Neid ihr nichts anhaben konnte, eine Sache, welche **Fredegunden** nur noch rachgieriger gegen die neue Königin machte. Sie kränkte die edle Dame ſo ſehr, daß dieſe ihren Gemahl bat, ſie wieder nach Spanien gehen zu laſſen. **Chilperich** ſuchte ſie zu beruhigen, und bat **Fredegunden** ihren Kränkungen ein wenig Einhalt zu thun. Dies brachte dieſe noch mehr auf, ſie befürchtete, ſie möchte zulezt die Liebe des Königs ihr ganz und gar entziehen, und ſann auf Rache, welche ſie auch bald ausübte; denn bald darauf fand man die Königin an einem Morgen tod im Bette.

Ueber den Leichnam der tugendhaften **Galſuinde** ſtieg die kühne **Fredegunde** auf den Thron.*) **Chilperich** erklärte ſie zu ſeiner Gemahlin, zur Königin von Soiſſons, und krönte nach erblaſter Tugend das Laſter.

Brunehild, um den Tod ihrer Schweſter zu rächen, brachte ihren Gemahl **Siegbert** und ſeinem Bruder **Guntram** gegen **Chilperich** in Waffen; allein die Abaren, welche ſich dieſe Unruhen zu nutze machten, fielen in Thüringen, die Longobarden, welche in Italien ein neues Reich geſtiftet hatten, in das Delphinat ein, und die Brüder mußten Friede machen, um ſich gegen die Feinde ihrer Reiche gemeinſchaftlich zu wenden.

Kaum waren dieſe Völker bezwungen, als durch **Brunehilds** Verhetzung die Brüder wieder aneinander geriethen. **Fredegunde** aber ſuchte dieſen Krieg zum Vortheil ihres Gemahls zu endigen. — Sie erkaufte zwei Wagehälſe, den einen durch Geld, den andern durch etwas mehr, **Siegbert** umzubringen.

---

*) Im Jahr 567.

Chilperich zog an der Spitze ſeiner Völker, ſeines Bruders Heere entgegen. Indeß beſchied die kluge **Fredegunde** zwei Brüder auf ihr Zimmer, welche ſich lange in den Kriegen der Franken, Sachſen und Thüringer herumgeſchlagen hatten, und wegen verſchiedener Unternehmungen als Wagehälſe der erſten Gattung bekannt waren. **Gozzo** und **Ratto** ſtellten ſich gegen Mitternacht, das war die beſtimmte Stunde, bei **Fredegunden** ein. Dieſe nahm all ihren Ernſt zuſammen, lies ihre Augen nicht minder reden, als ihre Lippen, und vereinte mit Anſtand eine gewiße, lockende Gefälligkeit, welche mehr fordert als giebt, und doch ſo angenehm iſt.

"Männer! — ſprach ſie — edle Krieger, deren Schwerd Wunden den Longobarden, und Narben den kühnen Sachſen ſchlug, eure Brüder ſind beim Heere, und Ihr nicht?"

Gozzo. Was half es uns, daß wir für den König fochten? Hat er unſre Dienſte belohnt?

Ratto. Nicht einmal ein Fähnlein Reuter hat er uns untergeordnet!

Fredegunde. Wollt Ihr Belohnung? königliche Belohnung für eine That, welche auszuführen, unterm Heere der König keine Männer wie Euch hat? Soll Euch der König allein den Sieg danken, und Euch zu Anführern über die Völker ſtellen?

Gozzo. Und welche That könnte uns dieſe Belohnung erwerben, da wir deren ſchon ſo viele vergebens vollbracht haben?

Fredegunde. Groſſe Thaten habt Ihr in der Feldſchlacht gethan, das iſt allbekannt, aber noch keine wie dieſe, zu welcher ich Euch ermuntern zu können wünſche.

Ratto. Und die wär?

Fredegunde. Siegbert muß ſterben! — — Wer wären die kühnen Männer, wenn Ihr ſie nicht ſeyn wollt, die es wagten, Siegbert mitten in ſeinem Lager nieder zu ſtoſen, die ſich auf ihr Schwerd verlaſſen könnten, wie Ihr, um ſich einen Rückweg zu hauen. Dies vermögen nur die fränkiſchen Helden, deren Namen das Heer mit Bewunderung nennt, Gozzo und Katto! die, welchen iezt ſchon das Blut in den Adern rollt, indem ich nur davon ſpreche. — Männer! Euer Anblick iſt ſchrecklich! Das Rollen Eurer Feueraugen, das Zucken Eurer Muskeln! ja! Gozzo und Katto wollen ihrem König dienen! und königlich ſey die Belohnung! …

Katto. Königin! wer gab dir dieſe redneriſche Allgewalt, die mein Innres empört, die mir die Hand zum Schwerde leitet, ohne daß ich ſelbſt weis, warum?

Fredegunde. Ich wuſte, daß Ihr Männer wart. Ich ſah voraus, daß Ihr die That unternehmen wolltet, und deswegen habe ich ſchon gethan, was Ihr erwarten könnt.

Gozzo. Was?

Fredegunde. Hier iſt Gold — Und als der König gieng, hinterlies er mir zwei leere Blätter mit ſeinem Namen, was ich drüber ſchreibe, gilt. Hier iſt ſein Name, und ſein Siegel. Die Blätter ſind ſchon beſchrieben. Ihr ſeyd beide Anführer der Völker. — Und Siegbert?

Gozzo. Stirbt! — Bei dieſem meinen Leben und jenem, jenſeits des Grabes. Hier lege ich meine Finger auf das Evangelium, und hier, aufs Kruzifix — Siegbert ſtirbt. Alle wackre Krieger ſollen meinen Namen mit Verachtung nennen, wenn ich mein Verſprechen nicht halte, meinen unverlezlichen Schwur breche. Siegbert ſtirbt!

Fredegunde. Und hier iſt Gold, und hier deine Charge. Vom Könige erwarte mehr, und den Namen: Befreier des Vaterlands, vom Volke. — Und du Katto?

Katto. Ich achte nicht Gold und Charge — ich habe nur einen Wunſch — erfülle ihn, und Siegbert ſtirbt!

Fredegunde. Der Wunſch?

Katto. Zu ruhen dieſe Nacht in deinen Armen. —

Fredegunde. Ich bin deines Königs Weib. Dieſen Wunſch kann ich nicht erfüllen.

Katto. So zieht Katto kein Schwerd.

Gozzo. Und Gozzo nicht, wenn nicht ſein Bruder mit ihm geht.

Fredegunde. Und Siegbert?

Gozzo. Stirbt nicht durch **uns**!

Fredegunde. Und das Vaterland?

Katto. Das Vaterland der Helden, iſt allenthalben. Jeder Boden iſt ein Land, wo Lorbeern für uns wachſen.

Gozzo. Hier iſt das Gold — und hier —

Fredegunde. Behalte, was du haſt. — Laß mich mit Katto lezt allein, und wenn er morgen zu dir kömmt, wird er dir ſagen, ob du dieſes, was ich dir gab, mir wieder geben ſollſt, oder nicht.

Gozzo gieng, und ſein Bruder blieb zurück. **Fredegunde** gieng mit ſtarken Schritten auf und ab. Endlich nahte ſie ſich dem kühnen Forderer.

Fredegunde. Du bleibſt bei deiner Forderung?

Katto. Wenn du bei der deinigen bleibſt.

Fredegunde. Meine Stimme iſt die Stimme deines Vaterlandes.

Katto. Fordert das **Vaterland durch dich** eine Aufopferung von mir, ſo fordre ich am **Vaterland durch dich** eine von dir. Ich liebe dich! Gefällt dir das Schwerd, ſo laß dir auch den Mann gefallen, der es führt. Dann biſt **du die** Retterin des Vaterlandes, und der errungene Preis in deinen Armen iſt **mein Lohn**.

Fredegunde. Stolzer Mann! ich bin deine Königin.

Katto. Liegt's an mir, daß **ich** nicht König bin?

Fredegunde. Du verdienteſt es zu ſeyn, aber das Schickſal wollte es nicht! Und, ſag, was hilft es dir, eine einzige Nacht in den Armen zu weilen, welche hernach **nie wieder dich** umſchlingen dürfen?

Katto. Wer weis, ob ich wieder zurück komme. Bedenke, daß Siegberts Leute auch Schwerder haben. Und wir nur unſrer Zwei, und dort Tauſende. Das Wageſtück iſt mehr werth, als du glaubſt — Und doch — es ſey darum; aber, laß mich nicht die Zeit verplaudern. Der Morgen kömmt ſchnell, und dein Zögern bringt mich und dich nicht weiter. Ich ſage es noch einmal: dieſe Nacht, bis der Morgen kömmt, in deinen Armen — und Siegbert ſtirbt, oder —

Fredegunde. Katto! was biſt du vor ein Mann! Und Liebe zu **mir**, wär würklich dein einziger Wunſch? deine Belohnung **allein** meine Gegenliebe?

Katto. Ganz allein!

Fredegunde. Auch dein iſt Gold und Charge — und Fredegunde iezt für dich ein **Weib**, ſo liebevoll, als für den Gemahl!

Katto. Und Siegbert ſtirbt! —

Die Sonne ſtund ſchon hoch, als **Katto** ſich aus **Fredegundens** Armen wand, dann eilte er zu **Gozzo.** Beide ſchwangen ſich auf ihre Streitroſſe, kamen zu Siegberts Lager, miſchten ſich unter ſeine Krieger, und unter ihren Dolchen verblutete der unglückliche König ſein Leben. — Der

Auflauf wurde allgemein. **Gozzo** und **Ratto** fochten mit ſchrecklicher Wuth, richteten eine fürchterliche Niederlage an, endlich aber erlagen ſie der Menge und ſtarben mit dem Schwerde in der Fauſt.

Im Lager entſtund eine Verwirrung. Die Völker giengen davon, **Chilperich** zerſtreute was er fand, und **Brunehild** wurde gefangen genommen, und nach **Rouen** in Verwahrung gebracht. Ihren fünfjährigen Sohn **Childebert** rettete **Gundobald** ein fränkiſcher Herzog, brachte ihn nach **Metz**, und lies ihn zum König von Auſtraſien ausrufen; worauf ihn **Guntram** nach **Burgund** zu ſich, und in ſeinen Schutz nahm.

Indeß eilte **Merovaus**, **Chilperichs** Kronprinz, nach ſeines Bruders Tode, nach **Rouen**, zur ſchönen **Brunehild**, welche ſchon längſt ſein Herz in Flammen geſezt hatte. **Brunehild** war damals ungefähr 28 Jahr alt, aber von ſo einnehmender und bezaubernder Schönheit, daß ein Biſchoff ſogar nicht Worte finden kann, ſie reizend genug zu ſchildern, wiewohl P. Daniel nicht glauben kann, daß dieſer Mann, welcher ſo in Enthuſiasmus von einem Weibe ſpricht, damals ſchon **Biſchoff** war.

Brunehild lies eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht ungenuzt verſtreichen, dieſen edeln Liebhaber zu feſſeln, und war gar nicht grauſam gegen ihn. **Prätextatus** Biſchoff von **Rouen** traute das liebende Paar, ein Aktus, welcher ihm nachher das Leben koſtete, denn **Fredegunde** lies ihn nach **Chilperichs** Tode, vor dem Altare ermorden. — **Chilperich** aber und **Fredegunde** hatten ſehr viel gegen dieſe liebevolle Allianz einzuwenden. **Merovâus** wurde in ein Kloſter geſteckt, entſprang aus demſelben, gieng zu ſeiner Gemahlin, welche unter der Zeit wieder losgelaſſen worden, und in ihrem Reiche war, nach Auſtraſien. Sie empfieng ihn voller Freude, aber die Stände des

Reichs litten nicht, daß er ſich hier aufhalten durfte. Er mußte fort, und irrte lange unbekannt in den Gegenden des Rheins umher, bis er entdeckt, und ermordet wurde.

Noch ſtund **Fredegundens** Abſichten **Chilperichs** iüngſter Prinz, **Klodwig** im Wege; aber er wurde auch ihrem Blutdurſte aufgeopfert; man beſchuldigte ihn, er habe ihre Kinder, welche eben an einer Seuche ſturben, vergiftet, und ſo wurde er auch hingerichtet. — Seine unglückliche Mutter, die verſtoſſene Königin **Audovera**, lies das Ungeheuer in weiblicher Geſtalt **Fredegunde**, umbringen, und die unſchuldige Prinzeſſin **Baſine** verunehren, und ins Kloſter ſtecken.

Fredegunde hatte ein Heer von Liebhabern, unter welchem ſich ſogar Biſchöffe befanden, und war zulezt, iemehr ſich ihr Herbſt nahte, immer freigebiger mit ihren Gunſtbezeugungen. Unter allen aber war ein Ritter ihres Hofs, ein gewiſſer **Landry**, ihr beſondrer Günſtling, und er war der

Mann, welcher das ausſchweifende Verlangen der Königin ganz zu erfüllen im Stande war. Deswegen hatte ſie ihn auch ſo lieb, als eine **Fredegunde** einen Mann lieb haben konnte.

Einſt wollte der König auf die Jagd reiten, gieng aber noch zuvor in Fredegundens Zimmer, und ſah ſie vor den Spiegel mit ihren Haaren beſchäftigt, welche in vielen Ringeln über ihre Schultern hinab rollten. Leiſe ſchlug er ſie mit ſeiner Reutgerte über die Schultern. **Fredegunde** glaubte den König auf der Jagd, meinte, es ſey ihr geliebter **Landry**, welcher mit ihr ſcherzte und ſagte, ohne ſich umzuſchauen:

"Freund! ein ehrlicher Rittersmann greift von vorn, und nicht von hinten-an!"

Der König verlies ſchweigend das Zimmer, und **Fredegunde** ſah, indem ſie ſich umſah, daß es der König war, welcher zur Thür hinaus gieng. — Sie ſah den König im Schloßhofe gedankenvoll umher gehen, und ahndete nichts Gutes. Kaum hatte **Chilperich** ſein Roß beſtiegen, und ritt mit dem Jagdzuge davon, als ſie nach **Landry** ſchickte, und ihm den ganzen Vorgang ſehr erſchrocken erzählte.

Landry. Was iſt zu thun?

Fredegunde. Der König wird ſeinen Argwohn einem aus ſeinem Gefolge mittheilen, und auf wen wird dieſer wohl ſtimmen, als auf Euch, auf den, von dem mein Herz ſo voll iſt, daß ich ihn allenthalben gegenwärtig glaube. Ach! Landry! meine Liebe zu dir hat mich verrathen. Mein Mund hat das Geheimniß dieſes Herzens entdeckt, welches für dich allein nur ſchlägt. — Man wird ſogleich auf Euch rathen, da man weis, wie oft Ihr bey mir ſeyd, und wie ſehr ich Euch meines Vertrauens würdige. Unſer beider Verderben iſt gewiß. Wir müßen zuvorkommen.

Landry. Wie?

Fre=

Fredegunde. Und du kannſt noch fragen, wie? — der König muß ſterben! dann gehört Fredegunde ihrem Landry ganz allein.

Landry. Aber — bedenkt! —

Fredegunde. Was iſt noch zu bedenken? Wollt Ihr warten, bis man uns hinrichtet, und dann erſt Euch rächen? Wir müßen zuvorkommen. Um unſer Leben zu retten, verliere der König das ſeinige. — Habt Ihr nicht Muth genug dazu? wahrlich! ſo liebt Ihr mich nicht, habt auch nie verdient, daß ich Euch liebte! — Ihr wißt nun ein gefährliches Geheimniß — glaubt Ihr nicht, daß um eine glückliche Nacht in meinen Armen, hundert andre bereit ſind, Euch und den König zu morden? — Wählt!

Landry. Und Fredegunde?.

Fredegunde. Von jezt an, die deinige ganz allein!

Landry. Der König ſtirbt!

Fredegunde. Die Belohnung hölſt du bei mir ungehindert nun, zu allen Stunden.

Landry ſchickte Mörder aus, der König wurde auf der Jagd überfallen und niedergeſtoſſen. *) Die Mörder flohen dann nach Auſtraſien, um das Volk glaubend zu machen, ſein König ſey auf Anſtiften der **Brunehild** ermordet worden.

Gleich nach der That floh **Fredegunde** nach Burgund, und wuſte durch ihre Reize **Chilperichs** Bruder, den König **Guntram**, ſo zu feſſeln, daß er ſie in Schutz nahm, und ihren Sohn, **Klotar** II. welcher damals 4 Monat alt war, zum König von Soiſſons ausrufen lies.

Die Kriege, welche wegen dieſes nachherigen Stammvaters aller merovingiſchen Könige entſtunden, gehören in die Geſchichte deſſelben.

---

*) Im Jahr 584.

Von **Fredegunden** haben wir noch zu ſagen, daß ſie oft ſelbſt die Armeen anführte, welche vor die Rechte ihres Sohnes gegen ihre unverſöhnliche Feindin, die Königin **Brunehild**, und die Soldaten ihres Sohns, **Cheribert** fochten.

Endlich ſtarb ſie im Jahr 597. Dreißig Jahr regierte **Fredegunde** unter ihres Gemahls und Sohnes Namen. Zwei Könige, zwei Prinzen, ~~zwei Königin~~nen, und viele groſſe Herren und Biſchöffe lies ſie umbringen, deren Tod ihre eigene Sicherheit, wie ſie glaubte, heiſchte. Zwei in eigener Perſon gewonnene Feldſchlachten, die Erhebung und Befeſtigung ihres Sohns auf dem Thron, ihre groſſen und ſchnellen Eroberungen, und ihr groſſer, ſich immer gleicher Geiſt, erhalten ihr Andenken in der Geſchichte, und würden ſogar ihre Schandthaten verdecken, wenn es für ſolche Laſter, wie die ihrigen waren, irgend eine undurchſichtige Hülle gäb. Zwar mochte der mörderiſche Genius ihres Zeitalters, viel zu ihren verabſcheuungswürdigen Thaten beitragen, aber doch wird dies allein nicht ihre Laſter, nicht ihre Schandthaten entſchuldigen, und ihr Karakter bleibt immer verabſcheuungswürdig!

XIV.

Nantilde.

Fredegundens Sohn, **Klotar II.** war nach dem Tode ſeiner Anverwandten und Gegner, Alleinbeherrſcher der damaligen franzöſiſchen Monarchie. Er war ſehr grauſam und vielen Laſtern ergeben, weil er aber die Klöſter reichlich bedachte,*) ſo loben ihn die Mönche, wie gewöhnlich, und ſagen, er ſey ein ſehr gottesfürchtiger, wohlthätiger, gelehrter und vortreflicher König geweſen. Er ſtarb,**) 45 Jahr alt, und hinterlies zwei Söhne, **Dagobert II.** und **Aribert.*****)

---

*) Er wird eccleſiarum et ſacerdotum magnus munerator genannt. S. Meuſels Geſch. von Frankreich. 1 B. S. 112.

**) Im Jahr 628. — Er kam zur alleinigen Regierung 613. Und aus voriger Geſchichte der Fredegunde wiſſen die Leſer, daß er kaum einige Monat alt ſchon zum König ſeines väterlichen Reichs ausgeruffen wurde.

***) Einige nennen ihn auch Charibert.

Dieſem Bruder trat **Dagobert** einen Theil von Aquitanien ab; er hätte wohl mehr in der Theilung fordern können, er liebte aber den Frieden, begnügte ſich mit ſeinem Lande, ſchrieb ſich König von Aquitanien, und hielt ſich oft am Hofe ſeines Bruders mit den friedlichſten Geſinnungen auf.

Beide liebten, dem damaligen Geſchmack gemäs, die Jagd, auf welcher ſie ſich oft ergözten.

Einſt hatten ſie ſich verritten, wurden von brennendem Durſte gequält, und ritten in ein Thal hinab, wo ſie eine Quelle anzutreffen hoften. Sie fanden in einer romantiſchen Gegend wirklich was ſie ſuchten, und unter einer künſtlich geſezten Reihe Bäume wurden ſie ein einſames Haus gewahr, das ſie, wegen eines auf demſelben errichteten Kreuzes, ſo gleich für ein Kloſter erkannten. Sie folgten der Mauer, welche es umgab, fanden ein offnes Pförtchen, banden ihre Roſſe an, und giengen in den ſehr angenehmen Garten, in welchen das Pförtchen führte. Es fieng ſchon an zu dunkeln, und ſie wollten eben wieder davon gehen, als ſie in einer bedeckten Allee Fußtritte rauſchen hörten, und endlich von einer melodiſchen Stimme folgenden Geſang vernahmen:

Wie lange muß ich noch
Die ſchweren Ketten tragen!
Ach! dürfte ich ſie doch
Einmal zu brechen wagen! —
Wann nimmſt du Freiheit mich,
In deinen goldnen Schoos?
Und ach! wann werde ich
Einſt meines Zwanges los?

Der Frühlingstraum entflieht
Auf rauſchendem Gefieder,
Und dieſe Wange glüht,
Wie jezo, nimmer wieder!
Man träumt ihn nur einmal,
Des Lenzes Wonnetraum!
So flieht der Sonne Strahl
Schnell, und man merkt es kaum!

Die Welle eilt dahin,
Und niemals kömmt ſie wieder!
Sie wälzt durch junges Grün
Vom Hügel ſich hernieder.

Wie ſchnell rollt Well' und Zeit,
Nur wieder kehrt ſie nicht! —
Wer weis ob Fröhlichkeit
Je meine Feſſeln bricht!

Ach, immer werde ich
Die ſchweren Ketten tragen!
Wo wär ein Menſch, der mich
Zu retten könnte wagen?
Nie reicht die Freiheit mir
Sanft ihre Roſenhand,
Auf ewig klag ich hier,
Einſam und unbekannt!

Der Tod wird nur allein
Die ſchweren Ketten brechen!
Nur dieſer Hoffnungsſchein
Darf Kloſternacht durchbrechen.
Der Tod nimmt Feſſeln ab,
Mit mehr als Menſchenmacht,
Erquickt im kühlen Grab,
Streut Licht auf finſtre Nacht!

die Sängerin ſeufzte, und eine andre weibliche Stimme ſprach:

"Es iſt wahr, Euer Zuſtand iſt bemitleidenswerth! und der Zwang macht Eure Lage noch ſchrecklicher. Aber, es iſt unmöglich Euch derſelben zu entreiſſen! wer wollte ſo etwas wagen? beruhigt Euch alſo ſo gut Ihr könnt, liebe **Nantilde**, und hemmt Eure Klagen."

Die Leſer wiſſen alſo, daß die Sängerin **Nantilde** hies, und ich werde denſelben alſo auch den Namen ihrer Freundin nicht länger vorenthalten. Sie hies: **Gertrud** — Das Geſpräch wurde fortgeführt.

Nantilde. Ich mich beruhigen? das iſt unmöglich! — Verhaßt iſt mir das Joch und der Zwang, der es mir auflegte.

Gertrud. Tragt mit Geduld dies Joch, und es wird Euch bald leichter ſcheinen.

Nantilde. Unmöglich! — Ich fühle die Schwere der laſtenden Ketten nur allzuſehr!

Gertrud. Euer Loos war das Loos ſchon vieler in der Welt. — Gewohnheit leichtert auch Feſſeln.

Nantilde. Nichts, nichts erleichtert mir die Ketten, die ich verabſcheue!

Gertrud. Eure Gelübde —

Mantilde. Es wurde mir abgezwungen, und wenn ich es breche, kann mich der Himmel nicht beſtrafen.

Gertrud. Was wollt Ihr thun?

Mantilde. Das weiß ich ſelbſt noch nicht! Ach! könnte ich mich nur unſerm Könige nahen, ihm mein Unglück ſchildern — er iſt gerecht, er würde mich hören und retten!

Dagobert nahte ſich den Schönen, welche eben, als ſie die **Aebtiſſin** kommen ſahen, in einen Seitengang einbogen. Der König, welcher iezt hervortrat, hielt die verſchleierte **Aebtiſſin** für die Nonne, welche gewünſcht hatte, ihn zu ſprechen, ohne zu wiſſen, daß er ihr ſo nahe war, und ſagte zu ihr:

"Wie? Ihr ſeyd beſtürzt, da Euer Wunſch Euch erfüllt wird? — Meinen Beiſtand, alles was ich habe, biete ich Euch an —"

"Wer Ihr auch ſeyd, — antwortete die **Aebtiſſin** gelaſſen, — wie könnt Ihr es wagen, einen heiligen Ort, den Ort der auserwählten Himmelsbräute zu entheiligen? Werdet Ihr nicht ſchaamroth über Euer Verbrechen? Geht! und laßt die Kinder Gottes in Ruh.

Jezt merkte der König wohl, daß es nicht die rechte Perſon war, mit welcher er zu ſprechen glaubte, und wurde nicht wenig verlegen. Dadurch bekam die Aebtiſſin Muth, und fragte mit befehlender Stimme:

"Wer ſeyd ihr?"

Dagobert war nicht gewohnt in ſolchem Tone mit ſich reden zu hören, er antwortete alſo in ſeiner eigentlichen Art zu ſprechen, etwas ſtolz:

"Ich bin ein Menſch! Ich habe vielerlei Urſachen Euch nicht zu ſagen, **wer** ich bin. Ich hielt Euch vor iemand, der Ihr nicht ſeyd, und es liegt mir wenig daran, zu wiſſen, **wer Ihr** ſeyd. Jederman, **wie ich**, hat Zutritt, wohin er ihn haben **will**; und wenn das auch nicht wär, ſo würde iene **offne** Gartenthür doch keiner Seele den Eingang erſchweren. Verwahrt die Zugänge beſſer, iſt mein wohlmeinender Rath."

Die Aebtiſſin merkte wohl, daß es ein groſſer Herr war, welcher mit ihr ſprach; ſie zog daher gelindere Saiten auf, und ſagte:

"Verwundert Euch nicht, daß ich betroffen war, eine Mannesperſon hier zu ſehen; wenn die ſtrafbare Unachtſamkeit der Pförtnerin Euch freien Eingang verſtattete, ſoll ich deshalb als das Haupt unſrer furchtſamen Gemeine, die ich vor alles ſtehen muß, ſchweigen, wenn eine ungewöhnliche Erſcheinung mir zu reden gebietet?"

Der König merkte iezt, daß er mit der Aebtiſſin ſprach, nahm einen gefälligern Ton an, und ſagte:

"Ihr ſprecht mit **Dagobert** Euerm Könige!"

Die Aebtiſſin wollte ſich vor ihm niederwerfen, er lies es aber nicht zu, und erkundigte ſich nach der Geſchichte einer ihrer Kloſterjungfern, welche, wie er gehört hatte, **Mantilde** hies.

"Sie iſt, antwortete die **Aebtiſſin**, aus einem vornehmen Geſchlechte des Landes, und wurde von ihrer Familie gezwungen, den Schleier anzunehmen, damit ihre ältere Schweſter im Beſitz eines gröſſern Vermögens, da ſie keine einzige von **Nantildens** Schönheiten beſizt, eine gute Heurath thun möchte."

"Das war's, was ich wiſſen wollte," ſagte der König, wünſchte der heiligen Frau wohl zu ruhen, welche ihn und ſeinen Bruder bis zur Pforte begleitete, wo ſie ſich aufſezten, durch ihre Jagdhörner etliche von ihrem zerſtreuten Gefolge ſammelten, und auf der Burg eines Vaſallen, nicht weit vom Kloſter, übernachteten.

Den folgenden Morgen ritt der König mit ſeinem Bruder nach dem Kloſter, und begehrte **Nantilden** zu ſehen.

Sie kam, ſchön wie Aurore aus falben Wolken, hinter ihren dunkeln Gittern hervor. Kaum 19 Sommer alt war **Nantilde**; ein ſanftes Roth verbreitete ſich über ihre Wangen, und ſittſam ſchlug ſie ihre groſſen, himmelblauen Augen nieder.

"Ihr habt Euch geſtern, — ſagte endlich **Dagobert**, welcher ganz entzückt lange Zeit kein Wort ſprechen konnte, — gewünſcht den König zu ſprechen — hier ſteht er. Ich hörte, was Ihr von Zwang und Ketten mit ſo einer melodiſchen Stimme ſangt, ich hörte Euern Wunſch, aus dieſen Mauern zu kommen. — Er iſt Euch gewährt. Ich biete Euch eine Stelle unter den Frauenzimmern meines Hofs einſtweilen an, bis ich auf andre Art für Euch ſorgen kann. — Wollt Ihr mit mir gehen?"

Nantilde konnte kein Wort ſprechen, küßte die Hand des Königs und benezte ſie mit Thränen der Freude.

Aribert ſchaute dieſer Szene zu, ohne ein Wort zu ſprechen, ſpührte den ſtärkern Schlag ſeines Herzens, und geſtund ſich: ich liebe dieſes reizende Mädchen!

Die verhaßten Kleider wurden **Nantilden** abgenommen, ſie ſchmückte ſich, und im Triumph führte **Dagobert** ſie nach **Paris**.

Schon war **Aribert** im Begriff ſeinem Bruder ſeine Liebe zu **Nantilden** zu geſtehen, als **Dagobert** ihn zum Vertrauten des Geheimnißes machte, daß er **Nantilden** liebe, und ſich mit ihr vermählen wolle.

Aribert verlies ſogleich unter einem andern Vorwande den Hof, und vergrub ſich lange Zeit in eine düſtre Einöde, nahe bei ſeinem Schloſſe, wo er die unglückliche Leidenſchaft für **Nantilden** aus ſeinem Herzen zu verbannen ſuchte.

Dagobert bot **Nantilden** ſeine Hand, dieſe — nahm ſie an, und er vermählte ſich mit ihr zu **Rumilly**, einem Luſtſchloſſe bei **Paris**.*) — Der König liebte dieſe Dame me mehr als alle ſeine Weiber, und ſie behielt beinahe immer die unumſchränkte Herrſchaft über ſein Herz.

---

*) Im Jahr 628. — Obgleich der König auſſer Nantilden noch zwei Gemahlinnen nächſt ihr, zugleich alſo drei Weiber hatte, wovon die leztern, Wulſegunde und Berchilde hieſen, ſo blieb Nantilde

Indeſſen mußte der König einen Zug nach Auſtraſien thun. Hier ſtahl ihm eine Schöne ſein leicht verwahrtes Herz, ſie hies **Ragnetrude**, und er zeugte einen Sohn mit ihr, welcher unter dem Namen des **Heil. Siegbert** in der Folge ſo berühmt wurde.

Als **Nantilde** dies erfuhr, wurde ſie ſehr traurig, und glaubte ganz gewiß ihrer Verſtoſſung nahe zu ſeyn. — In dieſer Lage traf **Aribert** ſie an, welcher nur umſonſt wähnte, ganz geheilt zu ſeyn, denn

kaum

---

tilde doch immer ſeine liebſte Gemahlin, beſas auch die gröſte Macht unter denſelben. — Seine erſte Gemahlin, Gontrude, hatte Dagobert, unterm Vorwande der Unfruchtbarkeit, verſtoſſen, noch ehe er ſich mit Nantilden vermählte. S. Meuſels Geſchichte von Frankr. 1. B. S. 114.

kaum ſah er ſie, als die Liebe ſich ſeiner ſogleich wieder bemächtigte.

Nantilde merkte ſeine Zerſtreuung und ſeine Schwermuth nur allzubald. Sie ſelbſt litt iezt an dieſer Krankheit, und Menſchen, welche einerlei Schickſal zu haben glauben, finden ſich ſo ſehr für ein ander geſtimmt, daß ſie ſich leicht ihr gegenſeitiges Vertrauen ſchenken.

Sie machte ihn zum Vertrauten ihres Kummers, und **Aribert** wagte es, ihr das Geheimniß ſeines Herzens zu entdecken. Die Königin ſeufzte und antwortete ihm nicht.

Aribert. Wär mir das Glück beſchieden geweſen, Euch die Meinige nennen zu dürfen, ich würde Euch nie Gelegenheit gegeben haben, über mich zu ſeufzen. — Doch, das Schickſal führte Euch in meines Bruders Arme, und ich kann Eure Thränen nicht trocknen. Ich leide zwiefach, daß Ihr leiden müßt.

Nantilde. Und wenn der König mich verſtößt?

Ari=

Aribert. Dann wär Aribert vielleicht ſo glücklich, daß Ihr ſeinen Schutz annähmt! Wie freudig würden dieſe offnen Arme Euch empfangen! Und an ſein Herz drückte Aribert das ſchönſte Kleinod ſeiner Wünſche, als Schuzherr und Gemahl!

Nantilde. Ach! — Aribert! —.

Aribert. Königin — was wünſcht Ihr iezt?

Nantilde. Daß Dagobert mir ſeine Liebe wieder ſchenkte, und Aribert, der edle **Bruder meines Gemahls, mein Freund blieb.**

Aribert. Nur **Freund?**

Nantilde. Aribert wird nie **mehr** verlangen, als ihm Nantilde geben **kann** und **darf.** Freundſchaft iſt iezt das einzige Gut, das ich verſchenken kann.

So eben kam die Botſchaft, der König ſey kaum noch eine Tagereiſe von Paris entfernt, und die ſchöne **Ragnetrude** folge ihm.

Aribert ſah ſtillſchweigend vor ſich hin, und **Nantilde** ſuchte mit thränenden Augen ſeine Blicke. Endlich ermannte ſie ſich und redete den verſtummten König an.

Nantilde. Wird Aribert des Königs Ankunft wohl erwarten?

Aribert. Ja! — Und warum nicht? — Glaubt Nantilde etwa, der König werde eiferſüchtig ſeyn, mich hier zu finden? — Gewiß, er wird es nicht ſeyn, da er **Ragnetruden** mit ſich führt.

Nantilde. Grauſamer! das zu wiederholen! — Nein! nein! Dagobert liebet mich nicht mehr! —

Aribert. Ich nehme mein Verſprechen nicht zurück. Und wenn Nantilde mir auch nichts, als ihre Freundſchaft ſchenken will, ſo werde ich doch nie aufhören, ſie zu lieben.

Er gieng und lies **Nantilden** von tauſend Zweifeln durchbebt zurück.

Dagobert hielt zu **Paris** einen glänzenden Einzug, und **Ragnetrude**, ſchön wie Zithere, ſtolz wie Juno, blähte ſich im

Prachtgewande, an ſeiner Seite. — Im einfachen Gewande, keinen Schmuck an ſich, als den, den ihre Schönheit ihr lieh, gieng **Nantilde** zitternd dem Könige entgegen. Der König empfieng ſie zwar dem Anſcheine nach ſehr zärtlich, doch merkte **Nantilde** nur allzuwohl, daß ſeine Zärtlichkeit ihm nicht recht von Herzen kam; und wirklich hatte auch **Ragnetrude** in ſeinem Herzen durch die Geburt eines Sohnes einen groſſen Vorzug bekommen, weil es bisher ſein ſehnlichſter, noch immer unerfüllter Wunſch geweſen war, einen Reichserben zu erhalten.

Nantilde konnte ihre Traurigkeit nicht verbergen, und **Aribert** wurde wieder der Vertraute ihres Kummers. — Er ſuchte ſie zu tröſten, ſtellte ihr ſich ſelbſt zum Muſter vor, und ſagte ihr ſo viel von ſeiner Liebe, von ſeiner Zärtlichkeit vor, daß ſie beinahe ſchon entſchloſſen war, den Hof **Dagoberts** zu verlaſſen, und dem Geliebten nach Aquitanien zu folgen. — Sie überließ ſich jezt ganz ihren dankbaren Empfindungen, und

Aribert erndete den ſüſſen Sold der Minne in Nantildens Armen ungeſtöhrt.

Auf einmal fiel es Dagoberten ein, Nantilden wieder liebenswürdig zu finden. Dies veränderte Ariberts glückliche Szene. Die Königin bereute ihren Fehltritt, und bat Aribert, auf einige Zeit den Hof zu verlaſſen, damit ſie ſich nicht etwa verriethen, und unglücklich machten.

Traurig erfüllte Aribert Nantildens Bitte, gieng nach Aquitanien, und vermählte ſich. Er ſtarb bald darauf, *) und hinterlies einen einzigen iungen Prinzen, Chilperich genannt, welcher aber, wie man ſagt, durch mörderiſche Fäuſte ſeinem Vater bald nachgeſchickt wurde.

Nantilde kam mit einem Prinzen nieder, welcher Klodwig genannt wurde, und nach ſeines Vaters Tode zur Regierung kam.

Dagobert ſtarb acht Jahr nach ſeinem Bruder Aribert, und Nantilde genoß

---

*) Im Jahr 630.

noß als Wittwe Liebe und Hochachtung ihres Volks und der Groſſen des Reichs. Auch hatte ſie bei der Vormundſchaft ihres Sohnes ſehr viel Anſehen, weil man dieſe Dame wegen ihres Verſtandes allgemein ſchäzte. Das Jahr ihres Todes iſt ungewiß. Vermuthlich hat ſie ſich, als der Winter ihrer Jahre kam, und ihr Sohn Regent wurde, in das Kloſter willig zurück begeben, wo ſie ehemals ſo ungern ſchmachtete, und hat daſelbſt ihr Ende erwartet, von welchem der Jungfernzwinger keinen Schaden gehabt haben wird, weil ſterbende Königinnen, beſonders in der damaligen Zeit, die Klöſter vor ihrem Ende immer reichlich beſchenkten.

Skizzen

aus dem

Leben galanter Damen.

4869

Ein Beitrag
zur Kenntniß
weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen,
und Kunſtgriffe der vorigen Jahrhunderte.

Nil medium eſt. Sunt qui nolint tetigiſſe, niſi illas,
Quarum ſubſuta talos tegat inſtita veſte:
Contra, alius nullam, niſi olenti in fornice,
ſtantem.

HORAT.

Zweite Sammlung.

Biblioth. Universitatis Lipsiensis 1894

Regensburg,
in der Montagiſchen Buchhandlung.
1790.

Vorrede.

Ich weiß wohl, daß ich Urſache habe, mich bei den Herren Recenſenten für ihre gütigen Urtheile über die Erſte, in voriger Oſtermeſſe, erſchienene Sammlung dieſer Skizzen, zu bedanken; aber es thut mir leid, daß ſie mir nicht den Gefallen gethan haben, meine Bitte in jener Vorrede anzunehmen, und mir zu ſagen: welche von den verſchiedenen Behandlungsarten, die beſte war, mit welcher ich das Leben verſchiedener Damen den Leſern vorlegte? Ich hätte dann bei dieſer zweiten Sammlung, mich darnach richten können.

Da das nun nicht geſchehen iſt, ſo habe ich nichts weiter thun können, als der

Verſchiedenheit in Erzählung des Lebens galanter Damen, wieder, wie in der Erſten Sammlung, zu folgen.

Die Leſer nicht mit Ankaufung der Erſten Sammlung zu geniren, wenn ſie blos die zweite Sammlung haben möchten, iſt dieſelbe auch mit dem beſondern Titel:

Gallerie galanter Damen,

abgedrukt worden, iſt aber übrigens, mit gegenwärtiger Sammlung, ganz gleichlautend, und ohne Veränderung.

Daß dieſer Theil Skizzen nur das Leben von ſechs (eigentlich, ſieben,) Damen enthält, und daß derſelbe folglich nicht ſo ſtark, als der vorhergehende iſt, daran iſt die verunglükte Ankunft zweier Bücher aus Venedig ſchuld, auf welche von mir zu Erzählung der Fata von acht italieniſchen und ſpaniſchen Favorittinnen groſſer Herren und der ſchönen Göttin der Liebe, gerechnet worden. — Nach einer neuen Verſchreibung der italieniſchen Bücher, auf dieſelben zum Behuf dieſer zweiten Sammlung zu warten, iſt die Zeit zu kurz, da das Manuſkript ohnehin ſpäter als es geſchehen ſollte, in die Drukerei kömmt. Der Umſtand iſt verdrüßlich, aber den Bücherſchiffbruch ungeſchehen zu machen; ſtund nicht in meiner Macht.

Vielleicht nehmen es die Leſer nicht übel, wenn ich denſelben nach Ankunft jener Bücher, die Geſchichten der quäſtionirten Damen, beſonders, oder in einer dritten Sammlung, preis gebe. —

Das Leben beider Königinnen von Neapel, habe ich auch diesmal wieder zurükbehalten, weil ich mich durchaus nicht gern von einer falſchen Seite beurtheilt wißen möchte, welches bei Mittheilung derſelben,

ſelben leicht geſchehen könnte. Wer die Geſchichten dieſer beiden Johannen kennt, der wird wohl fühlen und einſehen, wie gar leicht, ich und meine Feder kompromittirt werden könnten; da die Rezenſenten ſich nicht auf meine Aeuſſerung darüber, in der Vorrede zu der Erſten Sammlung, erklärt haben.

Irren iſt menſchlich, und fehlt's wo, ſo bitte ich um Nachſicht. E. am 20. Februar 1790.

Namen Verzeichniß
der Damen
aus deren Leben in dieſer zweiten Sammlung, Skizzen geliefert worden ſind.

Seite

I. Katharina von Sandoval und Johanna von Portugall . . . 1

(lebten unter König Heinrich dem Unvermögenden, deßen Gemahlin die leztere, war im XV. Jahrhundert, in Kaſtilien.)

II. Iſabella von Arragonien . . . 77

(lebte im XV. Jahrhundert, in Italien.)

III. Anna Boulen . . . 91

(nachherige Gemahlin Heinrichs VIII. Königs in England, lebte im XVI. Jahrhundert.)

IV. Gråfin von Salisbury . . . 99

(lebte unter König Eduard III. in England, im XIV. Jahrhundert.)

V. Fran-

Seite

V. Franziska von Foix, Gräfin von Chateau-Briant . . 133
(lebte im XVI. Jahrhundert, unter König Franz I. in Frankreich.)

VI. Julie Farneſe . . 175
(lebte unter Papſt Alexander VI. im XV. Jahrhundert, in Italien.)

Inhalt.

Seite

I. Katharina von Sandoval und Johanna von Portugall . 1

(lebten unter König Heinrich dem Unvermögenden, deßen Gemahlin die leztere, war im XV. Jahrhundert, in Kaſtilien.)

II. Iſabella von Arragonien . 77

(lebte im XV. Jahrhundert in Italien.)

III. Anna Boulen . . 91

(nachherige Gemahlin Heinrichs VIII. Königs in England, lebte im XVI. Jahrhundert.)

IV. Gräfin von Salisbury . 99

(lebte unter König Eduard III. in England im XIV. Jahrhundert.)

V. Fran-

Seite

V. Franziska von Foix, Gräfin von Chateau-Briant . . 133

(lebte im XVI. Jahrhundert unter König Franz I. in Frankreich.)

VI. Julie Farneſe . . 175

(lebte unter Papſt Alexander VI. im XV. Jahrhundert, in Italien.)

(S. übrigens die Vorrede zu der zweiten Sammlung der Skizzen aus dem Leben galanter Damen.)

Katharina von Sandoval,

und

Johanna von Portugall.

Die Heurath König **Heinrichs** IV. *) in Kaſtilien mit der Prinzeſſin **Blanka** von Navarra, war von dem Pabſt **Nikolaus** V. für ungültig erklärt worden, und um das Gerücht von ſeinem Unvermögen, welches ihm ſogar ſeinen Beinamen gab, zu widerlegen, vermählte ſich der König zum zweitenmal mit der Prinzeſſin **Johanna** von Portugall, einer der ſchönſten Damen, ſeit es ſchöne Weiber gegeben hat.

Der König lies ſeine Braut mit groſſem Gepränge nach **Leon** führen, wo der Erzbiſchof von Sevilien den ganzen Hof auf das prächtigſte traktirte.

Nach der Tafel wurde jeder Dame ein Ring gereicht, mit dem Bedeuten, ihm denjenigen

---

*) Er trat im Jahr 1454. ſeine Regierung an.

jenigen zu überreichen, welchen ſie hochſchäzte. Die neuvermählte **Königin** war ſo galant, ihren erhaltenen Ring ihrem Gemahle dem **Könige** zu präſentiren, welcher aber erklärte, daß er nicht mit gerechnet ſeyn wolle. Die **Königin** überreichte ihn alſo dem damaligen Günſtlinge des Königs: **Bertrand de la Kueva, Grafen von Ledesma.**

Die Herren des Hofes ſahen dies nicht mit gleichgültigen Augen an, denn ein jeder unter ihnen, hielt ſich dieſes Geſchenks würdig. Man zuckte die Achſeln, man lispelte ſich etwas über den Geſchmak der Königin zu, und je mehr mancher lächelte, deſto ſtärker grollte er innerlich. — Wie das nun ſo bei ſolchen Hofmeteoren zu gehen pflegt!

Der **König** ſchien ſelbſt eiferſüchtig zu ſeyn, nicht über ſeine Gemahlin, aber über die ſchöne **Katharina von Sandoval;** welche ihren Ring einem gewiſſen **Alfonſo von Kordua** mit unendlich viel Ausdruk gab.

Alfonſo war ein junger Mann, welcher mehr Ahnen als Goldſtücke aufzuweiſen hatte, welches ihn zwang in Hofdienſte zu gehen und ſein Glük auf dieſem ſchlüpfrigen Wege zu ſuchen. Niemand konnte ihm Herz und Muth, niemand ausgeſuchte Galanterie gegen die Damen abſprechen, aber das Gegentheil erfuhr das männliche Geſchlecht, welches von ſeinem Stolze vollkommen überzeugt war. Auch ſoll er oft an ſo ſonderbaren Phantaſien krank gelegen haben, welche auch zuweilen der romantiſchſten Einbildungskraft eines Dichters, Ehre gemacht haben würden.

Er warf ſeine Augen auf eine der ſchönſten Damen des Hofes, deren Verſtand ihre Schönheit weit übertraf. Dieſe war **Katharina von Sandoval.** Dieſe Dame, welche ſelbſt einen Xenokrat hätte empfindſam machen, und einem Kato ſeine Prinzipia hätte vergeſſen lernen können, lies ſich die feurigen Huldigungen des artigen **Alfonſo** wohlgefallen. Aber die Gleichheit ihrer Vermögensumſtände, lies ſie an keine nähere Verbindung denken, wenn ſie ſich nicht ſelbſt unglüklich hätten machen wollen.

Katharina, eben ſo grosmüthig als ſchön, beſchloß, um ihren Liebhaber von der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen zu überzeugen, ihn glüklich zu ſehen, und durch eine grosmüthige Aufopferung, ihres Geliebten Vermögensumſtände zu verbeſſern. Sie wählte dazu das Projekt ſeiner Verbindung mit der jungen **Gräfin von Etienne**, der einzigen Tochter und reichen Erbin des unglücklichen **Don Alvaro de Luna**, welcher ſein Leben unter König Johann II. verblutete. Die **Gräfin** war die Buſenfreundin unſerer grosmüthigen **Katharina**, und ſtand unter der Vormundſchaft des **Don Juan de Luna** ihres Vaters Bruders.

Es bedurfte keiner groſſen Zuredung bei der jungen **Gräfin**, die Wünſche ihrer Freundin zu erfüllen, weil **Alfonſo** ihr ſchon längſt gefallen hatte, und der Herr Vormund, war ſo willig, einem armen Kavalier durch dieſe Parthie auf die Beine zu helfen, daß er ſelbſt mit ihm darüber ſprach.

Alfonſo befand ſich in nicht geringer Verlegenheit. Er ſah die ſchöne Ausſicht ſein Glück zu machen, vor ſich, ſah, daß er zeitlebens unabhängig leben konnte, ſich nicht an die Launen eines Miniſters zu ſchmiegen, und nach dem Willen der Hofleute, weiß ſchwarz, und ſchwarz weiß, gegen ſeine Ueberzeugung, zu nennen brauchte, wenn er dieſen Schritt thät, welcher ihm eine ſchöne Gattin mit allen ihren Reichthümern verſicherte. Doch dieſer Entſchluß muſte mit Entſagung ſeiner Liebe zu Katharinen geſchehen, und dieſer Gedanke vergällte ihm alle die Freuden, welche ſeiner harrten. Die Empfindungen der Liebe überwogen die Betrachtungen ſeines Glücks — ſein Entſchluß war gefaßt: er entſagte all den glänzenden Hoffnungen, aber nicht ſeiner Liebe zu Katharinen.

Die junge Gräfin, welche bereit war Hand und Herz an **Alfonſo** zu verſchenken, konnte es nicht gleichgültig mit anſehen, daß er ſich weigerte ein ſo köſtliches Geſchenk anzunehmen, ſie äuſſerte ihre Empfindlichkeit nur allzudeutlich, beſonders gegen Katharinen, welche ſie für die Urſache des Betragens Alfonſo's, und ihre Bewerbungen nur für Proben hielt, ſich der Liebe ihres Geliebten ganz zu verſichern.

Don Juan, der Onkel der Gräfin, kam hierüber in keine geringe Verlegenheit, weil er befürchtete, der König möchte den Freiersmann für den Sohn ſeines Feindes, des **Marquis de Villena**, abgeben, und eine Heurat ſtiften, an deren Exiſtenz nur zu denken, ſich ſchon ſein Inneres empörte. Die junge Gräfin führte ihn auf den Quell der Abneigung gegen eine Heurat von Alfonſo's Seite, zurük. **Don Juan**, um ſeinen Plan nicht vereitelt zu ſehen, beſchloß ſogleich dieſes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und that Katharinen ſelbſt Henratsanträge.

Katharinens Antwort war ſchwankend, doch ſo, daß **Don Juan** ſich mit der Hoffnung liebkoſen zu können glaubte, beide Henraten würden gewiß noch vollzogen werden.

Je ſtärker man an ſeinem Glücke arbeitet, je eifriger man ſich bemüht, es durch die Vermählung mit der Gräſin zu befeſtigen, um ſo mehr hält ſich **Alfonſo** für unglücklich. Je mehr ihn die grosmüthigſte ſeiner Freundinnen ermahnt, nicht die Gelegenheit zu verſcherzen, einer der reichſten Edelleute der Monarchie zu werden, je mehr verachtet er den Reichthum: ja, er überhäuft ſeine Freundin noch mit Vorwürfen, und giebt ihr die gröſte Kaltſinnigkeit ſchuld, da ſie ihn zu verlieren, und ſeiner Liebe zu entſagen, ſich entſchlieſſen könne. Er ſchwört ihr, daß er nie aufhören könne, ſie zu lieben, daß ſein Herz ewig nur für ſie ſchlagen werde, und vermeidet, ſo viel er kann,

in

in Geſellſchaft der Gräfin, oder ihres Onkels zu ſeyn.

Dieſe zärtliche Aufmerkſamkeit konnte Katharinen nicht mißfallen, ihre Liebe gegen den Geliebten wurde ſtärker, und ſie würde vielleicht den Vorſatz ihn an eine andere Dame zu verheuraten, ganz und gar aufgegeben haben, hätten ſich nicht die Konſtellationen geändert.

Der **König** hatte, wie allgemein bekannt iſt, gewiſſer phyſikaliſchen Umſtände wegen, den Beinamen: der **Unvermögende** bekommen, aber es war ihm an demſelben nichts gelegen; er war daher nicht allein damit zufrieden, die Eheſcheidung von ſeiner erſten Gemahlin in **Rom** bewürkt zu haben, um ſich zum zweytenmale zu vermählen, wie wir gehört haben, ſondern er kapriſirte ſich auch für den Gedanken, daß er ſeinen Beinamen leicht verlieren würde, wenn er ſich der Artigkeit und Galanterie für eine deklarirte Maitreſſe ſchuldig machte. Zu dem Gegengenſtande dieſer Liebe und Politik, wählte er die ſchöne **Katharina von Sandoval**, welche ſeine redneriſchen Zärtlichkeiten geduldig anhörte, in der Hoffnung, durch ihren Einfluß, Alfonſo's Glück befeſtigen zu können.

Der Grosmeiſter von St. Jakob ſtarb. **Katharina** bat den König dieſe Stelle **Alfonſo** zu geben, er verſprach es ihr, ſein Liebling **Bertrand von Rueva** aber, hatte nicht Luſt dieſe Würde und ihr Einkommen, in fremden Händen zu wiſſen, und wuſte es ſo zu karten, daß er ſie ſelbſt bekam.

Alfonſo war nicht über das ihm entzogene Glück in Verlegenheit, aber die Gefälligkeit ſeiner Geliebten gegen den König, brachte ihn beinahe zur Verzweiflung. Er machte ihr Vorwürfe, er beſchuldigte ſie der Untreue, und quälte ſie mit den auffallendſten Beweiſen ſeiner verliebten Eiferſucht.

Indeſſen hielt der junge Marquis **de Villena** öffentlich um die **Gräfin von**

Etienne an. Der **König** würde ſich ſogleich für dieſe Heurat intereſſirt haben, hätte nicht **Katharina** blos aus Intereſſe für **Alfonſo** und ſein Glük, Mittel gefunden, den **König** abzuhalten ſich für den Marquis zu verwenden. Ja, ſie wuſte es ſogar dahin zu bringen, daß der **König** ihrem Vorſchlage Gehör gab, daß es beſſer ſey, die junge Gräfin an **Alfonſo** zu verheurathen, weil auf dieſe Art nicht das groſſe Vermögen der Braut, einen Vaſallen des Königs noch mächtiger machen würde, als er ohnehin ſchon ſey.

Katharina hinterbrachte alles der Gräfin und ihrem Onkel, welche nichts dagegen einwendeten. Da ſie nun die Sache auf dieſer Seite auch in Richtigkeit gebracht hatte, ſchrieb ſie an Alfonſo:

"Ich muß Euch bitten, eine Perſon zu "vergeſſen, welcher der König befohlen hat, "Euern Umgang zu vermeiden. Habe ich "nur noch einige Gewalt über Euer Herz, "vermögen meine Bitten nur noch etwas "über Euch, ſo folgt dem Rathe einer Freun"din, welche Euch glüklich zu ſehen wünſcht, "und vermählt Euch mit der Gräfin von "Etienne."

Don Juan, welcher Alfonſo dieſen Brief brachte, war Zeuge ſeiner Verzweifſlung. Er verfluchte ſeine Liebe zu der Ungetreuen, und in der erſten Anwandlung ſich an ihr zu rächen, gieng er zu der jungen Gräfin, ſchwur ihr Liebe, und erhielt von ihr liebevolle Gegenverſicherungen.

So ſtunden die Sachen, als der **König** die begehrte Eheſcheidung von der Prinzeſſin **Blanka**, von **Rom** erhielt. Er war ſogleich auf die Vollziehung ſeiner zweiten Vermählung, mit der Prinzeſſin **Johanna** von Portugal, bedacht, und ſchickte den Herzog von Medina ab, die Braut einzuholen. **Alfonſo** bekam gleichfalls Ordre, mit dem Herzog, der Prinzeſſin entgegen zu reiſen.

Alfonſo kam nach Portugal, er ſah die Prinzeſſin, welche er ſeinem Könige zuführen ſollte, und ſein Herz wurde der Preis dieſes Glücks.

Die Prinzeſſin war eine Dame, welche mit einer blendenden Schönheit, Geiſt, Talente, und eine Art für ſich zu intereſſiren, vereinte, die den unglücklichen Alfonſo immer mehr und mehr in das gefährliche Netz ſeiner Leidenſchaft verſtrickte.

Man lebte damals, an dem portugieſiſchen Hofe, ungezwungen, und die Prinzeſſin behauptete ihre Vorrechte auf eine Art, mit welcher ſie alles bezauberte und entzückte, was ſich ihr nahte. Gleich jener Göttin, doch nie mit ſchadenfrohen Sinn, warf ſie den Apfel des Zanks, Grams und tauſend ſchmerzlicher Empfindungen, unter die Herren und Edlen, welche ihren Hof ſchmückten, und theilte mit liebenswürdiger Freundlichkeit, unwiſſend, was ſie that, tauſend ſchmerzliche Wunden aus.

Sie ſah Alfonſo als einen Mann an, welcher die Zierde eines Hofs war, wohin man ſie als Königin führen wollte, und wo ſie auch nicht Einen Freund hatte. Dieſes gewöhnliche Loos der Prinzeſſinnen ſuchte Johanna zu vermeiden. Sie nahte ſich mit bezaubernder Traulichkeit dem Herzog von Medina, und bat um ſeine Freundſchaft. — Der graue Krieger, über dieſe Bitte entzückt, drückte ihr treuherzig die Hand, eine Thräne ſtahl ſich über die graue Wimper, er konnte lange kein Wort reden. Endlich ſagte er:

"Prinzeſſin! bald meine gnädigſte Königin! Eure Verbindlichkeit gegen Euern Diener, hat einem alten Mann eine Thräne entpreſt, — es war eine Thräne der Freude! — hat ſein Herz gerührt. Dieſer zitternde Händedruck muß Euch alles ſagen, da es mir an Worten fehlt. Ich bin ſchlicht und recht, wie mein Schwerd. Ich kann die Worte nicht zierlich ſetzen, aber herzlich iſt es gemeint, was ich ſage. — Stellt mich auf die Probe, wenn Ihr Gelegenheit findet, und dann ſagt, wie Ihr mich gefunden habt. Meine Handlungen ſollen Gewährsmänner meines Verſprechens ſeyn."

Die Prinzeſſin nahte ſich mit einem Blicke, in welchem ihre ganze ſchöne Seele lag, dem zitternden **Alfonſo.** Sie bat ihn, ihr Freund zu ſeyn, und er antwortete ihr mit der ſichtbarſten Zerſtreuung, daß er ſich unausſprechlich glüklich ſchätzen würde, ihr Proben davon zu geben.

Die Prinzeſſin ſprach weiter, **Alfonſo** kam nach und nach zu ſich, in eine andere Art von Erſtaſe zu gerathen, in welcher er ihr den Zuſtand ſeines Herzens nur allzudeutlich errathen lies.

Alfonſo, welcher feſt überzeugt war, daß die ſchöne Braut einem Bräutigam zugeführt würde, welcher nie die liebende Sehnſucht einer Gattin zu ſtillen, im Stande ſey, lies ſich von Hoffnungen irre führen, welche gleich gaukelnden Irrlichtern, ſein Herz umſchwebſchwebten, und mit magiſchem Spielwerk ſeine Sinne täuſchten. Ein einziges, gnädiges Lächeln der Prinzeſſin, und der Fackeltanz der Bilder ſeiner kühnen Phantaſie begann aufs neue; ein freundſchaftliches Wort, welches ihren Roſenlippen entſchlüpfte, fachte die langſam zehrenden Feuer zur Flamme an, die dem ſchönen Pallaſt von ſeiner Einbildungskraft errichtet, eine Dauer gaben, welche ſeiner Liebe die Dauer des Asbeſts verſicherten.

Aber die Prinzeſſin hatte ihm nur erlaubt, als **Freund** um ſie zu ſeyn, dies machte ihn etwas furchtſam, ſich ihr mit liebevollerm Betragen zu nähern. Er zitterte vor dem Augenblicke, welcher den leichten Schleier ſeiner Liebe zerreiſſen würde, und doch gab es Augenblicke, in welchen er kühn genug geweſen wäre, es mit eigener Hand zu thun. **Katharina** und die **Gräfin von Etienne**, hatten keinen Platz mehr in ſeinem Herzen, wo jezt das Bild ſeiner zukünftigen Königin, in all ſeiner Glorie thronte.

Es war ein Augenblick, als ſie auf der Reiſe waren, in welchem er, von günſtiger Gelegenheit hingeriſſen, der Prinzeſſin ein offenes Bekenntniß ſeiner Leidenſchaft zu thun, wagen wollte, aber ehe er es geendiget hatte, erinnerte ſie ihn ſehr freundſchaftlich an ſeine Schuldigkeit, und er verſtummte.

Sie kamen an dem Orte an, wo der König ſeine Braut erwartete.

Der Erzbiſchof von Sevilien bewirthete zu **Leon** die hohen Gäſte, nach der Trauung des Königs, und die Damen erhielten Ringe, um ſie an die Herren auszutheilen.

Wir wißen, aus dem Anfange dieſer Erzählung, daß **Katharina** ihren Ring an **Alfonſo**, und die **Königin** den ihrigen an des Königs Günſtling verſchenkte.

In **Alfonſo's** Seele erhob ſich ein Sturm, welcher ſeiner Vernunft den Untergang zu drohen ſchien. Er konnte nirgends ruhig raſten; der Schlaf floh ſeine Augen, und tauſend Bilder durchkreuzten ſich mit mannichfaltigem Gegenſcheine in ſeiner Seele. So wandelte er, als alle nach dem Feſtin der ſüſſen Ruhe entgegen eilten, in ſeinen Mantel gehüllt, auf einem kleinen Walle hin und her, blieb mit feſten Augen an dem Fenſter des Zimmers der Königin hangen, ſuchte ſeine Empfindungen zu verſeufzen, und fachte die mächtige Flamme der Liebe und Eiferſucht, welche in ſeinem Herzen wüthete, zum verzehrenden Feuer an. *)

---

*) Hiſtoire ſecrete des amours de Henry IV, Roy de Caſtille, ſurnommé l' Impuiſſant à la Haye 1695, welche unter den andern Schriften über dieſen König, und ſeinen Hof, wohl auch die beſte ſeyn mag, ſo abſchrekend auch die Schreibart dieſer Piece iſt, welche, laut des Eingangs derſelben, eine Dame zur Verfaſſerin haben ſoll, welches man aber eben nicht als ein Evangelium anzunehmen hat.

Es wurde immer finſterer, und kaum konnte **Alfonſo** noch das Fenſter ſehen, an welchem ſeine Augen ſo unbeweglich hingen.

Hier ſteht er ſeufzend, als er jemand gewahr wird, welcher auf ihn zukömmt. Ehe er ſich es verſieht, fühlt er ſeine Hand ergriffen, und hört zu ſich ſagen:

"Komm! ſteig beherzt die geheime Treppe hinauf. Die Thüren ſind offen. In einigen Stunden, wirſt du mich hier wieder finden."

Alfonſo wuſte nicht wie ihm geſchah. Die Seltſamkeit des Auftritts raubte ihm die Sprache. Er folgte, wurde an die Treppe geführt, hörte die Thür hinter ſich leiſe zumachen. — Er wuſte nicht, was er denken ſollte, und ſann hin und her zu welchem Ziele ihn dieſes Abentheuer wohl führen könne. Nur ſo viel wuſte er, daß dieſe Treppe zu einem Kabinette, nahe an dem Zimmer der Königin führte.

Er ſann hin und her, fiel auf mancherlei Vermuthungen, und traf durch keine die Wahrheit. Es konnte auf ſein Leben abgeſehen ſeyn — er konnte zu einer Hofdame kommen, welche eines verliebten Abentheuers harrte — ſollte ihm wohl **Katharina** auf dieſe Art zu ſich bringen laßen? — Oder, welch ein Ausgang harrte dieſer Begebenheit? —

Indeſſen wankte er die Treppe hinauf. Er fand die Thür des Kabinets offen. Er gieng hinein. Die Thür des Zimmers der Königin, war nur angelehnt — ſollte er es wagen, auch in dieſes zu gehen? — Der König konnte bei der Königin ſeyn, und ſeine Verwegenheit konnte ihm das Leben koſten.

Der Gedanke machte ihn zittern; er zog die Hand von der leiſe, ſchon halbgeöfneten Thür, und war im Begrif, ſich langſam wieder zurük zu ziehen, als er ein Geräuſch hörte. Die Thür gieng auf, ein ſanfter Athem wehte ihm entgegen, eine niedliche, weiche Damenhand ergrif ſeine Rechte, und eine harmoniſche Stimme ſprach:

"Nun mein Gemahl, iſt Euch jezt wieder wohl?"

Da hörte **Alfonſo**, daß es die **Königin** war, welche mit ihm ſprach. — Wer wagt es, ſeinen Zuſtand zu ſchildern?

Jezt merkte er wohl, der Menſch, welcher ihn von dem Walle hieher gebracht hatte, ſey der König geweſen. Er ahndete ein Glük, welches ihn erwartete. Er drükte der Königin zitternd die Hand, und ängſtlich klopfte ſein Herz. Seine Knie wankten, ſeine Hände bebten, die Sinne vergiengen ihm.

Da ſchlang die **Königin** liebevoll ihren runden Arm um ſeinen Nacken, ihre Lippen zitterten auf den ſeinigen, und ſie ſprach, indem ſie ihn näher an ſich zog, und feſter umſchlang:

"Iſt Euch noch nicht beſſer? ſoll man Leute rufen?" Da kam **Alfonſo** zu ſich, und antwortete mit ſchwacher Stimme:

"Ach! mir iſt ſo wohl — ſo wohl! ich bin unausſprechlich glüklich!"

Und er wurde glüklich; ſo glüklich, als ſeine kühnſte Phantaſie es ſich nur denken konnte, in den Armen der **Königin**, ſeiner Gebieterin, welcher ſein ganzes Herz gehörte.

Hat der Zufall je einen Sterblichen glüklicher gemacht, als den liebeſiechen **Alfonſo**, ſo war es gewiß nicht die Schuld des Zufalls, denn die Erfüllung aller Wünſche des beglükten Kaſtilianers, vereinigte ſich mit der Gelegenheit, ihn ſo glüklich zu machen, als er es war.

Wir wollen ihn nicht neidiſch in ſeinem Glüke ſtöhren, und weder mit der Fackel in der Hand, Zeugen herbei locken, noch die Gardine öfnen, welche von Liebesgöttern bewacht, ein undurchdringlicher Schleier für profane Augen iſt, ſondern uns um die Entſtehung des Abentheuers bekümmern, welches mit ſo ſeligen Entzücken wucherte.

Der König, welcher wuſte, daß die Meinung, welche man von ſeinem Unvermögen hegte, einen Erben zu bekommen, das Feuer der Faktionen nährte, welche ſich gegen ihn zu erheben drohten, beſchloß, es möge koſten, was es wolle, einen Verdacht von ſich abzuwälzen, welcher ſeiner Krone ſtärkſter Feind war.

Zu Ausführung ſeines Vorhabens, warf er die Augen auf ſeinen Günſtling **Bertrand** und redete es mit ihm ab, daß er ſich in der Hochzeitnacht ſtellen wolle, als würde ihm plözlich nicht wohl, damit er das Zimmer verlaſſen könne, in welches durch die Hintertreppe, ſich **Bertrand** ſtillſchweigend begeben und ſeine Stelle bey der Königin ſo gut er könne, verſehen ſolle. Dann wollte der König ſeinen Platz wieder einnehmen.

Dieſe Rechnung war ohne Wirth gemacht. Der König hatte ſtatt ſeines Günſtlings, welchem er die frohe Nacht gnädigſt zu zu denken geruht hatte, wie wir wiſſen, dem zärtlichen Don **Alfonſo** wider ſeinen Willen ein überſchwengliches Glük gewährt.

Inzwiſchen war unſerm **Alfonſo** noch nicht lange von dem Könige Quartier angewieſen worden, als der ängſtlich ſeines Glüks harrende Günſtling Sr. Maj. auf den Wall kam, und des Königs glüklicher Leitung entgegen ſeufzte. Er ſah jemand an der Pforte ſeines Glüks ſitzen. Er nahte ſich, — und nahte ſich dem König, welcher ein paar Stunden ſeinen Gedanken Audienz geben zu wollen geruhte, bis ſein vermeinter Liebling durch ſeine Zurükkunft, ihm wieder einen Platz vergönnen würde, welchen er wenigſtens pro forma zu behaupten ſuchte.

Bertrand. Ew. Maj. — ich komme —

König. Wie? — Bertrand?

Bertrand. Ich, gnädigſter Herr —

König. Iſt es Blendwerk meiner Sinne, oder biſt du es wirklich?

Bertrand. So ſehr man es nur immer ſeyn kann.

König. Verrätherei!

Bertrand. Wie? warum Verrätherei?

König. Vor wenig Augenblicken kam ich hieher, fand einen Menſchen, hielt ihn für dich, und habe ihn dahin gewieſen, wohin ich dich führen wollte. —

Bertrand. Iſt es möglich!

König. Ich kann mich kaum faſſen! — wer mag der Verräther ſeyn? — Jezt iſt er glüklich im königlichen Bette, genieſt ſeliges Entzüken in den Armen der Königin! ein Entzüken, welches deiner harrte. — Ich will hinauf. —

Bertrand. Nicht doch! — er möchte ſein Leben theuer verkaufen. Und bedenkt, daß die Königin, daß der Hof dadurch von allen unterrichtet würde, wovon beide nie unterrichtet werden ſollen; denn ohne Getümmel kann es nicht abgehen. Der Schimpf, welchen ihr Euch dadurch bereiten könntet, würde unauslöſchlich ſeyn.

Der **König** fand, daß **Bertrands** Vorſtellungen gegründet waren. Er gab ſeinen Gründen Gehör, und berathſchlagte ſich mit ihm, was in dieſer Sache zu thun ſeye.

Indeß dieſe beiden ſich vor der Thür bald den Kopf, über das ſonderbare Abentheuer, und über den Ritter, welcher es beſtand, zerbrachen, hatte die Liebe den zärtlichen **Alfonſo** ein gar weiches Lager zubereitet. Hundertmal war er im Begriff, ſich der Königin zu erkennen zu geben, damit ſein Glük vollkommener würde, aber eben ſo vielmal verſiegelte die Ueberlegung ihm den Mund. Er ſpielte ſtillſchweigend die Perſon des Königs, und endigte ſeine ſtumme Rolle, als er glaubte es ſey Zeit ſie zu endigen, erhob ſich vom Lager, wo er ſo unbeſchränkt glüklich geweſen war, lies die Königin ſchlafend zurük und ſtieg langſam die Treppe hinab. Der **König**, welcher an der Thür ſtund, gieng ohne ein Wort zu ſagen, die Treppe hinauf, und **Alfonſo** welcher ſah, daß der Himmel ſchon grau wurde, machte ſich auf den Weg.

Bertrand, welcher Befehl vom Könige hatte, harrte ſeiner, und als er ihn erblickte, nahte er ſich ihm mit ſtarken Schritten, um ihn zu erkennen. **Alfonſo** hörte die raſchen Tritte eines Menſchen hinter ſich, ſah ſich um, und erblickte einen verhüllten Mann, welchen er für einen Meuchelmörder hielt. Er ſprang auf die Seite, zog, um ihm zuvor zu kommen ſeinen Dolch, mit welchem er des Königs Günſtling, den er um eine ſo ſchöne Nacht gebracht hatte, ehe ſich es dieſer verſah, noch weniger, ehe er ihn erkennen konnte, einen ſo kräftigen Stoß verſetzte, daß dieſer ſo gleich niedertaumelte.

Alfonſo entkam glüklich, und hatte, als er allein war, Muſe genug das beſtandene Abentheuer zu überlegen, und Reflexionen anzuſtellen, ſo viel er wollte und konnte. Das Reſultat derſelben war, ſich ſo unbefangen, wie möglich, zu ſtellen, ſich wie vor und nach am Hofe zu zeigen, ſeinen Dienſt abzuwarten, und ſich nicht zu entfernen, um keinen Verdacht zu erregen.

Des Morgens verbreitete ſich die Nachricht, **Bertrand** ſey meuchlings ermordet worden.

Dieſe Nachricht, ſo falſch ſie auch war, denn er war nur gefährlich verwundet, aber nicht tod, löſte unſerm **Alfonſo** das ganze Räthſel der Begebenheit.

Der **König** beſuchte ſeinen Günſtling, nicht ſo wohl, als ob ihm viel an ſeiner Erhaltung gelegen ſey, als weil er gern wiſſen wollte, ob er den erkannt habe, welcher bei der Königin geweſen ſey. Dies konnte er aber nicht erfahren, weil es **Bertrand** ſelbſt nicht wuſte, und der **König** muſte unbefriedigt von dannen ziehen, doch ſetzte er einen

Preis von 50,000. Dukaten, *) vor denjenigen aus, welcher den Mörder ſeines Lieblings entdecken könne, weil er gewiß wuſte, daß eben derſelbe, auch ſeine Stelle bei der Königin vertreten habe, und ihm ſehr viel daran lag, die Bekanntſchaft dieſes Mannes zu machen, welche Ehre demſelben gewiß theuer zu ſtehen gekommen wär.

Alfonſo verſah ſeinen Dienſt, wie vor und nach. — Er ſah die **Königin**, fand ſie ganz kalt, und nicht mehr ſo herablaſſend gegen ihn, wie vormals. Dies kam daher, weil die vor ihren Blicken noch verborgene Nachtgeſchichte, ſie von der Liebe ihres Gemahls überzeugt hatte, den man, wie ſie meinte, fälſchlich des Unvermögens beſchuldigt habe. Sie nahm ſich nach der vermeinten Probe vor, ihren Gemahl ganz allein zu lieben, und ihre Aufmerkſamkeit für keinen andern Gegenſtand zu verſchwenden.

---

*) Andere geben den Preis von 20, 000 Dukaten, noch andere, eine groſſe Summe, an. Dies iſt wohl nun ganz gleich, aber warum man Dukaten beſtimmt, das weis ich nicht, da der Preis in Kaſtilien ausgeſezt wurde.

Wie wenig war ſie von allem unterrichtet! Sie liebte alſo in der That, ohne daß ſie es wuſte, den glücklichen Alfonſo, da ſie den König zu lieben glaubte, und haßte dieſen, da ſie jenen haßen wollte.

Gern hätte ſich Alfonſo der Königin entdeckt, wenn er nicht geglaubt hätte, das Wageſtück ſey zu groß. Inzwiſchen konnte er ſich doch nicht enthalten, einer ihrer vertrauten Hofdamen, welche Alfonſo vertraute, daß die Königin ſeit jener Nacht genugſam überzeugt worden ſey, daß die Nachricht von des Königs Unvermögen erdichtet wär, ins Ohr zu raunen: der König könne wohl einem andern ſeine Stelle in jener Nacht gegönnt haben.

Die Vertraute erzählte der Königin, was ſie gehört hatte.

Die **Königin** dachte der ſonderbaren Aufführung des Königs nach, ſeine vorgebliche Krankheit, ſeine Entfernung, die Zurückkunft eines Menſchen, der ſo wenig ſprach, fiel ihr ein, ſie kettete die Umſtände an einander; das Betragen des Königs, welcher ſich ſeit jener Nacht krank geſtellt, und ſie nie wieder beſucht hatte, fiel ihr auf, die Möglichkeit dieſer Aeuſſerung, wurde wahrſcheinlich, und aus der Wahrſcheinlichkeit, entſprang zuletzt eine Art von Gewißheit, welche ſie ſehr beunruhigte.

Der König ſchenkte ihr keine Nacht wieder, und ſein ſonderbares Betragen gab ihr Stoff zu eben ſo ſonderbaren Vermuthungen. — Sie fieng an, den **König** zu haſſen, und wurde neugierig den Glüklichen von jener ſeligen Nacht kennen zu lernen. In ihrer Seele erhob ſich der leiſe Wunſch, **Alfonſo** möchte der geweſen ſeyn, welcher die Freuden ihres Bettes mit ihr getheilt habe, aber ſie wuſte, daß der **König** ihm nicht günſtig war, und konnte alſo auch nicht hoffen, daß er ihn in dieſer Angelegenheit ſeines Zutrauens gewürdigt haben würde. Doch dem allen ungeachtet, zeigten ihre Wünſche ihr beſtändig Alfonſos Bild in dem Spiegel ihrer Hoffnung, und ſie konnte ihn nie anſehen, ohne zu erröthen.

Alfonſo merkte die Verwirrung in welcher ſich die **Königin** befand, wenn er ſich ihr nahte. Er wuſte nicht, wie er dieſelbe auslegen ſollte, doch war es ihm unendlich ſchmeichelhafter, ſie jezt unruhig, als ſie kaltſinnig, wie vorher zu ſehen.

Nach und nach fiel die **Königin** als ſie alle Umſtände genau überlegte, auf den Günſtling des Königs, und warf einen tödlichen Haß auf ihn. Sie vertraute ihre Vermuthungen ihrer vertrauten Hofdame an. Aber dieſe hatte für **Alfonſo** kein Geheimniß, wenn ſie ihn mit einem Blike anſah, welcher all die Wünſche ihres Herzens in ſich faßte. Sie vertrante ihm die Vermuthungen der Königin.

Nun konnte **Alfonſo** unmöglich länger Herr ſeines Geheimnißes bleiben, und wartete blos auf Gelegenheit, daſſelbe in gehörige Verwahrung zu bringen.

Indeſſen wurde die Schwangerſchaft der Königin ſichtbar, und jedermann war auf die feinſten Glükwünſche bedacht, welche er gern oder ungern, derſelben zollen muſte.

Alfonſo fand Gelegenheit ſich der Königin, als ſie von kejnem Zeugen als ihrer getreuen Hofdame umgeben war, zu nähern. Die Hofdame hatte etwas zu beſorgen, und **Alfonſo** ſah ſich bald mit der Königin allein.

Königin. Ich danke Euch für die Glükwünſche, welche Ihr mir gemacht habt, ſo ſehr, als ich Euch nur dafür danken kann.

Alfonſo. Wenn Ihr wüſtet, mich welchem Gefühl ich —

Königin. Nun? —

Alfonſo. Das Glük —

Königin. Dieſe Verwirrung!

Alfon=

Alfonſo. Gnädigſte Königin! —

Königin. Alfonſo! — ich weis nicht — was wollt Ihr ſagen? —

Alfonſo. Wenn Ihr den Umfang meines Glüks kenntet, ſo würdet Ihr leicht überzeugt ſeyn, daß niemand mehr Antheil als ich an dem glüklichen Ereigniß nehmen kann, welches Kaſtilien einen Kronerben verſpricht.

Königin. Ihr? —

Alfonſo. Ja! ich!

Königin. Nicht der König?

Alfonſo. Nein! — ich! — Ich Glüklicher!

Die Königin forſchte nach ſeinen Blicken, er ſchlug ſie nieder, und blieb ſprachlos vor ihr ſtehen. — Die Königin wurde verwirrter — eine lange Pauſe unterbrach das Geſpräch. Endlich kam die Königin wieder zur Sprache.

Königin. Alfonſo! — erklärt Euch deutlicher.

Alfonſo. Und ich darf?

Königin. Redet!

Alfonſo warf ſich zu ihren Füſſen, drükte mit heftiger Bewegung ihre Hand an ſeinen Mund, ohne ein Wort ſagen zu können. Die Königin hieng mit ängſtlicher Erwartung an ſeinen Bliken, und es erfolgte wieder eine kleine Pauſe.

Königin. Meine Vermuthungen.

Alfonſo. Was Ihr vermuthet, iſt wahr, und ich, bin der Glükliche —

Königin. Alfonſo!

Alfonſo. Zeitlebens würde ich geſchwiegen haben, hätte ich es dulten können, daß eine von mir angebetete Königin, den Wahn genährt hätte, ein anderer als ich, ſey der glükliche Verbrecher, welcher jezt ſein Urtheil zu Euern Füſſen für ſeine Verwegenheit erwartet.

Königin. So wart Ihr, den ich ſo vieler Freundſchaft würdigte, mit zu dem

Unglük der unglükſeligſten der Königinnen verſchworen? O! wie ſtrafbar ſeyd Ihr!

Alfonſo. Ich bin ſtrafbar — aber, ich wurde es, aus Liebe. Das Vertrauen des Königs hat an meinem Vergehen keinen Theil. Er weis dieſe Stunde noch nicht, weder mein Verbrechen, noch mein Glük.

Königin. Steht auf! entdeckt mir alles.

Alfonſo erzählte ihr die ganze Begebenheit, welche die Leſer ſchon eher als die Königin, erfahren haben, und verſchwieg ihr auch den kleinſten Umſtand nicht.

Kaum hatte er ſeine Erzählung geendiget, als der **König** in das Zimmer trat. Er ſah die **Königin** und **Alfonſo** verlegen, faßte Argwohn, und warf Verdacht auf ihn, daß er vielleicht wirklich der Glükliche in jener Nacht geweſen ſey, welchen er ſtatt ſeines Vertrauten, ſeinem Glüke entgegen geführt habe. — Und wir wißen, daß er ſich nicht irrte.

Er ſann nach, wie es möglich ſey dieſes Geheimniß zu entſchleiern. **Alfonſo** betrug ſich aber ſo gut bei der Sache, daß der **König** wenigſtens keine Gewißheit bekam und ſich mit bloſſen Vermuthungen begnügen muſte.

Die Niederkunft der Königin mit einer Prinzeſſin erfolgte. Der **König** betrug ſich ſehr artig bei dieſer Gelegenheit, nahm alle Glükwünſche ſehr gnädig an, und lies groſſe Feſtins anſtellen, als die Königin ihren Kirchgang hielt.

Nach einem ſolchen Freudenfeſte, befahl der **König Don Alfonſo**, ihm auf ſein Zimmer zu folgen. — Als ſie allein waren, nahm ihn der König bei der Hand und ſagte:

"Ihr ſollt mit mir nicht übel zufrieden ſeyn, ehrlicher Alfonſo! da ihr mir ſo einen groſſen Dienſt geleiſtet habt. Kann ich auf Eure Diskretion Rechnung machen, ſo werde ich nicht unerkenntlich ſeyn, und Euch königlich belohnen. Aber ſeyd ferner verſchwiegen,

gen, und gebt mich nicht der öffentlichen Verachtung preis!"

Alfonſo, welchen dieſe Anrede beſtürzt machte, wollte von keinem Dienſte wißen, weil er vermuthete, der König lege ihm Schlingen, aber ſeine Verwirrung, ſein Rothwerden, bekräftigte des Königs Verdacht, welcher fortfuhr:

"Wollt ihr meine Verlegenheit vermehren? Verlangt Ihr auch noch, daß ich Euch ſelbſt den Dienſt nenne, welchen Ihr mir erzeigt habt? — Doch, weil Ihr von allen dem, was geſchehen iſt, mit Fleis nichts wißen wollt, ſo will ich auch nichts wißen, aber das muß ich Euch ſagen, daß der Zufall, welcher Euch in jener Nacht auf dem Walle zu mir führte, meine Wahl bekräftigte, welche ich auf Euch geworfen hatte. Ich führte Euch an die Treppe — und das übrige wißt ihr ſelbſt am beſten. Fahrt fort, mir in dieſer Sache treu und verſchwiegen zu dienen, und ihr werdet mich dankbar finden. — Zum Zeugniß meines Zutrauens, laßt mich Euch ſagen: daß ich wünſche, dieſen Abend Euch wieder auf dem Walle zu finden, und ein bereits genoſſenes Glük, harret Eurer wieder."

Ohne Alfonſo's Antwort zu erwarten, umarmte ihn der König, gieng in ſein Kabinet, und gab vorher ſeinem herbeigeruffenen Schatzmeiſter Befehl, unſerm beſtürzten Helden 50, 000 Dukaten auszuzahlen.

Alfonſo war in einer Lage, in welcher ſich jeder Menſch bei kaltem Blute zehnmal beſſer betragen, und ſich mit weit mehr Feinheit als er, aus der Affäre gezogen haben würde; aber ſeine brennende Liebe, welche ihm ein Glük vorſpiegelte, deſſen ganzes Entzüken er ſchon kannte, brachte ihn zu dem verwegenen Entſchluſſe, die Gelegenheit, welche ihm der König angeboten hatte, zu benuzen, und ſollte er auch darüber ſein Leben verlieren.

Des

Der **König** konnte es nicht verſchweigen, daß er dieſe Nacht ſeine Gemahlin beſuchen werde. — Als dieſe die Nachricht hörte, wurde ſie beſtürzt, und fürchtete neue ſonderbare Auftritte. Sie hörte, daß der König, Alfonſo eine groſſe Summe habe auszahlen laſſen und konnte die Veranlaſſung dieſer Gnade des Königs gegen einen Kavalier, welchen er gar nicht ſonderlich gewogen war, durchaus nicht begreifen.

Sie glaubte endlich, **Alfonſo** habe ſich und das Abentheuer jener Nacht, dem Könige entdekt, habe Verzeihung erhalten, und werde ihr dieſe Nacht auf Rechnung ihres Gemahls, wieder zugeführt werden.

Um hinter die Wahrheit ihrer Vermuthungen zu kommen, und ſich zu überzeugen, verbarg ſie eine brennende Nachtlampe, in ihren kleinen Betaltar, welcher ſie ſich zu bedienen gedachte, wenn es gelegene Zeit dazu ſeyn würde.

Der **König** hatte, wie das erſtemal, auch jezt ſein Vertrauen auf ſeinen Günſtling **Bertrand** geworfen, und verbarg ihn in das, an der Königin Kabinet ſtoſende Zimmer, um ſeinen Plan deſto ſicherer auszuführen.

Die Zeit kam herbei. Der König folgte ſeiner Gemahlin auf ihr Zimmer. Als ihre Hofdamen ſie verlaſſen hatten, gieng er in das Kabinet, und löſchte die Lichter aus. **Bertrand** gieng an des Königs Stelle in das Kabinet, und er, ſchlich ſich die Treppe hinab auf den Wall, zu ſehen, ob **Alfonſo** erſcheinen würde, oder nicht.

Bertrand hatte ſich kaum dem Bette der **Königin** genähert, als ſie aufſprang, ihre Lampe aus dem Behältniß nahm, den vermeinten Gemahl beleuchtete und den Menſchen erblikte, welcher ihr ſo verhaßt war. Er warf ſich vor ihr nieder, und die Königin ſchrie um Hülfe. Der König, als er das Geſchrei hörte, eilte in das Zimmer der

Königin, welche inzwiſchen einige Lichter angezündet hatte.

Sie erblikte kaum den König, als ſie ſich ihm zu Füſſen warf, und ohne ſich einigen Verdacht auf ihn ſelbſt merken zu laſſen, um ernſtliche Beſtrafung einer Verwegenheit ſeines Favoriten bat, welcher mehr tod als lebendig war.

Der **König**, um ſeine Schande zu verbergen, ſtellt ſich ergrimmt, zieht den Dolch, will **Bertrand** durchbohren, hält aber ein, verſpricht der Königin, den Verräther weit empfindlicher zu beſtrafen, und befiehlt ihm, ihm auf ſein Zimmer zu folgen. — Dort verwünſchten ſie beide den unglüklichen Ausgang der kläglichen Intrike.

Indem dies geſchah, kam **Alfonſo** auf den Wall. Er ſieht niemand kommen — er harrt — er geht zu der Thür, welche zu der bekannten Treppe führte, und fand ſie offen, weil der König in der Eil ſie zu verſchlieſſen vergeſſen hatte. Die Liebe macht ihn kühn, er überſteigt die Stuffen, welche zwiſchen ſeinem Glüke liegen, und kömmt in das offene Zimmer, deſſen Thür noch unverſchloſſen war, weil weder der **König** noch **Bertrand** in der Beſtürzung, in welcher ſie es verlieſen, an das Verſchlieſen gedacht hatten.

Die **Königin** hört, daß ſich jemand ihrem Kabinet nähert, nimmt ein Licht, öffnet die Thür und ſieht **Alfonſo** vor ſich ſtehen.

Er getraut nicht zu ſprechen, weil er befürchtet, der König ſey in der Nähe. Die Königin befürchtet das nemliche und beide ſehen ſich ſtillſchweigend mit gleichem Erſtaunen an.

Endlich bricht die Königin das Stillſchweigen und fragt ihn: wie er hieher gekommen ſey?

Alfonſo entdeckt ihr kürzlich ſein Geſpräch mit dem König, ſeine Beſtellung, und alles, was die Leſer ſchon wiſſen.

Die Königin erwiderte: daß der Himmel ihn ſeinem gewiſſen Tode entriſſen habe, welcher gewiß vom Könige ſey beſchloſſen worden. Etliche Thränen rollten aus ihren Augen über die ſchönſten Roſenwangen auf den wallenden Buſen hinab, welchen das leichte Nachtgewand nur halb gefangen hielt.

"Euer Untergang war beſchloſſen, ſagte ſie; aber, tröſtet Euch! Der Himmel will mich und Euch rächen!"

Sie erzählte ihm hierauf was vorgefallen war, und konnte ihre Freude über die Begebenheit nicht verbergen.

Alfonſo warf ſich ihr zu Füſſen, und erkühnte ſich ſie zu bitten, die Gelegenheit zu benuzen, ſich an dem Könige zu rächen, und ihm ein Glük zu gewähren, welches ihm beſtändig der Zufall beſtimmt zu haben ſchien.

Die Königin ſchlug ihm ſeine Forderung mit viel Anmuth ab, und er verſtummte.

"Liebt ihr mich wirklich ſo ſehr als Ihr vorgebet, ſagte ſie, ſo denkt auf Mittel, mich von einem Hofe zu entfernen, wo meine Ehre und mein Gewiſſen mir nicht länger zu bleiben, verſtatten können."

Noch ein Blik voll Zärtlichkeit auf ihren beſtürzten Anbeter, und ſie verſchloß die Thür ihres Kabinets.

Alfonſo getraute ſich nicht ſie zu bitten, die Thür zu öffnen, wie ſehnlich er es auch wünſchte. Thränen traten ihm in die Augen und halbe Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner Sinne. So ſtieg er die Treppe hinab, auf den Wall hinunter.

Der **König** überlegte indeſſen bei ſich ſelbſt, daß er ſeiner Ehre unbeſchadet, ſeinen lieben **Bertrand** nicht ungeſtraft laßen konnte, und weil er gern wiſſen mochte, ob **Alfonſo** ſich eingeſtellt habe, ſo ſtieg er mit ſeinem Vielgetreuen hinunter auf den Wall. Hier lies er ihn zurük, befahl ihn auf **Alfonſo** zu warten, und käm er, ihn ſo lange aufzuhalten, bis er ihm Mannſchaft zugeſchikt

ſchikt habe, welche ihn tod oder lebendig liefern ſollten.

Bertrand harrte auf **Alfonſo**, und der **König**, welcher zurükgieng, lies ſogleich den Hauptmann ſeiner Leibwache rufen und befahl ihm mit 50 Mann auf den kleinen Wall vor dem Schlafzimmer der Königin zu eilen, und wen er dort anträf, niederſtoſſen zu laſſen.

Der **König** wuſte wohl, daß man auch ſeinen Günſtling auf dem Walle antreffen würde, aber er hielt es für ſehr rathſam auch dieſen aus der Welt zu ſchiken, und wär **Alfonſo** dort, ſo möchten ſie beide ihr Leben mit ihrem Geheimniſſe zugleich einbüſſen.

Bertrand kam eben, als **Alfonſo** die Thür hinter ſich zumachte, auf ihn los, und zog den Degen. **Alfonſo** ſäumte nicht auch den ſeinigen zu ziehen. Sie wechſelten Stoß um Stoß, bis der Hauptmann mit der Leibwache ankam. Wie ein Blizſtrahl ſtürzt

Alfonſo ſich mit bloſſem Degen unter die Soldaten, bahnte ſich einen Weg, und entfloh, ehe ſie ſichs verſahen. **Bertrand** aber wurde das Opfer des königlichen Befehls, und blieb nach vielen erhaltenen Stichen auf dem Plaze liegen.

Der Hauptmann rapportirte dem Könige, er habe **Don Bertrand** angetroffen und ihn niederſtoſſen laſſen, aber von dem andern, welchen er hatte entkommen laſſen, ſagte er kein Wort, weil er befürchtete von dem Könige dafür ein übles Trinkgeld zu erhalten, welches gewiß auch geſchehen wär.

Gleich nach dieſer Nachricht, begab ſich der **König** zu ſeiner Gemahlin. Er fand ſie auſſer dem Bette, in vollem Schreken, wegen des Geſchreies und Degengeklirrs unter ihrem Fenſter. Sie glaubte, **Alfonſo** ſey ermordet worden und machte ſich ſelbſt tauſend Vorwürfe, daß ſie ihn hatte gehen laſſen. Die Ankunft des Königs beſtärkte ſie in ihrer Vermutung. Er ſagte, als er in das Zimmer trat:

"Kommt, geliebte Gemahlin, und ſeht, wie ein Herr die Verwegenheit ſeines treuloſen Dieners zu beſtrafen weis, ſeiner geliebten Gemahlin Genugthuung zu geben."

Er führte ſie auf den Wall und zeigte ihr ſeinen im Blute ſchwimmenden Günſtling.

Die **Königin** wurde ruhiger, als ſie ſah, daß es nicht Alfonſo war, dankte dem Könige für die geſchwinde Genugthuung, äuſſerte aber, daß Verbannung oder Gefängniß, ihr lieber als Mord geweſen ſeyn würde.

So viele Wunden inzwiſchen auch **Bertrand** empfangen hatte, ſo war er doch nicht tod. Er wurde auf ſein Zimmer gebracht, wohl gepflegt, und von dem **Könige** verſtohlen beſucht. Er hörte, daß **Alfonſo** wirklich auf dem Walle geweſen ſey, gebehrdete ſich wie unſinnig, und ſchwur ihm den Tod.

Die **Königin**, welche davon Nachricht erhielt, lies ſie dem geliebten **Alfonſo** mittheilen, und ihm rathen, ſogleich heimlich zu entfliehen, weil ſein Dableiben für ihn gewiſſer Tod ſey.

Alfonſo benuzte den Rath der geliebten **Königin**, und floh nach dem feſten Schloſſe **Soria**, welches **Don Juan de Luna** gehörte.

Don Juan lies ihm Schuz verſprechen, jedoch blos unter der Bedingung, ſich ſeines gethanen Verſprechens zu erinnern, und ſich mit ſeiner Nichte, der **Gräfin von Etienne** zu vermählen.

Alfonſo verſprach es und lies ihn bitten zu Vollziehung der Vermählung, mit ſeiner Nichte nach **Soria** zu kommen. **Don Juan** begab ſich mit derſelben ſogleich dahin, aber ſeine Liebe zu der ſchönen **Katharina** machte ihn ſo unvorſichtig, ſie mit Gewalt zu entführen, und mit ſich nach **Soria** zu nehmen, wo er ſie aber weder vor **Alfonſo**, noch vor ſeiner Nichte ſehen lies, und ſie in ein abgeſondertes Zimmer verſchloß.

Schon wär der Tag der Vermählung zwiſchen **Alfonſo** und der Gräfin anberaumt, als dieſer die geliebte **Katharina** von ungefähr am Fenſter ihres Zimmers erblikte. Ihre Miene ließ ihm das Geheimniß errathen, und die Liebe zu ihr, wurde durch ihren Anblik aufs neue entflammt.

Die Antwort auf die Rechenſchaft, welche **Alfonſo** von **Don Juan** wegen des Aufenthaltes der Donna **Katharina** auf ſeinem Schloſſe forderte, war ſo unbefriedigend, daß es zu einem harten Zweikampfe gekommen ſeyn würde, wenn die Gräfin nicht dazu gekommen wär. — Sie vernahm die Urſache des lebhaften Streites, ſie entdekte die Spuren der Eiferſucht und Liebe ihres Bräutigams, wegen Katharinen, und fieng an, ihn eben ſo ſtark zu haßen, als ſie ihn vorher liebte.

Inzwiſchen erfuhr der **König**, was **Don Juan** gethan hatte, erhielt Nachricht, wo ſich **Katharina** und **Alfonſo** befanden, und ſchikte ſogleich Soldaten zu Beſtürmung des Schloſſes ab.

Don Juan ergab das Schloß mit Bedingungen. Katharina wurde ausgeliefert, dem jungen Marquis de Villena wurde die Hand der Gräfin zugeſichert und Alfonſo wurde dem Anführer der Soldaten übergeben, welcher ihn auf königlichen Befehl, in ein Gefängniß nach Medina del Kampo bringen lies. Jedermann ſprach ihm das Leben ab.

Die Königin, welche glaubte, Alfonſo habe ſich beſtändig mit Katharina verſtanden, und ſey bloß ihrentwegen nach Soria gegangen, ſpührte eine kleine Eiferſucht, doch beſchloß ſie aus Liebe, ihn zu retten.

Katharina verwendete ſich für Alfonſo bei ihrem Freunde dem Gouverneur von Medina del Kampo, und begab ſich endlich ſelbſt, nur von einer vertrauten Kammerfrau begleitet, dahin.

Die **Königin** verwikelte den portugieſiſchen Geſandten in ihr Intereſſe, welcher von ihr mit einer groſſen Summe Geld an den Gouverneur abgeſchikt wurde, **Alfonſo's** Freiheit zu bewirken.

Beide erreichten ihren Zwek. Liebkoſungen und Geld befreiten **Alfonſo** aus ſeinem Kerker.

Es wurde von Beſtechung der Wache geſprochen, der Gouverneur wikelte ſich durch ſeine Familie auf Hofmanier aus der Affäre, und der **König** behielt wegen dem portugieſiſchen Geſandten, Verdacht auf die **Königin**. **Katharina** wuſte endlich den König zu beſänftigen und nahm die ganze Schuld auf ſich,, weil ſie wuſte, daß ſie von dem, welcher ihren Liebhaber ſpielen wollte, um das Gerücht nicht zu widerlegen, nichts zu befürchten hatte. Ja ſie brachte es durch ihre Vorſtellungen und zauberiſche Beredſamkeit dahin, daß der **König** dem **Don Alfonſo** die Rükkehr an den Hof verſtattete, damit dieſer nicht etwa etwas ausſchwazen möchte, welches Sr. Maj. nicht gleichgültig ſeyn konnte, da er einmal ſeinen Beinamen nicht führen wollte.

Die **Königin** wurde dadurch immer eiferſüchtiger auf Katharinen, welche ſeine Gnadenerhaltung ihrem Alfonſo nach Liſſabon berichtete, woher ſie aber die, wiewohl falſche, Nachricht erhielt, er ſey geſtorben.

Alfonſo befand ſich ſo verſtellt wie möglich, mit Katharinen an einem Orte, ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, ſollte es auch auf Unkoſten ſeines Lebens geſchehen.

Die Nachricht von Alfonſos Tode warf Katharinen auf das Krankenlager. **Alfonſo** gieng nach ihrer Wohnung. Ungeachtet ſeiner Verkleidung aber, erkannte ihn das ſcharfſichtige Frauenzimmerauge der vertrauten Hofdame der Königin. Sie ziſchelte ihm ſeinen Namen ins Ohr, und erbot ſich ihn mit auf ihr Zimmer zu nehmen, wo er ſicher unbemerkt ſeyn, und doch die Königin ſehen könne. — Er folgte ihr.

Die **Königin** wollte ihn anfangs nicht ſprechen, aber ſie fühlte, daß ſie ihn ſprechen mußte. — Sie ſah ihn; ſein Anblik erregte Liebe und Eiferſucht bei ihr; ſie machte ihm tauſend Vorwürfe, er beantwortete ſie alle mit liebevoller Zärtlichkeit. Der Sturm würde ſich unter vier Augen zeitig genug gelegt haben, hätte nicht ein neuer, unerwarteter Zufall, ihre Verlegenheit vermehrt.

Die Vertraute meldete eilig die raſche Ankunft des Königs, welcher ſchon in den Vorzimmern ſey. **Alfonſo** wurde in das Kabinet verſchloſſen, und hörte die Nachricht aus des **Königs** Munde, daß er ihm auf Verwendung der **Donna Katharina** Gnade ertheilt und die Rükkehr an ſeinen Hof erlaubt habe, daß er aber wohl beides nicht bedürfe, weil er zu **Royelos** geſtorben ſey.

Die **Königin** und **Alfonſo** wuſten, daß er noch lebte und in dem Kabinet verborgen ſtekte.

Sobald der **König** das Zimmer verlies und das Feld leer war, wurde **Alfonſo** aus ſeinem Kerker erlöſt, es wurden ihm etliche Vermahnungen mit auf den Weg gegeben, und er wurde, ſo ſehr er auch ſich eines gröſſern Glüks verſah, diesmal nur mit aller Zärtlichkeit entlaſſen.

Alfonſo begab ſich hierauf mit Hülfe des Arztes, welchen die Hände vergoldet wurden, zu der kranken **Katharina**, welche als er ſich zu erkennen gab, vor Schreken beinahe ihren Geiſt aufgegeben hätte. **Alfonſo** muſte ſich wegbegeben, und **Katharina** blieb bei dem Gedanken, eine Erſcheinung habe ſie bethört, denn damals glaubte noch jede galante Dame ſo gut, wie eine Landſchöne, an Erſcheinungen, Geſpenſter, Hexen, Unholde, und Teufel, welches in unſern aufgeklärten Jahrhundert, nicht mehr der Fall iſt, wenn die Schönen nicht an ſich **ſelbſt** glauben wollen.

Ein Brief überzeugte Katharinen endlich, daß **Alfonſo** wirklich noch lebe. Sie empfieng dieſen Brief, als die Königin bei ihr war, welche ſich denſelben ausbat und las. — Von dieſer Stunde an, beſſerte ſich die ſchöne Kranke, um eine Zuſammenkunft mit **Alfonſo** in dem Garten **Marawaglis** zu haben, welche er vorgeſchlagen hatte. Die **Königin** hatte den Brief geleſen, und **Katharina** konnte ihr ihr Begehren, ſie dahin zu begleiten, nicht abſchlagen.

Sie beſtimmten einen Tag, und trafen den den ſie ſuchten, in einem Bosket. Er erſtaunte die **Königin** hier zu ſehen, und dieſe konnte in ihrer Anrede ihre Eiferſucht nicht verbergen.

Katharina belehrte ihn, was die Königin zu ſeiner Rettung gethan habe und was er ihr ſchuldig ſey.

Er warf ſich vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und Thränen rollten über ſeine Wangen.

"Iſt es möglich, daß ich wirklich ſo glüklich bin, die Verwendung meiner Königin zu verdienen!" war alles, was er ſagen konnte.

Die **Königin** wurde von Thränen gehindert, ihm zu antworten; ſie bog ſich zärtlich über ihn, hob ihn auf und umarmte ihn mit einer Innigkeit, welche Verrätherin ihrer Empfindungen war.

Katharina empfand bei dieſer ſtummen Szene ſehr viel. Sie wandelte die Farbe — ſie ſeufzte — und **Alfonſo** war in neuer, ſichtbarer Verlegenheit.

Katharina that ſich, ſo viel ſie konnte, Zwang an, und redete der Königin zu, ſich ſeiner ferner anzunehmen, und ihrer Freundſchaft zu würdigen.

Die **Königin** hätte lieber Katharinen eiferſüchtiger geſehen, als ſie zu ſeyn ſchien, aber gewiß, ſie konnte es nicht ſtärker ſeyn, als ſie es wirklich war, ob ſie gleich ihre Leidenſchaft gar ſehr zu verbergen wuſte.

Alfon=

Alfonſo ergriff dieſe Gelegenheit, ſich zu erklären; daß er ſie beide mit der gröſten Zärtlichkeit liebe, und daß er ſein Herz ſogleich durchbohren wolle, wenn ſie an der Aufrichtigkeit ſeines Geſtändniſſes zweifeln könnten.

Die **Königin** entwand den Dolch ſeiner Hand, und weder ſie, noch **Katharina** konnte ihren Thränen den völligen Ausbruch verwehren. — Beide klagten ſich an, daß die Liebe ihn zu einer ſolchen Entſchlieſſung hätte verleiten können.

Katharina. Dahin muſte es mit dir kommen, lieber, guter Alfonſo! und um meinet willen! —

Königin. Ich konnte dich ſo unglüklich machen! — Mein Herz hat keinen Theil daran!

Katharina. Kann meine innigſte Gegenliebe dir Erſatz gewähren! —

Königin. Kann meine **Liebe** dich für deine **Leiden** tröſten! —

Alfonſo. Eure Liebe macht mich beneidenswerth glüklich!

Königin. Glüklich kann ſie dich nie machen, lieber Alfonſo! — Wir beide vermögen nicht dich glüklich zu machen, ſo ſehr wir es auch wünſchen. Kömmt der König hinter unſer gegenſeitiges Verſprechen, ſo ſind wir alle unglüklich. — Liebſt du mich Alfonſo, ſo verſprich mir die Erfüllung einer Bitte. — Verſprich es mir!

Alfonſo. Alles! alles!

Königin. Du muſt dich vermählen!

Alfonſo. Wie?

Königin. Du haſt mir die Erfüllung meiner Bitte verſprochen. Dies iſt ſie.

Katharina. Ja! es iſt auch die meinige. Dies iſt das einzige Mittel den Verdacht des Königs zu töden, und uns allen, lacht dann ein glüklicheres Leben.

Alfonſo. Wie könnte ich eine andere, als Euch lieben? Nein! ich kann meiner Liebe zu Euch, nie entſagen!

So ſehr ſich auch Alfonſo gegen dieſen Vorſchlag ſträubte, ſo wurde er doch nach und nach beſtimmt, den anhaltenden Bitten nachzugeben. Beide Damen glaubten ſich nun nichts vergeben zu haben, und ihre Eiferſucht ſchien ſich über einen dritten Gegenſtand der Liebe des Geliebten, eher beruhigen zu können, als über den Gedanken, ſich ſelbſt einander vorgezogen zu ſehen.

So ſchieden ſie unter tauſend Thränen, nach wechſelſeitigen Umarmungen, von einander.

Kaum war die Königin auf ihrem Zimmer allein, und dachte dem nach, was vorgegangen war, als ſie äuſſerſt unruhig und mißmuthig wurde. Sie konnte nicht begreifen, warum Alfonſo ſich nicht für ſie allein erklärt habe, da ſein Glük ihn ſchon ſo vortheilhaft in ihrem Beſiz, begünſtiget habe. Alle Freuden der Liebe, hatten ihn in ihren Armen entzükt, und er konnte noch eine andere lieben! Dieſer Gedanke wurde ihr ſo unerträglich, als ſein Betragen unerklärbar.

Bertrand, welcher jezt wieder hergeſtellt war, ſuchte auf eine andere Art, als allein durch das Zutrauen des Königs ſich in den Beſiz des erſehnten Glüks zu ſetzen, und wendete alles an, ſich bei ihr beliebt zu machen.

Die **Königin** merkte ſein Beſtreben, und fand eine erwünſchte Gelegenheit, **Alfonſo** eiferſüchtig zu machen. Sie erreichte auch wirklich ihren Zwek, und **Alfonſo** ſchrieb einen Brief an Donna **Katharina**, in welchem er ihr ſchwur, daß er der Liebe zu der Königin nun auf immer entſagen, und ſie ganz allein ewig lieben werde.

Die **Königin** erhielt dieſen Brief von ihrer grosmüthigen Nebenbulerin, und nun konnte ſie nicht mehr an ſich halten.

Sie entdekte ſich ganz. Erklärte, daß **Bertrand** nicht den geringſten Plaz in ihrem

rem Herzen, nie der kleinſten Gunſt ſich zu erfreuen habe, entdekte, was **Katharina** ſchon wuſte, daß **Alfonſo** das Glük ihrer Umarmung genoſſen habe; daß er Vater ihrer Tochter, und ihr Gemahl ſey; und daß ſie entſchloſſen ſey den Hof zu verlaſſen, ſich in die Arme des geliebten **Alfonſo** werfen und mit ihm entfliehen würde.

Katharina bot ihre ganze Beredſamkeit auf, die Königin von ihrem Vorhaben abzubringen; aber umſonſt! Sie muſte ihr verſprechen, daß **Alfonſo** dieſen Abend ſie auf ihrem Zimmer ſehen ſolle.

Der Hof war zur Ruh. Die **Königin** eilte im Nachtgewande, reizend wie eine Göttin mit Afroditens Zone geſchmükt, auf Katharinens Zimmer, welche in ſichtbarer Bewegung den geliebten **Alfonſo** aus dem Kabinet, der Königin entgegen führte. Sie eilte in ſeine Arme, und **Katharina** war Zeugin einer Szene, welche für ſie eben nicht gar zu erbaulich war.

Die Verabredung zwiſchen **Alfonſo** und der **Königin**, führte ſie um ſo mehr ihrem gewiſſem Verderben entgegen, je weniger Sie ihrer Vernunft, und je mehr Er ſeine Liebe zum Rathgeber gebrauchte. Wechſelſeitige Umarmungen verſiegelten ihren Entſchluß, als des **Königs** Ankunft ihr Glük ſtöhrte.

Kaum hatte **Katharina** ſo viel Zeit die **Königin** zu verbergen. **Alfonſo** muſte bleiben und ſein Schikſal erwarten.

Der **König** kam durch ſeinen Anblik beinahe auſſer ſich, und glaubte gänzlich, Katharinens Vorgeben, eine Erſcheinung von Alfonſo's Geiſt gehabt zu haben, ſey nur ein leerer Vorwand geweſen, eine Zuſammenkunft mit ihm zu beſchönigen, welcher mehrere gefolgt wären. Seine Bemerkungen waren ſehr beiſſend, aber alles was er ſagte, blieb unbeantwortet. Dies Betragen, welches doch ganz natürlich war, brachte Sr. Maj. noch mehr auf.

„Ich will, — ſagte er, faſt hoch ergrimmt — die Ehre der tugendhaften Katharina ſchonen, man ſoll nichts mehr gegen ihre nächtlichen Ergötzlichkeiten mit Don Alfonſos Geiſt, einzuwenden haben. — Man rufe ſogleich meinen Pater, er ſoll dieſe Vielgeliebten mit einander verbinden.“

Man ſtelle ſich das Intereſſe der ſichtbaren und unſichtbaren Perſonen vor, und bedenke, in welcher ſonderbaren Lage, in welcher Verwirrung ſie ſich insgeſammt befanden. — Der **König** gieng mit ſichtbaren Aeuſſerungen des Zorns, mit groſſen Schritten auf und ab. **Katharina** ſas mit in das Schnupftuch verhülltem Geſicht Alfonſo gegenüber, welcher bleich wie eine Büſte, mit zu der Erde geſchlagenen Augen, unbeweglich da ſtand, und nicht einmal zu ſeufzen wagte. Die **Königin** war im Kabinet, einer Ohnmacht nahe.

Der Pater kam. Alfonſo nahte ſich zitternd dem Könige, welcher ihm befahl herbeizutreten, Katharinens Hand in die ſeinige legte, und den Pater gebot beide prieſterlich durch das Sakrament der Ehe zu vereinigen.

In dem Augenblik trat die **Königin** aus dem Kabinet. Dieſe Erſcheinung benahm dem Könige die Sprache. Mit edlem Anſtande erklärte die Königin, dieſe Verbindung könne nicht vor ſich gehen, ehe ſie dem Könige eine Entdekung gemacht habe, welche niemand als er und das Brautpaar, anhören dürfe.

Der **König** winkte, und ſeine Leute verließen nebſt dem Pater das Zimmer.

Eine Pauſe.

König. Was habt Ihr mir zu entdeken.

Königin. Was Ihr eben ſo gut wißen könnt, als ich.

König. Welche ſonderbare Antwort! — Warum widerſezt Ihr Euch der Trauung?

Königin. Weil Alfonſo ſchon der Gemahl einer andern iſt.

König. Wie? einer andern? und dieſe iſt?

Königin. Ich bin es ſelbſt. —

König. Königin!

Königin. Daß Ihr nicht mein Gemahl ſeyd, wißt Ihr ſo gut, als ich es weis. Ihr hattet mich erſehen, mich der Liebe eines Eurer Günſtlinge preis zu geben; o! es iſt ſchändlich! Ein Zufall führte Euch Alfonſo zu. Er iſt meiner Liebe werth, er iſt der Vater meines Kindes, er iſt mein Gemahl.

Der **König** warf ſich blaß wie ein Schatten, auf ein Soffa. Die Verwirrung der andern, hatte den höchſten Grad erreicht, als der König wieder aufſprang, die Wache rufte, ſich ſogleich Alfonſo's Perſon verſichern lies, ihn ins Gefängniß zu führen befahl, und das Zimmer verlies, ohne weiter ein Wort zu reden.

Alfonſo wurde fortgeführt, und **Katharina** und die **Königin**, welche tauſend Plane ihn zu befreien machten, ſchieden erſt gegen Morgen von einander, feſt entſchloſſen auch mit Gefahr ihres eigenen Lebens, den Geliebten zu retten.

Der Tod war **Alfonſo** ſchon angeſagt, und **Katharina** erhielt nichts von dem Könige, als eine Stunde Verlängerung ſeiner Lebensfriſt, und die Erlaubniß, ihn ſprechen zu dürfen.

Die Unterhaltung im Gefängniß, war mehr ſtumm als redneriſch, doch ſo zärtlich und liebevoll, daß die Stunde des Todes mit Flügeln herbeizueilen ſchien. Noch waren nur wenige Minuten übrig. Sie nahmen auf ewig Abſchied von einander, und jezt erinnerte ſie der Offizier der Wache, welcher kam, **Alfonſo** abzuholen, ſich zu trennen, als ein ſtarker Lerm ſich dem Gefängniß nahte.

Mit gezogenen Degen ſtürzte der alte **Marquis de Villena** nebſt vielen anderen Vornehmen des Reichs herein, ſchrie:

"Fort! fort Sennor! rettet Euch!" und zog ihn mit ſich fort.

Dies war der Anfang des Ausbruchs einer Rebellion, dem Könige die Nichtigkeit ſeiner Gewalt zu beweiſen.

Der **König** floh mit ſeinem Günſtling **Bertrand** nach Sevilien, und **Katharina** begab ſich zu einem ihrer Verwandten nach **Arevalo**.

Die **Königin** wurde gefangen genommen, und weil man glaubte, **Bertrand** ſey der Vater ihrer Tochter, mit mancherlei Kränkungen beleidigt.

Der **Marquis Villena** und ſeine Mitgenoſſen, publizirten hierauf ein Manifeſt:

Daß der König die Reichschargen mit unbedeutenden Leuten beſezt, und daß er die Königin ſeinem Favoritten Bertrand preis gegeben habe, deſſen Tochter Kaſtiliens Erbprinzeſſin nicht ſeyn könne, und daß er deshalb ſeiner Würden entſezt zu werden verdiene.

Alle Mißvergnügte des Adels kamen zu **Avila** zuſammen. *) Auſſerhalb der Stadt wurde

---

*) Dies geſchah im Jahr 1464.

wurde eine groſſe Bühne errichtet und ein Bild, welches den König vorſtellte, im königlichen Staate, auf einen Thron geſezt, eine Krone auf dem Haupte, ein Zepter in der Hand, das Schwerd der Gerechtigkeit an der Seite. Die Klage gegen den König wurde abgeleſen, und ſein Abſezungsurtheil geſprochen. Nach Verleſung des Erſten Klagpunkts, ſties der Erzbiſchof von Toledo dem Bilde die Krone von dem Haupte; bei dem Zweiten, riß der Conte de Placentia das Schwerd der Gerechtigkeit von der Seite deſſelben; bei dem Dritten, entwandt ihm der Conte de Benevento das Zepter, und nach dem lezten, warf Don Diego Lopez de Suniga, das Bild vom Throne.

Hierauf wurde des Königs Bruder der Infant Don Alfonſo, ein Kind von 12. Jahren, als König ausgerufen.

Der König grif zu den Waffen, und ſeine Gegenparthie war ſtreitfertig. Dieſe wuſte nicht anders, als daß der König, den zärtlichen

Alfonſo aus Eiferſucht über ſeinen Umgang mit Katharinen, ins Gefängniß habe werfen laßen, und muthmaßte nicht, daß er der Glükliche war, welchen die Königin liebte. Um alſo dem **König** eine neue Kränkung anzuthun, rufte der alte **Marquis de Villena**, Katharinen zurük, ſie mit **Alfonſo** zu vermählen.

Der Tag ihrer Vermählung war angeſezt, als **Alfonſo** erfuhr, daß man die Königin vor infam erklären und ſie wegen ihrer Liebeshändel mit **Bertrand**, öffentlich des Ehebruchs anklagen wolle.

Alfonſo fand Mittel zu der Königin ins Gefängniß zu kommen. Schnell verbreitete ſich das Gerücht, die Königin entſage auch im Gefängniß ihrer Bulerei nicht, und begünſtige Den **Alfonſo**.

Katharina entſagte allen Hoffnungen ſich je mit **Alfonſo** vermählen zu können, und zog ſich in ihre Einſamkeit zurük.

Die **Königin**, war auſſer ſich, als ſie den geliebten **Alfonſo** bei ſich ſah. **Alfon-**

ſo gerührt von ihrem Schikſale, überlies ſich ganz dem Gefühle ſeines zärtlichen Herzens, und die Königin bat ihn mit Thränen, ihre Rükkehr nach Portugall zu bewirken.

Der **Marquis von Villena**, an welchen ſich **Alfonſo** wendete, that ihm allen Vorſchub, mit der Königin zu entfliehen, weil er auf dieſe Flucht den völligen Untergang des guten Rufs der unglüklichen Königin baute.

Alfonſo entfloh mit der Königin und ihrer Tochter. Ein Trupp Reuter des Königs aber, unter **Bertrands** Anführung holte die Fliehenden ein, und die **Königin**, welche Alfonsos gewiſſen Tod vor Augen ſah, bat **Bertrand** ihn entkommen zu laſſen. Dieſer glaubte durch dieſe Gefälligkeit, ſich der längſt erſehnten Gunſt der Königin zu nähern, und willigte in Alfonſos Flucht, welcher umſonſt den Tod von ſeinen Händen begehrte.

Ueberall ſchweifte der Unglükliche herum, und fand nirgends weder Ruhe noch Raſt.

Indeſſen ſtarb der junge König, und der abgeſezte König, gieng die ſchimpflichſten Verträge ein, um wieder zu ſeiner Regierung zu gelangen. Seine Schweſter, die Infantin **Iſabella**, dieſe Dame von Geiſt, nachherige Gemahlin **Ferdinands**, welche ihren Schmuk verkaufte, um **Kolombo** zu der Entdekung einkr neuen Welt die nöthigen Koſten zu verſchaffen, wurde als Erb- und Kronprinzeſſin, ausgerufen, und des ſchwachen Königs Prinzeſſin, die Tochter der unglüklichen Liebhaberin unſers Alfonſos von ihm ſelbſt als unächt erklärt.

Die Königin muſte nach Portugall zurük geſchikt werden, und der König erwählte ſeinen Liebling **Bertrand** zu ihrem Begleiter, welcher ſeiner Stellen entſezt wurde, und den der König verſprach, bei ſchiklicher Gelegenheit wieder zurük zu rufen.

Alfonſo war inzwiſchen bei ſeinem Herumſtreifen, auf den Aufenthalt der ſchönen **Katharina** getroffen. Er bereute alle ſeine übel überlegten Entſchlüſſe, die Liebe behauptete ihre alten Rechte, und ihre Verbindung wurde von neuem beſchloſſen.

So ſtunden die Sachen, als **Alfonſo** einen Brief von der Königin bekam:

„Liebſter Alfonſo!

„Bertrand ſoll mich nach Portugall begleiten! Rette mich aus ſeinen Händen, „wenn Du mich je geliebt haſt, wenn Du „deine unglükliche Johanna noch liebſt. „Meine Liebe iſt treu und unveränderlich. „Für Dich allein, ſchlägt mein Herz. Die „Liebe wird uns eine Freiſtatt zeigen, wo „wir glüklich und auf immer verbunden „werden können. Rette mich! oder die „ſchreklichſte Verzweiflung iſt das Loos Deiner Dich ewigliebenden, unglüklichen Johanna.“

Dieſen Brief erhielt **Alfonſo** als er eben aus den Händen der Infantin **Iſabella** das Grosmeiſterkreuz von St. Jakob erhielt, welches **Bertranden** abgenommen worden war, und als ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Vermählung mit Katharinen getroffen waren.

Der Brief brachte ihn zu dem unüberlegten Entſchluß, der Königin nach Portugall zu folgen. Er reiſte ab, würde eingeholt und nach **Medina Sidonia** ins Gefängniß gebracht.

Die Infantin erwählte Katharinen zu der Ueberbringerin der Nachricht von ſeiner Befreiung und Gnade, welche er erhalten ſollte, wenn er öffentlich ſeine vertraute Gemeinſchaft mit der Königin geſtehen, und bekennen wolle, daß die Prinzeſſin Johanna ſeine Tochter ſey.

Katharina ſchrieb an Alfonſo, was ſie ihm mündlich ſagen ſollte, und überlies es ſeiner Grosmut, ob er die Königin ganz unauslöſchlich brandmarken wolle, oder ob er Muth habe, zu ſterben.

Alfonſo, erklärte ſich nicht, wie man es wünſchte. Er erhob die Tügend der Königin, vertheidigte ſie bis auf den lezten Augenblik ſeines Lebens, und gieng mit einer

Herzhaftigkeit ſeinem Tode entgegen, welche von der Stärke ſeiner Seele zeigte.

Einem der gröſten Männer Kaſtiliens führte die unglükliche Liebe dem Henkerſchwerde entgegen, und belohnte ſeine Zärtlichkeit mit einem ſchimpflichen Tode, da ſie vorher die Freuden ſeines Lenzes, ihm ſo grauſam geraubt hatte.

Die **Königin**, als ſie Alfonſos ſtandhafte Aufopferung vernahm, gerieth in einen troſtloſen Zuſtand, in welchen ſie bis an das Ende ihrer Tage blieb, und den Tod ihres Geliebten nie zu beweinen aufhören konnte.

Katharina erhielt vortheilhafte Heuratsanträge, aber auch ſie beweinte den Tod ihres geliebten Alfonſo, gieng nach Toledo und nahm den Nonnenſchleier einer ſtrikten Obſervanz.

II.

Iſabellà von Arragonien.

Schön, geſchmükt mit Verſtand und hohen Reizen, wuchs **Iſabella**, die Tochter des Herzogs Alfons von Kalabrien, heran, und erregte die Bewunderung eines jeden, der ſie ſah. So mancher Edle und Fürſt, geizte nach einem Blike von ihr, und pries ſich glüklich, wenn er ihre Hand berühren durfte; ſie zu erhalten, wär das Ziel aller Wünſche ihres Gatten geweſen.

Dieſer Glükliche ſollte **Johann Galeazo Sforzia**, Herzog von Mailand ſeyn, welcher damals noch unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, **Ludwig Sforzia** ſtund, und auch bis zu ſeinem Tode in derſelben blieb.

Iſabellens Grosvater, **Ferdinand**, König von Neapel, betrieb dieſe Heurat, welche

che durch Abgeordnete an ihrem väterlichen Hofe, vollzogen wurde. *)

Mit groſſem Gepränge, wurde die Neuvermählte nach Mailand geführt. Sie traf ein, und ſogleich wurde der Oheim ihres Gemahls, einer der liſtigſten Männer, von ihrer Schönheit ſo ſtark entzündet, daß er den kühnen Entſchluß faßte, dieſe durch Abgeordnete, geſchloſſene Heurat vor nichtig zu erklären, und der ſchönen **Iſabella** ſelbſt ſeine Hand zu reichen.

Der König von Neapel lies ſich nicht ungeneigt finden, den Vorſchlag einzugehen, aber Iſabellens Vater ſetzte ſich mit allen Kräften gegen dieſe Forderung, und ſeine

Toch-

---

*) Im Jahr 1489. — die bei Erzählung dieſer Geſchichte zum Grunde gelegten Bücher, ſind: *Corio*, Hiſtoria di Milano. Parte VI. *Varillas* Hiſtoire de Charles VIII. Livr. II. *Jovius*. Elagior. Lib. V.

Tochter, blieb die Gemahlin des jungen Herzogs Galeazo. —

Der Oheim verhinderte inzwiſchen drei Monat lang, die Vollziehung der Heurat ſeines Neffen, mit Iſabellen.

Man ſtelle ſich die Lage des jungen Mannes vor! Täglich ſah er ſeine Iſabella, wurde von ihren Reden und Reizen entzükt, wuſte, daß ſie die Seinige war, und durfte ſich nicht in Beſiz ihrer Schönheiten ſehen.

Umſonſt ſuchte **Ludwig** durch Schmeicheleien Iſabellen zu gewinnen, umſonſt wendete er alle Mittel an, welche Ueberredung, Liſt und Anſehen ihm darboten; Iſabella verwarf alle ſeine Anträge mit einem edlen Stolze, welcher ſie ihrem Gemahle noch ſchäzbarer machte, und ihm ein Glük in ihrem Beſitze weiſſagte, welches ſo mancher Monarch gern mit Kronen aufgewogen hätte.

"Wie unglüklich bin ich! — ſeufzte der furchtſame Galeazo, welcher ſich ſeinen

Onkel nicht über ſein Betragen zur Rede zu ſetzen getraute. — Iſt mein Glük auch ein Glük zu nennen, da ich nicht beſitzen ſoll, was mein iſt?"

Iſabella ſprach ihm Muth ein, verſicherte ihm ihre Liebe, und lies ſeinem Onkel die Uebermacht einer Seele fühlen, welche für ein Szepter geboren war, welches ihr Gemal dem Beſizer ſich nicht zu entwinden getraute.

Als **Ludwig** ſah, daß er nichts ausrichtete, widerſezte er ſich endlich nicht mehr der Vereinigung der jungen Eheleute. **Galeazo** drükte ſeine Gattin entzükt nun an ſeinen Buſen, aber ſein Oheim brütete Rache, und beſtimmte Iſabellen zu dem Opfer derſelben. Er entzog ihr alles, was ihrem Vergnügen, oder ihrem Geſchmak ſchmeicheln konnte, ſezte ihr nur eine ſehr kleine Summe zu ihren Ausgaben aus, und heuratete eine Prinzeſſin, welche in allen, nur nicht in Anſehung der Schönheit, mit ihr um gleichen Preis ſtritt. Dieſe war **Alfonſine**, die Tochter Herkuls von Eſte, des Herzogs von Ferrara.

Hier, die Paralellen von beiden Prinzeſſinnen, wobei der einzige Unterſchied zu bemerken iſt, daß Alfonſine nicht ſo ſchön, als Iſabella, war.

Beide waren von ihrer Geburt eingenommen, und keine hatte in dieſem Stücke der andern etwas vorzuwerfen.*) — Sie waren beide im höchſten Grade hochmütig, und ihr Hochmut glich dem feinſten Stolze. Mehr aus Ruhmliebe, als aus angebohrner Neigung, vermieden ſie die Gelegenheit, den ſüſſen Sold der Minne mit reichlicher Freigebigkeit auszuſpenden. Iſabella hatte ſich zu der Heurat entſchloſſen und Alfonſine

---

*) Der Urſprung ihrer Häuſer war bei beiden von natürlichen Kindern herzurechnen. Boſo von Eſte der väterliche Oberältervater Alfonſinens, und Ferdinand, Iſabellens Grosvater von väterlicher Seite, waren beide Baſtarte.

ſtrebte darnach; mehr, weil ſie an der Gewalt ihrer Gemahle, als an den Freuden ihres Bettes, Theil haben wollten. Sie liebten beide die Pracht; und ob ſie gleich in Häuſern erzogen waren, wo Sparſamkeit eine nötige Tugend war, ſo waren ſie doch ſo verſchwenderiſch, daß ihre Revenüen nicht zureichten, den Aufwand zu beſtreiten, welchen ſie machten.

Was Alfonſinens Eiferſucht am meiſten entflammte, war, wenn man in ihrer Gegenwart Iſabellens Schönheit Gerechtigkeit wiederfahren lies, und **Iſabella**, konnte es nicht gleichgültig anſehen, daß man **Alfonſinen** mehr Ehre, als ihr bezeigte, weil ſie glaubte, daß man dieſelbe nur ihr ſchuldig ſey. — Beide wohnten in einem Pallaſte, und hatten das Mißvergnügen einander täglich an einer Tafel zu ſehen. — Alfonſinens Gemahl, welcher die Regierung führte, konnte den Höflingen Gnadenbezeigungen ertheilen, dies brachte ſeiner Gemahlin, die ſorgfältigſte Aufwartung derſelben zu wege. Iſabellens Gemahl, war nur der Schatten eines Herzogs, konnte keine Gnade ertheilen, war oft ſelbſt mit ſeinen Revenüen ſtark brouillirt, und die Höflinge, welche ſo gern den Mantel nach dem Winde hängen, fanden ſich ſelten, und nur des Wohlſtandes wegen, in dem Zimmer ſeiner Gemahlin ein.

Dieſes alles wirkte ſo heftig auf Iſabellen, daß ſie ihr Unglük in den beweglichſten Ausdrüken, ihrem Vater und Grosvater ſchrieb, und ſich ſelbſt ums Leben zu bringen drohte, wenn man ſie nicht bald von ihrem Leide befreien würde.

Dieſe Prinzen waren aber zu ohnmächtig ihr helfen zu können, denn **Ludwig** war eins von den vorzüglichſten Werkzeugen, welche die Franzoſen nach Italien zogen, und dadurch das ganze regierende königliche Haus Arragonien zu Neapel, zu Grunde richteten.

Iſabella klagte umſonſt, Alfonſine triumfirte über die täglichen Beleidigungen, welche ihre Feindin erdulten muſte, und Ludwig ſchafte zulezt ſeinen Vetter durch Gift aus dem Wege. Dieſes Gift entkräftete den jungen Herzog langſam, und brachte durch eine Auszehrung ihn dem Grabe näher; woher ſein Oheim Gelegenheit nahm, den Tod ſeines Neffen der allzuöftern Ergebenheit der Schönheit ſeiner Gemahlin zuzuſchreiben. *)

Der König von Frankreich beſuchte ihn auf ſeinem Zuge nach Neapel. Der ſterbende Galea-

---

*) "Fu publicato da molti la morte di Giovan Galeazzo eſſe proceduta *da coito immoderato*; non dimeno, ſi credette univerſalmente per tutta Italia, che é fuſſe morto, non per infermita naturale, *ne per incontinentia, ma di veleno.*" ſagt Guicciardini.

Galeazo bat ihn mit tauſend Thränen, ſich ſeines Sohnes und ſeiner Tochter anzunehmen. **Iſabella** warf ſich mit gleicher Bitte dem König zu Füſſen, und bat für ihren Vater. Der König war entzükt von der Schönheit der Bittenden, antwortete ihr aber weiter nichts, als: es ſey mit dem Kriege in Neapel ſchon zu weit gekommen, als daß er ſeinen Plan unvollendet laſſen könne.

Galeazo ſtarb. **Iſabella** gieng nach Neapel, und ſchien unter allen Prinzeſſinnen, welche nach der Inſel Iſchia flohen, die Untröſtlichſte zu ſeyn, als ſich König **Friedrich** *) gezwungen ſah, ſich **Ludwig XII.** auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ihre Lage war auch in der That ſchreklich. Binnen kurzer Zeit, verlor ſie ihren Grosvater,

---

*) Im Jahr 1501.

Vater, Gemahl, Oheim und Sohn. *) Und bei allen dieſen Unglüksfällen, muſte ſie noch ihre Feindin Alfonſine auf dem mailändiſchen Throne als Herzogin ſehen.

Nur der Troſt blieb ihr in ihren Leiden, daß ſie ihren Verfolger **Ludwig**, in Frankreich in harter Gefangenſchaft wuſte, welche ſich erſt mit ſeinem Tode endigte.

Ihre Tochter vermählte ſie an den König **Sigismund** in Pohlen. **)

Iſabel:

---

*) Die Franzoſen raubten ihn ſeiner Mutter, ihn nach Frankreich zu führen, und in ein Kloſter zu ſteken; ein Fall vom Pferde, verurſachte ſeinen Tod.

**) Dieſe Prinzeſſin Bona Sforzia, welche ſich nach dem Tode ihres Gemahls zu ihrer Mutter begab, folgte dem Beiſpiele derſelben, überſchritt die Schranken des Ehrgefühls bei ihren Liebſchaften, und ſtarb nach gemachten Bankerot an Ehre

und

Iſabella begab ſich nach Neapel, wo ihr ihr Wittwenſiz angewieſen war, und zeigte, daß ihr Unglük, nicht ihr königliches Anſehen erſtiken konnte. In dieſer Lage aber war es, in welcher ſie endlich den zärtlichen Gefühlen der Liebe, allzu ſtarkes Gehör gab. Alle Welt ſprach von ihrer überſchwenglich beglükenden Zärtlichkeit gegen **Prosper Kolonna**, und daß ſie ihren Liebeshandel mit allzu wenig Delikateſſe betrieb. Ihre Galanterie, wurde zulezt Ausſchweifung, und die unvermeidlichſte, gewöhnliche Klippe des Ruhms und der Verdienſte der Damen, wurde auch die ihrige, an welcher ſie ſcheiterte.

Sie that in Begleitung vieler Damen, welche als Bräute angekleidet waren, eine Wallfahrt nach dem Vatikan und zu dem heili-

---

und Vermögen, in Dürftigkeit und Schande. "Et fama ac bonis decoctis haud multo poſt in ſumma egeſtate et infamia deceſſit." ſagt Thuanus Hiſtor. Lib. XVI. ad a. 1555.

heiligen Vater Leo X. nach Rom. Ob dies in Bezug als eine Art von Büſſung, für die allzufreie Lebensart ihrer lezten Tage geſchah, iſt ungewiß.

Sie endigte im Jahr 1524. an der Waſſerſucht ihr leiden- und freudenvolles Leben.

* * *

III.

Anna Boulen.

Anna **Boulen** *) war mütterlicher Seits von vornehmerer Geburt, als von väterlicher Seite, denn ihr Vater war blos Esquire, und ihre Mutter, eine Tochter des Herzogs von Norfolk. — Sehr jung wurde ſie von der Schweſter Königs Heinrich VIII. mit nach Frankreich genommen, als dieſe dahin gieng, ſich mit Ludwig XII. zu vermählen. Aber als dieſe nach des Königs Tode nach England zurükkehrte, blieb **Anna** in Frankreich in Dienſten der Königin Klaudia, der Gemahlin Königs Franz I. und als auch dieſe ſtarb, trat ſie in den Dienſt der Ducheſſe d'Alençon.

---

*) Andre ſchreiben ihren Namen Boulan, noch andere Boleyn. Das Jahr ihrer Geburt iſt noch nicht ausgemacht, beſtimmt. Einige ſagen, ſie ſey 1507. geboren, andere geben das Jahr 1499. als ihr Geburtsjahr an.

Man ſagt, ſie ſey in Frankreich nicht unempfindlich gegen die Liebe geweſen; doch beſtimmte ſie ein anderer Plan, wieder in ihr Vaterland zurük zu gehen, wo ſie mit ihren Reizen mit auffallenderm Gewinn wucherte.*)

Sie wurde bei der Königin Katharina Staatsfräulein, und wuſte es ſo geſchikt zu karten, daß ſie den in ſolchen Fällen ohnehin ungemein reizbaren König Heinrich VIII. in ſich verliebt machte. Der König brennte vor Liebe und ſchwur ihr ewige Treue. Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. **Anna** erklärte ihm, daß ſie ihn zwar auch liebe,

---

*) Das Jahr ihrer Zurükkunft nach England wird verſchieden angegeben. Einige ſagen, es ſey im Jahr 1527. geſchehen, als z. B. *Burnet* in Hiſtoire de la Reformation d'Angleterre. Liv. II. Nach anderen, war es das Jahr 1525. S. Le grand Hiſtoire du divorie de Henri VIII. T. II.

liebe, daß er aber nie zu dem Beſitz deſſen, was er wünſchte, auf andere Art bei ihr, als nach ehelicher Verbindung, gelangen würde.

Der König, welcher dieſen beglükenden Augenblik kaum erwarten konnte, zögerte nicht, ihr das vorgeſchlagene Mittel zu zugeſtehen, um in ihren Armen ganz glüklich zu ſeyn, die Eheſcheidung von ſeiner unglüklichen Gemahlin wurde betrieben, und auch, wie allbekannt iſt, ins Werk geſezt.

Hätte **Anna** ihr Begehren bleß auf den Beſitz der Liebe des Königs eingeſchränkt, ſie wär nicht ſo ſtrafbar geweſen, als da, da ſie eine unglükliche Gattin des Monarchen vom Throne verdrang und ihr eine Krone raubte, ſich mit dieſem Raube öffentlich zu ſchmüken.

Ohne den Scheidebrief zu erwarten, heuratete der König ſeine vielgeliebte Anna heimlich;*) aber als er ihre Schwangerſchaft gewahr wurde, machte er dieſe Heurat öffentlich bekannt, und lies ſie als Königin von England ausrufen. *) Sie gebahr die nachher ſo berühmte Königin **Eliſabeth** und wurde von dem Könige, ſo lange geliebt, bis die Reize der ſchönen **Johanna Seymur** ſein leichtentzündbares Herz entflammten. **)

---

*) d. 14. des Wintermonats 1532.

Dieſe Liebe war Annens Untergang. — Der König fieng an ihr gleichgültig zu begegnen, und als ſie es verſuchte ihn auf den Pfad der Liebe zu ihr, zurük zu führen, wurde ſie ihm ſo verhaßt, daß er ſie wegen verlezter ehelicher Treue, wegen Hochverrath, und wegen dem königlichen Geblüte zugefügten Schimpfe, anklagen und ihr den Prozeß machen lies. Ihre Heurat wurde für nichtig erklärt; weil ſie bekannte, ſie habe den König während ihrer Verbindung mit dem Graf Perci, geheuratet, welches dieſer aber leugnete und das Sakrament darauf nahm.

---

*) Den heiligen Abend vor Oſtern 1533.

**) Im Jahr 1536.

Nach dieſem Verfahren wurde ihr das Urtheil geſprochen, daß ſie enthauptet werden ſollte, welche Strafe auch an ihr vollzogen wurde. *)

Während ihrer Gefangenſchaft betrug ſie ſich ſo, daß man wohl ſah, daß ihre Sinne nicht mehr in der beſten Ordnung waren. Kaum war ſie auf die Knie gefallen, ihre Hände zum Gebete zu falten, ſo ſprang ſie wieder mit groſſem Gelächter auf, und ſprach wunderliche Sachen durch einander. Daher hat man auch auf ihre Ausſage, wegen ihrer Verbindung mit dem Grafen Perci, welche dieſer ſo ſtandhaft leugnete, nicht viel zu achten, ob man ſie gleich damals ſehr erwünſcht fand, als man ſich vorgenommen hatte die Ehe zu trennen und ſie zum Tode zu verurtheilen.

Einige Stunden vor ihrem Tode ſtellte ſie Betrachtungen über ihren kleinen Hals

an,

---

*) den 15. Mai 1536.

an, tröſtete ſich aber wieder damit, daß der Scharfrichter ein ſehr geſchikter Mann ſey. Sie befühlte den Hals, und brach gleich darauf in ein lautes Gelächter aus.

Sie ſtarb mit groſſer Herzhaftigkeit, und war äuſſerſt beſorgt ihren Rok recht über die Füſſe zu ziehen, damit ſie nicht auf eine unehrbare Art fallen möchte. Dies bekräftigt ſelbſt Gratiani, *) einer ihrer ſtärkſten Gegner.

---

*) De Caſibus viror, illuſtr. p. 270. "Poſtremo genibus poſitis ultimos quoque pedes, quo honeſtius procumberet, veſte contexit."

IV. Grä-

IV.

Gräfin von Salisbury.

Karl IV. König in Frankreich ſtarb *) unbeerbt, und die Stände des Reichs erwählten **Philipp von Valois** zu ſeinem Nachfolger; eine Wahl, welche die Engländer ſo ſehr ſie konnten, zu hintertreiben ſuchten, da ſie die Krone lieber auf ihres Königs **Eduard III.** Haupte geſehen hätten, deßen Rechte ſich auf ſeine Geburt von **Iſabellen**, Königs **Philipp des ſchönen** Tochter, **Karls** Schweſter, gründeten.

Aber alle Bemühungen waren fruchtlos, die Franzoſen blieben bei ihrer Wahl, und **Eduard**, von ſeiner Mutter angefeuert, behielt kein Mittel übrig, ſich der franzöſiſchen Krone zu verſichern, als die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. **Philipp**, welcher mit franzöſiſcher Politik das Ungewitter,

---

*) Er ſtarb im Jahr 1328.

welches ihn bedrohte, abzuwenden, oder wenigſtens ſeine Kraft zu **ſchwächen** ſuchte, wuſte es ſo artig zu karten, daß er den König **David** von Schottland in ſein Intereße zog, welcher ſogleich, ehe **Eduard** das geringſte vermuthete, mit einem ſtarken Heere in Northumberland einbrach, einige Veſten des Landes wegnahm, und ſich zu der Belagerung des feſten Schloſſes Salisbury anſchikte.

Eduard empfieng die Schrekenspoſt und eilte mit ſeinen Völkern nach Northumberland den Feind zu Aufhebung der Belagerung und Räumung der Provinz zu nöthigen.

Der **Graf von Salisbury**, welcher das feſte Schloß dieſes Namens mit ſeiner Gemahlin erheurathet, und ſeinen Familiennamen, mit dem Namen dieſer Beſizung vertauſcht hatte, war, als die Schotten einbrachen nicht auf ſeiner Burg, weil ihn **Eduard** nach **Guienne** geſchikt hatte, die Bewegungen der Franzoſen zu beobachten. Aber ſein Feuer lies ihm nicht zu, blos den Beobachobachter zu ſpielen, er that einige Streifereien in das Franzöſiſche Gebiete, um die Franzoſen von ſeiner Nähe zu überzeugen, und auf einer ſolchen Expedition wurde er von dem **Graf von Alençon**, welcher ihn mit einem ſtarken Heere unvermuthet umringte, nach einer tapfern, aber vergeblichen Gegenwehre, gefangen genommen, und nach **Paris** geführt.

Eduard erhielt dieſe niederſchlagende Nachricht, als er eben auf dem Marſche war, das Schloß zu entſetzen, in welchem ſich die **Gräfin von Salisbury** mit ihrer Mannſchaft, tapfer gegen die Anfälle der Schotten vertheidigte. Während dieſer tapfern Gegenwehr, bekam Sie die Nachricht von der Gefangenſchaft ihres Gemahls, ſo ſchmerzlich ihr dieſelbe auch war, ſo wurde ſie doch dadurch etwas gemindert, daß ſie zugleich Botſchaft von der Annäherung Eduards und ſeines Heeres bekam, welcher ſo ſchnell als es ihm möglich war, herbei eilte, die Schotten zu nötigen die Belagerung aufzuheben und, Northumberland zu verlaſſen.

Die Gräfin von Salisbury wurde damals, beinahe einſtimmig, für die ſchönſte Dame in England gehalten. Ihr Vater, welcher bei ihrer Schönheit für ihren Ruf beſorgt war, erzog ſie auf ſeinen Schlöſſern, und ſetzte ſie nie der Gefahr aus, am Hofe zu erſcheinen. In dieſer gänzlichen Unerfahrenheit in den Hofſitten, hatte ſie ihrem Gemahle ihre Hand gereicht. Ihr Vater ſtarb, und ſie galt für ein Muſter ehelicher Treue und Zärtlichkeit, gebildet durch die weiſen Lehren ihres Vaters, geliebt von ihrem Gemahl, ſo ſehr ſie es verdiente.

Eduard war ſo glüklich die Schotten zu ſchlagen. Sie wurden aus Northumberland getrieben, und der König hielt einen ſiegreichen Einzug in das entſetzte Schloß.

Der König ſah die Gräfin. Er wurde unruhig. Jeder ihrer unbefangendſten Blike voll Freundlichkeit, vermehrte ſeine Un, Unruh, und ſein Herz wurde das Opfer dieſer Empfindungen. Er ſprach mit ihr und wurde entzükt, er küſte feurig die ſchönſte Hand, welche je eine Dame einem Manne zum Kuſſe überlies, und dahin war ſein Herz.

Drei lange Tage verſeufzte er, freundlich bewirthet, auf der Burg, deren Mauern einen Schatz verbargen, nach deſſen Beſiz der gute König nur umſonſt zu ſeufzen ſchien. Er fühlte, welch' eine Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtigt hatte, er ſeufzte nach Gegengunſt, und nichts konnte ihm Hofnung geben, daß ſein Seufzen erhört würde, als das ſchmeichelhafte Bewuſtſeyn, daß er König war, und daß vom Strälenglanz der Majeſtät die Schönheit nur allzugern ihre Reize erhoben ſieht. Seine Liebe machte ihn kühn, aber die Gegenwart des geliebten Gegenſtandes wandelte all ſeine Herzhaftigkeit mit ſchneller Zauberkraft, in ängſtliche Furchtſamkeit, in blöde Schüchternheit. Er wollte ſprechen und konnte nicht, er wollte ſo viel foderns, und begnügte ſich mit einem freundlichen Blike.

So gern er auch nimmer das Schloß verlaſſen hätte, ſo erfoderte doch der Anmarſch eines neuen feindlichen Heers der Schotten, die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart bei der Armee, und er muſte ſich von dem geliebten Gegenſtande ſeines Herzens trennen, wenn er nicht Provinzen auf das Spiel ſetzen wollte.

"Ermanne dich, König! — rufte ihm ſein Freund der Graf Herby zu — und eile zu deinen Völkern, welche dich erwarten, dein Reich zu beſchüzen!"

Der König eilte mit Ungeſtüm in das Zimmer der Gräfin.

"Ich muß fort — ſagte er im Tone des Schmerzes — fort! und Euch verlaſſen! — Wer weis, ob wir uns wieder ſehen! — Schöne Gräfin! wenn Ihr hört, daß ich im Schlachtgetümmel fiel, weiht meinem Tode eine Thräne. Wollt ihr das?"

Die Gräfin ſchlug erröthend die ſchönen Augen nieder, und ſprach nichts. — Dieſes Stillſchweigen machte den König kühner, der nahe Abſchied wirkte auf ſeine Herzhaftigkeit und machte ihn beredt.

Er. Verwundert Euch nicht über meine Aeuſſerungen, ſucht ihren Grund in dieſen holdſeeligen Augen, welche Ihr jezt neidiſch meinen Bliken entzieht. Der Zuſtand meines Herzens, iſt die Wirkung Eurer Schönheit. Ihr ſeyd des Ruhmes würdig, einen König zu feſſeln. Dies ſagt Euch das Klopfen dieſes Herzens. Glaubt nicht, daß meine Macht, mein Anſehen mich ſo kühn macht, Euch dieſes Geſtändniß zu thun. Der Gedanke, Euch zu verlieren, entpreßt mir Zitternden dieſe Worte. — Ihr flieht den Hof — und ich habe keine Hoffnung Euch wieder zu ſehen. Vielleicht flieht Ihr nun um ſo mehr den Hof, da Ihr mich dort zu finden wißt? — — Gräfin! bin ich keiner Antwort würdig?

Sie. Ich habe nicht vermuthet aus meines Königs Munde das zu hören, was er mir geſagt hat, was ich wirklich gehört habe, und was ich wünſchte — nie gehört zu haben! — den König, welchen Frankreichs Krone ins Schlachtfeld ruft, darf kein weibliches Herz von ſeiner Ehrenbahn zurükhalten. — Fechtet glüklich, und immer ſiegreich ſeh Euch der Ruhm am goldenen Ziele Eurer Wünſche.

Er. Gräfin! — und dieſes Herz?

Sie. Mein Gemahl wurde in dem Dienſte ſeines Königs gefangen, wollt Ihr ihn zum Lohne für ſeine treuen Dienſte, für den Verluſt ſeiner Freiheit, damit belohnen, ihm ein Herz zu rauben, welches nur ihm allein gehört?

Er. Euch zu beweiſen, ſchöne Gräfin, wie wenig Ihr mich, dieſes Herz und ſeine Aeuſſerungen verſteht, werde ich ſogleich wegen der Auswechſlung Eures Gemahls, gegen den Grafen von Mourrai, traktiren laſſen.

ſeyn. Wollt Ihr mir aber den Beweis nicht ſchuldig bleiben, daß Ihr ſelbſt alles was Ihr könnt, für die Freiheit Euers Gemahls thun werdet, ſo folgt mir an den Hof nach London, mich zu erinnern, wenn ich es vergeſſen, oder aus Ueberfluß an mehreren Geſchäften verzögernd betreiben ſollte, Euern Gemahl Euch wieder zuzuführen.

Die Gräfin, überraſcht durch dieſe ſonderbare Wendung, welche der König nahm, verſprach ihm nach London zu kommen.

Er nahm Abſchied, gieng zu ſeiner Armee, focht gegen die Schotten, und kehrte nach einiger Zeit ſiegreich nach London zurük, wohin ſich auch die Gräfin begeben hatte, und durch ihre Erſcheinung, den Hof in Bewunderung, Neid und Erſtaunen ſetzte. Ihr Eindruk, ſchien die Macht einer wunderbaren Zaubermacht zu ſeyn, und mit zauberiſcher Allgewalt wirkten ihre Reize gleich dem gebietenden Worte einer liebreizenden Fee, in den ſchönen Zeiten, wo es noch ſolche Halbgöttinnen in weiblicher Geſtalt gab.

Einige Tage vor ihr, war **Robert Graf von Artois**, mit ſeiner Schweſter, der verwittweten **Gräfin von Foix** zu London angekommen. Sein Oheim der neue König, welcher den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, hatte ihn ſo ſehr beleidigt, daß er nach England gieng, um dem König ſeine Dienſte gegen Frankreich anzubieten. Daß **Eduard** ihn und ſein Anerbieten ſehr gnädig aufnahm, läßt ſich von ſelbſt denken, wenn man die Lage ſeiner damaligen Reichsangelegenheiten in Erwägung ziehen will. Der **Graf** wurde ſeinem Stande gemäß behandelt, und ſeine Schweſter erwarb ſich die Liebe der Königin und aller Damen des Hofes.

Der **König** ſuchte jede Gelegenheit auf, der ſchönen **Gräfin von Salisbury** etwas von dem Zuſtande ſeines Herzens vorzutragen, dieſe aber benuzte jedes Geſpräch, ihn an die verſprochene Auslöſung ihres Gemahls zu erinnern.

Der Graf Artois machte die Bekanntſchaft der Gräfin, und wär es möglich geweſen, daß ſeit der Abweſenheit ihres Gemahls, ein Mann Eindruk auf ihr unbefangenes Herz hätte machen können, dieſer wär der Glükliche geweſen, dem dieſes beneidungswerthe Loos gefallen wär. Von ſeinem Zuſtande läßt ſich nichts ſagen, als daß er gleiches Schikſal mit dem Könige hatte, und daß beim erſten Blik ſein Herz und ſeine erſten Empfindungen nur für die ſchöne Gräfin ſich ergoſſen.

Dieſe unterhielt ſich nur gar zu gerne mit dem Manne, der ihrem Herzen ſo gefährlich war. All die Freude derſelben, ſchlang ſich an ſeine Gegenwart, und ſah ſie ihn nicht, ſo kehrte ein ſchwerfälliges Unbehagen in ihre Seele ein. Sie wurde wohl ſelbſt auf ſich aufmerkſam und verwies ſich ihr Betragen, aber der Gedanke, daß ſie ihren Gemahl bald wiederſehen, und daß der Tumult ihrer Leidenſchaft bei ſeiner Ankunft ſich von ſelbſt wieder legen werde, hielt ſie bei Mut und Hofnung, derſelben nicht lange mehr zu unterliegen.

Der **König** gieng auf eines ſeiner Luſtſchlöſſer, und ihm folgte der Hof dahin, wo jeden Tag neue Luſtbarkeiten ſich die Hände boten, und Herren und Damen in jeder Art von Vergnügungen ihre angenehme Unterhaltung fanden.

Indeſſen erhielt der **König** die Nachricht, daß der franzöſiſche Hof, in die Auswechſelung des **Grafen von Salisbury** gegen den **Graf Mourrai** willige, und wurde nicht wenig unruhig. — Er gieng zu der **Gräfin**, und hinterbrachte ihr dieſe Nachricht:

"Erkennet, ſchöne Gräfin, ſezte er hinzu, an dieſer meiner Sorgfalt für die Freiheit Euers Gemahls, die Stärke meiner Freundſchaft, einer Freundſchaft, welche ſo uneigennüzig, bei all ihrem Umfange iſt. Wollt Ihr zeigen, daß Ihr dieſelbe nicht ganz mißkennt, ſo macht nur mich des Glüks theilhaftig, Euch länger an meinem Hofe zu ſehen, wo es Euerm Gemahl nicht an einer ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten angemeſſenen Ehrenſtelle fehlen ſoll."

"Wär ich im Stande, antwortete die Gräfin, Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, welcher ohne Nachtheil meiner Tugend gegeben werden könnte, Ihr könntet jederzeit auf meine Erkenntlichkeit unbedingte Anſprüche machen."

Er. Ich habe mein wahres Glük, meine Hoffnung geliebt zu werden, dem ſchwachen Vergnügen aufgeopfert, dieſes Glüks nur würdig geachtet zu ſeyn. Und dieſe Entſchlieſſung ſoll mein Unglük ſeyn? Ich darf alſo gar nichts hoffen? Ich ſoll nicht einmal mehr das Glük haben, zu ſagen, daß ich Euch liebe? Nicht einmal der herbe Troſt bleibt mir, für Euch meine Klagen ausſchütten zu dürfen!

Sie. Dankbarkeit bin ich meinem gnädigen König ſchuldig, kann und darf ich ihm gewähren. Liebe iſt ein Eigenthumsrecht, welches nur ausſchliesungsweiſe meinem Gemahl gehört, und welches ich keinem andern überlaſſen kann.

Er. Ihr werdet alſo meinen Hof verlaſſen? mit Euerm Gemahl nach Salisbury zurükgehen.

Sie. So will es die Pflicht.

Er. Ich habe bei meinem Unglük, niemand als mich ſelbſt anzuklagen! — Ihr werdet nicht hier bleiben?

Sie. Mein Gemahl wird dies beſtimmen. Ihm allein iſt mein Schikſal überlaſſen, und ich habe keinen Willen, als den ſeinigen.

Er. Aber, werdet Ihr Euern Gemahl nicht ſelbſt antreiben, meinen Hof zu verlaſſen?

Sie. Nein!

Er. Nicht? Wollt Ihr mir das verſprechen?

Sie. Das will ich —

Der **König** ſchöpfte aus dieſer Aeuſſerung Hoffnung für ſeinen Zuſtand, und die **Gräfin** war in zwiefacher Verlegenheit, weil die fortgeſezte Bekanntſchaft mit dem **Graf Artois** ſie wirklich unruhiger machte, als ſie ſeyn wollte und durfte, da ſie die Rükkehr ihres Gemahls erwartete.

Allein, plözlich kam die Nachricht, ſo glüklich der Graf von **Salisbury** auch Kalais erreicht habe, ſo unglüklich ſey ſeine Schiffart geweſen. In einem Sturme ſey das Schiff untergegangen, und der Graf habe mit allen ſeinen Gefährten den Tod im Waſſer gefunden.

Die Gräfin kam bei dieſer Nachricht beinahe auſſer ſich, und wollte ſich über den Verluſt ihres Gemahls nicht tröſten laſſen.

Wem dieſe Zeitung zu Ohren kam, der nahm Antheil an dem Verluſte der Gräfin, und ſo ſehr der **Graf Artois** auch dieſelbe bedauerte, ſo ſchien es doch, als habe er dieſe Nachricht nicht ſo ganz ungern vernommen, aber er wuſte ſeine Freude darüber, mehr als der **Graf Herby** zu verbergen, welcher auch für die Gräfin ſeufzte, und jezt den ganz Unrechten zu dem Vertrauten ſeines Liebesgeheimniſſes machte, und das war, der zärtliche **Artois** ſelbſt.

Dies geſchah, als ſie ſich beide nach **Lankaſter** begaben, weil ſie wohl wuſten, daß die Gräfin in den erſten Trauertagen ſich nicht vor ihnen würde ſehen laſſen.

Der Graf **Artois** wollte ſeinen Reiſegefährten zwar nicht zu ſeinem Vertrauten machen, aber er war doch beſorgt, die Rechte der Freundſchaft nicht zu verletzen. Um nun in keinem Falle gegen ſeine Grundſätze zu handeln, erinnerte er den Graf **Herby** an ſeine Pflichten gegen die Prinzeſſin von **York**, welche er, ohne die gröſte Untreue zu begehen, nicht brechen könne. **Herby** geſteht ihm ſeine Schuld, ſagt ihm aber zugleich, daß alles dies ihn nicht abhalten könne die Gräfin anzubeten, wenn er auch nie die kleinſte Hoffnung zu ihrer Gegengunſt erhalten würde. Endlich ſchlägt er ihm zur Probe ſeiner ihm zugeſicherten Freundſchaft vor, der Prinzeſſin ſeine Hand zu reichen, aber dazu kann er ihn mit aller Beredſamkeit doch nicht bewegen.

Alles dies wird auf einer Jagd geſprochen, welche ſie, ſich zu zerſtreuen, angeſtellt hatten.

Nach dem Geſpräche vertheilen ſie ſich in dem Walde, und der Graf **Artois** kömmt mit ſeinem Roſſe ſo tief ins Gehölze, daß er zuletzt weder das Gebell der Hunde noch den

Schall der Jagdhörner hören kann. Je länger er reutet, je weiter verirrt er ſich.

Endlich erblikt er einen Ausgang aus dem Holze, welcher nahe an einem Fluſſe, auf einen breiten Weg führt. Sein Pferd kann nicht mehr fort, er ſteigt ab, bindet es an einen Baum, ſezt ſich auf einen alten, bemoſten Eichenſtamm, und harrt ungedultig eines Menſchen, welcher ihm den Weg nach **Lankaſter** zeigen könnte.

Ein nahes Pferdegetrappel ſtöhrt ihn in ſeinen Meditationen. Er ſieht nach dem andern Ende des Waldes, wird einen gutgekleideten Ritter gewahr, und will ihn eben nach der Straſſe nach **Lankaſter** fragen, als jener ſich ihm nähert und ſeine Augen auf die Pferdedeke wirft, auf welche das Wappen des **Grafen** geſtikt war.

"Iſt es möglich! beginnt der Ritter. Finde ich hier den Graf Artois?"

"Der bin ich!" antwortet der Graf.

Sogleich ſpringt der Ritter vom Pferde, ſagt: Ich bin ſehr glüklich, ſo bald auf Euch zu treffen!"

"Was wollt Ihr von mir?"

"Zieht Euer Schwerd Graf, und vertheidiget Euer Leben!"

"Wie?"

"Eine Perſon, welche Ihr auf das grauſamſte beleidigt habt, fordert durch mich Rechenſchaft für Euer Vergehen. Wir ſind allein. Einer von uns, verläßt dieſen Kampfplaz nicht wieder."

"Ich finde mich nicht in euer Betragen—"

"Zieht!"

"Ich kenne Euch nicht!"

"Zieht!"

"Ich werde ziehen, aber ich verlange zuvor Erklärung. Wer iſt die Perſon, deren

Rechte Ihr verfechten wollt? Das muß ich wiſſen, ehe ich mich mit Euch ſchlage."

"Ich kann mich nicht näher erklären! zieht und fechtet, wenn Euch Euer Leben lieb iſt! Ich, oder Ihr!"

Nun wurden keine Worte weiter gewechſelt, der Graf zog ſein Schwerd und der Kampf begann. — So tapfer auch der Fremde focht, ſo muſte er doch zulezt unterliegen. Er ſank, getroffen von einigen tödtlichen Streichen, entſeelt zu Boden, und lies den Grafen in einer unangenehmen Ungewißheit. Er durchſuchte ſeine Kleider, und fand folgenden Brief:

"Ihr ſchwurt mich zu rächen, laßt ſehen, ob ich Euern Schwüren trauen darf, und beweiſt, was Ihr zu beweiſen verſpracht. Dies ſey der Probeſtein Eurer Liebe. Aber ich fürchte, ihr ſeyd nicht mehr der zu Kalais, der Ihr zu Paris wart, und da Ihr nach England geht, werden Euch Eure mir gethanen Verſprechen gereuen, da Ihr nicht mehr ein Gefangener ſeyd. Ihr wißt, daß ich Urſach habe, den Wunſch nach Rache in meinem Herzen zu nähren; Ihr ſelbſt habt es gebilligt. Seyd meiner Liebe gewiß, wenn Ihr Euer Schwerd zu meiner Rache ſtählt. Beſchleuniget Euer Verſprechen, und das Herz der **Herzogin von Burgund** iſt der Preis Eurer That."

"Der Graf ſah mit Erſtaunen, daß der Haß der Herzogin von Burgund, ihm auch nach England folgte. Er las den Brief noch einmal und die Worte deſſelben: **Kalais, Paris — da Ihr nach England geht — da Ihr nicht mehr ein Gefangener ſeyd** — brachten ihn anfangs auf den Argwohn, ſein Gegner ſey der Graf **von Salisbury** geweſen; aber die Nachricht, daß dieſer im Schiffbruch umgekommen ſey, entkräftete ſeine ſonderbare Vermuthung.

Noch ſinnt er noch nach, als er 6 Renter mit gezogenen Schwerdten auf ſich zukommen

men ſieht, welche den Tod des Fremden zu rächen drohen. Er ſchwingt ſich eilig aufs Pferd, und der ungleiche Kampf hebt an. So tapfer auch der Graf focht, und ſo viele Wunden auch ſein Schwerd ſchlug, ſo würde er doch der Uebermacht haben unterliegen müſſen, wären nicht ſo eben, als ſeine Kräfte beinahe erſchöpft waren, zwei mit ſechſen beſpannte Wagen, unter einem ſtarken Geleite bewehrter Reiſigen, gekommen, bei deren Anblik die Mörder eilig die Flucht nahmen.

Der Graf hatte ſein Leben dem Gefolge der **Gräfin von Salisbury** zu verdanken, welche ſich nebſt der **Gräfin von Foix** in dem Wagen befand, um in ein Konvent zu reiſen, wo ſie ihre erſte Trauerzeit zubringen wollte.

Man ſtelle ſich das allgemeine Erſtaunen vor. Der **Graf** war ſtark verwundet, und die Gräfin war in einer heftigen Gemüthsbewegung.

Indem ſprengte auch **Herby** herbei. Der Graf wurde in einen Wagen gebracht, und erzählte die ihm zugeſtoſſene Begebenheit, welche die Gräfin mit vieler Theilnahme anhörte.

Sie kamen nach dem Kloſter. Der Graf wurde verbunden, und ſo bald er ſich mit der Gräfin alleine ſah, hielt er es für rathſam ſeine Lage ihr ganz zu entdeken.

"Vielleicht ſeyd Ihr, ſagte er, die einzige Freundin, welcher ich mein ehemaliges Glük, die Folge meines Unglüks nicht verhele. Die Erinnerung ruft tauſend Schrekbilder in meine Seele zurük, und ſogern ich ſie fliehe, ſo willig eröfne ich Euch dieſen Zuſtand. **Liebe** iſt die Stifterin meines Unglüks!"

Die Gräfin ſeufzte. Der Graf fuhr in ſeiner Erzählung fort:

"König Philipp der lange, wollte ſeine Prinzeſſin mit dem Herzoge von Burgund vermählen. Ich wurde erwählt im Namen des Herzogs ſie mir zu Paris antrauen zu laſſen, und ſie dann nach Burgund zu begleiten. Bei dieſer Aftertrauung lies mich die Prinzeſſin in ihrer Seele leſen. Sie vermählte ſich ungern mit dem Herzog von Burgund, und hätte ihre Hand, wie ich mir ſchmeicheln durfte, lieber mir als dem ihr beſtimmten Gemahle gereicht. Was ich empfand, kann ich nicht zu ſchildern wagen. Mein Zuſtand wurde beklagungswerth. — Ich brachte ſie nach Burgund. Auf dieſer Reiſe entdekte ich die ſchmeichelhafte Gewißheit, daß ich ihr nicht gleichgültig war. — Ich muſte nach Paris zurük, und erhielt von ihr einen Ring mit ihrem Bildniß, welches ein Dekel von Brillanten dem Auge jedes Fremden entzog; ach! nur nicht mir, der ich den Dekel zu öffnen muſte. — König Philipp ſtarb, ihm folgte Karl der Schöne, welcher ſich zum zweitenmale mit der Tochter Kaiſer Heinrichs vermählte. Dieſe Dame, reizte die Eiferſucht der Herzogin von Burgund, welche mit ihrem Gemahl nach Paris kam. Die Folgen ihrer Eiferſucht waren ſo ſchreklich für mich, daß ſie unter der Regierung des jezigen Königs, den gröſten Einfluß mit auf meine Verbannung hatten. Und nicht genug, auch bis nach England folgt mir die Rache der Herzogin, wie Euch dieſer Brief ſagt, welchen ich bei dem Fremden fand, mit dem ich kämpfte."

Die **Gräfin** las zitternd den Brief, und der **Graf** ſprach weiter:

"Ich habe das Land, doch nicht mein Glük verändert. Ich fürchte mich jetzt mehr vor mir ſelbſt, als vor andern. Dieſes Herz iſt mein Feind, und droht die Vernichtung all meiner Ruh."

Die **Gräfin** antwortete ihm nur mit einem Blike, aber dieſer war hinreichend Balſam auf die Wunde des Erzählers zu gieſſen. Nach Tiſche nahmen die Herren Abſchied von den Damen, und giengen nach **London** zurük.

Der **König**, noch vor Einſchiffung ſeiner Armee mit welcher er nach Frankreich gehen wollte, konnte ſeinen Zug nicht antreten, ohne ſich bei der reizenden Feindin ſeiner Ruh zu beurlauben, welche in Geſellſchaft der **Gräfin von Foix**, ſich noch in dem Kloſter befand.

Er ſagte ihr, was ihm ſein Herz eingab, und ſie gab ihm die Verſicherung, daß ſie Theil an ſeiner Unruhe nehme.

Durch dieſe Aeuſſerung getröſtet, begab ſich der **König** dahin, wohin ihn die Ehre rufte, und der **Graf Artois** begleitete ihn auf ſeinem Feldzuge, als Feind gegen ſein Vaterland.

Man weis, daß dieſer Feldzug weder für die Franzoſen, noch für die Engländer entſcheidend war. **Eduard** gieng nach England zurük und nahm ſich vor im folgenden Frühjahr wieder nach Frankreich mit ſeinem Heere überzugehen, und den Feldzug fortzuſetzen.

Zu ſeiner groſſen Freude, traf er die **Gräfin von Salisbury** zu London an, wohin ſie ſich auf Bitten der Königin begeben hatte.

Der **König** fand mehr Widerſtand von Seiten der **Gräfin** als er ſeit dem Tode ihres Gemahls erwartete. Je unglüklicher aber der **König** ſpielte, je glüklicher ſchien der Graf **Artois** im Gewinnen zu ſeyn.

Der **Graf Herby**, welcher weder von der Liebe ſeines Königs, noch ſeines Freundes zu der **Gräfin**, etwas wuſte, ſuchte den leztern an die **Prinzeſſin von York** zu attachiren, damit er deſto ſicherer ſeinen Plan verfolgen könnte. Die Sache wurde künſtlich vor den **König** geſpielt, und dieſer fand kein Bedenken die Hand ſeiner Schweſter dem **Graf Artois**, durch die **Gräfin von Foix** zu verſprechen, ohne daß dieſer an allem was vorgieng, nur den geringſten Antheil hatte.

Der Faden dieſer Intrike, welchen die Hände der Grazien nicht geſponnen hatten, zerriß nur allzubald. Der König erfuhr die Abſichten des Urhebers derſelben, glaubte dieſer habe ſeiner Liebe die groſſen Hinderniſſe geſezt, und warf einen tödlichen Haß auf ihn.

Die Gräfin benahm dem Könige ſeinen Argwohn, daß ſie den Graf Herby liebe, und ſo ſehr Eduard auch die ſchöne Widerſpänſtige liebte, ſo wenig bediente er ſich ſeiner königlichen Gewalt, Liebe zu ertrozen.

Er ſtellte eine Truppen Muſterung an, bei welcher die vornehmſten Damen des Hofes in all ihrer Pracht erſchienen. — Die Gräfin ſas auf einem muthigen Roſſe, in Amazonentracht. Blau mit Gold und Silber durchwirkt, war ihr Kleid. Ueber dem rechten Knie war ihr Rok mit einer Demantroſe aufgeknüpft, und kleine goldene, mit Perlen geſtikte Stiefeln ſchmükten ihren niedlichen Fuß.

Da geſchah es, daß die Schnalle des Kniebandes der Gräfin aufſprang, und das Band dem ſchönen Fuſe entfiel.

Der König, welcher kein Auge von der Gräfin verwendete, ſah dieſen Verluſt kaum, als er vom Pferde ſprang, das Band aufhob, und den ſchönen Fuß wieder in ſeine Feſſeln ſchlang.

Man lächelte, man ziſchelte ſich mancherley Vermuthungen zu, die Gräfin entfärbte ſich, und der König, welcher alles dies bemerkte, rief die bekannten Worte aus:

Honni ſoit, qui mal y penſe!

"Ich will, ſetzte er ſogleich hinzu, dieſes Band ſo berühmt machen, daß keiner unter Euch ſeyn ſoll, welcher es nicht für die gröſte Ehre halten wird, ein ſolches zu tragen."

Darauf ſtiftete der König zu Windſor, wo ehemals der tapfere König Artur den berühmten Orden der Tafelrunde errichtete, den bekannten noch in England gebräuchlichen Orden des blauen Bandes. *)

Dieſe Begebenheit wirkte mächtig auf das unglükliche Herz des **Grafen von Arcois**, welches ſich in ſeinen eigenen Flammen zu verzehren drohte, indeß die **Gräfin** den ganzen Vorfall auch nicht gleichgültig betrachtete, welcher ſo manche geheime Muthmaſſung in den Herzen der Königin, der Damen und Hofleute entſtehen lies; wozu ſie die übelangebrachte Galanterie des **Königs** berechtigte.

Es giebt Geſchichtſchreiber, welche den Vermuthungen des Hofes Beifall geben, es giebt aber auch welche, die ſich darüber entrüſten, und das Verſtändniß der **Gräfin** mit dem **Könige**, für eine unſchuldige Galanterie erklären. Den Leſern bleibt es unverwehrt, ſich zu einer von beiden Parthien zu ſchlagen, deren Vermuthungen ihr am gegründetſten zu ſeyn ſcheint, ich bin für die Meinung der letztern, welche der ſchönen Gräfin durch Beſchuldigung eines Liebeshandels mit dem Könige, nicht Unrecht thun wollen.

---

*) Edouard Hiſtoire d'Angleterre. Tom. II. Paris. 1696.

Der Graf Artois war inzwiſchen jezt mehr als jemals gewiß, daß er der Gräfin nicht gleichgültig war, als der Stallmeiſter des Grafen von Hennegau eben damals von ihm für einen von den Reutern erkannt wurde, mit welchen er in dem Walde bei Lankaſter gefochten hatte. Er hielt ihn an, und von dieſem erfuhr er in Gegenwart der Gräfin, daß jener Ritter, welcher von ihm erlegt worden war, der Graf von Salisbury geweſen ſey, welcher die Nachricht von ſeinem Tode aus Liebe für die Herzogin von Burgund habe ausſtreuen laſſen, und ſie an den Graf Artois zu rächen, nach England gegangen ſey, um ihrer Liebe bey ſeiner Rükkehr verſichert zu ſeyn.

Dieſe Nachricht kam ſehr ungelegen. — Graf **Arrois** küßte ſtillſchweigend die Hand der Gräfin, eilte zu der Armee, und fand ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde. Die Gräfin beweinte ſeinen Tod, und **Eduard** war, ſagt man, nun etwas glüklicher bei der ſchönen Wittwe, als ihr Liebhaber nicht mehr um ſie war.

* * *

V.

Franziska von Foix, Gräfin von Chateau Briant.

Als Franz I. König in Frankreich zur Regierung kam, ſchwangen ſich ſeine Lieblinge zu den vornehmſten Poſten des Reichs empor, und theilten die Aemter und Chargen unter ſich und ihre Freunde ſo gewiſſenhaft aus, daß die übrigen von Adel, Stoff genug bekamen über ihre Zurükſezung mißvergnügt zu werden; wie denn dies an Höfen ein ganz gewöhnlicher Fall iſt.

Beſonders fand ſich der **Graf von Chateau-Briant**, verſchwägert und befreundet mit Frankreichs größten Häuſern, höchlich beleidigt, daß man ihm nicht auch eine anſehnliche Stelle ertheilte, welche ſein Stolz zu verdienen glaubte. Ob er gleich noch ſehr jung war, ſo wurde durch ſeine Zurükſezung doch der Entſchluß bei ihm vergewiſſert, daß er ſich vermählen, ſich auf ſeine Herrſchaft begeben, und den Hof verlaßen wolle.

Sein Freund, der **Vikomte Lautres von Foix**, hatte eine Schweſter, **Franziska von Foix**, erſt ſiebenzehn Sommer alt, aber ſchön und blühend, wie die Göttin der Liebe ſelbſt. Er ſah ſie, und war ſogleich entſchloſſen, ſie zu ſeiner Gemahlin zu wählen.

Er wendete ſich an das Fräulein, that ihr Anträge, und entdekte ihr ſeine Liebe. **Franziska** antwortete ihm: daß ihr Schikſal in den Händen ihres Bruders ſtehe. Dieſer, als ihm der Graf ſeinen Entſchluß entdekte, verſprach ihm ohne Weitläuftigkeit die Hand ſeiner Schweſter.

Die Familie hielt Rath, man erwog, daß der **Graf** ein ſehr reicher Mann ſey, man meinte, daß **Franziska** nicht leicht eine vortheilhaftere Parthie als dieſe, thun

könne,

kanne, und die Vollziehung der Heurath wurde beſchloſſen.

Der **Graf**, einer der reichſten, aber auch der eiferſüchtigſten Männer der Monarchie, verlangte die Vollziehung der Heurath, ohne Gepränge. Dies geſchah. Kaum war die Hochzeit vorüber, ſo wollte er ſeine junge Gemahlin ſogleich in die Provinz auf ſeine Schlöſſer führen, doch verſchob dieſe Heimführung jezt noch ein öffentliches Hoffeſt.

Franz I. wollte kurz nach ſeiner Krönung, nebſt ſeiner Gemahlin einen öffentlichen Einzug in **Paris** halten. So ſehr der **Graf** bei dieſer Gelegenheit ein ausgeſeztes Bewundern und Anſchauen der Reize ſeiner Gemahlin, fürchtete, ſo muſte er ſich doch bequemen, um ſich nicht des Spottes des ganzen Hofes auszuſezen, dieſer Feierlichkeit beizuwohnen. — Was ſeine Aengſtlichkeit vermehrte, war die Nachfrage der

Königin und der Madame d'Angouleme, nach ſeiner Gemahlin, und ihre Verwunderung, daß dieſelbe, nach der neuen Sitte, *) noch nicht bei Hofe erſchienen ſey.

Franzis-

---

*) Franz hatte Liebe zu allem, was Schön war, um nun die Schönheiten der Damen beſſer muſtern zu können, führte er die neue Sitte ein, welche vorher nicht gebräuchlich war, daß dieſelben mit am Hofe erſcheinen und denſelben dadurch glänzender machen muſten. — "Dieſe gutgemeinte Abſicht des Königs, hatte in der Folge, (ſo drükt ſich *Mezerai* Hiſt. de France ſous Henri III. T. III. p. 446. 447. aus,) mehr Schädlichkeit als Nuzen. Denn nun begannen die geheimen Liebesverbindungen deſto ſtärker, da ſich die Höflinge nach dem Beyſpiele ihrer Souverains richteten. Die Unehrbarkeit bemächtigte ſich der Gnadenbezeugungen, und Aemter und Wohlthaten wurden nach der Phantaſie der Weiber ausgetheilt. Und weil

dieſe

Franziska erſuchte ihren Gemahl, dieſe ihre Schuldigkeit beobachten zu dürfen, und ſezte in aller Unſchuld hinzu: daß es ihr ſehr lieb ſeyn würde, den König und den Hof zu ſehen.

Eine froſtige Erlaubniß, war die Antwort des Grafen.

Franziska benuzte dennoch dieſe Erlaubniß, und wurde von der Königin ſehr gnädig empfangen. Sie war noch bei ihr, als der König erſchien. Er ſah die junge Gräfin, und wie er ſich denn ſehr leicht ſchönen Eindrüken überlies, ſo wurde er auch ſogleich von

dieſe gemeiniglich, wenn ſie einmal unordentlich ſind, zur Ungerechtigkeit, Betrügerei, Rache, Bosheit, leichter als die Männer, zu bringen ſind, ſo waren ſie auch Urſache, daß ſo viele böſe Grundſäze ſich in die Regierung einſchlichen, und daß die alte galliſche Redlichkeit noch vielmehr als die Keuſchheit, ins Exilium geſchikt wurde.“

von der Schönheit der Gräfin bezaubert. Dieſe empfand nicht weniger die Wahrheit, daß der **König** ein ſchöner Mann war, konnte ihre Augen kaum von ihm wenden, und fand, je mehr ſie ihn betrachtete, immer mehr Urſachen, von ſeinen Annehmlichkeiten entzükt zu ſeyn.

Sie überlies ſich ihren Empfindungen, ohne zu bedenken, wie nachtheilig ihr dieſes Betragen werden könnte.

Sie wurde bemerkt, und ſelbſt der König, welcher ſo leicht zu liebevollen Empfindungen geſtimmt war, daß er einſt beynahe ſeine Krone darüber verloren hätte, *) war

nicht

---

*) Man hätte ein Königreich nicht mit mehr Zärtlichkeit auf das Spiel ſezen können, wie Franz damals das ſeinige; der König, welcher ſich unter andern Urſachen, auch zu ſeiner Reiſe nach Mailand verbindlich machte, um bei einer ſchönen Frau zu ſchlafen. Was die gegenwärtige Anſpielung betrift, ſo will ich die Ge-

ſchichte

nicht der letzte, welcher es bemerkte. Die Aufmerkſamkeit einer ſo ſchönen Dame, konnte jhm

---

ſchichte nach Brantome (in ſeinen Dames Galantes. T. II. p. 117.) erzählen. König Ludwigs XII. welcher ſeine Thorheit im Alter noch eine ſo feurige, junge Prinzeſſin zu heurathen, mit dem Tode nach einigen Monaten bezahlte, dritte Gemahlin, Maria von England, ſah den Kronerben, Franz, damaligen Graf d'Angouleme, mit gar nicht gleichgültigen Augen, und verliebter als ihren Gemahl an, welcher ihre zärtlichen Wünſche nie befriedigen konnte. Franz, ein junger, feuriger Prinz, hatte nicht übel Luſt, die Blike der Königin verſtehen und ihre Wünſche realiſiren zu wollen, und die beiden Feuer hätten ſich gewiß konzentrirt, hätte es nicht einen alten Edelmann, einen Hofjunker, gegeben, welcher den feurigen Prinzen genau beobachtete, und als er ſah, wo die Sache hinaus wollte, ihm mit gewöhnlicher Freimüthigkeit im biedern Tone, ſagte: "Was? zum Henker! (ſo ihm nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn, er empfahl ſich ihr auf eine ſehr verbindliche Art, und verlies die Geſellſchaft.

Man fieng, als der König das Zimmer verlaſſen hatte, ein anderes Geſpräch an. Man ſprach von intereſſirten Heurathen, von dem Unglück, welches durch Vereinigung eines Weibes mit einem Manne, den ſie nicht leiden könne, zu entſtehen pflegte; und

berühr-

(ſo fluchte er gewöhnlich,) was wollt Ihr thun? ſeht Ihr denn gar nicht ein, daß Euch das Weib lieben will, weil ſie gern einen Sohn haben möchte? und habt Ihr die Güte etwas zu ſeiner Geburt beizutragen, ſo ſeyd und bleibt Ihr Graf d'Angouleme, wie vor und nach, ohne jemals die Hoffnung zu haben, König zu werden. Der König, ihr Gemahl, iſt alt, und kann ihr keine Kinder mehr ſchaffen; Ihr kommt ihr näher, ſie lokt Euch; Ihr ſeyd hizig, ſie iſt hizig, beim Teufel! ſie kann einen Sohn bekomberührte dadurch eine Saite des Herzens der Gräfin, welche ſogleich anſchlug.

Ihr eigenes Nachdenken vermehrte ihre Unruh, und wenn ſie überlegte, daß ihr Gemahl ſie ſo ſchnell nach der Provinz führen wolle, ohne ihr die Annehmlichkeiten von Paris genießen zu laſſen, ſo konnte ſie ſich kaum faßen. — Ihr Gemahl fragte ſie, wie es ihr am Hofe gefallen habe?

Das

kommen, und hernach habt Ihr etwas ſchönes gemacht! Dann könnt Ihr immer ſagen: gute Nacht Königreich! und der Spas iſt aus!" — Der König ſah wohl, daß der Alte recht hatte, aber er hätte ſeinen Begierden doch keine Zügel angelegt, hätte ſich nicht ſeine Mutter ins Spiel gemiſcht. Er ſah auf ihre Vorſtellungen endlich ein, daß er in Gefahr war, ſeine Krone zu verlieren, und lies nachher die Königin, wegen ihrer Liebe zu dem Graf Suffolk, genau beobachten.

Das **ſehr wohl** der Gräfin, war ein Dolch für ſein Herz. Ihre Bitte, Paris doch nicht ſo bald zu verlaſſen, beflügelte ſeinen Entſchluß, es ſogleich nach den angeſtellten Feierlichkeiten zu verlaßen. Sein Argwohn bekam neue Kräfte, ſeine Eiferſucht wuchs.

Graf. Es gefiel Ihnen alſo bei Hofe, Madam?

Gräfin. Wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ſehr wohl! Man kam mir allenthalben mit Güte und Gnade zuvor, ſelbſt der König —

Graf. Der König?

Gräfin. War auſſerordentlich gnädig gegen mich.

Graf. Das glaube ich, denn Sie ſind ja, ſo viel ich weis, ein Frauenzimmer!

Gräfin. Ich verſtehe Sie nicht!

Graf. Aber den König verſtehen Sie?

Gräfin. Wie verſtehen Sie das?

Graf. Ich verſtehe Sie und den König! — Sie möchten gern länger zu Paris bleiben? öfter an den Hof gehen?

Gräfin. O ja! wenn's möglich wär!

Graf. Nein! es iſt nicht möglich! wir müßen auf meine Güter nach Bretagne, Meine Familie wünſchet meine Wahl in Ihrer Perſon bewundern zu können. — Und wie kann Ihnen Hof und Stadt gefallen, da Sie nicht in dieſem Getümmel erzogen wurden? Da ſie vorher beſtändig auf dem Lande lebten?

Gräfin. Ich weis ſelbſt nicht, wie das kömmt!

Graf. Aber ich weis es! — Wir warten morgen den Einzug des Königs, übermorgen das Turnier ab, und dann ſogleich nach Chateau-Briant. Halten Sie ſich alſo reiſefertig.

Gräfin. Aber —

Graf. Dabei bleibt's; ohne Widerrede!

Der feſtliche Einzug gieng vor ſich. Die Gräfin richtete ihre Blike nur auf den König, und empfand eine Regung in ihrem Herzen, welche ihr ſelbſt unerklärbar war. Er war ihren Augen entſchwunden; ſie blieb in tiefer Betrachtung, und gab ihrer Freiheit ein ſehr gefährliches Vergnügen.

Den folgenden Tag war ein Turnier. **Franziska** fand keinen Gegenſtand bei welchem ſie hätte verweilen mögen, als den König, und doch wuſte ſie, daß ſie ihn morgen nicht wieder ſehen konnte, welches ihrer Seele eine ſehr mißmuthige Stimmung gab.

Sie reiſte mit ihrem Gemahle ab, und befand ſich in einer traurigen Lage. Der Graf ſuchte ſie aufzuheitern, aber ſein Bemühen war vergebens.

Sie kamen zu Chateau-Briant an, erhielten alle Tage Beſuche von dem benachbarten Adel, machten Gegenbeſuche; aber der

Gräfin blieb nichts übrig, als der gefährlichſte Wunſch in ihrer Lage, der Wunſch nach Einſamkeit. Sie ſuchte ſie allenthalben, und der Dolch ihrer Empfindungen, grub ſich immer nur ſchmerzvoller in ihr Herz. — Ein Bild des Königs, welches ſie bei einem Anverwandten ſah, erregte in ihr den völligen Sturm der Leidenſchaften. Sie fühlte, was ſie nicht hätte fühlen ſollen, und nun drangen ſich ihr alle Schrekniſſe des Gedankens auf, daß ſie ohne Neigung an einen Mann verheuratet war, den ſie nicht lieben konnte.

"Ach! — begann ſie — in welcher Lage befinde ich mich! ich kann meinen Gemahl nicht lieben; mein Herz fröhnt einer andern Leidenſchaft! — was will ich? was fordere ich? — Ich beſchuldige meinen Gemal einer Grauſamkeit, daß er mich ſo bald von Paris wegführte? bin ich nicht weit grauſamer gegen mich ſelbſt, als er? — was wollte ich zu Paris? mich ſelbſt in das Verderben ſtürzen? — Wenn nun der

König meine Empfindungen vermuthet, gemerkt hätte, wozu hätte das gedient, als über meine Schwachheit zu triumfiren? — O! daß ich doch dieſe Leidenſchaft ewig vor mir ſelbſt verbergen könnte! Die Abweſenheit wird mich heilen. — Meine Tugend ſey meine Schutzgöttin! ich will ſehen, ob es mir nicht möglich iſt, meinen Gemahl zu lieben."

Es wurde ihr ein beſtelltes Portrait des Königs gebracht. Sie wagte es nicht, es anzuſehen. — Endlich ermannte ſie ſich und hieng es auf. — Bald darauf fiel es ihr wieder ein, das Bild hinweg zu nehmen, und das ihres Gemals, an deſſen Platz zu hängen. Sie nahm es herab. Zögernd hielt ſie es in den Händen. Sie wollte es nicht anſehen, und deſto länger blieben ihre Blicke auf daſſelbe gerichtet. Sie vertiefte ſich nach und nach ſo ſehr in das Anſchauen deſſelben, daß ſie ihrer ſelbſt unbewußt, einen Kuß auf die todten Lippen drükte; ſie ſeufzte, das Bild entfiel ihren Händen, und ſie ſelbſt ſank in Ohnmacht neben demſelben nieder.

Es wurde Lärm. — Ihr Gemahl kam herbei. Er ſah ſeine Gemahlin ohnmächtig neben dem Bilde des Königs liegen, und ſeine Eiferſucht brach in lichten Flammen aus. Sein eigener Tirann, ſuchte er nun beſtändig Gelegenheit von dem Könige zu reden. Umſonſt ſuchte Franziska ihre Bewegung bei ſolchen Geſprächen zu verbergen. Ihre Farbe, der Ton ihrer Stimme, waren ihre Verräther und der Graf konnte oft kaum noch bei Faſſung bleiben.

Briefe, welche mit Nachrichten von des Königs damaligem Feldzuge in Italien ankamen, gab der Graf jederzeit ſeiner Gemahlin in ſeiner Gegenwart, zu leſen, und der Antheil, welchen ſie an der Rükkehr des

Monarchen nach Frankreich nahm, befeſtigte ihn in ſeinem Entſchluſſe, ſeine Gemahlin nie wieder nach Paris zu führen.

Die Gräfin beſchenkte indeſſen ihren Gemahl mit einer Tochter, und der Graf, welcher ſich nun Vater ſah, ſchien wirklich ſeine Gemahlin jezt höher zu ſchäzen.

Ein Prozeß machte, daß er nach Paris gehen mußte. Weil er nun überlegte, daß man daſelbſt gewiß ihm ſo lange zuſezen würde, bis er verſpräch, ſeine Gemahlin nachkommen zu laſſen, und doch nicht die Nachrede haben wollte, er verbiete ihr die Reiſe aus Eiferſucht, ſo ſann er ein Mittel aus, ſich auf dieſen Fall vorzuſehen.*)

Er lies einen goldenen Ring machen, welchen man in zwey gleiche Theile von einander nehmen und auch wieder zuſammen ſezen

---

*) Les Effets de la Jalouſie, ou la Comteſſe de Chateau-Briant. a Paris 1695. p. 91.

zen konnte. Einen Theil gab er ſeiner Gemahlin, den andern behielt er.

Gräfin. Und wozu das?

Graf. Das will ich Ihnen gleich erklären Madam. Ein Prozeß zwingt mich, nach Paris zu reiſen —

Gräfin. Nach Paris?

Graf. Sie können auf keinem Fall mit mir reiſen, da Ihnen jezt die Sorgfalt und Wartung Ihrer Tochter obliegt, und in dieſer Rükſicht iſt es am beſten, Sie bleiben hier, bis ich zurükkomme. — Es kann ſeyn, daß ich Ihnen von Paris aus ſchreibe, dahin zu kommen —

Gräfin. Und dann?

Graf. Es wird aber nie mein Ernſt ſeyn.

Gräfin. Nicht?

Graf. Nein!

Gräfin. Und Sie werden mir doch befehlen, dahin zu kommen?

Graf. Das kann geſchehen; — aber Sie, kommen doch nicht. In Ihrer Antwort müſſen Sie ſich jederzeit entſchuldigen, und dürfen nicht kommen. Ausgenommen, wenn ich Ihnen dieſe Hälfte des Ringes, welche ich mit mir nehme, ſchike. Dann kommen Sie, aber auf keinen Fall eher. Dabei bleibt's!

Gräfin. Wie Sie befehlen!

Sie gieng, und überlies ſich ihrem Schmerz, brach in Thränen aus, klagte und war beinahe troſtlos. — Ihr Gemahl reiſte nach Paris.

Der Graf kam nach Paris. Man fragte nach ſeiner Gemahlin.

"Sie findet Luſt an dem Landleben, und wollte mich nicht begleiten;" antwortete er in einer groſſen Verſammlung.

"Nein! nein! Herr Graf! — ſagte der Admiral **Bonnivet**; — ſo iſt es nicht! Ihre **Eiferſucht** läſt es nicht dazu kommen, uns Ihre Gemahlin ſehen zu laſſen."

"Gewiß nicht! Fordern Sie Beweiſe. — Ich will an die Gräfin ſchreiben. Sie ſelbſt ſollen mir den Brief, wie es Ihnen beliebt, diktiren, ſollen ihn durch einen ſelbſtbeliebigen Boten an ſie abſchiken, und Sie werden ſehen, daß es ihre eigene Kapriſe iſt, auf dem Lande zu bleiben."

Der Vorſchlag wurde angenommen. Der Graf ſchrieb den Brief, der Admiral fertigte den Boten ab, und dieſer brachte die abſchlägige Antwort der Gräfin zurük.

Dabei wärs geblieben, hätte nicht des Grafen Kammerdiener aus ſeines Herrn Sorgſamkeit für den halben Ring etwas geſchloſſen, es mit einer Nachricht von der Kammerjungfer der Gräfin, vor der Abreiſe von Chateau-Briant, vereinigt, und ſeinen Herrn endlich das Geheimniß entlokt, als er eben bei Laune war und über die vergeblichen Bemühungen des Admirals ſcherzte, ſeine Gemahlin nach Paris zu ziehen.

Der Kammerdiener, welcher bei einem ſehr geizigen Herrn, (das war der Graf zu ſeinem eigenen Unglük, denn der Geiz beſtraft ſich immer ſelbſt,) diente, hoffte von der Entdekung Nuzen zu ziehen, und offenbarte dem Admiral das Geheimniß.

Der Admiral beſchenkte ihn reichlich für dieſe Entdekung, und freute ſich inniglich dem Grafen einen Strich durch die Rechnung machen zu können. Es wurde von einem Goldſchmied eine Hälfte des Ringes, nach dem Original, verfertigt, welches deſſen Plaz bekam, und jenes wurde an die Gräfin abgeſchikt, nachdem man vorher den Grafen um einen zweiten Brief an ſeine Gemahlin, gequält hatte.

Er war ſogleich bereit, ihn zu ſchreiben und ſchrieb ihn auch. Der Admiral ſiegelte den halben Ring ein, und ſchikte den Brief ab.

Indeſſen gieng er zu dem Könige, und erzählte ihm, was geſchehen war. Der König

nig erinnerte ſich der Gräſin, lachte über den Spas, und wünſchte ſie bald in Paris zu ſehen.

Sie kam. — Der Graf war auſſer ſich vor Erſtaunen ſeine Gemahlin zu ſehen. Er wollte ihr Vorwürfe machen, und ſie legitimirte ſich mit der Hälfte des geſchikten Ringes. Er lief nach ſeiner Schatulle, er fand die vom Goldſchmied verfertigte Hälfte, und wuſte nicht was er ſagen ſollte. Lange blieb er unbeweglich. Endlich als er wieder zu ſich kam, ſagte er:

"Ich bin verloren! — Leben Sie wohl, Madam! — Ich verbiete Ihnen auf das nachdrücklichſte, mir zu folgen."

Sogleich lies er anſpannen, und reiſte auf ſein Schloß, ohne ſich wieder ſehen zu laſſen.

Die Gräſin war in der ſchreklichſten Lage. — Ihr Bruder ſchrieb an den Grafen, die Gräſin ſchrieb mit ihm. Der Graf ſchrieb zurück und verbat ſich ihre Briefe.

Hierauf reiſte der Bruder der Gräfin ſelbſt nach Chateau-Briant. Der Graf wollte nichts mehr von ſeiner Gemahlin wiſſen.

"Ich mag ſie nicht ſehen, ich will nichts von ihr hören! ſagte er; und kömmt ſie mir unter die Augen, ſo wird ſie ſelbſt, das erſte Opfer meiner Rache."

Der Vikomte reiſte äuſſerſt beleidigt nach Paris zurük, und ſagte zu ſeiner Schweſter, daß mit einem tollen Menſchen wie der Graf, nichts anzufangen ſey, als daß man ihn an Ketten legen müſſe.

Demungeachtet wollte **Franciska** heimlich nach Chateau-Briant reiſen, aber des Grafen Betragen, ſchon ruchtbar, war vor den König gekommen, und dieſer lies ſich erkundigen, warum ſie noch nicht bei Hofe erſchienen ſey? Zugleich lies er ihr ſagen, ſie ſolle auf keinen Fall zu ihrem Gemale reiſen, welcher von Sinnen und fähig ſey, ſie umzubringen.

Die Familie der Gräfin nahm das Betragen des Grafen nicht gleichgültig auf. Sie durfte nicht abreiſen. — Sie erſchien bei Hofe, und der König bemerkte ihre Gegenwart mit ſehr viel Zärtlichkeit. Die Gräfin zitterte vor ſeiner Aufmerkſamkeit, ſie drängte ſich aus ſeinem Kreiſe, und er folgte ihr, wohin ſie gieng.

"Sie fliehen mich, Madam! — ſagte er zu ihr, als er ſie in einiger Abſonderung von der Geſellſchaft traf; — das weis ich, das ſehe ich. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich Sie liebe, und überlaſſe es Ihnen, Proben meiner Liebe zu fordern, welche ſie wollen, ſchöne Gräfin! welche ſie wollen!"

Die **Gräfin** ſchlug die Augen nieder, und ſagte nichts.

Der **König** überreichte ihr ein Papier und ſagte: "dies ſey das erſte Zeichen meiner Liebe. Durch dieſes Arret gewinnt ihr Gemahl, auf meinen Befehl, ſeinen mißlichen Prozeß."

"Erlauben Ihro Maj. antwortete die Gräfin ſchnell, daß ich zu meinem Gemahle zurükreiſe, und ihm dieſe frohe Nachricht ſelbſt überbringe."

"Nein Madam! Das kann Ihnen meine Liebe nicht erlauben. Bleiben Sie hier, und hören Sie auf mich zu fliehen. Ich verlange nur, Ihnen zu gefallen, und bin bereit, Ihnen alles aufzuopfern, was Sie verlangen."

Er gieng. — Die Gräfin eilte nach Hauſe, ſchrieb ihrem Gemahl; bat ihn nach Paris zu kommen, ſchikte ihm das Arret mit, für welches er dem Könige mündlich danken ſollte, und ſchloß ihren Brief mit der Bitte; wenn er auch nicht nach Paris reiſen möchte, ſo ſollte er doch wenigſtens ihr erlauben, nach Chateau-Briant zurük zu kehren.

Dieſer Brief erregte des Grafen Eiferſucht noch mehr. Er bildete ſich ein, da er den König kannte, er habe das Arret blos der Zärtlichkeit ſeiner Gemahlin gegen den Monarchen zu verdanken, und antwortete nicht.

Der König lies indeſſen der Gräfin Zimmer bei ſeiner Schweſter, Madame d'Angouleme, zurechte machen. Sie muſte dieſelben beziehen. Einer ihrer Brüder wurde ſogleich Gouverneur in Guienne und General bei ſeiner Armee in Italien, und der andere, Erzbiſchoff.

Sie ſelbſt wurde von dem Könige mit Geſchenken und Liebeserklärungen überhäuft, Madame **d'Angouleme** und der Admiral ſtellten ihr täglich das unſinnige Betragen eines Mannes vor, welcher in ſeinem blinden Eifer auf das ſchreklichſte mit ihr umzugehen drohte, Ihre Brüder, welchen der

König täglich neue Beweiſe ſeiner Gnade gab, konnten ſich der Sache nicht mehr unterziehen, und ſo ſtund ſie verlaſſen, an einem Scheidewege, von welchem ſie das Ende nicht ſah. — Sie entſchloß ſich endlich ihrem Gemahle noch einmal zu ſchreiben und ſchikte einen Kurier mit dem Briefe ab.

"Ich verdiene gewiß nicht Ihre Verachtung, wie Sie vielleicht glauben, und bin Ihrer Liebe nicht ſo unwerth, wie Sie denken. Ich bin zu beklagen, und nehme meine Zuflucht zu Ihrer Billigkeit. Ich kenne kein Verbrechen und kann ſchuldlos Ihnen unter die Augen treten. Reiſſen Sie mich aus einer Lage, welche mir aus mehr als aus Einer Urſache verhaßt iſt, welche ich Ihnen nicht einmal ſagen darf. Ich will — ach! darf ich! — Ihnen Ihre verpflichteten Schwüre ins Gedächtniß rufen — ich will Sie bitten, einer Unſchuldigen die Rükkehr nicht zu verſagen, nach welcher ſie ſo ſehnlich geizt. — Ach! und was hat das unſchuldige

Pfand unſrer Zärtlichkeit verſchuldet, daß ſie es ſo grauſam den Umarmungen der Mutter entziehen? Mir iſt verboten von dem Hofe zu gehen; ich ſoll Sie nicht wieder ſehen, und wie ſehr ſehne ich mich nach jenen friedlichen Thälern, in welchen Ruh und ſtiller Friede wohnt!"

Der **König** überraſchte ſie beim Schreiben. Seines Bittens ungeachtet bekam er den Brief nicht zu ſehen. Dieß machte ihn mißmuthig und brachte ihn auf den Gedanken, die Gräfin korreſpondire vielleicht mit einem glüklichern Liebhaber, als er ſey.

In dieſer Meynung wurde er, auf einem Balle beſtärkt, wo die Gräfin ſehr affektvoll mit dem jungen **Graf von Tende** zu tanzen ſchien. Der **König**, um ſich an ihr zu rächen, machte ſich viel mit dem Fräulein **von Orval** zu ſchaffen. **Franziska** bemerkte es, und eine ſonderbare Unruh bemächtigte ſich ihres Herzens. Zwey Tage darauf empfieng der Graf von **Tende** Ordre, ſich vom Hofe zu entfernen, und niemand konnte die Urſache der Ungnade deſſelben ergründen. — Es wurden Vorbitten eingelegt — welche nichts fruchteten. Man wendete ſich an die Gräfin; auch ſie legte eine Vorbitte bei dem Könige für den Grafen ein. Er ſah ſie verwundernd an und ſagte:

„Wie Madam? iſt es möglich, daß Sie nach Ihrer mir bewieſenen Gleichgültigkeit, auch noch mich um etwas zu bitten, wagen? Sie können um die Gegenwart des Mannes bitten, den Sie doch mit Ihren Briefen tröſten können?“

Er gieng und kam lange nicht wieder zu der Gräfin, gieng aber täglich zu dem Fräulein von Orval, und der ganze Hof glaubte, dieſe ſey die Glükliche, welche jezt des Königs zärtlichſte Liebe verdiene. —

Indeſſen hatte der Admiral den von der Gräfin nach Chateau-Briant abgeſchikten Kurier aufhalten, in Verwahrung bringen, und ihm ſeine Depeſchen abnehmen laſſen. Der Brief wurde ſogleich dem Könige übergeben, welcher ihn las, und alsdann durch einen Boten an den Grafen ſendete.

Der König ſah, daß er ſich irrte, und bewunderte die Edelmuth und Tugend der Gräfin. Er beklagte ſie, und beneidete ihren Gemahl um ein Glük, welches er nicht zu ſchäzen wußte. Er dachte auf Rache, aber die Hochachtung für die Gräfin, hielt ihn von Vollziehung derſelben zurük.

Der Graf ſchrieb ſeiner Gemahlin, aber der ganze Inhalt des Briefes, beſtund in Schimpfworten und Drohungen; die Gräfin wurde nach Erhaltung dieſes Briefs, ſehr unmuthig und der **König** beehrte ſie wieder mit ſeinen Beſuchen.

Er lies den **Graf von Tende** zurükberufen, und ihm andeuten, er ſolle zu der Gräfin gehen, und ihr für die Würkſamkeit ihrer Vorbitte danken. — Eine Szene, welche die Gräfin nicht vermuthet hatte, welche aber viel Würkung that.

Der König ſezte ſeine Artigkeit fort, und ſuchte die Gräfin von der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu überzeugen.

Die Gräfin erhielt Nachricht, daß ihr Gemahl mit einer Dame, welche unweit ſeinem Schloſſe, das ihrige hatte, einen Liebeshandel habe, welcher gar keiner Zweideutigkeit mehr unterworfen ſey, daß er ſeine Tage nur bei ihr zubringe und ſeiner Zärtlichkeit keine Schranken ſeze.

Dieſe Nachricht reizte ihre Empfindlichkeit mehr, als alles bisher erlittene Unrecht. Seine Untreue war offenbar, und ihr gekränktes Herz überlies ſich mit einer Art von Gegenrache, den Empfindungen für den König, williger als zuvor. In ihre Unruh miſchte ſich eine Art von Vergnügen, dem zu widerſtehen, ihr Macht und Kräfte mangelten. Des Königs tägliche Gegenwart beſtärkte ſie in ihrer Schwachheit. Er ſchwazte ihr beſtändig von der Untreue des Grafen vor, und ſuchte alles auf, ihr denſelben ganz zuwider zu machen. Das hörte ſie nicht nur an, ſie gab ihm auch heimlich Beifall, und nur wenn ſie allein war und wieder zu ſich kam, ſeufzte ſie:

"Ach! das iſt kein Beiſpiel, welches Nachfolge fordern darf!"

Doch die liebenswürdige Zudringlichkeit des Königs, ihr Schikſal, ihr Ehrgeiz, eine geheime Regung für den königlichen Liebhaber, ſpielten nach und nach ſicherer auf Unkoſten ihrer ehemaligen Beſtändigkeit, und alle Proben, welche ſie bisher gehalten hatte, verloren Wirkung, Anmuth, und Kraft.

Der König überhäufte ſie mit Verſprechungen, Geſchenken und Zärtlichkeit, und ſie — gab endlich ſeinen heiſſeſten Wünſchen Gehör.

Doch unter ihren Vergnügungen folterte ihr Herz eine tödliche Unruh, und mitten unter allen Gunſtbezeugungen, welche ſie jezt nicht mehr dem Könige verſagen konnte, ſchrieb ſie oft an ihren Gemahl, und bat ihn, ſie aufzunehmen.

Die übeln Aſpekten bewogen um dieſe Zeit, den König ſelbſt zu ſeiner Armee zu gehen. Umſonſt ſuchten Mutter und Schweſter ihn von dem Vorſaz abzuhalten, umſonſt bat ihn die Gräfin, thränend, nicht abzureiſen. Er verſicherte ſie ſeiner immerdauernden Zärtlichkeit, verſprach ihr bald wieder zu kommen, oft zu ſchreiben, und reißte ab.

Während der Abweſenheit des Königs, begab ſich die Gräfin, nachdem ſie ihn bis

Avignon begleitet hatte, nach Lion, um daſelbſt öftere Nachrichten von der Armee zu erhalten, wohin auch die Mutter des Königs gieng, welche jezt Statthalterin des Reichs war. Sie haßte die Gräfin, und lies ihren Bedrükungen und Kränkungen gegen dieſelbe, freien Lauf.

Die Gräfin erdultete aus Liebe für den König alles mit ſonderbarer Grosmuth, ohne ſich darüber zu beſchweren. Aber ihre Ruh war verſchwunden. Aengſtliche Schrekbilder, quälten ſie am Tage, fürchterliche Träume des Nachts.

Indeſſen kam die Nachricht von der unglüklichen Schlacht an, welche ganz Frankreich in die äuſſerſte Verwirrung brachte. Der König war gefangen genommen worden, und wurde nach Spanien in Verhaft gebracht.

Die Gräfin war auſſer ſich, die Rükerinnerungen an ihre Schwachheiten machten ihren Zuſtand ihr unerträglich.

Der Graf von Laval, ein Neffe des Grafen von Chateau-Briant, hatte endlich eine ſcheinbare Ausſöhnung bewirkt, und die Gräfin erhielt Erlaubniß, nach Chateau-Briant zu kommen.

Sie reiſte dahin, ach! mit welchem Herzen! — Sie kam an. Ihr Gemahl hob ſie aus dem Wagen.

"Ich habe Ihnen ein Zimmer tapeziren laſſen, ſagte er, wie ſie es nur verlangen können."

Er führte ſie in das Zimmer. — Es war ganz ſchwarz ausgeſchlagen, und rund herum hiengen Portraite des Königs. —

"Hier iſt Ihr Zimmer, Madam! ſagte er. — Sie unterſtehen ſich nicht ohne meine Erlaubniß, daſſelbe zu verlaßen. Sie wagen es nicht, zu mir zu kommen, wenn ich Sie nicht rufen laſſe."

Er gieng und lies die Unglükliche in Thränen ſchwimmend, zurük. — Anfangs bekam ſie ihre Tochter, damals etwa 7. Jahr alt, nicht zu ſehen, endlich aber, wurde dieſelbe nach vielen Bitten zu ihr glaſſen. Mit welcher Zärtlichkeit drukte ſie dieſelbe an ihre Bruſt! mit welchem innigen Gefühl, überlies ſie ſich den mütterlichen Empfindungen! — Der Graf beobachtete ſie, ohne daß ſie ihn ſah, und ſein Herz fühlte nach und nach Regungen des Mitleids, doch war dies alles nur vorübergehend.

Die Zärtlichkeit, mit welcher das Kind ſich an die Mutter ſchloß, erbitterte ihn noch mehr gegen dieſelbe, und als dieſes einſt, in aller Unſchuld ihm ſagte, daß es ſeine Mutter mehr als ihn liebe, empörte ſich ſein Herz ſo ſtark gegen die Gräfin, daß er ſich keinem andern Gedanken, als dem Gedanken an Rache, überlies.

Er lies ihr ihre Bitte abſchlagen, zuweilen ausgehen zu dürfen, und als er ſah, daß ſie ſich in ihr Schikſal, ſo hart es auch war, zu finden ſuchte, nahm er ihr ihren einzigen Troſt, und lies ihr Kind nicht mehr zu ihr.

Dies griff die Gräfin heftig an. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, und man fürchtete für ihren Verſtand.

Das Kind, welches auch krank wurde, lies der Graf endlich auf Anrathen der Aerzte wieder zu der Mutter, und die Krankheit beider, wurde nach und nach weniger gefährlich.

Der Vater lies das Kind der Mutter wieder nehmen, und ſeine Krankheit wurde heftiger.

Jezt gaben die Aerzte alle Hoffnung auf. — Die Gräfin wollte ihr Kind ſehen. Nach vielen Bitten erlaubte es der Graf, und lies ſeine Gemahlin in das Zimmer des Fräuleins führen, welches er aber ſogleich verlies.

Lange war ſie nicht bei dem Kinde geweſen, als der Graf ihr ſagen lies, ſie möchte ſich entfernen.

Die Gräfin wollte ſich nicht von dem Kinde trennen. Beide weinten. Den Grafen rührten keine Vorſtellungen, keine Bitten. Er lies ſeiner Gemahlin nochmals befehlen, das Kind zu verlaſſen.

"Nein! nein! ich trenne mich nicht von meinem Kinde! ſchrie die Gräfin in äuſſerſter Bewegung. — Man nehme mir mein elendes Leben, aber von meinem Kinde laſſe ich mich nicht trennen!"

Der Graf lies die jammernde Mutter mit Gewalt von dem Sterbebette ihrer Tochter reiſſen. Sie wurde in ihr Zimmer halbohnmächtig gebracht.

Nie ſah ſie ihre Tochter wieder. Ihr grauſamer Gemahl lies ihr mit ſchreklichen Martern drohen, wenn ſie ſich unterſtehen würde, ſich dem Kinde wieder zu nähern. — In des hartherzigen Vaters Armen ſtarb das Kind, und die unglükliche Mutter ſah nie wieder…

Ihr Zuſtand rührte jedermann, nur ihren Gemahl nicht, ſo elend er auch war.

Indeſſen bekam der **König** ſeine Freiheit wieder und kehrte nach Frankreich zurük.

Der **Graf** befürchtete mancherlei. Seine Gemahlin, beſorgte er, möchte an den Hof zurük geholet werden, und ſein Schikſal, würde dann wohl nicht zu beneiden ſeyn. — Dieſe Gedanken entflammten ihn zu einem grauſamen Entſchluß.

"Sie muß ſterben!" ſchrie er und ſtürmte wild nach ihrem Zimmer. Sechs maskirte Kerl kamen mit ihm.

Die Gräfin ſah ihn liebreich an. Er bebte, aber ſein Entſchluß blieb feſt.

"Ich merke, ſagte die Gräfin, in welcher Abſicht ſie endlich zu mir kommen. So etwas muſte es auch ſeyn, das Sie zu mir führen konnte. — Ich zittere nicht! ich fürchte den Tod nicht, welcher jezt mein willkommenſter Freund iſt. Er reicht mir ſeine friedliche Hand, ich halte ſie feſt und laſſe ſie mir nicht entreiſſen."

"Ja, Sie müſſen ſterben!" ſagte der Graf.

"Ich wünſche zu ſterben, antwortete die Gräfin. Laſſen Sie mir nur ſoviel Zeit, Gott meine Seele zu empfehlen, und ihn zu bitten, Ihre Grauſamkeit nicht zu beſtrafen. Ich vergebe Ihnen, der Himmel wird mein Flehen erhören und Ihnen auch vergeben!"

Kaum hatte ſie ausgeſprochen, als er den Maskirten ein Zeichen gab. Viere, pakten die Gräfin und zwei, öffneten ihr an Armen und Füſſen Adern.

Der Graf ſah das Blut ſeiner Gemahlin flieſſen, hörte ihren lezten Seufzer, welcher eine Bitte zu Gott um Vergebung der That ihres Gemahls war, verlies

Frankreich, und wählte England zum Schauplaz einer neuen Liebe.

Der **König** war feſt entſchloſſen den Tod der Gräfin an ihrem unbarmherzigen Gemahl zu rächen, aber die Vorſprache des Conneſtable von Montmorenci, *) und das ſchöne Fräulein Heilly, in deren Armen der König jezt glüklich war, lieſſen ſeine Rache erkalten. Der Graf kam nach Frankreich zurük, und die Gräfin, war vergeſſen.

*) Dieſe Freundſchaft, und die gute Manier, mit welcher der Graf ſich aus dem gerichtlichen Handel, welcher wegen dem Tode ſeiner Gemahlin gegen ihn angeſtellet war, wikeln wollte; koſtete ihm ſein Schloß Chateau-Briant, (Brantome in ſeinen Memoires des Dames galantes, ſchreibt es: Briand,) welches der Conneſtable dafür erhielt. Le *Laboureur* Addit. aux Mem. de Caſtelnau. Toth. I. p. 146.

VI.

Julie Farneſe.

Papſt **Alexander** *VI.* (vor ſeiner Erhebung **Roderich Lenzoli**, oder wie er ſich ſelbſt nannte, **Borgia** genannt,) wurde unter ſeiner Mutter Bruder **Kalixtus** *III.* im Jahr 1455 Kardinal, und beſtieg endlich ſelbſt den päpſtlichen Thron.

Man war damals in Italien noch nicht ſo ſtrenge als jezt. **Alexander** *VI.* verliebte ſich während ſeines erſten Glüks in eine römiſche Dame, **Vomoza** genannt, die Gattin des **Dominiko Arimano**, wogegen, weils der Mann zugab, keine Seele etwas hatte. Der damalige Herr Kardinal war ſo galant gegen ſeine Donna, wie dieſe gegen ihn, und ihre Liebe wurde dadurch gekrönt, daß ſie vier Söhne und eine Tochter miteinander zeugten. Damals ſchämten ſich die Prälaten noch nicht, Väter zu heiſen und alle

Schuldigkeiten der Natur zu erfüllen; daher lies der Kardinal ſeine Kinder, wovon ein Sohn bald wieder ſtarb, ſo ſtandesmäſig wie möglich, erziehen.

Hierauf wurde er, unter dem Namen **Alexander VI.** das Oberhaupt der Kirche und Statthalter Chriſti auf Erden. Da wurde denn der eine ſeiner Söhne Herzog von Kandien, der andere Prinz in Sizilien, und der dritte, **Cäſar Borgia**, ein ſehr unſinniger und heimtükiſcher Menſch, wie die Geſchichte beweiſt, erhielt den Kardinalshut. Dies Geſchenk behagte ihm aber nicht, er entſagte dem geiſtlichen Leben, gieng nach Frankreich, verheurathete ſich in das Haus Albret, und wurde **Dük de Valentinois.**

Die Tochter des Papſts, **Lukrezia** genannt, wurde binnen kurzer Zeit dreimal vermählt, mit **Giovanno Sforzia** Herzog von Plazenz, welcher ſich, wegen ihrer Ungezwungenheit in Anſehung ihrer Liebeshändel, von ihr ſcheiden lies; mit **Lodovico,** einem

nem natürlichen Sohne des Königs von Arragonien, welcher ermordet wurde, und mit Alfonſo von Eſte Herzog in Ferrara. Sie war damals erſt 22. Jahr alt, vollkommen ſchön, und in eben dem Grade reizend, als ausſchweifend und wollüſtig. *)

---

*) Sie liebte und wurde ſelbſt von ihren Brüdern ganz thätig wieder geliebt, ob ſie, wie man vorgiebt, auch ihren Vater begünſtigte, wage ich nicht zu behaupten. Ihr Bruder, der tolle Cäſar, traf ſie, ſagt man, einſt in liebevoller Umarmung ihres Bruders, des Herzogs von Kandien an. Aufgebracht darüber, daß er ſeinen Bruder zum Rival haben ſollte, erſtach er ihn. Dies iſt in ſeiner Geſchichte nicht der einzige abſcheuliche Zug. Der theuern, vielgeliebten Lukrezia, welche mit dem anvertrauten Pfunde ihrer Reize ſo gut zu wuchern wußte, machte man folgende Grabſchrift:

Hic jacet in Tumulo, Lucretia nomine, ſed re
Thaiſ. Alexandri Filia. Sponſa, Nurus.

Der Papſt hatte ſeine Tochter ſehr lieb, und ihr lezteres Beilager wurde mit einer faſt unbeſchreiblichen Pracht gefeiert.

Herzoge, Kardinäle, Biſchöffe, Prälaten und eine Menge Edle, Grafen und Herren wohnten den Feſtlichkeiten des Beilagers bei. Daß ſie nicht an den geheimen Freuden deſſelben Theil nahmen, war nicht die Schuld der Braut, welche in ſolchen Fällen gar nicht karg war. Viele Damen fanden ſich ein, und manchem zärtlichen Ritter, gieng damals ſein Liebesgeſtirn auf. Unter allen den weiblichen Sternen glänzte aber beſonders die ſchöne **Julie Farneſe** hervor, welche mit ihrem Bruder **Alexander** den Feſtlichkeiten beiwohnte.

Der Bruder mochte die Kraft der Reize ſeiner Schweſter kennen, von der Allgewalt ihrer Wirkungen überzeugt ſeyn, und ſagte ihr ſehr vernehmlich, daß ihre

Schönheit ſeine Staffel zu dem päpſtlichen Stuhle ſeyn würde.

Julie befahrte nichts, merkte auch nicht was er damit ſagen wollte, weil ſie mit ihrer Liebe gegen **Valerio de Kornero** einen edlen, wackren und ſchönen Ritter, ſo viel zu thun hatte, daß ſie keine Zeit haben konnte, Betrachtungen über andere anzuſtellen.

Unter andern Feierlichkeiten, wurde ein Turnier angeſtellt, bei welchem **Valerio** in himmelblauer Rüſtung in die Schranken ritt. Weiß und blau war ſein Helmbuſch, weiß und blau war ſeine Schärpe, welche ihm die Geliebte ſelbſt geſchenkt und mit eigenen Händen geſtickt hatte. Weiß und blau war die Farbe der ſchönen Julie. — Ein braunes, feuerſtrahlendes Auge, ſah aus blau und weißen Wolken in Valerio's Schilde, und drunter ſtund der Spruch:

Man ſieht's und kennt es nicht,
Man kennt's und ſieht es auch.

Daß Julie ihre Augen nur auf den Geliebten richtete, läßt ſich denken, und daß Lukrezia den ihrigen mehrere Standpunkte gab, läßt ſich auch denken.

Der Herzog von Kandien ſchien Sieger auf der Bahn zu bleiben, denn er hatte in ſechszehn Ränden *) das beſte gethan. — Valerio wollte eben ſeine Lanze einlegen, und ihm dieſelbe bieten, als ein Ritter in ſchwarzer mit goldenen Sternen beſtreuter Rüſtung auf den Plaz kam, welcher in ſeinem ſchwarzen Schilde einen goldenen Stern und die Deviſe führte:

In dunkler Nacht
Des Sternes Pracht.

Der Stern war die Marcheſe Saloſſa, und ihr Liebhaber, der Graf Kaſtellnero,

---

*) In der ächten, teutſchen Turnierſprache; das heiſt, in ſechszehn Rennen, hatte er ſechszehn Ritter abgeworfen.

nero, war der Ritter, welcher jezt dem Herzog von Randien die Lanze bot.

Sie rennten, und der Herzog flog aus dem Sattel, als führte der Wind ein Blumenblatt davon. — Zehn Ritter rennten gegen den Grafen, und alle flogen aus dem Sattel.

Jezt lenkte **Valerio** ſeinen Gaul auf den Plaz. — **Julie** ſah ihn ſtolz einhertraben und ihr Herz erbebte. — Er ritt mit einem Anſtande, welcher alle Zuſchauer bezauberte nach dem Balkon, wo ſich der Papſt, die Damen, die Kardinäle und viele Edle befanden — er ſenkte ſie grüſſend ſeine Lanze — er grüßte die Kampfrichter, warf ringfertig ſein Roß herum, nahm Feld ein, und legte ſeine Lanze gegen den Grafen ein.

"Wer iſt der edle Ritter?" fragten alle.

"Es iſt **Valerio Korneto**;" lief die Antwort herum, und alle bemühten ſich, ſein Sinnbild zu entziffern.

Die Marcheſe Saloſſa, welche ſtolz auf die Tapferkeit ihres Ritters war, lächelte und ſprach:

"Ein Stern und ein Auge treffen jezt zuſammen! Wir wollen ſehen, ob der Stern oder das Auge länger blinkt!"

Julie zitterte am ganzen Leibe. — Die Trompeten gaben das Zeichen, ſie drükte feſt die Augen zu, und wurde leichenblaß.

Bei dem dritten Trompetenſtoß ſtürzten die Ritter auf einander zu. In hundert Splittern flog des Grafen Lanze umher, er ſelbſt flog etliche Schritte hinter ſein Roß. Die Knappen eilten herbei, er war ſehr unſanft gefallen, trugen ihn aus den Schranken, und führten ſein Roß fort.

Julie ſchlug die Augen wieder auf, ſie ſah ihren Valerio als Sieger auf der Bahn, und die Roſen entblühten auf ihren Wangen wieder.

Die Marcheſe wechſelte die Farben, wie ein Kameleon, und Julie konnte ſich nicht enthalten zu ihr zu ſagen:

"Das Auge hat den Stern überblinkt!"

"Es iſt ja doch nicht Euer Auge, ſchönes Fräulein?" fragte die Marcheſe etwas höniſch.

"Ich habe **beide** Augen noch!"

"Beſſer drei, als zwei. — Wir wollen ſehen, wie lange das ritterliche Auge auf der Stechbahn glänzt!"

Julie ſchwieg, denn ſie kannte des Waffenglüks ſchnellen Wechſel, und erwartete zitternd den Ausgang.

Valerio blieb mit Ehren auf der Bahn, und behauptete die Ehre ſeines Plazes, bis zu Ende des Stechens im hohen Zeuge, *) gegen achtzehn Ritter, welche gegen ihn rennten.

---

*) das heißt: zu Roſſe, mit der Lanze. In den italieniſchen Luſtturnieren ließ man es

Da erkannten einmüthig die Kampfrichter *) ihm den erſten Dank des Turniers zu, welcher ein goldenes Schwerd **) war.

Die

---

es mehrentheils dabei bewenden. In Teutſchland kam nach dem Stechen im hohen Zeuge, das Nachturnier, d. h. der Kampf mit Schwerd und Kolbe, auch das Fusturnier genannt.

*) Zu den Kampfrichtern wurden mehrentheils alte, geprüfte Ritter gewählt, welche in ihrer Jugend ſelbſt mit Ehre turnirt hatten.

**) d. h. ein Schwerd mit goldenem Griff, welche damals blos in Form eines Kreuzes, gebräuchlich, nicht aber, wie auf vielen Kupfern fälſchlich abgebildet iſt, mit einem Korbe, wie ein heutiger Dragonerſäbel, verſehen waren.

Die Trompeten ruften ihn zur Bühne, auf welcher **Lukrezia** als Geberin des Danks *) ſaß.

Valerio, von den Herolden, Kampfrichtern und Marſchällen **) begleitet, nahte ſich der ſchönen Dankertheilerin, nahm ſeinen Helm herunter, kniete vor ihr nach Ritterſitte nieder, und küſſte ihr die Hand. ***)

Lukre-

---

*) Das Wort Dank iſt das den Preis bezeichnende ächte Wort, wenn von demſelben bey Turnieren die Rede iſt.

**) Marſchälle, waren nur bei franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Turnieren gebräuchlich, in Teutſchland wurde ihre Stelle von Edlen verſehen, welche den Namen Grieswärrel führten. Sie hatten die Aufſicht über den Eingang, die Ordnung, und alles, was auf der Bahn vorfiel.

***) Der Handkuß, war blos in Italien und Frankreich gebräuchlich. In Teutſchland,

war

Lukrezia erkannte ihn alſobald, neigte ſich ſehr freundlich zu ihm und ſprach:

„Edler Ritter! empfangt aus meiner Hand, zum Lohne Eurer mannlichen Tapferkeit, hier dieſes goldene Schwerd, als den erſten, ehrenvollen Dank des Turniers. Tragt es immer ehrenvoll, und zieht es nie, als mit Ruhm und Ehre. Zu Schimpf und Ernſt, und in jedem Gefechte möge es Euch mit dem nemlichen Erfolg dienen, als ich wünſche, daß Ihr damit, Gott, ſeiner Kirche, Eurer Dame und Ehre, dienen möcht. — Ueberdies empfangt von mir dieſe goldene Kette, als ein Zeichen meiner beſondern Achtung, und tragt ſie zum Andenken der Geberin, — Eurer Freundin."

Die

war er bei Turnieren, blos eine beſondere Verwilligung.

Die lezten zwei Worte ſprach ſie etwas leiſe aus, und hängte dem Ritter die Kette über. **Valerio** küßte ihre Hand, (jeder Handkuß war ein Dolchſtich für Julien) und führte ſie nach dem Tanzſaale.

Die Ritter warfen ſich in leichte Kleider. Bald erſchien **Valerio** wieder auf dem Saale und reichte der vielgeliebten **Lukrezia** die Hand zum erſten Tanze, daß er ob des empfangenen Danks ſie dankbarlich ehrte. Den zweiten Tanz, gab er der Gemahlin des unbändigen **Cäſar Borgia,** der Ducheſſe von **Valentinois,** den dritten, ſeiner **Julie;** und nun tanzten die andern Ritter und Herren mit ihren Damen.

Der neue Gemahl der ſchönen **Lukrezia** unterhielt ſich viel mit Sr. Heiligkeit und Juliens Bruder in einem Nebenzimmer, indeß ſich **Lukrezia** unvermuthet dem jungen **Valerio** näherte, welcher eben an einem offenen Fenſter am Ende des Saals ſtund, und ſich ſeinen Gedanken überlies.

Das Rauſchen eines Damenkleides hinter ſich, brachte ihn zu ſich, er ſah ſich um, und erblikte Lukrezien.

Lukrezia. So in Gedanken, Herr Ritter? — wo wart Ihr jezt? wenn es erlaubt iſt, darnach zu fragen.

Valerio. Ich war — ich weiß wahrhaftig eigentlich ſelbſt nicht, woran ich dachte.

Lukrezia. Nicht? — Ich dächte, ihr hättet Euch im Stillen, mit Eurer Dame unterhalten.

Valerio. Welche Dame, meint Ihr?

Lukrezia. Ich wollte ſie nennen, wenn ich wüſte, **wer** ſie wär. Oder, habt ihr keine Dame?

Valerio. Ich? — nein! —

Lukrezia. Und das braune Auge auf Euerm Schilde?

Valerio. Phantaſie!

Lukrezia. Phantaſie? — blos Phantaſie, und weiter nichts?

Valerio. Weiter nichts!

Lukrezia. Und weis und blau iſt Eure Schärpe? — So kleidet ſich alſo Euer Ideal? — Darüber müſt Ihr mir wahrhaftig nähere Auskunft geben. Ich hoffe, Ihr habt gehört, daß ich mich Eure **Freundin** nennte. — Rechter Hand bei dem Ausgange des Saals, geht eine Treppe hinauf, welche auf die Thür eines Zimmers ſtößt. Die Thür iſt nicht zu verkennen, ſie hat vergoldetes Schnizwerk von Löwen und Engelsköpfen.

Sie verlies den Saal, und **Valerio** verſtund gar wohl, was ſie ſagen wollte.

Julie hatte bemerkt, daß ihr Liebhaber mit der Herzogin ſprach. Sie nahm ihren Plaz ein. — **Valerio** war ſo offenherzig, ihr den Innhalt des ganzen Geſprächs zu entdeken.

Julie. Zimmer und Thür ſind bezeichnet. Wirſt Du ihr folgen?

Valerio. Dieſe Frage, von **Dir** an **mich**? von Julien, an ihren Valerio?

Julie. Die Männer ſind veränderlich! die ſchöne Neuheit reizt!

Valerio. Wie ſehr verkennſt Du mich! es könnte mich kränken, Dich ſo reden zu hören, wenn ich wüſte, daß es Dein Ernſt wär!

Julie wollte antworten, als ihr Bruder kam und ſagte, der Papſt verlange ſie zu ſprechen. Er nahm ſie bei der Hand und führte ſie in ein Seitenzimmer.

Der Kardinal **Korneto**, ſein Onkel, nahte ſich unſerm **Valerio.**

"Vetter! ſagte er, Deine Braut gefällt noch jemanden, auſſer Dir. Du bekömmſt einen mächtigen Nebenbuhler.

Valerio merkte, worauf er zielte, lächelte und ſprach im Scherz mit ihm darüber.

Inzwiſchen ſagte der Pabſt Julien ſehr viel Schönes vor, und als er ausgeredet und ſich hinweg begeben hatte, ſagte ihr Bruder:

"Schweſter! Du kannſt mein Glük machen, und Dich zu Deiner Glüksſtufe erheben, ohne daß Dir der Preis mehr als gefällige Blike koſtet."

Er gieng und lies ſie nachdenkend zurük. Sie gieng zu ihrer Tante **Emilia Farneſe**, und dieſe, nebſt ihrer Tochter **Hortenſia**, ſprachen wie ihr Bruder.

Indeſſen war **Lukrezia** zurükgekommen. Sie ſah **Valerio** mit ſeinem Onkel in einem, wie es ſchien, wichtigen Geſpräch begriffen, und gieng vorüber.

Kaum hatte der Kardinal Korneto ſeinen Neffen verlaſſen, als ein Page zu ihm kam, welcher ihm ſagte, die Herzogin von Ferrara wünſche mit ihm zu tanzen. — Ziemlich verlegen, reichte er ihr ſeine Hand. Im Tanze kam es zum Geſpräch:

Lukrezia. Ihr habt entweder kein Zutrauen zu mir, oder Ihr habt das beſchriebene Zimmer nicht gefunden.

Valerio. Keins von beiden!

Lukrezia. Nun?

Valerio. Mein Onkel der Kardinal, verſtrikte mich in ein ſo ernſthaftes Geſpräch, über Familienſachen, daß ich mich unmöglich losmachen konnte.

Lukrezia. O! über den Kardinal! o! über den Onkel und ſein Familiengeſpräch!

Valerio. Gewiß, ſo iſt es!

Lukrezia. Nun gut! — Mein Gemahl ſucht noch einen Hofkavalier für mich und ich werde Euch vorſchlagen, wenn Ihr ſonſt nichts habt, daß Euch hier hält. — Ich wollte darüber mit Euch ſprechen.

Valerio. Mein Onkel —

Lukrezia. Nun ja doch! — Für diesmal ſoll dieſe Entſchuldigung gelten, aber nicht für morgen früh. Ich nehme morgen mein Frühſtük in dem Garten des Kardinals Askanio Sforza.

Nach dem Tanze begab ſich **Lukrezia** nach dem Zimmer ihres Gemahls. Dies gab das Signal zum Aufbruch.

Valerio näherte ſich Julien, welche kein Auge von ihm während des Tanzes verwendet hatte.

Julie. Was ſprach ſie wieder?

Valerio. Was ſprach der Papſt mit Dir?

Julie. Er ſagte mir viel Schönes.

Valerio. Eben ſo viel Schönes ſagte mir ſeine Tochter.

Julie. Ich ſoll zu Rom bleiben.

Valerio. Ich ſoll die Herzogin als Hofkavalier nach Ferrara begleiten.

Julie. Wie? — und Du wirſt mit ihr gehen?

Valerio. Und du wirſt zu Rom bleiben?

Dieſe Frage, ſo natürlich ſie auch auf die ihrige folgte, verdroß Julien. Sie drehte ſich herum. Ihr Bruder, ihre Tante, und **Hortenſia** kamen ihr entgegen, — ſie verlieſen den Tanzſaal, und **Valerio**, blieb von tauſend Empfindungen gefoltert, zurük.

Die Marcheſe **von Saloſſa** gieng, um ſich abzukühlen, noch auf dem Saale umher. Ihr Gemahl ſas in einer Eke, hatte eine Weinflaſche im Arm und ſchlief. Ihr Liebhaber der Graf **Kaſtellnero** lag daheim im Bette, und klagte über Lendenweh.

Sie nahte ſich **Valerio**, welcher ſchon einige Minuten unbeweglich auf einem Flek geſtanden hatte.

Die Marcheſe. Mein Gemahl liegt der Stärke des Weins und des Schlafs unter, meinem Grafen habt Ihr Lendenweh gemacht, nun iſt es Eure Schuldigkeit Herr Ritter, daß **Ihr** mich unterhaltet und begleitet.

Valerio. Ich ſtehe zu Befehl!

Die Marcheſe. Wovon ſprechen wir nun? von der neuen Aquiſition der ſchönen Julie Farneſe? oder von Euch?

Valerio. Ich würde wohl zu wenig Stoff zu einem Geſpräche geben!

Die Marcheſe. Nicht doch! zum Beiſpiel, Ihr könnt mir erzählen, daß Ihr gut bei der neuvermählten Herzogin ſteht.

Valerio. So müßte ich etwas ſagen, das ich ſelbſt nicht weis.

Die Marcheſe. Und ich würde Euch ſagen, daß ich mich nicht irre, wenn ich es glaube. Ihr ſeyd ja ein Mann, Eure heute bewieſene Stärke im Turnier, Eure Geſtalt — Je nun! ich ſelbſt, ob Ihr gleich meinen Grafen abgeſattelt habt, könnte Euch wohl gut ſeyn.

Valerio wuſte nicht, was er antworten ſollte. — Die Marcheſe rufte ihren Pagen und gab ihm Befehl, für die Nachhauſekunft ihres Gemahls, wenn er erwachen würde, Sorge zu tragen. Hierauf reichte ſie **Valerio** ihren Arm, und bat ihn, ſie in ihr Palais zu begleiten. — Er hob ſie in den Wagen, ſezte ſich zu ihr, und fuhr mit ihr nach ihrem Palais.

Sie ſtiegen aus. — Eine Zofe kam ihnen mit der Nachricht entgegen: der Graf **Kaſtellnero** befinde ſich ſehr ſchlecht.

"Tröſtet mich doch!" ſagte die Marcheſe zu Valerio, indem er ſie die Treppe hinauf führte, und lehnte ſich auf ſeine Schulter.

An der Thür des Zimmers wollte ſich **Valerio** empfehlen. Ein "warum?" der Marcheſe, führte ihn mit in das Zimmer.

"Ihr ſpielt doch Schach?" fragte ſie. — **Valerio** bejahte es.

"Nun gut! fuhr ſie fort. Ihr ſollt noch einige Stunden mit mir ſpielen. Ich habe ſo wenig Schlaf. Ich will mich nur des Staates entledigen, und bald bin ich wieder hier."

Sie gieng, und **Valerio** blieb zurük. — Er trat an ein Fenſter, ſah den Mond an, riß es auf, und ſah auf die Straſſe. — Zwei in Mäntel verhüllte Männer kamen auf einander zu.

"Seyd Ihr es?" fragte der eine.

"Ja, ich bin es!" antwortete der andere.

"Nun? was habt Ihr für Nachrichten für mich?

"Ich wünſche, daß die Eurigen ſo angenehm, wie die meinigen klingen mögen."

"Ich zweifle nicht. Ein Biſchoffsſtab und ein Kardinalshut iſt Euch beſtimmt."

"Herrlich!"

"Und Eure Schweſter?"

"Meine Schweſter wird ihren Liebhaber eben ſo liebenswürdig finden, als er ſie findet."

"Vortreflich! — Aber ſagt mir doch — es ſoll ja ein gewiſſer Valerio, der Neffe des Kardinals Korneto, mit ihr ſo gut wie verſprochen ſeyn!"

"Narrenspoſſen! der mus weichen!"

"Aber, wenn er es nicht thut?"

"Freund! es giebt ja Gift und Dolche!"

"Das hatte ich vergeſſen! — Schlaft wohl! — Morgen ſtellt Euch ſo früh als möglich ein."

"Gute Nacht! der Kardinal wird nicht vergeſſen, was Euch der Prälat Farneſe verſprach."

Vale=

Valerio's Zuſtand bei Anhörung dieſes Geſprächs zu ſchildern, deſſen Innhalt ſo leicht zu enträthſeln war, iſt unmöglich. — In einer Art von Betäubung verlies er das Fenſter, und warf ſich auf ein Soffa.

Die Marcheſe, welche jezt in einem ſchönen Nachtgewand herein trat, und **Valerio** ohne Bewegung liegen ſah, wuſte nicht was ſie ſagen ſollte. Sie näherte ſich ihm:

"Was iſt Euch? iſt Euch nicht wohl?"

"O! ich bin in einer Stimmung — die unbeſchreiblich iſt!"

"Was habt Ihr vor?"

"An dieſem Fenſter habe ich einem Geſpräch zugehört, welches mich unſinnig machen könnte!"

"Wie?"

"O Julie! ſchändliches Weib! das habe ich nicht an Dir verdient!

"Julie Farneſe?"

"Die ſchändliche Bulerin!"

"Hahaha! Kann Euch ſo etwas auſſer Euch bringen, — ich vermuthe, was es iſt? ſo habt Ihr ſie noch nicht gekannt!"

"Sagt mir alles, was Ihr von der Schändlichen wißt, daß ich ihre Natterblike auf ewig fliehe!

"Das neuſte iſt, daß ſie bald eine ſehr glänzende Rolle ſpielen wird. — Sie wird dann nicht vergeſſen, ihren Valerio mit Reichthümern zu beglüken."

"Ich verlange nichts von ihr!"

"So nimmts ein anderer."

"O! es iſt ſchändlich!"

"Es iſt Thorheit ſich über etwas zu betrüben, das nicht zu ändern iſt."

"Ich will hin —"

"Zu Julien? — Die wird von ihrer neuen Eroberung und deren glänzenden Folgen träumen."

"Ich will ihr das Haus überm Kopfe anſteken, und ſie mit Flammen aus ihren wollüſtigen Träumen reiſſen!"

"Mit mehr Ueberlegung gehandelt, Valerio! — Das alles hilft Euch nichts. — Vergeßt die Ungetreue und lernet da glüklich ſeyn, wo man Euch glüklich zu ſeyn erlaubt."

"Liebt ihr den Grafen Kaſtellnero? Liebt er Euch?"

"Ja!" —

"Geſezt, er würde Euch ungetreu?"

"So würde ich mir einen andern Liebhaber wählen, und ihn vergeſſen!"

"So habt Ihr ihn nie ſo innig geliebt, wie ich Julien liebe."

"Valerio! Ihr kennt die Welt noch nicht."

"Abſcheulich! Abſcheulich! — Und noch dieſen Abend konnte ſie mir Vorwürfe machen!"

"Nekereien! — Sie iſt Euch vielleicht demungeachtet noch immer gut."

"Demungeachtet? — Nach einem Demungeachtet, verlange ich ihre Liebe nicht mehr."

"Ihr habt ſonderbare Grillen!"

"Grillen? — Wenn das Grillen ſind, ſo iſt Liebe, Untreue, und alles, alles Grille."

"Eigentlich habt Ihr recht. Ihr habt ohne zu zielen, das Ziel getroffen."

"So bin ich ein Narr, daß ich mich härme!"

"Wenigſtens, verdient Ihr nimmer Dank damit, und bringt Euch ſelbſt, um ſchönere Stunden."

Valerio ſprang auf und gieng im Zimmer auf und ab. Die Marcheſe ordnete die Figuren auf dem Schachbrete.

"Das beſte wär, ſagte ſie endlich, dächte ich, Ihr ſuchtet Euch eine andere

Dame aus, und gebt der ehemaligen Geliebten zu verſtehen, daß Ihr nicht an Sie gebunden wärt. Dies wird ihre Eitelkeit, ihren Stolz erregen; wird ſie nicht eiferſüchtig, ſo verliert Ihr nichts an ihr. Kann ſie aber noch etwas zurükführen, ſo wird es dieſe Eiferſucht ſeyn, und Ihr gewinnt, ohne ein **verdrüsliches** Spiel einzugehen, was Ihr gewinnen wollt."

Während dieſer Rede hatte ſich **Valerio** der Marcheſe genähert. Sie ergriff ſeine Hand und drükte ſie zärtlich. — **Valerio** wurde nachdenkend. — Endlich machte er ſich ſchnell los.

"Ja! das will ich thun! — das will ich überlegen! ich danke Euch für Euern Rath, ſchöne Freundin. Schlaſt wohl!"

"Wir wollten, dachte ich, ſpielen?"

"Ich kann unmöglich ſpielen! — ich habe meine Gedanken nicht beiſammen!"

Ein Geräuſch auf der Treppe. — Die Zofe kam in das Zimmer und meldete die Ankunft des Marcheſe.

"Er kömmt gerade auf Euer Zimmer los, gnädige Frau!" ſagte ſie.

"Herr Ritter! ſagte die Marcheſe, hurtig in dieſen Tapetenſchrank."

Sie öffnete ihn, ſchob Valerio hinein, verſchloß ihn, zog den Schlüſſel ab und ſtekte ihn zu ſich.

Dem Marcheſe ſtieg jederzeit, wenn er ſeinen Rauſch hatte, die ſonderbare Grille in den Kopf, er ſey Herr im Hauſe, und dies war auch jezt der Fall. Er zankte ſich mit ſehr ſchwerer Zunge mit ſeiner Gemahlin darüber, daß ſie ohne ihn heimgefahren ſey. Die Marcheſe ſagte, ſie wolle zu Bette gehen, und er ſolle ſich auch niederlegen.

"Wir ſchlafen dieſe Nacht beiſammen!" ſtammelte der Marcheſe.

"Ich dächte gar! ſchrie die Marcheſe. Das wär ja etwas ganz neues! und noch dazu heute? bei Ihrem Zuſtande —"

"Nun? in welchem Zuſtande bin ich denn?"

"Sie ſind ſo ſehr betrunken, daß Sie kaum noch ſtehen können."

"D'rum will ich mich eben niederlegen."

"Nur nicht bei mir!"

"Allerdings! — Sie erinnern ſich doch noch Ihrer Verſprechungen vor dem Altare, bei unſerer Trauung?"

"Ach! wie lange iſt das her!"

"So lange — als wir verheurathet ſind! Legen Sie ſich nur nieder, ich werde gleich nachfolgen."

"Sie ſind ein Narr!" ſchrie die Marcheſe, gieng in ein Nebenzimmer, und ſchob von innen einen Riegel vor die Thür.

Der Marcheſe lies ſich entkleiden, und in das Bette ſeiner Gemahlin heben. Sie wird ſchon kommen!" ſagte er, und ſchlief ein.

Ein Kammerdiener lag auf einem Soffa und ſchlief. — **Valerio** wurde die Zeit in ſeinem Kerker erſchreklich lang. — Er glaubte noch lange in demſelben bleiben zu müſſen, aber er irrte ſich.

Leiſe öfnete die Zofe die Thür des Zimmers, und als ſie merkte, daß Herr und Kammerdiener ſchliefen, öfnete ſie auch den Schrank, und führte **Valerio** in das Zimmer ihrer Gebietherin.

"Die gnädige Frau kann gar nicht ſchlafen, und wird nun wohl auch nicht ſchlafen; — ſagte die Zofe. — Seht doch! fuhr ſie fort. Der Tag beginnt ſchon; — Die gnädige Frau erwartet Euch und ihn im Garten. Kommt nur, ſonſt kömmt der Tag eher, als Ihr kommt."

Sie zog ihn mit ſich fort in den Garten, zeigte ihm das Luſthaus, in welchem ſich die Marcheſe befand, und gieng.

Valerio war in der Allee, welche zu dem Luſthauſe führte, in welchem ihn die Marcheſe erwartete. Er ſchlug ſich in eine andere und kam zu einer dichten Mirtenlaube, in welcher er ſich auf eine Raſebank warf, und ermüdet von des Tages Laſt und Hize, welche er ſo ritterlich ertragen hatte, einſchlief.

Die Marcheſe, welche ihn erwartete, konnte nicht begreifen, wo er ſo lange blieb. Sie hatte ſich nachläſſig auf das Kanapee geſtrekt, dem Ritter durch einen verſtellten Schlaf die Erlaubniß zu geben, unbemerkt ihre halb enthüllten Schönheiten, mit Muſe zu betrachten, um durch Betrachtungen ihn zu Unternehmungen zu beſeelen; und über den verſtellten Schlaf, kam ſie zulezt in wirklichen Schlaf.

Alſo ſie ſchliefen beide. Sie wurde durch einen Traum in Valerio's Arme geworfen, und Er, haderte mit ſeiner ungetreuen Schönen.

Die Sonne war ſchon längſt aufgegangen, als die Zofe mit einem ſehr guten Frühſtük nach dem Luſthauſe gieng. Sie trat leiſe hinein, und ſah ihre gnädige Frau ſchlafend und allein, worüber ſie ſehr erſtaunte. — Die Marcheſe erwachte, und ſah — daß ſie geträumt hatte.

"Wo iſt der Ritter geblieben?" fragte ſie ärgerlich.

"Wenn **Ihr** es nicht wißt, gnädige Frau, antwortete die Zofe, ſo weis **ich** es noch vielweniger. Ich habe ihn in den Garten geführt, habe ihm dies Luſthaus gezeigt — und wenn er nicht gekommen iſt, ſo iſt es nicht **meine** Schuld."

"Es muß etwas vorgegangen ſeyn!"

"Aber, **was** könnte das wohl ſeyn?"

"Das weis der Himmel!"

"Der wird's freilich wiſſen! Aber dadurch erfahren wir es nicht."

Indeſſen war auch **Valerio** erwacht. — Er bedachte, daß die Marcheſe ihn erwartet hatte, daß er nicht gekommen war, und konnte ſehr leicht ſchließen, daß ihm dies nicht ungeahndet hingehen würde. — Er verlies die Laube, und kam nachdenkend in die Alée, welche nach dem Luſthauſe führte.

Die Zoſe, welche Luxaugen hatte, erblikte ihn ſogleich, und ſprang ihm entgegen.

"Mein Gott! ſchrie ſie ihm zu, wo ſeyd Ihr denn herum ſpazirt?"

Die Marcheſe trat in die Thür, und **Valerio** konnte nicht reden.

"Wahrhaftig! nahm die Marcheſe das Wort; ich glaube Ihr habt auch geſchlafen?"

"Ja, unter jener Laube, ſtammelte **Valerio**; weil ich Euch nicht ſtöhren wollte."

worfen, und Er, haderte mit ſeiner ungetreuen Schönen.

Die Sonne war ſchon längſt aufgegangen, als die Zofe mit einem ſehr guten Frühſtük nach dem Luſthauſe gieng. Sie trat leiſe hinein, und ſah ihre gnädige Frau ſchlafend und allein, worüber ſie ſehr erſtaunte. — Die Marcheſe erwachte, und ſah — daß ſie geträumt hatte.

"Wo iſt der Ritter geblieben?" fragte ſie ärgerlich.

"Wenn **Ihr** es nicht wißt, gnädige Frau, antwortete die Zofe, ſo weis **ich** es noch vielweniger. Ich habe ihn in den Garten geführt, habe ihm dies Luſthaus gezeigt — und wenn er nicht gekommen iſt, ſo iſt es nicht **meine** Schuld."

"Es muß etwas vorgegangen ſeyn!"

"Aber, was könnte das wohl ſeyn?"

"Das weis der Himmel!"

"Der wird's freilich wiſſen! Aber dadurch erfahren wir es nicht."

Indeſſen war auch Valerio erwacht. — Er bedachte, daß die Marcheſe ihn erwartet hatte, daß er nicht gekommen war, und konnte ſehr leicht ſchließen, daß ihm dies nicht ungeahndet hingehen würde. — Er verlies die Laube, und kam nachdenkend in die Alée, welche nach dem Luſthauſe führte.

Die Zofe, welche Luxaugen hatte, erblikte ihn ſogleich, und ſprang ihm entgegen.

"Mein Gott! ſchrie ſie ihm zu, wo ſeyd Ihr denn herum ſpazirt?"

Die Marcheſe trat in die Thür, und Valerio konnte nicht reden.

"Wahrhaftig! nahm die Marcheſe das Wort; ich glaube Ihr habt auch geſchlafen?"

"Ja, unter jener Laube, ſtammelte Valerio; weil ich Euch nicht ſtöhren wollte."

Die Marcheſe ärgerte ſich über ihren verſtellten und wirklichen Schlaf, und ſagte kein Wort. Gedacht aber ſoll ſie haben: der Ritter iſt doch ein rechter Einfaltspinſel! — das wuſte freilich **Valerio** nicht, und war froh, daß ſein Nichtkommen nicht ungnädiger aufgenommen wurde.

Die Ankunft eines Pagen des **Grafen Kaſtellnero**, machte eine Pauſe. Er überreichte der Marcheſe einen Brief, welchen dieſe mit ſehr viel Gleichgültigkeit zu leſen ſchien.

Die Gegenwart des Pagen, benuzte **Valerio**, ſich zu beurlauben. Die Marcheſe entlies ihn, wie es ſchien, ganz gleichgültig, und er eilte in ſein Haus, wo ſeine Erſcheinung ſeinen Pagen und Knappen wieder Muth einflöſte, welche ſich das Auſſenbleiben ihres Herrn nicht auf die vortheilhafteſte Art erklärten. — Er erhielt einen Brief, welcher von einem Pagen ſeiner Julie noch geſtern, gebracht worden war.

Er riß ihn auf und las:

Wir gehen morgen früh in den Garten des Kardinals Askanio Sforza.

Hortenſia.

"Hortenſia? begann Valerio. — Hortenſia ſchreibt mir? und nicht Julie? — Ich gehe nicht in den Garten!"

Er zog ſich aus und warf ſich auf das Bette. — Hier lag er eine Stunde. — Er ſprang auf. Er wollte nicht ausgehen, zog ſich aber an, und gieng endlich in den beſchriebenen Garten des Kardinals.

Bei einem Waſſerfalle traf er auf die neuvermählte Herzogin von Ferrara, welche hier in Geſellſchaft einiger Hofdamen, ihr Frühſtük einnahm.

Komplimente von beiden Seiten. **Lukrezia** war ſehr freundlich, **Valerio** war ſehr verlegen.

Lukrezia äuſſerte Verlangen nach Erdbeeren. Pagen und Damen eilten in den

Wald, welche für ſie zu ſuchen. **Valerio** wollte ſich auch mit in den Wald begeben, er erhielt aber Ordre bei der Herzogin zu bleiben, und blieb.

Lukrezia. Ich hoffe, Ihr kommt, mir Antwort meines Antrags wegen, zu bringen? Denn heute noch, muß ich darüber mit meinem Gemahl ſprechen.

Valerio. Eure Verwendung, gnädigſte Frau, für mich, iſt ſo ſchmeichelhaft —

Lukrezia. Wollt Ihr mit mir nach dem ſtillen Ferrara gehen, ſo verſichere ich Euch aller Vortheile, welche Ihr Euch nur ſelbſt wünſchen könnt und die ich nicht einem jedem, der mein Hofkavalier werden könnte, gewähren würde. — Ihr werdet alſo dieſe Stelle annehmen?

Valerio. Rechnet auf meine eifrigſten Dienſte, gnädigſte Frau.

Sie wollte mehr ſprechen, als **Julie** vom Kardinal **Sforza**, und **Hortenſia** von Juliens Bruder geführt, auf ſie zukamen.

Die Herzogin wurde ärgerlich, **Valerio** war nicht in der beſten Stimmang.

" Den Schmuck, welchen die Farneſe trägt, ſagte die Herzogin, hat ſie geſtern nach dem Balle, von dem Papſte zugeſchickt bekommen."

Ein neuer Dolch für **Valerio**, welcher glühend roth wurde.

Der Kardinal Sforza, nahm als ſie näher kamen, das Wort:

" Gnädigſte Frau! der Herr Prälat Alexander Farneſe, iſt von Sr. Heiligkeit zum Kardinal und Biſchoff von Oſtia ernannt worden."

" Und empfiehlt ſich Eurer Protektion;" ſezte er ſelbſt hinzu.

" Verdienſte — antwortete die Herzogin mit ſehr viel Bezug; — verdienen Belohnung. Ich weis, daß Sr. Heiligkeit dieſelben zu ſchätzen verſteht, und Euch Herr Kardinal, gratulire ich."

Man ſezte ſich. — **Lukrezia** wendete ſich an **Valerio**.

"Seht doch zu, ſagte ſie, ob die Erdbeere bald kommen." **Valerio** ſtieg ſogleich auf, nach dem Walde zu gehen. **Hortenſia** folgte ihm unbemerkt.

Hortenſia. Herr Ritter, ſeyd Ihr auf meine, oder auf Einladung der Herzogin, hier?

Valerio. Von Euch habe ich keine Einladung, nur eine Notification erhalten.

Hortenſia. Welche für Einladung galt. — Ich ſchrieb ſie auf Bitte meiner Kouſine.

Valerio. Sie kann wohl nicht ſelbſt ſchreiben?

Hortenſia. Das müßt Ihr am beſten wiſſen.

Valerio. Je nun! man hat zuweilen Verhinderungen, wichtige Geſchäfte —

Hortenſia. Valerio, Ihr habt geſtern meine Kouſine ſchwer beleidigt!

Valerio. Und Sie, hat mich auf eine Art beleidigt, auf welche ich ſie gar nicht beleidigen kann.

Hortenſia. Könnt Ihr leugnen, daß Ihr ein Verſtändniß mit der Herzogin habt? und es iſt bekannt, zu welchem Endzwek ſie Bekanntſchaften macht.

Valerio. Es iſt bekannt, daß Julie den Schmuk trägt, welchen ſie nicht **umſonſt** erhalten hat. Daß ihr Bruder Biſchoff und Kardinal würde, habe ich ſchon geſtern gewußt, und habe **ſelbſt gehört**, um welchen Preis er es werden ſollte. — Ich bitte Euch in meinem Namen, Eure Kouſine um Rükgabe meiner Briefe, meines Porträts und Ringes zu bitten. Was ich von ihr habe, wird ſie noch heute von mir zurük erhalten, — und dann, werde ich Rom verlaſſen.

Hortenſia. Ohne Julien geſprochen zu haben? — — Ihr antwortet nicht? — Sie wünſcht Euch gegen Abend auf ihrem Zimmer zu ſprechen.

Valerio. Das kann geſchehen! —

Die Damen und Pagen kamen mit Erdbeeren, **Valerio** überreichte ſie der Herzogin, welche Hortenſien eben nicht allzugnädig anblikte.

Die Ducheſſe **Valentinois** vermehrte die Geſellſchaft. Mit ihr, kam der **Marcheſe Saloſſa**. Dieſer wurde Valerio kaum anſichtig, als er ihm entgegen ſchrie:

"Nun? wohl geſchlafen, unter meinem Dache?" Die ganze Geſellſchaft ſah ſich an.

"Ich verſtehe Euch nicht, Herr Marcheſe;" antwortete Valerio ſehr verlegen.

"Aber ich habe alles wohl verſtanden — fuhr der Marcheſe fort — was mir geſagt worden iſt. Ich habe Leute, denen ich trauen kann. Meine Nachrichten ſind ächt. — Ihr wart ſchon in meinem Hauſe, als ich kam. Darum war meine Frau ohne mich, vom Balle gegangen. Ihr habt ſie ja nach Hauſe gebracht, und habt ihr die

Nacht in dem Luſthauſe die Zeit vertrieben. Seht, ich weis alles!"

Die Herzogin lachte bitter: "Seht doch! ſagte ſie, den glorreichen Ritter, er wirft die Liebhaber ab, und beſiegt ihre Damen. Ei! iſt das ein allgewaltiger Mann!"

"Wär ich eiferſüchtig — lachte der Marcheſe heraus, und griff nach einer Weinflaſche, — es gäb ein Duell. Aber den Spas, überlaſſe ich den Graf Kaſtellnero, der wird ſchon wiſſen, wie er ſich — "

"Noch einmal ſoll abwerfen laſſen! fiel der Kardinal Farneſe ein. — Valerio iſt ein furchtbarer Nebenbuler, und ich denke immer, der Graf wird beſſer thun, wenn er ſich nach einem andern Hoflager umſieht. Valerio hat nun das ſeinige. — "

"Ja! ſagte die Herzogin, denn er folgt mir als Hofkavalier nach Ferrara."

Herren und Damen gratulirten. — **Valerio** dankte todenblas und **Julie** wurde feuerroth.

Die Herzogin brach auf, lies ſich von **Valerio** zu ihrem Wagen führen und fuhr fort.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich. **Valerio** kam nach Hauſe, fand ein Billet von der Marcheſe, welches er, ohne es zu leſen, zerriß, und ſich in der heftigſten Gemüthsbewegung auf das Bette warf.

Die Zeit kam, um welche **Hortenſia** ihn zu Julien zu kommen, gebeten hatte. Er wollte nicht zu ihr gehen, aber er gieng doch hin.

Hortenſia war bei Julien, ſie verlies aber bald das Zimmer. — Nach einer Pauſe kam es erſt zu Worten.

Valerio. Was verlangt Ihr von mir, Fräulein?

Julie. Ihr habt Eure Briefe und Euer Bild verlangt, hier iſt alles.

Hier ſind Eure Briefe, Euer Bild, Euer Ring, und ich bitte um den meinigen.

Julie. Hier! — Wir haben alſo nichts mehr von einander?

Valerio. Ich glaube nicht!

Julie. Ihr geht mit der Herzogin nach Ferrara?

Valerio. Ja; — und Ihr, bleibt in Rom?

Julie. Ich glaube wohl.

Valerio. Das iſt ſehr gewis!

Julie. Ich glaube wohl.

Valerio. Meint Ihr?

Valerio. Es läßt ſich gar nicht anders vermuthen.

Julie. Es kömmt darauf an, wie man denkt.

Valerio. Ja wohl! — Ihr werdet in Zukunft ein ſehr glänzendes Leben führen.

Julie. Nicht ſo, wie Ihr. Der Hof der Herzogin, wird ſehr brillant ſeyn —

Valerio. Der päpſtliche iſt es nicht weniger. — Wir haben alſo nichts weiter mit einander zu reden?

Julie. Wenn Euch Euer Herz nichts mehr ſagt —

Valerio. So wenig, wie Euch das Eurige.

Julie. Wißt Ihr das ſo genau?

Valerio. Ich vermuthe es.

Julie. Vermuthungen trügen auch zuweilen.

Valerio. Doch nicht immer.

Julie. Iſt es möglich, ſo macht, daß ich Euch ganz vergeſſen kann.

Valerio. Das wird Euch nicht ſchwer fallen.

Hortenſia, meldete die Ankunft Sr. Heiligkeit. **Julie** war beſtürzt, **Valerio** lächelte bitter, und nahm Abſchied. **Hortenſia** trieb ihn auf ihr Zimmer.

Valerio. Aber was ſoll ich hier?

Hortenſia. Ihr ſollt mich unterhalten. Auch ſteht es Euch frei, Euch in mich zu verlieben, ich liefere Euch wieder aus. An welche Dame wollt Ihr ausgeliefert ſeyn? An die Herzogin, an die Marcheſe, oder an meine Kouſine?

Valerio. An keine von allen. — Wißt ihr, was ich thun werde?

Hortenſia. Wie kann ich das wiſſen?

Valerio. Ich werde — Ja! ich will dieſes Schwerd zerbrechen, will meine Liebe verfluchen, und in ein Kloſter gehen.

Hortenſia. Ihr könnt Kardinal, ihr könnt **Papſt** werden.

Valerio. Vielleicht gefalle ich Julien **dann** beſſer.

Hortenſia. Unmöglich! — Sie liebt die Ritterſchaft —

Valerio. Zum Spas!

Hortenſia. Valerio, Ihr verkennt Julien —

Valerio. Sprecht nicht ſo mit mir! Ich bin zu alt, um die Puppe eines Weibes zu ſeyn, welche in der Glorie, welche ſie jezt umgiebt, mich nur als ein ſehr kleines Licht ſieht.

Hortenſia. Wenn Ihr nach Ferrara geht, wird ſie Euch gar nicht mehr ſehen.

Valerio. Zu dieſem Schritt, zwingt mich ihr Betragen! — doch wozu all das Reden, welches zu nichts dient, als mich noch aufzubringen? — Gehabt Euch wohl! viel Glük, ſchöne Freundin!

Ohne ſich länger aufhalten zu laſſen, verlies er **Hortenſien** und gieng.

Kaum war er etliche Schritte von Juliens Wohnung entfernt, als drei vermummte Kerl um die Ecke herum auf ihn zuſtürzten, ihm etliche Dolchſtiche gaben, ehe er ſein Schwerd ziehen konnte, und ſogleich wieder davon ſprangen. Er ſtürzte zu Boden — und lag ſich faſt verblutend geraume Zeit ohne Hülfe da. — Ein päpſtlicher Kammerdiener ſah ihn zuerſt, erkannte ihn, ſprang in das Farneſiſche Haus und machte Lärm. **Hortenſia** und ihre Mutter lieſen ihn ſogleich auf ein Bette bringen, ſchickten nach Wundärzten und nach ſeinem Onkel den Kardinal.

Die Wundärzte verſicherten, daß die Wunden ſehr gefährlich wären, und daß man es nicht wagen könne, ihn in ſein Haus zu ſchaffen. — Der Kardinal erſuchte die Damen und den Bruder der ſchönen Julie ſeinem Neffen, in ihrem Hauſe ein Lager zu vergönnen, und erhielt die Verſicherung ſeiner guten Wartung mit vieler Artigkeit.

Julie nahm die Nachricht nicht gleichgültig auf, auch ſollen die Herzogin und die

Marcheſe verſichert haben, daß ihnen dieſer Vorfall ſehr unangenehm ſey.

Man muthmaßte mancherlei. Einige glaubten, der Gemahl der Marcheſe habe die Thäter erkauft, andere meinten, der Graf habe ſich auf dieſe Art an ſeinem vermeinten Nebenbuler gerächt. Einige hatten den Herzog von Ferrara, und andere den Cäſar Borgia in Verdacht; und noch andere, glaubten, der Kardinal Farneſe habe ſeine Hand im Spiele gehabt. — Man hat nie etwas Gewiſſes darüber erfahren können.

Vierzehn Tage lag **Valerio** ohne Hoffnung darnieder. **Lukrezia** lies ihm baldige Beſſerung wünſchen und gieng mit ihrem Gemahl nach Ferrara. Die Marcheſe lies ſich einigemal nach ſeinem Befinden erkundigen, und ſchloß ſich wieder an den Graf Kaſtellnero. Der Kardinal Farneſe beſuchte ihn oft, und Hortenſia nahm ſich ſeiner Wartung ſehr an.

Endlich beſſerte er ſich, und als er wieder einige Zeit ſprechen durfte, beſuchte ihn die ſchöne **Julie** auch, welche jezt nebſt ihrem Bruder die Zügel der römiſchen Regierung, in den Händen hatte. — Die Ducheſſe von Valentinois war dem Kardinal Farneſe ſehr gewogen, und er ſoll nicht Urſache gehabt haben, über ihre Grauſamkeit zu ſeufzen. Ihr Gemahl Cäſar, hielt ſich ſchadlos.

Valerio wurde endlich wieder völlig hergeſtellt. — Gerührt von Hortenſiens Sorgfalt für ſein Leben, wünſchte er ihr auch ſein Glük zu verdanken zu haben, und bot ihr ſeine Hand an.

Hortenſia. Was ich gethan habe, Herr Ritter, habe ich nicht aus Eigennuz gethan. Eure Hand kann ich nicht annehmen, weil ſie meiner Kouſine gehört, welcher ich dieſelbe nicht rauben werde.

Valerio. Wie? Hortenſia!

Hortenſia. Meine Freundſchaft iſt nicht eigennüzig! — Wir wollen jezt aufrichtig mit einander ſprechen. — Glaubt Ihr nicht, daß Julie einen jungen Liebhaber, einem alten vorzieht?

Valerio. Pracht, Anſehen, Geld, blendet —

Hortenſia. Ihren Bruder vielleicht mehr, als ſie ſelbſt.

Valerio. Und der ſüſſe Gedanke, ſich auf gewiſſe Art, als Herrſcherin eines Reiches zu wiſſen —

Hortenſia. Chimären! — Ich habe Euch in Ihrem Namen einen Antrag zu thun.

Valerio. Mir?

Hortenſia. Euch!

Valerio. Warum thut ſie mir denſelben nicht ſelbſt?

Hortenſia. Weil ſie ſich nicht der Gefahr ausſezen mag, von Euch ſelbſt eine abſchlägliche Antwort zu erhalten.

Valerio. Und dieſer Antrag?

Hortenſia. Sie merkt ihres Bruders erniedrigende Abſichten, immer deutlicher —

Valerio. Wirklich?

Hortenſia. Sie befürchtet, und wohl nicht mit Unrecht, Cäſar möge auf eine Art von gleicher Freiheit dringen, wie ihr Bruder bei ſeiner Gemahlin erhält —

Valerio. Iſt möglich!

Hortenſia. Dies alles, und noch mehreres zu vermeiden, iſt ſie entſchloſſen — Eure Hand, auf Verſchwiegenheit!

Valerio. Ihr habt nichts zu befürchten.

Hortenſia. Sie iſt entſchloſſen, mit mir und meiner Mutter, nach Venedig zu fliehen — und wollt Ihr uns dahin begleiten, oder uns folgen, ſo wird Julie — Euch dort —

Valerio. Ihre Hand reichen?

Hortenſia. Wenn Ihr ſie noch des Empfangs der Eurigen, würdig achtet. — Uebermorgen in aller Frühe, reiſen wir. — Lebt wohl!

Die Reiſe gieng vor ſich. — **Valerio** ſoll, wie man ſagt, ungeachtet er ſich vorgenommen hatte, es nicht zu thun, Julien doch nachgefolgt ſeyn. Der Papſt ſoll ſeinen Zorn an dem Kardinal Korneto, und dieſer ſich mit Gifte an Sr. Heiligkeit gerächt haben, wenn die Geſchichtſchreiber nicht fabeln.

Ob **Julie** im Beſitze ihres **Valerio,** aufgehört hat, fremde Huldigungen anzunehmen? iſt eine Frage, welche theils verneint, theils bejaht wird, und wir können ſo geraume Zeit darnach, nicht einen Schleier heben, den man ſchon damals nicht heben wollte und konnte.

Skizzen
aus den
Leben galanter Damen.

4869

Ein Beitrag
zur Kenntniß
weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen,
und Kunſtgriffe der vorigen Jahrhunderte.

Principium dulce eſt, at finis amarus,
Laeta venire Venus, triſtis abire ſolet.
OWEN.

Dritte Sammlung.

Biblioth.
Universitatis
Lipsiensis
18

Regensburg,
in der Montagiſchen Buchhandlung
1791.

4

Vorrede.

Wenn dieſe dritte Sammlung von den Leſern eben ſo gütig aufgenommen wird, als die beiden erſtern Sammlungen dieſer Skitzen ꝛc. aufgenommen worden ſind, ſo wären meine Wünſche erfüllt, und ich werde mich beſtreben, mich des geſchenkten Beifalls immer würdiger zu machen.

Die Damen, welche in gegenwärtiger Sammlung auftreten, ſind, zwei ausgenommen, alle Franzöſinnen. Ich glaube nun die merkwürdigſten galanten Schönen Frankreichs, die öffentliche, bemerkte, in das Staatsintereſſe verflochtene Rollen ſpielten, (ihre Schweſtern im XVII. und XVIII. Jahrhundert ausgenommen,) mehrentheils aufgeſtellt zu haben, und werde in Zukunft in ſüdlichern und nordiſchen Reichen Damen dieſes Schlags aufſuchen, mit ihren Begebenheiten die Leſer zu unterhalten.

Daß ich den Liebeshändeln der Margaretha von Valois ein Plätzchen in dieſer Sammlung vergönnte, geſchah wegen des Bezugs ihrer Geſchichte auf die Fata der beiden vorhergehenden Damen und ihres Gemals; ſonſt würde ich es nicht gethan haben.

Was ich erſt ſonſt noch in dieſer Vorrede ſagen wollte, habe ich, um dieſelbe nicht zu verlängern, vielleicht mit mehr Schicklichkeit und weniger Gefahr, es ungeleſen zu wißen, in einen dieſem Bande beigefügten Anhang gebracht.

Da ich nun meinen Leſern weiter hier nichts zu ſagen weis, empfehle ich mein

Werkchen ihrer gütigen Nachſicht, und wünſche, etwas zu ihrer Unterhaltung beigetragen zu haben.

Geſchrieben in W—r, am 16. Sept. 1790.

Namen Verzeichniß
der Damen
aus deren Leben in dieſer dritten Sammlung, Skitzen geliefert worden ſind.

Seite

I. Iſabella von Frankreich . . 1

(Gemalin König Eduard II. in England, lebte im XIV. Jahrhundert.)

II. Waldrade . . . 61

(lebte im IX. Jahrhundert in Lothringen, unter König Lothar, deſſen Gemalin ſie endlich wurde.)

III. Richilde . . . 103

(lebte im IX. Jahrhundert in Frankreich, unter K. Karl dem Kahlen, deßen Gemalin ſie nachher wurde.)

IV. Almafrede . . . 115

(lebte im X. Jahrhundert in Frankreich, unter König Robert.)

V. Gabriele von Eſtrées . . 153

(lebte unter König Heinrich IV. in Frankreich, im XVI. Jahrhundert.)

VI. Ma-

Seite

VI. Maria von Entragues . 193
(lebte zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts, unter König Heinrich IV. in Frankreich.)

VII. Margaretha von Valois . 215
(Königin von Frankreich und Navarra, Gemalin König Heinrichs IV. im XVI. Jahrhundert.)

VIII. Kamilla Kafarelli . 239
(lebte zu Florenz im XV. Jahrhundert.)

IX. Sigiſmunde von Salerno . 287
(lebte zu Anfang des XII. Jahrhunderts zu Salerno.)

Anhang. . . . 309

Inhalt.

Seite

I. Iſabella von Frankreich. . . 1
(Gemalin König Eduard II. in England, lebte im XIV. Jahrhundert.)

II. Waldrade. 61
(lebte im IX. Jahrhundert in Lothringen, unter König Lothar, deſſen Gemalin ſie endlich wurde.)

III. Richilde. 103
(lebte im IX. Jahrhundert in Frankreich, unter K. Karl dem Kahlen, deſſen Gemalin ſie nachher wurde.

IV. Almafrede. 115
(lebte im X. Jahrhundert in Frankreich, unter König Robert.)

V. Gabriele von Eſtrées. . . 153
(lebte unter König Heinrich IV. in Frankreich, im XVI. Jahrhundert.)

Seite

VI. Maria von Entragues. . . 193

(lebte zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts, unter König Heinrich IV. in Frankreich.)

VII. Margaretha von Valois. . 215

(Königin von Frankreich und Navarra, Gemalin König Heinrichs IV. im XVI. Jahrhundert.)

VIII. Kamilla Kafarelli. . . 239

(lebte zu Florenz im XV. Jahrhundert.)

IX. Sigismunde von Salerno. . 287

(lebte zu Anfang des XII. Jahrhunderts zu Salerno.)

Anhang. 309

I. Iſa-

I.

Iſabella von Frankreich.

Die Jahrhunderte, welche die berühmteſten Perſonen von beiderlei Geſchlecht hervorbrachten, deren Begebenheiten wir noch oft mit Entzücken, oft mit Erſtaunen, aber auch oft mit innerlichen Unwillen leſen, waren immer die, in welchen Gewohnheiten und Vorurtheile den menſchlichen Leidenſchaften die größte Gewalt einräumten. Menſchen erheben ſich nicht zu wunderbaren Dingen, wenn ihr Herz in kalter Mäſſigung ſchlägt. Sie bedürfen des mächtigen Triebes einer unruhigen Lebhaftigkeit, die ihr Weſen erhebt, und ſie auf dieſe oder jene Art, dem Zirkel gewöhnlicher Menſchen entrückt. Der Nutzen, den man ſich aus ſolchen Begebenheiten ziehen ſollte, wird aber freilich unſeligerweiſe nur allzuoft vermißt. Die große Kunſt iſt, alles zum Guten anwenden zu wißen. So haben ſich große Männer gebildet, und auf die entgegengeſetzte Art, bildeten ſich ausgezeichnete Laſterhafte.

Eduard II. König in England, war drei und zwanzig Jahr alt, als er den Thron beſtieg. *) Sein Volk war, voll von Ehrfurcht für ſeinen großen Vater, ſehr zum Vortheil des Sohnes eingenommen. Aber ſeine unſtäte, ſchwankende Gemütsart ſchickte ſich nicht zu dem damaligen unruhigen Zeitalter. Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit, gemildert durch Vorſicht und Mäßigung, ſind, und waren es **damals** beſonders, nothwendige Gaben für den, der das Ruder eines Reichs führen ſoll; und dieſe beſas **Eduard** nicht.

Die Natur war verſchwenderiſch mit äuſſerlichen Gaben gegen ihn geweſen, aber ſein Inneres war leer von großen Gefühlen. Er hatte einen von jenen ungewißen Karaktern, die in der bürgerlichen Geſellſchaft faſt eben ſo gefährlich als laſterhafte Neigungen ſind, bei einem Könige aber, noch betrübtere

---

*) Im Jahr 1307.

Folgen nach ſich ziehen. Eigener Vortheil, Ruhmliebe, Furcht für Verachtung, unterdrücken oft den Ausbruch der Laſter eines Prinzen, aber alle dieſe Hülfsmittel werden vergebens bei einem Fürſten angewendet, deſſen Hauptzug ſeines Karakters, **Schwäche** iſt. Er iſt dann immer bereit den Leidenſchaften anderer, die ihn beherrſchen, Opfer zu zollen, und macht dadurch ſie nicht ſelten zu ſeinen eigenen Leidenſchaften.

Eduards Karakter ſtürzte ihn ſeinen Günſtlingen in die Hände, denen er ſich blindlings ergab, deren Willen und Würken er ſich ohne Rückſicht überlies, an die er Reichthümer und Ehrenſtellen ausſchweifend verſchwendete.

Der vornehmſte dieſer Günſtlinge, war **Piers Gavaſton** *) der Sohn eines gaskoniſchen

---

*) Ich bin in Angebung dieſes Namens einem engliſchen Schriftſteller gefolgt. Einige Franzoſen, ſchreiben ſeinen Namen Gaveſton.

koniſchen Ritters von einigen Anſehen, der dem vorigen Könige mit Ehre gedient und zur Belohnung ſeiner Dienſte, ſeines Sohnes Verſorgung unter dem Hofſtaate des Prinzen von Wallis, erhielt.

Er nahm den Prinzen völlig ein, ſchickte ſich in ſeine Launen, regulirte ſeine Luſtparthieen ganz nach ſeinem Geſchmack, und bemeiſterte ſich ſeines Zutrauens und ſeiner Gunſt, auf die uneingeſchränkteſte Art.

Gavaſton war ſchön, einnehmend gebildet, war höflich, ungezwungen, galant, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, und ſeines Witzes wegen berühmt. War's ein Wunder, wenn **Eduard** ſein Herz dieſem Manne als einem Freunde ergab?

Sein Vater **Eduard** I. der weiter ſah, als ſein Sohn, beſorgte ſchlimme Folgen dieſer Verbindung, verwies **Gavaſton** aus dem Reiche, und nöthigte auf dem Todbette ſeinem Sohne das Verſprechen ab, ihn nie-

mal

mals zurückzurufen. — Aber was ſind Verſprechungen einem ſchwachen Herzen? Seifenblaſen, die mit veränderter Luft zerplatzen. Kann ein ſolches Herz ſich ſeiner Neigungen nur auf **Einen** Augenblick verſichern? Schwache Seelen laßen ſich von jeder nur etwas ſtarken Leidenſchaft ohne Widerſtand hinreißen, und die ſchnelle Bewegung, welche andere belebt, wirft ein Herz ohne Beſtändigkeit ſogleich darnieder. — **Eduard** war König, war ſein eigener Herr, vergaß ſeine feierliche Zuſage und rufte ſeinen Günſtling zurück.

Seine Ungedult, der Welt ſeine Achtung für ihn zu zeigen, war ſo groß, daß er ihn noch vor ſeiner Ankunft am Hofe, zum Grafen von Kornwall ernannte. Bald darauf ertheilte er ihm unermeßliche Güter und vermälte ihn mit ſeiner eigenen Nichte.

Aber dadurch machte er ihn nicht beſſer, nicht würdiger, noch beliebter.

Je mehr er ſeinen Abgott ſchmückte,
je mehr er demſelben Opfer brachte, je ver
ächtlicher, je verhaßter machte er ihn, un
warf mit unbedachtſamer Hand den Kein
gleicher Geſinnungen gegen ſich ſelbſt, in di
Herzen der Großen ſeines Reichs, die de
Stolz ſeines Lieblings nicht dulten und ſein
eigene Herabſetzung mit gleichgiltigen Auge
anſehen wollten. Er weckte den ſchlummern
den Unmut ſeiner Barone, ſtürzte ſich i
Streitigkeiten, die ihn während ſeiner gan
zen Regierung beunruhigten, und ihm zule
ein trauriges Ende gewährten.

Eduard hatte nicht Mut und Ent
ſchloſſenheit genug durch Ueberwindung eine
blinden Zuneigung das Gewitter zu zerſtreuen
das ſich über ſeinem Haupte zuſammen zog
machte ſich Hofnung durch fremde Hülfe ſe
nen Baronen Trotz zu bieten, und ſuch
die ſchon von ſeinem Vater projektirte Ve
mälung mit Iſabella, der Tochter Köni
Philipp des Schönen, in Frankreich, dur

zu ſetzen. Deshalb gieng er nach Frankreich.

Seine Bemühungen ſchmeichelten der jungen Prinzeſſin. Sie war von ſeiner Figur eben ſo ſehr als von der Vorſtellung, den Beſitz ſeines Thrones mit ihm zu theilen, eingenommen. Eine **Krone** war ein Reitz für ihr ehrgeitziges Herz, für deren Beſitz, ſie auch ihre Hand einem völlig häßlichen Manne würde gereicht haben, wär er nur **König** geweſen. Und in der Verbindung mit **Eduard**, glaubte ſie ein Bündniß zu knüpfen, welches ihr Herz und ihren Stolz befriedigen würde. Alle ihre Wünſche ſchienen mit dieſer Vermälung erfüllt zu ſeyn, und gewiß, ſie verdiente damals ein Glück, deßen Schatten ſie kaum erhaſchte.

In Iſabellens Perſon vereinigten ſich viele groſe und ſchöne Eigenſchaften. Sie war ſo ſchön, daß keine Schönheit der damaligen Zeit eine Vergleichung mit der ihrigen aushielt; ihre Seele war groß, ihr

Verſtand war erleuchtet, und mit einem unbeſchreiblichen Mute bekämpfte ſie alle Widerwärtigkeiten, die ſich ihr entgegen drängten. Fähig die größten Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen, konnte keine Schwierigkeit, keine Gefahr ſie beſtimmen dieſelben aufzugeben. Sie liebte oder haßte grenzenlos, und kannte keine Mittelſtraße. Ein Fehler, der Perſonen von erhabenem Geiſte gewöhnlich eigen iſt, und es ſcheint gleichſam, als habe die Natur ſie mit dieſen beiden Klippen umſchanzt, um dem Stolze die Wage zu halten, den ihnen ſonſt ihre an ſie verſchwendeten Gaben einflößen könnten.

Blos in nicht vorhergeſehenen Unfällen und auſſerordentlichen Begebenheiten brachen Liebe und Haß mit Heftigkeit bei Iſabellen aus, und dann kannte ſie keine Grenzen. — Aber damals, als **Eduard** um ſie freite, kannte man ſie nur noch als ein Weib, ganz ohne auffallende Fehler.

Sie reichte **Eduard** ihre Hand und dieſer führte ſie in ſein Reich, wo ſeine Unterthanen Glück und Heil ihrer ſchönen, jungen Königin entgegen jauchzten. Man bewunderte ihre Schönheit, ihr königliches Anſehen, und wurde von der Güte ihres Herzens entzückt. Man ſchmeichelte ſich mit der goldenen Hofnung, der Beſitz einer ſo vollkommenen Prinzeſſin werde alle Günſtlinge aus Eduards Herzen verdrängen, aber man irrte ſich eben ſo ſehr, als man es wünſchte.

Der Hof hatte Perſonen von groſſen Verdienſten. Der Graf **Marſchall**, ein Bruder des Königs, ſtund ſeiner Geburt, und ſeiner bewährten Rechtſchaffenheit und Redlichkeit wegen, oben an. Sein Sinn war wild, ſeine Tugend ſtrenge, niemand verſagte ihm ſeine Hochachtung.

Edmund, Graf von Kent, ſein und des Königs Bruder, glänzte wie er durch ſeine Rechtſchaffenheit, und ſeine Leutſeligkeit machte ihn allbeliebt.

Nach ihnen hatte der **Graf von Lankaſter**, ein Enkel König Heinrichs III. ſeinen verdienten Platz. Er war etwas ſtrenge, auch gegen ſich ſelbſt, er war ſtandhaft, edel und gerecht. Aber aus der Strenge ſeiner Tugenden, entſprangen ſeine Fehler. Er war mit der Tochter des **Grafen von Linkoln** verheuratet, der ein eifriger Parlementsanhänger, wie er ſelbſt, war.

Mortimer der Oheim, und ſein Brudersſohn **Roger Mortimer**, beide mächtige Freiherrn, glänzten auch an dem Hofe; der erſtere, durch ſeine Thaten und Verdienſte, der andere, gefiel durch ſeine verführeriſchen Annehmlichkeiten, durch ſeine Kenntniſſe, Munterkeit, Redlichkeit und Güte des Herzens. Er würde glücklich geweſen ſeyn, hätte ſein Herz den Eindrücken der Liebe wiederſtehen können.

An dieſen Hof kam **Iſabella**. Alles was eine Königin umgiebt, iſt in einen verführeriſchen Schimmer gehüllt. Die Königin bemühte ſich die Leute kennen zu lernen, die ſie umgaben. — **Gavaſton**, ſchien ihrer Verachtung würdig zu ſeyn, und wurde das Ziel ihres Haſſes. Die Brüder des Königs wurden mit Hochachtung und Wohlwollen von ihr verehrt. Der **Graf Lankaſter** gewann ihr Vertrauen, und den gröſten Eindruck auf ihr Herz machte der junge **Roger Mortimer**; aber lange blieb ihr der Grund des Eindrucks verborgen und ſie glaubte eigentlich, nur Wohlwollen für ihn zu empfinden, da es im Grunde doch weit mehr war, was ſie für ihn empfand. Vielleicht wär es auch dabei geblieben, wenn nicht des Königs ſchlechtes Verfahren, dieſe Empfindungen noch gefährlicher gemacht hätte, als ſie ſchon an und vor ſich ſelbſt ſind, wenn ſie einen Mann zum Gegenſtande haben, wie **Mortimer** einer war.

Dieſer fühlte bei Iſabellens Anblick die Macht der Liebe, doch glaubte er, dies wären Empfindungen, die er der Königin als ſeiner Souverainin ſchuldig ſey. Er fand zwar einen großen Grad von Lebhaftigkeit darinne, aber ſelbſt dieſer ſchien ihm nur ein Mitleiden zu ſeyn, welches ihm das Schickſal der Prinzeſſin abgewönn, da er ſah, daß ſie mit einem Gemal von Eduards Karakter, unmöglich glüklich ſeyn konnte. Er würde erſchrocken ſeyn, hätte er die Lage gekannt in der er ſich befand. — Aber das iſt die trügeriſche Maske der Leidenſchaften! ſie nimmt jederzeit die Geſtalt an, die der Vernunft weniger fremd iſt, und das iſt die, die ſie vorzüglich billigen muß.

Iſabellens Kummer gewann täglich neue Kräfte, dazu gab **Eduard** Gelegenheit. Seine Aufführung vermehrte den Haß, den man gegen **Gavaſton** hatte: ihm ſchrieb man die Thränen zu, die einer verehrten Königin entpreßt wurden. Man ſchrieb ihm Eduards Behandlung ſeiner Gemalin als eine Aufopferung um ſeinetwillen zu, deßen Unverſchämtheit die Schwachheit eines Königs ſo ſehr benuzte, den er vor den Augen der Welt in ſeiner ganzen Blöße zeigte.

Der Unwille der Großen des Reichs, nahm zu: ſie entſchloſſen ſich die Verachtung zu rächen, die ihnen der verachtungswürdige Günſtling des Königs anthat. Man ſah die Unordnungen in welche er Staat und König verwickelte. Der **Graf von Lankaſter** trat an die Spitze der Parthei gegen **Gavaſton**. Das Volk reichte eine Bittſchrift bei dem Könige ein, in welcher es bat, daß das Parlament bevollmächtigt werden möchte, einige Herren zu ernennen, die fähig wären, die Ordnung im Königlichen Hauſe wieder herzuſtellen.

Der König nahm allen ſeinen Stolz zuſammen und widerſetzte ſich dieſem Anſuchen, um in der Folge mit mehrerer Schande nachgeben zu müßen.

Man machte darauf die bekannte Verordnung, durch welche dem König unterſagt wurde, mit ſeinen Einkünften nach eigenem Belieben zu ſchalten, die zu Schuldenzahlungen angewendet werden ſollten, und gebot ihm: von ſeinem eigenen, und nicht vom Vermögen anderer, zu leben.

So geſchah es, daß ein ſchwacher König ſeinen Nachfolgern ein Recht entzog, das er gemißbraucht hatte, um es nie gebrauchen zu dürfen.

Iſabella zitterte als ſie die Behandlung ihres Gemals, ſeiner Macht und ſeines Anſehens, erfuhr. Sie war in Frankreich, bei einem Volke geboren, das damals ſeinen König noch nicht ſo, wie zu unſern Zeiten, zu behandeln gewohnt war, und der Streich traf ſie doppelt ſchwer. Sie machte ihrem Gemal ſelbſt die bitterſten Vorwürfe; er lächelte, und kannte nichts, als die Gefahr, ſeinen Liebling zu verlieren. Die Verordnung fiel ſeinem Idol beſchwerlicher, als ihm; aber da man, wie er anfangs fürchtete, deſſen Verbannung nicht verlangte, ſo war er ruhig, träumte keine Gefahr, keinen Verluſt, und war mit allen zufrieden, was er nicht ändern zu können glaubte.

"O! jammerte **Iſabella** — es iſt ungleich härter, einen verächtlichen, als einen undankbaren Menſchen zu lieben. In dieſem Falle klagt man nur das Verhängniß an, in dem erſtern muß man die Schande mit dem Gegenſtande ſeiner Zuneigung theilen, — muß man ſich ſelbſt mit demſelben, verabſcheuen!"

Die Königin, um alles zu verſuchen, lies **Gavaſton** um eine Unterredung erſuchen.

Er kam — ſah die Königin ſich ihm mit bekümmerter Miene nähern, — aber der Traum einer kühnen Hofnung, der Traum, daß die Monarchin vielleicht ihm etwas ſehr Angenehmes zu ſagen habe, verlies ihn nicht. Sein Auge ſuchte nur das **Weib**, und er fand die **Königin**.

In einer Art von Betäubung, warf er ſich vor ihr nieder.

Gavaſton. Meine Königin —

Iſabella. Steht auf! — Ich lies Euch nicht rufen, um Euch Begnadigungen zu ertheilen, — brauchte dieſe auch wohl des Königs Günſtling? —

Gavaſton. Eure Gnade würde mich —

Iſabella. Ich lies Euch rufen, mir etwas von Euch auszubitten.

Gavaſton. Von mir? was iſt es? — mein Blut, mein Leben —

Iſabella. Nichts von dieſen allen. Auch fordere ich nicht das Herz meines Gemals, das mir gehört, von Euch zurück. Zwar habt Ihr mir ein großes Gut entriſſen, wenigſtens habt ihr mir den Weg zu demſelben erſchwert — aber ich fordere es nicht von Euch zurück. Genießt ſeine Freundſchaft ſelbſt zum Nachtheil der, die er mir ſchuldig iſt: gebraucht die Gewalt die Ihr über ſein Herz habt, ſelbſt zum Unglück eines unglücklichen Weibes, die ich bin, — ich will meine Leiden verbergen und mit meinem Schickſal zufrieden zu ſeyn ſcheinen; — gebt aber, zur Belohnung meiner Aufopferung, England ſeinen König wieder. Verdient die Liebe, die Euer Herr für Euch hat, und laßt ihn auf ſeine Sicherheit, auf die Erhaltung ſeiner Ehre bedacht ſeyn. — Es ſind nur wenig Augenblicke noch übrig dem Untergange zu entgehen. **Gavaſton!** ich bitte Euch, rettet den König.

Er ſchwieg und warf ſich ſchweigend wieder vor ihr nieder.

Iſabella. Redet! — Habt Ihr Muth Euch zugleich zu retten, indem Ihr den König rettet? Könnt Ihr unempfindlich bei den Thränen einer Unglücklichen bleiben, die ſich Englands Königin ſchelten laſſen muß?

Gavaſton. O meine Königin! wie wenig kennt Ihr mein Herz! wie könnt Ihr den Verdacht gegen daßelbe hegen, es verlange Euer Unglück? —

Iſabella. Gavaſton!

Gavaſton. Ich muß Euch ein Geſtändniß thun, — das, was es auch koſten mag, mich wenigſtens entſchuldigen wird. — Ich ſuchte nicht des Königs Herz von Euch abwendig zu machen, ich wollte es nicht ſo wohl allein beſitzen, als — mich Euch unentbehrlich machen. Konnte ich wohl vorher ſehen, daß Ihr die Gleichgiltigkeit deſſelben, vor ein ſo großes Unglück halten würdet? — Das blinde Glück warf Eduard eine Krone zu, und was noch mehr iſt, es machte ihn zu Euerm Gemal, urtheilt ſelbſt, ob er es verdient.

Iſabella. Gavaſton!

Gavaſton. Eure Reitze verdienen die Huldigung der ganzen Welt, aber die Seele Eures Gemals, hat für dieſelben kein Gefühl. Legte ich ihm Feſſeln an, ſo geſchah es für Euch —

Iſabella. Für mich?

Gavaſton. Was Ihr auch fordert, ich bin bereit es auf Euern Wink zu unternehmen. Für Euch will ich leben und ſterben. — Würde Euch das jeder Günſtling des Königs ſagen? — Eduard iſt da, um ſich regieren zu laßen, aber nicht jeder, der dieſe Gewalt beſitzen könnte, würde ſie Euch ſo willig aufopfern, wie ich.

Iſabella. Wißt Ihr, was Ihr ſagt?

Gavaſton. Ich ſagte es ſonſt nicht. — Ergreift das Ruder der Regierung, das den Händen Eures ſchwachen Gemals entſinkt. Wollt Ihr mich würdigen, mir Euer Vorhaben anzuvertrauen, wollt Ihr gemeinſchaftlich mit mir zu Werke gehen, ſo werdet Ihr alles können, was Ihr wollt.

Iſabella. Was ſagt Ihr?

Gavaſton. Daß Ihr unumſchränkt über England herrſchen werdet —

Iſabella. Ich?

Gavaſton. Und noch mehr, über das Herz, das ich Euch zu Füſſen lege.

Iſabella. Gavaſton!

Gavaſton. Verzeiht mir dieſes Geſtändniß, das die gegenwärtigen Umſtände mir entlocken. Meine Ehrfurcht iſt ſo ſtark, wie meine Liebe für Euch, beide erlauben mir nicht einen einzigen Gedanken zu hegen, der Euern Ruhm beleidigen könnte. Erkennt die Stärke meiner Empfindungen, und rechnet gleich unumſchränkt auf meine Erkenntlichkeit, wie auf meinen Dienſteifer. Ich werde —

Iſabella. Redet nicht weiter, Verwegener! geht mir aus den Augen!

Gavaſton. Lernet mich ganz kennen.

Iſabella. Ich kenne Euch!

Gavaſton. Hier iſt mein leztes Geſtändniß —

Iſabella. Ich verlange nichts mehr von Euch zu hören!

Gava:

Gavaſton. So hört wenigſtens mein Bekenntniß. Eure Schönheit war meine Tirannin, gebot mir, Euch zu lieben. — Eure Bitten, Eure Thränen, rührten mich —,

Iſabella. Verlaßt mich, oder fürchtet meinen Zorn und meine Rache!

Gavaſton. Ihr droht mir?

Iſabella. Geht!

Gavaſton. Ich verlache Eure Drohungen —

Iſabella. Wie? — was ſprecht Ihr Verwegener?

Gavaſton. Was Ihr hörtet. — Wollt Ihr nicht, daß ich Euch liebe, wollt Ihr meiner Liebe Stolz und Verachtung entgegen ſetzen, ſo zittert vor meiner Rache! — Ungewiß wegen dem Erfolg dieſes geheimen Beſuchs, habe ich dem Könige geſagt, daß Ihr ihn von mir begehrt habt. Ich kann ihm ſagen was ich will, und er wird mir glauben, was ich auch vor eine Urſache deſſelben angeben mag. — Mit einem Worte: Ihr müßt jetzt wählen. Entweder ich habe das Glück Euch zugefallen, oder Ihr ſetzt Euch meiner Verfolgung aus. Ungeſtraft habt Ihr mir das Geheimniß meines Herzens nicht entlockt. — Ich werde entweder Euer Liebhaber, oder Euer unverſöhnlicher Feind ſeyn. Entſchließt Euch, — wählt — Hoft aber nicht durch Verſtellung mich betrügen zu können. Ich muß **entſcheidende Beweiſe** haben.

Die Königin ſank auf einen Stuhl und zog die Schelle. — **Gavaſton** verlies eilig das Zimmer, als er den **Grafen von Lankaſter** aus einem Kabinet ſtürzen ſah, der, ohne daß es ſelbſt die Königin wußte, Zeuge des ganzen Auftritts geweſen war und ſich Gavaſtons bemächtigen wollte.

Gavaſton eilte mit dem Zeichen der größten Beſtürzung zum König, und ſagte, die Königin habe ihn, in Einverſtändniß mit dem **Grafen von Lankaſter**, ermorden wollen, blos um dem Könige beizukommen, und den Ausbruch einer Verſchwörung zu befördern, die dieſe Nacht habe ausbrechen ſollen.

Eduard, der alles befürchtete, weil er eigentlich nicht wußte, was er zu befürchten hatte, gerieth in Beſtürzung und wollte ſchon die Flucht ergreiffen, als ihm **Gavaſton** ins Ohr raunte, es ſey genug, jetzt nicht aus dem Pallaſte zu gehen, und jedermann, wer es auch ſey, ſelbſt der Königin, den Zutritt zu ſich zu verſagen.

In dieſer Kriſis geſchah es denn, daß die Großen des Reichs die oben berührte Verordnung gegen den König machten.

Der **Graf von Lankaſter** überredete ſich, daß ein König, der der Wahrheit den Zutritt zu ſeinem Throne verſage, nicht auf demſelben zu ſitzen verdiene, und ſah in **Eduard** nicht mehr ſeinen **König**, ſondern Gavaſtens Leibeigenen. Mit dieſen Gedanken trat er an die Spitze der Mißvergnügten des Reichs.

Die Königin erhielt auf des Königs, oder vielmehr auf Gavaſtons Befehl, eine Wache, und das Verbot, ihre Zimmer zu verlaßen. Kaum hatte ſie ſo viel Zeit übrig den **Graf von Lankaſter** wißen zu laßen, was geſchah, und ihn zu bitten, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn.

Gavaſton merkte, daß er das Opfer werden würde, welches die Mißvergnügten fordern würden, er ſah kein Mittel vor ſich, ſich zu retten, als die Flucht zu ergreifen, aber er wußte den König in ſein Intereſſe zu ziehen, beſchuldigte die Königin eines Liebeshandels mit dem **Grafen von Lankaſter**, und beide, der Geſinnung, ihn dethroniſiren zu wollen. Er überredete ihn, **London** ſey kein ſicherer Ort des Aufenthalts mehr für ihn, und der König folgte ſeinem Lieblinge nach **York**, wohin die Königin von Wache geführt, folgen mußte.

Iſa=

Iſabella wurde übel behandelt, man nahm ihr ihre weibliche Bedienung, ſie mußte ſtarke Tagereiſen machen und kam krank zu **York** an.

Gavaſtons grosmüthige Gemalin beſuchte in Offizierkleidern die Königin, und ſuchte ſie zu tröſten. **Iſabella** klagte ihr alle ihre Leiden und ſchüttete ihren Kummer in den Buſen einer edlen Seele. Sie war verſichert, daß das Gerücht von ihrer Gefangenſchaft zu den Ohren ihres Vaters dringen werde; ſie befürchtete, ein gerechter Unwille möchte ihn nöthigen die Waffen gegen Eduard zu ergreifen; ſie eilte ihn zu entſchuldigen, und ſchob alle Schuld auf **Gavaſton**, den ſie doch nur blos zu verbannen bat.

Unterdeßen rückten die Verbündeten gegen **York**, wo **Gavaſton** den König mit Luſtparthieen unterhielt, um ihn vielleicht über die Gefahr, in der er ſich befand, nicht nachdenken zu laſſen.

Als er Nachricht von dem Anzuge der Armee gegen **York** bekam, zog er den König nach **Newkaſtel**; aber auch hier hielt er ſich nicht ſicher, und gieng mit ihm nach **Skarborough**. Hier opferte der Niederträchtige ſeine Gemalin, die er mit der Gegenparthei im Einverſtändniß glaubte, ſeiner Wut auf, und durchbohrte ihr tugendhaftes Herz mit vielen Dolchſtichen.

Die Armee rückte weiter vor. **Gavaſton** überredete den König, ſich in die Grafſchaft **Warwick** zu begeben, und dort eine Armee gegen ſeine Feinde zu ſammeln. Das that der König, und empfahl ſeinen Liebling dem Kommandanten von **Skarborough** auf das nachdrücklichſte.

Iſabella war, von Gavaſtons Anhängern bewacht, krank in **York** zurückgeblieben. Sie würde vielleicht dort umgekommen ſeyn, hätte ihr die Liebe nicht einen Erretter geſendet.

Der junge **Mortimer** eilte, auf die Nachricht von der Gefahr in der ſich die Königin befand, aus Irrland nach York. — Die Armee hatte ſich genähert. Gavaſtons Anhänger flohen, und **Mortimer** fand keine Schwierigkeiten ſich der Königin zu nähern, ihr ſeine Dienſte anzubieten.

Iſabella, die kaum auſſer Gefahr, noch ſchwach war, aber anfieng ſich zu erholen, war über die Gegenwart eines Mannes erfreut, deſſen Anblick ihre Gefühle alle wieder für ihn erneuerte.

Er wurde von ihr gebeten, ſie zu ihrem Gemal zu führen, und er übernahm ihre Begleitung nach Warwick mit einer Sorgfalt und Ergebenheit, die der Königin ihn unendlich werth machte.

Der **Graf Pembrock** belagerte **Skarborough**. Der Kommandant kapitulirte und **Gavaſton** lieferte ſich in die Hände des Grafen unter den Bedingungen, daß es ihm erlaubt ſey, den König zu ſprechen, und daß bloß die Mitglieder des Ober-Parlaments ſeine Richter ſeyn ſollten. Es wurde bewilligt, und die Thore des Schloſſes wurden geöfnet.

Gaveſton wurde zu einer Unterredung mit dem König, auf das Schloß **Wallingford** gebracht, wohin **Eduard** kommen wollte. Aber der **Graf Warwick** nahm das Schloß **Deddington** weg, und führte **Gaveſton** nach **Warwick**.

Iſabella kam in Mortimers angenehmen Geleite zu dem König. Sie hatte ſich dem Dienſteifer ihres Begleiters ganz überlaßen, weil ſie nicht wußte, welche Empfindungen ſeine Seele beſtürmten, und weil die Ehrfurcht ihm gebietend den Mund verſchloß, ein Geheimniß in ein Herz zu legen, wo es gewiß recht gut gelegen hätte, und wohl aufgehoben geweſen wär.

Mortimer nahte ſich dem König mit kühner Stimme, und bemühte ſich, ihm die Augen über **Gaveſtons** Betragen zu öfnen.

Er ſagte ihm, was die Königin ſelbſt für ihn bei **Philipp** und **Lankaſter** gethan habe, und überzeugte ihn von der Unſchuld einer Dame, für die er mit einem Eifer ſprach, der mehr als bloſes Mitleid, mehr als Theilnahme allein verrieth.

Es war der Königin daran gelegen, **Gavaſton** jetzt zu erhalten, damit er in ihrer Gegenwart ſein falſches Vorgeben widerrufen könne, und ſie bat den König, **Mortimer** deshalb nach **Warwick** zu ſenden.

Der König willigte ein, und **Mortimer** reiſte ab, entflammt von der Begierde einer Königin zu dienen, der er, wie er nicht wußte, ſo werth war, einer Dame Unſchuld zu retten, die er, ohne daß er ſich's ſelbſt geſtund, mehr als ſein eigenes Leben liebte.

Aber **Mortimer** kam zu ſpät. Sein Todfeind der Graf **Warwick**, hatte **Gavaſton** bereits den Prozeß machen und ihn hinrichten laßen.

Der König, als er die Nachricht von ſeines Lieblings Tode erhielt, betrug ſich unſinnig. Die Königin behandelte ihn wie einen Kranken, deſſen Schwäche man ſchont. Sie klagte mit ihm, und entrüſtete ſich über Warwicks Verwegenheit. Dieſe Art der Tröſtung that ihre Wirkung. **Eduard** wurde nach und nach ruhiger, fieng an Iſabellen zu ſchätzen, und wurde zärtlicher gegen die, die auf den Beſitz ſeines Herzens jezt all ihre Wünſche einſchränkte.

Die Empörung legte ſich nach und nach durch Iſabellens Vorſichtigkeit, aber der König ſchien die Rache nicht aufzugeben, die er an Gavaſtons Richter und Mörder zu nehmen verſprochen hatte, und als nachher der Graf **Warwick** im Zweikampfe mit **Pembrock** fiel, der ſich wegen ſeines **Gavaſton** gegebenen Verſprechens kompromittirt ſah, verbreitete ſich das unwahre Gerücht, er ſey durch Gift, auf des Königs Befehl, geſtorben.

Indeßen gebahr Iſabella einen Prinzen, die Frucht der erneuerten Zärtlichkeit ihres Gemals, über deßen Geburt der König ſehr vergnügt war. Die Verbundenen wurden begnadigt und das Volk war über beide Vorfälle allgemein freudig.

Mortimer kam an den Hof, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen.

Er ſah des Königs Verhalten, der nicht blieb, was er war, gegen ſeine Gemalin. Dieſes ſetzte ihn in Beſtürzung. Da wurde er gewahr, was in ihm vorgieng, er erkannte die Gefahr in der er ſich befand, und entdeckte zitternd, daß Liebe der Grund ſeiner Empfindungen gegen die reitzende Königin war.

Sein erſter Gedanke war, zu entfliehen: aber bald fand er dieſes einzige Mittel, welches ſeine Tugend und Vernunft allein erhalten konnte, unerträglich. Er ſchmeichelte ſich ſtark genug zu ſeyn, weder Tugend noch Vernunft ſeiner Leidenſchaft aufopfern

opfern zu dürfen; und er kam in die Schlinge, in welche alle diejenigen taumeln, die ſich mit ihren Leidenſchaften in einen Vergleich einlaßen, der ſie über lang oder kurz, zum Schlachtopfer ihrer Nachgiebigkeit macht.

Mortimer fand jezt ſein ganzes Glück darinne, Iſabellen zu ſehen, ihrer Angelegenheiten ſich anzunehmen, und in der Stille ſie anzubeten. Er ergrif jede Gelegenheit, ſich ihres Vertrauens würdig zu machen. Ihr Umgang wurde vertrauter, er wurde gefährlich für zwei ſo ſchöne Menſchen, wie **Mortimer** und **Iſabella** waren.

Iſabella fühlte eine Art von Leere in ihrer Seele, die Verdruß erzeugte; ein unüberwindliches, ſehnendes Weſen machte, daß ſie ſich ſelbſt unerträglich und gefährlich wurde. Sie glaubte ein Gut zu mißen, in deßen Genuß ſie ſich befunden habe. — In dieſer gezwungenen, gefährlichen Stimmung ergreift man alles begierig, was zerſtreut oder aufmuntert. Dieſe Stille nach der heftigen Bewegung ſcheint eine Art von Schlafſucht zu ſeyn, die beſchwerlich wird, und aus der man ſich zu reißen ſucht, es koſte auch, was es wolle.

Des Königs ſchlechte Aufführung nahm zu, und er verlor das Herz ſeiner Gemalin nun gänzlich. Sie gieng von der Gleichgiltigkeit zur Verachtung über.

Mortimer liebte die Königin mit einem Gefühl, welches ihn nicht ohne Zittern an den betrübten Zuſtand denken lies, in den er ſie verſetzen würde, wenn er ſich ſo weit vergeſſen ſollte, ſich ſeinen Empfindungen ohne Rückſicht zu überlaßen. — Er ſuchte ſich dem Labirinthe zu entreißen. Sein Zuſtand war ſchrecklich. Er ſuchte zu entfliehen, er gieng — er reichte ſeine Hand einer Dame, die ſeine Familie zu ſeiner Gemalin beſtimmt hatte, ohne ihr doch je den Beſitz ſeines Herzens zu gewähren.

Die Nachricht von ſeiner Vermälung war ein Donnerſchlag für die Königin.

„Undankbarer! weißt du auch wie ſehr du mich gekränkt haſt!“ ſprach ſie, und überlies ſich dem Ausbruch des heftigſten Schmerzes.

Jezt fieng ſie an über ihre Leidenſchaften Ausflüchte zu ſuchen, entkräftete ihre Seele, und fühlte erſt, was ſie vorher noch nicht gefühlt zu haben glaubte, — daß es ihr unmöglich war, ohne Mortimers Liebe zu leben.

Der einmal an Einſchränkungen gewöhnte König, war jezt in den Schlingen eines jungen Mannes von edler Herkunft, **Hugo Deſpenſer** *) genannt, der Gavaſtons Stelle bei ihm erſetzte. Dieſer Günſtling war ſtolz, ſo raubſüchtig, wie ſein Vorgänger, und zog ſich den Haß der Barone zu.

---

*) Franzöſiſche Schriftſteller, ſchreiben blos Spencer; ich bin engliſchen Geſchichtſchreibern gefolgt.

Dieſe ergriffen die Waffen und erzwangen mit Gewalt von **Eduard** das Urtheil, der ewigen Verbannung ſeines Lieblings. — Bald darauf aber drehete das Glück der Waffen den Verbündeten den Rücken, und der König rufte ſeinen Günſtling wieder zurück.

Iſabella, von Eiferſucht und Rache, entflammt, lies **Deſpenſer** freie Hand, und **Mortimer** wurde als ein Opfer ſeiner Kabale, gefänglich in den Tower gebracht. Jedermann glaubte, ſein Leben ſey verloren.

Aber kaum erfuhr **Iſabella**, daß er wirklich in Verhaft ſey, als ſie im Herzen alles widerrufte, was ihr der Zorn gegen ihn vorher eingab. Es ſchien, ſie habe ihn gefangen nehmen laßen, um die Wonne ſeines Danks zu genießen, wenn er ihr ſeine Befreiung verdanken werde.

Der ganze Hof hielt ſeinen Untergang für gewiß. Er ſelbſt ſah ſeinem Ende gelaſſen entgegen, da ihm ſein Leben unerträglich wurde.

"Ohnmächtige Tugend! ſprach er; du wucherſt mit eitel leeren Verſprechungen, und kannſt die Sterblichen nur elend machen. Welches Opfer kann ich dir nun noch darbringen? In dir glaubte ich Entſchädigung meines Kummers zu finden, als ich Iſabellen floh, die mich nun haßt und einen Undankbaren ſchelten muß. — Aber wie kann ich Belohnung von der Tugend fordern? habe ich ihr ein Opfer gebracht? die Königin iſt es, der ich alles aufgeopfert habe. Die Furcht ſie unglücklich zu machen, übergab mich meinen Leiden; — und das alles weis und fühlt ſie nicht!"

Die Königin fühlte jetzt wohl, wie werth ihr Mortimer war; ſie bereute es, daß ſie ſich mit Deſpenſer zu ſeinem Untergange verbunden hatte, und war feſt entſchloſſen, ihn zu retten, oder mit ihm umzukommen.

Inzwiſchen war der Graf **Lankaſter** in einer Schlacht gefangen und hingerichtet worden. **Deſpenſer** hatte ſeinen gröſten Feind verloren, aber **Mortimer** lebte noch, und dieſen rettete die Königin.

Eine Hofdame und Vertraute Iſabellens, führte das große Werk aus, durch Beſtechungen und andere Mittel Mortimern die Flucht zu erleichtern, die dieſer auch nach vorgeſchriebenen Planen ergrif und ſich in Freiheit ſetzte.

Die Königin lies ſich wohl zehnmal die Umſtände ſeiner Flucht wiederholen, und hielt ſich bei allen Traits auf, in welchem ſich Liebe, und Erkenntlichkeit ihres Geliebten malte. Sie wünſchte ihn zu ſehen, und in dem Augenblicke, als ſie ſich dazu entſchloß, war ſie überzeugt, daß ſie, ſie mögte ihn nun ſehen oder nicht, doch nie im Stande ſeyn würde, ſeine Ueberzeugung geliebt zu ſeyn, zu vernichten, aber auch, daß ſie ihm das Geſtändniß ihrer Zärtlichkeit nicht würde verſagen können.

Die Vertraute der Königin hielt Mo
timer in einem Pallaſte einer Freundin. v
borgen, und Iſabella konnte ſich das V
gnügen nicht entziehen, ihn zu ſehen.

Sie ſprachen ſich — ſahen ſich oft u
überließen ſich endlich gänzlich ihrer Leide
ſchaft. Nun fanden ſie nichts ſchrecklich, a
die Notwendigkeit ſich auf immer zu ſcheide
aber es war auch nichts, daß ſie nicht
unternehmen gewagt hätten, ihre Wiederv
einigung zu bewürken. Je theurer ſie d
Liebe Wonneſtunden erkaufen mußten, je
ſter waren ſie entſchloſſen, daß ſie für d
Fortdauer ihrer Glückſeligkeit alles wag
wollten.

Sie hatten ſich mit kühnen Schritt
dem Ende der Schranken genaht, die bish
ſie umgaben, und ſie eilten ihrem Verderb
in einer Art von Betäubung entgegen, we
ches einen ſolchen Zuſtand nur allzudeutli
bezeichnet. Menſchen von großen Tugende
werden nicht ſelten die, welche die größte

Laſt

Laſter begehen, denn ihr kühner Sinn kennt keine Mittellinie.

Der Umſturz des Reichs, des Königs Untergang, ihr Ehrverluſt, alles ſchien ihnen nun im Vergleich der Notwendigkeit, einer Leidenſchaft zu entſagen, die ihre Seele füllte, nur ein kleiners Uebel zu ſeyn. So ketten ſich Laſter an Laſter, ſo begann das groſe Spiel um Ehre und Reich, ſo ereignete ſich nun alles, was die Leſer leſen werden.

Die Liebe allein würde ſchon hinreichend genug geweſen ſeyn, ſie zu den kühnſten Unternehmungen anzutreiben, damit nur der Todesgedanke ihrer Trennung ſie nicht mehr verfolgen möchte; und Haß und Rache beſchleunigten den Lauf ihres Vorhabens.

Zwiſchen **Eduard** und König **Karl dem Schönen** in Frankreich, Iſabellens Bruder, war Streit über einige Händel entſtanden, die Provinz Guienne betreffend. Alle Vermittelungen, ſelbſt die des Papſtes, waren fruchtlos. — **Iſabella** miſchte ſich nicht ohne Abſicht ins Spiel.

Karl ſteigerte ſeine Forderungen und brachte einen neuen Vorſchlag auf die Bahn. Dieſer war: **König Eduard ſolle an ſeinem Hofe erſcheinen, die Lehn wegen Guienne ſelbſt von Karln zu empfangen.**

Man konnte kein Mittel finden, dieſer ſtolzen Forderung auszuweichen.

Die Königin kam in Streit mit **Deſpenſer** und **vernichtete alle ſeine Anſtalten. — Und nun blieb das einzige Mittel übrig, die Königin zu erſuchen, ſelbſt nach Frankreich zu gehen, die Sache bei ihrem Bruder ſo zu vermitteln, daß Eduards Anſehen nicht darunter leiden möchte.**

Iſabella ſchickte Mortimern heimlich voraus und gab ihm Briefe an **Robert von Artois**, *) der ihr ganz ergeben war, mit. An ihren Bruder bekam **Mortimer** gleichfalls Briefe, und der erſte Schritt ihres Vorhabens war gethan.

---

*) S. II. Th. dieſer Skizzen ꝛc. S. 110. f. f.

Karl empfieng Mortimern ſehr entſchieden gütig, und hielt ſich verbunden einen Mann zu belohnen, der, wie ihm ſeine Schweſter ſchrieb, blos deswegen verfolgt würde, weil er ihre Rechte gegen die Günſtlinge des Königs vertheidigt hätte. — Er lies ihm mit königlicher Freigebigkeit alles reichen, was er bedurfte. Täglich gab er ihm neue Merkmale ſeiner Achtung, und der ganze Hof folgte dem Beiſpiele des Königs.

Robert von Artois, dem Iſabella ihren Geliebten mit einer Beredſamkeit des Herzens empfohlen hatte, die ihm die innern Empfindungen der Königin nicht verbargen, verband ſich auf noch genauere Art mit **Mortimer**, und bald hatten beide kein Geheimniß mehr für einander. — **Robert** war der Liebling des Königs und ſeine äuſſerlichen Eigenſchaften, nahmen alle Herzen für ihn ein. Er gab der Liebe der Königin und ihres Geliebten ſeinen Beifall und verſprach beiden alle Dienſte zu leiſten, deren die Königin in dem grauſamen Zuſtande bedurfte, in welchem ſie ſich befand.

Ihr zärtlicher Umgang hatte Folgen nach ſich gezogen, deren Verbergung unmöglich war, da Eduards Kaltſinnigkeit gegen ſeine Gemalin, ihr kein Mittel übrig lies, ihn und die Welt zu hintergehen.

Sie betrieb ihre Abreiſe nach Frankreich und **Eduard** willigte in dieſelbe.

Die Umſtände erforderten, daß ſie nur mit einem kleinen Gefolge ihr ganz ergebener Leute, nach Frankreich überſetzte. Zwölf Meilen von Paris wurde ſie in aller Stille von einer Tochter entbunden, die ſogleich zu **Giſors** untergebracht wurde; ein Pfand, welches die Königin mit den ſtärkſten Banden an den Geliebten feſſelte.

Ihr Bruder empfieng ſie, als ſie zu **Paris** ankam, mit einer Theilnahme, die den ganzen Hof entzückte. Ihre blaſſe Geſichtsſichtsfarbe, war dem König das Merkmal ihrer Leiden, er wurde, als ſie ihre erdulteten Leiden erzählte, zu Thränen gerührt, und verſprach ihr Rache, Schutz und Beiſtand.

In Roberts Palais eilte **Mortimer** in die Arme ſeiner geliebten **Iſabella**, die in der Folge ihren Liebeshandel ſo unvorſichtig betrieb, ſo wenig Zurückhaltung bewies, daß ganz Frankreich von demſelben ſprach.

Sie, die zu Verbergung der Folgen ihres Umgangs mit **Mortimer**, ihr Leben gewagt hatte, durfte ſich nun ſelbſt ſagen, daß ihr Stand, ihre Würde ſie über Urtheil und Meinungen der Menſchen erhebe, und alle Behutſamkeit verſchwand, mit der Robert ihr rieth, ihre Verbindung zu betreiben.

Bald wurde alles in England, ſo gut wie in Frankreich, bekannt. Eduards Günſtlinge frohlockten über dieſe Nachricht. Aber ſie wollten Iſabellen nicht eher den letzten tödlichen Streich bis nach ihrer Zurückkunft verſetzen, nicht eher, bis der Friede durch ihre Bemühungen geſchloſſen war.

Aber das wollte nicht gehen, wenigſtens ſo nicht, wie **Eduard** es verlangte.

Karl blieb bei ſeiner Forderung, **Eduard** müße die Lehn wegen **Guienne** in Perſon von ihm empfangen.

Ein einziges Mittel blieb übrig, ſich aus dieſer Sache zu wickeln, dieſes wurde eingeſchlagen, gebilligt und ausgeführt.

Eduards und **Iſabellens** einziger Sohn, der nachher unterm Namen **Eduard III.** den väterlichen Thron beſtieg, *) damals ein Prinz von 13. Jahren, bekam von ſeinem Vater **Guienne** abgetreten, gieng nach **Paris**, leiſtete **Karln** die Huldigung, die jeder Lehnsträger ſeinem Lehnsherrn ſchuldig iſt, und wurde mit der Provinz belehnt.

Indeſſen ſammelten ſich viele mißvergnügte engliſche Barone bei Iſabellen, hinterbrachterbrachten ihr, wie es ihr ergehen würde, wenn ſie nach England zurückgieng, und beſtärkten in ihrer Seele den Entſchluß, ſich und ihren Sohn, der Gewalt ihres Gemals zu entziehen.

---

*) S. II. Th. dieſer Skizzen ꝛc. S. 103. f. f.

Der Prinz war bald zu ihrem Vortheile eingenommen, und **Eduard** forderte die Rückkunft ſeines Prinzen und ſeiner Gemalin vergebens.

Der Papſt war ſo galant gegen den König, den Kirchenbann gegen Iſabellen zu offeriren, die Günſtlinge Karls aber wußten das zu hintertreiben, und die Königin ſiegte diesmal durch Geld und Verſprechungen.

Die engliſche Parthei in Frankreich verſchwor ſich zu Eduards und ſeiner Günſtlinge Untergang.

Die Königin erklärte, ſie würde mit ihrem Sohne nicht nach England gehen, wenn der König nicht ſeine Lieblinge verbannen würde. Das Volk und die Mißvergnügten jauchzten dieſer Entſchließung Beifall zu, und ſie bekam in England eine Parthei, deren verſprochener Beiſtand ihr nicht unangenehm ſeyn konnte.

Alles das konnte der ſchwache **Eduard** nicht hintertreiben. Selbſt ſein eigener Bruder, der **Graf von Kent** wurde bewogen, dieſe Verbindung, in deren Inneres er nicht blicken konnte, gegen den König und ſeine Favoritten gut zu heißen.

Nun gieng **Iſabella** mit ihrem Liebhaber und mit ihrem Sohne, durch öffentliche Unterſtützung des **Grafen von Hennegau**, und durch geheimen Beiſtand ihres Bruders, in ihrem Vorhaben beſtärkt, mit ungefähr 3000 Mann nach England über. Ohne Widerſtand landete ſie an der Küſte von Suſolk mit ihrem Volke. Bald nach ihrer Landung ſtießen die verbundenen Barone mit ihren Truppen zu dem Heere der Königin, und giengen auf **Eduard** los, der kein Gehör bei den Bürgern in **London** fand, keine Armee auftreiben konnte, ſeinen

Feinden entgegen zu gehen und eilig die Flucht nach der weſtlichen Gegend nahm.

Kaum lies er ſeine Furcht durch ſeine Entweichung aus der Stadt merken, als des Volkes Wut gegen des Königs Günſtlinge ſchrecklich ausbrach. Man plünderte, man mordete, und ſchloß einen offenen Bund: jedermann nieder zu machen, der ſich dem Unternehmen Iſabellens und ihres Sohnes widerſetzen würde.

Dem Könige ſetzte man bis **Briſtol** nach, von da er nach **Wallis** gieng. Hier, in ſeinem Vaterlande, hofte er eine Armee zuſammen zu ziehen und ſich gegen ſeine Feinde halten zu können.

Deſpenſers Vater, jetzt **Graf von Wincheſter**, Kommandant von **Briſtol**, wollte den Ort für den König erhalten, aber ſeine Beſatzung empörte ſich und lieferte ihn in die Hände ſeiner Feinde.

Dieſer beinahe neunzigjährige Greis wurde ſogleich von den mit Iſabellen verbundenen Baronen zum Tode verdammt. Er wurde gehängt, dann wurde ſein in Stücken zerhauener Leib den Hunden vorgeworfen, und ſein Kopf wurde nach **Wincheſter** geſchickt, wo ihn der Pöbel zu den ausgeſuchteſten Beſchimpfungen, auf einen Pfahl ſteckte.

König **Eduard** ſuchte vergebens bei den Walliſern Beiſtand. Er wollte nach Irrland fliehen, aber widrige Winde trieben ihn zurück.

Elend und verlaßen irrte er umher, glaubte endlich in einer Felſenhöle in den Walliſergebürgen einen Zufluchtsort gefunden zu haben, wurde aber entdeckt, gefangen genommen und auf die Feſtung **Kenilworth** gebracht.

Nun wurde die Klage gegen ihn eingereicht. Das Parlement ſtimmte in ſeine Abſetzung.

Einige Lords kamen nach **Kenilworth** und forderten dem Könige die Abdankung ab, die er aus Furcht für übeln Begegnungen, bald von ſich gab.

Er gab die Zeichen ſeiner königlichen Würde ab, und bekannte mit Leidweſen, ſeine Abſetzung ſey ſeines unvorſichtigen Verhaltens natürliche Folge.

Sein Sohn, **Eduard III.** wurde auf den Thron Englands geſezt, und öffentlich im Beiſeyn des vornehmſten Adels, feierlich *) gekrönt.

Aber es war unmöglich das Volk immer bei dem blinden Partheigeiſte in den Feſſeln der Ruh zu halten. Der Königin Ausſchweifungen, ihr unordentliches Verhalten, gab zur Unzufriedenheit Anlaß; ſie wurde zulezt der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes.

---

*) Dieſe merkwürdige Begebenheit geſchah am 24. Jänner 1327.

Des abgeſetzten Königs Zuſtand erregte das Mitleid des Volks, und nach und nach nahmen auch einige Barone ſeine Parthei wieder.

Man ſuchte durch ſchlechte Behandlung dem gefangenen König ſein Leben ihm unerträglich zu machen. Er wurde beleidiget, gekränkt, und brach oft in Thränen über die Härte ſeines Schickſals aus.

Die Königin wurde unruhig. Sie theilte ihre Beſorgniße Mortimern mit, und dieſer ehemals ſo tugendhafte Mann, jetzt gegen jede Gefühle edler Art verhärtet, traf Anſtalten, den abgeſetzten König, die Urſache der Furcht ſeiner Bulerin, aus dem Wege zu räumen.

Des Königs Aufſeher, Lord **Berkley**, war krank. Dieſen Umſtand machten ſich die Königsmörder zu nutze, kamen nach **Berkley-Kaſtle** und bemächtigten ſich der Perſon des Königs. Sie warfen ihn auf ein Bette, legten ein Tiſchblat über ihn, und nahmen ihm das Leben auf die grauſamſte Art.

Die gebrauchte Erfindung verhütete alle äuſſerliche Merkmale der Gewaltthätigkeit, aber die abſcheuliche That blieb der Wache und den Dienern durch das Geſchrei nicht unverborgen, mit welchem der in Todesängſten liegende unglückliche König das Schloß erfüllte, da man ihm die Gedärme verbrannte.

O Menſchenliebe! göttliche Tugend! wohin warſt du in jenem rohen Zeitalter geflohen? in welcher Gegend verbargſt du damals dein geſenktes Haupt, da Grauſamkeit, deine unumſchränkte Feindin, mit bleiernen Zepter die Herzen der Menſchen regierte?

Die Strafe folgte den Unmenſchen auf den Füſſen *) nach, und nur ein einziger

---

*) Gournay wurde zu Marſeille eingezogen, und heimlich hingerichtet, damit er durch ein

einziger entkam dem Schwerde der Rache.**)

Nach dieſer That wurden **Mortimer** und die ihm mit Ueberſchreitung aller Schranken des Wohlſtandes ergebene Königin, das Ziel des allgemeinen Mißfallens. Durch ihre Getreuen umringten ſie den König, und ſchalteten wie ſie wollten in Reichsgeſchäften, und mit der Ehre des Königs und der Nation durch elende Unterwürfigkeit gegen benachbarte Reiche. Wer ſich ihrer Tirannei widerſetzte, wurde eingezogen oder hingerichtet.

Morti-

---

ein Geſtändniß des Verbrechens, nicht dem Volke die Augen völlig öfnen konnte.

) **Mautravers verſteckte ſich einige Jahre in Teutſchland. Weil er aber **Eduard III.** einige Dienſte geleiſtet hatte, wagte er es endlich ihm einen Fusfall zu thun und wurde von dem grosmüthigen Könige begnadigt, deßen Barmherzigkeit er anflehte.

Mortimers Gewalt wurde furchtbar. Er maßte ſich mehr Staat und Würde an, als er ſeinem Könige lies. Die Nation kroch in den Staub, und die Barone wagten es nicht ſein Mißfallen zu erregen. Nur der **Graf Kent** widerſetzte ſich ihm, und **Mortimer** beſchloß, ihn aus dem Wege zu räumen.

Er lies daher das Gerücht verbreiten, der alte König lebe noch unbekannt auf einem Dorfe. Es gelang ihm den **Graf Kent** in die gelegte Schlinge zu locken, der dahin eilen wollte, ſeinen Bruder zu ſprechen, und vorher einen Brief ſchrieb, in welchem er ihn verſprach, ihn wieder auf den Thron zu heben, und ſeinen Sohn, mit Hülfe einiger Lords, abzuſetzen. Dieſen Brief erhielt **Mortimer** und nahm ſich vor, deßelben ſich zu des Grafen Untergang zu bedienen.

Er lies dem Könige ein Parlement zu **Wincheſter** zuſammen rufen. Seine Getreuen und Anhänger kamen dahin. Hier übergab er dem Könige den Brief. Des **Graf Kents** Todesurtheil wurde wegen Hochverrath geſprochen, und **Mortimer** eilte, es vollziehen zu laßen. Der Graf war aber ſo allgemein beliebt, daß der Nachrichter ſich weigerte ſein Amt zu verwalten. Gegen Mittag wurde er auf die Blutbühne gebracht, und erſt gegen Abend durch einen Miſſethäter enthauptet, der zur Belohnung, Vergebung ſeiner Verbrechen erhielt.

Der junge König kam nach und nach zu ſich und ſah ein, in welchen Händen er ſich befand. Er hatte ſich vermält*) war Vater geworden, **) und Mortimers

---

*) Mit Philippine, Tochter Wilhelms III. Grafen von Holland und Hennegau, am 24. Jänner 1328.

**) Am 15. Junius 1730. wurde ſein älteſter Sohn geboren.

Herrſchaft wurde ihm verdrüslich. Er bemerkte mit Unwillen ſeinen Geiz, Stolz und Uebermut. Er mißbilligte ſeine offenbare ſchändliche Vertraulichkeit mit ſeiner Mutter, und beſchloß ſich dem aufgelegten Joche zu entziehen.

Er entdeckte ſich einigen Großen ſeines Reichs und erhielt Verſicherung ihres Beiſtandes. Aber das Unternehmen war ſchwer: **Mortimer** hatte viele Spione im Solde und eine Leibwache von 200 gewappneten Rittern beſtändig um ſich.

Lord **Montakute** rieth dem König, eine Parlementsverſammlung nach **Nottingham** zu rufen und dort Mortimern einzuziehen.

Aber **Iſabella** ahndete den Sturz. Sie nahm die Stadt und Zitadelle **Nottingham** mit **Mortimer** und ſeinen Leuten ſogleich in Beſitz, daß kaum Platz für den König blieb. — Der Befehlshaber der

Feſtung Sir **Wilhelm Eland** war auf des Königs Seite, aber es fanden ſich Schwierigkeiten, denn die Königin hatte die Thore mit neuen Schlöſſern verſehen laßen, lies ſich dieſelben jede Nacht bringen und verwahrte ſie unter dem Kopfküſſen Betts, auf welchem ſie Mortimers Liebkoſungen erndete.

Endlich wurde ein unterirdiſcher Kanal entdeckt, der noch den Namen **Mortimers Höhle** führt; durch dieſen drangen des Königs Leute, unter Anführung des Lords **Montakute**, des Nachts in die Feſtung und in Mortimers Zimmer, der ſich anfangs mit einigen ſeiner Anhänger vertheidigte, aber der überlegenen Macht doch zuletzt unterliegen, und ſich gefangen geben mußte.

Die Königin hörte den Lärm, ſie ahndete die Urſache deßelben, ſprang aus dem Bette und rufte ihrem Sohne, der, wie ſie glaubte, an der Spitze der Parthei ſtünd, ſtänd, in franzöſiſcher Sprache, mit der Stimme der bangſten Verzweiflung zu:

"Schöner Sohn! ſchöner Sohn! habe Mitleid mit dem edlen Mortimer!"

Da ſie keine Antwort erhielt, drang ſie in das Zimmer, und bat die Verſchwornen unter tauſend Thränen: dem edlen Mortimer nichts zu leide zu thun, denn er ſey ein würdiger Ritter, ihr werther Freund und geliebter Vetter.

Ihre Bitten erreichten nur taube Ohren, und **Mortimer** wurde nach dem Tower geſchickt.

Das Parlement ſchritt zum Verhör des ſtolzen Günſtlings der ſchönſten Königin Englands, beſchuldigte ihn vieler Verbrechen und Uebelthaten, und lies ihn an einem Galgen auſſerhalb **London** aufhängen.

Die Königin bekam Verhaft in ihrem Pallaſt, und ihre Einkünfte wurden vermindert.

mindert. Der König machte ein paarmal des Jahrs Staatsbeſuche bei ihr, aber zu ihrem vorigen Anſehen kam ſie nie wieder.

Das ſind die Folgen eines laſterhaften unordentlichen Lebens! der erhabenſte Stand, der Schimmer königlicher Pracht, keine menſchliche Vorſicht, kann den Verbrecher vor der Rache der Gerechtigkeit ſchützen. Nur Tugend bleibt über die Strenge des Schickſals erhaben, nur ſie allein gewährt den Menſchen, Ruhm und Ehre.

II.

Waldrade.

Die Jagdhörner durchtönten den Forſt; das Gebell der Hunde, und das muntere Geſchrei der Jäger, gab vielfach das Echo zurück. Ueber Berg und Thal rann das Getöſe der Jagd. Das Wild durcheilte aufgeſchreckt den dichten Wald, und Hunde, Mann und Roß ſtürzten demſelben nach.

Lothars *) Lieblingsneigung war die Jagd. Von ſeinem Gefolge kam das Getöſe, er war auf der Jagd, und verfolgte einen Hirſch ſo ämſig, daß er bald ſich von ſeinem Gefolge verlor. Unweit **Metz**, ſuchte das verfolgte Thier Zuflucht in einem Schloſſe, und fand ſeinen Tod im Schloßhofe.

---

*) König in Lothringen, der mittelſte Sohn Kaiſer Lothars, kam im Jahr 862. oder 863. zur Regierung.

Der König beſah ſeine Beute, freute ſich derſelben, und ahndete nicht, daß er ſelbſt bald die Beute eines ſchönen — Hirſches eben nicht, aber eines ſchönen — Weibes werden würde. Hier, wo er Sieger wurde, wurde er Sklav; Hier, wo ſein Jagdſpies das Herz eines Thiers durchbohrte, wurde ſein Herz von den Pfeilen der Liebe verwundet; Hier wo er als König ſein Jagdrecht ausübte, übte an ihm eine Schöne das Wildfangsrecht der Herzen aus; — und dieſe war die ſchöne **Waldrade**, *) Nichte des Biſchofs **Thietgaud** von **Kölln**, Schweſter des Biſchofs **Gontier** **) von **Trier**.

Sie wurde kaum ihren hohen Gaſt gewahr, als ſie eilig Kopfputz und Buſenſchleier in die gehörige Lage brachte, und mit einer Miene die Schloßtreppe hinab, in den Hof eilte, die ihr Glück und Sieg bei allen Männern weiſſagte.

Der

---

*) Andre nennen ſie **Walrade**.

**) Günther.

Der König erblickte die Schöne — da ſtund er, wie angewurzelt, und ſeine Sinne ſchmolzen in Geſicht und Gefühl ſo zuſammen, als hätte er deren niemals mehrere gehabt. Er wollte reden und konnte nicht, er wollte ſie grüßen und vermochte es nicht.

Waldrade aber hatte alle ihre Sinnen gar wohl beiſammen, näherte ſich ihm, ergrif ſeine zitternde Hand, und war im Begriff dieſelbe mit viel Reſignation zu küſſen, als der König von der Bewegung ihres Geſichts, nach ſeiner Szepterträgerin, wie vom Blitz gerührt, getroffen ihr zuvorkam, und ſeine Lippen auf ihre Schwanenhand ſo innig drückte, daß die Schöne bei ſich ſelbſt triumfirend ſprach:

"Mein ſcharmanter Herr König, Ihr ſeyd im Garne!"

Lothar. Engliſches Fräulein —

Waldrade. Nur allzuſehr menſchlich, fürchte ich, durchlauchtigſter König und Herr.

Lothar. Ich bin ein großer Schuldner der Gelegenheit, die mir das Glück einer ſo reizenden Bekanntſchaft verſchaft.

Waldrade. Ich muß die Gelegenheit Freundin nennen, die den König in den Hof unſers einſamen Schloſſes führt.

Lothar. Hätte ich in dieſer Einſamkeit einen ſolchen Schatz vermutet —

Waldrade. Ihr wärt um nichts glücklicher geweſen, als Ihr wirklich ſeyd.

Lothar. Wie verſteht Ihr das?

Unter dieſem Geſpräche kamen ſie die Treppe hinauf in das Zimmer. Ehe **Waldrade** zum Worte kam, wiederholte der König ſeine Frage:

"Wie verſteht Ihr das, was Ihr ſagtet?"

Waldrade. Wenn ich ſo ſtolz ſeyn darf, zu glauben, daß Ihr mit den Worten **Schatz** dieſes Schloſſes, mich gemeint habt —

Lothar. Und wen ſonſt?

Waldrade. So iſt die Erklärung meiner Antwort leicht.

Lothar. Und doch kann ich ſie nicht machen. Erklärt mir Eure Rede ſelbſt. Ihr ſagtet: ich würde um nichts glücklicher geweſen ſeyn, als ich wirklich wär, wenn ich auch gewußt hätte, daß dieſe Schloßmauern einen ſolchen Schatz umfingen.

Waldrade. Wahrhaftig nicht!

Lothar. Und wie ſo? Das iſt eben der Punkt, über den ich mir aus Euern ſchönen Munde eine Erklärung erbitte.

Der König nahm ihre beiden Hände, und ſie ſchlug die Augen nieder. In dieſer Stellung blieb ſie einige Sekunden, ſah den König bedeutend an, deſſen Herz in lichten Flammen ſtund, und ſchlug die Augen wieder nieder.

Waldrade. Ihr werdet von einer Gemalin geliebt, *) die ein Muſter der Schönheit iſt. Ihr liebt ſie wieder —

Lothar. Schönes Fräulein! ſeit dem glücklichen Augenblicke, da ich Euch erblickte, iſt Thietberge nicht mehr die Beherrſcherin meines Herzens, und —

Waldrade. Sie iſt Eure Gemalin — Sie liebt Euch —

Lothar. Und ich —

Waldrade. Ihr ſeyd glücklich! — — Erlaubt mir, daß ich gehe, ein kleines Mal für Euch zu beſorgen. Ich weis zwar, daß ich nicht vermögend bin, einen König gehörig zu bewirthen, aber ich hoffe, Ihr werdet den Willen für die That nehmen, und Eure Gegenwart Eurer Vaſallin nicht ſo bald entziehen.

---

*) Sie hies Thietberge, oder Theutberge, und war eine Tochter des Graf Boſo von Bourgogne jenſeit des Gebürgs, dem heutigen Savoyen. Der König hatte ſich noch bei Lebzeiten ſeines Vaters im Jahr 856. mit ihr vermält. Ihr Bruder war Hubert, Abt und Herzog zugleich, und war auch beweibt, eine Sache, die damals viel Aufſehen machte.

Lothar. O! wenn ich doch ſo glücklich ſeyn könnte, nie von Euch zu gehen!

Mit einer damals den Weibern ſehr eigenen, haushälteriſchen Geſchäftigkeit, ordnete **Waldrade** alles an, dem Könige ein Mal aufzutiſchen, indeß er gedankenvoll im Zimmer auf und ab gieng, die runden Scheiben der ſchmalen, langen Fenſter zählte, die Bildniſſe der Ahnherren und ihrer Weiber betrachtete, und mancherlei Reflexionen anſtellte. Das Reſultat derſelben war: nicht von dannen zu gehen, ohne des Beſitzes von Waldradens Liebe verſichert zu ſeyn.

Waldrade freute ſich der ſchönen Gelegenheit einen König zu feſſeln, der ſie aus den finſtern Mauern ihres Schloſſes zu einem glänzenden Weltglück hervorziehen konnte, und warf ſich, als ſie wegen des Mittagsmals Anordnung getroffen hatte, in ein Gewand, das zwar ſehr einfach war, aber zu Erhebung ihrer Reize ungemein viel beitrug.

Eine Schilderung ihrer Perſon, wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Sie war ſchlank gewachſen, doch ziemlich rund und voll um Hals und Bruſt. Ein ſchönes Roth ſchimmerte auf ihren Wangen, und ein großes blaues Auge lachte unter ihren braunen Locken hervor, die ſich zerſtreut an ihren Schläfen, auf Nacken, Stirn und Bruſt in ſchöner Unordnung wiegten. Uebrigens war ſie ein Weib von Geiſt und Einbildungskraft, begabt mit der Gabe der Ueberredung, liebte Pracht und Luſtbarkeiten und wünſchte, daß um ihretwillen die halbe männliche Welt Feſſeln der Liebe tragen möchte. — Es hatte ihr nie an Liebhabern und Freiern gefehlt, aber ſie dachte nicht ſo eingeſchränkt, ſich durch das Band der Ehe an einen Gemal zu binden, ſo lange Jugend und Schönheit ſie zu Erwartung eines beſſern Glücks, wie ſie meinte, privilegirten. Und dieſes Glück war mit dem König auf ihrer Burg jetzt unter einem Dache.

Als ſie wieder im Zimmer erſchien, wo ſich der König befand, glaubte ſich dieſer in jene ſchöne Zeiten verſetzt zu ſehen, in denen Göttinnen zuweilen den hohen Olymp verlieſen, den erkohrnen Sterblichen glückliche Stunden zu ſchenken. Er konnte nicht reden, aber eine ununterbrochene Reihe von Küſſen auf ihre Hände, ſprach ſo deutlich, daß Worte überflüſſig waren. — **Waldrade** ſeufzte; der König ſeufzte auch. Eine ſtärkere Röthe überflog ihre Wangen, der König zitterte und bebte. Sie ſah ihn ſchweigend an; ſeine Lippen bewegten ſich, ſeine Knie wankten, und er lag zu ihren Füſſen.

Lothar. Liebe oder Tod! — Ich habe keine Worte, Euch die Gefühle meines Herzens zu ſchildern. — Mein Glück oder mein Unglück gründet Eure Antwort.

Waldrade. König —

Lothar. Nennt mich nicht König, wenn ich meine eingeſchränkte Macht nicht doppelt fühlen ſoll! — Könnte ich Euer Herz beherrſchen, dann wär ich ein glücklicher Beherrſcher des ſchönſten Reichs für mich auf dieſer Erde. — Szepter und Krone lege ich Euch zu Füſſen, ich ſelbſt liege hier — und flehe um Liebe.

Waldrade. Ihr ſagt Worte, die ich dem Könige, wohl aber nicht der geliebten Thietberge Gemal, zutrauen ſollte. Ihr erniedrigt Euch vor Eurer Vaſallin —

Lothar. Deren Vaſal ich bin.

Waldrade. Und die zwar Euch, aber nicht den König, nicht den Gemal, lieben könnte.

Lothar. Liebt in mir den, der Euch liebt. Was kümmert's Euch, daß ich König bin, wenn ich für Euch ein Herz voll Liebe habe?

Waldrade. Ich könnte auch wohl ſo ſchwach ſeyn, einen König, troß ſeiner Erhabenheit über mich, zu lieben, wenn er mich wieder liebte — aber ein **getheiltes** Herz, iſt kein Herz für **mich.**

Lothar. Für dich ſchlägt kein getheiltes Herz; für dich allein ſchlägt es.

Waldrade. Es kann, es darf nicht für **mich allein** ſchlagen.

Lothar. Wer will dem Herzen, wer will mir verwehren glücklich zu ſeyn?

Waldrade. Eure Gemalin —

Lothar. Bin ich nicht **König?**

Waldrade. Ich kann nicht ſo grauſam ſeyn, ihr den Beſitz eines Gutes zu rauben, deßen ihre Liebe und Treue ſo ſehr bedarf.

Lothar. Sie iſt ein Beſitz keines Gutes, welches **Euch** gehört. Ihr raubt nicht, könnt nicht **rauben**, was ich Euch ſchenke, was ich Euch anzunehmen bitte.

Ein Geräuſch an der Thür machte, daß der König aufſprang. — Ein Page trat ein und meldete, es ſey aufgetragen.

Sie giengen zu Tiſche. Es wurden auch Tiſchreden geführt, aber keine Feder hat ſie ſo ſorgfältig wie die von D. Luther aufgezeichnet, deren Nachſchreiber auch etwas beſſeres als dieſes Geſchäft hätte unternehmen können.

Nach Tiſche führte das Fräulein den König in den Garten. — In einer Laube erneuerte **Lothar** ſeine Bitten, ſeine Verſprechungen, und bat ſo ſehr, und verſprach ſo viel und mancherlei, daß das gute Fräulein endlich nachgiebiger wurde. Und als der König das Schloß verlies, konnte er zwar keine Päane zu Preis und Ruhm des Soldes beglückender Minne ſingen, aber er hatte doch Urſach genug, ſich mit künftigen glücklichen Augenblicken zu ſchmeicheln.

Vierzehn Tage hintereinander ritt er ganz allein und ohne Begleiter nach Waldradens Schloſſe, ſprach ſie, und war endlich in einer ſchönen Nacht ſo glücklich, von der Geliebten Beweiſe der zärtlichſten Liebe zu erhalten.

Die Königin konnte ſich nicht in die Urſach des täglichen Ausrittes ihres Gemals, ohne Begleitung, finden, und als er einige Nächte auſſerhalb ſeinem Schloſſe zubrachte, wurde ſie noch neugieriger zu wiſſen, womit er ſich wohl amuſiren möchte. Zu dem bemerkte ſie ſehr deutlich, daß eine gewiße Kälte an die Stelle der ehelichen Liebkoſungen trat, die ihr ſehr unerträglich war. — Sie wurde ängſtlich, ſie wurde argwöhniſch, ſtellte Spione auf, und brachte endlich ſo viel in Erfahrung, daß eine beglückte Nebenbulerin ihr Liebe und Gegenwart ihres Gemals entzog.

Was ſo vielen Königinnen vor und nach ihr gegeben wurde, war nicht ihr gegeben. Sie konnte nicht etwas merken, und thun, als wenn ſie es nicht merke, ſie konnte ihre Eiferſucht nicht bergen, ſie konnte nicht ſchweigen, und ſich — etwa ſchadlos halten.

Sie wollte eben einmal des Abends mit ihrem Hoffräulein um den Schloßgraben luſtwandeln, als der König geritten kam.

"Schon ſo **bald** zurück?" rufte ſie ihm mit ſehr bedeutenden Ton zu.

Lothar. Wie Ihr ſeht.

Thietberge. Und warum nicht ſpäter? — Gewiß, Ihr thut Euch viel Zwang an, und beraubt Euch ſeliger Unterhaltungen oft zu früh. Geht doch haushälteriſcher mit der Zeit um, die Euern Vergnügungen geweiht iſt, und laßt Euer Schäfchen nicht ohne Hirten.

Lothar. Was will meine herzlichgeliebte Gemalin wohl damit ſagen?

Thiet=

Thietberge. Sie will damit ſagen, daß ſie nicht, wenigſtens von Euch nicht, herzlich geliebt wird.

Lothar. Aber von andern?

Thietberge. Meint Ihr, weil Ihr Eure Pflichten nicht kennt, Eure Gemalin kenne die ihrigen nicht beſſer?

Lothar. Wolltet Ihr nicht einen Spaziergang machen?

Thietberge. Euch wollte ich entgegen gehen —

Lothar. Mir?

Thietberge. Man empfängt ja Helden immer, wenn ſie ſo ſiegreich zurück kehren, wie Ihr.

Lothar. Da habt Ihr wohl daran gethan, daß Ihr mir, mich zu empfangen, entgegen gegangen ſeyd. Vielen Dank!

Er ſprach's, ſpornte ſein Roß und trabte ganz gelaſſen über die Schloßbrücke.

Er merkte, daß ſeine Gemalin um ſeine Liebe wißen müße, er hörte, daß Eiferſucht und Zorn aus ihr ſprach, er fühlte ſich durch ihre Spötteleien beleidigt, beſchloß ſich an ihr empfindlich zu rächen, und die Königin mußte ſich gefallen laßen ihre Nebenbulerin in dem königlichen Pallaſte zu ſehen, wo ihr der König ihre Wohnung anwies.

Hier ſchien **Waldrade** Königin zu ſeyn, und **Thietberge** ſah mit Betrübniß das luſtige Völklein der Hofleute ſich um den neuen Angelſtern des Königs drehen, als hätten ſie den Kreislauf um einen Planeten zu beſchreiben.

Der König hatte keinen Willen mehr und **Waldrade** regierte mit unumſchränkter Macht ihn, ſein Herz und ſein Reich, lenkte ſein Wißen und Wollen und leitete ihn, eben nicht auf ebener Bahn, aber doch dahin, wohin ſie wollte.

In dieſer Lage der Sachen und des königlichen Kopfs, wußte ſie ihn zu bereden, die Königin ſich vom Halſe zu ſchaffen, und ihr Hofkaplan that ſein Mögliches dem Könige die Erfüllung dieſes Wunſches ſeiner — Geliebten, kräftig an's Herz zu legen.

Der König war einmal in der Situation eine Farçe à la Henry VIII.*) zu ſpielen, daß er ſich ſogleich zum **Biſchof von Metz** verfügte, und dieſem ſein Vorhaben, die Königin zu verſtoßen, eröffnete.

Der Biſchof bekam Falten auf der Stirn. Der König merkte, daß er ſein Geſuch nicht mit dem gehörigen Gewicht betrieben hatte, und ſetzte, um ihn zu gewinnen hinzu, daß er entſchloſſen ſey, der ſchönen **Irmengard**, (der Nichte des Biſchofs,) ſeine Hand zu reichen.

Die Falten des Biſchofs verloren ſich und ſeine Stirn wurde glatt.

---

*) S. den II. Th. dieſer Skizzen aus den Leben galanter Damen. S. 94. 95.

So erheben ſich bei einer Kapriſe des windichten Gottes Aeolus die Wellen, und ſinken, wenn er ſeine Windlaune verliert, wieder in Spiegelglätte.

Alſo des Königs Beiſatz veränderte die Sache, und gab ſeinem Anſuchen mehr Gewicht.

Daher rufte der Biſchof auch ein geiſtliches National-Concilium zuſammen, und trug, belebt von der ſchmeichelhaften Hofnung ſeine Nichte als Königin zu ſehen, den verſammelten Vätern mit vieler Beredſamkeit vor, daß er ſie verſammelt habe, um ihre Meinungen über den Willen Sr. Maj. zu vernehmen, "der ſich von ſeiner Gemalin trennen wolle, weil er ſie der Blutſchande, mit ihrem eigenen Bruder begangen, anklagen müße, und daß er ſich mit Waldraden ſchon lange zuvor verlobt*) gehabt habe, ehe er von ſeinem Vater gezwungen worden ſey, Thietbergen ſeine Hand zu reichen."

---

*) Andere ſagen in Geheim vermält.

Es wurden falſche Zeugen vorgeführt, die alles bekräftigten, was der König bekräftigt wißen wollte.

Die verſammelten Väter kreuzigten und ſegneten ſich und luden die Königin vor ihr Tribunal.

Sie wurde über die vorgebrachten Beſchuldigungen befragt. Sie läugnete. Sie wurde mit den Zeugen konfrontirt. Sie betheuerte ihre Unſchuld. Die Zeugen beharrten bei ihrer Ausſage und ſchwuren ihr die Unſchuld ab. Die Königin beſtund durch einen Anwald, wie es damals wohl angieng, eine Unſchuldsprobe dadurch, daß dieſer mit unverſehrten nackendem Arm einen geweihten Ring aus einem mit heißen Waßer angefüllten Gefäße heraus holte, und ihre Unſchuld war erwieſen. Aber der König haßte ſie, berufte eine neue Synode zuſammen, und Thietberge durch Drohungen oder Bitten bewegt, gab ſchriftlich das Geſtändniß getriebener Blutſchande von ſich.

Darauf wurde die Königin von **Lothar** geſchieden; er überlies ſich ſeinen Empfindungen gegen die ſchöne **Waldrade**, ohne Zurückhaltung, und **Thietberge** mußte Kirchenbuße thun.

Aber damit allein war **Waldrade** noch nicht zufrieden; ſie wollte Königin ſeyn, und ihren Kindern die Sukzeſſion im väterlichen Reiche ſichern. Sie ſteckte ſich abermals hinter den Hofkaplan, und der wußte dem König ſo viel über dieſen Punkt zu ſagen, daß dieſer ſogleich wieder eine Verſammlung ſeiner Prälaten nach **Aachen** zuſammen rufte, und dort die Erlaubniß erhielt, um Kronerben dem Lande zu ſchenken, zu einer zweiten Vermälung ſchreiten zu können.

Der Biſchof von Metz ſchickte nun ſogleich ſeine Nichte **Irmengard** dem Könige zu, aber er erhielt ſie, ſo wie ſie angekommen war, zurück, und **Lothar** vermälte ſich zu Saverne öffentlich mit Waldraden,*) nachdem dieſe neue Verſammlung von erkauften Biſchöffen, ungeachtet Thietberge ihr Geſtändniß widerrufte, ihm die Erlaubniß dazu gab.

Die verſtoſſene Königin begab ſich zu ihrem Bruder, der **Ludwig den Teutſchen** und **Karl den Kahlen** um Hülfe anflehte, ſeiner Schweſter angethane Schmach zu rächen, die ſich auch ſehr bereitwillig finden ließen, unter einem guten Vorwand ihren Neveu, dem König Lothar ins Land zu fallen.

Se. Heiligk. Papſt **Nikolaus I.** wollte nicht, daß unter den Herren Vettern ein Krieg ausbrechen ſollte, in welchem vielleicht Lothar gar um ſein Land kommen könnte, und ſchickte auf Anſtiften des Biſchofs Hincmarus zu Rheins, einen gewißen Arſenius in der Qualität eines Legaten ab, die Sache, wo möglich, unter den gekrönten Häup-

---

*) Im Jahr 863.

tern in Güte beizulegen. Zugleich that der Papſt die Prälaten in den Bann, die ſich erkühnt hatten, den König von Thietbergen zu ſcheiden, und vernichtete ihr heiliges Gutachten.

Die Biſchöffe **Gontier** und **Thietgaud** begaben ſich zum Kaiſer **Ludwig**, dem Bruder des Königs **Lothar**, ſchrieben Sr. Heiligkeit einen ſehr impertinenten, mit Schimpfworten angefüllten Brief, thaten ihn vergeltungsweiſe gleichfalls in den Bann, und exkommunizirten den, der ſie Kraft ſeiner Macht, exkommunizirt hatte, mit weniger Befugniß, aber mit gröſſerer Kühnheit. Zugleich verbanden ſie ſich mit dem **Erzbiſchof Johann in Ravenna**, mit dem **Patriarchen Phozius in Konſtantinopel**, und der Kirche ſtund ein gefährliches Schisma bevor, das durch eine illegitime Eheſcheidung bewürkt worden wär, hätte nicht der Himmel der gerechten Sache beigeſtanden, und die Herren Prälaten nach und nach wieder zur Erkenntniß ihres Fehlers, der päpſtlichen Autorität, und Unterwürfigkeit gebracht, denn ſchon trug **Hilduin**, Gontiers Bruder, den Bannbrief mit unerhörter Kühnheit ſelbſt, von einer Anzahl Bewaffneter begleitet, nach Rom, legte ihn auf das Grab des heiligen Peters und ſchlug ſich durch die Römer durch, die ihn fangen wollten.

Als nun aber endlich dieſe Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht worden waren, kam der Legat **Arſenius** wieder nach **Metz**, *) und befahl dem König, im Namen des Stadthalters Chriſti und des ſichtbaren Oberhauptes der Kirche, ſeine verſtoßene Gemalin wieder zu nehmen und Waldraden zu verſtoßen.

Zugleich, damit er in dieſer delikaten Sache nichts verſehen, nicht irgendwo anſtoſſen möchte, berufte er alle franzöſiſche Biſchöffe und Prälaten zuſammen, den Kö-

---

*) Im Jahr 864.

nig zu vermögen Thietbergens Unſchuld anzuerkennen und das gegebene Skandal zu vernichten. — Die geiſtlichen Herren beſchloſſen, der Legat ſolle dem Könige erſtlich zureden, und wolle die Güte nichts verfangen, ihn im Namen des heiligen Vaters zu Rom, zu exkommuniziren.

Der König wurde wirklich ein wenig in die Enge getrieben, verſprach dem Legaten Beſſerung, wie auch die Wiederannahme ſeiner Gemalin **Thietberge**, begab ſich zum Zeichen der Erfüllung des Verſprechens mit ihr im königlichen Schmucke in die Kirche, wo der Legat Meſſe las und verſprach Waldraden zur Verantwortung, mit ihrer Vertrauten **Angeltrude**, Tochter des Grafen **Mainfroy**, nach **Rom** zu ſenden, wohin ſie zu Abbüſung ihrer Sünden, verbeſchieden war.

Angeltrude war ihrer eigenen Angelegenheiten wegen verbunden, die Reiſe mit dem Legaten nach Rom zu machen, denn ſie war exkommunizirt, weil ſie ihren Gemal **Boſo** verlaſſen, mit ſeinem Vaſallen Auger liederlicher weiſe die Ehe gebrochen und dieſen widerrechtlich geheuratet hatte. Aber die liebevolle Büſerin ſah kaum die Alpen, als ſie wieder umkehrte, den Legaten heimlich verlies, in die Arme ihres Geliebten zurückeilte, und ſeine Umarmung, der Vergebung ihrer Sünden vorzog.

Lothar war eben ſo ſtandhaft in ſeiner Entſchließung. Kaum hatte der Legat den Rücken gewendet, ſo ſchickte er die gute **Thietberge** wieder fort, und erneuerte ſeinen zärtlichen Umgang mit Waldraden.

Dieſe war im Begrif nach Rom zu gehen,*) als der König den Abend vor ihrer Abreiſe in ihr Zimmer trat.

---

*) Andere ſagen, ſie ſeye ſchon bis Pavia gekommen, heimlich aber von Lothar zurück gerufen worden.

Waldrade. Lothar! du kömmſt mir Lebewohl zu ſagen. Ach! hätteſt du mir dieſe Szene erſpart. Ich gehe — ich verlaße dich, weil ich muß, weil du haben willſt, daß ich dich verlaßen ſoll — aber immer wird mein Herz bei dir bleiben. Thietberge wird glücklicher ſeyn als ich, und ich, die ich dich ſo innig liebe, werde mein Leben im einſamen Kloſter vertrauern. — Leb wohl! noch dieſen Kuß nimm von der unglücklichen Waldrade, der ein feindliches Geſchick Liebe für dich ins Herz grub, — und vergiß mich.

Lothar. Ich, dich vergeßen? — Nimmermehr!

Waldrade. Leb wohl!

Lothar. Waldrade! o! meine Theure!

Waldrade. Leb wohl!

Lothar. Du gehſt nicht —

Waldrade. Ich muß!

Lothar. Verlaß mich nicht!

Waldrade. Du willſt es ja ſo haben.

Lothar. Nein, wahrlich! du darfſt mich nicht verlaßen! Ich laße dich mir nicht entreiſſen.

Waldrade. Kränke mein Herz nicht mit Spott. Das wenigſtens verdiene ich nicht.

Lothar. Spott? ich kenne keinen Spott, der **dich** betrift. Du bleibſt. Du biſt mein, und nichts ſoll dich von mir reiſſen. Ich habe dich verläugnet. Ich kehre wieder. O! vergieb dem Reuigen, der ohne dich nie glücklich ſeyn kann.

Waldrade. Längſt habe ich dir ſchon verziehen.

Lothar. So bin ich glücklich!

Waldrade. Aber du wirſt mich wieder von dir ſtoßen.

Lothar. Nimmer! nie!

Waldrade. Ach! mein Lothar! o! Seele meiner Seele! — Ich bleibe — ich bleibe bei dir, und mein Glück hat keine Grenzen.

Dieſe Nacht brachte alles wieder in Ordnung. **Waldrade** blieb Lothars Gemalin, **Thietberge** wurde zum zweitenmal verſtoßen, und nahm wieder ihre Zuflucht zu König Karl den Kahlen in Frankreich, (nachdem ſie vorher aus Zwang ſelbſt an den Papſt hatte ſchreiben und ſich vor unfruchtbar ausgeben müßen,) der ihr auch Hülfe und Schutz verſprach.

Er lies ſeinem Neveu wiſſen, daß er, nach damaliger Sitte, einen Kämpfer ſenden werde, *) Thietbergens Rechte mit dem Loos der Waffen zu vertheidigen, und daß er ſich fertig halten ſollte, dieſem Streiter gerüſtet zu begegnen. Der Papſt aber wollte nicht zugeben, daß die gerechte Sache der Königin dem ungewißen Zufall des Waffenglücks überlaßen würde, und lies dem Könige wißen, daß er es lieber ſähe, wenn er die Sache auf eine andere Art beilegen oder endigen könne. — Der König, um Sr. Heiligkeit nicht zu mißfallen, verſuchte was nur zu verſuchen war, ſeinen Neffen zu bewegen, die verſtoſſene Gemalin wieder in ihre Rechte einzuſetzen, und zu ſich zu nehmen, aber es

---

*) Eine damals übliche Gewohnheit, vermöge welcher Damen, Mönche, Prälaten, Unmündige, Klöſter, Wittwen und Waiſen, einen Ritter ſtellten, der ihre Rechte verfocht. Der Ausgang eines ſolchen Kampfes wurde als ein mittelbares Urtheil des Himmels angeſehen und der Beſiegte behielt unrecht. In Frankreich wurde ein ſolcher Verfechter champion genennt. Belege liefert die Geſchichte häufig.

war

häufig. S. *Gerdil* traité des combats Singuliers. Ueber deutſche Kampfordalien, S. Dreyers Samml. vermiſchter Abhandl. I. B. S. 139. Schmidts Geſch. der Teutſchen. I. B. 1. Th. K. 12. 11. B. K. 8. Grupen deutſche Alterthümer. S. 79. u. a. m. In England erhielten dieſe gewöhnlichen Kämpfe ſich am längſten. Sie kommen daſelbſt noch 1609. 1631. 1638. vor.

war alles umſonſt. **Lothar** wollte nichts von Thietbergen wißen und blieb Waldraden zugethan.

König Karl wollte die Sache nicht ernſtlicher betreiben, und **Thietberge** ſah ſich genöthigt bei ihrem Bruder **Hubert** Hülfe zu ſuchen, und des Königs Hof zu verlaßen, wo man nichts Entſcheidendes vornahm ihre Rechte giltig zu machen.

Hubert lies Bitten und Unglück ſeiner Schweſter ſich zu Herzen gehen, ſammelte eine Armee, fiel in König Lothars Staaten ein, nahm Städte und Oerter weg, und richtete allenthalben viel Unglück an. *)

Lothar rüſtete ſich eilig und gieng ſeinem Feinde mit einer Armee entgegen, die ihn angethanen Feindſeligkeiten zu rächen. Er gieng über das Gebürge Jura, eine Diverſion in Feindes Lande zu machen, aber

das

---

*) Im Jahr 866.

daß Glück wär ihm nicht günſtig. Dreimal wurde er gänzlich geſchlagen und konnte nicht Meiſter auch nur eines einzigen Ortes in **Huberts** Gebiete werden.

Er übergab endlich das Kommando ſeiner Armee einem ſeiner Edlen Vaſallen **Konrard** genannt, der ſeinem Könige und ſeiner Königin zu Liebe, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Er benutzte verſchiedene Vortheile, beſonders die der Beſetzungen enger Paſſagen, die der König nicht benutzt hatte, und es kam endlich zwiſchen ihm und **Hubert** bei **Orbe**, zu einer entſcheidenden Schlacht.

Im Gewühle des Streites verrichteten **Konrard** und **Hubert** merkwürdige Thaten. Noch war der Sieg unentſchieden, und ſo tapfer die Lothringer auch fochten, vermochten ſie doch nicht Huberts Völker zum Weichen zu bringen, oder ihnen Vortheil abzugewinnen.

Da trafen **Hubert** und **Konrard**, Angeſichts ihrer Krieger, zuſammen.

"Auf mich! ſchrie **Konrard**; gegen mich, wende deine Lanze! gegen mich kehre dein Schwerd Ritter mit dem ſchwarzen Hebebuſche, wenn du **Hubert** biſt, wie dein Wappenbild ſagt."

"Der bin ich!"

"Ich bin Konrard. — Unſer Kampf entſcheide den Sieg!"

Nun rennten ſie hart aneinander. Lanzenſplitter flogen genug umher, aber die Ritter ſaßen feſt im Sattel. — Sie griffen zu dem Schwerde. Sie hackten ihre Klingen zu Sägen, und ihre Schilde dünner. Mit einem ſchrecklichen Hiebe fuhr Konrards Schwerd aus dem Heft. Behende nahm er die eiſerne an ſeiner Seite hängende Streitaxt, hob ſich auf ſeinem Roſſe, ergrif ſie mit beiden Händen und führte einen Streich nach Huberts Haupte, der ihn ſogleich ſeitwärts vom Roſſe ſtürzte. Eilig verlies er ſein Pferd und ehe Hubert ſich beſinnen oder aufraffen konnte, rennte er ihm ſeinen Dolch bei den Fugen des Helmkragens, bis an den Heft, in die Gurgel.

Huberts Knappe ſchlug das heilige Kreuz über ſeinen Herrn, riß ihm den Helm vom Haupte und ſah, daß er verſchieden war.

Als Huberts Soldaten den Tod ihres Herrn vernahmen flohen ſie und überlieſen den Lothringern das Feld.

Thietberge vernahm die traurige Botſchaft von dem Tode ihres Bruders kaum, als ſie die väterlichen Gefilde eilig verlies, — ſich in die ihr von K. Karl geſchenkte Abtei eilig zurück begab, und wieder den Schleier nahm.

Der Papſt that **Waldraden** in den Bann, und ſchrieb einen nachdrücklichen Brief an den König, ihn zu einer Ausſöhnung mit Thietbergen zu bewegen. Aber er erlebte das Ende ſeiner Bemühungen nicht, und ſtarb, ehe er Antwort von dem König erhielt. Er war der erſte Papſt, der die oberrichterliche Gewalt über die Biſchöffe durch Abſetzung und Bann gegen dieſelben ausübte; der erſte, der die Forderung, in Eheſachen Richter zu ſeyn, durchſetzte; der erſte, der an Könige in gebietendem Tone *) ſchrieb. Ihm folgte **Adrian** II. in der päpſtlichen Würde.

Alles war gegen **Waldraden**, und der päpſtliche Bann, womit **Nikolaus** ſie belegt hatte, war der empfindlichſte Streich, den man ihr verſetzen konnte.

Lothar wagte nicht, allen dem zum Trotz, ſich wie vor und nach, zu ihr zu halten, und mußte ihren Umgang jetzt gänzlich entbehren, doch gab er ſich Müh den neuen

---

*) "Aliter autem, ſchrieb er, fieri mutuam veſtrum ſeparationem *prohibemus*."

Papſt, der von gefälligerer Denkungsart als ſein Vorfahr war, auszuſöhnen. Kaiſer **Ludwig** II. bat ſelbſt vor, und **Adrian** hob endlich den Bann auf, der **Waldraden** drückte, aber das that er nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ſich alles Umgangs mit dem Könige enthalten müſſe.

Lothar glaubte vielleicht mehr zu erhalten, wenn er ſich ſelbſt nach **Rom** begäb, und machte ſich dahin *) auf den Weg, doch gieng er vorher zu ſeinem Bruder Kaiſer **Ludwig** II. der ſich damals, wegen dem Kriege mit den Sarazenen, in Benevento befand, und bat um ſeine Vorſprache bei dem Papſte. Er machte ihm anfänglich keine Hofnung dazu, aber die Kaiſerin lag ihrem Gemal ſo lange an, bis er eine Zuſammenkunft des Papſtes mit dem König **Lothar** auf Monte Caſſino bewürkte, wohin die Kaiſerin ſelbſt ihn begleitete.

---

*) Im Jahr 869.

Der Papſt lies ſich bewegen, dem Könige zu verſprechen, daß die Sache noch einmal durch eine Verſammlung der fränkiſchen Biſchöffe unterſucht werden ſollte. Auf ſein Verlangen und die Vorſprache der Kaiſerin, las er ihm die Meſſe und reichte ihm das Abendmal, doch ſagte er, als er ihm die Hoſtie darreichte, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, dieſelbe zu empfahen, wenn er ſich nicht ſeit des gegen Waldraden ausgeſprochenen Bannes, ihres Umgangs enthalten habe, und wenn es nicht ſein feſter Vorſatz ſey, ſich nie wieder mit ihr zu verbinden.

Der König näherte ſich ihm, ſagt man, mit guten Gewißen, und empfieng die Hoſtie.

Die Kaiſerin begab ſich zu ihrem Gemal, der Papſt nach Rom zurück, und **Lothar** folgte ihm.

Kein römiſcher Geiſtlicher begleitete ihn, als er ſeine Andacht beim Grabe des heiligen

gen Peters verrichtete, keiner gieng ihm entgegen als er kam, ſeine Zimmer, die er bewohnen wollte, waren nicht einmal in Ordnung gebracht.

Den Tag nach ſeiner Ankunft, (es war ein Sonntag,) machte er ſich Hofnung die Meſſe noch einmal vom Papſt zu hören, er ſchlug es ihm aber ab. Dennoch beſuchte **Lothar** den Papſt in ſeinem Pallaſt, und erhielt abermals die Verſicherung von ihm, daß ſeine Sache durch eine Verſammlung fränkiſcher Biſchöffe unterſucht, und durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden werden ſolle.

Hierauf trat **Lothar**, eines Fiebers ungeachtet, das ihm heftig zuſetzte, ſeine Rückreiſe an, aber zu **Piacenza** wurde die Krankheit zu heftig, und er ſtarb daſelbſt. *)

---

*) Am 8. Auguſt. d. J. 869.

Es giebt Kronikenſchreiber, die ſeinen Tod einer anſteckenden Krankheit und dem geoffenbarten Gerichte Gottes zuſchreiben.

Nach andern damaligen Schriftſtellern ſoll keiner von ſeinem Gefolge, die mit ihm ſtevelhaft das Abendmal, ungeachtet der Warnung des heiligen Vaters, genoßen, das folgende Jahr erlebt haben. Diejenigen blos, die damals auf des Papſtes Warnung zurüktraten, ſollen von der anſteckenden Krankheit verſchont worden ſeyn.

Man erinnere ſich, daß die damaligen Kronikenſchreiber **Mönche** waren!

Thietberge beſchloß ihr Leben, ohne daß ſie Kinder gezeugt hatte, man weis nicht in welchem Jahre, im Dunkeln des Kloſters der heiligen Glodeſinde zu **Metz**, als Aebtiſſin.

Waldrade war ſehr bekümmert und gebeugt, als ſie des Königs Tod erfuhr. Sie ſoll ihren Schmerz ſehr lebhaft geäuſſert haben, und war nach einigen Schriftſtellern, kaum zu tröſten.

Ihr mit **Lothar** erzeugter Sohn, **Hugo**, war von ſeinem Vater zum Herzog von Elſas ernennt worden, und ihre Tochter **Gisla**, wurde in der Folge an **Gottfried**, einen König der Normänner, vermält, der zur Chriſtenheit übertrat.

Waldrade ſah mit dem Tode des Königs alle ihre Hofnungen und Freuden auf dieſer Welt zu Grabe gehen. Das Steuerruder ihres Liebesglücks war zertrümmert, ihre ſchönen Hände führten nicht mehr die lockende Palme der Minne, und griffen, wie es damals Brauch und Sitte war, zum Kruzifix und Paternoſter. Sie endigte den verliebten Roman ihres Lebens, als — Betſchweſter, auſſerhalb der Welt, in düſterer Abgeſchiedenheit von derſelben, und ſtarb endlich im Kloſter Remiremont, nachdem all' ihre Reitze unter dem neidiſchen Schleier verblüht waren, ſo andächtig, wie möglich, als Nonne.

III.

Richilde.

Karl der Kahle, König in Frankreich, hatte ſich mit Irmentrud, einer Tochter Vodo,†) des Grafen von Orleans, der unter der Regierung des Vaters*) des Königs, als Schatzmeiſter ſehr reich geworden war, vermält.**) Mit dieſer Gemalin lebte er ſehr wohl und zufrieden, und war ſo gefällig, ihr nie den Unterſchied ihres Standes von dem ſeinigen empfinden zu laßen.

Irmentrud war nicht minder mit ihrem Gemal zufrieden, und vergalt ihm ſeine Liebe mit erprobter Treue und Zärtlichkeit.

Einige Jahre nach dem Entſchluß der Königin Thietberge, in Rom den Nonnenſchleier

---

†) Otto.

*) König Ludwig der Fromme.

**) Im Jahr 869.

ſchleier zu nehmen, wie die Leſer wißen, kam ihre Nichte **Richilde**[*]) an den königlichen Hof und ſuchte Schutz bei der Königin. — Die Königin nahm die Lage des guten Fräuleins ſehr zu Herzen, gab ihr die Stelle einer Hofdame, beehrte ſie mit ihrem Zutrauen, ſchenkte ihr ihr ganzes Wohlwollen und ſuchte ſie für die Tücken des Schickſals ſchadlos zu halten.

Dem König gefiel **Richilde** nicht weniger, und je öfter er ſie ſah, je mehr wuchs in ſeinem Herzen Wohlwollen und Gefallen, die ſich endlich in etwas mehr, nemlich in **Liebe**, gegen das ſchöne Fräulein verwandelten.

Richilde war etwas klein und zart, wußte ſich mit viel Anmut zu kleiden, bezauberte jederman durch ihre geiſtreichen Geſpräche, und entzückte durch ihre reizende Artigkeit. Aber in ihren ſchwarzen Augen thronte,

[*]) Eine Tochter Bovins des Grafen von Ardennes.

thronte, wie auf ihrem ganzen Geſicht, ſtille Schwermut. Ihr Antlitz glich dem nächtlichen Himmel, an welchem der Mond in feierlichem melankoliſchen Glanze ſein umſchleiertes Haupt erhebt.

In den Augen ihrer Liebhaber, lieh dieſe ſanfte Schwermut ihr doppelte Reitze, und der König wurde dadurch ſelbſt in eine Art von ſtiller behäglicher Empfindung gewiegt, die ihn um Richilden willen, zwiefach angenehm war. Seine Zuneigung vergrößerte ſich, ſeine Liebe wurde ſtärker, und die Empfindungen ſeines Herzens forderten ein Geſtändniß derſelben.

Es war eine ſchöne Mondnacht. — **Richilde** wandelte zwiſchen duftenden Orangen Bäumen auf dem breiten Balkon des Schloſſes umher. Ihr Antlitz ſchien verklärt, und in ihren Thränen ſpiegelte der Mond ſein vollwangichtes Geſicht.

Karl ſah ſie umher wandeln, warf einen Mantel über, gieng hinaus auf den

Balkon, und nahte ſich ihr mit unbeſchreiblich viel Empfindung.

Richilde ſah einen Verhüllten auf ſich zukommen, blieb bei einem Granatbaum ſtehen und fragte mit bebender Stimme: "wer da ſey?"

Karl. Ein Menſch naht ſich einer Göttin —

Richilde. Die Stimme des Königs!?

Karl. Ich bin der König.

Richilde. Wollt ihr zur Königin?

Karl. Ich wollte Euch ſagen, daß es mir vorkömmt, als wandelte die reizende Luna hier auf dem Balkon —

Richilde. Ihr ſcherzt!

Karl. Luna liebte den Endymion, und ein König liegt hier zu Euren Füſſen.

Richilde. Steht auf! die Nacht hat Augen —

Karl. Die nicht ſo reizend ſtralen, wie die Eurigen.

Richilde. Steht auf! — es könnte jemand irgendwo lauſchen — an einem Fenſter ſtehen —

Karl. Sie ſchlafen alle ruhig, die in dieſem Schloſſe wohnen. Nur mir raubt die Liebe Ruh und Schlaf. O! Richilde! könntet Ihr für mich empfinden, was ich für Euch empfinde, ich wär ein beneidenswerther Mann.

Der König ſtieg auf, ergrif Richildens zitternde Hand, und drückte einige Küſſe mit brennenden Lippen darauf.

Richilde. Wie könnt ihr doch mit mir von Liebe ſprechen?

Karl. Wie könnte ich mit **Euch** von etwas andern, als von **Liebe** ſprechen?

Richilde. Ich bin die Anverwandte der unglücklichen Thietberge —

Karl. Die glücklicher als dieſe ſeyn wird, wenn ſie nicht ein Herz verſchmäht, das nur für ſie allein ſchlägt.

Richilde. Wollt Ihr Euch nicht der Unruhen erinnern, die des Königs Lothar Liebe zu Waldraden verurſachte?

Karl. Waldrade hat kein Recht ſich mit Richilden zu vergleichen.

Richilde. Wie könnte ich eine Königin kränken, die ſo edel, ſo gnädig, die wie eine zweite Mutter an mir verwaiſten Mädchen handelt? wär es nicht ſchändliche Undankbarkeit ihr einen Gemal zu entreiſſen, den ſie liebt? — Mein Herz kennt kein Glück, das ſich auf Unglück meiner Wohlthäterin gründet.

Karl. Und Richilde könnte ohne Erbarmen mich einen Raub meiner Flammen werden ſehen? — Nein! ſie iſt nicht ſo grauſam, als ſie ſchön iſt. — Dankbar iſt Richilde, und ihr König, jetzt ihr feurigſter Liebhaber, macht kühn, von der Güte ihres Herzens überzeugt, Anſprüche auf dieſe Dankbarkeit.

Richilde. Auch meiner Königin bin ich dieſe ſchuldig. — Glaubt Ihr an die Tugend, Eurer Gemalin, iſt dieſe dadurch Euch werth, o! ſo gewährt mir gleiches Recht. Ich bin arm —

Karl. Bedient Euch meiner Schätze — !

Richilde. Ich bin unglücklich —

Karl. Ein König will Euch glücklich machen —

Richilde. Mein ganzer Reichthum iſt meine Tugend. Erlaubt mir, daß ich dieſen meinen einzigen Schatz, das beſte Kleinod meines Lebens, für einen Mann aufbewahren darf, deßen Gattin ich nicht durch Aufopferung derſelben kränke, deren Wohlthaten ich dadurch nicht mit ſchwarzen Undank belohne. Euer Herz muß mir Recht geben, oder ich bin von Euch verkannt, was mich noch mehr ſchmerzen muß! — Bleibt mein gnädiger König —

Karl. Ihr ſucht den **König**, wo Ihr den Geliebten finden ſollt? — Ich kann nicht irren. Eure Schwermut, Eure Reden! — es iſt gewiß! ihr liebt einen andern, als mich.

Richilde. Nein!

Karl. Läugnet nicht, Euer Betragen ſtraft Euch der Unwahrheit. — Nennt mir den Namen des Glücklichen.

Richilde. Ich liebe nicht.

Karl. Fürchtet nichts. Um Euertwillen ſoll er mit Schätzen und Gütern von mir überhäuft werden. — Wer iſt der, den Ihr liebt?

Richilde. Ich liebe nicht.

Karl. Richilde! Richilde! — wenn Ihr mich hintergeht —

Richilde. Ihr verkennt mich wirklich!

Karl. Ich verkenne euch nicht, aber Ihr verkennt mich, mein Herz, und Euer Glück.

Der König gieng und lies Richilden in keinem beneidenswerthen Zuſtand zurück. — Sie gieng auf Ihr Zimmer. — Sie bewegte die Worte des Königs in ihrem Herzen, ſie fragte ſich ſelbſt, und mußte ſich geſtehen, daß des Königs Anerbietungen und ſeine Liebe, ihr nicht gleichgiltig ſeyn konnten.

Dankbarkeit, Empfindung des Unrechts, Stolz, weibliche Eitelkeit, und Gefühl für Ehre, ſtritten in ihrer Seele miteinander, wie die Elemente im Chaos. — Die Nacht war durchwacht und in ihrer Seele ſtund der Entſchluß feſt, — den König zu meiden.

Aber der König konnte Richilden nicht meiden, und ſo oft er ſie allein ſprechen konnte wiederholte er, was er ihr ſchon vielmal geſagt hatte.

Richilde widerſtund allen ſeinen Anträgen lange und ſtandhaft, aber ſie war ein **Weib**, Karl war ein **König**, er war ein Mann, deßen Geſtalt Eindruck auf Weiberherzen machen konnte; er war liebenswürdig, zärtlich, beſcheiden, er ſchwur ihr ſo vielmal Liebe, daß ſie endlich nachgeben und ihm glauben mußte. Richildens ſchwache Stunde nahte ſich, als ſie es am wenigſten vermutete, ſie wurde beſiegt, als ſie zum Widerſtand am mutigſten zu ſeyn glaubte, und die Liebe feierte eins ihrer ſchönſten Triumffeſte.

Karl war glücklich in den Armen der ſanften **Richilde**, aber die Delikateſſe der Königin wurde ſorgfältig geſchont.

Der König lies ſeiner Gemalin nicht empfinden, daß eine andere ſein Herz beſas, und **Richilde** hielt alles ſo geheim, daß die Königin bis an ihr Ende nicht erfuhr, daß ihres Gemals Herz im Stillen für ihre Hofdame ſchlug. Sie glaubte ſich allein geliebt, und gieng mit dieſem Glauben in eine andere Welt über, wo ſie vielleicht mehr ſah, als auf Erden.

Der König liebte **Richilden** viel zu aufrichtig, als daß er nicht nach dem Tode ſeiner **Irmentrud** ihre Wechſelliebe hätte belohnen ſollen. Er reichte ihr die Hand. **Richilde** wurde Königin und ſeine Gemalin; und wir haben nicht Urſach an ihrer Dankbarkeit zu zweifeln.

IV.

Almafrede.

Von dem Könige **Hugo Capet** in Frankreich kann man nicht ſagen, daß er ſich beſonders viel aus den Damen gemacht und viele remarkable Liebeshändel beſtanden habe, aber ſein Sohn **Robert** auch nachher König, liebte und wurde wieder geliebt, ſtärker als ſein Vater.

Er hatte einen Günſtling **Hugo de Beauvais** genannt, der bei ſeinen Parthieen ſein Begleiter, der ſein Vertrauter und Rathgeber bei allen war, was er that und unternahm und ſeiner engſten Vertraulichkeit gewürdigt wurde. Wenn es erlaubt iſt, ſich des Ausdrucks zu bedienen, wenn ein großer Herr ins Spiel kömmt: ſie lebten wie **Brüder**, und hatten keine Geheimniſſe für einander. Daher kam es, daß **Hugo** Roberten auch kein Geheimniß aus einer

Liebſchaft machte, die er eben damals mit der ſchönen **Almafrede** *) der Tochter des **Grafen von Nogent** hatte, und die ihn ſo zu kirren wußte, daß er eben im Begriff war, ſie zu heuraten, **) als **Robert** ſie kennen zu lernen begehrte.

Hugo reiſte mit ihm nach **Nogent**. — **Robert** ſah das Fräulein, wurde entzückt, fand ſie angenehm, unterhaltend, reizend, liebenswürdig, liebte ſie, und wünſchte in dem Beſitz ihrer Liebe zu ſeyn. Das merkte

---

*) Andere nennen die Schöne, vielleicht richtiger, Amalfrede. Ich habe mich an die Benennung Almafrede deswegen gehalten, weil der Verfaſſer der Intrigues galantes de la Cour de France etc. Cologne 1695. ſie ſo nennt. Er hat ihr im Erſten Theil ſeiner Liebesgeſchichten, S. 70. 71. 72. einen kleinen Artikel gewidmet, und ſie Almafrede nach den Romanzen der Provenzalen genennt.

**) Im Jahr 996.

Hugo aber nicht eher, bis es ihm **Robert** ſelbſt ſagte, wiewohl es **Almafrede** gar wohl merkte; denn in dieſem Punkte ſind bekanntlich die Damen viel einſichtsvoller, als wir armen Männer.

Sie waren auf der Rückreiſe von **Nogent**. Schon waren ſie über eine Stunde geritten und **Robert** hatte ſehr wenig geſprochen, das konnte **Hugo** nicht ertragen.

Hugo. Prinz, ich befürchte —

Robert. Was?

Hugo. Ihr wollt ein Schüler des Pythagoras werden. Euer Stillſchweigen —

Robert. Das hat wahrhaftig einen andern Grund, als den, den du angiebſt.

Hugo. Und der wär?

Robert. Ich bin verliebt.

Hugo. Scherz bei Seite!

Robert. Ich ſcherze nicht.

Hugo. Ihr, verliebt?

Robert. So ſehr, als man es nur ſeyn kann.

Hugo. Und Ihr ſeyd ſo geheimnißvoll gegen mich! — Iſt es ſchon lange her, daß Ihr verliebt ſeyd?

Robert. Meine Liebe hat eine ſehr neue Exiſtenz. — Es iſt gar nicht lange her, daß ich verliebt bin, und daß ich noch nicht war.

Hugo. Ihr ſprecht ſehr räthſelhaft!

Robert. Wenn ich deutlicher ſpräch, würdeſt du ſehr erſtaunen.

Hugo. Erſtaunen?

Robert. Mich vielleicht haßen. —

Hugo. Haßen?

Robert. Und doch muß ich dir's geſtehen. Ach! Hugo! ich bin in deine Braut verliebt.

Hugo. Ihr ſeyd bei Laune! Ihr wollt mich eiferſüchtig machen.

Robert. Wenn ich ſcherze, wenn es nicht wahr iſt, was ich ſage, ſo will ich nie König werden.

Hugo. Nun! beim heiligen Georg! das iſt ſonderbar!

Robert. Biſt du mein Freund?

Hugo. Ich denke, das wißt Ihr ſo gut, wie ich.

Robert. Wirklich mein Freund?

Hugo. Wollt Ihr mir Beweiſe abfordern?

Robert. Tritt mir deine Braut ab.

Hugo. Treibt den Scherz nicht zu weit.

Robert. Bei meiner Ehre! ich ſcherze nicht.

Hugo. Ihr legt mir eine ſtarke Probe auf. Erlaßt ſie mir, es iſt beſſer für uns beide.

Robert. Ich bin unglücklich, wenn du mir Almafreden nicht abtreten kannſt.

Hugo. Aber, mein Gott! —

Robert. Sieh, ich will dich mit Schätzen und Gütern überhäufen, will dir alles geben, was du haben willſt, will deine kühnſten Forderungen willig befriedigen, und kann ich es jezt nicht thun, ſo werde ich es als König thun, — aber Almafreden tritt mir ab.

Hugo. Es wär wahrhaftig ein Meiſterſtück der Komplaiſanze, wenn ich das thät.

Robert. Und du willſt?

Hugo. Wenn Sie will — ſo —

Robert. Freund! — wir kehren nach Nogent um.

Hugo. Aber Almafrede —

Robert. Das iſt meine Sorge.

Hugo. Beim heiligen Georg! ſie hat Euch gewiß ſchon Hofnung gegeben?

Robert. Das eben nicht —

Hugo. Aber Ihr habt doch Anzeigen, daß es ihr nicht mißfallen wird, einen Kronprinz zum Liebhaber zu haben?

Robert. Ich denke! —

Hugo. O! ſo kehren wir um! beſſer jetzt, als wenn ſie mein Weib wär, und Euch lieber ſäh, als mich. Jetzt iſt die Sache noch ins Reine zu bringen, und allenfalls kann ich ſie vergeſſen, wenn ſie mich vergeſſen kann — alſo — fort nach Regent.

Nun ſage mir einer noch, daß Liebe ſtärker als Freundſchaft ſey! —

Sie kehrten um und kamen nach Regent zurück. — **Almafrede** konnte ſich die Urſach ihrer Rückkehr nicht erklären. — **Hugo** begab ſich mit ſeiner Herzgeliebten in ein Zimmer.

Hugo. Du liebſt mich?

Almafrede. Du fragſt noch?

Hugo. Liebſt mich ſo, daß du neben mir, keinen andern Mann lieben kannſt?

Almafrede. Wozu dieſe ſonderbare Frage?

Hugo. Beantworte ſie.

Almafrede. Ich liebe nur dich.

Hugo. Könnteſt du nicht auch den Kronprinz lieben?

Almafrede. Wenn ich dich nicht liebte —

Hugo. So liebe ihn!

Almafrede. Wie?

Hugo. Er liebt dich, er wünſcht von dir wieder geliebt zu werden, und ich bitte dich; — liebe ihn.

Almafrede. Hugo! womit hab' ich dieſe Kränkung verdient?

Hugo. Kränkung? — Ich müßte euch Weiber nicht kennen! — In deinen Herzen liegt der Keim der Möglichkeit, ihn zu lieben, und dort liegt auch der Wille und die That. — Hier iſt er ſelbſt.

Hugo verlies das Zimmer und **Robert** trat herein. **Almafrede** that, als wenn ſie böſe wär, aber ſie war es eigentlich nicht. Sie ſpielte die Spröde, aber blos um den Prinzen in einer Situation zu ſehen, die den Triumf der Weiber ſo ſehr vermehrt. Sie ſah Roberten zu ihren Füſſen, mit all ſeiner Stärke, in ſeiner größten Schwäche, und ergab ſich, als ſie ihn als bittenden Sklaven in ihrem Netze ſah.

Sie ſahen ſich nicht nur einmal, ſie ſahen ſich oft und **Robert** ſpielte nicht immer den bittenden Liebhaber.

Die Folgen ihrer Liebe und ihrer öftern Zuſammenkünfte wurden bald ſichtbar. **Almafrede** wurde Mutter eines Sohnes von **Robert**, der **Amaury** *) genennt wurde, ein Band, das den Vater immer mehr an die geliebte Mutter des Kindes kettete, das mit jedem Tage liebenswürdiger und ganz das Bild ſeiner ſchönen Mutter wurde.

Inzwiſchen mußte **Robert** nach dem Willen ſeines Vaters dem Staate und der Politik auch ein Opfer bringen, da er deren ſo viele der ſchönen **Almafrede** und der

---

*) Von ihm ſtammten die Grafen von Montfort ab.

Liebe gebracht hatte, und mußte sich mit **Luitgard** *) der Wittwe des Grafen von Flandern vermälen, die nichts weniger als schön war, und eine ziemliche Anzahl Jahre auf dem Nacken hatte. — Demungeachtet war sie eiferſüchtig, eben weil sie ſelbſt nicht mehr Anlaß zur Eiferſucht geben konnte, denn eins von beiden iſt immer der Fall bei den Weibern, und **Robert** mußte ſeine Verbindung mit Almafreden ſehr geheim halten. Das geſchah, und **Luitgard** ſtarb, ohne daß ſie Licht in dieſer Sache bekam.

Nach ihrem Tode ſah ſich **Robert**, troß ſeiner fortdauernden Anhänglichkeit gegen Almafreden, nach einer zweiten Gemahlin um, und reichte ihr ſeine Hand. Dieſe war **Bertha** die Schweſter des Königs

---

*) Der Verfaſſer des angeführten Buchs: Intrigues galantes etc. ſchreibt ihren Namen Leutgard. Ich bin hier andern Hiſtorikern gefolgt.

Raoul des Faulen, (oder **Trägen**) in Burgund, auch eine Wittwe, **Eudes I.** eines **Grafen von Chartres**, eine Dame, die ſchöner, aber nicht reicher als ſeine erſte Gemalin, und nicht um die Hälfte ſo ſchön, wie **Almafrede** war, ob ſie gleich eben ſo zärtlich, wie dieſe geweſen ſeyn ſoll.

Sie waren kaum vermält, als von **Rom** aus, ein ſchreckliches Gewitter ſich über ihrem Ehehorizont zuſammenzog, und unter Papſt **Silveſters II.** Direktion unmittelbar mit den Schwefelqualen der Exkommunikation in die Ehefreuden einſchlug; und das zwar deswegen, weil **Bertha** eine Blutsverwandte von **Robert** war, und dieſer bei Sr. Heiligkeit nicht um Diſpenſation und Erlaubniß nachgeſucht hatte, ſich mit ſeiner ſo naheverwandten Nichte, auf Unkoſten des Heil. Eheſtandes, vergnügen zu dürfen.

Robert mokirte ſich anfangs ſehr darüber, daß der Papſt ihn in den Kirchenbann mit ſo vielfachen Malediktionen gethan hatte, meinte, er hätte ſeine Zeit wohl beſſer anwenden können, und verlachte ſeine Bemühungen und ſeinen Zorn.

Das päpſtliche Interdikt in der Hand, kam er in das Zimmer ſeiner Ehehälfte.

Robert. Hier, lies und erſtaune.

Bertha. Mein Kind, du weißt ja, daß ich nicht leſen kann. *)

---

*) Das darf meinen Leſerinnen nicht auffallen; die größten Herren konnten damals kaum ihren Namen durch ein Blech kritzeln, in welches derſelbe eingeſchnitten war, und bis zum Leſen, brachten es die wenigſten. Leſen und Schreiben galt damals oft noch vor Gelehrſamkeit, und ein heutiger Kanzliſt, hätte damals vor ein Licht des Vielwiſſens gegolten. Dieſe Gelehrſamkeit, war in die Klöſter verbannt, wo die Mönche Meſſen laſen von welchen ſie oft auch keine Silbe verſtunden, und die Mehrgelehrten Urkunden aufſetzten, die Kaiſer und Könige mit ihren

Robert. Nun, ſo will ich dir ſagen, daß es Sr. Heiligkeit eingefallen iſt, uns zu verbieten, uns nicht ehelicherweiſe lieb zu haben, weil wir Blutsfreunde ſind.

Bertha.

---

ihren Siegeln zur Giltigkeit ſtempelten. Es war alſo kein Wunder, wenn Damen nicht leſen konnten, die damals nicht ſo elegant, wie zu unſern Zeiten, erzogen wurden. Oft mußten die Beichtväter Liebesbriefe für ihre hohen Beichtkinder ſchreiben, und dieſe mußten ſich auf Treu und Glauben die Antworten darauf vorleſen laßen. In dieſen traurigen Fall werden heutiges Tags die Weiber von Erziehung ſchwerlich kommen; und in dieſer Rückſicht hat das ſchöne Geſchlecht in unſerm aufgeklärten Zeitalter, einen großen Vorzug vor ihren Mitſchweſtern jener finſtern Jahrhunderte, wo die Damen zwar eben ſo ſehr, und eben ſo gut wie jetzt, aber doch nicht mit ſo viel Methode, wie jetzt, liebten.

Bertha. Du mein Gott! was kann die Blutsfreundſchaft dazu?

Robert. Und ich bin wegen dem Schritt, den ich mit dir zum Traualtar gethan habe, förmlich exkommunizirt worden.

Bertha. Ach! das Unglück!

Robert. Die Exkommunikation ſoll nicht eher aufgehoben werden, bis ich dich wieder von mir gelaßen habe. Das iſt nun vor der Hand mir nicht möglich —

Bertha. Aber exkommunizirt zu ſeyn! —

Robert. Kann ich deswegen weniger lieben als zuvor?

Bertha. Aber die Folgen —

Robert. Ich fürchte keine Folgen. Ich lache des Interdikts.

Bertha. Das thu doch ja nicht! Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, im Kirchenbann zu ſeyn.

Robert lachte nur ſo lange, als es möglich war, zu lachen, als er aber den traurigen Efekt der Exkommunikation ſah, hörte er auf zu lachen. Kaum wurde bekannt, daß er ſich im Kirchenbann befand, als jedermann ſeine Geſellſchaft floh, und ſelbſt Bertha, von ihrem Beichtvater mit ewiger Qual bedroht, ſich ſeinen Umarmungen entzog. Roberts Hof wurde eine Einöde und ſeine Günſtlinge waren insgeſamt krank, wenn er ſie zu ſich rufen lies. Kaum drei Diener blieben um ihn, und dieſe warfen ihm die Speißen vor, wie man ſie den Hunden vorwirft. Niemand wollte mit ihm eſſen, niemand leerte einerlei Becher mit ihm. Gieng er auf die Jagd, ſo gieng er allein, machte er einen Spaziergang, ſo flohen die Menſchen vor ihm, wie vor einen Auſſätzigen, und wenn er ſich blicken lies, lief alles davon, als wenn eine Hyäne käm. Die Mönche ſchilderten ihn mündlich und ſchriftlich,*)

---

*) Von dem Romane: Robert le diable, den die Mönche, wie dieſe Herren damals zu thun pflegten, im Ausbruch der bitterſten

wie einen Teufel; Nogent war für ihn verſchloßen, und **Almafrede**, die ſich indeßen der Gegenwart **Hugo's** erfreute, blieb ſeinen Augen, wie der Phönix den Augen der Naturforſcher, unſichtbar.

Den Zuſtand konnte er nicht ertragen, er mußte ſich alſo auf den Weg machen, zog nach **Rom** und bat den heiligen Vater um Aufhebung des Kirchenbanns, deßen ſchreckliche Folgen er jezt erfuhr. **Silveſter** II. war ſo gnädig, ihn nach vielen Bitten und Geſchenken, zum Heil ſeines exkommunizirten Daſeyns, zu abſolviren, aber ſeine eheliche Verbindung mit **Bertha** wurde getrennt.

Als er nun wieder kam in ſein Land, und des Bannes entledigt war, kamen alle ſeine Hofleute, Diener und Anverwandte wieder zu ihm, **Almafrede** war ſeinen Au-

---

terſten Galle zuſammenſchrieben, wollen wir den Leſern anderswo Rechenſchaft geben.

gen wieder ſichtbar, **Hugo** war kurirt, und Roberts Vater ſchlug ſeinem Sohne eine dritte Vermählung mit **Konſtanze**, der Tochter **Wilhelms** des **Grafen von Arles**, und der Schweſter des **Grafen Fulko von Ajou**, vor, die denn auch vollzogen wurde.

Endlich ſtarb Roberts Vater und er kam zur Regierung. — Sogleich war er darauf bedacht ſeinen Günſtling **Hugo** für die große Aufopferung, welche er ihm dargebracht hatte, zu belohnen. Dies geſchah auch. **Hugo** wurde Oberrichter, Pfalzgraf ſeines Pallaſtes, Oberhofmeiſter, und ſein erſter Miniſter.

Hugo, der nun auch zugleich Maitre de plaiſirs ſeines Königs war, ſtellte zu **Nogent** viele Luſtparthieen an, bei denen **Almafrede** als Königin der Feſte, ſehr hervorſtechend glänzte. Der König liebte ſie immer ſehr herzlich und **Hugo** hatte nicht Urſach ſich über ihre Strenge zu beklagen, oder ſeine freundſchaftliche Aufopferung zu bereuen.

Eine vorgebliche Unpäßlichkeit hielt ihn einſt einige Tage zu Nogent zurück, als der König ſchon wieder in die Reſidenz und in die Arme ſeiner Gemalin geeilt war. Almafrede wartete ihren erſten Liebhaber ſehr ſorgfältig, und beide bedienten ſich der ſchönen Gelegenheit, ſich ohne Zeugen zu ſehen, ſehr vortheilhaft.

Hugo. Ich denke, wir befinden uns wohl.

Almafrede. Das denke ich auch.

Hugo. Und wir würden uns ſchwerlich ſo wohl befinden, wenn ich den Bitten des Königs nicht nachgegeben hätte.

Almafrede. In der That, ich hätte dich haſſen können, wenn Du es nicht gethan hätteſt.

Hugo. Ich wär ein ſehr großer Narr geweſen, wenn ich mich hätte weigern wollen, unſer Glück zu befeſtigen.

Almafrede. Bleib nur immer ſo klug, wie Du warſt, und nimm Dich beſonders zuſammen, wenn der König hier iſt. Eiferſucht könnte alles verderben.

Hugo. Ich liege nicht an dieſer Krankheit, und der König glaubt, die Schweſter des Grafen von Mallebois habe mein Herz gefeſſelt.

Almafrede. Scharmant!

Hugo. Ich ſage dem Aeſchen zuweilen etwas Artiges vor, wenn ich merke, daß es der König hören kann, und er glaubt, ſo gut wie ſie ſelbſt, ich ſey zum Sterben in die Wachspuppe verliebt.

Almafrede. Daran thun ſie beide ſehr wohl! — Aber ich fürchte Konſtanzen —

Hugo. Sey ohne Furcht; mit ihren polirten Sentiments, wird ſie ſich nie die Herrſchaft über des Königs Herz erwerben, das Du durch ganz andere Mittel im Beſitz genommen haſt.

Almafrede. Aber der Reiz der Neuheit —

Hugo. Hat dir bisher noch keinen Abbruch gethan, und für die Folge weißt Du ſelbſt zu ſorgen.

Sie machten neue Plane, und Hugo kehrte zum König zurück, der die Zeit ſeiner Rückkehr kaum erwarten konnte. — Hugo trat in des Königs Zimmer.

Robert. Tauſendmal willkommen! — Wärſt du heute nicht gekommen, morgen wär ich in Nogent geweſen, und, krank oder nicht, Du hätteſt mit mir zurück reiſen müßen. Mein Leben iſt ein ſchwerer Traum, wenn Du nicht bei mir biſt. — Was bringſt Du mit?

Hugo. Tauſend Grüße von Almafreden —

Robert. Und nicht Einen Kuß?

Hugo. Almafrede iſt gegen mich ſehr haushälteriſch mit den Küſſen, ſie ſpart ſie alle für Euch auf.

Robert. Die gute Seele!

Hugo. Sie winſelt im Schloſſe herum, daß es ein Jammer iſt.

Robert. Was fehlt ihr?

Hugo. Könnt Ihr noch fragen? was ihr immer fehlt, wenn Ihr nicht bei ihr ſeyd: Eure Gegenwart.

Robert. Dieſes zärtliche Verlangen macht mich glüklich. Ich will ihre Sehnſucht ſtillen. Mach Anſtalt zu einer Jagdparthie, ich muß ſie ſprechen.

Hugo. Daß ich ihr doch das mit tauſend Stimmen zurufen könnte!

Robert. Ich will ſie überraſchen, und wenn ſie allein in trüber Schwermut bei dem Kleinen ſitzt, will ich mich ihr nahen, und Heiterkeit auf ihre Stirn küßen. — Ich muß ſie ſehen — mach Anſtalt zur Jagd.

Die Königin hatte ſchon lange einen innerlichen Zorn auf Hugo, von dem ſie wußte, daß er ihres Gemals verliebte Ausſchweifungen begünſtigte. Jetzt vernahm ſie, daß es auf die Jagd gehen ſollte, eilte zu ihrem Gemal, und bat, ihn begleiten zu dürfen.

Der König konnte ihr ihr Geſuch nicht wohl abſchlagen, er ſagte ihr; daß er ſich herzlich freuen würde, in ihrer Geſellſchaft auf die Jagd zu gehen, und gab ſeinem Günſtling Befehl, Konſtanzen nicht aus den Augen zu laßen.

Der Zug gieng nach dem Forſt. **Hugo** blieb der Königin zur Seite, und der König verlor ſich bald aus der Geſellſchaft, um in **Nogent** glücklicher, als auf der Jagd zu ſeyn.

Es wurde gejagt. Der Abend nahte ſich, die Jagdhörner ertönten zur Rückkehr, alle Jäger und Jägerinnen verſammelten ſich an dem beſtimmten Orte, nur der König kam nicht. Man harrte lange, aber er kam nicht, und doch gieng die Sonne ſchon unter.

Die Königin lehnte ſich an eine Eiche und ſpielte mit ihrem Jagdſpies. Die Hofleute flüſterten einander mancherlei zu, und die Damen wünſchten, daheim zu ſeyn. Hugo gieng umher und ſuchte ſeine Verlegenheit, in die ihn der König wegen ſeines langen Auſſenbleibens verſetzte, mit allerlei erzählten Bon mots und Geſchichtchen zu verbergen, über die er mehrentheils zuerſt ſelbſt lachte.

So oft er lachte, verzog die Königin das Geſicht und konnte ihren innerlichen Grimm kaum verbergen.

Je verlegener Hugo wurde, je lauter wurde er. Das Ziſcheln der Hofleute wurde ſtärker und die Damen — gähnten.

Konſtanze. Hugo!

Hugo. Meine Königin?

Konſtanze. Wo bleibt der König?

Hugo. Er jagt mit zu viel Leidenſchaft und verfolgt ein Thier oft weiter, als er ſollte. Er hat vermuthlich die Spur —

Konſtanze. Nach Nogent gefunden?

Hugo. Dort iſt kein beträchtlicher Forſt.

Konſtanze. Aber ein Thiergarten —

Hugo. Das ich nicht wüßte.

Konſtanze. Man füttert ja etwas dort, das einem Meerwunder ziemlich ähnlich ſehen ſoll.

Hugo. Auſſer dem Schloßgraben wüßte ich nicht einmal einen beträchtlichen Teich zu Nogent, auf welchem ein Waſſergeſchöpf leben könnte.

Konſtanze. Es giebt Amphibien —

Hugo. Ja — Fröſche, zum Beiſpiel —

Konſtanze. Und Krokodille —

Hugo. Auch! wie ich von den Kreuzbrüdern gehört habe.

Konſtanze. Es ſollen falſche Kreaturen ſeyn.

Hugo. Immer möglich!

Konſtanze. Giebt's nicht auch Sperlinge in Nogent?

Hugo. In Menge!

Konſtanze. Und Bulerinnen?

Hugo. Die giebt's wohl allenthalben.

Konſtanze. Ihr ſaht ja einmal, wie man mir geſagt hat, die Beſitzerin von Nogent gern?

Hugo. Es war einmal eine Zeit — ja!

Konſtanze. Und warum jetzt nicht mehr?

Hugo. Man bleibt ſich nicht immer gleich.

Konſtanze. Ihr ſeyd ein ſehr gefälliger Mann! ſchickt doch einen Boten nach Nogent, und laßt dem König ſagen, es ſey Zeit aufzubrechen.

Hugo. Wahrhaftig! ich glaube der Bote könnte mich eher beim heiligen Grabe, als den König in Nogent finden.

Konſtanze. Ihr ſcherzt zur Unzeit mit Eurer Königin.

Hugo. Sollte ich das Unglück haben meiner Königin zu mißfallen, ich würde untröſtlich ſeyn.

Konſtanze. Heuchler! — Sagt, wo iſt der König?

Hugo. Das weis ich nicht.

Konſtanze. Iſt er nicht in Nogent?

Hugo. Eher will ich glauben, daß der Alkoran das fünfte Evangelium iſt.

Konſtanze. Daß Ihr es wißt — ich weis alles.

Hugo. Ich weis nichts.

Konſtanze. Der Zug ſoll aufbrechen. Der König wird ſchon nachkommen. Meint Ihr nicht?

Hugo. Sein Herz kennt den Weg zu ſeiner geliebten Gemalin.

Konſtanze. Das ſprach Hugo, der feine Herzenskenner ſeines Königs!

Die Königin wendete ſich weg, beſtieg ihren Zelter *) und der Jagdzug gieng ohne den König nach der Stadt zurück.

Um Mitternacht warf ſich Hugo auf ſein Roß und eilte nach Nogent, wo der König ſich wohl befand.

Die Königin ſandte einen getreuen Diener zu ihrem Bruder, lies ihm alles wißen, was ihr Herz kränkte und bat um ſeinen Beiſtand.

Fulko nahm die Klagen und Beſchwerden ſeiner Schweſter zu Herzen und lies ihr ſagen, daß er ihr einige Leute ſenden werde, die von allen unterrichtet, ihre Befehle

---

*) d. i. ein Schimmel. Auf ſolchen Pferden ritten die Damen der Ritterzeiten.

fehle vollziehen ſollten, und deren Schwerder ihr gegen den falſchen Günſtling des Königs dienen würden.

Der König hatte ſich lange zu Nogent aufgehalten, und traf ſeine Gemalin in heftiger Bewegung an.

Konſtanze. Der König vergißt, daß er mein Gemal iſt.

Robert. Nie!

Konſtanze. Er flieht mich —

Robert. Wie wär er bei Euch?

Konſtanze. Und wie lange? Eine Stimme lockt ihn aus meinen Armen, die Stimme eines Weibes, die er mehr liebt als ſeine Gattin.

Robert. Chimären!

Konſtanze. Wo wart Ihr?

Robert. In meinem Lande.

Konſtanze. Solche Antworten verdienen Königinnen, verdienen Gemalinnen nicht, die ihren Gemal ſo zärtlich lieben, wie ich Euch liebe. Daher kömmt meine Beſorgniß. Liebte ich Euch weniger, ich würde nichts nach Eurer Abweſenheit fragen. Aber mein Herz kennt ſeine Pflichten.

Robert. Sag mir doch Hugo, wie ſtehts um unſer Turnier?

Hugo. Es iſt auf übermorgen ausgeſchrieben.

Robert. Ihr, meine theuerſte Gemalin, werdet die Preisaustheilerinnen wählen, und lieb wär es mir, wenn ihr ſelbſt den erſten Dank*) des Turniers vergeben wolltet.

Der Tag des Turniers kam. Zu demſelben waren zwölf Ritter gekommen, die Fulko ſeiner Schweſter ſandte. Sie ſprachen

---

*) S. die erſte Anmerk. S. 187. des II. Th. dieſer Skizzen a. d. Leben galanter Damen.

chen mit der Königin, vernahmen ihren Willen, und ſchwuren ihr Treue und Ergebenheit.

Hundert und etliche Helme *) zogen in die Schranken, und das Turnier nahm ſeinen Anfang.

Hugo erſchien in himmelblauer Rüſtung auf der Bahn. Blau und Silber waren ſeine Decken, ſeine Schärpe, ſein Wehrgehäng; die Livreen ſeiner Knappen und ſein Helmbuſch waren blau und weiß. Das war die Farbe der artigen **Emma**, der Schweſter des Grafen von Mallebois. Durch dieſes öfentliche Bekenntniß täuſchte er den König wegen Almafreden, und erfüllte

---

*) Das heiſt in der Turnier- und Ritter-Sprache: Ritter. — Ueber die andern vorkommenden Wörter und Gebräuche beim Turnier, ſiehe im II. Th. dieſer Skizzen ꝛc. ꝛc. die Anmerkungen Seite 182. 185. 186. 187. und im I. Th. S. 243. 244. 245. nach.

füllte Emmas Herz mit Entzücken. In ſeinem Schilde führte er das verſchleierte Geſicht einer Dame, mit der Innſchrift:

Ich kenne ſie.

Almafrede kam nicht zu dem Turnier.

Der erſte Ritter der Bahn war **Odier** mit dem Beinamen **der Starke, Graf von Chalons**, ein Mann, der des ritterlichen Kampfes wohl erfahren und an Stärke allen ſeinen Gegnern hier überlegen war. Er führte Lanze und Schwerd mit gleicher Geſchicklichkeit, und ſprang, wenn er ſein Roß beſtieg, ohne Bügel *) in den Sattel.

---

*) Es war ein groſſer Beweis von Stärke, wenn ein Ritter in voller Rüſtung ſich, ohne ſich der Bügel zu bedienen, zu Roſſe ſchwingen konnte. Die alten Ritterbücher gedenken ſolcher Vorfälle, als Seltenheiten. Daher ſagt auch der alte

Er warf zwanzig Ritter ab. Der erſte Dank des Turniers wurde ihm zuerkannt, und er zog ſich von der Bahn mit viel Ehre und Grosmuth zurück.

Hugo erkämpfte den zweiten Dank, und Hegewart, ein ſchottiſcher Ritter, erhielt den dritten Preis im hohen Zeuge.

Den

Dichter Eyring im III. Th. ſeiner teutſchen Sprüchwörter S. 281.

"Drumb wer ein dapfer That verbringt,
Ohn Steigreiff in den Sattel ſpringt,
Welches nichten ein jeder kann,
Ohn daß Wolf Dietrich hat gethan,
Wie man in einem Liedlein ſchon
Geſungen hat in ſüſſem Thon:

Ohn Steigereiff der freye
Do in den Sattel ſprangk,
Des ſagt die ſchön Ameye
Ihme gar groſen Dank

Welches man ſonſt von keim Helden liſt,
Dennoch von eim zu vnſer Friſt,

Von

Den erſten Dank vergab die Königin von Burgund, den zweiten Konſtanze, den dritten, die vermeinte artige Ameye*) Hugo's **Emma.**

Die Königin war auſſerordentlich verdrieslich, daß ſie ihren Dank dem Manne reichen mußte, den ſie als ihren größten Feind ewigen Haß und ſeinen Untergang

Von Braunſchweig Herzog Heinrich
gnent,
Der ſolchen Sprungk auch vollendt,
Welches in dem Jahr nach Chriſto
geſchehn,
Tauſend, fünffhundert vnd dann zehn.“

Ueberhaupt war ein ſolcher Ritterſprung etwas mehr als der Sprung eines Pläſants heutzutage, zu Pferde, und wär er auch noch ſo ſehr im Voltigiren geübt.

---

*) Wirklich ein gar liebes, angenehmes Wort, ſtatt: Geliebte. Dieſes ſüſſe Wort verdiente ſeines Wohlklanges wegen, beſon-

geſchworen hatte, und Hugo nahm ihn mit einer Art von Triumf aus ihrer Hand, die die Flamme ihres Zorns noch heftiger anfachte.

Sein Tod war beſchloßen, und er fiel von den Schwerdten der der Königin ergebenen Ritter, als er ſich einſt auf der Jagd verritten hatte.

Der König war auſſer ſich, als er die Nachricht von dem Tode ſeines Günſtlings erfuhr. Er ſetzte Preiſe auf die Entdeckung der Mörder, aber er konnte ſie nie ertheilen,

ders von unſern Dichtern wieder aufgenommen zu werden. Wie ſchön klingt es nicht, zu hören:

Ewig dein,
will ich ſeyn,
freundliche Ameye mein!

Es liegt ſo viel Trauliches, Angenehmes in dem Worte, das ſich beſſer empfinden, als beſchreiben läßt.

len, um den Tod ſeines Favoritten zu rächen. Endlich brachte er ſo viel heraus, daß die Königin ihre Hand im Spiele gehabt hatte. Er zitterte vor gleicher Rache an ſeiner eigenen Perſon, und Almafredens Stern gieng mit Hugo's Tode unter.

Gram und Aerger trieb ſie in ein Kloſter, wo ſie den Schleier nahm und den Himmel um Vergebung ihrer Sünden anflehte.

Fulko bekam Gewiſſensangſt, und machte ſich bittere Vorwürfe über den veranſtalteten Meuchelmord. In einer Art von Verzweiflung nahm er das Kreuz, und gieng, ſich ſelbſt eine Strafe zu Büßung ſeiner Schuld auferlegend, mit Gottfrieds von Bouillon Heere nach dem heiligen Lande. Einen Strick um den Hals, ein Kreuz hinter ſich herſchleppend, zog er, indem er ſich oft blutig geiſſelte, dem Heere nach, und ſchrie beſtändig mit lauter Stimme, im

Tone des innerſten Schmerzes: „Ach! Gott und Herr! erbarme dich des Unglücklichen, des großen Sünders Fulko, der ein Mörder iſt, und deine Barmherzigkeit anfleht, ihm ſeine Miſſethaten zu vergeben!“

V.

Gabriele von Eſtrées.

Gabriele von Eſtrees, der man, einige meinen aus Gefälligkeit für den Geſchmack ihres königlichen Liebhabers, andere ſagen aber, als einen verdienten Tribut ihrer Reize, *) den Beinamen: **die Schöne**, gab, war die Tochter des Marſchalls **Jean von Eſtrees, Marquis von Coeurtes**, und der **Franziska Babou de la Bourdaiſiere**, die ſie in einem Kloſter erziehen ließen.

Sie hatte kaum dieſen keuſchen Frauenzwinger verlaßen, und erſchien in der Welt, als ſie der Gegenſtand des Neids der Damen, und der Liebe aller Männer wurde.

---

*) Man findet unter andern etwas im II. Th. der Vies des Femmes illuſtres de la France, darüber.

Jedes männliche Weſen huldigte ihren Reizen, und jedes Weib fand, daß das Katzengeſicht ohne Urſach ſtolz gemacht wurde. Wie das nun ſo damals gieng, und wie es noch immer zu gehen pflegt.

"**Gabriele von Eſtrees** ſoll ſchön ſeyn!"

"Hm! — je nun, ja! — wie man's nimmt! — 's kömmt auf den Liebhaber an! — Begriffe von Schönheit ſind relativ! — über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten! — — Häßlich iſt ſie eben nicht, ſo viel weis ich aber, daß ich, wenn ich ein Mann wär, ſie weder ſchön noch liebenswürdig finden könnte."

"Sie ſoll ſehr ſchöne Augen haben" —

"Blaue, ſchmachtende Kügelchen, ohne Feuer, wie die Nachtlampen ohne Ausdruck, wie der Mondenſchein."

"Eine Haut von blendender Weiße" —

"Ganz kalkartig!"

"Gelocktes, ſchwarzes Haar" —

"Nicht ganz gleich. An einigen Orten iſts braun, an andern fällt's ins Röthliche" —

"Kleine Füße" —

"Drum geht ſie auch, wie lahm!" —

"Eine ſchöne Hand" —

"Wie ein Roßmarien Stengel!"

"Einen ſchönen Buſen" —

"Auf dem Dorfe ſieht man ſie noch ſtärker an den Bauerdirnen."

"Uebrigens ſoll ſie viel Witz haben."

"Sie iſt ſehr naſeweis!"

"Eine ungemeine Lebhaftigkeit" —

"Sie ſpringt herum, wie ein Bauermenſch."

"Sie ſoll ſchön tanzen" —

"Ja! vortreflich! ſie hüpft umher, wie ein Elſter."

"Und wenn ſie ſingt" —

"Glaubt man das kreiſchende: Reſveillez vous bonnes gens etc. des Nachtwächters zu hören." u. ſ. w.

Genug, Gabriele fand, aller weiblichen Kritik ungeachtet, Bewunderer, Anbeter, Liebhaber unter den Männern, und unter den Weibern ſuchte man damals ſo etwas noch nicht mit ſoviel Aufklärung und Geſchmack, wie heutigestags — in Frankreich.

Schmachtend lagen die Herren zu Duzzenden zu ihren Füſſen, ſeufzten, klagten, weinten oder ſcherzten, wie es ihre Temperamente mit ſich brachten.

Einige ſtellten ihr zu Gefallen Luſtparthieen an, andere klagten dem Monde ihre Leiden. Einige machten Spekulation auf Bällen, andere auf Gräbern. Einige beſangen ſie, andere brachen ſich ihr zu Liebe die Hälſe, oder zerhackten ihre Degenklingen auf Unkoſten ihrer unſchuldigen Knochen.

Der Ruf von ihrer Schönheit ſchwang, wie ein geflügelter Eilbote, ſich über das ganze Land, und kam bald dem ſtattlichen Könige **Heinrich** IV. durch den **Duk de Bellegarde** beſonders ihren erklärten Liebhaber, zu Ohren, der immer gern bei der Hand war, wenn's etwas zu erobern gab, es mochten nun Städte oder Damenherzen ſeyn.

Er ſchickte ihr einen Ritter zu, und lies ihr ſagen: "Da der Ruf ſo viel von ihren Reizen, von ihrem Geiſte und von der Vortreflichkeit ihres Leibes und ihrer Seele ſage; ſo müße er ihr zu erkennen geben, daß er ſie lieben werde."

Der Name dieſes Emiſſars iſt nicht bekannt, aber ein erfahrner Praktikus mag er wohl geweſen ſeyn, denn der Herr Papa hütete ſein Töchterlein auf dem Schloſſe **Côuvres** ſehr ſorgſam, und lies nicht leicht ſolche Vögel ein, wie der einer war, der Gabrielen des Königs Liebesliedchen vorſang. Alſo mag's der Vorſänger wohl gar ſchlau

angeſanangefangen haben, ſein aufgetragenes Geſchäft zu betreiben.

Der König verlies ſeine Armee, *) die eben dem Prinzen von Parma nachſetzte und legte ſeinen erſten Beſuch bei Gabrielen ab. Um aber ihrem Vater keine Unruhe zu erwecken, begnügte er ſich, wie der Pere Mathieu ſagt:

"Brod und Butter blos an der Thür "zu nehmen, dann wieder ſein Roß zu be"ſteigen, und der Schönen ins Ohr zu lis"peln: er ſetze dem Feinde nach, und ſie "ſolle bald erfahren, was er ihr zu Liebe "gethan habe."

Der Prinz war munter, das gefiel Gabrielen; er ſcherzte gern ein wenig ungezwungen, das behagte ihr; er war ein Prinz, das war ihr lieb, und der Kronenglanz umlagerte mit zauberiſchen Schimmer ihr Herz.

Er

---

*) Im November 1590.

Er beſuchte ſie eine geraume Zeit heimlich; endlich aber machte er ſeine Liebe zu ihr öfentlich bekannt, und lies ſie nach Saint=Quentin kommen.*)

Ganz mit ihr beſchäftigt, allein in den Vollgenuß ihrer Reitze verſunken, blieb er die ganze Zeit bei ihr, ſo lange ſeine Armee Corbie belagerte.

Endlich riß ihn die Gefahr der Stadt Rouen aus ſeinen verliebten Träumen; er war in dem Treffen bei Aumale in groſſer Gefahr, hatte aber doch das Glück, mit einer einzigen Wunde davon zu kommen.

Gabriele ſah vorher, daß nach ihres Liebhabers Tode, eben nicht das reizendſte Schickſal ihrer harrte, und bat ihn oft, ſich nicht zu ſehr in Gefahr zu begeben, aber er kannte keine Gefahr, und war oft durch die feindlichen Wachen geritten, wenn er verkleidet zu ihr kam, in ihren Armen eine angenehme Nacht zu haben.

---

*) Im Jahr 1591.

Dabei litt denn wirklich zuweilen ſein Ruhm und ſein Name, *) aber mit dem Glanz der edelſten Thaten, verwiſchte er all die Flecken wieder, die ſeine Ehre zu verdunkeln ſuchten.

Heinrich blieb lange zu **Rompiegne** bei ihr, und **Gabriele**, die den Wunſch in ihrer Seele nährte, den Thron ihres Liebhabers, ſo wie ſein Herz, zu beſitzen, redete ihm unabläßig zu, die katholiſche Religion anzunehmen. Der König hielt ihr in dieſem Punkt immer Widerrede, ja er ſchrieb ihr, als er ſich endlich doch noch entſchließen mußte, dieſen Schritt zu thun, noch drei Tage vorher:

---

*) Als z. B. der Herzog von Parma bei Raudebeck über die Saine gegangen war, hätte es die Klugheit erfordert ihm nachzuſetzen, aber der König folgte lieber des Marſchalls Biron Rath, und gieng nach der Pikkardie, wo ſich kein Feind, aber ſeine Geliebte, befand.

"Auf den Sonntag wird der gefährliche Sprung geſchehen; *) jetzt, da ich Dir "dieſes ſchreibe, liegen mir wohl hundert "verdrüßliche Geſchöpfe überm Hals, die "mir **St. Denis** eben ſo verhaßt machen, "als Dir es **Mante** iſt."

Nun beſuchte der König unterſchiedliche Städte ſeines Reichs, und lies ſich weihen.**) Dieſen Zeitpunkt ſuchte Gabrielens Vater ***) zu benutzen, und zwang ſeine Tochter zu einer ehelichen Verbindung mit Ni-

---

*) Es war der 25. Julius 1593. als er in der Kirche zu St. Denis die proteſtantiſche Religion abſchwor.

**) Zu Chartres im Jahr 1594.

***) Gabrielens Mutter bekümmerte ſich gar nicht um ihre Tochter. Sie ſelbſt war aus Liebe von ihrem Manne gegangen, und lebte mit dem Marquis d'Allegre, im offenbaren Konkubinat, in Auvergne, wo ſie bei einem Auflauf des Pöbels, auch endlich ihren Tod fand.

kolaus d'Amerval, Erbherrn auf Liankourt.

Gabriele, der der König Hülfe verſprochen hatte, lies ſich ihren Gemal nicht zu nahe kommen. Im eigentlichſten Verſtande wurde ihre Ehe nie vollzogen, Heinrich kam endlich, nahm ſie von ihrem Gemal weg, (was aus ihm wurde, weis man nicht) und ſie folgte dem Könige, der eben damals Chartres belagerte.

Er lies ihre Tante, die Frau von Sourdis, ins Lager kommen, und machte ſie zu ihrer Hofmeiſterin.

Die liebe Tante war in der Wiſſenſchaft der Galanterie ungemein erfahren, theilte ihrer Nichte einen ſo guten Unterricht mit, daß dieſe den erlauchten Liebhaber immer mehr an ſich feſſelte, und wußte ſich ſo gut beim König einzuſchmeicheln, daß er ihrem Manne die Statthalterſchaft von Chartres zuſicherte.

Der König lebte nun ganz für Gabrielen, die kurz darauf ſo ſehr, auch ſogar in ſeine politiſchen Angelegenheiten verwickelt wurde, daß er ihr Sitz und Stimme in ſeinem Staatsrathe einräumte.

Seine Liebe zu Gabrielen machte ihn, wozu es ihr beliebte, er that alles für ſeine Geliebte, und wurde ſo gar aus Liebe zu ihr, — was ſchon ſo mancher Mann, ohne daß er ſelbſt wußte, wie, wurde — ein Dichter,*) ſo ſehr man es in einer ſolchen Lage nur immer werden kann.

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier ein paar Liebeslieder des Königs mitzutheilen, die noch zuweilen in Frankreich ſehr kourant ſind. Das eine Lied, des von der Liebe inſpirirten königlichen Dichters, iſt:

Charmante Gabrielle,
Percés de mille dards,
Quand la Gloire m'appelle
Sous les Drapeaux de Mars:

Gabriele liebte insgeheim noch immer ihren erſten Liebhaber den Duk de Bellegarde, nach der Regel eines alten teutſchen Dichters, welcher ſingt:

Weibervolk pflegt insgemein
erſten Bulen hold zu ſeyn,

und gab ihm, ohne daß der König etwas merkte, oft die ſtärkſten Beweiſe ihrer Liebe. Endlich bekam der König Verdacht, aber ſie wußte

Cruelle Departie!
Malheureux Jour!
Que ne ſuis-je ſans vie,
Ou ſans amour!

Bel aſtre que je quitte,
Ah! cruel ſouvenir!
Ma douleur ſ'en irrite —
Vous revoir ou mourir!
Cruelle Departie etc.

Partagez ma couronne,
Le prix de ma valeur;
Je la tiens de Bellonne,
Tenez la de mon coeur.
Cruelle Departie etc.

Je

wußte ihn ſo einzunehmen, ihm ſeinen Verdacht ſo geſchickt auszureden, daß er ſeinen Argwohn gleich wieder fahren lies.

Kaum hatte ſie ihn beruhigt, ſo war Bellegarde in Geheim wieder ſo glücklich, wie zuvor, und der König bekam Stof zu neuem Argwohn. Ein Ungefähr hätte ihn

Je veux, que mes Trompettes,
Mes ſifres, les Echos
A tous momens repetent
Ces doux et triſtes mots:
Cruelle Departie etc.

Das andere iſt, glaube ich, in Teutſchland bekannter, als das erſtere, wenigſtens hat man eine Ueberſetzung davon, und der Melodie deſſelben vielfach andern Text untergelegt.

Viens, Aurore;
Je t'implore:
Je ſuis gai, quand je te vois.
La Bergere,
Qui m'eſt chere,
Eſt vermeille comme toi.

bald ganz und gar von der Untreue ſeiner Geliebten überzeugt.

Der König reiſte einſt zu Ausführung eines Entwurfs eilig weg. Die koſtbaren Augenblicke ſeiner Abweſenheit ſuchten die Geliebten zu benutzen, und **Bellegarde** wurde

De roſée
Arroſée
La roſe a moins de fraicheur:
Une hermine
Eſt moins fine;
Le lait a moins de blancheur.

Pour entendre
Sa voix tendre,
On deſerte le hameaux;
Et Tityre,
Qui ſoupire,
Fait taire ſon chalumeaux.

Elle eſt blonde
Sans ſeconde,
Elle a la taille à la main;
Sa Prunelle
Etincelle
Comme l'aſtre du matin.

D' Amwurde von der Vertrauten der Gabriele, der la Rouſſe ſogleich in das Schlafzimmer ſeiner Gebieterin gebracht, wo ſich die Liebenden eben die zärtlichſten Beweiſe ihrer Liebe ſchenken wollten, als der König wegen vorgefundenen Hinderniſſen bei Ausführung ſeines Unternehmens, eilig zurück kam.

Die getreue la Rouſſe, ſteckte ſogleich den beängſtigten Liebhaber in ein Kabinet,

D' Ambroſie
Bien choiſie
Hébé la nourrit à part;
Et ſa bouche,
Quand je touche,
Me parfume de Nectar.

In wie weit der König ſeinen königlichen Mitbruder Salomo, als Sänger der Liebe, Beſinger der Reize ſeiner Geliebten, erreicht, übertroffen, oder nicht erreicht habe, werden die Leſer ſelbſt am beſten entſcheiden können. Genug, daß Heinrich nicht der einzige König war, den die Liebe zum Dichter machte!

deßen Thür in den Alkoven, und das Fenſter in den Garten gieng.

Der König trat ins Zimmer. Er forderte Konfekt, und da er wußte, daß es gewöhnlich in dem Kabinet verwahrt wurde, wo **Bellegarde** jetzt ſteckte, aber das Konfekt nicht anrührte, forderte er den Schlüſſel zu demſelben. — **Gabriele** entſchuldigte ſich, ihre Kammerfrau habe denſelben. Der König wurde argwöhniſch und wollte die Thür einſchlagen. — **Bellegarde** konnte in der Angſt weiter nichts thun, als das Fenſter öffnen und hinausſpringen. Das that er, und zwar glücklich, obgleich der Sprung ſehr hoch war. Die Liebe wacht immer über ihre Jünger, und **Bellegarde** kam ohne Schaden davon.

Kaum ſah **la Rouſſe** auf ihrem Poſten, daß der Vogel entkommen war, als ſie auſſer Athem herbei lief, und mit vielerlei Entſchuldigungen dem König den Schlüſſel überreichte, den er verlangt hatte. Der König eilte ins Kabinet, fand es leer, traute kaum ſeinen Augen, und murmelte:

"Iſt es möglich!"

Gabriele. Warum ſtaunt Ihr ſo?

König. Um nichts!

Gabriele. Was ſuchen Eure Augen?

König. Nichts! — gar nichts!

Gabriele. Ha! ich errathe es! Ihr ſucht Gelegenheit mit mir zu brechen —

König. Liebe Gabriele —

Gabriele. Ihr ſeyd meiner Liebe überdrüſſig —

König. Wie kann Gabriele das vermuten?

Gabriele. Muß ich nicht?

König. Aber, um des Himmels willen! — ich —

Gabriele. Erſpart Euch die Müh einen Zank anzuſpinnen. Das iſt ja doch Eure Abſicht, um mich verlaſſen zu können.

Nehmt nicht zu ſolchen elenden Hülfsmitteln Eure Zuflucht, ich erlaße Sie Euch. Erlaubt mir, Euch zuvorzukommen —

König. Gabriele —

Gabriele. Ich werde zu meinem Gemal zurück gehen. —

König. Ich liebe meine Gabriele, und ſie will mich verlaßen?

Gabriele. Ihr liebt mich nicht. Liebe fordert Vertrauen, das habt Ihr nicht zu mir. Ihr zweifelt an meiner Treue, und ich bin verbunden, Euch Eure Ruh durch ſchnelle Entfernung wieder zu geben.

König. Mein Herz! Du biſt ungerecht. Iſt nicht meine Eiferſucht das ſicherſte Zeichen meiner heftigen Liebe zu Dir? Liebte ich dich nicht ſo ſtark, ich würde nicht fürchten dich zu verlieren. — Aber da ich ſehe, daß ich dir mißfalle, wenn ich dich von der Stärke meiner Liebe zu überzeugen ſuche, ſo will ich mich beſtreben, dir nie wieder auf dieſe Art unangenehme Augenblicke zu verurſachen.

Gabriele. Ach!

König. Wenn ich auch deinen Zorn verdient habe, ſo bin ich doch gewiß nicht deiner Vergebung unwerth, da ich meinen Fehler geſtehe, da ich zu deinen Füſſen um Vergebung bitte.

Gabriele. Ach! wie ſchwach iſt man, wenn man liebt! — Warum iſt dieſes Herz ſo ſehr Euer Fürſprecher? — Ich ſollte mit Euch zürnen — und ach! ich kann nicht. So unwillig ich auch war — Euer Bekenntniß macht mich wieder zur Sklavin meiner Empfindungen für Euch — für den, dem ich zürnen wollte. —

König. Gabriele, deine Liebe macht mich unausſprechlich glücklich! Du vergiebſt mir?

Gabriele. Aber, erinnert Euch Eures Verſprechens.

Das verſprach der König und erlangte von der Verzeihung, die ſeinen Zorn verdient hätte. O Liebe! unbegreiflich ſind deine Werke, und deiner Wundermacht huldigt die Erde, huldigen ihre Könige und ihre Bettler, mit ſeliger Blindheit!

Indeßen war auch **Gabriele** von der größten Pein der Sterblichen, der Eiferſucht, nicht frei; zwar nicht gegen den König, aber gegen den geliebten **Bellegarde**, der beiher der **Ducheſſe von Guiſe** ſo wohl, als ihrer Tochter, die Kour machte. Als der König das merkte, war er ſehr wohl zufrieden. — Doch ſöhnten ſich **Bellegarde** und **Gabriele** endlich wieder aus, und verlebten viele glückliche Stunden miteinander, ohne daß der König wußte, wie glücklich ſeine Geliebte auch zuweilen ohne ihn war.

Nun war **Paris** übergegangen und die Parthei der Ligue geſchwächt. **Gabriele** ſchmeichelte ſich, ihre Vermälung mit dem

Könige zu ſtande zu bringen, ein Gedanke, der ihre Seele ganz füllte, und der einzige Wunſch war, den ſie jetzt mit der größten Zuverſicht nährte.

Der König belagerte **Laon**, als **Gabriele** mit ihrem Sohne **Cäſar Duk de Vendome** nieder kam, über deßen Geburt er innigſt erfreut war, und ſeine Schöne ſogleich zur **Marquiſe von Beaufort** †) ernannte. Es war ihm unmöglich, ſie ſtärker zu lieben, als er ſie wirklich liebte, aber von jetzt an, ſchien er ſie noch höher zu ſchätzen, und bezeigte ihr mehr Ehrerbietung als vorher. Er überhäufte ſie öffentlich mit Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen, und wenn er nur einen Augenblick von ihr entfernt war, ſchrieb er ihr die zärtlichſten Briefe in Menge. *)

---

†) Nach andern: **Monceaux.**

*) Wir haben es dem Generaladvokat Servin zu verdanken, daß man noch Briefe Heinrichs an Gabrielen und ihre Nachfolgerin, übrig

Dieſe Briefe athmen insgeſamt Offenherzigkeit und Empfindung; und karakteriſiren das Herz des guten Königs auf das vollkommenſte.

Damals

übrig hat, die im Iournal de Henry III. depuis 1514. jusqu'en 1589. par M. S. A. G. A. P. D. P. Amſt. 1699. und 1720. aufgezeichnet ſind. Wir wollen auszugsweiſe den Leſern auch etwas aus einer bekannt gewordenen Korreſpondenz Heinrichs mit Gabrielen, mittheilen. In allen ſeinen Liebesbriefen findet man die Schlußformel: Je vous baiſe un million de fois; und der Anfang lautet immer: Mon cher coeur — Mes cheres amours — Mon Menon. — Hier ſind einige Proben, ſo wie ſie ſich hieher ſchicken.

Mein Herz! Du beſchwörſt mich, mit eben der Liebe zurück zu reiſen, die ich in Deinem Herzen zurückgelaßen habe. O! wie entzückt war ich! Meine Freude war ſo groß, daß ich glaubte, ſie ganz mit mir genommen, und Dir nichts gelaßen zu haben.

Nun

Damals geſchah von einem Jeſuitenſchüler auf des Königs Leben der erſte Angrif, aber er kam bekanntermaſſen, diesmal

noch

Nun will ich mich mit Morfeus unterhalten, ſendet er mir aber einen andern Traum, als von Dir, ſo werde ich mich nie wieder nach ſeiner Geſellſchaft ſehnen. Gute Nacht heute für mich, morgen für dich; ich küſſe Deine ſchönen Augen.

Ich mußte Arzenei nehmen und kann nicht viel ſchreiben. Nach Tiſche will ich Dir Neuigkeiten von hier melden. Nimm indeſſen die Verſicherung, daß ich Dich mehr liebe, als mein Leben, und daß ich Deine ſanften Augen tauſendmal küſſe.

In zwei Stunden nach dem Ueberbringer dieſes Briefs, wirſt Du einen Ritter kommen ſehen, der den Namen: König von Frankreich und Navarra führt. Ein ſehr ehrenvoller, aber auch beſchwerlicher Titel, den ich herzlich gern gegen den Deines Lieblings, Deines Unterthans, vertauſche.

noch mit Verluſt eines Zahns davon. Den König rührte Gabrielens Beſtürzung, ihre

Ohn-

Im Grunde ſind alle vier Titel gut, und ich bin gar nicht willens, ſie an jemand abzutreten. — — Guten Morgen, mein Alles; tauſend Küſſe Deinen ſchönen Augen.

— In der Kirche begegnete mir ein toller Streich; ein altes, achtzigjähriges weibliches Weſen packte, küßte und drückte mich herzlich. Ich war nicht der Erſte, der darüber lachte. Morgen ſollſt du meinen Mund wieder heiligen. — Leb wohl, mein einziges Liebchen, ich küſſe tauſendmal Deine Füſſe.

Wahrhaftig, wir lieben uns beide recht innig, denn unter Deinem Geſchlecht liebt keine, wie Du, und unter dem Meinigen wird ſchwerlich mich einer übertreffen. Ich bin eben noch ſo leidenſchaftlich feurig, wie damals, als ich zum erſtenmal Dich ſah, ja ich liebe noch heftiger, als damals. Mit einem Worte, ich liebe dich, ich bete

dich

Ohnmacht, ihre Aengſtlichkeit bei dieſer Szene, und ſie wurde ihm immer theurer.

dich an, ich verehre Dich auf die ſonderbarſte Art. — Guten Abend, meine Liebe.

Du ſchreibſt: deine Liebe ſey tauſendmal ſtärker, als die meinige. Das iſt aber gewiß eine Unwahrheit, die ich mit eben den Waffen behaupten will, die Du erleſen haſt. — Nie hab' ich Dich ſo ſehr als jetzt geliebt, und damit ſage ich Dir ſchon zuviel. Gute Nacht.

Ich trage mich in Deiner Abweſenheit beſtändig ſchwarz, weil ich ein Wittwer alles deſſen bin, was mir Freude und Wohl gewähren könnte. Nie kann eine Treue der meinigen gleichen; o freue dich, du biſt der Gegenſtand derſelben. — Ich werde meine Zurükkunft beſchleunigen, wie der Verliebteſte auf der Welt. Glaub das, meine Königin, und nimm meinen Handkuß mit eben der Herzlichkeit, mit der ich ihn geſtern Dir gab, u. ſ. w.

Gabriele war nun einmal in Schrecken geſetzt; ſie fürchtete, ein anderer Böſewicht möchte das mißlungene Unternehmen Jean-Chaſtels ausführen, und ein einziger Stoß könne dann alle ihre Hofnungen vereiteln. Sie bot demnach alle ihre Kräfte auf, die Gemalin des Königs zu werden, der aber viele Schwierigkeiten fand, von Margarethen getrennt zu werden.

Der König wurde zu Monceaux, in der seiner Geliebten geſchenkten Herrſchaft, krank, und Gabriele wurde ſehr unruhig. Sie betrieb, als der König wieder hergeſtellt war, ihre Angelegenheiten immer ernſtlicher, aber ſie konnte dennoch nicht zum Zweck kommen, weil Margaretha ſich ihr zu gefallen, nicht von ihrem Gemal wollte ſcheiden laßen.

Dieſen Kummer konnte Gabriele weder in den Armen des Königs, noch in Bellegarde's Armen erſticken, der immer noch ſo liebevoll wie vorher, von ihr behandelt wurde.

Aber eine kleine Unvorſichtigkeit, die wieder vorgieng, hätte bald den König gegen ſie aufgebracht.

Gabriele hatte ein Billet von Bellegarde erhalten, welches die Kammerfrau aus Unvorſichtigkeit auf der Toilette liegen lies. Der König ſchickte eben einen Kammerdiener ab, ſich um das Wohlbefinden ſeiner Geliebten zu erkundigen. Dieſem fiel das Billet in die Augen, er nahm es unbemerkt zu ſich, und gab es dem Könige. Der König wollte durch neuen Argwohn ſich nicht wieder Gabrielens Vorwürfen und Thränen ausſetzen, ſchwieg alſo, befahl aber dem Kammerdiener genau auf alles zu ſehen, was vorgieng.

Dieſer erwartete einen Augenblick, in welchem Bellegarde zu Gabrielen ſchlich, und gab dem König ſogleich Nachricht davon.

Der König, von Zorn entflammt, befahl dem Marquis von Pralin, dem Hauptmann ſeiner Garde, ſogleich hinzugehen und den Duk in Gabrielens Armen zu ermorden.

Pralin, der beiden ſehr zugethan war, gerieth über dieſen Befehl in die äuſſerſte Beſtürzung. Er wollte der Vollziehung ausweichen, und wußte nicht, wie er das anfangen ſollte, um ſich nicht ſelbſt in Gefahr zu ſtürzen. Er gieng durch den Saal, befahl etlichen Gardiſten ihm zu folgen; machte aber ein ſolches Geräuſch, und gieng durch ſo viele Umwege nach Gabrielens Zimmer, daß **Bellegarde** Zeit gewann, ſich zu retten. Er trat in das Zimmer, und **Gabriele** war allein. Er machte ihr den Befehl bekannt. Sie ſah, wie ſehr **Pralin** ſie geſchont hatte, dankte ihm herzlich, und verſicherte ihn, den Dienſt nie zu vergeſſen, den er ihr geleiſtet hätte. — Sie hielt Wort. Bald wurde er Marſchall von Frankreich, Mann von Einfluß und Macht bei Hof.

Gabriele nahm ihre Zuflucht zu Thränen und Klagen. Der König zeigte ihr das Billet. Sie läugnete, es geſehen und empfangen zu haben, und der König lies ſich zwar überreden, aber doch nicht ganz ſeinen Argwohn benehmen. Bellegarde erhielt Befehl, ſich vom Hofe zu entfernen, ſich zu verheuraten, und ohne ſeine Frau nicht wieder nach Paris zu kommen.

Bellegarde, um nicht vom Hofe entfernt zu bleiben, vermälte ſich mit Anna von Benil, einer Tochter des Herrn de Fontaine und kam mit einer Schönheit nach Paris zurück.

Indeßen war eine andere Schönheit an den Hof gekommen, nemlich Anna von Budos, ſeit kurzen mit dem Konnetalde von Montmorenci vermält, die das Schrecken aller Damen, und der Angelſtern aller Herren wurde.

Selbſt der König konnte der Allgewalt ihrer Reitze nicht widerſtehen, aber ihr Sieg und ihre Freude, Gabrielen zu kränken, war von kurzer Dauer, denn ſie ſtarb

bald

bald darauf in den Wochen, und mußte ihrer Feindin den Triumf überlaßen.

Gabriele wurde nun Mutter einer Tochter, und bald darauf ihres zweiten Sohns, **Alexander von Vendome.** Jetzt erfolgte ihre Eheſcheidung von ihrem Manne. Der König, der nun zufriedener und verliebter als jemals war, trachtete ſelbſt dahin, ihre Wünſche, ſich mit ihr zu vermälen, und ſie zur Königin zu machen, erfüllen zu können. Er betrieb die Sache ſo eifrig, daß er ſeinen Staatsſekretär **Villeroi** vom Hofe jagte, der ſich die Freiheit nahm, Gegenvorſtellungen, wegen dem Projekte zu machen.

Der König ſendete Abgeordnete nach **Rom**, ſeine Scheidung von Margarethen zu betreiben, ließ deshalb ein Manifeſt*) bekannt

---

*) Dieſes Manifeſt wird man nachher in dem Leben der **Margaretha von Valois**, No. VII. leſen.

kannt machen, und erhob Gabrielen zur **Duchesse von Beaufort.**

Der wackere allbekannte **Sully** fiel bei Gabrielen in Ungnade, weil er in einem gewiſsen Papiere den Titel Fils de France, den man ihrem Kinde gab, weggeſtrichen hatte. — Um ſein Verſehen wieder gut zu machen, kam er, nach des Königs Willen zu ihr, ſie zu beſuchen. **Gabriele** befürchtete, es möchte zu einer ihr unangenehmen Erklärung kommen, und fiel ihm in die Rede: "er verführe den König, und mache ihm weiß, Schwarz ſey Weiß, und Weiß ſey Schwarz."

Sully gieng trotzig ſeiner Wege, ſagte: "Gnädige Frau! ich küſſe Ihnen die Hände;" und eilte zum Könige ihm Bericht von der vorgefallenen Szene abzuſtatten.

Der König ärgerte ſich über Gabrielens Betragen, und fuhr ſogleich mit ihm zu ihr.

"Ihr ſollt es ſehen, ſagte er; daß ich aus Gefälligkeit für ein Weib, Männer nicht mißvergnügt machen will, die für meine Ehre beſorgt ſind."

Sie kamen zu Gabrielen. Der König that froſtig, unterſuchte den Alkoven und die Kammer, und als er ſah, daß ſie allein waren, gab er ihr Verweiſe, und forderte von ihr, ſich mit ſeinem beſten Unterthan und Diener zu verſöhnen.

Gabriele weinte heftig und jammerte: ſie ſey ſehr unglücklich einen König zu lieben, der ſie ſeinem Diener aufopfern wolle. Sie warf ſich auf das Bett und ſchwur, dieſe Beſchimpfung nicht zu überleben.

Der König lies ſich's nicht merken, wie nahe ihm ihre Klagen giengen, und ſagte ihr: ſie ſolle nicht ſo viele Kunſtgriffe wegen einer ſolchen Kleinigkeit verſchwenden.

Dieſe Worte drangen wie Donner in ihre Seele. Ihre Thränen floſſen zahlreicher, und ſie ſchrie einmal über das andere, in der heftigſten Bewegung:

"Ich bin verlaßen! ich bin verlaßen!"

Der König gab nicht nach.

"Ich verſichere Euch, ſagte er, daß ich, wenn ich mich in die Nöthwendigkeit der Wahl verſetzt ſäh, eher zehn Weiber wie Euch, als Einen Diener wie Sully, würde entbehren können."

Als er das geſagt hatte, wollte er das Zimmer verlaßen. — Als **Gabriele** Ernſt ſah, fuhr ſie erſchrecken auf, fiel ihm zu Füſſen, verſprach **Sully** nicht mehr zu kränken, und erhielt Verzeihung.

Im Oktober 1598. hatte **Gabriele** ein noch größeres Schrecken. Der König lachte mit ihr und **Bellegarde** über gewiße ſatiriſche Verſe ſehr heftig, und bekam darüber ein ſo ſtarkes Erbrechen, daß er ſieben Stunden lang in großer Gefahr war. Er hatte einen brennenden Durſt, und man fürchtete, er habe Gift bekommen; aber es fand ſich, daß das Uebel blos von einem Fleiſchauswuchs herrührte, und der König wurde bald wieder hergeſtellt.

Gabriele war ſehr abergläubiſch, und zog wegen ihrem Vermälungsplan, Zeichendeuter, Wahrſager und Aſtrologen in Menge zu rathe. Alle widerſprachen ſich, und Gabriele befand ſich oft deshalb in einer Unruh, die ihr ſogar Schlaf und Appetit raubte.

Der Anzeigen ihrer abermaligen Schwangerſchaft und einer Unpäßlichkeit ungeachtet, begleitete ſie den König nach **Fontainebleau** und kam zu Anfang der Charwoche im Jahr 1599. wieder nach **Paris**.

Ihr Abſchied vom König war rührend. Thränend ſagte ſie: ihr Herz ſage ihr, ſie werde ihren Liebhaber nie wiederſehen; und alle Liebkoſungen des Königs waren nicht vermögend ſie zu tröſten. Sie empfahl ihm ihre Kinder, ihr Haus zu **Monceaux**, ihre Freunde und Diener. Der König vergoß Thränen an ihrem Halſe, es ſchien, er könne ſich nicht von ihr trennen. Er gieng mit ihr bis **Melun**, ja er würde ſie vielleicht gar bis nach Paris begleitet haben, wenn der Marſchall von Ornano es nicht verhindert hätte.

Gabriele kam mit einer Schwermut nach Paris, von der ſie nichts helfen konnte.

Am Charfreitag gieng ſie nach der kleinen St. Antons Kirche, in die Veſper. Anfälle von Schwindel nöthigten ſie, dieſen Ort zu verlaßen. Sie gieng in den Garten ihrer Wohnung, friſche Luft zu ſchöpfen und bekam einen Anfall vom Schlage. — Sobald ſie die Sprache wieder bekam; ſchrie ſie, ſie habe Gift bekommen, und lies ſich zu ihrer Tante bringen. Hier bekam ſie Konvulſionen. Die Kunſt der Aerzte vermochte nicht ihr zu helfen, und ſie ſtarb *) unter ſolchen heftigen Verzuckungen, daß ihr das Geſicht auf dem Rücken ſtund. Ihr Kind war tod.

---

*) Am heiligen Abend vor Oſtern, den 10. April 1599.

D'Aubigne läßt merken, ſie ſey am Gifte geſtorben. **Le Grain** mißt ihren Tod blos dem unmäßigen Genuße des glacirten Zitronenſaftes bei. Einige glaubten, ihr Tod ſey die Wirkung des Gebetes Sr. Heiligkeit, andere meinten, der Teufel habe die Schöne in ſein Reich zu ihren Schweſtern geholt.

Des Königs Schmerz, bei der Nachricht von ihrem Tode, war ſo heftig, daß er weinte, ſchrie, ſich troſtlos und erſchrecklich gebehrdete. Er lies lange Zeit niemand vor ſich, trauerte acht Tage lang ſchwarz, und dann, nebſt dem ganzen Hofe, ein Vierteljahr violet.

"Sie war für mich geboren!" waren die Worte, die er immer wiederholte.

Sie wurde mit allen Ehrenbezeugungen einer Königin begraben.

Nach und nach fieng der König an, ſich wieder zu erholen, und der **Duk de Rets**, der, ohne ihn mit Zureden zu beſtürmen, ſeine Klagen ſtill angehört hatte, ſagte ihm, als er ſah, daß der Schmerz nicht mehr ſo heftig war: daß er mehr Urſache habe, froh zu ſeyn, als ſich zu betrüben, und wenn er überlegen wolle, was er gethan haben würde, wenn die Ducheſſe nicht geſtorben ſey, ſo müße er dem Himmel für ihren Tod danken.

Das waren Worte, die zu ihrer Zeit geſagt waren, der König gerieth dabei in tiefes Nachdenken, ſeufzte endlich, wendete ſich zu dem Duk, drückte ihm die Hand, und ſagte:

"Ihr habt Recht!"

Gabriele brachte durch ihre Gewalt über des Königs Herz ſelten jemand in Schaden. Sie war dienſtfertig, wenig ſtolz, hitzig zwar und leicht aufgebracht, aber eben ſo leicht auch wieder zu beſänftigen, und dann war ſie wieder nachgebend. Uebrigens geſteht ihr der Pere Mathieu nebſt andern Vorzügen, auch den zu: daß ſie dem

Könige oftmals ſehr gute Rathſchläge gegeben habe.

Ihre Kinder waren:

Cäſar Duk de Vendome, der die Tochter und Erbin des Duk. **de Merconur** heurathete, ſtarb 1665.

Alexander, genannt **Ritter von Vendome**, Grosprior von Frankreich, ſtarb 1629. auf dem Schloße zu Vincennes, wo ihn König Ludwig XIII. einſperren lies.

Katharina Henriette, die Gemalin **Karls** von Lothringen Herzogs von **Elboeuf**, ſtarb im Jahr 1663.

VI.

Maria von Entragues.

IV

[illegible]

Kaum hatte **Margaretha von Valois** Gabrielens Tod erfahren, als ſie ihre Scheidung von **Heinrich** IV. ſelbſt betrieb. So gewann das Geſchäft ein anderes Anſehen; die Ehe wurde für ungiltig erklärt, und beide Theile erhielten, mit des Papſts Einwilligung, die Erlaubniß, ſich wieder zu verheuraten.

Den König konnte man nicht ohne Beſchäftigung mit einer Dame laßen, und man ſchlug ihm, in dieſer Abſicht, eine Jagdparthie ohnweit **Malherbe** vor, welches Schloß damals dem Herrn von **Entragues** gehörte.

Dieſer Herr hatte ein paar ſchöne Töchter, und ſeine Frau war die ehemals von Karl IX. ſo ſehr geliebte **Maria Tou-**

chet, die die Leſer ſchon kennen werden, *) eine Frau, die wohl wußte, wie ſie die Nachricht aufzunehmen hatte, daß der Königin der Nachbarſchaft ihres Schloſſes jage.

Sie hielt es für ihre Schuldigkeit, den erſten Schritt zu thun, und lies den König ziemend erſuchen, auf ihrem Schloſſe eine kleine Erfriſchung zu ſich zu nehmen.

Der König lies ſich nicht zweimal bitten. — Er kam. Er ſah das Fräulein, er fand ſie ſchöner, als er ſich ſie vorgeſtellt hatte, er fand ſie liebenswürdig, er wurde von ihren Reitzen entzückt, er liebte ſie.

---

*) Aus dem I. Theile dieſer Skitzen ꝛc. wo S. 55. f. f. ihr Leben unter Karl IX. erzählt iſt. S. 65. werden die Leſer etwas von ihrer Tochter leſen, die König Heinrich IV. liebte, und ſehen, daß er nicht der erſte Glückliche war, der den Sold ihrer Minne erndete.

Er konnte das Schloß ſobald nicht verlaſſen, und hielt ſich einige Tage zu Malherbe auf.

Der Hof gieng nach Hallier, und Frau von Entragues, mit ihren Töchtern, nach Chenant, wo der König ſie täglich beſuchte, und der ſchönen Maria mit viel Empfindung die Kour machte.

Sie ſpielte die Spröde, und der König wurde täglich zärtlicher gegen ſie.

Die Frau von Entragues gieng nach Paris, wohin ſich der König auch bald begab, ſeine Werbung um das Fräulein fortzuſetzen, deren Reitze ihn ſo ſtark gefeſſelt hatten.

Ihre Verwandten, die meinten, des Königs Leidenſchaft würde durch erleichterten Genuß bald erkälten, hielten ſie ſehr eingezogen. Sie begegneten ſogar dem Grafen von Lüde nicht auf das freundlichſte, wenn er kam, Komplimente des Königs an das Fräulein auszurichten, und ihr Vater verbot ihm ſogar das Haus.

Das Fräulein verſtand ihren Vortheil gleichfalls ſehr gut, und ſetzte dem heftigen Verlangen des Königs ſo viele Schwierigkeiten, ſo mannichfaltige Weigerungen entgegen, daß der gute Herr immer verliebter wurde.

In dieſer Kriſis ſchenkte er ihr, ob er gleich ſonſt eben nicht allzufreigebig war, 100,000 Thaler, aber das war noch nicht Gegenwerth genug für den Schatz, den er von ihr verlangte.

Sie ſchien zwar von ſeiner Güte ſehr gerührt, und entzückt von ſeiner Zärtlichkeit zu ſeyn, aber ſie bedauerte, wie ſie ſagte, daß ſie dieſelbe, wegen der ſtrengen Aufſicht ihrer Verwandten, nicht erwiedern könnte, indem ſie ſich ſelbſt darüber beklagte, und den König noch ungedultiger machte.

Als ſie ihn nun noch eine ziemliche Zeit hatte ſchmachten laßen, meldete ſie ihm, daß ihre Familie durchaus nichts davon wißen wolle, daß ſie ihm ihre Liebe auf eine andere Art, als wie jetzt, beweiſen ſolle.

"Ich ſehe, fuhr ſie fort, nur ein einziges Mittel vor mir, ihr Gewißen und ihre Ehre zu beruhigen, und das iſt, ein **Heuratsverſprechen** von Ew. Maj. — Ich werde mich deßelben zwar nie bedienen, und ich weis, daß ich einen Mann, der 50,000 Mann in ſeinen Dienſten hat, nie anklagen kann; da aber nun meine Familie einmal ſo ſchwach iſt, darauf zu beſtehen, ſo muß ich um daßelbe bitten, und wenn es wahr iſt, daß Ihr mich liebt, ſo liebt, wie Ihr mich zu lieben vorgebt, ſo werdet Ihr kein Bedenken tragen, mir ein Stückchen Papier zu geben, für welches ich Euch weit mehr, meinen einzigen Schatz, das Koſtbarſte das ich beſitze, hingebe, und Euch aus Liebe weit mehr aufopfere, als Ihr mir aufopfern könnt."

Der König war einmal verliebt, und er verſprach ihr eine Schrift zu geben, in der er ſich verbindlich machen wolle, ſie nach einem Jahr zu heuraten, wenn ſie binnen dieſer Zeit mit einem Sohne nieder kommen würde.

Er ſetzte das Verſprechen wirklich auf, und lies ſeinen getreuen **Sully** rufen, es ihm zu zeigen und ſeine Meinung darüber zu vernehmen.

Sully ſah es an, und riß es ſtatt der Antwort von einander.

Der König wurde aufgebracht, und fragte mit zorniger Miene:

"Seyd Ihr ein Narr geworden?"

Sully antwortete ganz gelaſſen:

"Ich wünſchte, ich wär hier der einzige."

Dieſe Antwort fiel dem König ſo auf, daß er wieder zu ſich kam. Er fühlte, daß **Sully** recht hatte, verlies ihn und gieng in ſein Kabinet, eine andere Schrift aufzuſetzen.

Um die Farçe auszuſpielen, ließ der Herr von **Entragues** ſeine Tochter nach **Markouſſes** bringen. Der König reiſte nach, kam wieder zurück, gieng wieder hin, bat, flehte, ſchrieb,*) aber er erhielt vor der Hand nichts von dem Fräulein, als unſchuldige Liebesbezeugungen.

*) Man hat auch an dieſe Geliebte von dem König noch einige Briefe übrig, aus denen wir den Leſern Proben mittheilen wollen.

— Ich ſehe, daß weder Eure Augen noch Euer Kopf ſehr helle waren, als Ihr meinen letzten Brief geleſen habt, denn ſonſt hätte ich nicht ſo mißverſtanden werden können. Ueberhaupt müßt Ihr, wenn Ihr haben wollt, daß ich Euch lieben ſoll, dem auffahrenden Weſen entſagen, denn weder als König, noch als Gaskognier kann ich ſo etwas vertragen, und übrigens verdient eine Liebe, wie die meinige, mehr Schonung, als ein har-

Obgleich das Fräulein **la Bourdaiſiere** auch um dieſe Zeit des empfänglichen Königs Herz in Flammen ſetzte, ſo erhielt das Fräulein **Entragues** dennoch das verlangte Eheverſprechen von ihm, und da ſie wußte,

tes Verfahren. — Eure Zweifel können mich beleidigen. Geſtern Abend verlor ich Euern Diamant, aber ich habe ihn wieder gefunden. Gott weiß, wie ängſtlich ich ihn ſuchte, und daß ich lieber den Finger als etwas von Euch verlieren wollte. So ſehr werth iſt mir alles, was ich von Euch erhalte.

Dieſer Brief wird glücklicher ſeyn, wie ich, denn er wird bei Euch übernachten. Wie ſehr muß ihn beneiden! — Wachend und träumend ſuch' ich nur Euch zu gefallen. — Gute Nacht mein Alles.

Ich bin ſo traurig Euch nicht zu ſehen, daß nichts mir Vergnügen macht. Liebt mich ſo heftig, wie es Euch möglich iſt, denn wußte, wie ſehr man ihren Abſichten bei Hofe entgegen arbeitete, da ſie befürchten mußte, den König gar zu verlieren, ſo gab ſie etwas nach und war nun weniger ſpröde. — Der König ſeufzte nicht länger, und erhielt, was er verlangte.

Er

denn jetzt ſeyd Ihr mir theurer als jemals. — Guten Morgen.

Mit Eurem Uebel habe ich kein Mitleiden, denn wenn ich es verurſache, ſo kann ich es auch heilen. Ich bin traurig und mißmutig hier angekommen, weil ich von allem, was mir lieb, mich entfernen muß. Aber Morgen werde ich Euch ſehen, und Euch für zwei Tage küſſen. — Ich küſſe tauſendmal die Hände meiner Lieben, und empfehle mich ſtets zu geneigtem Andenken.

Mein Herz ſchlägt ſehnſuchtsvoll und ungeſtüm, und ſeit ich meine Liebe nicht ſah, ſcheinen Jahrhunderte verfloſſen zu ſeyn. Sinne doch darauf, wie es möglich iſt, dich bald wieder zu ſehen, denn meine

Sehn-

Er beſuchte ſie oft zu **Malherbe** und kam im Anfang des Winters nach **Paris** zurück, bald nachher befand ſich das Fräulein in andern Umſtänden. Der König be-

gleitete

Sehnſucht iſt ſtark. — Gute Nacht mein Alles; ich bin unverbrüchlich getreu.

Meine Furcht deine Liebe zu verlieren, iſt die Schöpferin meiner Nachſicht. Ich bin nicht mißtrauiſch, aber ich fürchte den Verluſt derſelben mehr, als ich den meines Lebens fürchte. Das alles ſchreib auf Rechnung meiner Leidenſchaft, nicht aber meiner Empfindlichkeit. Gott gebe mir eher den Tod, als daß ich Dich beleidige. Melde mir, wenn Du mich ſprechen willſt. Dieſe Nachricht erwarte ich mit der größten Ungedult. u. ſ. w.

Genug Proben, daß der König zwar nicht nach Talanders Schema ſeine verliebten Briefe einrichtete, aber doch gewiß ſo aus dem Herzen ſchrieb, daß die Leſer gern die Künſteleien in den Briefen vermißen werden.

gleitete ſie nach Monceaux, wo ſie ihre Wochen halten wollte, und verſprach ihr, ſie zu heuraten.

Sie wünſchte, der König möchte bis zu ihrer Niederkunft bei ihr bleiben, vermutlich, damit ſie beſſere Gelegenheit haben möchte, ihn an ſein Verſprechen zu erinnern, wenn ſie einen Sohn gebähren würde. Der König hätte dieſes gewiß auch gethan, hätte nicht ein Bliz, der zu ungebetener Zeit, als eben ein heftiges Donnerwetter war, in ihr Zimmer ſchlug, dem guten Fräulein ſoviel Schrecken verurſacht, daß ſie mit einem toden Kinde niedergekommen wär.

Sie wurde gefährlich krank. Der König kam ſelten von ihrem Bette, und er bekümmerte ſich mit vieler Sorgfalt um alle Arzeneien, die man ihr gab.

Als ſie wieder geſund wurde und unter die Leute kam, machte ſich eine gewiſſe Art von guten Freunden ein Vergnügen daraus, ihr die Nachricht zu geben, daß der König ſeine Heurath mit **Maria von Medicis** in **Rom** ſehr ernſtlich betreiben laße.

Sie war auſſer ſich, und begegnete dem guten König ſo übel, daß ein anderer ſie ſogleich würde verlaßen haben. Aber **Heinrich** ertrug alles mit Gedult, vergab ihr, was ſie ihm zu leide that, ſchien ſie noch heftiger als zuvor zu lieben, überhäufte ſie mit Liebkoſungen und Geſchenken, und machte ſie zur Marquiſe von **Verneuil**.

Dem allen ungeachtet, lies er ſeine Heuratsgeſchäfte in Italien durch **Sillery Alincour**, und dem Kardinal **Oſſat** mit vielem Eifer betreiben.

Die Marquiſe konnte ſich kaum zufrieden geben, als ſie merkte, daß alle ihre Hofnungen ſcheitern möchten, und daß ſie nie die Gemalin des Königs werden würde. — Aber es war kein anderes Mittel, als ihren Verdruß zu verbergen, und die Sache liegen zu laßen, die ſie nicht mit Gewalt durchſetzen konnte. Doch beſchloß ihr Bruder,

der, der Graf von Auvergne, ein böſer Mann, die Schmach ſeiner Schweſter zu rächen, und lies ſich mit Biron in eine bekannte, endlich gedämpfte Verſchwörung wider den König ein.

Indeſſen kam Maria von Medicis nach Frankreich, und der König feierte ſein Beilager mit ihr, mit vielem Pomp.

Die Marquiſe hatte keine Luſt dieſen Feierlichkeiten beizuwohnen, und floh den Ort des Beilagers.

Der König ſchien mit ſeiner Gemalin zufrieden zu ſeyn, obgleich dieſe Heurat nicht jederman behagte. *). Demungeachtet hatte

---

*) Man war ſogar ſo verwegen, einen Zettel mit den Worten:

Non erat Opus Benevalentibus Medicis

an die Thür der Königin zu heften. Man unterſuchte aber dieſe Sache nicht einmal, und achtete den Einfall gar nicht.

dieſelbe keine Folgen für die Marquiſe, die der König noch immer, wie zuvor, liebte.

Die Marquiſe nährte in ihrer Seele einen heimlichen Groll gegen die Königin, und ſprach mit äuſſerſter Geringſchätzung von ihr. Die Königin nahm es übel, und der Hof theilte ſich in zwei Partheien, wovon die eine es mit der Königin, die andere mit der Marquiſe hielt.

Die erſte Aufwartung, welche die Marquiſe, nach des Königs Willen, bei der Königin machen mußte, lief ſehr froſtig ab, und doch wurden beide Damen zulezt mit einander ausgeſöhnt.

Nun lies der König ſeine Geliebte in das Schloß ziehen, lies ihr prächtig meublirte Zimmer anweiſen, und ſprach ſie ohne Zurückhaltung, ſo oft er wollte.

Faſt zu gleicher Zeit befanden ſich die Königin und die Marquiſe in andern Umſtänden, und der König theilte ſeine Sorgfalt unter beide, aber doch bemerkte man, daß die Marquiſe ihm lieber als ſeine Gemalin war.

Die Königin gebahr den Dauphin, und die Marquiſe auch einen Sohn, der den Namen **Heinrich von Bourbon** bekam, und nachher Biſchof zu Metz wurde.

Der König, der ſeiner Maitreſſe beſtändig zu gefallen ſuchte, ſetzte die Aufmerkſamkeit gegen ſie nicht aus den Augen, aber es zogen ſich bald Gewitter auf.

Frau von Villars, die Schweſter der Marquiſe, eine ſehr reitzende Dame, wurde einſt vom König nicht ungern geſehen. Dieſe kam jetzt an den Hof, und ſuchte ihre Schweſter, es verſteht ſich durch heimliche Mitwirkung der Königin, dem Könige verdächtig zu machen.

Der Prinz **von Joinville** hatte ehemals mit der Marquiſe der Liebe gepflegt, und hatte Briefe von ihr erhalten, in welchen des Königs oft, nicht auf die ehrenvollſte Art, gedacht worden war. Der Prinz verliebte ſich in die Frau **von Villars**, die ihn nicht ſchmachtend ihre Grauſamkeit beſeufzen lies, und er opferte ihr die Briefe ihrer zärtlichen Schweſter willig auf.

Dieſe Briefe überreichte ſie dem König, der in der erſten Hitze ſogleich den Graf von **Lude** zur Marquiſe ſchickte, und ihr ſagen lies, daß er eine Ungetreue, wie ſie wär, nie wieder ſehen wolle.

Die Marquiſe war ſehr beſtürzt, konnte nicht begreifen, woher der unvermutete Schlag kam, berufte ſich auf ihre Unſchuld, und überlies die Rache an ihren Feinden, dem Himmel, wie ſie ſagte.

Bellegarde war genöthigt, damit das Fräulein **von Guiſe** nicht mit der Marquiſe zugleich in Ungnade fallen möchte, den Plan zu zerſtöhren. Es wurde ein Sekretär des Duks **de Guiſe** ins Spiel gezogen, der die Handſchriften gut nachmalen konnte; dieſer wurde beſtochen, und gab ſich für den Verfertiger, der dem König vorgelegten Briefe aus, wozu er durch Verſprechungen und Liebkoſungen der Frau **von Villars**, aus Haß gegen die Marquiſe, ſey bewogen worden.

Der König war leicht zu überreden. **Frau von Villars** wurde auf ihre Güter verwieſen, der Prinz gieng nach Ungarn in den Krieg, der Sekretär kam auf einige Zeit ins Gefängniß, und die Marquiſe erhielt die Gunſt des Königs wieder.

Die Königin, die Theil an der Affaire genommen hatte, und ſie nun zu Gunſten der Marquiſe geendigt ſah, warf einen groſſen Haß auf ſie, ließ ſich öffentlich merken, wie ihr zu Mute war, und beſchloß, ſie völlig zu ſtürzen.

Der Hof nahm Theil an den Feindſeligkeiten von beiden Seiten, und der König wurde ungehalten auf ſeine Gemalin. — Er wurde dieſes Leben überdrüßig, und fieng an mit dem Fräulein **Bourdaiſiere** wieder zärtlich zu leben, die er dann an den **Grafen von Eſtampes** verheuratete. Auf dieſe Liebe folgte die Liebe zur Gräfin **Moret**; und ſo wankte er verdrüßlich und liebevoll, bald hin, bald her. *)

Des Königs neue Liebſchaften, und das Betragen der Königin beſtimmten die Marquiſe eine neue Mine ſpringen zu laßen.

Sie ſtellte ſich in Magdalenengeſtalt dar, ſtellte dem König vor, daß ſein Gewiſ-

ſen

---

*) Der König war überhaupt, was Liebe betraf, ein wenig dem Wechſel geneigt, und auſſer ſeinen Liebſchaften mit Gabrielen und der Marquiſe, auſſer den Ausbrüchen ſeiner Zärtlichkeit, deren er ſich auf kurze Zeit hin und wieder überlies, vermehren auch die Namen folgender Damen das Regiſter ſeiner Geliebten; als da ſind:

Frau von Sauve — Fräulein Fouſſeuſe — Gräfin von Guiche, Wittwe des

Grafen

ſen ihm nicht erlaube, ſie ferner zu beſuchen, und bat um Erlaubniß, ſich mit ihren Kindern aus dem Königreiche begeben zu dürfen. Der König billigte den Entſchluß und ihren Vorſatz ſich nach England zu ihrem Anverwandten, dem Herzog **von Lenox** zu begeben, doch mit der Bedingung, daß ihre Kinder in Frankreich bleiben ſollten. Zugleich bat er ſich das Heuratsverſprechen aus, welches ſie jetzt jederman zeigte, der es nur ſehen wollte.

Das wollte ſie nicht zurückgeben. Der König mußte ſich ſeines Anſehens bedienen,

Grafen von Grammont — Marquiſe von Guercheville, Wittwe des Grafen von la Roche-Guyon — Maria von Beauvillers, Aebtiſſin von Montmartre — Luiſe von Boudos, Gemalin des Konnetable von Montmorenci — la Glandée — Fräulein la Bourdaiſiers — Frau von Villars — Gräfin Moret — Ducheſſe von Nevers — Henriette von Montmorenci, u. v. a. m.

aber ihr doch 20,000 Thaler und den Marſchallsſtab für ihren Vater geben, damit er es wieder bekam.

Nun ſchien die Ruhe hergeſtellt zu ſeyn, als die Nachricht kam, daß der Herr von **Entragues** und ſein Sohn ſich in eine Verſchwörung mit den Spaniern eingelaſſen hätten. Der Vater erhielt Arreſt, und die Marquiſe, die man für die Urheberin der Konſpiration hielt, bekam gleichfalls Wache in ihrem Hauſe.

Aber der König fiel in ſeine alte Leidenſchaft zurück, und die Marquiſe erhielt heimliche Viſiten von ihm.

Die Königin wüthete Rache. Sie bot alles auf, dieſelbe zu befriedigen, ſogar, wie man ſagt, hielt ſie ſich in den Armen des Marſchalls von Ancre ſchadlos.

Der König wankte wieder zur Ducheſſe von **Nevers**, und der Prozeß wider die Konſpiranten wurde raſch betrieben. — Die Marquiſe ſollte in ein Kloſter geſperrt werden, aber die Königin triumfirte zu früh, denn der König hob die Vollziehung des Urtheils auf, und als er ihr gezeigt hatte, daß er ihren Stolz demüthigen könne, lies er einen Begnadigungsbrief ausfertigen, durch welchen ſie Erlaubniß erhielt, ſich auf ihr Schloß Verneuil zu begeben.

Ihr Vater und Bruder wurden mit ewiger Gefangenſchaft begnadiget, und nach einigen Monaten erklärte der König die Marquiſe für völlig gerechtfertiget und unſchuldig, und verbot alle Anklage gegen ſie.

So rechtfertigt die Liebe auch die größten Vergehungen.

Bald wurde die Marquiſe wieder aus ihrem Exil zurück nach Hofe berufen, und der König ſchenkte ihr ſeinen Umgang wie zuvor. Er theilte ſeine Stunden unter die Marquiſe und ~~die Gräfin~~ Moret. Jede hatte einen Liebhaber, der in Geheim glücklich war, und die Theilung erzeugte alſo keinen Mißmut. — So verſtunden damals die Damen die Kunſt, mit ihren Reitzen zu wuchern!

Und ſo erhielt ſich die Marquiſe im Strudel des Hofs und auf dem Meere der königlichen Liebe, bald oben, bald unten, bald in der Mitte, bald am Strande, ſo gut es ihr möglich war. Bald fuhr ſie mit vollen Segeln, bald zog ſie dieſelben ein, nachdem Wind und Wetter ihr günſtig oder ungünſtig waren — und wurde zuweilen ihr Nachen gar leck, ſo beſſerte ſie ihn wieder aus, wagte neue Fahrten, mit Glück oder Unglück, wie nun ſo eben die Konſtellation gut oder ſchlimm war. Genug, ihr Leben verfloß im Wechſel, wie die Zeit, und Ebbe und Flut durchſtrömte ihre Tage.

VII.

Margaretha von Valois.

Heinrich IV. damals nur noch König von Navarra allein, war der Mann, den **Karl IX.** König in Frankreich, des Kriegs mit den Hugenotten müde, als das Oberhaupt ihrer Parthei, an ſich ziehen mußte, wenn er der Politik Gehör gönnen wollte. Dies glaubte er durch eine Vermälung **Heinrichs** mit ſeiner Schweſter **Margaretha** am beſten bewerkſtelligen zu können. Er lies ihm dieſelbe zur Ehe anbieten, und der Antrag wurde angenommen.

Die Hochzeit, ein luſtiges Vorſpiel eines blutigen Nachſpiels, wurde mit ſehr viel Feierlichkeit vollzogen.

Katharina von Medicis hatte mit den Guiſen die Ausführung eines ſchrecklichen Plans geſchmiedet, die blutige Bartholomäusnacht erſchien, und alle Hugenotten, die zu der Vermälungsfeier gekommen waren, wurden bekanntlich niedergemacht.

König **Heinrich** ſelbſt wurde nebſt dem **Prinz von Condé** gefangen genommen, doch kamen beide mit der Furcht ihr Leben zu verlieren, davon, blieben aber als Gefangene bei Hofe, bis **Heinrich** III. nach ſeiner Gelangung zum Throne, ſie in Freiheit ſetzte.

Doch wir wollen hier nur ſeine Gemalin ſchildern!

Margaretha von Valois war eine der verliebteſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit, und zeigte unwiderleglich, daß ſie noch mehr als das völlige Ebenbild ihrer Mutter, **Katharina von Medicis**, war.

Sie liebte Muſik, den Umgang mit Gelehrten, witzigen Leuten, war ſelbſt ſehr unterhaltend, oft witzig, und äuſſerſt galant. Bis zur Verſchwendung trieb ſie ihre Freigebigkeit, liebte Pracht und Aufwand, borgte überall, bezahlte aber nie.

Ihr wollüſtiges Temperament erhielt Nahrung durch die verderbten Sitten des ausſchweifendſten Hofs, den es je gab, und ſie bekam nach und nach eine Routine in der ſtärkſten und ſinnlichſten Galanterie, die ſie zu einer der größten Liebesabentheurerin ihrer Zeiten machte.

Vor ihrer Heurat hatte ſie ſchon viele Liebſchaften gehabt, und die Folge wird die Leſer hierinne mit mehrern unterrichten.

Einſt liebte ſie den wackern **Buſſy** d'Amboiſe, der ſich aber wenig um ihre Liebe bekümmerte.

Es vergieng keine Gelegenheit, bei welcher ſie ihm nicht zu verſtehen gab, wie werth er ihr ſey. Sie ſah ihn nie, ohne daß Stirn und Wangen ein Scharlach überzog, den **Buſſy** aber nicht für den Purpur anſah, nach welchem er trachtete. Er war ein Praktikus in der Liebe und vermuthete aus guten Gründen, die Forderungen der Prinzeſſin, möchten ſeine Kräfte überſteigen; deshalb floh er jede Gelegenheit Margarethen zu ſehen, war unempfindlich bei der deutlichen Sprache ihrer Augen, um empfindlicher bei den Zärtlichkeiten ſeiner geliebten **Marſchallin von Saint-André** zu ſeyn.

Heinrich IV. lebte zu **Nerac** und hielt dort einen ſehr kleinen Hof. — Das ſtund ſeiner Gemalin nicht an, die das ausſchweifende und freudenvolle Leben am franzöſiſchen Hofe gewohnt war, wo man mit Ergötzungen und Liebesfreuden ſo ſehr entſcheidend wucherte. Sie wurde verdrüslich, und wünſchte ſich wieder an den Ort zurück, der ihren Leidenſchaften Nahrung und Befriedigung gab.

Ihr Gemal kannte ſie genau, und hätte es gern geſehen, wenn ſie gegangen wär. Er lies ihr Freiheit, zu thun, was ſie wollte, und man hörte an ihrem Hofe von nichts als Liebſchaften, Liebesabentheuern und verliebten Entrepriſen reden. Die wollüſtige Königin würkte auf die Seelen ihrer Hofdamen und Kavaliere, und war der Spiegel all' ihrer ausſchweifenden Handlungen.

Ihr Bruder, König **Heinrich** III. haßte ſie herzlich und gab ihrem Gemal Nachricht von ihrem zügelloſen Leben, und von ihren Liebesergötzungen, beſonders mit dem Vikomte **Turenne**. Der König aber ſpielte den Politiker, zeigte die erhaltenen Briefe den beiden Liebesleuten ſelbſt, und bat den Liebhaber ſeiner Frau, deshalb den Hof nicht zu verlaßen, wie er thun zu wollen, vorgab.

Margaretha ſann darauf, ſich zu rächen. Nach dem Beiſpiele ihrer Mutter, die beſtändig Weiber und Mädchen um ſich hatte, mit denen ſie die Herzen der Männer fieng, an deren Fang ihr etwas gelegen war,*) der bot ſie ihre Damen auf, ſich und ſie an den Rittern ihres Gemals zu rächen, und ſelbſt dieſer lies ſich von den Reitzen der ſchönen Foſſeuſe hinreißen, die ihre Rolle vortreflich ſpielte, und ihrer Lehrerin viel Ehre machte.

---

*) Eins von den vielen Beiſpielen dieſer Art, S. im I. Th. dieſer Skizzen ꝛc. S. 69. f. f. Katharina war die größte Gelegenheitsmacherin ihrer Zeit, wenn ihre Politik es verlangte.

Die Königin gieng endlich wirklich an den Hof ihres Bruders, unterhielt ſich, wurde unterhalten, und fieng lauter Zwiſtigkeiten an.

Ein Kourier des Königs, ihres Bruders, der mit Depeſchen nach Italien gehen ſollte, wurde unterwegs ſeiner Depeſchen beraubt und ermordet. Allgemein wurde **Margaretha** für das Werkzeug dieſes Streichs angeſehen, und der König ſuchte ſich zu rächen. Er warf ihr ihre Vertraulichkeit mit **Chanvalan**, ihren ausſchweifenden Lebenswandel, ihre Unordnungen vor, und befahl ihr, ſich wieder zu ihrem Gemal zurück zu begeben.

Sie gieng. Ihr folgte aber auf ihres Bruders Befehl ein Garde Kapitain, der ihre Sänfte durchſuchte, ihr die Larve vom Geſicht riß, etliche ihrer Diener und zwei Damen von ihrem Gefolge in Verhaft nahm. — Sie wurden einzeln über die Lebensart der Königin verhört, und darauf in die Baſtille gebracht.

Heinrich IV. wollte nach dieſem Vorgang ſeine Gemalin nicht recht wieder annehmen. Er verlangte, man ſolle ſie, ſey ſie ſchuldig, beſtrafen, oder, ſey ſie unſchuldig, ihre Ehre wieder herſtellen; aber er war der ſchwächſte Theil und mußte ſie wieder aufnehmen.

Die Ausſöhnung war aber von keiner langen Dauer. **Margaretha** ſetzte ihren Ausſchweifungen keine Grenzen. Ihr Gemal mochte ſie nun wohl etwas ſtrenger behandeln, und ſie empörte ſich öffentlich gegen ihn. Aber da ſie keine Parthei an dem Hofe ihres Bruders hatte, fand ihr Gemal gar keine Schwierigkeit, ſie zu verſtoßen.

Sie gieng nach Auvergne, und wählte das Schloß **Uſſon** zum Schauplatz ihrer Ausſchweifungen, lies es noch mehr befeſtigen, und lebte dort in ihrem Elemente, bis der König ſie zu ſich rief, ihre Einwilligung zur Eheſcheidung zu erhalten, die, ſo lange **Gabriele** lebte, nicht vor ſich gehen wollte, nach deren Tode aber, bald erfolgte.

Wir wollen, um der Königin in ihren Liebesabentheuern zu folgen, den Leſern das Manifeſt ihres Gemals gegen ſie mittheilen, aus welchem dieſelben ihre Aufführung zur Gnüge beurkundet ſehen können.

Auszug
aus
# dem Manifeſt Heinrichs IV.
ſeine Eheſcheidung
von
Margaretha von Valois
betreffend.

„Ich habe immer den Grundſatz verabſcheut, den Tyrannen behaupten: daß der König über ſeine Geſetze erhaben, und nur ſein **Wille** die Richtſchnur ſeines Lebens ſey; ich glaube vielmehr, daß der, der Geſetze giebt, dieſelben auch durch ſein Beiſpiel beſtätigen muß. Die wahre Größe eines Monarchen iſt ſeine Billigkeit, ſein Ruhm, die Liebe ſeiner Unterthanen. — Ich mußte mein Königreich, zu deßen Beſitz meine Geburt mich berechtigte, mit den Waffen erobern, aber ganz Europa iſt Zeuge, daß ich mehr Beleidigungen verziehen, als Rache an meinen Feinden ausgeübt habe. Den Feinden der öffentlichen Ruhe ſowohl, als meinen perſönlichen Feinden, habe ich verziehen. Und doch muß ich jezt hören, daß Fremde und Franzoſen mich tadeln, daß ich mich nach einer 28. jährigen Ehe von meiner Gemalin trennen will. Der eine ſagt, ich ſey ein Wollüſtling, der andere, macht mich zum Atheiſten, und alle ſagen, ich ſey ein Undankbarer. Ich wollte erſt über den unangenehmen Zeitpunkt meines Lebens einen Schleier werfen, aber da meine Ehre kompromittirt wird, ſo muß, und werde ich mich rechtfertigen. — — — — — — —

Ich kannte meine Gemalin vorher ſo wenig, daß ich nicht einmal wußte, daß ſie bereits im eilften Jahre ihres Lebens der Wolluſt ergeben war, und daß **Entragues** und **Charrins** öffentlich erzählten, ihre höchſte Gunſt erhalten zu haben. — Herr **Entragues** wurde durch ihre heftigen Anreizungen an den Rand des Grabes gebracht, wurde gezwungen ſie zu verlaßen, und nahm eine weniger ſchöne, aber enthaltſamere Dame zur Frau.

– **Charrins** hatte ſeinen Abſchied erhalten, und es folgte nun der Prinz von **Martigues**, der ſich ſeines Glücks, von dem er wonnetrunken war, öffentlich rühmte. — Nach ſeinem Tode erhielt ſeine Stelle der **Duk de Guiſe**, und allen ihren Vergehungen ſetzte ſie durch den ſtrafbarſten Umgang, durch Blutſchande mit ihren Brüdern, den **Duks d'Anjou, und d'Alencon**, die Krone auf.

So lebte ſie vor unſerer Heurat, und man urtheile ſelbſt, ob es mir viel Mühe koſtete, ein Kleinod zu erobern, welches erſte Liebe ſchenkt.

Nach meiner Verbindung mit ihr, bewog ihre gute Freundin, die Ducheſſe von **Nevres**, die ihren **Coconois** gar zärtlich liebte, ſie, ihren Vertrauten **la Molle** zu begünſtigen. Als dieſe Herren, wegen der Verſchwörung des **Montmorenci** und **Coſſe**, in die ſie verwickelt waren, ihre Köpfe auf dem Schaffot verloren, brachten dieſe zärtlichen

chen Weiber dieſelben ſelbſt nach der Kapelle St. Martin, bei Montmartre, benetzten ſie mit ihren Thränen und begruben ſie mit eigenen Händen.

Der über den Tod ihres Geliebten ſehr betrübten Königin erbarmte ſich der Herr von Saint Luc, und gab ihr tröſtliche Nachtviſiten. Um aber auch die Stunden des Tags nicht in Traurigkeit zu verlieren, ſuchte ſie ſich Buſſi zum Zeitvertreiber aus, der aber den Poſten bald verlor, weil er tapferer an der Spitze eines Korps Soldaten, als in den Schlafzimmern der Damen focht.

Ohne Rückſicht auf den Partheigeiſt, gab ſie dem dicken, fetten, muntern Duk de Maine Gehör, der einerlei Geſchmack mit ihr hatte. Allein der Duk war ſo unbeſonnen, einſt der Frau von Vitry zu ſchreiben, er zög die Sonne dem Mond vor, das hieß, ſie, der Königin, denn meine keuſche

Ehehälfte lies ſich Diana nennen, und der Umgang mit ihm, wurde aufgehoben.

Sie wendete ſich nun, damit dieſe ſich nicht zu beklagen hatten, zu den Hugenotten. Der ſchöne Vicomte **Turenne** war der erſte, dem die Ehre zu Theil wurde, die Königin zu amuſiren, aber er leiſtete nicht, was er verſprach, und erhielt ſeinen Abſchied.

Nach ihm folgte **Clermont d'Amboiſe**, der ſie oftmals noch im Nachtkleid an der Thür ihres Zimmers umarmte, während ich, um ihr Zeit zum Niederlegen zu laßen, im Zimmer auf und ab gieng, oder mit meinen Offizieren mich unterhielt. — War ich nicht ein gefälliger Ehemann? —

Ich will meine Gründe angeben, warum ich ſo gelaßen dem allen zuſah. Ich war König ohne Königreich, und Oberhaupt einer Parthei, die ich öfters ohne Geld und ohne Truppen aufrechthalten mußte, und wenn ein Sturm mir drohte, ſo mußte ich mich darein ſchicken, ſo gut ich konnte. Meine Frau war mir alſo nützlich, denn wegen ihr ſchonten mich ihre Brüder, ſchonte mich ihre Mutter, die mich nie leiden konnten. Und übrigens lockten ihre milden Reitze manchen tapfern Mann, der durch ihre Gefälligkeiten beſtimmt wurde, auf meiner Seite zu ſeyn. — Ich mußte ſie alſo ſchonen, und ſie liebhaben laßen, wem ſie wollte.

Der alte Thor Pibrac, den die Liebe zu ihrem Kanzler machte, machte ihn auch zu ihrem Narrn.

Ein Aſtrolog hatte ihr prophezeit, ſie würde 1580 zwiſchen den 21ſten und 28ſten März von meiner Hand, meiner beleidigten Ehre wegen, aufgeopfert werden, aber meine Klugheit, und die Hofnung mich von ihr zu ſcheiden, machten den Propheten zum Lügner. So lebten wir fort, ich, nachſichtig, ſie, wollüſtig.

Ihre Wolluſt zu erhöhen, lies ſie ihr Bett mit ſchwarzem Taft überziehen, und ihr Schlafzimmer mit mehr als tauſend Wachslichtern erleuchten.

Sie wurde endlich fruchtbar, und lies ihr Ebenbild unter fremden Namen erziehen, das ihre Mutter in allen ihren herrlichen Talenten zu übertreffen verſpricht.

Ich und meine Perſon waren ihr verächtlich, und meine Geburt war, wie ſie meinte, weit unter der ihrigen, da doch gewiß zu Florenz mehr als hundert Kaufmannsfamilien exiſtiren, die näher mit ihr verwandt ſind, als irgend ein Abkömmling der berühmten Häuſer Foix und Albret, mit dem Hauſe Bourbon.

Nachdem ſie von ihrem Bruder in Paris gedemüthiget worden war, verlies ſie mich und gieng nach Agen, einer Stadt von meiner Gegenparthei. Dort ſchlug ſie ihren galanten Hof auf, und gab durch ihre

Ausſchweifungen, den Einwohnern ſoviel Aergerniß, daß ſie mit Schimpf und Schande von denſelben aus ihren Mauern gejagt wurde, wobei ſie kaum ſoviel Zeit gewann, ihren Liebhaber hinter ſich auf dem Pferde, mit der Flucht zu retten. Ihre Damen, die nicht Wagen und Pferde genug bekommen konnten, folgten ihr, ſo gut es gehen wollte, einige ohne Masken, andere ohne Schürzen, manche halb nackend, und ſo, wie ſie einherzogen, hätte man ſie eher für eine Bande Zigeunerinnen, als für Hofdamen einer Königin gehalten. Sie wurden zu Pferde und zu Fuſſe von einigen Offizieren begleitet, von denen viele keine Stiefeln hatten, und wendeten ſich unter **Lignerac's** Anführung nach **Carlat** in den Gebirgen von Auvergne, wo ſein Bruder **Marté** Gouverneur des feſten Platzes war, der aber doch mehr Aehnlichkeit mit einer Räuberhöle, als mit dem Aufenthaltsort einer Prinzeſſin hatte, die Frau, Tochter und Schweſter eines Königs war.

Ich errôthe, indem ich dieſes erzähle, und die Nachwelt wird leſen, daß meine Gattin in Anſehung der niedrigſten Ausſchweifungen, alle ihre Vorgängerinnen übertraf.

Umſonſt hofte ich lange auf ihre Beſſerung. Ihr Beharren, alle heilige Rechte der Ehe ſo öffentlich zu verletzen, befeſtigte endlich den Endſchluß das Band zu zerreiſſen, welches mich an ſie feſſelte. Gott iſt mein Zeuge! daß ich alles das ungern erzähle, daß ich gezwungen, mich zu dem Schritte entſchlieſſe.

Ihr Bruder ſelbſt ſchrieb mir, daß, wenn ich ſeine Schweſter nach ihrer Flucht aus Paris ſo behandelt, wie ſie es verdient hätte, ich mir allen dieſen Verdruß erſpart haben würde: Er ſagte öffentlich bei Tafel, daß ſeine Schweſter, die Königin in Navarra, es nicht nur mit den Kadetten in Gaskogne gehalten, ſondern ſo gar die Maulthiertreiber und Keſſelflicker in Auvergne aufgeſucht und mit ihren Gunſtbezeugungen beglückt habe.

Sie war auch wahrhaftig in der Wahl ihrer Liebhaber nicht ekel, den zu Carlat war ihr Koch der Begünſtigte, dem ſie ſich und ihre Liebe preis gab.

Ihre ſchlechten Umſtände verſcheuchten ihre Lieblinge, denn auch Saint-Vicent entfernte ſich, um nicht ihr ganzes Haus ernähren zu müſſen.

Ihr Stallmeiſter Aubiac, mit kupfrichter Naſe, mit rothen Haaren und geſprenkter Haut, wurde nun ihr Liebling. Frau von Marte überraſchte ſie einſt des Morgens im Bett mit ihm. Dieſer allzufrühzeitige Beſuch koſtete ihrem Manne das Leben. Die Königin ſchafte ſich ihn durch ein kleines, im Vaterland ihrer Mutter zubereitetes Tränkchen vom Halſe, und nun bemeiſterte ſie ſich des Platzes, wo ſie Obdach gefunden hatte. Aber umſonſt, ſie mußte wieder eben ſo entfliehen, wie ſie dahin gekommen war, und eilte, auf das Landgut ihrer Mutter, wo ſie auf Befehl ihres Bruders mit ihrem Geliebten gefangen genommen wurde. Sie hatte Mut ihr Leben für ihn zu laßen. So weit war es mit ihr, mit einer Enkelin des berühmten Heldenſtammes Valois, gekommen! — —

Sie konnte unwiderſtehlich reitzen, wenn ſie wollte. Dieſes Mittels bediente ſie ſich nun gegen den Marquis **Cavillac**, der ſie arretirt hatte, und dieſer wurde, trotz ſeiner Pflicht, ſelbſt der Gefangene ſeiner Gefangenen. Er lies ihren **Aubiac** aus Eiferſucht hängen, der bis an das Ende ſeines Lebens ihr getreu war, und in der Stunde ſeines Scheidens, einen blauſammetnen Muff von ihr küßte, da er ſie ſelbſt nicht mehr küſſen konnte. —

Aber auch **Cavillac** wurde von ihr hintergangen. Sobald andere ihr ergebene Garniſon nach **Uſſon** kam, ſchickte ſie ihn nach **Saint-Cirque**, und mochte weiter nichts mehr von ihm hören.

Sie zog einen Trupp Soldaten aus Orleans an ſich, und als ſie ſich ſicher genug glaubte, überlies ſie ſich ganz ihren Lüſten. — Ihr Muſter war die **Nanna des Aretin**, und dieſem kam ſie ſo gut bei, daß ſie dem Weibe des **Jokondo**, und der Frau des Königs der **Lombardie** hätte aufzurathen geben können. Sie begnügte ſich mit ihren Sekretären, Sängern, und einigen nagelneuen Edelleuten.

Pomini, der Sohn eines Keſſelflickers aus Auvergne, den ſie, als er Chorſchüler an der Hauptkirche war zu ſich nahm, ſchwang ſich durch ſeine Stimme zur Würde ihres Kammermuſikus empor. Aus der Kapelle kam er ins Zimmer, aus dem Zimmer in ihr Kabinet, verſah Sekretärſtelle und fertigte Depeſchen mancherlei Art aus. Unter allen ihren Liebhabern war dieſer ihr der liebſte, der, wie ſie ſagte: ſeinen Körper, ſeine Stimme, ſein Geſicht und ſeine Haare nach ihrem Belieben veränderte und zu jeder Stunde Audienz bei verſchloſſenen Thüren erhalten könnte. Um ſeinetwillen lies ſie die Betten ihrer Hofdamen ſo erhöhen, daß man alles, ohne ſich zu bücken, ſehen konnte, was darunter war, damit er ſich nicht darunter verſtecken möchte. — Ja ſie beſang ihn ſogar ꝛc. ꝛc."

Und weiter wollen wir dieſem Manifeſte nicht folgen, die Leſer können es in den: Amours de Henry IV. ſelbſt nachleſen, wenn ſie Luſt haben die Unregelmäßigkeiten dieſer Königin bis auf den letzten Punkt kennen zu lernen. Ich beziehe mich nur noch auf das, was ich in der Vorrede wegen Mittheilung dieſer Skizze geſagt habe.

VIII.

Kamilla Kafarelli.

Pietro von Medicis, der Sohn des berühmten **Koſmus**, mit dem Beinamen, der **Prachtvolle**, der ohne Widerſpruch der reichſte und anſehnlichſte Privatmann ſeit Anbeginn der Welt war, ſtarb,*) und hinterlies zwei Söhne als Erben ſeiner Größe, ſeines Anſehens zu **Florenz**, und ſeiner Schätze, Namens **Lorenzo** **) und **Julian**.***)

Das Volk war ſchon gewohnt die Mediceer als ihre Herren zu betrachten, und **Thomas Soderini**, ein Mann von allgemeinem Anſehen, unterſtützte das Haus der

---

*) Im Jahr 1472. und nach andern 1469.

**) Im Jahr 1448.

***) Im Jahr 1453.

Mediceer ſo gut, daß die beiden Sproſſen deßelben, in öffentlichen Verſammlungen die nehmlichen Ehrenbezeugungen empfiengen, als ſie die Florentiner nur ihren **Fürſten** gewähren konnten. *) Das Volk nahm ſie für ſeine Söhne, und ſie das Volk, durch einen Aktus, als Vater an.

Sie vermehrten durch ihre Freigebigkeit die Anhänglichkeit des Volks an ihrem Hauſe, ihre Prachtliebe reitzte und entzückte, ihre Gefälligkeit gewann ihnen die Herzen des Volks.

Lorenzo war ein lebhafter, unternehmender, und etwas ehrſüchtiger Mann; **Julian** war ſanfter, genügſamer und empfindſamer für die Reitze der Liebe.

Womit **Lorenzo** die Herzen des Volks auch ſehr gewann, war, daß er auſſer ſeiner Frei-

---

*) *Erycei Puteani* Hiſtoria Medicea. Antwerp. 1634. p. 25.

Freigebigkeit *) auch ſehr gottesfürchtig war; d. h. er beſuchte fleißig die Kirche, und gab reichlich Allmoſen. Was ſeinen Körperbau betrift, ſo war er von etwas mehr als mittelmäßiger Figur, breitſchulterig, ſtark und feſt gebaut, und ſo ſchnell, daß im Wettlauf ihm keiner den Preis ſtreitig machen konnte. Er war nicht ſchön vom Geſicht, aber ſein Anſehen flößte Ehrfurcht ein. Sein Geſicht war ſchwach, ſeine Naſe war nieder-

---

*) *Nicolo Valori* in Vita del Magnifico *Lorenzo* de *Medici* il vecchio, (Fiorenza 1568.) giebt hierzu einen Beleg. Lorenzo war ein ſehr großer Liebhaber von Pferden, und ſah einſt ein Pferd eines Sicilianers, das ſehr ſchön war, welches er zu beſitzen wünſchte. Der Sicilianer hatte den Wunſch kaum vernommen, als er es dem jungen Lorenzo ſchenkte. Dieſer machte ihm dafür ein ſehr großes Gegengeſchenk, und als ſein Stallmeiſter ſagte, er würde viel wohlfeiler zu dem

niedergedruckt und ganz geruchlos; das that ihm eben nicht leid, weil es, wie er zu ſagen pflegte, unter den riechenden Körpern mehrere giebt, die übel, als wohl riechen. — Uebrigens war er ein Freund der Gelehrten, und ſelbſt in den Wiſſenſchaften wohl erfahren.

Die Züge zu dem Bilde ſeines Bruders Julian, liefere die gegenwärtige Erzählung ſelbſt.

Als

dem Pferde gekommen ſeyn, wenn er es gekauft hätte, antwortete er: das Geſchenk war königlich; ich mußte deswegen beweiſen, daß es noch weit königlicher iſt, ſich nicht an Freigebigkeit übertreffen zu laſſen. Aber das konnte auch Lorenzo thun, denn ſelbſt der Herzog Galeazo zu Mailand ſagte: er könne zwar auch Schätze aufzeigen, aber in Lorenzo's Hauſe, wären alle Koſtbarkeiten beiſammen, die man an den äuſſerſten Grenzen der Welt kaum zerſtreut antraf.

Als **Pietro** ſtarb, war **Lorenzo** 21 Jahr alt, und die von ſeinem Vater verwalteten Staats- und Ehrenämter der damaligen Republik **Florenz**, wurden ihm mit viel Gepränge übertragen. Es gab Familien, die das Anſehen des Hauſes **Medicis** mit tödlichem Verdruß wachſen ſahen. Unter dieſen war die Familie **Pazzi** die vorzüglichſte, an Reichthümern, Anſehen, und Anzahl der Perſonen und ihrer Verbundenen.

Der große **Koſimus** von Medicis, der ſie fürchtete, hatte ſchon lange verſucht, ſie mit ſeinem Hauſe näher zu verbinden, indem er ſeine Tochter dem Sohne des Hauptes der Familie **Pazzi** zur Gemalin gab. Aber er hätte bedenken ſollen, daß unter den Großen Ehevereinigungen nur ſchwache Bande ſind, Herzen zu verbinden, die Ehrgeitz und Staatsintereſſe zerſpalten. Und dazu mußte noch die Macht der Liebe dem innern verſchloſſenen Feuer ihrer

Privatrache, den ſchrecklichſten Ausbruch geben.

Jakob, das Haupt der Familie **Pazzi**, war ohne Kinder, hatte aber ſieben Vettern, die Söhne ſeiner beiden Brüder. Der älteſte, **Wilhelm**, hatte ſich mit **Bianka von Medicis**, und der andere, **Johann**, mit der Erbin und einzigen Tochter des Grafen **Borromeo** *) vermählt. Unter den übrigen befand ſich noch einer, **Francesko**, ein Mann von Geiſt, lebhaft, wohlgeſtaltet, angenehm im Umgange, leicht zu beleidigen, kühn bis zur Verwegenheit, und ſehr empfindſam gegen die Eindrücke der Liebe. — Sein Buſenfreund war **Jeronimo**, der **Fürſt von Furli**, ein natürlicher Sohn des bekannten Papſtes **Sixtus** V. der ſich aus dem Staube, auf den päpſtlichen Stuhl geſchwungen hatte. Dieſen **Jeronimo** hatte **Franceſko** zu **Rom**, wo er ſich wegen Handlungsgeſchäften oft befand, kennen lernen, in ihm einen Freund und Widerſacher des Hauſes Medici, wie ſein Vater ſelbſt war, gefunden. Dieſes ſchloß das Band ihrer Freundſchaft feſter, und gab ihren wechſelſeitigen Zuneigungen den Ausſchlag.

---

*) Als dieſer ſtarb, wußte es Lorenzo dahin zu bringen, daß mit ſeinen Gütern ein anderer belehnt wurde, und Pazzis Gemalin, als eigentliche Erbin, nichts bekam. Dieſes brachte Johann Pazzi ſehr gegen das Haus Medicis auf.

Es gehört in die Geſchichte, auf welche ich meine Leſer verweiſen muß, die tauſendfältigen Faktionen zu dieſer Zeit, die Urſache des Mißvergnügens der Familie **Pazzi**, und dergleichen zu ſchildern und kennen zu lernen. Hier kann nur ein kleiner Theil derſelben berührt werden; denn noch iſt nicht einmal die Hauptperſon dieſer Skitze aufgetreten, und meinen Leſerinnen iſt vielleicht ſchon Zeit und Weile lang geworden, ſie kennen zu lernen.

Franceſko war fein genug, ſich öffentlich an den jungen **Julian** anzuſchließen, und jedermann, ſelbſt der gutmüthige Jüngling, dem er ſeine Freundſchaft aufdrang, glaubte, er nähre den allgemeinen Haß der Pazzi nicht gegen die Mediceer in ſeiner Bruſt.

Lorenzo hatte, wie ſein Vater, ſich mit einer Prinzeſſin des berühmten Hauſes Orſini vermält. Bei der Geburt ſeines erſten Sohnes nahm er ſich vor, an dem Tage des Kirchenganges ſeiner Gemalin, ein Feſt anzuſtellen, welches an Pracht alle Feſtins der Fürſten Italiens übertreffen ſollte; und er führte dieſen Vorſatz aus. Da er ein großer Freund von ritterlichen Spielen war, ſo konnte es nicht fehlen, ein Turnier mußte dieſen Tag verherrlichen. — Der Tag dieſes Feſtes erſchien, und alles was jung, galant und ſchön in **Florenz** war, erſchien an dem beſtimmten Orte.

Klariſſa Orſini, Lorenzo's Gemalin, die man öffentlich, obgleich **Florenz** noch eine Republik ſeyn ſollte, die **Prinzeſſin** hies, erſchien mit unbeſchreiblicher Pracht, den Dank des Turniers auszuſpenden, und ihre Gegenwart, die dem ganzen ſchönen Geſchlechte zu Florenz die Freiheit verſtattete dem Feſte beizuwohnen, ſchien die Pracht des Turniers noch weit mehr zu erhöhen.

Alle Gallerien und Balkons, die den zum Wettrennen der Ritter beſtimmten Platz umgaben, waren mit den ſchönſten Frauen und Mädchen, mit den lieblichſten und galanteſten weiblichen Geſchöpfen beſäet. Kaum hatte Florenz an ſeinem Himmel ſo viel Sterne je beiſammen erblickt, als jetzo ſchöne Augen an den Planken der Turnierbahn glänzten. Die Loge der Prinzeſſin ſelbſt aber, war ohne Widerrede der Sammelplatz aller Liebreitze und Schönheiten. Hier befanden ſich zwanzig der ſchönſten Damen, von denen jede ein Modell zu einer Göttin des Alterthums, oder zu einer Madonna hätte liefern können. Jedes Auge weilte mit Entzücken an dieſem Sammelplatze der Schönheit, jedes Herz ſchlug ſtärker bei dem ſeligen Anblick, und alle Seelen ſchienen beinahe nicht ſtark genug zu ſeyn, lange einen ſolchen überraſchenden Wonneanblick zu ertragen.

So lange auch das Auge hier gefeſſelt blieb, und das letzende Vergnügen, das hinreiſſende Entzücken, der höchſte Grad des Wonnegefühls nun jedes Herz beſtürmt hatte, blieb es dennoch in jeder Seele lange unentſchieden, welcher von dieſen Schönheiten der Vorzug gebühre? denn jede vereinigte ſo viele eigene Annehmlichkeiten in ſich, und die Reitze dieſer herrlichen Gruppe waren ſo verflechten, daß es ſehr ſchwer wurde, einen Preis, einen Vorzug, dieſer oder jener Dame zu ertheilen.

Aber **Julians** Herz that, wie das Herz des **Franceſko**, einen Ausſpruch, den

Augen und Herz eines jedẽn Zuſchauers kaum gethan, kaum zu thun gewagt haben würden.

Kaum eilten ſie an der Spitze ihrer Quadrillen *) an die Loge der Prinzeſſin, ſie zu begrüßen, als ihre Augen zugleich auf die ſchöne, junge **Kamilla**, aus dem Hauſe **Kafarelli**, trafen.

Gleich einem Blitzſtral fuhr es beiden, wie ein elektriſcher Schlag durch das Herz; beide wurden von Kamillens Schönheit entzückt, beide empfanden zugleich das ſüſſe Weh und Wohl der Liebe.

Sie kehrten auf ihren Poſten zurück, und als **Altoviti** und **Mancini**, welche die andern beiden Quadrillen anführten, ihre Komplimente gemacht hatten, fieng das Wettrennen an.

---

*) Bei teutſchen Turnieren: Vergatterung, wenn man die Helme (d. i. Ritter) in Trupps zum Angrif theilte und anführte.

Das Feuer, welches die beiden vornehmſten Anführer beſeelte, der Wunſch Kamillens Blicke auf ſich zu ziehen, gab ihrem Mut und ihrer Herzhaftigkeit neue Stärke, und ſo blieben ſie bald die einzigen auf der Bahn, die ſich den belohnenden Kampfpreis ſtreitig zu machen ſuchten. — Da that **Julians** Roß einen Fehltritt, und er mußte, troz ſeiner Geſchicklichkeit, den Sattel räumen. Aber **Francesko** war viel zu galant und fein, als daß er es gewagt hätte, den Zufall geltend zu machen. Er beſtund darauf, daß dieſes Rennen nicht gelten ſolle. Die Kampfrichter gaben ihm ihren Beifall, aber **Julian**, der ſich nicht gern von einem Grosmütigen beſchämen lies, führte **Francesko** ſeines Weigerns ungeachtet, ſelbſt zur Bühne, daß er aus den Händen der Prinzeſſin den Dank des Turniers empfangen möchte.

Er empfieng ihn, er nahm ihn an, aber ſeine Gedanken waren bei der ſchönen **Kamilla**, und ſein Herz kannte keinen Preis, als den, den die Minne dieſer Holden reichen konnte.

Julian hieng mit nicht weniger Entzücken an Kamillens ſchönen Augen. Er ſah und hörte nicht, was um ihm vorgieng, er war nur empfindend für Kamillen da.

Die Beſcheidenheit, welche in ihren Blicken thronte, nahmen beide für den Ausbruch einer wechſelſeitigen Zärtlichkeit, und beide waren feſt entſchloſſen, auf dem Abendball die Entſcheidung ihres Glücks zu betreiben.

Kamilla kam ſelten in die Welt, und hatte, troz ihrer Schönheit, bisher noch wenig Aufſehen gemacht. Sie war zwar aus einem guten Hauſe, aber weder für **Franceſko**, noch für **Julians** Intereſſe war es dienlich ein Mädchen zu lieben, deren Vater aus **Florenz**, als ein ewiger Gegner des Hauſes Medicis vertrieben worden war, ein Mädchen, die weiter nichts auſſer ihren Reitzen, als das beſas, was die Gnade der Prinzeſſin ihr zukommen lies.

Aber wie konnten die entzückten, von Kamillens Schönheit beſtochenen Liebhaber an ſo etwas, an etwas anderes überhaupt, als an ihre Liebe denken?

Aengſtlich erwartete **Julian** die Stunde, in welcher er Kamillen bei dem Ball näher kommen ſollte. Sein Herz ſchlug laut dem erſehnten Augenblick entgegen, und tauſendmal wiederholte er, was er dem Abgott ſeines Herzens ſagen wollte, — als ſein Bruder in ſein Zimmer trat, und ihm ankündigte, daß ſeine Gegenwart bei einer geheimen Konferenz, zum Beſten des Staats erforderlich ſey. Man hatte ſich nichts Gutes vom König in Neapel zu verſehen, der Piſa und einige Seeplätze zu überfallen drohte, und die Häupter des Staates beſchloßen,

ſchloßen, daß **Julian** ſogleich in Begleitung einiger Kriegs-Kommiſſarien nach Piſa reiſen und dort Anſtalten zu einer Gegenwehr treffen müße.

Das war ein Donnerſchlag für **Julian**, der ſeinem Nebenbuler freies Feld durch ſeine Abreiſe laßen mußte.

Und da hatte er gar nicht unrecht. **Francesko** begab ſich in geſchmackvoller Tracht auf den Ball, er tanzte mit **Kamilla** und ſeine Blicke enthüllten ihr den Zuſtand ſeines Herzens.

Kamilla war ehrgeitzig erzogen worden, und ihre Hofmeiſterin prägte ihr täglich die Nothwendigkeit ein, ſich eine Parthie zu ſuchen, die die verfallenen Umſtände ihres Glücks wieder heben könne. Dieſem Grundſatze getreu, war ſie feſt entſchloſſen, ihr Herz gegen die Stürme der Liebe zu ſichern, und ihrer Leidenſchaft ſich blos zu bedienen, um ſich dem Ziele ihrer Wünſche und ihres Intereſſe zu nähern.

Dieß gab Francesko gewonnenes Spiel. Seine Geburt, ſeine Güter waren Kamillens Angeln, und die Gelegenheit begünſtigte die Schritte beider.

Sie befanden ſich in einer nicht ſtark bemerkten Gegend des großen Saals. Die Verbindlichkeiten, welche ihr Francesko ſchon geſagt hatte, erforderten ein Gegenkompliment und ſie nahm Gelegenheit, ſie mit dem Glückwunſche über den erhaltenen Preis zu erwiedern.

Francesko. Das Feuer, welches mich im Kampf beſeelte, iſt der Flamme ſchönſte, in der ich liebevoll für Euch brenne. Ich ſiegte, um beſiegt zu werden.

Kamilla. Mit den Waffen, die Francesko mir zu verdanken haben will, konnte er nicht Wunder thun, die ganz Florenz in Erſtaunen ſetzten. Ich bin ſo eitel nicht, mir mit dem Antheil an etwas zu ſchmeicheln, woran ich zweifeln muß.

Franceſko. Kamilla darf nicht zweifeln, daß ſie allein vermögend iſt, meinen Ruhm zu befeſtigen.

Kamilla. Und wenn ich's glaubte?

Franceſko. Ich wär glücklich! noch glücklicher aber würde ich ſeyn, wollte die ſchöne Kamilla mir glauben, daß Liebe, heftige Leidenſchaft für ſie, mein Inneres durchglüht.

Kamilla. Franceſko, Ihr ſeyd ein Mann, der ſo etwas der vornehmſten meines Geſchlechts in Florenz ohne Furcht ſagen darf, es **umſonſt** geſagt zu haben. Eure Tugenden ſind eben ſo groß, als Eure Geburt, als Eure Glücksumſtände. Aber Ihr ſagt es zu mir, welcher Ungleichheit des Glücks zwiſchen uns nicht erlaubt, ſich mit Hofnungen zu ſchmeicheln, deren Erfüllung ſoviel entgegen ſteht.

Nach dieſer Antwort begab **Kamilla** ſich wieder zur Geſellſchaft und vermied ſorgfältig ein zweites Zuſammentreffen, mit dem Liebhaber, in deſſen Seele nun Stolz und Glück völlig ſeiner Liebe wichen.

Der Ball war geendigt, und Francesko konnte wenig ruhen. Schlaf und Raſt flohen ihn und gaben ihn dem Zweifelkampfe ſeiner Empfindungen preis. Sein Herz war zu enge für den Schauplatz ſeiner Leidenſchaft. Sein Zimmer wurde ihm zum Kerker, und kaum vergoldete Aurora die Pfoſten des Himmels, als er ſich auf einen öffentlichen Spaziergang begab, freier zu athmen.

Auf einem breiten Raſenbette, von einer Silberquelle durchrieſelt, wollte er ſich niederwerfen, als er in der benachbarten Grotte ein ſchlafendes Mädchen erblickte. Er näherte ſich der ſchlafenden Schönen mit leiſen Tritten und ſah, — daß es Kamilla war, die hier in ſanftem Schlummer lag.

Sie hatte, als ſie vom Ball nach Hauſe kam, von einem Unbekannten ein Billet erhalten, das ſie, ſo wie ihr Geſpräch mit **Francesko**, der guten **Monna**, ihrer Hofmeiſterin, nicht vorenthielt.

Sie öfneten den Brief, der wie ſie glaubten, von **Francesko** kam. Von dieſem aber kam er nicht.

Kamilla wurde unruhig. Ein Spaziergang ſollte ſie zerſtreuen. **Monna** begleitete ſie, und als in der Grotte der ſanfte Schlaf auf Kamillens Augen ſank, gieng die gute Alte, ſie nicht im Schlaf zu unterbrechen, im nahgelegnen Wäldchen auf und ab.

Francesko ſtand betroffen und entzückt bei der ſchönen Schläferin. Mit ſeliger Empfindung irrten ſeine Blicke auf den Reitzen des holden Mädchens umher. In ſüſſes Anſchauen verloren, wagte er es kaum zu athmen. Tauſend Gefühle beſtürmten ſeine Bruſt, ſein Herz ſchlug laut, und zitternd lehnte er ſich an eine Felſenwand.

Da

Da ſah er einen Brief, der der Hand der ſchönen **Kamilla** entſunken war. Es war eben der, den ſie kürzlich erhalten und hier noch einmal geleſen hatte.

Eine neugierige Eiferſucht entflammte ſchnell in **Francesko**. Er nahm den Brief, und eilte aus der Grotte in das nahgelegene Wäldchen.

Hier traf er auf Kamillens Gouvernante, die er nicht kannte, der aber er ſehr wohl bekannt war. — Er wollte ihr ausweichen, um den Brief zu leſen. Sie aber, die Luſt hatte mit ihm zu ſprechen, trat ihm entgegen und ſagte:

"Geht nicht vorüber, ohne mit mir zu ſprechen; wer weis, ob ich Euch nicht wichtigere Dinge ſagen kann, als Ihr vielleicht glaubt."

Francesko ſah die gute Sibille ein wenig mißtrauiſch an, und da er wußte, daß ohne Antwort einem ſolchen Weibe nicht leicht zu entkommen iſt, fragte er:

"Was habt Ihr mir zu ſagen?"

Monna. Ich bin ein Weib —

Franceſko. Das ſeh' ich!

Monna. Deren Wiſſenſchaft nicht blos auf die Kunkel und auf den Nährahmen eingeſchränkt iſt —

Franceſko. So? —

Monna. Ich habe Kenntniſſe, die —

Franceſko. Nun? —

Monna. Die mir z. B. ſagen, daß Ihr ſehr verliebt ſeyd. Ich wollte Euch alſo ſagen — Setzt Euch doch ein wenig mit mir auf dieſe Bank.

Franceſko. Die Zeit iſt mir koſtbar. — Jetzt kann ich Euch nicht anhören —

Monna. Ich muß Euch alſo **aufdringen**, was ich Euch zu ſagen habe. —

Indeſſen war **Kamilla** erwacht. Sie vermißte den Brief, ſie ſah ihre Hofmeiſterin nicht, gieng in das Wäldchen, und traf ſie mit **Franceſko** im Geſpräch an.

Kaum ſah **Monna** ſie kommen, als ſie, zu Franceskos großer Beſtürzung, ſich dem Angelſterne ſeiner Liebe ganz vertraut nahte. Er ſchob den Brief in die Taſche, eilte auf Kamillen zu, und ſagte ihr viel Schönes. **Kamilla** antwortete ihm ganz beſcheiden, und verlies mit ihrer Hofmeiſterin die Promenade, ohne ihm zu erlauben, ſie auch nur zu ihrer Sänfte zu begleiten.

Kaum war ſie ſeinen Augen entſchwunden, als er ſich des Briefes erinnerte, und las:

"Die ſchöne Kamilla ſehen und nicht lieben, iſt eine Unmöglichkeit. Ich ſah ſie; ich liebte ſie. Der Zufall wirft ſich jetzt zwiſchen eine nähere Erklärung, aber meine Ungeduld reißt mich hin, ob ich gleich jetzt meine Göttin nicht ſehen kann, ihr doch ſchriftlich wenigſtens zu ſagen, daß ich ſie anbete. Meinen Namen werde ich Euch ſelbſt ſagen, und Ihr werdet mich nicht unwürdig finden, Euch zu dienen."

Daß er einen Nebenbuler hatte, ſah **Franceſko** wohl, aber wer war er? Dies war es, was er zu erfahren ſuchen mußte, worüber er mancherlei Anſchläge faßte und ſich nicht in geringer Unruh befand.

Wir aber wiſſen, wer ſein Rival war, und die Leſer werden leicht errathen, daß **Julian** den Brief vor ſeiner Abreiſe geſchrieben hatte.

Indeſſen hatten **Kamilla** und **Monna**, die den Brief an einem dunkeln Orte in der Grotte, wo ſie ihn nicht bemerkt hätten, liegen glaubten, geheimen Rath über den, der ihn geſchrieben haben möchte.

Sie ſannen hin und her, und endlich ſagte Kamillens Herz ihr den rechten Namen. Sie überdachte ſein Betragen in der Loge, und ſchnell ſprach ſie:

"Wie? wenn Julian von Medicis den Brief geſchrieben hätte?"

Monna. Das wollen wir doch ja nicht hoffen, Kind. — Du brauchſt einen Gemal, und Julians Haus verbindet ſich nur mit Prinzeſſinnen.

Kamilla. Wenn nun aber —

Monna. Kind! ich merke, daß dir dieſer Liebhaber ſehr angenehm wär. Das iſt nicht gut! Eine ſolche Leidenſchaft kann dir gefährlich werden. Hege ſie nicht. Der Strom der Leidenſchaften iſt zu raſch, die Liebe iſt blind — Kind! du warſt unglücklich. — Nicht wahr, gleichgiltig iſt Julian Dir nicht?

Kamilla. Wahrhaftig nicht! Doch hoffe ich, daß Eure Lehren, daß Klugheit und Beſinnung —

Monna. Kind! fliehe deinen ärgſten Feind!

Ein Brief von **Francesko** unterbrach ihr Geſpräch. Er ſchrieb der guten **Monna** viel Verbindliches, ſcherzte über ihre Divinationsgabe, und bat um ihre Freundſchaft.

Dieſe Attention that etwas, und eine perſönliche Unterredung beſtimmte die Gouvernante, ihm eine Zuſammenkunft mit Kamillen in dem Garten ihrer Tante, bei der ſie wohnte, zu bewilligen.

Indeſſen betrieb **Julian** ſeine Geſchäfte zu **Piſa** ſehr eilig, ſtürmte auf Flügeln der Liebe nach **Florenz** zurück, ſtattete dem Staatsrath Rapport von ſeinen Verfügungen ab, und begab ſich dann mit vieler Pracht, in einem ſchönen Staatswagen, nach dem Palaſte der Tante der ſchönen **Kamilla**, die eben damals mit **Nonna** im Garten luſtwandelte, wohin **Franceſko**, abgeredetermaſſen ſich begab, und das Glück genoß, ſeine Geliebte zu ſehen und zu ſprechen.

Die Tante war ausgefahren, und noch nicht zurückgekommen. — **Julian** lies ſeinen Wagen zurückfahren, und gieng als er die Thür offen ſah, die Grillen zu vertreiben, in den Garten.

Es war ein ſchöner Sommerabend. Der Mond warf ſein angenehmes Liebeslicht traulich in die hohen Pappelgänge, und Julian wandelte die Hauptallée hinauf.

Die kluge Monna hatte den entzückten Francesko eben ein wenig bei Seite geführt, ihm mancherlei ans Herz zu legen, und Kamilla ſas in ſtille Betrachtungen vertieft, in einer Laube, die ſich am Ausgange der Allee befand.

Julian ſah mit Augen der Liebe und wurde bald gewahr, daß ein Frauenzimmer in der Laube ſas. Sein Herz ſagte ihm, daß Kamilla die Schöne war; — er nahete ſich der Laube — er trat hinein — er ſah, daß ſie es wirklich war, warf ſich vor ihr nieder, ergrif ihre Hand, und ſagte mit zitternder Stimme:

"Fürchte nichts, göttliches Mädchen! Ich bin Julian Medicis, ich bin der Liebhaber der" — —

Kamilla erſchrak, wie man leicht denken kann, nicht wenig, ſo überraſcht zu werden. Aengſtlich ſprach ſie:

"Julian! was unternehmt Ihr! — Wißt Ihr auch, welcher Gefahr Ihr mich und Euch ausſezt? — Verlaßt mich, oder ich bin verloren!"

"Ich kenne keine Gefahr — antwortete Julian — die mir jezt zu groß wär. — Der Brief von unbekannter Hand — Ihr habt ihn doch erhalten?"

Kamilla. Ich habe ihn erhalten —

Julian. Er war von mir. Ihr habt ihn doch geleſen?

Kamilla. Ich habe ihn geleſen — aber ich bin nicht ſtolz genug zu glauben —

Julian. Daß ich Euch liebe? — O! glaubt es! es iſt wahr! mein Herz ſprach in jenem Briefe. Ja! ich liebe Euch — ich werde Euch ewig lieben.

Kamilla. Julian — Ihr habt Pflichten gegen Euern Stand, und ich habe die

mein.

meinigen auch. — Entfernt Euch! meine Hofmeiſterin iſt in der Nähe, wenn ſie käm — wenn ſie Euch bei mir fänd — — Geht! — Ihr wollt doch mein Verderben nicht?

Julian. Dieſe Bitte iſt mein Befehl. — Ich gehe, aber nicht eher, bis ich weiß, bis Ihr mir ſagt: ob Ihr mir verzeihen könnt, daß ich Euch liebe, daß meine Liebe nicht Euern Haß verdient.

Kamilla. Wollt Ihr meine Unruh verdoppeln? — Liebt Ihr mich — ſo verlaßt mich.

Julian drückte einen Kuß auf ihre Hand, und gieng. — Er kam zur Thür, und **Monna**, die eben **Francesko** entlaſſen hatte, kam ihm entgegen. Sie glaubte, Julian ſey ein Diener des **Francesko**, und ſagte:

"Lauf, daß du fortkömmſt, dein Herr iſt ſchon weit weg!"

Das fiel unſern **Julian** ſehr auf. Eiferſucht und Unwillen entpreßten ihm die Frage:

"Wer iſt mein Herr?"

Da merkte **Nonna** ihren Irrthum, und erkannte ihn an Stimme und Betragen. Zufall und Erſtaunen nahmen ihr einige Augenblicke die Sprache, und **Julian** fragte noch einmal:

"Wer iſt mein Herr?"

Endlich erholte ſich **Nonna**, und beantwortete ſeine Frage:

"Ich kenne Euch, ich weis folglich auch, daß Ihr nicht **hier** Herr ſeyd. — Ich kann nur vermuthen, warum Ihr hieher kamt. Iſt meine Vermuthung aber gegründet, galt Euer Beſuch Kamillen, ſo galt er meiner Ziehtochter, und ich bitte Euch, geht ruhig heim, ohne mich und ſie einer Verlegenheit auszuſetzen."

Julian. Ich habe zuviel Hochachtung und Ehrfurcht gegen Kamillen, als daß ich ſie in Verlegenheit bringen möchte. Ich werde ſogleich gehen — und Ihr werdet die Gefälligkeit haben, mir den Mann zu nennen, von dem Ihr eben ſpracht.

Monna. Was würdet Ihr von mir denken?

Julian. Daß Ihr mir einen Gefallen gethan hättet.

Monna. Ich glaube, es iſt genug geſagt, wenn ich Euch verſichere, daß er der Mann nicht iſt, über den Julian von Medicis Verdacht ſchöpfen kann, wenn es ihm nicht blos darum zu thun iſt, Phantome aus der Luft zu greiffen. — Uebrigens glaubt mir auf mein Wort, daß ich mit Vergnügen mich näher erklären werde, ſobald es Zeit iſt.

Julian. Ich ſehe, daß weder Zeit noch Ort eine nähere Aufklärung verſtatten, aber ich hoffe Euch Morgen zu ſehen.

Monna. Mich?

Julian. Es kann Euch nicht an einem Vorwand fehlen, mich ſprechen zu müßen. Ich bitte, ſeyd meine Freundin — und ich hoffe Euch Beweiſe geben zu können, daß ich es nicht beim **Verſprechen** blos bewenden laße, wenn' ich mehr thun kan. — Schlaft wohl!

Er verlies den Garten, und eilte nach ſeinem Pallaſt, wo er ſich zwar zur Ruh legte, aber deren wenig genoß. — Er zweifelte nicht, **Monna** würde kommen; er ſchrieb an **Kamilla** einen zärtlichen Brief, den er der Alten mitgeben wollte, und legte ihn verſiegelt auf ſeinen Schreibetiſch, die ältere Iris erwartend. —

Franceſko, der **Julian** beſuchte, erblickte kaum das Siegel des Briefs, der mit der nemlichen Deviſe, wie der erſte Brief, geſiegelt war, als er wußte, wer ſein Nebenbuler war. Er verbarg ſeine Verwirrung ſo gut er konnte, verlies ſeinen Freund bald wieder, und beſchloß, um den unglücklichen Folgen einer Liebe, die wie er glaubte, erſt noch im Entſtehen wär, durch ſeine Verheuratung mit dem Gegenſtande derſelben zuvorzukommen.

Er gieng, und **Monna** kam ohne daß ſie ihn bemerkte in den Pallaſt. — **Francesko** war auſſer ſich, als er ſie in **Julians** Zimmer gehen ſah, und eilte in einer Bewegung nach Hauſe, die unbeſchreiblich war.

Monna hatte mit **Julian** eine lange Unterredung. Er ſchilderte ihr ſeine Liebe mit den lebhafteſten Ausdrücken, er wendete Schmeicheleien und Bitten an, und überraſchte ihre Gefälligkeit mit einem koſtbaren Perlengeſchenke, auf ſo unvermutete Art, daß ſie die Sprache verlor. — Endlich kam ſie wieder zu ſich.

Monna. Laßt euch ſagen, daß Kamilla eben jetzt eine ſehr anſehnliche Parthie thun kann. Sie wird von einem Manne begehrt —

Julian. Und der iſt?

Monna. Seinen Namen kann ich Euch noch nicht nennen. So edel Ihr auch denken mögt, ſo ſeyd Ihr doch jetzt ein Nebenbuler, und ein furchtbarer Nebenbuler. Aber ſo viel kann ich Euch, ohne die Wahrheit im Geringſten zu verletzen, verſichern, daß nach Euch Florenz keinen würdigern Gemal für Kamillen kennt, als eben den, von welchem ich rede.

Julian. Wenn wir von Kamillen ſprechen —

Monna. In dieſer Angelegenheit, ſo müßen wir eine **Vermälung** wirklich einem bloßen **Liebeshandel** vorziehen. — — Dieſen Brief will ich ihr zuſtellen. — Wenn man glücklich ſeyn kann, und man iſt es nicht, ſo muß man ſich über ſich ſelbſt beklagen.

Sie gieng, und **Julian** blieb in tiefes Nachdenken verſunken, zurück.

Monna war noch in der Relation begriffen, die ſie Kamillen von ihrem Geſpräch mit **Julian** und ſeinem Verhalten machte, als ein Brief von **Francesko** ankam. Es war einer an Kamillen dabei. Im ſchwermüthigſten Tone von der Welt bat er ſeine Schöne um ein ſüſſes Ja aus ihrem Roſenmunde.

Aber **Julian** hatte auch geſchrieben, und die Leſer wißen, daß **Kamilla** ſeiner Liebe gern den Vorzug giebt. Er ſchrieb:

„Das Glück gewährte mir einen ſüſſen Augenblick, er iſt dahin, er eilte ſo ſchnell davon, weil es Kamilla wollte. Ich lag zu den Füſſen der Geliebten, und ihr Befehl zwang mich, ſie zu verlaſſen. Soll dieſer Augenblick nie wiederkehren? — Hat Kamilla wohl eine Sekunde lang an den gedacht, der von einem Feuer durchglüht wird, welches ihn zu verzehren droht?

Julian von Medicis.“

Weder **Franceſko** noch **Julian** bekamen ſie zu ſehen, und beſtürmten ſie mit Briefen. Die Klugheit ſprach für **Franceſko**, Kamillens Herz für **Julian**, und es iſt leicht zu errathen, ob die Klugheit oder das Herz ſiegte.

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht in **Florenz**, **Julian** werde ſich mit der Nichte des wackern **Thomas Soderini** vermälen, einem Manne, dem ſein Bruder und das Haus Medicis viele Verbindlichkeit ſchuldig war. Er war die Stütze ihres Anſehens und ein ſicherer Pfeiler ihrer Macht.

Wirklich that **Lorenzo** ſeinem Bruder dieſen Antrag, den **Julian** aber mit viel Klugheit von ſich abzulehnen wußte.

Kamilla erfuhr nur das Gerücht, wußte aber nicht, daß **Julian** anders dachte, als die öffentliche Sage meinte. Sie war auſſer ſich, und fiel in eine Schwermut, welche ihrer Geſundheit die ſchrecklichſte Zerrüttung drohte. — **Monna** verſuchte umſonſt, ſie zu beruhigen. Kein Troſt wollte ihr beiſtehen.

Monna. Aber, liebes Kind —

Kamilla. Liebe Monna! — Wenn Ihr mich liebt, ſo erfüllt meine Bitte. Geht nur noch einmal zu Julian —

Monna. Und was ſoll ich bei ihm?

Kamilla. Dieſen Brief ihm geben —

Monna. Von dir? einen Brief? — Kind! bedenke —

Kamilla. Ich wünſchte ihm gern mündlich Glück zu ſeiner Vermälung, aber — — O! gebt ihm dieſen Brief.

Die gute Hofmeiſterin ſah wohl, daß alles Zureden vergebens war, und machte ſich mit dem Briefe auf den Weg.

Julian empfieng ihn mit Entzücken und las:

„Euer Glück hat einen ſolchen Grad erreicht, daß nichts geſchehen kann, wobei man nicht ſich öffentlich für Euch intereſſiren

ren ſollte, und da Eure Glückſeligkeit, auch immer die Glückſeligkeit des Staates ſeyn wird, ſo iſt es billig, daß wegen Eurer bevorſtehenden Vermälung, ganz Florenz Theil an der Freude nimmt. — — Ich glaube nicht, daß ihr wißt, wie ſehr auch ich Theil daran nehme — die beſondere Hochachtung — die ich für Euere Eigenſchaften hege — iſt vermutlich der Grund davon. — Alſo, **was es mir auch koſten mag** — ſeyd verſichert, daß ich mehr Antheil an Euern Glück nehme, als irgend eine Perſon in der Welt.

Kamilla."

Julian las den Brief mehr als einmal durch, indeß ihn **Monna** genau zu beobachten ſuchte.

Julian. Kamilla kann unmöglich ſo ſehr Theil an meinem Glücke, wie ſie ſich ausdrückt, nehmen, als ſie Theil an der Ausſchlagung deſſelben gehabt hat.

Monna. Was? wer hat — ? — Iſt es möglich? Ihr hättet eine ſo vortheilhafte Parthie, mit einer ſo liebenswürdigen Perſon ausgeſchlagen?

Julian. Das ſagt Kamillen, und Ihr werdet ihr die Wahrheit ſagen. — Nach dieſem öffentlichen Zeichen meiner Liebe glaube ich nicht, daß Kamilla wegen meiner Leidenſchaft noch in Zweifel ſtehen kann. Mein Herz kennt keine Neigung, als für ſie.

Monna. Euere Liebe iſt grosmüthig, wie Ihr ſelbſt. Obgleich Kamilla ihrem Herzen auch ein hartes Opfer bringen müßte, ſo glaube ich doch, daß Euere Verbindung mit der jungen Soderini ſie beſtimmen würde, eine angetragene Parthie nicht länger —

Julian. Nicht weiter! — Sie wird und kann ſich nie in andere Verbindungen einlaßen, wenn ſie mich wirklich liebt. Ich liebe ſie, und werde ſie ſtets nur allein lieben.

Monna. Ihr ſeyd Herr Enerer und Kamillens Glückſeligkeit. — Aber für Kamillen wär es doch wohl beſſer, wenn ſie ihre Hand Francesko Pazzi gäb.

Julian. Francesko Pazzi?

Monna. Der iſt es, der ihr Hand und Herz angetragen hat.

Julian ſprach kein Wort mehr. Er gab ihr einen Brief an Kamillen, der zärtlichſten Verſprechungen voll, und **Monna** eilte mit demſelben fort.

Julians Brief würkte bei Kamillen Wunder der Entſchloſſenheit und ihrer Liebe, und ſchlug kräftiger an als die koſtbarſten Mittel des Arztes. — **Francesko** hatte einige Unterredungen mit ihr, aber er ſah und merkte, daß die Leidenſchaft Kamillens nur allzudeutlich auf Unkoſten der ſeinigen ſpielte.

Angetrieben von Eiferſucht und Rache, ſpielte er das Geheimniß von Julians

Liebe vor Soderini's und Lorenzo's Ohren, die es mit einer Art von Beſtürzung vernahmen, welche ſeinem Plane Glück prophezeiten.

Lorenzo überlegte mit **Soderini**, was zu thun ſey, und beſchloß endlich, Kamillen in ein Kloſter ſtecken zu laßen. Er vertraute ſeiner Gemalin, die er zu Ausführung des Projekts ſehr nöthig brauchte, ſeinen Plan, und dieſe vertraute ganz in Geheim denſelben einer ihrer Kammerweiber.

Die Kammerfrau war eine Liebhaberin des Geldes. Sie urtheilte, **Julian** würde eine ſolche Entdeckung nicht unbelohnt laßen, und ſie irrte ſich nicht; denn er gab ihr für dieſe geheime Nachricht ein fürſtliches Trinkgeld.

Um den Plan ſeines Bruders zu vernichten, vertraute **Julian** ſich und ſein Geheimniß, einem jungen Manne aus dem

Geſchlecht der **Nori** an, deßen Dienſteifer er ſchon längſt erprobt hatte.

Dieſer unterzog ſich willig des aufgetragenen Geſchäfts, — und führte es ſo glücklich aus, daß ſich **Kamilla**, nebſt ihrer getreuen **Monna**, auf ſeinem Landgute befand, ehe **Lorenzo** das Vergnügen hatte, ſie in der beſtimmten Abtei zu wißen.

So mißmutig auch **Lorenzo** über die Verunglückung ſeines Projektes war, ſo war ſein Zorn doch gar nicht mit Francesko's Wut zu vergleichen, als dieſer vernahm, **Kamilla** ſey, man wiße nicht wohin, auf Julians Veranſtaltung entführt worden. — Er ſchwur feierlich, ſich an ſeinem Rival zu rächen, und mit ihm ſchwur dies ſein Freund **Bandini**. Man machte ſich einen Anhang. Der Papſt und der Fürſt **Furli** waren leicht in das Intereſſe zu ziehen, und der Groll der Familie Pazzi gegen das Haus Medicis, bedurfte nur einer leichten Anregung, um ganz auszubrechen.

Julian beſuchte indeßen ſeine geliebte Kamilla, wie man leicht denken kann, ſehr fleißig. Die Gelegenheit, ſich täglich allein zu ſehen, die Leidenſchaft, welche in ihrem Herzen loderte, die Liebe, welche ſie für einander empfanden, alles dies erleichterte dem Geliebten den Sieg, und Kamilla überlies ſich ihrem Liebhaber mit der bereitwilligſten Zärtlichkeit.

Im ſüſſen Genuß der Liebe verträumten die Glücklichen die Stunden des Entzückens, und ahndeten nicht ihre nahe Trennung.

Die Verſchwörungsgeſchichte der Pazzi iſt zu bekannt, um hier alle Umſtände zu wiederholen.

An heiliger Stätte, in der Dohmkirche St. Maria des Fiore, verblutete Julian, nach einem verabredeten Zeichen, als der

Prieſter die Hoſtie brach, ſein Leben unter den Dolchſtichen, geführt von **Franceſko** und **Bandinis** mörderiſchen Fäuſten.*)

Lorenzo rettete ſich, nachdem er einen einzigen Stich bekommen hatte, der aber ohne tödliche Folgen war, in die Sakriſtei. Die Verwirrung war allgemein.

Die Folgen dieſer Verſchwörung, das Ende und die Beſtrafung der Mörder, ſind aus der Geſchichte bekannt, oder verdienen, daß man ſich dieſelben bekannt macht, da hier der Ort nicht iſt, eine Erzählung derſelben einzuſchalten.

Kamilla erfuhr den Tod ihres Geliebten ſpäter als andere, aber doch immer nur allzubald.

Sie war dem Tode nahe, als ſie die ſchreckliche Nachricht erhielt. — Kaum hatte ſie Sprache und Leben wieder bekommen, als ſie auſſer ſich, alle Zimmer mit ihren

---

*) Im Jahr 1478.

Klagen erfüllte. Anfälle einer geheimen Wut entlockten ihr ſchreckliche Worte.

Wenn jedes Auge von Schlaf geſchloſſen war, weinte ſie ohne Ruh, und jammerte über den Tod des Geliebten:

"Ach! mein Julian! — du ſchlummerſt im Arme des Todes, und mit deinem Leben ſind alle Freuden des meinigen auf immer entflohen. — In ewigen Banden liegſt du im kühlen Grabe, und nie werde ich dich wieder an dieſes klopfende Herz drücken. — Wir waren glücklich, und das dürfen ja Liebende nimmer ſeyn! — Julian! mein Julian! ach! wenn ich doch ſchon bei dir wär!"

So klagte ſie in ihrer einſamen Zelle, in dem Kloſter zu **Fizzole**, wohin ſie ſich begeben hatte.

Selbſt **Lorenzo**, gerührt von ihrem Schickſal, nahm ſich ihrer an; man konnte aber zwar ihr Arzeneien, doch keinen Troſt geben.

Sie brachte das Pfand ihrer Liebe zur Welt,*) deſſen Daſeyn ihren Kummer etwas minderte, aber Freude kam nie wieder in ihre Seele, Kummer und Gram bleichten ihre Wangen, der Schmerz nagte an ihrem Leben, und bald kam die Stunde, da man in ſtiller Mitternacht, ihr ein ſtilles Ruhekämmerlein in kühler Erde bereitete, da man ſprach: **Kamilla Rafarelli iſt nicht mehr!**

---

*) Einen Sohn, Julius genannt, der dem geiſtlichen Stande gewidmet, und zuleſt unter dem Namen Klemens VII. Papſt wurde. Er regierte von 1523 bis 1534. und trug viel zu Erhebung des Mediceiſchen Hauſes bei. — Ein franzöſiſcher ungenannter Erzähler dieſer Geſchichte, ſagt in ſeiner Hiſtoire Secrete etc. Julian ſey im Stillen mit Kamilla vermält geweſen, und Lorenzo habe ſeine Urſachen gehabt, dieſe Heurat nicht bekannt werden zu laſſen, aber der gröſte Theil der Hiſtoriker und die beſten Geſchichtſchreiber, ſagen nichts davon. Julius wird immer nur als natürlicher Sohn des Julian von Medicis angeführt. — Es giebt Novellenſchreiber, die Kamillen zur Kokette machen, das war ſie aber wohl nicht, ob ſie gleich dennoch eine galante Dame ihres Zeitalters ſeyn mochte.

Ne và ſi bella inanzi al Sol l'Aurora
Com'ella al cielo, onde il gran Sol ne ſcorge
Se veder la ſapeſte, occhi mortali.

IX.

Sigismunde von Salerno.

Tankred, Fürſt zu Salerno, einer der zwölf Söhne Tankred, des Normannen, von Alta Villa, hatte eine einzige Tochter, die eben ſo ſchön, als verſtändig und witzig, eben ſo reitzend, als unterhaltend und geiſtreich, und eine der vollkommenſten galanten Damen ihrer Zeit war. *)

*) Boccaccio erzählt dieſe Geſchichte in ſeinem Decamerone, und Bruni von Arezzo hat ſie aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt. Beide ſcheinen aus einerlei Quelle geſchöpft zu haben, weil ihre Erzählungen ſich ganz gleich ſehen. Die Geſchichte lieh Stoff zu einer bekannten Bürgeriſchen Romanze, und ich habe ſie ſo erzählt, wie ich glaubte, daß ſie meinen Leſern erzählt werden müßte.

Sigismunde, ſo hies die Prinzeſſin, war der Abgott ihres Vaters, der ſich gar nicht entſchließen wollte ſie von ſich zu laßen, obgleich ſchon eine Menge Freier ſich einfanden, den weiblichen Schatz zu heben, der wirklich durch die Kapriſe des Vaters ſchon länger ſtund, als es rathſam iſt, ſolche Schätze insgemein ſtehen zu laßen? — **Sigismunde** nahm ſich die Freiheit ihrem Vater das ſelbſt zu ſagen, und ihn zu erinnern, daß ſie ein Weib ſey. Da gab denn endlich der Fürſt ſeinen fürſtlichen Konſens zu ihrer Vermälung mit einem Sohne des Herzogs von Kampanien. Aber ſie genoß das ſüſſe Eheglück nicht lange. Ihr Gemal ſtarb bald nach der Vermälung, und ſie kehrte als Wittwe an den Hof ihres Vaters zurück.

Eingeweiht in den ſüſſen Myſterien der Liebe und Ehe, kam ſie an einen Ort zurück, wo ſie weder einen Gatten noch einen Liebhaber fand, und ihr Vater, der ſeine

Tochter gern um ſich ſah, dachte nicht, daß ihr etwas mangele, das ihm nicht fehlte. Er entfernte den Schwärm ihrer Freier durch ſein Betragen gegen ſie, und konnte noch weniger leiden, daß ſeine Tochter einen Mann liebte, dem das Band der Ehe nicht die Rechte, ihr gefällig zu ſeyn, erlaubte.

Sigismunde wollte ihren Vater nicht zum Vertrauten ihrer Wünſche und Bedürfniſſe machen, wollte aber auch ihn durch öffentliche Wahl eines Geliebten nicht kränken, und doch konnte ſie nicht, der Raub ihrer Empfindungen, das Opfer ihrer Leidenſchaft und ihres Verlangens zu werden, ſich entſchlieſſen. Nach langen Deliberationen war ſie endlich entſchloßen, ſich einen edelgeſinnten, heimlichen Liebhaber zu wählen.

An ihres Vaters Hofe befand ſich ein junger Mann, der zwar keine Ahnen, aber viele edle Handlungen zählen konnte. Er war ſchön gewachſen, ſein Auge ſtrahlte Empfindung, auf ſeinen Wangen ſchimmerte die gefällige Röthe jugendlicher Kraft, und **Guiskard** war ſein Name.

Dieſer ſollte der Glückliche ſeyn, den ihre Liebe beglücken wollte; auf ihn fiel die Wahl, um die ihn Könige würden beneidet haben.

Jemehr ihn **Sigismunde** ſah, jemehr gefiel er ihr. Jemehr ſie ſich ihm näherte, je lauter klopfte ihr Herz. Ihre Blicke waren die Verräther ihrer Leidenſchaft, und **Guiskard** bemerkte, troß der Furchtſamkeit mit welcher er ſich ihr näherte, daß die ſchöne Fürſtin ihm gewogen war.

Er irrte ſich nicht. — Tag und Nacht war Sigismundens Wunſch ihm ihr Herz öfnen zu können, und die Schlöſſer der Etikette von den Küſſen des Geliebten geſprengt zu ſehen, aber es wollte ſich keine Gelegenheit finden.

Daß Hinderniſſe die treuſten Ammen der Liebe ſind, iſt bekannt. **Guiskard** und **Sigismunde** empfanden es und ſehnten ſich nach einem Augenblicke, ohne Zurückhaltung ſich ſprechen zu können. — Es wollte nicht gehen.

Endlich ergrif **Sigismunde** die Feder, und ſchrieb ihm, was ſie ihm nicht ſagen konnte. Den Brief verbarg ſie in einem ausgehölten Rohre, ſchenkte ihm daſſelbe, und ſagte lächelnd zu ihm: er ſolle es ſeiner Magd geben, man könne das **Feuer** ſehr gut damit **anblaſen.** *)

Guiskard vermuthete gleich, daß das Geſchenk zu etwas mehr, als zu dem geſagten

---

*) So ſchlicht dieſe Worte hingeſagt waren, ſo unbedeutend ſie dem Dritten lauten konnten, ſo allegoriſch waren ſie geſagt. Die Damen waren zu allen Zeiten Meiſterinnen in feinen Liebeserklärungen, wenn ſie wollten.

ſagten Gebrauch dienen ſollte. Er öfnete es, und zog den Brief heraus:

"Lieber!

Ich liebe Dich unausſprechlich und wir werden glücklich ſeyn, wenn Du Dich durch die Oefnung des Schloßhügels dahin begeben willſt, wo ich Dich ſehnſuchtsvoll erwarte."

Nahe bei der Fürſtlichen Burg befand ſich eine Höle in einem Hügel, die mit Gebüſch verwachſen war. Durch dieſe konnte man durch eine heimliche Thür in das Schlafzimmer der ſchönen Fürſtin kommen. Seit langer Zeit hatte man die Thür nicht gebraucht und endlich hatte man gar vergeſſen, daß ſie da war. Aber die hellen Augen der Liebe entdeckten ſie, und Guiskard fand den Eingang ſeines Glücks.

Kühn ſchwang er ſich an einem Seil in die Tiefe hinab, als der Schlaf den Hof in ſüſſer Ruhe hielt, und harrte an der

Thür, der Erſcheinung, der ſein Herz frolockend entgegen ſchlug.

Kaum hatte **Sigismunde** ihre Dienerinnen fortgeſchaft, als ſie, in ein weiſſes Gewand gehüllt, ein ſchwachbrennendes Lämpchen in der Hand, die Thür und ihre Arme dem Geliebten öfnete.

Stillſchweigend ſchlang **Guiskard** ſeine Arme um die Holde, tauſend Küſſe bekräftigten ihr ſein Daſein, und tauſend Küſſe von Sigismundens Lippen, bekräftigten ihm ihre Liebe.

Sie führte ihn in ihr Zimmer und ſeit ein Mann in den Armen eines liebevollen Weibes ruhte, war keiner glücklicher, als **Guiskard** in Sigismundens zärtlicher Umarmung.

Sie nahmen ſichere Maasregeln wegen fernern Zuſammenkünften, und als der junge Tag erwachte, ſtahl der Inniggeliebte ſich wieder nach Hauſe.

Im Taumel des ſüſſeſten Entzückens flohen dem geliebten Paar die ſchönſten Nächte, allen Freuden der Liebe geweiht, wie kurze Augenblicke vorüber, und feſter wurde mit jedem Tage das Band der Liebe das unauflöslich ſie zuſammenknüpfte.

Wenn es wahr iſt (ich überlaße meinen vielgeliebten Leſern und ſchönen Leſerinnen, die in gleichem Falle waren, oder noch ſind, die Entſcheidung deshalb,) daß verbotene Früchte der Liebe beſſer ſchmecken als unverbotene, und das Entzücken im Stillen und Verborgenen, Liebenden zwiefach reiſt, ſo waren **Guiskard** und **Sigismunde** glücklicher, als wenn der ganze Hof gewußt hätte, welcher Freuden ſie theilhaftig wurden.

Genug, ſie ſchwuren ſich ewige Liebe, ſchwuren mit einander zu leben und zu ſterben.

Aber der grämliche Zufall, das neidiſche Glück, trübten bald den Himmel der Liebesfreuden des zärtlichen Paars.

Tankred pflegte zuweilen ſeine Tochter zu beſuchen. Einſt kam er in ihr Zimmer und fand ſie nicht. Er lehnte ſich, ſie zu erwarten, an das Bette, lies ſich auf einem Kiſſen nieder, und zog, ſie zu überraſchen, die Gardinen vor ſich. In dieſer Lage ſchlief er ein.

Sigismunde kam, aber nicht allein; **Guiskard** kam mit ihr. — Sie eilten beide zu dem Lager, wo ſie ſo manche Stunde ſchon die Fülle der Liebesfreuden genoſſen hatten, und überlieſſen ſich ihren zärtlichſten Empfindungen.

Tankred erwachte, und erblickte, ohne bemerkt zu werden, was er nie hätte muthmaſſen, geſchweige denn, erblicken ſollen.

Nach einiger Zeit verlieſſen die Liebenden, die nichts als ſich ſahen, Lager und

Zimmer. **Sigismunde** eilte zu ihren Weibern, und der Fürſt gieng rachebrütend von dannen.

Wär er klug geweſen, ſo hätte er nicht gethan, was er wirklich that; aber er war es nicht, und Jammer und Klagen kürzten die Tage ſeines Lebens.

Er gab ſogleich Befehl, die Oefnung des Hügels zu beſetzen, und den Jüngling, der des Nachts dort herausſteigen würde, zu ergreiffen und zu ihm zu führen. — Das geſchah, und **Guiskard** wurde ihm weinend vorgeſtellt.

Tankred nahte ſich ihm mit zorniger Geberde und ſprach:

"Guiskard! habe ich durch meine dir erzeigten Wohlthaten keinen andern Dank, als den verdient, daß Du das Meinige verunehrſt, wie ich ſelbſt geſehen habe? erzeigte ich mich deswegen blos gnädig gegen Dich, daß Du der Buler meiner Tochter werden ſollteſt? — Sprich! iſt das nicht ſchändlich?"

Kurz war des Jünglings Antwort:

"Mein Fürſt! die Liebe iſt mächtiger, als Du und ich."

Tankred befahl ſogleich ihn in ein geheimes Gefängniß zu führen.

Sigismunde wußte nicht, welch ein Schickſal ihren Geliebten betroffen hatte, und harrte des folgenden Tags wieder einer glücklichen Nacht in Guiskards Armen, als **Tankred** in ihr Zimmer trat.

"Unglückliche! — ſprach er — ſoll ich Dich noch Tochter nennen?"

"Mein Vater!"

"Spielſt Du noch die Tugendhafte? — Dein heuchleriſches Betragen würde mich ſtets hintergangen haben, hätte ich nicht geſtern mit eigenen Augen geſehen, daß Du deine Ehre einem Manne preis gabſt. Dein

Verbrechen wird die wenige Zeit meines Lebens mir mit ſteter Traurigkeit verbittern. — Hätteſt du wenigſtens, wenn du ja laſterhaft ſeyn wollteſt, einen Mann gewählt, der deinem Stande und deiner Geburt angemeſſen geweſen wär. Aber du haſt einen Menſchen ohne Rang und vornehme Abkunft dir erleſen und mich und deinen Fürſtenſtand beſchimpft. Er erwartet ſein Urtheil im Gefängniß; aber wie ſoll ich Dich beſtrafen? — Haſt du nicht den Tod wie er verdient? rede, und brich mir das Herz!"

Sigismunde weinte heftig, aber die Stärke ihrer Seele beſiegte ihre Schwäche. Sie ſprach:

"Vater! was Ihr mir ſchuld gebt, kann ich nicht läugnen, aber ich kann auch nicht um Vergebung bitten. Ich habe Guiskard geliebt, ich liebe ihn noch, werde ihn bis zu meinem Tode noch jenſeits des Grabes lieben, wenn man in beſſern Welten ſich liebt. — Ich habe für meine Schwachheit keine Entſchuldigung, als daß ich ein Weib bin, daß ich ein Herz und weibliche Gefühle habe. — Ihr ſelbſt tragt einen Theil meiner Schuld" —

"Ich? — Dein Vater?"

"Ihr, mein Vater! — Ihr dachtet nicht daran, mir einen Mann zu geben, und konntet mir doch meine Empfindungen nicht nehmen. Ich kannte die Freuden der Liebe, ich fühlte ihre Flammen, ich war ein menſchliches Weſen, unvermögend ſie zu erſticken. — Ich gieng behutſam zu Werke; ich wählte mir einen Geliebten, meinen Guiskard, nicht aus bloſſer Weiberlaune, ſondern mit Ueberlegung. — Ihr vermengt Vorurtheile mit Werth. So dachte nicht ich. Iſt Guiskard kein Edelmann, ſo hat er doch ein edles Herz. Geburt iſt des Zufalls Poſſenſpiel, und Liebe kennt keinen Unterſchied der Stände, ſie ſucht ein Herz, wie eins in Guiskards Buſen ſchlägt. Ihr nennt meine Liebe Laſter; — wär ſie das weniger geweſen, wenn auch ein Ritter in dieſen Armen geruht hätte? — Tugend und Herz adeln, und Guiskard iſt adelicher als alle Edelleute dieſes Hofs. — Wenn Ihr unentſchloßen über mein Schickſal ſeyd, ſo will ich Euch ſagen, was Ihr thun ſollt. Muß Guiskard ſterben, ſo gebt auch mir den Tod, denn ohne ihn kann ich nicht leben. — Trockne Deine Thränen. — Vernichte unſer Daſeyn mit Einem Streiche und laß mich mit dem Geliebten ſterben, deßen Tod ich nicht überleben werde."

Tankred verlies ihr Zimmer und gab ſogleich Befehl, Guiskarden im Gefängniß aufzuknüpfen, und ihm ſein Herz zu bringen.

Der Befehl wurde vollzogen. Er ſchickte Guiskards Herz ſeiner Tochter auf einer goldenen Schüſſel und lies ihr ſagen:

"Dein Vater ſchickt Dir dieſes zum Geſchenke, daß er Dich wegen Deines Dir ſo theuern Verluſtes tröſte, ſo wie Du ihn, ob ſeines eben ſo theuern Verluſtes getröſtet haſt."

Sigismunde empfieng das theure Geſchenk, das Herz ihres Geliebten und ſprach:

"Kein anderes, als ein **goldenes** Grab, gebührte dieſem edlen, werthen Herzen, und mein Vater hat ſehr wohl daran gethan, ein ſolches für daßelbe zu wählen."

Darauf nahm ſie das Herz und drückte es zärtlich an ihre Lippen.

"Mein Vatter war immer zärtlich gegen mich, ſprach ſie; und noch jetzt erkenne ich ſeine Zärtlichkeit mit gebührendem Dank. Sagt ihm in meinem Namen den letzten Dank für dieſes mir ſo unermeßlich werthe Geſchenk."

Hierauf legte ſie das Herz wieder in die goldene Schüſſel, und blickte es mit thränenſchweren Augen an.

"O! ſprach ſie; lieblichſte Wohnung aller meiner Freuden! wehe der Grauſamkeit deines Henkers! — Die Thränen deiner Geliebten reinigen dich von allen deinen Verbrechen, wenn es ein Verbrechen war, die zu lieben, die dich ſo unausſprechlich liebte, die dich an ihren Buſen zog, die deinen Schlag mit ſüſſer Wolluſt an dem Herz vernahm, das auch für dich ſchlug. — Dieſe Thränen ſind das letzte Opfer, das ich dir hienieden bringe, und bald ſoll meine Seele die liebevolle Begleiterin der deinigen ſeyn. Mit welchem Gefährten könnte ich wohl williger, freudiger und ſicherer die Reiſe in jene unbekannte Gegenden antreten? dein Geiſt umſchwebt mich, und wird bei mir verweilen, bis der meinige ſich mit ihm vereinigt. — Ja! ich komme! ich folge dir!"

Ein Thränenſtrom benetzte das Herz, und tauſend Küſſe drückte ſie darauf. — Dann trocknete ſie ihre Thränen wieder und ſprach:

"Liebſtes, beſtes Herz! nun habe ich keine Thränen mehr für dich, ich folge meinem lieben Guiskard."

Darauf nahm ſie Gift, warf ſich auf das Bett, wo in Guiskards Armen Freuden der Liebe ihr ſo oft Stunden in Augenblicke verwandelten, drückte das Herz an ihre Bruſt, küßte es, erwartete ruhig den Tod, und ſprach zu ihren Weibern:

"Jetzt iſt es nicht mehr möglich mir die Freude zu entreißen dem Geliebten zu folgen, ich fühle es. Sagt meinem Vater, daß ich Gift genommen habe."

Man brachte dem Alten die Botſchaft: deine Tochter hat Gift genommen.

Die Nachricht ſchreckte ihn auf, wie ein Donnerſchlag den müden Wanderer unterm Baume, aus ſeinem Mittagsſchlummer. — Er rannte nach dem Zimmer ſeiner Tochter, er eilte ſie zu retten; — es war zu ſpät.

"Ach! Sigismunde! meine Tochter! — jammerte er; — kann auch dein Vater dich nicht zurück ins Leben rufen?"

"Umſonſt! —" antwortete Sigismunde mit gebrochener Stimme.

"Mein Kind! mein Kind!"

"Es iſt zu ſpät!"

"Gott! was habe ich gethan!"

"Spare deine Thränen — ich verlange ſie nicht; — weine über dich ſelbſt. Dein Wille iſt erfüllt. Guiskard ſtarb durch dich, und Sigismunde kann ohne ihn nicht leben. Du haſt meine Rede verachtet. Liebe iſt ſtärker als der Tod."

"O! ich unglücklicher Vater!"

"Glimmt für mich in deiner Bruſt nur noch ein Fünkchen Liebe —"

"Nie wird ſie mit Dir zu Grabe gehen." —

"So bitte ich dich, vereinige den Leichnam des Geliebten mit dem meinigen im Grabe, daß ich ruhe an seiner Seite. Vergönne uns eine Vereinigung nach dem Tode, die du uns im Leben nicht verſtatten konnteſt, und ſey gerechter und liebevoller gegen die Erblaßten, als du gegen die Lebendigen warſt."

Tankred neigte ſein Haupt und vermochte es nicht mehr zu reden. Ein Thränenſtrom floß über ſeine bleichen, eingefallenen Wangen, und lautes Schluchzen erſtickte ſeine Stimme.

Aber Sigismunde drückte immer ſtärker das geliebte Herz an ihre Bruſt, je mehr der Todeskampf ihre Finger an daſſelbe feſſelte. Ihre Augen brachen. "Lebe wohl!" waren ihre letzten Worte, und die zärtliche Märterin der Liebe ſtarb, treu

dem

dem Geliebten, bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens.

Tankred, der ſein grauſames Verfahren und die ſchrecklichen Folgen deßelben zu ſpät beweinte, gedachte der letzten Bitte ſeiner ſterbenden Tochter, und lies die Liebenden in einer Gruft vereinigen.

Ganz Salerno war mit Trauer erfüllt, und lange wallten Liebende zu ihrem Grab und ſchwuren dort ſich ewige Liebe und Treue.

Anhang.

[illegible]

[illegible]

I.

Die Gräfin von Chateau-Briant, deren Leben in der zweiten Sammlung dieſer Skizzen, (S. 133. — 174.) erzählt worden iſt, ſtarb im Jahr 1537, und wurde zu Chateau-Briant in der Mathuriner Kirche beigeſetzt, wo man ihr Bild von Marmor und ihre Grabſchrift noch ſieht. Dieſe will ich als ein Supplement zu ihrer Geſchichte, hier mittheilen.

FF. *Peu de Telles.* FF.

Sous ce Tombeau git *Francoiſe de Foix*
De qui tout bien chacun ſouloit en dire,
Et le diſant, onc une ſeule voix
Ne s'avança d'y contredire
De grand beauté, de grace qui attire,
De bon ſavoir, d'intelligence prompte,
De biens, d'honneur, et mieux que ne raconte,
Dieu éternel richement l'étoffa,
O Viateur, pour t'abreger le conte,
Cy git un rien, la ou tout triompha.
Decéda le 16. d'Octobre l'an 1537.

Prou de moins. *Point de plus.*

FF. FF.

Obgleich ſolche Denkſchriften in der Ueberſetzung gewöhnlich viel von ihrer Originalität verlieren müßen, ſo will ich es doch wagen für der Franzöſiſchen Sprache unkundige Leſerinnen, eine ſolche hieherzuſetzen. Ich bitte übrigens um Verzeihung wegen des Vorgrifs, wenn's nicht recht iſt.

Wenige wie Sie.

Viele weit weniger.

Franziska von Foix liegt hier in dieſem Grab
Ein jeder ſprach von ihr beſtändig; ſie war gut.
Zu widerſprechen, hatte keiner Macht und Mut,
Und niemand war, der nicht ihr dieſes Zeugniß gab.
Mit Schönheit und mit Reiz, mit Anmut und Verſtand,
Mit Gut und Ruhm verſah ſie, mild des Himmels Hand.
Hier Wanderer haſt du den Innhalt vom Berichte:
Es liegt ein Nichts allhier, das über Alles ſiegte.
Sie ſtarb am 16. Oktober im Jahr 1537.

Keine mehr.

Es iſt übrigens nicht glaublich, daß ihr Gemal ihr dieſes Epithaphium ſetzen ließ, wenn er es nicht aus guten Gründen that.

II. Wenn

II.

Wenn in den ältern Zeiten, als die gefällige Mythologie der Griechen und Römer noch dergleichen Angſtausflüchte privilegirte, eine Dame zu gefällig gegen ihren Liebhaber geweſen war und die Folgen ihrer Vertraulichkeit ſichtbar wurden, ſo mußte ein Gott, nolens volens, die Rolle eines Vaters übernehmen, und die Sache war abgethan. Damals waren noch gute Zeiten! Mancher ehrliche Krieger ließ ſeinen Gott Mars ſich manchen Schlingel ziehen, und die zärtlichen Dichter ſtempelten ihre Fleiſches-Produkte mit dem Bilde und der Ueberſchrift ihres Begeiſterers: Apollo. — Aber dieſe Zeiten giengen vorüber, die Menſchen wollten die Abkömmlinge der Götter nicht mehr in ihren Familien leiden, zweifelten an der thätigen Herablaßung derſelben gegen die Weiber, und vernichteten eine herrliche Stütze der Liebesnoth. — Da wurden die Zeiten wieder ſchlimm, und die Damen konnten ihren Liebſchaften nicht mehr unter göttlichen Auſpizien nachhängen. Aber es fand ſich bald ein neuer Ausweg, denn daran fehlte es, dem Himmel ſey Dank! nie den Weibern.

Als die Götter aus dem Spiele bleiben mußten, wurden die Aſtrologen und Nativitätſteller in daßelbe gezogen, und ein:

> ſo war's bei der Stunde der Geburt beſchloſſen;

half den Schönen aus der Verlegenheit, in die ſie ſich nicht ſo ungern verſetzen ließen, als ſie ſich in derſelben befanden.

Ein Tableau einer ſolchen Geſtirnwartung über das Schickſal eines verliebten Weibes, wie es für giltig angenommen wurde, liefert uns Boccaccio, als er die berüchtigte allgeliebte Kaiſerin **Meſſalina**, ſich über ihren Lebenswandel ſelbſt entſchuldigen läßt. **Margaretha von Valois**, und ihre Mitſchweſtern, bedurften wirklich auch eines ſolchen entſchuldigenden Privilegiums!

Ich will es wegen ſeiner Sonderbarkeit und Seltenheit den Leſern hier mittheilen, und weil es einmal auf Kurzweil abgeſehen iſt, Meſſalinens Rede nach der alten teutſchen Ueberſetzung abdrucken laßen, die das Ganze noch um vieles ſonderbarer und luſtiger macht. *)

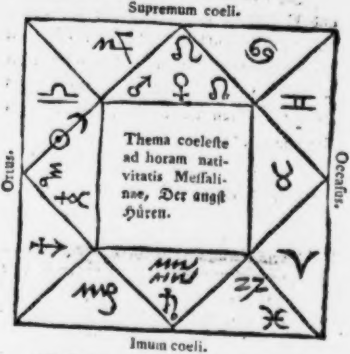
Hier

---

*) Der Titel dieſer Ueberſetzung iſt: Furnemmſte Hiſtorien vnd exempel von widerwertigem Glück, mercklichem vnd erſchröcklichem vnfahl, erbärmklichen verderben vnnd ſterben, groſsmächtiger Kayſer, Künig, Fürſten vnnd anderer nahmhaffiger Herrn, In neün Büchern, durch den fürtrefflichen hochberühmbten Hiſtoriſchreiber vnd Poeten *Joannem Boccatium* von Certaldo, in Latein beſchriben. ꝛc. Jetzt zum allererſten von Hieronymo Ziegler fleyſſig verteütſcht. Getruckt zu Augſpurg durch Hainrich Stainer. Anno M. D. XLV. in Folio, mit vielen Holzſchnitten geziert und verſehen. Der Verteutſcher dieſes Buchs, war, laut der Dedikation an Leonh. Beck von Beckenſtein, Kaiſ.

Maj.

Hier iſt es:


Supremum coeli.
Ortus.
Occaſus.
Thema coeleſte ad horam nativitatis Meſſalinae, Der angſt Hůren.
Imum coeli.

Meſſalina konverſirt in der andern Welt an dem Orte der Beſtrafung, wie der

---

Maj. Rath, Schulmeiſter zu St. Anna im Augsburg, und hat nicht wenig gute Meinung von ſeiner Arbeit, wie er ſelbſt ſagt. Die angeführte Stelle nebſt der Figur, ſtehen in dem Buche Fol. CLXVIII b. und CLXIX a.

Poet dichtet, mit den Cäſaren Tiberius und Kaligula,*) die ihr wegen ihrer freien Lebensart ſehr harte Vorwürfe machen, welche ſie mit viel Zurückgabe der Beſchuldigungen an ihre Richter, und mit noch unendlich ſtärkerer Reſignation, auch mit folgenden Worten zu entkräften ſucht:

"Diweil ich euch beyd ſihe, vnd höre, nichts minder traurig dann ich bin, auch nit viel eerlicher geſtorben ſeind, dann ich, ſo hab ich ein troſt, darumb das ich nicht allein armſelig bin, vnd ſchier ein wenig beſſer dann jr, ſo wil ich euch vnd ewren Reden, unerſchrockenlich mit hinlegung meines weinens antworten, auch mit gleicher maß meſſen."

---

*) Dieſer Herr iſt ſo ungalant gegen die ankommende Dame, daß er ſie ſogar mit folgenden Willkommen empfängt: "Warumb kumbſt du vnkeuſche, bodenloſe, on grund, vnnd verſchlückerin aller böſen begird hieher?" Was Tiberius ſagt, mag ich gar nicht wiederholen, denn unſere Augen und Ohren ſind 1790, troz der Pariſer Revolution, weit ſchamhafter, als die der Menſchen im Jahr 1545. in Teutſchland waren.

"Alles wz*) jr mir zur ſchmach bewiſen habt, vollkommenlich vergelten, Vnd wie wohl ich mich des ſchem,**) noch kan ichs ye nit laugnen, und bekenn daz ich zů aller zeit von jugent auff gayl, vnkeuſch, d' bůberey vnerſettlich, vnd ein Eebrecherin geweſen bin, welches ob es ſchon mir zůnerweiſen, vnnd ein groß laſter, noch hat es ein entſchuldigung die nit klein iſt,***) dann ich gedenck, vnnd waiß noch, iſt mir auch

*) was.

**) ſchäme.

***) Hier kömmt die notgedrungene Erklärung der Unvermeidlichkeit zu lieben, wie ſie zu Boccaccio's Zeiten von Damen gebraucht wurde, denn er ſpielt mit alten Begebenheiten immer auf die Sitten ſeiner Zeiten an.

auch gůt, das ichs nit vergeſſen hab,*) das mein vatter, ſo bald ich geborn ward die Geomanticos, Sternſeher, und Mathematicos,**) meiner geburt halben fraget, vnd mir den Horoſcopum meiner natiuitet ließ auffrichten, haben ſie jme zů antwort geben, diſer geſtalt. Da dein tochter Meſſalina geborn ward, iſt des himels lauff alſo geſtanden.***)"

"Erſtlich die Sonn vnnd der Mon von vnden auff vberſich in vnſern Orizonten geſtigen, vnnd im zaichen der Wag geſtanden. Nach denen kam Mercurius herfür im zaichen des Scorpions, darnach ſtůnde Venus zu Höchſt am Himel im Drackenkopff,

---

*) So etwas vergißt ſich nicht leicht, meine Schöne.

**) Dieſe Herren nahmen damals zuweilen einen kleinen Nebenverdienſt gern mit, denn ſo etwas wurde ſo gut bezahlt, als heutiges Tags kaum die Beantwortung einer Preisfrage von einer gelehrten Geſellſchaft.

***) S. die vorhergehende Tafel.

ſampt mit jrem bůlenn *) dem Marte. **) Vnd zůletzt der Jupiter im zaichen des fiſch vnd Saturnus im zaichen des Waſſermans ſtůnden zů vnderſt am himel. Alſo was ***) diß jr Horoſcopus, jrer geburt. Derhalben weil der himel alſo geſtalt iſt geweſen, ſo zaigt es gewiſſlich an, das die gantz himliſch Influentz auff die Venerem vnnd gaylhait genaygt geweſen iſt, vnd mich nach ſeiner natur zů dem geborn, vnd genatůrt ****) gemacht hat, derhalben ſo bin ich nit von mir ſelbs zů vnkeuſchhait genaigt, ſonder vonn natur darzů geaygnet: dem ich auch nie hab wider ſtehen kůnden. Vnd ob-

---

*) Liebhaber.

**) Es liegt viel Karakteriſtik in dieſer Zeile und Boccaccio hat hier einen feinen Zug angebracht, der einer Meſſalina ganz angemeſſen iſt, die ſich zu entſchuldigen bemüht iſt.

***) war.

****) Heutiges Tages wär eine ſolche Ueberſetzer Lizenz der kritiſchen Ahndung ſehr hart ausgeſezt; damals ſchrieb man noch wenig Kritiken, und dieſe waren klaſſiſch.

ſchon das ein erſchröcklich grewlich ding iſt, ſo iſt es doch je natürlich. ꝛc."

Nun fährt **Meſſalina** fort den Herren einen Spiegel ihres Lebens vorzuhalten, und ſie müſſen beſchämt, ihr das Feld laſſen, u. ſ. w.

Es hat wenig galante Damen in den Vorzeiten gegeben, die nicht auf Träume, Konſtellation der Sterne, Negromantie, Geomantie, Chiromantie, ſo feſt, wie auf die Ausſprüche der Bibel gebaut hätten, und heutiges Tages — iſt ja das Kartenſchlagen den mehrſten Damen, wenn ſie lieben, ein gar lieber Zeitvertreib. Das Traumbuch thront noch auf vielen Toiletten als ein rechtlicher Koder, — aber mit dem Horoſkop der Nativität kommen ſie nicht mehr ſo gut, wie ihre Vorfahrinnen, durch.

Ob das gut oder nicht gut iſt, wage ich nicht zu entſcheiden.

III.

Da ich beſtändig ſehr weit von dem Druckort dieſer Skitzen entfernt war, ſo waren bei fremder Korrektur, Druckfehler unvermeidlich, von denen ich die vorzüglichſten anführen will.

In der erſten Sammlung.

Seite 13. Zeile 15. ſtatt: anderer, lies: anderen. S. 13. Z. 16. ſt. ſataniſcher, l. ſataniſchen. S. 23. Z. 20. ſt. Souvenirs, l. Souvenir. S. 37. Z. 21. ſt. vor, l. für. S. 60. Z. 14. ſt. unbegränzt, l. unbegrenzt. S. 62. Z. 18. ſt. vor, l. für. S. 125. Z. 3. ſt. ronn, l. rann. S. 148. Z. 8. ſt. öffentliche verliebre, l. öffentlichen verliebten. S. 154. Z. 17. ſt. de, l. en. S. 167. Z. 5. ſt. dieſelbe, l. dieſelben. S. 243. Z. 13. ſt. rennet, l. rennte. S. 249. Z. 3. ſt. Omade, l. Omale. S. 363. Z. 6. ſt. Cheribert, l. Charibert.

In der zweiten Sammlung.

Auf dem Titelblat, Z. 2. ſt. dem, l. den. S. 17. Z. 16. ſt. vor, l. für. S. 27. Z. 8. ſt. ſeyn, l. ſey. S. 30. Z. 1. ſt. vor, l. für. S. 64. Z. 21. ſt. Sr. l. Se. S. 80. Z. 20. ſt. Elagior, l. Elogior. S. 86. Z. 15. ſt. Giovaro, l. Giovano. S. 90. Z. 13. und ſo oft es wieder ſo gedruckt iſt, l. ſt. Sforzia, Sforza. S. 149. Z. 8. ſt. lichten, l. lichte. S. 154. Z. 12. ſt. welches, l. welche. S. 169. Z. 3. ſt. drukte, l. drückte. S. 174. Z. 21. ſt. Toth, l. Tom. S. 177. Z. 10. ſt. Vomoza, l. Vanoza. S. 190. Z. 13. ſt. dächte, l. dachte. S. 215. Z. 18. ſt. Sr. l. Se.

Skizzen
aus den
Leben galanter Damen.

Ein Beitrag
zur Kenntniß
weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen
und Kunſtgriffe unſrer Zeiten und der
vorigen Jahrhunderte.

> Multum intereſt, utrum peccare quis nolit, aut neſciat.
>
> SENECA.

Vierte und lezte Sammlung.

Regensburg,
in der Montag- und Weißiſchen Buchhandlung
1793.

Namenverzeichniß

der Damen

aus deren Leben in dieſer vierten Sammlung, Skizzen geliefert worden ſind.

Seite

I. Aurora Gräfin von Serini . 1

(lebte im XVII. Jahrhundert in Ungarn und Kroatien.)

II. Madame la Valiere . 23

(lebte unter König Ludwig XIV. in Frankreich.)

III. Marquiſe von Pompadour 47

(lebte unter König Ludwig XV. in Frankreich.)

IV. Maria von Beauvilliers . 75

(lebte unter König Heinrich IV. im XVI. Jahrhundert in Frankreich.)

Seite
V. Gräfin St. Sebaſtian . 117
(lebte unter König Viktor Amadeus in Savoien.)
VI. Ninon von Lenclos . 159
(lebte im XVI. Jahrhundert in Frankreich.)

Inhalt.

Seite

I. Aurora Gräfin von Serini . 1

(lebte im XVII. Jahrhundert in Ungarn und Kroatien.)

II. Madame la Valiere . . 23

(lebte unter König Ludwig XIV. in Frankreich.)

III. Marquiſe von Pompadour 47

(lebte unter König Ludwig XV. in Frankreich.)

IV. Maria von Beauvilliers . 75

(lebte unter König Heinrich IV. im XVI. Jahrhundert in Frankreich.)

V. Grä-

Seite
V. Gräfin St. Sebaſtian . . 117
(lebte unter König Viktor Amadeus in Savoien.)
VI. Ninon von Lenclos . . 159
(lebte im XVII. Jahrhundert in Frankreich.)

I.

Aurora Gräfin von Serini.

Kaiſer Leopold hatte kaum im Jahr 1665 durch den Friedensſchluß mit der ottomanniſchen Pforte die Ruhe in Ungarn hergeſtellt, als durch das Mißvergnügen einiger Magnaten daſelbſt neue Unruhen dort entſtunden. Man nahm die Bedrückungen der Proteſtanten und die Beſetzung ungariſcher Veſten mit deutſchen Truppen zum Vorwande des Mißvergnügens, und der Palatin, **Graf** Weſſelini, entwarf den Plan zu einer Revolution.*) Er ſuchte die Religion nicht allein auf, um ſeinem Vorhaben ein anſtändiges Kolorit zu leihen, auch die **Liebe** mußte zu ſeinen Abſichten dienen, weil er wohl wußte, daß dieſe holde Werberin Rekruten für alle Gattungen von Freipartheien

*) Staatsumwälzung würde ich ſagen, wenn dieſes Wort nicht gar zu albern kläng.

in Staatsangelegenheiten mit viel Sorgſamkeit wirbt.

In dieſer Abſicht warf er ſeine Augen auf die ſchöne **Aurora Veronika,**[*] die Tochter des Grafen **Peter von Serini,** der er eine Rolle ertheilte, um durch ſie die Hälfte ſeines Vorhabens zur Ausführung zu bringen.

Das Fräulein war liebenswürdig und ſchön, einnehmend und bezaubernd, die herrlichſte Angel für eine halbe Welt voll Wagehälſe, und ihre Mutter, eine geborne Frangepain, war eine der ehrgeizigſten Damen im ganzen Königreich, welche, wegen einer **Krone** für ſich oder ihre Tochter, alles zu thun vermochte, was nur Kühnheit und Entſchloſſenheit von einem Weibe fordern konnten. Sie **mußte** eben ſo denken, wie er; darauf rechnete **Weſſelini** um ſo ſicherer, je mehr er ſie zu kennen glaubte.

---

[*] Ich erzähle die ganze Geſchichte der ſchönen Aurora Veronica, dem Verfaſſer des Büchleins: Hiſtoire du temps; ou Iournal Galant par Mſr. V**** etc. Paris 1685, auf Treue und Glauben nach; ſo wie er dieſelbe Tom. 2. p. 177 — 266. erzählt. Ich habe nichts konferiren können, als Franciſci Trauer-Saal (Nürnb. 1677.) 3. Th. S. 1139 — 1164, was dieſe Rebellionsgeſchichte betrift.

Der Graf, ihr Gemal, Vizekönig *) von Kroatien, war mißvergnügt, weil er nicht zugleich Gouverneur von **Karlſtadt**, der Hauptſtadt ſeines Gouvernements werden konnte; alſo war auf den Beitritt dieſes Mannes zur Verſchwörung wohl zu rechnen.

Nun ſchikte **Weſſelini** ſeinen Sohn, dem er ſein Geheimniß anvertraut hatte, unter irgend einem Vorwande nach **Lapſina**, einem Schloſſe des Grafen **Serini**, wo ſich

---

*) In der Landesſprache: *Pan*, wie's Franciſci ſchreibt. Der franzöſiſche Autor ſchreibt: Ban. p. 180. des angefangenen Journ. Galant. T. 2.

derſelbe mit ſeiner Familie befand. Er hatte dem jungen feurigen **Ladislaus** ſo viel von der Schönheit der jungen Gräfin, von einer beabſichtigten Verbindung zwiſchen ihm und ihr vorgeredet, daß dieſer ſeine Reiſe ganz vergnügt antrat.

Als der Sohn des Palatins wurde er in **Lapſina** von dem Grafen ſehr wohl aufgenommen, als er daſelbſt ankam. Er ſah das ſchöne Fräulein, und ſogleich war, ſie zu beſitzen, das Ziel ſeiner Wünſche. Aber er fand auch zugleich einen Nebenbuler. Dieſer hies **Joſua**, der Sohn eines benachbarten Edelmannes, welcher mit dem Fräulein auferzogen worden und nun zu ihrem Liebhaber herangewachſen war. Doch tröſtete unſer **Ladislaus**, ob er gleich die Leidenſchaft ſeines Rivals bemerkte, ſich damit, daß ein Menſch von niedererm Range als er, unmöglich ſeinem Plane im Wege ſtehen könne.

Aurora war artig gegen den jungen Grafen, und **Joſua**, der Anſpruch auf ihre

Zärtlichkeit und Liebe machte, wurde, wie gewöhnlich, eiferſüchtig..

Darüber kam es denn unter vier Augen ſogar zu Vorwürfen. Aber **Aurora**, die gar nicht Luſt hatte, über eine noch ungewiße neue Entrepriſe eine alte gewiße Aſſekuranz zu verlieren, ſuchte den eiferſüchtigen Liebhaber, ſo gut es gehen wollte, zu beruhigen. — Bei dieſem Geſpräche wurde Weſſelini's Name ſehr oft genannt, und eben, als **Joſua** denſelben ſehr nachdrücklich ausſprach, trat **Ladislaus** — die Szene war im Garten, — hinter einem Boskek hervor.

Aurora. Ach! ſieh da! — Herr Graf! —

Ladislaus. (küßt ihr die Hand) Mein Fräulein! — Ich war doch in gutem Andenken?

Aurora. Wir ſprachen von Euch —

Ladislaus. Ich hörte meinen Namen nennen —

Aurora. Ja, ja! — dieſer Herr, (auf Joſua zeigend) will mich zerſtreut und unruhig gefunden haben, wenn ich nicht in Euerer Geſellſchaft ſeyn kann. Was denkt Ihr davon, Herr Graf?

Ladislaus. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn dem alſo wär. Es wär dieſes ein Glück —

Joſua. (mit entflammten Blick) — welches ihr nicht lang genießen würdet.

Ladislaus. (ihn fixirend, verächtlich und ſtolz) Und was könnte denn wohl mein Glück ſtöhren? doch nicht etwa das Eurige ſelbſt? — Ich dächte doch wohl, Ihr ſelbſt müßtet die Kluft bemerken, welche Rang und Geburt zwiſchen uns, und zu Euerer Gränze befeſtiget hat.

Joſua. Ihr ſeyd nicht in Ungarn, ſondern in Kroatien. Die Edelleute dieſes Landes ſind nicht gewohnt, auch ſo gar Prinzen zu weichen. — Doch ich weiß, was ich dem Reſpekt und der Gegenwart einer Dame ſchuldig bin. Aber ich hoffe, wir werden Gelegenheit finden uns näher kennen zu lernen.

Ohne die Antwort ſeines Nebenbulers abzuwarten, verließ er den Garten hiemit.

Aurora hinterbrachte ſogleich ihrem Vater den Wortwechſel, welcher zwiſchen ihren Liebhabern vorgefallen war, und dieſer ließ vergebens den jungen Edelmann aufſuchen, denn er hatte ſogleich das Schloß verlaſſen. — Acht Tage verfloßen, und er war nicht zu ſehen. Er hielt ſich auſſerhalb des Schloſſes auf, und ergriff die Gelegenheit ſich zu zeigen, als **Ladislaus** eben einmal an einem abgelegenen Orte luſtwandelte. Er nöthigte ihn den Säbel zu ziehen, und der Zweikampf wurde heftig; ja, dieſes unvermuthete Zuſammentreffen würde ſich nur mit dem Leben des einen der beiden Nebenbuler geendiget haben, wäre der Graf **Serini** nicht, von einem Bauer von der Affaire benachrichtiget,

noch

noch zu rechter Zeit dazu gekommen, den Zweikampf zu unterbrechen. **Ladislaus** wurde hart verwundet auf's Schloß gebracht, und **Joſua** gieng davon. — Späterhin wird er erſt wieder ganz unvermuthet in dieſer Geſchichte auftreten.

Der alte Graf **Weſſelini**, welcher von dem Grafen Serini durch einen Brief Nachricht von dem Unfalle erhalten hatte, welcher ſeinem Sohne zugeſtoſſen war, eilte ſogleich nach **Lapſina** und fand ſeinen Sohn auſſer Gefahr. Dieſer Beſuch durfte aber nicht ohne Abſicht bleiben, und der Graf **Weſſelini** zog zuerſt die Gemalin des Grafen Serini in ſein Intereſſe, zeigte ihr die Krone von Kroatien in der Entfernung, und die ehrſüchtige Dame griff eilig nach dieſem Schattenbilde, welches ihr gezeigt wurde. Da ſie alles über ihren Gemal vermochte, und ihn ganz kannte, ſo verſprach ſie ſogleich ſeinen Beitritt zu der Verbindung und gab noch obendrein ihr Wort, ihren Bruder, den Grafen **Frangepani**, für das Bündniß zu werben.

Sie hielt Wort. Ihrem Gemal gefiel die goldene Kronenangel, und ihr Bruder war auch leicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten. Somit war der Grundſtein zu dem kühnen Gebäude gelegt, welches dieſe Verbündeten zu errichten trachteten. Nur das blieb noch ein Problem, woher der Fond kommen ſollte, deſſen man natürlich bedurfte, eine Armee zu werben und zu unterhalten.

Die Gräfin fand aber auch bald Rath dazu.

"Wir müßen, ſagte ſie, den jungen Prinzen **Ragozzi** in unſern Bund ziehen, welcher von ſeinem Vater, dem Fürſten in Siebenbürgen, unermeßliche Schätze geerbt hat, und welche ſeine Mutter, wie ein Drache, im Schloſſe Mongatſch bewacht."

Graf Weſſelini. Dieſe Schätze und der Prinz wären zu brauchen.

Graf Frangepani. Aber die Frage iſt: wie bekommen wir die Schätze? und, wie ziehen wir fein genug den Prinzen in unſer Intereſſe?

Graf Serini. Das iſt es! und es wird ſchwer halten.

Gräfin. Männer! — Ich hab's!

Graf Serini. Wie? —

Gräfin. Ich hab's! — Seit wenn war nicht die Schönheit die glänzendſte Lockangel für einen jungen Mann?

Graf Frangepani. Immer! — Aber, wer ſoll —

Gräfin. Meine Tochter ſoll die Angel ſeyn.

Graf Weſſelini. Vortreflich!

Gräfin. Ich will ſie unterrichten. Gebt acht! das Mädchen ſoll ihre Rolle wohl ſpielen, und der Prinz und ſeine Schätze ſind unſer.

Geſagt, beſchloſſen und gethan, wie die Folge lehren wird.

Graf **Tekeli** erfuhr kaum indeſſen, daß ſein Freund **Ladislaus** verwundet worden ſey, als er nach **Lapſina** eilte, ihn zu beſuchen. — Dieſer wurde von der Gräfin auch ſogleich auserſehen, eine Rolle in ihrem Komplot zu ſpielen. Sie nahm ihre Tochter vor, und befahl ihr, artig gegen den Graf **Tekeli** zu ſeyn. Es geſchah, und er war gefangen. Denn, wer konnte Aurorens Reitzen widerſtehen? — das wußte die Mutter, das ſah der Vater, das empfanden die Liebhaber.

In einem freundſchaftlichen Geſpräche entdeckte **Ladislaus** ſeinem Freunde **Tekeli** die Urſache ſeiner Anweſenheit in **Lapſina** ohne Zurückhaltung, und ſezte hinzu, daß ſein Vater deswegen hier ſey, um die Hand der ſchönen **Aurora** für ihn zu werben, wie er auch wirklich glaubte. Man ſtelle ſich alſo ſein Erſtaunen vor, als ihm ſein Vater entdeckte, daß die junge Gräfin für den Prinzen **Ragozi** beſtimmt ſey, denſelben mit in ihre Verbindung zu ziehen. Er machte Vorſtellungen, aber vergebens. Sein Vater wurde heftig, befahl ihm zu gehorſamen und gab ihm ſo viele ſtaatskluge Maximen preis, vor welchen alle Liebesgedanken entfliehen mußten, ſie mochten wollen, oder nicht. Er zeigte dem unglücklichen Liebhaber eine Krone und entriß ihm eine Geliebte. Er reiſete mit ihm nach Ungarn zurück, und die Lage des Liebhabers war jezt ſchrecklicher, als zuvor.

Aurora konnte ihre Empfindungen für den Graf **Tekeli** nicht bergen. Er erhielt ſprechende Beweiſe ihrer Gewogenheit, und wurde von ihr, als er **Lapſina** verließ, ſeinen Vater für den Bund der Empörung zu werben, in das Bad von **Trentſchin** beſchieden.

Indeſſen kam ein neuer Liebhaber zum Vorſchein. Dieß war Graf **Tättenbach**,

bach,*) ein angeſehener, reicher Herr aus Steiermark, wo ſeine Güter lagen. — Er ſah das Fräulein — und war entzückt von ihren Reitzen. Die Sache wurde ernſtlich. Er wendete ſich an den Vater. Dieſer, nebſt ſeiner Gemalin, ſagten ihm, daß ſie in Anſehung eines Gemals ihrer Tochter freie Wahl laſſen würden, entriſſen ihm aber nicht alle Hofnung, und warben in ſeiner Perſon gelegentlich ein neues Mitglied für ihre Verſchwörung. Die Gräfin meinte, nach ausgeführtem Plane ſtehe es ihrer Tochter frei, als Prinzeſſin von Kroatien dem Herrn Grafen, als nachherigen Herzog von Steiermark, ihre Hand zu reichen. — Alles das gefiel dem Grafen, er gieng in die Falle, perſuadirte die Familie mit ihm zu reiſen, und gab auf ſeinem Schloſſe Kranisfeld die ſplendideſten Feten, ſo gut ſie — meint der franzöſiſche Autor — ein Deutſcher nemlich nur geben kann. — Kurz, es gab Jagden, Tänze ꝛc.ꝛc. und Eſſen und Trinken vollauf. *)

---

*) Der franzöſiſche Verf. ſchreibt durchgängig des Grafen Namen: Tackenbach, aber fälſch.

Aurora ennuirte ſich bei allen dieſen Feſten herzlich, und wünſchte der Zeit Flügel, den geliebten **Tekeli** wieder zu ſehen.

Das geſchah endlich zu **Trentſchin**, aber dieſer Ort war ihrer Liebe nicht ſo gar günſtig, wie ſie anfänglich glaubte.

Der Prinz **Ragotzi** war nebſt ſeiner Mutter auch in dieſem Bade, ſah die reizende **Aurora** und war nicht mehr Meiſter ſeines Herzens. Er ſprach ſie, und war entzückt; er ſah ſie tanzen, und ihm war nicht mehr zu helfen. Er entdeckte ihr ſeine Liebe, ließ ihr keine Zeit, ſeine Erklärung zu beantworten, eilte ſogleich zu ihrem Vater, und warb um ihre Hand.

---

*) "Ie ne vous parle point de la bonne chere, c'eſt le regale ordinaire des Alemands." p. 205.

Dem Alten kam dieſe Erklärung gelegen, und er ſicherte ihm die Hand ſeiner Tochter zu. Aber, es verſteht ſich, Bundesbedingungen wurden gemacht. Seine Perſon und ſeine Schätze, ſeine Soldaten und Schlöſſer waren ſeine Freiwerber — und der verliebte Prinz gieng alles ein.

Seine Mutter, die nichts von den Bedingungen wußte, welche ihr Sohn einzugehen beſchworen hatte, gab ihre Einwilligung um ſo leichter zu der Heurath, je mehr ihr ſelbſt das Fräulein gefiel; — und der Kauf war geſchloſſen.

Aurora war beinahe untröſtlich, als ſie vernahm, was geſchehen ſollte. Sie verlor einen geliebten Liebhaber um einen Ehemann zu erhalten. — Die Heurath wurde im Stillen vollzogen, und der Prinz ſuchte ſeine Gemalin über ihren Verluſt zu tröſten, ſo gut er konnte, und nach und nach gelang es ihm auch ziemlich.

Der Liebhaber gieng, und der Gemal blieb. Jener war abweſend, dieſer gegenwärtig, und **Aurora** — war ein Weib!

Der Graf **Tättenbach** zog ſich ſehr klug aus der verdrüßlichen Affaire und verſcheuchte ſeine Grillen mit Gaſtereien und Luſtbarkeiten, welche er dem neuen Ehepaare zu Ehren auf ſeiner Herrſchaft anſtellte. Er gab Tänze und Jagden, und ſogar endlich eine glänzende **Wirthſchaft,** *) bei welcher er als Marktſchreier gekleidet erſchien und der ſchönen **Aurora** folgende Verſe überreichte:

Ich

---

*) Von dieſen deutſchen Nationalfeſten, welche den Namen Wirthſchaften führten, giebt der franzöſiſche Autor, — welcher das Wort ſo lange in ſeiner Kehle herumgekollert hat, bis er *Virſchaf* herausbrachte, — folgende Erklärung: "Vous ſçavez, Mesdames, — que c'eſt une eſpece de maſcarade ou chacun imite l'habit d'une nation, ou d'une profeſſion differente." —

Viel

Ich verkaufe für allerlei Schmerzen
probate Mittel.— Ach! hätt' ich nur eins
für verwundete Herzen! —
Aber, ich habe keins.
Ich bin ein Arzt und kurire die Leute
zu jedermanns Wohlgefallen und Freude;
aber bei allen Gnomen und Elfen!
ich kann mir ſelbſt nicht helfen.

Indeſſen ſtarb der Palatin **Weſſelini** und die Verſchwornen rüſteten ſich, ihr Vorhaben auszuführen. Ja, **Tättenbach** wollte ſogar fünf Wagen mit Türken nach **Grätz** praktiziren; aber, alles wurde verrathen, der Graf wurde gefangen genommen, und

---

Vielmehr war eine ſolche ſogenannte Wirthſchaft eine Art von Schauſpiel, und der Dresdner und Berliner Hof hat deren die meiſten geliefert. S. eine kurze Nachricht davon, in Flögels Geſchichte des Groteskekomiſchen. Seite 241—244. In Beſſers, Kanitzens, Königs, Neukirchs ꝛc. ꝛc. Gedichten finden ſich ſolche Wirthſchaften, wo man ihre Eigenheiten am beſten kennen lernen kann.

verlor zulezt den Kopf. Kaiſerliche Völker rückten vor die Schlöſſer der Rebellen. Viele flohen nach Siebenbürgen zu dem Fürſten Abaffi, und der Graf Serini reiſzte nebſt ſeinem Schwager, Frangepani, nach Wien, — weil ſie glaubten, dadurch einen Schein von Unſchuld zu erhalten. Aber, umſonſt! Der Gerichthof ſprach beiden die Köpfe ab.

Einige P. P. Jeſuiten beſuchten die Gefangenen, und man ſtelle ſich des Grafen Erſtaunen vor, als er in einem derſelben, den wohlbekannten Joſua erblickte, welchen die verliebte Verzweifelung ins Kloſter getrieben hatte.

Aus alter Bekanntſchaft übernahm Joſua den Auftrag, einen Brief des Grafen Serini an ſeine in Grätz gefangen ſitzende Gemalin, und einen an ſeine Tochter zu bringen.

Das geſchah. — Die Prinzeſſin Ragozi (jezt Wittwe, denn ihr Gemal war geſtorben,) wunderte ſich nicht wenig, ihren alten ehemaligen Anbeter jezt wieder, und zwar in ſo viel verſprechender Tracht zu erblicken. Er hatte zwar ſeine Kleider, aber ſonſt nichts geändert, und ſogar die Sprache der Zärtlichkeit und Liebe kannte er noch immer, wie zuvor.

Die ſchöne Wittwe, welcher der Tod ihres Vaters näher als der ihres Gemals gieng, und die ſich von Monkatſch wegſehnte, wo ſie den brutalſten Begegnungen und Vorwürfen ihrer Schwiegermutter ausgeſezt war, bediente ſich jezt der Perſon des ehrwürdigen Liebhabers, um Nachrichten von ihrem geliebten Tekeli zu erhalten.

Sie ſendete alſo den verliebten Herrn Pater an den Hof des Prinzen Abaffi nach Siebenbürgen mit einem Briefe an den Grafen Tekeli. — Der zärtliche Pater nahm viele Küſſe als Botenlohn mit auf den Weg, erhielt Verſicherungen künftiger, gröſſerer Gunſtbezeigungen, nahm ſehr leichtgläubig die Anweiſung an, und ſuchte den Grafen auf.

Er fand ihn, und der überbrachte Brief brachte ihm ein gutes Botenlohn ein.

Sobald es dem Grafen möglich war, verließ er Siebenbürgen, und gieng nach Konſtantinopel. Als er dort Verſicherungen eines mächtigen Beiſtandes erhalten und ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte, kehrte er zurück und gab der ſchönen Wittwe davon Nachricht.

Dieſe eilte freudig in ſeine Arme, und ſchwur am Altare ihm ewige Treue zu.

Wie es dem ehrlichen Joſua ergieng? — das weiß der Himmel! — Er hat ſich nichts merken laſſen.

II.

Madame la Valiere.

Das Fräulein **la Valiere** war nichts weniger als ſchön. Sie war klein, von kurzer Taille, ungewiſſem Gange, blondem Haare und blaſſem Teint. Ihr Mund war etwas zu groß; ihre Zähne übel gereihet; der Buſen flach; der Arm dünne und ohne wollüſtige Ründung. Aber in ihren Augen brannte ein geiſtvolles Feuer, und ihre Blicke ſpiegelten Witz und Verſtand. Lezterer war durch Umgang und Lektüre ſehr ausgebildet, und ihre Unterhaltung konnte nicht angenehmer ſeyn. Sie dachte edel und groß, und wußte nichts von dem Geitze der Maitreſſen, die des Liebhabers Börſe höher ſchätzen als ſeine Perſon. Ihre Freundſchaft war treu und uneigennützig, ihre Liebe unauslöſchliche Glut und Flamme.

Ihre Liebſchaft mit König Ludwig XIV. nahm einen ſonderbaren Anfang. Sie fand ihn in der Stille ſo liebenswürdig, daß ſie ihr Herz völlig an ihn verlor. Sie theilte einer ihrer Freundin dieß Geheimniß mit, und dieſe ermangelte nicht, überall auszupoſaunen: **Die Valiere iſt in den König verliebt!** Man ſagte dieß dem König als einen Scherz wieder. Er lächelte dazu; fühlte aber doch ein Gelüſt, das Mädchen zu ſehn, weil es ſelbſt einem königlichen Herzen ſchmeichelhaft iſt, wenn man ihm mit Liebe entgegen kommt. Aus Dankbarkeit dafür, war er Willens, ihr einen Gemal zu geben. Er ſprach mit dem Grafen von Guiche davon, und nannte ihm den Marquis, welchen er ihr beſtimmt hatte; aber der Graf erwiederte: "Mein Freund, der Marquis liebt nur **ſchöne** Damen." — "Guter Gott!" ſagte der König, — "muß ſie denn gerade ſchön ſeyn? Genug, ich lege ihr auf jede Blattergrube einen Doppellouis, und den Fuß, mit welchem ſie ein wenig in die Grube tritt, füll ich mit gediegenen Goldblättern aus. Was ſagt Ihr dazu, Guiche?"

Der Graf zukte die Achſeln und hatte weiter nichts zu ſagen.

Ein paar Tage darauf ſah der König das **Fräulein la Valiere** in dem Vorzimmer der **Herzogin von Orleans**. Er unterhielt ſich lange mit ihr, und ward von ihrem Witz und Verſtand ſo bezaubert, daß das, was anfangs Erkenntlichkeit war, ſchnell in förmliche Liebe übergieng.

Nun war an keine Vermählung mehr zu denken! Einen Monat hindurch beſuchte er die Herzogin tagtäglich. Alle Welt glaubte, ſeine Beſuche gälten dieſer Dame, und der König fand für gut, den Hof in dieſem Wahne zu laſſen. Er hielt es dem Wohlſtand zuwider, wenn er unter dem Vorwand, als beſuche er die Herzogin, ihrem Kammerfräulein (denn dieſe Stelle hatte die Valiere bey der Herzogin) Liebesanträge machte; deßhalb rühmte er bei jeder Gelegenheit die Reitze und Vollkommenheiten dieſer Dame, brachte auch halbe Tage bei ihr zu, doch ohne eine Silbe von Liebe gegen ſie fallen zu laſſen.

Der Herzogin ward am Ende die Zeit lang, und ſie harrte mit Sehnſucht auf ſeine Erklärung, aber ſie blieb aus. Die Eiferſucht hat helle Augen. Es koſtete ihr wenig Mühe, die feurige Art, mit welcher der König von Zeit zu Zeit auf die Valiere blickte, zu bemerken und daraus zu ſchlieſſen, nicht ſie, ſondern ihr Kammerfräulein habe des Königs Herz erobert. Und da ſezte es bei ihr ganz natürlich böſes Blut.

Indeſſen dauerte es lange, ehe der König ſein Herz vor dem Fräulein ausſchüttete. Er benahm ſich dießmal mit einer ängſtlichen Furchtſamkeit, die ihm aber ſehr vortheilhaft war, und des Fräuleins Herz immer näher an ihn zog. **La Valiere** hatte freylich einige Merkmale geſammelt, die es ihr wahrſcheinlich machten, daß ſie dem König nicht gleichgültig ſey, aber ſie blieb doch in einer quälenden Unruhe, weil er ihr noch keine nähere Erklärung gethan hatte.

Dieſe kam denn endlich. Der König promenirte einmal im Park von Verſailles, und klagte über Unpäßlichkeit. Das Fräulein war zugegen und äusserte die zärtlichſte Theilnehmung. Er bemerkte dieß und zog ſie beiſeite.

"Wie gütig Sie ſind, reitzende Valiere! ſagte er: "Sie nehmen Theil an meinen Klagen. Aber wiſſen Sie auch wohl, daß ichs verdiene?"

Das Fräulein glaubte ihn zu verſtehn und ſchlug die Augen nieder.

"Ja Fräulein," fuhr er mit Feuer fort, und nahm ihre Hand: "Sie ſind Beherrſcherin meines Lebens und meiner Ruhe. Beides können Sie mir geben und nehmen!"

Das Fräulein verſtummte und ſtutzte. Die Erklärung kam zu ſchnell, zu unerwartet, kam von einem groſſen König! Sie ſah ihn zu ihren Füſſen um Liebe flehn! Lauter Dinge, die ihr Staunen, ihr Verſtummen, und ihre tiefe Verwirrung entſchuldigten.

"Sie ſchweigen, Fräulein? Kein Wort zu meinem Troſt?" fuhr der König fort: "O, Sie fühlen mein Unglück nicht. Sie ſind nicht ſo zärtlich, als Ihr ſeelenvolles Auge ſagt."

"Nein, Sire," erwiederte ſie endlich: "ich bin nicht unempfindlich. Ich fühle — zu lebhaft — daß ich der Liebe eines ſolchen Königs unwürdig bin. Ich weiß, daß man mich mit meiner Liebe zu Ihnen lächerlich gemacht hat; ich beſorge, auch Sie ſelbſt finden ſie lächerlich — aber, Sire, es ſey. Hier unter Ihren Augen geſteh ich's noch einmal: nicht Krone und Zepter, ſondern der Mann, der ſie trägt, der hat mein Herz tief verwundet."

Sobald das erſte und ſchwerſte Geſtändniß über ihre Zunge geſchlüpft war, kannte ſie keine Zurückhaltung mehr. Sie ſezte ihre Erklärung mit Feuer und Glut fort, und machte den König ſeines Glücks völlig gewiß.

"Aber, Sire," ſezte ſie am Ende mit männlicher Entſchloſſenheit hinzu: "iſt das alles, was Sie mir geſagt haben, nur Pläiſanterie? Haben Sie darum mein Herz geöffnet, um dem Hof ein ſchadenfrohes Vergnügen zu machen, um Wort für Wort wieder zu ſagen, was meinem gepreßten Herzen entfuhr: ſo wiſſen Sie, daß ich eine Freundin, oder einen Freund finden werde, dem ich laut und ohne Zurückhaltung ſagen kann: unſer König iſt nicht ſo fehlerfrei als man denkt. Er hat eines unglücklichen Mädchens geſpottet, das durch ſich ſelbſt ſchon beſtraft genug war."

"Wie ſchön," ſagte der König und ſchloß ſie in ſeine Arme: "wie ſchön denkt meine Valiere. Auch die Laſter eines Königs will ſie nicht gut heiſſen! Dieſe Erklärung hat Sie mir um ſo theurer gemacht. Aber Sie ſollen mich kennen lernen, Fräulein! Sie ſollen ſehn, daß Sie mir dießmal wohl ein wenig unrecht thaten."

Beſchämung, auch wohl Beſorgniß, den König beleidiget zu haben, hielten dem Fräulein den Mund zu, und erlaubten ihr nicht, das noch zu ihrer Erklärung hinzuſetzen, was er wohl noch gewünſcht hätte. Die Liebhaber wünſchen viel; wünſchen immer, die ſchon geſchehene Erklärung noch feuriger wiederholt zu ſehn, und halten es für Gleichgültigkeit, wenn die Geliebte fünfmal geſagt hat: **ich liebe dich!** und es nicht zum ſechſtenmal wiederholt.

So gieng es auch dem König. Er zweifelte immer noch an ſeinem Glück, wollte es immer noch mehr beſtätigt ſehn, und in dieſer Ungeduld ſchrieb er dem Fräulein folgendes Billet:

> "Leben und Tod Ihres Königs, reizende Valiere, ſind in Ihren Händen. Ich bitte und beſchwöre Sie, erklären Sie ſich näher. Ihr Benehmen, Fräulein, iſt nicht kalt, nicht warm — es

> "ſezt mich in Verzweiflung. Entweder
> "ganz Feuer, oder ganz Kälte — ſo
> "weiß ich mein Schickſal und bin aus
> "der tödtlichſten Unruhe geriſſen!"

In weniger als funfzehn Minuten erhielt er folgende Antwort:

> "Und wenn auch alles, was Ew. Maj.
> "Verbindliches ſagen, aus einer flüchti-
> "gen Galanterie floß: ſo fühle ich doch
> "zu lebhaft, was es für einen kräftigen
> "Eindruck auf mich gemacht hat. Ich
> "muß Ihnen alſo noch ſchriftlich ge-
> "ſtehen, was ich ſchon mündlich unter
> "Herzklopfen und Verwirrung geſtanden
> "habe: ich liebe Sie, bete Sie an!
> "Wenn ich es nicht wagte, Ihnen die
> "Regungen meines Herzens ſo ohne
> "Rückhalt zu geſtehn, wenn ich ſie
> "ſogar niederzukämpfen geſucht habe,
> "ſo war es nicht Kälte, ſondern un-
> "ruhige Beſorgniß, Ihnen zu mißfallen.
> "Urtheilen Sie nun, ob dieß offenherzige

"Geſtändniß meiner Schwäche Mit-
"leid oder Verachtung verdient."

Des Königs Entzücken über dieſe deutliche Erklärung war unbeſchreiblich. Er eilte auf Flügeln der Liebe zu ihr, um eine zweite Erklärung von ihren Lippen zu küßen; er fand ſie allein; er ſtürzte in ihre Arme; ſein Ungeſtümm machte ſie ſtolpern; er fiel mit ihr — und ach! den folgenden Morgen hatte das arme Mädchen wüthende Kopfſchmerzen und heftiges Erbrechen. —

Was ein glühender, heftiger König für Unheil anſtiften kann!

Nun hielt der König nicht länger an ſich. Er ließ es der Herzogin von Orleans deutlich ſehn, daß er nicht ihrentwegen ſo oft gekommen war. Sie gerieth in Feuer und Flamme darüber, fuhr nach Verſailles, und klagte es den beiden Königinnen, daß ſie der König zum Deckmantel ſeiner Liebſchaft gebraucht hätte. Die Königin Mutter ließ das Fräulein la Valiere zu ſich kommen, und machte ihr ſo bittere Vorwürfe, daß das arme Mädchen, von Schaam und Unwillen durchdrungen, den hitzigen Entſchluß faßte, ſich auf Zeitlebens in ein Kloſter zu begraben. Nach zwei Tagen geſchah dieß wirklich.

Der König hatte unterdeſſen einigen fremden Geſandten Audienz gegeben, und nicht Zeit gehabt, das Fräulein zu ſehn, mithin wußte er von allem dem, was vorgefallen war, nicht das mindeſte. Deſto heftiger war ſein Unwille, als er es erfuhr. Er ließ eine Karoſſe vorfahren, und als man ihn fragte: "wohin?" ſagte er, nach **Chaillot**. (So hieß das Kloſter, wohin ſich das Fräulein zurück gezogen hatte.) Die Königin hörte dieß, und wußte, was dieſe Fahrt zu bedeuten hatte.

"Sie ſind nicht Herr Ihrer ſelbſt, Sire!" ſagte ſie unter Thränen, aber mit dem Ton beleidigter Liebe.

"Ha!" erwiederte er mit blitzendem Auge: "meiner ſelbſt bin ich nicht Herr; aber derer bin ichs, die mich beleidigen.!"

Mit dieſen Worten ſtieg er ein und fuhr davon.

Sein erſtes Wort im Kloſter war Befehl, das Fräulein vors Sprachgitter zu rufen. Sie erſchien und weinte.

"Wie wenig ſchonen Sie deßen, der Sie liebt!" rief er ihr entgegen.

Sie wollte antworten; aber Thränen erſtikten ihre Stimme. Er bat ſie, ſogleich das Kloſter zu verlaßen. Sie weigerte ſich lange, und gab Furcht vor übler Behandlung der Königinnen zum Grund an. Aber endlich ſchlug ſie ihr naſſes Auge zum Himmel und ſagte: "wie ſchwach iſt man, wenn man liebt!" Nun fuhr ſie mit.

Unterwegs bot ihr der König eignes Palais, Gefolge und Equipage an, aber ſie ſchlug es mit ungeheuchelter Beſcheidenheit aus, weil ſie beſorgte, großes Aufſehn dadurch zu erregen. Es blieb alſo dem König nichts übrig, als ſie zur Herzogin von Orleans

leans zurück zu bringen, und ſie derſelben dringendſt zu empfehlen. Die Herzogin glaubte, der Verdruß müße ihr das Herz abſtoßen.

Von nun an beſuchte der König das Fräulein häufig und öffentlich, und ſandte ihr unter den Augen der Herzogin die prächtigſten Geſchenke. Sie gab auch endlich ſeinen Bitten Gehör, und nahm ein eignes Palais von ihm an, welches er mit unendlicher Pracht hatte ausmöbliren laſſen.

Um dieſe Zeit ward der König krank. So voll Liebe auch das Herz des Fräuleins war, wagte ſie es doch nicht, ihn zu beſuchen, aus Furcht, den Königinnen in den Wurf zu kommen. Sie ſandte ihm aber folgendes Billet:

"Man ſagt mir, Sie wären krank,
"vielleicht um mich in Unruhe zu ſetzen.
"Oder, iſt das Gerücht gegründet, ſo
"beſchwöre ich Sie, bey allem, was die
"Liebe Göttliches und Himmliſches hat,

"erhalten Sie ſich mir. Geben Sie
"mir Nachricht von Ihrem Befinden
"— ach! vielleicht trift mich Ihr
"Billet, da ich der Laſt meiner Unruhe
"erliege!"

Durch dieß Billet ſoll der König auf einmal geſund geworden ſeyn. Er drückte es entzückt an ſeine Lippen, und befahl auf der Stelle, das Fräulein zu holen. Sie kam. Welche Freude! Beym König gieng ſie ſo weit, daß er in der erſten Hitze einen kleinen Verſtoß wider die Diät begieng, der aber keine weitern Folgen hatte, als daß ſeine Geliebte neun Monate nachher eine Tochter von bezaubernder Schönheit gebahr.

Von dieſer Zeit an ſtieg des Königs Liebe ſo hoch, als ſie ſteigen konnte, und mit ihr ſtieg die Anzahl der Neider des Fräuleins. Anfangs boten hundert Damen ihre Reitze auf, den König zu feſſeln; als er aber unempfindlich blieb, fielen ſie mit bitterm Unmuth über ſeine Begünſtigte her.

Eine gewiſſe Gräfin **Soiſſons**, die eine
ertraute Freundin der Königin war, ſagte
ey einer Gelegenheit ſo laut, daß das Fräu-
ein **la Valiere** es vernemlich hören konnte:
**Jch habe geglaubt, die Valiere hinkt
nur; aber jezt ſeh ich, daß ſie auch auf
em einen Auge blind iſt.** Das arme
räulein hatte ein Staubkorn ins Auge be-
ommen und es ſich roth gerieben, dieß gab
Gelegenheit zu dieſer boßhaften Aeußerung.

Das Fräulein war auſſer ſich über dieſe
Bitterkeit. Sie ſagte dem König alles wie-
er und regte damit ſeinen ganzen Zorn auf.
Der Gräfin ward der Eintritt zum Louvre
erboten. Mehr konnte er nicht thun, weil
r ihre Familie und der Königin doch ſcho-
en mußte.

Die Königin beſchloß noch einmal, alles
verſuchen, ihren treuloſen Gemal zu
ch zurück zu führen. Als er einmal bis
ät in die Nacht bei dem Fräulein blieb,
wartete ſie ihn am Kamin.

"Sie ſind noch auf?" ſagte der König mit einer erſchrecklichen Kälte, als er ins Zimmer trat.

"Ich wartete auf Sie!" erwiederte die Königin mit Thränen.

"Es ſcheint, als wenn Sie ſehr oft auf mich warteten."

"Ja, das geſchieht!" erwiederte die Königin mit Würde. — "Aber es gefällt Ihnen überall, nur bei mir nicht!"

Der König ſah ſie mit einer Miene an, die nah an Verachtung grenzte und ſagte: "Das haben Sie doch wohl von Ihrer Soiſſons? — Gehn Sie zu Bette, liebe Königin, ich zanke mich heute nicht mit Ihnen!"

Die Königin hielt ſich nicht länger: ſie warf ſich ihm mit Thränen zu ſeinen Füſſen.

"Was wollen Sie, Madam?" ſagte der König und wandte ihr den Rücken.

"Ihnen ſagen," erwiederte ſie: "daß ich Sie ewig, ewig lieben werde!"

Mit den Worten ſtand ſie auf und gieng in ihr Zimmer. Der König ſah ſich nicht nach ihr um.

Den folgenden Tag verlangte er von den beiden Königinnen, daß ſie das Fräulein mit in ihre Geſellſchaften ziehen ſollten. Aber beide ſtrebten aus aller Macht dagegen, beſonders nahm die junge Königin dieſe unbillige Foderung dergeſtalt zu Herzen, daß ſie einige Monate zu früh niederkam, und dabei in eine Krankheit fiel, die ihr beinahe das Leben gekoſtet hätte. Dieß nahm der König auch zu Herzen. Er ſezte ſich auf das Bette ſeiner todkranken Gemalin und ſchien innig gerührt. Die Königin Mutter nuzte dieſe Augenblicke, und bat ihn, daß er der **Valiere** einen Mann geben möchte.

Der König verſicherte in der erſten Hitze: er habe nichts dawider, wenn das Fräulein wollte. Man beſtimmte einen gewiſſen Marquis von Vardes für ſie, und that ihm den Antrag. Aber er war ſchon mit der Gräfin von Soiſſons in eine Liebſchaft verwickelt, und lehnte dieß ehrenvolle Anerbieten lachend ab. Als er ſich aber nach der Zeit einige witzige Aeuſſerungen über des Königs Maitreſſenwirthſchaft erlaubte, zog er ſich dadurch eine förmliche Verweiſung vom Hofe zu.

Das Fräulein ſetzte ſich in des Königs Gunſt um ſo feſter, beſonders als bald darauf die Königin wieder genas. Die Anzahl ihrer Neider wuchs mit jeder Stunde, und da es ihren Kabalen nicht gelang, ſie zu ſtürzen, verſuchten ſie Gewalt.

Einmal war der König bis ſpät in die Nacht bei ihr geweſen. Sobald er ſich entfernt hatte, fiel das Fräulein in einen ſanften Schlummer, der aber bald darauf durch das Gebell ihres Schooßhündchens unterbrochen wurde. Sie fuhr auf, und ſah bei Mondenlicht einen großen maskirten Kerl, der im Begrif war, in ihr Fenſter zu ſteigen. Sie ſprang aus dem Bette und ſchrie nach Hülfe. Ihre Bedienten ſtürzten mit Lichtern herbei, trafen aber den Meuchelmörder nicht mehr, ſondern nur noch die Strickleiter, auf welcher er herangeſtiegen war. Von Stund an gab ihr der König eine Leibwache, und einen Haushofmeiſter, der alle ihre Speiſen koſten mußte, ehe ſie davon aß.

Wenn gleich dieſer Anſchlag mißlungen war, ließen ihre Feinde doch nicht ab, ſie zu drängen und zu verfolgen. Nichts blieb unverſucht, um ihr die Liebe des Königs zu rauben. Unter andern ſandten ſie einmal den **Dük von Mazarin**, der den gottſeligen Heiligen ſpielte, zum König ab. Er bat um geheime Audienz, die ihm zugeſtanden wurde. Ach! er hatte ein fürchterliches Geſicht gehabt! das Königreich würde untergehn, wenn der König nicht von der Valiere ablieſſe! Es ſey eine Warnung von Seiten Gottes, die müßte mit tiefſter Ehrfurcht angebetet werden!

"Hört, Mazarin!" gab ihm der König zur Antwort: "in eurem Cranium iſts nicht richtig! Ein Glück für euch, daß es ſtille Wuth iſt, ſonſt lägt Ihr Morgen im Tollhauſe an Ketten!"

Der Dük hatte nach der Zeit keine Erſcheinungen mehr.

Wenn nur die ſonderbaren Leute die Neigung des Königs ihren natürlichen Gang hätten nehmen laſſen. Sie hätte ſich von ſelbſt gelegt, wie es bald nachher wirklich der Fall war.

Das Fräulein wurde von neuem ſchwanger, und dieſesmal überraſchten ſie die Geburtswehen, gerade, als der König zugegen war. Ein kalter Angſtſchweiß trat ihm vor die Stirn, und doch wollte er ſie nicht verlaſſen, weil er befürchtete, ſie möchte in dem Fall an ſeiner Liebe zweifeln. Man ſagt, daß er ihr bei dieſer Gelegenheit Dienſte geleiſtet habe, die es klar bewieſen, daß **Ludwig der Große** auch zum Akkoucheur Anlage hatte. Indeſſen erblickte er in dieſem kritiſchen Zeitpunkt gewiſſe Dinge, die er nie wieder aus dem Gedächtniß verlieren konnte, und die immer lebhaft zugleich mit ihm gegenwärtig waren, wenn er nach der Zeit mit ihr zärtlich ſich unterhielt.

Um dieſe Zeit erſchien Frau von **Monteſpan**, mit allen verführeriſchen Reitzen der Schönheit ausgeſchmückt, am Hofe. Des

Königs Herz flatterte ihr entgegen und die Valiere war vergeſſen. Sie hoſte zwar noch eine Zeitlang auf ſeine Rückkehr, aber vergebens. Endlich gieng ſie in ein Kloſter und nahm ganz reuig den Schleier.

III.

Marquiſe von Pompadour.

Der Vater der nachmaligen Marquiſe von **Pompadour** war **Invalidenſchlächter** und hieß **Poiſſon.** Kurz nach ſeiner Verheurathung fand ſich ein beträchtlicher Defekt in ſeiner Kaſſe, und um der Strafe zu entgehn, flüchtete er, und hatte das Glück nur in Effigie gehangen zu werden. Sein zurückgelaſſenes ſchönes Weibchen hatte keine große Luſt, ſich über ſeine Entfernung tod zu grämen. Sie tröſtete ſich in den Armen zweier Liebhaber. Der eine hieß **Paris** und der andere **Normant.** Beide waren bei der Finanzkaſſe angeſtellt. Wenn eine Frau bei den Umarmungen zweier Männer nicht verlegen wird — ſo kommt es ihr auch wohl auf **drey** oder **viere** nicht an. Madame **Poiſſon** war mit ihrer Gunſt nicht geitzig.

Während ihres Mannes Abweſenheit kam ſie mit einer Tochter nieder (eben mit der nachmaligen Pompadour,) welche noch ſo genau berechnet, unmöglich ihrem Manne ihr Daſeyn verdanken konnte. **Paris** und **Normant** aber glaubten beide gleiche Rechte auf das Kind zu haben; aber wer weiß, ob nicht irgend ein andrer das Näherrecht auf dieſe Ehre hatte!

Indeſſen gab Madame **Poiſſon** dem Herrn **Normant** den Vorzug, und wohl mit den beſten Gründen. Er nahm die Vaterſchaft ohne fernern Beweis an, und ſorgte zärtlich für ſeine Tochter. Sie lernte Muſik, Tanzen, Zeichnen und zeigte dabei die größten Fähigkeiten. Ihre körperlichen Reitze entwickelten ſich und giengen mit den angenehmen Künſten Hand in Hand — kein Wunder, wenn die junge Poiſſon bald den Männerherzen gefährlich wurde.

Der Neffe ihres angeblichen Vaters, **le Normant d' Eſtiolles**, *) war der erſte, der in ihr Netz flatterte. Er hatte Gelegenheit,

---

*) Oder beſſer: d' Etioles.

genheit, ſie alle Tage zu ſehen, und ſah ſie nicht ungeſtraft. Die junge aufblühende Roſe erregte Wünſche in ihm, die mehr als zu ernſtlich waren. Er entdeckte ſie ſeinem Onkel und trat ganz in ſeinen Schuz, weil er von ſeinem Vater ſehr viele und ſehr gegründete Einwendungen wider dieſe Verbindung zu beſorgen hatte.

Doch wurde auch dieſer bald gewonnen, als er ſeinen Onkel nur erſt auf ſeiner Seite hatte. Dieſer verſprach dem jungen Ehemann gleich bei ſeiner Heurat die eine Hälfte ſeines Vermögens zu geben, und ihn als Erben der andern Hälfte nach ſeinem Tode in ſein Teſtament einzuſezen. Der Vater müßte ſein Geld und ſeine Familie nicht ſo lieb gehabt haben, wenn er ſich unter dieſen Umſtänden dem Glücke ſeines Sohnes hätte widerſetzen wollen. Kurz, die junge Poiſſon ward bald Frau d'Eſtiolles.

Sie ſandte nie einen Liebhaber mit ganz leeren Händen fort; doch waren ihre Gunſtbezeugungen nicht von Wichtigkeit. Wenn man mit allem Feuer der Leidenſchaft um nähere Erklärung in ſie drang, ſo antwortete ſie gewöhnlich: "Nur dem König zu gefallen könnte ſie ihrem Mann ungetreu werden!" Man nahm dieſe Aeußerung für Scherz, aber ihre Anſtalten wurden bald ernſthafter. Es galt dem König wirklich, und ſie vergaß kein Mittel, ſich dieſe Eroberung zu erleichtern. Sie wußte, daß die Jagd des Königs größtes Vergnügen war; auf einmal war es auch ihr größtes Vergnügen. Sie ließ ſich ein Jagdhabit machen, und ſtaffirte es mit jenem feinen Geſchmack aus, den man nachher ſo ſehr an demſelben bewunderte.

Sie unterließ nicht, dem König ſo oft zu begegnen, als es möglich war; aber ſie hatte das bittre Herzeleid, zu ſehen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos waren. Und ſie wären doch ſo leicht zu unterſcheiden geweſen! Ihre Figur fiel zu ſehr in die Augen, um nicht bemerkt zu werden. Er bemerkte ſie auch wirklich, und erkundigte ſich ſogar nach ihr, aber er that es mit einer Art, die weder Verlangen noch Liebe verrieth.

Deſto unruhiger machte ihre Erſcheinung die **Frau von Mailly.** Dieſe Dame war zu der Zeit die erklärte Maitreſſe des Königs und hielt alle Zugänge zu ſeinem Herzen ſtrenge bewacht. Die Abſicht der **d' Eſtiolles** entgieng ihren ſcharfſichtigen Blicken nicht. Es fiel ihr ſchwer aufs Herz, daß ſich der König nach ihr erkundigte; und um allen Folgen zuvorzukommen, ließ ſie der **d' Eſtiolles** geradezu verbieten, ſich wieder auf den Jagden ſehn zu laſſen, bei Strafe von dannen gehezt zu werden. Madame **d' Eſtiolles** war zu ſchwach, um ſich zu widerſetzen. Sie mußte ſich in ihr hartes Schickſal fügen, und in bitterm Kummer alle ihre Hofnung in die Lüfte geſprengt ſehn.

Man ſagt, das ſteigende Alter und die wiederhohlten Wochenbetten der Königin hätten

ten bei ihr eine Kälte oder Gleichgültigkeit bewirkt. Auch ward der Unterſchied der Jahre immer fühlbarer. Es kann ſeyn, daß dem König der erſte Schritt zur Untreue viel Kämpfe mag gekoſtet haben, denn ſeine Gemalin blieb ihm doch immer als Mutter einer zahlreichen geliebten Nachkommenſchaft ehrwürdig, aber als er einmal die Schranken der Treue überſchritten hatte, glichen ſeine Neigungen einem Strom, der lange Zeit in ſeine Ufer aufs engſte verſchränkt, endlich mit deſto größerer Gewalt alle Felder der Liebe durchſtrömt.

Aber deßwegen verlor er die Achtung für ſeine Gemalin nicht. Sie blieb ihm immer lieb und theuer, und die kleinſte, ſo wie die größte ihrer Foderungen, wurden ihr gern und willig zugeſtanden.

Sobald der Kardinal und Miniſter Fleury, welcher den König erzogen hatte, ſeine veränderte Geſinnung bemerkte, hielt er es der Politik und Vernunft gemäs, ihm unter der Hand ſelbſt einen Fingerzeig zu geben, auf was für einen Gegenſtand ſeine Wahl fallen ſollte. Er ſchob dem König die Frau **von Mailly** *) unter die Augen. Sie gefiel, und hielt ſich lange in ſeiner Gunſt. Aber ſie verdiente es auch. Ihre Uneigennützigkeit war ohne Gleichheit, ihre Großmuth ohne Beiſpiel. Nie foderte ſie etwas für ſich; durch ſie ſtrömte die Güte des Königs immer auf andere. Sie war mitleidig, ſanft, gefällig, gütig, und man kann ſagen, daß ihre vortreflichen Eigenſchaften den Mackel ihres guten Rufs völlig auslöſchten.

Als der König ſie verließ, flatterte er eine Zeitlang von einer zur andern, ohne ſich an Eine ausſchließend zu binden. Er genoß das Vergnügen der Unbeſtändigkeit in aller

---

*) S. Abentheuer, Meinungen und Schwänke galanter Männer. Regensb. 1791. S. 81. 82. 86. 87. wo ſich eine treffende Karakteriſtik dieſer Frau befindet.

aller Fülle und nahm alles, was man ihm vorführte. Allein ſein Geſchmack an dergleichen Streifereien fiel in kurzer Zeit. Er fand, daß ſie zwar alle ſeine Wünſche befriedigten, fühlte aber auch, daß ſie ihm den Geſchmack verdarben. Er ſehnte ſich nach reellerer Koſt, und wünſchte in einer Einzigen Alles zu finden.

Einmal ließ er ſich beim Schlafengehen gegen ſeinen Kammerdiener **Binet** etwas von dieſem Wunſche merken, und fragte ihn, ob er nicht irgend eine Frau oder ein Mädchen wüßte, die reizend genug wäre, ihn zu feſſeln, und Geiſt genug hätte, ihn in Feſſeln zu erhalten?

Binet war hocherfreut über das Vertrauen, deſſen ihn ſein Herr würdigte. Er verſicherte: ihm ſey eine Perſon bekannt, die Sr. Maj. gewiß gefallen würde. Sie ſey ſeine Anverwandte, und habe lange Zeit eine zärtliche Neigung zu ihrem Herrn und König genährt. **Ludwig** wurde neugierig und erkundigte ſich näher. Er erfuhr, was er wiſſen wollte, und verſicherte: auch er habe dieß Weibchen ſchon bemerkt. Und wer konnte dieß anders ſeyn, als unſre Madam **d'Eſtiolles**? Der König wünſchte eine geheime Unterredung mit ihr, und Binet verſprach ſie ihm.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie nicht Nein geſagt haben wird. So auf einmal, nach einem ſchmerzlichen Aufſchub, mit der Erfüllung ihrer ſüſſeſten Wünſche überraſcht! Sie flog zur beſtimmten Stunde zu dem Rendezvous. Der König brachte eine Nacht mit ihr zu, und ſandte ſie den andern Morgen ziemlich kalt nach Hauſe.

Das hatte ſie nicht vermuthet, und ſie war in Verzweiflung. Der arme Binet nicht minder. Es giengen Wochen hin, ehe der König ihrer auch nur mit einer Silbe erwähnte. Endlich wurden beide auf einmal aus ihrem Kummer geriſſen. Der König erkundigte ſich bei Binet lächelnd nach ſeiner Verwandtin. "O, ſie iſt immer mit ihrem König beſchäftigt!" erwiederte dieſer. "Sein Bild iſt mit feurigen Zügen in ihr Herz gegraben!" — "So?" erwiederte der König: "mein Verdacht war alſo ohne Grund! Ich glaubte, ſie wäre wie andere Weiber, die entweder Ehrgeiz oder Geldgeiz in meine Arme trieb. Aber ich muß dir geſtehn, ſie gefällt mir. Ich wollte nur ſehn, wie ſie ſich bei meiner anſcheinenden Kälte benehmen würde. Laß ſie kommen, ich werde ſie mit Vergnügen ſehen."

Sie kam, und dieſes zweitemal umwand ſie den König mit dem Faden der Liebe um und um. Sie beſuchte ihn von nun an Nacht vor Nacht, und bracht' es endlich ſo weit, daß er nur für ſie lebte.

Es war unvermeidlich, daß Herr d'Eſtiolles bei den wiederhohlten Nachtviſiten ſeiner Frau allmählig ein Jucken vor ſeiner Stirn empfinden mußte. Aber dieſe erwartete nicht erſt den Ausbruch ſeiner Unruh und Beſorgniß. Sie zeigte ihm bald durch einen herriſchen Ton, wie es mit ihrer Treue ſtand. Er wollte Mannsrecht brauchen, aber Frau d' Eſtiolles flüchtete nach **Verſailles** und fand Schutz. Ihr armer Mann war in Verzweiflung, denn er liebte ſie zum Sterben. Noch einmal wandt' er alles an, um ſie zurück zu bringen — zum Lohn dafür hatte er in wenig Tagen ein Lettre de cachet auf dem Zimmer, der ihn nach **Avignon** verwies.

Er mußte gehorchen. Aber Unwillen und Kummer wirkten ſo ſtark auf ihn, daß er in ein hitziges Fieber fiel, welches ihn dem Tod ſehr nahe brachte. Indeſſen wirkten die Vorſtellungen ſeiner Freunde endlich ſo viel, daß er ſich beruhigte; und als nur erſt die Seele geſund war, folgte der Körper bald nach. Nun arbeitete er an Zurückberuffung nach **Paris**. Man bewilligte ſie ihm gern, aber mit der Bedingung, daß er ſich um ſeine Frau nicht ferner bekümmern ſollte. Er verſprach es, und man war nicht undankbar gegen ihn. Ehrenſtellen und Aemter ſuchten ihn, und wenn er etwas für ſich oder für ſeine Freunde bat, ward es ihm nie abgeſchlagen. Wenn er auch ſeine Frau nicht beſuchen durfte, ſtand er doch beſtändig in Briefwechſel mit ihr. Wenn ſie Willens war auszugehn, ſo that ſie es ihm jedesmal vorher kund, um zu verhüten, daß ſie ſich nicht einmal in den Wurf kämen. Dies geſchah vielleicht, um nicht die Blicke und Erwartung des Publikums, wie ſie ſich in ſolchen Fällen benehmen würde, auf ſich zu ziehn, oder es konnte auch Schaam ſeyn, einem Gemal unter die Augen zu treten, den ſie ſo empfindlich beleidigt hatte. Er that von ſeiner Seite, was er konnte, ſie zu vergeſſen, und hielt ſich Schaaren von Maitreſſen, welchen er ſich ohne Rückhalt überließ.

Unterdeſſen war das höchſte Beſtreben ſeiner Gattin, die Feſſeln immer dichter und enger um den König zuſammen zu ziehn. Seine ſchwache Seite entgieng ihrer Feinheit und ihrem Forſchungsgeiſt nicht, und ſie bracht' es in kurzer Zeit dahin, daß er feſt glaubte: es könne auf der Welt keine Perſon geben, in deren Armen er ſeine Tage ſo ruhig und glücklich verleben könnte, als in den ihrigen.

Nichts war ihm zu lieb, wenn es drauf ankam, ihr Proben ſeiner Liebe zu geben. Er war ſonſt ſehr wirthſchaftlich, aber der d' Eſtiolles und ihrem mächtigen Einfluß war es aufbehalten, die Schleuſen ſeiner Freigebigkeit zu öfnen, und ſie ſtrömend über ſich und die ihrigen wegzuleiten.

Ihr gab er ein Marquiſat und den Titel Marquiſe von **Pompadour**.

Ihr Vater, der es nur inſofern war, weil er ſich mit ihrer Mutter vermält hatte, erhielt Verzeihung und wurde auf ſeine übrige Lebenszeit aufs Sanfte geſezt. Schade, daß ihre Mutter ſchon tod war, ſonſt würde ſie auch keinen geringen Theil an des Königs Gnade gehabt haben.

Ihr Bruder, ein höchſtunbedeutender Menſch, ward zum Marquis **von Vandiere** gemacht. Aber er verbat ſich dieſen Titel, weil ihn die Hofleute zum Marquis **d'Avanthier** (Marquis von **Vorgeſtern**) ſpöttelten, und erhielt dafür den Titel Marquis von **Marigny**, mit den anſehnlichſten Ehrenſtellen.

Als die Marquiſe den König einmal zum Geben geſtimmt hatte, ward es ihm nach und nach zur Gewohnheit. Er ließ ſie mit beiden Händen in ſeine Börſe greifen und ſie griff herzhaft zu. Auſſer den unermeßlichen Summen, die darauf giengen, um das prächtige Leben zu unterhalten, welches er mit ihr führte, nahm ſie noch grösſere für ſich, und legte dieſelben entweder in die beſten Banken von Europa, oder wendete ſie zu prächtigen Gebäuden und zum Ankauf anſehnlicher Ländereien an.

Man kann leicht denken, daß es ihrem wachſenden Glanz nicht an Neidern werde gefehlt haben. Hohe und Niedere verbanden ſich wider ſie. Erſtere, um ſie zu ſtürzen, leztere, um ſie zu ſchmähen. Aber ihr raſtloſer Geiſt riß ſie aus allen Gefahren, und mit jeder ſezte ſie ſich in der Gunſt des Königs um einige Grade feſter; Miniſter wurden abgeſezt und Prinzen vom Geblüte mußten ſich demüthigen, wenn ſie es gewagt hatten, ihr die Spitze zu bieten.

Nachdem ſie einige Jahre auf dieſem Fuß mit dem Könige gelebt hatte, ſtieß ihr ein weibliches Uebel zu, welches ſie zu den feurigen Umarmungen eines brennenden Liebhabers unbrauchbar machte. Die Aerzte widerriethen dem König allen Umgang mit ihr. Alles triumphirte und hielt nun ihren Sturz für gewiß!

Aber die **Marquiſe** hatte Reize, die anziehender waren, als alle körperliche Schönheit. Sie konnte die Begierden des Königs nicht mehr befriedigen, aber ſeinem Herzen blieb ſie unentbehrlich. Man ſtaunte, man wunderte ſich; aber es war und blieb ſo. Sein Hang zum Vergnügen und Zeitvertreib konnte von niemand ſo befriedigt werden, als von ihr. In jeder andern Geſellſchaft gähnte er, nur unter ihren Augen nicht.

Wir haben ſchon geſagt, daß ſie nichts ſpahrte, um ihre Habſucht zu befriedigen: ſo gieng es nun auch mit ihrem Ehrgeiz. Der Titel: **Maitreſſe des Königs** behielt doch immer (ſo glänzend er auch war) eine unvortheilhafte Nebenidee, die ſie gänzlich zu vertilgen ſuchte. Je gröſſer ihr Glanz würde, dachte ſie, deſto leichter würde ſie verſchwinden, aber ſie ſchloß fehl. Je höher der Standort war, von welchem ſie ſich den Augen der Welt zeigte, deſto leichter konnte ſie um und um in ihrer ganzen Gröſſe geſehn und bekrittelt werden. Indeſſen, ſie handelte doch nach dieſem falſchen Grundſatz.

In dem Zimmer, wo ſie Kour annahm, durfte weiter kein Stuhl ſeyn, als ihr Lehnſtuhl. Es war eine beſondere Gnade, die nur dem König wiederfuhr, wenn ſie noch einen Stuhl hinſetzen ließ. Die Prinzen vom Geblüte, die Kardinäle und andere Perſonen vom erſten Range bekamen keine Stühle, doch wagte ſie es auch nicht, ſich zu ſetzen, ſondern ſtand ſo lange, bis ſie ſich entfernten. Einmal machte ihr der Marquis von Souvre ſeine Aufwartung. Sie ſaß, und er mußte ſtehn. Aber das wurde ihm in die Länge zu ſauer. Er ſezte ſich alſo geradezu auf den einen Arm ihres Lehnſtuhls und führte ſo die Konverſation fort. Die Marquiſe ward über dieſe unerhörte Dreiſtigkeit Feuer und Flamme, und beklagte ſich in dem erſten Ausbruch ihres Zorns über dieſe erlittene Beleidigung gegen den König. Dieſer ſtellte den Marquis bei der nächſten Gelegenheit zur Rede. "Mein Gott," erwiederte der Marquis: "ich war verteufelt müde, und hatte keinen Stuhl;

ich mußte mir helfen, wie ich konnte!" Der König lächelte über dieſe kavaliere Antwort, und da der Marquis überdieß eine Art von Günſtling war, ſo endigte ſich dieſe Geſchichte gut.

Zu ihrem Dienſt hatte die Marquiſe einen Edelmann aus einer der älteſten Familie; ihrem Haushofmeiſter verſchafte ſie den Orden des heil. Ludwig. Es nahm ſich hübſch aus, wenn der Mann mit dem blauen Ordensbande und dem funkelnden Kreuze, die Serviette unter dem Arm, hinter ihrem Stuhle ſtand!

Sobald bekannt wurde, daß die Marquiſe zu den Umarmungen des Königs unbrauchbar geworden ſey, drängte ſich eine Menge von Damen, um dem König das Herz zu rauben, und alle Hofleute beeiferten ſich um die Wette, eine andere auf ihren Platz zu ſchieben.

Einem der leztern gelang es, des Königs Begierden rege zu machen. Er zeigte ihm bei einer Gelegenheit das Bildniß eines auſſerordentlich ſchönen Mädchens. Der König gieng alle ihre hinreiſſenden Züge mit ſteigender Unruhe durch, und geſtand endlich: er ſey begierig zu wiſſen, ob das Original der Schönheit der Kopie entſpräche; kaum könn' er glauben, daß die Natur ſolch ein Meiſterſtück gebildet habe. Der junge Hofmann verſicherte, der Maler habe nicht geſchmeichelt, wenn Se. Maj. wollten, könnten Sie ſich ſelbſt davon überzeugen.

Das Mädchen, wovon die Rede iſt, war kaum 14. Jahr alt. Sie war in Frankreich geboren, aber ihre Eltern waren aus **Irland** herüber gekommen und nannten ſich **Murphy's**. Dieſe Familie befand ſich in ſo ſchlechten Umſtänden, daß die eine Tochter der Malerakademie zum Model diente, und die zweite (eben die, deren Portrait der König geſehn hatte) auch dazu beſtimmt war.

Bei ihrem erſten Anblick verſicherte der König, die Kopie habe dem Original Unrecht gethan, er fånde das Mådchen unbeſchreiblich reizend. Er zerknickte dieſes reitzende Blůmchen, welchem ſich noch keine frevelnde Hand genahet hatte,— zu ſchön für einen König, deſſen Nerven durch Künſtelei gegen den liebevollen herzlichen Reitz der unverdorbenen Natur unempfindlich geworden waren.

Die junge **Murphy** ward alſo die kleine Maitreſſe des Königs. Er hatte keine Luſt, ſie bei Hofe zu produziren, ob er gleich überzeugt war, daß ihre Schönheit den Kaiſerthron verdiente. Aber er fürchtete mit Recht, daß ſie ſich durch ihre ungekünſtelten Manieren, durch ihre geringe Weltkenntniß und durch eine kindiſche Bewunderung, welche ihr jeder noch nicht geſehene Gegenſtand erpreſſen mußte, den Spott und die Höhnereien des Hofes zuziehn würde. Deshalb hielt er es für rathſam, ſie in irgend einem entlegenen Hauſe für ſich zu hegen. Er war nur in Verlegenheit, wo er ein Oertchen für ſie finden ſollte, welches er, ohne bemerkt zu werden, beſuchen konnte.

Aber ſeine Freundin **Pompadour** riß ihn bald aus dieſer Verlegenheit. Sie war noch obendrein ſo groſmüthig, ſich zu ſtellen, als wenn ſie nicht wüßte, was ſie ihm für einen großen Dienſt damit erwieſe.

Sobald ſie alſo erfuhr, daß der König um ein Haus in Verlegenheit ſey, wo er ſeine kleine Maitreſſe unterbringen könnte, nahm ſie die Gelegenheit, ihn zu bitten, daß er ihr ein kleines Landhäuschen, welches ihr ſonſt ſehr lieb geweſen war, abnehmen und ganz nach Willkühr damit umgehen möchte. Der König nahm dieß Anerbieten mit Freuden an, und um ſo ruhiger, da ihr auch nicht der kleinſte Zug entſchlüpfte, der ihn hätte können vermuthen laſſen, daß ſie wüßte, welchen Gebrauch er davon zu machen gedächte.

Dieſer

Dieſer angenehme Aufenthalt war für die kleine **Murphy** beſtimmt. Der König begab ſich ſo oft zu ihr, als ihn Luſt oder Leidenſchaft rief, und ſezte ſeine Beſuche bei ihr ein paar Monate hindurch fleißig fort. Sie führte ein ſehr einfaches und zurückgezogenes Leben, und nur ſehr wenigen Hofdamen war der Zutritt zu ihr erlaubt. Aber auch dieſe wenigen ſah ſie nicht ohne Gefahr, ſo giftig iſt der Umgang des Hofes. Folgender kleine Zug mag es beweiſen.

In einem dieſer glücklichen Momente, wo der König von allem Zwang ſeiner Würde befreit, mit ſeiner kleinen Zauberin ſcherzte und koſte, wo ſich die Liebe Freiheit giebt und nimmt, fragte die kleine **Murphy** den König ſchäkernd, und mit einem kleinen ſpöttelnden Air: **Wie ſtehts denn mit Ihrer alten Frau?** — Dem König drang dieſe Frage, die in ihrem Munde äuſſerſt unſchuldig und naiv war, ins Innerſte,

nerſte, denn er konnte leicht ſehn, daß ſie nicht aus **ihrem** Herzen kam. Er zog die Augenbraunen zuſammen, biß ſich in die Lippen, ſah ſie mit ernſten Blicken an, und befahl ihr, auf der Stelle die Perſon zu entdecken, die ihr dieſen Ton angegeben hätte. Das arme Mädchen erſchrack zum Zittern über ſeinen Unwillen, warf ſich ihm zu Füſſen, beichtete und verrieth die Marſchallin **d'Etrees.**

Der König war zu gerecht und großmüthig, als daß er der kleinen unſchuldigen Fragerin ſeinen Unwillen hätte fühlen laſſen. Allein der Marſchallin bekam es übel. Sie ward vom Hofe verwieſen, und ihr Gemal mußte bei hundert Gelegenheiten büßen, was ihre Zunge verbrochen hatte.

Weil aber das Vergnügen, welches die kleine **Murphy** dem König machte, gegen jenes gerechnet, worein ihn die raſtloſe und erfinderiſche **Pompadour** einwiegte, zu ſehr unbedeutend war, und weil ſich Spuren einer Schwangerſchaft anmeldeten, ſo brach er mit ihr, und verheurathete ſie.

So endigte ſich dieſe Liebſchaft und die Marquiſe ſaß in ſeinem Herzen feſter als je. Alles, was ſie wollte, wollte auch er. Wenn ſie ſagte: der Miniſter iſt Ihnen untreu — "Ja er iſt mir untreu!" — Er muß abgeſezt werden. — "Ich wills ihm kund thun." — Jener iſt ein geſchäftiger, einſichtsvoller, gewiſſenhafter Mann — "Ja, er ſoll an Jenes Stelle rücken!" — So gab ſie den Ton an, und der König betete nach. Zuweilen kam er etwas zum Nachdenken, aber es dauerte nicht lange.

Einmal kam er nach Paris. Das Volk umgab ſeine Karoſſe, aber nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit und Freude. Anſtatt daß es ſonſt rief: **es lebe der König!** erſcholl jezt die Luft von den ängſtlichen Ausruffungen: **Brod! Brod! Brod!** Die Leibwache war nicht vermögend, dem ungeſtümen Volke Einhalt zu thun, und der König mußte ſich zurück ziehn.

Dieſer kränkende, beleidigende Vorfall griff dem König ans Herz. Er beſchäftigte ſich den ganzen Weg nach **Verſailles** damit, und die traurigſten Gedanken peinigten ihn. Als er auf ſeinem Schloſſe ankam, war ſogleich eine der Kreaturen der Pompadour bei der Hand, ihn zu tröſten. "Das Volk iſt höchſt unbillig und ungerecht," ſagte dieß Weſen: "es würde um Brod ſchreien, wenn es auch bis über die Schultern im Getraide ſäße. Das Brod iſt jezt auf ſo niedrigem Preis, daß es nicht die mindeſte Urſach zum Klagen hat!"

Der wackre Marquis von **Souvre,** welchen wir oben bei dem Lehnſtuhl der Pompadour kennen lernten, konnte dieſe offenbare Unwahrheit nicht mit kaltem Blute anhören. Er nahm eilig Hut und Handſchuh und that, als wenn er plözlich zum Zimmer hinaus wollte. "Wohin?" rief der König. — "Meinen Haushofmeiſter henken laſſen," erwiederte der Marquis: "der Schurke rechnet mir das Brodkorn dreimal ſo hoch an als ſonſt. Er betrügt mich. Der Ehrenmann da ſagt ja, das Brod ſey jezt nicht theuer!"

Alle Anweſende lachten; aber es ſchien, als wenn ſich's der König gar nicht annähme. Er brauchte die Pompadour zu nothwendig, als daß er ihr bloß deßwegen, weil ſeine Unterthanen nach Brod ſchrieen, den Abſchied hätte geben ſollen. Sie blieb noch lange nachher im ungeſtörten Beſitz ſeiner Gnade, und man kann ſagen, daß nicht er, ſondern ſie das groſſe Frankreich regierte.

IV.

Maria de Beauvilliers.

In den ältern Zeiten des Chriſtenthums, wo alles noch unter dem eiſernen Zepter des Aberglaubens und der Bigotterie ſeufzte, hielt man die Klöſter nicht nur für das beſte Präſervativ gegen alle ſinnlichen Lüſte und Begierden, ſondern auch für die privative Wohnung ächter Frömmigkeit und Gottſeligkeit. Man war feſt überzeugt, daß man nur von hier aus nach ſeinem Abſterben gerades Weges, ohne vorher das fatale Fegfeuer paſſiren zu müſſen, in den Himmel kommen könnte, und glaubte, Gott keinen gröſſern Dienſt erzeigen zu können, als wenn man entweder ſelbſt den frommen Entſchluß faßte, der Welt und allen ihren Eitelkeiten zu entſagen, und ſein Leben in den öden und traurigen Kloſtermauern in einer ewigen Unthätigkeit zuzubringen, oder, wenn man hierzu keinen ſonderlichen Beruf in ſich fühlte, doch wenigſtens eines ſeiner Kinder (es möchte übrigens Luſt dazu haben oder nicht) dahin einſperrte.

Manches Mädchen nahm aber auch oft aus Verzweiflung, beſonders wenn die Natur mit ihren Gaben ſie ſtiefmütterlich verſehen hatte, den Schleier, um nicht länger der Gegenſtand des Spottes ihrer minder häßlichen Mitſchweſtern zu ſeyn. Manche andere hingegen, der es weder an Schönheit, Verſtand, noch Glücksgütern fehlte, wurde, weil es das Intereſſe der Familie zu erfodern ſchien, mit Gewalt zum Kloſteraltare geſchleppt.

Maria de Beauvilliers, Tochter des Grafen **de Saint Aignan**, war eines dieſer unglücklichen Opfer. Sie wurde, ob ſie gleich Schönheit genug beſaß, um auf das unempfindlichſte Männerherz einen unauslöſchlichen Eindruck zu machen, und nicht den mindeſten Beruf in ſich empfand, ihre erſt aufblühenden Reitze hinter den hohen melancholiſchen Kloſtermauern verbleichen zu laſſen, von ihren unerbittlichen Eltern, um das Erbtheil der mehr geliebten Söhne nicht zu ſchmählern und den Glanz der Familie zu erhalten, in die Abtey **Montmartre** *) gebracht, und ſchien eine Zeitlang, wo nicht mit ihrem Schickſale zufrieden zu ſeyn, doch wenigſtens darein ſich ergeben zu haben.

Aber kaum waren einige Jahre verfloſſen, kaum erreichte ſie das Alter, wo ſich Jünglinge und Mädchen zuerſt fühlen lernen; ſo fieng ſie an das Unangenehme und Läſtige ihrer Lage in ſeiner ganzen Stärke zu empfinden und zu bemerken: daß ſie zu nichts weniger, als zu einer Verlobten des **Himmels** geſchaffen ſey.

Es regten ſich nach und nach in ihrem zarten Herzen Gefühle, die ſie noch nie empfunden zu haben glaubte, und vielleicht auch noch nie empfunden hatte, und die kein Brevier zu ſtillen vermochte. Sie bekam daher im Kurzen einen ſolchen Widerwillen gegen einen Stand, den man ihr ſo reizend geſchildert, und den ſie doch ihrer Erwartung ſo wenig entſprechend gefunden hatte, daß ſie in gewiſſen Augenblicken, wo der Schmerz ſie überwältigte, ſchwach genug war, die zu verabſcheuen, die ſie gezwungen hatten, auf die Freuden des Lebens (deren Genuß ihr ſo ſüß dünkte und ſo unendlichen Reiz für ſie hatte) auf immer Verzicht zu thun, und ſich einer Lebensart zu widmen, die ſich gar nicht mit der Abſicht des Schöpfers zuſammen reimen lieſſe, und wider die ſich ihre Natur empörte.

---

*) Nahe bei Paris auf einer kleinen Anhöhe; anfangs le Mont de Mars genannt, in der Folge aber, Montmartre.

Der Gedanke, ewig in dieſen öden, verhaßten Kloſtermauern lebendig begraben bleiben zu müſſen, wurde ihr zur peinigendſten Folter, und der Gram, der ſchon allmälig anfieng, die ſich kaum entknoſpenden Roſen ihrer Jugend zu bleichen, würde vielleicht auch ihre Lebensſäfte ausgeſaugt und ſie im Kurzen auf die Bahre geliefert haben, wenn ſich der Himmel nicht ihrer Leiden angenommen und ihr in der Perſon König Heinrichs IV. von Frankreich den Troſt geſendet hätte, deſſen ihr ſchwaches und gebeugtes Herz zu ſeiner Aufrichtung ſo ſehr bedürftig war.

Dieſer in vielem Betracht groſſe Monarch, der damals vollauf zu thun hatte, ſeine Anſprüche an die Krone Frankreichs (die man ihm ſtreitig zu machen ſuchte *) geltend zu machen, belagerte die Stadt **Paris**, **) und ſeine ſiegreichen Waffen ſezten die ganze Gegend in Furcht und Schrecken.

Alles,

---

*) Der Herzog Mayenne war das Haupt der Ligue und hatte den König von Spanien, den Herzog von Parma, und die ganze Kleriſei auf ſeiner Seite.

**) Der Herzog von Nemours war Commendant derſelben, und hatte den päbſtlichen Legaten, ſpaniſchen Geſandten, den Erzbiſchoff

Alles, was nicht unzertrennlich an ſeine Heimath gebunden war, verließ daher den Tummelplatz der Krieger und zog ſich in die entfernteren, dem Ungemach dieſes blutigen innerlichen Krieges weniger ausgeſezten Provinzen Frankreichs zurück, und die Aebtiſſin von Montmartre hatte nicht übel Luſt, dem Beiſpiele ihrer Mitſchweſtern anderer Orden zu folgen, und ebenfalls das Kloſter, wenigſtens auf einige Zeit, zu verlaſſen. Sie entdeckte dieſes ihrer Buſenfreundin, **Thereſien de Dankourt**, und dieſes muntere, leichtſinnige Mädchen, das eben ſo wenig Geſchmack an dem einſamen, langweiligen Kloſterleben fand als ihre Gebieterin, und die ſich aus beſondern Urſachen*) noch mehr

nach

---

biſchoff von Lyon, den bei der Ermordung König Heinrichs III. ſo geſchäftig geweſenen Jeſuiten Tyceus und viele andere Biſchöffe, Prälaten und Aebte zu ſeinen Rathgebern.

*) Es waren keine andere, als Herzensangelegenheiten. Sie liebte einen gewiſſen Chaſillon, der ſich in der Suite des

Königs

nach Freiheit ſehnte, als erſtere, bot ihre ganze Beredſamkeit auf, die noch unentſchloſſene Aebtiſſin zu bereden, ſich dieſer vortheilhaften Gelegenheit zu bdienen, um ſich der goldenen Freiheit in die Arme zu werfen.

"Es wäre Sünde" fuhr ſie fort, "ſo viel Schönheit unbemerkt und unbewundert hinter dieſen grauſen Kloſtermauern verbleichen zu laſſen, da ſich doch jezt eine ſo ſchöne Gelegenheit zeigt, ſie der Abſicht des Gebers gemäß zu gebrauchen, und Ihr würdet es zuverläßig ewig und ſchmerzlich bereuen, dieſen

Königs befand, und wurde von dieſem eben ſo zärtlich wieder geliebt. Sie ergriff jede Gelegenheit begierig, um ihn zu ſehen und neue Beweiſe ſeiner treuen unveränderlichen Geſinnungen gegen ſie von ihm zu erhalten. Sie hatte daher keine geringe Freude, als ſie hörte, die Aebtiſſin habe Luſt, dieſen zwangvollen Ort zu verlaſſen, und bot ihre ganze Beredſamkeit auf, ihre gewiſſenhaftere Freundin zu einem Schritte zu verleiten, der für ſie den erwünſchten Erfolg haben konnte.

ſo glücklichen Zeitpunkt aus übertriebener Delikateſſe und allzuſtrenger Gewiſſenhaftigkeit ſo ganz ungenuzt vorbeiſtreichen gelaſſen zu haben. — Darüm folgt meinem Rathe und verlaßt einen Ort, für den wir beide nicht geboren ſind, und den ich nie ohne Grauſen anſehen kann."

Aebtiſſin. Ach, Thereſe, wie gern thät ich das! Aber ich kann nicht —

Thereſe. Ihr könnt nicht? Und warum nicht? Seyd Ihr nicht Aebtiſſin, und habt Ihr nicht freien Willen zu thun, was Euch beliebt? Was hält Euch alſo ab, dieſen verhaßten Aufenthalt, wenigſtens auf einige Zeit, mit einem andern zu verwechſeln, wo man freier athmen und die Süſſigkeiten des Lebens genieſſen kann?

Aebtiſſin. Du fragſt noch? Hab' ich nicht an der heiligſten Stätte dieſes Kloſters auf alle Freuden der Welt auf immer Verzicht gethan?

Thereſe. Nicht gethan, ſondern thun müſſen, und dieſer Zwang entbindet Euch gänzlich von der Verbindlichkeit, Eure Gelübde zu halten.

Aebtiſſin. So beleidige ich doch wenigſtens die Sittſamkeit und den Wohlſtand, wenn ich deinem Rathe folge, dieſen Ort verlaſſe und mich unter eine zahlloſe Menge Männer wage, die der Krieg rauh und ungeſittet gemacht hat.

Thereſe. Eben ſo wenig, als das ſittſame Mädchen, in deren Hauſe des Nachts unvermuthet Feuer ausbricht, das ſich, um ihr Leben zu retten, ſo wie ſie das Bette verließ, dem erſten, der ſie mit Gefahr ſeines Lebens zu retten ſucht, in die Arme wirft. Kurz, ehrwürdige Frau, ich finde nicht das mindeſte Anſtößige in Eurem Wunſche, dieſe Mauern zu verlaſſen, wo wir dem Muthwillen der Soldaten ſo ſehr ausgeſezt und täglich Augenzeugen *) der ſchrecklichſten Auftritte ſind.

Aebtiſſin. Und wo ſoll ich Zuflucht finden? bei dem heuchleriſchen Tyceus?

Thereſe. Gott bewahre!

Aebtiſſin. Und doch weiß ich niemand, auſſer ihm, an den ich mich unter dieſen Umſtänden wenden könnte.

Thereſe. Aber ich kenne einen Mann, der ſichs zum Vergnügen rechnen wird, durch eine ſo geringe Gefälligkeit ſich eine Dame von Eurer Schönheit zu verbinden.

Aebtiſſin. Und wer wäre dieſer Mann?

Thereſe. König Heinrich.

Aebtiſſin. König Heinrich?

---

*) Die Abtey lag, wie ſchon erwähnt worden, auf einer Anhöhe, von der man die ganze Ebene vor der Vorſtadt St. Denis, wo der König ein wohl fortificirtes Lager bezogen hatte, überſehen konnte.

Thereſe. Seine Großmuth iſt weltkundig, und er ſelbſt iſt viel zu galant, als daß er einem Frauenzimmer, das nicht ganz verwahrloßt den Händen der Natur entſchlüpfte, etwas abſchlagen könnte. An dieſen wendet Euch, dieſem zeigt Euch; er wird ſich gewiß großmüthig finden laſſen und Euch vielleicht weit mehr gewähren, als Ihr von ihm bitten werdet.

Aebtiſſin. Schickt es ſich aber für eine Perſon meines Standes, zur Galanterie ſeine Zuflucht zu nehmen? Iſt es nicht das elendeſte und verworfenſte Mittel zu meinem Endzwecke zu gelangen?

Thereſe. Wer im Schiffbruche kein Boot erreichen kann, muß ſchon zufrieden ſeyn, wenn ſich ihm ein Bret oder Balken zu ſeiner Rettung darbietet. — Und iſt nicht dieß Leben hier noch weit elender als das Mittel, das uns, wenigſtens einige Zeit, davon befreyen kann? Mir mindeſtens fällt der Zwang, in dem wir hier leben, ſehr beſchwerlich, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als nur bald einen Ort verlaßen zu können, wo man niemand ſieht, als unſre häßlichen Beichtväter, die uns entweder durch ihr abgeſchmaktes, vernunftloſes Gewäſche Gähnen erregen, oder uns durch ihre Unverſchämtheit eine Schaamröthe abzwingen.

Aebtiſſin. Liebe Thereſe! Du kannſt unmöglich das Unangenehme des Kloſterlebens mehr fühlen als ich. Ich haße, ich verabſcheue es. —

Thereſe. Und wollt doch meinem Rathe nicht folgen?

Aebtiſſin. Wer ſagt das? Ich will, ich möchte ſo gern als ich das Leben habe, liebe Thereſe; aber ſag ſelbſt, was wird die Welt, was wird meine Familie dazu ſagen?

Thereſe. Was ſie will. Der große Heinrich, der Euch ſeinen Schuz gewiß nicht verſagen wird, iſt mächtig genug, Euch gegen die Rache Eurer Familie zu ſichern und das

Gerücht durch einen einzigen Wink verſtummen zu machen.

Aebtiſſin. Aber er iſt ein Ketzer und abgeſagter Feind des Papſtes, der Kirche und Sorbonne.

Thereſe. Und der Hölle. Deßwegen haben auch Se. päpſtliche Heiligkeit, die bekanntlich von dieſer ſehr große Revenüen ziehen, in Gnaden geruht, ihn mit dem Bannſtrahle zu beehren. — Doch wieder auf Euch zu kommen, ſo weiß ich nicht, wie Ihr ſo ſchwach ſeyn und Euch aus dem Fluche eines Mannes etwas machen könnt, der ſich wahrſcheinlich in ſeiner Einſamkeit täglich in dem Becher der Freuden berauſcht, deßen Genuß er uns zur Sünde anrechnet? Seine Blitze ſind ein bloßes Wetterleuchten, wovon nicht der mindeſte Schaden zu befürchten iſt, und ich wollte noch heute das Anathema über mich ausſprechen laßen, wenn ich dadurch meine Freiheit wieder erhalten könnte.

Aebtiſſin. Pfui, Thereſe! ſo ſpricht kaum die frechſte Hugenottin. — Doch ich verzeihe dir, und wünſche nichts mehr, als nur halb ſo beredt zu ſeyn wie du, dann —

Thereſe. Dann?

Aebtiſſin. Dann könnte ich mich vielleicht noch entſchließen, den König um Schuz für mich und meine Untergebene anzuflehen. Aber leider iſt mein Mund nichts weniger als beredt.

Thereſe. Deſto beredter aber Eure Augen. Laßt dieſe ſprechen, wenn Ihr zum König kommt, und ich gelobe hiermit heilig, ewig in dieſem elenden Kerker zu ſchmachten, wenn Ihr damit nicht mehr ausrichtet, als alle Redner der ganzen Welt.

Aebtiſſin. Schmeichlerin! — Aber durch wen erfahren wir, ob uns der große Heinrich auch Gehör geben will? Wer ſoll ihn in unſerm Namen darum erſuchen?

Thereſe. Chatillon wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Euch dieſe geringe Gefälligkeit zu erzeigen.

Aebtiſſin. Und ſollte er es auch nur thun, um dich ſehen und ſprechen zu können. — Doch es ſey! veranſtalte alles, wie es dir gut dünkt, nur hüte dich, zu weit zu gehen.

Kaum hatte Thereſe, die ſich beſſer an einen intrikenvollen Hof als in das ruhige Kloſter ſchickte, den Willen der Aebtiſſin vernommen, ſo machte ſie auch ſchon Anſtalt, ihn pünktlich zu erfüllen. Sie berichtete das Verlangen der Aebtiſſin ihrem Anbeter, und dieſer, voll Sehnſucht nach ſeiner geliebten Thereſe, ſäumete keinen Augenblick, es dem Könige zu melden. Er fand ihn auch ſogleich geneigt, den Bitten der ſchönen Aebtiſſin zu willfahren, und erhielt Befehl, ihr dieſes in ſeinem Namen ſelbſt zu ſagen.

Ein Auftrag der Art war unſerm zärtlichen Liebhaber ſehr willkommen. Er eilte, von Liebe und Sehnſucht nach ſeiner angebeteten Thereſe geſpornt, zur Aebtiſſin von Montmartre, entledigte ſich ſeines Auftrags, und ſchilderte ihr ſeinen Monarchen ſo vortheilhaft und edel, daß ſie ſich ſogleich entſchloß, ihm in's Lager zu folgen und dem König für ſeine Großmuth den ſchuldigen Dank abzuſtatten. Sie gab dieſes dem Abgeſandten Heinrichs zu verſtehen, und dieſer, der nichts mehr wünſchte als ſeine Thereſe (die ſich nicht von Ungefähr eben bei der Aebtiſſin befand, als Chatillon zu Montmartre ankam) recht lange zu ſehen, ermangelte nicht, ſie bey dieſen Gedanken zu erhalten. Er ſtellte ſich mit Freuden an die Spitze dieſes heiligen Zugs, der, außer der Aebtiſſin, aus ſechs jungen Nonnen beſtand, unter welchen ſich auch ſeine Thereſe befand, und kam in Kurzem mit ihm im Lager an.

König Heinrich, der bekanntlich ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, und deßen Herz eben damals ganz frei war, gerieth beim Anblick der ſchönen Maria in das größte Erſtaunen. Er glaubte, nie ein weibliches Geſchöpf von ſo vollkommener und reitzender Schönheit geſehen zu haben, und ihr ſanfter unſchuldsvoller Blick machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er nichts zu unterlaßen beſchloß, wodurch er ihr Herz zu beſitzen hoffen konnte. Er betrug ſich daher ſehr human und zuvorkommend gegen ſie, und überhäufte ſie ſo ſehr mit Lobſprüchen und Schmeicheleien, daß ſie kein Frauenzimmer hätte ſeyn müßen, wenn ſie daraus nicht den Zuſtand ſeines Herzens hätte merken ſollen. Allein ſie ſah nur zu gut, wie mächtig ihr Anblick auf das Herz des ſchwachen Heinrichs gewürkt hatte, und der Gedanke, ſich von einem ſo großen und (welches hauptſächlich bei ihr in Betracht kam) ſo liebenswürdigen Fürſten geliebt und geſchätzt zu ſehen, war ſo ſchmeichelhaft und ſüß, daß ſie ihre Freude über ihre glänzende Eroberung kaum zu verbergen vermochte.

Sie warf ſich zu den Füßen ihres königlichen Anbeters, dankte ihm für den Schuz, den er ihr und ihren Untergebenen habe verſichern laßen, und bezauberte durch den ſüßen melodiſchen Ton ihrer Stimme den liebekranken Heinrich ſo, daß er in der Begeiſterung nicht wußte, ob er ſie aufheben oder liegen laßen ſollte. Als er wieder zu ſich kam, hob er die ſchöne Marie, die in ſo unbeſchreiblicher Anmuth vor ihm lag, raſch auf, und ein flüchtiger Händedruck, von einem eben ſo feurigen und bedeutungsvollen Blicke begleitet, ſagten der reitzenden Beauvilliers mehr, als ihr entzückter Liebhaber vielleicht geſagt haben würde, wenn er auch nicht von einer Menge Officiers umgeben, ſondern mit ihr unter vier Augen allein geweſen wäre.

"Madam," ſagte er nach einer kleinen Pauſe etwas leiſe zur Aebtiſſin, die ſanft erröthet und mit zur Erde geſenktem Blicke vor ihm ſtand: "Madam, Euer mir ſo ſchäzbarer und angenehmer Beſuch wird mir wahrſcheinlich ſehr theuer zu ſtehen kommen. Ihr ſeyd gefährlich — gefährlicher als die ganze Macht der Ligue.“

Aebtiſſin. Und doch bin ich es noch bei weitem nicht in dem Grade, als Ew. Majeſtät es ſind.

König. Wirklich? Findet Ihr mich wirklich gefährlich, ſchöne Frau?

Aebtiſſin. (ſchlug beſchämt die Augen nieder) Mein König!

König. Nun wohl! — Der Krieg macht dieſe ganze Gegend unſicher, und, offenherzig zu reden, ſo wünſchte ich Euch lieber an einem Orte zu finden, wo man Amors ſanften Scepter gehorcht, als hier, wo der rauhe Kriegsgott Mars ſein Panier aufgeſteckt hat, und die ſchöne Unſchuld ſo vielen Nachſtellungen ausgeſezt iſt. Ihr könnt ja diejenigen, deren Alter und Geſtalt vollkommene Sicherheit garantirt, in der Abtey laßen; Euch aber will ich einen Ort zur Wohnung anweiſen, wo Ihr weit ruhiger und bequemer leben könnt, als zu Montmartre, wenn Ihr anders kein Bedenken tragt, Euch einem Manne anzuvertrauen, den der heilige Vater zu Rom mit ſeinem Fluche heimgeſucht und der heuchleriſche Tyceus, Gott weis für was alles, ausgeſchrieen hat?

Aebtiſſin. Nicht im geringſten. Ich halte Ew. Majeſtät für eben ſo tugendhaft als tapfer, und ſelbſt der Zorn des heiligen Vaters würde mich nicht abhalten, ein ſo großmüthiges Anerbieten mit unterthänigſtem Danke anzunehmen. Allein was würde man ſagen, wenn ich Montmartre und die mir anvertrauten Nonnen verließe und für mich allein einen Zufluchtsort ſuchte?

König. Man würde ſagen, daß Ihr ſehr furchtſam wäret, und, wer Euch kennt, würde hinzuſetzen: daß Ihr es wegen Eurer Schönheit zu ſeyn Urſach hättet. Ueberdieß können Euch ja alle Eure Untergebene folgen, wenn Ihr es haben wollt. Ich will Euch Senlis, wo man mir nichts ſtreitig macht, zu Eurem einſtweiligen Aufenthalte anweiſen und Euch ſelbſt dahin begleiten, wenn Ihr Euch unterm Schutze meiner braven Soldaten nicht ſicher genug haltet.

Auf einmal waren die Bedenklichkeiten der Aebtiſſin gehoben. Sie glaubte, das großmüthige Anerbieten des Königes, das ihr noch vor wenig Secunden ganz unannehmbar geſchienen hatte, nicht ohne Beleidigung des Wohlſtandes ausſchlagen zu können, und ſtand daher keinen Augenblick länger an, ſich ganz dem Schutze des Königs anzuvertrauen.

Das Geſpräch begann nun immer leiſer und leiſer, und die Unterhaltung ſichtbar intreſſanter und lebhafter zu werden: denn der König unterhielt die Aebtiſſin von ſo angenehmen Dingen, daß ſie darüber ihren Schleier, ihre Gelübde und die bei ſich habenden Nonnen (denen es ebenfalls nicht an Unterhaltung fehlte) vergaß.

Der König, ein großer Kenner des weiblichen Herzens, bemerkte mit Vergnügen, daß die Aebtiſſin nicht unempfindlich war, und machte daher ſogleich Anſtalt zu dem Transport der ſchönen Beterinnen nach Senlis. Er ſchickte den alten zu Montmartre zurückgebliebenen Reliquien die Verhaltungsbefehle ihrer reitzenden Gebieterin, und ſtellte ihnen frei, ob ſie ſich wieder zu ihren Familien wenden oder bleiben wollten. Viele machten von des Königs Gnade Gebrauch; die mehreſten aber, die das Alter mürriſch gemacht hatte und über die Zeit der Anfechtung hinaus waren, blieben, wo ſie waren, ſchimpften auf die böſen Zeiten und harrten mit Ungedult einer beſſeren Zukunft.

Thereſens zärtlicher Liebhaber, der wackere **Chatillon**, übernahm mit Entzücken das Geſchäft, die ſieben verſchleierten Grazien nach **Senlis** zu führen, und gab ſich die größte Mühe, ihnen dieſe kurze Reiſe recht angenehm zu machen. Die jungen Nonnen, die eben ſo wenig Herzen von Stahl und Eiſen beſaßen, wie ihre Aebtiſſin, und die Unterhaltung von Heinrichs braven Kriegern weit geiſtvoller und angenehmer gefunden hatten, als das fade Geſchwätz ihrer alten, wohlgemäſteten und unverſchämten Beichtväter, dachten an nichts weniger, als ſich durch Beſprengung mit Weihwaſſer vor allen Verſuchungen in Sicherheit zu ſetzen. Am wenigſten aber ſchien ſich die Aebtiſſin in ihr Kloſter zurück zu ſehnen. Der große Heinrich, deſſen Bild ihr immer vor Augen ſchwebte, hatte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und der Weihrauch, den dieſer Monarch ihrer Schönheit ſtreute, duftete ihr zu lieblich, als daß ſie ohne Entſetzen an einen Ort denken konnte, wo ſie alle die Seligkeiten, die ſie in ihrem jezigen Zuſtande genoß und noch zu genieſſen die ſchönſte Hofnung hatte, entbehren mußte.

Man kam zu Senlis an, und die Aebtiſſin erhielt das ſchönſte Haus in der Stadt zu ihrer Wohnung. Man bezeigte ihr alle die Ehrerbietung, die man ihrem Stande ſchuldig zu ſeyn glaubte, und bewirthete ſie ſo prächtig, daß die Nonnen, die man ihr zu Geſellſchafterinnen gegeben hatte, ſich nicht genug darüber verwundern konnten, und nichts mehr wünſchten, als daß dieſes paradieſiſche Leben ewig dauern möchte.

Chatillon wendete den einen Theil des Abends dazu an, die ſchöne Marie, ſeiner Ordre gemäß, von der Liebe des Königs zu unterhalten, die übrige Zeit aber brachte er bei ſeiner angebeteten Thereſe zu, wo er ſich alle Mühe gab, ihr das Kloſterleben noch verhaßter zu machen, als es ihr ſchon war, und wo er auch die Geſinnungen des verliebten Mädchens ganz ſeinen Wünſchen entſprechend fand.

Er kehrte den folgenden Morgen ins Lager zurück und fand den König, der bereits die erforderlichen Anſtalten getroffen, daß ſeine Entfernung von der Armee ſeinen Feinden keinen Vortheil bringen möchte, ſchon im Begriff nach Senlis abzugehen und ſeine angebetete Beauvilliers zu beſuchen. Er war unerſchöpflich in Fragen, und Chatillon wußte ihm ſo viel Gutes und Schönes von der reitzenden Marie zu erzählen, daß ſein Verlangen, ſie zu ſehen, immer heiſſer und ſehnſuchtsvoller wurde.

Er eilte nach **Senlis**, warf ſich der ſchönen **Marie** zu Füſſen und — reiſte, über ſeinen ſchönen Sieg wonnetrunken, wieder zurück ins Lager.

Zu gleicher Zeit traf auch **Roger**, Herzog von **Bellegarde**, ein ſehr ſchöner und einſichtsvoller Herr und Liebling des Königs, im Lager ein. Er war einige Tage von demſelben entfernt geweſen, und wußte alſo von dem allen nichts, was ſeit dieſer Zeit hier vorgegangen war. Der König, der aus ſeinen Galanterien nie ein Geheimniß machte,

entdeckte

entdeckte ihm ſelbſt ſeine Leidenſchaft für Marien de Beauvilliers, und verſicherte ihn heilig, ſie ewig zu lieben, ihr ewig treu zu bleiben.

"Sire," ſagte der Herzog, der des Königs Wankelmuth kannte, mit ihm an einer Krankheit darnieder lag, und ſich ordentlich darüber ereiferte, daß es ein weibliches Geſchöpf geben ſollte, das dem Abgotte ſeines Herzens, wo nicht den Rang ſtreitig machte, doch wenigſtens das Gleichgewicht hielte: "Sire, Sie geloben mehr, als Sie zu halten vermögen. Ihr angeborner Leichtſinn wurde ſchon manchem ſchönen Auge zur Thränenquelle, und wird wahrſcheinlich das ſüſſe Lächeln noch manches leichtgläubigen weiblichen Geſchöpfs in Weinen verkehren. Sie lieben die Veränderung zu ſehr, als daß Sie Ein Gegenſtand auf immer feſſeln könnte.

König. Bis jezt, ja; Seitdem ich aber ~~Marien geſehen~~ habe, bin ich ein ganz anderer

derer Menſch geworden. Sie iſt die Edelſte ihres Geſchlechts, ein Engel in menſchlicher Geſtalt —

Herzog. Und doch kenne ich ein Mädchen, deren Schönheit die ſo hochgeprieſene Marie gar ſehr verdunkeln würde.

König. Ihr ſchwärmt, Herzog!

Herzog. Nie weniger, als jezt. Ew. Majeſtät ſollten nur Mademoiſelle d' Eſtrees *) ſehen, und Dieſelben würden ihr gewiß den Preis vor Marien de Beauvilliers, für deren Schönheit ich übrigens alle Achtung habe, zugeſtehen.

König. Ihr ſeht die Reitze Eurer Geliebten durchs Vergrößrungsglas der Liebe. — Um Euch aber von Eurem Wahne zu befreien, ſo kommt mit mir nach Senlis. Ich will Euch meine ſchöne Bekehrerin zeigen und — hundert gegen eins, Ihr werdet

---

*) Skizen a. d. L. gal. Damen. III. Samml. S. 153—192.

der anders Sinnes werden und Lezterer den Vorzug einräumen.

Herzog. Mit Vergnügen will ich das, auch ohne ſie geſehen zu haben, wenn ich Ew. Majeſtät dadurch gefällig ſeyn kann, und Dieſelben mir erlauben wollen, mich nach **Côuvres** zu begeben.

König. Wie Ihr wollt. Es iſt ohnedem gefährlich, einem Mann von Eurem Geſchmack und leicht entzündbaren Herzen ein ſolches Meiſterſtück der Natur zu zeigen, und unbillig, zu verlangen, daß er bei der Allmacht ſo vieler Reitze unempfindlich bleiben ſoll.

Der Herzog empfahl ſich, und begab ſich ſchon den andern Tag auf den Weg nach Côuvres, wo die ſchöne **Gabriele d'Eſtrees** (die ſich ſo unumſchränkte Gewalt über ſein Herz erworben hatte) ſich aufhielt.

Der König ſezte der Stadt **Paris**, die ſich ſehr tapfer vertheidigte, ſchärfer zu;

mußte aber doch von ſeinem Vorhaben, ſie zu erobern, abſtehen. Er reißte hierauf nach **Compiegne**, allein ſeine Liebe zur reizenden **Beauvilliers** geſtattete ihm nicht, ſich hier lange zu verweilen. Er beſorgte ſeine Geſchäfte in der möglichſten Geſchwindigkeit und eilte dann von **Chatillon** und einigen andern Officiers begleitet nach **Senlis**.

Seine unvermuthete Ankunft verurſachte den ſchönen Flüchtlingen keine geringe Freude; am angenehmſten aber überraſchte ſein unverhofter Beſuch die Aebtiſſin von Montmartre. Ihr Herz, das die ſchlaue **Thereſe** immer mehr und mehr für den König zu gewinnen ſuchte, ſchlug heftig, als ſie den groſſen Heinrich ins Zimmer treten ſah, ihre Augen funkelten und ein ſanftes Roth überflog ihr Geſicht.

Sie gieng dem König bis in die Mitte des Zimmers entgegen, und wollte ihm für die Gnade ſeines ſchätzbaren Beſuchs danken; allein ihr Herz war zu voll, und ihre

Bruſt zu beklemmt, als daß ſie auch nur Ein Wort hätte hervorbringen können.

Der König bemerkte mit Entzücken dieſe unverkennbaren Symptomen einer Leidenſchaft, die ihn ſo unbeſchreiblich glücklich machte, und kannte ſeinen Vortheil zu gut, als daß er dieſen günſtigen Zeitpunkt nicht ganz zu ſeinem Vortheil hätte benutzen ſollen. Er empfand über dieſen ſchönen Sieg eine größere Freude, als wenn er alle ſeine Feinde überwunden hätte.

Chatillon war in ſeinen Unternehmungen nicht minder glücklich, als der ſieggewohnte **Heinrich**. Er fand bey der leichtſinnigen **Thereſe** weit weniger Bedenklichkeiten zu heben, als ſein Monarch bey der geſeztern Beauvilliers, und hatte eben ſo wenig Urſach, ſich über ihre Grauſamkeit zu beklagen, als ſeine übrigen Begleiter des Königs über die Härte der andern fünf ſchönen Kloſterjungfrauen.

Der König, welcher von Natur einen großen Hang zu allen ſinnlichen Vergnügungen hatte, und wußte, daß die Liebe gar ſehr ihre Rechnung dabey findet, ſparte keine Koſten, den galanten Kloſterdamen ihren Aufenthalt zu Senlis ſo angenehm zu machen als möglich. Jeder Tag enthielt daher eine neue Fete, und die ſchönen Flüchtlinge, für welche die angeſtellten Luſtbarkeiten, wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Neuheit, ſo unendlichen Reiz hatten, vergaſſen im Rauſche des Vergnügens ganz, wer und was ſie waren, und wünſchten nichts mehr, als daß dieſes Freudenleben ewig dauern möchte. Allein es nahm nur zu bald ein Ende.

Der Heuchler **Tyceus** hatte die Zeit, in der ſich der König mit ſeinen Begleitern zu Senlis der Liebe widmete, dazu angewendet, das Feuer des Aufruhrs in den Herzen des Pöbels zu unterhalten; der gegen die Reformirten ſo erbitterte **Gregorius** XIV den König und ſeine Anhänger vom neuen in den Bann gethan, und der Kardinal **de Plaiſance**, des Königs Geſandter zu Rom, von dem päpſtlichen Nuntius, **Marcus Andrianus**, ein nachdrückliches Monitorium erhalten. Alle dieſe andächtigen Nareien machten des Königs Abreiſe von Senlis nothwendig und erforderten ſeine Gegenwart im Lager.

Die guten Nonnen vernahmen mit Schmerzen dieſe Hiobspoſt; wußten ſich aber doch noch eher in dieſe traurige Nothwendigkeit zu fügen, als ihre Gebieterin, die ſich ſchon zu ſehr an die Freuden der Welt gewöhnt hatte, als daß ihr die plözliche Beraubung derſelben nicht hätte ſchwer fallen ſollen.

Indeß nahete ſich die Zeit, wo ſich der König von der Aebtiſſin trennen mußte, heran. Sie wurde immer trauriger und niedergeſchlagener und verrieth nur zu ſehr, wie theuer und unentbehrlich der große Heinrich ihrem Herzen geworden war. Dieſer großmüthige Monarch gab ſich zwar alle Mühe, ſie zu beruhigen; allein die mannichfaltigen Beweiſe, die er ihr von ſeiner zärtlichen Liebe gab, und die theuerſten Eidſchwüre, wodurch er ihr unverbrüchliche Treue zuſicherte, dienten mehr ihren Schmerz zu vergrößern, als daß ſie ihn vermindert hätten. Der Gedanke, den König, an dem ſie ſo mit ganzer Seele hieng, in Gefahr zu wißen, preßte Thränen aus ihren ſchönen Augen, die weder die vernünftigen Vorſtellungen ihrer Buſenfreundin Thereſe, noch die Liebkoſungen und Verſprechungen des Königs zu ſtillen vermochten. Er mußte ſich beym Abſchiede mit Gewalt aus ihren Armen reißen, und Thereſe ihre ganze Beredſamkeit aufbiethen, ſie, nachdem ſie ſich von ihrer Betäubung erholt hatte, nur einigermaßen zu beruhigen.

Der König hatte ſie zu bereden geſucht, zu Senlis zu bleiben; ſie hatte ihm aber, weil ſie wußte, wie ſehr ſich die zu Montmartre zurückgebliebenen Nonnen über ihren

Aufenthalt zu Senlis geärgert hatten, und den Wohlſtand doch nicht gern ohne Noth beleidigen wollte, ſeine Bitte abgeſchlagen. Sie begab ſich alſo bald nach ſeiner Abreiſe, unter Chatillons Begleitung, mit ihren übrigen 6 Nonnen wieder nach Montmartre und wurde, ob man ihr gleich ihre Auswanderung eben nicht zum Beſten ausgelegt hatte, ſehr wohl aufgenommen.

Allein die Abweſenheit des Königs verurſachte ihr eine Schwermuth, daß **Thereſe** mit all ihrem Witze nicht vermögend war, ſie aufzuheitern. Die Roſen ihrer Wangen verbliechen und das Feuer ihrer Augen verloſch.

König Heinrich, den das Glück jezt in allen ſeinen Unternehmungen begünſtigte, und der die Ligue zulezt ganz zerſtreute, ermangelte zwar nicht, ſehr oft an ſie zu ſchreiben, und ſie auf alle mögliche Art in ihrem troſtloſen Zuſtande aufzurichten; aber bald wurde ſie auch dieſes Troſtes beraubt.

Der König traf zu Compiegne ſeinen
ing, den Herzog von Bellegard, und
an ihm einen immer noch eben ſo en-
aſtiſchen Liebhaber der ſchönen Gabriele
ſtreés, als damals, da er ihn im Lager
Paris ſprach. Er blieb unveränderlich
ſeiner damaligen Behauptung und ſchil-
das Bild ſeiner Angebeteten ſo ſchön
reizend, daß der König endlich auf den
all kam, nach Cöuvres zu gehen und zu
, ob des Herzogs Behauptung gegrün-
y.

Er entdeckte dem Herzog ſeinen Ent-
, und dieſer, der im Voraus ſah, was
für Folgen haben würde, bereute nun
h, daß er ſo unvorſichtig geweſen war
ine Geliebte zu ſehr gegen einen Mann
hatte, deſſen Hang zur Galanterie ihm
t, und der in jedem Betracht ein ſehr
rlicher Nebenbuhler war. Allein ſeine
kam zu ſpät.

Der König reißte nach Côuvres, ſah die gerühmte Gabriele d' Eſtrees und — Marie de Beauvilliers war vergeſſen. Gabriele, (die von Natur ſehr eroberungsſüchtig war, und den Herzog blos um deswillen den Vorzug vor allen übrigen Verehrern gab, weil er Herzog und unter dem Schwarm von Anbetern, die ſie wie Schmetterlinge eine Blume umflatterten, der Vornehmſte war,) ließ ihn auch nicht lange vergeblich nach Gegenliebe ſeufzen. Eigennutz war von jeher die Triebfeder aller ihrer Handlungen, und Ehrgeitz das Idol, das ſie von ihrer zarteſten Jugend auf anbetete. Die Liebe des Königs ſchmeichelte beyden und der Herzog, der über die Treuloſigkeit ſeiner Geliebten in Verzweiflung gerieth, ward zurückgeſezt.

Der König liebte zu öffentlich, als daß ſeine Herzensangelegenheit der Welt lange ein Geheimniß bleiben konnte. Seine neue Liebſchaft war daher bald das allgemeine Geſpräch von ganz Frankreich, und das

Gerücht davon kam endlich auch vor die kum-
nervolle Aebtiſſin von Montmartre. Sie
ar über die Treuloſigkeit ihres leichtſinnigen
iebhabers untröſtlich.

"Ach, Thereſe, — ſagte ſie zu ihrer
uſenfreundin, der Chatillon eben ſo übel
itſpielte, als der unbeſtändige Heinrich ihrer
ebieterin: — wie thöricht hab' ich gehan-
t, daß ich den Schwüren eines Ketzers
ubte, und wodurch hab' ich es verdient,
ß mich der Hartherzige ſo empfindlich für
en Fehler beſtraft, wozu er mich ſelbſt
leitete? Er war es, der in dieſem un-
angenen Herzen Gefühle erregte, die es
h nie empfunden hatte, nur aus Liebe zu
ſezte ich mich dem Geſpötte und Tadel
Welt aus, und nun — ach Thereſe, wo
ich für dieſes gequälte Herz Ruhe ſuchen,
Thränen finden, die Schande abzuwa-
n, womit ich ſo leichtſinnig meine Ehre
ckte?"

Thereſe. Ihr nehmt Euch die Sache ein wenig zu ſehr zu Herzen, ehrwürdige Frau. Macht es doch wie ich. Ich habe, wie Ihr wißt, nicht minder Urſach, mich über die Grauſamkeit der Liebe und die Treuloſigkeit der Männer zu beklagen; aber es fällt mir nicht ein, mich deswegen der Verzweiflung zu überlaßen, und mich ſo zu quälen, wie Ihr thut. — Alle Liebhaber ſind nicht ein Heinrich und Chatillon, und Gift wird am leichteſten durch Gegengift unwirkſam gemacht. Suchet gleiches mit gleichem zu vergelten, und rächt Euch mit den Waffen, womit der Undankbare Euer Herz verwundete. Ich will daſſelbe thun. Paris iſt frei — wir werden bald genug finden, was wir ſuchen.

Aebtiſſin. Nein, nein! dieſes arme betrogene Herz ſoll nie wieder einer Leidenſchaft Raum geben, die mich ſchon einmal ſo gränzenlos elend machte. Ich entſage ihr auf immer, und werde ſie fliehen, bis der Tod meinem Kummer ein Ende macht.

Thereſe. Ein vortreflicher Vorſaz! Bleibt Ihr ihm getreu: ſo wird es Euch zuverläſſig nicht an Grabſchriften mangeln. Beſonders wird ſichs der fromme Pater Thyceus ſehr angelegen ſeyn laßen, Euch eins recht ſchöne zu verfertigen, wenn er hören ſollte, daß Ihr aus Liebe zu einem Kezer geſtorben wäret, den der heilige Vater Gregorius mit dem Bann belegt hat.

Aebtiſſin. Leichtſinniges Mädchen, wie
kannſt du in deiner jezigen Lage noch ſcher-
en? Du mußt deinen Chatillon nie geliebt
haben.

Thereſe. O, gewiß eben ſo innig, wie
ihr den groſzen Heinrich. Da er aber auf-
ehört hat, meiner Liebe würdig zu ſeyn; ſo
äre es Unſinn weiter an ihn zu denken,
nd die unverzeihlichſte Thorheit, ſich um
inetwillen die Augen roth zu weinen, oder
r tod zu grämen. Folgt daher meinem
athe und vergeßt einen Mann, der durch
ine neue Wahl gezeigt hat, wie wenig er

des Beſitzes Eures vortreflichen Herzens werth iſt. Das Jubelfeſt iſt nahe, wir werden für alle unſere Fehler Ablaß erhalten; ſtürbet Ihr zuvor, ſo würdet Ihr keinen Antheil daran haben, und Euer Tod für die ſtolze Gabriele d' Eſtrees der ſchönſte Triumpf ſeyn.

Auf dieſe Art bemühete ſich **Thereſe**, die troſtloſe Aebtiſſin über ihr Unglück zu tröſten, und bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Mühe nicht ganz fruchtlos war. **Die Aebtiſſin** lernte nach und nach ſich in ihr Schickſal ergeben und wurde ruhig; aber ſie ganz von ihrer Schwermuth zu heilen, vermochte die muntere **Thereſie** nie.

V.

Gräfin St. Sebastian.

Die Heldin dieſer Erzählung, ein artiges Fräulein von guter Geburt, war kaum funfzehn Jahr alt, als ſie von der Mutter *) des Königs, **Viktor Amadeus**, an den Sardiniſchen Hof gezogen und unter ihre Hofdamen aufgenommen wurde. Ihre Schönheit machte Eindruck, entzündete die ſo leicht entzündbaren Herzen der Herren am Hofe, und verſchafte ihr im kurzen Anbeter in Menge.

Unter denſelben befand ſich auch ſogar der König ſelbſt, welcher damals noch nicht völlig dreißig Jahr alt und ein Liebhaber artiger Mädchen und Weiber war.

---

*) Sie war die Tochter des Herzogs von Nemours, der vom Herzog von Beaufort im Duell erſtochen wurde, und deſſen Tod K. Ludwig XIV. Anlaß gab, die Duelle bei Lebensſtrafe zu verbieten.

Er verfolgte die junge Gräfin allenthalben wie ihr Schatten, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, Eindruck auf ihr junges, unerfahrnes Herz zu machen. Allein ſeine Bemühungen waren lange Zeit fruchtlos.

Aber welches Mädchen hat in ihrem funfzehnten Jahre ſchon Klugheit und Erfahrung genug, um den Schlingen zu entgehen, die ihr, wenn ſie auf Schönheit Anſpruch machen kann, von dem ränkevollen Männergeſchlechte gelegt werden? — Die junge Gräfin lernte nach und nach des Königs Schmeicheleien gern hören, wurde nachgiebiger, und — dem **Könige** blieb zulezt nichts mehr zu wünſchen übrig — wie das nun ſo zu gehen pflegt, wenn ein groſſer Herr einen Roman mit einem artigen Mädchen ſpielt.

Die Gräfin war, als der ſüſſe leidenſchaftliche Rauſch verflogen war, über ihren erlittenen Verluſt beinahe untröſtlich; noch mehr aber über die ſichtbaren Folgen einer einzigen warmen Stunde. Sie wurde ſchwermüthig und würde gewiß ihrem Schmerz endlich erlegen haben, hätte nicht der König die Urſach ihres Harms gemuthmaßt und ſchleunige Anſtalten zur Linderung ihres Kummers getroffen. Er entdeckte ſeiner Mutter, was zwiſchen ihm und der Gräfin vorgefallen war, und dieſe, die die Gräfin auſſerordentlich liebte, war ſogleich bereitwillig, wieder gut zu machen, was ihr Sohn ſchlimm gemacht hatte.

Es befand ſich am Hofe des Königs ein gewiſſer **Graf von St. Sebaſtian**, Oberſtallmeiſter des Königs, ein artiger geſchmeidiger Mann, der die Regeln der Hofpolitik auswendig konnte, und emſig nach Gelegenheit haſchte, die mühſam erworbene Theorie praktiſch anzuwenden. An dieſen wendete ſich die Königin, und er war galant genug, ihr Anerbieten mit unterthänigſtem Danke zu erkennen, reichte dem bekümmerten Fräulein ſeine Hand und ſchenkte ihr ſeinen Namen.

Für dieſe Gefälligkeit überhäufte der König den Grafen mit Geſchenken und Ehrenſtellen, wofür denn dieſer wieder ſo artig war, und dem König jederzeit gefliſſentlich aus dem Wege gieng, wenn er ſich bei der Frau Gräfin über gewiſſe Dinge Raths erhohlen wollte.

Der König erkannte dieſes ſo dankbar, wie er ſollte; hörte aber bald von ſelbſt auf, die Gedult des Grafen länger auf eine ſo harte Probe zu ſetzen. Der Anblick ſo oft geſehener Reitze gebar nach und nach in ihm einen Ueberdruß, und dieſer erweckte endlich wieder in ihm eine Sehnſucht nach ſeiner vorigen ungebundenen Lebensart. Seine Beſuche bei der Frau Gräfin wurden daher zu ihrem groſſen Leidweſen immer ſeltner, und hörten zulezt beinahe gar auf. Ob er aber gleich ſeine Liebe nach und nach auf andere Gegenſtände lenkte, ſo entzog er unſerer Gräfin doch nie ſeine Freundſchaft und Hochachtung. Dieſe beſaß die Gräfin in einem ſolchen Grade, daß man völlig darauf rechnen konnte, nie eine Fehlbitte zu thun, wenn man ſie zur Fürſprecherin hatte.

Er nahm den wärmſten Antheil an allem, was nur den entfernteſten Bezug auf ihr Wohl oder Weh hatte, und ſoll bei dem Ableben des Grafen,*) ihres Gemals, nicht nur viele Thränen vergoſſen, ſondern ſich auch in der Folge der betrübten Wittwe und unmündigen Waiſen ſehr väterlich angenommen haben. Die Gräfin zog bald nach dem Tode ihres gefälligen Gemals auf das Schloß des Königs, und dieſer, der nur eine Thür zu öfnen brauchte, um zu ihr zu gelangen, ſoll ſich ſehr bemüht haben, die ſchöne Wittwe über ihren erlittenen Verluſt zu tröſten. In der Folge wurde ſie durch ſeine Fürſprache Staatsdame der Prinzeſſin von Savoien, und das war ſie noch, als der König ſo überlegt oder unüberlegt handelte, (denn das iſt nicht zu entſcheiden!) und die Regierung niederlegte.

---

*) Er ſtarb im Jahr 1723.

Ehe ich in der Geſchichte der Gräfin weiter gehe, muß ich zuvor meine Leſer mit der Veranlaſſung zu dieſem Schritte des Königs bekannt machen. Er hat Einfluß auf die Folge der Geſchichte.

Der Kaiſer hatte vernommen, daß der Infant **Don Karlos von Spanien** mit 6000 Spaniern in Italien landen wollte, ſich in den Beſiz von **Parma** zu ſetzen, und ſuchte alles hervor, dieſen für ihn ſo fatalen Umſtand zu verhindern. Er hatte daher zu dieſem Endzweck nicht nur eine zahlreiche Armee in das Toskaniſche und Parmeſaniſche Gebiet einrücken laßen, ſondern auch den Großherzog von **Florenz** beredet, ſich mit ihm zu verbinden und gegen den Infant gemeinſchaftliche Sache zu machen. Allein das war ihm noch nicht genug. Er glaubte ſeinen Endzweck nicht völlig erreichen zu können, wenn er nicht auch den König von Sardinien mit in ſein Intereſſe zöge.

Er ſchickte daher den Statthalter von
Mailand zu ihm nach Turin, und dieſer
mußte ihm in ſeinem Namen das Anerbieten
thun, daß, wenn er ſich mit ihm combiniren
und im Nothfall 12000 Mann Truppen zu
ſeinen Teutſchen ſtoßen laßen wollte, er nicht
nur zum Statthalter von Mailand ernannt
verden, ſondern auch ſogleich 300000 Phi-
ippe, um dieſe Truppen beſtändig marſch-
fertig halten zu können, ausgezahlt bekom-
nen ſollte.

Ein Antrag der Art war dem geldgieri-
gen König ſehr angenehm. Er ſtrich die
300000 Philippe (die er zurück zu geben
verſprechen mußte, wenn der Fall, wo man
ſeine Hülfe bedürfte, nicht eintreten ſollte)
in, genehmigte in beſter Form das Verſpre-
hen, die mailändiſche Statthalterſchaft betref-
fend, und verſprach dagegen, dem Kaiſer auf
en erſten Wink die verlangte Hülfe zu
ſchicken.

Aber kaum waren die Traktaten unterzeichnet und der kaiſerliche Geſandte wieder abgereiſt, ſo ſchickte Spanien (dem es ebenfalls nicht gleichgültig war, zu welcher Parthei der König von Sardinien ſich ſchlüge, und welches nicht wußte, daß dieſer ſchon mit dem Kaiſer ein Bündniß eingegangen hatte,) eine Geſandtſchaft an ihn, und ließ ihm die Stadt Navarra, Parma, und manch anders ſchönes und fruchtbares Land am Fluße Toſſin *) anbiethen, wenn er ſich mit ihm verbinden, und die Teutſchen, im Fall ſie den Infanten in dem ruhigen Beſitz Parma's verhindern würden, mit gewafneter Hand aus Italien vertreiben helfen wollte.

Amadeus, der gewinnſüchtige Amadeus, war zu ſchwach, einer ſolchen Verſuchung zu widerſtehen. Er nahm, ohne zu überlegen, wie ſehr ſeine Ehre dabei in's Gedränge käme, ohne zu bedenken, welchen Verdrüßlichkeiten er ſich dadurch ausſezte, das Anerbieten des Königs von Spanien an, und entließ voller Hofnung, daß ſeine Feinheit ewig ein Geheimniß bleiben würde, den Geſandten mit der heiligen Verſicheruug, den Infanten auf das kräftigſte zu unterſtüzen.

---

*) Alles das gehörte zum kaiſerlichen Mailand und konnte nicht von dem freigebigen König von Spanien verſchenkt werden.

Nun war es ſeine einzige Sorge, dieſes treuloſe Bündniß der ganzen Welt zu verhehlen, und es fehlte ihm nicht an Klugheit, das forſchende Auge eine Zeitlang zu täuſchen. Aber endlich kam man ihm von kaiſerlicher Seite doch auf die Spur. Man hielt ihm ſeinen Meineid vor; er wußte ſich aber vor dießmal ſo heraus zu reden, daß auch nicht der geringſte Verdacht auf ihm haften blieb. Aber bald giengen den Verblendeten die Augen auf, der Nebel ſchwand, und der Betrüger ſtand entlarvt, ganz in ſeiner demüthigenden Geſtalt vor ihnen.

Sein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der ſich zu Wien aufhielt, meldete ihm: daß der Reichshofrath die zu Sevilien getroffene Abrede und Einrichtung der Aliirten zu billigen ſchien, und dieſe Nachricht, die ihm ſo unerwartet kam, wie ein Donnerſchlag vom wolkenloſen Himmel, brachte ihn ſo außer Faßung, daß er in dem erſten Augenblick ſeiner Sinne gar nicht mächtig war. Jezt erſt giengen ihm über das, was er vom Geize geblendet, gethan hatte, die Augen auf, und er verſprach ſich im voraus keinen guten Ausgang ſeines betrüglichen Unternehmens. Er ſtellte ſich ſchon im Geiſte vor, daß, im Fall die Nachricht ſeines Miniſters gegründet wäre, beide beleidigte Monarchen nicht ermangeln würden, ſich auf das nachdrücklichſte an ihm zu rächen. Er ſah mit Schaudern das Ungewitter, das ſich über ihn zuſammenzog, über ſeinem Haupte hereinbrechen, und ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie er der Rache der beiden erzürnten Mächte, die nicht anders als ſchimpflich für ihn ausfallen mußte, entgehen, und ſich aus einem Abgrunde retten könnte, in welchen er ſich, vom niedrigen Geize geblendet, freywillig geſtürzt hatte.

Er durchlief in ſeinen Gedanken alle Mittel, von deren Gebrauch ſich nur etwas erſprießliches hoffen ließ, und das unerlaubteſte würde ihm willkommen geweſen ſeyn, wenn es ihn hätte retten können. Aber da war keins zu finden, wodurch er ſich mit Ehre aus dieſem intrikaten Handel hätte ziehen können.

Hierüber gerieth er in Verzweiflung, und in dieſer verfiel er auf den Einfall, die Regierung ſo lange nieder zu legen, bis ſich die Lage der Sachen würde geändert haben.

In dieſer Abſicht ließ er (nachdem er zuvor ſeinen Sohn ausgeforſcht und ganz ſo gefunden, wie er ihn zu finden gewünſcht hatte) die Großen ſeines Reichs auf das Schloß **Rivoli** zuſammen berufen und eröfnete ihnen in einer Rede ſeinen Vorſaz, erwähnte aber mit keinem Worte des Umſtandes, daß er die Regierung nur auf eine Zeitlang niederlegen wollte.

Die Miniſter und Stände des Reichs verwunderten ſich zwar darüber ſehr; ſchienen es übrigens aber ganz wohl zufrieden zu ſeyn, doch waren ſie ſchlau genug, es ſich nicht merken zu laßen, und baten ihn inſtändigſt, da ihnen die ganze Laſt der Regierung zu ſchwer fiele, doch wenigſtens mit ſeinem Sohne gemeinſchaftlich zu regieren. Da er aber darauf beſtand, ſein Sohn ſolle allein herrſchen, ſo gaben ſie endlich willig nach. Die hierüber aufgeſezte Abdankungsakte wurde vom Staatsſekretär, **Marcheſe del Borgo**, der Verſammlung vorgeleſen, und König Viktor Amadeus unterſchrieb ſie in Gegenwart aller Anweſenden. Und ſo war er denn, ſeiner Meinung nach, in den Hafen eingelaufen, ehe noch der Sturm der ihm drohte, gänzlich über ihn ausbrach.

Er ſchränkte ſeinen Hofſtaat ein, verließ Turin, *) und wählte das Schloß zu Chambery zu ſeinem künftigen Aufenthalte, wo er von den 50000 Thalern, **) die er bei Niederlegung der Regierung zu ſeinem Unterhalte ſich vorbehalten hatte, ohne ſich groß einzuſchränken, ſehr bequem leben konnte. Die **Gräfin St. Sebaſtian** aber blieb zu Piemont.

Kaum hörte dieſe argliſtige und ſtolze Dame, der König habe die Regierung niedergelegt, ſo faßte ſie auch ſogleich den Entſchluß, den König zur Erfüllung des ihm einſt in einer ſchwachen Stunde abgelockten Eheverſprechens zu bewegen. Sie ließ in dieſer Abſicht den Pater **Andormiglia**, Beichtvater des Königs und Abbt des Benedictinerkloſters, und ſeinen Gewiſſensrath,

---

*) Dieß that er am 26 Auguſt 1728.

**) Ein Piemonteſiſcher Thaler beträgt zwey holländiſche Gulden.

den D. **Boggio**, Pfarrer zu St. Johann, zu ſich kommen, und ließ es weder an Worten noch Verheiſſungen fehlen, dieſe beiden Männer für ſich zu gewinnen. Sie war auch in ihrem Unternehmen nicht unglücklich. Denn die eigennützigen Pfaffen verſprachen alles zu thun, was in ihren Kräften ſtünde, den König, der doch nunmehr weiter nichts als ein Privatmann ſey, dazu zu bereden, daß er ſich mit ihr öffentlich durch das Sakrament der Ehe verbinden ſollte.

Der **König**, der in ſeiner Einſamkeit die ſchrecklichſte Langeweile empfand und immer noch liebte, war auf die Vorſtellung der beiden Herren ſogleich bereit, der Gräfin ſeine Hand zu reichen, und freute ſich innig, in ihr wieder einen Menſchen gefunden zu haben, dem er die Geheimniße ſeines Herzens ohne Rückhalt anvertrauen konnte. Er ließ ſich in der Stille mit ihr trauen und ſchenkte ihr 100000 Thaler, die ihm ſein Sohn gern und willig auszahlen ließ, um dafür für ſich und ihre Kinder ein Marcheſat zu kaufen. *)

Amadeus lebte nun einige Zeit wirklich recht vergnügt mit ſeiner Gemalin, allein dieß dauerte nicht lange. Denn kaum waren vier Monate verfloſſen, ſo fand die ehrgeitzige Gräfin aus beſondern Abſichten das Schloß zu Chambery, auf welchem ſie bisher mit ihrem Gemal gewohnt hatte, zu enge und unbequem, und drang unaufhörlich darauf, es mit einer bequemern Wohnung zu **Piemont** zu vertauſchen.

Amadeus, der ſich entſchloſſen hatte, wenigſtens einige Jahre vom Hofe entfernt zu leben, gab ſich zwar alle Mühe, ſeine Gemalin eines andern zu bereden, allein ſie beſtand ſo hartnäckig darauf, daß er ſich endlich gezwungen ſah, ihr entweder zu willfahren,

oder

---

*) Dieß geſchah auch. Sie kaufte das Marcheſat Spigo, wovon ſie bis an ihr Ende den Namen führte.

oder die Urſache ſeiner Weigerung zu entdecken. Weil er nun erſteres nicht ohne Gefahr thun zu können glaubte, ſo entſchloß er ſich zu lezterm, in der Ueberzeugung, daß ſie keinen üblen Gebrauch davon machen würde. Er entdeckte ihr alſo die Urſache ſeiner freiwilligen Entſagung der Krone, die ihr bisher, ſo gut wie allen andern Menſchen, ein Geheimniß geweſen war, und ſchilderte ihr die Gefahr, in die er ſich ſtürzte, wenn er jezt ſchon ſeinen Aufenthalt verließ und die Krone wieder aufſezte, ſo dringend, daß ſie von ſelbſt von ihrer Bitte abſtand und den Zeitpunkt, wo ſie die Süßigkeit über Millionen Menſchen zu herrſchen ſchmecken ſollte, ruhig abzuwarten verſprach.

Allein ſie hielt nicht Wort. Denn kaum waren einige Wochen verfloſſen, ſo ſuchte ſie, von übertriebenem Ehrgeitze angeregt, ihren Gemal zu bereden, wenigſtens noch einmal die unumſchränkte Macht auszuüben, die er über ſeinen Sohn und die Miniſter habe, und Amadeus war ſchwach genug, ihrem thörigten Rathe zu folgen. Er ließ ſeinen Sohn und viele Staatsminiſter nach Chambery berufen, und dieſe befolgten zu ſeinem und ſeiner Gemalin größten Vergnügen ſeinen Befehl ſo pünktlich und ehrerbietig, als ob er noch ihr Souverain wäre.

Seine Gemalin gerieth hierüber vor Freuden ganz auſſer ſich. Sie verſprach ſich aus dieſem ſo gut gelungenen Verſuche die beſten Folgen für die Zukunft, und ſah nun noch mit weit gröſſerer Sehnſucht und Ungedult dem Augenblicke entgegen, wo die groſſe Metamorphoſe aus einer Gräfin in eine Königin mit ihr vor ſich gehen ſollte.

Wie groß war daher ihre Freude als kurze Zeit darauf ihr Gemal in ihr Zimmer trat und ſie mit der angenehmen Nachricht überraſchte: der Kaiſer habe mit Spanien Friede gemacht und ſey entſchloſſen, den Infanten Don Karlos nicht länger an der Beſiznehmung von Parma zu hindern.

Sie glaubte ſich nun mit einemmale am Ziele aller ihrer Wünſche und Hofnungen, und ihre Freude hierüber war unbegränzt. Sie ſuchte nun ihren Gemal mit tauſend Gründen zu beweiſen, daß es die höchſte Zeit ſey, nach **Piemont** zu gehen, dem jungen König das Zepter wieder zu entwinden, und unterſtüzte ihre Behauptung mit ſo ſcheinbaren Gründen, daß ihr Gemal, dem ſelbſt viel daran gelegen war, ſich wieder auf dem Throne zu ſehen, endlich in ihr Verlangen willigte und ihr verſprach, ohne fernern Aufſchub ſich der Krone wieder zu bemächtigen.

Er verließ auch kurze Zeit darauf in dieſer Abſicht ſeinen bisherigen Aufenthalt und ließ ſich das Schloß **Moncalier** zu ſeiner Wohnung einräumen. Der junge König und alle Großen des Hofs empfiengen ihn und ſeine Gemalin mit der größten Ehrerbietung und gehorchten allen ſeinen Befehlen ſo pünktlich, als ob er noch ihr gebietender König ſey. Er glaubte alſo, da man ſich ſo auſſerordentlich ehrerbietig und gefällig gegen ihn bezeigte, nichts weniger, als daß man Einwendungen gegen ſeine Wiederbeſteigung des Throns machen würde, und ſäumte daher keinen Augenblick länger, ſeinen gefaßten Entſchluß in Erfüllung zu bringen.

Er ließ, als er ſich eines Abends mit ſeiner Gemalin auf dem Schloſſe **Moncalier** ganz allein befand, den Marcheſe del **Borgo** eiligſt zu ſich rufen, und knüpfte, nachdem die Tafel aufgehoben und ſie beide wieder allein waren, folgende Unterredung an:

Amadeus. Sagen Sie mir doch, lieber Marcheſe, wem glaubt man's wohl zu verdanken zu haben, daß mein Sohn bei dem Antritt ſeiner Regierung alles in ſtatu quo ließ und weder im Civil- noch Militair-Etat eine Aenderung traf?

Marcheſe. Wem anders, als Ew. Majeſtät? Es iſt allgemein bekannt, daß Dieſelben bei Niederlegung des Zepters es dem jungen König ausdrücklich befohlen haben, keinen Menſchen von den Poſten zu verdrängen, die Ew. Majeſtät Weisheit anzuweiſen geruhet hat.

Amadeus. Folglich wäre es ihre Schuldigkeit, ſich dem eigentlichen Urheber ihres Glücks bei Gelegenheit erkenntlich zu zeigen.

Marcheſe. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es jeder, der das Glück hat, in Ew. Majeſtät Dienſten zu ſtehen, mit der größten Bereitwilligkeit thun würde. Geſezt aber, ſie wären insgeſammt einer ſolchen ſchwarzen Undankbarkeit fähig; ſo können doch Ew. Majeſtät wenigſtens **meiner** tiefſten Ergebenheit verſichert ſeyn.

Amadeus. Das bin ich von Ihnen überzeugt. Sie haben ſich von jeher ein Verdienſt daraus gemacht, ſich für mein und des Staats Wohl aufzuopfern, und ich würde die größte Ungerechtigkeit begangen haben, wenn ich Ihre Treue und Ergebenheit unbelohnt

belohnt gelaſſen hätte. Aber das kann niemand von mir ſagen, am allerwenigſten aber Sie. Ich zog Sie bei jeder Gelegenheit allen meinen Miniſtern vor, und ſchenkte Ihnen mein ganzes Zutrauen. Dieſes beſitzen Sie noch in ſo hohem Grade, daß ich nicht das mindeſte Bedenken trage, Ihnen über gewiſſe Dinge meine Gedanken zu eröfnen. — Es iſt jezt eben ein Jahr, daß ich die Regierung niederlegte und ſie an meinen vielgeliebten Sohn abtrat, und ich hatte, wie ich ſchon damals erklärte, keine andere Abſicht, als zu ſehen, wie dieſer Jüngling dereinſt ſein Volk beherrſchen würde, ihn, wo er fehlte, zurecht zu weiſen und mich zu verſichern, daß ich dereinſt meinem Lande einen würdigen Regenten hinterließ. Der Prinz, mein Sohn, hat ſich auch ſo benommen, daß ich vollkommen mit ihm zufrieden bin, und im voraus ſehe, er wird dereinſt ſein Volk glücklich machen. Allein es treten jezt Umſtände ein, die es zum Wohl des Staats nöthig machen, daß ich ſelbſt das Staatsruder wieder ergreife. Wenn Sie alſo wirklich ſo viel Ergebenheit für mich haben, wie Sie mich vorhin überreden wollten: ſo werden Sie auch kein Bedenken tragen, die Abdankungsakte in meine Hände zu liefern, meinem vielgeliebten Sohne und deſſen Miniſtern meinen Entſchluß bekannt zu machen; und zwar wünſchte ich, daß es heute noch geſchähe, damit ich Morgen ſchon die Regierung wieder antreten könnte.

Dieſer höchſt unerwartete Antrag ſezte den Marcheſe in keine geringe Beſtürzung. Er kannte des Königs leicht aufbrauſendes Temperament und mußte alſo alles befürchten, wenn er ihm ſein Verlangen geradezu abſchlug; gleichwohl konnte er, ohne an ſeinem rechtmäßigen Herrn offenbar meineidig zu werden, ihm doch auch ſein Begehren nicht zugeſtehen. Er wußte alſo in der Verwirrung nicht, wie er ſich ſein genug aus dieſem delikaten Handel ziehen ſollte. Da er aber doch dem Könige eine Antwort geben mußte; ſo glaubte er am beſten zu thun, wenn er ſich auf eine ſehr demüthige und ſchmeichelhafte Art entſchuldigte.

Er bat daher den König in der tiefſten Unterthänigkeit: "Dieſelben möchten allergnädigſt in Erwägung zu ziehen geruhen, daß es gar nicht in ſeiner Macht ſtehe, die Akte ohne Vorwiſſen des jezigen Königs, dem er auf ſeinen (des Königs Amadeus) ausdrücklichen Befehl unverbrüchliche Treue geſchworen habe, aus den Händen zu geben;" verfehlte aber ganz ſeinen Zweck.

Amadeus, der nicht gewohnt war Fehlbitten zu thun und ſich widerſprechen zu laſſen, nahm ſeine ſchön eingekleidete Weigerung ſehr ungnädig auf, hielt eine kleine Strafpredigt über Treuloſigkeit und Undank und ließ beim Schluſſe derſelben einige Worte von Rache und Beſtrafung mit einfließen.

Weil nun der Marcheſe von ſonſt her wußte, daß der König nie beſſer Wort hielt, als wenn er in Gnaden geruhet hatte, jemanden zu züchtigen; ſo hielt er für das Beſte, für dieſesmal die Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit der Klugheit unterzuordnen.

"Wenn Ew. Majeſtät doch nur geruhen wollten, mich anzuhören," ſagte er: "ſo würden Dieſelben ſehen, daß ich gar der Mann nicht bin, für den ich von Ew. Majeſtät angeſehen zu werden das Unglück habe. — Es iſt wahr, ich habe auf Dero hohen Befehl Dero huldreichem Sohne feſte unverbrüchliche Treue geſchworen; deßwegen habe ich aber nie aufgehört, Ew. Majeſtät als meinen gnädigſten und huldreichſten Monarchen zu betrachten und zu verehren. Wenn ich mich alſo vorhin weigerte, Ew. Majeſtät zu gehorchen, ſo geſchah das nicht aus Mangel des ſchuldigſten Gehorſams, ſondern blos aus Furcht vor der Strafe des Meineids und der Majeſtätsverletzung. Fällt dieſe weg; — und das wird ſie, ſobald Ew. Majeſtät mir verſprechen, alle Verantwortung auf Sich zu nehmen — ſo werde ich auch keinen Augenblick länger Bedenken tragen, Ew. Majeſtät Befehl zu vollziehen und die Akte noch in dieſer Stunde in Dero Hände zu liefern.“

Dieſe Erklärung beſänftigte den aufgebrachten Monarchen wieder in etwas. Er verſicherte ihn, daß er nicht das geringſte zu befürchten haben ſollte, ſchärfte ihm nochmals die ſchleunigſte Erfüllung ſeines ſo eben gethanenen Verſprechens ein, und entließ ihn.

Aber kaum hatte ſich der **Marcheſe** entfernt: ſo gerieth der **König** über das, was zwiſchen ihm und demſelben vorgefallen war, in tiefes Nachdenken. Er fieng allmälig an, in alle Miniſter ſeines Reichs ein Mißtrauen zu ſetzen; glaubte aber doch, ſie würden ſo klug ſeyn und ſich ſeinem Vorhaben nicht offenbar widerſetzen. Er ſchwebte zwiſchen Furcht und Hofnung. Dieſe ſchmeichelte ihn des beſten Ausgangs, und jene warf ihm die unüberſteiglichſten Hinderniſſe in den Weg. Dieß brachte ihn faſt zur Verzweiflung. Seine Gemalin, die ihn ſonſt durch ihre Liebkoſungen und Schmeicheleien den Trübſinn von der Stirn und den Gram aus dem Herzen zu tändeln pflegte, kam zwar bald nach dem Weggange des Marcheſe auf ſein Zimmer; da ſie ihn aber in ſo heftiger Gemüthsbewegung fand, ſo wagte ſie es nicht, aus Furcht ihn noch mehr aufzubringen, ihn anzureden.

Gegen Mitternacht wurde er zur größten Freude ſeiner Gemalin etwas ruhiger. Allein dieſe ſcheinbare Ruhe war von kurzer Dauer. Denn kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, ſo ſprang er plötzlich und wie aus einem Traume erwachend auf, ließ ſich ein Pferd ſatteln und ritt, nur von einem einzigen Reitknecht begleitet, nach dem Thore der Zitadelle, wo er eingelaſſen zu werden verlangte. Der wachthabende Officier meldete es auch ſogleich dem Kommandanten,*) und dieſer, der ſich gar nicht vorſtellen konnte, daß der König zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit hieher kommen ſollte, zweifelte an dem Berichte. Da der Officier aber darauf beſtand, ſo verfügte er ſich, um ſich zu überzeugen, ſelbſt an das Thor, wo er, dem Rapporte des Officiers gemäß, den **König** finden ſollte.

---

*) Dieſes war der Freyherr von Saint Remy.

Er traf ihn auch wirklich hier an, und ſeine ungewöhnliche Erſcheinung verſezte ihn in kein geringes Schrecken. Er fragte ihn in ſehr ſubmiſſen Ausdrücken: "was ſein Begehren ſey?" und erhielt dieſelbe Antwort, die ſchon der wachthabende Officier erhalten hatte: "daß er das Thor öfnen ſollte." — Allein der Kommandant, der ſeine Pflicht kannte, und ſie auch jederzeit als ein rechtſchaffener Mann erfüllt hatte, verlangte zuvor eine geſchriebene Ordre des regierenden Königs, und da **Amadeus** mit dieſer nicht verſehen war, ſo ſchlug er ihm ſein Verlangen ab.

Dieß war für den **König** ein Donnerſchlag. Er hatte ſich geſchmeichelt, der Freiherr würde ihn, da er ihn ſelbſt zum Kommandanten der Citadelle gemacht hatte, ohne Anſtand einlaſſen, und wenn er ihm ſeinen Vorſatz bekannt gemacht hätte, auch nicht anſtehen, ihn mit Hülfe der Beſatzung im Nothfall mit gewafneter Hand auch wohl wieder auf den Thron zu ſetzen. Und nun ſah er ſich getäuſcht und alle ſeine ſchönen Plane vereitelt. — Er wollte faſt raſend darüber werden, daß ſelbſt diejenigen ihm ihre Hülfe verſagten, die ihm Glück und Wohlſtand zu verdanken hatten, und ſchwur einen fürchterlichen Eid, ſich auf das empfindlichſte an allen denen zu rächen, die ſich unterſtehen würden, ihm die Erreichung ſeines Endzwecks nur im geringſten zu erſchweren.

Unterdeſſen war auch der **Marcheſe del Borgo** in **Turin** angelangt. Er verfügte ſich ſogleich nach Hofe, und bat, ß man den König, der ſich ſchon zur Ruhe eben hatte, ſchleunig wecken möchte, weil ihm Sachen von großer Wichtigkeit vor- agen habe.

Der **König** ſtuzte, als man ihm die weſenheit des Marcheſe und ſein Verlan- mit ihm zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit n zu ſprechen meldete; ahndete aber, t einmal entfernt, die **wahre** Urſach die- ſo ungewöhnlichen Beſuchs.

Wie ſehr erſtaunte er daher, als er von Marcheſe, mit dem er ſich in ſein Ka- verſchloſſen hatte, vernahm, ſein Vater eſonnen, ſich die Krone, auf die er doch illig auf immer Verzicht gethan habe, r aufzuſetzen. Er wollte Anfangs dem hte gar keinen Glauben beimeſſen; al- eine Zweifel ſchwanden, als er hörte, Marcheſe habe ſogar ſchon Befehl er- , dem König Viktor die Abſagungsakte Hände zu liefern und ſeinen Entſchluß ihm (dem jungen König) und ſeinen Miniſtern bekannt zu machen.

So groß und augenſcheinlich auch die Gefahr war, ſo verlor doch der junge König ſeine Gegenwart des Geiſtes nicht. Er ließ, weil er den Thron, den er auf ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters und unter allgemeiner Einwilligung des geſammten Volks beſtiegen hatte, nicht wieder ohne des Volks Vorwiſſen verlaſſen zu dürfen glaubte, und hierzu die Zeit viel zu kurz war, in aller Eil den Staatsrath *) zuſammen ruffen, trug ihnen die Urſach ihrer Zuſammenberuffung vor, und erklärte am Ende ſeines Vortrags, daß er zwar geſonnen ſey, dem Befehle ſeines Herrn Vaters zu gehorchen; es aber nicht eher habe thun wollen, ehe er

---

*) Er beſtand aus dem Erzbiſchof von Turin, zwei Oberpräſidenten, dem Großkanzler und einigen andern von den höchſten Staatsminiſtern und Kronbedienten.

er ihre allerſeitige Meinung darüber ange-
hört habe. „Und nun, meine Herren,"
ſchloß er ſeine Rede: „ſagen Sie frei und
ohne Rückhalt Ihre Meinung über dieſe in-
rikate Sache."

Es herrſchte eine lange Pauſe, denn
einer von der Verſammlung wagte es, Rich-
er zwiſchen Vater und Sohn zu ſeyn. End-
ch aber erhob ſich der Erzbiſchof von Turin
on ſeinem Platze, und eröfnete der Verſamm-
ung ſeine Meinung ungefähr in folgenden
Worten:

„Ew. Majeſtät verzeihen gnädigſt, wenn
h mit Denenſelben nicht einerlei Meinung
n. Ew. Majeſtät Vater hat nicht nur die
egierung freiwillig und auf die feierlichſte
d unumſtößlichſte Weiſe niedergelegt, ſon-
rn ſogar mündlich und ſchriftlich die Mo-
e angegeben, die ihn dazu bewogen haben.
a ſich nun alle dieſe Umſtände, die ihn
dieſem wichtigen Schritte verleiteten, nicht

im mindeſten geändert haben; ſo weiß ich nicht, wie Dero Herr Vater auf den ſonderbaren Einfall kommen kann, einen Schritt zurück thun zu wollen, den er ganz aus eigenem Antrieb und ohne den mindeſten Zwang that, und wodurch er ſeine unrechtmäßige Forderung beſchönigen will? Etwas anderes wäre es, wenn Ew. Majeſtät Betragen ſeiner Erwartung nicht entſprochen, und das Land durch den Tauſch ſeiner Regenten etwas verlohren hätte: dann könnte die Liebe zu den Unterthanen allenfalls einen Grund zu ſeinem widerrechtlichen Vorhaben abgeben. Allein das Land befand ſich nie in blühenderm Wohlſtande als unter Ew. Majeſtät weiſen und milden Regierung, und jeder einzelne Unterthan deſſelben preißt ſich glücklich, unter Dero glorreichem Zepter zu ſtehen. Dero Herr Vater iſt alſo auch in dieſer Hinſicht nicht berechtigt, ſeinen Eid zu brechen. Es müſſen alſo wohl andere Triebfedern ſeyn, die ihn ſo zu handeln beſtimmen, und ich glaube nicht zu kühn in

iner Behauptung zu ſeyn, wenn ich die
malin Dero Herrn Vaters dafür erkläre.
r Ehrgeiz iſt unerſättlich, ihre Sucht über
ere zu herrſchen, iſt grenzenlos, und dieſe
ſtände machen es ſehr wahrſcheinlich, daß
Königs Vorſatz ihr Werk iſt. Iſt es
es, und ich glaube es mit Gewißheit
aupten zu können: ſo iſt Ew. Majeſtät
icht, die Regierung nicht niederzulegen,
Ihre armen Unterthanen dem über-
higen Stolze und der unerſättlichen Hab-
t dieſer Dame preis zu geben. Es
mt hier in keinen Betracht, daß der,
n unrechtmäßigem Verlangen Ew. Ma-
t ſich entgegen ſetzen, Dero Herr Va-
iſt: Die Pflichten des Sohnes gegen
Vater müſſen hier den Pflichten des
enten gegen ſeine Unterthanen unterge-
et werden, und ein allzuſtrenger und
tlicher Gehorſam, den ich an Ew. Ma-
bewundere, würde, weil er offenbar
Intereſſe des Staats entgegen iſt, hier
tadelnswerth ſeyn, als Lob verdienen.

Das Wohl des Staats muß das Ziel ſeyn, worauf alle Handlungen des Regenten abzwecken, und der Privatvortheil eines Einzelnen muß nie dem Wohl des ganzen Staatskörpers nachſtehen. Dieß iſt meine unvorgreifliche Meinung, und jeder rechtſchaffene und patriotiſch denkende Mann wird, wie ich hoffe, mit mir gleiche Geſinnungen hegen."

Der ganze Staatsrath trat dem Gutachten des Erzbiſchofs bei, und man berathſchlagte ſich eben über die Mittel, wie man vorſichtig genug zu Werke gehen und das dem Staate drohende Unglück abwenden wollte, als an der Thüre des Verſammlungsſaals angeklopft wurde. Der Marcheſe del Borgo öfnete ſie. Ein Offizier trat herein und überreichte dem König ein Billet von dem Kommandanten der Turiner Zitadelle, worinn dieſer dem Könige von ſeines Vaters nächtlichem Beſuche, und von ſeinem eigenen Benehmen bei dieſer Sache, getreuen Rapport erſtattete.

Der junge König und alle verſammelten
Mitglieder des Staatsraths geriethen über
dieſe unerwartete Nachricht in die größte Be-
türzung, faßten aber, um allem Unglück vor-
ubeugen und die Ruhe des Staats und ſeines
geliebten Regenten zu ſichern, auf der Stelle
den Entſchluß, den eidbrüchigen Viktor Ama-
eus, wie auch ſeine ehr- und rachſüchtige
Gemalin unverzüglich in Sicherheit bringen
n laſſen.

Die Vollziehung dieſes kühnen und gewag-
en Unternehmens wurde auch ſofort zweien
Offizieren übertragen, von deren Rechtſchaf-
enheit, Klugheit und unerſchrockenem Muthe
man Proben hatte. Dieſe begaben ſich mit
iner hinlänglichen Anzahl Turiner Dragoner
och in demſelben Augenblick in aller Stille
ach Montcalier. Sie drangen, ohne bemerkt
nd aufgehalten zu werden, in Viktors Ka-
inet, bemächtigten ſich ſeiner und führten
n auf das Schloß **Rivolli** in Verwahrung.
eine Gemalin aber, die ſich eben bei ihm

befand, und ihn über ſeinen mißlungenen Verſuch tröſtete, auch für die Folgen Muth einſprach, ſchafte man auf das Schloß zu Ceve.*)

Auch unterließ man nicht in der Hauptſtadt des Landes die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, und Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Die Garniſon wurde vollzählig gemacht, und die Beſatzung der Zitadelle durch zwey ganze Regimenter verſtärkt. Die Dragoner des Königs Amadeus wurden durch ein 600 Mann ſtarkes Infanteriekorps abgelößt und den Officieren deſſelben angedeutet: daß ſie mit ihren Köpfen für die Perſon des Königs Viktor haften müßten.

Dieſer hatte von jenem unglücklichen Augenblicke an, wo er ſich der Zitadelle von

---

*) Dieſes Schloß, ſo wie das Schloß zu Rivoli, waren den Sardiniern ungefähr das, was den Franzoſen vor Ausbruch der groſſen Revolution die Baſtille war.

Turin zu bemächtigen geſucht hatte, bis zu dem Eintritte der Officiere, die ihn gefangen zu nehmen Ordre hatten, beſtändig in einer Art von Betäubung gelegen; gerieth aber, als er ſich von ſeinen eigenen Leuten gefangen und von allen denen verrathen und verlaſſen ſah, deren Liebe und Ehrfurcht er im höchſten Grade zu beſitzen ſich geſchmeichelt hatte, in eine ſolche Raſerei, daß man ſich genöthigt ſah, ihn in ein Zimmer zu ſperren, deſſen Fenſter mit ſtarken eiſernen Stäben verwahrt waren, und genau auf ihn acht zu geben, damit er in der Verzweiflung nicht etwa Hand an ſich ſelbſt legen möchte.

Aber alle dieſe Anſtalten ſchienen dem König und ſeinen Miniſtern noch nicht hinreichend. Man ließ auch den Beichtvater des Königs und über 50 andere angeſehene Perſonen, die mit ſeiner Gemalin in einem geheimen Verſtändniſſe ſtanden und um ihre Abſicht, den jungen König wieder vom Throne zu ſtürzen und ſich und ihren Gemal darauf zu erheben, gewußt hatten, in Verhaft nehmen, unter denen ſich auch der Oberpräſident Graf von **St. Georg**, Bruder des Generalintendanten und Kommandanten zu Chambery befand. Man hatte ihn, ſo wie ſeinen Bruder, unter dem Vorwand, neue Verhaltungsbefehle zu holen, nach Turin gelockt, und ließ ihn, weil man ihn als einen nahen Anverwandten der Gemalin Viktors für weit ſtraffälliger hielt als die übrigen Mitverſchwornen, in ein beſonderes Gefängniß auf die Zitadelle zu Turin bringen, um ihm alle Kommunikation mit den übrigen Staatsverbrechern abzuſchneiden, und beſonders vernehmen zu können. Der Graf **Cummane**, der leibliche Bruder der Gemalin Viktors und ebenfalls Mitglied der Verſchwörung, aber erhielt Gnade, weil er nicht nur ſein Verbrechen auf der Stelle eingeſtand, ſondern auch alles entdeckte, was ihm ſeine Schweſter anvertraut hatte.

Den 2ten October verſammelte ſich der Staatsrath zum zweitenmal, und in dieſer Sitzung wurde einmüthig beſchloſſen: den auswärtigen Höfen den Vorgang mittelſt eines gedruckten Manifeſts bekannt zu machen, und wirklich war dieſe Vorſicht ſehr gut. Denn der König von Frankreich, der Enkel Viktors ſtand ſchon mit einer 20000 Mann ſtarken Armee an den Gränzen von Dauphine und hatte ſich feſt vorgenommen, in Piemont und Savoien einzufallen und ſeinen Großvater aus ſeinem Gefängniſſe zu befreien. Als er aber mittelſt dieſes Manifeſts hinter die wahre Urſach ſeiner Gefangennehmung kam, wurde er ſogleich anderes Sinnes und zog ſich mit ſeiner Armee wieder zurück.

Viktor Amadeus muſte alſo hart für ſeine an Spanien und Oeſterreich verübte Treuloſigkeit büſſen, und die Marcheſe, ſeine

ehr-

ehrſüchtige Gemalin, hatte in ihrer Gefangenſchaft zu Leve Zeit und Muſe genug, ihre Thorheit zu bereuen und erbauliche Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt anzuſtellen.

VI.

Ninon von Lenclos.

Ein gewißer **Herr von Lenclos** würde, troß ſeiner unter Heinrich IV. und Ludwig III. in Frankreich bewieſenen Tapferkeit, nur ſehr wenig bekannt ſeyn, hätte er nicht eine Tochter gehabt, die ſich durch ihre Liebſchaften, ſo wie durch ihr Liebesſyſtem, bekannter als ihr Vater durch ſeine Waffenthaten und durch ſeinen Hang zu Vergnügungen gemacht hat. Dieſe **Anna von Lenclos** wurde im Jahr 1615 zu **Paris** geboren und war das einzige Kind und der einzige Gegenſtand der Zärtlichkeit ihrer Mutter, die bei viel Herzensgüte einen ſehr eingeſchränkten Verſtand und viel Hang zu gottesfürchtiger Einſamkeit beſaß. Sie quälte ihre Tochter mit geiſtlichen Vorleſungen, mit Meſſehören und Andachtsübungen ſo ſehr, daß dieſe zulezt eine förmliche Abneigung gegen alle gottesfürchtigen Beſchäftigungen bekam; und oft, wenn ihre Mutter glaubte, ſie leſe Erbauungsbücher, las die geliebte Tochter Romane, Gedichte und Bücher der Liebe mit ungemein viel Aufmerkſamkeit; wie denn das in der Welt oft noch immer ſo geht.

Herr von Lenclos hingegen gab ſich viel Mühe, ſeine Tochter für den geſellſchaftlichen Umgang zu bilden, und ihre Unterhaltung angenehm zu machen. In der Muſik unterrichtete er ſie ſelbſt, und ſeine Tochter, die in ſolchen Wiſſenſchaften ſehr lehrbegierig war, lernte bald die Laute, ein damals ſehr beliebtes Inſtrument, meiſterhaft ſpielen. — Ihr Umgang wurde angenehm, ihre Geſellſchaft wurde geſucht.

So ſtund es um das Fräulein, als ihre Mutter im Jahr 1630. und im folgenden Jahr ihr Vater ſtarb. Er ließ ſie an ſein Sterbebette rufen, und ſeine lezten Worte zeigen die Geſinnungen und Richtſchnur ſeines Lebens.

"Meine Tochter, ſagte er, du ſiehſt, daß "alles, was in dieſen meinen lezten Augen-

"blicken mir übrig bleibt, nur eine traurige "Erinnerung an die Vergnügungen iſt, die "jezt mich fliehen. Sie konnten nicht ewig "dauern, die Freuden meines Lebens, und "das iſt das einzige, weswegen ich mit der "Natur zürne. Meine Klagen ſind vergebens! — Benuhe die Zeit deines Lebens, "und zähle deine Vergnügungen nicht nach "der Anzahl derſelben, ſondern taxire ſie "nach ihrem Werthe."

Im ſechszehnten Jahre war unſere **Ninon** ſich ſelbſt überlaßen, aber ihr Vermögen war unbeträchtlich, weil ihres Vaters Hang, Vergnügungen aufzuſuchen, ihm viel Geld gekoſtet hatte; mit einem Einkommen von 8 bis 10,000 Livres richtete ſie ſich ein, ſo gut ſie konnte. Sie liebte die Freiheit und dachte an keine Heurath. Sie hatte ein Haus in Paris, und ein Landhaus auf einem der Stadt nahegelegenen Dorfe.

Ihr Umgang war angenehm, sie hatte Feuer und Witz, ſie hatte viel geleſen, lernte

Ita-

Italieniſch und Spaniſch, und verſtund und ſprach beide Sprachen in der Folge ſehr gut.

Als ſie in die große Welt kam, benahm ſie ſich ſo gut, daß man drauf geſchworen hätte, ſie ſey in derſelben ſchon grau geworden.

Ihr Wuchs war mehr als mittelmäßig und ſehr proportionirt; ſie war ſehr munter, und dieß erhöhte ihre Reitze; dieſe blendeten nicht, lockten aber in Vergleichung mit andern Damen dennoch den Männern den Ausſpruch ab: ſie iſt ſchön! — Ihre Augen waren der Sitz der Lebhaftigkeit und der Empfindung; Sittſamkeit und Wolluſt ſtritten um den Vorzug in ihren Blicken; ſanft und einnehmend war ihre Stimme; ihr Geſang war nicht brillant, aber er verrieth Geſchmack und Empfindung, und im Tanze war ſie Meiſterin.

Sie ſchrieb eben ſo ſchön als ſie ſprach. Ihre Briefe ſchienen von den Grazien ſelbſt geſchrieben zu ſeyn. An der Toilette träumte ſie wenig Stunden hin, und dennoch war ſie immer ſehr geſchmackvoll und einnehmend gekleidet. Die Damen ſahen ſie mit Neid, die Herren mit Entzücken. Sie war die Krone aller Geſellſchaften, ihre Schönheit warb ihr Liebhaber, und ihre Talente warben ihr Freunde. Unbeſtändig und leichtſinnig war ſie in der Liebe, treu und beſtändig war ſie in der Freundſchaft, wiewohl nur mit Männern, denn gegen die Damen war ſie etwas neidiſch und eiferſüchtig, wenn ſie Vorzüge hatten.

Ihr erſter begünſtigter Liebhaber, Graf von **Coligny**, machte ihrem Geſchmack Ehre, er war ein ſchöner Mann, hatte Witz, und Eigenſchaften, die ihm die Liebe jeder Dame verſichern konnten. Ihre Liebe war ſtark und heftig, und eben deswegen nicht von langer Dauer. Sie fühlte zu viel für die Freundſchaft. Dieſe genoß ſie in dem Umgange mit den witzigſten Köpfen jener Zeiten. Ein **Rochefoucault, Saint-Evremont, Chateauneuf, Moliere**, ſchäzten ſie ganz beſonders.

Der von den Franzoſen ſogenannte **große Conde** trieb ſeine Aufmerkſamkeit für **Ninon** ſo weit, daß er, wenn er ihr begegnete, ſeinen Wagen halten ließ, und ſie vor ihrer Wagenthür grüßte. Er war auch einer ihrer Liebhaber, aber er mochte ſich wohl beſſer auf das Kriegshandwerk, als auf die Taktik der Liebe verſtehen. Als er ſich einſt recht ſehr anſtrengte, ſie ſeiner Liebe zu verſichern, rief ſie aus:

"Ach, mein Prinz! wie tapfer müſſen Sie ſeyn!"

Aus Eigennutz liebte **Ninon** nie, Neigung allein beſtimmte ihre verliebten Bündniße, die aber, wegen ihrer Grundſätze, nie von langer Dauer waren.

Der berühmte **Kardinal Richelieu**, der viel Gutes von ihr gehört hatte, wünſchte ſie zu ſehen. Der Abbe **Boisrobert** veranſtaltete dieſe Zuſammenkunft zu **Ruel**, in dem Hauſe des Kardinals. Sie war begierig, den Mann zu ſehen, von welchem damals ganz Europa ſprach; ſie ſah ihn — und blieb kalt. Umſonſt war er ungemein zärtlich, vergebens ſprach er von Empfindung und Liebe, und wünſchte einen glücklichen Augenblick herbei, das Fräulein in ſeinen Armen zu ſehen; nichts erſezte ihr den Mangel der Liebe, und **Ninon** blieb dießmal unerbittlich. Der Kardinal ſuchte ſich für dieſe Kaltſinnigkeit bei **Marion von Lormes**, der Freundin unſrer Heldin, ſchadlos zu halten, aber er war bei dieſer Dame, die man füglich eine **zweite Ninon** nennen konnte, eben ſo wenig glücklich, als bei der erſtern. Er mochte noch ſo viele Talente als Miniſter haben, den Damen zu gefallen, hatte er keine.

Kardinal. Ich bin ſehr unglücklich, Fräulein!

Ninon. Wie ſo?

Kardinal. Ich muß es geſtehen, ich eilte voll Hofnung, Ihre Bekanntſchaft zu machen nach Ruel —

Ninon. Hatte ich doch dort die Gnade, Ihnen zu verſichern —

Kardinal. Daß es Ihnen ſchmeichelhaft ſey, mich kennen zu lernen, und was Sie noch mehr ſehr angenehm ſagten; aber Sie verkannten die Empfindungen, mit denen ich mich Ihnen näherte.

Ninon. Das ſteht nicht bey uns. Unſer Herz iſt —

Kardinal. Ich bin überzeugt, daß Sie wieder etwas Schönes da ſagen würden, aber das iſt es nicht, weswegen ich Sie wieder zu ſprechen wünſchte. Ich liebe Ihre Freundin Marion von Lormes —

Ninon. Wirklich?

Kardinal. Aber ich finde ſie eben ſo ſpröde, wie ich Sie ſelbſt fand.

Ninon. Das iſt aber gewiß nicht meine Schuld. Obgleich Marion meine Freundin iſt, ſo hat ſie doch in dieſem Fall ihr Herz für ſich.

Kardinal. Das ich zu beſitzen wünſchte.

Ninon. Ich wünſchte ſehr —

Kardinal. Mir dienen zu können? Das können Sie. Ich verlaſſe mich auf Ihr Vorwort bei Ihrer Freundin. Erleichtern Sie mir den Sieg über die Grauſame, übernehmen Sie den Antrag an Ihre Freundin, und ſagen Sie Ihr, daß meine Liebe für ſie mit 50,000 Thalern wuchern ſoll.

Ninon übernahm den Antrag an ihre Freundin; dieſe ſchlug aber das Anerbieten des Kardinals aus, und blieb dem berühmten **Desbarreaux** getreu, welchen ſie eben damals liebte.

Unter allen ihren Liebhabern blieb **Ninon** dem Marquis **de Villarceaux** am längſten getreu. Es beſaß viele Eigenſchaften, die wankelmüthige Schöne zu fixiren. Seine Bildung, ſein Geiſt, ſeine Talente nahmen für ihn ein, und **Ninon** hielt ſich während der Verwirrungen unter der Minderjährigkeit Ludwig XIV. drei Jahre lang auf dem Lande bei ihm auf. Ihr vertrauter Umgang mit dem Marquis brachte ſeine Gemalin ſehr gegen ihre Nebenbulerin auf, aber alles, was dadurch effektuirt wurde, waren Geſchichtchen, bei denen **Ninon** immer die Lacher auf ihrer Seite hatte.

Madame **Scarron** war damals ihre Freundin und ihre Vertraute. Aber bald hatte **Ninon** Urſache, ihre Unvorſichtigkeit zu bereuen, einer jüngern Dame, als ſie war, ihre Heimlichkeiten anzuvertrauen; denn Madame **Scarron** erſah die Gelegenheit, raubte ihrer Freundin das Herz ihres Liebhabers, und ſah den Marquis **Villarceaux** bald zu ihren Füſſen und in ihren Armen.

Ninon war anfangs über die Wendung dieſer Affaire betroffen, aber ihre Begriffe von Liebe und ihr Karakter beruhigten ſie bald wieder. Sie wurde nun ſelbſt die Vertraute der Madame **Scarron**, und ihre Freundſchaft blieb unverlezt. Madame **Scarron** blieb ihre Freundin auch als Favoritin des Monarchen, verſuchte es aber vergebens, ſie an den Hof zu ziehen, denn **Ninon** zog die Freiheit allen Anerbietungen dieſer Art, und die Ruhe dem unruhigen Hofleben vor.

Ein Herr von **Gourville** erſezte bei **Ninon** die Stelle des Marquis **Villarceaux**. Als er wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Prinz **Conde**, Paris und den Hof verlaſſen mußte, wollte er einen Theil ſeines baaren Geldes in Sicherheit wiſſen, und gab die eine Hälfte dem Grand-Penitencier, die andere dem Fräulein **Lenclos** in Verwahrung. — Als ſeine Verbannung aufgehoben war, foderte er ſein Geld von dem geiſtlichen Herren zurück, dieſer aber fertigte ihn mit der Antwort ab:

> "Man wiſſe nicht, was er verlange? "zwar bekomme man oft Geld, daſſelbe würde aber gleich unter die Armen vertheilt."

Nicht ſo dachte **Ninon**. "Ich muß, ſagte ſie, ſehr um Verzeihung bitten, daß mir in Ihrer Abweſenheit ein groſſes Unglück begegnet iſt."

Aha! dachte Herr von **Gourville**, dieſe Weltdame wird dein Geld auf gute Art untergebracht haben; aber er irrte ſich.

"Ich habe, fuhr **Ninon** fort, das Unglück gehabt, meine Neigung zu Ihnen zu verlieren, aber mein Gedächtniß iſt mir geblieben. Ich erinnere mich, daß Sie mir vor Ihrer Abreiſe 20,000 Thaler in Verwahrung gaben, hier ſind ſie in dem Käſtchen unberührt zurück, wie Sie mir es gaben."

Entzücken und Erſtaunen ergriffen den Herrn von **Gourville**, und er erzählte ihr, was ihm mit dem Grand-Penitencier begegnet ſey.

"Darüber dürfen Sie nicht in Verwunderung gerathen, ſagte **Ninon**; ich bin nur ein Weib die liebt und ſich lieben läßt, aber kein Prieſter."

Ein beglückter Liebhaber des Fräuleins war der Marquis **de la Chartres**, und er liebte ſie mit Leidenſchaft. Im Taumel ſeiner Wonne erhielt er Ordre zur Armee zu gehen, und beklagte ſein Unglück lebhaft. Seine Geliebte ſuchte ihn zu tröſten, und verſicherte ihn ihrer Beſtändigkeit, aber er kannte ihre Neigung zum Wechſel, und ihre Betheuerungen konnten ihn nicht beruhigen. Endlich ſchrieb ſie ihm ein Brieſchen, und verſicherte ihn, keinen andern als ihn zu lieben. Er wurde ruhiger, und reiſte ab.

Aber **Ninon** konnte nicht ohne Liebhaber bleiben, und alles, was ſie thun konnte, war, daß ſie ſich in den Armen ihres neuen Liebhabers an das Brieſchen an den Marquis lebhaft erinnerte und dabei ausrief: "Ach! das gute Brieſchen, das Chartres hat!"

Der Graf von **Eſtrees** und der Abbe' **Effiat** wurden beide von **Ninon** geliebt, aber ſo ſchnell hintereinander begünſtiget, daß es zweifelhaft war, welcher von beiden Vater des Kindes war, welches ſie gebar. Die Herren ſahen ſich genöthiget, deshalb den Weg des Looſes einzuſchlagen, und dieſe ſprach für den Grafen, der das Kind erziehen ließ, welches ſich nachher unter dem Namen Ritter **Boiſſiere** bekannt machte, wegen ſeiner groſſen Neigung für die Muſik bekannt wurde, und im Jahr 1732 unverheurathet ſtarb.

Nun folgte der Graf von **Fiesco**, als Liebhaber unſerer **Ninon**; er liebte ſie ſehr, aber dieſe Liebe war nicht von **ewiger** Dauer, und der Graf ſah ſich bald anderswo gefeſſelt. Er ſchonte die Delicateſſe ſeiner vorigen Geliebten, und **ſchrieb** ihr, was er ihr nicht **ſagen** wollte. Dieſen Brief erhielt ſie bei der Toilette. Der Innhalt deſſelben traf ſie ſo ſtark, daß ſie eine Scheere ergriff, und mit dem Vorſatz niemand mehr zu gefallen, ſogleich die eine Hälfte ihrer ſehr ſchönen Haare abſchnitt, die ſie dem Kammerdiener des Grafen gab und zu ihm ſagte: "Dieſe Haare bringe er ſeinem Herrn, und ſage er ihm, dieß ſey meine Antwort."

Der Graf fühlte, was ſie damit ſagen wollte, erkannte daraus die Stärke ihrer Leidenſchaft, eilte zu ihr, ſuchte ſie zu beruhigen und verſicherte ſie auf das zärtlichſte ſeiner Liebe wieder.

Nicht nur Männer verſagten dem Fräulein ihre Achtung nicht, ſondern auch die Damen waren von ihrem Umgange entzückt. Selbſt die in ihrer Art einzige Königin **Chriſtina** von Schweden fand, als ſie in Frankreich war, (1656) ungemein viel Reitz in dem Umgange der bezaubernden **Ninon** und bat ſie ſogar, mit ihr nach Rom zu gehen, welches Anerbieten aber **Ninon** ſehr anſtändig von ſich abzulehnen wußte. — Wenn **Chriſtina** nachher von ihr ſprach, ſo nennte ſie dieſelbe nur: die **berühmte** Ninon. Sie erinnerte ſich mit Vergnügen der Karakteriſtik der **Spröden**, welche **Ninon** einmal im Geſpräch mit ihr: **die Janſeniſtinnen in der Liebe**, genannt hatte.

Ninon war beinahe 56. Jahr alt, als ſich der Marquis **von Sevigne** in ſie verliebte.

liebte. Noch immer liebte ſie den Wechſel, und ſchickte ihren Liebhaber bald fort, bald nahm ſie ſeine Huldigungen wieder an. Ihre Nebenbulerin war die damals berühmte Schauſpielerin **Chammele.** **Ninon** foderte ihre Briefe von dem Marquis, und es war eine ſchöne Stunde, als er ſie ihr gab. Sie wollte dieſelben dem eigentlichen Liebhaber der Schauſpielerin ſchicken, ihn aufmerkſam zu machen, aber die Mutter des Marquis (die damals gleichfalls berühmte Frau von **Sevigne,**) ſtellte ihm das Unſchickliche ſeiner Gutwilligkeit ſo lebhaft vor, daß er ſogleich zur **Ninon** eilte und ihr halb mit Gewalt die Briefe wieder nahm, die er verbrennen ließ. — Als er endlich die Geliebte ganz verließ, ſprach ſie nicht vortheilhaft von ihm; er habe eine Mus-Seele und einen Leib von naſſem Papier. Das war eben der **Sevigne,** der ſich vortheilhaft in den litterariſchen Händeln mit Herrn Dacier bekannt machte.

In Anſehung der Religion dachte **Ninon** ſehr frei, und dennoch weil ſie von Widerſprüchen und Launen zuſammen geſezt war, gieng ſie in ein Kloſter. Aber es koſtete ihrem Freunde **Saint = Evremont** nicht viel Mühe, ſie zu bereden, daſſelbe wieder zu verlaſſen. — Sie kam wieder in die Welt, und lebte verliebt und geliebt, wie zuvor.

Graf von **Choiſeul** war auch einer ihrer Liebhaber, aber ſie geſtand ihm mehr Ehrerbietung und Achtung, als Liebe zu. Dagegen liebte ſie den Tänzer **Pecourt** ſehr zärtlich, den der Graf einſt bei ihr antraf. Er hatte ſchon längſt Argwohn, und jezt merkte er wohl, daß derſelbe nicht ungegründet war. **Pecourt** trug ein Kleid, das Aehnlichkeit mit einer Uniform hatte. Der Graf nahm daher, nach andern ſpöttiſchen Reden, Gelegenheit, ihn höhniſch zu fragen: unter welchem Korps er diene? —

... "Ich kommandire eine Feſtung, antwortete der Tänzer, die Sie lange ſchon vergeblich blokiren." *)

Der Graf beklagte ſich gegen **Ninon** lebhaft, und gab ihr entſchiedene Beweiſe ſeiner Liebe, aber umſonſt. Er konnte ſie nicht erreichen, und machte ihr, troß ſeinen Eigenſchaften, Langeweile; etwas das Ninon nicht gern vergab. Einſt wurde ſie ſogar ſo ungeduldig über ihn, daß ſie ihm ſagte, was *Cornelia* zum *Cäſar* ſagt:

"Ach, Himmel! wie viele Tugenden machen Sie mir verhaßt!" **)

Weniger grauſam war **Ninon** gegen den Marquis **Gerſai** geweſen, dem ſie einen Sohn geboren hatte, den er unter dem

---

*) "Le Comte lui demanda d'un ton railleur, dans quel Corps il ſervoit. Pecourt lui répondit: "Je commande un Corps où vous ſervez depuis long tems."

**) "Ah ciel! que de vertus vous me faites haïr."

Namen des Ritters **von Villers** ſorgfältig erziehen, aber ſeine Geburt eben ſo ſorgfältig hatte verhelen laſſen. Er wurde bei ſeinem Eintritt in die groſſe Welt auch der **Ninon** vorgeſtellt, die ihn, wie alle vornehme junge Herren aufnahm, die Lebensart und Bildung bei ihr ſich zu erwerben ſuchten. Damals war ſie über 60. Jahr alt, aber dennoch verliebte ſich der Ritter auf das heftigſte in ſie. **Ninon** merkte bald die gefährliche Situation, in welcher ſich ihr Sohn befand. Sie liebte ihn ſo zärtlich, daß ſie ſich nicht entſchlieſſen konnte, ihn durch eine Entdeckung zu betrüben.*) Umſonſt ſuchte ſie ihn zu heilen, dieß vermehrte ſeine Leidenſchaft und er wurde dringender. Sie drohte ihm, ihr Haus u verbieten, und aus Furcht, ſie nicht mehr u ſehen, verſprach er, ſie nicht mehr zu lieben.

---

*) Da handelte Ninon, ihr Schatten mag es nicht ungütig nehmen! ſehr unbeſonnen. Wir ſind beinahe geneigt zu glauben, daß ihr ſogar die Leidenſchaft ihres Sohnes für ſie ſchmeichelte, und daß ſie aus Eitel-

keit

lieben. Aber die Liebe, die ihm dieſes Verſprechen abzwang, vermochte ihn auch, es zu brechen. Dazu wählte er die Zeit, als ſich **Ninon** auf ihrem Landgute befand. Hier fand er ſie einſt allein. In der heftigſten Verzweiflung wiederholte er das Geſtändniß ſeiner unglücklichen Liebe. **Ninon** ſah, wie unglücklich ſie ihren Sohn gemacht hatte, und jezt verlor ſie alle Feſtigkeit. Dieß bemerkte der unglückliche Liebhaber, und glaubte, der Augenblick ſey gekommen, der ſeine Wünſche krönen würde. Seine Handlungen wurden kühner, Entſetzen überfiel die Geliebte ihres Sohnes, und ſeinen kühnen Schritten Einhalt zu thun, entſtürzte ihren Lippen: **Ich bin deine Mutter!** — Wie vom Donner gerührt, bebte der Ritter zurück und wagte es nicht, in das Heiligthum der Natur uner-

---

keit that, was ihr Biograph ihr, aus Furcht ihren Sohn zu betrüben, beilegt. Die ſchreckliche Folge dieſer Geſchichte fällt ganz ihrer Unvorſichtigkeit, Leichtſinnigkeit und Eitelkeit zur Laſt.

unerlaubte Eingriffe zu wagen. Die Lage der Mutter läßt ſich nicht ſchildern. Ihr Sohn ſtürzte aus dem Zimmer in den Garten, eilte in den Wald an demſelben, und ſtieß ſich in der Verzweiflung den Degen in die Bruſt.

Die Mutter, die ihren Sohn nicht zurück kommen ſah, getraute ſich nicht ſelbſt ihm nachzugehen; ſie ließ ihn aufſuchen, und man fand ihn im Blute ſchwimmend. Umſonſt eilte ſie ihm zu Hülfe. Seiner Sprache war er nicht mehr mächtig, aber ſeine Blicke verriethen, mit welcher Leidenſchaft er ſtarb. **Ninon** war in Verzweiflung. Der ſtarke Eindruck dieſer Begebenheit machte ſie nachdenkend und ernſthaft, ihr Leichtſinn floh mit den Strömen des Blutes ihres Sohnes davon, und ſeit dieſer Zeit, bis an das Ende ihres Lebens, verlor ſie alle Flatterhaftigkeit. Doch vernichtete dieſe Revolution ihren Hang zur Liebe nicht ganz, und der Abbé **Chaulieu** ſeufzte nicht vergebens

gebens um Minneſold bei ihr, aber ſogar häufig waren ihre Liebeshändel nicht mehr, wie zuvor.

Chapelle war nicht glücklich bei ihr, und er rächte ſich deshalb ſo gut wie der Großprior von V** in einem Epigramm an ihr Dieſer geiſtliche Herr, den **Ninon** auch vergebens ſeufzen ließ, ließ einſt auf ihrem Putztiſche die Verſe zurück:

Die Flammen ſind verlöſcht und meine
Thränen ſchwinden.
Wie konnt' ich Liebe doch für ſchwachen
Reitz empfinden!
Nur meine Liebe lieh dir Anmuth und
Entzücken,
Sie flieht, und keinen Reitz kann ich an
Dir erblicken.

Mit den nemlichen Endreimen, antwortete **Ninon** hierauf:

Die Flammen ſind verlöſcht und Deine
Thränen ſchwinden.
Du kannſt nicht Liebe mehr für ſchwachen
Reitz empfinden.

Und Deine Liebe nur lieb Anmuth und
Entzücken?
Warum konnt' ich an Dir doch nichts da-
von erblicken?

Einſt wollte **Ninon** die Probe machen,
ie weit ein Geliebter die Schwachheit gegen
ine Geliebte treiben könnte, und ſie wählte
azu einen reichen und vornehmen Mann,
m ſie in der Stunde, in welcher die Men-
hen ſo wenig ihrer Beſinnung mächtig ſind,
welcher die Weiſeſten auch con amore
horen ſind, ein Heurathsverſprechen, und
e Verſchreibung von 40,000 Livres, im Fall
das erſtere nicht halten wollte, abſoderte;
gab ihr beides, und hätte ihr noch mehr
geben, wenn ſie es verlangt hätte. —
inige Zeit darauf ſah der Liebhaber ſeine
andſchrift unter ihren Papillotten liegen,
d bezeigte ſeine Verwunderung darüber.

"Daraus können Sie ſehen, ſagte
inon, was ich von Verſprechungen un-
ſonnener Jünglinge Ihres Schlages halte,
d in welcher Gefahr ſie ſich bei einem

Weibe befänden, die von Ihren Thorheiten Gebrauch zu machen Luſt hätte!

Der Baron **Banier**, ein Sohn des ſchwediſchen Generals, war einer ihrer lezten Liebhaber, und ſie war damals 70. Jahr alt, als ſie dieſe Eroberung machte. Sie ſtritt alſo in dieſem Stück mit der bekannten Diana von Poitiers um den Rang. *) — Noch ſonderbarer aber iſt es, daß ſie, beinahe 80 Jahr alt, dem Abbe' **Gedouin**, der aus der Jeſuiterſchule kam, Liebe einflößte. Seine Neigung war ſo feurig und ſo innig, und ſeine Zudringlichkeit ſo reitzend, daß **Ninons** Herz ſogleich empfindlich wurde, doch ſezte ſie, ſeine Liebe zu krönen und ſeine Wünſche zu befriedigen, einen gewiſſen Tag feſt, und als endlich derſelbe erſchien und ihr Liebhaber ſie um die Urſache des Aufſchubs bat, ſagte ſie:

"Es lag eine kleine Eitelkeit zum Grunde, die Sie mir verzeihen müßen. Ich wollte gern ſagen können: **Ninon** ſey nach Zurücklegung ihres 80ſten Jahres (welches ich mit dem vorigen Tage antrat,) noch geliebt worden und habe gewünſchte Freuden verſchenken können."

---

*) S. Skitzen aus den Leben galanter Damen. I. Samml. S. 92.

Endlich ſtarb ſie am 17 Okt. 1705, nachdem ſie einige Zeit vorher gebeichtet und die Sakramente mit viel Andacht empfangen hatte.

Man beeiferte ſich um die Wette, ihren Tod zu beſingen, und alle ſchönen Geiſter ſprachen mit Entzücken von ihr.

"Man darf behaupten, ſagt der Marquis **de la Fare** von ihr, daß ſie mit "einem zur Anmuth geſchaffenen Geiſte, "ſtets den Grazien opferte, immer eine "furchtbare glänzende Einbildungskraft, und "eine bewunderungswürdige Beurtheilungskraft verband."

Die berühmteſten und vornehmſten Männer waren entzückt, ſie Freundin nennen zu dürfen.

Ihre Grundſätze zeigten von einer gründlichen Denkungsart. Sie ſagte zuweilen:

"Wie ſehr ſind wir Weiber zu beklagen! Unſer eigenes Geſchlecht iſt unſer grauſamſter Feind. Ein Mann wird unſer Tyrann, und ein Liebhaber verachtet, entehrt uns wohl ſo gar. Von allen Seiten beobachtet man uns, immer handelt man uns entgegen, und ſtets leben wir unter Furcht und Zwang, ohne Hülfe und Beiſtand; wir haben wohl tauſend Anbeter und dennoch keinen einzigen Freund: darf man ſich noch wundern, daß wir uns verſtellen, daß wir Eigenſinn und Launen haben? Ich habe früh bemerkt, welches Geſchlecht die ſchönere Rolle ſpielte, ich ſah, daß den Weibern nicht das beſte Loos fiel, und wurde ein Mann."

Schönheit, nennte ſie wohl ſehr richtig eine Angel ohne Lockſpeiſe.

Ein kluges Frauenzimmer, meinte ſie, dürfe keinen Liebhaber ohne Einwilligung ihres des Herzens, und keinen Mann ohne Einwilligung ihrer Vernunft annehmen.

Oft ſagte ſie, es gehöre mehr Kopf dazu, recht zu lieben, als eine Armee zu kommandiren.

Bei einer Herzensverbindung, ſagte ſie, ſind die Zwiſchenakte die längſten, und die Akte ſelbſt am kürzeſten: womit ſoll man nun das Zwiſchenſpiel ausfüllen, als mit ſeinen Talenten?

Jeden Abend dankte ſie Gott für ihren Verſtand, und bat ihn jeden Morgen, ſie für Verirrungen des Herzens zu bewahren.

Freundſchaft ſchäzte ſie höher als Liebe, aber die Freuden derſelben ſchäzte ſie wegen ihrer anſcheinlichen Mannichfaltigkeit, ob ſie gleich im Grunde immer die nemlichen wären.

Die Poeten, die dem Sohne der Venus Fackel, Bogen und Köcher geben, ſagte ſie, ſind nicht klug; ſeine Macht ruht allein in ſeiner Binde. So lange man liebt, überlegt man nicht, und wenn man überlegt, liebt man nicht mehr.

Geſchenke nahm **Ninon** weder von ihren Liebhabern, noch von ihren Freunden an, ſie ſelbſt aber gab gerne.

Ihr Freund, **St. Evremont**, ſchilderte ſie ganz karakteriſtiſch in folgenden Verſen:

L' indulgente et ſage Nature
A formé l' ame de Ninon
De la volupté d' Epicure
Et de la vertu de Caton.

Die Welt hat einen Band Briefe von ihr, die vermuthlich nicht alle von ihr ſelbſt herrühren, aber ihr Liebesſyſtem ſehr gut enthüllen. Einige ihrer Bemerkungen und Grundſätze wollen wir aus denſelben ſammeln und den Leſern mittheilen, ohne jedoch Theil an ihren Behauptungen und Ausſprüchen zu nehmen, da wir in Rückſicht vieler derſelben wirklich von dem Gegentheil überzeugt ſind.

Sentiments und Maximen
der
Ninon von Lenclos
über die Liebe
von Männern und Weibern.

Aus ihren Briefen gezogen.

Liebe nährt das Herz, wie Speiſe den Körper, und lieben heißt der Stimme der Natur folgen.

Ich möchte auf die Liebe anwenden, vas man vom Gelde ſagt: es iſt ein guter Bedienter, aber ein ſchlimmer Herr.

Wißen Sie, was die Liebe gefährlich nacht? — nichts, als der erhabene Begrif, en man ſich von ihr macht. Nach der trengen Wahrheit iſt leidenſchaftliche Liebe los ein blinder Inſtinkt, den man erſt verdeln muß; eine Begierde, die uns eher zu dem einen als zu dem andern Gegenſtande hinzieht, ohne daß man das Warum? dieſes Vorzuges angeben kann.

Wenn Vernunft und Enthuſiasmus die Herzensangelegenheiten ordnete, ſo müßte die Liebe gewiß abgeſchmackt, oder unſinnig werden.

Die Männer ſuchen in der **Liebe** weſentliche Eigenſchaften. Wie ſehr wären ſie zu beklagen, wenn ſie dieſelben fänden! Was könnten ſie dabei gewinnen?

Die **Leidenſchaften** zerſtöhren wollen, heißt uns ſelbſt zerſtöhren wollen; ſie müßen nur **geordnet** werden. Sie ſind in unſern Händen, was die Gifte in der Apotheke ſind: unter den Händen eines geſchickten Chemiſten, werden ſie wohlthätige Heilungsmittel.

Ich weiß, was die Männer feſſelt und vergnügt. Der Ausbruch einer ſonderbaren

Laune, eine mäßige Portion Eigenſinn, ein Zwiſt in welchem kein Menſchenverſtand iſt — das würkt weit mehr auf ſie, das feſſelt ſie feſter, als das größte Maas von Verſtand und der ſtandhafteſte Karakter.

Ich bin überzeugt, daß Schönheit und Eigenſinn mit einander verſchwiſtert ſind, nd daß Eigenſinn die Reitze ſeiner Schwe- er erhöht, ihren Werth gültiger, und ſi nziehender und einnehmender macht.

Keine Empfindung iſt froſtiger und von rzerer Dauer, als Bewunderung.

Die Schönheit ſey noch ſo regelmäßig, an gewöhnt ſich doch bald daran, und bſt dieſe Regelmäßigkeit erſtickt die Em- ndungen bald, die ſie erweckt hat, wenn nicht ein wenig Kapriſe, (Bosheit) em und Wirkſamkeit giebt. Blos eine nkzur Laune kann hier vorbeugen.

Ich bedaure jedes Mädchen, das ſich allzugleich iſt. Ihre Einförmigkeit macht ſie unerträglich. Sie nimmt ſogar ihrem Manne die Freiheit, einen kleinen Zwiſt anzuſpinnen, und dieſe Freiheit iſt doch oft ein ſehr ſüſſes Vergnügen.

Laune iſt die Würze der Galanterie. Unruhe, Eiferſucht, Zwiſtigkeiten, Wiederverſöhnungen, kleine Verdrüßlichkeiten, nähren die Liebe.

Die Liebe iſt nie ſtärker, als wenn man glaubt, ein heftiger Zwiſt habe ſie ihrem Ende nahe gebracht. Sie blüht unter Stürmen, ſie verlangt Heftigkeit. Ordnung und Regelmäßigkeit graben ihr Grab.

Wer immer in den gehörigen Schranken bleibt, liebt nicht ſtark.

Flucht, Zeit, Abweſenheit ſind Mittel, denen die heftigſte Leidenſchaft nicht widerſtehen kann.

Die Liebe iſt nur durch unſere Schwachheit ſtark.

Wir können keinen Mann liebenswürdig finden, der kaltblütig uns zu ſtudiren ſucht, und nie ſich hinreiſſen läßt.

Der Liebe treu ſeyn, heiſt, ſeinem Vergnügen Dauer geben; den Schönen treu ſeyn, heißt, vor Langerweile ſterben wollen, und ſie zu Opfern der Tugenden machen, deren Schein ſie annehmen, oder deren Mangel ſie bedauern müſſen.

Die Liebe iſt unſerm Herzen, was die Winde dem Meere ſind.

Wie viel Schritte hat ein Weib nicht ſchon in der Liebe gethan, ehe ſie nur ihre Stelle verlaſſen zu haben glaubt!

Die Liebe iſt von ſo eigenſinniger Na-ur, daß ſie ſelbſt dem, der damit behaftet t, nicht einmal ſeinen freien Willen läßt.

Alles, glauben die Männer, werde von den Weibern **abſichtlich** geſagt. Alles hören ſie nur mit Bezug auf ihr Verdienſt; ihre Eitelkeit kettet ſich an alles, und überall findet ſie ihre Rechnung. Unterſucht man genau, ſo findet man, daß ſie alle nur aus **Erkenntlichkeit** lieben.

Größtentheils iſt die Liebe weit weniger das Werk der ſogenannten unüberwindlichen Sympathie, als vielmehr unſerer Eitelkeit.

Man ſagte, die Thorheit leite die Liebe. Ich möchte ſagen die Schmeichelei, und man könne ſie nicht eher in das Herz einer Schönen bringen, ehe man ihrer Eitelkeit den Tribut bezahlt habe.

Wir Weiber feſſeln uns faſt immer ohne hinreichende Unterſuchung, oder aus ſo ſonderbaren Urſachen und Gründen, daß wir ſelbſt darüber erröthen müßten, wenn wir nur im geringſten darauf achten wollten: ich vergleiche deshalb die Liebe mit dem Appetite, den man zuweilen hat, und dann Speiſen wählt, ohne daß man ſagen kann, warum.

Wir lieben die Männer nicht um ihrentwillen; in der Liebe ſucht man ſein eigenes Glück. Eigenſinn, Eigennutz, Eitelkeit, Temperament, Flucht vor der beunruhigenden Leere des Herzens: das ſind die wahren Quellen der erhabenen Empfindungen, die wir vergöttern wollen. Nicht groſſe Eigenſchaften rühren uns; wenn die auch bei der Wahl, die unſer Herz trift, in einige Betrachtung kommen, ſo nimmt das Herz doch nicht, ſondern unſere Eitelkeit darauf Rückſicht; und das, was uns an den Männern gefällt, macht ſie nicht ſelten ſehr lächerlich, oder verächtlich, nachdem man nun jedem Dinge ſeinen eigenen Werth beilegt.

Wir brauchen einen Anbeter, der unſerer Vorſtellung von unſerer Vortreflichkeit ſchmeichelt; einen Gefälligen, der unſere

Launen erträgt; kurz, wir brauchen einen Mann. Der Zufall führt uns dieſen oder jenen zu, gleichviel, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht.

Ihr guten Männer! ſeyd oft nichts, als das Werkzeug unſerer Vergnügungen, oder ein Ball unſers Eigenſinnes.

Wir betrügen uns ſelbſt, indem wir die Männer betrügen.

Ihr Männer habt uns ſo ſehr an Verſtellung gewöhnt, daß zulezt alle unſere Seelenkräfte dieſes Gepräg annahmen: ja der Zufall trieb die Sache ſo weit, daß wir aufrichtig zu ſeyn glauben, ſelbſt, wenn wir uns verſtellen.

Beide Theile würden verlieren, wenn ſie ſich immer in ihrer **wahren** Geſtalt zeigten. Man ſpielt alſo Kommödie.

Die Liebe zergliedern, heißt, ſich davon heilen wollen.

Ein Weib überzeugt ſich viel eher durch das, was ſie errathen kann, als durch leere Worte.

Die Achtung der Männer muß uns das ſeyn, was ihnen unſere Schamhaftigkeit iſt.

Fodern Sie nichts, äuſſern Sie eine heftige Begierde, dabei Furcht, ſie blicken zu laſſen, und Sie werden dann alles erhalten.

Die Ungeſchicktheit der Männer rettet mehr Herzen, als die weibliche Tugend.

Gefühl dient uns ſtatt der Einſicht und des Nachdenkens: es iſt eine Art von Inſtinkt, der uns in der Noth warnt und uns vielleicht eben ſo ſicher führt, als die erleuchteſte Vernunft.

Der zuverläſſigſte Beweis von dem Daſeyn einer Leidenſchaft, iſt das Beſtreben, ſie zu verbergen.

Ein wenig Liſt und Verſchlagenheit in der Liebe, iſt zum beiderſeitigen Glück nothwendig.

Die Liebe des Mannes iſt der Thermometer der Liebe des Weibes.

Man fürchtet undankbar zu ſcheinen, und wird — zärtlich.

Ich glaube an tugendhafte Frauenzimmer, geſezt, daß ſie **nicht** oder **ſchlecht** angegriffen worden ſind: auch wenn ſie **recht** angegriffen worden ſind, glaube ich noch an tugendhafte Frauenzimmer, alsdann aber hatten ſie kein Temperament zum Gegentheil, keine heftige Leidenſchaft, oder keine, ihnen verhaßte Männer.

Sobald bei einer Herzensangelegenheit die Ordnung präſidirt, ſo verſchwindet die Leidenſchaft; ihre Stelle nimmt die Schläfrigkeit ein, der Ueberdruß wird ſichtbar, und der Ekel endigt die ganze Affaire.

Manches Frauenzimmer ſcheint nur darum gegen die Liebe unempfindlich zu ſeyn, weil es den Antheil von Empfindungen erſchöpft hat, den es auf die Liebe zu verwenden hatte.

Iſt auch der Liebhaber verſchwunden, ſo bleibt dennoch die Liebe in dem Herzen.

Jede Beſchäftigung, die den Geiſt anſtrengt, thut der Liebe Abbruch.

Gunſtbezeugungen haben nur dann einen Werth, wenn ſie freiwillig ſind; den Liebhaber entzückt ihre Gewährung, und die Geliebte giebt ſie mit innerer Zufriedenheit, wenn ſie ein Geſchenk, aber nicht, wenn ſie Bezahlung einer Schuld ſind.

Nie iſt ein Weib unbeweglicher, als wenn ſie in den Armen eines begünſtigten Liebhabers ihre Tugend gegen alle andere Männer befeſtiget.

Ther-

Thorheiten ſind das Weſen der wahren Liebe.

Die Liebe verlöſcht durch einen zu ſtrengen, oder zu einförmigen Widerſtand.

Ein alltägliches Frauenzimmer kann nur widerſtehen, ein kluges thut mehr, ſie wechſelt in der Gattung des Widerſtandes, und das iſt die höchſte Stufe der Kunſt.

So lange zwei Geſichter noch etwas mit einander auszumachen haben, kann zwiſchen den Frauenzimmern denen ſie angehören, keine dauerhafte Freundſchaft exiſtiren.

Liebe ſtirbt nie am Mangel, wohl aber am Ueberfluße.

Hokus Pokus!

Eine
komiſche Oper in zwei Aufzügen

von

C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Dittersdorf.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Arnolph, ein Pferdehändler.
Florentine, ſeine Schweſter.
Fauſtin, ein Schauſpieler.
Lukrezia, ſeine Schweſter.
Röschen, ein Nähemädchen,
Zachäus Mantelbret, der } im Gaſthofe.
Hausknecht,

Erſter Aufzug.

Zimmer mit Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Arnolph. Florentine (prächtig gekleidet, kommen aus dem Seitenzimmer.)

Duett.

Florentine. Lieber Bruder! ſei doch ſtille,
wende nichts dawider ein.
Was ich ſage, iſt mein Wille,
und es kann nicht anders ſeyn.

Arnolph. Ei! was ſoll die Maskerade?
ſprich, was haſt Du denn im Sinn?
ſo geputzt, und in Parade!
ei! wo denkſt Du denn wohl hin?

Florentine. Dich will ich zum *Grafen* machen,
Ich, will eine *Gräfin* ſeyn.

Arnolph. Geh doch weg! das iſt zum Lachen!
biſt Du toll? was fällt Dir ein?

Florentine. Alles will ich Dir vertrauen,
meine Künſte wirſt Du ſehen.

Arnolph. Wird man uns beim Licht beſchauen,
werden wir mit Schimpf beſtehen.

Florentine. Sei vernünftig! laß Dich leiten
folge mir, ich bitte Dich.
Ach verdirb mir nicht die Freuden,
und verlaß Dich ganz auf mich.

Arnolph. Bin gelaſſen, bin beſcheiden,
Folge Dir, verſichr' ich Dich.
Ich verderbe nicht die Freuden
und verlaß mich ganz auf Dich.

Arnolph. Alſo — wie wär's? — Was willſt Du aus mir machen?

Florentine. Einen Grafen,

Arnolph. Aha! Potz Graf und Pferdehändler! und Du?

Florentine. Ich, bin von jetzt an, eine Gräfin.

Arnolph. So! ſo! nun, das machſt Du gut.

Florentine. Du biſt Wittwer —

Arnolph. Gott ſei Dank! ja.

Florentine. Und ich, bin Wittwe. Deine Frau ſtarb —

Arnolph. Am Schlage. Aber nicht an einem Schlagfluſſe.

Florentine. Und doch am Schlage?

Arnolph. Sieh! ſie war ſehr neugierig, Gott habe ſie ſelig! und da wollte ſie wider all mein Zureden, einen Pohlaken beſchlagen ſehen, der kaum zu bändigen war. Sie folgte ihrem Kopfe, ſie ſah zu, und was geſchah? Der Pohlake ſchlug aus, und ſchlug ihr die Hirnſchale ein. Folglich ſtarb ſie am Schlage. — Das hatte ſie von ihrer Neugier.

Florentine. Ja, mon dieu! der Tod will eine Urſache haben. Die erſte Frau, iſt tod, ſieh Dich nach einer zweiten um. Ich ſelbſt, mon cher frere! bin willens, mich wieder zu vermählen. Willſt Du nun mit mir gemeinſchaftliche Sache machen, ſo gehen wir zuſammen auf Spekulation aus. Und in dieſen Kleidern, wird es uns wohl nicht mißlingen einen guten Kauf zu thun.

Arnolph. Das iſt alles ganz gut, 's kömmt mir aber nur ſo vor, als wenn ich mich gar nicht dazu ſchickte, einen Grafen vorzuſtellen.

Florentine. Warum denn nicht?

Arnolph. Die Manieren eines Pferdehändlers, und die Manieren eines Grafen, können unmöglich ſich gleich ſeyn.

Florentine. Ich will Dich ſchon in die Lehre nehmen und Dir bon ton beibringen, ſo viel Du brauchſt.

Arnolph. Wir müſſen uns allerliebſt ausnehmen! — Ich bin ein Roßkamm, und Dein ſeliger Mann war ein Taſchenſpieler, unſer Vater war ein Schneider — Flörchen! Liebes Flörchen! Die Sachen laufen ſchlimm ab, denk' an mich!

Florentine. Das iſt *meine* Sorge. Man muß eine Sache nur mit Kopf anfangen —

Arnolph. Und mit dem *Kopfe* bezahlen; Warum denn nicht?

Florentine. Du ſollſt ganz gewiß den Kopf behalten, wenn Du ſonſt einen haſt. Ich garantire. — Alſo — von dieſem Augenblick an, biſt Du Graf *Goldbraun*; und ich, bin die verwittwete Comteſſe —

Arnolph. Hokus, pokus!

Florentine. Nichts damit! — Ich bin die Comteſſe *Morgenſtern*.

Arnolph. Da Du eine Wittwe biſt, ſo wär's wohl beſſer, Du nenneſt Dich *Abendſtern*, liebes Flörchen.

Florentine. Auch das. C'eſt bien! Alſo Comteſſe Abendſtern.

Arnolph. Aber höre doch liebes Flörchen! mon cher Abendſtern! haſt Du Geld?

Florentine. 230 baare Dukaten, und ehe dieſe ausgegeben ſind, habe ich längſt einen reichen Mann.

Arnolph. So habe ich doch 70 Dukaten mehr, als Du im Vermögen, und einen ſchönen Poſtzug noch obendrein.

Florentine. Nur laß Dir ums Himmelswillen nicht einfallen, Pferdehandel zu treiben.

Arnolph. Unter der Hand, warum denn nicht? Das ſchadet dem Grafenſtande nichts. Ob ich mit Korn oder mit Pferden handele, das iſt einerlei.

Florentine. Beſſer, Du enthältſt Dich ſolcher Marchandiſen ganz und gar.

Arnolph. Nun, wir wollen ſehen! — Aber höre, wir müſſen doch auch Bediente haben?

Florentine. Natürlich! — Ich will das beſorgen. Spiel Du nur ſonſt Deine Rolle gut.

Arnolph. Ach ja! ich will mein Möglichſtes thun, mich zum Grafen zu qualifiziren. Ich will Dir einmal eine Szene aus meinem Grafenleben vorſpielen.

Arie.

Macht Platz, ihr lieben guten Leute!
Graf Goldbraun kömmt in Galla an.
Marſch fort! begebt euch auf die Seite,
und reſpektirt den edlen Mann.
O! gebt mir die Supliken
ohn' allen Umſchweif her.
Ich werde euch beglücken: —
Was wollt ihr denn noch mehr?
Ja, já! ihr ſollt die Hände küſſen,
ſchon recht, es ſei euch wohl gewährt.
Wohlan! ihr ſollt das Glück genießen,
Da, da, da, da!
nun habt ihr io, was ihr begehrt.
Wie man dem Pöbel imponirt,
iſt wahrlich leicht und bald ſtudirt!

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Florentine.

Wir ſind zufrieden, mon cher frere! — Es logirt ein artiger, junger Kavalier mit ſeiner Schweſter hier in dieſem Gaſthofe. Sie tragen ſich guſtiös, ſie müſſen Geld haben. — Da wär vielleicht ein guter Fang zu thun, ohne daß man nöthig hätte, weit danach zu gehen. (Sie klingelt.) Wer ſein Glück in der Nähe haben kann, muß es nicht in der Ferne ſuchen.

Dritter Auftritt.

Florentine. Röschen.

Röschen. Befehlen Ihro gräfliche Gnaden etwas?

Florentine. Einen Stuhl.

Röschen. (ſetzt ihr einen Stuhl hin.)

Florentine. (ſetzt ſich und nimmt Tabak.) Wie heißt Du?

Röschen. Eigentlich Roſine, aber man nennt mich gewöhnlich Röschen, und das hör' ich auch lieber.

Florentine. Haſt Du Eltern?

Röschen. Nein! ſie ſind ſchon lange todt. Die Frau Wirthin, hat mich erzogen.

Florentine. Kannſt Du mit Putz umgehen?

Röschen. O ja! Ich habe mir ſchon längſt gewünſcht, einmal als Kammerjungfer bei eine gute Herrſchaft zu kommen.

Florentine. Willſt Du in *meine* Dienſte gehen?

Röschen. Wenn Sie mich haben wollen, — o ja!

Florentine. Ich habe meine Kammerjungfer eben an einen Pfarrer in meiner Grafſchaft verheirathet, und ſuche eine andere. Du gefällſt mir, und wenn Du bei mir bleiben willſt, ſo gebe ich Dir freie Station, meine abgelegte Garderobe, und jährlich 40 Thaler Lohn. Biſt Du damit zufrieden?

Röschen. O ja! (küßt ihr die Hand.)

Florentine. Du heißt von jetzt an Roſette. — Noch Eins! Mein Herr Bruder möchte gern einen Jäger in ſeine Dienſte nehmen, denn wir haben große Waldungen und haben den vorigen Jäger, verſorgt. Auch wär es uns lieb, wenn wir einen Laufer bekommen könnten, und noch lieber wär es uns, wenn etwa hier ein Mohr zu bekommen ſeyn ſollte. Man kann ſich beynahe nicht mit gutem Gewiſſen, ohne Jäger, Laufer und Mohr zeigen.

Röschen. Jäger und Laufer wären wohl zu ſchaffen, aber wo ſoll der Mohr herkommen? Wir müßten erſt einen verſchreiben, denn hier werden keine geboren. Der Wirth hat einen Bruder in Rußland, wenn er an den ſchrieb, der ſchickte vielleicht einen Mohr heraus.

Florentine. Ich weiß zwar, daß in Rußland Mohren zu haben ſind, aber es wär zu weitläuftig, erſt dorthin zu ſchreiben. Wir müſſen uns kürzer expediren. Schaff Du mir einen treuen Kerl, und beſtell einen Maler. Ich laſſe dem Purſchen Hände und Geſicht malen und kaufe ihm ein türkiſches Kleid, ſo iſt der Mohr fertig.

Röschen. Das geht an! und ich weiß einen Menſchen, der ſich dazu exzellent ſchickt. Es iſt unſer Hausknecht. Ein ehrlicher, treuer Kerl! Ein Menſch, der ſich grün und gelb, blau und roth malen läßt, wie Sie es haben wollen.

Florentine. Eh bien! Schick' ihn zu mir und beſtelle den Maler. — Noch Eins! — Wer ſind die Fremden die neben uns logiren?

Röschen. Der Herr Baron Glücksthal und ſein Fräulein Schweſter.

Florentine. Es ſcheint, ſie haben Geld?

Röschen. Ja, es ſcheint ſo.

Florentine. Ich möchte ſie näher kennen lernen. — Geh hernach zu ihnen. Ich und mein Herr Bruder laſſen uns die Ehre Ihres Beſuchs auf eine Taſſe Schokolade ausbitten, die wir im Garten zu uns nehmen wollen. — Ehe Du aber gehſt, will ich Dir einen andern Anzug ſchenken.

Röschen. (küßt ihr die Hand.)

Florentine. Du ſollſt es gut bei mir haben: Was ich Dir aber beſonders empfehlen muß, iſt Treue und Verſchwiegenheit.

Röschen. Sie ſollen mich auf die Probe ſetzen.

Arie.

Alles was Sie wünſchen können,
gnädge Frau! das ſoll geſchehn.
Folgſam ſollen Sie mich finden,
ſtets getreu und willig ſeyn.
Ja, ich bin mit treuen Sinn,
Ihre frohe Dienerin.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Florentine.

Wieder einen Schritt mit Glück gethan! — Der Himmel helfe weiter. — Bei dem allen aber — könnte die Sache doch wohl ſchief gehen. Und dann? — dann? — — Ei? was da! muthig gewagt und glücklich gewonnen. Fort mit allen Schreckbildern. Wer verzagt, kömmt nie zum Ziel.

Arie.

Will man durch die Welt ſich ſchlagen,
muß man alles muthig wagen,
nur drauf los! und es gelingt.
Doch wie bald ſind wir verloren,
ſind wir nicht zum Glück geboren,
wenn der Spaß uns nicht gelingt.

Da

Ha! wer wird ſich furchtſam quälen?
Nein es kann, es kann nicht fehlen.
Glück! o reiche mir die Hand,
hier iſt Muth, und hier Verſtand.
(ab.)

Fünfter Auftritt.

Fauſtin. Lukrezia. (nobel gekleidet, dennoch mit Theatergeſchmack.)

Lukrezia. Hahaha! Das iſt doch luſtig! Wir haben uns ſelbſt nobilitirt und niemand hat etwas dagegen.

Fauſtin. Weil niemand etwas von unſerer eigenmächtigen Standeserhöhung weiß. Uebrigens hat es auch nicht viel auf ſich. Wir, die wir gewohnt ſind, Prinzen und Prinzeßinnen zu repräſentiren, können ja wohl auch ſimple Edelleute vorſtellen. Man wird zuletzt die Ordensbänder und Sterne ſo gewohnt, daß man gar nicht mehr daran denkt, daß man ſie bloß zum Spaß getragen hat.

Lukrezia. Wohl wahr! Die vornehmen Manieren ſind epidemiſch.

Fauſtin. Das möchte alles gehen, wenn ich nur nicht ſchon ſeit acht Tagen alle Nächte ſo ſchreckliche Träume hätte.

Lukrezia. Du wirſt doch nicht ſo altfränkiſch denken und Dich über Träume beunruhigen? Dieſes Kapitel gehört in die Rockenphiloſophie, aber nicht für uns, die wir ſtarke Geiſter ſind.

Fauſtin. Stark hin, ſtark her! Meine Träume ſind immer ominös geweſen.

Lukrezia. Sei ohne Sorge! — Ich habe dieſen Morgen mein Punktirbuch zu Rathe gezogen, und habe erfahren, daß ich binnen hier und vier und zwanzig Stunden Braut ſeyn werde. Und Du, wirſt auch eine reiche Parthie thun.

Fauſtin. Ja, auf dem Theater! wenn wir wieder Engagement haben.

Lukrezia. Nichts vom Theater! Kein Kouliſſen-Glück, ein wahres, wirkliches, reelles Fortün.

Fauſtin. Das gebe Thalia und ihre Schweſtern!

Sechſter Auftritt.

Vorige. Röschen. (beſſer gekleidet.)

Röschen. Se. Exzellenz, der Herr Graf Goldbraun und die Frau Gräfin Abendſtern, laſſen Ew. Gnaden bitten, mit Ihnen in dieſem Garten eine Taſſe Schokolade zu trinken.

Lukrezia. Viel Vergnügen!

Fauſtin. Eine ſehr ſchätzbare Gelegenheit, die Bekanntſchaft des Herrn Grafen und der Frau Gräfin zu machen.

(Röschen ab.)

Lukrezia. Nun Herr Bruder! merken Sie nicht, daß unſer Glücksſtern ſchon auf dem Erſcheinungspunkte ſteht?

Fauſtin. Wenn die Herrſchaften uns nur nicht etwa ſchon vom Theater her kennen.

Lukrezia. Geſetzt auch! — Als ob es keine Aehnlichkeiten in der Welt gäb? — Und glaubſt Du denn, daß es uns an Ausreden fehlen würde? Wir haben ja deren genug in unſerm Leben auswendig gelernt. Eine wird doch wohl paſſen. — Uebrigens, wär's ja auch nicht das erſtemal, daß wir uns aus der Schlinge gezogen hätten? Meine Liaiſon mit dem Domherrn —

Fauſtin. Ja, das war ein ſchönes Stückchen!

Lukrezia. Warum nicht? Es trug mir über 1000 Thaler ein, und Du, verdankſt dem Späßchen eine brillante Garderobe. Wir ſind nun einmal in der Welt um auf anderer Leute Unkoſten zu leben.

Fauſtin. Ich möchte nur unſere Privilegia darüber kennen.

Lukrezia. Hier ſind ſie mit fünf Worten: Deine Redlichkeit, und meine Schönheit.

Fauſtin. (ironiſch.) Daran habe ich wahrhaftig gar nicht gedacht! Das iſt wahr, meine Redlichkeit und Deine Schönheit, darüber geht nichts!

Duett.

Fauſtin. Die Redlichkeit iſt eine Gabe,
die jedermann verehrt,
und daß ich dieſen Vorzug habe,
das haſt Du mir gelehrt.
Lukrezia. Daß meine Schönheit wird geprieſen,
iſt klar, als wie ein Buch,
ſo mancher hat es ſchon bewieſen,
es gilt kein Widerſpruch.
Fauſtin. So ſoll denn Deine Schönheit leben!
Lukrezia. Auch Deine Redlichkeit ſoll leben!
Beide. So laßt uns nun ein Beiſpiel geben,
wie man der Thorheit Netze ſtellt.
Wir wollen treu zuſammen halten,
Fortuna möge weiter walten;
wer klug iſt, ſchickt ſich in die Welt.
(ab.)

Siebenter

Siebenter Auftritt.

Florentine. Röschen. Zachäus (als Mohr gekleidet, einen Säbel an der Seite.)

Zachäus. Ihro Gnaden! 's fällt mir was ein.

Florentine. Und, was?

Zachäus. Ich ſehe ſo erſchrecklich aus, daß ſich bei meiner armen Seele! die ganze Stadt vor mir fürchten wird.

Florentine. Eh bien! Ich wünſche ſogar, daß ſelbſt mein Herr Bruder deshalb nicht ohne Furcht bleiben möchte.

Zachäus. Das wird er wohl bleiben laſſen, wenn er merkt, daß ich Zachäus der Hausknecht bin, und daß mich nur der Maler zum Mohr gemacht hat.

Florentine. Das darf er nicht erfahren. Er muß pleinement glauben, Du ſeyſt aus Mohrenland gebürtig.

Zachäus. Nun, wenn er's glauben will, ſo habe ich bei meiner armen Seele! nichts dagegen. Ich weiß ja doch am beſten, wo ich geboren bin.

Florentine. Attention! ich habe Euch dreierlei zu ſagen: Erſtens, müßt Ihr Euch die alberne Betheurungsformel: bei meiner armen Seele! abgewöhnen.

Zachäus. Das wird ſchwer halten! bei meiner armen —

Florentine. (ſchlägt ihn mit dem Fächer auf den Mund.) Prenez garde!

Röschen. Wie wär's denn, wenn er etwa, ſtatt bei meiner armen, bei meiner ſchwarzen Seele ſagte? Denn da an den Mohren alles ſchwarz iſt, ſo wird auch wohl ihre Seele keine andere Keuleur haben.

Florentine. Ja — das iſt probabel!

Röschen. Und in den neumodiſchen Geiſter- und Ritterromanen, die der Leſewelt ſo ſehr gefallen, lieſt man ja z. B. immer: der und der, hatte eine ſchwarze Seele, der und der, hauchte ſeine ſchwarze Seele aus und dergleichen. Es muß doch wohl alſo ſchwarze Seelen geben.

Florentine. L'ame noir? Ja! ich erinnere mich ſelbſt dieſen Ausdruck in dem Magazin des Enfants geleſen zu haben. Alſo — wirſt Du künftig ſagen: bei meiner ſchwarzen Seele!

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! — Das iſt mir gleich viel, wenn ich nur die Seele anbringen kann, ſie mag blau oder gelb, weiß oder ſchwarz ſeyn.

Florentine. Zweitens befehle ich Dir, alle Leute, ſelbſt mich, — Du zu nennen. Das iſt eine Naivetät die man von euch Wilden verlangt.

Zachäus. Das iſt mir unmöglich!

Florentine. Ich befehle es!

Zachäus. Nun, wenn Du es ſo haben willſt —

Florentine. Drittens, müßt Ihr meinen Herrn Bruder, dem Grafen, nicht von der Seite gehen, denn er hat zuweilen wunderliche Einfälle und glaubt, er ſei ein Pferdehändler. Kömmt er auf dieſe Gedanken, ſo müßt Ihr ſogleich ſagen: „Bedenke wer Du biſt!“ Und will er gar nicht hören, ſo zieht den Säbel und droht ihm, ihm den Kopf zu ſpalten.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! Ja.

Florentine. Aber Ernſt dürft Ihr nicht machen.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! Nein.

Florentine. Apropos! wie heißt Ihr?

Zachäus. Zachäus Mantelbret.

Florentine. Mantelbret? Das iſt kein mohriſcher Name. Ich werde Euch alſo umtaufen müſſen. — Ihr ſollt in Zukunft heißen — wie der Mohr im Fiesko — Mulei Haſſan.

Zachäus. Das iſt mir egal, ob ich Mulei Haſſan, oder Zachäus Mantelbret heiße, wenn ich nur einen Namen habe.

Florentine. An Gelde ſoll Dir's nicht fehlen, und Eſſen und Trinken, wird Dir nie abgehen.

Zachäus. Das iſt mir lieb. Denn ich habe immer einen hölliſchen Hunger, bei meiner ſchwarzen Seele!

Florentine. Roſette! ſtelle ihn meinem Herrn Bruder vor.

(ab.)

Achter Auftritt.

Zachäus. Röschen.

Zachäus. Sag mir nur, wie ich mich ausnehme?

Röschen. Fürchterlich ſchön!

Zachäus. Was ich aber ſagen wollte! Du wirſt Dich doch nicht etwa durch die ſchwarze Kouleur des Mulei Haſſan, von dem weißen Zachäus Mantelbret abtrünnig machen laſſen? Das wär ein einfältiger Streich.

Röschen. Du biſt ein Narr!

Zachäus. Nun, da ich Dich noch ſo reden höre, ſo weiß ich auch wie wir mit einander ſtehen. Du kannſt das Schäkern nicht laſſen.

Röschen. Mach Du nur Deine Sachen gut, das übrige wird ſich ſchon geben.

(ab.)

Zachäus. Nun! wenn's das iſt! — Der Menſch kömmt doch in der Welt in mancherlei Umſtände. Wer meiner Mutter geſagt hätte, ihr Söhnchen ſollte einen Mohren vorſtellen, den hätte ſie gewiß ausgelacht. Ich bin kein Mohr, aber ich ſoll einer ſeyn, meinetwegen. Wenn mir's bezahlt wird, ſtell' ich einen Menſchenfreſſer vor, — ich freſſe aber keinen.

Arie.

Was thut man nicht um's liebe Geld?
den Mohren muß ich machen.
Ja ja, ſo geht es in der Welt.
Das iſt ein Spaß zum Lachen!
Des Mohren-Rolle bringt mir Geld,
drum ſteh ich zu Befehl;
Ich ſeh, daß mir der Spaß gefällt,
bei meiner kohlpechſchwarzen Seel!

Kourage Zachä'l! faſſe Muth,
laß Dir nicht bange ſeyn.
Denn, ſpielſt Du Deine Rolle gut,
ſo iſt das Mädchen Dein.
Nun! was verlang' ich wohl noch mehr?
Ich kann zufrieden ſeyn.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Florentine. Arnolph.

Florentine. Du mußt von der freien Luft profitiren.

Arnolph. Geh mir mit Deiner freien Luft! Laß Du mich lieber in den ſchwarzen Bären gehen, da logirt ein Jude, der hat Pferde. — Pferde! daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man ſie ſieht.

Florentine. Wir werden in kurzem Gäſte bekommen —

Arnolph. Gäſte?

Florentine. Der Baron und ſeine Schweſter, die neben uns logiren, werden eine Taſſe Schokolade mit uns trinken.

Arnolph. Ach, geh doch!

Florentine. Mon cher frere! das muß ſo ſeyn.

Arnolph. Ich ſage Dir aber, daß ich mir aus der Schokolade nichts mache, und daß ein Glas Pomeranzen mir weit lieber iſt.

Florentine. Mon dieu! bedenk doch, daß Du Graf biſt. Pomeranzen? Fi! das ſchickt ſich nicht mehr für Dich.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Röschen. Zachäus. (tragen einen Tiſch mit Schokolade herbei.)

Arnolph. Wer iſt das Mädchen?

Florentine. Meine neue fille de chambre.

Arnolph. Und der pechſchwarze Rappe?

Florentine. Iſt unſer Mohr.

Arnolph. Unſer Mohr?

Florentine. Wie ich Dir ſage.

Zachäus. Ja, ich bin Dein Mohr, bei meiner ſchwarzen Seele! und wenn Du's nicht glauben willſt, ſpalte ich Dir den Kopf.

Arnolph. Der Kerl iſt verteufelt grob!

Florentine. Das iſt nicht Grobheit, mon frere! man nennt's Naivetät.

Arnolph. Sapperment! Das iſt eine ſchöne Naivetät.

Florentine. Die Wilden ſind nun einmal ſo, aber ſie ſind ſehr treu.

Arnolph. Geh mir mit dem Kerl! ſo wahr ich lebe! ich fürchte mich.

Florentine. Still! ſtill! unſere Gäſte!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fauſtin. Lukrezia.

Fauſtin. Sie haben befohlen —

Florentine. Soyez bien venu!

Arnolph. Treſſempel ſerwetör!

Florentine. Mein Bruder, der Graf Geldbraun.

Arnolph. Meine Schweſter, die Gräſin — Gräſin — (zu Florentinen.) Wie heißt Du, Flörchen?

Florentine. Gräſin Abendſtern.

Arnolph. Aha! ja! — Die Gräſin Abendſtern. —

Lukrezia. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen!

Arnolph. Ein ſchmuckes Thierchen! (geht um ſie herum.) Allerliebſt! Ein ſchönes Auge — kleine Ohren — ſchöne Mähne — artige Füße, — leicht geſchenkelt —

Lukrezia. Meinen Sie? Hahaha!

Arnolph. Hat noch beide Haken! — Ja! um eine ſolche Frau, gäb ich eben ſo gern einen Poſtzug, wie der Major in der Komödie neulich.

Florentine. Aſſéyez-vous!

(Sie ſetzen ſich und trinken.)

Quartett.

Fauſtin und Lukrezia. Wie köſtlich iſt die Schokolade!
ſie wird gewiß aus Welſchland ſeyn.
Florentine. Nach einer kleinen Promenade,
ſtellt auch der Appetit ſich ein.
Arnolph. Wie ſchmeckt das Zeug, als wie Pomade,
viel beſſer wie ein Gläschen Wein.
Fauſtin. Geſtern ſind Sie angekommen?
Wie gefällt es Ihnen hier?
Florentine. Alles was ich wahrgenommen,
alles das gefällt auch mir.
Fauſtin und Florentine. Es iſt wahr, daß dieſe Stadt
wenig' ihres gleichen hat.
Lukrezia. (zu Arnolph.) Um uns hier zu divertiren,
bitte ich mich heut zu führen,
wenn's beliebt, ins Schauſpielhaus.
Arnolph. Mit Vergnügen wird's geſchehen!
Um die Oper heut zu ſehen,
führ' ich Sie in's Schauſpielhaus.

Fauſtin. Wenn Sie hier noch länger bleiben
will ich gern die Zeit vertreiben,
wenn es Ihnen ſo gefällt.

Florentine. Ich beneide all die Stunden,
die ſo angenehm verſchwunden,
wenn man gut ſich unterhält.

Lukrezia. Hoch erfreut bin ich, zu ſehen,
daß Sie wiſſen umzugehen,
wie man es verlangen kann.

Arnolph. Wie Sie doch ſo artig ſcherzen!
Gieng es Ihnen ganz vom Herzen,
o! wie glücklich wär ich dann!

Fauſtin. Holde Gräfin, darf ich's wagen,
etwas Ihnen frei zu ſagen,
das an meinem Herzen nagt?

Florentine. Sind es nicht bloß Schmeicheleien,
ſo geſteh ich, wird mich freuen,
was Ihr Mund mir jetzo ſagt.

Lukrezia. Ei! was Sie mir alles ſagen!
Doch vor allen, muß ich fragen:
Iſt auch wohl Ihr Herz noch frei?

Arnolph. O! ich ſchwör's bei meinem Schimmel,
meine Frau lebt nun im Himmel,
Völlig iſt mein Herz jetzt frei.

Florentine. Ach! es iſt um mich geſchehn!
Ach! ich kann nicht widerſtehn!

Fauſtin. Holde Gräfin! dieſer Blick,
er verheißt mir Wonn' und Glück.

Lukrezia. Darf man trauen Ihren Schwüren?
Kennen Sie auch Treu und Pflicht?

Arnolph. Glauben Sie nur meinen Schwüren,
falſche Schwüre kenn' ich nicht.

Alle. (vor ſich.)
Wie mein Herz ſo freudig ſchlägt,
wie es ſich ſo ſanft bewegt!
Dieſe Regung macht mein Glück,
welch ein ſchöner Augenblick!

Fauſtin. Als ein Zeichen meiner Liebe,
meiner treugeſinnten Triebe,
(giebt Florentinen einen Ring.)
ſei dies Opfer dargebracht.
(vor ſich.) Wenn wir wieder weiter reiſen,
wird es klärlich ſich beweiſen,
wen ich um den Ring gebracht.

Lukrezia. (giebt Arnolphen einen Ring.)
Dieſer Ring ſoll Ihnen zeigen,
daß mein Herz nur Ihnen eigen,
Ihnen nur ergeben iſt.
(vor ſich.) Trau nur dem ſchönen Schimmer,
ächte Ringe führ' ich nimmer.
Ei! wie Du betrogen biſt!

Florentine. Ich verſchreib' als Gegengabe,
meine Güter, meine Habe,
überdies noch Herz und Hand.

(vor ſich.) Lieber Freund, Du biſt
belogen,
ach! man hat Dich ſehr betrogen,
doch dazu gehört Verſtand.

Arnolph. Ha! mit Reichthum und mit
Schätzen,
werd' ich doppelt es erſetzen,
ich bin reich, als wie ein Fürſt.

(vor ſich.) Laß die Hoffnung Dich
nicht trügen,
Du wirſt Dich nicht ſehr vergnügen,
wenn Du mich erſt kennen wirſt.

Florentine. Auf! laßt uns nicht länger weilen,
gleich nach unſern Zimmern eilen,
den Kontrakt zu unterſchreiben,
und zuſammen dann zu bleiben,
mit einander wohl zu ſpeiſen,
Liebesfreuden frey zu preiſen,
in die Oper dann zu gehn,

(Es wird hinter der Szene getrommelt.)

Arnolph. Was iſt das?

Florentine. Mon dieu! es wird doch nicht etwa gar Feuer ſeyn.

Lukrezia. Ich wär des Todes!

Arnolph. Potz Schweißfuchs und Engländer! das wär eine ſchöne Affaire.

(Man trommelt.)

Florentine. Roſette! — Mulei! wo ſind unſere Domeſtiken? — Iſt denn niemand von unſerm Hofſtaat in der Nähe?

Arnolph. Potz Striegeln und Karbatſchen! über den Hofſtaat!

Röschen. (kömmt.)

Florentine. Was giebt's denn ihr Leute? Es wird getrommelt; was bedeutet das?

Fauſtin. Iſt Feuer?

Florentine. Mon frere! rette unſere Schatulle, den Bettſack!

Röschen. Es iſt kein Feuer. Es iſt das Zeichen, daß in einer halben Stunde eine Pferdeauktion ihren Anfang nimmt.

Arnolph. Wie? was? Eine Pferdeauktion? Da muß ich hin! (läuft fort.) Wo iſt meine Peitſche?

Florentine. Geht ihm nach. Laßt ihn nicht aus dem Hauſe. — Mulei ſoll ſich mit blankem Säbel, vor ſein Zimmer ſtellen.

(Röschen ab.)

Florentine. Sie werden pardoniren! — Sobald mein Bruder auf das Chapitre von Pferden kömmt, ſo iſt er außer ſich. Er hat eine gewaltige Pferdepaſſion.

Faustin. Wir bedauern unendlich, daß ein Zufall die angenehme Unterhaltung unterbrechen mußte. Dabei verlieren wir.

Florentine. Allzugalant! Ich habe das Glück, mir die Fortsetzung unserer angenehmen Konversation recht bald zu versichern.

Faustin, (küßt ihr die Hand.)

Prinzeßin! welch ein Glück. Du sprichst vom Wiedersehen;
In dieser Hoffnung will ich jetzo von Dir gehen.
Doch sprichst Du nur ein Wort, so eil' ich gleich zu Dir;
Drum geh' ich zwar betrübt, doch hoffnungsvoll von hier.

Florentine. Scharmant!

(Sie gehen auf verschiedenen Seiten ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Saal.)

Arnolph. Röschen.

Arnolph. Der Teufel mag Graf seyn, aber ich nicht, wenn ich die Pferdeauktion versäumen soll. — Ich muß hin! Ich werde Stiefeln und ein Reitkollet anziehen, und mich für einen Stallmeister ausgeben.

Röschen. (kömmt.) Die Frau Gräfin läßt Ew. gräfliche Gnaden bitten, ja nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Arnolph. Da kommt mir die Frau Gräfin eben recht! — Sag ihr nur, ich würde dennoch ausgehen.

Röschen. Sie dürfen wahrhaftig nicht.

Arnolph. Bleib mir vom Leibe! (geht in das Seitenzimmer und ſchließt ab.)

Röschen. Er ſchließt die Thür ab. — Wenn ich nur wüßte, wo Zachá — Mulei, wollt ich ſagen! ſteckte.

Dreizehnter Auftritt.

Röschen. Florentine.

Florentine. Der Graf?

Röschen. Hat ſich eingeſchloſſen.

Florentine. (vor ſich.) Er wird ſich umkleiden! — Geh, eile, und ſuch den Mohr auf.

(Röschen ab.)

Florentine. Der unſinnige Menſch könnte den ganzen Plan verderben, und mich und ſich, um die profitabelſten Parthien auf Gottes Erdboden bringen! — Man muß zuvorkommen. Je tollere Streiche er macht, je mehr muß man ihm zeigen, daß wir Weiber gewöhnlich dann am ſicherſten den Kopf auf dem rechten Flecke haben, wenn ihn die Männer am leichteſten verlieren.“

Witz und Klugheit iſt den Frauen
von Geburt an ſchon beſchert;
Schlöſſer in die Luft zu bauen,
iſt der Männer größter Werth.
Aber plötzlich fällt das Schloß
von dem kleinſten Windes-Stoß.
Was das Schickſal immer wolle,
ruhig laſſen wir den Lauf;
aber doch im Hinterhalte,
lauern wir beſtändig auf.
Was wir wünſchen, zu beſitzen,
müſſen wir behutſam gehn,
um den Zeitpunkt dann zu nützen,
und ſo kann uns nichts entgehn.

(ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Fauſtin. Lukrezia. (kommen von der andern Seite.)

Fauſtin. Du meineſt alſo wirklich, die Sache bis zur Heirath zu treiben?

Lukrezia. Das verſteht ſich!

Fauſtin. Wir hintergehen die guten Leute.

Lukrezia. Wir ſind nicht die erſten die menſchliche Schwachheiten benutzen und werden auch nicht die letzten ſeyn.

Fauſtin. Sie haben Mittel und Wege uns wieder los zu werden, wenn ſie ſehen, daß ſie angeführt ſind.

Lukrezia. So verlieren wir nichts dabei. Wir gehen wieder auf's Theater. So ſorgen wir dort und hier, für Unterhaltung.

Fauſtin. Gebe nur der Himmel, daß die Zuſchauer unſere Unterhaltung eben ſo unterhaltend finden mögen, wie wir ſelbſt.

(ab).

Funfzehnter Auftritt.

Lukrezia.

Ich habe nicht die geringſte Bedenklichkeit, **Gräfin** zu werden. Man muß die Launen des Schickſals ſo gut benutzen, wie man kann, und ſich keinen Spaß verſagen, der ſich uns ſelbſt anbietet, wenn man in der Welt fortkommen will. Wir hintergehen und werden hintergangen. Ich finde das alles ſehr gewöhnlich. Und es iſt der Mühe wohl werth, ſich auf gute Art, zeitlebens außer Nahrungsſorgen zu ſetzen.

O! ich weiß mich kaum zu faſſen!
Eine Gräfin werd' ich ſeyn.
All mein Dichten, all mein Trachten,
ſchränkt auf dieſen Wunſch ſich ein.
An der Kutſche, ſchöne Pferde,
zwei Bediente hinten ſtehn.
Keinen Fuß mehr auf die Erde.
Immer fahren, nicht mehr gehn.
Schöne Kleider und Juweelen,
mich zu ſchmücken und zu zieren;
Und im Winter auf dem Schlitten
durch die Stadt zu paradiren!
In Geſellſchaft, auf den Bällen,
bin dann prima Donna ich.
Entrechat und Kapriol
und Theater gute Nacht!

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Zachäus. Röschen.

Röschen. Sag mir nur, wo Du herumſtreichſt?

Zachäus. Iſt das nicht gleich ein Lärm und ein Spektakel, als wenn's Haus brennte! Was giebt's denn?

Röschen. Proben Deiner Geſchicklichkeit, ſollſt Du ablegen.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! das will ich.

Röschen. Zieh Deinen Säbel heraus.

Zachäus. (giebt ihn.) Hier iſt der Säbel.

Röschen. Stell Dich vor dieſe Thür, und ſteh' Schildwacht.

Zachäus. Nun?

Röschen. Der Graf iſt drinne, und Du darfſt ihn nicht herauslaſſen.

Zachäus. Aha! nun verſteh' ich alles. Er ſoll gewiß nicht heraus, dafür ſtehe ich.

Röschen. Ich merk's ſchon an Deinem Anſtande, daß Du Dich bei der Sache nicht zum beſten benehmen willſt. Ich werde Dir alſo Lektion geben müſſen.

Zachäus. Ich bin's zufrieden. Damit Du aber ſiehſt, daß ich meinen Poſten gewiß mit Ruhm behaupten werde, ſo ſtelle Du einmal den Grafen vor, und thu als wollteſt Du heraus.

Röschen. Nun gut!

Finale.

Zachäus. Du biſt der Graf, Du kömmſt heraus,
Das laß ich nicht geſchehen.
Ich ſage: halt! und laſſe Dich nicht
gehen.

Röschen. O weh! das wäre auch gar zu dumm!
Nein! Du verſtehſt mich nicht.
Drum merke auf, und höre, wie man ſpricht.
Zachäus. Und wie?
Röschen. So bald ſich etwas regt,
ſo frägſt Du erſt: Wer da?
Zachäus. Schon gut! und alsdenn weiter?
Röschen. Dann, ſag ich erſt: gut Freund!
Zachäus. Geh, geh, Du willſt Dich doch nur luſtig machen!
Der Graf zu mir: gut Freund! Haha!
Das wär ja gar zum Lachen.
Röschen. Du Dummkopf! gieb den Säbel her,
und merk', was ich Dir zeige.
Zachäus. Das iſt bei meiner ſchwarzen Seel —
Röschen. Gieb acht, und ſchweige. —
Sei Du der Graf und ſtelle Dich,
als kämſt Du nun heraus;
gleich zieh ich dieſen Säbel blank,
und ſtelle mich hierher.
Halt! wer da?
Zachäus. Gut Freund!
Röschen. Und wohin?
Zachäus. Dahinaus.
Röschen. Zurück hier!
Zachäus. Warum?
Röschen. Nichts paſſirt. Bleib zu Haus.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Florentine.

Florentine. Was ſind das vor Poſſen? Was ſoll denn das ſeyn?
Röschen. Er kann gar nichts merken; es will ihm nicht ein.
Florentine. Geh hin zu den Fremden und frage dort an,
ob ich noch vor Tiſche beſuchen ſie kann?
Röschen. (Klopft an Fauſtins Thür.)
Fauſtin. Herein!
Florentine. Hör' Mukel!
Zachäus. Ja!
Florentine. Du bleibſt hier ſtehn und hinderſt den Grafen, —
Zachäus. Von dannen zu gehen?
Florentine. So merk es!
Zachäus. Ich weiß ja.
Florentine. Sei ſtill!

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Fauſtin. Lukrezia.

Fauſtin. Auf Ihren Befehl, ſind beide wir da.
Florentine. Iſt mein Bruder nicht bei Ihnen?
Fauſtin und Lukrezia. Nein! er iſt noch nicht erſchienen.

Florentine. Ha! Wo mag er denn wohl ſeyn?
Röschen. In dem Zimmer wird er ſeyn.
Florentine. Schweig! das iſt mir ſchon bekannt.
Röschen. (vor ſich.) Ei, da bin ich angerannt!
Florentine. Iſt's gefällig hier zu warten?
oder gehen wir in Garten,
bis der Graf zurücke kömmt?
Fauſtin und Lukrezia. Laſſen Sie uns hier verweilen,
Ihre Gegenwart zu theilen,
bis der Graf zurücke kömmt.
Florentine. Wollen Sie ſich denn nicht ſetzen?
Mädchen! gieb uns Stühle her.
(rückt Stühle.)
Fauſtin und Lukrezia. Beſte Gräfin, welche Güte!
Sie bemühen ſich zu ſehr.
Fauſtin. Sie werden o Gräfin! nun gnädigſt geſtatten,
daß ich von nun an, als künftigen Gatten
von Ihnen nach Wunſche, ſchon nennen mich kann,
drum ſeyn Sie ſo gütig und hören mich an.

Ich bin von ſehr edler Familie entſproſſen,
hab gute Erziehung von jeher genoſſen,
wie's Leuten vom Stande gebührt und ziemt,
mein Haus und mein Stamm ſind alt und berühmt.
Auch bin ich bemittelt und werde noch erben,
wenn alle die Onkel und Tanten erſt ſterben,
die mir ihre Güther und Schätze vermacht.
Dies alles ſei Ihnen zum Opfer gebracht.

Florentine. Vermögen und Erbſchaft kann wenig mich blenden,
nie werd' ich die Liebe um Schätze verpfänden,
auch bin ich gewißlich noch reicher als Sie,
doch Güter und Reichthum die achte ich nie.
Mein Mann ſoll von alter Familie abſtammen,
ein ſolcher nur bringt meine Liebe in Flammen,

und da ſich bei Ihnen die Eigenſchaft zeigt,
iſt Ihnen vor allen mein Herz ſchon geneigt.
Auch bin ich entſproſſen vom älteſten Adel.
(vor ſich.) Mein Wappen führt Fingerhut, Scheere und Nadel!
(laut.) Da Ihre Abkunft der meinen entſpricht,
ſo nehm' ich Ihr Herz und verachte es nicht.

Lukrezia. Der Graf hat auch mir ſchon die Hand angetragen,
und ich bin geſonnen, mein Jawort zu ſagen,
ich glaube auch, mit ihm recht glücklich zu ſeyn,
und hoffe, der Schritt ſoll mich niemals gereun.
Und hätte er nicht einen einzigen Groſchen,
ſo wär ich nicht minder zur Heirath entſchloſſen;
Und wär' der Graf auch noch zehnmal ſo reich,
ſo wär er an Reichthum doch nimmer mir gleich.

Indeſſen beleidigt die Delikateſſe —
(vor ſich.) die ſchickt ſich auch recht für die Tänzer-Nobleſſe! —
(laut.) daß er mir beſtändig von Pferden vorſpricht,
warum er das thun mag, begreife ich nicht.

Florentine. Das will ich, mein Fräulein! gleich Ihnen erzählen,
es wäre nicht billig, es Ihnen verhehlen;
es iſt eine Krankheit, die weiter nichts heißt,
als daß ſie die Laune des Grafen beweißt.
Doch bringt man ihn alsbald nach Wunſche zum Schweigen,
man darf ihn von weiten, den Mohren nur zeigen,
der dreht mit dem Säbel und reicht ihm dann Wein,
ſo trinkt er ſich taumelnd und ſchlummert drauf ein.
Und hat er gemächlich zwei Stunden geſchlafen,
ſo hat er mit Pferden nichts weiter zu ſchaffen,

vergißt ſeine Krankheit und thut was man will,
auch bleibt er den Tag lang ganz ruhig und ſtill.

Lukrezia. Mich freut dieſe Nachricht; es hat nichts zu ſagen,
man muß ja wohl manches von Männern ertragen.
Nur gut, daß die Krankheit und Kur mir bekannt,
der Mohr da ſoll immer ihm bleiben zur Hand.

Drei. Es kann unſrer Heirath im Wege nichts ſtehn,
ſie iſt ſchon beſchloſſen, ſie muß nun geſchehn.
(vor ſich.) Wie wirſt Du Dich wundern, mein zärtliches Kind!
wenn wir an dem Ende der Farce erſt ſind.

(Es wird getrommelt.)

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Arnolph. (im Reitkollet mit der Peitſche.)

Arnolph. Potz Ungarn und Koſaken!
Peitſchen, Sättel und Schabracken!
Ha! man ruft die Käufer ſchon,
hin zur Lizitation.

Lukrezia. Röschen. Fauſtin und Zachäus.
Ha! Da kömmt der Graf heraus!
ſieht wahrhaftig komiſch aus.

Florentine. Ei was ſoll die Maskerade?
Wozu dieſe Stallparade?
Sei geſcheut, ich bitte Dich,
Bruder! ſonſt beſchimpfſt Du mich.

Arnolph. Ach! was ſoll das alles werden?
Ich will hin zu meinen Pferden:
Graf zu ſeyn, gefällt mir nicht,
laß mich gehn und halt mich nicht.

Florentine. Dacht' ich's nicht! ſo würd' es kommen!
als die Trommel er vernommen,
fällt die Krankheit ſchon ihn an.

Lukrezia und Fauſtin. Wirklich wahr! es iſt ſo kommen,
als die Trommel er vernommen,
fällt die Krankheit ſchon ihn an.

Orel. O! der wunderliche Mann!

Florentine. Mulei! thu was ich befohlen,
droh ihm wenn er weiter ſpricht.

Zachäus. Ja, bei meiner ſchwarzen Seele!
ich erfülle meine Pflicht.

Arnolph. Ha! da iſt der Mohr ſchon wieder!
fährt mir's doch durch alle Glieder.
Doch Kourage! nicht verzagt!
Wer gewinnen will, der wagt.

Zachäus. Halt! (droht mit dem Säbel.)

Arnolph. Wie?

Zachäus. Wer da?

Arnolph. Was?

Zachäus. Zurück hier!

Arnolph. Schurke!

Zachäus. Ich haue Dich in Stücken!

Florentine, Lukrezia, Röschen, Fauſtin.
Dieſe Szene iſt zum Lachen!
Um den Grafen zahm zu machen,
braucht es dieſen Mohren nur,
augenblicklich wirkt die Kur.

Arnolph. Sieh nur Mulei! Drei Dukaten.

Zachäus. Nichts paſſirt!

Arnolph. Geb' Dir Eſſen, geb Dir Trinken.
Liebe Schweſter! —

Florentine. Nichts paſſirt!

Arnolph. Lieber Schwager!

Fauſtin. Nichts paſſirt!

Arnolph. Schönes Fräulein!

Lukrezia. Nichts paſſirt!

Arnolph. Liebes Röschen!

Röschen. Nichts paſſirt!

Viere. Ja wir ſagen alle; nichts paſſirt!

Arnolph. Ei, Ihr macht wohl, daß man endlich,
wirklich die Geduld verliert!

Florentine. (zu Röschen.) Geh hurtig! und bringe die Flaſche voll Wein,
und gieße das Gläschen mit Opium hinein,
dann wird er ſchon ſchlafen und ruhiger ſeyn.

Arnolph. So laßt Euch erbitten und laßt mich doch fort,
ich komme gleich wieder, ich geb' Euch mein Wort.

Florentine. So geh nur und komme bald wieder nach Haus,
doch eine Bedingung erſt bitt' ich mir aus.

Arnolph. Ich kaufe geſchwinde, ich hab' es im Blick,
und komme in wenig Minuten zurück.

Florentine. Du ſollſt uns vorher noch ein Trinklied erſt ſingen,
hier ſiehſt Du Roſetten die Flaſche ſchon bringen.
Ein ächter Tokaier! wie lieblich er blinkt!
Da nimm ihn Herr Bruder und ſetz Dich und trink.

Arnolph. So etwas, das pflegt' ich noch nie zu verſagen
man handelt zu ſchüchtern bei nüchternem Magen.

Nun hört nur ich ſinge das Trinklied euch vor,
Ihr andern, ihr ſingt es dann alle als Chor. —
Roſette! ſchenk ein.

Röschen. Ja Ihr' Gnaden! (ſchenkt ein daß es überläuft.)

Arnolph. Nur voll!
Von unten bis oben. — Du machſt es zu toll!
(pfeift das Ritornell mit.)
Ein Mann dem nie ein Pferd gefiel,
iſt nur ein halber Mann.

Florentine und Fauſtin. Wir hören nichts von Pferden an,
von Pferden ja nichts mehr!

Arnolph. (pfeift wieder das Ritornell.)
Wenn einen Stand ich wählen thu,
ſo ſei's die Reuterei!

Florentine und Fauſtin. Da hören wir nicht länger zu,
was ſoll das Einerlei?

Arnolph. Was wollt ihr denn?

Florentine und Fauſtin. Von Pferden nichts.
Was es ſei
iſt einerlei!

Arnolph. (redend.)
Etwa ein Trinklied?

Alle. Ja!

Arnolph. Nun gut! merkt auf! ſeid ſtill!
Dem Gotte der Reben vertrau ich mein Glück,
er leitet im Rauſche mein frohes Geſchick.
Ihr Prieſter des Bachus mit durſtigen Kehlen,
euch kann es an Freuden, an Weine nicht fehlen.
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es doch immer ſo wär!

Alle. Wenn's immer ſo wär!

Arnolph. Die Freuden der Liebe ſind herrlich und ſchön!
Da krieg' ich mein Liebchen im Glaſe zu ſehn!
Da blinken die Augen ſo lieblich und fein,
da ſtrahlen die Blicke im perlenden Wein.
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es doch immer ſo wär!

Alle. Wenn's immer ſo wär!

Arnolph. So malt ſich die Sonne im ſpiegelnden Meer,
ſo blinken die Sterne aus Mitternacht her.
Es ſitzt ſich beim Liebchen ſo traulich und fein,
Auch ſitzt ſich's ganz herrlich beim blinkenden Wein!
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es, doch immer ſo wär!

Alle. O! wenn es, o! wenn es, doch immer ſo wär!

Arnolph. Gott Bachus ſoll leben!
Der Schöpfer der Reben.
(ſinkt vom Stuhle.)

Florentine. Mein Bruder Du würdeſt am beſten wohl thun,
ein wenig zu ſchlafen, ein wenig zu ruhn.
(bei Seite.) Nach Wunſche hat alles ſich glücklich gefügt,
ſchon hat ihn der Schlaftrunk in Schlummer gewiegt.
(zu Zechaus.) Du bleibſt ihm zur Hand und läſſeſt ihn ſchlafen.
(zu [illegible].) Du [illegible]

(zu Zachäus.) Bleib hier, halte Wacht,
und wenn er erwacht,
ſo brauche den Säbel, und lehr' ihn Reſpekt,
damit er den Roßkamm nicht immer entdeckt.
(zu den andern.) Wie leicht er zu kuriren,
Das haben Sie geſehen.

Lukrezia und Fauſtin. Die Art ihn zu kuriren,
wir müſſen es geſtehen!
Sie hat nicht ihres gleichen,
und iſt dabei probat.
Der Wein wirket Wunder,
ſo iſt's, in der That!

Alle. Der Wein ſei geprieſen, gelobt und verehrt,
er iſt eines Loblieds der Menſchen wohl werth.
Der Wahnſinn des Grafen iſt glücklich verſchwunden,
jetzt iſt er von Feſſeln des Schlummers gebunden.
Doch wär es nicht gut und es ſchmerzte mich ſehr,
wenn's immer ſo wär.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das vorige Zimmer.)

Arnolph (ſchlafend im Lehnſtuhle.) **Zachäus** (neben ihm ſtehend.) (hernach) **Florentine, Lukrezia, Fauſtin, Röschen.**

Quintett.

Zachäus. Mich hungert, und er ſpührt das nicht,
er liegt im Schlaf begraben:
Und dennoch iſt es meine Pflicht,
die Wache hier zu haben.
Die Gräfin, fordert das von mir,
ich bin ihr Mohr und bleibe hier.
Sie hat es nicht umſonſt begehrt,
ich weiß ſchon was zum Dienſt gehört;
Denn folg ich willig dem Befehl,
und thu's bei meiner ſchwarzen

Florentine. Der Graf ſchläft noch?

Zachäus. Ach leider! ja.

Florentine. Das iſt recht gut!

Zachäus. Doch ſteh' ich da,
und bin vom Hunger ſehr geplagt.
Mein Magen iſt erſchrecklich leer.
Spazier ich länger hier herum
ſo fall ich noch vor Hunger um.

Viere.
Gedultig Mukel! faſſe Dich,
erwacht der Graf, ſo harrt auf Dich
ein gutes Gläschen alter Wein,
das wird Dir ſehr willkommen ſeyn.

Zachäus. Ja! Eſſen und ein Gläschen Wein,
das wird mir ſehr willkommen ſeyn!

Röschen. Sei nur hübſch wachſam hier indeſſen,
hernach bekömmſt Du gutes Eſſen,
und auch ein Gläschen Wein.

Zachäus. Wird mir willkommen ſeyn!

Florentine. Vor allem jetzt befehl ich Dir,
daß, wenn der Graf von Schlaf erwacht,
daß er in einer andern Tracht,
vor mir und ſeiner Braut erſcheint.

Zachäus. Ich reſpektire die Befehle,
bei meiner armen, ſchwarzen

Alle. Nur ſtill! noch laſſen wir den Grafen
in ungeſtörter Ruhe ſchlafen,
erwacht er dann, ſo ändert ſich
der Paroxismus ſicherlich.
(ſchleichen fort.)

Zweiter Auftritt.

Arnolph (ſchlafend.) **Zachäus.**

Zachäus. 's iſt ein närriſches Ding um den Schlaf! Es geht damit wie mit einer übeln Angewohnheit, er ſteckt an. — Und (gähnt.) wenn man einmal in's Gähnen kommt, ſo kann man nicht wieder (gähnt.) herauskommen. (ſetzt ſich.) Ich laufe zwar jetzt mit einer falſchen Maske durch die Welt und bin ein Mohr, aber deswegen bin ich doch allen menſchlichen Schwachheiten noch immer unterworfen, ſo gut, wie ſonſt, da ich nur Muſje Zachäus Mantelbret war, dem alten Tobias Mantelbret; ſein einziger Sohn und Leibeserbe. (gähnt.) Wenn ich's recht überlege, ſo glaube ich, ich bin vor lauter Appetit und Eßluſt ſchläferig. (gähnt.) Aber ſchlafen — wirklich ſchlafen, darf ich doch nicht — denn die Gräfin wär kapabel mich mit ſchelle.) wieder gnädigſt zu ermuntern. Und aus ſolchen Ermunterungen — kann ich mir gar nichts machen. — Ich bin ein — (ſchläferig.) gar ſonderbarer Menſch — und bin gar nicht (ſchläft ein.) ſchläferig.

(Pauſe.)

Arnolph. (ſpringt auf.) Heda!

Zachäus. (fällt vom Stuhle.) Wer da?

Arnolph. Was giebt's?

Zachäus. (ſteht auf.) Geſchlafen habe ich nicht, ich wollte nur ein Kunſtſtückchen machen. —

Arnolph. Du biſt ein Narr!

Zachäus. Von einem Narren bin ich nicht angenommen worden, aber ein Mohr ſoll ich ſeyn.

Arnolph. Kleide mich aus. Ich will zu Bette gehen.

Zachäus. Zu Bette? Ach! Du armer Magen! faſſe dich.

Arnolph. Ich muß ein paar Stunden ſchlafen. (geht in das Nebenzimmer.)

Zachäus. Ein paar Stunden? Nun! wenn ich dasmal nicht verhungere, ſo bin ich gewiß nicht zum Hungertode aufbewahrt worden. Du armer Zachäus! wärſt du Hausknecht geblieben, und hätteſt dich nicht laſſen zum Mohren machen, ſo wär dein Magen jetzt nicht in der Verlegenheit Ach und Weh über dich ſchreien zu müſſen. Aber ſo geht's in der Welt! Der Menſch weiß immer nicht, wie ihm iſt. Iſt er ſchwarz, ſo will er weiß ſeyn; und iſt er weiß, ſo läßt er ſich ſchwarz *malen*, wenn er auf keine andere Manier ſchwarz werden kann. — Wiewohl man heutiges Tages, deshalb keine Sorge zu tragen braucht, denn es giebt gute Freünde genug in der Welt, die dazu da ſind, die Menſchen ſchwarz zu machen. (ab ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Röschen (mit einem Teller Schinken und einer Bouteille Wein.)

Mulei! — Wo ſteckt denn der weiße Mohr? — Gewiß hat ſich der Herr Graf, mit ihm ins Zimmer begeben. Ich kann ja wohl warten bis ſie ausgeſchlaſen haben. (ſetzt ſich an ihre Stickerei.) Damit mir aber die Zeit nicht lang wird, ſo werde ich mein Leib-Liedchen, die Romanze von Bürger, ſingen.

Ein Ritter ritt wohl in den Krieg,
und als er ſeinen Gaul beſtieg
umfing ihn noch ſein Liebchen:
Leb wohl Du Herzensbübchen!
Leb wohl viel Heil und Sieg!

Komm fein bald wieder heim ins Land,
daß uns umſchling' ein ſchön'res Band,
als Band von Geld und Seide,
ein Band von Luſt und Freude,
gewirkt von Prieſters Hand.

Es regt ſich noch kein Mäuschen. Was iſt das? (ſteht auf und klopft an die Thür.)

Zachäus. (leiſe, drinnen.) Wer da?

Röschen. Mach auf!

Zachäus. Mach keinen Lärm! der Graf ſchläft.

Röschen. Komm heraus; 's giebt etwas zu eſſen.

Zachäus. Gleich! Gleich!

Vierter Auftritt.

Röschen. Zachäus (hat über ſeine türkiſche Kleider des Grafen Rock gezogen und eine Perücke auf.)

Zachäus. Wo iſt das Eſſen?

Röschen. Hahaha! Menſch! Wie ſehſt Du aus?

Zachäus. Das kannſt Du beſſer wiſſen als ich.

Röschen. Willſt Du auf die Maskerade gehen?

Zachäus. Da würde ich nicht weit kommen. Die Inventionsmasken, gelten nicht mehr.

Röschen. Aber, warum haſt Du Dich denn ſo ſchön geputzt?

Zachäus. Warum? Darum, weswegen man ſich gewöhnlich putzt; aus lieber Langerweile. Ich ſoll bei dem Grafen wachen, damit mir nun die Zeit nicht lang würde, habe ich mich ſo heraus ſtaffirt. — Gieb her! (ſetzt den Tiſch in die Mitte, ſich davor, und ißt und trinkt.)

Röschen. Höre doch! Was denkſt Du denn, von unſerer Herrſchaft? Gefällt ſie Dir?

Zachäus. (mit vollem Munde.) Ja!

Röschen. Die Gräfin, ſcheint eine gute Dame zu ſeyn —

Zachäus. Ja!

Röschen. Aber der Herr Graf, ſieht doch wahrhaftig einem Grafen nicht ſo ähnlich, als einem Pferdephiliſter.

Zachäus. Ja!

Röschen. Ein paar Hände hat er, wie ein Stallknecht.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und Lebensart —

Zachäus. Ja!

Röschen. Hat er gar nicht.

Zachäus. Ja!

Röschen. Aber die Gräfin weiß zu leben.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und hat ein paar niedliche Händchen.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und um den Mund herum, hat ſie einen ſehr vornehmen Zug. Zumal, wenn ſie etwas Artiges ſagt.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und wenn ſie einem etwas befiehlt, ſo ſieht man, daß ſie wirklich von Stande iſt.

Zachäus. Ja!

Röschen. Du thuſt ja, als wenn Du den Heishunger hätteſt.

Zachäus. Ja! — (ſchenkt ein und trinkt.) Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär! (Sogent.)

Röschen. Weißt Du was neues?

Zachäus. Ja!

Röschen. Morgen wirſt Du gewaſchen, und ſtellſt einen Büchſenſpanner vor.

Zachäus. Ja!

Röschen. Die Gräfin will Deine Dienſte auf doppelte Manier gebrauchen.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und übermorgen, wirſt Du Kammerdiener.

Zachäus. Ja!

Röschen. Hernach kann ich Dir eher meine Hand geben, als jetzt. Dann, ſind wir einander im Range und Stande gleich.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und Kammerdiener, iſt doch ein Titel der ſich beſſer hören läßt, als wenn's heißt: er iſt Leib-Mohr.

Zachäus. Ja wohl! Ja, ja! Ein Kammerdiener iſt weit mehr, als ein Mohr.

Ein Kammerdiener iſt ein Mann,
dem viel Reſpeckt gebührt.
Er zieht den Herrn ſein aus und an,
und iſt gut ſalarirt.

Ein Hausknecht iſt ein armer Tropf,
der ſich nicht viel verdient,
weil er durch Hände, nicht durch Kopf,
ein ſpärlich Brod gewinnt.

Doch überleg es ja genau,
und ſchenk mir Deine Hand.
Ich bin ein Mann für eine Frau
wie Du, ſo ganz galant.

Der Titel ſchon, verdient es ſchier,
mein Weibchen, dann zu ſeyn,
O Röschen! hüpfe bald mit mir
in's Ehſtands Glück hinein.

(ab, ins Nebenzimmer.)

(Röschen wirft ihm Küſſe zu, und tanzt zur Hinterthür hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Fauſtin. Lukrezia. (kommen aus ihrem Zimmer.)

Fauſtin. Was Du auch ſagen mögſt, meine Träume bedeuten nichts Gutes.

Lukrezia. Du biſt wahrhaftig ein wahrer Träumer!

Fauſtin. Die Hand der Gräfin zieht mich in einen Abgrund, ſo ſagt mir mein Herz.

Lukrezia. Dein Herz iſt nicht klug!

Fauſtin. Und, haſt Du denn ganz und gar vergeſſen, welch' eine miſerable Ehe, mir die Zigeunerin vor Drei Tagen prophezeihte? — Nein! nein! Lukrezia! wir wollen nicht daran denken unſere Sfäre zu verlaſſen. Es iſt beſſer, wir bleiben da, wo wir hingehören. Ich ſpiele wieder Liebhaber-Rollen auf dem Theater, und Du — wirſt wieder Tänzerin. So ſind wir ſicher nicht in Schimpf und Schande zu gerathen.

Willſt Du vernünftig Dich, und klug Dich ſtets bezeigen,
ſo bleibe was Du biſt, und bleib bei Deines Gleichen.

Lukrezia. Sag mir aber nur, wie Du auf Träume und Zigeuner-Ausſprüche bauen kannſt?

Fauſtin. Sag mir aber nur, wie Du auf Dein Punktirbuch bauen kannſt?

Lukrezia. Ich baue eben nicht darauf, — aber, es trifft doch alles zu, was es mir verheißt. Komm einmal her. (ſetzt ſich an einen Tiſch, zieht ein Buch und Würfel aus der Taſche.) Wirf! —

Fauſtin. Ich werfe nicht.

Lukrezia. Es iſt ja Spaß.

Fauſtin. Nun, als Spaß betrachtet — (Wirft.) Aber ſonſt —

Lukrezia. 14. — (ſucht im Buche etlichemal nach und rechnet mit Kreide auf dem Tiſche.)

Fauſtin. Wie können 14 Würfel-Augen, mein Schickſal beſtimmen? wie kann eine zufällige Antwort mein Glück oder Unglück entſcheiden? — Aber mit den Träumen, iſt es etwas anderes, dabei wirken Seele und Geiſt, und die Nacht iſt die Vertraute der Geiſter.

Da kommen ſie herbei, beſprechen ſich zuſammen,
und wenn Aurorens Blick den Himmel will entflammen,
dann, eilen ſie zurück, in höh're Regionen,
die ſie bei Tageslicht in ſtiller Ruh bewohnen.

Lukrezia. Macht zuſammen 2262. — Geh mir mit Deinen Geiſtern. — Menſchen, ſind mir lieber. (Schlägt nach.) Da ſteht's: — Du wirſt das Ziel Deiner Wünſche erlangen.

Fauſtin. Natürlich! — Ich werde der Frau Gräfin einen förmlichen Abſagebrief ſchreiben.

Lukrezia. Bruder! ich bitte Dich, um der Göttin Terpſichore willen! übereile Dich nicht.

Fauſtin. Genug! mein Entſchluß iſt gefaßt!

Die Gräfin iſt ſcharmant
und eine ſchöne Frau;
verbindlich und galant,
doch intrikat und ſchlau.
Ich ſeh' es ſonnenklar,
daß ſie mich wird regieren,
und an der Naſe führen.
Und ſoll ich mich bequemen
ſo eine Frau zu nehmen?
Ich hab' mich ſchon bedacht:
Frau Gräfin gute Nacht.

(ab.)

Sechſter Auftritt.

Lukrezia.

Ja, ja! er ſchreibt. — Meinetwegen! mag er doch machen, was er will. Ich, habe

Luſt Gräfin zu werden, mir Equipage, Jagdhunde, und Liebhaber, zu halten, und mich dabei recht wohl zu befinden. Was die Pferdepaſſion des Grafen anbetrifft, ſo werde ich's ſo genau nicht nehmen. Die Männer haben alle ihre Fehler und Steckenpferde. Ob nun mein Mann den Wein, das Spiel, die Bücher oder die Pferde, mehr liebt, als mich, das hat nichts zu ſagen; ich will ſchon auch etwas lieben. Kein Ball, keine Maskerade, keine Schlittenfahrt, keine Luſtparthie ſoll mir ungenoſſen entſchlüpfen, und übrigens — (lachend.) was können wir nicht alles aus den Männern machen, wenn wir wollen?

Männer laſſen ſich belügen,
Männer laſſen ſich betrügen,
wenn man ſich die Müh nur nimmt.
Wenn ſie ſich gleich widerſetzen,
wenn ſie ſich auch klüger ſchätzen,
werden ſie doch umgeſtimmt.

O wie lächerlich ſind Männer,
wenn ſie ſich als Weiberkenner,
brüſten, und doch nichts verſtehn.
Da wir doch durch Schmeicheleien,
und durch tauſend Schelmereien,
ihnen gleich ein Näschen drehn.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Röschen. Faustin.

Röschen. Schläſt denn der Graf noch immer? (horcht an der Thür.) Nein! er ſpricht. Hurtig, zur Gräfin! (will ab.)

Faustin. (kömmt.) Mamſellchen! Darf ich Sie bitten, der Frau Gräfin dieſes Billet zuzuſtellen?

Röschen. Herzlich gern!

Faustin. (giebt ihr Geld.) Botenlohn! — Ich bitte — (ab.)

Röschen. Hm! — das geht gut! (ſingt indem ſie abgeht.) Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär!

Achter Auftritt.

Arnolph. (In gräflicher Kleidung.)
Zachäus. (In ſeiner Mohrentracht.)

Arnolph. Ich bin wie neugeboren!

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! ich auch.

Arnolph. Das muß wahr ſeyn! geſchlafen habe ich, wie ein Prinz.

Zachäus. Ja, ja!

Arnolph. Und nun, will ich ein Gläschen Herzſtärkung zu mir nehmen. (will gehen.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Florentine.

Florentine. (zu Jackdus.) Entfernt Euch!

(Jackdus ab.)

Florentine. Mon frere! — Ich bin abandonirt.

Arnolph. Was heißt das?

Florentine. Mein treuloſer Berger hat mich hintergangen.

Arnolph. Was iſt das: ein Berger?

Florentine. Das heißt: mein zärtlicher Schäfer.

Arnolph. Schäfer? Was willſt Du denn mit dem Schäfer?

Florentine. Der Baron hat mir dieſen Brief geſchrieben. Lies ihn, und beklage mich. O mon dieu! ich bin in einer deplorablen Situation.

Arnolph. (lieſt.)

„Schöne Gräfin!“

Florentine. Mon frere! bin ich wirklich ſchön?

Arnolph. O ja! beſonders, für den Liebhaber.

Florentine. Und dennoch ſchreibt man mir einen ſolchen Brief! O lies! lies! (ſetzt ſich.)

Arnolph. (lieſt.) „Ihre Schönheit, Ihre Reize ſind eines Thrones würdig, und dennoch will mein unglückliches Schickſal, daß ich nicht ſo glücklich ſeyn ſoll mich Beſitzer derſelben nennen zu können.“ — Nun warum denn nicht? Der Kerl iſt ein Narr! Wenn Du wirklich ſo reizend biſt, warum greift er denn nicht zu?

Florentine. O! lies nur! lies nur!

Arnolph. (lieſt.) „Hier ſind die Gründe für mein Betragen.“ — Nun ſo wollen wir doch hören. — (lieſt.) „Ich habe ſeit geraumer Zeit, oft ſchreckliche Träume und Ahndungen.“ — Nicht auch Viſionen Herr Baron! — (lieſt.) „Und eine Zigeunerin hat mir vorhergeſagt, daß, wenn ich dieſes Jahr noch heirathe, ſo“ —

Florentine. (Fährt auf.) Taiſez mon frere! — Ich habe einen Plan, den Baron dennoch zu fixiren. Er muß mein Gemahl werden, oder ich habe nichts bei meinem ſeligen Manne profitirt. Du weißt er war —

Arnolph. Ein Taſchenſpieler.

Florentine. Sag ein Künſtler.

Arnolph. Warum nicht? ſeine Kunſt gieng nach Brode.

Florentine. Ich führe den ganzen Geiſterapparat bei mir, der —

Arnolph. Den Leuten das Geld aus der Taſche hexte.

Florentine. Seine Geiſtermaſchinen —

Arnolph. Die die Beutel entgeiſterten —

Florentine. Sollen uns trefliche Dienſte thun.

Arnolph. Und, wie ſo?

Florentine. Ich ſpiele die Rolle der Wittwe des Tauſendkunſtlers Philadelphia. Du, führſt den Baron und ſeine Schweſter zu mir, meine Künſte zu ſehen. Mein Seneca ſteht auf dem Tiſche und Du fragſt eben ſo, wie Du bei meines Mannes Lebzeiten fragen mußteſt. Mulei ſoll die Antworten von mir erhalten. Du verlangſt den Geiſt Deiner Mutter zu ſehen, den Roſette repraſentiren wird. Du ſchwörſt hoch und theuer, ſo habe die gute Frau bei Lebzeiten ausgeſehen. Dann begehrſt Du das Schickſal des Barons und ſeiner Schweſter zu erfahren, und Mulei Seneka, von mir vorbereitet, wird Antworten geben, wie ich ſie brauche.

Arnolph. Das läßt ſich hören!

Florentine. Ich ſpreche mit dem Wirth wegen dem Keller, und Du kannſt indeſſen die Gäſte einladen. Punkt ſieben Uhr, iſt Entree'. Geh in den Garten, und ſprich mit dem Fräulein.

Arnolph. Schweſter! Das wird ein Hauptſpaß. Potz Stein und Mondenſchein! Du biſt ein kluges, ein pfiffichtes Weib.

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Florentine.

Das ſind nicht die beſten meiner Tugenden, auf welche ich Anſpruch mache. — Sie Herr Baron, werden trotz Ihren träumeriſchen Bedenklichkeiten angeführt werden, wenn das nämlich angeführt heißt, eine Frau von Talenten zu bekommen. Ich werde Frau Baronin, und der ſelige Herr Gemahl wird ſelbſt einſehen, daß er einen ſehr klugen Einfall hatte, mir ſeinen Geiſterapparat zu hinterlaſſen. — Nun, hurtig an das Werk! Wohlaufgeſchaut meine Herren und Damen! Hokus pokus! und wir haben einen Mann.

Ohne Furcht und ohne Zagen,
will ich dieſen Spaß noch wagen.
Ach! es reichen gar behende,
Liſt und Launen uns die Hände,
wenn wir, Männer zu berücken,
uns in alle Rollen ſchicken,
die, uns hold, der Zufall ſchenkt.

(ab.)

Eilf

Eilfter Auftritt.

(Garten.)

Fauſtin. Lukrezia.

Lukrezia. Deine Grillen ſind unausſtehlich!

Fauſtin. Mag es ſeyn!

Lukrezia. Du wirſt Deinen übereilten Schritt bereuen.

Fauſtin. Schwerlich!

Ich hab' es überlegt und alles wohl bedacht,
drum ſag ich noch einmal: Frau Gräfin gute
Nacht!

Lukrezia. Nur nicht zu mir; denn ich ſchwör' es Dir zu; ich muß Gräfin werden, es mag auch gehen, wie es will!

Fauſtin. Nun gut! angenommen, es gelingt Dir, Gräfin zu werden; wie wird es denn endlich ausſehen, wenn der Graf erfährt, daß Du ihn hintergangen haſt? daß er kein Fräulein, ſondern Mamſell Lukrezia die Operntänzerin, zur Gemahlin bekommen hat? Glaubſt Du, daß ihm das einerlei ſeyn wird?

Lukrezia. Laß Du mich nur ſorgen! Der Graf ſoll ſo verliebt werden, ſeyn und bleiben, daß ihm alles einerlei ſeyn wird, wenn er mich nur nicht verliert.

Fauſtin. Aber ſeine Familie?

Lukrezia. Ich heirathe **ihn**, und ſeine Familie nicht.

Fauſtin. Du wirſt das Geſpötte aller brillianten Zirkel werden.

Lukrezia. Das glaube ja nicht! — Der Graf, hat Geld, und damit läßt ſich wohl mehr als **Beifall** erkaufen. Ich bin die reiche Gräfin Goldbraun, die noch dazu nicht ganz häßlich iſt, und ich gebe Dir mein Wort, ich werde mehr Geſellſchaft haben, als mir lieb ſeyn wird. Wo Geld und Schönheit logiren, da geht niemand leicht vorüber, ohne wenigſtens zu fragen: Wie ſieht's denn hier aus?

Fauſtin. Nun, nun! machſt Du es gut, ſo haſt Du es gut.

Ich kann dazu nunmehr auch weiter gar
nichts ſagen,
als das: ich wünſchte nicht Dich jemals zu
beklagen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Arnolph.

Arnolph. Mein Fräulein! Schetmiſ wetter treſſempel, und ich bin ſehr in Verlegenheit, wegen meiner heutigen Aufführung —

Lukrezia. Herr Graf! ich bin überzeugt, daß man eines kleinen Exzeſſes ungeachtet, dennoch der artigſte Kavalier von der Welt ſeyn kann.

Arnolph. Ungemein gnädig!

Lukrezia. Womit werden Sie den Reſt dieſes Tages Flügel leihen?

Arnolph. Ich bin eben gekommen, mir die Ehre Ihrer beiderſeitigen Geſellſchaft, bei einem kleinen Spaße, auszubitten, der gewiß Ihre Approbation erhalten wird.

Lukrezia. Und das wär?

Arnolph. Die Wittwe des berühmten Taſchenſpielers Philadelphia, die ich auf meinen Reiſen nach London, Paris und St. Petersburg kennen zu lernen das Vergnügen gehabt habe, iſt hier und will für 100 Dukaten mir zu Gefallen, denn ſonſt ſpielt ſie für ein ſolches Bagatell gar nicht, uns einen vergnügten Abend machen. Darf ich hoffen? —

Lukrezia. Ich bin von der Parthie!

Fauſtin. Ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an. — Wird uns nicht auch Ihre Frau Schweſter Geſellſchaft leiſten?

Arnolph. Schwerlich! Sie iſt — ſie iſt — ausgefahren — ich weiß nicht wohin.

Fauſtin. Aha! (vor ſich.) Wirkungen meines Billets. Sie wird ſich ſuchen die Grillen am L'hombre-Tiſche zu vertreiben.

Lukrezia. Madame Philadelphia iſt wohl eine große Künſtlerin?

Arnolph. Ich habe die Gnade Ihnen zu verſichern, ſie verſteht ihr Hokus Pokus! aus dem Grunde.

Lukrezia. Und was giebt's denn nun ſo eigentlich bei ihr zu ſehen?

Arnolph. Davon will ich Ihnen ſogleich einen kleinen Vorbericht geben.

Finale.

Arnolph. Madame Philadelphia,
iſt ſo gelehrt als klug,
und wer auch ihre Künſte ſah,
ſah ſie doch nie genug.

Fauſtin und Lukrezia. Wir haben ſchon ſehr viel gehört
von ihrem klugen Mann.
Es ſcheint, es ſei der Müh wohl werth,
zu ſehen, was ſie kann.

Arnolph. Gewiß! es lohnet wohl der Müh
die Künſte anzuſehn.
Und mißvergnügt wird man auch nie
aus ihrem Zimmer gehn.

Fauſtin und Lukrezia. Sie geben uns wohl Vorbericht,
damit man etwas beſſer Licht
von ihrer Kunſt gewinnt?

Arnolph. Ich gebe Ihnen Vorbericht ꝛc. ꝛc.
Sie ſpielt mit den Büchern und Karten ſehr gut,
ſie bringt was man wünſchet in Becher und Hut;
und ſollt es ſogar ein Wallfiſch auch ſeyn,
ſie ſagt: Hokus pokus! huſch iſt es hinein.

Fauſtin und Lukrezia. Das iſt übertrieben!
das kann wohl nicht ſeyn!

Arnolph. Sie ſagt: ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Sie hat auch Maſchinen und künſtliche Sachen
und weiß allen Leuten Vergnügen zu machen.
Sie legt einen Gulden in's blecherne Haus;
ſie ſagt: Hokus pokus! huſch iſt es heraus.

Fauſtin und Lukrezia. Unmöglich! Der Gulden käm wieder heraus?

Arnolph. Sie ſagt ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Sie kann aus den Gräbern die Todten zitiren,
ſelbſt Geiſter die müſſen dem Winke pariren,
man nenne ihr einen, wer's immer nur ſei,
ſie ſagt: Hokus pokus! gleich muß es herbei.

Fauſtin und Lukrezia. Hilf Himmel! ſelbſt Todte die ruft ſie herbei?

Arnolph. Sie ſagt nur ꝛc. ꝛc.
Sie hat auch des Seneka Kopf und der ſagt,
was künftig geſchehen wird wenn man ihn fragt.
Er redet die Wahrheit und trüget uns nicht;
Sie ſagt: Hokus pokus! und Seneka ſpricht.

Fauſtin und Lukrezia. Er redet die Wahrheit? betröge uns nicht?

Arnolph. Sie ſagt nur ꝛc. ꝛc.

Lukrezia. Bruder! frag den Seneka,
der giebt Dir wohl Beſcheid
und ſagt, ob mit der Gräfin Dir,
der Ehſtand wohl gedeiht.
Und wenn die Antwort mißlich fällt,
ſo laß' ich mir's gefallen,
doch wenn ſie's Gegentheil enthält,
ſo wähle ſie vor allen.

Fauſtin. Nachdem der Graf ſo viel erzählt,
will ich mich unterziehn,
und mich, wenn gut die Antwort fällt,
um ihre Hand bemühn. —
Wohlan Herr Graf! ſo mag es ſeyn,
zu dieſer Frau zu gehn;
es wär uns nimmer zu verzeihn,
die Künſte nicht zu ſehn.

Drei. {
Wir wollen länger hier nicht ſtehn,
die Zeit iſt ja ſchon da.
So laßt uns dann ſein bald hingehn
zur Philadelphia.

(ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Ein finſteres Zimmer, in deſſen Mitte ein ſchwarz behangener Tiſch ſteht, auf welchem ſich der Kopf des Seneka ſchwarz verſchleiert, befindet, deſſen Mund und Augen, wenn er ſpricht, durch Faden beweglich gemacht werden. Eine Röhre, geht aus ſeinem Kopfe unter den Tiſch, durch welche Zachäus nachher von unten hinauf, ſpricht. Vier Wachskerzen, ſtehen auf dem Tiſche. Neben demſelben, ſtehen zwei transparente Todtengerippe.

Röschen. Zachäus. Florentine (in ſchwarzer Zaubertracht, mit Gürtel, Stab, und Schleier.)

Florentine. Roſette! komm her da und gieb mir das Tuch
und Mulei, gieb Achtung und mache es klug.
Auf dieſes Papier iſt ſchon alles gebracht,
was Du haſt zu reden, nur gieb auch wohl acht.
Hier Kolofonium, das blaſe durchs Licht,
ſo bald man die Worte: Hokus pokus! ausſpricht.
Dann rühre die Pauken und laß ſie ertönen,
damit ſie, als wenn es der Donner ſei, wähnen.
(zu Röschen.) Alsdenn kömmſt Du dort bei der Ecke herein,
und gehſt dann ganz ſachte dort wieder hinein.

Geh Mulei, und ſchaffe drei Stühle herbei,
damit ſie ſich ſetzen, und Ordnung hier ſei. —
Geht auf eure Plätze und gebet wohl acht,
daß ihr ohne Fehler das Gaukelſpiel macht.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Arnolph. Lukrezia. Fauſtin.

Arnolph. Madam! wir ſind hier Ihre Künſte zu ſehn
und hoffen zufrieden von hinnen zu gehn.

Florentine. Ich weiß nicht genug dieſe Ehre zu ſchätzen,
ich bitte ſie höflichſt ſich niederzuſetzen.

Lukrezia und Fauſtin. (vor ſich.) Ein eiskalter Schauer fährt über die Haut;
welch ſchreckliche Dinge die man hier beſchaut!

Arnolph und Florentine. (vor ſich.) Ein eiskalter Schauer fährt $\left\{\begin{matrix}\text{ihm}\\\text{ihr}\end{matrix}\right\}$ durch die Haut,
(lachend.) der $\left\{\begin{matrix}\text{ſie}\\\text{er}\end{matrix}\right\}$ hier ſo ſchreckliche Dinge beſchaut!

Florentine. Was ſoll ich am erſten Herr Graf produciren?

Arnolph. Sie ſollen zuerſt einen Todten citiren.

Florentine. Wen wollen Sie ſehen, Sie dürfen's nur ſagen,
dann können ſie ſelber den Todten befragen.

Lukrezia. O Himmel! daß nur uns der Todte nicht ſchrecket,
den lange ſchon kühlende Erde bedecket.

Arnolph und Florentine. Sie werden nichts wagen; Kourage und Muth!
ich ſchwöre, daß Ihnen der Todte nichts thut.

Fauſtin und Lukrezia. So will ich es wagen! Kourage und Muth!
weil Sie uns zuſchwören, daß er uns nichts thut.

Arnolph. Madam! meine Mutter verlang' ich zu ſehen.

Florentine. Schon gut! dieſen Augenblick ſoll es geſchehen.

(Sie macht Zauberkreiſe und Beſchwörungen.)
(Blitz und Donner.)

Verlaſſe o Gräfin! die modernde Gruft,
und ſchwinge Dich auf in die heitere Luft.
Hokus pokus! Hokus pokus!

Röschen, (in einem Sterbegewande als Geiſt, kömmt feierlich nach dem Takt herein und geht nach dem Takt, mit jedem, einen Schritt, auch wieder ab.)

Arnolph. O Himmel! was ſah ich? ſie war wirklich da!
wahrhaftig! es war die verſtorb'ne Mama!

Fauſtin. Lukrezia. Florentine. Wahrhaftig! dieſes war die verſtorbne Mama!

(lange Pauſe.)

Florentine. Nun weiter, Herr Graf, was beliebt nun zu ſehen?
was Sie nur befehlen, das ſoll gleich geſchehen.

Arnolph. Ich dächte, zum Seneka wollen wir gehen,
er ſoll uns nun ſagen was uns wird geſchehen.

Lukrezia und Fauſtin. O ja! denn wir ſind ſchon begierig darauf,
zu hören von künftigen Zeiten den Lauf.

Florentine. (entſchleiert den Kopf.) Hier ſtehet des Seneka ſprechender Kopf,
der klügſte Profeſſor, iſt vor ihm ein Tropf.
Freund Seneka! wird man gefällig dich finden?

Zachäus. (unterm Tiſche.) Ja! — ja!

Florentine. Wird keine der Fragen die Zunge Dir binden?

Zachäus. Nein! — nein!

Florentine. Gieb uns nun Antwort und merke die Fragen;
(zu dem andern.) Ich bitte ſie langſam und deutlich zu ſagen.
Nun fragen Sie ſelber mit eigenem Mund,
Sie werden bald ſehen, daß alles ihm kund.

Arnolph. Ich will, wenn's erlaubt iſt, zum erſten daran,
damit ich erfahre, was Seneka kann.
Nun Seneka! ſprich, was wird mir geſchehn?

Zachäus. (unterm Tiſche.) Noch heute wirſt Du Dich als Bräutigam ſehn.

Arnolph. Das iſt unvergleichlich! das iſt wunderſchön!
noch heute werd' ich mich als Bräutigam ſehn!
Es kömmt ſchönes Fräulein! auf Sie nur noch an.

Lukrezia. Zuvor will ich fragen den wohlweiſen Mann.
Nun Seneka ſich nur, wer mit Dir hier ſpricht.
Mein künftiges Schickſal verheele mir nicht.
Sag, ob mit dem Grafen ich glücklich kann ſeyn?

Zachäus. Ja! wenn Du noch heute den Grafen wirſt frei'n.

Lukrezia. Dem Spruche des Seneka muß ich mich fügen,
auch koſtet mir's wenig und macht mir Vergnügen.
Nun! wenn es denn ſchlechterdings alſo muß ſeyn,
ſo mag es geſchehen, ich willige ein.
Mein lieber Herr Bruder! nun kömmt es an Dich,
Du folgſt meinem Beiſpiel und machſt es wie ich.

Fauſtin. Nun, wenn es ſo ſeyn muß, ſo will ich es wagen,
und will um mein Schickſal den Seneka fragen.
Nun Seneka ſprich, und verheele mir's nicht,
was mir in der Zukunft das Schickſal verſpricht?

Zachäus. Wenn Dir deine Gräſin den Fehler verzeiht,
ſo rath' ich Dir, mach Dich zur Hochzeit bereit.

Arnolph. Da! hier in dem Beutel ſind hundert Dukaten;

Arnolph. Lukrezia. Fauſtin. Zum Lohne daß Sie uns ſo wie wir ſie baten,
die Künſte zu ſehn, das Vergnügen gemacht.
Nun wünſchen wir auch eine ruhige Nacht.

Florentine. Das alles hab' ich mit Vergnügen gemacht,
ich wünſche nun Ihnen geruhige Nacht.

(Arnolph. Lukrezia. Fauſtin. ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Florentine. Zachäus. Röschen.

Florentine. Nun Mulei! Roſette! räumt alles das fort,
und ſtellet es wieder an vorigen Ort.

Es hat uns das Gaukelſpiel herrlich geglückt,
und unſer Waren iſt ganz artig berückt.
Nun tret' ich als Siegerin beſſer noch auf,
beſchließe den Handel und ende den Kauf.

Sechszehnter Auftritt.

(Saal.)

Fauſtin. Lukrezia. Arnolph.

Fauſtin. Den dümmſten Schritt hab' ich gethan,
als ich ihr ſchriftlich ſagte,
daß ich nicht wollte ſeyn ihr Mann,
daß ſie mir nicht behagte.
Freund Seneka gab mir den Rath
zu bitten um Pardon,
vielleicht verzeiht ſie, was ich that,
giebt mir die Hand zum Lohn.
Ich will ſie bitten auf den Knie'n,
mit ihr gar zärtlich thun,
und dann nach Wunſche ausgeſöhnt,
in ihren Armen ruhn.

Lukrezia. Es iſt einmal des Himmels-Schluß,
wir wollen folgſam ſeyn,
und da es nun geſchehen muß,
dem Eheſtand' uns weihn.
O möcht es meinem Bruder noch
doch heut auch glücklich gehn,
und möchten in der Gräſin Arm
beglückt wir ihn noch ſehn.

Sieben-

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Florentine (in einer Saloppe.) Röschen. Zachäus.

Florentine. Roſette! Mulei! kommt hierher,
vernehmet den Befehl,
daß ihr beſorgt was ich begehr,
befolget alles ſchnell.

Roſette geh und packe ein
mach' alles ordentlich,
wirſt Du dabei recht fleißig ſeyn,
alsdann beſchenk' ich Dich.

(zu Zachäus.) Und Du, gehorcheſt ſo wie ſie,
Du ſollſt ins Poſthaus gehn,
damit die Pferde morgenfrüh,
hier vor dem Gaſthof ſtehn.

Arnolph. Was hör' ich, Schweſter! Du willſt fort?
ich bitte Dich bleib hier.

Florentine. Ich bleibe nicht länger an dieſem Ort,
ich bleibe nicht mehr hier.

Lukrezia. O! ſeh'n Sie meinen Bruder an,
wie ängſtlich ſteht er da!

Florentine. Kein Wort von dieſem großen Mann!
Er hat mich inſultirt.

Fauſtin. O! ſehn Sie mich zu Ihren Füßen,
ich fleh Ihr Mitleid an,
für meinen Fehler will ich büßen,
ſo viel ich immer kann.

Lukrezia. O laſſen Sie ſich doch bewegen.
Verſtoßen Sie ihn nicht.

Arnolph. Der Arme iſt ja ſo verlegen!
Verſtoßt ihn doch nur nicht.

Alle. O laſſen Sie doch einem Armen
Ihr Mitleid angedeihn!
Sie werden wirklich Ihr Erbarmen
auf keine Art bereun.

Florentine. Nun wohlan! es ſei gewähret!
doch mit der Kondition,
daß ihr mir zu halten ſchwört,
die Kapitulation.

Die andern. Wenn wir die Artikel hören,
wollen wir zu halten ſchwören;
die Kapitulation.

Florentine. Nun ſchwöret mir alle bei Himmel und Erden,
daß wenn auch, wer weiß was, entdeckt ſollte werden,
doch keines von andern ſich trennen mehr kann.

Florentine. Lukrezia. Arnolph. Fauſtin.
(jedes vor ſich.)
Das iſt eben Waſſer auf unſere Mühle!
Nichts gleicht dem Vergnügen, das ich in mir fühle!
Es ſteht die Bedingung vollkommen mir an,
daß keins ſich vom andern nun trennen mehr kann.

Röschen und Zachäus. O möchten Sie uns doch die Bitte gewähren,
und beiden erlauben, mit Ihnen zu ſchwören:
daß keins dann vom andern mehr trennen ſich kann.

Die andern. Wie Röschen? Du willſt gar den Mohren zum Mann?

Röschen. Ja! ja!

Die andern. Nun meinetwegen! was geht es mich an?

Arnolph. Potz Schecken und Schimmel! was muß man erleben!
Den Narren von Mohren, zum Manne zu nehmen!

Alle. Doch laſſet uns länger auch nicht mehr verweilen,
und ohne Bedenken dem Schluſſe zueilen.

Florentine. Wir wollen nun ſchreiten behende zum Ziel,
ihr hört, was ich ſchwöre und ſprecht es mir nach.
Ich ſchwöre und gelobe —

(Die andern ſingen das nach, und ſo eben bei folgenden abgeſetzten Zeilen.)

mit guten Vorbedacht —
daß ich mich hier verlobe —
aus eigner Wahl und Macht —
und ſollte man einſt ſehen —
daß etwas anders wär —
ſo ſoll der Schwur beſtehen —
ich ſchwör's bei meiner Ehr.

Alle.
Wir legen willig Hand in Hand
von Hymens Glück umſchwebt,
es hat dies ſchöne Eheband
Gott Amor ſelbſt gewebt.

Lukrezia. Bruder! es wird mir ſo bange!
lieber ſag' ich's gleich heraus,
denn verſchweig ich es noch lange,
fällſt Du mit der Thür ins Haus.

Fauſtin. Beſſer daß ſie es bald wiſſen,
denn jetzt ſind ſie noch verliebt,
ärger müßte es verdrießen,
wenn man ſpäter Nachricht giebt. —
Laſſen Sie ſich doch erzählen —

Lukrezia. Länger darf ich's nicht verhehlen, —

Fauſtin. Daß ich ein Akteur nur bin, —

Lukrezia. und ich eine Tänzerin.

Arnolph. Florentine. Wie? Was?

Florentine. Nun Herr Graf! (ironiſch.) ich gratulire!

Arnolph. Schöne Gräfin! ich proteſtire.

Beide. Ha! das iſt ein Schelmenſtück,
packt euch fort den Augenblick!
Ich vernichte jeden Schritt,
meiner Schwüre bin ich quitt.

Fauſtin. Lukrezia. Alles Zanken iſt verloren,
haben Sie denn nicht geſchworen?

Arnolph. Florentine. (vor ſich.) Himmel! hätte ich doch nur,
nicht gethan den dummen Schwur.

Fauſtin. Lukrezia. Was geſchehn iſt, iſt geſchehen,
niemand kann zurücke gehen.
Wohl bewähret bleibt der Spruch:
Alle Welt lebt von Betrug.

Florentine. Arnolph. Laſſen wir die Grillen fahren,
jeden Vorwurf uns erſparen,
und nun alles abzuſchließen,
ſollen Sie noch heute wiſſen,
ohne Rückhalt, ſonnenklar,
daß kein Graf mein Vater war.

Haben Sie uns gleich belogen,
ſind Sie doch auch mit betrogen.
Es ziert unſeres Vaters Adel,
Bügeleiſen, Scheer' und Nadel,
und es zeigt ſich ſonnenklar,
daß er nur ein Schneider war.

Fauſtin. Lukrezia. Wie? ſehn Sie doch! Ein Schneider war?

Arnolph. Ich als Roßkamm nähre mich.

Florentine. Philadelphia bin ich.

Fauſtin. Lukrezia. Nun! ſo ſind wir auch betrogen!
nun! ſo ſind wir auch belogen!

Alle. Wohl bewähret bleibt der Spruch:
Alle Welt lebt von Betrug.

Alle. Hahahaha! das iſt zum lachen!
Wie alle große Augen machen.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
unſre Heirath muß beſtehn.

Röschen. Nun mein Freund! verſtehſt Du mich?
dauert nicht Dein Dienſtchen Dich?
Was fangen wir nun an?

Zachäus. Nun denke fein mein liebes Kind,
daß alle Dinge eitel ſind.
Um uns iſt es gethan!

Die andern. Wenn ihr wollt unſre Dienſte nehmen,
ſo ſoll es euch an Brod nicht fehlen.

Röschen und Zachäus. Ich gehe den Akkord gleich ein,
ich will in ihren Dienſten ſeyn.
So treten wir den Ehſtand an,
ich bin dein ⎫
du biſt mein ⎭ Weib,
du biſt mein ⎫
ich bin dein ⎭ Mann.

Fauſtin. Arnolph. Florentine. Lukrezia.
Damit uns nichts neues dazwiſchen mehr fällt,
ſo werde noch heute der Prieſter beſtellt.
Er knüpfe das ſchöne, das herrliche Band,
er lege noch heute die Hand in die Hand.
Dann laſſet uns eilen behende nach Haus,
und feiern die Hochzeit mit herrlichen Schmauß.
So glücklich hätt' ich mich heut früh nicht gedacht,
das hat Hokus pokus! zu Wege gebracht.

Die

Hochzeit des Figaro.

Eine
nach dem Italieniſchen
freibearbeitete
Operette in vier Aufzügen

von

C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Mozart.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Der Graf Almaviva.

Die Gräfin, ſeine Gemahlin.

Suſanne, die Braut von

Figaro, Kammerdiener des Grafen.

Cherubin, Page des Grafen.

Marzeline, Ausgeberin im Schloſſe des Grafen.

Bartholo, ein Arzt.

Baſilio, Muſik-Meiſter.

Don Gusmann, Richter.

Hannchen, Tochter des

Antonio, Gärtner im Schloſſe und Onkel der Suſanne.

Bauern. Bäuerinnen. Bedienten.

Erſter Aufzug.

(Ein noch nicht völlig ausmeublirtes Zimmer, in deſſen Mitte ein Lehnſtuhl ſteht.)

Erſter Auftritt.

Figaro. Suſanne.

Figaro. (mißt mit einem Maaßſtabe, den Boden des Zimmers.)

Suſanne. (ſteht vor dem Spiegel, und ſetzt einen mit Blumen geſchmückten Hut auf.)

Duett.

Figaro. Fünfe — zehne — zwanzig — Dreißig —
Sechs und Dreißig, Drei und Vierzig. —

Suſanne. (vor ſich.) Immer ſagt es mir der Spiegel:
wirklich iſt Suſanne ſchön!
(zu Figaro.) Sieh doch nur, mein lieber Figaro,
ſteht mir dieſer Hut nicht ſchön?

Figaro. Unvergleichlich, beſtes Mädchen!
was ſoll Dir nicht herrlich ſtehn?

Beide. O wie lieblich duften die Blumen,
früh am Tag' dem Hymen geweiht!
auf den ich mich ſchon längſt gefreut,
der mich ſo glücklich endlich noch
macht!

Suſanne. Was haſt Du denn da zu meſſen?

Figaro. Ich will ſehen, ob das ſchöne Bette, welches uns der Graf geſchenkt hat, hier ſtehen kann.

Suſanne. Hier?

Figaro. Ja, hier. — Der Graf hat die Gnade gehabt, dieſes Zimmer für uns zu beſtimmen. Wir ſollen es bewohnen.

Suſanne. Das wird wohl nicht geſchehn.

Figaro. Warum nicht?

Suſanne. Weil — weil's nicht geſchehen wird!

Figaro. So gieb doch aber nur eine Urſache an, warum es nicht geſchehen wird?

Suſanne. Weil ich nicht will. — Biſt Du mein Sklav', oder nicht?

Figaro. Ich verſtehe nicht was Du willſt? Sag mir nur, ob im ganzen Schloſſe ein Zimmer iſt, welches bequemer für uns wäre? Warum willſt Du alſo nicht hier wohnen?

Suſanne. Weil ich Suſanne bin, und weil Du — ein Einfaltspinſel biſt!

Figaro. Ich danke für den ſchönen Ehrentitel! — Bedenk's nur und ſag, ob unſer Bette an einem beſſern Orte ſtehen kann?

Duett.

Figaro. Befindet die Gräfin,
zur Nachtzeit ſich übel,
Kling! Kling! mit zwei Schritten,
biſt Du gleich bei ihr.
Verlanget zur Nachtzeit,
der Graf mich zu ſprechen,
huſch, huſch, mit drei Schritten,
gleich bin ich bei ihm!

Suſanne. Begehret zur Nachtzeit,
der Graf Dich zu ſprechen,
Kling! Kling! zu verſchicken,
Dich weit weg von hier;
Kling! Kling! nach dem Zimmer,
eilt er dann gemächlich,
huſch, huſch, mit drei Schritten —

Figaro. Suſanne, hör' auf! —

Suſanne. Nein, höre!

Figaro. So rede! —

Beide.

Suſanne. Ich muß es ihm ſagen,
er ſoll jetzt erfahren,
was er noch nicht weiß.
Figaro. Was wird ſie mir ſagen,
was werd ich erfahren,
das ich noch nicht weiß?

Suſanne. Nun ſo höre. — Aber ſchweigen mußt Du können.

Figaro. Rede nur. Du machſt mich ganz unruhig.

Suſanne. Der Herr Graf iſt der Mädchenjagd in dieſer Gegend überdrüßig, er will ſich alſo ändern, und mit dem Wilde, was ſich in ſeinem Schloſſe befindet, ſeinen Spaß haben.

Figaro. Nun? — Und in dieſem Schloſſe —

Suſanne. Will er ſich zu Deiner geliebten Suſanne gnädig herablaſſen.

Figaro. Zu Dir? —

Suſanne. Wie ich Dir ſage: zu *Deiner Braut, zu mir*, will er ſich herablaſſen.

Figaro. 's iſt nicht möglich!

Suſanne. Warum nicht? —

Figaro. Eine vortrefliche Gnade!

Suſanne. Don Baſilio, mein Singmeiſter, des Herrn Grafen ſeiner — Unterhändler, ſingt mir das Liedchen täglich und ſinnlich vor!

Figaro. Wer? Baſilio, der alte Gauner?

Suſanne. Glaubſt Du denn, daß mir der Graf, die ſchöne Ausſteuer, ſo umſonſt, und um nichts, beſtimmet hat? — Er will ſich damit, von mir, ein gewiſſes Recht erhandeln, das ehemals — ſo unter Vier Augen —

Figaro. Was? das Recht? das Recht? — Hat der Graf das Recht nicht aufgehoben?

Suſanne. Aufgehoben hat er's wohl, aber, es ſcheint ihn zu reuen, daß er es gethan hat. Und alſo, mit mir, will er es wieder erneuern.

Figaro. Bravo! das gefällt mir nicht übel, Herr Graf! Aber wir wollen ſehen —

(es wird geklingelt.)

Suſanne. Die Gräfin klingelt! Leb wohl! mein lieber Fi — Fi — Figaro!

(ab).

Zweiter Auftritt.

Figaro.

Nochmals: Bravo Herr Graf! (geht mit ſtarken Schritten, auf und ab, und reibt ſich die Hände.)

Hände) Jetzt wird mir die Sache deutlich! — Deswegen ſollt' ich nach London reiſen? — So! ſo! — Der Herr Graf, Ambaſſadeur, ich Kourier, und Suſanne, — Geheime-Ambaſſadrice. — Verrechnet Herr Graf! Verrechnet! — Daraus wird nichts!

Ariette.

Sie wollen ſpringen?
Sie wollen tanzen?
Ich ſollte ſingen,
Und ſpielen dazu?

Sie wollten graſen,
Auf meiner Wieſe?
Gleich einem Haaſen,
Lief ich davon?

So! ſo! — Nur ſachte!
Wir wollen erſt ſehen,
Was Sie verſtehen,
Unter dem Takt.

Liſten und Ränke,
Feinheit und Schwänke,
Kenn' ich gar eben,
In meinem Leben,
Kamen gar viele,
Leider! mir vor.

Wollten Sie ſpringen?
Wollten Sie tanzen?
Ich werde ſingen,
Und ſpielen dazu!

(ab.)

Dritter Auftritt.

Bartholo. Marzeline (mit einem Kontrakt.)

Bartholo. Und Du haſt bis jetzo warten können? Erſt am heutigen Tage, am Tage ſeiner Hochzeit, fällt Dir's ein, Dein Recht geltend zu machen? mir das zu ſagen?

Marzeline. Noch hab' ich den Muth nicht verlohren, das ganze Heirathsprojekt zu vernichten. Der Graf hat ſeine Urſachen dazu mir beizuſtehen, und Figaro — ach! der artige Figaro! muß mich heirathen.

Bartholo. Nun ſo gieb her! (nimmt den Kontrakt.) Ich will alles thun, Die zu Deinem Recht zu verhelfen. (vor ſich.) Vielleicht kann ich mit der Manier, meine alte Haushälterin, die mich immer mit ihrer Liebe quält, los werden, und mich zugleich an dem Schurken Figaro, rächen, der mir mein Liebchen entführte!

Arie.

Arie.

Sich zu rächen! ach! ſich zu rächen!
Welche Wolluſt! für den Weiſen.
Das Vergnügen auszuſprechen,
Das ich fühle, wag' ich nicht. —
Nur fein bedachtſam! nur fein verſchlagen —
Mit Ueberlegung, will ich es wagen. —
Kann ich mich rächen — find ich auch endlich —
wieder die Zufriedenheit.
Um einen Wirrwarr,
hier anzurichten:
will ich erdenken,
will ich erdichten,
will interpretiren,
will interpoliren,
was ich nur kann.
Ja! ganz Sivilla,
kennt Doktor Bartholo,
Den Schurken Figaro,
Kennt man auch!

(ab.)

Vier-

Vierter Auftritt.

Marzeline. (hernach.) **Suſanne.** (trägt auf dem Arme und in der Hand eine Haube, ein Band, und ein Frauenzimmer-Kleid.)

Marzeline. Ich habe meine Hoffnung noch nicht aufgegeben, und ich wüßte auch nicht warum ich es thun ſollte. — Aha! (vor ſich.) Da kömmt Suſanne. Ich will thun, als wenn ich ſie nicht ſäh'. (laut.) Ein wahres Kleinod! — Er kann ſie immer heirathen.

Suſanne. (kömmt näher.) Sie ſpricht wohl von mir?

Marzeline. Was kann Figaro auch im Grunde beſſeres hoffen? — Geld, Mädchen, und ich habe Dich lieb! Aha! L'argent fait tout!

Suſanne. (vor ſich.) Welche Sprache?

Marzeline. Freilich, die Art, und das Weſen, — der züchtige Anſtand; — die unſchuldigen Augen —

Suſanne. (vor ſich.) Es iſt am beſten, ich gehe ihr aus dem Wege!

Marzeline. Aha! ſieh da! die ſchöne Braut! (thut, als wenn ſie ihr bei der Thür, zu welcher Suſanne hinaus will, begegnete.)

Duett.

Marzeline. (verneigt ſich.) Ich bin Ihr' Ergebene,
entzückende Schönheit!
Suſanne. (verneigt ſich.) Ich bin Ihre Sklavin,
erhabene Klugheit!
Marzeline. (verneigt ſich.) Dies gilt Ihren Reitzen.
Suſanne. (verneigt ſich.) Dies, Ihrem Verſtand.
Beide. (verneigen ſich.) Wem ſind denn nicht Ihre
Verdienſte bekannt?
Marzeline. (verneigt ſich.) Glückliches Bräutchen!
Suſanne. (verneigt ſich.) Verſtandvolles Weibchen!
Marzeline. (verneigt ſich.) Begünſtigt vom Grafen!
Suſanne. (verneigt ſich.) Verehret von allen!
Marzeline. Welche Schönheit!
Suſanne. Welche Klugheit!
Marzeline. Wie artig!
Suſanne. Wie klug!

Beide.

Marzeline. Sie macht mich noch raſend!
Ich weiß was ich thu! (wüthend ab.)
Suſanne. Die alte Sibille!
Ich lache dazu!

Fünfter Auftritt.

Suſanne. (hernach.) **Cherubin.**

Suſanne. Es giebt doch auch in der ganzen Schöpfung kein lächerlicheres Ding, als ein ſogenanntes, gelehrtes Weib! — Die alte Närrin! Sie denkt, weil ſie ein paar Bücher geleſen hat, und einmal Gouvernante genennet worden iſt, ſo —

Cherubin. (kömmt eilig.) Ach Suſannchen!

Suſanne. Nun? was giebt's denn?

Cherubin. Der Graf traf mich geſtern mit dem kleinen Hannchen, allein an. Das ſchien er, ich weiß nicht warum, übel zu nehmen, und da — hat er mir den Abſchied gegeben. Ach! wenn ſich meine liebe Pathe, die Frau Gräſin, meiner nicht annimmt, ſo muß ich fort, und werde Dich, liebe Suſanne, nie wiederſehen.

Suſanne. Mich? — Mich nicht mehr zu ſehen, bedauerſt Du? — So? — hm! — Ich habe immer geglaubt, alle Deine geheimen Seufzer ſollten der gnäd'gen Gräſin gelten?

Cherubin. Ach! was hilft es mir! — Wie glücklich biſt Du! Du ſiehſt ſie am Abend, und am Morgen. Du biſt immer um ſie —

Du ziehſt ſie an — Du kleideſt ſie aus — (ſeufzend) Ach! ſo allenthalben — — — Was haſt Du da?

Suſanne. (nachahmend.) Ach! es iſt das ſchöne Band, und die Schlafhaube, welche ſich des Nachts, der ſchönen Frau Pathe um die Haare ſchlingen.

Cherubin. Ach! mir das Band! mir das Band, liebes Suſannchen! (nimmt das Band.)

Suſanne. Das Band her! (Sie will es ihm nehmen. Cherubin dreht ſich um den Stuhl.)

Cherubin. (Küßt das Band vielmal.) O! liebes, ſchönes Band! liebes glückliches Band! — Nur mit meinem Leben werd' ich es wieder hergeben.

Suſanne. Was iſt das vor Manier? — Ich ſage: das Band her!

Cherubin. Laß mir das Band. — Da haſt Du dieſe Romanze dafür.

Suſanne. Was ſoll ich mit der Romanze machen?

Cherubin. Lies ſie der Gräfin vor, lies ſie Hannchen, lies ſie dem ganzen Hauſe vor: lies ſie ſelbſt.

Suſanne. Armer Junge! In Deinem Kopfe ſpukts mächtig! —

Arie.

Arie.

Cherubin. Nein, ich vermag es nimmermehr zu ſagen;
wie mich Lieb und Hoffnung plagen! —
Meines armen Herzens lautes Schlagen,
ach! erregt auch nur ein einz'ger Blick.
Ich rede wachend von Liebe,
ich ſprech', im Traume von Liebe,
Mit Quellen, mit den Hainen,
mit Felſen und mit Bäumen,
mit Pflanzen und mit Steinen,
ſprech' ich entzückt von Liebe.
Oft täuſchet mich das Echo,
und lallt mir Liebe zu.
Ach! was ich ſeh, dem ruf' ich
das Wörtchen: Liebe! zu.

(Als er gehen will, erblickt er den Grafen, und verſteckt ſich ängſtlich hinter den Lehnſtuhl.)

Suſanne. Was haſt Du vor?

Cherubin. Ich bin verlohren!

Suſanne. Was giebt's denn?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Graf. (hernach) **Baſilio** (von innen.)

Suſanne. O weh! der Graf! (ſie tritt vor den Stuhl, damit der Graf Cherubin nicht gewahr werden ſoll.)

Graf. So beſtürzt? — ſo furchtſam? — Was iſt Dir?

Suſanne. Gnädiger Herr! — Ich — ich bin — aber, ums Himmelswillen! wenn man uns hier beiſammen anträfe?

Graf. (Setzt ſich auf den Lehnſtuhl, und ergreift ihre Hand.) Nur einen Augenblick, höre mich an.

Suſanne. Laſſen Sie mich!—

Graf. Nur zwei Worte. — Du weißt, der König ſchickt mich als Ambaſſadeur, nach London. Ich werde Figaro mit mir nehmen, und —

Suſanne. Dürfte ich bitten? —

Graf. Was willſt Du? (ſteht auf.) Rede! rede, liebes Mädchen! Sag, befiehl, gebiete. (ſucht ihre Hand wieder zu bekommen.) Alles was Du willſt —

Suſanne. Laſſen Sie mich! — ich will — nichts! — gar nichts will ich! — (heftig.) Ich bin unglücklich!

Graf. Nicht doch liebes Mädchen! — Ich will Dich glücklich machen! Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe. Baſilio wird Dir's oft genug geſagt haben — und — nun? — Wenn Du dieſen Abend mit mir im Garten —

Baſilio. (drinnen.) Er iſt nicht da!

Graf. Wer iſt das?

Suſanne. O Himmel!

Graf. Sieh zu, wer es iſt. Laß niemand herein.

Baſilio. (drinnen.) Er wird bei ſeiner Frau Gemahlin ſeyn. Doch will ich zuſehen. —

Graf. Ich muß mich verſtecken.

Suſanne. Nur hurtig!

Graf. Mach, daß Du ihn bald wieder los wirſt! (Indem ſich der Graf hinter den Stuhl verſteckt, dreht ſich Cherubin um denſelben herum, ſetzt ſich hinein, und zieht die Beine an ſich. Suſanne bedeckt ihn mit den mitgebrachten Kleidern.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baſilio.

Baſilio. Ihr Diener liebes Kind! — Hat Sie denn den Herrn Grafen nicht geſehen?

Suſanne. Warum ich? — Was ſoll er?

Baſilio. Figaro ſucht ihn.

Suſanne. (vor ſich.) Himmel! — alſo ſucht er den, der ihn ſo ſehr haßt?

Graf. (Bei Seite.) Ich will doch ſehen, wie der Kerl mir dient.

Baſilio. Hab's Zeit meines Lebens noch nicht gehört, daß der den Mann haßte, der die Frau liebt. — Nun will ich ſagen, der Herr Graf, liebt Sie — —

Suſanne. Nichts davon!

Baſilio. Der Herr Graf iſt ein liebreicher, mildthätiger, großmüthiger Herr, und alſo, ein Liebhaber, wie es zu unſern Zeiten, nur wenige giebt. Aber freilich, der kleine Springinsfeld, der Page —

Suſanne. (ängſtlich.) Cherubin?

Baſilio. Cherubin! — Ja, Cherubino d'amore! Der ſchon in aller Frühe da herum ſpazirte, um ſich vermuthlich, gelegenheitlich herein zu ſchleichen —

Suſanne. (heftig.) Das lügt Er! Es iſt nicht wahr!

Baſilio. Ich habe doch Augen im Kopfe! — (vertraut.) Und die Romanze? Im Vertrauen! Ich bin Ihr Freund. Von mir erfährt's keine Seele. — Die Romanze? —

Iſt ſie für Sie? oder — iſt ſie wohl gar für die Frau Gräfin? — he?

Suſanne. (vor ſich.) Wie?

Baſilio. Ha! glaubt Sie denn, ich hätte nichts gemerkt? Und ich weiß auch ſchon. — Bei Tafel ſieht er ſie immer ſo ſchmachtend an. — Aber, er mag ſich in acht nehmen. Wenn der Herr Graf dahinter kömmt, ſo gehts ihm übel; Denn in dieſem Punkte verſtehen Se. Exzellenz keinen Spaß.

Suſanne. Schäm' Er ſich! den armen Menſchen ſo zu verläumden.

Baſilio. Keine Verläumdung! Ich ſetze nicht Ein Wort zu dem, was man allgemein ſagt.

Graf. (kömmt hervor.) Was ſagt man allgemein?

Baſilio. Aha! — Se. Exzellenz —

Suſanne. O Himmel!

Terzett.

Graf. Und ſo ſei es! — Ja noch heute,
Soll der Page, auch gleich fort!
Baſilio. Ich verwende, unterthänig,
für den Pagen, ſelbſt mein Wort.
Suſanne. Ach, wie wird mir! welch ein Schrecken!
alle Glieder zittern mir!

Graf. Ach! das liebe gute Mädchen!
Baſilio. Sie fällt in Ohnmacht, helfet ihr.

(ſie unterſtützen ſie.)

Baſilio. Sachte nur! und ſetzt ſie nieder!
Suſanne. (kommt zu ſich.) Ach! wo bin ich? —, Laßt mich gehen!
(macht ſich los.) Was ſoll das? —
Ach! laßt mich los.
Graf. Nein! wir thaten's Dich zu kränken
nicht, — um Dir zu helfen bloß.
Baſilio. (ſpöttiſch.) Dich zu ſchützen, Deine Ehre
zu bewahren, that ich's bloß.
Baſilio. Was ich vorhin, von dem Pagen
und ſeiner Unart ſagte, —
Suſanne. Niemand war's, der Euch drum fragte.
Glaubt Herr Graf dem Narren nicht!
Graf. Fort ſoll dieſer Frauendiener!
Suſanne.
Baſilio. Ach der Arme!
Graf. (ironiſch.) Ach! der Arme! —
Hab' ich ihn nicht ſchon ertappt? —
Suſanne. Wo denn?
Baſilio. Wie?
Graf. Zu meinem Gärtner
gieng ich, und fand die Thür verſchloſſen,
Das kleine liebe Hannchen
war, voller Angſt und Furcht. —

Ich ſah mich allenthalben um,
und zog ganz ſachte, ſachte,
den Tiſch-Vorhang zurück, und —

(will an den Kleidern, mit welchen Cherubin auf dem Stuhle, bedeckt iſt, zeigen, wie er es gemacht hat. Zieht ſie zurück, und ſieht den Pagen.)

ſah den Pagen! —
(betroffen.) Seh' ich ihn wirklich?

Suſanne. (ängſtlich.) Wie wird das werden?

Baſilio. (lachend.) Das iſt vortreflich!

Graf. Alſo dieſe keuſche Schönheit,
ſcherzt mit meihem Pagen gern?

Baſilio. (vor ſich.) Seh einmal ein Menſch
die Feinheit!
Seht den Pagen, und den Herrn.

Suſanne. Nein, ich hab' in ſolchen Sachen,
wirklich, weder Glück noch Stern!

Graf. Nun? — Was könnt ihr zu eurer Entſchuldigung vorbringen?

Suſanne. Wer ſich nichts Böſes bewußt iſt, braucht ſich nicht zu entſchuldigen.

Graf. Warum kam denn aber der ſaubere Zeiſig hieher?

Suſanne. Er bat mich, die Frau Gräfin zu bitten, eine kleine Vorbitte für ihn, bei Ew. Exzellenz einzulegen. Da kamen Sie. Ihre Ankunft ſetzte ihn ſo in Furcht, daß er ſich verſteckte.

Graf. Ich habe ihn aber nicht geſehen, als ich auf dem Stuhle ſaß?

Cherubin. Da ſtak ich noch hinter dem Stuhle. Als aber Ew. Exzellenz ſich hinter den Stuhl ſteckten, kroch ich hervor, ſchwang mich ſchnell auf denſelben, zog die Beine an mich, und wurde von Suſannen mit dieſen Sachen bedeckt.

Graf. (zu Suſannen.) Nun hat er ja aber alles gehört, was ich mit Dir geſprochen habe?

Cherubin. Ach nein! ich gab mir alle Mühe nichts zu hören!

Baſilio. Es kommen Leute!

Graf. (zieht Cherubin vom Stuhle.) Herunter mit Dir!

Achter Auftritt.

Vorige. Figaro. (ein weißes Kleid in der Hand.) **Bauern und Bäuerinnen.** (weiß gekleidet, und mit Blumen geſchmückt. Sie ſtreuen Blumen und Kränze.)

Chor.

Kommt, ſtreuet Blumen,
und ſtreuet Kränze!
Beginnet Tänze,
Vor unſerm Herrn.

Ihm dieſe Kränze
wollen wir weihen.
Wir, ſeine Treuen,
bringen ſie gern.

Graf. (zu Figaro.) Wozu dieſer Aufzug?

Figaro. (zu Suſanne.) Steh mir bei!

Suſanne. (vor ſich.) Wenn ich nur könnte!

Figaro. Verſchmähen Sie nicht, gnädiger Herr, den aufrichtigen, und Ihnen ſo wohl gebührenden Zoll, unſrer Empfindungen. — Sie haben ein gewiſſes Recht, der erſten Nacht -- aufgehoben, und wir, da Sie die Einwilligung zu unſrer Heirath gegeben haben, werden die erſten ſeyn, welche die Früchte dieſes aufgehobenen, und abgeſchaften Rechts, genieſſen werden.

Graf. (vor ſich.) Wie fein! — (verwirrt). Ich danke euch. Dieſes Lob verdiene ich nicht. Ich hob ja ein unſittliches Recht auf, welches gegen alle Ehrbarkeit ſtreitet. — Ihr habt in dieſem Stücke, nun vollkommene Freiheit —

Alle. Es lebe unſer edler Herr!

Graf. Die Feier der Hochzeit werde ich noch ein wenig aufſchieben, bloß, damit ſie noch glänzender begangen werde — (vor ſich.) Marzeline wird doch kommen? — (laut.) Ich entlaſſe euch. —

(Die Bauern wiederholen den Chor, ſtreuen Blumen, und gehen ſingend ab.)

Figaro. (zu Cherubin.) Nun? wie ſtehſt Du denn da? — Nimmſt Du denn keinen Antheil an unſrer Freude?

Suſanne. Er iſt traurig, weil ihn der gnädige Herr aus dem Schloſſe, fortſchicken will.

Figaro. An ſo einem feſtlichen Tage?

Suſanne. An meinem Hochzeittage.

Cherubin. (kniet nieder.) Verzeihen Sie gnädiger Herr —

Graf. Du verdienſt keine Verzeihung.

Suſanne. Er iſt ja nur noch ein Kind!

Graf. Ich dächte — das wüßteſt Du beſſer.

Cherubin. Verzeihung! Ich werde dieſe Großmuth zeitlebens —

Graf. (hebt ihn auf.) Gut! — Ich verzeihe Dir! — Es iſt unter meinem Regimente eine Offizierſtelle erledigt, dieſe ſollſt Du haben. — Du mußt ſogleich abreiſen. Leb wohl!

(Der Graf will gehen, Figaro und Suſanne halten ihn auf.)

Figaro. / **Suſanne.** Sie werden ihn doch bis morgen —

Graf. Nein! er reiſt ſogleich ab!

Cherubin. Wie Sie befehlen gnädiger Herr!

Graf. (vor ſich.) Ich will doch ſehen! — Umarme Deine Freundin Suſanne. — (vor ſich.) Richtig!

Figaro. Mir die Hand, junger Kriegsheld! (zu ihm.) Wir ſprechen uns noch, ehe es fortgeht! (laut.) Adieu, lieber Cherubin! Jetzt geht's zu einer neuen Beſtimmung, die ſteile Bahn der Ehre hinauf.

Arie.

Jetzt geht's nicht an Damen-Toiletten,
mit der Liebe reitzenden Staffetten;
man ſpielt nun nicht mehr mit Roſenketten,
lacht, und tändelt, ſchäkert nun nicht mehr. —
Schön gelockt, nachläßig, ſanft geringelt,
wallt das blonde Haar, nicht mehr umzingelt
von den ſchönen, friſchen Blumen-Kränzen,
und von Salben duftet man nicht mehr. —
Ueber Deine rothen Wangen,
wird ein ſchwarzer Schnurrbart prangen.
Große Flinten, lange Säbel,
ſind das Spielzeug der Soldaten.

Statt dem Tanz nach ſanften Flöten,
hörſt Du Märſche mit Trompeten.
Ueber Berge, über Felder,
durch die unwirthbaren Wälder,
eilſt bei'm Schall der Kriegs-Trommeten
Du, im dickſten Pulverdampfe,
muthig zu dem harten Kampfe,
als wie ſonſt zum Pfänderſpiel.
Cherubin mit Sieg bekrönet,
eilet zu des Ruhmes-Ziel.

(Marſch.)

Zweiter Aufzug.

(Ein prächtiges Zimmer, mit einem Alkoven,
und drei Thüren.)

Erſter Auftritt.

Gräfin. (hernach) **Suſanne.** (und dann) **Figaro.**

Gräfin.

Arie.

Reiche ach! die Zauberſchaale,
ſüßer Täuſchung, Liebe, mir;
Leite mich zum Göttermahle,
Liebe, ich vertraue Dir!

Suſanne. (kömmt.)

Gräfin. Komm liebe Suſanne, und erzähle mir'es umſtändlich.

Suſanne. Wie ich ſchon geſagt habe.

Gräfin. Alſo verführen wollte er Dich?

Suſanne. Ach! ſo viel Umſtände macht der Herr Graf, mit einem Mädchen, meines gleichen, nicht. Er beſtimmte gleich die Zahlung —

Gräfin. Ach! der Grauſame liebt mich nicht mehr!

Suſanne. Sie werden doch nicht eiferſüchtig ſeyn?

Gräfin. Es geht mir, wie den modiſchen Ehemännern. Stolz — Kapriſe — kurz, was weiß ich, was da alles in's Spiel kömmt. Aber Figaro, der Dich liebt, ſoll —

Figaro. (kömmt ſingend.)

Suſanne. Gut daß Du kömmſt! — Wir erwarteten Dich eben.

Figaro. Vermuthlich war die Rede vom Herrn Grafen? — Ihm gefällt meine Braut, er möchte gern, ganz ins geheim, ein gewiſſes Recht erneuern, welches er zu ſeinem großen Aerger abgeſchaft hat. — Was iſt natürlicher, als das? —

Suſanne. Natürlich?

Figaro. Ganz natürlich! Und, wenn Du willſt — auch möglich!

Suſanne. Hör' auf! —

Figaro. Gleich! — Ferner, ernennt er mich zum Geſandtſchafts-Kourier, und meine

Suſanne, zur Geheimen Ambaſſadrice. Weil ſie ſich nun für dieſe Ehre bedankt, welche er ihr zugedacht hat, und das Dekret nicht annimmt, ſo macht er Miene, Marzelinen mit ihren Anſprüchen in Schutz zu nehmen. Das iſt ohngefähr der Lauf der ganzen Affaire.

Suſanne. Und bei einer ſo ernſthaften Sache, kannſt Du noch ſcherzen?

Figaro. Iſt es denn nicht genug, daß ich ſcherzend, darüber ernſthaft nachdenke? — Ich habe ein Gegenprojektchen entreprenirt. Durch den lieben Herrn Baſilio, habe ich dem Herrn Grafen ein Billet von unbekannter Hand, in ſeine Hände geſpielt, worinn ihm kund gemacht wird, daß ein Liebhaber den heutigen Ball benutzen würde, um die Frau Gräfin zu ſehen.

Gräfin. Wie? Einem ſo eiferſüchtigen Manne ſo etwas zu ſchreiben? —

Figaro. Sorgen Sie nicht! Ich denke, es ſoll alles gut gehen. Jetzt iſt er auf der Jagd. Wir, veranſtalten die Hochzeitfeier. Die Sache kömmt ihm ſo ſchnell über'n Hals — er weiß ſich nicht zu faſſen — neue Minen kann er ſogleich nicht ſpringen laſſen — und in Ihrer Gegenwart wagt er es gewiß nicht, ſich meinen heiſſeſten Wünſchen, zu widerſetzen.

Suſanne. Aber wenn Dir nun die ſchöne Marzeline in den Weg kömmt?

Figaro. Nur ruhig! — Du wirſt dem Grafen zu wiſſen thun, daß Du ihn gegen Abend im Garten erwarteteſt. Der kleine Cherubin, — welcher auf meinen Rath, noch nicht fort iſt, wird in Frauenzimmer-Kleider von Dir gehüllt, — und, — kurz! — das iſt der einzige Weg, wenn wir uns aus der Affaire, ziehen wollen, comme il faut.

Gräfin. Wer kömmt Dir in Intriken gleich?

Suſanne. Nicht übel ausgeſonnen!

Figaro. Jetzt werde ich den kleinen Cherubin herſchicken. Die Sorge ihn anzuziehen, überlaſſe ich Dir.

Gräfin. Und darnach?

Figaro. Darnach? werde ich dem Herrn Grafen ohngefähr zu verſtehen geben:

Wollten Sie ſpringen?
wollten Sie tanzen?
Ich werde ſingen
und ſpielen dazu!

(ab.)

Zwei-

Zweiter Auftritt.

Gräfin. Suſanne. (hernach.) **Cherubin.** (in der Folge.) **der Graf,** (von außen.)

Gräfin. Der arme Cherubin dauert mich! Der Graf iſt zu hart mit ihm umgegangen. Ach Suſanne! Du weißt nicht — Aber, warum hat er ſich nicht an *mich* gewendet? — — Wo iſt ſein Lied?

Suſanne. Da iſt er ſelbſt. Nun kann er es ſingen!

Cherubin. (kömmt.)

Suſanne. Nur näher, Herr Offizier!

Cherubin. Ach! nenne mich nicht ſo. — Du erinnerſt mich daran, daß ich meine Pathe verlaſſen muß. Sie iſt ſo gut! —

Suſanne. Und ſo ſchön!

Cherubin. (ſeufzend) Ja wohl! ſo ſchön!

Suſanne. (macht's ihm nach.) Ja wohl! ſo ſchön! — Kleiner Spitzbube! — Friſch, ſchöner Zeiſig! ſinge Er der gnädigen Frau, die Romanze vor!

Gräfin. Wer hat die Romanze gemacht?

Suſanne. Sehen Sie nur, gnädige Frau, ob ihm nicht die Schamröthe Hände hoch, auf die Wangen tritt?

Gräfin. Nimm meine Laute, und akkompagnire ihm.

Cherubin. Ich bin ſo furchtſam! — Aber, gnädige Frau Gräfin, wollten Sie wohl —

Suſanne. Wollten Sie wohl! — Wollten Sie wohl ſingen?

(ſie ſpielt das Ritornell auf der Laute.)

Arie.

Cherubin. Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz.

Ich hab's verlohren,
es iſt dahin,
weil ich erfahren,
zu leiden bin!

Aengſtlicher bebet,
klopfend mein Herz,
dränget, und ſtrebet,
ach! welch' ein Schmerz!

Seh' ich die Schöne,
die es mir nahm,
ſeh' ich die Schöne,
die es bekam!

Irre ich traurig,
ſtill in dem Hain,
wird mir's ſo ſchaurig,
bin ich allein!

Das Bild der Lieben,
folgt überall! —
Ach! Thränen trüben,
den Waſſerfall.

Wüſten nur eile,
gerne ich zu,
doch wo ich weile,
find ich nicht Ruh'.

Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz!

Gräfin. Er hat eine gute Stimme. Er ſingt recht artig!

Suſanne. Er iſt ein kleiner Schelm! Was er macht, macht er auch gut. Aber nun? Herr Offizier, hat ihm Figaro geſagt, daß —

Cherubin. Ich weiß alles!

Suſanne. So wollen wir uns doch meſſen! — Wahrhaftig! eine Größe. (nimmt ihm den Mantel ab.) Nun, herab mit dem Mantel!

Gräfin. Aber, wenn jemand käm?

Suſanne. Ich werde zuſchlieſſen. (ſchließt die Thür zu.) Was werden wir aber mit dem Herrn ſeinen Haaren anfangen?

Gräfin. Geſchwind hole eine von meinen Hauben.

Suſanne. (geht in's Kabinet.)

Cherubin. (Will der Gräfin ſein Patent zeigen, und läßt es fallen.)

Gräfin. Was iſt das vor ein Papier?

Cherubin. Mein Patent!

Gräfin. So eilig?

Cherubin. Baſilio gab es mir gleich.

Gräfin. (ſieht's an.) Ha! — In der Eil, haben ſie das Siegel vergeſſen.

Suſanne. (kömmt zurück, mit einer groſſen Haube.) Was vor ein Siegel?

Gräfin. Das Siegel, unter Cherubins Patent.

Suſanne. Ei! — Nun, da hab ich eine Haube.

Gräfin. Wenn nur mein Gemahl nicht kömmt!

Suſanne.

Arie.

Nun knie der Herr nur nieder fein!
Gerade hübſch! So! So!
Nun dreh er ſachte ſich herum!

(macht ihm die Haare zu rechte, und richtet ihm dann bei dem Kinn in die Höhe.)

So! ſo! es geht recht fein! —
Jezt wende er ſein Angeſicht,
und ſeh' Er mich fein an.
Gerade! — mich, und andere nicht. —

(ſezt ihm die Haube auf.)

Verwandelt iſt der Mann! —
den Hals nur etwas höher —
und mir die Augen näher! —
Nun laß er ſich beſehen —
und ſeinen Schritt zu ſehen,
bin ich begierig nun!

(zur Gräfin.)

Sehn Sie den kleinen Buben,
wie reizend, und wie artig!
Gleicht er nicht einem Mädchen?
wie blickt er nicht ſo zärtlich! —
Wenn ihn die Damen liebten,
kein Wunder, wär es wohl!

Gräfin. Welche Neckereien!

Suſanne. Das hilft nichts! — (faßt ihn am Kinn.) Hör er Purſch! will er mir wohl den Gefallen thun, und nicht ſo hübſch ſeyn?

Gräfin. Streif ihm den Aermel auf, daß das Kleid —

Suſanne. (hat's gethan.) Was iſt das?

Gräfin. Ein Band? Was iſt das vor ein Band?

Suſanne. Es iſt Ihr Band gnädige Frau! (ſie bindet's ab.)

Gräfin. Blut? Wo kömmt das Blut her?

Cherubin. Dies Blut? — Ich — ich habe mich geſtoßen — Ich habe mir die Haut aufgeritzt, und die Wunde, habe ich mir mit dem Bande verbunden.

Suſanne. Das iſt nicht übel! — Aber ſehe nur einmal ein Menſch an! — Er hat wahrhaftig einen weißern Arm, als ich.

Gräfin. Geh lieber, und hohl engliſches Pflaſter, von meiner Toilette.

Suſanne. (ab.)

Gräfin. (beſieht das Band.) Das Band — weil es eben die Farbe hat, die mir am beſten gefällt —

Suſanne. (kömmt zurück.) Hier! (giebt ihr Pflaſter und Scheere.) Und der Arm-Verband?

Gräfin. Hohl das Kleid, und bring gleich ein anderes Band mit.

Suſanne. (geht durch die hinterſte Thür, und nimmt Cherubins Mantel mit.)

Cherubin. Das Band, das man mir genommen hat, hätte gewiß beſſer geheilt.

Gräfin. Warum? Das Pflaſter iſt doch wohl beſſer?

Cherubin. Wenn ein Band, welches das Haupt umwunden — oder die Haut berührt hat — von einer Perſon —

Gräfin. (einfallend.) Welche uns fremd iſt; — ſo iſt es heilſam? Sonderbar! das hab' ich nicht einmal gewußt!

Cherubin. Ach! Sie ſcherzen! — und ich — muß abreiſen. — Ach, ich Unglücklicher!

Gräfin. Thränen? —

Cherubin. O Himmel! warum darf ich nicht ſterben? Vielleicht iſt der letzte Augenblick bald da — und mein Mund —

Gräfin. Ruhig! (trocknet ihm die Thränen ab.) Er iſt nicht bei ſich!

(Der Graf klopft an die Thür.)

Gräfin. Was iſt das? Wer klopft?

Graf. (draußen.) Warum iſt die Thür verſchloſſen?

Gräfin. Himmel! mein Gemahl! Ich bin des Todes! Du ohne Mantel, in dieſem Zuſtande — Das Billet — ſeine Eiferſucht —

Graf. (draußen) Warum verweilen Sie?

Gräfin. Ich bin allein, ganz allein.

Graf. Mit wem reden Sie?

Gräfin. Mit Ihnen — Ich wüßte nicht, mit wem ſonſt noch?

Cherubin. Sein Zorn — ſeine Wuth — da iſt kein anderer Rath — (ſpringt in's Kabinet, von welchem die Gräfin den Schlüſſel abzieht, und zu ſich ſteckt.)

Gräfin. So unbedachtſam! und nun, in ſolcher Gefahr! (macht die Thür auf.)

Dritter Auftritt.

Graf. Gräfin. (hernach) **Suſanne.**

Graf. Das iſt etwas ganz neues! — Sie ſchlieſſen Sich ja ſonſt nicht ein?

Gräfin. Aber diesmal, hatte ich etwas zu thun. — Suſanne war bei mir. — Sie gieng ſo eben in ihr Zimmer.

Graf. Sie ſind unruhig. — — Leſen Sie dies Billet.

Gräfin. (vor ſich.) Aha! das Billet, welches Figaro geſchrieben hat.

(Cherubin wirft im Kabinet etwas um.)

Graf. Ein Geräuſch!

Gräfin. Geräuſch?

Graf. In dieſem Kabinet, fiel etwas.

Gräfin. Ich habe nichts gehört.

Graf. Sie müſſen an wichtige Sachen, zu denken haben!

Gräfin. Warum?

Graf. In dem Kabinet, iſt jemand.

Gräfin. Wer ſollte drinne ſeyn?

Graf. Das müſſen *Sie* wiſſen. Ich kam ja den Augenblick erſt.

Gräfin. Vermuthlich — wirds Suſanne ſeyn.

Graf. Ich dachte, ſie wär ſo eben in ihr Zimmer gegangen?

Gräfin. In ihr Zimmer, — oder, in dies Kabinet — ich habe nicht einmal recht darauf gemerkt.

Graf. Suſanne? — — Und Sie ſind ſo ſehr verlegen?

Gräfin. Wegen meiner Kammer-Jungfer?

Graf. Das weiß ich nicht! Aber, verlegen ſind Sie.

Gräfin. Meiner Kammerjungfer wegen, haben Sie wohl mehr Urſache, verlegen zu ſeyn, als ich!

Graf. Wir wollen doch ſehen!

(Suſanne, kömmt durch die Thür, durch welche ſie hinaus gieng, herein, und bleibt daran ſtehen. — Sie trägt einige Frauenzimmer-Kleidungsſtücke, und lehnt die Thür an.)

Terzett.

Graf. So laſſen Sie, ſie kommen,
ich möchte ſie doch ſehn.
Gräfin. Ich hab' mir's vorgenommen,
Sie ſollen ſie nicht ſehn.
Suſanne. Wo iſt denn nur der Page?
was iſt denn hier geſchehn?
Graf. Suſannen kann ich ſehen.
Gräfin. Sie können Sie nicht ſehen,
ſie war faſt ganz entkleidet,
und zog ihr Brautkleid an.
Graf. Man kann mich nicht betrügen,
nun weiß ich alles ſchon.
Gräfin. Ich ſpreche allen Lügen
und der Verläumdung Hohn.
Suſanne. Wir müſſen doch noch ſiegen,
trotz allen ſeinem Droh'n!

Graf. So laſſen Sie ſie ſprechen. —
Suſanne! wirſt Du reden?
Gräfin. Nein! Nein! ſie ſoll nicht reden.
Ich ſage: ſie ſoll ſchweigen!
Suſanne. Der Graf iſt eiferſüchtig,
er iſt ergrimmt, und hitzig,
er kennt ſich ſelbſt nicht mehr.
(ſchleicht ſich in den Alkoven.)
Gräfin. ⎡Bedachtſam, und gelaſſen,
⎨muß ⎡er⎤ zu Werke gehen,
⎪   ⎣ich⎦
Graf. ⎣Das ahnd' ich gar zu ſehr!

Graf. Den Schlüſſel her!

Gräfin. Nein!

Graf. So weiß ich die Thür auch ohne Schlüſſel zu öffnen.

Gräfin. Wie? Begegnet man einer Dame von Ehre ſo?

Graf. Um keinen Lärm zu machen, werde ich ſelbſt gehen, und einige Werkzeuge holen. — Sie werden mit mir gehen. — Beide Thüren werde ich abſchlieſſen. (ſchließt die Thür ab, durch welche Suſanne herein kam, und ſteckt den Schlüſſel zu ſich.)

Gräfin. (vor ſich.) Welche unglückliche Unbedachtſamkeit!

Graf. Nun kommen Sie! (reicht ihr den Arm.) Und — (gegen das Kabinet.) Suſanne, wird ſchon warten, bis wir wieder kommen. (führt die Gräfin ab, und ſchließt zu.)

Vierter Auftritt.

Suſanne. (kommt aus dem Alkoven.)
Cherubin.

Suſanne. (gegen das Kabinet.) Heraus! heraus! — Ich bin's!

Cherubin. (kömmt aus dem Kabinet.) Ach! welche ſchreckliche Begebenheit!

Suſanne. Fort! fort!

Cherubin. Wohin? — Der Graf hat ja alle Thüren verſchloſſen!

Suſanne. Ach! — ach! —

Cherubin. (an's Fenſter.) Da gehts hinunter! Es iſt nicht tief. Hinab in den Garten, — und ich bin weg.

Suſanne. Aber —

Cherubin. Es hilft nichts! Leb wohl! (küßt ſie.) Die Liebe wird mich beſchützen. (ſpringt zum Fenſter hinunter.)

Suſanne. (ſteht weg, und ſchreit.) Ach! — (geht endlich an das Fenſter.) O! der kleine Spitzbube! — Dort läuft er ſchon. — Nun Herr Graf, ſollen ſie finden, im Kabinette — — — wirklich Suſannen. (geht in's Kabinet, und verſchließt es.)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Graf. (mit Hammer und Zange.) **Gräfin.**

Graf. (beſieht die Thür.) Noch alles im vorigen Zuſtande. — — Wollen Sie nun gutwillig aufmachen? (Im Begriff, Gewalt zu gebrauchen.)

Gräfin. Halten Sie ein! Glauben Sie nicht, daß ich die Thür, unerſchrocken ſelbſt öffnen kann?

Graf. Nun gut, das will ich erwarten. (legt Hammer und Zange auf den Stuhl.)

Gräfin. (furchtſam.) Sie ſollen's ſehen. — Aber, hören Sie mich erſt ruhig an.

Graf. Alſo iſt es wohl nicht Suſanne, die im Kabinet iſt?

Gräfin. Nein! — Es iſt aber auch nicht etwa jemand, der Verdacht erwecken könnte. — Ein unſchuldiger Spaß — Und, ich ſchwöre — die Ehre —

Graf. Wer? wer? Ich zerſchmettere ihn!

Gräfin. Es iſt ein Kind!

Graf. Ein Kind?

Gräfin. Cherubin.

Graf. (vor ſich.) Muß ich denn den verzweifelten Pagen, überall finden! (laut.) Wie?

und er iſt noch nicht fort? Warum verbergen ſie ihn? Das gefällt mir gar nicht.

Finale.

Graf. (heftig gegen das Kabinet.)
Komm heraus, ich muß dich ſprechen,
komm heraus, und mach geſchwind!
Gräfin. (zieht ihn von der Thür.)
Ach Herr Graf! Nein! nicht ſo heftig,
gegen dieſes arme Kind!
Graf. Warum ſoll er denn nicht kommen?
Gräfin. Nicht doch — Lieber! —
Graf. Er ſoll kommen!
Gräfin. Ihr Verdacht iſt ungegründet! —
Wer ihn in dem Zuſtand findet —
offne Haare — bloße Arme.
Graf. Bloße Arme! — offne Haare? —
Gräfin. Damen-Kleider anzuziehen —
Graf. Ich will dir den Spaß bezahlen,
ſchöner Page ohne Scherz!
Gräfin. Welche Pein, ach! welche Qualen,
foltern dieſes arme Herz!
Graf. Her! den Schlüſſel!
Gräfin. (giebt ihm den Schlüſſel.)
Ach! thun Sie ihm nichts zu leide!
Graf. Keine Bitten! —
Treulos ſind Sie, Ungetreue!
O! wie ich den Schritt bereue,
der mir raubte meine Ruh!

Gräfin. Aber — ach! — wie? —
Graf. Nun nichts weiter!
Gräfin. Ach! ich Arme!
Graf. Was muß ich ſehen!
Warte, warte, feiner Vogel,
der ſelbſt in die Schlinge kroch!
Gräfin. Jetzt verwünſch' ich alle Freuden
und des Eheſtandes Joch.

(Der Graf macht hitzig die Thür auf, und will hinein — Suſanne kömmt ihm aber ſchnell entgegen; er fährt erſchrocken zurück.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Suſanne. (aus dem Kabinette.)

Graf.
Gräfin. (mit Verwunderung.) Suſanne!
Suſanne. Sie ſtaunen? —
verwundert ſehen Sie mich an? —
(ironiſch.) Auf! heraus mit dem Dolche,
den Pagen ergriffen,
mit blutigen Wunden,
ihn wüthend durchbohrt!
Graf. (vor ſich.) Da ſteh' ich! was ſoll ich,
nun ſagen dazu?
Gräfin. (vor ſich.) Was ſeh ich? Wo kömmt denn
Suſanne daher?
Suſanne. (vor ſich.) Sie wundern ſich beide,
als ob ich's nicht wär?

Graf. So allein?

Suſanne. Zu ſehen,
ſteht Ihnen ja frei.
Graf. Zu ſehen,
ſteht mir ja noch frei.

(geht ins Kabinet.)

Gräfin. Suſanne! ich ſchwebe,
noch immer in Aengſten.

Suſanne. (führt die Gräfin zum Fenſter, durch welches Cherubin hinaus geſprungen iſt.)
Da ſprang er hinunter,
weit iſt er ſchon fort!

Graf. (kömmt aus dem Kabinet.)
Wie muß ich mich ſchämen!
Wie ſoll ich das nehmen?
Sie wollten mich foppen. —
Ich hab' es verdient! —
Warum auch zweifelte ich,
an Ihrer Treue.

Suſanne. Ihr ſchwarzer Argwohn,
Gräfin. iſt nun beſtraft.

Graf. Die Liebe —

Gräfin. Ach ſtille!

Graf. Ich ſchwöre —

Gräfin. Verſtellung! —
Ach! Ihre Liebe,
hab' ich längſt verlohren. —

Graf. Ach ſag mir Suſanne,
was fang ich nun an?
Suſanne. Was haben Sie vorher,
bedächtlich gethan?
Gräfin. Ach! all meine Träume
von Liebe — ſie ſchwanden! —
Jetzt fühl ich der Banden,
ſchwerdrückende Laſt!
Graf. Ach liebe Suſanne!
was fang ich nun an?
Suſanne. (bittend.) Frau Gräfin!
Graf. Lieb Röschen!
Gräfin. Grauſamer!
Dahin ſind die Zeiten,
Wo ewige Liebe,
Und ewige Freuden,
und zärtliche Triebe,
Ihr Mund mir einſt ſchwur!
Graf. Ich bin
Suſanne. Er iſt
ja beſtraft,
was wollen Sie weiter?
vergeben Sie mir.
ihm
Gräfin. Nach ſolch einem Vorfall?
wer könnte das wohl?
Graf. Sie ſprachen vom Pagen —
Gräfin. Es war nur im Scherze.
Graf. Sie weinten, und zitterten?
Suſanne. Das war bloß Verſtellung!
Graf. Der Brief den ich erhalten? —

Gräſin. Der Herr Baſilio,
Suſanne. hat ihn von Figaro.
Graf. Ich werde verſpottet! —
Gräſin. Dem wird nur vergeben,
Suſanne. wer andern vergiebt!
Graf. Ich weihte der Liebe,
einſt all meine Triebe.
Noch lieb ich mein Röschen,
ach! liebte ſie mich!
Gräſin. Wie leicht zu erweichen,
ſind weibliche Herzen!
wir können zwar ſcherzen,
doch haſſen, nicht leicht.
Suſanne. Wie Wachs an der Sonne,
zerfließen bei'm Bitten,
von zärtlicher Wonne,
die Herzchen uns leicht.
Graf. Liebſtes Röschen!
Gräſin. Unvergeßner!
Graf. Ja! Du haſt mir vergeben!
(küßt innig ihre Hand.)
So ſpielt die Liebe,
Alle drei. entlocket uns Thränen,
und ſchenket uns Luſt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Zu feſtlichen Reihen,
ſtehn ſchon mit Schalmeien,

mit Hörnern, und Geigen,
die Spielleute fertig,
der Stunde gewärtig,
wo wir nun uns zeigen.
So wollen wir gehen,
ſie warten auf uns!
(will Suſannen fortführen.)

Graf. (hält ihn zurück.) Nur ſachte! nicht ſo hitzig!

Figaro. Sie warten ſchon lange.

Graf. Erſt lös einen Zweifel,
hernach kannſt Du gehn.

Gräfin. Was wird das noch werden!
Figaro. Was will er denn noch?
Graf. So miſch ich die Karten,
Suſanne. Und ſo geht es doch!

Graf. (zeigt ihm den Brief.)
Kennſt Du, mein lieber Figaro,
Kennſt Du hier dies Briefchen nicht?

Figaro. (ſieht's an.)
Nein! ich kenn's nicht!
Nein! ich kenn's nicht!

Suſanne. Wie? Du kennſt's nicht?

Gräfin. Wie? Du kennſt's nicht?

Graf. Wie? Du kennſt's nicht?

Figaro. Nein! nein! nein!

Suſanne. **Graf.** **Gräfin.** Gabſt Du es nicht Baſilio, zu ſehen?

Figaro. Nicht doch! nicht doch!

Suſanne. Wollteſt Du nicht damit ſagen,
Gräfin. immer ſei der kleine Page,
Graf. Hier zu finden? —

Figaro. Wahrhaftig nicht!

Graf. Dein Geſicht, und Dein Verneinen,
muß mit Recht, ein Grund mir ſcheinen,
daß Du dies, geſchrieben haſt.

Figaro. Mein Geſicht lügt, aber, ich nicht.

Gräfin. Dein Talent, mein Freund, zu lügen,
Suſanne. wird den Grafen nicht betrügen,
durch uns weiß er alles ſchon.

Graf. Nun? was ſagſt Du?

Figaro. Gar nichts! gar nichts!

Graf.
Gräfin. Zugeſtanden?
Suſanne.

Figaro. Nein, das geht nicht!

Gräfin. Nur hurtig zugeſtanden,
Suſanne. Der Spaß iſt nun vorbei.

Figaro. (nimmt Suſannen in ſeine Arme.)
Nun! den Spaß einmal zu enden,
wollen wir zur Hochzeit ſchreiten,
wie ſie es im Luſtſpiel machen,
und uns geben, Wort, und Hand.

Gräfin.
Figar. Suſ. O! Herr Graf, verſchieben länger,
Sie doch nicht das Hochzeitfeſt.
Graf. (vor ſich.) Wo iſt denn nur Marzeline,
daß ſie ſich nicht blicken läßt?

Achter Auftritt.

Vorige. Antonio. (kömmt entrüſtet, einen halbzerbrochenen Blumentopf mit einem Nelkenſtocke, im Arme.)

Antonio. Ach! Herr Graf! — Herr Graf! —
Graf. Nun was giebt's?
Antonio. Wie verwegen! wie entſetzlich! wie frech!
Graf.
Gräfin.
Suſanne.
Figaro. Nun was giebt es? was war's?
was iſt geſchehen?
Antonio. Ei! ſo hört nur!
Graf.
Figaro. So rede doch nur!
Antonio. Vom Balkon da hinaus in den Garten,
wirft man immer verſchiedene Sachen,
und Geniſte, von allerlei Arten:
Eben, warf man einen Menſchen heraus!

Graf. Vom Balkon hier?

Antonio. Mein Topf, iſt davon Zeuge!

Graf. In den Garten?

Antonio. Ja!

Suſanne.
Gräfin. [zu Figaro.] Figaro! hilf uns.

Graf. Wie? was hör ich?

Gräfin. (leiſe.) Das ändert die Töne.

Suſanne.
Figaro. (laut.) Ach! dieſer Sauſaus, iſt betrunken!

Graf. Alſo, ein Menſch? Und wo iſt er denn hin?

Antonio. Eilig, eilig, floh er fort von hinnen, und war ſchon fort, eh' ich mir's verſah!

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) 's war der Page.

Figaro. (leiſe zu Suſannen.) Ich hab ihn geſehn. (laut) Hahahaha!

Graf. Nicht gelacht!

Antonio. Warum lacht er?

Figaro.
Suſanne. Wer doch nicht ſo ſehr betrunken wäre!

Graf. Sag mir's noch einmal. Ein Menſch vom Balkon hier?

Antonio. Vom Balkon hier.

Graf. In den Garten?

Antonio. In den Garten.

Gräfin.
Suſanne.
Figaro. Sehn Sie's nicht? Er iſt ja ſehr betrunken.

Graf. Rede weiter. — War er nicht zu erkennen?

Antonio. Ich kannt' ihn nicht.

Gräfin.
Suſanne. Hm! hm! Figaro! merk' Dir's.

Figaro. So zu lärmen um lumpichte Nelken,
die doch immer nur gar bald verwelken! —
Ich ſeh, verſchwiegen kann es nicht bleiben:
Ich bin's geweſen, ich ſprang hinaus.

Graf.
Antonio. Was? Du warſt es!

Gräfin.
Suſanne. Das heiß' ich gelogen!

Figaro. Iſt das ein Wunder?

Graf. Nein! ich kann's nicht glauben.

Antonio. Nein! das war nicht jenes Menſchen-Größe.
Nein! jener kann ſo groß nicht ſeyn.

Figaro. Im Springen iſt man immer klein!

Antonio. Alſo, ſo war's? —

Gräfin.
Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Laß ihn nur nicht zum Worte!

Graf. (auf Figaro zeigend.) Dieſer war's nicht?

Antonio. Ich dacht' es wär der Page.

Graf. Cherubin?

Gräfin.
Suſanne, (vor ſich.) Zum Verzweifeln!

Figaro. (ironiſch.) Ei, ja freilich!
In Sevilla wird er wohl ſo eilig,
mit dem Pferde umgewendet ſeyn.

Antonio, Nein! keine Seele von einem Pferde,
hab' ich herunter ſpringen ſehn.

Graf. Ich verliere beinahe die Gedult!

Gräfin.
Suſanne, Ach Himmel! was wird wohl noch geſchehn?

Graf. Alſo Du —

Figaro. Ja! ich ſprang!

Graf.
Gräfin,
Suſanne.
Antonio. Und warum?

Figaro. Bloß aus Furcht.

Die Andern. Welche Furcht?

Figaro, (Auf das Zimmer der Kammerjungfer zeigend.)
Hier verſchloſſen —
war ich da, mein Liebchen zu beſuchen. —
Tippe Tapp! und mich ſtöhrte das Geräuſch,
wie Sie lärmten. Mir fiel das Brieſchen ein.

Nichts half da, ich mußte es verſuchen,
ich ſprang hinab, und verrenkte mir das Bein.
(reibt's Bein.)

Antonio. Unvermerkt, im Sprung habt Ihr verlohren,
Dies Papier hier —
(hat ein Papier in der Hand.)

Graf. Mir das Papier! Ich muß es ſehen —
(nimmt Antonio das Papier aus der Hand.)

Figaro. Nun da ſitzen wir!

Gräfin.
Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Figaro! hurtig!

Graf. (öffnet das Papier, macht es aber gleich wieder zu.)
Sag mir doch, was iſt das vor ein Blatt?

Figaro. (durchſucht die Taſchen, und ſieht Papiere an.)
— Muß doch — ſehen —
ich habe — viel Papiere —

Antonio. Iſt es nicht etwa ein Schulden-Verzeichniß?

Figaro. Ich habe keine Schulden!

Graf. Beſinne Dich. —
(zu Antonio.)
Du aber, kannſt gehn. —

Gräfin.
Suſanne.
Figaro. } Fort mit Dir!
Du kannſt gehen.

Antonio. Nun ich geh'. Im Nothfall, komm' ich wieder! (geht ab.)

Figaro. Geh nur hin, Dich brauchen wir nicht!

Graf. (ſchlägt das Papier wieder auseinander, ſieht's an, und macht's wieder zu.) Rede!

Gräfin. (hat hineingeſehen; leiſe zu Suſannen.)
Ach! es iſt das Patent des Pagen.

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Es iſt das Patent des Pagen!

Graf. (zu Figaro.) Nun, hurtig!

Figaro. Ach verzweifelt! (als wenn er ſich beſonnen hätte.)
Ja! es iſt des armen kleinen Pagen
Beförderungs-Patent!

Graf. Und das haſt Du?

Figaro. (betreten.) Es fehlt was. —

Graf. Was wär das?

Gräfin. (leiſe zu Suſannen.) Sprich: das Siegel.

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Sprich: das Siegel.

Graf. Was fehlt denn?

Figaro. 's iſt gebräuchlich —

Graf. Was iſt denn gebräuchlich?
Figaro. Man pflegt die Patente zu beſiegeln.
Graf. (ſiehts an.) Was hilft mir mein Denken, und mein Klügeln?
Alle, alle überliſten mich!
(wirft's Papier auf die Erde.)
Gräfin. Von den drohenden Stürmen errettet,
und in dem ſichern Hafen ſind wir!
Figaro. Ich hätte beinahe ſchon gewettet,
für uns wär weiter nichts mehr zu thun.

Neunter Auftritt.

Vorige. Marzeline. Bartholo. Baſilio.

Marzeline.
Bartholo.
Baſilio.
Um Gerechtigkeit zu flehen,
kommen wir jetzo her.
Graf.
Gräfin.
Euer Recht ſoll euch geſchehen,
traget nur die Sache vor.
Figaro.
Suſanne.
O! da giebt es was zu ſehen,
und dabei auch was für's Ohr.
Figaro. Wie die Weiſen angezogen,
kommen ſie aus Mohrenland!
Graf. (zu Figaro.) Späßchen kann ich gar nicht leiden,
das iſt Dir doch wohl bekannt?

Marzeline. Sie erlauben mir zu reden,
dieſer (auf Figaro deutend.) will
ſein Eheverſprechen
das ich habe, jetzo brechen.
Einſpruch, thu' ich ihm daher.

Gräfin.
Figaro.
Suſanne.
Wirklich? — Sieh' doch! —

Graf. Still! — ſilentium! —
Ich allein bin Richter hier.

Bartholo. Und ich bin jetzt hier als Anwald,
um nach allen beiden Rechten,
ihre Sache zu verfechten,
ihr zu dienen, wie ich kann.

Gräfin.
Figaro.
Suſanne.
Alter Schleicher!

Graf. Still! ſilentium!
Ich allein bin Richter hier.

Baſilio. Und ich komm' als erbetener Zeuge.
Nein! er darf ſein Eheverſprechen,
gar nicht ſo vermeſſen brechen,
muß bezahlen ſeine Schuld.

Alle.

Graf. Ganz erwünſcht iſt das gegangen!
Marzeline. Er iſt hin, er iſt gefangen.
Bartholo. Nun der Himmel helfe weiter,
Baſilio. ſo wird alles glücklich gehn!

Gräfin.
Figaro.
Suſanne.

Alles ſcheint ſich zu verwirren.
Sollen wir im Dunkeln irren?
Wird denn nie der Himmel heller?
Iſt die Sonne nie zu ſehn?

Gräfin.
Figaro.
Suſanne.

Dieſe Narren!

Graf.

Wir wollen ſehen! —
Sind gegründet die Beſchwerden,
ſo ſoll euer Recht euch werden.

Alle.

(wie oben.)

Drit

Dritter Aufzug.

(Ein prächtiger Saal, mit zwei Stühlen, auf Thronart, und zu einer Hochzeitfeier zubereitet.)

Erſter Auftritt.

Graf. (geht hin, und her.)

Sonderbar! — Das Billet von dem Ungenannten — Die Kammerjungfer, in's Kabinet verſchloſſen — meine Gemahlin in Verwirrung — ein Menſch, der vom Balkon, in den Garten ſprang — ein anderer der behauptete, er ſei es geweſen? — Ich weiß nicht, was ich denken ſoll! Die Gräfin! — meine Ehre! — Wie komme ich aus dieſem Labirinth?

Zweiter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne. (im Hintergrunde des Theaters, unbemerkt von dem Grafen.)

Gräfin. (zu Suſannen.) So ſei es! — Such ihn dahin zu bringen, daß er Dich im Garten zu treffen glaubt!

Graf. Ob der Page zu Sevilla iſt, ſoll Baſilio unterſuchen, wie ich ihm aufgetragen habe.

Suſanne. (zu der Gräfin.) Und Figaro?

Gräfin. Darf nichts davon wiſſen.

Graf. Vor Nachts, muß er noch zurückkommen —

Gräfin. Bedenk, daß in Deinen Händen meine Ruhe liegt! (ab.)

Graf. (wird Suſannen gewahr.) Ha Suſanne! (vor ſich.) Ob Sie wohl ihrem Bräutigam meinen Antrag entdeckt hat? — (laut.) Dein Bräutigam, wird wohl die Alte heirathen müſſen.

Suſanne. Marzelinen gnädiger Herr?

Graf. (heftig.) Ihre Anſprüche ſind gegründet.

Suſanne. Aber warum ſind Sie ſo aufgebracht?

Graf. Will Sie etwas?

Suſanne. Ihre Gemahlin hat Vapeurs. — Dürft' ich mir Ihr Riechfläſchgen ausbitten?

Graf. (giebt's ihr.) Hier iſt's!

Suſanne. Ich will's gleich wieder bringen.

Graf. Behalte es nur. Vielleicht haſt Du es bald ſelbſt nöthig.

Suſanne. Ich? Sie ſcherzen! Mädchen von *meinem* Stande, haben niemals Vapeurs.

Graf. Aber vielleicht eine Braut, die eben auf dem Punkte iſt, glücklich zu werden, und ihren Bräutigam verliert.

Suſanne. Marzelinen ihr Geld, werde ich, von dem mir, von Ew. Exzellenz gnädig verſprochenem Brautſchatze bezahlen —

Graf. Was habe ich Dir verſprochen? Wann? Wofür?

Suſanne. Ich glaube Sie verſtanden zu haben —.

Graf. Ja, ich wollte Dir wohl einen Brautſchatz geben, wenn Du *mich* verſtanden hätteſt.

Suſanne. Es iſt meine Schuldigkeit, alles zu thun, was Ew. Exzellenz von mir verlangen.

Duett.

Duett.

Graf. Wie konnteſt Du mich quälen?
ſo ſprachſt Du vorhin nicht.
Suſanne. Herr Graf, wenn Sie befehlen,
iſt folgen meine Pflicht.
Graf. Willſt Du in Garten kommen?
Suſanne. Ich komme ganz gewiß.
Graf. Haſt Du es auch vernommen?
Suſanne. Mein einzger Wunſch iſt dies.
Graf. So haſt Du mich verſtanden?
Wie glücklich machſt Du mich!
Suſanne. Was Sie für mich empfanden,
empfand für Sie auch ich.

Graf. Warum wollteſt Du mich aber, dieſen Morgen nicht verſtehn?

Suſanne. Der Page hörte es ja.

Graf. Aber ſo oft Baſilio, meinetwegen, mit Dir ſprach? —

Suſanne. Warum ſollte denn Baſilio darum wiſſen?

Graf. Du haſt Recht! — Aber die Gräfin wird auf das Fläſchgen warten?

Suſanne. Es war nur ein Vorwand; Sie zu ſprechen. (giebt's ihm wieder.)

Graf. Liebes Mädchen! (will ſie umarmen.)

Suſanne. (macht ſich los.) Es kömmt jemand!

Dritter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Suſanne? Wie? —

Suſanne. Ruhig! — Du haſt keinen Advokaten nöthig. Dein Prozeß iſt gewonnen, (ab.)

Figaro. Wie verſtehſt Du das? (ihr nach.)

Rezitativ.

Graf.

Dein Prozeß iſt gewonnen!
Ja, ſo ſprach ſie.
In welche Schlinge fiel ich!
Treuloſe! ich werde euch
beide dafür ſtrafen. —
Ja, ich werde nun das Urtheil fällen.
Er ſoll zu nehmen,
Die Alte, ſich bequemen.
Bezahlen, wird er nicht können;
und Antonio, wird nie verſtatten, daß ein
Unbekannter,
wie Figaro, noch werde ſein Verwandter. —
Was hilft's! ich werde dieſen
ſtolzen Tölpel, reizen müſſen!
Ich will alles unternehmen —
um mich zu rächen!

Ich ſeufz' umſonſt um Liebe,
ſie ſpottet, wenn ich leide,
ſie lachet meiner Triebe,
und treibt mit mir nur Scherz! —

Flieht denn von mir die Freude?
will ſie mich nicht beglücken?
will Liebe nicht entzücken,
dies liebekranke Herz?

Soll ich die Liſt vergeſſen,
mit der ſie ſo vermeſſen,
mich hintergehen wollen?
wenn hinter meinem Rücken,
den Diener zu beglücken,
ſie ihres Herrn wohl lacht!

Die Hoffnung nur alleine,
daß ich mich rächen werde,
iſt es, was mir nur meine,
Kränkung vergeſſen macht!

(will gehen.)

Vierter Auftritt.

Graf. Marzeline. Don Gusmann.
Figaro. Bartholo. (hernach.)
Susanne.

Gusmann. So iſt's! Die Sache iſt entſchieden. Er muß bezahlen, oder Euch heirathen.

Marzeline. Sehr weiſe geſprochen!

Figaro. (vor ſich.) Und ich finde, daß es ſehr albern geſprochen iſt.

Marzeline. (vor ſich.) Endlich werd' ich zum Beſitze meines Geliebten gelangen!

Figaro. Ihro Exzellenz! ich appellire —

Graf. Ich finde den Ausſpruch ſehr gerecht. Du bezahlſt, oder heiratheſt ſie. Das Deziſum iſt ſehr gut, Don Gusmann.

Gusmann. Ew. Exzellenz, ſind allzugnädig!

Bartholo. Es iſt ein vortrefflicher Ausſpruch!

Figaro. Worinne liegt denn das Vortreffliche?

Bartholo. Wir ſind ſämmtlich gerecht!

Figaro. Ich heirathe ſie nicht.

Bartholo. Das wird ſich ſchon geben.

Gusmann. Du zahlſt, oder heiratheſt ſie.

Marzeline. Hab' ich Dir nicht 200 Piaſter gelіehen?

Figaro. Ich bin ein Edelmann, und ohne Einwilligung meiner hochadelichen Eltern —

Graf. Was wärſt Du? und wo ſind Deine Eltern?

Figaro. Ich ſuche ſie noch. Aber binnen Zehen Jahren, hoffe ich ſie doch wohl zu finden.

Barthole. Er wird wohl ſo ein — Kind der Liebe ſeyn. Ein Findelkind!

Figaro. Nicht gefunden, Dokter, geraubt bin ich worden.

Graf. Wie?

Barthole. Der Beweiß?

Gusmann. Ja! der Beweiß?

Figaro. Edelſteine, Gold, und reiche Windeln, fanden die Räuber bei mir. Dies zeigt eine hohe Geburt an. Und vor allem die Hieroglіphen, welche man auf meinen rechten Arm eingedrückt hat.

Marzeline. Eine Spatel, am rechten Arm?

Figaro. Woher weiß ſie das?

Marzeline. Himmel! er iſt's!

Figaro. Freilich, bin ich's.

Gusmann. Wer?

Graf. Wer denn?

Marzeline. Unſer Raphael!

Bartholo. Räuber haben Dich geſtohlen?

Figaro. Nahe bei einem Schloſſe.

Bartholo. Sieh hier, Deine Mutter!

Figaro. Meine Amme?

Bartholo. Nein, Deine leibliche Mutter.

Gusmann.
Graf. Seine Mutter.

Figaro. Was hör' ich!

Marzeline. (auf Bartholo zeigend.) Und hier, ſieh deinen Vater.

Sextett.

Marzeline. Sohn! erkenn in der Umarmung,
(umarmt Figaro.)
jetzt, die Freude Deiner Mutter.

Figaro. Vater, folget meiner Mutter,
und umarmet euren Sohn.

Bartholo. Alles will ich Dir vergeben,
und umarme Dich als Sohn.
(umarmt Figaro.)

Gusmann. Iſt dies wirklich ſeine Mutter,
geht die Heirath nun nicht an.

Graf. Nichts gelinget mir doch heute,
nicht einmal auch dieſer Plan!
(will gehen.)

Suſanne. (Kömmt mit einem Geldbeutel, und hält den Grafen zurück.)
Nein! er braucht ſie nicht zu nehmen,
hier iſt Geld, er kann bezahlen.
Ach! ſie kennen nicht die Qualen,
welche Liebe treffen kann.

Graf.
Gusmann.
Alles hat ſich ſchnell geändert.
Wie ſie itzo ſelbſt hier ſieht.

Suſanne. (wird gewahr, daß Figaro, Marzellinen umarmt.)
Ach Himmel! Ungetreuer!
lohnſt Du mir ſo? (will fort.)

Figaro. (hält ſie zurück.) Liebes Mädchen! —
Hör mich, Geliebte! —

Suſanne. Ungetreuer!

Bartholo. Dies beweiſt $\binom{\text{Dir}}{\text{mir}}$ ihre Liebe,

Figaro. iſt $\binom{\text{Dir}}{\text{mir}}$ Bürge, für ihr Herz.

Marzelline.
Graf.
Dies bezeuget ihre Liebe,
iſt ihm Bürge, für ihr Herz.

Gusmann. O! wie quälet mich die Liebe!

Suſanne. O! wie foltert mich der Schmerz!

Marzelline. Es hat ſich entdecket,
ich bin ſeine Mutter,
Du biſt meine Tochter,
umarme mich nun!

Suſanne. Seine Mutter?

Alle. Seine Mutter.

Figaro. Dies iſt mein Vater,
komm reich ihm die Hand.

Suſanne. Sein Vater?

Alle. Sein Vater.

Figaro. Dies iſt meine Mutter,
komm, reich ihr die Hand.

(umarmen ſich.)

Suſanne. Figaro. Bartholo. Marzeline.
Welch ſüßes Entzücken,
Dich an mich zu drücken!
Ich kann mich kaum faſſen
Vor Freude, und Luſt!

Graf. Gusmann.
Das iſt ein Entzücken!
ein Weſen, ein Drücken!
Kaum können ſie alle,
ſich faſſen vor Luſt.

(Gusmann und der Graf gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Bartholo. Marzeline. Figaro. Suſanne.

Marzeline. Sehen Sie nur, lieber Doktor, die ſüße Frucht, unſrer vormaligen zärtlichen Umarmungen —

Bartholo. Das iſt nun vorbei. Ich erkenne ihn vor meinen Sohn, und ſeiner Mutter, will ich meine Hand reichen. Dieſe Beiden können Hochzeit machen, wenn es ihnen beliebt.

Marzeline. Dieſe Verſchreibung, ſchenk' ich Dir zur Ausſteuer. (giebt ſie Figaro.)

Suſanne. (wirft Figaro einen Beutel zu.) Und hier iſt auch Geld.

Figaro. Vortreflich! — Aber nun zu Sr. Exzellenz, ehe ein neuer Plan entworfen wird.

(gehen alle umſchlungen ab.)

Sechſter Auftritt.

Cherubin. Hannchen.

Hannchen. Komm nur, lieber Cherubin, in unſer Haus. In unſerm Zuge ſollſt Du ſchon wieder hieher zurückkommen.

Cherubin. Wenn mich nur der Graf nicht entdeckt. Er glaubt, ich ſei ſchon zu Sevilla.

Hannchen. Er wird Dich nicht entdecken! Wir ziehen Dich eben ſo an, wie wir uns kleiden, und als eine Bäuerin aus dem Zuge, reichſt Du mit uns, der Frau Gräfin Blumen. Komm nur! (gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Gräfin.

Rezitativ.

Und Suſanne kömmt nicht! — wie beklommen,
klopft dieſes Herz ſo ängſtlich,
in dem vollen Buſen! — Wird er wohl kommen?
oder iſt das Geheimniß ſchon verrathen?
Doch nein! was quäl' ich mich weiter?
Er weiß von nichts! Wir wechſeln unſere Kleider.
Ich kleide mich wie Suſanne, — ſie ſich, wie eine Gräfin.
Die Nacht kömmt uns zu ſtatten. — Ach! gütiger Himmel!
in welchen Zuſtand bin ich jetzt gerathen?
Verſchmäht von meinem Gatten, den ich liebe!
Mit ihm hab' ich bekommen:
Die Untreu, die Eiferſucht, und trübe
hat ſich der liebe Himmel nun für mich umzogen.
Mein Herz wankt hin, als wie ein Kahn
auf leichten Wegen!

Arie.

Meines Traumes goldne Freuden,
ach! wo ſind, wo ſind ſie hin?
Jetzo ſagen meine Leiden,
mir, daß ich verlaſſen bin!

Ach! in Thränen ſind verwandelt,
meiner Liebe Prachtgeſtein.
Ach! was hab' ich mir erhandelt?
Leiden, Qual, und Schmerz, und Pein.

Süße Hoffnung, ſenk' hernieder,
ſanft auf Roſenſchwingen Dich,
breite lieblich Dein Gefieder,
ſchöne Göttin, über mich!

(ab.)

Achter Auftritt.

Graf. Antonio. (mit einem Offiziers-Hute.)

Antonio. Wie ich Ew. Exzellenz ſage. Cherubin, iſt im Schloſſe, dies bezeugt ſein Hut.

Graf. Er muß aber ſchon zu Sevilla ſeyn.

Antonio. Zu Sevilla? Ja! wenn Sevilla mein Haus iſt, ſo iſt er dort. Sie ziehen ihn dort als ein Mädchen an.

Graf. Cherubin? Cherubin?

Antonio. Kommen Sie, und überzeugen Sie Sich ſelbſt.

Graf. Das will ich! (beide ab.)

Neunter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin. Und was ſagte der Graf?

Suſanne. Der Zorn und Aerger ſaß ihm auf der Stirn.

Gräfin. Wir müſſen die Sachen wieder in Ordnung bringen. — Wo beſtellte er Dich hin?

Suſanne. Er nannte bloß den Garten.

Gräfin. Wir müſſen ihm einen Ort beſtimmen. Setz Dich, und ſchreib.

Suſanne. (ſetzt ſich.) Ich bin ſchon fertig! — Wir wollen thun, als wenn es der Anfang eines Liedes, auf eine bekannte Melodie wäre, damit es, wenn es der Zufall in andere Hände brächte, nicht verdächtig ſcheint.

Duett.

Duett.

Suſanne. (ſchreibt.) Melodie.
Gräfin. (diktirt.) Angenehme, ſanfte Lüfte —
Suſanne. (ſchreibt.) ſanfte, Lüfte —
Gräfin. (diktirt.) ſäuſeln, um der Liebe Thron —
Suſanne. (ſchreibt.) ſäuſeln um der Liebe Thron —
Gräfin. (diktirt.) Unter jener Roſenlaube, —
Suſanne. (ſchreibt.) Unter jener Roſenlaube —
Gräfin. Und das and're merkt er ſchon!
Suſanne. Ja! das and're merkt er ſchon!

Gräfin. Leg den Brief zuſammen.

Suſanne. Aber womit verſiegeln wir ihn?

Gräfin. Hier! Mach ihn mit dieſer Steckenadel zu. Sie mag die Stelle des Siegels vertreten. Aber — weißt Du was? ſchreib auf den Brief: „**Senden Sie das Siegel zurück.**"

Suſanne. (ſchreibt.) Ein Briefchen — weit luſtiger anzuſchauen, als das Patent des Pagen.

Gräfin. Hurtig! man kömmt.

Suſanne. Es iſt ſchon fertig. (ſteckt den Brief in den Buſen.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Hannchen. Cherubin. (als Bauermädchen angekleidet.) Bäuerinnen. (alle haben Blumenſträußer.)

Chor.

Dieſe ſchönen Blumen tränkte,
früh der Thau auf grüner Flur.
Dieſe ſchönen Blumen ſchenkte,
uns die gütige Natur.

Dieſe Blumen, die wir fanden,
ſchenken wir jetzt wieder Dir.
In die Sträußer die wir wanden,
flochten unſre Herzen wir.

Gräfin. Ich danke euch, lieben Kinder!

Suſanne. (auf Cherubin zeigend.) Wer iſt denn das kleine, artige Mädchen?

Hannchen. Es iſt meine Muhme. Sie will gern auch der Hochzeitfeier mit beiwohnen.

Gräfin. Weil ſie eine Fremde iſt, ſo muß ich wohl *ihren* Strauß vor *allen andern* annehmen? — Komm her liebes Mädchen! (ſie nimmt ihn, und küßt den Strauß.) Sie wird roth? — Suſanne, findeſt Du nicht, daß ſie Aehnlichkeit, mit jemand hat?

Suſanne. O ja! rechte große Aehnlichkeit.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Graf. Antonio. (mit dem Hute.)

Antonio. (ſchleicht ſich ſachte herbei, nimmt Cherubin die Haube ab, und ſetzt ihm den Offiziers-Hut auf.) Sapperment! hab' ich's nicht geſagt? Es iſt unſer Offizier?

Gräfin. Himmel!

Graf. Finden Sie das nicht artig Madame?

Gräfin. Ich bin eben ſo ſehr erſtaunt wie Sie.

Graf. Aber, dieſen Morgen?

Gräfin. Ja. — Wir wollten ihn zu dieſer Feierlichkeit aufkleiden —

Graf. Warum iſt Er nicht abgereiſt?

Cherubin. (nimmt ſeinen Hut trotzig ab.) Gnadiger Herr! —

Graf. Ich werde Seinen Ungehorſam beſtrafen.

Hannchen. Ihro Exzellenz — Sie haben mir ſo oft geſagt, wenn Sie mich umarmten, und küßten: „Hannchen, wenn

Du mich liebſt, ſo will ich Dir geben, was Du willſt.“

Graf. Wer hat das geſagt?

Hannchen. Sie! — Nun bitte ich mir etwas aus. Laſſen Sie mich den lieben Cherubin heirathen, ich hab' ihn recht lieb.

Gräfin. Was ſagen Sie dazu Herr Graf? Jetzt iſt die Reihe an Ihnen.

Antonio. Mädchen! Du haſt einen guten Schulmeiſter, der Dir was artiges lernt.

Graf. (vor ſich.) Es iſt als wenn ſich ein neidiſcher Teufel, in's Spiel gemiſcht hätte, Alles vereitelt meine Anſchläge!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Gnädiger Herr! wenn Sie die jungen Mädchen hier länger aufhalten, dann gute Nacht, Luſtbarkeit, und Tanz.

Graf. Wie kannſt Du an den Tanz denken, da Du Dir dieſen Morgen den Fuß verrenkt haſt?

Figaro. Er ſchmerzt mich auch noch. Es wird aber ſchon gehen. Kommt Kinder! Kommt meine ſchönen Kinder!

Graf. Es war ein rechtes Glück, daß das Erdreich unter'm Fenſter ſo weich war.

Figaro. Ja wohl! — Nun kommt! kommt!

Antonio. Unterdeſſen ritt der Page in vollem Galopp nach Sevillia zu?

Figaro. In Galopp, oder Schritt, — gleichviel! — Glückliche Reiſe! Kommt, ihr Kinder!

Graf. Und Du hatteſt ſein Patent, bei Dir?

Figaro. Ja wohl. — Kommt, ihr Mädchen!

Suſanne. (winkt Figaro.) Hm! —

Antonio. (zu Suſannen.) Laß's nur gut ſeyn! er verſieht Dich doch nicht. Ich behaupte, mein zukünftiger Neffe, iſt ein Lügner. Da ſeh' Er einmal. (führt Cherubin herbei.)

Figaro. Cherubin?

Antonio. Ich denke, er iſt's!

Figaro. Nun? wie pfeift denn der Vogel?

Graf. Er pfeift nicht, er ſagte aber, daß er dieſen Morgen auf die Nelken geſprungen ſei.

Figaro. Sagt' er? — So? — Es kann ſeyn! — Es kann ja ein anderer eben ſo gut geſprungen ſeyn, als ich.

Graf. Wirklich!

Figaro. Warum nicht? darüber will ich nicht ſtreiten. Ich diſputire nie über etwas, das ich nicht gewiß weiß.

(Marſch.)

Finale.

Figaro. Laßt uns marſchiren! — auf! Luſtig!
Gebt euch die Arme! Mädchen! gebt
euch die Arme.
Du Suſanne, mir den Arm.

Suſanne. Da nimm!
(Figaro nimmt Suſannen und Antonio beim Arme, die andern folgen paarweiß, und gehen ab.)

Graf. Man ſehe, wie verwegen! (deutet auf Cherubin, daß er gehen ſoll.)

Gräfin. Ich bin verlegen!

Dreizehnter Auftritt.

Graf. Gräfin.

Graf. Frau Gräfin!

Gräfin. (vor ſich.) Was ſoll ich ſagen?
(laut.) Doppelte Hochzeitfeier —
die Leute freuen ſich —
und zu vermehren,
die unſchuldige Freude, —
Bleiben wir! (ſetzt ſich.).

Graf. Bleiben wir? (vor ſich.) zu ſinnen
auf Rache.
(ſetzt ſich.)

Vier-

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Jäger. (mit Flinten.) **Gerichtsdiener. Bauern und Bäuerinnen. Zwey Mädchen.** (Die den mit weißen Federn geschmückten Brautkranz tragen.) **Zwei andere.** (mit einem weißen Schleier.) **Noch zwei.** (mit Handschuhen und einem Blumenstrauß.) **Figaro und Marzeline. Zwei Mädchen.** (mit weiß geschmückten Kranze, Schleier, Handschuhen, Strauß, für Susannen, welche von Antonio geführt wird.) **Bauernbursche und Bäuerinnen. Antonio,** (führt Susannen zum Grafen, welche niederkniet, damit ihr derselbe den Kranz aufsetze.) **Figaro,** (führt Marzellinen zum Grafen, in eben der Absicht.) **Bartholo** (beschließt den Zug, mit einem großen Blumenstrauß an der Brust.)

Chor.

Ihr Liebenden bringet,
jetzt herzlich und gern,
den Dank voller Freude
dem gütigen Herrn.

Er hat seinem Rechte,
ſo edel entſagt,
unſchuldig bekömmt nun,
der Bräut'gam, die Braut.

Suſanne. (welche vor dem Grafen kniet, zupft ihn während den letzten Worten des Geſangs am Kleide, und zeigt ihm das Brieſchen. Darauf greift ſie nach der Seite der Zuſchauer, nach dem Kopfe, wo ſie dem Grafen, welcher thut, als befeſtige er den Kranz, das Brieſchen giebt.)

Graf. (ſteckt es hurtig in den Buſen.)

Suſanne. (ſteht auf und verneigt ſich.)

Figaro. (empfängt ſeine Braut von dem Grafen, und führt ſie zu Antonio.)

Marzeline. (ſteht auf.)

Barthelo. (empfängt ſie von der Hand der Gräfin.)

Graf. (öffnet das Brieſchen, ſticht ſich in den Finger, ſchnickelt mit der Hand, und ſaugt das Blut.)

Verteufelte Gewohnheit!
zu allem, was auch nur die Weiber machen,
gebrauchen ſie die Nadeln.

Figaro. (der alles bemerkt hat, zu Suſannen.)
Ha! ich muß wirklich lachen,
der Herr Graf, erbrach ein Liebesbrieſchen,
und ſtatt eines ſchönen blauen Siegels,
fand er eine Steckenadel!

Graf. (lieſt und küßt das Brieſchen. Er ſieht die Aufſchrift, ſucht die Nadel, am Boden, findet und ſteckt ſie auf den Aermel.)

Suſanne. (geht weg.)

Graf. Nun lieben Freunde, ich nehm' an eurer Freude,
ſehr großen Antheil, und ich wünſche,
daß ihr euch recht luſtig macht, noch heute,
dies frohe Feſt zu feiern, mit Tanzen, mit Singen.
Eſſen, Trinken und was ihr braucht,
ſoll man euch bringen,
und auf meine Koſten, ſollt ihr's erhalten.
(ab.)

(Der Chor wird wiederholt.)

(Marſch.)

Vierter Aufzug.

(Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Hannchen. (hernach) **Figaro** und **Marzeline.**

Hannchen. Ach! verloren — meine Nadel! —
Ach! wo ſuch', und find' ich ſie?
Und ich ſehe — meine Muhme —
ſie zu ſprechen, auch nicht hier.
(ſucht auf der Erde.)

Figaro. (kömmt.) Was ſuchſt Du?

Hannchen. Ich habe etwas verloren.

Figaro. Was denn?

Hannchen. Eine Stecknadel. Der gnädige Herr gab ſie mir, ich ſollte ſie Suſannen geben.

Figaro. Suſannen? eine Steckenadel? ([illegible].) Du treibſt in Deinen Jahren ſchon ein artiges Handwerk! — (faßt ſich.) Alles was Du machſt, machſt Du gut.

Hannchen. Warum iſt Er denn ſo böſe?

Figaro. Es war ja mein Spaß. Warte! (thut als wenn er auf der Erde ſuchte, und nimmt eine Steckenadel von Marzellinens Anzuge.) Sieh! da hab' ich die Nadel, die Dir der Graf für Suſannen gab. Sie diente ſtatt des Siegels, an einem Briefchen? Du ſiehſt, ich weiß alles.

Hannchen. Aber warum fragt Er mich, wenn er alles ſo gut weiß?

Figaro. Weil ichs wiſſen möchte, wie es der gnädige Herr machte, als er Dir den Auftrag gab.

Hannchen. Je nun! er ſagte: „Da liebes Hannchen, gieb der liebenswürdigen Suſanne, dieſe Nadel und ſag ihr: es ſei das Siegel der Roſenlaube.“

Figaro. Aha! der Roſenlaube!

Hannchen. Aber er ſagte auch noch: „nimm Dich in Acht, daß Dich niemand ſieht.“ Er muß ja niemanden etwas ſagen.

Figaro. Keiner Seele.

Hannchen. Adieu! lieber Vetter! — Erſt zu Suſannen, hernach zu Cherubin. (läuft hüpfend ab.)

Zweiter Auftritt.

Marzeline. Figaro.

Figaro. Mutter!

Marzeline. Mein Sohn?

Figaro. Ich bin des Todes!

Marzeline. Sei nicht ſo argwöhniſch. Sieh Dich vor, ehe Du etwa zu raſch zu Werke gehſt.

Figaro. Ach! die Nadel, Mutter, war eben dieſelbe, die er aufhob.

Marzeline. Wenn auch das iſt, ſo kannſt Du doch nicht wiſſen — — —

Figaro. Ich weiß den Ort der Zuſammenkunft —

Marzeline. Was willſt Du machen?

Figaro. Das ganze männliche Geſchlecht will ich rächen! (geht heftig ab.)

Dritter Auftritt.

Marzeline.

Das muß Suſanne wiſſen. — Sie iſt ſo artig, ſo gut, und ganz gewiß, ſie iſt auch unſchuldig. — Jedes Weib iſt verbunden, ihrem Geſchlechte beizuſtehn, welches nur allzugewöhnlich von dem männlichen Geſchlechte, unterdrückt, und ohne Urſach beleidigt wird.

Arie.

Kein Thier, auf dieſer Erde,
verfolgt ſein Weibchen ſo.
Beim Lämmchen liegt das Schäfchen
vergnügt, zufrieden, froh.

In unwirthbaren Wäldern,
in Wüſten, öden Feldern,
lebt friedlich mit dem Weibchen
ein jedes wildes Thier.

Allein nur unter Menſchen,
ſind Männer die Tirannen,
die Menſchlichkeit verbannen,
aus ihrer harten Bruſt!

(ab.)

Vierter Auftritt.

(Garten.)

(Im Vorgrunde, zwei gegen einander überſtehende Pavillions.)

Hannchen. (mit Früchten, und Gebackenem.)

Im Pavillion, linker Hand? — Das iſt hier. — Wenn er aber nicht käm? Die groben Bedienten! Kaum daß ſie mir ein paar Früchte, und ein wenig Gebackenes gaben. — „Für wen Mamſell?“ — „Es iſt für jemanden meine Herren! Der gnädige Herr will ihn nicht wiederſehen, und ich kann ihn gar nicht oft genug ſehen.“ — Das koſtete mir einen Kuß. Hm! Vielleicht giebt er ihn mir wieder. Still! es kömmt jemand. (läuft in den Pavillion linker Hand.)

Fünfter Auftritt.

Figaro. (in einen Mantel gehüllt.) **Bartholo. Baſilio. Arbeitsleute.**

Figaro. Das war Hannchen. Wer kömmt da?

Baſilio. Wir ſind's, die Ihr beſtellt habt.

Bartholo.

Barthole. Wozu dieſe fürchterlichen Anſtalten?

Figaro. Ihr werdet hier bald, in jener Roſenlaube, ein Feſt feiern ſehn, welches der gnädige Herr mit meiner ehrbaren Suſanne begehen will.

Baſilio. Aha! ich verſtehe! (vor ſich.) Er iſt mit ihr ohne mein Zuthun einig geworden.

Figaro. Haltet euch in der Nähe, und wenn ich rufe, und das Signal gebe, ſo kommt herbei. (mit den Arbeitsleuten ab.)

Sechſter Auftritt.

Barthole. Baſilio.

Baſilio. Er hat den Teufel im Leibe!

Barthole. Was mag er vor Urſachen haben, ſich ſo zu betragen?

Baſilio. Keine! Von der Welt keine! Suſanne gefällt dem Grafen, er ihr. Sie ſind einig geworden. — Ein Rendez-vous, — und Figaro will's nicht zugeben. Das iſt alles.

Barthole. Iſt das nicht genug?

Baſilio. Noch lange nicht, um ſich einen großen Herrn zum Feinde zu machen. Mit ſolchen Leuten muß man nicht ſpielen wollen, die gewinnen allezeit.

Arie.

Einſt in meinen jungen Jahren,
war ich feurig, war ich wild!
Damals war ich unerfahren,
noch ein Narr, der jetzt nichts gilt.

Mit der Zeit nach tauſend Schrecken,
kam Frau Kaltſinn, nach und nach,
und die trieb den bunten Gecken
Eigenſinn, aus Dach und Fach.

Dieſe gute Dame führte,
mich an eine kleine Hütte,
die ſie mit dem Stab berührte; —
Das iſt ſo der Feen Sitte!

Giengs, und ließ mich auf der Stelle
ſteh'n bei einem Eſelsfelle,
das ſchnell aus der Mauer ſprang.

Als ich gedankenvoll,
ſtand bei dem Felle,
wurde der Himmel ſchnell,
über mir ſchwarz.

Donner, und Hagel ſchlug,
mächtig hernieder.
Zitternd bedeckte
ich meine Glieder,
ſchnell mit der Eſelshaut,
die vor mir lag.

Kaum war der Sturm vorbei,
Donner und Regen,
kömmt mir ein ſchrecklich Thier,
wüthend entgegen,
öffnet den Rachen,
will mich zerreiſſen,
was war da zu machen?
Ich gab mich ſchon drein.

Doch die Gerüche,
von meinem Kleide,
zeigten auch ſattſam,
von meiner Weide,
Eſelsfleiſch ſchmeckt nicht gut,
dachte das Thier.

Und dies will nun ſagen,
man kann es wagen,
bei allen Gefahren,
ſich zu verwahren,
ſich zu bedecken,
mit Eſelshaut.

(gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Figaro.

Rezitativ.

Alles iſt bereit. — Nun bald wird die
Treuloſe kommen. —
Ich höre gehen. —
Wer iſt es? — 's iſt niemand. — Ja!
ich irrte mich. —
Hier bin ich nun zu ſehen ..
als einer, der Geſchäfte
eines Ehemanns treibt. —
Treuloſe! die ich liebte,
und die ich nie betrübte,
für die ich voll Vergnügen, ja ſelbſt mein
Leben,
ganz willig, hätte hingegeben.
Ach! Suſanne! Suſanne!
was leid' ich Deinetwegen!
Ich bin, ich bin betrogen! —
Ach! Deine Blicke logen! —
O! — Weiberblicke lügen? —
Ja, ſie ſind alle treulos! — Alle betrügen!

Arie.

Arie.

Ach! öffnet eure Augen,
betrog'ne, arme Männer! —
die Weiber alle taugen,
nur zu Betrug, und Liſt.

Ihr nennet ſie zwar Engel,
doch ſind ſie voller Mängel.
Sie kennen keine Tugend,
als nur Betrug, und Liſt.

Sie gleichen den Sirenen
und locken gar zu ſchön.
Verlanget dieſe Schönen,
doch nimmermehr zu ſehn!

Sie gleichen von weiten,
dem Irrlicht auf Halden,
beweget von Lüften,
genähret von Düften.

Sucht den lockenden Schönen,
doch ja zu entgehen.
Sie gleichen Kometen
voll Unglück, zu ſehen.

Sie wiſſen zu heucheln,
ſie können euch ſchmeicheln;
ſie wiſſen zu lügen,
ſie können betrügen
und lachen uns aus.
Verſuch es ein jeder,
er wird es wohl ſehn!

Achter Auftritt.

Figaro. Marzeline. Gräfin. (als Suſanne.) Suſanne. (als Gräfin gekleidet.)

Suſanne. Marzeline ſagte mir, Figaro werde auch kommen.

Marzeline. Ja! er kömmt gewiß. Nicht ſo laut! — —

Suſanne. Alſo einer kömmt zu horchen, der andere, um uns aufzuſuchen.

Marzeline. Ich will mich verbergen, (geht in den Pavillon, in welchem Hannchen iſt.)

Neunter Auftritt.

Figaro. Gräfin. Suſanne.

Suſanne. Sie zittern? — Sie frieren doch nicht, gnädige Frau?

Gräfin. Die Nacht iſt ſo kühl!

Suſanne. Wir kommen ja, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Figaro. (vor ſich.) Friſche Luft? — Ja, ich kenne dieſe friſche Luft!

Suſanne. (zur Gräfin.) Sollte er etwa in der Nähe ſeyn, ſo will ich mich auf ſeine Unkoſten luſtig machen, um ihn, für ſein Mißtrauen gegen mich, zu beſtrafen.

Rezitativ.

Ach! nach dem Augenblicke,
ſchmacht' ich, der meinem Glücke,
mich endlich näher bringt! — Ach, ängſtlich bebet,
klopfet hier, und ſtrebet,
ängſtlich, ach ängſtlich das Herz mir im Buſen.
Wo weileſt Du, Du meines Herzens Freude?
Allein ſind wir hier beide.
Ach komm doch bald, und raube,
den ſüßen Liebeskuß, mir, in der Roſenlaube!

Arie.

Komm doch nur Beſter, und zaudre nicht länger,
mir wird vor Sehnſucht, immer nur bänger.
Komm nur, der Mondſchein entdeckt nicht die Tritte.
Alles ſchläft ruhig. Wer ſtöhrt Deine Schritte?

Hör doch das Murmeln, des Waſſerfalls, Lieber!
ſchwirren die Lüftchen nicht ſanfter hinüber?
Sanfter umfächelt jetzt Zefir die Blüten,
Alles iſt ruhig, und alles in Frieden.
Laß mich doch Geliebter, nicht länger dich miſſen,
Komm eile entgegen, den ſchmachtenden Küſſen!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Cherubin.

Figaro. (vor ſich.) Ein treflicher Schatz! Ein wahres Kleinod von meiner Braut!

Cherubin. (kömmt.) Lalalala!

Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz!

Gräfin. Das iſt Cherubin!

Cherubin. Da iſt jemand. Ich muß ſehen, ob ich Hannchen — Aha! da iſt ein Frauenzimmer. — Wenn ich recht ſehe — der Hut, die Federn drauf! — ja! 's iſt Suſanne.

Gräfin. Wenn jetzt der Graf käm, ich wär verloren!

Eilfter Auftritt.

Vorige. (hernach) der Graf.

Finale.

Cherubin. Still! ich muß mich ihr nur nahen.
Ja! ſie iſt es ganz gewiß.

Gräfin. Käm der Graf, ich wär verloren.
Welch ein Zufall iſt doch dies!

Cherubin. (zu der Gräfin.) „Ach!“ Suſannchen! — Keine Antwort?
Jetzt hab' ich in meinen Händen,
Deine weiche Schwanenhand!
(nimmt die Gräfin bei der Hand.)

Gräfin. (macht ſich los.) So verwegen! ſo vermeſſen!
Was willſt Du mit meiner Hand?

Cherubin. Dürft ich küſſen, dürft ich drücken,
Deine weiche, ſchöne Hand!

Graf. (kömmt und nähert ſich.)
Ganz gewiß, das iſt Suſanne!

Figaro.
Suſanne. (jedes vor ſich.) Sieh da kömmt der Vogelſteller!

Cherubin. Liebchen ſei doch nicht ſo grauſam!

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Ja! ſie ſpricht mit einem andern.
Ja! ein andrer ſteht bei ihr.

Gräfin. Leute ſind hier in der Nähe.

Cherubin. (ergreift wieder ihre Hand.)
Nur ein Küßchen und ich gehe.

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Ja! das iſt des Pagen Stimme!

Gräfin. Einen Kuß? Wie kannſt Du's wagen?

Cherubin. Warum ſollte ich's nicht wagen,
Da der Graf es wagen darf?

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Gräfin.
(jedes vor ſich.) Wie verwegen!

Cherubin. Heute hört' ich's
bei Dir hinter Deinem Stuhle.

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Gräfin.
Wenn er wüßte, daß ich's hörte,
ſpräch er wahrlich nicht davon.

Cherubin. Nur ein Küßchen! (will die Gräfin küſſen. Der Graf tritt aber dazwiſchen, und bekömmt den Kuß.)

Cherubin.
Gräfin. Himmel! der Graf iſt's.

(Cherubin ſchleicht ſich in den Pavillon, in welchen Hannchen gegangen iſt.)

Figaro. Still! ich muß mich doch nähern!

Graf. (glaubt Cherubin eine Ohrfeige zu geben, giebt ſie aber Figaro, der ſich genähert hat.)

Willſt Du denn nicht wieder küſſen?
Hier nimm dieſen Wechſelkuß!

Figaro.
Suſanne.
Gräfin.
Graf.

Bin ich nicht recht zu beklagen?
Ha! der wird's nicht wieder wagen,
ſich zu rauben einen Kuß!

Zwölfter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne. Figaro.

Graf. Ich habe das Vergnügen,
allein bei Dir zu bleiben.

Gräfin. Sie haben mich verſtanden.
Sie machen glücklich mich!

Figaro. Iſt das nicht ein liebes Bräutchen!
Wie zärtlich liebt ſie mich!

Graf. Nur her Dein weiches Händchen.

Gräfin. Hier iſt es ſchon!

Figaro. Das
Graf. o!
Liebchen!

Graf. So weich, und zart wie Seide,
ſind dieſe Händchen beide!
Ich fühle, und empfinde
Der Liebe Zauberreitz.

Suſanne.
Gräfin.
Figaro.
Wie zärtlich, wie empfindſam,
weiß nicht der Graf zu ſprechen,
wenn er von Liebe ſpricht!

Graf. (ſteckt der Gräfin einen Ring an den Finger.)
Nimm dieſen Ring und ſchenke,
mir Deine Liebe, Beſte!
trag ihn am heut'gen Feſte
als Siegeszeichen gern.

Gräfin. Gewiß ich will ihn tragen,
als Siegeszeichen gern.

Figaro.
Gräfin.
Suſanne.
Ja! ich muß wirklich ſagen,
die Sache geht recht gut!

Gräfin. Mir däucht, ich ſehe Fackeln?
man könnte uns hier ſehn.

Graf. Komm, laß zur Roſenlaube,
uns, beſtes Mädchen, gehn.

Figaro. Es geht ja ſo behende.
Suſanne. Das hätt' ich nicht gedacht!
Gräfin. Und iſt es nicht zu dunkel?
Graf. Wir haben nichts zu leſen.
Die Lieb' iſt keine Feindin,
von Dunkelheit und Nacht!
Figaro. Nun muß ich mich hier rühren,
ſonſt Ehre gute Nacht!
Suſanne. Der Graf kann demonſtriren,
Gräfin. Das hätt ich nicht gedacht!
Graf. Wer geht hier?
Figaro. (geht ſtark vorüber.) Es ſind Leute!
Gräfin. 's iſt Figaro! ja! ja!
Graf. So geh' nur, ich komme nach! (ab.)
(Die Gräfin geht in den Pavillon rechter Hand.)

Dreizehnter Auftritt.

Figaro. Suſanne.

Figaro. Alles ruhig, alles ſtille,
deck, mit deiner ſchwarzen Hülle,
Nacht o Freundin aller Diebe,
und Beſchützerin der Liebe,
meines Hauptes Hörnerſchmuck!

Suſanne. He! Figaro! iſt Er es? —

Figaro. Ha! ja! Das iſt die Gräfin.
Sie kommen ſehr gelegen,
und zwar, nicht meinetwegen; —
Der Graf, und meine Schöne,
genieſſen froh der Liebe,
und denken nicht an uns!

Suſanne. (vergißt die Stimme zu verändern.)
Still! ſachte muß Er ſprechen.
Wir wollen uns ſchon rächen,
wenn es Ihm ſo beliebt.

Figaro. (vor ſich.) Suſanne? (laut.) uns rächen?

Suſanne. Ja!

Figaro. Alſo — wie aber, uns rächen?

Suſanne. (vor ſich.) So vor der Hochzeit, das wär ſchön! —
Was gäb ich nicht darum.
(vor ſich.) Du ſollſt bald mit Verwundrung ſehn,
Suſanne iſt nicht dumm.

Figaro. (affektiert.) Ach! gnädige Frau, ich wage —

Suſanne. Ach! mir fehlt ſchon die Sprache!

Figaro. (fällt nieder.) Sie ſehn zu Ihren Füßen,
mich zärtlich überfließen,
Und Ihr: Ja! in Wonneküſſen,
machte, ach! unſterblich mich.

Suſanne. Wie mein Herz ſo ängſtlich klopfet!
wie meine Hand mir bebet.

Figaro. Wie die Hand mir ängſtlich zittert,
und wie mir mein Herze bebt!

Suſanne. Hat Er auch überleget? —

Figaro. Was ſich im Buſen reget?
Was ich für Sie empfinde?
Ach! her, die Hand geſchwinde!

Suſanne. (nimmt ihre natürliche Stimme an, und giebt ihm eine Ohrfeige.)
Hier! Das iſt meine Hand.

Figaro. (ſpringt auf.) Was iſt das?

Suſanne. (ſchlägt immer zu.) Noch eine! und da noch eine!
und noch ein Dutzend!

Figaro. Nun, höre auf zu ſchlagen!

Suſanne. Das alles that die Liebe,
durch meine Schwanen-Hand.

Figaro. Ei, Du liebſt mich ſehr handgreiflich!
mein Kind, ich danke Dir.
Suſanne. Ja den Beweiß der Liebe,
den haſt Du nun von mir!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. (hernach) der Graf.

Figaro. (kniend.) Könnt' es Beſte Dir gereuen,
dem Geliebten zu verzeihen,
der ewig, ewig, treu Dich lieben wird?
Suſanne. Ewig? ewig?
Figaro. Ja! ganz gewiß, auf ewig!
Suſanne. Nun, ſo ſei es wieder Friede,
ich vergebe willig Dir.
Figaro. Du vergiebſt ja willig mir.
Graf. (kömmt.) Nein! ſie war nicht in der Roſenlaube.
Figaro. **Suſanne.** Still! Das iſt des Grafen ſeine Stimme.

Graf. (öffnet den Pavillion, in welchen die Gräfin gegangen iſt und ſpricht hinein.)

Hm! Suſanne! — Wo biſt Du? — Sie hört nicht! —

Suſanne. Herrlich! herrlich! er hat ſie nicht erkannt.

Figaro. Wer?

Suſanne. Die Gräfin.

Figaro. Die Gräfin?

Suſanne. Die Gräfin.

Figaro. Still! wir wollen die Augen ihm öffnen,
Suſanne. Daß er ſeine Geliebte bald ſieht.

Figaro. (fällt nieder.) Ja! gnädige Gräfin! ich liebe Sie innig.

Graf. Was? die Gräfin? — und ich bin ohne Waffen?

Figaro. Ach! wie glücklich macht mich jezt Ihre Liebe!

Suſanne. Ich muß geſtehn — ich fühle Liebe.

Graf. Ihr Geliebter?

Suſanne. So komm mein Geliebter,
Figaro. So komm meine Liebe,
Liebe winkt uns zur Laube nun hin.

(gehen nach dem Pavillion, linker Hand.)

Graf. Eilig! Leute! bringet Fackeln!
(Suſanne geht hinein.)

Figaro. (mit verſtellter Furcht.) Der gnädige Herr! ach! o weh mir!

Graf. Eilig Leute! bringet Fackeln!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Antonio. Baſilio. Bartholo. Don Gusmann. Arbeiter (mit Fackeln, hernach) Cherubin. (dann) Hannchen. Marzeline. (endlich) Suſanne.

Antonio.
Baſilio. He! was gieb't's da?
Graf.

Graf. Hier, dieſer Bube,
hat mich betrogen, hat mich beſchimpft.
Er verdient den Tod!

Antonio. Ei! das wird vortreflich werden!
Baſilio. Mißlich ſieht es um ihn aus!
Figaro. Ha! ich lache alle aus!

Graf. (greift in den Pavillion linker Hand, und zieht den ſich ſträubenden Pagen heraus.)

Heraus! nicht geweigert,
o zärtliche Gräfin!
Ich will Ihnen geben,
die ſchönſte Belohnung. —
Der Page! —

(Nach dem Pagen, kommen Hannchen, Marzeline, und endlich Suſanne heraus, welche den Fächer vor die Augen hält, und ſich nebſt Figaro, und nach, und nach, auch die Andern, dem Grafen zu Füßen wirft.)

Antonio. Meine Tochter!

Figaro. Meine Mutter!

Alle. Die Gräfin!

Graf. Wie ſoll ich beſtrafen, dies treuloſe Weib?

Suſanne. Verzeihung! Verzeihung!

Graf. Die iſt nicht zu hoffen.

Alle. Vergebung! Vergebung!

Graf. Nein! nein! nein! nein! nein!

Gräfin. (kommt aus dem Pavillon rechter Hand.)
Auch ich, will mit bitten:
Vergebung! Vergebung!
(will niederknien.)

Graf. (läßt es nicht zu.) O Himmel! was ſeh ich?
Baſilio. Die Gräfin? er bebet?
Bartholo. O Schande! ich bebe,
vor Aerger und Scham!

Graf. (bittet.) Ach Gräfin! Verzeihung!

Gräfin. Ich werde gar willig,
und gern verzeihen.

Alle. Wir werden, wie billig,
darüber, uns freuen.

Chor.

Welche Freude, an dem Tage,
der voll wunderbarer Dinge,
brachte Leid, und brachte Klage,
und ſich endlich fröhlich ſchließt!
Nun zum Tanze, nun zum Spiele!
überlaßt euch dem Gefühle,
das die holde Freude ſchenkt,
ſeyd vergnügt, und lacht und ſcherzt!

Der

betrogene Geizige;

oder:

Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Eine
nach dem Italieniſchen
freibearbeitete
komiſche Oper in drei Aufzügen.

von

C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Paiſiello.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Doktor Tulipan.

Korille. }
ſeine Mündel.
Roſa. }

Graf von Belprata.

Don Anſelmo, Rittmeiſter.

Raggiro, Famulus des Doktors.

Bedienten.

Erſter Aufzug.

(Ein großes Zimmer mit Seitenthüren.)

Erſter Auftritt.

Korille. Roſa. Graf. Raggiro.

Quartett.

Roſa. Still! nur ruhig, kein Getümmel!
Raggiro. Ach! verhüte doch der Himmel;
daß der Doktor hier Sie hört!

(Sie gehen nach der Thür, und ſehen zu, ob jemand kömmt.)

Korille. Sie iſt von Adel nicht, iſt nicht von Stande,
für die Ihr Herz, Herr Graf, jetzo entbrannte.
Mich reizt nicht eitler Prunk, reizen nicht Kleider.
Laſſen Sie mich, Herr Graf, gehen Sie weiter.
Ich bin zufrieden, mich lockt kein Titel nicht,
was ich nicht habe, verlang' ich nicht.

Graf. Weh mir! Du glaubſt es nicht, was ich Dir ſchwöre:
daß ich auf ewig nur Dir angehöre?

Korille. Schwüren der Liebe glaube ich nicht!

Graf. Grauſame! hörſt mich nicht, kennſt nicht die Triebe,
kennſt nicht die ſchwere Pein leidender Liebe.
Du biſt gefeſſelt von andern Banden,
glaubſt Du, ich habe Dich nicht verſtanden?
O! ich verſteh es wohl! —
Nun, will gehen. —

Graf. / **Korille.**
Nicht mehr Dich ſehen,
iſt das Beſte, denn die Liebe,
necket die Verliebten nur!

Roſa. / **Maggiro.**
Liebeszank und Regenſchauer
waren nie von langer Dauer.
Morgen ſind ſie wieder einig,
ſchwören ewig Liebe ſich.

Graf. Und nun geh' ich!

Korille. Ha! er gehet!

Beyde.
Es iſt ſicher! —
Er, will täuſchen, mich betrügen.
Sie will täuſchen, mich betrügen.
Sich wie {ſeine / ihre} Augen lügen!
{Ungetreuer / Ungetreue} ſchweige ſtill!

Zwei-

Zweiter Auftritt.

Roſa. Raggiro.

Raggiro. So geht's! — Es giebt, glaub' ich, kein wunderbareres Völkchen in der Welt, als die Verliebten. Bei dieſen wechſeln Sonnenſchein und Regen geſchwinder, als im Kalender. Kaum denkt man: Das iſt doch auch eine Einigkeit und eine Liebe unter den Leuten, daß man ſeine Freude daran ſieht! ſo zanken ſie ſich ſchon wieder.

Roſa. Meine Schweſter muß doch Vermuthungen haben —

Raggiro. Ach! Ein Wort, ein Blick, und der ſchöne Pallaſt ſteht in Flammen!

Roſa. Sie werden ſchon wieder einig werden.

Raggiro. Das denke ich auch. — Ich habe in meinem Leben dergleichen Zufälle oft geſehen und ſelbſt gehabt. Als ich mit dem Herrn Doktor auf Reiſen war, ventre-bleu! da habe ich geſehen — diable et dieu! wie gieng das zu Paris zu! — Und nicht allein in Paris, ſondern in allen Städten, Flecken, Kaſtellen, Dörfern und Winkeln, welche unſre wallenden Füße betraten. Zu Orleans hatte ich ein Mädchen — Mademoiſelle! ein Mädchen! O mon dieu! ein wahres überirrdiſches Inkarnat. Sie hatte ſchon drei bis viermal italieniſchen Malern zu einer Madonna geſeſſen —

Roſa. Wirklich?

Raggiro. Auf ihre Ehre, denn dabei, hat ſie mir es verſichert.

Roſa. Nun? und das war Seine Geliebte?

Raggiro. Das war ſie.

Roſa. Es war aber wohl ihr Ernſt nicht?

Raggiro. Warum nicht?

Roſa. Hm! ein Mädchen welches ſo ſchön war, welche Maler zu einer Madonna um ihre Reize plünderten — in Ihn verliebt?

Raggiro. Kömmt Ihnen das ſonderbar vor?

Roſa. Ich kann's nicht läugnen; ein wenig ſtark.

Raggiro. Ei! Sie müſſen wiſſen, daß ich damals ein wahrer Adonis war. — Freilich die vielen Fatiken, Hunger und Kummer in des Doktors Hauſe haben mich ein wenig decolorirt und haben meine Reize in Dekadenze gebracht, aber, trotz dem allen, bin ich doch wohl noch immer ein Kerl, in den man ſich zur Noth verlieben kann.

Roſa. Je nun ja, — zur Noth! —

Raggire. Und damals, war ich, ohne mich zu rühmen, einer der eleganteſten fremden Pläſants in der bonne ville de Paris. Deswegen verliebte ſich auch die artige Nannette, — ſo hieß meine Schöne, — ſogleich in mich. Es war eine ſchöne mondhelle Nacht, als wir zuſammen in einer Laube ſaßen und ein Lied ſangen, in welchem die Empfindungen des Dichters und Kompeniſten zuſammen geſchmolzen zu ſeyn ſchienen. Da drukte ſie mir ſanft die Hand und ſtammelte: ich liebe Dich! — Ich warf mich wonnetrunken vor ihr nieder, ſchwur ihr ewige Liebe, und — den andern Tag, zankten wir uns ſchon. Aber es verſteht ſich, daß wir bald wieder einig wurden. Ach! eine ſolche Verſöhnungsſzene! mon dieu! — Die Sonne nach einem Ungewitter! — Und ſo, denke ich, wird's mit Ihrer Demoiſelle Schweſter und mit dem Herrn Grafen, auch werden. Sie wird ſchon in ſich gehen.

Roſa. In ſich gehen? Sie ſoll doch nicht etwa gar wieder den Erſten Schritt thun? — Das wäre ſchön! — So ſollte mir Don Anſelmo kommen! — Machte er nicht ſelbſt die Einleitung zur Verſöhnung, und zwar bald, denn mehr als höchſtens drei Tage, gäb ich ihm nicht Zeit, ſo hätte ich den vierten Tag, einen andern Liebhaber. Die Herren müſſen nicht glauben, daß ſie uns unentbehrlich ſind. Es giebt ſolche Motten genug, welche um die Strahlen unſerer feurigen Augen ſo lange fliegen, bis ſie ſich die Flügel verſengt haben.

Raggiro. Ja wohl! leider! Ich weiß, wie mir's gegangen iſt. Das Herz bricht mir, wenn ich nur daran denke!

Roſa. Aber, ſag Er mir doch nur, wie will Er denn den Grafen im Hauſe verborgen halten?

Raggiro. Das weiß ich ſelbſt nicht. — Ich denke immer, das Luſtſpiel, wird ſich noch in eine Tragödie verwandeln, denn wenigſtens, ſchlägt mir der Herr Doktor Arme und Beine entzwei, wenn er des Grafen Aufenthalt hier ahndet.

Roſa. Je nun! Er muß denken, daß Er der Göttin der Liebe einen Dienſt thut, wenn Er ihren Kindern beiſteht, und ſie wird Ihm denſelben gewiß vergelten.

Raggiro. Gebe es der Himmel! Dergleichen Beſchäftigungen, ſo ſinnreich ſie auch oft ausgeführt werden, werden mehrentheils ſehr ſchlecht belohnt.

Roſa. Und wie will Er denn Wort halten, und mir meinen geliebten Anſelmo zu ſprechen verſchaffen?

Raggiro. Noch dieſen Morgen, vielleicht in wenig Augenblicken, ſoll Ihnen der Doktor ſelbſt erlauben mit ihm zu ſprechen.

Roſa. Wie iſt das möglich?

Raggiro. Daß es möglich iſt, ſollen Sie wohl ſehen; — aber, was wird es helfen? — Vergeſſen Sie denn die Klauſel im Teſtamente Ihres ſel. Herrn Vaters: „daß Sie keinen Mann heirathen ſollen, der nicht Ihrem Vormunde dem Herrn Doktor anſtändig iſt?“ Und ſagen Sie mir: wo mag wohl der Mann zu finden ſeyn?

Roſa. Das wird ſich ſchon geben, wenn nur Anſelmo erſt hier wär.

Raggiro. Er zahlt dem Doktor für einen Monat Hausmiethe 100 Skudi, läßt ſich kurieren, und — (ſieht durch das Fenſter) dort bringen ſie ihn ſchon in einer Sänfte getragen. Nun muthig Mademoiſelle, und verrathen Sie ſich nur nicht ſelbſt. (ab.)

Dritter Auftritt.

Roſa.

— — Alſo kömmt er? — Aber was wird er ſagen? Er wird fragen, warum ich ſeine Briefe nicht beantwortet habe. Das war nun freilich ein wenig nachläßig von mir, — aber, was hilft's? Geſchehen, iſt geſchehen. — Ich muß mich nun aus der Verlegenheit ziehen, ſo gut ich kann, und das wird mir, denke ich, ſo gar ſchwer eben nicht werden. Denn, wovon könnten wir die Männer nicht überzeugen? Sie haben nur Schwüre, aber uns verſagt die gütige Natur im Fall der Noth, gewiß die Thränen nie.

Vierter Auftritt.

Roſa. Doktor und **Raggiro** (führen den verſiellt kranken) **Don Anſelmo** (herein.)

(**Raggiro** ſtellt einen Stuhl vor **Anſelmo** mitten auf's Theater, worauf ſich derſelbe ſetzt.)

Terzett.

Doktor. Nur Gedult! — Nur ſachte! ſachte!
Anſelmo. Ach! Ach! ich verſchmachte!

Roſa. Alle Glieder zittern mir!
Außer mir bin ich vor Schrecken!
Doktor. Und wo fühl'n Sie denn Schmerzen?
Anſelmo. Ach! o weh! Hier muß es ſtecken.
Ach! wie klopft's in meinem Herzen!
Ach! wie tobt wie brennt es hier!
Doktor. Nur Courage! Nur Courage!
Raggiro. Ja, Sie ſind in guten Händen.
Roſa. Ihre Krankheit wird ſich enden,
ruhig, und nur nicht verzagt.
Raggiro. Er wird Ihre Krankheit enden,
ruhig, und nur nicht verzagt.
Doktor. Ihr Malheur will ich ſchon enden,
Ihr Malheur! nur nicht verzagt.

Doktor. Seyn Sie nur unverzagt, Monſieur! Das Glück hat Sie zum Doktor Tulipan geführt, zu einem Manne, der ſans vanité! dem Hippokrates und Galen aufzurathen gäb, wenn ſie noch in rerum natura exiſtirten. — Wo fehlt's denn? Was iſt Ihnen? — Reden Sie nur franchement und ohne diſſimulation.

Anſelmo. Ich will Ihnen — Ach! ach! wie iſt mir! ach! — ich will Ihnen — o weh! wie ſticht's! — Mein armes Herz! — ich will — ach! — den Monat 100 Skudi — (giebt ihm eine Börſe.)

Doktor. Schon recht, gnädiger Herr! — Erklären Sie ſich nur deutlicher, s'il vous plait.

Anſelmo. Ach! Herr Doktor — ein nagender Wurm — Wie er frißt! — Ach! ach! Hier! Hier muß er ſeyn! (legt des Doktors Hand auf die Bruſt.)

Doktor. Hier ſteckt alſo das Malheur?

Anſelmo. Hier, Herr Doktor.

Doktor. Recte! — Niederſchlagende Mittel können nicht ſchaden. — Alſo: recipe —

Roſa. Wie ſchlägt der Puls Herr Doktor?

Doktor. Wie ein Hammer. — Hu! das pecht und klopft! — Immer heftiger! — Schlimme Symptomen! — Videtur imminere morbus acutus. Alſo, ein Wurm nagt hier?

Anſelmo. Ja — ein Wurm.

Doktor. Weil Sie die Biſſe des Wurms fühlen, ſo iſt ausgemacht, daß er Zähne, ſehr ſcharfe Zähne, haben muß. Wenn ich Ihnen alſo etwas eingebe, daß dem Wurme die Zähne ausfallen, ſo muß er auch aufhören zu beißen. Nicht wahr? — — Ich eile, ſogleich das herrliche Medikament zu holen, welches dem verdammten Wurme die Zähne ausbeitzen ſoll. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Roſa. Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Meine Theuerſte! wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich bin ich, Dich in meine Arme zu ſchlieſſen und Dir ſagen zu können, daß mein Herz nur für Dich ſchlägt, und daß ich Dich nie verlaſſen werde. — Mein! mein! welch' eine Seligkeit liegt in dieſen Worten!

Roſa. Anſelmo! — Mein Geliebter! Ewig die Deinige.

Raggiro. Da muß man nun ſo zuſehen!

Anſelmo. Aber — nicht eine Zeile Antwort auf meine Briefe? — Du haſt ſie doch erhalten?

Roſa. Ja — erhalten habe ich ſie, aber — Still! Ich glaube der Doktor kömmt ſchon wieder.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. (kömmt mit einem großen Arzeneiglaſe.) Wie? Sie ſind ſchon wieder auf den Beinen?

An=

Anſelmo. (verſtellt.) Was will der Wanderer noch ſo ſpät im Thal? — Es iſt Nacht armer Wandrer! — Schon ſchlägt die Stunde der bangen Mitternacht. Der Uhu ſchreit, der Rabe krächzt. — Ach! — dort! dort! (blickt wild um ſich.) Aus jenem zerſtöhrten Kloſter wallt ſtill, feierlich und langſam, ein langer, langer Zug einher. — Sie tragen Kerzen. — Sie ſingen. — Sie kommen näher — (fährt zuſammen.) Ha! — Geiſter (ſinkt in Raggiro's Arme.)

Raggiro. Er iſt verrückt!

Doktor. Ja, freilich! Bei Sinnen iſt er nicht.

Raggiro. Wie ihm das Geſicht glüht! Wie ſeine Augen rollen!

Roſa. Er ſieht fürchterlich aus!

Doktor. Ich muß ihn doch näher betrachten, ob — (er ſieht ihm unter die Augen.)

Anſelmo. Laßt mich! (fährt wild auf.)

Doktor. (ſpringt erſchrocken zurück und läßt das Glas fallen.) Er iſt närriſch!

Anſelmo. Ha! (ſanft.) Meine Doris! Wo ſind Deine Schaafe? Und Du fürchteſt den Wolf nicht?

Doktor. Er phantaſirt wie ein Idillendichter!

Anſelmo. Was iſt das? (raſch.) Trompeten? Feldgeſchrei? Ich höre Roſſe wiehern, Waffen klirren —

Doktor. Jetzt kömmt er in den Ton der Heldendichter.

Anſelmo. (ruhig.) Einſam wandle ich im Thale. Dort ſteigt die Sonne herauf und vergoldet die Fenſter meiner Laura —

Doktor. Nun kömmt's an die Madrigalls und Sonnetts.

Anſelmo. (wild.) Auf! auf! Der Feind kömmt! (zieht den Degen.)

Doktor. Wenn nur kein Unglück geſchieht.

Anſelmo. Muthig, in die Schlacht!

(geht raſch umher, ſchwingt den Degen, und ſchießt ſeine Terzerols während des Ritornells ab.)

(Der Doktor ſchleicht ängſtlich umher und kriecht endlich unter den Tiſch.)

Anſelmo. Schon ertönt die Kriegstrommete,
ruft zum Streite, ruft zum Kampfe.
Schon ſteh' ich mit blankem Schwerdte
in dem dickſten Pulverdampfe.
Auf ihr Brüder, friſch zum Streite.
Ha! wir ſiegen! theilt die Beute.
Muthig fochten meine Leute.

Auf ihr Brüder! nur Courage!
blaſt zum Marſche! blaſt zum
Marſche!
Unſre Loſung: Sieg und Tod!

(hebt mit militäriſchen Schritten ab.) (Raggiro folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Roſa. Doktor.

Roſa. So etwas, habe ich Zeit meines Lebens noch nicht geſehen!

Doktor. (kömmt unter dem Tiſche hervor.) Der gute Menſch iſt wahnwitzig.

Roſa. Er iſt zu bedauern!

Doktor. Ich will ihn ſchon wieder zu Verſtande bringen. Ich habe Patienten gehabt, mit denen es noch weit gefährlicher ausſah, liebes Kind, und ich habe ſie doch, ſans me vanter, wieder zurechte gebracht. Freilich gehören Kenntniſſe dazu, aber die wird mir auch, graces à Dieu! keine Seele abſprechen. Je ſerai tout mon poſſible! — Aber, mein Kind, **Wartung**, iſt halbe Kur. **Dir** will ich alſo auftragen, den Rittmeiſter fleißig zu warten und zu pflegen.

Roſa. Aber wenn er nun in der Raſerei mich etwa gar einmal umbrächte —

Doktor. Bewahre! Das wird er nicht thun. Ich habe ſchon oft bemerkt, daß die Wahnwitzigen immer den gehörigen Reſpekt gegen das andere Geſchlecht beibehalten. Sur ma parole! er thut Dir nichts!

Roſa. Nun, wenn Sie mir die Verſicherung geben können —

Doktor. Das kann ich mit gutem Gewiſſen.

Roſa. Sein Zuſtand geht mir ſehr zu Herzen. — Er dauert mich ungemein.

Doktor. Du biſt überhaupt ſehr mitleidig. — Ich glaube es Dir. Unſer einer iſt dergleichen Affairen ſchon gewohnt.

Roſa. Wenn er ſeufzt, fährt mir's durch alle Glieder.

Doktor. Ja! ja! Die Weiber ſind cum privilegio von der alma mater rerum zur Empfindſamkeit geſtimmt. — Warte ihn nur fleißig, es wird Dein Schade nicht ſeyn, wenn er wieder aufkömmt. Er hat Geld.

Roſa. Ich will alles thun, was mir möglich iſt. Vielleicht, kömmt er wieder zu ſich.

Wenn ich ihn ſeufzen höre,
fühl' alle ſeine Schmerzen
ich hier in meinem Herzen,
und bin ſo krank wie er.

Ich will ihn pflegen, warten,
will wachſam ihn bedienen,
und ſpäh'n in ſeinen Mienen
was nur ſein Herz verlangt.

(ab.)

Doktor. (wiegt die Börſe in der Hand.) Den Monat 100 Skudi? — Wenn er doch nur die Krankheit ein paar Jahre behielt! (zählt auf.)

Achter Auftritt.

Doktor. Raggiro.

Raggiro. Das haben Sie mir zu verdanken. Wenn ich nicht Ihren Ruhm in der ganzen Stadt ſo ſehr ausgebreitet hätte, ſo —

Doktor. Nun, nun! Es ſoll nicht umſonſt geſchehen ſeyn. Du kennſt mich in ſolchen Fällen.

Raggiro. Leider!

Doktor. Ich wollte Dir Deine Müh gleich vergelten, wenn Du mir nicht noch ein größeres Geſchäft ausführen helfen müßteſt. Dann ſollſt Du Dein Douceur zuſammen erhalten. (ſteckt das Geld ein.)

Raggiro. Das wird eine artige, runde Summe werden!

Doktor. Höre! — Ich bin bis zum Sterben verliebt.

Raggiro. Sie? Verliebt? In Ihren Jahren? — Wo denken Sie denn hin?

Doktor. Wo die Verliebten alle hindenken. — Ich will keine Ausnahme machen.

Raggiro. Wie alt ſind Sie denn?

Doktor. Da habe ich viel zu viel zu thun, als daß ich auf ſolche Kleinigkeiten merken ſollte.

Raggiro. Wenn nun aber Ihre Geliebte das Kirchenbuch nachſchlagen läßt?

Doktor. Das kann ſie nicht. Es iſt im Erdbeben zu Meßina mit zu Grunde gegangen.

Raggiro. Das iſt ein wahres Glück!

Doktor. Sans doute! — Aber, weißt Du wohl, wer die Schöne iſt, der ich mein Herz geſchenkt habe?

Raggiro. Wie kann ich das wiſſen?

Doktor. Die Göttin meines liebekranken Herzens, heißt: Korillchen.

Raggiro. Ihr Mündel? —

Doktor. En verité! Ich will ſie heirathen. — Sie hat 80,000 Skudi in Vermögen, wie Du weißt. Wenn ſie meine Frau iſt, will ich ihrer Schweſter Roſa einen alten, garſtigen Kerl zum Bräutigam aufzudringen ſuchen. Den wird ſie nicht nehmen, alſo fällt, vermöge des Teſtaments ihres ſel. Vaters, mir ihr Vermögen zu. — Und dann, mag ſie machen, was ſie will.

Raggiro. Gut ausgeſonnen!

Doktor. Nicht wahr?

Raggiro. Gewiß! — Aber — ich —?

Doktor. Ich will Dich ſchon belohnen. Dein Douceurchen bleibt Dir unverloren.

Raggiro. Ich werde aber auch nichts zu ſehen bekommen.

Doktor. Zwar merk' ich ſchon im voraus, daß Korille zu der Parthie keine große Luſt haben wird —

Raggiro. Merken Sie das?

Doktor. Ich werde ja! — Weil ich nun weiß, daß Du ein verſchmitzter Kopf biſt —

Raggiro. Bin ich?

Doktor. Das weiß ich! — Alſo — ſollſt Du mir behülflich ſeyn.

Raggiro. Nimmermehr!

Doktor. Warum nicht?

Raggiro. Weil ich's ſchon zum voraus ſehe, daß ich nicht einen Paoli bekomme und hätte ich mir mehr Müh gegeben, als ein Komödienſchreiber, den Knoten zu ſchürzen und — wenn's nicht ander's geht, — zu zerſchneiden.

Ich kenne Sie ſchon, mein liebwertheſter Herr Doktor.

Doktor. Worüber kannſt Du Dich beklagen? — Lebſt Du nicht recht wohl bei mir?

Raggiro. Wenigſtens, ſterbe ich gewiß nicht an Indigeſtionen. Seit ich in Ihren Dienſten bin, hätte ich mir nicht manchmal ſo etwas daneben verdient, hätte ich gewiß meine Zähne nicht um Einen Gran abgenutzt. Ich bin ſo mager, wie ein Häring.

Doktor. Allzuviel, iſt ungeſund!

Raggiro. Und allzuwenig, iſt nicht fein! — Bin ich nicht ſo klapper dürre als käm ich aus der Sklaverei zu Algier? Ich weiß am beſten, wie mir zu Muthe iſt. (auf den Magen zeigend.) Der gute Freund, läßt ſich nicht mit Verſprechungen abweiſen, er will reeller befriedigt ſeyn, und von Ihrem Salario, und in Ihrem Hauſe, iſt's beinahe keine Möglichkeit. Mich hungert wenn ich Sie nur anſehe!

Tröſte nur mit keinem Mahle
lieber leerer Magen dich.
Ticke! tacke! ruf und ſchreie;
Niemand wird dein Flehen hören.
Ticke! tacke! hoff' und freue
nimmermehr auf Eſſen dich.

O! wie matt ſind meine Glieder!
kaum noch tragen mich die Füße.
Wie betrunken tauml' ich nieder.
Abgezehrt und matt von Hunger
ſchweb' ich wankend hin und her.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Doktor.

Der Kerl iſt ein Vielfras! Ich muß befürchten, daß ſeine allzugroße Gefräſigkeit am Ende noch ſich gar auf mich ſelbſt extendirt. — Jetzt, bedarf ich ſeiner Hülfe, ich werde ihn alſo ein wenig beſſer traktiren müſſen. Iſt aber geſchehen, was geſchehen ſoll, ſo mag er ſehen wo er unter kömmt, ſonſt frißt er mich noch arm. (ſieht nach der Uhr.) Doch, die Stunde der Liebe naht ſich. Ich muß zu meinem geliebten Korillchen eilen und ihr ſagen: daß die Flammen der Liebe mein Innerſtes verzehren und daß ich unglücklich bin, wenn ſie mich nicht erhört. Jetzt Doktor, öffne die Schätze deiner Beredſamkeit, und wirf dich heureuſement in die Lage zurück, in welcher Du Dich ehemals zu Paris befandeſt.

(ab).

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Korille.

Durchfoltert von der Liebe
ſchlägt noch mein Herz für ihn,
und doch ziehn Muth und Rache
mich zur Verzweiflung hin.
Ich will, ich muß mich rächen
mein Herz, ach! ſchweige ſtill.
Ich muß die Feſſeln brechen,
es koſte was es will!

Eilfter Auftritt.

Korille. Doktor.

Doktor. Ah! ma belle! Ah! mon ange, comment vous portez-vous?

Korille. Ihre Dienerin Herr Doktor.

Doktor. Mein liebes, ſcharmantes Kind, befleißige Dich doch der franzöſiſchen Sprache beſſer. Du hätteſt antworten können: Votre ſervante! oder Je ſuis obligé! (küßt ihr die Hand.)

Korille. Verſchonen Sie mich —

Doktor. Was fehlt Dir denn ma reine? Biſt Du krank? En verité! Dein Pülſchen ſchlägt ſehr unordentlich.

Korille. Ich habe Kopfſchmerzen.

Doktor. Für dieſe Krankheit giebt es ein ſehr probates Mittel, welches jederzeit bey Deinem Geſchlechte, mit gutem Effekt adhibirt worden iſt. L'amour! l'amour! ſo heißt das Kraut. In der Apotheke meines Herzens, blüht es ganz unvergleichlich friſch, — und zwar Du allein, ſollſt die Blume brechen. — Sie blüht für Dich. — O! es iſt eine köſtliche Arzenei!

Korille. Sie wiſſen ja, daß ich gar keine Liebhaberin von Arzeneien bin.

Doktor. Das iſt nicht gut! In dem Hauſe eines Doktors ſollte alles für Arzeneien geſtimmt ſeyn und zumal für eine ſolche Univerſal-Medicin, für dieſes Wunderkraut, für ſolch ein Myſterium magnum, für eine ſo allgewaltige Elementarkraft.

Korille. (vor ſich.) Wie unerträglich!

Doktor. Allerſchönſtes Korillchen! — Sieh nur, wie geſchmackvoll Du Dich heute gekleidet haſt. Cet habit vous va bien!

Korille. Meinen Sie?

Doktor. Sans doute! — Liebes, allerliebſtes Kind! Du glänzender Lapis angularis meiner Empfindungen! O, Du prima materia meiner Entzückungen! —

Korille. Aber, was ſoll das alles, Herr Doktor?

Doktor. Du wirſt Dich wundern —

Korille. Wundern?

Doktor. Du wirſt auf eine ſehr liebevolle, ſüſſe Art, erſchreckt werden, wenn ich Dir ſage, daß —

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Herr Doktor! Herr Doktor!

Doktor. Element! kann man denn nicht einmal ungeſtöhrt ein vernünftiges Wort reden? — Was giebt's?

Raggiro. Ich habe Sie allenthalben geſucht. —

Doktor. Nun, da bin ich ja! Was willſt Du?

Raggiro. Vor dem Hauſe hält der Wagen des waſſerſüchtigen Marcheſe Spozzi. Er liegt auf ſeinem Landguthe am Tode. — Sie ſollen eilig zu ihm kommen. —

Doktor. Der Narr hätte zu keiner ungelegneren Zeit am Tode liegen können! —

Raggiro. Steigen Sie eilends in den Wagen, wenn Sie nicht um 100 Dukaten kommen wollen.

Doktor. Da ſieht man, wie ſehr geſchickte Leute in der Welt geſucht werden!

Raggiro. Hurtig Herr Doktor! Es iſt ein weiter Weg —

Doktor. Der Kutſcher ſoll nur einen Augenblick Geduld haben. Ich werde gleich kommen.

Raggiro. (ab.)

Korille. Laſſen Sie doch den Kranken nicht warten.

Doktor. Liebes Kind! — Ich ſelbſt, bin krank.

Korille. Krank? — Sie ſind ja ein Doktor.

Doktor. Ach! Gegen Krankheiten dieſer Art, kann der arme Kranke nur Hülfe bei deinem Geſchlechte ſuchen. Du allein kannſt mich heilen.

Korille. Ich?

Doktor. Du. — Ach! — ich bin —

Korille. Werden Sie nur nicht ohnmächtig!

Doktor. In Deinen Armen! — Ach! wie ſüß! —

Raggiro. (kömmt eilig.) Der Kutſcher will nicht warten —

Doktor. Ich will ja gleich kommen. — Bring mir Hut, Stock und Degen.

(Nagolre ab.)

Korille. So machen Sie doch, daß Sie fortkommen!

Doktor. Ich liebe Dich unausſprechlich! Ich liebe — und ſoll Dich verlaſſen? N'eſt-ce pas trop?

Noch etwas hält mich zurücke,
Furcht (vor ſich.) vor Dieben, Furcht vor Tücke.
Ich muß erſt nach meiner Kammer
und nach meinem Kaſten ſehn!
In den ſchönſten (zu Korillen) Augenblicken,
voll von Liebe und Entzücken,
Dich mein Augentroſt zu ſehn,
ruft man mich, und ich muß gehn.
Ach! ich weiß mich kaum zu faſſen,
meinen Schatz muß ich verlaſſen.
Sieh, Korilchen! liebſtes Täubchen!
wie Dein treuer Doktor liebt,
der ſich Dir ſo ganz ergiebt,
und gewiß Dich nie betrübt.

Nun mein Liebchen muß ich ſcheiden,
und zu meinem Kranken eilen.
Ach! wie gerne wollt' ich weilen,
mich an Deinem Anblick weiden! —
Lebe wohl! auf Wiederſehn! —

(Indeſſen, giebt ihm Raggiro, Degen, Stock und Hut, und geht dann mit ihm ab.)

Korille. Geh nur alter Thor! Die blanken Empfindungen Deiner Liebe, wiegen wahrhaſtig keine 10,000 Skudi auf.

Dreizehnter Auftritt.

Korille. Raggiro.

Korille. Raggiro! iſt der Graf fort?

Raggiro. Ja.

Korille. Er wird zu dem marmornen Idol ſeines Herzens geeilt ſeyn. Ich habe erfahren, daß er die Statue der Königin ſeines Herzens in ſeinem Garten aufgeſtellt hat.

Raggiro. Da hat man Ihnen die Wahrheit geſagt.

Korille. Ich muß hin, ich muß ſie kennen lernen, die mir das Herz meines Geliebten raubte! (ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Raggiro.

Sie wird ſich ſehr wundern ſich ſelbſt kennen zu lernen! — Das iſt wieder ein Streich der Liebe. Wahrhaftig! ſo lange ein Menſch verliebt iſt, ſollten alle die um ihn herum ſind, ſchlafen, daß ſie die tollen Streiche nicht gewahr würden, die er begeht. Wenn ich's nicht ſelbſt ſo gemacht hätte, ich könnte das Unweſen keiner Seele verzeihen. Gewiß! den ſchönſten Beitrag zur Geſchichte des Unſinns und der Narrheit, könnten die unzähligen Liebesbriefe liefern, welche ſeit Anbeginn der Welt, in Proſa und Ligata, aus den Federn der wirklichen oder verſtellten Liebenden, gefloſſen ſind. Der größte Theil des Unſinns käm ganz gewiß auf die Rechnung unſers Geſchlechts. Das darf man ſich aber nicht merken laſſen. Ein kluger Kerl behält's bey ſich!

Funfzehnter Auftritt.

Raggiro. Anſelmo. Roſa.

Terzett.

Anſelmo. Wo iſt der Herr Doktor?
Raggiro. Er iſt nicht zu Hauſe.

Roſa. Wenn kömmt er zurücke?
Raggiro. Sehr ſpät in der Nacht.
Alle. Schenk wonnevolle Freuden,
und heute ſanfte Minne!
Du ſüßer Rauſch der Sinne,
ſchenk uns der Liebe Glück!
(alle ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Garten des Grafen. Im Hintergrunde, eine Niſche mit einer Statue.

Korille.

Hier! — Hier, muß ich ſie finden. Meine Füße wanken. — Kaum vermag ich's weiter zu gehen. — Ich will den Abgott ſeines ungetreuen Herzens zertrümmern. — (geht nach der Niſche.) Himmel! was ſeh' ich? — Ich ſelbſt? — Wie ſehr habe ich Dich verkannt Geliebter! — — Wer kömmt? (tritt hinter die Statue.)

Siebzehnter Auftritt.

Korille (als Echo.) **Graf.**

Graf. Rauſchende Bäume ſchweiget!
Höret mein klopfendes Herz.
Wer lindert meinen Schmerz?
Wer rettet mich?

Korille. Ich?
Graf. Echo! Du willſt mich retten? —
Wie iſt mein Leid ſo groß!
Ach! ſag' was iſt mein Loos,
iſt Haß es, oder Liebe?
Korille. Liebe!
Graf. Die ich ſo innig liebe
ſo zärtlich und ſo treu!
belohnet ſie die Liebe
mit Zärtlichkeit und Treu?
Korille. Mit Treu!
Graf. Für ſie ſchlägt nur dies Herz.
Sie hört nicht meine Klagen,
ſie fühlt nicht meinen Schmerz,
mein Leiden kennt ſie nicht.
Was ſeh ich! — O Himmel! —
(er geht nach der Statue.)
Korille. Mein Lieber! (ſie ſteigt herab.)
Graf. Wach' oder träume ich!
Korille. Beſſer!
Graf. Ach! Geliebte!

Beide.
Mit Freuden lohnt die Liebe
die Treu und Zärtlichkeit.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Es iſt mir um ſo lieber, daß ich Sie beide hier ſo einig und vergnügt antreffe, da ich Sie zu einer kleinen Mahlzeit invitiren ſoll, welche Don Anſelmo und Raggiro, im Hauſe und auf Koſten des ſo eben verreiſten Doktors Tulipan, angeſtellt haben.

Graf. Aha!

Raggiro. Heute müſſen Sie ſich für die trüben Stunden ſchadlos halten, welche Ihnen der Doktor verurſacht hat. —

Graf. Der Doktor?

Korille. Er hat mir die bündigſte Liebeserklärung gethan.

Graf. O! der alte Thor!

Raggiro. Das ſagen Sie nicht. Alt will er gar nicht ſeyn. Er hatte ſich heute ganz verjüngt und ich glaube, daß er alle Kollektanea des Liebesarchives ſeiner Jugend, durchblättert hat, um ſeinen Antrag gehörig vorzubringen.

Korille. Er ſpielte ganz den zärtlichen Paſtor fido.

Graf. Ein trefflicher Spaß!

Raggiro. Er aber, hat die Sache ſehr ernſthaft genommen. — Doch, ich habe noch mancherlei zu beſorgen. Alſo, erwarten wir Sie? (ab.)

Graf. Ich komme! — Jetzt, meine Beſte haſt Du die Wahl. Den Doktor, oder mich?

Koriſle. Dich! Dich! — Auf immer die Deinige, aber nie die ihrige, zärtlicher Herr Doktor!

Alter Thor! Dich ſollt' ich lieben?
Einſam zwiſchen düſtern Mauern,
meiner Jugend Lenz betrauern?
In den Arm des Doktors ſehn
Meine jungen Tage ſchwinden?
Meiner Jugend ſchöne Freuden
mag ich nicht mit Gram und Leiden
und mit Kummer nicht vertauſchen.
Doktor, ſuch ein and'res Mädchen,
die dich liebt und glüklich macht.

(ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Graf.

Rezitativ.

Wie ſchön ſich alles verändert,
ſeit die Geliebte ſich mit mir hat verſöhnet.
Wie ſchön, wie reitzend
malet der Liebe Pinſel
was ſich meinem Auge zeiget.
Die Sonne ſcheint mir heller,
der Himmel lacht mir heitrer.
Sanft wiegt der Weſtwind ſich auf zarten Blumen.

O! wie bezaubernd locken der Vögel
ſanfte Töne!
Und mich umſchweben jezt himmliſch
ſanfte Harmonien.
Wird wohl auf immer
das Glück mir freundlich lachen? —

Wenn mir Dein Bildniß ſanfte
Schöne vor den Augen ſchwebet,
dann grünen ſchöner dieſe Fluren,
und ſüße Hoffnung tröſtet
mein liebekrankes Herz.

Arie.

Sanfter tönt dein ſüßer Name
mir Entzückten holde Hoffnung,
als der Flöten ſchön ſtaccato,
und der Geigen pizzicato.
Bei der ſchönen Morgenröthe,
lockt des Hirten ſanfte Flöte,
lockt nicht ſo, die Nachtigall.

Doch wenn ich den Doktor ſehe,
füllet Wuth und Zorn die Seele,
tobt in allen Adern Feuer,
mein Geſicht umzieht ein Schleier.
Wankend beben meine Füße,
Donnerwolken, Regengüſſe,
Nacht und Bliz, und Donner droht
Schrecken mir und Furcht und Tod.
(ab.)

Zwan-

Zwanzigſter Auftritt.

Saal, in welchem im Hintergrunde das Bild des Doktors in Lebensgröße auf einer Staffelei ſteht. — Eine auf vier Perſonen gedeckte Tafel.

Doktor.

(Ohne die Tafel zu ſehen.) Iſt das nicht ein Wind und ein Wetter draußen! Man jagte keinen Hund, geſchweige denn einen Doktor, hinaus. — Und nicht den dreißigſten Theil eines Dukatens verdient, geſchweige denn, 100 Dukaten. Zu ſterben, ehe ich komme! Schon todt, als ich kaum vor's Stadtthor bin! — Mon dieu! da kann man's in der Welt weit bringen, zumal bei den jetzigen geldloſen Zeiten. — Der Staub hat ſich in mein Kleid gelegt, der Wind hat mir die Perüke lacerirt. Wer vergütet mir das? Da wird keine Seele ſprechen: „Hier, lieber Herr Doktor Tulipan, iſt eine kleine Entſchädigung.“ — Wir leben wahrhaftig im bleiernen Zeitalter! — (wird die Tafel gewahr.) Aber — was iſt denn das? Gedeckt auf vier Perſonen? Und wer wären denn die? Ich kenne ja nur zwei die gewöhnlich hier ſpeiſen, wenn ich nicht da bin.

Dahinter ſteckt etwas. — Wie fange ich's an, daß ich die ſaubern Gäſte belauſchen kann? — Halt! — Ich werde den Kopf meines Bildes herausſchneiden, den Defekt durch mein eigenes Antlitz ſuppliren, und die ſaubern Vögel ganz gewiß fangen. — Wie ſinnreich nicht ein verliebter Doktor iſt! — (ſchneidet den Kopf aus dem Bilde.) Wartet nur! Der Spaß ſoll euch vergehen. (ſteckt ſeinen Kopf hinein und tritt hinter's Bild.) Was ich vor ein offner Kopf bin! — In einer ſo ſonderbaren Kriſis, hat mein Verſtand Zeit meines Lebens noch nicht operirt! — Nun wollen wir doch ſehen, wer zuerſt auftreten wird.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Doktor. Raggiro.

Doktor. Ah! der ehrliche Purſch!

Raggiro. Nun mag der Graf kommen, wenn er will. Es iſt alles bereit. Heute wollen wir einmal auf Koſten des alten Geizhalſes leben. Es ſchmeckt noch einmal ſo gut, wenn ein ſolcher Knicker die Zeche bezahlen muß.

Doktor. Warte Spitzbube.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Roſa.

Roſa. Es iſt doch alles in Ordnung?

Raggiro. Alles. — Jetzt wird der ſehr hoch und tiefgelahrte Herr Doktor bei dem waſſerſüchtigen Marcheſe ſitzen und gelehrt bei einem Glaſe Weine, das ihm nichts koſtet, demonſtriren: daß die Krankheit inkurabel würde geblieben ſeyn, wenn man ihn nicht gerufen hätte.

Roſa. Und wir, werden uns den Champagner des Herrn Doktors Tulipan, den wir gleichfalls nicht bezahlen, auch recht wohl ſchmecken laſſen.

Raggiro. Malepeste! Mir hat der liebe Champagner ſchon manchen Dukaten gekoſtet. Wenn ich nicht den Doktor, vor drei Jahren in Frankreich, ſo oft betrogen hätte, meine Schönen hätten manchmal Waſſer, ſtatt Champagner, trinken müſſen.

Doktor. Ein ſchöner Hecht!

Roſa. Ach! Champagner, Raggiro! Ueber'n Champagner geht kein Wein in der Welt.

Raggiro. Das ſpreche ich auch. — Sehen Sie Mademoiſelle, ich will in meinem Leben, nicht geliebt worden ſeyn, — und das iſt doch ein hoher Schwur! — wenn der hochgeprieſene Nektar der Götter, nicht Champagner iſt.

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Anſelmo.

Raggiro. Kommen Sie Herr Rittmeiſter, wir wollen die Tafel ein wenig weiter vortragen. Es iſt beſſer wir thun es ſelbſt, als daß wir fremde Leute an unſerm Spaße Theil nehmen laſſen.

Anſelmo. Herzlich gern!

(Sie tragen die Tafel weiter vor.)

Raggiro. So. — Das andere will ich ſchon beſorgen.

(Er ſezt Stühle, geht ab und zu, und trägt Speiſen und Weine auf.)

Roſa. Nun, lieber Anſelmo —

Anſelmo. Liebes Röschen! Ich liebe Dich ſo innig, ſo zärtlich! —

Roſa. Mein Herz ſchlägt nur für Dich!

Anſelmo. Und doch, quält mich noch mancher Zweifel.

Roſa. Du zweifelſt noch, daß ich Dich liebe? Wie kannſt Du das?

Anſelmo. Und doch haſt Du meine Briefe nicht beantwortet. Warum thateſt Du das? Warum ſchriebſt Du mir nicht?

Roſa. Ich konnte nicht.

Anſelmo. Du konnteſt nicht? Warum nicht?

Roſa. Weil — weil — Ich hatte keine Tinte.

Anſelmo. Du hatteſt keine Tinte? Der Doktor ſchreibt ſeine Recepte wohl mit Waſſer?

Roſa. Er verſchließt die Tinte.

Anſelmo. Konnteſt Du nicht mit Bleiſtift ſchreiben?

Roſa. Ich hatte kein Papier.

Anſelmo. Armes Mädchen! Hatteſt Du keine Pergamenttafel?

Roſa. Weder Tinte noch Papier, weder Pergamenttafel noch Bleiſtift.

Anſelmo. So? — Und doch — wenn Du hätteſt ſchreiben wollen, Du hätteſt mit einer Stecknadel die Worte auf einen Stein kritzeln können.

Roſa. Und wozu das Schreiben, wenn ich Dir nun alles mündlich weit beſſer ſage. Todt iſt der Buchſtabe —

Anſelmo. Und kalt Deine Entſchuldigung!

Roſa. Anſelmo?

Anſelmo. Mademoiſelle?

Roſa. Du beleidigſt mich ſehr! — Wenn ich auch gefehlt habe — Verzeihung verdiene ich doch wohl? — Ich will's ja geſtehen, es war unbedachtſam gehandelt, aber — (hält das Schnupftuch vor die Augen.)

Anſelmo. Röschen! — Vergieb mir. — Die Liebe —

Roſa. Ach! die Liebe iſt meine Peinigerin!

Anſelmo. Beſtes Mädchen!

Roſa. Du haſt mich nie geliebt, da Du mich ſo ſehr kränken kannſt.

Anſelmo. Nie geliebt? — Immer umſchwebt mich Dein Bild, wachend und im Traume. — — Nur nicht dieſe Seufzer, nur nicht dieſe Thränen. — Nie will ich Dich wieder kränken —

Roſa. Männer! wie ſpielt ihr mit uns! Eure Launen —

Anſelmo. Vergiß und vergieb! — Du vergiebſt mir?

Roſa. Die Liebe läßt mich nicht zürnen. —

Raggiro. Jetzt kömmt der Graf —

Anſelmo. Er ſoll nichts merken. — Ich bin glücklich! — Dein liebes, gutes Herz iſt mein.

Doktor. Das ſind ſchöne Auftritte!

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Graf. Korille.

Finale.

Korille. Roſa. Anſelmo. Graf.
Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen:
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit!
Scherz und Freude, froher Muth
ſind der Liebe ſchönſtes Gut.

Graf. Und unſre Freude,
ſtöhrt niemand heute.

Korille. Käm doch nie der Doktor heim!

Korille. Roſa. Anſelmo. Graf.
Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen:
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit!

Raggiro. Meine Herr'n und Damen ſehen
dort beſetzt den Tiſch ſchon ſtehen.

Korille. Wir wollen gehen. —
Die Liebe uns die Speiſen würzt.

Doktor. Morbleu! Das iſt eine Schwelgerei,
die mich in Armuth ſtürzt.

Korille. Nur luſtig liebe Freunde,
uns ſtöhret der Doktor nicht.
Doktor. Fort bien! ſo ſicher ſeyd ihr nicht!
doch hält er weislich ſich jetzt ſtill,
zu ſehen, was er ſehen will.

Graf. (zu Korillen.) Ich ſetze mich zu Ihnen.
Anſelmo. (zu Roſa.) Ich werde Sie bedienen.
Doktor. Iſt das der arme Kranke?
Fort bien! wer hätte das gedacht?

(Sie ſetzen ſich zu Tiſche.)

Korille. O! wie ſelig! wie beglückt!
Roſa. wer bei einem frohen Mahle,
Anſelmo. ſanft ſein Liebchen an ſich drückt,
Graf. traulich ſcherzt und koſt und lacht:
Doktor. Fort bien! wer hätte das gedacht?
Anſelmo. Mein Liebchen drück' ich an die Bruſt,
den Becher in der Hand.
Mein Herz fühlt nichts als Wonn' und Luſt,
die Grillen ſind verbannt!

Roſa.
Korille. Die uns Luſt und Freude geben,
Graf. Lieb' und Wein ſie ſollen leben!
Anſelmo. Auch der Doktor Tulipan!

Doktor. Fort bien! wer hätte das gedacht?
Graf. Reicht her die vollen Flaſchen!
Freund Bachus windet uns den Kranz,
und ſeiner Fackel hellen Glanz
löſcht Amor nie im Wein.

Korille. Roſa. Anſelmo. Graf. Muskateller und der Spanier,
Rheinwein lebe und Champagner!
Auch der Doktor Tulipan!

Raggiro. Hängen würde ſich der Alte,
ſäh' er ſie ſo luſtig leben.

Doktor. O! wie meine Glieder beben!
Meine Stirn glüht ſchon vor Wuth.

Anſelmo. Hymen ſchlingt die Roſenketten. —

Korille und Roſa. Sie, zu ſchlingen, dieſe Ketten,
läßt, der Doktor niemals zu.

Graf. Seht doch nur des Doktors Larve,
wie er fletſcht die weißen Zähne!
jetzt erweicht ihn eine Thräne,
bittet nur, er giebt es zu.

Doktor. O wie meine Glieder beben!
Meine Stirn glüht ſchon vor Wuth.
(Korille und Roſa, ſtehen auf und fliegen gegen das Bild.)

Korille. Beſter Doktor, liebſtes Herzchen, —

Roſa. Schlank gewachſen wie ein Kerzchen —

Beide. Nicht wahr, Du giebſt dieſen Herrn
gern und willig unſre Hand?

Doktor. Halt! Ihr Herren! — Halt! Ihr Mädchen!
Euch zermalmen und zerreiſſen
Dieſe Zähne —
(kömmt hinter dem Bilde vor.)

(Die Mädchen ſchreien laut auf.)

Korille.
Roſa. Welch' Erſcheinung! — Ach! was hör ich?
Anſelmo.
Graf. Wach' ich? — träum' ich? —
Raggiro. O! welch ein ſchrecklich Angeſicht!

Doktor. Daß Ihr wachet und nicht träumet,
ſollt Ihr jetzo gleich erfahren,
fürchtet meinen Grimm und Zorn.

Alle fünf. Vor Betäubung und Entſetzen
ſtarrt das Blut in Adern mir.

Doktor. (nachäffend.) Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen:
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit! —

Korille. — — Ich vergeh vor Schrecken!
Roſa. — — ſchwer wird mir der Athem!
Graf. — — Wär ich nur von dannen!
Anſelmo. — — Könnt ich fort von hier!

Doktor. (nachäffend.) O! wie ſelig wie beglückt!
Wer bei einem frohen Mahle,
froh ſein Liebchen an ſich drückt,
mit ihr tändelt, ſcherzt und lacht.

Alle fünf. Aengſtlich klopft mein Herz, es ſchwinden,
alle meine Sinne mir!

Doktor. (wie oben.) Muskateller und der Spanier,
Rheinwein lebe und Champagner!
Auch der Doktor Tulipan!

Alle fünf. Aengſtlich klopft mein Herz, es ſchwinden
alle meine Sinne mir!
Doktor. Seht doch nur die jungen Leute,
züchtig, ſittſam und voll Tugend!
Seht doch nur die liebe Jugend,
ihres Hauſes Stolz und Freude! —
Laßt Ihr Euch hier wieder ſehen,
ſoll es kläglich Euch ergehen.
Packt Euch nur gleich fort von hier!
Alle fünf. Welch ein Zufall! Welch ein Schrecken!
wohin ſoll ich mich verſtecken?
Doktor. Wartet nur Ihr jungen Gecken,
Ihr ſollt mich nicht länger necken.
Alle fünf. Welch ein Zufall! Welch ein Schrecken!
Wohin ſoll ich mich verſtecken?
Doktor. Und ihr ſittſam ſchönen Liebchen
Ihr ſollt mir den Spaß bezahlen,
mir vergelten dieſe Luſt.
Alle fünf. Welch ein Zufall ꝛc. ꝛc.
Doktor. Alles habe ich geſehen.
Alle fünf. Alles hat er angeſehen.
Doktor. Nun ſoll Euch der Spaß vergehn.
Alle fünf. Ach! wie wird es uns ergehn.

Zwei-

Zweiter Aufzug.

(Ein großes Zimmer, mit einem verſchloſſenen Schreibetiſche.)

Erſter Auftritt.

Roſa. (lieſt.)

(legt das Buch weg.) Ich mag die Alltagsſprüche nicht leſen! Schlimm genug, wenn man ſich tröſten muß. (ſteht auf.) Der unglückliche Einfall uns luſtig zu machen, ohne zu vermuthen, daß der Doktor ein Augenzeuge unſrer Fröhlichkeit war! — Wie wird's nun werden? Zuverläßig wird Don Anſelmo nun etwa eine Entführung verſchlagen. Das wär nicht übel! Ich habe in meinem Leben ſo viel von Entführungen geleſen, daß ich wirklich dem Triebe nicht widerſtehen kann, mir zu wünſchen, einmal die Hauptrolle in einer ſolchen Farce zu ſpielen.

Zweiter Auftritt.

Roſa. Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Wiſſen Sie, was ich beſchloſſen habe?

Roſa. Eine Entführung?

Raggiro. Hab' ich's nicht geſagt Herr Rittmeiſter, daß die Damen in dergleichen Fällen mehr préſence d'esprit haben, als wir? — Eine Entführung! Welch ein inkomparabler Einfall!

Anſelmo. Sie wollen ſich alſo mir ganz anvertrauen?

Roſa. Eben das thun, was ich über lang oder kurz doch noch thun müßte.

Anſelmo. Gut! — So ſey es! — Jetzt will ich von dem Doktor mein Geld zurück fordern. —

Raggiro. Und ich, will ihn ganz höflich erſuchen, mir mein rückſtändiges Salarium auszuzahlen.

Anſelmo. Und dann, — fort.

Raggiro. Aber der Graf?

Roſa. Und meine Schweſter?

Anſelmo. Sie müſſen mit uns gemeinſchaftliche Sache machen. — Eilen Sie liebes

Röschen, und packen Sie Ihre Sachen zuſammen.

Raggiro. Sobald der Doktor ſeine Kranken beſucht, machen wir uns davon.

Roſa. Nun wahrhaftig! Das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht, daß ich noch entführt werden ſollte.

Anſelmo. (umarmt ſie.) So führte Paris über die wallenden Fluten die ſchöne Helena frohlockend davon.

Roſa. Nur gebe der Himmel, daß kein racheſchnaubender Menelaos den Fliehenden nachſetzt und ſie noch frohlockender à pas lents zurück führt! (ab.)

Raggiro. Aber — mich müſſen Sie verſorgen Herr Rittmeiſter. —

Anſelmo. Das ſoll gewiß geſchehen. — Sieh, der Doktor kömmt!

Raggiro. Nun muthig, Raggiro!

Dritter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. Wie? quelle impertinence! — Sie ſind noch hier?

Anſelmo. Wie Sie ſehen.

Doktor. Und fürchten nicht, daß mein Grimm ſchrecklich über Ihrem Haupte ausbrechen werde?

Anſelmo. Im geringſten nicht.

Doktor. Was wollen Sie noch hier?

Anſelmo. Meine 100 Skudi verlange ich zurück. Wie können Sie ſo wunderbar fragen, Hochgelahrter Herr?

Doktor. Alſo — (verlegen) deswegen? — (zu Raggiro.) Und Du, Erzſchurke, aller Schurken! habe ich Dir nicht ſchon die Thür gewieſen? Warum biſt Du nicht gegangen?

Raggiro. Weil ich nicht eher vom Flecke gehen werde, als bis ich mein Salarium erhalten habe.

Doktor. Seht mir doch die freche Maſſette an? Dein Salarium? Du Betrüger! Dein Salarium? — Rechne ab!

Raggiro. Meines Wiſſens, ſtehen wir in keiner Abrechnung.

Doktor. Nicht? — Du kannſt die Dukaten dafür rechnen, die Du mir in Frankreich ſo geſchickt wegpraktizirteſt, um Deine Griſetten mit Champagner zu traktiren. — Kannſt Du das läugnen? Hab' ich's nicht mit meinen eigenen Ohren gehört?

Raggiro. Das ſind geſchehene Sachen, die Sie mir nicht beweiſen können. Ich ſagte es nur ſo zum Spaße. — Geben Sie mir mein Geld, und ich gehe.

Anſelmo. Und mir meine 100 Skudi, ſonſt fange ich Spektakel an, daß —!

Doktor. Nur ruhig! — Damit ich nur die ungeſtümen Purſche los werde, ſo — (ſchließt den Schreibtiſch auf.) Die paar Dukaten werden mich nicht arm machen!

Raggiro. Nur aufgezählt.

Anſelmo. Aufgezählt! — Mit Worten laſſ' ich mich nicht abſpeiſen!

Terzett.

Doktor. Vier — und fünf, ſechs und ſieben,
und achte, und neune, und zehne. —
Anſelmo. Mein Herr Sie zählen ſehr genau.
Doktor. Nur ſo, wie ſichs gehört.
Zehne — zehne —
Anſelmo. Gut! zehn und zehn ſind zwanzig,
Dazu noch zehn, ſind dreißig.
Raggiro. Sie werden heut nicht fertig.
Doktor. So laßt mich ungeſtöhrt! —
Und ein — und eins —
Anſelmo. Geſchwind!
Länger kann ich nicht mehr warten.

Raggiro. Ich bin des Harrens müde.
Doktor. Und ich des Rechnens ſatt.
Und eins — und eins —
Anſelmo. Und eins — ſind, ein und dreißig.
Und vier und noch fünfe, ſo iſt's
glaub' ich, wohl, vierzig.
Doktor. Mein Herr, Sie ſind zu hitzig!
Wer rechnet, darf nicht eilen.
Nun geb' ich ein paar Zeilen
noch für die andre Summe.
Komm liebes blankes Geld, hier
haſt du ein gutes Nachtquartier.
Anſelmo. Nur Geld her!
Raggiro. Ich nehme kein Papier.
Doktor. So warten Sie bis morgen,
heut bin ich zu zerſtreut.
Raggiro. Ich nehme kein Papier.
Doktor. Hier nehmen Sie den Wechſel hin;
Er gilt wie baares Geld.
Raggiro. O! welch ein karger Geizhals iſt
der alte Doktor nicht!

Raggiro. Wenn Sie glauben, daß ich einen Fuß aus dem Hauſe ſetze, ehe ich mein Geld habe, ſo irren Sie ſich ſehr.

Doktor. Nichts ſollt ihr haben! — Wir wollen erſt ſehen, wieviel der Schaden beträgt, den mir eure Schwelgerei verurſacht hat.

Anſelmo. Herr Doktor, ich rathe Ihnen Gutes! Reitzen Sie meinen Zorn nicht, oder es wird nicht gut! Sie kennen mich noch nicht.

Doktor. O ja! Ich habe die Ehre, mon cher! — Ich will mir ſchon Hülfe ſchaffen. Sie ſollen gezwungen ſeyn mein Haus zu räumen, ehe Sie es ſich verſehen. — Und damit Ihnen die Luſt nicht von neuen ankömmt, hieher zu ſchleichen, werde ich meine Nichten ſo lange in ein Kloſter ſtecken, bis ich ſie verſorgt habe. Eh bien! Nun laſſen Sie ſehen, wer den andern überliſten wird. Merken Sie ſich das, Monsieur: Wer mich betrügen will, muß früh aufſtehen!

(geht lachend ab.)

Vierter Auftritt.

Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Lachen Sie nur Herr Doktor! — Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Ich will den Grafen überreden — ich will — kurz, Raggiro! mach nur alles bereit. Wir wollen den alten Schlaukopf ganz gewiß betrügen.

Raggiro. Welch ein verdienſtliches Werk!

Anſelmo. Und ſollte ich hundert Klöſter abbrennen, und Schlöſſer ohne Zahl zerſprengen, Roſa muß die meinige werden. Was ſind der unternehmenden Liebe, Riegel und Schlöſſer? Mauern und Kerker?

Dich Schlaukopf zu betrügen,
iſt meine größte Freude,
und das geſchieht noch heute,
darauf verlaß Dich nur.
Wie kannſt Du wähnen Herzen zu trennen
welche von Liebe ewiglich brennen.
Sie zu zerreißen, Ketten der Liebe,
und zu vernichten zärtliche Triebe,
vermag dein ſchwacher Arm,
ſchwindelnder Doktor nicht.
Darüber lach' ich nur, denn mich betrügſt Du nicht,
Liſt der Verliebten, bricht Kerker und Schloß!

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Raggiro.

Wenn nur der Anſchlag nicht verunglückt! — Sonſt bricht das Wetter über mich los. — Aber was kann ich machen? Mein Wort habe ich gegeben den Verliebten behülflich zu ſeyn, und mein Wort, habe ich noch nie gebrochen.

Sechſter Auftritt.

Raggiro. Roſa.

Roſa. Nun? Wie ſteht's?

Raggiro. Jetzt werden die Pferde beſtellt. — Es thut mir nichts mehr leid, als, daß ich ſo allein die Reiſe mitmachen muß. — Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Sehen Sie, ich bin doch ein Kerl der unter dem ſchönen Geſchlechte immer noch ſein Fortün machen kann. Wenn wir alſo in ein anderes Land kommen, ſo bitte ich Sie, laſſen Sie mich meinen Famulus-Rock nur ſo lange mit dem Kleide eines Herrn von Stande vertauſchen, bis ich in der beau monde mein Glück durch eine Entführung, Mariage, oder ſonſt durch einen andern glücklichen coup gemacht habe, dann —

Roſa. Verſteht Er aber auch, in ſolch' einem Rocke ſich zu betragen?

Raggiro. Ich müßte nicht in Paris geweſen ſeyn! — Was den bon ton, das ſavoir vivre betrift; Mademoiſelle, ſo ſuche ich meinen maitre. Und bedenken Sie doch nur, daß auf das Kleid beſonders viel gerechnet wird, und auch wirklich zu rechnen iſt.

Roſa. Das ſieht man an mancher menſchlichen Puppe!

Raggiro. Glauben Sie nicht, daß ich im Stande bin den Kavalier zu ſpielen? Diable et dieu! für einen Menſchen der zwei Monate in Paris geweſen iſt, iſt das eine ſchlechte Kunſt. Sur ma parole Mademoiſelle! Ich weiß mich zu betragen, mir ein Kleid machen zu laſſen, comme on le porte à la Cour de Verſailles. Ich will Ihnen doch in aller Kürze, ehe ich nach den Pferden laufe, die Eigenſchaften eines Mannes erzählen, der in Frankreich als deutſcher Baron, und in Italien als Markis, oder Chevalier ſein Glück machen will. Si c'eſt pour vous faire plaiſir.

Roſa. Nun, ſo laß' Er hören, ob Er etwas auf Reiſen profitirt hat.

Raggiro. Ich denke doch!

Man beſucht die ſchönen Damen
früh noch ganz en négligé.
Trinkt auf Koſten ihrer Männer
Thee und Wein und Chokolade.
Spielt verliebt mit ihren Händen
auf dem weichen Kanapé.
Wagt in einer grünen Laube
feurig auch ein Embraſſé.
In Kompagnien muß man auch ſpielen,
nach ſchönen Damen fein ſchalkhaft ſchielen,

Und über's zweite Wort franzöſiſch fluchen,
Und Ball und Billard ſelbſt oft beſuchen:
Das iſt die Tugend vom Kavalier.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Roſa.

Nun muß ich mich ganz in die Arme des Glücks werfen und mich dem leitenden Sterne der Liebe überlaſſen, ohne an Strudel und Sandbänke in dem Meere und Hafen zu denken, dem ich zueile.

Achter Auftritt.

Roſa. Doktor. (hat die Brille auf der Naſe, eine Schreibetafel und einen Bleiſtift in der Hand.)

Doktor. (kömmt langſam und nachdenkend herein.) Pracht! — — Pracht — und Nacht!

Roſa. Der macht Verſe! (tritt auf die Seite.)

Doktor. (kömmt weiter vor.) Ja! ſo geht's! Es liegt ein preziöſer Gedanke d'rinne, würdig des großen Marino. (ſchreibt.)

Und Deiner Augen Feuerpracht,
erleuchtet meines Herzens Nacht!

Roſa. Wie poetiſch!

Doktor. Scharmant! — Wahrhaftig! Petrarka hat nicht zärtlicher an ſeine geliebte Laura ſchreiben können, als ich an Korillchen. — Nun will ich das Gedicht zierlich abſchreiben, will es ihr vorleſen und noch einmal mit geſammelten Kräften einen Anfall auf ihre Liebe wagen. — Doktor! Du ſiegſt! Du ſiegſt ganz gewiß! Denn welches Mädchen könnte einem zärtlichen Dichter widerſtehen, welcher ihr Liebe, Ruhm und Unſterblichkeit durch ſeine Verſe geben kann? Und auch ich? — (ab.)

Neunter Auftritt.

Roſa.

O weh! den hat die Liebe aus einem Narren in *Proſa*, zu einem Narren in *Verſen* gemacht. — So ſchön metamorphoſirt die hochgeprieſene Göttin! — — Aber wieder auf meine eigenen Angelegenheiten zu kommen. Wenn ich das Ding ſo recht überlege: *Eine Entführung*? — Und dann, weil ich wider Willen des Doktors geheirathet habe, mein ſchönes Vermögen verloren? — Anſelmo iſt zwar ſehr reich an Liebe, aber davon können wir nicht leben. — Im Hauſe des Doktors, und mit

Ehren eine alte Jungfer zu bleiben? O weh! das iſt ein ſchreklicher, unerträglicher Gedanke! Liebe und Zwang? — Furcht und Liebe? — Auf einmal verläßt mich alle meine Heiterkeit. — Was ſoll ich thun? —

Lieb' und Zwang? O! herbe Qualen,
die mein armes Herz durchbeben,
klopfend meinen Buſen heben,
und mich foltern Tag und Nacht! —
Wie auf ungeſtümen Fluten,
wankt ein Schiff, auf offnem Meere,
ſchwebet zwiſchen Schaam und Ehre,
zwiſchen Lieb' und Furcht mein Herz.
Lieb' und Furcht, und Zwang, und Ehre,
die mein armes Herz durchbeben,
klopfend meinen Buſen heben,
quälen mich bei Tag und Nacht!

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Korille. Graf. Anſelmo.

Anſelmo. Und Sie wollen nicht?

Graf. Alles Freund, nur keine Entführung. Sie wiſſen, wie wenig ich für das Romanenhafte geſtimmt bin. Thun Sie einen Vorſchlag, welchen Sie wollen, nur nichts davon.

Korille. Ich kenne dieſe Sprache!

Anſelmo. Graf! — wie ſoll man das nehmen?

Graf. Alles — alles, will ich thun, aber eine Entführung — wie geſagt! — Ich habe keinen Kopf zu ſolchen Sachen.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Die Pferde ſind beſtellt. Es iſt alles richtig.

Anſelmo. Sie haben keine Zeit zu verlieren. Entſchlieſſen Sie Sich bald. Komm Raggiro, *wir* haben noch mancherlei zu beſorgen. (mit Raggiro ab.)

Zwölfter Auftritt.

Korille. Graf.

Korille. Nun Herr Graf? —

Graf. Meine Theuere!

Korille. Sind Sie entſchloſſen?

Graf. Ja! Ich bin entſchloſſen, keinen Raub zu begehen.

Korille. Wenn ich *willig* folge?

Graf. Meine Ehre — Ihre Ehre wird darunter leiden.

Korille. Ehre?

Graf. Die Leute werden glauben —

Koriſſe. Können glauben, was ſie wollen!

Graf. Sie werden durch die Flucht Ihres ſchönen Vermögens verluſtig.

Koriſſe. Ha! iſt es das? — Nun kenne ich Sie, zärtlicher Herr Graf! Mein Vermögen hat, wie ich merke, ſehr großen Antheil an Ihrer Liebe zu mir.

Graf. Wie können Sie das denken? Ich liebe Sie, und kein Gedanke von Eigennutz kam in meine Seele.

Koriſſe. So entreißen Sie mich den Händen des Doktors. — Ihre Liebe wird mich für mein verlorenes Vermögen ſchadlos halten. — Wie können Sie zaudern? Liebe überlegt nicht, und wiegt nicht die Entſchließungen auf der Geldwage ab.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Roſa. (kömmt aus einem Seitenzimmer, in welchem ſie bei halboffener Thür, im ganzen vorigen Auftritte, gelauſcht hat.)

Roſa. Ich habe euch lange genug zugehört. Länger, kann ich nicht. — Ich muß nur dazwiſchen kommen, ſonſt könnte gar noch ein Unglück

glück entſtehen. Herr Graf, Sie lieben meine Schweſter?

Graf. Unausſprechlich!

Korille. Und mein Geld?

Graf. Verachte ich.

Roſa. Nun gut, ſo machen Sie keine Umſtände, und fliehen Sie mit uns.

Graf. Das kann, und werde ich nicht thun.

Roſa. Ihre Gründe?

Graf. Meine Ehre — die Ehre Ihrer Demoiſelle Schweſter — der Verluſt —

Korille. Meines Vermögens?

Graf. Nicht doch — der Verluſt —

Roſa. Welcher Verluſt? — Vermuthlich der Liebe unſeres Vormundes?

Graf. Spötterin! — Kurz, ſo lange ich mir noch Fälle denken kann, die Hand meiner Geliebten auf rechtmäßige Art zu erhalten, mag ich nicht zu *ſolchen* Mitteln meine Zuflucht nehmen.

Roſa. Sie ſind ein ſchöner Liebhaber! — Nicht einmal Ihrer Geliebten ſo viel zu Gefallen zu thun, ſie zu entführen.

Korille. Ich kenne dieſe Ausflüchte! Der Herr Graf haben vermuthlich eine neue Bekanntſchaft gemacht, und ich, will Sie nicht in Ihrem Glücke ſtöhren.

Graf. Das habe ich nun ſchon ſo vielmal gehört, und —

Roſa. Ihr Leutchen werdet nicht uneinig!

Kvrille. Ich habe Sie kennen lernen. Mir ſagen Sie nichts mehr von Liebe und Treue. Sie haben, all' Ihre Schwüre gebrochen!

Rede Falſcher, nicht von Liebe,
nicht von Zärtlichkeit und Treue,
ſchon ergreift Dich bange Reue,
brechen willſt Du Treu und Schwur.

(vor ſich.) Ha! getäuſcht und hintergangen!
Welch ein Leiden! welch ein Schmerz!
Wie verzagt in tauſend bangen
Zweifeln dies gepreßte Herz!

(zum Graf.) Rede Falſcher nicht von Liebe!
Deine Schwüre willſt Du brechen,
mich betrügen, mich verlaſſen.
Doch ich will mich an Dir rächen,
will Dich meiden, will Dich haſſen,
nimmermehr Dich wiederſehen.
Dich zu quälen, Dich zu plagen,
ſchwöre ich nun auf ewig Dir!

(ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Graf. Roſa.

Graf. Sie geht. — Korille! —

Roſa. Nun wird's ſchwer halten, ſie wieder zu beſänftigen.

Graf. Können wir denn nicht auf eine andere Art —

Roſa. Herr Graf, ich zweifele faſt ſelbſt an der Aechtheit Ihrer Liebe. Wozu dieſe Bedenklichkeiten? Die erſte Gelegenheit, die beſte. Sehen Sie doch einmal meinen Anſelmo an!

Graf. Sie wiſſen ja nicht —

Roſa. Ich weiß, daß der Wille eines Liebhabers, ganz von dem Willen ſeiner Geliebten abhängen muß, und daß er nicht alle Fälle in Erwägung ziehen darf, wie ein bedächtlicher Kaſuiſt. Schämen Sie ſich, daß Sie ſich das müſſen von einem Mädchen ſagen laſſen! — Sehen Sie mich einmal an. — Es iſt wahr, um die Augen herum, ſehen Sie ziemlich verliebt aus; aber ſo ganz richtig, iſt's doch nicht. Sehen Sie einmal mich an —

Graf. Ich muß es geſtehen, auſſerordentlich ſchmachtend! — Verliebt — ſehr verliebt! —

Roſa. Aber ſo wie ich liebe, haben Sie auch noch nicht geliebt. — Ach! — wenn ich den Namen meines Geliebten nenne — — (ſehr tief ſeufzend.) Ach!

Graf. Auch ich liebe, — liebe mein Mädchen mit ganzer Seele.

Roſa. Aber doch wahrhaftig nicht ſo, wie ich meinen Anſelmo. Sie ſollten einmal ſehen, wenn ſeine Hand in der meinigen ruht, wenn er mich feſt an ſich drückt, und ich dann ſtammele: „ach! mein Lieber!“ — Und das erſte: „Ich liebe Dich!“ hätten Sie hören ſollen. — Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Der Herr Doktor iſt ſchon lange ausgegangen. Der Wagen ſteht vor der Thür. Don Anſelmo wartet. — Ihre Koffer Mademoiſelle, ſind ſchon aufgepackt. Kommen Sie!

Roſa. Und Sie? —

Graf. Ich kann mich nicht entſchlieſſen!

Roſa. Meine arme Schweſter!

Raggiro. Eilen Sie! — Wenn der Doktor käm —

Roſa. Meinen Schmuck darf ich nicht vergeſſen. — Leben Sie wohl Herr Graf. (ab.)

Graf. (drückt ihr die Hand.) Leben Sie wohl beſtes Mädchen! — Der Himmel mache Sie glücklich! — Und ich will auch gehen — Will mich Kerillen zu Füßen werfen, ihr ſagen, daß ich mich des Anſehens meiner Familie bedienen werde. Ich will ſie meiner Liebe verſichern und ihr zuſchwören, daß ich alles unternehmen werde, ſie auf ewig die meinige nennen zu können. (ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Raggiro.

Der Graf iſt ſo *bedächtlich* — *kalt* will ich eben nicht ſagen — daß ich beinahe mit Gewißheit darauf ſchwören wollte: Das iſt nicht ſeine *erſte* Liebe. Ich weiß, wie bei mir die raſchen Empfindungen ſo nach und nach zur Ueberlegung herabſchmolzen, je mehr ſie geläutert ſchienen, und je mehr ich Liebe geſchworen hatte. Und — O! diable et dieu! Der Doktor! — Eine neue Mine, ſonſt ſind wir verloren! (ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Doktor. Zwei Männer. (tragen Koffer.)

Doktor. Nur immer in mein Zimmer! — Ventre bleu! über die Schelme! Nur ein paar Minuten hätte ich ſpäter kommen dürfen, und ſie wären über alle Berge geweſen. Ich armer Mann! — Ich wohne unter Dieben und Mördern, ich bin verrathen und verkauft! — Die Mädchen! — Die verdammten Weiber, ſind doch das Unglück der Männer ſeit Anbeginn der Welt geweſen! Ah ciel! Das iſt Schelmenpack! — Mit mir armen, redlichen Mann ſo zu ſpielen, mich ſo betrügen zu wollen! — — Aber, es iſt nicht gelungen. — Nun will ich eine fürchterliche Rache ausüben. Die ganze Welt ſoll davon reden. Unter allen Zonen, in Oſt und Weſt, in Süd und Norden, in allen fünf Welttheilen, ſoll man davon reden hören, und ſagen: ſo rächte ſich der Doktor Tulipan!

Achtzehnter Auftritt.

Doktor. **Raggiro.**

Doktor. Was willſt Du! — Du biſt eben der Erzſchelm, der —

Raggire. Hier iſt ein Brieſchen vom Herrn Grafen an Sie.

Doktor. Was will er?

Raggire. Leſen Sie's nur! (bei Seite.) Das muß uns retten!

Doktor. (ſetzt die Brille auf und lieſt.) Wie? — Was? — Eine Herausforderung? — Was unterſteht ſich der Graf einen Litteratum herauszufordern? Was ſpricht er von Ehre?

Raggire. Haben Sie keine, Herr Doktor?

Doktor. Wer ſpricht das?

Raggire. Wenn Sie Ehre im Leibe haben, ſo werden Sie auch die Herausforderung annehmen.

Doktor. Ich danke!

Raggire. Herr Doktor, ich meyne es redlicher, als Sie vielleicht denken. Ich will Ihnen ſagen, warum das alles geſchieht. Der Graf hat ſich mit ſeiner Geliebten veruneiniget, und er iſt ſo wüthend, daß er ſein Leben nicht mehr achtet. Er hat zweierlei Piſtolen laden laſſen. Die, welche er Ihnen geben will, ſind mit Kugeln geladen, die ſeinigen aber nicht. Er hoft von Ihrer Hand zu ſterben. Und, fürchten Sie nichts, ich will die Piſtolen gewiß nicht verwechſeln.

Doktor. Aber was habe ich denn davon, wenn ich ihn nun erſchieße?

Raggiro. Weil Sie wiſſen, daß ſeine Piſtolen nicht mit Kugeln geladen ſind, und weil Sie alſo nichts zu befürchten haben, ſo können Sie ja daneben ſchießen —

Doktor. Das könnte ich wohl, aber —

Raggiro. Sie zeigen doch, daß ſie Herz haben. Und iſt's nicht eine Ehre, ſich mit einem Grafen zu ſchlagen?

Doktor. Du haſt recht! — Er mag kommen. Par diable! ich will ihm zeigen, daß ich Kourage habe. Aber ums Himmelswillen, verwechſele die Piſtolen nicht.

Raggiro. Sorgen Sie nicht, Herr Doktor!

(ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Doktor.

Man muß ſich den Leuten nur in ſeiner eigenthümlichen Größe zeigen, ſonſt haben ſie keinen Reſpekt. Wenn mich aber der verfluchte Kerl anführte, und mir die falſchen Piſtolen gäb? Ach! ach! ach! Es läuft mir eiskalt über den Leib, wenn ich daran denke. Ein Schuß, der Doktor Tulipan wär weg und kein Hahn krähte darnach, ob ein Doktor oder ein andrer Menſch, ſein Leben auf eine ſo ſchändliche Art verloren hätte. Nein! das wär in der That noch zu früh. — — Sie kommen! Es wird mir ganz miſerabel!

Zwanzigſter Auftritt.

Doktor. Graf. Raggiro. (mit zwei Paar Piſtolen.)

Graf. Leſen Sie ſich aus Herr Doktor.

Doktor. (zu Raggiro.) Ums Himmelswillen Raggiro —

Raggiro. Seyn Sie nur ruhig! — Verlaſſen Sie ſich auf mich. — Hier.

Doktor. (nimmt die Piſtolen und ſetzt ſich in Poſitur.) Ah voila! Sie ſollen ſehen Herr Graf, daß ich Herz habe. Ich habe mich in meinen Univerſitäts-Jahren, mit mehr als Hundert Grafen geſchlagen.

Graf. (nimmt die Piſtolen.) Das glaube ich.

Doktor. (zu Raggiro.) Du haſt Dich doch nicht vergriffen?

Raggiro. Nein! nein!

Doktor. (vor ſich.) Alle Glieder zittern mir! Ach! ach! ach!

Graf. Sie zittern ja über und über. — Ich glaube, Sie fürchten ſich.

Doktor. Ach! nein! — Ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, daß ich mich ganz und gar und im geringſten nicht fürchte.

Graf. Sie haben den erſten Schuß. —

Doktor. Jetzt iſt's noch Zeit Herr Graf. Jetzt können Sie noch in ſich gehen. — Noch iſt das Duell zu retourniren. —

Graf. Sie ſpaßen Herr Doktor!

Doktor. Nein! — Es iſt revera mein Ernſt.

Graf. Machen Sie keine Umſtände! — Wenn Sie nicht ſchießen wollen, (legt die Piſtolen ab und zieht den Degen.) ſo ziehen Sie.

Raggiro. (zum Doktor.) Der Graf iſt ein großer Fechter!

Doktor. Das weiß ich.

Raggiro. Schieſſen Sie.

Doktor. Herr Graf — ich ſchieße! —

Graf. (ſteckt den Degen ein und nimmt die Piſtolen.) Laſſen Sie ſich nicht ſo lange nöthigen.

Doktor. Ach! wenn ich ihn nur nicht treffe! (drückt die Augen zu, ſieht weg, und brennt los.)

Graf. (fällt zu Boden.) Ach! —

Doktor. Ah ciel!

Raggiro. Ach! ums Himmelswillen! — Todt! mauſetodt! Ach! ach!

Doktor. Ach! ach! ach! — Was fang' ich an?

Raggiro. Die Nachbarn haben den Schuß gehört —

Doktor. Die Wache wird kommen! — Wohin verſtecke ich mich? Ach! ich armer Mann! Liebſter beſter Raggiro! verrathe mich nicht. Wenn die Wache kömmt, ſprich, ich wär fort, — ich hätte mich ſchon lange mit der Flucht ſalvirt.

Sollte man Dich fragen:
iſt der Doktor Tulipan zu Hauſe?
ſo kannſt Du nur ſagen:
Tulipan lebt nicht mehr.

(eilt ängſtlich ab.)

Raggiro. Auf Herr Graf! —

Graf. (ſteht auf.) Es geht alles nach Wunſche.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Korille.

Korille. Welch ein Lärm? — Ein Schuß? —

Graf. Seyn Sie ruhig. Der Doktor glaubt mich erſchoſſen zu haben. Er iſt voller Angſt. Raggiro wird ihm zur Flucht rathen und unter der Zeit —

Korille. Und Sie ſchämen ſich nicht, die Leichtgläubigkeit eines ſolchen Mannes zu benutzen?

Graf. Eine unſchuldige Liſt. — Deinetwegen, meine Theuere —

Korille. Das ſagen Sie nicht. Sie wiſſen ja wie *wir* zuſammen ſtehen.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. Ach! ich armer, elender Mann! Ueberallhin verfolgt mich das böſe Gewiſſen! — Und — Was ſeh ich? —

Korille. Sie haben Sie betrogen. Sie wollten ſich Ihrer Verwirrung bedienen —

Graf. Aber —

Raggiro. Mademoiſelle!

Korille. Glauben Sie mir Herr Doktor.

Doktor. Alſo — betrügen wolltet Ihr mich?

Raggiro. Nun wird mir's übel gehen! — Das Beſte iſt, ich gehe dem Doktor aus den Augen. (ab.)

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Korille. Graf. Doktor.

Korille. Wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Herr Graf: — Ich liebe Sie nicht, ich verabſcheue Sie.

Doktor. Sehr weiſe geſprochen!

Graf. Weiber! — Treuloſes, falſches Geſchlecht! Korille! ich liebte Dich ſo zärtlich, hing mit ganzer Seele an Dir, und Du, kränkſt mich ſo ſchrecklich! — Meine Gegenwart iſt Dir verhaßt? — Ich gehe. — Du ſollſt mich nicht wieder ſehen!

Wohl! ſo will ich Dich verlaſſen,
nimmermehr Dich wiederſehen,
ſchwören, ewig Dich zu haſſen,
und um Mitleid nie zu flehen,
ſollt ich auch vor Schmach vergehen,
ſterben ſelbſt vor Qual und Schmerz.

Schon geh' ich falſche Natterbrut! —
(vor ſich.) Wie quälet mich ihr Uebermuth!
Ha! mich tödten Deine Blicke
Ungetreue! Ja! ich ſehe
Deine Augen voller Tücke.
O! weh mir! ich vergehe!
Mich tödten Gram und Schmerz!

(ab).

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Doktor, Korille.

Doktor. Du biſt ein allerliebſtes, ein ſcharmantes Kind! Ich möchte Dich vor Freuden küſſen!

Korille. Um den Grafen noch mehr zu kränken, habe ich mich entſchloſſen, Ihnen in ſeiner Gegenwart, die Hand zu geben.

Doktor. Das iſt ein unvergleichlicher Einfall ma belle! O! dieu! ich liebe Dich über allen Ausdruck! Ah! mon petit bec! Du biſt die Krone Deines Geſchlechts.

Korille. Um mich an ihm zu rächen, habe ich einen Plan entworfen, welcher ihn von Sinnen bringen ſoll. — Kommen Sie!

Doktor. Allerliebſter Engel! — Die Honigſüßen Worte Deiner Liebe haben mein Herz berückt, haben mich entzündet, daß ich vor Liebe zu Deinen Füßen mein getreues Blut verſprützen will, wenn Du es verlangſt. Mädchen! Mädchen! was haſt Du aus mir gemacht?

(beide ab.)

Fünf-

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

(Ein zum Erleuchten eingerichteter Saal im Hauſe des Grafen.)

Anſelmo. Bedienter.

Anſelmo. Iſt der Graf noch nicht da?

Bedienter. Noch nicht.

Anſelmo. (vor ſich.) Er bleibt lange. — Hat er nichts befohlen?

Bedienter. Nichts.

Anſelmo. Sonderbar! — Iſt keiner von ſeinen Bedienten zurückgekommen?

Bedienter. Keiner.

Anſelmo. (vor ſich.) Das hat etwas zu bedeuten. — Warum iſt dieſer Saal zum Erleuchten eingerichtet?

Bedienter. Mein Herr hat es durch einen fremden Mann befehlen laſſen.

Anſelmo. (vor ſich.) Er muß doch ſeiner Sache gewiß ſeyn. Wer weiß auf welche Art er den Doktor breitgeſchlagen hat. — Ich glaube er kömmt? — Ja er iſt es!

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Anſelmo. Graf.

Anſelmo. Viel Glück!

Graf. Sagen Sie: viel Unglück.

Anſelmo. Ich will nicht hoffen?

Graf. Alles gieng glücklich. Der Doktor wär in der erſten Angſt in die Türkei geflohen, und das ungetreue, falſche Mädchen — o! daß ich ihren Namen nennen muß! — Korille ſelbſt, entdeckte den Betrug.

Anſelmo. Sie ſelbſt? Das iſt mir unbegreiflich!

Graf. Mir auch.

Anſelmo. Darunter ſteckt etwas.

Graf. Was könnte das wohl ſeyn?

Anſelmo. Man kann nicht wiſſen. Vielleicht hat ſie einen weit zuverläßigern Plan ausgeſonnen —

Graf. Wenn das wäre! — Ich habe ihr doch wohl unrecht gethan.

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Außer Athem habe ich mich ſchier gelaufen!

Anſelmo. Was bringſt Du?

Maggiro. Sonderbare Nachrichten. An den Herrn Grafen: eine auſſerordentliche große Empfehlung von dem Herrn Doktor.

Graf. Von dem Doktor?

Maggiro. Wie ich ſage. „Geh zum Herrn Grafen," — ſagte er. — Ich laſſe mich ihm unterthänig empfehlen, und wenn er es erlaubte; ſo würde ich dieſen Abend mit meinen Nichten meine Aufwartung bei ihm machen, um unſern Spaß über den heutigen Zweikampf zu haben.

Graf. Das iſt ſonderbar!

Anſelmo. Ich muß es geſtehen, ſehr ſonderbar!

Maggiro. Ich habe mich auch nicht wenig gewundert.

Graf. Und was ſagte Korille?

Maggiro. Die ſagte etwas, das Ihnen noch weit angenehmer ſeyn wird, als die Komplimente des Doktors.

Graf. Was ſagte Sie?

Maggiro. Sie hat mir befohlen, Ihnen zu ſagen: daß ſie es auf eine ganz ſonderbare Art dahin gebracht habe, daß der Doktor ſeine

Einwilligung in ihre Verbindung geben wolle. — Sollen ſie kommen?

Graf. Den Augenblick.

(Naggiro ab.)

Achtundzwanzigſter Auftritt.

Graf. Anſelmo. Bedienten.

Graf. He! Bedienten! Erleuchtet den Saal, macht die Tafel zurechte, und tragt auf.

(Die Bedienten zünden die Lichter an, bereiten die Tafel ꝛc. ꝛc.)

Anſelmo. Habe ich's nicht geſagt, daß ſie einen weit ſicherern Plan entworfen hat, des Doktors Einwilligung zu erhalten, als wir es zu thun vermochten? Darinne haben doch wahrhaftig die Weiber vor uns einen Vorzug, den ihnen keine männliche Seele abſprechen kann.

Graf. So waren meine Zubereitungen doch nicht umſonſt!

Anſelmo. Aber Graf, vergeſſen Sie nicht, daß auch *meine* Schöne mitkömmt, und daß ich eben ſo ſehr wünſche, glücklich zu werden, als Sie es wünſchen können.

Graf. Gewiß nicht. — Ich kann nur gar nicht begreiffen, wie es Korille ſo ſonderbar hat wenden können.

Anſelmo. Wir müſſen die Auflöſung mit Geduld erwarten, und wenn auch etwa eine kleine Reſignation mit ins Spiel kömmt, ſo —

Graf. Klein mag ſie immer ſeyn, nur nicht groß. — Hurtig ihr Leute! Ich kenne des Dokters Art. Gewiß war er ſchon die halbe Straße herauf, ehe er den Bedienten voraus ſchickte.

Neunundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. (hernach.) Raggiro.

Finale.

Graf. Immer hurtig, aufgedecket,
bringt Gefrornes; Limonade,
Konfekturen, Schokolade,
Weine, Torten, und Koffee. (zu den Bedienten welche Lichter anzünden.)

Raggiro. Jetzt bringt die Braut in vollem Staate,
Doktor Tullpan geführt.

Anſelmo. Geſchwind Herr Graf, geh'n Sie entgegen
Ihrer Braut, wie ſichs gebühret.

Graf. Seht ſie kommen!

Anſelmo. Wie doch der Alte
weiß den galant-homme zu machen!

Graf. Ach! ich muß wahrhaftig lachen,
wenn ich ihn als Stutzer ſeh.

Dreißigſter Auftritt.

Vorige. Roſa. Doktor. (führt) **Korillen,** (Bediente) (mit Wachsfackeln voraus, welche gleich wieder abgehen.)

Doktor. Illuminée la terre anime,
reſpectable il rende venus,
le plaiſir toujours un crime
eſt le prix de la vertu.
Verzeihen Sie mir meine Freiheit —

Korille. Nehmen Sie nicht ungnädig —

Graf. Hocherfreut bin ich Herr Dokter,
mit der Braut Sie hier zu ſehn.

Roſa. (zu Anſelmo.) Ich weiß nicht was ich denken,
wie ich das nehmen ſoll.
Wie wird ſich das erklären?
begierig bin ich drauf.

Doktor. En habit de grand parure,
komme ich als Freund hieher.

Korille. Das ſchönſte Feſt zu feiern,
komm' ich als Braut hieher.

Graf. Ich bin Ihr Freund Herr Doktor,
Ihr wahrer Freund bin ich.
Den Kuß nimm mein Beſter!
als Freundſchafts-Zeichen an.

Doktor. (zu Korillen.) Wie ſich der Thor betrüget!

Korille. (zum Doktor.) Beinah möcht ich erſticken
vor Lachen, lieber Doktor!
Wie ſich der Geck betrügt!

Graf. Anſelmo. Maggiro. Auf dieſen trüben Morgen
folgt heller Sonnenſchimmer,
und Freude folgt auf Leid.

Graf. So laſſen Sie ſich nieder.

Doktor. Ich danke, bin nicht müde. —
(zu Korillen.) Wie artig und wie höflich!

Korille. Der liebe Graf betrüget ſich,
er glaubt mich hier als ſeine
geliebte Braut zu ſehn.

Graf. Hurtig! hurtig! bringt die Speiſen!

Doktor. (zu Korillen.) Ich muß gar herzlich lachen,
daß er ſich ſo betrügt!

Anſelmo. (zu Roſa.) O ſchöner Tag der Freude,
der mich ſo glücklich macht!

Roſa. Mir ahndet nicht viel Gutes,
wer weiß, welch ſchlimmes Ende
vielleicht der Spaß noch nimmt!

(Bedienten bringen Schüſſeln, Taſſen, Speiſen ꝛc. ꝛc.)

(Sie ſetzen ſich.)

Graf. Bedienet die Gäſte.

Doktor. Ich bitt' um Früchte.

Graf. Was Sie befehlen, ſtehet zu Dienſten.

Doktor. O! Sie beſchämen mich!

Koriſſe. Sie ſind zu gütig!

Graf. (zu Koriſſen.) Erlauben Sie liebſte Braut, Sie zu bedienen.
Befehlen Sie Torte?

Koriſſe. Ich eſſe keine.

Anſelmo. Sie, liebes Röschen? (präſentiert ihr etwas.)

Roſa. Ich bin verſehen.

Graf. (zu Koriſſen.) Hier iſt Champagner.

Koriſſe. Wenn Sie erlauben.

Anſelmo. (zu Röschen.) Nichts von dem Kuchen?

Roſa. Will ihn verſuchen.

Graf. (zum Doktor.) Monſieur, belieben Sie?

Doktor. Ich dank', ich danke!

Graf. Kandirte Früchte eſſen Sie ja?

Raggiro. (zum Doktor.) Bittere Mandeln werden behagen,
ſtärken die Nerven, ſtärken den Magen,
lindern die Hitze, ſtärken die Kräfte,
verdünnen die Säfte,
heben den Schwindel, das Podagra.

Alle.
Bei dem frohen Freudenmahle,
ſchlingt die Liebe Blumenketten,
reicht der Freuden Zauberſchaale,
reicht uns Amor Kranz und Band.

Graf. (zu Koriſſen.) Iſt's noch Ihr Wille, ſich zu vermählen?

Koriſſe. Von ganzen Herzen bin ich bereit.

Anſelmo. Da nun Korillchen jezt verſchenket ihre Hand,
ſo reicht die Ihrige mein liebes Röschen mir.
Doktor. Mit dieſer diſponirt, Korillchens Bräutigam,
Der ſoll vergeben nur ihre Hand.
Graf. So ſind Sie glücklich. Ich ſchenke Ihnen
Die Hand der Schönen, die Sie verehren.
Doktor.
Korille. Iſt das Ihr Ernſt? Iſt es nur Scherz?
Graf. Ich ſollte diſponiren mit Röschens ſchöner Hand, (zum Doktor.)
Ihr Wille war es ſelbſt zu knüpfen dieſes Band.
Doktor. Sind Sie der Bräutigam?
Graf. Bin ich's denn nicht?
Korille. Sie ſind der Bräutigam?
Doktor. Mein Herr Sie irren ſich. — Sie ſind es nicht.
Graf. Ich wär es nicht?
Doktor. Wie Sie wohl ſehen.
Graf. Sie haſſen mich?
Korille. Wie Sie wohl ſehen.
Graf. Ich wär betrogen?
Doktor. Wie Sie wohl ſehen.
Graf. Und hintergangen?
Korille. Wie Sie wohl ſehen.

Graf. Weh mir! ich bin verrathen!
betrogen, hintergangen!
Wie tobts in meinem Buſen!
O welch ein bitterer Schmerz!
Verlaß mich Ungetreue,
mich trog ein falſches Herz!

Roſa.
Anſelmo.
O Himmel! wir ſind verloren!
Nun iſt die Hoffnung verſchwunden.
Nie werden wir verbunden
uns unſrer Liebe freun.

Doktor.
Korille. (ſpottend.)
So alle Hoffnung ſchwinden
zu ſehen, in der Liebe,
und ſich betrogen finden,
wehthaftig! das iſt hart!

Graf. Sagt wer iſt mein Nebenbuhler?
Wo der Räuber meiner Schönen?

Doktor. Zum Bräut'gam wählte mich Korillchen —

Korille. (zum Grafen.) Wie? das wollen Sie nicht glauben?
Ohne meine Hand zu rauben,
ſchenkt ich ſie dem Doktor ſelbſt.

Graf. Schmerz und Zorn, und Wuth und Liebe —
ach! wie ſie mein Herz zernagen!

Roſa.
Anſelmo.
Ach! wie ſchmerzlich! ſo betrogen,
hintergangen, ſich zu ſehen!

Doktor. O der Thor! wie irrt' er ſich.
Für ſeinen Kuppler hielt er mich.

Korille. (zum Doktor.) Zum Zeichen des Bundes,
Die Hand, mein Geliebter!

Doktor. Ich ſchmelze für Liebe!

Graf. (tritt dazwiſchen.) Das wird nicht geſchehen!

Korille. (zum Grafen.) Wer will es verhindern?
Wer will es mir wehren?

Graf. Das kann ich nicht ſehen!
Verräther —

Anſelmo. — — — nicht zu hitzig!

Doktor. Was kann mir geſchehen?

Graf. (zieht den Degen.) Es koſtet Dein Leben!

Roſa.
Korille.
Anſelmo.
Raggiro. } Vernünftig! gelaſſen!

Graf. Es koſtet Dein Leben!
Es koſtet Dein Blut!

Doktor. Ich werde mich ſtellen,
mir fehlt's nicht an Muth!

Korille.
Roſa.
Anſelmo.
Raggiro. } Was hilft nun das Lärmen?
was ſoll das Geſchrei?
Vernünftig! gelaſſen! nur friedlich!
und ruhig!

Alle.

Finſterniß und Nacht und Schrecken
überdecken rund die Erde,
und verfinſtern meine Augen.
Aengſtlich ſchlägt und klopft mein Herz.
Jetzt wird's hell! —
Was muß ich ſehen?
Wie? — was? — Duell? —
Es iſt geſchehen! — —
Tobend brauſen Sturm und Winde,
Wolken ziehen, Donner rollen,
Schlünde berſten, Felſen krachen,
Alles droht den Untergang.

Dritter Aufzug.

Saal.

Erſter Auftritt.

Roſa. (ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf die Hand gelegt.) **Anſelmo.** (ſitzt gleichgültig auf der andern Seite, bei einer Bouteille Wein.)
Korille. (ſitzt Roſa'n gegenüber.)
Doktor. (läuft herum.)

Doktor. Sage mir aber nur ein Menſch, was der Graf vor Raiſon hat, uns einzuſperren?

Anſelmo. (trinkt.) Er will die Feſtung durch Hunger zur Uebergabe zwingen.

Doktor. Es wird ihm alles nichts helfen. Ich kenne meines Korillchens Neigung und weiß, wie ſie gegen mich geſinnt iſt.

Anſelmo. Ich bin ſo gut eingeſchloſſen wie Sie. Aber, wie Sie ſehen, (trinkt.) ich leide keine Grillen.

Doktor. Es iſt eine maliziöſe Art die Leute einzuſperren, ſage ich Ihnen!

Anſelmo. Das ſage ich ſelbſt.

Doktor. Und Sie haben ſo gut Ihre Hand im Spiele wie der Graf. Das merke ich wohl; mein lieber Herr Rittmeiſter! Ich kenne Sie.

Anſelmo. Ich habe auch die Ehre. (trinkt.)

Doktor. Ich will hin, ich will den Grafen aufſuchen — und wenn ich ihn finde, par diable! es wird ein abſcheuliches Blutbad. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Anſelmo. Korille. Roſa.

Anſelmo. Hahahaha!

Roſa. (ſpringt auf.) Hahahaha!

Korille. Er wird dem Grafen nicht viel thun.

Anſelmo. Aber wahrhaftig! nun dürfen Sie den Grafen nicht länger quälen.

Roſa. Liebe Schweſter, ſieh Dich ja vor. Man darf die Sache nicht zu weit treiben. Drei bis viermal läßt ſich ein wahrer Liebhaber allenfalls foppen, ſobald es aber mehrmal geſchieht, kömmt's ihn in den Kopf, daß er ein *Mann* iſt, und dann iſt's aus.

Anſelmo. Jetzt, iſt noch nichts zu thun. Ich will nur den Grafen erſt ſprechen, daß er ſich vom Doktor die ſchriftliche Verſicherung geben läßt, die wir nicht entbehren können.

Kerille. Mich, ſoll der Graf im Garten treffen.

Anſelmo. Und wo treffe ich Sie ſchönes Röschen?

Roſa. Allenthalben, wo die Liebe weilt.

(Anſelmo und Kerille ab.)

Dritter Auftritt.

Roſa.

Ich bin in der That der vielen Umſtände überdrüßig, ſo ſehr ich auch das Umſtändliche liebe — und man kann auch wahrhaftig nicht umſtändlich genug ſeyn, ſo bald es Ernſt wird. Mit den Liebhabern kann man zur Noth wohl noch wechſeln, aber Männer, muß man behalten.

Vierter Auftritt.

Roſa. Raggiro.

Raggiro. Der Herr Doktor ſucht den Grafen und will ihn zur Rede ſetzen. Das wird luſtig ablaufen. — Aber, wie kömmt's Mademoiſelle, daß Sie ſo niedergeſchlagen ſind?

Roſa. Symptomen des Brautſtandes!

Raggiro. Immer können Sie doch nicht ledig bleiben. Einmal müſſen Sie doch wählen.

Roſa. Wählen — und wagen.

Raggiro. Das iſt richtig, wagen muß man.

Roſa. Viel — ſehr viel! — Alles!

Raggiro. Jetzt müſſen Sie ſich dieſer Grillen entſchlagen. Diable et dieu! Wenn die Frauenzimmer alle ſo denken wollten, ſo wär die Welt längſt ausgeſtorben.

Roſa. Ich denke ſonſt eben nicht gern nach, diesmal aber erfordert's wirklich Ueberlegung. — Wenn Anſelmo nach mir fragt, ich bin im Garten. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Raggiro.

Es iſt doch ſonderbar! daß es ihr erſt jetzt einfällt zu überlegen. Sie hätte es ja überlegen können, wie ſie mit ihrem Liebhaber bekannt wurde. Aber ſo ſind die Mädchen. Erſt, erwiedern ſie Blicke, drücken die Hand wieder, laſſen ſich küſſen, nehmen Briefe an, und wenn ſie dieſelben auch nicht beantworten, ſo leſen ſie doch wenigſtens ſo etwas gern. Darauf, folgen mündliche Unterhaltungen. Dieſe, werden immer herzbrechender, — und wenn nun der zärtliche, vor unausſprechlicher Liebes-Wonne ſchmelzende Adonis fragt: ob's erlaubt iſt, ſie zum Altare zu führen? — Dann fangen ſie erſt an nachzudenken, und ſich ſelbſt zu fragen: ob ſie wohl mit ihrem Liebhaber; wenn er nur in der vermehrten Ausgabe als Mann erſcheinen wird, glücklich ſeyn können, oder nicht? — Das iſt die richtige Skala unſrer neumodiſchen Liebſchaften. Der Doktor kömmt! — Es iſt am beſten, er ſieht mich nicht eher, als bis er weiß, woran er iſt! (ab.)

Sechſter Auftritt.

Doktor. Graf.

Doktor. Und — mit Einem Worte Herr Graf, öffnen Sie das Haus, oder es wird nicht gut! Denken Sie nicht etwa Korillchens Hand zu erhalten; Es iſt eine unmögliche Sache. Sur ma parole! Sie machen ſich vergebliche Mühe.

Graf. Ungetreues Weib!

Doktor. Ich glaube herzlich gern, daß es Ihnen im Kopfe herumgeht, aber par dieu! ich kann ja nichts davor. Das Mädchen iſt ja ganz auf mich erſeſſen, wie Sie ſehen.

Graf. Wirklich?

Doktor. Das kleine Närrchen ruht und raſtet nicht, ſie will ja nur ſo vor Liebe vergehen.

Graf. Das iſt zum Tollwerden!

Doktor. Mon dieu! ich glaube Ihnen alles, Herr Graf, aber par diable! es hilft nichts. Das Mädchen ſage ich Ihnen iſt nicht zu bändigen. Wenn ſie mich nur von weiten ſieht, kömmt ſie auch gleich mit offenen Armen auf mich zu. Ich kann mich ihrer gar nicht erwehren.

Graf. Machen Sie mich nicht raſend!

Doktor. Tröſten Sie ſich Herr Graf. Es giebt ja mehrere Mädchen in der Welt. Iſt's die eine nicht, ſo iſt's die andere. Denn wie geſagt, Korillchen läßt nicht vom Doktor Tulipan, und wenn Erde und Himmel zuſammenſtürzten.

Graf. (zieht den Degen.) Reden Sie nicht fort, oder es koſtet Ihr Leben.

Doktor. Ah ciel! Herr Graf! — keinen Zweikampf! Ich bin der Mann nicht, der Leben und Liebe auf die Spitze eines unbelebten Weſens ſetzt. — Laſſen Sie das Haus öffnen. — Und im Grunde, was kann ich denn davor? Machen Sie es mit Ihrer ungetreuen Schönen aus.

Graf. Das will ich!

Doktor. Wenn dieſe Sie erhört, — ſo will ich meinen Konſens drein geben.

Graf. Wollen Sie das?

Doktor. Sans doute! Aber geben Sie ſich keine Müh. — Sie hört Sie gar nicht an. Ich weiß, wie ſehr ihr Herz an mir hängt.

Graf. Deſtoweniger haben Sie zu befürchten. Alſo, Ihre Einwilligung habe ich?

Doktor. Dieſe haben Sie. Avec bien de plaiſir.

Graf. Geben Sie mir es ſchriftlich.

Doktor. Aber — mon dieu! es hilft Ihnen nichts. Wir verſchmieren das Papier umſonſt.

Graf. Thut nichts! — Schreiben Sie nur.

Doktor. Wunderlicher Mann! — Den Gefallen kann ich Ihnen ja leicht thun. (Er ſchreibt.)

Graf. (geht unruhig auf und ab.)

Doktor. Aber Sie werden ſehen — daß es nichts hilft. — — Die kleine Hexe, giebt ihren Tulipan nicht her und wenn ſie ihr das Leben nehmen wollten. — Sie iſt halsſtarriger als Penelope. — (ſteht auf.) Hier!

Graf. Ihren Namen und Ihr Petſchaft.

Doktor. Sie ſind ſehr exakt! — Auch das. — (unterſchreibt und unterſiegelt) — Auch das lieber Graf! — Was vermag Siegel und Schrift gegen Neigung und Liebe?

Graf. (nimmt das Papier, umarmt und küßt ihn.) Ich danke! Ich danke lieber Doktor!

(eilt ab.)

Siebenter Auftritt.

Doktor.

Der reißt mir ja bald die Perüke vom Kopfe! Geh Du nur hin. Du wirſt ſchön ankommen! Ich weiß, wie ſehr mich Korillchen liebt. Die jungen Leute werden nicht eher klug, als bis ſie angelaufen ſind. Ich mag's gar nicht mit anſehen. — Ich glaube, daß ihn Korillchen ſo ſehr vexirt, daß er ſich aus Deſperation eine Kugel durchs Hirn jagt. J'en ſuis content! Thun Sie das Herr Graf. C'eſt par là que vous m'obligerez infiniment! Hahahaha!

(ab.)

Achter Auftritt.

Garten.

Korille. (hernach.) **Graf.**

Korille. Ich fürchte ihn zu ſehen, und doch, hoffe ich es. Ich wünſche daß er käm, und wünſche er möchte nicht kommen. Ich ſoll mich verſtellen. — O! wie ſchwer kömmt mir das an.

Graf. (Kömmt, ohne daß ſie ihn gewahr wird.)

Korille. Lieber Graf — ich liebe Dich ſo ſehr —

Graf. Du liebſt mich?

Korille. Was wollen Sie?

Graf. Du liebſt mich — Aus Deinem Munde, habe ich es gehört. Du liebſt mich!

Korille. Nicht Sie. — Es giebt mehrere Grafen —

Graf. Aber keinen, der ſo innig Dich liebt, als dieſer — (kniet nieder.)

Korille. Herr Graf! —

Graf. Beſtes Mädchen! Verſtellen Sie ſich weiter nicht. — Ihr gutes, liebes, ſanftes Herz —

Korille. Ach! —

Graf. Sie lieben mich! — (ſpringt auf.)

Korille. Ich liebe Dich!

Graf. Mein! mein!

Duett.

Graf. Dir getreu bin ich geblieben,
ewig Dich allein zu lieben,
reich ich nochmals Dir die Hand.
Korille. Nimmer wieder Dich zu kränken,
ſchwör ich Dir mein Herz zu ſchenken,
zu der Liebe Unterpfand.
Graf. Hymen ſchlingt die Banden feſter!
Korille. O! wie glücklich! o! mein Beſter!

Beide.

Ewig dau're dieſe Liebe,
die uns jetzt ſo glücklich macht.
Die Leiden der Liebe
erheben die Freuden,
ſie ſchenket Entzücken,
und Wonne uns beiden,
ſie macht uns ſo glücklich,
ſie macht uns ſo froh!

Neunter Auftritt.

Vorige. Anſelmo. Roſa. Raggiro.
(hernach) **der Doktor.**

Raggiro. Jetzt, kömmt der Doktor!

Korille. Haben Sie die Einwilligung?

Graf. Die habe ich.

Doktor. (kömmt.) Nun Herr Graf, wie weit haben Sie es gebracht?

Graf. Weiter als Sie vielleicht glauben.

Doktor. Beſtes Korillchen! ich habe Dir einen ungeſtümen Liebhaber über den Hals geſchickt. Nicht wahr? Nimm's nicht übel mon ange! Zum zweitenmale ſoll's gewiß nicht geſchehen. Ich weiß wie ſehr Du mich liebſt —

Korille. Sind Sie davon überzeugt.

Doktor. Das bin ich! Das bin ich!

Korille. Ihr Wunſch, iſt mir Befehl.

Doktor. Fort bien! très ſage! —

Korille. Sie ſehen es gern und ſind's zufrieden, daß ich dem Herrn Grafen meine Hand gebe —

Graf. So ſagt dieſer Zettel —

Korille. Hier Herr Graf. Auf ewig die Ihrige.

Doktor. Was ſoll das?

Graf. Weil es nun gleichfalls der Wille des hochgelahrten und höchſtzuverehrenden Herrn Doktors iſt, daß Korillchens Bräutigam, die Hand ihrer Schweſter, der ſchönen Roſa, vergiebt —

Doktor. Wer hat das geſagt?

Anſelmo. Sie ſelbſt Herr Doktor, haben es geſagt.

Roſa. Bei Tafel. — Sie können es nicht läugnen.

Graf. Das iſt ausgemacht! — Alſo, gebe ich, als Bräutigam der ſchönen Korille, ihre Hand dem wackern Don Anſelmo.

Raggiro. (zu Roſa.) Haben Sie ſich reſolvirt?

Roſa. Das hab' ich. — (giebt Anſelmo die Hand.)

Doktor. Und ich, wär betrogen?

Alle. Ja! Das ſind Sie, Herr Doktor.

Doktor. Was? Doktor Tulipan, der große Mediziner? betrogen? Das geht nicht! Ich gebe nichts, gar nichts zu! Ich laſſe mich nicht anführen.

Raggiro. Machen Sie nur keinen ſo argen Lärm, es werden mehr Leute Ihres Schlag's, in der Welt angeführt.

Doktor. Du Taugenichts! biſt Du auch noch da?

Raggiro. Ich gehe nicht eher, bis ich bezahlt bin.

Anſelmo. Seyn Sie nur ruhig Herr Doktor! — Die Männer Ihrer Nichten —

Doktor. Ich will gar nichts von den Männern wiſſen! Ich kann ſie nicht vor Augen ſehen.

Anſelmo. Nur nicht ſo wunderlich! Das ſind Heirathen nach den Worten des Teſtaments.

Doktor. Ei! und wenn ſie wonach anders wären! ſie ſind null und nichtig.

Graf. Sehen Sie — Ihre Hand — Ihr Siegel —

Naggiro. Herr Doktor; Sie kommen nicht aus. Willigen Sie ein, ehe es zum Prozeß kömmt.

Doktor. Ich ſoll einwilligen?

Anſelmo. (ironiſch.) Haben Sie die Gewogenheit!

Doktor. Nein! — und gleichwohl, was kann ich machen? Ich muß wohl! — (giebt ihre Hände zuſammen.) Da! meine Einwilligung habt Ihr. — Ich dachte freilich mich ſelbſt mit Korillchen zu verehligen — aber —

Naggiro. Ja ſehen Sie Herr Doktor, da heißt's: Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Alle.

Verſchwunden ſind die Leiden,
geſiegt hat Treu und Liebe.
Sie ſchenkt die ſchönſten Freuden,
ſchenkt uns Zufriedenheit.

Opern

aus

verſchiedenen Sprachen

überſetzt,

und

für die deutſche Bühne

neubearbeitet

von

Vulpius.

Erſter Band.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

G. H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorrede.

Ich ſtand ſchon ſeit etlichen Jahren mit einigen Bühnen in Verbindung und bearbeitete für dieſelben Opern, nach dem Italieniſchen und Franzöſiſchen, dachte aber damals noch nicht daran, dieſe Bearbeitungen drucken zu laſſen. Nachher kam die Dittersdorfiſche Opernepoche, und ich bearbeitete einige Opern dieſes beliebten Komponiſten, von denen ich *das rothe Käppchen* und den *Hieronimus Knicker*, auf Verlangen, drucken ließ. — Indeſſen, war mir ein Mann mit unbefugter Bereitwilligkeit zuvor gekommen *), hatte das Manuſcript einer meiner

---

*) Dieſer Mann, iſt der Nachdrucker *Lange* in *Kölln*, und das geraubte Stück, iſt das erſte in dieſer Sammlung: Die Hochzeit des Figaro.

Opern, ich weiß nicht auf welche Art, nicht von mir ſelbſt, erhalten, und ließ dieſelbe ohne mein Wiſſen und meinen Willen drucken. Noch dazu, war dieſer Abdruck nach einer ſehr fehlerhaften Kopie gemacht, wimmelte von Druckfehlern und Unrichtigkeiten, und nöthigte mir eine öffentliche Erklärung deshalb ab *). — Mich vor dergleichen Räubereien in Zukunft ſicher zu ſtellen, erklärte ich damals, ich würde meine bearbeiteten Opern ſelbſt ſammeln und herausgeben. — Das ſoll nun geſchehen.

Ich ſage nichts von den Schwierigkeiten welche ſich jedem Bearbeiter einer Oper, zu welcher die Muſik ſchon vorhanden iſt, und der die Worte des Textes hintennach angepaßt werden müſſen, entgegen drängen; ſie ſind unzählbar, und nur denen bekannt, die dergleichen Arbeit ſelbſt unternommen haben. Wer nie von dieſer Art etwas arbeitete, hat keine Begriffe davon, und darf über ſo etwas gar nicht urtheilen. Thut er es doch,

---

*) In dem VIII. Hefte der Annalen des Theaters. S. 126. und im Theaterkalender vom Jahr 1792. S. 124.

doch, ſo zeigt er deutlich, woran es ihm fehlt. Deshalb kann und darf es, mit den Geſangsworten, zumal in Finalen, gar nicht genau genommen werden, denn was oft in denſelben am ſtärkſten auffällt, war wohl wegen Eigenheit der Muſik an dieſem Orte am unvermeidlichſten.

Erwägt man nun noch Eigenheiten fremder Sprachen, Wohlklang und Mahlerei in Worten und Tönen, ſo darf man ſich gar nicht wundern, wenn man in der deutſchen Bearbeitung des Geſanges einer Oper, zuweilen auf Härten, oder übelgereimte Verſe ſtößt. Flickwörter ſind hier ſo unentbehrlich und nothwendig, als ſie anderswo entbehrlich und unbrauchbar ſind.

Noch überdies, ſoll durch den Druck ſolcher Opern, die meinigen vorzüglich mit eingeſchloſſen, die Litteratur nichts gewinnen, ſondern ſie ſind bloß da, damit man ſie als Opernbücher zum Nachleſen im Schauſpielhauſe gebrauchen kann.

Dieſes iſt der richtige Geſichtspunkt aus welchem man die Erſcheinung dieſer Produkte betrachten muß. Man gönne ihnen alſo immer ihre Exiſtenz. Sie hat uns vergnügte Abende gemacht, ſie hat uns einige Stunden unterhalten, wir danken derſelben einige frohe Augenblicke, und was können wir mehr fordern, wenn wir nicht unbillig ſeyn wollen? — Haben wir dem Daſeyn dieſer Art von Unterhaltung nichts zu verdanken, ſo tröſten wir uns damit, daß es noch geſchehen kann. Wollen wir aber gar nicht auf dieſe Art unterhalten ſeyn, ſo — bekümmern wir uns auch nicht um die Exiſtenz dieſer Opern, und enthalten uns des Urtheils über dieſelben.

Auf dieſe Art, werden wir ganz gewiß mit einander zufrieden ſeyn können.

Geſchrieben zu Weimar, am 3ten September 1793.

Verzeichniß

der in dieſem Erſten Bande befindlichen Opern.

I. Die Hochzeit des Figaro. Oper in vier Aufzügen, nach dem Italieniſchen. Muſik, von Mozart.

II. Der betrogene Geizige; oder: Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Oper in drei Aufzügen, nach dem Italieniſchen. Muſik, von Paiſiello.

III. Hokus Pokus! Oper in zwei Aufzügen, neubearbeitet. Muſik, von Dittersdorf.

Die

Hochzeit des Figaro.

Eine
nach dem Italieniſchen
freibearbeitete
Operette in vier Aufzügen
von
C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Mozart.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Der Graf Almaviva.

Die Gräfin, ſeine Gemahlin.

Suſanne, die Braut von

Figaro, Kammerdiener des Grafen.

Cherubin, Page des Grafen.

Marzeline, Ausgeberin im Schloſſe des Grafen.

Bartholo, ein Arzt.

Baſilio, Muſik-Meiſter.

Don Gusmann, Richter.

Hannchen, Tochter des

Antonio, Gärtner im Schloſſe und Onkel der Suſanne.

Bauern. Bäuerinnen. Bedienten.

Erſter Aufzug.

(Ein noch nicht völlig ausmeublirtes Zimmer, in deſſen Mitte ein Lehnſtuhl ſteht.)

Erſter Auftritt.

Figaro. Suſanne.

Figaro. (mißt mit einem Maaßſtabe, den Boden des Zimmers.)

Suſanne. (ſteht vor dem Spiegel, und ſetzt einen mit Blumen geſchmückten Hut auf.)

Duett.

Figaro. Fünfe — zehne — zwanzig — Dreißig —
Sechs und Dreißig, Drei und Vierzig. —

Suſanne. (vor ſich.) Immer ſagt es mir der Spiegel:
wirklich iſt Suſanne ſchön!
(zu Figaro.) Sieh doch nur, mein lieber Figaro,
ſteht mir dieſer Hut nicht ſchön?

Figaro. Unvergleichlich, beſtes Mädchen!
was ſoll Dir nicht herrlich ſtehn?

Beide. O wie lieblich duften die Blumen,
früh am Tag' dem Hymen geweiht!
auf den ich mich ſchon längſt gefreut,
der mich ſo glücklich endlich noch
macht!

Suſanne. Was haſt Du denn da zu meſſen?

Figaro. Ich will ſehen, ob das ſchöne Bette, welches uns der Graf geſchenkt hat, hier ſtehen kann.

Suſanne. Hier?

Figaro. Ja, hier. — Der Graf hat die Gnade gehabt, dieſes Zimmer für uns zu beſtimmen. Wir ſollen es bewohnen.

Suſanne. Das wird wohl nicht geſchehn.

Figaro. Warum nicht?

Suſanne. Weil — weil's nicht geſchehen wird!

Figaro. So gieb doch aber nur eine Urſache an, warum es nicht geſchehen wird?

Suſanne. Weil ich nicht will. — Biſt Du mein Sklav', oder nicht?

Figaro. Ich verſtehe nicht was Du willſt? Sag mir nur, ob im ganzen Schloſſe ein Zimmer iſt, welches bequemer für uns wäre? Warum willſt Du alſo nicht hier wohnen?

Suſanne. Weil ich Suſanne bin, und weil Du — ein Einfaltspinſel biſt!

Figaro. Ich danke für den ſchönen Ehrentitel! — Bedenk's nur und ſag, ob unſer Bette an einem beſſern Orte ſtehen kann?

Duett.

Figaro. Befindet die Gräfin,
zur Nachtzeit ſich übel,
Kling! Kling! mit zwei Schritten,
biſt Du gleich bei ihr.
Verlanget zur Nachtzeit,
der Graf mich zu ſprechen,
huſch, huſch, mit drei Schritten,
gleich bin ich bei ihm!
Suſanne. Begehret zur Nachtzeit,
der Graf Dich zu ſprechen,
Kling! Kling! zu verſchicken,
Dich weit weg von hier;
Kling! Kling! nach dem Zimmer,
eilt er dann gemächlich,
huſch, huſch, mit drei Schritten —
Figaro. Suſanne, hör' auf! —
Suſanne. Nein, höre!
Figaro. So rede! —

Beide.

Suſanne. Ich muß es ihm ſagen,
er ſoll jetzt erfahren,
was er noch nicht weiß.
Figaro. Was wird ſie mir ſagen,
was werd ich erfahren,
das ich noch nicht weiß?

Suſanne. Nun ſo höre. — Aber ſchweigen mußt Du können.

Figaro. Rede nur. Du machſt mich ganz unruhig.

Suſanne. Der Herr Graf iſt der Mädchenjagd in dieſer Gegend überdrüßig, er will ſich alſo ändern, und mit dem Wilde, was ſich in ſeinem Schloſſe befindet, ſeinen Spaß haben.

Figaro. Nun? — Und in dieſem Schloſſe —

Suſanne. Will er ſich zu Deiner geliebten Suſanne gnädig herablaſſen.

Figaro. Zu Dir? —

Suſanne. Wie ich Dir ſage: zu Deiner Braut, zu mir, will er ſich herablaſſen.

Figaro. 's iſt nicht möglich!

Suſanne. Warum nicht? —

Figaro. Eine vortrefliche Gnade!

Suſanne. Don Baſilio, mein Singmeiſter, des Herrn Grafen ſeiner — Unterhändler, ſingt mir das Liedchen täglich und ſtündlich vor!

Figaro. Wer? Baſilio, der alte Gauner?

Suſanne. Glaubſt Du denn, daß mir der Graf, die ſchöne Ausſteuer, ſo umſonſt, und um nichts, beſtimmet hat? — Er will ſich damit, von mir, ein gewiſſes Recht erhandeln, das ehemals — ſo unter Vier Augen —

Figaro. Was? das Recht? das Recht? — Hat der Graf das Recht nicht aufgehoben?

Suſanne. Aufgehoben hat er's wohl, aber, es ſcheint Ihn zu reuen, daß er es gethan hat. Und alſo, mit mir, will er es wieder erneuern.

Figaro. Bravo! das gefällt mir nicht übel, Herr Graf! Aber wir wollen ſehen —

(es wird geklingelt.)

Suſanne. Die Gräfin klingelt! Leb wohl! mein lieber Fi — Fi — Figaro!

(ab).

Zweiter Auftritt.

Figaro.

Nochmals; Bravo Herr Graf! (geht mit ſtarken Schritten, auf und ab, und reibt ſich die Hände.)

Hände) Jetzt wird mir die Sache deutlich! — Deswegen ſollt' ich nach London reiſen? — So! ſo! — Der Herr Graf, Ambaſſadeur, ich Kourier, und Suſanne, — Geheime-Ambaſſadrice. — Verrechnet Herr Graf! Verrechnet! — Daraus wird nichts!

Ariette.

Sie wollen ſpringen?
Sie wollen tanzen?
Ich ſollte ſingen,
Und ſpielen dazu?

Sie wollten graſen,
Auf meiner Wieſe?
Gleich einem Haaſen,
Lief ich davon?

So! ſo! — Nur ſachte!
Wir wollen erſt ſehen,
Was Sie verſtehen,
Unter dem Takt.

Liſten und Ränke,
Feinheit und Schwänke,
Kenn' ich gar eben,
In meinem Leben,
Kamen gar viele,
Leider! mir vor.

Wollten Sie ſpringen?
Wollten Sie tanzen?
Ich werde ſingen,
Und ſpielen dazu!

(ab.)

Dritter Auftritt.

Barthole. Marzeline (mit einem Kontrakt.)

Barthole. Und Du haſt bis jetzo warten können? Erſt am heutigen Tage, am Tage ſeiner Hochzeit, fällt Dir's ein, Dein Recht geltend zu machen? mir das zu ſagen?

Marzeline. Noch hab' ich den Muth nicht verlohren, das ganze Heirathsprojekt zu vernichten. Der Graf hat ſeine Urſachen dazu mir beizuſtehen, und Figaro — ach! der artige Figaro! muß mich heirathen.

Barthole. Nun ſo gieb her! (nimmt den Kontrakt.) Ich will alles thun, Dir zu Deinem Recht zu verhelfen. (vor ſich.) Vielleicht kann ich mit *der* Manier, meine alte Haushälterin, die mich immer mit ihrer Liebe quält, los werden, und mich zugleich an dem Schurken Figaro, rächen, der mir mein Liebchen entführte!

Arie.

Sich zu rächen! ach! ſich zu rächen!
Welche Wolluſt! für den Weiſen.
Das Vergnügen auszuſprechen,
Das ich fühle, wag' ich nicht. —
Nur fein bedachtſam! nur fein verſchlagen —
Mit Ueberlegung, will ich es wagen. —
Kann ich mich rächen — find ich auch, endlich —
wieder die Zufriedenheit.
Um einen Wirrwarr,
hier anzurichten:
will ich erdenken,
will ich erdichten,
will interpretiren,
will interpoliren,
was ich nur kann.
Ja! ganz Sivillia,
kennt Doktor Bartholo.
Den Schurken Figaro,
Kennt man auch!

(ab.)

Vierter Auftritt.

Marzeline. (hernach.) **Suſanne.** (trägt auf dem Arme und in der Hand eine Haube, ein Band, und ein Frauenzimmer-Kleid.)

Marzeline. Ich habe meine Hoffnung noch nicht aufgegeben, und ich wüßte auch nicht warum ich es thun ſollte. — Aha! (vor ſich.) Da kömmt Suſanne. Ich will thun, als wenn ich ſie nicht ſäh'. (laut.) Ein wahres Kleinod! — Er kann ſie immer heirathen.

Suſanne. (kömmt näher.) Sie ſpricht wohl von mir?

Marzeline. Was kann Figaro auch im Grunde beſſeres hoffen? — Geld, Mädchen, und ich habe Dich lieb! Aha! L'argent fait tout!

Suſanne. (vor ſich.) Welche Sprache?

Marzeline. Freilich, die Art, und das Weſen, — der züchtige Anſtand; — die unſchuldigen Augen —

Suſanne. (vor ſich.) Es iſt am beſten, ich gehe ihr aus dem Wege!

Marzeline. Aha! ſich da! die ſchöne Braut! (thut, als wenn ſie ihr bei der Thür, zu welcher Suſanne hinaus will, begegnete.)

Duett

Duett.

Marzeline. (verneigt ſich.) Ich bin Ihr' Ergebene,
entzückende Schönheit!
Suſanne. (verneigt ſich.) Ich bin Ihre Sklavin,
erhabene Klugheit!
Marzeline. (verneigt ſich.) Dies gilt Ihren Reitzen.
Suſanne. (verneigt ſich.) Dies, Ihrem Verſtand.
Beide. (verneigen ſich.) Wem ſind denn nicht Ihre
Verdienſte bekannt?
Marzeline. (verneigt ſich.) Glückliches Bräutchen!
Suſanne. (verneigt ſich.) Verſtandvolles Weibchen!
Marzeline. (verneigt ſich.) Begünſtigt vom Grafen!
Suſanne. (verneigt ſich.) Verehret von allen!
Marzeline. Weiche Schönheit!
Suſanne. Weiche Klugheit!
Marzeline. Wie artig!
Suſanne. Wie klug!

Beide.

Marzeline. Sie macht mich noch raſend!
Ich weiß was ich thu! (wüthend ab.)
Suſanne. Die alte Sibille!
Ich lache dazu!

Fünfter Auftritt.

Suſanne. (hernach.) Cherubin.

Suſanne. Es giebt doch auch in der ganzen Schöpfung kein lächerlicheres Ding, als ein ſogenanntes, gelehrtes Weib! — Die alte Närrin! Sie denkt, weil ſie ein paar Bücher geleſen hat, und einmal Gouvernante genennet worden iſt, ſo —

Cherubin. (kömmt eilig.) Ach Suſannchen!

Suſanne. Nun? was giebt's denn?

Cherubin. Der Graf traf mich geſtern mit dem kleinen Hannchen, allein an. Das ſchien er, ich weiß nicht warum, übel zu nehmen, und da — hat er mir den Abſchied gegeben. Ach! wenn ſich meine liebe Pathe, die Frau Gräfin, meiner nicht annimmt, ſo muß ich fort, und werde Dich, liebe Suſanne, nie wiederſehen.

Suſanne. Mich? — Mich nicht mehr zu ſehen, bedauerſt Du? — So? — hm! — Ich habe immer geglaubt, alle Deine geheimen Seufzer ſollten der gnäd'gen Gräfin gelten?

Cherubin. Ach! was hilft es mir! — Wie glücklich biſt Du! Du ſiehſt ſie am Abend, und am Morgen. Du biſt immer um ſie —

Du ziehſt ſie an — Du kleideſt ſie aus — (ſeufzend) Ach! ſo allenthalben — — — Was haſt Du da?

Suſanne. (nachahmend.) Ach! es iſt das ſchöne Band, und die Schlafhaube, welche ſich des Nachts, der ſchönen Frau Pathe um die Haare ſchlingen.

Cherubin. Ach! mir das Band! mir das Band, liebes Suſannchen! (nimmt das Band.)

Suſanne. Das Band her! (Sie will es ihm nehmen. Cherubin dreht ſich um den Stuhl.)

Cherubin. (Küßt das Band vielmal.) O! liebes, ſchönes Band! liebes glückliches Band! — Nur mit meinem Leben werd' ich es wieder hergeben.

Suſanne. Was iſt das vor Manier? — Ich ſage: das Band her!

Cherubin. Laß mir das Band. — Da haſt Du dieſe Romanze dafür.

Suſanne. Was ſoll ich mit der Romanze machen?

Cherubin. Lies ſie der Gräfin vor, lies ſie Hannchen, lies ſie dem ganzen Hauſe vor: lies ſie ſelbſt.

Suſanne. Armer Junge! In Deinem Kopfe ſpukts mächtig! —

Arie.

Arie.

Cherubin. Nein, ich vermag es nimmermehr zu ſagen;
wie mich Lieb und Hoffnung plagen! —
Meines armen Herzens lautes Schlagen,
ach! erregt auch nur ein einz'ger Blick.
Ich rede wachend von Liebe,
ich ſprech', im Traume von Liebe,
Mit Quellen, mit den Hainen,
mit Felſen und mit Bäumen,
mit Pflanzen und mit Steinen,
ſprech' ich entzückt von Liebe.
Oft täuſchet mich das Echo,
und lallt mir Liebe zu.
Ach! was ich ſeh, dem ruf' ich
das Wörtchen: Liebe! zu.

(Als er gehen will, erblickt er den Grafen, und verſteckt ſich ängſtlich hinter den Lehnſtuhl.)

Suſanne. Was haſt Du vor?

Cherubin. Ich bin verlohren!

Suſanne. Was giebt's denn?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Graf. (hernach) Baſilio (von innen.)

Suſanne. O weh! der Graf! (ſie tritt vor den Stuhl, damit der Graf Cherubin nicht gewahr werden ſoll.)

Graf. So beſtürzt? — ſo furchtſam? — Was iſt Dir?

Suſanne. Gnädiger Herr! — Ich — ich bin — aber ums Himmelswillen! wenn man uns hier beiſammen anträfe?

Graf. (Setzt ſich auf den Lehnſtuhl, und ergreift ihre Hand.) Nur einen Augenblick, höre mich an.

Suſanne. Laſſen Sie mich!—

Graf. Nur zwei Worte. — Du weißt, der König ſchickt mich als Ambaſſadeur, nach London. Ich werde Figaro mit mir nehmen, und —

Suſanne. Dürfte ich bitten? —

Graf. Was willſt Du? (ſteht auf.) Rede! rede, liebes Mädchen! Sag, befiehl, gebiete. (ſucht ihre Hand wieder zu bekommen.) Alles was Du willſt —

Suſanne. Laſſen Sie mich! — ich will — nichts! — gar nichts will ich! — (heftig.) Ich bin unglücklich!

Graf. Nicht doch liebes Mädchen! — Ich will Dich glücklich machen! Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe. Baſilio wird Dir's oft genug geſagt haben — und — nun? — Wenn Du dieſen Abend mit mir im Garten —.

Baſilio. (drinnen.) Er iſt nicht da!

Graf. Wer iſt das?

Suſanne. O Himmel!

Graf. Sieh zu, wer es iſt. Laß niemand herein.

Baſilio. (drinnen.) Er wird bei ſeiner Frau Gemahlin ſeyn. Doch will ich zuſehen. —

Graf. Ich muß mich verſtecken.

Suſanne. Nur hurtig!

Graf. Mach, daß Du ihn bald wieder los wirſt! (Indem ſich der Graf hinter den Stuhl verſteckt, dreht ſich Cherubin um denſelben herum, ſetzt ſich hinein, und zieht die Beine an ſich. Suſanne bedeckt ihn mit den mitgebrachten Kleidern.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baſilio.

Baſilio. Ihr Diener liebes Kind! — Hat Sie denn den Herrn Grafen nicht geſehen?

Suſanne. Warum ich? — Was ſoll er?

Baſilio. Figaro ſucht ihn.

Suſanne. (vor ſich.) Himmel! — alſo ſucht er den, der ihn ſo ſehr haßt?

Graf. (bei Seite.) Ich will doch ſehen, wie der Kerl mir dient.

Baſilio. Hab's Zeit meines Lebens noch nicht gehört, daß der den Mann haßte, der die Frau liebt. — Nun will ich ſagen, der Herr Graf, liebt Sie — —

Suſanne. Nichts davon!

Baſilio. Der Herr Graf iſt ein liebreicher, mildthätiger, großmüthiger Herr, und alſo, ein Liebhaber, wie es zu unſern Zeiten, nur wenige giebt. Aber freilich, der kleine Springinsfeld, der Page —

Suſanne. (ängſtlich.) Cherubin?

Baſilio. Cherubin! — Ja, Cherubino d'amore! Der ſchon in aller Frühe da herum ſpazirte, um ſich vermuthlich, gelegenheitlich herein zu ſchleichen —

Suſanne. (heftig.) Das lügt Er! Es iſt nicht wahr!

Baſilio. Ich habe doch Augen im Kopfe! — (vertraut.) Und die Romanze? Im Vertrauen! Ich bin Ihr Freund. Von mir erfährt's keine Seele. — Die Romanze? —

Iſt ſie für Sie? oder — iſt ſie wohl gar für die Frau Gräfin? — he?

Suſanne. (vor ſich.) Wie?

Baſilio. Ha! glaubt Sie denn, ich hätte nichts gemerkt? Und ich weiß auch ſchon. — Bei Tafel ſieht er ſie immer ſo ſchmachtend an. — Aber, er mag ſich in acht nehmen. Wenn der Herr Graf dahinter kömmt, ſo gehts ihm übel; Denn in dieſem Punkte verſtehen Se. Exzellenz keinen Spaß.

Suſanne. Schäm' Er ſich! den armen Menſchen ſo zu verläumden.

Baſilio. Keine Verläumdung! Ich ſetze nicht Ein Wort zu dem, was man allgemein ſagt.

Graf. (kömmt hervor.) Was ſagt man allgemein?

Baſilio. Aha! — Se. Exzellenz —
Suſanne. O Himmel!

Terzett.

Graf. Und ſo ſei es! — Ja noch heute,
Soll der Page, auch gleich fort!
Baſilio. Ich verwende, unterthänig,
für den Pagen, ſelbſt mein Wort.
Suſanne. Ach, wie wird mir! welch ein Schrecken!
alle Glieder zittern mir!

Graf. Ach! das liebe gute Mädchen!
Baſilio. Sie fällt in Ohnmacht, helfet ihr.
(ſie unterſtützen ſie.)
Baſilio. Sachte nur! und ſetzt ſie nieder!
Suſanne. (kömmt zu ſich.) Ach! wo bin ich? —
laßt mich gehen!
(macht ſich los.) Was ſoll das? —
Ach! laßt mich los.
Graf. Nein! wir thaten's Dich zu kränken
nicht, — um Dir zu helfen bloß.
Baſilio. (ſpöttiſch.) Dich zu ſchützen, Deine Ehre
zu bewahren, that ich's bloß.
Baſilio. Was ich vorhin, von dem Pagen
und ſeiner Unart ſagte, —
Suſanne. Niemand war's, der Euch drum fragte.
Glaubt Herr Graf dem Narren nicht!
Graf. Fort ſoll dieſer Frauendiener!
Suſanne.
Baſilio. Ach der Arme!
Graf. (ironiſch.) Ach! der Arme! —
Hab' ich ihn nicht ſchon ertappt? —
Suſanne. Wo denn?
Baſilio. Wie?
Graf. Zu meinem Gärtner
gieng ich, und fand die Thür verſchloſſen,
Das kleine liebe Hannchen
war, voller Angſt und Furcht. —

Ich ſah mich allenthalben um,
und zog ganz ſachte, ſachte,
den Tiſch-Vorhang zurück, und —

(will an den Kleidern, mit welchen Cherubin auf dem Stuhle, bedeckt iſt, zeigen, wie er es gemacht hat. Zieht ſie zurück, und ſieht den Pagen.)

ſah den Pagen! —
(betroffen.) Seh' ich ihn wirklich?

Suſanne. (ängſtlich.) Wie wird das werden?
Baſilio. (lachend.) Das iſt vortreflich!
Graf. Alſo dieſe keuſche Schönheit,
ſcherzt mit meinem Pagen gern?
Baſilio. (vor ſich.) Seh einmal ein Menſch
die Feinheit!
Seht den Pagen, und den Herrn.
Suſanne. Nein, ich hab' in ſolchen Sachen,
wirklich, weder Glück noch Stern!

Graf. Nun? — Was könnt ihr zu eurer Entſchuldigung vorbringen?

Suſanne. Wer ſich nichts Böſes bewußt iſt, braucht ſich nicht zu entſchuldigen.

Graf. Warum kam denn aber der ſaubere Zeiſig hieher?

Suſanne. Er bat mich, die Frau Gräfin zu bitten, eine kleine Vorbitte für ihn, bei Ew. Exzellenz einzulegen. Da kamen Sie. Ihre Ankunft ſetzte ihn ſo in Furcht, daß er ſich verſteckte.

Graf. Ich habe ihn aber nicht geſehen, als ich auf dem Stuhle ſaß?

Cherubin. Da ſtak ich noch hinter dem Stuhle. Als aber Ew. Exzellenz ſich hinter den Stuhl ſteckten, krech ich hervor, ſchwang mich ſchnell auf denſelben, zog die Beine an mich, und wurde von Suſannen mit dieſen Sachen bedeckt.

Graf. (zu Suſannen.) Nun hat er ja aber alles gehört, was ich mit Dir geſprochen habe?

Cherubin. Ach nein! ich gab mir alle Mühe nichts zu hören!

Baſilio. Es kommen Leute!

Graf. (zieht Cherubin vom Stuhle.) Herunter mit Dir!

Achter Auftritt.

Vorige. Figaro. (ein weißes Kleid in der Hand.) **Bauern und Bäuerinnen.** (weiß gekleidet, und mit Blumen geſchmückt. Sie ſtreuen Blumen und Kränze.)

Chor.

Kommt, ſtreuet Blumen,
und ſtreuet Kränze!
Beginnet Tänze,
Vor unſerm Herrn.

Ihm dieſe Kränze
wollen wir weihen.
Wir, ſeine Treuen,
bringen ſie gern.

Graf. (zu Figaro.) Wozu dieſer Aufzug?

Figaro. (zu Suſanne.) Steh mir bei!

Suſanne. (vor ſich.) Wenn ich nur könnte!

Figaro. Verſchmähen Sie nicht, gnädiger Herr, den aufrichtigen, und Ihnen ſo wohl gebührenden Zoll, unſrer Empfindungen. — Sie haben ein gewiſſes Recht, der erſten Nacht — aufgehoben, und wir, da Sie die Einwilligung zu unſrer Heirath gegeben haben, werden die erſten ſeyn, welche die Fruchte dieſes aufgehobenen, und abgeſchaften Rechts, genieſſen werden.

Graf. (vor ſich.) Wie fein! — (verwirrt). Ich danke euch. Dieſes Lob verdiene ich nicht. Ich hob ja ein *unſittliches* Recht auf, welches gegen alle Ehrbarkeit ſtreitet. — Ihr habt in dieſem Stücke, nun vollkommene Freiheit —

Alle. Es lebe unſer edler Herr!

Graf. Die Feier der Hochzeit werde ich noch ein wenig aufſchieben, bloß, damit ſie noch glänzender begangen werde — (vor ſich.) Marzeline wird doch kommen? — (laut.) Ich entlaſſe euch. —

(Die Bauern wiederholen den Chor, ſtreuen Blumen, und gehen ſingend ab.)

Figaro. (zu Cherubin.) Nun? wie ſtehſt Du denn da? — Nimmſt Du denn keinen Antheil an unſrer Freude?

Suſanne. Er iſt traurig, weil ihn der gnädige Herr aus dem Schloſſe fortſchicken will.

Figaro. An ſo einem feſtlichen Tage?

Suſanne. An meinem Hochzeittage.

Cherubin. (kniet nieder.) Verzeihen Sie gnädiger Herr —

Graf. Du verdienſt keine Verzeihung.

Suſanne. Er iſt ja nur noch ein Kind!

Graf. Ich dächte — das wüßteſt Du beſſer.

Cherubin. Verzeihung! Ich werde dieſe Großmuth zeitlebens —

Graf. (hebt ihn auf.) Gut! — Ich verzeihe Dir! — Es iſt unter meinem Regimente eine Offizierſtelle erledigt, dieſe ſollſt Du haben. — Du mußt ſogleich abreiſen. Leb wohl!

(Der Graf will gehen, Figaro und Suſanne halten ihn auf.)

Figaro.
Suſanne. Sie werden ihn doch bis morgen —

Graf. Nein! er reiſt ſogleich ab!

Cherubin. Wie Sie befehlen gnädiger Herr!

Graf. (vor ſich.) Ich will doch ſehen! — Umarme Deine Freundin Suſanne. — (vor ſich.) Richtig!

Figaro. Mir die Hand, junger Kriegsheld! (zu ihm.) Wir ſprechen uns noch, ehe es fortgeht! (laut.) Adieu, lieber Cherubin! Jetzt geht's zu einer neuen Beſtimmung, die ſteile Bahn der Ehre hinauf.

Arie.

Jetzt geht's nicht an Damen-Toiletten,
mit der Liebe reitzenden Staffetten;
man ſpielt nun nicht mehr mit Roſenketten,
lacht, und tändelt, ſchäkert nun nicht mehr. —
Schön gelockt, nachläßig, ſanft geringelt,
wallt das blonde Haar, nicht mehr umzingelt
von den ſchönen, friſchen Blumen-Kränzen,
und von Salben duftet man nicht mehr. —
Ueber Deine rothen Wangen,
wird ein ſchwarzer Schnurbart prangen.
Große Flinten, lange Säbel,
ſind das Spielzeug der Soldaten.

Statt dem Tanz nach ſanften Flöten,
hörſt Du Märſche mit Trompeten.
Ueber Berge, über Felder,
durch die unwirthbaren Wälder,
eilſt bei'm Schall der Kriegs-Trommeten
Du, im dickſten Pulverdampfe,
muthig zu dem harten Kampfe,
als wie ſonſt zum Pfänderſpiel.
Cherubin mit Sieg bekrönet,
eilet zu des Ruhmes-Ziel.

(Marſch.)

Zweiter Aufzug.

(Ein prächtiges Zimmer, mit einem Alkoven, und drei Thüren.)

Erſter Auftritt.

Gräfin. (hernach) **Suſanne.** (und dann) **Figaro.**

Gräfin.

Arie.

Reiche ach! die Zauberſchaale,
ſüßer Täuſchung, Liebe, mir;
Leite mich zum Göttermahle,
Liebe, ich vertraue Dir!

Suſanne. (kömmt.)

Gräfin. Komm liebe Suſanne, und erzähle mir'es umſtändlich.

Suſanne. Wie ich ſchon geſagt habe.

Gräfin. Alſo verführen wollte er Dich?

Suſanne. Ach! ſo viel Umſtände macht der Herr Graf, mit einem Mädchen, meines gleichen, nicht. Er beſtimmte gleich die Zahlung —

Gräfin. Ach! der Grauſame liebt mich nicht mehr!

Suſanne. Sie werden doch nicht eiferſüchtig ſeyn?

Gräfin. Es geht mir, wie den modiſchen Ehemännern. Stolz — Kapriſe — kurz, was weiß ich, was da alles in's Spiel kömmt. Aber Figaro, der Dich liebt, ſoll —

Figaro. (kömmt ſingend.)

Suſanne. Gut daß Du kömmſt! — Wir erwarteten Dich eben.

Figaro. Vermuthlich war die Rede vom Herrn Grafen? — Ihm gefällt meine Braut, er möchte gern, ganz ins geheim, ein gewiſſes Recht erneuern, welches er zu ſeinem großen Aerger abgeſchaft hat. — Was iſt natürlicher, als das? —

Suſanne. Natürlich?

Figaro. Ganz natürlich! Und, wenn Du willſt — auch möglich!

Suſanne. Hör' auf! —

Figaro. Gleich! — Ferner; ernennt er mich zum Geſandtſchafts-Kourier, und meine

Suſanne, zur Geheimen Ambaſſadrice. Weil ſie ſich nun für dieſe Ehre bedankt, welche er ihr zugedacht hat, und das Dekret nicht annimmt, ſo macht er Miene, Marzelinen mit ihren Anſprüchen in Schutz zu nehmen. Das iſt ohngefähr der Lauf der ganzen Affaire.

Suſanne. Und bei einer ſo ernſthaften Sache, kannſt Du noch ſcherzen?

Figaro. Iſt es denn nicht genug, daß ich ſcherzend, darüber ernſthaft nachdenke? — Ich habe ein Gegenprojektchen entreprenirt. Durch den lieben Herrn Baſilio, habe ich dem Herrn Grafen ein Billet von unbekannter Hand, in ſeine Hände geſpielt, worinn ihm kund gemacht wird, daß ein Liebhaber den heutigen Ball benutzen würde, um die Frau Gräfin zu ſehen.

Gräfin. Wie? Einem ſo eiferſüchtigen Manne ſo etwas zu ſchreiben? —

Figaro. Sorgen Sie nicht! Ich denke, es ſoll alles gut gehen. Jetzt iſt er auf der Jagd. Wir, veranſtalten die Hochzeitfeier. Die Sache kömmt ihm ſo ſchnell über'n Hals — er weiß ſich nicht zu faſſen — neue Minen kann er ſogleich nicht ſpringen laſſen — und in Ihrer Gegenwart wagt er es gewiß nicht, ſich meinen heiſſeſten Wünſchen, zu widerſetzen.

Suſanne. Aber wenn Dir nun die ſchöne Marzeline in den Weg kömmt?

Figaro. Nur ruhig! — Du wirſt dem Grafen zu wiſſen thun, daß Du ihn gegen Abend im Garten erwarteteſt. Der kleine Cherubin, — welcher auf meinen Rath, noch nicht fort iſt, wird in Frauenzimmer-Kleider von Dir gehüllt, — und, — kurz! — das iſt der einzige Weg, wenn wir uns aus der Affaire, ziehen wollen, comme il faut.

Gräfin. Wer kömmt Dir in Intriken gleich?

Suſanne. Nicht übel ausgeſonnen!

Figaro. Jetzt werde ich den kleinen Cherubin herſchicken. Die Sorge ihn anzuziehen, überlaſſe ich Dir.

Gräfin. Und darnach?

Figaro. Darnach? werde ich dem Herrn Grafen ohngefähr zu verſtehen geben:

Wollten Sie ſpringen?
wollten Sie tanzen?
Ich werde ſingen
und ſpielen dazu!

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Gräfin. **Suſanne.** (hernach.) **Cherubin.** (in der Folge.) **der Graf,** (von außen.)

Gräfin. Der arme Cherubin dauert mich! Der Graf iſt zu hart mit ihm umgegangen. Ach Suſanne! Du weißt nicht — Aber, warum hat er ſich nicht an mich gewendet? — — Wo iſt ſein Lied?

Suſanne. Da iſt er ſelbſt. Nun kann er es ſingen!

Cherubin. (kömmt.)

Suſanne. Nur näher, Herr Offizier!

Cherubin. Ach! nenne mich nicht ſo. — Du erinnerſt mich daran, daß ich meine Pathe verlaſſen muß. Sie iſt ſo gut! —

Suſanne. Und ſo ſchön!

Cherubin. (ſeufzend) Ja wohl! ſo ſchön!

Suſanne. (macht's ihm nach.) Ja wohl! ſo ſchön! — Kleiner Spitzbube! — Friſch, ſchöner Zeiſig! ſinge Er der gnädigen Frau, die Romanze vor!

Gräfin. Wer hat die Romanze gemacht?

Suſanne. Sehen Sie nur, gnädige Frau, ob ihm nicht die Schamröthe Hände hoch, auf die Wangen tritt?

Gräfin. Nimm meine Laute, und akkompagnire ihm.

Cherubin. Ich bin ſo furchtſam! — Aber, gnädige Frau Gräfin, wollten Sie wohl —

Suſanne. Wollten Sie wohl! — Wollten Sie wohl ſingen?

(Sie ſpielt das Ritornell auf der Laute.)

Arie.

Cherubin. Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz.

Ich hab's verlohren,
es iſt dahin,
weil ich erkohren,
zu leiden bin!

Aengſtlicher bebet,
klopfend mein Herz,
dränget, und ſtrebet,
ach! welch' ein Schmerz!

Sch

Seh' ich die Schöne,
die es mir nahm,
ſeh' ich die Schöne,
die es bekam!

Irre ich traurig,
ſtill in dem Hain,
wird mir's ſo ſchaurig,
bin ich allein!

Das Bild der Lieben,
folgt überall! —
Ach! Thränen trüben,
den Waſſerfall.

Wüſten nur eile,
gerne ich zu,
doch wo ich weile,
find ich nicht Ruh'.

Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz!

Gräfin. Er hat eine gute Stimme. Er ſingt recht artig!

Suſanne. Er iſt ein kleiner Schelm! Was er macht, macht er auch gut. Aber nun? Herr Offizier, hat ihm Figaro geſagt, daß —

Cherubin. Ich weiß alles!

Suſanne. So wollen wir uns doch meſſen! — Wahrhaftig! eine Größe. (nimmt ihm den Mantel ab.) Nun, herab mit dem Mantel!

Gräfin. Aber, wenn jemand käm?

Suſanne. Ich werde zuſchlieſſen. (ſchließt die Thür zu.) Was werden wir aber mit dem Herrn ſeinen Haaren anfangen?

Gräfin. Geſchwind hole eine von meinen Hauben.

Suſanne. (geht in's Kabinet.)

Cherubin. (Will der Gräfin ſein Patent zeigen, und läßt es fallen.)

Gräfin. Was iſt das vor ein Papier?

Cherubin. Mein Patent!

Gräfin. So eilig?

Cherubin. Baſilio gab es mir gleich.

Gräfin. (ſieht's an.) Ha! — In der Eil, haben ſie das Siegel vergeſſen.

Suſanne. (kömmt zurück, mit einer groſſen Haube.) Was vor ein Siegel?

Gräfin. Das Siegel, unter Cherubins Patent.

Suſanne. Ei! — Nun, da hab ich eine Haube.

Gräfin. Wenn nur mein Gemahl nicht kömmt!

Suſanne.

Arie.

Nun knie der Herr nur nieder fein!
Gerade hübſch! So! So!
Nun dreh er ſachte ſich herum!

(macht ihm die Haare zu rechte, und richtet ihn dann bei dem Kinn in die Höhe.)

So! ſo! es geht recht fein! —
Jetzt wende er ſein Angeſicht,
und ſeh' Er mich fein an.
Gerade! — mich, und andere nicht. —

(ſetzt ihm die Haube auf.)

Verwandelt iſt der Mann! —
den Hals nur etwas höher —
und mir die Augen näher! —
Nun laß er ſich beſehen —
und ſeinen Schritt zu ſehen,
bin ich begierig nun!

(zur Gräfin.)

Sehn Sie den kleinen Buben,
wie reitzend, und wie artig!
Gleicht er nicht einem Mädchen?
wie blickt er nicht ſo zärtlich! —
Wenn ihn die Damen liebten,
kein Wunder, wär es wohl!

Gräfin. Welche Neckereien!

Suſanne. Das hilft nichts! — (faßt ihn am Kinn.) Hör er Purſch! will er mir wohl den Gefallen thun, und nicht ſo hübſch ſeyn?

Gräfin. Streif ihm den Aermel auf, daß das Kleid —

Suſanne. (hat's gethan.) Was iſt das?

Gräfin. Ein Band? Was iſt das vor ein Band?

Suſanne. Es iſt Ihr Band gnädige Frau! (ſie bindet's ab.)

Gräfin. Blut? Wo kommt das Blut her?

Cherubin. Dies Blut? — Ich — ich habe mich geſtoßen — Ich habe mir die Haut aufgeritzt, und die Wunde, habe ich mir mit dem Bande verbunden.

Suſanne. Das iſt nicht übel! — Aber ſehe nur einmal ein Menſch an! — Er hat wahrhaftig einen weißern Arm, als ich.

Gräfin. Geh lieber, und hohl engliſches Pflaſter, von meiner Toilette.

Suſanne. (ab.)

Gräfin. (beſieht das Band.) Das Band — weil es eben die Farbe hat, die mir am beſten gefällt —

Suſanne. (kommt zurück.) Hier! (giebt ihr Pflaſter und Scheere.) Und der Arm-Verband?

Gräfin. Hohl das Kleid, und bring gleich ein anderes Band mit.

Suſanne. (geht durch die hinterſte Thür, und nimmt Cherubins Mantel mit.)

Cherubin. Das Band, das man mir genommen hat, hätte gewiß beſſer geheilt.

Gräfin. Warum? Das Pflaſter iſt doch wohl beſſer?

Cherubin. Wenn ein Band, welches das Haupt umwunden — oder die Haut berührt hat — von einer Perſon —

Gräfin. (einfallend.) Welche uns fremd iſt; — ſo iſt es heilſam? Sonderbar! das hab' ich nicht einmal gewußt!

Cherubin. Ach! Sie ſcherzen! — und ich — muß abreiſen. — Ach, ich Unglücklicher!

Gräfin. Thränen? —

Cherubin. O Himmel! warum darf ich nicht ſterben? Vielleicht iſt der letzte Augenblick bald da — und mein Mund —

Gräfin. Ruhig! (trocknet ihm die Thränen ab.) Er iſt nicht bei ſich!

(Der Graf klopft an die Thür.)

Gräfin. Was iſt das? Wer klopft?

Graf. (draußen.) Warum iſt die Thür verſchloſſen?

Gräfin. Himmel! mein Gemahl! Ich bin des Todes! Du ohne Mantel, in dieſem Zuſtande — Das Billet — ſeine Eiferſucht —

Graf. (draußen) Warum verweilen Sie?

Gräfin. Ich bin allein, ganz allein.

Graf. Mit wem reden Sie?

Gräfin. Mit Ihnen — Ich wüßte nicht, mit wem ſonſt noch?

Cherubin. Sein Zorn — ſeine Wuth — da iſt kein anderer Rath — (ſpringt in's Kabinet, von welchem die Gräfin den Schlüſſel abzieht, und zu ſich ſteckt.)

Gräfin. So unbedachtſam! und nun, in ſolcher Gefahr! (macht die Thür auf.)

Dritter Auftritt.

Graf. Gräfin. (hernach) **Suſanne.**

Graf. Das iſt etwas ganz neues! — Sie ſchlieſſen Sich ja ſonſt nicht ein?

Gräfin. Aber diesmal, hatte ich etwas zu thun. — Suſanne war bei mir. — Sie gieng ſo eben in ihr Zimmer.

Graf. Sie ſind unruhig. — — Leſen Sie dies Billet.

Gräfin. (vor ſich.) Aha! das Billet, welches Figaro geſchrieben hat.

(Cherubin wirft im Kabinet etwas um.)

Graf. Ein Geräuſch!

Gräfin. Geräuſch?

Graf. In dieſem Kabinet, fiel etwas.

Gräfin. Ich habe nichts gehört.

Graf. Sie müſſen an wichtige Sachen, zu denken haben!

Gräfin. Warum?

Graf. In dem Kabinet, iſt jemand.

Gräfin. Wer ſollte drinne ſeyn?

Graf. Das müſſen *Sie* wiſſen. Ich kam ja den Augenblick erſt.

Gräfin. Vermuthlich — wirds Suſanne ſeyn.

Graf. Ich dachte, ſie wär ſo eben in ihr Zimmer gegangen?

Gräfin. In ihr Zimmer, — oder, in dies Kabinet — ich habe nicht einmal recht darauf gemerkt.

Graf. Suſanne? — — Und Sie ſind ſo ſehr verlegen?

Gräfin. Wegen meiner Kammer-Jungfer?

Graf. Das weiß ich nicht! Aber, verlegen ſind Sie.

Gräfin. Meiner Kammerjungfer wegen, haben **Sie** wohl mehr Urſache, verlegen zu ſeyn, **als** ich!

Graf. Wir wollen doch ſehen!

(**Suſanne**, kömmt durch die Thür, durch welche ſie hinaus gieng, herein, und bleibt daran ſtehen. — Sie trägt einige Frauenzimmer-Kleidungsſtücke, und lehnt die Thür an.)

Terzett.

Graf. So laſſen Sie, ſie kommen,
ich möchte ſie doch ſehn.

Gräfin. Ich hab' mir's vorgenommen,
Sie ſollen ſie nicht ſehn.

Suſanne. Wo iſt denn nur der Page?
was iſt denn hier geſchehn?

Graf. Suſannen kann ich ſehen.

Gräfin. Sie können Sie nicht ſehen,
ſie war faſt ganz entkleidet,
und zog ihr Brautkleid an.

Graf. Man kann mich nicht betrügen,
nun weiß ich alles ſchon.

Gräfin. Ich ſpreche allen Lügen
und der Verläumdung Hohn.

Suſanne. Wir müſſen doch noch ſiegen,
trotz allem ſeinem Dreh'n!

Graf. So laſſen Sie ſie ſprechen. —
Suſanne! wirſt Du reden?
Gräfin. Nein! Nein! ſie ſoll nicht reden.
Ich ſage: ſie ſoll ſchweigen!
Suſanne. Der Graf iſt eiferſüchtig,
er iſt ergrimmt, und hitzig,
er kennt ſich ſelbſt nicht mehr.
(Schleicht ſich in den Alkoven.)
Gräfin. Bedachtſam, und gelaſſen,
muß $\begin{bmatrix}\text{er}\\ \text{ich}\end{bmatrix}$ zu Werke gehen,
Graf. Das ahnd' ich gar zu ſehr!

Graf. Den Schlüſſel her!

Gräfin. Nein!

Graf. So weiß ich die Thür auch ohne Schlüſſel zu öffnen.

Gräfin. Wie? Begegnet man einer Dame von Ehre ſo?

Graf. Um keinen Lärm zu machen, werde ich ſelbſt gehen, und einige Werkzeuge holen. — Sie werden mit mir gehen. — Beide Thüren werde ich abſchlieſſen. (Schließt die Thür ab, durch welche Suſanne herein kam, und ſteckt den Schlüſſel zu ſich.)

Gräfin. (vor ſich.) Welche unglückliche Unbedachtſamkeit!

Graf. Nun kommen Sie! (reicht ihr den Arm.) Und — (gegen das Kabinet.) Suſanne, wird ſchon warten, bis wir wieder kommen. (Führt die Gräfin ab, und ſchließt zu.)

Vierter Auftritt.

Suſanne. (kommt aus dem Alkoven.)
Cherubin.

Suſanne. (gegen das Kabinet.) Heraus! heraus! — Ich bin's!

Cherubin. (kommt aus dem Kabinet.) Ach! welche ſchreckliche Begebenheit!

Suſanne. Fort! fort!

Cherubin. Wohin? — Der Graf hat ja alle Thüren verſchloſſen!

Suſanne. Ach! — ach! —

Cherubin. (an's Fenſter.) Da gehts hinunter! Es iſt nicht tief. Hinab in den Garten, — und ich bin weg.

Suſanne. Aber —

Cherubin. Es hilft nichts! Leb wohl! (küßt ſie.) Die Liebe wird mich beſchützen. (ſpringt zum Fenſter hinunter.)

Suſanne. (ſteht weg, und ſchreit.) Ach! — (geht endlich an das Fenſter.) O! der kleine Spitzbube! — Dort läuft er ſchon. — Nun Herr Graf, ſollen ſie finden, im Kabinette — — — wirklich Suſannen.

(geht in's Kabinet, und verſchließt es.)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Graf. (mit Hammer und Zange.) **Gräfin.**

Graf. (beſieht die Thür.) Noch alles im vorigen Zuſtande. — — Wollen Sie nun gutwillig aufmachen? (Im Begriff, Gewalt zu gebrauchen.)

Gräfin. Halten Sie ein! Glauben Sie nicht, daß ich die Thür, unerſchrocken ſelbſt öffnen kann?

Graf. Nun gut, das will ich erwarten. (legt Hammer und Zange auf den Stuhl.)

Gräfin. (furchtſam.) Sie ſollen's ſehen. — Aber, hören Sie mich erſt ruhig an.

Graf. Alſo iſt es wohl nicht Suſanne, die im Kabinet iſt?

Gräfin. Nein! — Es iſt aber auch nicht etwa jemand, der Verdacht erwecken könnte. — Ein unſchuldiger Spaß — Und, ich ſchwöre — die Ehre —

Graf. Wer? wer? Ich zerſchmettere ihn!

Gräfin. Es iſt ein Kind!

Graf. Ein Kind?

Gräfin. Cherubin.

Graf. (vor ſich.) Muß ich denn den verzweifelten Pagen, überall finden! (laut.) Wie?

und er iſt noch nicht fort? Warum verbergen ſie ihn? Das gefällt mir gar nicht.

Finale.

Graf. (heftig gegen das Kabinet.)
Komm heraus, ich muß dich ſprechen,
komm heraus, und mach geſchwind!
Gräfin. (zieht ihn von der Thür.)
Ach Herr Graf! Nein! nicht ſo heftig,
gegen dieſes arme Kind!
Graf. Warum ſoll er denn nicht kommen?
Gräfin. Nicht doch — Lieber! —
Graf. Er ſoll kommen!
Gräfin. Ihr Verdacht iſt ungegründet! —
Wer ihn in dem Zuſtand findet —
offne Haare — bloße Arme.
Graf. Bloße Arme! — offne Haare? —
Gräfin. Damen-Kleider anzuziehen —
Graf. Ich will dir den Spaß bezahlen,
ſchöner Page ohne Scherz!
Gräfin. Welche Pein, ach! welche Qualen,
foltern dieſes arme Herz!
Graf. Her! den Schlüſſel!
Gräfin. (giebt ihm den Schlüſſel.)
Ach! thun Sie ihm nichts zu leide!
Graf. Keine Bitten! —
Treulos ſind Sie, Ungetreue!
O! wie ich den Schritt bereue,
der mir raubte meine Ruh!

Gräfin. Aber — ach! — wie? —
Graf. Nun nichts weiter!
Gräfin. Ach! ich Arme!
Graf. Was muß ich ſehen!
Warte, warte, feiner Vogel,
der ſelbſt in die Schlinge kroch!
Gräfin. Jetzt verwünſch' ich alle Freuden
und des Eheſtandes Joch.

(Der Graf macht hitzig die Thür auf, und will hinein — Suſanne kömmt ihm aber ſchnell entgegen; er fährt erſchrocken zurück.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Suſanne. (aus dem Kabinette.)

Graf.
Gräfin. (mit Verwunderung.) Suſanne!

Suſanne. Sie ſtaunen? —
verwundert ſehen Sie mich an? —
(ironiſch.) Auf! heraus mit dem Dolche,
den Pagen ergriffen,
mit blutigen Wunden,
ihn wüthend durchbohrt!

Graf. (vor ſich.) Da ſteh' ich! was ſoll ich,
nun ſagen dazu?
Gräfin. (vor ſich.) Was ſeh ich? Wo kömmt denn
Suſanne daher?
Suſanne. (vor ſich.) Sie wundern ſich beide,
als ob ich's nicht wär?

Graf. So allein?

Suſanne. Zu ſehen,
ſteht Ihnen ja frei.
Graf. Zu ſehen,
ſteht mir ja noch frei.

(geht ins Kabinet.)

Gräfin. Suſanne! ich ſchwebe,
noch immer in Aengſten.

Suſanne. (führt die Gräfin zum Fenſter, durch welches Cherubin hinaus geſprungen iſt.)
Da ſprang er hinunter,
weit iſt er ſchon fort!

Graf. (kömmt aus dem Kabinet.)
Wie muß ich mich ſchämen!
Wie ſoll ich das nehmen?
Sie wollten mich foppen. —
Ich hab' es verdient! —
Warum auch zweifelte ich,
an Ihrer Treue.

Suſanne. Ihr ſchwarzer Argwohn,
Gräfin. iſt nun beſtraft.

Graf. Die Liebe —

Gräfin. Ach ſtille!

Graf. Ich ſchwöre —

Gräfin. Verſtellung! —
Ach! Ihre Liebe,
hab' ich längſt verlohren. —

Graf. Ach ſag mir Suſanne,
was fang ich nun an?
Suſanne. Was haben Sie vorher,
bedächtlich gethan?
Gräfin. Ach! all meine Träume
von Liebe — ſie ſchwanden! —
Jetzt fühl ich der Banden,
ſchwerdrückende Laſt!
Graf. Ach liebe Suſanne!
was fang ich nun an?
Suſanne. (bittend.) Frau Gräfin!
Graf. Lieb Röschen!
Gräfin. Grauſamer!
Dahin ſind die Zeiten,
Wo ewige Liebe,
und ewige Freuden,
und zärtliche Triebe,
Ihr Mund mir einſt ſchwur!
Graf. Ich bin
Suſanne. Er iſt
ja beſtraft,
was wollen Sie weiter?
vergeben Sie mir.
ihm
Gräfin. Nach ſolch einem Vorfall?
wer könnte das wohl?
Graf. Sie ſprachen vom Pagen —
Gräfin. Es war nur im Scherze.
Graf. Sie weinten, und zitterten?
Suſanne. Das war bloß Verſtellung!
Graf. Der Brief den ich erhalten? —

Gräſin. **Suſanne.** Der Herr Baſilio,
hat ihn von Figaro.
Graf. Ich werde verſpottet! —
Gräſin. **Suſanne.** Dem wird nur vergeben,
wer andern vergiebt!
Graf. Ich weihte der Liebe,
einſt all meine Triebe.
Noch lieb ich mein Röschen,
ach! liebte ſie mich!
Gräſin. Wie leicht zu erweichen,
ſind weibliche Herzen!
wir können zwar ſcherzen,
doch haſſen, nicht leicht.
Suſanne. Wie Wachs an der Sonne,
zerfließen bei'm Bitten,
von zärtlicher Wonne,
die Herzchen uns leicht.
Graf. Liebſtes Röschen!
Gräſin. Unvergeßner!
Graf. Ja! Du haſt mir vergeben!
(küßt innig ihre Hand.)
Alle drei. So ſpielt die Liebe,
entlocket uns Thränen,
und ſchenket uns Luſt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Zu feſtlichen Reihen,
ſtehn ſchon mit Schalmeien,

mit Hörnern, und Geigen,
die Spielleute fertig,
der Stunde gewärtig,
wo wir nun uns zeigen.
So wollen wir gehen,
ſie warten auf uns!
(will Suſannen fortführen.)

Graf. (hält ihn zurück.) Nur ſachte! nicht ſo hitzig!

Figaro. Sie warten ſchon lange.

Graf. Erſt lös einen Zweifel,
hernach kannſt Du gehn.

Gräfin. Was wird das noch werden!
Figaro. Was will er denn noch?
Graf. So miſch ich die Karten,
Suſanne. Und ſo geht es doch!

Graf. (zeigt ihm den Brief.)
Kennſt Du, mein lieber Figaro,
Kennſt Du hier dies Briefchen nicht?

Figaro. (ſieht's an.)
Nein! ich kenn's nicht!
Nein! ich kenn's nicht!

Suſanne. Wie? Du kennſt's nicht?
Gräfin. Wie? Du kennſt's nicht?
Graf. Wie? Du kennſt's nicht?
Figaro. Nein! nein! nein!

Suſanne.
Graf.
Gräfin.
Gabſt Du es nicht Baſilio, zu ſehen?

Figaro. Nicht doch! nicht doch!

Suſanne. Wollteſt Du nicht damit ſagen,
Gräfin. immer ſei der kleine Page,
Graf. Hier zu finden? —

Figaro. Wahrhaftig nicht!

Graf. Dein Geſicht, und Dein Verneinen,
muß mit Recht, ein Grund mir ſcheinen,
daß Du dies, geſchrieben haſt.

Figaro. Mein Geſicht lügt, aber, ich nicht.

Gräfin. Dein Talent, mein Freund, zu lügen,
Suſanne. wird den Grafen nicht betrügen,
durch uns weiß er alles ſchon.

Graf. Nun? was ſagſt Du?

Figaro. Gar nichts! gar nichts!

Graf.
Gräfin. Zugeſtanden?
Suſanne.

Figaro. Nein, das geht nicht!

Gräfin. Nur hurtig zugeſtanden,
Suſanne. Der Spaß iſt nun vorbei.

Figaro. (nimmt Suſannen in ſeine Arme.)
Nun! den Spaß einmal zu enden,
wollen wir zur Hochzeit ſchreiten,
wie ſie es im Luſtſpiel machen,
und uns geben, Wort, und Hand.

Gräfin. O! Herr Graf, verſchieben länger,
Figar. Suſ. Sie doch nicht das Hochzeitfeſt.
Graf. (vor ſich.) Wo iſt denn nur Marzelline,
daß ſie ſich nicht blicken läßt?

Achter Auftritt.

Vorige. Antonio. (kömmt entkräftet, einen halbzerbrochenen Blumentopf mit einem Nelkenſtocke, im Arme,)

Antonio. Ach! Herr Graf! — Herr Graf! —

Graf. Nun was giebt's?

Antonio. Wie verwegen! wie entſetzlich! wie frech!

Graf.
Gräfin.
Suſanne.
Figaro.
Nun was giebt es? was war's? was iſt geſchehen?

Antonio. Ei! ſo hört nur!

Graf.
Figaro.
So rede doch nur!

Antonio. Vom Balkon da hinaus in den Garten,
wirft man immer verſchiedene Sachen,
und Geniſte, von allerlei Arten;
Eben, warf man einen Menſchen heraus!

Graf. Vom Balkon hier?

Antonio. Mein Topf, iſt davon Zeuge!

Graf. In den Garten?

Antonio. Ja!

Suſanne.
Gräfin. [zu Figaro.] Figaro! hilf uns.

Graf. Wie? was hör ich?

Gräfin. (leiſe.) Das ändert die Töne.

Suſanne.
Figaro. (laut.) Ach! dieſer Saufaus, iſt betrunken!

Graf. Alſo, ein Menſch? Und wo iſt er denn hin?

Antonio. Eilig, eilig, floh er fort von hinnen,
und war ſchon fort; eh' ich mir's verſah!

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) 's war der Page.

Figaro. (leiſe zu Suſannen.) Ich hab ihn geſehn. (laut.) Hahahaha!

Graf. Nicht gelacht!

Antonio. Warum lacht er?

Figaro.
Suſanne. Wer doch nicht ſo ſehr betrunken wäre!

Graf. Sag mir's noch einmal.
Ein Menſch vom Balkon hier?

Antonio. Vom Balkon hier.

Graf. In den Garten?

Antonio. In den Garten.

Gräfin.
Suſanne.
Figaro. Sehn Sie's nicht? Er iſt ja ſehr betrunken.

Graf. Rede weiter! — War er nicht zu erkennen?

Antonio. Ich kannt' ihn nicht.

Gräfin.
Suſanne. Hm! hm! Figaro! merk' Dir's.

Figaro. So zu lärmen um lumpichte Nelken,
die doch immer nur gar bald verwelken! —
Ich ſeh, verſchwiegen kann es nicht bleiben:
Ich bin's geweſen, ich ſprang hinaus.

Graf.
Antonio. Was? Du warſt es!

Gräfin.
Suſanne. Das heiß' ich gelogen!

Figaro. Iſt das ein Wunder?

Graf. Nein! ich kann's nicht glauben.

Antonio. Nein! das war nicht jenes Menſchen-Größe.
Nein! jener kann ſo groß nicht ſeyn.

Figaro. Im Springen iſt man immer klein!

Antonio. Alſo, ſo war's? —

Gräfin.
Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Laß ihn nur nicht zum Worte!

Graf. (auf Figaro zeigend.) Dieſer war's nicht?

Antonio. Ich dacht' es wär der Page.

Graf. Cherubin?

Gräfin.
Suſanne. (vor ſich.) Zum Verzweifeln!

Figaro. (ironiſch.) Ei, ja freilich!
In Sevilla wird er wohl ſo eilig,
mit dem Pferde umgewendet ſeyn.

Antonio. Nein! keine Seele von einem Pferde,
hab' ich herunter ſpringen ſehn.

Graf. Ich verliere beinahe die Geduld!

Gräfin.
Suſanne. Ach Himmel! was wird wohl noch geſchehn?

Graf. Alſo Du —

Figaro. Ja! ich ſprang!

Graf.
Gräfin.
Suſanne.
Antonio. Und warum?

Figaro. Bloß aus Furcht.

Die Andern. Welche Furcht?

Figaro. (Auf das Zimmer der Kammerjungfer zeigend.)
Hier verſchloſſen —
war ich da, mein Liebchen zu beſuchen. —
Tippe Tapp! und mich ſtöhrte das Geräuſch,
wie Sie lärmten. Mir fiel das Veilchen ein.

Nichts half da, ich mußte es verſuchen,
ich ſprang hinab, und verrenkte mir das Bein.
(reibt's Bein.)

Antonio. Unvermerkt, im Sprung habt Ihr verlohren,
Dies Papier hier —
(hat ein Papier in der Hand.)

Graf. Mir das Papier! Ich muß es ſehen —
(nimmt Antonio das Papier aus der Hand.)

Figaro. Nun da ſitzen wir!

Gräfin.
Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Figaro! hurtig!

Graf. (öffnet das Papier, macht es aber gleich wieder zu.)
Sag mir doch, was iſt das vor ein Blatt?

Figaro. (durchſucht die Taſchen, und ſieht Papiere an.)
Muß doch — ſehen —
ich habe — viel Papiere —

Antonio. Iſt es nicht etwa ein Schulden-Verzeichniß?

Figaro. Ich habe keine Schulden!

Graf. Beſinne Dich. —
(zu Antonio.)
Du aber, kannſt gehn. —

Gräfin.
Suſanne.
Figaro.
Jetzt mit Dir!
Du kannſt gehen.

Antonio. Nun ich geh'. Im Nothfall, komm' ich wieder! (geht ab.)

Figaro. Geh nur hin, Dich brauchen wir nicht!

Graf. (ſchlägt das Papier wieder auseinander, ſieht's an, und macht's wieder zu.) Rede!

Gräfin. (hat hineingeſehen; leiſe zu Suſannen.) Ach! es iſt das Patent des Pagen.

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Es iſt das Patent des Pagen!

Graf. (zu Figaro.) Nun, hurtig!

Figaro. Ach verzweifelt! (als wenn er ſich beſonnen hätte.) Ja! es iſt des armen kleinen Pagen Beförderungs-Patent!

Graf. Und das haſt Du?

Figaro. (betreten.) Es fehlt was. —

Graf. Was wär das?

Gräfin. (leiſe zu Suſannen.) Sprich: das Siegel.

Suſanne. (leiſe zu Figaro.) Sprich: das Siegel.

Graf. Was fehlt denn?

Figaro. 's iſt gebräuchlich —

Graf. Was iſt denn gebräuchlich?
Figaro. Man pflegt die Patente zu beſiegeln.
Graf. (ſiehts an.) Was hilft mir mein
Denken, und mein Klügeln?
Alle, alle überliſten mich!
(wirfts Papier auf die Erde.)
Gräfin. Von den drohenden Stürmen errettet,
und in dem ſichern Hafen ſind wir!
Figaro. Ich hätte beinahe ſchon gewettet,
für uns wär weiter nichts mehr zu thun.

Neunter Auftritt.

Vorige. Marzeline. Bartholo. Baſilio.

Marzeline.
Bartholo.
Baſilio. Um Gerechtigkeit zu flehen,
kommen wir jetzo her.
Graf. Euer Recht ſoll euch geſchehen,
Gräfin. traget nur die Sache vor.
Figaro. O! da giebt es was zu ſehen,
Suſanne. und dabei auch was für's Ohr.
Figaro. Wie die Weiſen angezogen,
kommen ſie aus Mohrenland!
Graf. (zu Figaro.) Späßchen kann ich gar nicht leiden,
das iſt Dir doch wohl bekannt?

Marzeline. Sie erlauben mir zu reden,
dieſer (auf Figaro deutend.) will
ſein Ehverſprechen
das ich habe, jetzo brechen.
Einſpruch, thu' ich ihm daher.

Gräfin.
Figaro. Wirklich? — Sieh' doch! —
Suſanne.

Graf. Still! — ſilentium! —
Ich allein bin Richter hier.

Bartholo. Und ich bin jetzt hier als Anwald,
um nach allen beiden Rechten,
ihre Sache zu verfechten,
ihr zu dienen, wie ich kann.

Gräfin.
Figaro. Alter Schleicher!
Suſanne.

Graf. Still! ſilentium!
Ich allein bin Richter hier.

Baſilio. Und ich komm' als erbetener Zeuge.
Nein! er darf ſein Ehverſprechen,
gar nicht ſo vermeſſen brechen,
muß bezahlen ſeine Schuld.

Alle.

Graf. Ganz erwünſcht iſt das gegangen!
Marzeline. Er iſt hin, er iſt gefangen.
Bartholo. Nun der Himmel helfe weiter,
Baſilio. ſo wird alles glücklich gehn!

Gräfin. **Figaro.** **Suſanne.**

Alles ſcheint ſich zu verwirren.
Sollen wir im Dunkeln irren?
Wird denn nie der Himmel heiter?
Iſt die Sonne nie zu ſehn?

Gräfin. **Figaro.** **Suſanne.**

Dieſe Narren!

Graf.

Wir wollen ſehen! —
Sind gegründet die Beſchwerden,
ſo ſoll euer Recht euch werden.

Alle.

(wie oben.)

Dritter Aufzug.

(Ein prächtiger Saal, mit zwei Stühlen, auf Thronart, und zu einer Hochzeitfeier zubereitet.)

Erſter Auftritt.

Graf. (geht hin, und her.)

Sonderbar! — Das Billet von dem Ungenannten — Die Kammerjungfer, in's Kabinet verſchloſſen — meine Gemahlin in Verwirrung — ein Menſch, der vom Balkon, in den Garten ſprang — ein anderer der behauptete, er ſei es geweſen? — Ich weiß nicht, was ich denken ſoll! Die Gräfin! — meine Ehre! — Wie komme ich aus dieſem Labirinth?

Zweiter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne. (im Hintergrunde des Theaters, unbemerkt von dem Grafen.)

Gräfin. (zu Suſannen.) So ſei es! — Such ihn dahin zu bringen, daß er Dich im Garten zu treffen glaubt!

Graf. Ob der Page zu Sevilla iſt, ſoll Baſilio unterſuchen, wie ich ihm aufgetragen habe.

Suſanne. (zu der Gräfin.) Und Figaro?

Gräfin. Darf nichts davon wiſſen.

Graf. Vor Nachts, muß er noch zurückkommen —

Gräfin. Bedenk, daß in Deinen Händen meine Ruhe liegt! (ab.)

Graf. (wird Suſannen gewahr.) Ha Suſanne! (vor ſich.) Ob Sie wohl ihrem Bräutigam meinen Antrag entdeckt hat? — (laut.) Dein Bräutigam, wird wohl die Alte heirathen müſſen.

Suſanne. Marzelinen gnädiger Herr?

Graf. (heftig.) Ihre Anſpruche ſind gegründet.

Suſanne. Aber warum ſind Sie ſo aufgebracht?

Graf. Will Sie etwas?

Suſanne. Ihre Gemahlin hat Vapeurs. — Dürft' ich mir Ihr Riechfläſchgen ausbitten?

Graf. (giebt's ihr.) Hier iſt's!

Suſanne. Ich will's gleich wieder bringen.

Graf. Behalte es nur. Vielleicht haſt Du es bald ſelbſt nöthig.

Suſanne. Ich? Sie ſcherzen! Mädchen von *meinem* Stande, haben niemals Vapeurs.

Graf. Aber vielleicht eine Braut, die eben auf dem Punkte iſt, glücklich zu werden, und ihren Bräutigam verliert.

Suſanne. Marzelinen ihr Geld, werde ich, von dem mir, von Ew. Exzellenz gnädig verſprochenem Brautſchatze bezahlen —

Graf. Was habe ich Dir verſprochen? Wann? Wofür?

Suſanne. Ich glaube Sie verſtanden zu haben —.

Graf. Ja, ich wollte Dir wohl einen Brautſchatz geben, wenn Du *mich* verſtanden hätteſt.

Suſanne. Es iſt meine Schuldigkeit, alles zu thun, was Ew. Exzellenz von mir verlangen.

Duett.

Graf. Wie konnteſt Du mich quälen?
ſo ſprachſt Du vorhin nicht.
Suſanne. Herr Graf, wenn Sie befehlen,
iſt folgen meine Pflicht.
Graf. Willſt Du in Garten kommen?
Suſanne. Ich komme ganz gewiß.
Graf. Haſt Du es auch vernommen?
Suſanne. Mein einzger Wunſch iſt dies.
Graf. So haſt Du mich verſtanden?
Wie glücklich machſt Du mich!
Suſanne. Was Sie für mich empfanden,
empfand für Sie auch ich.

Graf. Warum wollteſt Du mich aber, dieſen Morgen nicht verſtehn?

Suſanne. Der Page hörte es ja.

Graf. Aber ſo oft Baſilio, meinetwegen, mit Dir ſprach? —

Suſanne. Warum ſollte denn Baſilio darum wiſſen?

Graf. Du haſt Recht! — Aber die Gräfin wird auf das Fläſchgen warten?

Suſanne. Es war nur ein Vorwand; Sie zu ſprechen. (giebt's ihm wieder.)

Graf. Liebes Mädchen! (will ſie umarmen.)

Suſanne. (macht ſich los.) Es kömmt jemand!

Dritter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Suſanne? Wie? —

Suſanne. Ruhig! — Du haſt keinen Advokaten nöthig. Dein Prozeß iſt gewonnen, (ab.)

Figaro. Wie verſtehſt Du das? (ihr nach.)

Rezitativ.

Graf.

Dein Prozeß iſt gewonnen!
Ja, ſo ſprach ſie.
In welche Schlinge fiel ich!
Treuloſe! ich werde euch
beide dafür ſtrafen. —
Ja, ich werde nun das Urtheil fällen.
Er ſoll zu nehmen,
Die Alte, ſich bequemen.
Bezahlen, wird er nicht können;
und Antonio, wird nie verſtatten, daß ein Unbekannter,
wie Figaro, noch werde ſein Verwandter. —
Was hilft's! ich werde dieſen
ſtolzen Tölpel, reizen müſſen!
Ich will alles unternehmen —
um mich zu rächen!

Ich ſeufz' umſonſt um Liebe,
ſie ſpottet, wenn ich leide,
ſie lachet meiner Triebe,
und treibt mit mir nur Scherz! —

Flieht denn von mir die Freude?
will ſie mich nicht beglücken?
will Liebe nicht entzücken,
dies liebekranke Herz?

Soll ich die Liſt vergeſſen,
mit der ſie ſo vermeſſen,
mich hintergehen wollen?
wenn hinter meinem Rücken,
den Diener zu beglücken,
ſie ihres Herrn wohl lacht!

Die Hoffnung nur alleine,
daß ich mich rächen werde,
iſt es, was mir nur meine,
Kränkung vergeſſen macht!

(will gehen.)

Vierter Auftritt.

Graf. Marzeline. Don Gusmann. Figaro. Bartholo. (vernach.) **Suſanne.**

Gusmann. So iſt's! Die Sache iſt entſchieden. Er muß bezahlen, oder Euch heirathen.

Marzeline. Sehr weiſe geſprochen!

Figaro. (vor ſich.) Und ich finde, daß es ſehr albern geſprochen iſt.

Marzeline. (vor ſich.) Endlich werd' ich zum Beſitze meines Geliebten gelangen!

Figaro. Ihro Exzellenz! ich appellire —

Graf. Ich finde den Ausſpruch ſehr gerecht. Du bezahlſt, oder heiratheſt ſie. Das Deziſum iſt ſehr gut, Don Gusmann.

Gusmann. Ew. Exzellenz, ſind allzugnädig!

Bartholo. Es iſt ein vortrefflicher Ausſpruch!

Figaro. Worinne liegt denn das Vortreffliche?

Bartholo. Wir ſind ſämmtlich gerecht!

Figaro. Ich heirathe ſie nicht.

Bartholo. Das wird ſich ſchon geben.

Gusmann. Du zahlſt, oder heiratheſt ſie.

Marzeline. Hab' ich Dir nicht 200 Piaſter geliehen?

Figaro. Ich bin ein Edelmann, und ohne Einwilligung meiner hochadelichen Eltern —

Graf. Was wärſt Du? und wo ſind Deine Eltern?

Figaro. Ich ſuche ſie noch. Aber binnen Zehen Jahren, hoffe ich ſie doch wohl zu finden.

Bartholo. Er wird wohl ſo ein — Kind der Liebe ſeyn. Ein Findelkind!

Figaro. Nicht gefunden, Doktor, geraubt bin ich worden.

Graf. Wie?

Bartholo. Der Beweiß?

Gusmann. Ja! der Beweiß?

Figaro. Edelſteine, Gold, und reiche Windeln, fanden die Räuber bei mir. Dies zeigt eine hohe Geburt an. Und vor allem die Hieroglyphen, welche man auf meinen rechten Arm eingedrückt hat.

Marzeline. Eine Spatel, am rechten Arm?

Figaro. Woher weiß ſie das?

Marzeline. Himmel! er iſt's!

Figaro. Freilich, bin ich's.

Gusmann. Wer?

Graf. Wer denn?

Marzeline. Unſer Raphael!

Bartholo. Räuber haben Dich geſtohlen?

Figaro. Nahe bei einem Schloſſe.

Bartholo. Sieh hier, Deine Mutter!

Figaro. Meine Amme?

Bartholo. Nein, Deine leibliche Mutter.

Gusmann. / **Graf.** { Seine Mutter.

Figaro. Was hör' ich!

Marzeline. (auf Bartholo zeigend.) Und hier, ſieh deinen Vater.

Sextett.

Marzeline. Sohn! erkenn in der Umarmung,
(umarmt Figaro.)
jetzt, die Freude Deiner Mutter.

Figaro. Vater, folget meiner Mutter,
und umarmet euren Sohn.

Bartholo. Alles will ich Dir vergeben,
und umarme Dich als Sohn.
(umarmt Figaro.)

Gusmann. Iſt dies wirklich ſeine Mutter,
geht die Heirath nun nicht an.

Graf. Nichts gelinget mir doch heute,
nicht einmal auch dieſer Plan!
(will gehen.)

Suſanne. (Kömmt mit einem Geldbeutel, und hält den Grafen zurück.)
Nein! er braucht ſie nicht zu nehmen,
hier iſt Geld, er kann bezahlen.
Ach! ſie kennen nicht die Qualen,
welche Liebe treffen kann.

Graf. Alles hat ſich ſchnell geändert.
Gusmann. Wie ſie jetzo ſelbſt hier ſieht.

Suſanne. (wird gewahr, daß Figaro, Marzellinen umarmt.)
Ach Himmel! Ungetreuer!
lohnſt Du mir ſo? (will fort.)

Figaro. (hält ſie zurück.) Liebes Mädchen! —
Hör mich, Geliebte! —

Suſanne. Ungetreuer!

Bartholo. Dies beweiſt $\binom{\text{Dir}}{\text{mir}}$ ihre Liebe,
Figaro. iſt $\binom{\text{Dir}}{\text{mir}}$ Bürge, für ihr Herz.
Marzeline. Dies bezeuget ihre Liebe,
Graf. iſt ihm Bürge, für ihr Herz.
Gusmann. O! wie quälet mich die Liebe!
Suſanne. O! wie foltert mich der Schmerz!

Marzeline. Es hat ſich entdecket,
ich bin ſeine Mutter,
Du biſt meine Tochter,
umarme mich nun!

Suſanne. Seine Mutter?

Alle. Seine Mutter.

Figaro. Dies iſt mein Vater,
komm reich ihm die Hand.

Suſanne. Sein Vater?

Alle. Sein Vater.

Figaro. Dies iſt meine Mutter,
komm, reich ihr die Hand.

(umarmen ſich.)

Suſanne.
Figaro.
Barthelo.
Marzeline.
Welch ſüßes Entzücken,
Dich an mich zu drücken!
Ich kann mich kaum faſſen
Vor Freude, und Luſt!

Graf.
Gusmann.
Das iſt ein Entzücken!
ein Weſen, ein Drücken!
Kaum können ſie alle,
ſich faſſen vor Luſt.

(Gusmann und der Graf gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Barthelo. Marzeline. Figaro. Suſanne.

Marzeline. Sehen Sie nur, lieber Doktor, die ſüße Frucht, unſrer vormaligen zärtlichen Umarmungen —

Barthelo. Das iſt nun vorbei. Ich erkenne ihn vor meinen Sohn, und ſeiner Mutter, will ich meine Hand reichen. Dieſe Beiden können Hochzeit machen, wenn es Ihnen beliebt.

Marzeline. Dieſe Verſchreibung, ſchenk' ich Dir zur Ausſteuer. (giebt ſie Figaro.)

Suſanne. (wirft Figaro einen Beutel zu.) Und hier iſt auch Geld.

Figaro. Vortreflich! — Aber nun zu Sr. Exzellenz, ehe ein neuer Plan entworfen wird.

(gehen alle umſchlungen ab.)

Sechſter Auftritt.

Cherubin. Hannchen.

Hannchen. Komm nur, lieber Cherubin, in unſer Haus. In unſerm Zuge ſollſt Du ſchon wieder hieher zurückkommen.

Cherubin. Wenn mich nur der Graf nicht entdeckt. Er glaubt, ich ſei ſchon zu Sevilla.

Hannchen. Er wird Dich nicht entdecken! Wir ziehen Dich eben ſo an, wie wir uns kleiden, und als eine Bäuerin aus dem Zuge, reichſt Du mit uns, der Frau Gräfin Blumen. Komm nur! (gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Gräfin.

Rezitativ.

Und Suſanne kömmt nicht! — wie beklommen,
klopft dieſes Herz ſo ängſtlich,
in dem vollen Buſen! — Wird er wohl kommen?
oder iſt das Geheimniß ſchon verrathen?
Doch nein! was quäl' ich mich weiter?
Er weiß von nichts! Wir wechſeln unſere Kleider.
Ich kleide mich wie Suſanne, — ſie ſich, wie eine Gräfin.
Die Nacht kömmt uns zu ſtatten. — Ach! gütiger Himmel!
in welchen Zuſtand bin ich jetzt gerathen?
Verſchmäht von meinem Gatten, den ich liebe!
Mit ihm hab' ich bekommen:
Die Untreu, die Eiferſucht, und trübe
hat ſich der liebe Himmel nun für mich umzogen.
Mein Herz wankt hin, als wie ein Kahn auf leichten Wogen!

Arie.

Meines Traumes goldne Freuden,
ach! wo ſind, wo ſind ſie hin?
Jetzo ſagen meine Leiden,
mir, daß ich verlaſſen bin!

Ach! in Thränen ſind verwandelt,
meiner Liebe Prachtgeſtein.
Ach! was hab' ich mir erhandelt?
Leiden, Qual, und Schmerz, und Pein.

Süße Hoffnung, ſenk' hernieder,
ſanft auf Roſenſchwingen Dich,
breite lieblich Dein Gefieder,
ſchöne Göttin, über mich!

(ab.)

Achter Auftritt.

Graf. Antonio. (mit einem Offiziers-Hute.)

Antonio. Wie ich Ew. Exzellenz ſage, Cherubin, iſt im Schloſſe, dies bezeugt ſein Hut.

Graf. Er muß aber ſchon zu Sevilla ſeyn.

Antonio. Zu Sevilla? Ja! wenn Sevilla mein Haus iſt, ſo iſt er dort. Sie ziehen ihn dort als ein Mädchen an.

Graf. Cherubin? Cherubin?

Antonio. Kommen Sie, und überzeugen Sie Sich ſelbſt.

Graf. Das will ich! (beide ab.)

Neunter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin. Und was ſagte der Graf?

Suſanne. Der Zorn und Aerger ſaß ihm auf der Stirn.

Gräfin. Wir müſſen die Sachen wieder in Ordnung bringen. — Wo beſtellte er Dich hin?

Suſanne. Er nannte bloß den Garten.

Gräfin. Wir müſſen ihm einen Ort beſtimmen. Setz Dich, und ſchreib.

Suſanne. (ſetzt ſich.) Ich bin ſchon fertig! — Wir wollen thun, als wenn es der Anfang eines Liedes, auf eine bekannte Melodie wäre, damit es, wenn es der Zufall in andere Hände brächte, nicht verdächtig ſcheint.

Duett.

Duett.

Suſanne. (ſchreibt.) Melodie.
Gräfin. (diktirt.) Angenehme, ſanfte Lüfte —
Suſanne. (ſchreibt.) ſanfte, Lüfte —
Gräfin. (diktirt.) ſäuſeln, um der Liebe Thron —
Suſanne. (ſchreibt.) ſäuſeln um der Liebe Thron —
Gräfin. (diktirt.) Unter jener Roſenlaube, —
Suſanne. (ſchreibt.) Unter jener Roſenlaube —
Gräfin. Und das and're merkt er ſchon!
Suſanne. Ja! das and're merkt er ſchon!

Gräfin. Leg den Brief zuſammen.

Suſanne. Aber womit verſiegeln wir ihn?

Gräfin. Hier! Mach ihn mit dieſer Steckenadel zu. Sie mag die Stelle des Siegels vertreten. Aber — weißt Du was? ſchreib auf den Brief: „Senden Sie das Siegel zurück.“

Suſanne. (ſchreibt.) Ein Briefchen — weit luſtiger anzuſchauen, als das Patent des Pagen.

Gräfin. Hurtig! man kömmt.

Suſanne. Es iſt ſchon fertig. (ſteckt den Brief in den Buſen.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Hannchen. Cherubin. (als Bauermädchen angekleidet.) **Bäuerinnen.** (alle haben Blumenſträußer.)

Chor.

Dieſe ſchönen Blumen tränkte,
früh der Thau auf grüner Flur.
Dieſe ſchönen Blumen ſchenkte,
uns die gütige Natur.

Dieſe Blumen, die wir fanden,
ſchenken wir jetzt wieder Dir.
In die Sträußer die wir wanden,
flochten unſre Herzen wir.

Gräfin. Ich danke euch, lieben Kinder!

Suſanne. (auf Cherubin zeigend.) Wer iſt denn das kleine, artige Mädchen?

Hannchen. Es iſt meine Muhme. Sie will gern auch der Hochzeitfeier mit beiwohnen.

Gräfin. Weil ſie eine Fremde iſt, ſo muß ich wohl ihren Strauß vor allen andern annehmen? — Komm her liebes Mädchen! (ſie nimmt ihn, und küßt den Strauß.) Sie wird roth? — Suſanne, findeſt Du nicht, daß ſie Aehnlichkeit, mit jemand hat?

Suſanne. O ja! rechte große Aehnlichkeit.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Graf. Antonio. (mit dem Hute.)

Antonio. (ſchleicht ſich ſachte herbei, nimmt Cherubin die Haube ab, und ſetzt ihm den Offiziers-Hut auf.) Sapperment! hab' ich's nicht geſagt? Es iſt unſer Offizier?

Gräfin. Himmel!

Graf. Finden Sie das nicht artig Madame?

Gräfin. Ich bin eben ſo ſehr erſtaunt wie Sie.

Graf. Aber, dieſen Morgen?

Gräfin. Ja. — Wir wollten ihn zu dieſer Feierlichkeit aufkleiden —

Graf. Warum iſt Er nicht abgereiſt?

Cherubin. (nimmt ſeinen Hut trozig ab.) Gnädiger Herr! —

Graf. Ich werde Seinen Ungehorſam beſtrafen.

Hannchen. Ihro Exzellenz — Sie haben mir ſo oft geſagt, wenn Sie mich umarmten, und küßten: „Hannchen, wenn

Du mich liebſt, ſo will ich Dir geben, was Du willſt.“

Graf. Wer hat das geſagt?

Hannchen. Sie! — Nun bitte ich mir etwas aus. Laſſen Sie mich den lieben Cherubin heirathen, ich hab' ihn recht lieb.

Gräfin. Was ſagen Sie dazu Herr Graf? Jetzt iſt die Reihe an Ihnen.

Antonio. Mädchen! Du haſt einen guten Schulmeiſter, der Dir was artiges lernt.

Graf. (vor ſich.) Es iſt als wenn ſich ein neidiſcher Teufel, in's Spiel gemiſcht hätte. Alles vereitelt meine Anſchläge!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Gnädiger Herr! wenn Sie die jungen Mädchen hier länger aufhalten, dann gute Nacht, Luſtbarkeit, und Tanz.

Graf. Wie kannſt Du an den Tanz denken, da Du Dir dieſen Morgen den Fuß verrenkt haſt?

Figaro. Er ſchmerzt mich auch noch. Es wird aber ſchon gehen. Kommt Kinder! Kommt meine ſchönen Kinder!

Graf. Es war ein rechtes Glück, daß das Erdreich unter'm Fenſter ſo weich war.

Figaro. Ja wohl! — Nun kommt! kommt!

Antonio. Unterdeſſen ritt der Page in vollem Galopp nach Sevillia zu?

Figaro. In Galopp, oder Schritt, — gleichviel! — Glückliche Reiſe! Kommt, ihr Kinder!

Graf. Und Du hatteſt ſein Patent, bei Dir?

Figaro. Ja wohl. — Kommt, ihr Mädchen!

Suſanne. (winkt Figaro.) Hm! —

Antonio. (zu Suſannen.) Laß's nur gut ſeyn! er verſteht Dich doch nicht. Ich behaupte, mein zukünftiger Neffe, iſt ein Lügner. Da ſeh' Er einmal. (führt Cherubin herbei.)

Figaro. Cherubin?

Antonio. Ich denke, er iſt's!

Figaro. Nun? wie pfeift denn der Vogel?

Graf. Er pfeift nicht, er ſagte aber, daß er dieſen Morgen auf die Nelken geſprungen ſei.

Figaro. Sagt' er? — So? — Es kann ſeyn! — Es kann ja ein anderer eben ſo gut geſprungen ſeyn, als ich.

Graf. Wirklich!

Figaro. Warum nicht? darüber will ich nicht ſtreiten. Ich diſputire nie über etwas, das ich nicht gewiß weiß.

(Marſch.)

Finale.

Figaro. Laßt uns marſchiren! — auf! Luſtig!
Gebt euch die Arme! Mädchen! gebt
euch die Arme.
Du Suſanne, mir den Arm.

Suſanne. Da nimm!
(Figaro nimmt Suſannen und Antonio beim Arme, die andern folgen paarweiß, und gehen ab.)

Graf. Man ſehe, wie verwegen! (deutet auf Cherubin, daß er gehen ſoll.)

Gräfin. Ich bin verlegen!

Dreizehnter Auftritt.

Graf. Gräfin.

Graf. Frau Gräfin!

Gräfin. (vor ſich.) Was ſoll ich ſagen?
(laut.) Doppelte Hochzeitfeier —
die Leute freuen ſich —
und zu vermehren,
die unſchuldige Freude, —
Bleiben wir! (ſetzt ſich.).

Graf. Bleiben wir? (vor ſich.) zu ſinnen
auf Rache.
(ſetzt ſich.)

Vier-

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Jäger. (mit Flinten.) **Gerichtsdiener. Bauern und Bäuerinnen. Zwey Mädchen.** (Die den mit weißen Federn geſchmückten Brautkranz tragen.) **Zwei andere.** (mit einem weißen Schleier.) **Noch zwei.** (mit Handſchuhen und einem Blumenſtrauß.) **Figaro und Marzeline. Zwei Mädchen.** (mit weiß geſchmückten Kranze, Schleier, Handſchuhen, Strauß, für Suſannen, welche von Antonio geführt wird.) **Bauernburſche und Bäuerinnen. Antonio,** (führt Suſannen zum Grafen, welche niederkniet, damit ihr derſelbe den Kranz aufſetze.) **Figaro,** (führt Marzelinen zum Grafen, in eben der Abſicht.) **Bartholo** (beſchließt den Zug, mit einem großen Blumenſtrauß an der Bruſt.)

Chor.

Ihr Liebenden bringet,
jetzt herzlich und gern,
den Dank voller Freude
dem gütigen Herrn.

Er hat ſeinem Rechte,
ſo edel entſagt,
unſchuldig bekömmt nun,
der Bräut'gam, die Braut.

Suſanne. (welche vor dem Grafen kniet, zupft ihn während den letzten Worten des Geſangs am Kleide, und zeigt ihm das Briefchen. Darauf greift ſie nach der Seite der Zuſchauer, nach dem Kopfe, wo ſie dem Grafen, welcher thut, als befeſtige er den Kranz, das Briefchen giebt.)

Graf. (ſteckt es hurtig in den Buſen.)

Suſanne. (ſteht auf und verneigt ſich.)

Figaro. (empfängt ſeine Braut von dem Grafen, und führt ſie zu Antonio.)

Marzeline. (ſteht auf.)

Bartholo. (empfängt ſie von der Hand der Gräfin.)

Graf. (öffnet das Briefchen, ſticht ſich in den Finger, ſchnickelt mit der Hand, und ſaugt das Blut.)

Verteufelte Gewohnheit!
zu allem, was auch nur die Weiber machen,
gebrauchen ſie die Nadeln.

Figaro. (der alles bemerkt hat, zu Suſannen.)
Ha! ich muß wirklich lachen,
der Herr Graf, erbrach ein Liebesbriefchen,
und ſtatt eines ſchönen blanken Siegels,
fand er eine Steckenadel!

Graf. (lieſt und küßt das Briefchen. Er ſieht die Aufſchrift, ſucht die Nadel, am Boden, findet und ſteckt ſie auf den Aermel.)

Suſanne. (geht weg.)

Graf. Nun lieben Freunde, ich nehm' an eurer Freude,
ſehr großen Antheil, und ich wünſche,
daß ihr euch recht luſtig macht, noch heute,
dies frohe Feſt zu feiern, mit Tanzen, mit Singen.
Eſſen, Trinken und was ihr braucht,
ſoll man euch bringen,
und auf meine Koſten, ſollt ihr's erhalten.

(ab.)

(Der Chor wird wiederholt.)

(Marſch.)

Vierter Aufzug.

(Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Hannchen. (hernach) **Figaro** und **Marzeline.**

Hannchen. Ach! verloren — meine Nadel! —
Ach! wo ſuch', und find' ich ſie?
Und ich ſehe — meine Muhme —
ſie zu ſprechen, auch nicht hier.
(ſucht auf der Erde.)

Figaro. (kommt.) Was ſuchſt Du?

Hannchen. Ich habe etwas verloren.

Figaro. Was denn?

Hannchen. Eine Stecknadel. Der gnädige Herr gab ſie mir, ich ſollte ſie Suſannen geben.

Figaro. Suſannen? eine Steckenadel? ([illegible].) Du treibſt in Deinen Jahren ſchon ein artiges Handwerk! — (faßt ſich.) Alles was Du machſt, machſt Du gut.

Hannchen. Warum iſt Er denn ſo böſe?

Figaro. Es war ja mein Spaß. Warte! (thut als wenn er auf der Erde ſuchte, und nimmt eine Steckenadel von Marzellinens Anzuge.) Sieh! da hab' ich die Nadel, die Dir der Graf für Suſannen gab. Sie diente ſtatt des Siegels, an einem Briefchen? Du ſiehſt, ich weiß alles.

Hannchen. Aber warum fragt Er mich, wenn er alles ſo gut weiß?

Figaro. Weil ichs wiſſen möchte, wie es der gnädige Herr machte, als er Dir den Auftrag gab.

Hannchen. Je nun! er ſagte: „Da liebes Hannchen, gieb der liebenswürdigen Suſanne, dieſe Nadel und ſag ihr: es ſei das Siegel der Roſenlaube.“

Figaro. Aha! der Roſenlaube!

Hannchen. Aber er ſagte auch noch: „nimm Dich in Acht, daß Dich niemand ſieht.“ Er muß ja niemanden etwas ſagen.

Figaro. Keiner Seele.

Hannchen. Adieu! lieber Vetter! — Erſt zu Suſannen, hernach zu Cherubin. (läuft hüpfend ab.)

Zweiter Auftritt.

Marzeline. Figaro.

Figaro. Mutter!

Marzeline. Mein Sohn?

Figaro. Ich bin des Todes!

Marzeline. Sei nicht ſo argwöhniſch. Sieh Dich vor, ehe Du etwa zu raſch zu Werke gehſt.

Figaro. Ach! die Nadel, Mutter, war eben dieſelbe, die er aufhob.

Marzeline. Wenn auch das iſt, ſo kannſt Du doch nicht wiſſen — — —

Figaro. Ich weiß den Ort der Zuſammenkunſt —

Marzeline. Was willſt Du machen?

Figaro. Das ganze männliche Geſchlecht will ich rächen! (geht heftig ab.)

Dritter Auftritt.

Marzeline.

Das muß Suſanne wiſſen. — Sie iſt ſo artig, ſo gut, und ganz gewiß, ſie iſt auch unſchuldig. — Jedes Weib iſt verbunden, ihrem Geſchlechte beizuſtehn, welches nur allzugewöhnlich von dem männlichen Geſchlechte, unterdrückt, und ohne Urſach beleidigt wird.

Arie.

Kein Thier, auf dieſer Erde,
verfolgt ſein Weibchen ſo.
Beim Lämmchen liegt das Schäfchen
vergnügt, zufrieden, froh.

In unwirthbaren Wäldern,
in Wüſten, öden Feldern,
lebt friedlich mit dem Weibchen
ein jedes wildes Thier.

Allein nur unter Menſchen,
ſind Männer die Tirannen,
die Menſchlichkeit verbannen,
aus ihrer harten Bruſt!

(ab.)

Vierter Auftritt.

(Garten.)

(Im Vorgrunde, zwei gegen einander überſtehende Pavillons.)

Hannchen. (mit Früchten, und Gebackenem.)

Im Pavillion, linker Hand? — Das iſt hier. — Wenn er aber nicht käm? Die groben Bedienten! Kaum daß ſie mir ein paar Früchte, und ein wenig Gebackenes gaben. — „Für wen Mamſell?“ — „Es iſt für jemanden meine Herren! Der gnädige Herr will ihn nicht wiederſehen, und ich kann ihn gar nicht oft genug ſehen.“ — Das koſtete mir einen Kuß. Hm! Vielleicht giebt er ihn mir wieder. Still! es kömmt jemand. (läuft in den Pavillon linker Hand.)

Fünfter Auftritt.

Figaro. (in einen Mantel gehüllt.) **Bartholo.** **Baſilio.** **Arbeitsleute.**

Figaro. Das war Hannchen. Wer kömmt da?

Baſilio. Wir ſind's, die Ihr beſtellt habt.

Bartholo.

Barthelo. Wozu dieſe fürchterlichen Anſtalten?

Figaro. Ihr werdet hier bald, in jener Roſenlaube, ein Feſt feiern ſehn, welches der gnädige Herr mit meiner ehrbaren Suſanne begehen will.

Baſilio. Aha! ich verſtehe! (vor ſich.) Er iſt mit ihr ohne mein Zuthun einig geworden.

Figaro. Haltet euch in der Nähe, und wenn ich rufe, und das Signal gebe, ſo kommt herbei. (mit den Arbeitsleuten ab.)

Sechſter Auftritt.

Barthelo. Baſilio.

Baſilio. Er hat den Teufel im Leibe!

Barthelo. Was mag er vor Urſachen haben, ſich ſo zu betragen?

Baſilio. Keine! Von der Welt keine! Suſanne gefällt dem Grafen, er ihr. Sie ſind einig geworden. — Ein Rendez-vous, — und Figaro will's nicht zugeben. Das iſt alles.

Barthelo. Iſt das nicht genug?

Baſilio. Noch lange nicht, um ſich einen großen Herrn zum Feinde zu machen. Mit ſolchen Leuten muß man nicht ſpielen wollen, die gewinnen allezeit.

Arie.

Einſt in meinen jungen Jahren,
war ich feurig, war ich wild!
Damals war ich unerfahren,
noch ein Narr, der jetzt nichts gilt.

Mit der Zeit nach tauſend Schrecken,
kam Frau Kaltſinn, nach und nach,
und die trieb den bunten Gecken
Eigenſinn, aus Dach und Fach.

Dieſe gute Dame führte,
mich an eine kleine Hütte,
die ſie mit dem Stab berührte; —
Das iſt ſo der Feen Sitte!

Giengs, und ließ mich auf der Stelle
ſteh'n bei einem Eſelsfelle,
das ſchnell aus der Mauer ſprang.

Als ich gedankenvoll,
ſtand bei dem Felle,
wurde der Himmel ſchnell,
über mir ſchwarz.

Donner, und Hagel ſchlug,
mächtig hernieder.
Zitternd bedeckte
ich meine Glieder,
ſchnell mit der Eſelshaut,
die vor mir lag.

Kaum war der Sturm vorbei,
Donner und Regen,
kömmt mir ein ſchrecklich Thier,
wüthend entgegen,
öffnet den Rachen,
will mich zerreiſſen,
was war da zu machen?
Ich gab mich ſchon drein.

Doch die Gerüche,
von meinem Kleide,
zeigten auch ſattſam,
von meiner Weide,
Eſelsfleiſch ſchmeckt nicht gut,
dachte das Thier.

Und dies will nun ſagen,
man kann es wagen,
bei allen Gefahren,
ſich zu verwahren,
ſich zu bedecken,
mit Eſelshaut.

(gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Figaro.

Rezitativ.

Alles iſt bereit. — Nun bald wird die Treuloſe kommen. —
Ich höre gehen. —
Wer iſt es? — 's iſt niemand. — Ja! ich irrte mich. —
Hier bin ich nun zu ſehen
als einer, der Geſchäfte
eines Ehemanns treibt. —
Treuloſe! die ich liebte,
und die ich nie betrübte,
für die ich voll Vergnügen, ja ſelbſt mein Leben,
ganz willig, hätte hingegeben.
Ach! Suſanne! Suſanne!
was leid' ich Deinetwegen!
Ich bin, ich bin betrogen! —
Ach! Deine Blicke lügen! —
O! — Weiberblicke lügen? —
Ja, ſie ſind alle treulos! — Alle betrügen!

Arie.

Arie.

Ach! öffnet eure Augen,
betrog'ne, arme Männer! —
die Weiber alle taugen,
nur zu Betrug, und Liſt.

Ihr nennet ſie zwar Engel,
doch ſind ſie voller Mängel.
Sie kennen keine Tugend,
als nur Betrug, und Liſt.

Sie gleichen den Sirenen
und locken gar zu ſchön.
Verlanget dieſe Schönen,
doch nimmermehr zu ſehn!

Sie gleichen von weiten,
dem Irrlicht auf Halden,
beweget von Lüften,
genähret von Düften.

Sucht den lockenden Schönen,
doch ja zu entgehen.
Sie gleichen Kometen
voll Unglück, zu ſehen.

Sie wiſſen zu heucheln,
ſie können euch ſchmeicheln;
ſie wiſſen zu lügen,
ſie können betrügen
und lachen uns aus.
Verſuch es ein jeder,
er wird es wohl ſehn!

Achter Auftritt.

Figaro. Marzeline. Gräfin. (als Suſanne.) **Suſanne.** (als Gräfin gekleidet.)

Suſanne. Marzeline ſagte mir, Figaro werde auch kommen.

Marzeline. Ja! er kömmt gewiß. Nicht ſo laut! — —

Suſanne. Alſo einer kömmt zu horchen, der andere, um uns aufzuſuchen.

Marzeline. Ich will mich verbergen. (geht in den Pavillon, in welchem Hannchen iſt.)

Neunter Auftritt.

Figaro. Gräfin. Suſanne.

Suſanne. Sie zittern? — Sie frieren doch nicht, gnädige Frau?

Gräfin. Die Nacht iſt ſo kühl!

Suſanne. Wir kommen ja, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Figaro. (vor ſich.) Friſche Luft? — Ja, ich kenne dieſe friſche Luft!

Suſanne. (zur Gräfin.) Sollte er etwa in der Nähe ſeyn, ſo will ich mich auf ſeine Unkoſten luſtig machen, um ihn, für ſein Mißtrauen gegen mich, zu beſtrafen.

Rezitativ.

Ach! nach dem Augenblicke,
ſchmacht' ich, der meinem Glücke,
mich endlich näher bringt! — Ach, ängſtlich bebet,
klopfet hier, und ſtrebet,
ängſtlich, ach ängſtlich das Herz mir im Buſen.
Wo weileſt Du, Du meines Herzens Freude?
Allein ſind wir hier beide.
Ach komm doch bald, und raube,
den ſüßen Liebeskuß, mir, in der Roſenlaube!

Arie.

Komm doch nur Beſter, und zaudre nicht länger,
mir wird vor Sehnſucht, immer nur bänger.
Komm nur, der Mondſchein entdeckt nicht die Tritte.
Alles ſchläft ruhig. Wer ſtöhrt Deine Schritte?

Hör doch das Murmeln, des Waſſerfalls, Lieber!
ſchwirren die Lüſtchen nicht ſanfter hinüber?
Sanfter umfächelt jetzt Zefir die Blüten,
Alles iſt ruhig, und alles in Frieden.
Laß mich doch Geliebter, nicht länger dich miſſen,
Komm eile entgegen, den ſchmachtenden Küſſen!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Cherubin.

Figaro. (vor ſich.) Ein treflicher Schatz! Ein wahres Kleinod von meiner Braut!

Cherubin. (kömmt.) Lalalala!

Liebe ſchenkt Freuden,
aber auch Schmerz,
und quält mit Leiden,
dieſes mein Herz!

Gräfin. Das iſt Cherubin!

Cherubin. Da iſt jemand. Ich muß ſehen, ob ich Hannchen — Aha! da iſt ein Frauenzimmer. — Wenn ich recht ſehe — der Hut, die Federn drauf! — ja! 's iſt Suſanne.

Gräfin. Wenn jetzt der Graf käm, ich wär verloren!

Eilfter Auftritt.

Vorige. (hernach) der Graf.

Finale.

Cherubin. Still! ich muß mich ihr nur nahen.
Ja! ſie iſt es ganz gewiß.
Gräfin. Käm der Graf, ich wär verloren.
Welch ein Zufall iſt doch dies!
Cherubin, (zu der Gräfin.) „Ach!“ Suſannchen! — Keine Antwort?
Jetzt hab' ich in meinen Händen,
Deine weiche Schwanenhand!
(nimmt die Gräfin bei der Hand.)
Gräfin. (macht ſich los.) So verwegen! ſo vermeſſen!
Was willſt Du mit meiner Hand?
Cherubin. Dürft ich küſſen, dürft ich drücken,
Deine weiche, ſchöne Hand!
Graf. (kömmt und nähert ſich.)
Ganz gewiß, das iſt Suſanne!
Figaro.
Suſanne. (jedes vor ſich.) Sieh da kömmt der Vogelſteller!
Cherubin. Liebchen ſei doch nicht ſo grauſam!

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Ja! ſie ſpricht mit einem andern.
Ja! ein andrer ſteht bei ihr.

Gräfin. Leute ſind hier in der Nähe.

Cherubin. (ergreift wieder ihre Hand.)
Nur ein Küßchen und ich geh'.

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Ja! das iſt des Pagen Stimme!

Gräfin. Einen Kuß? Wie kannſt Du's wagen?

Cherubin. Warum ſollte ich's nicht wagen,
Da der Graf es wagen darf?

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Gräfin.
(jedes vor ſich.) Wie verwegen!

Cherubin. Heute hört' ich's
bei Dir hinter Deinem Stuhle.

Figaro.
Suſanne.
Graf.
Gräfin.
Wenn er wüßte, daß ich's hörte,
ſpräch er wahrlich nicht davon.

Cherubin. Nur ein Küßchen! (will die Gräfin küſſen. Der Graf tritt aber dazwiſchen, und bekömmt den Kuß.)

Cherubin.
Gräfin. Himmel! der Graf iſt's.

(Cherubin ſchleicht ſich in den Pavillion, in welchen Hannchen gegangen iſt.)

Figaro. Still! ich muß mich doch nähern!

Graf. (glaubt Cherubin eine Ohrfeige zu geben, giebt ſie aber Figaro, der ſich genähert hat.)
Willſt Du denn nicht wieder küſſen?
Hier nimm dieſen Wechſelkuß!

Figaro.
Suſanne.
Gräfin.
Graf.
Bin ich nicht recht zu beklagen?
Ha! der wird's nicht wieder wagen,
ſich zu rauben einen Kuß!

Zwölfter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne. Figaro.

Graf. Ich habe das Vergnügen,
allein bei Dir zu bleiben.

Gräfin. Sie haben mich verſtanden,
Sie machen glücklich mich!

Figaro. Iſt das nicht ein liebes Bräutchen!
Wie zärtlich liebt ſie mich!

Graf. Nur her Dein weiches Händchen.

Gräfin. Hier iſt es ſchon!

Figaro. Das
Graf. o! Liebchen!

Graf. So weich, und zart wie Seide,
ſind dieſe Händchen beide!
Ich fühle, und empfinde
Der Liebe Zauberreitz.

Suſanne.
Gräfin.
Figaro.
Wie zärtlich, wie empfindſam,
weiß nicht der Graf zu ſprechen,
wenn er von Liebe ſpricht!

Graf. (ſteckt der Gräfin einen Ring an den Finger.)
Nimm dieſen Ring und ſchenke,
mir Deine Liebe, Beſte!
trag ihn am heut'gen Feſte
als Siegeszeichen gern.

Gräfin. Gewiß ich will ihn tragen,
als Siegeszeichen gern.

Figaro.
Gräfin.
Suſanne.
Ja! ich muß wirklich ſagen,
die Sache geht recht gut!

Gräfin. Mir däucht, ich ſehe Fackeln?
man könnte uns hier ſehn.

Graf. Komm, laß zur Roſenlaube,
uns, beſtes Mädchen, gehn.

Figaro. Es geht ja ſo behende.
Suſanne. Das hätt' ich nicht gedacht!
Gräfin. Und iſt es nicht zu dunkel?
Graf. Wir haben nichts zu leſen.
Die Lieb' iſt keine Feindin,
von Dunkelheit und Nacht!
Figaro. Nun muß ich mich hier rühren,
ſonſt Ehre gute Nacht!
Suſanne. Der Graf kann demonſtriren,
Gräfin. Das hätt ich nicht gedacht!
Graf. Wer geht hier?
Figaro. (geht ſtark vorüber.) Es ſind Leute!
Gräfin. 's iſt Figaro! ja! ja!
Graf. So geh' nur, ich komme nach! (ab.)
(Die Gräfin geht in den Pavillon rechter Hand.)

Dreizehnter Auftritt.

Figaro. Suſanne.

Figaro. Alles ruhig, alles ſtille,
deck, mit deiner ſchwarzen Hülle,
Nacht o Freundin aller Diebe,
und Beſchützerin der Liebe,
meines Hauptes Hörnerſchmuck!

Suſanne. He! Figaro! iſt Er es? —

Figaro. Ha! ja! Das iſt die Gräfin.
Sie kommen ſehr gelegen,
und zwar, nicht meinetwegen; —
Der Graf, und meine Schöne,
genieſſen froh der Liebe,
und denken nicht an uns!

Suſanne. (vergißt die Stimme zu verändern.)
Still! ſachte muß Er ſprechen.
Wir wollen uns ſchon rächen,
wenn es Ihm ſo beliebt.

Figaro. (vor ſich.) Suſanne? (laut.) uns rächen?

Suſanne. Ja!

Figaro. Alſo — wie aber, uns rächen?

Suſanne. (vor ſich.) So vor der Hochzeit, das wär ſchön! —
Was gäb ich nicht darum.
(vor ſich.) Du ſollſt bald mit Verwunderung ſehn,
Suſanne iſt nicht dumm.

Figaro. (affektiert.) Ach! gnädige Frau, ich wage —

Suſanne. Ach! mir fehlt ſchon die Sprache!

Figaro. (fällt nieder.) Sie ſehn zu Ihren Füßen,
mich zärtlich überfließen,
Und Ihr: Ja! in Wonneküſſen,
machte, ach! unſterblich mich.

Suſanne. Wie mein Herz ſo ängſtlich klopfet!
wie meine Hand mir bebet.
Figaro. Wie die Hand mir ängſtlich zittert,
und wie mir mein Herze bebt!

Suſanne. Hat Er auch überleget? —

Figaro. Was ſich im Buſen reget?
Was ich für Sie empfinde?
Ach! her, die Hand geſchwinde!

Suſanne. (nimmt ihre natürliche Stimme an, und giebt ihm eine Ohrfeige.)
Hier! Das iſt meine Hand.

Figaro. (ſpringt auf.) Was iſt das?

Suſanne. (ſchlägt immer zu.) Noch eine! und da noch eine!
und noch ein Dutzend!

Figaro. Nun, höre auf zu ſchlagen!

Suſanne. Das alles that die Liebe,
durch meine Schwanen-Hand.

Figaro. Ei, Du liebſt mich ſehr handgreiflich!
mein Kind, ich danke Dir.
Suſanne. Ja den Beweiß der Liebe,
den haſt Du nun von mir!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. (hernach) der Graf.

Figaro. (knieend.) Könnt' es Beſte Dir gereuen,
dem Geliebten zu verzeihen,
der ewig, ewig, treu Dich lieben wird?

Suſanne. Ewig? ewig?

Figaro. Ja! ganz gewiß, auf ewig!

Suſanne. Nun, ſo ſei es wieder Friede,
ich vergebe [willig] Dir.
Figaro. Du vergiebſt ja mir.

Graf. (kömmt.) Nein! ſie war nicht in der Roſenlaube.

Figaro.
Suſanne. Still! Das iſt des Grafen ſeine Stimme.

Graf. (öffnet den Pavillon, in welchen die Gräfin gegangen iſt und ſpricht hinein.)

Hm! Suſanne! — Wo biſt Du? — Sie hört nicht! —

Suſanne. Herrlich! herrlich! er hat ſie nicht erkannt.

Figaro. Wen?

Suſanne. Die Gräfin.

Figaro. Die Gräfin?

Suſanne. Die Gräfin.

Figaro. Still! wir wollen die Augen ihm öffnen,

Suſanne. Daß er ſeine Geliebte bald ſieht.

Figaro. (fällt nieder.) Ja! gnädige Gräfin! ich liebe Sie innig.

Graf. Was? die Gräfin? — und ich bin ohne Waffen?

Figaro. Ach! wie glücklich macht mich jetzt Ihre Liebe!

Suſanne. Ich muß geſtehn — ich fühle Liebe.

Graf. Ihr Geliebter?

Suſanne. So komm mein Geliebter,

Figaro. meine Liebe,

Liebe winkt uns zur Laube nun hin.

(gehen nach dem Pavillon, linker Hand.)

Graf. Eilig! Leute! bringet Fackeln!

(Suſanne geht hinein.)

Figaro. (mit verſtellter Furcht.) Der gnädige Herr! ach! o weh mir!

Graf. Eilig Leute! bringet Fackeln!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Antonio. Baſilio. Bartholo. Don Gusmann. Arbeiter (mit Fackeln, hernach) Cherubin. (dann) Hannchen. Marzeline. (endlich) Suſanne.

Antonio.
Baſilio. } He! was gieb't's da?
Graf.

Graf. Hier, dieſer Bube,
hat mich betrogen, hat mich beſchimpft.
Er verdient den Tod!

Antonio. Ei! das wird vortreflich werden!
Baſilio. Mißlich ſieht es um ihn aus!
Figaro. Ha! ich lache alle aus!

Graf. (greift in den Pavillon linker Hand, und zieht den ſich ſträubenden Pagen heraus.)

Heraus! nicht geweigert,
o zärtliche Gräfin!
Ich will Ihnen geben,
die ſchönſte Belehnung. —
Der Page! —

(Nach dem Pagen, kommen Hannchen, Marzeline, und endlich Suſanne heraus, welche den Fächer vor die Augen hält, und ſich nebſt Figaro, und nach, und nach, auch die Andern, dem Grafen zu Füßen wirft.)

Antonio. Meine Tochter!

Figaro. Meine Mutter!

Alle. Die Gräfin!

Graf. Wie ſoll ich beſtrafen, dies treuloſe Weib?

Suſanne. Verzeihung! Verzeihung!

Graf. Die iſt nicht zu hoffen.

Alle. Vergebung! Vergebung!

Graf. Nein! nein! nein! nein! nein!

Gräfin. (kömmt aus dem Pavillon rechter Hand.)
Auch ich, will mit bitten:
Vergebung! Vergebung!
(will niederknien.)

Graf. (läßt es nicht zu.) O Himmel! was ſeh ich?
Baſilio. Die Gräfin? er bebet?
Bartholo. O Schande! ich bebe,
vor Aerger und Scham!

Graf. (bittet.) Ach Gräfin! Verzeihung!

Gräfin. Ich werde gar willig,
und gern verzeihen.

Alle. Wir werden, wie billig,
darüber, uns freuen.

Chor.

Welche Freude, an dem Tage,
der voll wunderbarer Dinge,
brachte Leid, und brachte Klage,
und ſich endlich fröhlich ſchließt!
Nun zum Tanze, nun zum Spiele!
überlaßt euch dem Gefühle,
das die holde Freude ſchenkt,
ſeyd vergnügt, und lacht und ſcherzt!

Der

betrogene Geizige;

oder:

Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Eine
nach dem Italieniſchen
freibearbeitete
komiſche Oper in drei Aufzügen.

von

C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Paiſiello.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Doktor Tulipan.

Korille. }
Roſa. } ſeine Mündel.

Graf von Belprato.

Don Anſelmo, Rittmeiſter.

Raggiro, Famulus des Doktors.

Bedienten.

Erſter Aufzug.

(Ein großes Zimmer mit Seitenthüren.)

Erſter Auftritt.

Korille. Roſa. Graf. Raggiro.

Quartett.

Roſa. {Still! nur ruhig, kein Getümmel!
Raggiro. {Ach! verhüte doch der Himmel;
{daß der Doktor hier Sie hört!

(Sie gehen nach der Thür, und ſehen zu, ob jemand kömmt.)

Korille. Sie iſt von Adel nicht, iſt nicht von Stande,
für die Ihr Herz, Herr Graf, jetzo entbrannte.
Mich reizt nicht eitler Prunk, reizen nicht Kleider.
Laſſen Sie mich, Herr Graf, gehen Sie weiter.
Ich bin zufrieden, mich lockt kein Titel nicht,
was ich nicht habe, verlang' ich nicht.

Graf. Weh mir! Du glaubſt es nicht, was ich Dir ſchwöre:
daß ich auf ewig nur Dir angehöre?
Korille. Schwüren der Liebe glaube ich nicht!
Graf. Grauſame! hörſt mich nicht, kennſt nicht die Triebe,
kennſt nicht die ſchwere Pein leidender Liebe.
Du biſt gefeſſelt von andern Banden,
glaubſt Du, ich habe Dich nicht verſtanden!
O! ich verſteh es wohl! —
Nun, will gehen. —
Graf.
Korille.
Nicht mehr Dich ſehen,
iſt das Beſte, denn die Liebe,
necket die Verliebten nur!
Roſa.
Maggiro.
Liebeszank und Regenſchauer
waren nie von langer Dauer.
Morgen ſind ſie wieder einig,
ſchwören ewig Liebe ſich.
Graf. Und nun geh' ich!
Korille. Ha! er gehet!
Beyde.
Es iſt ſicher! —
Er, will täuſchen, mich betrügen.
Sie will täuſchen, mich betrügen.
Sich wie ſeine / ihre Augen lügen!
Ungetreuer / Ungetreue ſchweige ſtill!

Zwei-

Zweiter Auftritt.

Roſa. Raggiro.

Raggiro. So geht's! — Es giebt, glaub' ich, kein wunderbareres Völkchen in der Welt, als die Verliebten. Bei dieſen wechſeln Sonnenſchein und Regen geſchwinder, als im Kalender. Kaum denkt man: Das iſt doch auch eine Einigkeit und eine Liebe unter den Leuten, daß man ſeine Freude daran ſieht! ſo zanken ſie ſich ſchon wieder.

Roſa. Meine Schweſter muß doch Vermuthungen haben —

Raggiro. Ach! Ein Wort, ein Blick, und der ſchöne Pallaſt ſteht in Flammen!

Roſa. Sie werden ſchon wieder einig werden.

Raggiro. Das denke ich auch. — Ich habe in meinem Leben dergleichen Zufälle oft geſehen und ſelbſt gehabt. Als ich mit dem Herrn Doktor auf Reiſen war, ventre-bleu! da habe ich geſehen — diable et dieu! wie gieng das zu Paris zu! — Und nicht allein in Paris, ſondern in allen Städten, Flecken, Kaſtellen, Dörfern und Winkeln, welche unſre wallenden Füße betraten. Zu Orleans hatte ich ein Mädchen — Mademoiſelle! ein Mädchen! O mon dieu! ein wahres überirrdiſches Inkarnat. Sie hatte ſchon drei bis viermal italieniſchen Malern zu einer Madonna geſeſſen —

Roſa. Wirklich?

Raggiro. Auf ihre Ehre, denn dabei, hat ſie mir es verſichert.

Roſa. Nun? und das war Seine Geliebte?

Raggiro. Das war ſie.

Roſa. Es war aber wohl ihr Ernſt nicht?

Raggiro. Warum nicht?

Roſa. Hm! ein Mädchen welches ſo ſchön war, welche Maler zu einer Madonna um ihre Reize plünderten — in Ihn verliebt?

Raggiro. Kömmt Ihnen das ſonderbar vor?

Roſa. Ich kann's nicht läugnen; ein wenig ſtark.

Raggiro. Ei! Sie müſſen wiſſen, daß ich damals ein wahrer Adonis war. — Freilich die vielen Fatiken, Hunger und Kummer in des Doktors Hauſe haben mich ein wenig dekolorirt und haben meine Reize in Dekadenze gebracht, aber, trotz dem allen, bin ich doch wohl noch immer ein Kerl, in den man ſich zur Noth verlieben kann.

Roſa. Je nun ja, — zur Noth! —

Raggire. Und damals, war ich, ohne mich zu rühmen, einer der eleganteſten fremden Pläſants in der bonne ville de Paris. Deswegen verliebte ſich auch die artige Nannette, — ſo hieß meine Schöne, — ſogleich in mich. Es war eine ſchöne mondhelle Nacht, als wir zuſammen in einer Laube ſaßen und ein Lied ſangen, in welchem die Empfindungen des Dichters und Kompeniſten zuſammen geſchmolzen zu ſeyn ſchienen. Da drukte ſie mir ſanft die Hand und ſtammelte: ich liebe Dich! — Ich warf mich wonnetrunken vor ihr nieder, ſchwur ihr ewige Liebe, und — den andern Tag, zankten wir uns ſchon. Aber es verſteht ſich, daß wir bald wieder einig wurden. Ach! eine ſolche Verſöhnungsſcene! mon dieu! — Die Sonne nach einem Ungewitter! — Und ſo, denke ich, wird's mit Ihrer Demoiſelle Schweſter und mit dem Herrn Grafen, auch werden. Sie wird ſchon in ſich gehen.

Roſa. In ſich gehen? Sie ſoll doch nicht etwa gar wieder den Erſten Schritt thun? — Das wäre ſchön! — So ſollte mir Don Anſelmo kommen! — Machte er nicht ſelbſt die Einleitung zur Verſöhnung, und zwar bald, denn mehr als höchſtens drei Tage, gäb ich ihm nicht Zeit, ſo hätte ich den vierten Tag, einen andern Liebhaber. Die Herren müſſen nicht glauben, daß ſie uns unentbehrlich ſind. Es giebt ſolche Motten genug, welche um die Strahlen unſerer feurigen Augen ſo lange fliegen, bis ſie ſich die Flügel verſengt haben.

Raggiro. Ja wohl! leider! Ich weiß, wie mir's gegangen iſt. Das Herz bricht mir, wenn ich nur daran denke!

Roſa. Aber, ſag Er mir doch nur, wie will Er denn den Grafen im Hauſe verborgen halten?

Raggiro. Das weiß ich ſelbſt nicht. — Ich denke immer, das Luſtſpiel, wird ſich noch in eine Tragödie verwandeln, denn wenigſtens, ſchlägt mir der Herr Doktor Arme und Beine entzwei, wenn er des Grafen Aufenthalt hier ahndet.

Roſa. Je nun! Er muß denken, daß Er der Göttin der Liebe einen Dienſt thut, wenn Er ihren Kindern beiſteht, und ſie wird Ihm denſelben gewiß vergelten.

Raggiro. Gebe es der Himmel! Dergleichen Beſchäftigungen, ſo ſinnreich ſie auch oft ausgeführt werden, werden mehrentheils ſehr ſchlecht belohnt.

Roſa. Und wie will Er denn Wort halten, und mir meinen geliebten Anſelmo zu ſprechen verſchaffen?

Raggiro. Noch dieſen Morgen, vielleicht in wenig Augenblicken, ſoll Ihnen der Doktor ſelbſt erlauben mit ihm zu ſprechen.

Roſa. Wie iſt das möglich?

Raggiro. Daß es möglich iſt, ſollen Sie wohl ſehen; — aber, was wird es helfen? — Vergeſſen Sie denn die Klauſel im Teſtamente Ihres ſel. Herrn Vaters: „daß Sie keinen Mann heirathen ſollen, der nicht Ihrem Vormunde dem Herrn Doktor anſtändig iſt?“ Und ſagen Sie mir: wo mag wohl der Mann zu finden ſeyn?

Roſa. Das wird ſich ſchon geben, wenn nur Anſelmo erſt hier wär.

Raggiro. Er zahle dem Doktor für einen Monat Hausmiethe 100 Skudi, läßt ſich kuriren, und — (ſieht durch das Fenſter) dort bringen ſie ihn ſchon in einer Sänfte getragen. Nun muthig Mademoiſelle, und verrathen Sie ſich nur nicht ſelbſt. (ab.)

Dritter Auftritt.

Roſa.

— — Alſo kömmt er? — Aber was wird er ſagen? Er wird fragen, warum ich ſeine Briefe nicht beantwortet habe. Das war nun freilich ein wenig nachläßig von mir, — aber, was hilft's? Geſchehen, iſt geſchehen. — Ich muß mich nun aus der Verlegenheit ziehen, ſo gut ich kann, und das wird mir, denke ich, ſo gar ſchwer eben nicht werden. Denn, wovon könnten wir die Männer nicht überzeugen? Sie haben nur Schwüre, aber uns verſagt die gütige Natur im Fall der Noth, gewiß die Thränen nie.

Vierter Auftritt.

Roſa. Doktor und **Raggiro** (führen den verſtellt kranken) **Don Anſelmo** (herein.)

(**Raggiro** ſtellt einen Stuhl vor **Anſelmo** mitten auf's Theater, worauf ſich derſelbe ſetzt.)

Terzett.

Doktor. Nur Geduld! — Nur ſachte! ſachte!
Anſelmo. Ach! Ach! ich verſchmachte!

Roſa. Alle Glieder zittern mir!
Außer mir bin ich vor Schrecken!
Doktor. Und wo fühl'n Sie denn Schmerzen?
Anſelmo. Ach! o weh! Hier muß es ſtecken.
Ach! wie klopft's in meinem Herzen!
Ach! wie tobt wie brennt es hier!
Doktor. Nur Courage! Nur Courage!
Raggiro. Ja, Sie ſind in guten Händen.
Roſa. Ihre Krankheit wird ſich enden,
ruhig, und nur nicht verzagt.
Raggiro. Er wird Ihre Krankheit enden,
ruhig, und nur nicht verzagt.
Doktor. Ihr Malheur will ich ſchon enden,
Ihr Malheur! nur nicht verzagt.

Doktor. Seyn Sie nur unverzagt, Monſieur! Das Glück hat Sie zum Doktor Tulipan geführt, zu einem Manne, der ſans vanité! dem Hippokrates und Galen aufzurathen gäb, wenn ſie noch in rerum natura exiſtirten. — Wo fehlt's denn? Was iſt Ihnen? — Reden Sie nur franchement und ohne diſſimulation.

Anſelmo. Ich will Ihnen — Ach! ach! wie iſt mir! ach! — ich will Ihnen — o weh! wie ſticht's! — Mein armes Herz! — ich will — ach! — den Monat 100 Skudi — (giebt ihm eine Börſe.)

Doktor. Schon recht, gnädiger Herr! — Erklären Sie ſich nur deutlicher, s'il vous plait.

Anſelmo. Ach! Herr Doktor — ein nagender Wurm — Wie er frißt! — Ach! ach! Hier! **Hier** muß er ſeyn! (legt des Doktors Hand auf die Bruſt.)

Doktor. Hier ſteckt alſo das Malheur?

Anſelmo. Hier, Herr Doktor.

Doktor. Recte! — Niederſchlagende Mittel können nicht ſchaden. — Alſo: recipe —

Roſa. Wie ſchlägt der Puls Herr Doktor?

Doktor. Wie ein Hammer. — Hu! das pecht und klopft! — Immer heftiger! — Schlimme Symptomen! — Videtur imminere morbus acutus. Alſo, ein Wurm nagt hier?

Anſelmo. Ja — ein Wurm.

Doktor. Weil Sie die Biſſe des Wurms fühlen, ſo iſt ausgemacht, daß er Zähne, ſehr ſcharfe Zähne, haben muß. Wenn ich Ihnen alſo etwas eingebe, daß dem Wurme die Zähne ausfallen, ſo muß er auch aufhören zu beißen. Nicht wahr? — — Ich eile, ſogleich das herrliche Medikament zu holen, welches dem verdammten Wurme die Zähne ausbeißen ſoll. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Roſa. Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Meine Theuerſte! wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich bin ich, Dich in meine Arme zu ſchlieſſen und Dir ſagen zu können, daß mein Herz nur für Dich ſchlägt, und daß ich Dich nie verlaſſen werde. — Mein! mein! welch' eine Seligkeit liegt in dieſen Worten!

Roſa. Anſelmo! — Mein Geliebter! Ewig die Deinige.

Raggiro. Da muß man nun ſo zuſehen!

Anſelmo. Aber — nicht eine Zeile Antwort auf meine Briefe? — Du haſt ſie doch erhalten?

Roſa. Ja — erhalten habe ich ſie, aber — Still! Ich glaube der Doktor kömmt ſchon wieder.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. (kömmt mit einem großen Arzeneiglaſe.) Wie? Sie ſind ſchon wieder auf den Beinen?

An=

Anſelmo. (verſtellt.) Was will der Wanderer noch ſo ſpät im Thal? — Es iſt Nacht armer Wandrer! — Schon ſchlägt die Stunde der bangen Mitternacht. Der Uhu ſchreit, der Rabe krächzt. — Ach! — dort! dort! (blickt wild um ſich.) Aus jenem zerſtöhrten Kloſter wallt ſtill, feierlich und langſam, ein langer, langer Zug einher. — Sie tragen Kerzen. — Sie ſingen. — Sie kommen näher — (fährt zuſammen.) Ha! — Geiſter (ſinkt in Raggiro's Arme.)

Raggiro. Er iſt verrückt!

Doktor. Ja, freilich! Bei Sinnen iſt er nicht.

Raggiro. Wie ihm das Geſicht glüht! Wie ſeine Augen rollen!

Roſa. Er ſieht fürchterlich aus!

Doktor. Ich muß ihn doch näher betrachten, ob — (er ſieht ihm unter die Augen.)

Anſelmo. Laßt mich! (fährt wild auf.)

Doktor. (ſpringt erſchrocken zurück und läßt das Glas fallen.) Er iſt närriſch!

Anſelmo. Ha! (ſanft.) Meine Doris! Wo ſind Deine Schaafe? Und Du fürchteſt den Wolf nicht?

Doktor. Er phantaſirt wie ein Idillendichter!

Anſelmo. Was iſt das? (raſch.) Trompeten? Feldgeſchrei? Ich höre Roſſe wiehern, Waffen klirren —

Doktor. Jetzt kömmt er in den Ton der Heldendichter.

Anſelmo. (idyll.) Einſam wandle ich im Thale. Dort ſteigt die Sonne herauf und vergoldet die Fenſter meiner Laura —

Doktor. Nun kömmt's an die Madrigalls und Sonnetts.

Anſelmo. (wild.) Auf! auf! Der Feind kömmt! (zieht den Degen.)

Doktor. Wenn nur kein Unglück geſchieht.

Anſelmo. Muthig, in die Schlacht!

(geht raſch umher, ſchwingt den Degen, und ſchießt ſeine Terzerols während des Ritornells ab.)

(Der Doktor ſchleicht ängſtlich umher und kriecht endlich unter den Tiſch.)

Anſelmo. Schon ertönt die Kriegstrommete,
ruft zum Streite, ruft zum Kampfe.
Schon ſteh' ich mit blankem Schwerdte
in dem dickſten Pulverdampfe.
Auf ihr Brüder, friſch zum Streite.
Ha! wir ſiegen! theilt die Beute.
Muthig fochten meine Leute.

Auf ihr Brüder! nur Courage!
blaſt zum Marſche! blaſt zum
Marſche!
Unſre Loſung: Sieg und Tod!

(geht mit militäriſchen Schritten ab.) (Maggire folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Roſa. Doktor.

Roſa. So etwas, habe ich Zeit meines Lebens noch nicht geſehen!

Doktor. (kömmt unter dem Tiſche hervor.) Der gute Menſch iſt wahnwitzig.

Roſa. Er iſt zu bedauern!

Doktor. Ich will ihn ſchon wieder zu Verſtande bringen. Ich habe Patienten gehabt, mit denen es noch weit gefährlicher ausſah, liebes Kind, und ich habe ſie doch, ſans me vanter, wieder zurechte gebracht. Freilich gehören Kenntniſſe dazu, aber die wird mir auch, graces à Dieu! keine Seele abſprechen. Je ſerai tout mon poſſible! — Aber, mein Kind, **Wartung**, iſt halbe Kur. **Dir** will ich alſo auftragen, den Rittmeiſter fleißig zu warten und zu pflegen.

Roſa. Aber wenn er nun in der Raſerei mich etwa gar einmal umbrächte —

Doktor. Bewahre! Das wird er nicht thun. Ich habe ſchon oft bemerkt, daß die Wahnwitzigen immer den gehörigen Reſpekt gegen das andere Geſchlecht beibehalten. Sur ma parole! er thut Dir nichts!

Roſa. Nun, wenn Sie mir die Verſicherung geben können —

Doktor. Das kann ich mit gutem Gewiſſen.

Roſa. Sein Zuſtand geht mir ſehr zu Herzen. — Er dauert mich ungemein.

Doktor. Du biſt überhaupt ſehr mitleidig. — Ich glaube es Dir. Unſer einer iſt dergleichen Affairen ſchon gewohnt.

Roſa. Wenn er ſeufzt, fährt mir's durch alle Glieder.

Doktor. Ja! ja! Die Weiber ſind cum privilegio von der alma mater rerum zur Empfindſamkeit geſtimmt. — Warte ihn nur fleißig, es wird Dein Schade nicht ſeyn, wenn er wieder aufkömmt. Er hat Geld.

Roſa. Ich will alles thun, was mir möglich iſt. Vielleicht, kömmt er wieder zu ſich.

Wenn ich ihn ſeufzen höre,
fühl' alle ſeine Schmerzen
ich hier in meinem Herzen,
und bin ſo krank wie er.

Ich will ihn pflegen, warten,
will wachſam ihn bedienen,
und ſpäh'n in ſeinen Mienen
was nur ſein Herz verlangt.

(ab.)

Doktor. (wiegt die Börſe in der Hand.) Den Monat 100 Skudi? — Wenn er doch nur die Krankheit ein paar Jahre behielt! (zählt auf.)

Achter Auftritt.

Doktor. Raggiro.

Raggiro. Das haben Sie mir zu verdanken. Wenn ich nicht Ihren Ruhm in der ganzen Stadt ſo ſehr ausgebreitet hätte, ſo —

Doktor. Nun, nun! Es ſoll nicht umſonſt geſchehen ſeyn. Du kennſt mich in ſolchen Fällen.

Raggiro. Leider!

Doktor. Ich wollte Dir Deine Müh gleich vergelten, wenn Du mir nicht noch ein größeres Geſchäft ausführen helfen müßteſt. Dann ſollſt Du Dein Douceur zuſammen erhalten. (ſteckt das Geld ein.)

Raggiro. Das wird eine artige, runde Summe werden!

Doktor. Höre! — Ich bin bis zum Sterben verliebt.

Raggire. Sie? Verliebt? In Ihren Jahren? — Wo denken Sie denn hin?

Doktor. Wo die Verliebten alle hindenken. — Ich will keine Ausnahme machen.

Maggire. Wie alt ſind Sie denn?

Doktor. Da habe ich viel zu viel zu thun, als daß ich auf ſolche Kleinigkeiten merken ſollte.

Raggire. Wenn nun aber Ihre Geliebte das Kirchenbuch nachſchlagen läßt?

Doktor. Das kann ſie nicht. Es iſt im Erdbeben zu Meſſina mit zu Grunde gegangen.

Raggire. Das iſt ein wahres Glück!

Doktor. Sans doute! — Aber, weißt Du wohl, wer die Schöne iſt, der ich mein Herz geſchenkt habe?

Maggire. Wie kann ich das wiſſen?

Doktor. Die Göttin meines liebekranken Herzens, heißt: Korillchen.

Raggire. Ihr Mündel? —

Doktor. En verité! Ich will ſie heirathen. — Sie hat 80,000 Skudi in Vermögen, wie Du weißt. Wenn ſie meine Frau iſt, will ich ihrer Schweſter Roſa einen alten, garſtigen Kerl zum Bräutigam aufzudringen ſuchen. Den wird ſie nicht nehmen, alſo fällt, vermöge des Teſtaments ihres ſel. Vaters, mir ihr Vermögen zu. — Und dann, mag ſie machen, was ſie will.

Maggire. Gut ausgeſonnen!

Doktor. Nicht wahr?

Maggiro. Gewiß! — Aber — ich —?

Doktor. Ich will Dich ſchon belohnen, Dein Douceurchen bleibt Dir unverloren.

Maggire. Ich werde aber auch nichts zu ſehen bekommen.

Doktor. Zwar merk' ich ſchon im voraus, daß Korille zu der Parthie keine große Luſt haben wird —

Maggiro. Merken Sie das?

Doktor. Ich werde ja! — Weil ich nun weiß, daß Du ein verſchmitzter Kopf biſt —

Maggiro. Bin ich?

Doktor. Das weiß ich! — Alſo — ſollſt Du mir behülflich ſeyn.

Maggire. Nimmermehr!

Doktor. Warum nicht?

Maggiro. Weil ich's ſchon zum voraus ſehe, daß ich nicht einen Paoli bekomme und hätte ich mir mehr Müh gegeben, als ein Komödienſchreiber, den Knoten zu ſchürzen und — wenn's nicht ander's geht, — zu zerſchneiden.

Ich kenne Sie ſchon, mein liebwertheſter Herr Doktor.

Doktor. Worüber kannſt Du Dich beklagen? — Lebſt Du nicht recht wohl bei mir?

Raggiro. Wenigſtens, ſterbe ich gewiß nicht an Indigeſtionen. Seit ich in Ihren Dienſten bin, hätte ich mir nicht manchmal ſo etwas daneben verdient, hätte ich gewiß meine Zähne nicht um Einen Gran abgenutzt. Ich bin ſo mager, wie ein Häring.

Doktor. Allzuviel, iſt ungeſund!

Raggiro. Und allzuwenig, iſt nicht ſein! — Bin ich nicht ſo klapper dürre als käm ich aus der Sklaverei zu Algier? Ich weiß am beſten, wie mir zu Muthe iſt. (auf den Magen zeigend.) Der gute Freund, läßt ſich nicht mit Verſprechungen abweiſen, er will reeller befriedigt ſeyn, und von Ihrem Salarie, und in Ihrem Hauſe, iſt's beinahe keine Möglichkeit. Mich hungert wenn ich Sie nur anſehe!

Tröſte nur mit keinem Mahle
lieber leerer Magen dich.
Ticke! tacke! ruf und ſchreie;
Niemand wird dein Flehen hören.
Ticke! tacke! hoff' und freue
nimmermehr auf Eſſen dich.

O! wie matt ſind meine Glieder!
kaum noch tragen mich die Füße.
Wie betrunken taumel' ich nieder.
Abgezehrt und matt von Hunger
ſchweb' ich wankend hin und her.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Doktor.

Der Kerl iſt ein Vielfras! Ich muß befürchten, daß ſeine allzugroße Gefräßigkeit am Ende noch ſich gar auf mich ſelbſt extendirt. — Jetzt, bedarf ich ſeiner Hülfe, ich werde ihn alſo ein wenig beſſer traktiren müſſen. Iſt aber geſchehen, was geſchehen ſoll, ſo mag er ſehen wo er unter kömmt, ſonſt frißt er mich noch arm. (ſieht nach der Uhr.) Doch, die Stunde der Liebe naht ſich. Ich muß zu meinem geliebten Korillchen eilen und ihr ſagen: daß die Flammen der Liebe mein Innerſtes verzehren und daß ich unglücklich bin, wenn ſie mich nicht erhört. Jetzt Doktor, öffne die Schätze deiner Beredſamkeit, und wirf dich heureuſement in die Lage zurück, in welcher Du Dich ehemals zu Paris befandeſt.

(ab).

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Korille.

Durchfoltert von der Liebe
ſchlägt noch mein Herz für ihn,
und doch ziehn Wuth und Rache
mich zur Verzweiflung hin.
Ich will, ich muß mich rächen
mein Herz, ach! ſchweige ſtill.
Ich muß die Feſſeln brechen,
es koſte was es will!

Eilfter Auftritt.

Korille. Doktor.

Doktor. Ah! ma belle! Ah! mon ange, comment vous portez-vous?

Korille. Ihre Dienerin Herr Doktor.

Doktor. Mein liebes, ſcharmantes Kind, befleißige Dich doch der franzöſiſchen Sprache beſſer. Du hätteſt antworten können: Votre ſervante! oder Je ſuis obligé! (küßt ihr die Hand.)

Korille. Verſchonen Sie mich —

Doktor. Was fehlt Dir denn ma reine? Biſt Du krank? En verité! Dein Pülſchen ſchlägt ſehr unordentlich.

Korille. Ich habe Kopfſchmerzen.

Doktor. Für dieſe Krankheit giebt es ein ſehr probates Mittel, welches jedetzeit bey Deinem Geſchlechte, mit gutem Effekt adhibirt werden iſt. L'amour! l'amour! ſo heißt das Kraut. In der Apotheke meines Herzens, blüht es ganz unvergleichlich friſch, — und zwar Du allein, ſollſt die Blume brechen. — Sie blüht für Dich. — O! es iſt eine köſtliche Arzenei!

Korille. Sie wiſſen ja, daß ich gar keine Liebhaberin von Arzeneien bin.

Doktor. Das iſt nicht gut! In dem Hauſe eines Doktors ſollte alles für Arzeneien geſtimmt ſeyn und zumal für eine ſolche Univerſal-Medicin, für dieſes Wunderkraut, für ſolch ein Myſterium magnum, für eine ſo allgewaltige Elementarkraft.

Korille. (vor ſich.) Wie unerträglich!

Doktor. Allerſchönſtes Korillchen! — Sieh nur, wie geſchmackvoll Du Dich heute gekleidet haſt. Cet habit vous va bien!

Korille. Meinen Sie?

Doktor. Sans doute! — Liebes, allerliebſtes Kind! Du glänzender Lapis angularis meiner Empfindungen! O, Du prima materia meiner Entzückungen! —

Korille. Aber, was ſoll das alles, Herr Doktor?

Doktor. Du wirſt Dich wundern —

Kerille. Wundern?

Doktor. Du wirſt auf eine ſehr liebevolle, ſüſſe Art, erſchreckt werden, wenn ich Dir ſage, daß —

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Herr Doktor! Herr Doktor!

Doktor. Element! kann man denn nicht einmal ungeſtöhrt ein vernünftiges Wort reden? — Was giebt's?

Raggiro. Ich habe Sie allenthalben geſucht. —

Doktor. Nun, da bin ich ja! Was willſt Du?

Raggiro. Vor dem Hauſe hält der Wagen des waſſerſüchtigen Marcheſe Spozzi. Er liegt auf ſeinem Landguthe am Tode. — Sie ſollen eilig zu ihm kommen. —

Doktor. Der Narr hätte zu keiner ungelegneren Zeit am Tode liegen können! —

Raggiro. Steigen Sie eilends in den Wagen, wenn Sie nicht um 100 Dukaten kommen wollen.

Doktor. Da ſieht man, wie ſehr geſchickte Leute in der Welt geſucht werden!

Raggiro. Hurtig Herr Doktor! Es iſt ein weiter Weg —

Doktor. Der Kutſcher ſoll nur einen Augenblick Geduld haben. Ich werde gleich kommen.

Raggiro. (ab.)

Korille. Laſſen Sie doch den Kranken nicht warten.

Doktor. Liebes Kind! — Ich ſelbſt, bin krank.

Korille. Krank? — Sie ſind ja ein Doktor.

Doktor. Ach! Gegen Krankheiten dieſer Art, kann der arme Kranke nur Hülfe bei deidem Geſchlechte ſuchen. Du allein kannſt mich heilen.

Korille. Ich?

Doktor. Du. — Ach! — ich bin —

Korille. Werden Sie nur nicht ohnmächtig!

Doktor. In Deinen Armen! — Ach! wie ſüß! —

Raggiro. (kommt eilig.) Der Kutſcher will nicht warten —

Doktor. Ich will ja gleich kommen. — Bring mir Hut, Stock und Degen.

(Ragotré ab)

Korille. So machen Sie doch, daß Sie fortkommen!

Doktor. Ich liebe Dich unausſprechlich! Ich liebe — und ſoll Dich verlaſſen? N'eſt-ce pas trop!

Noch etwas hält mich zurücke,
Furcht (vor ſich.) vor Dieben, Furcht vor Tücke.
Ich muß erſt nach meiner Kammer
und nach meinem Kaſten ſehn!
In den ſchönſten (zu Korillen) Augenblicken,
voll von Liebe und Entzücken,
Dich mein Augentroſt zu ſehn,
ruft man mich, und ich muß gehn,
Ach! ich weiß mich kaum zu faſſen,
meinen Schatz muß ich verlaſſen.
Sieh, Korilchen! liebſtes Täubchen!
wie Dein treuer Doktor liebt,
der ſich Dir ſo ganz ergiebt,
und gewiß Dich nie betrübt.

Nun mein Liebchen muß ich ſcheiden,
und zu meinem Kranken eilen.
Ach! wie gerne wollt' ich weilen,
mich an Deinem Anblick weiden! —
Lebe wohl! auf Wiederſehn! —

(Indeſſen, giebt ihm Raggiro, Degen, Stock und Hut, und geht dann mit ihm ab.)

Korille. Geh nur alter Thor! Die blanken Empfindungen Deiner Liebe, wiegen wahrhaftig keine 80,000 Skudi auf.

Dreizehnter Auftritt.

Korille. Raggiro.

Korille. Raggiro! iſt der Graf fort?

Raggiro. Ja.

Korille. Er wird zu dem marmornen Idol ſeines Herzens geeilt ſeyn. Ich habe erfahren, daß er die Statue der Königin ſeines Herzens in ſeinem Garten aufgeſtellt hat.

Raggiro. Da hat man Ihnen die Wahrheit geſagt.

Korille. Ich muß hin, ich muß ſie kennen lernen, die mir das Herz meines Geliebten raubte! (ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Raggiro.

Sie wird ſich ſehr wundern ſich ſelbſt kennen zu lernen! — Das iſt wieder ein Streich der Liebe. Wahrhaftig! ſo lange ein Menſch verliebt iſt, ſollten alle die um ihn herum ſind, ſchlafen, daß ſie die tollen Streiche nicht gewahr würden, die er begeht. Wenn ich's nicht ſelbſt ſo gemacht hätte, ich könnte das Unweſen keiner Seele verzeihen. Gewiß! den ſchönſten Beitrag zur Geſchichte des Unſinns und der Narrheit, könnten die unzähligen Liebesbriefe liefern, welche ſeit Anbeginn der Welt, in Proſa und Ligata, aus den Federn der wirklichen oder verſtellten Liebenden, gefloſſen ſind. Der größte Theil des Unſinns käm ganz gewiß auf die Rechnung unſers Geſchlechts. Das darf man ſich aber nicht merken laſſen. Ein kluger Kerl behält's bey ſich!

Funfzehnter Auftritt.

Raggiro. Anſelmo. Roſa.

Terzett.

Anſelmo. Wo iſt der Herr Doktor?
Raggiro. Er iſt nicht zu Hauſe.

Roſa. Wenn kömmt er zurück?
Maggiro. Sehr ſpät in der Nacht.
Alle. Schenk wonnevolle Freuden,
uns heute ſanfte Minne!
Du ſüßer Rauſch der Sinne,
ſchenk uns der Liebe Glück!
(alle ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Garten des Grafen. Im Hintergrunde, eine Niſche mit einer Statue.

Korille.

Hier! — Hier, muß ich ſie finden. Meine Füße wanken. — Kaum vermag ich's weiter zu gehen. — Ich will den Abgott ſeines ungetreuen Herzens zertrümmern. — (geht nach der Niſche.) Himmel! was ſeh' ich? — Ich ſelbſt? — Wie ſehr habe ich Dich verkannt Geliebter! — — Wer kömmt? (tritt hinter die Statue.)

Siebzehnter Auftritt.

Korille (als Echo.) **Graf.**

Graf. Rauſchende Bäume ſchweiget!
Höret mein klopfendes Herz.
Wer lindert meinen Schmerz?
Wer rettet mich?

Korille. Ich?
Graf. Echo! Du willſt mich retten? —
Wie iſt mein Leid ſo groß!
Ach! ſag' was iſt mein Loos,
iſt Haß es, oder Liebe?
Korille. Liebe!
Graf. Die ich ſo innig liebe
ſo zärtlich und ſo treu!
belohnet ſie die Liebe
mit Zärtlichkeit und Treu?
Korille. Mit Treu!
Graf. Für ſie ſchlägt nur dies Herz.
Sie hört nicht meine Klagen,
ſie fühlt nicht meinen Schmerz,
mein Leiden kennt ſie nicht.
Was ſeh ich! — O Himmel! —
(er geht nach der Statue.)
Korille. Mein Lieber! (ſie ſteigt herab.)
Graf. Wach' oder träume ich!
Korille. Beſter!
Graf. Ach! Geliebte!
Beide.
Mit Freuden lohnt die Liebe
die Treu und Zärtlichkeit.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Es iſt mir um ſo lieber, daß ich Sie beide hier ſo einig und vergnügt antreffe, da ich Sie zu einer kleinen Mahlzeit invitiren ſoll, welche Don Anſelmo und Raggiro, im Hauſe und auf Koſten des ſo eben verreiſten Doktors Tulipan, angeſtellt haben.

Graf. Aha!

Raggiro. Heute müſſen Sie ſich für die trüben Stunden ſchadlos halten, welche Ihnen der Doktor verurſacht hat. —

Graf. Der Doktor?

Korille. Er hat mit die bündigſte Liebeserklärung gethan.

Graf. O! der alte Thor!

Raggiro. Das ſagen Sie nicht. Alt will er gar nicht ſeyn. Er hatte ſich heute ganz verjüngt und ich glaube, daß er alle Kollektanea des Liebesarchives ſeiner Jugend, durchblättert hat, um ſeinen Antrag gehörig vorzubringen.

Korille. Er ſpielte ganz den zärtlichen Paſtor fido.

Graf. Ein trefflicher Spaß!

Raggiro. Er aber, hat die Sache ſehr ernſthaft genommen. — Doch, ich habe noch mancherlei zu beſorgen. Alſo, erwarten wir Sie? (ab.)

Graf. Ich komme! — Jetzt, meine Beſte haſt Du die Wahl. Den Doktor, oder mich?

Korille. Dich! Dich! — Auf immer die Deinige, aber nie die ihrige, zärtlicher Herr Doktor!

Alter Thor! Dich ſollt' ich lieben?
Einſam zwiſchen düſtern Mauern,
meiner Jugend Lenz betrauern?
In den Arm des Doktors ſehn
Meine jungen Tage ſchwinden?
Meiner Jugend ſchöne Freuden
mag ich nicht mit Gram und Leiden
und mit Kummer nicht vertauſchen.
Doktor, ſuch ein and'res Mädchen,
die dich liebt und glücklich macht.
(ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Graf.

Rezitativ.

Wie ſchön ſich alles verändert,
ſeit die Geliebte ſich mit mir hat verſöhnet.
Wie ſchön, wie reizend
malet der Liebe Pinſel
was ſich meinem Auge zeiget.
Die Sonne ſcheint mir heller,
der Himmel lacht mir heitrer.
Sanft wiegt der Weſtwind ſich auf zarten Blumen.

O!

O! wie bezaubernd locken der Vögel
ſanfte Töne!
Und mich umſchweben jetzt himmliſch
ſanfte Harmonien.
Wird wohl auf immer
das Glück mir freundlich lachen? —

Wenn mir Dein Bildniß ſanfte
Schöne vor den Augen ſchwebet,
dann grünen ſchöner dieſe Fluren,
und ſüße Hoffnung tröſtet
mein liebeskrankes Herz.

Arie.

Sanfter tönt dein ſüßer Name
wie Entzückten holde Hoffnung,
als der Flöten ſchön ſtaccato,
und der Geigen pizzicato.
Bei der ſchönen Morgenröthe,
lockt des Hirten ſanfte Flöte,
lockt nicht ſo, die Nachtigall.

Doch wenn ich den Doktor ſehe,
füllet Wuth und Zorn die Seele,
tobt in allen Adern Feuer,
mein Geſicht umzieht ein Schleier.
Wankend beben meine Füße,
Donnerwolken, Regengüſſe,
Nacht und Blitz, und Donner droht
Schrecken mir und Furcht und Tod.
(ab.)

Zwan-

Zwanzigſter Auftritt.

Saal, in welchem im Hintergrunde das Bild des Doktors in Lebensgröße auf einer Staffelei ſteht. — Eine auf vier Perſonen gedeckte Tafel.

Doktor.

(Ohne die Tafel zu ſehen.) Iſt das nicht ein Wind und ein Wetter draußen! Man jagte keinen Hund, geſchweige denn einen Doktor, hinaus. — Und nicht den dreißigſten Theil eines Dukatens verdient, geſchweige denn, 100 Dukaten. Zu ſterben, ehe ich komme! Schon todt, als ich kaum vor's Stadtthor bin! — Mon dieu! da kann man's in der Welt weit bringen, zumal bei den jetzigen geldloſen Zeiten. — Der Staub hat ſich in mein Kleid gelegt, der Wind hat mir die Perüke lacerirt. Wer vergütet mir das? Da wird keine Seele ſprechen: „Hier, lieber Herr Doktor Tulipan, iſt eine kleine Entſchädigung.“ — Wir leben wahrhaftig im bleiernen Zeitalter! — (wird die Tafel gewahr.) Aber — was iſt denn das? Gedeckt auf vier Perſonen? Und wer wären denn die? Ich kenne ja nur zwei die gewöhnlich hier ſpeiſen, wenn ich nicht da bin.

Dahinter ſteckt etwas. — Wie fange ich's an, daß ich die ſaubern Gäſte belauſchen kann? — Halt! — Ich werde den Kopf meines Bildes herausſchneiden, den Defekt durch mein eigenes Antlitz ſuppliren, und die ſaubern Vögel ganz gewiß fangen. — Wie ſinnreich nicht ein verliebter Doktor iſt! — (ſchneidet den Kopf aus dem Bilde.) Wartet nur! Der Spaß ſoll euch vergehen. (ſteckt ſeinen Kopf hinein und tritt hinter's Bild.) Was ich vor ein offner Kopf bin! — In einer ſo ſonderbaren Kriſis, hat mein Verſtand Zeit meines Lebens noch nicht operirt! — Nun wollen wir doch ſehen, wer zuerſt auftreten wird.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Doktor. Raggiro.

Doktor. Ah! der ehrliche Purſch!

Raggiro. Nun mag der Graf kommen, wenn er will. Es iſt alles bereit. Heute wollen wir einmal auf Koſten des alten Geizhalſes leben. Es ſchmeckt noch einmal ſo gut, wenn ein ſolcher Knicker die Zeche bezahlen muß.

Doktor. Warte Spitzbube.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Roſa.

Roſa. Es iſt doch alles in Ordnung?

Raggiro. Alles. — Jetzt wird der ſehr hoch und tiefgelahrte Herr Doktor bei dem waſſerſüchtigen Marcheſe ſitzen und gelehrt bei einem Glaſe Weine, das ihm nichts koſtet, demonſtriren: daß die Krankheit inkurabel würde geblieben ſeyn, wenn man ihn nicht gerufen hätte.

Roſa. Und wir, werden uns den Champagner des Herrn Doktors Tulipan, den wir gleichfalls nicht bezahlen, auch recht wohl ſchmecken laſſen.

Raggiro. Malepeste! Mir hat der liebe Champagner ſchon manchen Dukaten gekoſtet. Wenn ich nicht den Doktor, vor drei Jahren in Frankreich, ſo oft betrogen hätte, meine Schönen hätten manchmal Waſſer, ſtatt Champagner, trinken müſſen.

Doktor. Ein ſchöner Hecht!

Roſa. Ach! Champagner, Raggiro! Ueber'n Champagner geht kein Wein in der Welt.

Raggiro. Das ſpreche ich auch. — Sehen Sie Mademoiſelle, ich will in meinem Leben, nicht geliebt worden ſeyn, — und das iſt doch ein hoher Schwur; — wenn der hochgeprieſene Nektar der Götter, nicht Champagner iſt.

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Anſelmo.

Maggiro. Kommen Sie Herr Rittmeiſter, wir wollen die Tafel ein wenig weiter vortragen. Es iſt beſſer wir thun es ſelbſt, als daß wir fremde Leute an unſerm Spaße Theil nehmen laſſen.

Anſelmo. Herzlich gern!

(Sie tragen die Tafel weiter vor.)

Maggiro. So. — Das andere will ich ſchon beſorgen.

(Er ſetzt Stühle, geht ab und zu, und trägt Speiſen und Weine auf.)

Roſa. Nun, lieber Anſelmo —

Anſelmo. Liebes Röschen! Ich liebe Dich ſo innig, ſo zärtlich! —

Roſa. Mein Herz ſchlägt nur für Dich!

Anſelmo. Und doch, quält mich noch mancher Zweifel.

Roſa. Du zweifelſt noch, daß ich Dich liebe? Wie kannſt Du das?

Anſelmo. Und doch haſt Du meine Briefe nicht beantwortet. Warum thateſt Du das? Warum ſchriebſt Du mir nicht?

Roſa. Ich konnte nicht.

Anſelmo. Du konnteſt nicht? Warum nicht?

Roſa. Weil — weil — Ich hatte keine Tinte.

Anſelmo. Du hatteſt keine Tinte? Der Doktor ſchreibt ſeine Recepte wohl mit Waſſer?

Roſa. Er verſchließt die Tinte.

Anſelmo. Konnteſt Du nicht mit Bleiſtift ſchreiben?

Roſa. Ich hatte kein Papier.

Anſelmo. Armes Mädchen! Hatteſt Du keine Pergamenttafel?

Roſa. Weder Tinte noch Papier, weder Pergamenttafel noch Bleiſtift.

Anſelmo. So? — Und doch — wenn Du hätteſt ſchreiben *wollen*, Du hätteſt mit einer Stecknadel die Worte auf einen Stein kritzeln können.

Roſa. Und wozu das Schreiben, wenn ich Dir nun alles *mündlich* weit beſſer ſage. Todt iſt der Buchſtabe —

Anſelmo. Und kalt Deine Entſchuldigung!

Roſa. Anſelmo?

Anſelmo. Mademoiſelle?

Roſa. Du beleidigſt mich ſehr! — Wenn ich auch gefehlt habe — Verzeihung verdiene ich doch wohl? — Ich will's ja geſtehen, es war unbedachtſam gehandelt, aber — (hält das Schnupftuch vor die Augen.)

Anſelmo. Röschen! — Vergieb mir. — Die Liebe —

Roſa. Ach! die Liebe iſt meine Peinigerin!

Anſelmo. Beſtes Mädchen!

Roſa. Du haſt mich nie geliebt, da Du mich ſo ſehr kränken kannſt.

Anſelmo. Nie geliebt? — Immer umſchwebt mich Dein Bild, wachend und im Traume. — — Nur nicht dieſe Seufzer, nur nicht dieſe Thränen. — Nie will ich Dich wieder kränken —

Roſa. Männer! wie ſpielt ihr mit uns! Eure Launen —

Anſelmo. Vergiß und vergieb! — Du vergiebſt mir?

Roſa. Die Liebe läßt mich nicht zürnen. —

Maggiro. Jetzt kömmt der Graf —

Anſelmo. Er ſoll nichts merken. — Ich bin glücklich! — Dein liebes, gutes Herz iſt mein.

Doktor. Das ſind ſchöne Auftritte!

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Graf. Korille.

Finale.

Korille. Roſa. Anſelmo. Graf.
Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen;
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit!
Scherz und Freude, froher Muth
ſind der Liebe ſchönſtes Gut.

Graf. Und unſre Freude,
ſtöhrt niemand heute.

Korille. Käm doch nie der Doktor heim!

Korille. Roſa. Anſelmo. Graf.
Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen;
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit!

Maggiro. Meine Herr'n und Damen ſehen
dort beſetzt den Tiſch ſchon ſtehen.

Korille. Wir wollen gehen. —
Die Liebe uns die Speiſen würzt.

Doktor. Morbleu! Das iſt eine Schwelgerei,
die mich in Armuth ſtürzt.

Korille. Nur luſtig liebe Freunde,
uns führet der Doktor nicht.
Doktor. Fort bien! ſo ſicher ſeyd ihr nicht!
doch hält er weislich ſich jetzt ſtill,
zu ſehen, was er ſehen will.
Graf. (zu Korillen.) Ich ſetze mich zu Ihnen.
Anſelmo. (zu Roſa.) Ich werde Sie bedienen.
Doktor. Iſt das der arme Kranke?
Fort bien! wer hätte das gedacht?

(Sie ſetzen ſich zu Tiſche.)

Korille. O! wie ſelig! wie beglückt!
Roſa. wer bei einem frohen Mahle,
Anſelmo. ſanft ſein Liebchen an ſich drückt,
Graf. traulich ſcherzt und koſt und lacht:
Doktor. Fort bien! wer hätte das gedacht?
Anſelmo. Mein Liebchen drück' ich an die Bruſt,
den Becher in der Hand.
Mein Herz fühlt nichts als Wonn' und Luſt,
die Grillen ſind verbannt!
Roſa.
Korille. Die uns Luſt und Freude geben,
Graf. Lieb' und Wein ſie ſollen leben!
Anſelmo. Auch der Doktor Tulipan!
Doktor. Fort bien! wer hätte das gedacht?
Graf. Reicht her die vollen Flaſchen!
Freund Bachus windet uns den Kranz,
und ſeiner Fackel hellen Glanz
löſcht Amor nie im Wein.

Korille.
Roſa.
Anſelmo.
Graf.
Muskateller und der Spanier,
Rheinwein lebe und Champagner!
Auch der Doktor Tulipan!

Raggiro. Hängen würde ſich der Alte,
ſäh' er ſie ſo luſtig leben.

Doktor. O! wie meine Glieder beben!
Meine Stirn glüht ſchon vor Wuth.

Anſelmo. Hymen ſchlingt die Roſenketten. —

Korille und Roſa. Sie, zu ſchlingen, dieſe Ketten,
läßt, der Doktor niemals zu.

Graf. Seht doch nur des Doktors Larve,
wie er fletſcht die weißen Zähne!
jetzt, erweicht ihn eine Thräne,
bittet nur, er giebt es zu.

Doktor. O wie meine Glieder beben!
Meine Stirn glüht ſchon vor Wuth.
(Korille und Roſa, ſtehen auf und, ſingen
gegen das Bild.)

Korille. Beſter Doktor, liebſtes Herzchen, —

Roſa. Schlank gewachſen wie ein Kerzchen —

Beide. Nicht wahr, Du giebſt dieſen Herren
gern und willig unſre Hand?

Doktor. Halt! Ihr Herren! — Halt! Ihr
Mädchen!
Euch zermalmen und zerreiſſen
Dieſe Zähne —
(kommt hinter dem Bilde vor.)

(Die Mädchen ſchreien laut auf.)

Korille.
Roſa. Welch' Erſcheinung! — Ach! was hör ich?
Anſelmo.
Graf. Wach' ich? — träum' ich? —
Raggiro. O! welch ein ſchrecklich Angeſicht!
Doktor. Daß Ihr wachet und nicht träumet,
ſollt Ihr jetzo gleich erfahren,
fürchtet meinen Grimm und Zorn.
Alle fünf. Vor Betäubung und Entſetzen
ſtarrt das Blut in Adern mir.
Doktor. (nachäffent.) Luſtig und fröhlich wollen wir ſingen:
Lebe Lieb' und Fröhlichkeit! —
Korille. — — Ich vergeh vor Schrecken!
Roſa. — — ſchwer wird mir der Athem!
Graf. — — Wär ich nur von dannen!
Anſelmo. — — Könnt ich fort von hier!
Doktor. (nachäffend.) O! wie ſelig wir beglückt!
Wer bei einem frohen Mahle,
froh ſein Liebchen an ſich drückt,
mit ihr tändelt, ſcherzt und lacht.
Alle fünf. Aengſtlich klopft mein Herz, es ſchwinden,
alle meine Sinne mir!
Doktor. (wie oben.) Muskateller und der Spanier,
Rheinwein lebe und Champagner!
Auch der Doktor Tulipan!

Alle fünf. Aengſtlich klopft mein Herz, es ſchwinden
alle meine Sinne mir!
Doktor. Seht doch nur die jungen Leute,
züchtig, ſittſam und voll Tugend!
Seht doch nur die liebe Jugend,
ihres Hauſes Stolz und Freude! —
Laßt Ihr Euch hier wieder ſehen,
ſoll es kläglich Euch ergehen.
Packt Euch nur gleich fort von hier!
Alle fünf. Welch ein Zufall! Welch ein Schrecken!
wohin ſoll ich mich verſtecken?
Doktor. Wartet nur Ihr jungen Gecken,
Ihr ſollt mich nicht länger necken.
Alle fünf. Welch ein Zufall! Welch ein Schrecken!
Wohin ſoll ich mich verſtecken?
Doktor. Und ihr ſittſam ſchönen Liebchen
Ihr ſollt mir den Spaß bezahlen,
mir vergelten dieſe Luſt.
Alle fünf. Welch ein Zufall ꝛc. ꝛc.
Doktor. Alles habe ich geſehen.
Alle fünf. Alles hat er angeſehen.
Doktor. Nun ſoll Euch der Spaß vergehn.
Alle fünf. Ach! wie wird es uns ergehn.

Zweiter Aufzug.

(Ein großes Zimmer, mit einem verſchloſſenen Schreibetiſche.)

Erſter Auftritt.

Roſa. (lieſt.)

(legt das Buch weg.) Ich mag die Alltagsſprüche nicht leſen! Schlimm genug, wenn man ſich tröſten muß. (ſteht auf.) Der unglückliche Einfall uns luſtig zu machen, ohne zu vermuthen, daß der Doktor ein Augenzeuge unſrer Fröhlichkeit war! — Wie wird's nun werden? Zuverläßig wird Don Anſelmo nun etwa eine Entführung verſchlagen. Das wär nicht übel! Ich habe in meinem Leben ſo viel von Entführungen geleſen, daß ich wirklich dem Triebe nicht widerſtehen kann, mir zu wünſchen, einmal die Hauptrolle in einer ſolchen Farce zu ſpielen.

Zweiter Auftritt.

Roſa. Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Wiſſen Sie, was ich beſchloſſen habe?

Roſa. Eine Entführung?

Raggiro. Hab' ich's nicht geſagt Herr Rittmeiſter, daß die Damen in dergleichen Fällen mehr préſence d'esprit haben, als wir? — Eine Entführung! Welch ein inkomparabler Einfall!

Anſelmo. Sie wollen ſich alſo mir ganz anvertrauen?

Roſa. Eben das thun, was ich über lang oder kurz doch noch thun müßte.

Anſelmo. Gut! — So ſey es! — Jetzt will ich von dem Doktor mein Geld zurück fordern. —

Raggiro. Und ich, will ihn ganz höflich erſuchen, mir mein rückſtändiges Salarium auszuzahlen.

Anſelmo. Und dann, — fort.

Raggiro. Aber der Graf?

Roſa. Und meine Schweſter?

Anſelmo. Sie müſſen mit uns gemeinſchaftliche Sache machen. — Eilen Sie liebes

Röschen, und packen Sie Ihre Sachen zuſammen.

Raggiro. Sobald der Doktor ſeine Kranken beſucht, machen wir uns davon.

Roſa. Nun wahrhaftig! Das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht, daß ich noch entführt werden ſollte.

Anſelmo. (umarmt ſie.) So führte Paris über die wallenden Fluten die ſchöne Helena frohlockend davon.

Roſa. Nur gebe der Himmel, daß kein racheſchnaubender Menelaos den Fliehenden nachſetzt und ſie noch frohlockender à pas lents zurück führt! (ab.)

Raggiro. Aber — mich müſſen Sie verſorgen Herr Rittmeiſter. —

Anſelmo. Das ſoll gewiß geſchehen. — Sieh, der Doktor kömmt!

Raggiro. Nun muthig, Raggiro!

Dritter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. Wie? quelle impertinence! — Sie ſind noch hier?

Anſelmo. Wie Sie ſehen.

Doktor. Und fürchten nicht, daß mein Grimm ſchrecklich über Ihrem Haupte ausbrechen werde?

Anſelmo. Im geringſten nicht.

Doktor. Was wollen Sie noch hier?

Anſelmo. Meine 100 Skudi verlange ich zurück. Wie können Sie ſo wunderbar fragen, Hochgelahrter Herr?

Doktor. Alſo — (verlegen) deswegen? — (zu Raggiro.) Und Du, Erzſchurke, aller Schurken! habe ich Dir nicht ſchon die Thür gewieſen? Warum biſt Du nicht gegangen?

Raggiro. Weil ich nicht eher vom Flecke gehen werde, als bis ich mein Salarium erhalten habe.

Doktor. Seht mir doch die freche Maſſette an? Dein Salarium? Du Betrüger! Dein Salarium? — Rechne ab!

Raggiro. Meines Wiſſens, ſtehen wir in keiner Abrechnung.

Doktor. Nicht? — Du kannſt die Dukaten dafür rechnen, die Du mir in Frankreich ſo geſchickt wegpraktizirteſt, um Deine Griſetten mit Champagner zu traktiren. — Kannſt Du das läugnen? Hab' ich's nicht mit meinen eignen Ohren gehört?

Raggiro. Das ſind geſchehene Sachen, die Sie mir nicht beweiſen können. Ich ſagte es nur ſo zum Spaße. — Geben Sie mir mein Geld, und ich gehe.

Anſelmo. Und mir meine 100 Skudi, ſonſt fange ich Spektakel an, daß —!

Doktor. Nur ruhig! — Damit ich nur die ungeſtümen Purſche los werde, ſo — (ſchließt den Schreibetiſch auf.) Die paar Dukaten werden mich nicht arm machen!

Raggiro. Nur aufgezählt.

Anſelmo. Aufgezählt! — Mit Worten laß ich mich nicht abſpeiſen!

Terzett.

Doktor. Vier — und fünf, ſechs und ſieben,
und achte, und neune, und zehne. —
Anſelmo. Mein Herr Sie zählen ſehr genau.
Doktor. Nur ſo, wie ſichs gehört.
Zehne — zehne —
Anſelmo. Gut! zehn und zehn ſind zwanzig,
Dazu noch zehn, ſind dreißig.
Raggiro. Sie werden heut nicht fertig.
Doktor. So laßt mich ungeſtöhrt! —
Und ein — und eins —
Anſelmo. Geſchwind!
lange kann ich nicht mehr warten.

Raggiro. Ich bin des Harrens müde.

Doktor. Und ich des Rechnens ſatt.
Und eins — und eins —

Anſelmo. Und eins — ſind, ein und dreißig.
Und vier und noch fünfe, ſo iſt's
glaub' ich, wohl, vierzig.

Doktor. Mein Herr, Sie ſind zu hitzig!
Wer rechnet, darf nicht eilen.
Nun geb' ich ein paar Zeilen
noch für die andre Summe.
Komm liebes blankes Geld, hier
haſt du ein gutes Nachtquartier.

Anſelmo. Nur Geld her!

Raggiro. Ich nehme kein Papier.

Doktor. So warten Sie bis morgen,
Heut bin ich zu zerſtreut.

Raggiro. Ich nehme kein Papier.

Doktor. Hier nehmen Sie den Wechſel hin;
Er gilt wie baares Geld.

Raggiro. O! welch ein karger Geizhals iſt
der alte Doktor nicht!

Raggiro. Wenn Sie glauben, daß ich einen Fuß aus dem Hauſe ſetze, ehe ich mein Geld habe, ſo irren Sie ſich ſehr.

Doktor. Nichts ſollt ihr haben! — Wir wollen erſt ſehen, wieviel der Schaden beträgt, den mir eure Schwelgerei verurſacht hat.

Anſelmo. Herr Doktor, ich rathe Ihnen Gutes! Reitzen Sie meinen Zorn nicht, oder es wird nicht gut! Sie kennen mich noch nicht.

Doktor. O ja! Ich habe die Ehre, mon cher! — Ich will mir ſchon Hülfe ſchaffen. Sie ſollen gezwungen ſeyn mein Haus zu räumen, ehe Sie es ſich verſehen. — Und damit Ihnen die Luſt nicht von neuen ankömmt, hieher zu ſchleichen, werde ich meine Nichten ſo lange in ein Kloſter ſtecken, bis ich ſie verſorgt habe. Eh bien! Nun laſſen Sie ſehen, wer den andern überliſten wird. Merken Sie ſich das, Monſieur: Wer mich betrügen will, muß früh aufſtehen!

(geht lachend ab.)

Vierter Auftritt.

Anſelmo. Raggiro.

Anſelmo. Lachen Sie nur Herr Doktor! — Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Ich will den Grafen überreden — ich will — kurz, Raggiro! mach nur alles bereit. Wir wollen den alten Schlautopf ganz gewiß betrügen.

Raggiro. Welch ein verdienſtliches Werk!

Anſelmo. Und ſollte ich hundert Klöſter abbrennen, und Schlöſſer ohne Zahl zerſprengen, Roſa muß die meinige werden. Was ſind der unternehmenden Liebe, Riegel und Schlöſſer? Mauern und Kerker?

Dich Schlaukerl zu betrügen,
iſt meine größte Freude,
und das geſchieht noch heute,
darauf verlaß Dich nur.
Wie kannſt Du wähnen Herzen zu trennen
welche von Liebe ewiglich brennen.
Sie zu zerreißen, Ketten der Liebe,
und zu vernichten zärtliche Triebe,
vermag dein ſchwacher Arm,
ſchwindelnder Doktor nicht.
Darüber lach' ich nur, denn mich betrügſt Du nicht,
Liſt der Verliebten, bricht Kerker und Schloß!

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Raggiro.

Wenn nur der Anſchlag nicht verunglückt! — Sonſt bricht das Wetter über mich los. — Aber was kann ich machen? Mein Wort habe ich gegeben den Verliebten behülflich zu ſeyn, und mein Wort, habe ich noch nie gebrochen.

Sechſter Auftritt.

Raggiro. Roſa.

Roſa. Nun? Wie ſteht's?

Raggiro. Jetzt werden die Pferde beſtellt. — Es thut mir nichts mehr leid, als, daß ich ſo allein die Reiſe mitmachen muß. — Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Sehen Sie, ich bin doch ein Kerl der unter dem ſchönen Geſchlechte immer noch ſein Fortün machen kann. Wenn wir alſo in ein anderes Land kommen, ſo bitte ich Sie, laſſen Sie mich meinen Famulus-Rock nur ſo lange mit dem Kleide eines Herrn von Stande vertauſchen, bis ich in der beau monde mein Glück durch eine Entführung, Mariage, oder ſonſt durch einen andern glücklichen coup gemacht habe, dann —

Roſa. Verſteht Er aber auch, in ſolch' einem Rocke ſich zu betragen?

Raggiro. Ich müßte nicht in Paris geweſen ſeyn! — Was den bon ton, das savoir vivre betrift; Mademoiſelle, ſo ſuche ich meinen maitre. Und bedenken Sie doch nur, daß auf das Kleid beſonders viel gerechnet wird, und auch wirklich zu rechnen iſt.

Roſa. Das ſieht man an mancher menſchlichen Puppe!

Raggiro. Glauben Sie nicht, daß ich im Stande bin den Kavalier zu ſpielen? Diable et dieu! für einen Menſchen der zwei Monate in Paris geweſen iſt, iſt das eine ſchlechte Kunſt. Sur ma parole Mademoiſelle! Ich weiß mich zu betragen, mir ein Kleid machen zu laſſen, comme on le porte à la Cour de Verſailles. Ich will Ihnen doch in aller Kürze, ehe ich nach den Pferden laufe, die Eigenſchaften eines Mannes erzählen, der in Frankreich als deutſcher Baron, und in Italien als Markis, oder Chevalier ſein Glück machen will. Si c'eſt pour vous faire plaiſir.

Roſa. Nun, ſo laß' Er hören, ob Er etwas auf Reiſen profitirt hat.

Raggiro. Ich denke doch!

Man beſucht die ſchönen Damen
früh noch ganz en négligé.
Trinkt auf Koſten ihrer Männer
Thee und Wein und Chokolade.
Spielt verliebt mit ihren Händen
auf dem weichen Kanapé.
Wagt in einer grünen Laube
feurig auch ein Embraſſé.
In Kompagnien muß man auch ſpielen,
nach ſchönen Damen fein ſchalkhaft ſchielen,

Und über's zweite Wort franzöſiſch fluchen,
und Ball und Billard ſelbſt oft beſuchen:
Das iſt die Tugend vom Kavalier.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Roſa.

Nun muß ich mich ganz in die Arme des Glücks werfen und mich dem leitenden Sterne der Liebe überlaſſen, ohne an Strudel und Sandſpitze in dem Meere und Hafen zu denken, dem ich zueile.

Achter Auftritt.

Roſa. Doktor. (hat die Brille auf der Naſe, eine Schreibtafel und einen Bleiſtift in der Hand.)

Doktor. (kömmt langſam und nachdenkend herein.) Pracht! — — Pracht — und Nacht!

Roſa. Der macht Verſe! (tritt auf die Seite.)

Doktor. (kömmt weiter vor.) Ja! ſo geht's! Es liegt ein preziöſer Gedanke d'rinne, würdig des großen Marino. (ſchreibt.)

Und Deiner Augen Feuerpracht,
erleuchtet meines Herzens Nacht!

Roſa. Wie poetiſch!

Doktor. Scharmant! — Wahrhaftig! Petrarka hat nicht zärtlicher an ſeine geliebte Laura ſchreiben können, als ich an Roſillchen. — Nun will ich das Gedicht zierlich abſchreiben, will es ihr vorleſen und noch einmal mit geſammelten Kräften einen Anfall auf ihre Liebe wagen. — Doktor! Du ſiegſt! Du ſiegſt ganz gewiß! Denn welches Mädchen könnte einem zärtlichen Dichter widerſtehen, welcher ihr Liebe, Ruhm und Unſterblichkeit durch ſeine Verſe geben kann? Und auch ich? — (ab.)

Neunter Auftritt.

Roſa.

O weh! den hat die Liebe aus einem Narren in Proſa, zu einem Narren in Verſen gemacht. — So ſchön metamorphoſirt die hochgeprieſene Göttin! — — Aber wieder auf meine eigenen Angelegenheiten zu kommen. Wenn ich das Ding ſo recht überlege: Eine Entführung? — Und dann, weil ich wider Willen des Doktors geheirathet habe, mein ſchönes Vermögen verloren? — Anſelmo iſt zwar ſehr reich an Liebe, aber davon können wir nicht leben. — Im Hauſe des Doktors, und mit

Ehren eine alte Jungfer zu bleiben? O weh! das iſt ein ſchrecklicher, unerträglicher Gedanke! Liebe und Zwang? — Furcht und Liebe? — Auf einmal verläßt mich alle meine Heiterkeit. — Was ſoll ich thun? —

Lieb' und Zwang? O! herbe Qualen,
die mein armes Herz durchbeben,
klopfend meinen Buſen heben,
und mich foltern Tag und Nacht! —
Wie auf ungeſtümen Fluten,
wankt ein Schiff, auf offnem Meere,
ſchwebet zwiſchen Schaam und Ehre,
zwiſchen Lieb' und Furcht mein Herz.
Lieb' und Furcht, und Zwang, und Ehre,
die mein armes Herz durchbeben,
klopfend meinen Buſen heben,
quälen mich bei Tag und Nacht!

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Korille. Graf. Anſelmo.

Anſelmo. Und Sie wollen nicht?

Graf. Alles Freund, nur keine Entführung. Sie wiſſen, wie wenig ich für das Romanenhafte geſtimmt bin. Thun Sie einen Vorſchlag, welchen Sie wollen, nur nichts davon.

Korille. Ich kenne dieſe Sprache!

Anſelmo. Graf! — wie ſoll man das nehmen?

Graf. Alles — alles, will ich thun, aber eine Entführung — wie geſagt! — Ich habe keinen Kopf zu ſolchen Sachen.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Die Pferde ſind beſtellt. Es iſt alles richtig.

Anſelmo. Sie haben keine Zeit zu verlieren. Entſchlieſſen Sie Sich bald. Komm Raggiro, *wir* haben noch mancherlei zu beſorgen. (mit Raggiro ab.)

Zwölfter Auftritt.

Korille. Graf.

Korille. Nun Herr Graf? —

Graf. Meine Theuere!

Korille. Sind Sie entſchloſſen?

Graf. Ja! Ich bin entſchloſſen, keinen Raub zu begehen.

Korille. Wenn ich *willig* folge?

Graf. Meine Ehre — Ihre Ehre wird darunter leiden.

Korille. Ehre?

Graf. Die Leute werden glauben —

Korille. Können glauben, was ſie wollen!

Graf. Sie werden durch die Flucht Ihres ſchönen Vermögens verluſtig.

Korille. Ha! iſt es das? — Nun kenne ich Sie, zärtlicher Herr Graf! Mein Vermögen hat, wie ich merke, ſehr großen Antheil an Ihrer Liebe zu mir.

Graf. Wie können Sie das denken? Ich liebe Sie, und kein Gedanke von Eigennutz kam in meine Seele.

Korille. So entreißen Sie mich den Händen des Doktors. — Ihre Liebe wird mich für mein verlorenes Vermögen ſchadlos halten. — Wie können Sie zaudern? Liebe überlegt nicht, und wiegt nicht die Entſchließungen auf der Goldwage ab.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Roſa. (kömmt aus einem Seitenzimmer, in welchem ſie bei halboffener Thür, im ganzen vorigen Auftritte, gelauſcht hat.)

Roſa. Ich habe euch lange genug zugehört. Länger, kann ich nicht. — Ich muß nur dazwiſchen kommen, ſonſt könnte gar noch ein Unglück

glück entſtehen. Herr Graf, Sie lieben meine Schweſter?

Graf. Unausſprechlich!

Korille. Und mein Geld?

Graf. Verachte ich.

Roſa. Nun gut, ſo machen Sie keine Umſtände, und fliehen Sie mit uns.

Graf. Das kann, und werde ich nicht thun.

Roſa. Ihre Gründe?

Graf. Meine Ehre — die Ehre Ihrer Demoiſelle Schweſter — der Verluſt —

Korille. Meines Vermögens?

Graf. Nicht doch — der Verluſt —

Roſa. Welcher Verluſt? — Vermuthlich der Liebe unſeres Vormundes?

Graf. Spötterin! — Kurz, ſo lange ich mir noch Fälle denken kann, die Hand meiner Geliebten auf rechtmäßige Art zu erhalten, mag ich nicht zu ſolchen Mitteln meine Zuflucht nehmen.

Roſa. Sie ſind ein ſchöner Liebhaber! — Nicht einmal Ihrer Geliebten ſo viel zu Gefallen zu thun, ſie zu entführen.

Korille. Ich kenne dieſe Ausflüchte! Der Herr Graf haben vermuthlich eine neue Bekanntſchaft gemacht, und ich, will Sie nicht in Ihrem Glücke ſtöhren.

Graf. Das habe ich nun ſchon ſo vielmal gehört, und —

Roſa. Ihr Leutchen werdet nicht uneinig!

Kyrille. Ich habe Sie kennen lernen. Mir ſagen Sie nichts mehr von Liebe und Treue, Sie haben, all' Ihre Schwüre gebrochen!

Rede Falſcher, nicht von Liebe,
nicht von Zärtlichkeit und Treue,
ſchon ergreift Dich bange Reue,
brechen willſt Du Treu und Schwur.

(vor ſich.) Ha! getäuſcht und hintergangen!
Welch ein Leiden! welch ein Schmerz!
Wie verzagt in tauſend bangen
Zweifeln dies gepreßte Herz!

(zum Graf.) Rede Falſcher nicht von Liebe!
Deine Schwüre willſt Du brechen,
mich betrügen, mich verlaſſen.
Doch ich will mich an Dir rächen,
will Dich meiden, will Dich haſſen,
nimmermehr Dich wiederſehen.
Dich zu quälen, Dich zu plagen,
ſchwör ich nun auf ewig Dir!

(ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Graf. Roſa.

Graf. Sie geht. — Koriſſe! —

Roſa. Nun wird's ſchwer halten, ſie wieder zu beſänftigen.

Graf. Können wir denn nicht auf eine andere Art —

Roſa. Herr Graf, ich zweifele faſt ſelbſt an der Aechtheit Ihrer Liebe. Wozu dieſe Bedenklichkeiten? Die erſte Gelegenheit, die beſte. Sehen Sie doch einmal meinen Anſelmo an!

Graf. Sie wiſſen ja nicht —

Roſa. Ich weiß, daß der Wille eines Liebhabers, ganz von dem Willen ſeiner Geliebten abhängen muß, und daß er nicht alle Fälle in Erwägung ziehen darf, wie ein bedächtlicher Kaſuiſt. Schämen Sie ſich, daß Sie ſich das müſſen von einem Mädchen ſagen laſſen! — Sehen Sie mich einmal an. — Es iſt wahr, um die Augen herum, ſehen Sie ziemlich verliebt aus; aber ſo ganz richtig, iſt's doch nicht. Sehen Sie einmal *mich* an —

Graf. Ich muß es geſtehen, auſſerordentlich ſchmachtend! — Verliebt — ſehr verliebt! —

Roſa. Aber ſo wie ich liebe, haben Sie auch noch nicht geliebt. — Ach! — wenn ich den Namen meines Geliebten nenne — — (ſehr tief ſeufzend.) Ach!

Graf. Auch ich liebe, — liebe mein Mädchen mit ganzer Seele.

Roſa. Aber doch wahrhaftig nicht ſo, wie ich meinen Anſelmo. Sie ſollten einmal ſehen, wenn ſeine Hand in der meinigen ruht, wenn er mich feſt an ſich drückt, und ich dann ſtammele: „ach! mein Lieber!“ — Und das erſte: „Ich liebe Dich!“ hätten Sie hören ſollen. — Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Naggiro.

Naggiro. Der Herr Doktor iſt ſchon lange ausgegangen. Der Wagen ſteht vor der Thür. Don Anſelmo wartet. — Ihre Koffer Madzmoiſelle, ſind ſchon aufgepackt. Kommen Sie!

Roſa. Und Sie? —

Graf. Ich kann mich nicht entſchließen!

Roſa. Meine arme Schweſter!

Naggiro. Eilen Sie! — Wenn der Doktor käm —

Roſa. Meinen Schmuck darf ich nicht vergeſſen. — Leben Sie wohl Herr Graf.

(ab.)

Graf. (drückt ihr die Hand.) Leben Sie wohl beſtes Mädchen! — Der Himmel mache Sie glücklich! — Und ich will auch gehen — Will mich Korillen zu Füßen werfen, ihr ſagen, daß ich mich des Anſehens meiner Familie bedienen werde. Ich will ſie meiner Liebe verſichern und ihr zuſchwören, daß ich alles unternehmen werde, ſie auf ewig die meinige nennen zu können. (ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Raggiro.

Der Graf iſt ſo bedächtlich — kalt will ich eben nicht ſagen — daß ich beinahe mit Gewißheit darauf ſchwören wollte: Das iſt nicht ſeine erſte Liebe. Ich weiß, wie bei mir die raſchen Empfindungen ſo nach und nach zur Ueberlegung herabſchmolzen, je mehr ſie geläutert ſchienen, und je mehr ich Liebe geſchworen hatte. Und — O! diable et dieu! Der Doktor! — Eine neue Mine, ſonſt ſind wir verloren! (ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Doktor. Zwei Männer. (tragen Koffer.)

Doktor. Nur immer in mein Zimmer! — Ventre bleu! über die Schelme! Nur ein paar Minuten hätte ich ſpäter kommen dürfen, und ſie wären über alle Berge geweſen. Ich armer Mann! — Ich wohne unter Dieben und Mördern, ich bin verrathen und verkauft! — Die Mädchen! — Die verdammten Weiber, ſind doch das Unglück der Männer ſeit Anbeginn der Welt geweſen! Ah ciel! Das iſt Schelmenpack! — Mit mir armen, redlichen Mann ſo zu ſpielen, mich ſo betrügen zu wollen! — — Aber, es iſt nicht gelungen. — Nun will ich eine fürchterliche Rache ausüben. Die ganze Welt ſoll davon reden. Unter allen Zonen, in Oſt und Weſt, in Süd und Norden, in allen fünf Welttheilen, ſoll man davon reden hören, und ſagen: ſo rächte ſich der Doktor Tulipan!

Achtzehnter Auftritt.

Doktor. Raggiro.

Doktor. Was willſt Du! — Du biſt eben der Erzſchelm, der —

Raggiro. Hier iſt ein Briefchen vom Herrn Grafen an Sie.

Doktor. Was will er?

Raggiro. Leſen Sie's nur! (bei Seite.) Das muß uns retten!

Doktor. (ſetzt die Brille auf und lieſt.) Wie? — Was? — Eine Herausforderung? — Was unterſteht ſich der Graf einen Litteratum herauszufordern? Was ſpricht er von Ehre?

Raggiro. Haben Sie keine, Herr Doktor?

Doktor. Wer ſpricht das?

Raggiro. Wenn Sie Ehre im Leibe haben, ſo werden Sie auch die Herausforderung annehmen.

Doktor. Ich danke!

Raggiro. Herr Doktor, ich meyne es redlicher, als Sie vielleicht denken. Ich will Ihnen ſagen, warum das alles geſchieht. Der Graf hat ſich mit ſeiner Geliebten veruneiniget, und er iſt ſo wüthend, daß er ſein Leben nicht mehr achtet. Er hat zweierlei Piſtolen laden laſſen. Die, welche er Ihnen geben will, ſind mit Kugeln geladen, die ſeinigen aber nicht. Er hoft von Ihrer Hand zu ſterben. Und, fürchten Sie nichts, ich will die Piſtolen gewiß nicht verwechſeln.

Doktor. Aber was habe ich denn davon, wenn ich ihn nun erſchieße?

Raggiro. Weil Sie wiſſen, daß ſeine Piſtolen nicht mit Kugeln geladen ſind, und weil Sie alſo nichts zu befürchten haben, ſo können Sie ja daneben ſchießen —

Doktor. Das könnte ich wohl, aber —

Raggiro. Sie zeigen doch, daß ſie Herz haben. Und iſt's nicht eine Ehre, ſich mit einem Grafen zu ſchlagen?

Doktor. Du haſt recht! — Er mag kommen. Par diable! ich will ihm zeigen, daß ich Kourage habe. Aber ums Himmelswillen, verwechſele die Piſtolen nicht.

Raggiro. Sorgen Sie nicht, Herr Doktor!

(ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Doktor.

Man muß ſich den Leuten nur in ſeiner eigenthümlichen Größe zeigen, ſonſt haben ſie keinen Reſpekt. Wenn mich aber der verfluchte Kerl anführte, und mir die falſchen Piſtolen gäb? Ach! ach! ach! Es läuft mir eiskalt über den Leib, wenn ich daran denke. Ein Schuß, der Dokter Tulipan wär weg und kein Hahn krähte darnach, ob ein Doktor oder ein andrer Menſch, ſein Leben auf eine ſo ſchändliche Art verloren hätte. Nein! das wär in der That noch zu früh. — — Sie kommen! Es wird mir ganz miſerabel!

Zwanzigſter Auftritt.

Doktor. Graf. Raggiro. (mit zwei Paar Piſtolen.)

Graf. Leſen Sie ſich aus Herr Doktor.

Doktor. (zu Raggiro.) Ums Himmelswillen Raggiro —

Raggiro. Seyn Sie nur ruhig! — Verlaſſen Sie ſich auf mich. — Hier.

Doktor. (nimmt die Piſtolen und ſezt ſich in Poſitur.) Ah voila! Sie ſollen ſehen Herr Graf, daß ich Herz habe. Ich habe mich in meinen Univerſitäts-Jahren, mit mehr als Hundert Grafen geſchlagen.

Graf. (nimmt die Piſtolen.) Das glaube ich.

Doktor. (zu Raggiro.) Du haſt Dich doch nicht vergriffen?

Raggiro. Nein! nein!

Doktor. (vor ſich.) Alle Glieder zittern mir! Ach! ach! ach!

Graf. Sie zittern ja über und über. — Ich glaube Sie fürchten ſich.

Doktor. Ach! nein! — Ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, daß ich mich ganz und gar und im geringſten nicht fürchte.

Graf. Sie haben den erſten Schuß —

Doktor. Jetzt iſt's noch Zeit Herr Graf. Jetzt können Sie noch in ſich gehen. — Noch iſt das Duell zu retourniren —

Graf. Sie ſpaßen Herr Doktor!

Doktor. Nein! — Es iſt revera mein Ernſt.

Graf. Machen Sie keine Umſtände! — Wenn Sie nicht ſchießen wollen, (legt die Piſtolen ab und zieht den Degen.) ſo ziehen Sie.

Raggiro. (zum Doktor.) Der Graf iſt ein großer Fechter!

Doktor. Das weiß ich.

Raggiro. Schieſſen Sie.

Doktor. Herr Graf — ich ſchieße! —

Graf. (ſteckt den Degen ein und nimmt die Piſtolen.) Laſſen Sie ſich nicht ſo lange nöthigen.

Doktor. Ach! wenn ich ihn nur nicht treffe! (drückt die Augen zu, ſieht weg, und brennt los.)

Graf. (fällt zu Boden.) Ach! —

Doktor. Ah ciel!

Raggiro. Ach! ums Himmelswillen! — Todt! mauſetodt! Ach! ach!

Doktor. Ach! ach! ach! — Was fang' ich an?

Raggiro. Die Nachbarn haben den Schuß gehört —

Doktor. Die Wache wird kommen! — Wohin verſtecke ich mich? Ach! ich armer Mann! Liebſter beſter Raggiro! verrathe mich nicht. Wenn die Wache kömmt, ſprich, ich wär fort, — ich hätte mich ſchon lange mit der Flucht ſalvirt.

Sollte man Dich fragen:
iſt der Doktor Tulipan zu Hauſe?
ſo kannſt Du nur ſagen:
Tulipan lebt nicht mehr.

(eilt ängſtlich ab.)

Raggiro. Auf Herr Graf! —

Graf. (ſteht auf.) Es geht alles nach Wunſche.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Korille.

Korille. Welch ein Lärm? — Ein Schuß? —

Graf. Seyn Sie ruhig. Der Doktor glaubt mich erſchoſſen zu haben. Er iſt voller Angſt. Raggiro wird ihm zur Flucht rathen und unter der Zeit —

Korille. Und Sie ſchämen ſich nicht, die Leichtgläubigkeit eines ſolchen Mannes zu benutzen?

Graf. Eine unſchuldige Liſt. — Deinetwegen, meine Theuere —

Korille. Das ſagen Sie nicht. Sie wiſſen ja wie **wir** zuſammen ſtehen.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Doktor.

Doktor. Ach! ich armer, elender Mann! Ueberallhin verfolgt mich das böſe Gewiſſen! — Und — Was ſeh ich? —

Korille. Sie haben Sie betrogen. Sie wollten ſich Ihrer Verwirrung bedienen —

Graf. Aber —

Raggiro. Mademoiſelle!

Korille. Glauben Sie mir Herr Doktor.

Doktor. Alſo — betrügen wolltet Ihr mich?

Raggiro. Nun wird mir's übel gehen! — Das Beſte iſt, ich gehe dem Doktor aus den Augen. (ab.)

Drei-

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Korille. Graf. Doktor.

Korille. Wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Herr Graf: — Ich liebe Sie nicht, ich verabſcheue Sie.

Doktor. Sehr weiſe geſprochen!

Graf. Weiber! — Treuloſes, falſches Geſchlecht! Korille! ich liebte Dich ſo zärtlich, hing mit ganzer Seele an Dir, und Du, kränkſt mich ſo ſchrecklich! — Meine Gegenwart iſt Dir verhaßt? — Ich gehe. — Du ſollſt mich nicht wieder ſehen!

Wohl! ſo will ich Dich verlaſſen,
nimmermehr Dich wiederſehen,
ſchwören, ewig Dich zu haſſen,
und um Mitleid nie zu flehen,
ſollt ich auch vor Schmach vergehen,
ſterben ſelbſt vor Qual und Schmerz.

Schon geh' ich falſche Natterbrut! —
(vor ſich.) Wie quälet mich ihr Uebermuth!
Ha! mich tödten Deine Blicke
Ungetreue! Ja! ich ſehe
Deine Augen voller Tücke.
O! weh mir! ich vergehe!
Mich tödten Gram und Schmerz!
(ab).

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Doktor. Korille.

Doktor. Du biſt ein allerliebſtes, ein ſcharmantes Kind! Ich möchte Dich vor Freuden küſſen!

Korille. Um den Grafen noch mehr zu kränken, habe ich mich entſchloſſen, Ihnen in ſeiner Gegenwart, die Hand zu geben.

Doktor. Das iſt ein unvergleichlicher Einfall ma belle! O! dieu! ich liebe Dich über allen Ausdruck! Ah! mon petit bec! Du biſt die Krone Deines Geſchlechts.

Korille. Um mich an ihm zu rächen, habe ich einen Plan entworfen, welcher ihn von Sinnen bringen ſoll. — Kommen Sie!

Doktor. Allerliebſter Engel! — Die Honigſüßen Worte Deiner Liebe haben mein Herz berückt, haben mich entzündet, daß ich vor Liebe zu Deinen Füßen mein getreues Blut verſprützen will, wenn Du es verlangſt. Mädchen! Mädchen! was haſt Du aus mir gemacht?

(beide ab.)

Fünf-

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

(Ein zum Erleuchten eingerichteter Saal im Hauſe des Grafen.)

Anſelmo. Bedienter.

Anſelmo. Iſt der Graf noch nicht da?

Bedienter. Noch nicht.

Anſelmo. (vor ſich.) Er bleibt lange. — Hat er nichts befohlen?

Bedienter. Nichts.

Anſelmo. Sonderbar! — Iſt keiner von ſeinen Bedienten zurückgekommen?

Bedienter. Keiner.

Anſelmo. (vor ſich.) Das hat etwas zu bedeuten. — Warum iſt dieſer Saal zum Erleuchten eingerichtet?

Bedienter. Mein Herr hat es durch einen fremden Mann befehlen laſſen.

Anſelmo, (vor ſich.) Er muß doch ſeiner Sache gewiß ſeyn. Wer weiß auf welche Art er den Doktor breitgeſchlagen hat. — Ich glaube er kömmt? — Ja er iſt es!

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Anſelmo. Graf.

Anſelmo. Viel Glück!

Graf. Sagen Sie: viel Unglück.

Anſelmo. Ich will nicht hoffen?

Graf. Alles gieng glücklich. Der Doktor wär in der erſten Angſt in die Türkei geflohen, und das ungetreue, falſche Mädchen — o! daß ich ihren Namen nennen muß! — Korille ſelbſt, entdeckte den Betrug.

Anſelmo. Sie ſelbſt? Das iſt mir unbegreiflich!

Graf. Mir auch.

Anſelmo. Darunter ſteckt etwas.

Graf. Was könnte das wohl ſeyn?

Anſelmo. Man kann nicht wiſſen. Vielleicht hat ſie einen weit zuverläßigern Plan ausgeſonnen —

Graf. Wenn das wäre! — Ich habe ihr doch wohl unrecht gethan.

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Raggiro.

Raggiro. Außer Athem habe ich mich ſchier gelaufen!

Anſelmo. Was bringſt Du?

Maggiro. Sonderbare Nachrichten. An den Herrn Grafen: eine auſſerordentliche große Empfehlung von dem Herrn Doktor.

Graf. Von dem Doktor?

Maggiro. Wie ich ſage. „Geh zum Herrn Grafen," — ſagte er. — Ich laſſe mich ihm unterthänig empfehlen, und wenn er es erlaubte; ſo würde ich dieſen Abend mit meinen Nichten meine Aufwartung bei ihm machen, um unſern Spaß über den heutigen Zweikampf zu haben.

Graf. Das iſt ſonderbar!

Anſelmo. Ich muß es geſtehen, ſehr ſonderbar!

Maggiro. Ich habe mich auch nicht wenig gewundert.

Graf. Und was ſagte Kerille?

Maggiro. Die ſagte etwas, das Ihnen noch weit angenehmer ſeyn wird, als die Komplimente des Doktors.

Graf. Was ſagte Sie?

Maggiro. Sie hat mir befohlen, Ihnen zu ſagen: daß ſie es auf eine ganz ſonderbare Art dahin gebracht habe, daß der Doktor ſeine

Einwilligung in ihre Verbindung geben wolle. — Sollen ſie kommen?

Graf. Den Augenblick.

(Ruggiro ab.)

Achtundzwanzigſter Auftritt.

Graf. Anſelmo. Bedienten.

Graf. He! Bedienten! Erleuchtet den Saal, macht die Tafel zurechte, und tragt auf.

(Die Bedienten zünden die Lichter an, bereiten die Tafel ꝛc. ꝛc.)

Anſelmo. Habe ich's nicht geſagt, daß ſie einen weit ſicherern Plan entworfen hat, des Doktors Einwilligung zu erhalten, als wir es zu thun vermöchten? Darinne haben doch wahrhaftig die Weiber vor uns einen Vorzug, den ihnen keine männliche Seele abſprechen kann.

Graf. So waren meine Zubereitungen doch nicht umſonſt!

Anſelmo. Aber Graf, vergeſſen Sie nicht, daß auch meine Schöne mitkömmt, und daß ich eben ſo ſehr wünſche, glücklich zu werden, als Sie es wünſchen können.

Graf. Gewiß nicht. — Ich kann nur gar nicht begreiffen, wie es Korille ſo ſonderbar hat wenden können.

Anſelmo. Wir müſſen die Auflöſung mit Geduld erwarten, und wenn auch etwa eine kleine Reſignation mit ins Spiel kömmt, ſo —

Graf. Klein mag ſie immer ſeyn, nur nicht groß. — Hurtig ihr Leute! Ich kenne des Doktors Art. Gewiß war er ſchon die halbe Straße herauf, ehe er den Bedienten voraus ſchickte.

Neunundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. (hernach.) Naggire.

Finale.

Graf. Immer hurtig, aufgedecket,
bringt Gefrornes, Limonade,
Konfekturen, Schokolade,
Weine, Torten, und Koffee. (zu den Bedienten welche Lichter anzünden.)

Naggiro. Jetzt bringt die Braut in vollem Staate,
Doktor Tulipan geführt.

Anſelmo. Geſchwind Herr Graf, geh'n Sie entgegen
Ihrer Braut, wie ſichs gebühret.

Graf. Seht ſie kommen!

Anſelmo. Wie doch der Alte
weiß den galant homme zu machen!

Graf. Ach! ich muß wahrhaftig lachen,
wenn ich ihn als Stutzer ſeh.

Drei-

Dreißigſter Auftritt.

Vorige. Roſa. Doktor. (führt) Korillen, (Bediente) (mit Wachsfackeln voraus, welche gleich wieder abgehen.)

Doktor. Himenée la terre anime;
reſpectable il rende venus,
le plaiſir toujours un crime
eſt le prix de la vertu.
Verzeihen Sie mir meine Freiheit. —

Korille. Nehmen Sie nicht ungnädig —

Graf. Hocherfreut bin ich Herr Doktor,
mit der Braut Sie hier zu ſehn.

Roſa. (zu Anſelmo.) Ich weiß nicht was ich denken,
wie ich das nehmen ſoll.
Wie wird ſich das erklären?
begierig bin ich drauf.

Doktor. En habit de grand parure,
komme ich als Freund hieher.

Korille. Das ſchönſte Feſt zu feiern,
komm' ich als Braut hieher.

Graf. Ich bin Ihr Freund Herr Doktor,
Ihr wahrer Freund bin ich.
Den Kuß nimm mein Beſter!
als Freundſchafts-Zeichen an.

Doktor. (zu Korillen.) Wie ſich der Thor betrüget!

Korille. (zum Doktor.) Beinah möcht ich erſticken
vor Lachen, lieber Doktor!
Wie ſich der Geck betrügt!

Graf.
Anſelmo.
Maggiro.
Auf dieſen trüben Morgen
folgt heller Sonnenſchimmer,
und Freude folgt auf Leid.

Graf. So laſſen Sie ſich nieder.

Doktor. Ich danke, bin nicht müde. —
(zu Korillen.) Wie artig und wie höflich!

Korille. Der liebe Graf betrüget ſich,
er glaubt mich hier als ſeine
geliebte Braut zu ſehn.

Graf. Hurtig! hurtig! bringt die Speiſen!

Doktor. (zu Korillen.) Ich muß gar herzlich lachen,
daß er ſich ſo betrügt!

Anſelmo. (zu Roſa.) O ſchöner Tag der Freude,
der mich ſo glücklich macht!

Roſa. Mir ahndet nicht viel Gutes,
wer weiß, welch ſchlimmes Ende
vielleicht der Spaß noch nimmt!

(Bedienten bringen Schüſſeln, Taſſen, Speiſen ꝛc. ꝛc.)

(Sie ſetzen ſich.)

Graf. Bedienet die Gäſte.

Doktor. Ich bitt' um Früchte.

Graf. Was Sie befehlen, ſtehet zu Dienſten

Doktor. O! Sie beſchämen mich!

Koriſſe. Sie ſind zu gütig!

Graf. (zu Koriſſen.) Erlauben Sie liebſte Braut, Sie zu bedienen.
Befehlen Sie Torte?

Koriſſe. Ich eſſe keine.

Anſelmo. Sie, liebes Röschen? (präſentirt ihr etwas.)

Roſa. Ich bin verſehen.

Graf. (zu Koriſſen.) Hier iſt Champagner.

Koriſſe. Wenn Sie erlauben.

Anſelmo. (zu Röschen.) Nichts von dem Kuchen?

Roſa. Will ihn verſuchen.

Graf. (zum Doktor.) Monſieur, belieben Sie?

Doktor. Ich dank', ich danke!

Graf. Kandirte Früchte eſſen Sie ja?

Ruggiro. (zum Doktor.) Bittere Mandeln werden behagen,
ſtärken die Nerven, ſtärken den Magen,
lindern die Hitze, ſtärken die Kräfte,
verdünnen die Säfte,
heben den Schwindel, das Podagra.

Alle.
Bey dem frohen Freudenmahle,
ſchlingt die Liebe Blumenketten,
reicht der Freuden Zauberſchaale,
reicht uns Amor Kranz und Band.

Graf. (zu Koriſſen.) Iſt's noch Ihr Wille, ſich zu vermählen?

Koriſſe. Von ganzen Herzen bin ich bereit.

Anſelmo. Da nun Korillchen jetzt verſchenket ihre Hand,
ſo reicht die Ihrige mein liebes Röschen mir.

Doktor. Mit dieſer diſponiert, Korillchens Bräutigam,
Der ſoll vergeben nur ihre Hand.

Graf. So ſind Sie glücklich. Ich ſchenke Ihnen
Die Hand der Schönen, die Sie verehren.

Doktor. Korille. Iſt das Ihr Ernſt? Iſt es nur Scherz?

Graf. Ich, ſollte diſponiren mit Röschens ſchöner Hand, (zum Doktor.)
Ihr Wille war es ſelbſt zu knüpfen dieſes Band.

Doktor. Sind Sie der Bräutigam?

Graf. Bin ich's denn nicht?

Korille. Sie ſind der Bräutigam?

Doktor. Mein Herr Sie irren ſich. — Sie ſind es nicht.

Graf. Ich wär es nicht?

Doktor. Wie Sie wohl ſehen.

Graf. Sie haſſen mich?

Korille. Wie Sie wohl ſehen.

Graf. Ich wär betrogen?

Doktor. Wie Sie wohl ſehen.

Graf. Und hintergangen?

Korille. Wie Sie wohl ſehen.

Graf. Weh mir! ich bin verrathen!
betrogen, hintergangen!
Wie tobts in meinem Buſen!
O welch ein bittrer Schmerz!
Verlaß mich Ungetreue,
mich trog ein falſches Herz!

Roſa. Anſelmo. O Himmel! wir ſind verloren!
Nun iſt die Hoffnung verſchwunden.
Nie werden wir verbunden
uns unſrer Liebe freun.

Doktor. Korille. (ſpottend.) So alle Hoffnung ſchwinden
zu ſehen, in der Liebe,
und ſich betrogen finden,
wehrhaftig! das iſt hart!

Graf. Sagt wer iſt mein Nebenbuhler?
Wo der Räuber meiner Schönen?

Doktor. Zum Bräut'gam wählte mich Korillchen —

Korille. (zum Grafen.) Wie? das wollen Sie nicht glauben?
Ohne meine Hand zu rauben,
ſchenkt ich ſie dem Doktor ſelbſt.

Graf. Schmerz und Zorn, und Wuth und Liebe —
ach! wie ſie mein Herz zernagen!

Roſa. Anſelmo. Ach! wie ſchmerzlich! ſo betrogen,
hintergangen, ſich zu ſehen!

Doktor. O der Thor! wie irrt' er ſich.
Für ſeinen Kuppler hielt er mich.

Korille. (zum Doktor.) Zum Zeichen des Bundes,
Die Hand, mein Geliebter!

Doktor. Ich ſchmelze für Liebe!

Graf. (tritt dazwiſchen.) Das wird nicht geſchehen!

Korille. (zum Grafen.) Wer will es verhindern?
Wer will es mir wehren?

Graf. Das kann ich nicht ſehen!
Verräther —

Anſelmo. — — — nicht zu hitzig!

Doktor. Was kann mir geſchehen?

Graf. (zieht den Degen.) Es koſtet Dein Leben!

Roſa.
Korille.
Anſelmo.
Raggiro.
Vernünftig! gelaſſen!

Graf. Es koſtet Dein Leben!
Es koſtet Dein Blut!

Doktor. Ich werde mich ſtellen,
mir fehlt's nicht an Muth!

Korille.
Roſa.
Anſelmo.
Raggiro.
Was hilft nun das Lärmen?
was ſoll das Geſchrei?
Vernünftig! gelaſſen! nur friedlich!
und ruhig!

Alle.

Finſterniß und Nacht und Schrecken
überdecken rund die Erde,
und verfinſtern meine Augen.
Aengſtlich ſchlägt und klopft mein Herz.
Jetzt wird's hell! —
Was muß ich ſehen?
Wie? — was? — Duell? —
Es iſt geſchehen! — —
Tobend brauſen Sturm und Winde,
Wolken ziehen, Donner rollen,
Schlünde berſten, Felſen krachen,
Alles droht den Untergang.

Dritter Aufzug.

Saal.

Erſter Auftritt.

Roſa. (ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf die Hand gelegt.) **Anſelmo.** (ſitzt gleichgültig auf der andern Seite, bei einer Bouteille Wein.)
Korille. (ſitzt Roſe'n gegenüber.)
Doktor. (läuft herum.)

Doktor. Sage mir aber nur ein Menſch, was der Graf vor Raiſon hat, uns einzuſperren?

Anſelmo. (trinkt.) Er will die Feſtung durch Hunger zur Uebergabe zwingen.

Doktor. Es wird ihm alles nichts helfen. Ich kenne meines Korillchens Neigung und weiß, wie ſie gegen mich geſinnt iſt.

Anſelmo. Ich bin ſo gut eingeſchloſſen wie Sie. Aber, wie Sie ſehen, (trinkt.) ich leide keine Grillen.

Doktor. Es iſt eine maliziöſe Art die Leute einzuſperren, ſage ich Ihnen!

Anſelmo. Das ſage ich ſelbſt.

Doktor. Und Sie haben ſo gut Ihre Hand im Spiele wie der Graf. Das merke ich wohl, mein lieber Herr Rittmeiſter! Ich kenne Sie.

Anſelmo. Ich habe auch die Ehre. (trinkt.)

Doktor. Ich will hin, ich will den Grafen aufſuchen — und wenn ich ihn finde, par diable! es wird ein abſcheuliches Blutbad. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Anſelmo. Korille. Roſa.

Anſelmo. Hahahaha!

Roſa. (ſpringt auf.) Hahahaha!

Korille. Er wird dem Grafen nicht viel thun.

Anſelmo. Aber wahrhaftig! nun dürfen Sie den Grafen nicht länger quälen.

Roſa. Liebe Schweſter, ſieh Dich ja vor. Man darf die Sache nicht zu weit treiben. Drei bis viermal läßt ſich ein wahrer Liebhaber allenfalls foppen, ſobald es aber mehrmal geſchieht, kömmt's ihn in den Kopf, daß er ein Mann iſt, und dann iſt's aus.

Anſelmo. Jetzt, iſt noch nichts zu thun. Ich will nur den Grafen erſt ſprechen, daß er ſich vom Dokter die ſchriftliche Verſicherung geben läßt, die wir nicht entbehren können.

Kerille. Mich, ſoll der Graf im Garten treffen.

Anſelmo. Und wo treffe ich Sie ſchönes Röschen?

Roſa. Allenthalben, wo die Liebe weilt.

(Anſelmo und Kerille ab.)

Dritter Auftritt.

Roſa.

Ich bin in der That der vielen Umſtände überdrüßig, ſo ſehr ich auch das Umſtändliche liebe — und man kann auch wahrhaftig nicht umſtändlich genug ſeyn, ſo bald es Ernſt wird. Mit den **Liebhabern** kann man zur Noth wohl noch wechſeln, aber Männer, muß man behalten.

Vierter Auftritt.

Roſa. Raggiro.

Raggiro. Der Herr Doktor ſucht den Grafen und will ihn zur Rede ſetzen. Das wird luſtig ablaufen. — Aber, wie kömmt's Mademoiſelle, daß Sie ſo niedergeſchlagen ſind?

Roſa. Symptomen des Brautſtandes!

Raggiro. Immer können Sie doch nicht ledig bleiben. Einmal müſſen Sie doch wählen.

Roſa. Wählen — und wagen.

Raggiro. Das iſt richtig, wagen muß man.

Roſa. Viel — ſehr viel! — Alles!

Raggiro. Jetzt müſſen Sie ſich dieſer Grillen entſchlagen. Diable et dieu! Wenn die Frauenzimmer alle ſo denken wollten, ſo wär die Welt längſt ausgeſtorben.

Roſa. Ich denke ſonſt eben nicht gern nach, diesmal aber erfordert's wirklich Ueberlegung. — Wenn Anſelmo nach mir fragt, ich bin im Garten. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Raggiro.

Es iſt doch ſonderbar! daß es ihr erſt jetzt einfällt zu überlegen. Sie hätte es ja überlegen können, wie ſie mit ihrem Liebhaber bekannt wurde. Aber ſo ſind die Mädchen. Erſt, erwiedern ſie Blicke, drücken die Hand wieder, laſſen ſich küſſen, nehmen Briefe an, und wenn ſie dieſelben auch nicht beantworten, ſo leſen ſie doch wenigſtens ſo etwas gern. Darauf, folgen mündliche Unterhaltungen. Dieſe, werden immer herzbrechender, — und wenn nun der zärtliche, vor unausſprechlicher Liebes-Wonne ſchmelzende Adonis fragt: ob's erlaubt iſt, ſie zum Altare zu führen? — Dann fangen ſie erſt an nachzudenken, und ſich ſelbſt zu fragen: ob ſie wohl mit ihrem Liebhaber; wenn er nur in der vermehrten Ausgabe als Mann erſcheinen wird, glücklich ſeyn können, oder nicht? — Das iſt die richtige Skala unſrer neumodiſchen Liebſchaften. Der Doktor kömmt! — Es iſt am beſten, er ſieht mich nicht eher, als bis er weiß, woran er iſt! (ab.)

Sechſter Auftritt.

Doktor. Graf.

Doktor. Und — mit Einem Worte Herr Graf, öffnen Sie das Haus, oder es wird nicht gut! Denken Sie nicht etwa Korillchens Hand zu erhalten; Es iſt eine unmögliche Sache. Sur ma parole! Sie machen ſich vergebliche Mühe.

Graf. Ungetreues Weib!

Doktor. Ich glaube herzlich gern, daß es Ihnen im Kopfe herumgeht, aber par dieu! ich kann ja nichts davor. Das Mädchen iſt ja ganz auf mich erſeſſen, wie Sie ſehen.

Graf. Wirklich?

Doktor. Das kleine Närrchen ruht und raſtet nicht, ſie will ja nur ſo vor Liebe vergehen.

Graf. Das iſt zum Tollwerden!

Doktor. Mon dieu! ich glaube Ihnen alles, Herr Graf, aber par diable! es hilft nichts. Das Mädchen ſage ich Ihnen iſt nicht zu bändigen. Wenn ſie mich nur von weiten ſieht, kömmt ſie auch gleich mit offenen Armen auf mich zu. Ich kann mich ihrer gar nicht erwehren.

Graf. Machen Sie mich nicht raſend!

Doktor. Tröſten Sie ſich Herr Graf. Es giebt ja mehrere Mädchen in der Welt. Iſt's die eine nicht, ſo iſt's die andere. Denn wie geſagt, Korillchen läßt nicht vom Doktor Tulipan, und wenn Erde und Himmel zuſammenſtürzten.

Graf. (zieht den Degen.) Reden Sie nicht fort, oder es koſtet Ihr Leben.

Doktor. Ah ciel! Herr Graf! — keinen Zweikampf! Ich bin der Mann nicht, der Leben und Liebe auf die Spitze eines unbelebten Weſens ſetzt. — Laſſen Sie das Haus öffnen. — Und im Grunde, was kann ich denn davor? Machen Sie es mit Ihrer ungetreuen Schönen aus.

Graf. Das will ich!

Doktor. Wenn dieſe Sie erhört, — ſo will ich meinen Konſens drein geben.

Graf. Wollen Sie das?

Doktor. Sans doute! Aber geben Sie ſich keine Müh. — Sie hört Sie gar nicht an. Ich weiß, wie ſehr ihr Herz an mir hängt.

Graf. Deſtoweniger haben Sie zu befürchten. Alſo, Ihre Einwilligung habe ich?

Doktor. Dieſe haben Sie. Avec bien de plaisir.

Graf. Geben Sie mir es ſchriftlich.

Doktor. Aber — mon dieu! es hilft Ihnen nichts. Wir verſchmieren das Papier umſonſt.

Graf. Thut nichts! — Schreiben Sie nur.

Doktor. Wunderlicher Mann! — Den Gefallen kann ich Ihnen ja leicht thun. (Er ſchreibt.)

Graf. (geht unruhig auf und ab.)

Doktor. Aber Sie werden ſehen — daß es nichts hilft. — — Die kleine Hexe, giebt ihren Tulipan nicht her und wenn ſie ihr das Leben nehmen wollten. — Sie iſt halsſtarriger als Penelope. — (Steht auf.) Hier!

Graf. Ihren Namen und Ihr Petſchaft.

Doktor. Sie ſind ſehr exakt! — Auch das. — (unterſchreibt und unterſiegelt) — Auch das lieber Graf! — Was vermag Siegel und Schrift gegen Neigung und Liebe?

Graf. (nimmt das Papier, umarmt und küßt ihn.) Ich danke! Ich danke lieber Doktor!

(eilt ab.)

Siebenter Auftritt.

Doktor.

Der reißt mir ja bald die Perüke vom Kopfe! Geh Du nur hin. Du wirſt ſchön ankommen! Ich weiß, wie ſehr mich Korillchen liebt. Die jungen Leute werden nicht eher klug, als bis ſie angelaufen ſind. Ich mag's gar nicht mit anſehen. — Ich glaube, daß ihn Korillchen ſo ſehr vexirt, daß er ſich aus Deſperation eine Kugel durchs Hirn jagt. J'en ſuis content! Thun Sie das Herr Graf. C'eſt par là que vous m'obligerez infiniment! Hahahaha!

(ab.)

Achter Auftritt.

Garten.

Korille. (hernach.) **Graf.**

Korille. Ich fürchte ihn zu ſehen, und doch, hoffe ich es. Ich wünſche daß er käm, und wünſche er möchte nicht kommen. Ich ſoll mich verſtellen. — O! wie ſchwer kömmt mir das an.

Graf. (kömmt, ohne daß ſie ihn gewahr wird.)

Korille. Lieber Graf — ich liebe Dich ſo ſehr —

Graf. Du liebſt mich?

Korille. Was wollen Sie?

Graf. Du liebſt mich — Aus Deinem Munde, habe ich es gehört. Du liebſt mich!

Korille. Nicht Sie. — Es giebt mehrere Grafen —

Graf. Aber keinen, der ſo innig Dich liebt, als dieſer — (kniet nieder.)

Korille. Herr Graf! —

Graf. Beſtes Mädchen! Verſtellen Sie ſich weiter nicht. — Ihr gutes, liebes, ſanftes Herz —

Korille. Ach! —

Graf. Sie lieben mich! — (ſpringt auf.)

Korille. Ich liebe Dich!

Graf. Mein! mein!

Duett.

Graf. Dir getreu bin ich geblieben,
ewig Dich allein zu lieben,
reich ich nochmals Dir die Hand.
Korille. Nimmer wieder Dich zu kränken,
ſchwör ich Dir mein Herz zu ſchenken,
zu der Liebe Unterpfand.
Graf. Hymen ſchlingt die Banden feſter!
Korille. O! wie glücklich! o! mein Beſter!

Beide.

Ewig dau're dieſe Liebe,
die uns jetzt ſo glücklich macht.
Die Leiden der Liebe
erheben die Freuden,
ſie ſchenket Entzücken,
und Wonne uns beiden,
ſie macht uns ſo glücklich,
ſie macht uns ſo froh!

Neunter Auftritt.

Vorige. Anſelmo. Roſa. Raggiro. (hernach) der Doktor.

Raggiro. Jetzt, kömmt der Doktor!

Korille. Haben Sie die Einwilligung?

Graf. Die habe ich.

Doktor. (kömmt.) Nun Herr Graf, wie weit haben Sie es gebracht?

Graf. Weiter als Sie vielleicht glauben.

Doktor. Beſtes Korillchen! ich habe Dir einen ungeſtümen Liebhaber über den Hals geſchickt. Nicht wahr? Nimm's nicht übel mon ange! Zum zweitenmale ſoll's gewiß nicht geſchehen. Ich weiß wie ſehr Du mich liebſt —

Korille. Sind Sie davon überzeugt.

Doktor. Das bin ich! Das bin ich!

Korille. Ihr Wunſch, iſt mir Befehl.

Doktor. Fort bien! très ſage! —

Korille. Sie ſehen es gern und ſind's zufrieden, daß ich dem Herrn Grafen meine Hand gebe —

Graf. So ſagt dieſer Zettel —

Korille. Hier Herr Graf. Auf ewig die Ihrige.

Doktor. Was ſoll das?

Graf. Weil es nun gleichfalls der Wille des hochgelahrten und höchſtzuverehrenden Herrn Doktors iſt, daß Korillchens Bräutigam, die Hand ihrer Schweſter, der ſchönen Roſa, vergiebt —

Doktor. Wer hat das geſagt?

Anſelmo. Sie ſelbſt Herr Doktor, haben es geſagt.

Roſa. Bei Tafel. — Sie können es nicht läugnen.

Graf. Das iſt ausgemacht! — Alſo, gebe ich, als Bräutigam der ſchönen Korille, ihre Hand dem wackern Don Anſelmo.

Raggiro. (zu Roſa.) Haben Sie ſich reſolvirt?

Roſa. Das hab' ich. — (giebt Anſelmo die Hand.)

Doktor. Und ich, wär betrogen?

Alle. Ja! Das ſind Sie, Herr Doktor.

Doktor. Was? Doktor Tulipan, der große Mediziner? betrogen? Das geht nicht! Ich gebe nichts, gar nichts zu! Ich laſſe mich nicht anführen.

Raggiro. Machen Sie nur keinen ſo argen Lärm, es werden mehr Leute Ihres Schlag's, in der Welt angeführt.

Doktor. Du Taugenichts! biſt Du auch noch da?

Raggiro. Ich gehe nicht eher, bis ich bezahlt bin.

Anſelmo. Seyn Sie nur ruhig Herr Doktor! — Die Männer Ihrer Nichten —

Doktor. Ich will gar nichts von den Männern wiſſen! Ich kann ſie nicht vor Augen ſehen.

Anſelmo. Nur nicht ſo wunderlich! Das ſind Heirathen nach den Worten des Teſtaments.

Doktor. Ei! und wenn ſie wonach anders wären! ſie ſind null und nichtig.

Graf. Sehen Sie — Ihre Hand — Ihr Siegel —

Raggiro. Herr Doktor; Sie kommen nicht aus. Willigen Sie ein, ehe es zum Prozeß kömmt.

Doktor. Ich ſoll einwilligen?

Anſelmo. (ironiſch.) Haben Sie die Gewogenheit!

Doktor. Nein! — und gleichwohl, was kann ich machen? Ich muß wohl! — (giebt ihre Hände zuſammen.) Da! meine Einwilligung habt Ihr. — Ich dachte freilich mich ſelbſt mit Korillchen zu verehligen — aber —

Raggiro. Ja ſehen Sie Herr Doktor, da heißt's: *Wer das Glück hat, führt die Braut heim!*

Alle.

Verſchwunden ſind die Leiden,
geſiegt hat Treu und Liebe.
Sie ſchenkt die ſchönſten Freuden,
ſchenkt uns Zufriedenheit.

Hokus Pokus!

Eine
komiſche Oper in zwei Aufzügen
von
C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Dittersdorf.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Perſonen.

Arnolph, ein Pferdehändler.
Florentine, ſeine Schweſter.
Fauſtin, ein Schauſpieler.
Lukrezia, ſeine Schweſter.
Röschen, ein Nähemädchen,
Zachäus Mantelbret, der Hausknecht, } im Gaſthofe.

Erſter Aufzug.

Zimmer mit Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Arnolph. Florentine (prächtig gekleidet, kommen aus dem Seitenzimmer.)

Duett.

Florentine. Lieber Bruder! ſei doch ſtille,
wende nichts dawider ein.
Was ich ſage, iſt mein Wille,
und es kann nicht anders ſeyn.

Arnolph. Ei! was ſoll die Maſkerade?
ſprich, was haſt Du denn im Sinn?
ſo geputzt, und in Parade!
ei! wo denkſt Du denn wohl hin?

Florentine. Dich will ich zum Grafen machen,
Ich, will eine Gräfin ſeyn.

Arnolph. Geh doch weg! das iſt zum Lachen!
biſt Du toll? was fällt Dir ein?

Florentine. Alles will ich Dir vertrauen,
meine Künſte wirſt Du ſehen.
Arnolph. Wird man uns beim Licht beſchauen,
werden wir mit Schimpf beſtehen.
Florentine. Sei vernünftig! laß Dich leiten
folge mir, ich bitte Dich.
Ach verdirb mir nicht die Freuden,
und verlaß Dich ganz auf mich.
Arnolph. Bin gelaſſen, bin beſcheiden,
Folge Dir, verſichr' ich Dich.
Ich verderbe nicht die Freuden
und verlaß mich ganz auf Dich.

Arnolph. Alſo — wie wär's? — Was willſt Du aus mir machen?

Florentine. Einen Grafen.

Arnolph. Aha! Potz Graf und Pferdehändler! und Du?

Florentine. Ich, bin von jetzt an, eine Gräfin.

Arnolph. So! ſo! nun, das machſt Du gut.

Florentine. Du biſt Wittwer —

Arnolph. Gott ſei Dank! ja.

Florentine. Und ich, bin Wittwe. Deine Frau ſtarb —

Arnolph. Am Schlage. Aber nicht an einem Schlagfluſſe.

Florentine. Und doch am Schlage?

Arnolph. Sieh! ſie war ſehr neugierig, Gott habe ſie ſelig! und da wollte ſie wider all mein Zureden, einen Pohlaken beſchlagen ſehen, der kaum zu bändigen war. Sie folgte ihrem Kopfe, ſie ſah zu, und was geſchah? Der Pohlake ſchlug aus, und ſchlug ihr die Hirnſchale ein. Folglich ſtarb ſie am Schlage. — Das hatte ſie von ihrer Neugier.

Florentine. Ja, mon dieu! der Tod will eine Urſache haben. Die erſte Frau, iſt tod, ſieh Dich nach einer zweiten um. Ich ſelbſt, mon cher frere! bin willens, mich wieder zu vermählen. Willſt Du nun mit mir gemeinſchaftliche Sache machen, ſo gehen wir zuſammen auf Spekulation aus. Und in dieſen Kleidern, wird es uns wohl nicht mißlingen einen guten Kauf zu thun.

Arnolph. Das iſt alles ganz gut, 's kömmt mir aber nur ſo vor, als wenn ich mich gar nicht dazu ſchickte, einen Grafen vorzuſtellen.

Florentine. Warum denn nicht?

Arnolph. Die Manieren eines Pferdehändlers, und die Manieren eines Grafen, können unmöglich ſich gleich ſeyn.

Florentine. Ich will Dich ſchon in die Lehre nehmen und Dir bon ton beibringen, ſo viel Du brauchſt.

Arnolph. Wir müſſen uns allerliebſt ausnehmen! — Ich bin ein Roßkamm, und Dein ſeliger Mann war ein Taſchenſpieler, unſer Vater war ein Schneider — Flörchen! Liebes Flörchen! Die Sachen laufen ſchlimm ab, denk' an mich!

Florentine. Das iſt meine Sorge. Man muß eine Sache nur mit Kopf anfangen —

Arnolph. Und mit dem Kopfe bezahlen; Warum denn nicht?

Florentine. Du ſollſt ganz gewiß den Kopf behalten, wenn Du ſonſt einen haſt. Ich garantire. — Alſo — von dieſem Augenblick an, biſt Du Graf Goldbraun; und ich, bin die verwittwete Comteſſe —

Arnolph. Hokus, pokus!

Florentine. Nichts damit! — Ich bin die Comteſſe Morgenſtern.

Arnolph. Da Du eine Wittwe biſt, ſo wär's wohl beſſer, Du nennteſt Dich Abendſtern, liebes Flörchen.

Florentine. Auch das. C'eſt bien! Alſo Comteſſe Abendſtern.

Arnolph. Aber höre doch liebes Flörchen! mon cher Abendſtern! haſt Du Geld?

Florentine. 230 baare Dukaten, und ehe dieſe ausgegeben ſind, habe ich längſt einen reichen Mann.

Arnolph. So habe ich doch 70 Dukaten mehr, als Du im Vermögen, und einen ſchönen Poſtzug noch obendrein.

Florentine. Nur laß Dir ums Himmelswillen nicht einfallen, Pferdehandel zu treiben.

Arnolph. Unter der Hand, warum denn nicht? Das ſchadet dem Grafenſtande nichts. Ob ich mit Korn oder mit Pferden handele, das iſt einerlei.

Florentine. Beſſer, Du enthältſt Dich ſolcher Marchandiſen ganz und gar.

Arnolph. Nun, wir wollen ſehen! — Aber höre, wir müſſen doch auch Bediente haben?

Florentine. Natürlich! — Ich will das beſorgen. Spiel Du nur ſonſt Deine Rolle gut.

Arnolph. Ach ja! ich will mein Möglichſtes thun, mich zum Grafen zu qualifiziren. Ich will Dir einmal eine Szene aus meinem Grafenleben vorſpielen.

Arie.

Macht Platz, ihr lieben guten Leute!
Graf Goldbraun kömmt in Galla an.
Marſch fort! begebt euch auf die Seite,
und reſpektirt den edlen Mann.
O! gebt mir die Supliken
ohn' allen Umſchweif her.
Ich werde euch beglücken: —
Was wollt ihr denn noch mehr?
Ja, ja! ihr ſollt die Hände küſſen,
ſchon recht, es ſei euch wohl gewährt.
Wohlan! ihr ſollt das Glück genieſſen,
Da, da, da, da!
nun habt ihr ja, was ihr begehrt.
Wie man dem Pöbel imponirt,
iſt wahrlich leicht und bald ſtudirt!

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Florentine.

Wir ſind zufrieden, mon cher frere! — Es logirt ein artiger, junger Kavalier mit ſeiner Schweſter hier in dieſem Gaſthofe. Sie tragen ſich guſtiös, ſie müſſen Geld haben. — Da wär vielleicht ein guter Fang zu thun, ohne daß man nöthig hätte, weit danach zu gehen. (Sie klingelt.) Wer ſein Glück in der Nähe haben kann, muß es nicht in der Ferne ſuchen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Florentine. Röschen.

Röschen. Befehlen Ihro gräfliche Gnaden etwas?

Florentine. Einen Stuhl.

Röschen. (ſetzt ihr einen Stuhl hin.)

Florentine. (ſetzt ſich und nimmt Tabak.) Wie heißt Du?

Röschen. Eigentlich Roſine, aber man nennt mich gewöhnlich Röschen, und das hör' ich auch lieber.

Florentine. Haſt Du Eltern?

Röschen. Nein! ſie ſind ſchon lange todt. Die Frau Wirthin, hat mich erzogen.

Florentine. Kannſt Du mit Putz umgehen?

Röschen. O ja! Ich habe mir ſchon längſt gewünſcht, einmal als Kammerjungfer bei eine gute Herrſchaft zu kommen.

Florentine. Willſt Du in meine Dienſte gehen?

Röschen. Wenn Sie mich haben wollen, — o ja!

Florentine. Ich habe meine Kammerjungfer eben an einen Pfarrer in meiner Grafſchaft verheirathet, und ſuche eine andere. Du gefällſt mir, und wenn Du bei mir bleiben willſt, ſo gebe ich Dir freie Station, meine abgelegte Garderobe, und jährlich 40 Thaler Lohn. Biſt Du damit zufrieden?

Röschen. O ja! (küßt ihr die Hand.)

Florentine. Du heißt von jetzt an Roſette. — Noch Eins! Mein Herr Bruder möchte gern einen Jäger in ſeine Dienſte nehmen, denn wir haben große Waldungen und haben den vorigen Jäger, verſorgt. Auch wär es uns lieb, wenn wir einen Laufer bekommen könnten, und noch lieber wär es uns, wenn etwa hier ein Mohr zu bekommen ſeyn ſollte. Man kann ſich beynahe nicht mit gutem Gewiſſen, ohne Jäger, Laufer und Mohr zeigen.

Röschen. Jäger und Laufer wären wohl zu ſchaffen, aber wo ſoll der Mohr herkommen? Wir müßten erſt einen verſchreiben, denn *hier* werden keine geboren. Der Wirth hat einen Bruder in Rußland, wenn er an den ſchrieb, der ſchickte vielleicht einen Mohr heraus.

Florentine. Ich weiß zwar, daß in Rußland Mohren zu haben ſind, aber es wär zu weitläuftig, erſt dorthin zu ſchreiben. Wir müſſen uns kürzer expediren. Schaff Du mir einen treuen Kerl, und beſtell einen Maler. Ich laſſe dem Purſchen Hände und Geſicht malen und kaufe ihm ein türkiſches Kleid, ſo iſt der Mohr fertig.

Röschen. Das geht an! und ich weiß einen Menſchen, der ſich dazu exzellent ſchickt. Es iſt unſer Hausknecht. Ein ehrlicher, treuer Kerl! Ein Menſch, der ſich grün und gelb, blau und roth malen läßt, wie Sie es haben wollen.

Florentine. Eh bien! Schick' ihn zu mir und beſtelle den Maler. — Noch Eins! — Wer ſind die Fremden die neben uns logiren?

Röschen. Der Herr Baron Glücksthal und ſein Fräulein Schweſter.

Florentine. Es ſcheint, ſie haben Geld?

Röschen. Ja, es ſcheint ſo.

Florentine. Ich möchte ſie näher kennen lernen. — Geh hernach zu ihnen. Ich und mein Herr Bruder laſſen uns die Ehre Ihres Beſuchs auf eine Taſſe Schokolade ausbitten, die wir im Garten zu uns nehmen wollen. — Eh' Du aber gehſt, will ich Dir einen andern Anzug ſchenken.

Röschen. (küßt ihr die Hand.)

Florentine. Du ſollſt es gut bei mir haben: Was ich Dir aber beſonders empfehlen muß, iſt Treue und Verſchwiegenheit.

Röschen. Sie ſollen mich auf die Probe ſetzen.

Arie.

Alles was Sie wünſchen können,
gnädge Frau! das ſoll geſchehn.
Folgſam ſollen Sie mich finden,
ſtets getreu und willig ſeyn.
Ja, ich bin mit treuen Sinn,
Ihre frohe Dienerin.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Florentine.

Wieder einen Schritt mit Glück gethan! — Der Himmel helfe weiter. — Bei dem allen aber — könnte die Sache doch wohl ſchief ſehen. Und dann? — dann? — — Ei? was da! muthig gewagt und glücklich gewonnen. Fort mit allen Schreckbildern. Wer verzagt, kömmt nie zum Ziel.

Arie.

Will man durch die Welt ſich ſchlagen,
muß man alles muthig wagen,
nur drauf los! und es gelingt.
Doch wie bald ſind wir verloren,
ſind wir nicht zum Glück geboren,
wenn der Spaß uns nicht gelingt.

Ha! wer wird ſich furchtſam quälen?
Nein es kann, es kann nicht fehlen.
Glück! o reiche mir die Hand,
hier iſt Muth, und hier Verſtand.
(ab.)

Fünfter Auftritt.

Fauſtin. Lukrezia. (nobel gekleidet, dennoch mit Theatergeſchmack.)

Lukrezia. Hahaha! Das iſt doch luſtig! Wir haben uns ſelbſt nobilitirt und niemand hat etwas dagegen.

Fauſtin. Weil niemand etwas von unſerer eigenmächtigen Standeserhöhung weiß. Uebrigens hat es auch nicht viel auf ſich. Wir, die wir gewohnt ſind, Prinzen und Prinzeßinnen zu repräſentiren, können ja wohl auch ſimple Edelleute vorſtellen. Man wird zuletzt die Ordensbänder und Sterne ſo gewohnt, daß man gar nicht mehr daran denkt, daß man ſie bloß zum Spaß getragen hat.

Lukrezia. Wohl wahr! Die vornehmen Manieren ſind epidemiſch.

Fauſtin. Das möchte alles gehen, wenn ich nur nicht ſchon ſeit acht Tagen alle Nächte ſo ſchreckliche Träume hätte.

Lukrezia. Du wirſt doch nicht ſo altfränkiſch denken und Dich über Träume beunruhigen? Dieſes Kapitel gehört in die Rockenphiloſophie, aber nicht für uns, die wir ſtarke Geiſter ſind.

Fauſtin. Stark hin, ſtark her! Meine Träume ſind immer ominös geweſen.

Lukrezia. Sei ohne Sorge! — Ich habe dieſen Morgen mein Punktirbuch zu Rathe gezogen, und habe erfahren, daß ich binnen hier und vier und zwanzig Stunden Braut ſeyn werde. Und Du, wirſt auch eine reiche Parthie thun.

Fauſtin. Ja, auf dem Theater! wenn wir wieder Engagement haben.

Lukrezia. Nichts vom Theater! Kein Kouliſſen-Glück, ein wahres, wirkliches, reelles Fortün.

Fauſtin. Das gebe Thalia und ihre Schweſtern!

Sechſter Auftritt.

Vorige. Röschen. (beſſer gekleidet.)

Röschen. Se. Exzellenz, der Herr Graf Goldbraun und die Frau Gräfin Abendſtern, laſſen Ew. Gnaden bitten, mit Ihnen in dieſem Garten eine Taſſe Schokolade zu trinken.

Lukrezia. Viel Vergnügen!

Fauſtin. Eine ſehr ſchätzbare Gelegenheit, die Bekanntſchaft des Herrn Grafen und der Frau Gräfin zu machen.

(Röschen ab.)

Lukrezia. Nun Herr Bruder! merken Sie nicht, daß unſer Glücksſtern ſchon auf dem Erſcheinungspunkte ſteht?

Fauſtin. Wenn die Herrſchaften uns nur nicht etwa ſchon vom Theater her kennen.

Lukrezia. Geſetzt auch! — Als ob es keine Aehnlichkeiten in der Welt gäb? — Und glaubſt Du denn, daß es uns an Ausreden fehlen würde? Wir haben ja deren genug in unſerm Leben auswendig gelernt. Eine wird doch wohl paſſen. — Uebrigens, wär's ja auch nicht das erſtemal, daß wir uns aus der Schlinge gezogen hätten? Meine Liaiſon mit dem Domherrn —

Fauſtin. Ja, das war ein ſchönes Stückchen!

Lukrezia. Warum nicht? Es trug mir über 1000 Thaler ein, und Du verdankſt dem Späßchen eine brillante Garderobe. Wir ſind nun einmal in der Welt um auf anderer Leute Unkoſten zu leben.

Fauſtin. Ich möchte nur unſere Privilegia darüber kennen.

Lukrezia. Hier ſind ſie mit fünf Worten: Deine Redlichkeit, und meine Schönheit.

Fauſtin. (ironiſch.) Daran habe ich wahrhaftig gar nicht gedacht! Das iſt wahr, meine Redlichkeit und Deine Schönheit, darüber geht nichts!

Duett.

Fauſtin. Die Redlichkeit iſt eine Gabe,
die jedermann verehrt,
und daß ich dieſen Vorzug habe,
das haſt Du mir gelehret.

Lukrezia. Daß meine Schönheit wird geprieſen,
iſt klar, als wie ein Buch,
ſo mancher hat es ſchon bewieſen,
es gilt kein Widerſpruch.

Fauſtin. So ſoll denn Deine Schönheit leben!

Lukrezia. Auch Deine Redlichkeit ſoll leben!

Beide. So laßt uns nun ein Beiſpiel geben,
wie man der Thorheit Netze ſtellt.
Wir wollen treu zuſammen halten,
Fortuna möge weiter walten;
wer klug iſt, ſchickt ſich in die Welt.

(ab.)

Siebenter

Siebenter Auftritt.

Florentine. Röschen. Zachäus (als Mohr gekleidet, einen Säbel an der Seite.)

Zachäus. Ihro Gnaden! 's fällt mir was ein.

Florentine. Und, was?

Zachäus. Ich ſehe ſo erſchrecklich aus, daß ſich bei meiner armen Seele! die ganze Stadt vor mir fürchten wird.

Florentine. Eh bien! Ich wünſche ſogar, daß ſelbſt mein Herr Bruder deshalb nicht ohne Furcht bleiben möchte.

Zachäus. Das wird er wohl bleiben laſſen, wenn er merkt, daß ich Zachäus der Hausknecht bin, und daß mich nur der Maler zum Mohr gemacht hat.

Florentine. Das darf er nicht erfahren. Er muß pleinement glauben, Du ſeyſt aus Mohrenland gebürtig.

Zachäus. Nun, wenn er's glauben will, ſo habe ich bei meiner armen Seele! nichts dagegen. Ich weiß ja doch am beſten, wo ich geboren bin.

Florentine. Attention! ich habe Euch dreierlei zu ſagen: Erſtens, müßt Ihr Euch die alberne Betheurungsformel: bei meiner armen Seele! abgewöhnen.

Zachäus. Das wird ſchwer halten! bei meiner armen —

Florentine. (ſchlägt ihn mit dem Fächer auf den Mund.) Prenez garde!

Röschen. Wie wär's denn, wenn er etwa, ſtatt bei meiner armen, bei meiner ſchwarzen Seele ſagte? Denn da an den Mohren alles ſchwarz iſt, ſo wird auch wohl ihre Seele keine andere Kouleur haben.

Florentine. Ja — das iſt probabel!

Röschen. Und in den neumodiſchen Geiſter- und Ritterromanen, die der Leſewelt ſo ſehr gefallen, lieſt man ja z. B. immer: der und der, hatte eine ſchwarze Seele, der und der, hauchte ſeine ſchwarze Seele aus und dergleichen. Es muß doch wohl alſo ſchwarze Seelen geben.

Florentine. L'ame noir? Ja! ich erinnere mich ſelbſt dieſen Ausdruck in dem Magazin des Enfants geleſen zu haben. Alſo — wirſt Du künftig ſagen: bei meiner ſchwarzen Seele!

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! — Das iſt mir gleich viel, wenn ich nur die Seele anbringen kann, ſie mag blau oder gelb, weiß oder ſchwarz ſeyn.

Florentine. Zweitens befehle ich Dir, alle Leute, ſelbſt mich, — Du zu nennen. Das iſt eine Naivetät die man von euch Wilden verlangt.

Zachäus. Das iſt mir unmöglich!

Florentine. Ich befehle es!

Zachäus. Nun, wenn Du es ſo haben willſt —

Florentine. Drittens, müßt Ihr meinen Herrn Bruder, dem Grafen, nicht von der Seite gehen, denn er hat zuweilen wunderliche Einfälle und glaubt, er ſei ein Pferdehändler. Kömmt er auf dieſe Gedanken, ſo müßt Ihr ſogleich ſagen: „Bedenke wer Du biſt!“ Und will er gar nicht hören, ſo zieht den Säbel und droht ihm, ihm den Kopf zu ſpalten.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! Ja.

Florentine. Aber Ernſt dürft Ihr nicht machen.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! Nein.

Florentine. Apropos! wie heißt Ihr?

Zachäus. Zachäus Mantelbret.

Florentine. Mantelbret? Das iſt kein mohriſcher Name. Ich werde Euch alſo umtaufen müſſen. — Ihr ſollt in Zukunft heißen — wie der Mohr im Fiesko — Mulei Haſſan.

Zachäus. Das iſt mir egal, ob ich Mulei Haſſan, oder Zachäus Mantelbret heiße, wenn ich nur einen Namen habe.

Florentine. An Gelde ſoll Dir's nicht fehlen, und Eſſen und Trinken, wird Dir nie abgehen.

Zachäus. Das iſt mir lieb. Denn ich habe immer einen hölliſchen Hunger, bei meiner ſchwarzen Seele!

Florentine. Roſette! ſtelle ihn meinem Herrn Bruder vor.

(ab.)

Achter Auftritt.

Zachäus. Röschen.

Zachäus. Sag mir nur, wie ich mich ausnehme?

Röschen. Fürchterlich ſchön!

Zachäus. Was ich aber ſagen wollte! Du wirſt Dich doch nicht etwa durch die ſchwarze Kouleur des Mulei Haſſan, von dem weißen Zachäus Mantelbret abtrünnig machen laſſen? Das wär ein einfältiger Streich.

Röschen. Du biſt ein Narr!

Zachäus. Nun, da ich Dich noch ſo reden höre, ſo weiß ich auch wie wir mit einander ſtehen. Du kannſt das Schäkern nicht laſſen.

Röschen. Mach Du nur Deine Sachen gut, das übrige wird ſich ſchon geben.

(ab.)

Zachäus. Nun! wenn's das iſt! — Der Menſch kömmt doch in der Welt in mancherlei Umſtände. Wer meiner Mutter geſagt hätte, ihr Söhnchen ſollte einen Mohren vorſtellen, den hätte ſie gewiß ausgelacht. Ich bin kein Mohr, aber ich ſoll einer ſeyn, meinetwegen. Wenn mir's bezahlt wird, ſtell' ich einen Menſchenfreſſer vor, — ich freſſe aber keinen.

Arie.

Was thut man nicht um's liebe Geld?
den Mohren muß ich machen.
Ja ja, ſo geht es in der Welt.
Das iſt ein Spaß zum Lachen!
Des Mohren-Rolle bringt mir Geld,
drum ſteh ich zu Befehl;
Ich ſeh, daß mir der Spaß gefällt,
bei meiner kohlpechſchwarzen Seel!

Kourage Zachd'e! faſſe Muth,
laß Dir nicht bange ſeyn.
Denn, ſpielſt Du Deine Rolle gut,
ſo iſt das Mädchen Dein.
Nun! was verlang' ich wohl noch mehr?
Ich kann zufrieden ſeyn.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Florentine. Arnolph.

Florentine. Du mußt von der freien Luft profitiren.

Arnolph. Geh mir mit Deiner freien Luft! Laß Du mich lieber in den ſchwarzen Bären gehen, da logirt ein Jude, der hat Pferde. — Pferde! daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man ſie ſieht.

Florentine. Wir werden in kurzen Gäſte bekommen —

Arnolph. Gäſte?

Florentine. Der Baron und ſeine Schweſter, die neben uns logiren, werden eine Taſſe Schokolade mit uns trinken.

Arnolph. Ach, geh doch!

Florentine. Mon cher frere! das muß ſo ſeyn.

Arnolph. Ich ſage Dir aber, daß ich mir aus der Schokolade nichts mache, und daß ein Glas Pomeranzen mir weit lieber iſt.

Florentine. Mon dieu! bedenk doch, daß Du Graf biſt. Pomeranzen? Fi! das ſchickt ſich nicht mehr für Dich.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Röschen. Zachäus. (tragen einen Tiſch mit Schokolade herbei.)

Arnolph. Wer iſt das Mädchen?

Florentine. Meine neue fille de chambre.

Arnolph. Und der pechſchwarze Rappe?

Florentine. Iſt unſer Mohr.

Arnolph. Unſer Mohr?

Florentine. Wie ich Dir ſage.

Zachäus. Ja, ich bin Dein Mohr, bei meiner ſchwarzen Seele! und wenn Du's nicht glauben willſt, ſpalte ich Dir den Kopf.

Arnolph. Der Kerl iſt verteufelt grob!

Florentine. Das iſt nicht Grobheit, mon frere! man nennt's Naivetät.

Arnolph. Sapperment! Das iſt eine ſchöne Naivetät.

Florentine. Die Wilden ſind nun einmal ſo, aber ſie ſind ſehr treu.

Arnolph. Geh mir mit dem Kerl! ſo wahr ich lebe! ich fürchte mich.

Florentine. Still! ſtill! unſere Gäſte!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fauſtin. Lukrezia.

Fauſtin. Sie haben befohlen —

Florentine. Soyez bien venu!

Arnolph. Tresſempel ſerwetör!

Florentine. Mein Bruder, der Graf Goldbraun.

Arnolph. Meine Schweſter, die Gräfin — Gräfin — (zu Florentinen.) Wie heißt Du, Flörchen?

Florentine. Gräfin Abendſtern.

Arnolph. Aha! ja! — Die Gräfin Abendſtern. —

Lukrezia. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen!

Arnolph. Ein ſchmuckes Thierchen! (geht um ſie herum.) Allerliebſt! Ein ſchönes Auge — kleine Ohren — ſchöne Mähne — artige Füße, — leicht geſchenkelt —

Lukrezia. Meinen Sie? Hahaha!

Arnolph. Hat noch beide Haken! — Ja! um eine ſolche Frau, gäb ich eben ſo gern einen Poſtzug, wie der Major in der Komödie neulich.

Florentine. Aſſéyez-vous!

(Sie ſetzen ſich und trinken.)

Quartett.

Fauſtin und Lukrezia. Wie köſtlich iſt die Schokolade!
ſie wird gewiß aus Welſchland ſeyn.
Florentine. Nach einer kleinen Promenade,
ſtellt auch der Appetit ſich ein.
Arnolph. Wie ſchmeckt das Zeug, als wie Pomade,
viel beſſer wie ein Gläschen Wein.
Fauſtin. Geſtern ſind Sie angekommen?
Wie gefällt es Ihnen hier?
Florentine. Alles was ich wahrgenommen,
alles das gefällt auch mir.
Fauſtin und Florentine. Es iſt wahr, daß dieſe Stadt
wenig' ihres gleichen hat.
Lukrezia. (zu Arnolph.) Um uns hier zu divertiren,
bitte ich mich heut zu führen,
wenn's beliebt, ins Schauſpielhaus.
Arnolph. Mit Vergnügen wird's geſchehen!
Um die Oper heut zu ſehen,
führ' ich Sie in's Schauſpielhaus.

Fauſtin. Wenn Sie hier noch länger bleiben
will ich gern die Zeit vertreiben,
wenn es Ihnen ſo gefällt.

Florentine. Ich beneide all die Stunden,
die ſo angenehm verſchwunden,
wenn man gut ſich unterhält.

Lukrezia. Hoch erfreut bin ich, zu ſehen,
daß Sie wiſſen umzugehen,
wie man es verlangen kann.

Arnolph. Wie Sie doch ſo artig ſcherzen!
Gieng es Ihnen ganz vom Herzen,
o! wie glücklich wär ich dann!

Fauſtin. Holde Gräfin, darf ich's wagen,
etwas Ihnen frei zu ſagen,
das an meinem Herzen nagt?

Florentine. Sind es nicht bloß Schmeicheleien,
ſo geſteh ich, wird mich freuen,
was Ihr Mund mir jetzo ſagt.

Lukrezia. Ei! was Sie mir alles ſagen!
Doch vor allen, muß ich fragen:
Iſt auch wohl Ihr Herz noch frei?

Arnolph. O! ich ſchwör's bei meinem Schimmel,
meine Frau lebt nun im Himmel,
Völlig iſt mein Herz jetzt frei.

Florentine. Ach! es iſt um mich geſchehn!
Ach! ich kann nicht widerſtehn!

Fauſtin. Holde Gräfin! dieſer Blick,
er verheißt mir Wonn' und Glück.

Lukrezia. Darf man trauen Ihren Schwüren?
Kennen Sie auch Treu und Pflicht?

Arnolph. Glauben Sie nur meinen Schwüren,
falſche Schwüre kenn' ich nicht.

Alle. (vor ſich.) Wie mein Herz ſo freudig ſchlägt,
wie es ſich ſo ſanft bewegt!
Dieſe Regung macht mein Glück,
welch ein ſchöner Augenblick!

Fauſtin. Als ein Zeichen meiner Liebe,
meiner treugeſinnten Triebe,
(giebt Florentinen einen Ring.)
ſei dies Opfer dargebracht.

(vor ſich.) Wenn wir wieder weiter reiſen,
wird es klärlich ſich beweiſen,
wen ich um den Ring gebracht.

Lukrezia. (giebt Arnolphen einen Ring.)
Dieſer Ring ſoll Ihnen zeigen,
daß mein Herz nur Ihnen eigen,
Ihnen nur ergeben iſt.
(vor ſich.) Trau nur dem ſchönen Schimmer,
ächte Ringe führ' ich nimmer.
Ei! wie Du betrogen biſt!

Florentine. Ich verſchreib' als Gegengabe,
meine Güter, meine Habe,
überdies noch Herz und Hand.

(vor ſich.) Lieber Freund, Du biſt belogen,
ach! man hat Dich ſehr betrogen,
doch dazu gehört Verſtand.

Arnolph. Ha! mit Reichthum und mit Schätzen,
werd' ich doppelt es erſetzen,
ich bin reich, als wie ein Fürſt.

(vor ſich.) Laß die Hoffnung Dich nicht trügen,
Du wirſt Dich nicht ſehr vergnügen,
wenn Du mich erſt kennen wirſt.

Florentine. Auf! laßt uns nicht länger weilen,
gleich nach unſern Zimmern eilen,
den Kontrakt zu unterſchreiben,
und zuſammen dann zu bleiben,
mit einander wohl zu ſpeiſen,
Liebesfreuden froh zu preiſen,
in die Oper dann zu gehn,

(Es wird hinter der Szene getrommelt.)

Arnolph. Was iſt das?

Florentine. Mon dieu! es wird doch nicht etwa gar Feuer ſeyn.

Lukrezia. Ich wär des Todes!

Arnolph. Potz Schweißfuchs und Engländer! das wär eine ſchöne Affaire.

(Man trommelt.)

Florentine. Roſette! — Mulei! wo ſind unſere Domeſtiken? — Iſt denn niemand von unſerm Hofſtaat in der Nähe?

Arnolph. Potz Striegeln und Karbatſchen! über den Hofſtaat!

Röschen. (kömmt.)

Florentine. Was giebt's denn ihr Leute? Es wird getrommelt; was bedeutet das?

Fauſtin. Iſt Feuer?

Florentine. Mon frere! rette unſere Schatulle, den Bettſack!

Röschen. Es iſt kein Feuer. Es iſt das Zeichen, daß in einer halben Stunde eine Pferdeauktion ihren Anfang nimmt.

Arnolph. Wie? was? Eine Pferdeauktion? Da muß ich hin! (läuft fort.) Wo iſt meine Peitſche?

Florentine. Geht ihm nach. Laßt ihn nicht aus dem Hauſe. — Mulei ſoll ſich mit blankem Säbel, vor ſein Zimmer ſtellen.

(Röschen ab.)

Florentine. Sie werden pardoniren! — Sobald mein Bruder auf das Chapitre von Pferden kömmt, ſo iſt er außer ſich. Er hat eine gewaltige Pferdepaſſion.

Fauſtin. Wir bedauern unendlich, daß ein Zufall die angenehme Unterhaltung unterbrechen mußte. Dabei verlieren wir.

Florentine. Allzugalant! Ich habe das Glück, mir die Fortſetzung unſerer angenehmen Konverſation recht bald zu verſichern.

Fauſtin. (küßt ihr die Hand.)

Prinzeſſin; welch ein Glück. Du ſprichſt vom Wiederſehen;
In dieſer Hoffnung will ich jetzo von Dir gehen.
Doch ſprichſt Du nur ein Wort, ſo eil' ich gleich zu Dir;
Drum geh' ich zwar betrübt, doch hoffnungsvoll von hier.

Florentine. Scharmant!

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Saal.)

Arnolph. Röschen.

Arnolph. Der Teufel mag Graf ſeyn, aber ich nicht, wenn ich die Pferdeauktion verſäumen ſoll. — Ich muß hin! Ich werde Stiefeln und ein Reitkollet anziehen, und mich für einen Stallmeiſter ausgeben.

Röschen. (kömmt.) Die Frau Gräfin läßt Ew. gräfliche Gnaden bitten, ja nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Arnolph. Da kommt mir die Frau Gräfin eben recht! — Sag ihr nur, ich würde dennoch ausgehen.

Röschen. Sie dürfen wahrhaftig nicht.

Arnolph. Bleib mir vom Leibe! (geht in das Seitenzimmer und ſchließt ab.)

Röschen. Er ſchließt die Thür ab. — Wenn ich nur wüßte, wo Zachá — Mulei, wollt ich ſagen! ſteckte.

Dreizehnter Auftritt.

Röschen. Florentine.

Florentine. Der Graf?

Röschen. Hat ſich eingeſchloſſen.

Florentine. (vor ſich.) Er wird ſich umkleiden! — Geh, eile, und ſuch den Mohr auf.

(Röschen ab.)

Florentine. Der unſinnige Menſch könnte den ganzen Plan verderben, und mich und ſich, um die profitabelſten Parthien auf Gottes Erdboden bringen! — Man muß zuvorkommen. Je tollere Streiche er macht, je mehr muß man ihm zeigen, daß wir Weiber gewöhnlich dann am ſicherſten den Kopf auf dem rechten Flecke haben, wenn ihn die Männer am leichteſten verlieren."

Witz und Klugheit iſt den Frauen
von Geburt an ſchon beſchert;
Schlöſſer in die Luft zu bauen,
iſt der Männer größter Werth.
Aber plötzlich fällt das Schloß
von dem kleinſten Windes-Stoß.
Was das Schickſal immer wolle,
ruhig laſſen wir den Lauf;
aber doch im Hinterhalte,
lauern wir beſtändig auf.
Was wir wünſchen, zu beſitzen,
müſſen wir behutſam gehn,
um den Zeitpunkt dann zu nützen,
und ſo kann uns nichts entgehn.

(ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Fauſtin, **Lukrezia**. (kommen von der andern Seite.)

Fauſtin. Du meineſt alſo wirklich, die Sache bis zur Heirath zu treiben?

Lukrezia. Das verſteht ſich!

Fauſtin. Wir hintergehen die guten Leute.

Lukrezia. Wir ſind nicht die erſten die menſchliche Schwachheiten benutzen und werden auch nicht die letzten ſeyn.

Fauſtin. Sie haben Mittel und Wege uns wieder los zu werden, wenn ſie ſehen, daß ſie angeführt ſind.

Lukrezia. So verlieren wir nichts dabei. Wir gehen wieder auf's Theater. So ſorgen wir dort und hier, für Unterhaltung.

Fauſtin. Gebe nur der Himmel, daß die Zuſchauer unſere Unterhaltung eben ſo unterhaltend finden mögen, wie wir ſelbſt.

(ab).

Funfzehnter Auftritt.

Lukrezia.

Ich habe nicht die geringſte Bedenklichkeit, Gräfin zu werden. Man muß die Launen des Schickſals ſo gut benutzen, wie man kann, und ſich keinen Spaß verſagen, der ſich uns ſelbſt anbietet, wenn man in der Welt fortkommen will. Wir hintergehen und werden hintergangen. Ich finde das alles ſehr gewöhnlich. Und es iſt der Mühe wohl werth, ſich auf gute Art, zeitlebens außer Nahrungsſorgen zu ſetzen.

O! ich weiß mich kaum zu faſſen!
Eine Gräfin werd' ich ſeyn.
All mein Dichten, all mein Trachten,
ſchränkt auf dieſen Wunſch ſich ein.
An der Kutſche, ſchöne Pferde,
zwei Bediente hinten ſtehn.
Keinen Fuß mehr auf die Erde.
Immer fahren, nicht mehr gehn.
Schöne Kleider und Juweelen,
mich zu ſchmücken und zu zieren;
Und im Winter auf dem Schlitten
durch die Stadt zu paradiren!
In Geſellſchaft, auf den Bällen,
bin dann prima Donna ich.
Entrechat und Kapriol
und Theater gute Nacht!

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Zachäus. Röschen.

Röschen. Sag mir nur, wo Du herumſtreichſt?

Zachäus. Iſt das nicht gleich ein Lärm und ein Spektakel, als wenn's Haus brennte! Was giebt's denn?

Röschen. Proben Deiner Geſchicklichkeit, ſollſt Du ablegen.

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! das will ich.

Röſchen. Zieh Deinen Säbel heraus.

Zachäus. (zieht ihn.) Hier iſt der Säbel.

Röſchen. Stell Dich vor dieſe Thür, und ſteh' Schildwacht.

Zachäus. Nun?

Röſchen. Der Graf iſt drinne, und Du darfſt ihn nicht herauslaſſen.

Zachäus. Aha! nun verſteh' ich alles. Er ſoll gewiß nicht heraus, dafür ſtehe ich.

Röſchen. Ich merk's ſchon an Deinem Anſtande, daß Du Dich bei der Sache nicht zum beſten benehmen wirſt. Ich werde Dir alſo Lektion geben müſſen.

Zachäus. Ich bin's zufrieden. Damit Du aber ſiehſt, daß ich meinen Poſten gewiß mit Ruhm behaupten werde, ſo ſtelle Du einmal den Grafen vor, und thu als wollteſt Du heraus.

Röſchen. Nun gut!

Finale.

Zachäus. Du biſt der Graf, Du kömmſt heraus,
Das laß ich nicht geſchehen.
Ich ſage: halt! und laſſe Dich nicht gehen.

Röschen. O weh! das wär auch gar zu dumm!
Nein! Du verſtehſt mich nicht.
Drum merke auf, und höre, wie man ſpricht.
Zachäus. Und wie?
Röschen. So bald ſich etwas regt,
ſo frägſt Du erſt: Wer da?
Zachäus. Schon gut! und alsdenn weiter?
Röschen. Dann, ſag ich erſt: gut Freund!
Zachäus. Geh, geh, Du willſt Dich doch nur luſtig machen!
Der Graf zu mir: gut Freund! Haha!
Das wär ja gar zum Lachen.
Röschen. Du Dummkopf! gieb den Säbel her,
und merk', was ich Dir zeige.
Zachäus. Das iſt bei meiner ſchwarzen Seel —
Röschen. Gieb acht, und ſchweige. —
Sei Du der Graf und ſtelle Dich,
als kämſt Du nun heraus;
gleich zieh ich dieſen Säbel blank,
und ſtelle mich hierher.
Halt! wer da?
Zachäus. Gut Freund!
Röschen. Und wohin?
Zachäus. Dahinaus.
Röschen. Zurück hier!
Zachäus. Warum?
Röschen. Nichts paſirt. Bleib zu Haus.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Florentine.

Florentine. Was ſind das vor Poſſen? Was ſoll denn das ſeyn?

Röschen. Er kann gar nichts merken; es will ihm nicht ein.

Florentine. Geh hin zu den Fremden und frage dort an,
ob ich noch vor Tiſche beſuchen ſie kann?

Röschen. (Klopft an Fauſtins Thür.)

Fauſtin. Herein!

Florentine. Hör' Mukel!

Zachäus. Ja!

Florentine. Du bleibſt hier ſtehn und hinderſt den Grafen, —

Zachäus. Von dannen zu gehen?

Florentine. So merk es!

Zachäus. Ich weiß ja.

Florentine. Sei ſtill!

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Fauſtin. Lukrezia.

Fauſtin. Auf Ihren Befehl, ſind beide wir da.

Florentine. Iſt mein Bruder nicht bei Ihnen?

Fauſtin und Lukrezia. Nein! er iſt noch nicht erſchienen.

Florentine. Ha! Wo mag er denn wohl ſeyn?

Röschen. In dem Zimmer wird er ſeyn.

Florentine. Schweig! das iſt mir ſchon bekannt.

Röschen. (vor ſich.) Ei, da bin ich angerannt!

Florentine. Iſt's gefällig hier zu warten?
oder gehen wir in Garten,
bis der Graf zurücke kömmt?

Fauſtin und Lukrezia. Laſſen Sie uns hier verweilen,
Ihre Gegenwart zu theilen,
bis der Graf zurücke kömmt.

Florentine. Wollen Sie ſich denn nicht ſetzen?
Mädchen! gieb uns Stühle her.
(rückt Stühle.)

Fauſtin und Lukrezia. Beſte Gräfin, welche Güte!
Sie bemühen ſich zu ſehr.

Fauſtin. Sie werden o Gräfin! nun gnädigſt geſtatten,
daß ich von nun an, als künftigen Gatten
von Ihnen nach Wunſche, ſchon nennen mich kann,
drum ſeyn Sie ſo gütig und hören mich an.

Ich bin von ſehr edler Familie entſproſſen,
hab gute Erziehung von jeher genoſſen,
wie's Leuten vom Stande gebührt und ziemt,
mein Haus und mein Stamm ſind alt und berühmt.
Auch bin ich bemittelt und werde noch erben,
wenn alle die Onkel und Tanten erſt ſterben,
die mir ihre Güther und Schätze vermacht.
Dies alles ſei Ihnen zum Opfer gebracht.

Florentine. Vermögen und Erbſchaft kann wenig mich blenden,
nie werd' ich die Liebe um Schätze verpfänden,
auch bin ich gewißlich noch reicher als Sie,
doch Güter und Reichthum die achte ich nie.
Mein Mann ſoll von alter Familie abſtammen,
ein ſolcher nur bringt meine Liebe in Flammen,

und da ſich bei Ihnen die Eigenſchaft zeigt,
iſt Ihnen vor allen mein Herz ſchon geneigt.
Auch bin ich entſproſſen vom älteſten Adel.
(vor ſich.) Mein Wappen führt Fingerhut, Scheere und Nadel!
(laut.) Da Ihre Abkunft der meinen entſpricht,
ſo nehm' ich Ihr Herz und verachte es nicht.

Lukrezia. Der Graf hat auch mir ſchon die Hand angetragen,
und ich bin geſonnen, mein Jawort zu ſagen,
ich glaube auch, mit ihm recht glücklich zu ſeyn,
und hoffe, der Schritt ſoll mich niemals gereun.
Und hätte er nicht einen einzigen Groſchen,
ſo wär ich nicht minder zur Heirath entſchloſſen;
Und wäre der Graf auch noch zehnmal ſo reich,
ſo wär er an Reichthum doch nimmer mir gleich.

Indeſſen beleidigt die Delikateſſe —
(vor ſich.) die ſchickt ſich auch recht für die Tänzer-Nobleſſe! —
(laut.) daß er mir beſtändig von Pferden verſpricht,
warum er das thun mag, begreife ich nicht.

Florentine. Das will ich, mein Fräulein! gleich Ihnen erzählen,
es wäre nicht billig, es Ihnen verhehlen;
es iſt eine Krankheit, die weiter nichts heißt,
als daß ſie die Laune des Grafen beweiſt.
Doch bringt man ihn alsbald nach Wunſche zum Schweigen,
man darf ihn von weiten, den Mohren nur zeigen,
der dreht mit dem Säbel und reicht ihm dann Wein,
ſo trinkt er ſich taumelnd und ſchlummert drauf ein.
Und hat er gemächlich zwei Stunden geſchlafen,
ſo hat er mit Pferden nichts weiter zu ſchaffen,

vergißt ſeine Krankheit und thut was man will,
auch bleibt er den Tag lang ganz ruhig und ſtill.

Lukrezia. Mich freut dieſe Nachricht; es hat nichts zu ſagen,
man muß ja wohl manches von Männern ertragen.
Nur gut, daß die Krankheit und Kur mir bekannt,
der Mohr da ſoll immer ihm bleiben zur Hand.

Drei. Es kann unſerer Heirath im Wege nichts ſtehn,
ſie iſt ſchon beſchloſſen, ſie muß nun geſchehn.
(vor ſich.) Wie wirſt Du Dich wundern, mein zärtliches Kind!
wenn wir an dem Ende der Farce erſt ſind.

(Es wird getrommelt.)

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Arnolph. (im Reitkollet mit der Peitſche.)

Arnolph. Potz Ungarn und Koſaken!
Peitſchen, Sättel und Schabracken!
Ha! man ruft die Käufer ſchon,
hin zur Lizitation.

Lukrezia. Röschen. Fauſtin und Zachäus.
Ha! Da kömmt der Graf heraus!
ſieht wahrhaftig komiſch aus.

Florentine. Ei was ſoll die Maskerade?
Wozu dieſe Staatsparade?
Sei geſcheut, ich bitte Dich,
Bruder! ſonſt beſchimpfſt Du mich.

Arnolph. Ach! was ſoll das alles werden?
Ich will hin zu meinen Pferden:
Graf zu ſeyn, gefällt mir nicht,
laß mich gehn und halt mich nicht.

Florentine. Dacht' ich's nicht! ſo würd' es kommen!
als die Trommel er vernommen,
fällt die Krankheit ſchon ihn an.

Lukrezia und Fauſtin. Wirklich wahr! es iſt ſo kommen,
als die Trommel er vernommen,
fällt die Krankheit ſchon ihn an.

Orel. O! der wunderliche Mann!

Florentine. Mulei! thu was ich befohlen,
droh ihm wenn er weiter ſpricht.

Zachäus. Ja, bei meiner ſchwarzen Seele!
ich erfülle meine Pflicht.

Arnolph. Ha! da iſt der Mohr ſchon wieder!
fährt mir's doch durch alle Glieder.
Doch Kourage! nicht verzagt!
Wer gewinnen will, der wagt.

Zachäus. Halt! (droht mit dem Säbel.)

Arnolph. Wie?

Zachäus. Wer da?

Arnolph. Was?

Zachäus. Zurück hier!

Arnolph. Schurke!

Zachäus. Ich haue Dich in Stücken!

Florentine.
Lukrezia.
Röschen.
Fauſtin.

Dieſe Szene iſt zum Lachen!
Um den Grafen zahm zu machen,
braucht es dieſen Mohren nur,
augenblicklich wirkt die Kur.

Arnolph. Sich nur Muſel! Drei Dukaten.

Zachäus. Nichts paſſirt!

Arnolph. Geb' Dir Eſſen, geb Dir Trinken.
Liebe Schweſter! —

Florentine. Nichts paſſirt!

Arnolph. Lieber Schwager!

Fauſtin. Nichts paſſirt!

Arnolph. Schönes Fräulein!

Lukrezia. Nichts paſſirt!

Arnolph. Liebes Röschen!

Röschen. Nichts paſſirt!

Viere. Ja wir ſagen alle: nichts paſſirt!

Arnolph. Ei, Ihr macht wohl, daß man endlich,
wirklich die Geduld verliert!

Florentine. (zu Mädchen.) Geh hurtig! und bringe die Flaſche voll Wein,
und gieße das Gläschen mit Opium hinein,
dann wird er ſchon ſchlafen und ruhiger ſeyn.

Arnolph. So laßt Euch erbitten und laßt mich doch fort,
ich komme gleich wieder, ich geb' Euch mein Wort.

Florentine. So geh nur und komme bald wieder nach Haus,
doch eine Bedingung erſt bitt' ich mir aus.

Arnolph. Ich laufe geſchwinde, ich hab' es im Blick,
und komme in wenig Minuten zurück.

Florentine. Du ſollſt uns vorher noch ein Trinklied erſt ſingen,
hier ſiehſt Du Roſetten die Flaſche ſchon bringen.
Ein ächter Tokaier! wie lieblich er blinkt!
Da nimm ihn Herr Bruder und ſetz Dich und trink.

Arnolph. So etwas, das pflegt' ich noch nie zu verſagen
man handelt zu ſchüchtern bei nüchternem Magen.

Nun hört nur ich ſinge das Trinklied euch vor,
Ihr andern, ihr ſingt es dann alle als Chor. —
Roſette! ſchenk ein.

Röschen. Ja Ihr' Gnaden!
(ſchenkt ein daß es überläuft.)

Arnolph. Nur voll!
Von unten bis oben. — Du machſt es zu toll!
(pfeift das Ritornell mit.)
Ein Mann dem nie ein Pferd gefiel,
iſt nur ein halber Mann.

Florentine und Fauſtin. Wir hören nichts von Pferden an,
von Pferden ja nichts mehr!

Arnolph. (pfeift wieder das Ritornell.)
Wenn einen Stand ich wählen thu,
ſo ſei's die Reuterei!

Florentine und Fauſtin. Da hören wir nicht länger zu,
was ſoll das Einerlei?

Arnolph. Was wollt ihr denn?

Florentine und Fauſtin. Von Pferden nichts.
Was es ſei
iſt einerlei!

Arnolph. (redend.)
Etwa ein Trinklied?

Alle. Ja!

Arnolph. Nun gut! merkt auf! ſeid ſtill!
Dem Gotte der Reben vertrau ich mein Glück,
er leitet im Rauſche mein frohes Geſchick.
Ihr Prieſter des Bachus mit durſtigen Kehlen,
euch kann es an Freuden, an Weine nicht fehlen.
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es doch immer ſo wär!

Alle. Wenn's immer ſo wär!

Arnolph. Die Freuden der Liebe ſind herrlich und ſchön!
Da krieg' ich mein Liebchen im Glaſe zu ſehn!
Da blinken die Augen ſo lieblich und fein,
da ſtrahlen die Blicke im perlenden Wein.
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es doch immer ſo wär!

Alle. Wenn's immer ſo wär!

Arnolph. So malt ſich die Sonne im ſpiegelnden Meer,
ſo blinken die Sterne aus Mitternacht her.
Es ſitzt ſich beim Liebchen ſo traulich und fein,
Auch ſitzt ſich's ganz herrlich beim blinkenden Wein!
Wir trinken, wir trinken, bis alles iſt leer.
O! wenn es, o! wenn es, doch immer ſo wär!

Alle. O! wenn es, o! wenn es, doch immer ſo wär!

Arnolph. Gott Bachus ſoll leben!
Der Schöpfer der Reben.
(fällt vom Stuhle.)

Florentine. Mein Bruder Du würdeſt am beſten wohl thun,
ein wenig zu ſchlafen, ein wenig zu ruhn.
(bei Seite.) Nach Wunſche hat alles ſich glücklich gefügt,
ſchon hat ihn der Schlaftrunk in Schlummer gewiegt.
(zu Zechäus.) Du bleibſt ihm zur Hand und läſſeſt ihn ſchlafen.
(zu Ribechen.) Du ſuchſt ihn ganz leiſe bei Seite zu ſchaffen.

(zu Zachäuk.) Bleib hier, halte Wacht,
und wenn er erwacht,
ſo brauche den Säbel, und lehr' ihn Reſpekt,
damit er den Roßkamm nicht immer entdeckt.
(zu den andern.) Wie leicht er zu kuriren,
Das haben Sie geſehen.

Lukrezia und Fauſtin. Die Art ihn zu kuriren,
wir müſſen es geſtehen!
Sie hat nicht ihres gleichen,
und iſt dabei probat.
Der Wein wirket Wunder,
ſo iſt's, in der That!

Alle. Der Wein ſei geprieſen, gelobt und verehrt,
er iſt eines Loblieds der Menſchen wohl werth.
Der Wahnſinn des Grafen iſt glücklich verſchwunden,
jetzt iſt er von Feſſeln des Schlummers gebunden.
Doch wär es nicht gut und es ſchmerzte mich ſehr,
wenn's immer ſo wär.

Zweiter

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das vorige Zimmer.)

Arnolph (ſchlafend im Lehnſtuhle.) **Zachäus** (neben ihm ſtehend.) (hernach) **Florentine, Lukrezia, Fauſtin, Röschen.**

Quintett.

Zachäus. Mich hungert, und er ſpührt das nicht,
er liegt im Schlaf begraben;
Und dennoch iſt es meine Pflicht,
die Wache hier zu haben.
Die Gräfin, fordert das von mir,
ich bin ihr Mohr und bleibe hier.
Sie hat es nicht umſonſt begehrt,
ich weiß ſchon was zum Dienſt gehört;
Drum folg ich willig dem Befehl,
und thu's bei meiner ſchwarzen Seel!

Florentine. Der Graf ſchläft noch?
Zachäus. Ach leider! ja.
Florentine. Das iſt recht gut!
Zachäus. Doch ſteh' ich da,
und bin vom Hunger ſehr geplagt.
Mein Magen iſt erſchrecklich leer.
Spazier ich länger hier herum
ſo fall ich noch vor Hunger um.

Pierre. Geduldig Muſel! faſſe Dich,
erwacht der Graf, ſo harrt auf Dich
ein gutes Gläschen alter Wein,
das wird Dir ſehr willkommen ſeyn.

Zachäus. Ja! Eſſen und ein Gläschen Wein,
das wird mir ſehr willkommen ſeyn!

Röschen. Sei nur hübſch wachſam hier indeſſen,
hernach bekömmſt Du gutes Eſſen,
und auch ein Gläschen Wein.

Zachäus. Wird mir willkommen ſeyn!

Florentine. Vor allem jetzt befehl ich Dir,
daß, wenn der Graf von Schlaf erwacht,
daß er in einer andern Tracht,
vor mir und ſeiner Braut erſcheint.

Zachäus. Ich reſpektire die Befehle,
bei meiner armen, ſchwarzen Seele!

Alle. Nur ſtill! noch laſſen wir den Grafen
in ungeſtöhrter Ruhe ſchlafen,
erwacht er dann, ſo ändert ſich
der Paroxismus ſicherlich.

(ſchleichen fort.)

Zweiter Auftritt.

Arnolph (ſchlafend.) **Zachäus.**

Zachäus. 's iſt ein närriſches Ding um den Schlaf! Es geht damit wie mit einer übeln Angewohnheit, es ſteckt an. — Und (gähnt.) wenn man einmal in's Gähnen kommt, ſo kann man nicht wieder (gähnt.) herauskommen. (ſetzt ſich.) Ich lauf' zwar jetzt mit einer falſchen Maske durch die Welt und bin ein Mohr, aber deswegen bin ich doch allen menſchlichen Schwachheiten noch immer unterworfen, ſo gut, wie ſonſt, da ich nur Muſge Zachäus Mantelbret war, dem alten Tobias Mantelbret, ſein einziger Sohn und Leibeserbe. (gähnt.) Wenn ich's recht überlege, ſo glaube ich, ich bin vor lauter Appetit und Eßluſt ſchläferig. (gähnt.) Aber ſchlafen — wirklich ſchlafen, darf ich doch nicht — denn die Gräfin wär kapabel mich mit hohen, eigenen Händen, (Pantomine einer Maulſchelle.)

ſchelle.) wieder gnädigſt zu ermuntern. Und aus ſolchen Ermunterungen — kann ich mir gar nichts machen. — Ich bin ein — (ſchläferig.) gar ſonderbarer Menſch — und bin gar nicht (ſchläft ein.) ſchläferig.

(Pauſe.)

Arnolph. (ſpringt auf.) Heda!

Zachäus. (fällt vom Stuhle.) Wer da?

Arnolph. Was giebt's?

Zachäus. (ſteht auf.) Geſchlafen habe ich nicht, ich wollte nur ein Kunſtſtückchen machen. —

Arnolph. Du biſt ein Narr!

Zachäus. Vor einem Narren bin ich nicht angenommen worden, aber ein Mohr ſoll ich ſeyn.

Arnolph. Kleide mich aus. Ich will zu Bette gehen.

Zachäus. Zu Bette? Ach! Du armer Magen! faſſe dich.

Arnolph. Ich muß ein paar Stunden ſchlafen. (geht in das Nebenzimmer.)

Zachäus. Ein paar Stunden? Nun! wenn ich dasmal nicht verhungere, ſo bin ich gewiß nicht zum Hungertode aufbewahrt worden. Du armer Zachäus! wärſt du Hausknecht geblieben, und hätteſt dich nicht laſſen zum Mohren machen, ſo wär dein Magen jetzt nicht in der Verlegenheit Ach und Weh über dich ſchreien zu müſſen. Aber ſo geht's in der Welt! Der Menſch weiß immer nicht, wie ihm iſt. Iſt er ſchwarz, ſo will er weiß ſeyn, und iſt er weiß, ſo läßt er ſich ſchwarz malen, wenn er auf keine andere Manier ſchwarz werden kann. — Wiewohl man heutiges Tages, deshalb keine Sorge zu tragen braucht, denn es giebt gute Freünde genug in der Welt, die dazu da ſind, die Menſchen ſchwarz zu machen. (ab ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Röschen (mit einem Teller Schinken und einer Bouteille Wein.)

Muſel! — Wo ſteckt denn der weiße Mohr? — Gewiß hat ſich der Herr Graf, mit ihm ins Zimmer begeben. Ich kann ja wohl warten bis ſie ausgeſchlafen haben. (ſezt ſich an ihre Stickerei.) Damit mir aber die Zeit nicht lang wird, ſo werde ich mein Leib-Liedchen, die Romanze von Bürger, ſingen.

Ein Ritter ritt wohl in den Krieg,
und als er ſeinen Gaul beſtieg
umfing ihn noch ſein Liebchen:
Leb wohl Du Herzensbübchen!
Leb wohl viel Heil und Sieg!

Komm fein bald wieder heim ins Land,
daß uns umſchling' ein ſchön'res Band,
als Band von Gold und Seide,
ein Band von Luſt und Freude,
gewirkt von Prieſters Hand.

Es regt ſich noch kein Männchen. Was iſt das? (ſteht auf und klopft an die Thür.)

Zachäus. (leiſe, drinne.) Wer da?

Röschen. Mach auf!

Zachäus. Mach keinen Lärm! der Graf ſchläft.

Röschen. Komm heraus; 's giebt etwas zu eſſen.

Zachäus. Gleich! Gleich!

Vierter Auftritt.

Röschen. Zachäus (hat über ſeine türkiſche Kleider des Grafen Rock gezogen und eine Perücke auf.)

Zachäus. Wo iſt das Eſſen?

Röschen. Hahaha! Menſch! Wie ſiehſt Du aus?

Zachäus. Das kannſt Du beſſer wiſſen als ich.

Röschen. Willſt Du auf die Maskerade gehen?

Zachäus. Da würde ich nicht weit kommen. Die Inventionsmaſken, gelten nicht mehr.

Röschen. Aber, warum haſt Du Dich denn ſo ſchön geputzt?

Zachäus. Warum? Darum, weswegen man ſich gewöhnlich putzt; aus lieber Langerweile. Ich ſoll bei dem Grafen wachen, damit mir nun die Zeit nicht lang würde, habe ich mich ſo heraus ſtaffirt. — Gieb her! (ſetzt den Tiſch in die Mitte, ſich daran, und ißt und trinkt.)

Röschen. Höre doch! Was denkſt Du denn, von unſerer Herrſchaft? Gefällt ſie Dir?

Zachäus. (mit vollem Munde.) Ja!

Röschen. Die Gräfin, ſcheint eine gute Dame zu ſeyn —

Zachäus. Ja!

Röschen. Aber der Herr Graf, ſieht doch wahrhaftig einem Grafen nicht ſo ähnlich, als einem Pferdephiliſter.

Zachäus. Ja!

Röschen. Ein paar Hände hat er, wie ein Stallknecht.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und Lebensart —

Zachäus. Ja!

Röschen. Hat er gar nicht.

Zachäus. Ja!

Röschen. Aber die Gräfin weiß zu leben.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und hat ein paar niedliche Händchen.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und um den Mund herum, hat ſie einen ſehr vornehmen Zug. Zumal, wenn ſie etwas Artiges ſagt.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und wenn ſie einem etwas befiehlt, ſo ſieht man, daß ſie wirklich von Stande iſt.

Zachäus. Ja!

Röschen. Du thuſt ja, als wenn Du den Heishunger hätteſt.

Zachäus. Ja! — (ſchenkt ein und trinkt.) Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär! (ſingend.)

Röschen. Weißt Du was neues?

Zachäus. Ja!

Röschen. Morgen wirſt Du gewaſchen, und ſtellſt einen Büchſenſpanner vor.

Zachäus. Ja!

Röschen. Die Gräfin will Deine Dienſte auf doppelte Manier gebrauchen.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und übermorgen, wirſt Du Kammerdiener.

Zachäus. Ja!

Röschen. Hernach kann ich Dir eher meine Hand geben, als jetzt. Dann, ſind wir einander im Range und Stande gleich.

Zachäus. Ja!

Röschen. Und Kammerdiener, iſt doch ein Titel der ſich beſſer hören läßt, als wenn's heißt: er iſt Leib-Mohr.

Zachäus. Ja wohl! Ja, ja! Ein Kammerdiener iſt weit mehr, als ein Mohr.

Ein Kammerdiener iſt ein Mann,
dem viel Reſpekt gebühret.
Er zieht den Herren ſein aus und an,
und iſt gut ſalarirt.

Ein Hausknecht iſt ein armer Tropf,
der ſich nicht viel verdient,
weil er durch Hände, nicht durch Kopf,
ein ſpährlich Brod gewinnt.

Doch überleg es ja genau,
und ſchenk mir Deine Hand.
Ich bin ein Mann für eine Frau
wie Du, ſo ganz galant.

Der Titel ſchon, verdient es ſchier,
mein Weibchen, dann zu ſeyn,
O Röschen! hüpfe bald mit mir
in's Ehſtands Glück hinein.

(ab, ins Nebenzimmer.)

(Röschen wirft ihm Küſſe zu, und tanzt zur Hinterthür hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Fauſtin. Lukrezia. (kommen aus ihrem Zimmer.)

Fauſtin. Was Du auch ſagen mögſt, meine Träume bedeuten nichts Gutes.

Lukrezia. Du biſt wahrhaftig ein wahrer Träumer!

Fauſtin. Die Hand der Gräfin zieht mich in einen Abgrund, ſo ſagt mir mein Herz.

Lukrezia. Dein Herz iſt nicht klug!

Fauſtin. Und, haſt Du denn ganz und gar vergeſſen, welch' eine miſerable Ehe, mir die Zigeunerin vor Drei Tagen prophezeihte? — Nein! nein! Lukrezia! wir wollen nicht daran denken unſere Sfäre zu verlaſſen. Es iſt beſſer, wir bleiben da, wo wir hingehören. Ich ſpiele wieder Liebhaber-Rollen auf dem Theater, und Du — wirſt wieder Tänzerin. So ſind wir ſicher nicht in Schimpf und Schande zu gerathen.

Willſt Du vernünftig Dich, und klug Dich ſtets bezeigen,
ſo bleibe was Du biſt, und bleib bei Deines Gleichen.

Lukrezia. Sag mir aber nur, wie Du auf Träume und Zigeuner-Ausſprüche bauen kannſt?

Fauſtin. Sag mir aber nur, wie Du auf Dein Punktirbuch bauen kannſt?

Lukrezia. Ich baue eben nicht darauf, — aber, es trifft doch alles zu, was es mir verheißt. Komm einmal her. (ſetzt ſich an eine Tiſch, zieht ein Buch und Würfel aus der Taſche.) Wirf! —

Fauſtin. Ich werfe nicht.

Lukrezia. Es iſt ja Spaß.

Fauſtin. Nun, als Spaß betrachtet — (würfelt.) Aber ſonſt —

Lukrezia. 14. — (ſucht im Buche etliche mal nach und rechnet mit Kreide auf dem Tiſche.)

Fauſtin. Wie können 14 Würfel-Augen mein Schickſal beſtimmen? wie kann eine zufällige Antwort mein Glück oder Unglüc entſcheiden? — Aber mit den Träumen, iſt e etwas anderes, dabei wirken Seele und Geiſt und die Nacht iſt die Vertraute der Geiſter.

Da kommen ſie herbei, beſprechen ſich zuſammen,
und wenn Aurorens Blick den Himmel wil entflammen,
dann, eilen ſie zurück, in höh're Regionen,
die ſie bei Tageslicht in ſtiller Ruh bewohnen

Lukrezia. Macht zuſammen 2262. — Geh mir mit Deinen Geiſtern. — Menſchen ſind mir lieber. (Schlägt nach.) Da ſteht's: — Du wirſt das Ziel Deiner Wünſche erlangen.

Fauſtin. Natürlich! — Ich werde der Frau Gräſin einen förmlichen Abſagebrief ſchreiben.

Lukrezia. Bruder! ich bitte Dich, um der Göttin Terpſichore willen! übereile Dich nicht.

Fauſtin. Genug! mein Entſchluß iſt gefaßt!

Die Gräſin iſt ſcharmant
und eine ſchöne Frau;
verbindlich und galant,
doch intrikat und ſchlau.
Ich ſeh' es ſonnenklar,
daß ſie mich wird regieren,
und an der Naſe führen.
Und ſoll ich mich bequemen
ſo eine Frau zu nehmen?
Ich hab' mich ſchon bedacht:
Frau Gräſin gute Nacht.

(ab.)

Sechſter Auftritt.

Lukrezia.

Ja, ja! er ſchreibt. — Meinetwegen! mag er doch machen, was er will. Ich, habe

Luſt Gräfin zu werden, mir Equipage, Jagdhunde, und Liebhaber, zu halten, und mich dabei recht wohl zu befinden. Was die Pferdepaſſion des Grafen anbetrifft, ſo werde ich's ſo genau nicht nehmen. Die Männer haben alle ihre Fehler und Steckenpferde. Ob nun mein Mann den Wein, das Spiel, die Bücher oder die Pferde, mehr liebt, als mich, das hat nichts zu ſagen; ich will ſchon auch etwas lieben. Kein Ball, keine Maskerade, keine Schlittenfahrt, keine Luſtparthie ſoll mir ungenoſſen entſchlüpfen, und übrigens — (lachend.) was können wir nicht alles aus den Männern machen, wenn wir wollen?

Männer laſſen ſich belügen,
Männer laſſen ſich betrügen,
wenn man ſich die Müh nur nimmt.
Wenn ſie ſich gleich widerſetzen,
wenn ſie ſich auch klüger ſchätzen,
werden ſie doch umgeſtimmt.

O wie lächerlich ſind Männer,
wenn ſie ſich als Weiberkenner,
brüſten, und doch nichts verſtehn.
Da wir doch durch Schmeicheleien,
und durch tauſend Schelmereien,
Ihnen gleich ein Näschen drehn.

(ab.)

Siebenter

Siebenter Auftritt.

Röschen. Fauſtin.

Röschen. Schläft denn der Graf noch immer? (horcht an der Thür.) Nein! er ſpricht. Hurtig, zur Gräſin! (will ab.)

Fauſtin. (kömmt.) Mamſellchen! Darf ich Sie bitten, der Frau Gräſin dieſes Billet zuzuſtellen?

Röschen. Herzlich gern!

Fauſtin. (giebt ihr Geld.) Botenlohn! — Ich bitte — (ab.)

Röschen. Hm! — das geht gut! (ſingt indem ſie abgeht.) Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär!

Achter Auftritt.

Arnolph. (In gräflicher Kleidung.)
Zachäus. (In ſeiner Mohrentracht.)

Arnolph. Ich bin wie neugeboren!

Zachäus. Bei meiner ſchwarzen Seele! ich auch.

Arnolph. Das muß wahr ſeyn! geſchlafen habe ich, wie ein Prinz.

Zachäus. Ja, ja!

Arnolph. Und nun, will ich ein Gläschen Herzſtärkung zu mir nehmen. (will gehen.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Florentine.

Florentine. (zu Zachäus.) Entfernt Euch!

(Zachäus ab.)

Florentine. Mon frere! — Ich bin abandonirt.

Arnolph. Was heißt das?

Florentine. Mein treuloſer Berger hat mich hintergangen.

Arnolph. Was iſt das: ein Berger?

Florentine. Das heißt: mein zärtlicher Schäfer.

Arnolph. Schäfer? Was willſt Du denn mit dem Schäfer?

Florentine. Der Baron hat mir dieſen Brief geſchrieben. Lies ihn, und beklage mich. O mon dieu! ich bin in einer deplorablen Situation.

Arnolph. (lieſt.)

„Schöne Gräfin!“

Florentine. Mon frere! bin ich wirklich ſchön?

Arnolph. O ja! beſonders, für den Liebhaber.

Florentine. Und dennoch ſchreibt man mir einen ſolchen Brief! O lies! lies! (ſetzt ſich.)

Arnolph. (lieſt.) „Ihre Schönheit, Ihre Reize ſind eines Thrones würdig, und dennoch will mein unglückliches Schickſal, daß ich nicht ſo glücklich ſeyn ſoll mich Beſitzer derſelben nennen zu können.“ — Nun warum denn nicht? Der Kerl iſt ein Narr! Wenn Du wirklich ſo reizend biſt, warum greift er denn nicht zu?

Florentine. O! lies nur! lies nur!

Arnolph. (lieſt.) „Hier ſind die Gründe für mein Betragen.“ — Nun ſo wollen wir doch hören. — (lieſt.) „Ich habe ſeit geraumer Zeit, oft ſchreckliche Träume und Ahndungen.“ — Nicht auch Viſionen Herr Baron! — (lieſt.) „Und eine Zigeunerin hat mir wahrgeſagt, daß, wenn ich dieſes Jahr noch heirathe, ſo“ —

Florentine. (ſpringt auf.) Taiſez mon frere! — Ich habe einen Plan, den Baron dennoch zu fixiren. Er *muß* mein Gemahl werden, oder ich habe nichts bei meinem ſeligen Manne profitirt. Du weißt er war —

Arnolph. Ein Taſchenſpieler.

Florentine. Sag ein Künſtler.

Arnolph. Warum nicht? ſeine Kunſt gieng nach Brode.

Florentine. Ich führe den ganzen Geiſterapparat bei mir, der —

Arnolph. Den Leuten das Geld aus der Taſche hexte.

Florentine. Seine Geiſtermaſchinen —

Arnolph. Die die Beutel entgeiſterten —

Florentine. Sollen uns trefliche Dienſte thun.

Arnolph. Und, wie ſo?

Florentine. Ich ſpiele die Rolle der Wittwe des Tauſendkünſtlers Philadelphia. Du, führſt den Baron und ſeine Schweſter zu mir, meine Künſte zu ſehen. Mein Seneka ſteht auf dem Tiſche und Du fragſt eben ſo, wie Du bei meines Mannes Lebzeiten fragen mußteſt. Mulei ſoll die Antworten von mir erhalten. Du verlangſt den Geiſt Deiner Mutter zu ſehen, den Roſette repräſentiren wird. Du ſchwörſt hoch und theuer, ſo habe die gute Frau bei Lebzeiten ausgeſehen. Dann begehrſt Du das Schickſal des Barons und ſeiner Schweſter zu erfahren, und Mulei Seneka, von mir vorbereitet, wird Antworten geben, wie ich ſie brauche.

Arnolph. Das läßt ſich hören!

Florentine. Ich ſpreche mit dem Wirth wegen dem Keller, und Du kannſt indeſſen die Gäſte einladen. Punkt ſieben Uhr, iſt Entree'. Geh in den Garten, und ſprich mit dem Fräulein.

Arnolph. Schweſter! Das wird ein Hauptſpaß. Potz Stern und Mondenſchein! Du biſt ein kluges, ein pfiffichtes Weib.

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Florentine.

Das ſind nicht die beſten meiner Tugenden, auf welche ich Anſpruch mache. — Sie Herr Baron, werden trotz Ihren träumeriſchen Bedenklichkeiten angeführt werden, wenn das nämlich angeführt heißt, eine Frau von Talenten zu bekommen. Ich werde Frau Baronin, und der ſelige Herr Gemahl wird ſelbſt einſehen, daß er einen ſehr klugen Einfall hatte, mir ſeinen Geiſterapparat zu hinterlaſſen. — Nun, hurtig an das Werk! Wohlaufgeſchaut meine Herren und Damen! Hokus pokus! und wir haben einen Mann.

Ohne Furcht und ohne Zagen,
will ich dieſen Spaß noch wagen.
Ach! es reichen gar behende,
Liſt und Launen uns die Hände,
wenn wir, Männer zu berücken,
uns in alle Rollen ſchicken,
die, uns hold, der Zufall ſchenkt.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

(Garten.)

Fauſtin. Lukrezia.

Lukrezia. Deine Grillen ſind unausſtehlich!

Fauſtin. Mag es ſeyn!

Lukrezia. Du wirſt Deinen übereilten Schritt bereuen.

Fauſtin. Schwerlich!

Ich hab' es überlegt und alles wohl bedacht,
drum ſag ich noch einmal: Frau Gräſin gute Nacht!

Lukrezia. Nur nicht zu *mir*; denn ich ſchwör' es Dir zu; ich muß Gräſin werden, es mag auch gehen, wie es will!

Fauſtin. Nun gut! angenommen, es gelingt Dir, Gräſin zu werden; wie wird es denn endlich ausſehen, wenn der Graf erfährt, daß Du ihn hintergangen haſt? daß er kein Fräulein, ſondern Mamſell Lukrezia die Operntänzerin, zur Gemahlin bekommen hat? Glaubſt Du, daß ihm das einerlei ſeyn wird?

Lukrezia. Laß Du mich nur ſorgen! Der Graf ſoll ſo verliebt werden, ſeyn und bleiben, daß ihm alles einerlei ſeyn wird, wenn er *mich* nur nicht verliert.

Fauſtin. Aber ſeine Familie?

Lukrezia. Ich heirathe ihn, und ſeine Familie nicht.

Fauſtin. Du wirſt das Geſpötte aller brillianten Zirkel werden.

Lukrezia. Das glaube ja nicht! — Der Graf, hat Geld, und damit läßt ſich wohl mehr als Beifall erkaufen. Ich bin die reiche Gräfin Goldbraun, die noch dazu nicht ganz häßlich iſt, und ich gebe Dir mein Wort, ich werde mehr Geſellſchaft haben, als mir lieb ſeyn wird. Wo Geld und Schönheit logiren, da geht niemand leicht vorüber, ohne wenigſtens zu fragen: Wie ſieht's denn hier aus?

Fauſtin. Nun, nun! machſt Du es gut, ſo haſt Du es gut.

Ich kann dazu nunmehr auch weiter gar
nichts ſagen,
als das: ich wünſchte nicht Dich jemals zu
beklagen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Arnolph.

Arnolph. Mein Fräulein! Schetwiſwetter treſſempel, und ich bin ſehr in Verlegenheit, wegen meiner heutigen Aufführung —

Lukrezia. Herr Graf! ich bin überzeugt, daß man eines kleinen Exzeſſes ungeachtet, dennoch der artigſte Kavalier von der Welt ſeyn kann.

Arnolph. Ungemein gnädig!

Lukrezia. Womit werden Sie den Reſt dieſes Tages Flügel leihen?

Arnolph. Ich bin eben gekommen, mir die Ehre Ihrer beiderſeitigen Geſellſchaft, bei einem kleinen Spaße, auszubitten, der gewiß Ihre Approbation erhalten wird.

Lukrezia. Und das wär?

Arnolph. Die Wittwe des berühmten Taſchenſpielers Philadelphia, die ich auf meinen Reiſen nach London, Paris und St. Petersburg kennen zu lernen das Vergnügen gehabt habe, iſt hier und will für 100 Dukaten mir zu Gefallen, denn ſonſt ſpielt ſie für ein ſolches Bagatell gar nicht, uns einen vergnügten Abend machen. Darf ich hoffen? —

Lukrezia. Ich bin von der Parthie!

Fauſtin. Ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an. — Wird uns nicht auch Ihre Frau Schweſter Geſellſchaft leiſten?

Arnolph. Schwerlich! Sie iſt — ſie iſt — ausgefahren — ich weiß nicht wohin.

Fauſtin. Aha! (vor ſich.) Wirkungen meines Billets. Sie wird ſich ſuchen die Grillen am L'hombre-Tiſche zu vertreiben.

Lukrezia. Madame Philadelphia iſt wohl eine groſſe Künſtlerin?

Arnolph. Ich habe die Gnade Ihnen zu verſichern, ſie verſteht ihr Hokus Pokus! aus dem Grunde.

Lukrezia. Und was giebt's denn nun ſo eigentlich bei ihr zu ſehen?

Arnolph. Davon will ich Ihnen ſogleich einen kleinen Vorbericht geben.

Finale.

Arnolph. Madame Philadelphia,
iſt ſo gelehrt als klug,
und wer auch ihre Künſte ſah,
ſah ſie doch nie genug.

Fauſtin und Lukrezia. Wir haben ſchon ſehr viel gehört
von ihrem klugen Mann.
Es ſcheint, es ſei der Müh wohl werth,
zu ſehen, was ſie kann.

Arnolph. Gewiß! es lohnet wohl der Müh
die Künſte anzuſehn.
Und mißvergnügt wird man auch nie
aus ihrem Zimmer gehn.

Fauſtin und Lukrezia. Sie geben uns wohl Vorbericht,
damit man etwas beſſer Licht
von ihrer Kunſt gewinnt?

Arnolph. Ich gebe Ihnen Vorbericht ꝛc. ꝛc.
Sie ſpielt mit den Büchern und Karten ſehr gut,
ſie bringt was man wünſchet in Becher und Hut;
und ſollt es ſogar ein Wallfiſch auch ſeyn,
ſie ſagt: Hokus pokus! huſch iſt er hinein.

Fauſtin und Lukrezia. Das iſt übertrieben! das kann wohl nicht ſeyn!

Arnolph. Sie ſagt: ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Sie hat auch Maſchinen und künſtliche Sachen
und weiß allen Leuten Vergnügen zu machen.
Sie legt einen Gulden in's blecherne Haus;
ſie ſagt: Hokus pokus! huſch iſt er heraus.

Fauſtin und Lukrezia. Unmöglich! Der Gulden käm wieder heraus?

Arnolph. Sie ſagt ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Sie kann aus den Gräbern die Todten zitiren,
ſelbſt Geiſter die müſſen dem Winke pariren,
man nenne ihr einen, wer's immer nur ſei,
ſie ſagt: Hokus pokus! gleich muß er herbei.

Fauſtin und Lukrezia. Hilf Himmel! ſelbſt Todte die ruft ſie herbei?

Arnolph. Sie ſagt nur ꝛc. ꝛc.
Sie hat auch des Seneka Kopf und der ſagt,
was künftig geſchehen wird wenn man ihn fragt.
Er redet die Wahrheit und trüget uns nicht;
Sie ſagt: Hokus pokus! und Seneka ſpricht.

Fauſtin und Lukrezia. Er redet die Wahrheit? betrüge uns nicht?

Arnolph. Sie ſagt nur ꝛc. ꝛc.

Lukrezia. Bruder! frag den Seneka,
der giebt Dir wohl Beſcheid
und ſagt, ob mit der Gräfin Dik,
der Ehſtand wohl gedeiht.
Und wenn die Antwort mißlich fällt,
ſo laſſ' ich mir's gefallen,
doch wenn ſie's Gegentheil enthält,
ſo wähle ſie vor allen.

Fauſtin. Nachdem der Graf ſo viel erzählt,
will ich mich unterziehn,
und mich, wenn gut die Antwort fällt,
um ihre Hand bemühn. —
Wohlan Herr Graf! ſo mag es ſeyn,
zu dieſer Frau zu gehn;
es wär uns nimmer zu verzeihn,
die Künſte nicht zu ſehn.

Drei. Wir wollen länger hier nicht ſtehn,
die Zeit iſt ja ſchon da.
So laßt uns dann fein bald hinaus gehn
zur Philadelphia.

(ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Ein finſteres Zimmer, in deſſen Mitte ein ſchwarz behangener Tiſch ſteht, auf welchem ſich der Kopf des Seneka ſchwarz verſchleiert, befindet, deſſen Mund und Augen, wenn er ſpricht, durch Faden beweglich gemacht werden. Eine Röhre, acht aus ſeinem Kopfe unter den Tiſch, durch welche Zachäus nachher von unten hinauf, ſpricht. Vier Wachskerzen, ſtehen auf dem Tiſche. Neben demſelben, ſtehen zwei transparente Todtengerippe.

Röschen. Zachäus. Florentine (in ſchwarzer Zaubertracht, mit Gürtel, Stab, und Schleier.)

Florentine. Roſette! komm her da und gieb mir das Tuch
und Mulel, gieb Achtung und mache es klug.
Auf dieſes Papier iſt ſchon alles gebracht,
was Du haſt zu reden, nur gieb auch wohl acht.
Hier Kolofonium, das blaſe durchs Licht,
ſo bald man die Worte: Hokus pokus! ausſpricht.
Dann rühre die Pauken und laß ſie ertönen,
damit ſie, als wenn es der Donner ſei, wähnen.
(zu Röschen.) Alsdenn kömmſt Du dort bei der Ecke herein,
und gehſt dann ganz ſachte dort wieder hinein.

Erh

Geh Mulei, und ſchaffe drei Stühle herbei,
damit ſie ſich ſetzen, und Ordnung hier ſei. —
Geht auf eure Plätze und gebet wohl acht,
daß ihr ohne Fehler das Gaukelſpiel macht.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Arnolph. Lukrezia. Fauſtin.

Arnolph. Madam! wir ſind hier Ihre Künſte zu ſehn
und hoffen zufrieden von hinnen zu gehn.

Florentine. Ich weiß nicht genug dieſe Ehre zu ſchätzen,
ich bitte ſie höflichſt ſich niederzuſetzen.

Lukrezia und Fauſtin. (vor ſich.) Ein eiskalter Schauer fährt über die Haut;
welch ſchreckliche Dinge die man hier beſchaut!

Arnolph und Florentine. (vor ſich.) Ein eiskalter Schauer fährt $\begin{bmatrix}\text{ihm}\\ \text{ihr}\end{bmatrix}$ durch die Haut,
(lachend.) der $\begin{bmatrix}\text{ſie}\\ \text{er}\end{bmatrix}$ hier ſo ſchreckliche Dinge beſchaut!

Florentine. Was ſoll ich am erſten Herr Graf produciren?

Arnolph. Sie ſollen zuerſt einen Todten zitiren.

Florentine. Wen wollen Sie ſehen, Sie dürfen's nur ſagen,
dann können ſie ſelber den Todten befragen.

Lukrezia. O Himmel! daß nur uns der Todte nicht ſchrecket,
den lange ſchon kühlende Erde bedecket.

Arnolph und Florentine. Sie werden nichts wagen; Kourage und Muth!
ich ſchwöre, daß Ihnen der Todte nichts thut.

Fauſtin und Lukrezia. So will ich es wagen! Kourage und Muth!
weil Sie uns zuſchwören, daß er uns nichts thut.

Arnolph. Madam! meine Mutter verlang' ich zu ſehen.

Florentine. Schon gut! dieſen Augenblick ſoll es geſchehen.

(Sie macht Zauberkreiſe und Beſchwörungen.)
(Blitz und Donner.)

Verlaſſe o Gräfin! die modernde Gruft,
und ſchwinge Dich auf in die heitere Luft.
Hokus pokus! Hokus pokus!

Röschen. (in einem Sterbegewande als Geiſt, kömmt feierlich nach dem Takt herein und geht nach dem Takte, mit jedem, einen Schritt, auch wieder ab.)

Arnolph. O Himmel! was ſah ich? ſie war wirklich da!
wahrhaftig! es war die verſtorb'ne Mama!

Fauſtin. Lukrezia. Florentine. Wahrhaftig! dieſes war die verſtorbne Mama!
(lange Pauſe.)

Florentine. Nun weiter, Herr Graf, was beliebt nun zu ſehen?
was Sie nur befehlen, das ſoll gleich geſchehen.

Arnolph. Ich dächte, zum Seneka wollen wir gehen,
er ſoll uns nun ſagen was uns wird geſchehen.

Lukrezia und Fauſtin. O ja! denn wir ſind ſchon begierig darauf,
zu hören von künftigen Zeiten den Lauf.

Florentine. (entſchleiert den Kopf.) Hier ſtehet des Seneka ſprechender Kopf,
der klügſte Profeſſor, iſt vor ihm ein Tropf.
Freund Seneka! wird man gefällig dich finden?

Zachäus. (unterm Tiſche.) Ja! — ja!

Florentine. Wird keine der Fragen die Zunge Dir binden?

Zachäus. Nein! — nein!

Florentine. Gieb uns nun Antwort und merke die Fragen;
(zu dem andern.) Ich bitte ſie langſam und deutlich zu ſagen.
Nun fragen Sie ſelber mit eigenem Mund,
Sie werden bald ſehen, daß alles ihm kund.

Arnolph. Ich will, wenn's erlaubt iſt, zum erſten daran,
damit ich erfahre, was Seneka kann.
Nun Seneka! ſprich, was wird mir geſchehn?

Zachäus. (unterm Tiſche.) Noch heute wirſt Du Dich als Bräutigam ſehn.

Arnolph. Das iſt unvergleichlich! das iſt wunderſchön!
noch heute werd' ich mich als Bräutigam ſehn!
Es kömmt ſchönes Fräulein! auf Sie nur noch an.

Lukrezia. Zuvor will ich fragen den wohlweiſen Mann.
Nun Seneka ſich nur, wer mit Dir hier ſpricht.
Mein künftiges Schickſal verheele mir nicht.
Sag, ob mit dem Grafen ich glücklich kann ſeyn?

Zachäus. Ja! wenn Du noch heute den Grafen wirſt frei'n.

Lukrezia. Dem Spruche des Seneka muß ich mich fügen,
auch koſtet mir's wenig und macht mir Vergnügen.
Nun! wenn es denn ſchlechterdings alſo muß ſeyn,
ſo mag es geſchehen, ich willige ein.
Mein lieber Herr Bruder! nun kömmt es an Dich,
Du folgſt meinem Beiſpiel und machſt es wie ich.

Fauſtin. Nun, wenn es ſo ſeyn muß, ſo will ich es wagen,
und will um mein Schickſal den Seneka fragen.
Nun Seneka ſprich, und verheele mir's nicht,
was mir in der Zukunft das Schickſal verſpricht?

Zachäus. Wenn Dir deine Gräfin den Fehler verzeiht,
ſo rath' ich Dir, mach Dich zur Hochzeit bereit.

Arnolph. Da! hier in dem Beutel ſind hundert Dukaten;

Arnolph. Lukrezia. Fauſtin. Zum Lohne daß Sie uns ſo wie wir ſie baten,
die Künſte zu ſehn, das Vergnügen gemacht.
Nun wünſchen wir auch eine ruhige Nacht.

Florentine. Das alles hab' ich mit Vergnügen gemacht,
ich wünſche nun Ihnen geruhige Nacht.

(Arnolph. Lukrezia. Fauſtin. ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Florentine. Zachäus. Röschen.

Florentine. Nun Mulei! Roſette! räumt alles das fort,
und ſtellet es wieder an vorigen Ort.

Es hat uns das Gaukelſpiel herrlich geglückt,
und unſer Baron iſt ganz artig berückt.
Nun tret' ich als Siegerin beſſer noch auf,
beſchließe den Handel und ende den Kauf.

Sechszehnter Auftritt.

(Saal.)

Fauſtin. Lukrezia. Arnolph.

Fauſtin. Den dümmſten Schritt hab' ich gethan,
als ich ihr ſchriftlich ſagte,
daß ich nicht wollte ſeyn ihr Mann,
daß ſie mir nicht behagte.
Freund Seneka gab mir den Rath
zu bitten um Pardon,
vielleicht verzeiht ſie, was ich that,
giebt mir die Hand zum Lohn.
Ich will ſie bitten auf den Knie'n,
mit ihr gar zärtlich thun,
und dann nach Wunſche ausgeſöhnt,
in ihren Armen ruhn.

Lukrezia. Es iſt einmal des Himmels-Schluß,
wir wollen folgſam ſeyn,
und da es nun geſchehen muß,
dem Eheſtand' uns weihn.
O möcht es meinem Bruder noch
doch heut auch glücklich gehn.
und möchten in der Gräſin Arm
beglückt wir ihn noch ſehn.

Sieben-

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Florentine (in einer Saloppe.) Röschen. Zachäus.

Florentine. Roſette! Mukel! kommt hierher,
vernehmet den Befehl,
daß ihr beſorgt was ich begehr,
befolget alles ſchnell.

Roſette geh und packe ein
mach' alles ordentlich,
wirſt Du dabei recht fleißig ſeyn,
alsdann beſchenk' ich Dich.

(zu Zachäus.) Und Du, gehorcheſt ſo wie ſie,
Du ſollſt ins Poſthaus gehn,
damit die Pferde morgenfrüh,
hier vor dem Gaſthof ſtehn.

Arnolph. Was hör' ich, Schweſter! Du willſt fort?
ich bitte Dich bleib hier.

Florentine. Ich bleibe nicht länger an dieſem Ort,
ich bleibe nicht mehr hier.

Lukrezia. O! ſeh'n Sie meinen Bruder an,
wie ängſtlich ſteht er da!

Florentine. Kein Wort von dieſem großen Mann!
Er hat mich inſultirt.

Fauſtin. O! ſehn Sie mich zu Ihren Füßen,
ich fleh Ihr Mitleid an,
für meinen Fehler will ich büßen,
ſo viel ich immer kann.

Lukrezia. O laſſen Sie ſich doch bewegen,
Verſtoßen Sie ihn nicht.

Arnolph. Der Arme iſt ja ſo verlegen!
Verſtoß ihn doch nur nicht.

Alle. O laſſen Sie doch einem Armen
Ihr Mitleid angedeihn!
Sie werden wirklich Ihr Erbarmen
auf keine Art bereun.

Florentine. Nun wohlan! es ſei gewähret!
doch mit der Kondition,
daß ihr mir zu halten ſchwört,
die Kapitulation.

Die andern. Wenn wir die Artikel hören,
wollen wir zu halten ſchwören;
die Kapitulation.

Florentine. Nun ſchwöret mir alle bei Himmel und Erden,
daß wenn auch, wer weiß was, entdeckt ſollte werden,
doch keines von andern ſich trennen mehr kann.

Florentine. Lukrezia. Arnolph. Fauſtin.
(jedes vor ſich.)
Das iſt eben Waſſer auf unſere Mühle!
Nichts gleicht dem Vergnügen, das ich in mir fühle!
Es ſteht die Bedingung vollkommen mir an,
daß keins ſich vom andern nun trennen mehr kann.

Röschen und Zachäus. O möchten Sie uns doch die Bitte gewähren,
und beiden erlauben, mit Ihnen zu ſchwören:
daß keins dann vom andern mehr trennen ſich kann.

Die andern. Wie Röschen? Du willſt gar den
Mohren zum Mann?

Röschen. Ja! ja!

Die andern. Nun meinetwegen! was geht es
mich an?

Arnolph. Potz Schecken und Schimmel! was
muß man erleben!
Den Narren von Mohren, zum
Manne zu nehmen!

Alle. Doch laſſet uns länger auch nicht
mehr verweilen,
und ohne Bedenken dem Schluſſe
zueilen.

Florentine. Wir wollen nun ſchreiten behende
zum Ziel,
ihr hört, was ich ſchwöre und
ſprecht es mir nach.
Ich ſchwöre und gelobe —

(Die andern ſingen das nach, und ſo eben bei folgenden abgeſetzten Zeilen.)

mit guten Vorbedacht —
daß ich mich hier verlobe —
aus eigner Wahl und Macht —
und ſollte man einſt ſehen —
daß etwas anders wär —
ſo ſoll der Schwur löſchen —
ich ſchwör's bei meiner Ehr.

Alle.
Wir legen willig Hand in Hand
von Hymens Glück umſchwebt,
es hat dies ſchöne Eheband
Gott Amor ſelbſt gewebt.

Lukrezia. Bruder! es wird mir ſo bange!
lieber ſag' ich's gleich heraus,
denn verſchweig ich es noch lange,
fällſt Du mit der Thür ins Haus.

Fauſtin. Beſſer daß ſie es bald wiſſen,
denn jetzt ſind ſie noch verliebt,
ärger müßte es verdrießen,
wenn man ſpäter Nachricht giebt. —
Laſſen Sie ſich doch erzählen —

Lukrezia. Länger darf ich's nicht verheelen, —

Fauſtin. Daß ich ein Akteur nur bin, —

Lukrezia. und ich eine Tänzerin.

Arnolph. Florentine. Wie? Was?

Florentine. Nun Herr Graf! (ironiſch.) ich gratulire!

Arnolph. Schöne Gräfin! ich proteſtire.

Beide. Ha! das iſt ein Schelmenſtück,
packt euch fort den Augenblick!
Ich vernichte jeden Schritt,
meiner Schwüre bin ich quitt.

Fauſtin. Lukrezia. Alles Zanken iſt verloren,
haben Sie denn nicht geſchworen?

Arnolph. Florentine. (vor ſich.) Himmel! hätte ich doch nur,
nicht gethan den dummen Schwur.

Fauſtin. Lukrezia. Was geſchehn iſt, iſt geſchehen,
niemand kann zurücke gehen.
Wohl bewähret bleibt der Spruch:
Alle Welt lebt von Betrug.

Florentine. Arnolph. Laſſen wir die Grillen fahren,
jeden Vorwurf uns erſparen,
und nun alles abzuſchließen,
ſollen Sie noch heute wiſſen,
ohne Rückhalt, ſonnenklar,
daß kein Graf mein Vater war.

Haben Sie uns gleich belogen,
ſind Sie doch auch mit betrogen.
Es ziert unſers Vaters Adel,
Bügeleiſen, Scheer' und Nadel,
und es zeigt ſich ſonnenklar,
daß er nur ein Schneider war.

Fauſtin. Lukrezia. Wie? gehn Sie doch! Ein Schneider war?

Arnolph. Ich als Roßkamm nährte mich.

Florentine. Philadelphia bin ich.

Fauſtin. Lukrezia. Nun! ſo ſind wir auch betrogen!
nun! ſo ſind wir auch belogen!

Alle. Wohl bewähret bleibt der Spruch:
Alle Welt lebt von Betrug.

Alle. Hahahaha! das iſt zum lachen!
Wie alle große Augen machen.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
unſre Heirath muß beſtehn.

Röschen. Nun mein Freund! verſtehſt Du mich?
dauert nicht Dein Dienſtchen Dich?
Was fangen wir nun an?

Zachäus. Nun denke fein mein liebes Kind,
daß alle Dinge eitel ſind.
Um uns iſt es gethan!

Die andern. Wenn ihr wollt unſre Dienſte nehmen,
ſo ſoll es euch an Brod nicht fehlen.

Röſchen und Zachäus. Ich gehe den Akkord gleich ein,
ich will in Ihren Dienſten ſeyn.
So treten wir den Ehſtand an,
ich bin dein [Weib,]
du biſt mein
du biſt mein [Mann.]
ich bin dein

Fauſtin. Arnolph. Florentine. Lukrezia.
Damit uns nichts neues das zwiſchen mehr fällt,
ſo werde noch heute der Prieſter beſtellt.
Er knüpfe das ſchöne, das herrliche Band,
er lege noch heute die Hand in die Hand.
Dann laſſet uns eilen behende nach Haus,
und feiern die Hochzeit mit herrlichen Schmauß.
So glücklich hätt' ich mich heut früh nicht gedacht,
das hat Hokus pokus! zu Wege gebracht.

SÄCHS.
LANDES
BIBL.

1926 = B 322

Die
Zauberflöte.

Eine
Oper in drei Aufzügen,
neubearbeitet
von
C. A. Vulpius.

Die Muſik iſt von Mozart.

Aufgeführt auf dem Herzoglichen Hoftheater zu
Weimar zum erſtenmal am
16. Januar 1794.

Leipzig, 1794.
bei Johann Samuel Heinſius.

Vorrede.

Es war uns ſchlechterdings unmöglich, die Zauberflöte nach dem Originale, welches Mozart durch ſeine himmliſche Kompoſition gleichſam veredelt hatte, vor unſer delikates Publikum hier auf das Theater zu bringen. Es mußte daher auf eine Umarbeitung gedacht werden, und ſo entſtand die meinige, welche nachher auch von der Mannheimer Bühne angenommen wurde.

Wer das Original kennt, wird wiſſen, was ich geleiſtet habe, oder nicht. Den Dialog habe ich ganz neu umgeſchaffen. Die Verſe habe ich geändert und wenigſtens — vom Nonſens gereiniget, wie ich hoffe! Dennoch wird man hier und da noch harte Reime genug finden. Sie ſind immer, bei Arbeiten dieſer Art, ziemlich unvermeidlich. Es iſt unendlich leichter für die Muſik, als nach einer ſchon vorhandenen Kompoſition, zu arbeiten. Doch, das wiſſen ja die Kenner ſchon!

Das Originalſtück hat gar keinen Plan. Die Menſchen gehen darinne nur, um wieder zu kommen, und kommen, um abgehen zu können. — Ich habe es verſucht, einen Plan hineinzudrängen. Ganz kann ſo etwas bei ſolchen Arbeiten, unmöglich gelingen. Inzwiſchen iſt doch etwas dafür gethan worden. Man wird es finden.

In dieſer Rückſicht habe ich auch das Stück in drei Aufzüge abgetheilt, weil der Zwiſchenraum von Nacht und Tag mir dadurch beſtimmter gemacht zu ſeyn ſchien, und weil überhaupt der zweite Aufzug durch ſeine unverhältnißmäßige Länge, ermüdete.

Weiter weiß ich vor der Hand nichts zu ſagen. — Weimar, den 30. Jan. 1794.

Perſonen.

Saraſtro, Regent des Sonnenreichs.
Prinz Tamino.
Sprecher der Eingeweihten.
Erſter
Zweiter } Prieſter.
Dritter
Die Königin der Nacht.
Pamina, ihre Tochter.
Erſte
Zweite } Dame.
Dritte
Erſter
Zweiter } Knabe.
Dritter
Papageno.
Ein altes Weib.
Monoſtatos, ein Mohr.
Erſter
Zweiter } Sklav.
Dritter
Zwei Gewappnete.
Prieſter.
Damen.
Sklaven.
Gefolge.

Erſter Aufzug.

Felſichte Gegend. — Im Hintergrunde, eine weite, dunkle Grotte, bei welcher ein feuerſpeiender Drache ſitzt*), der den Prinzen angegriffen hat, und mit welchem dieſer kämpft. — Auf den Seiten, Berge mit einem Tempel.

Erſter Auftritt.

Tamino**). Drei Damen.

(Tamino, vom Kampfe ſchon bald ermattet, zieht ſich, ſich ſchwach vertheidigend, weiter vor und zurück).

Tamino. Zu Hülfe! Zu Hülfe! er wird mich verſchlingen!
Wer hilft mir den giftigen Drachen bezwingen?

---

*) Im Originale hat es der Prinz kämpfend, mit keinem Unthier zu thun. Er läuft dort bloß vor einer Schlange davon, und hat das Unglück, endlich in Ohnmacht zu fallen, bei dem Anblick eines Thieres, deren er auf der Jagd doch wohl genug ſchon zuweilen von dieſer Gattung geſehen haben mag. Ich habe die Schlange in einen Drachen mit gutem Vorbedacht verwandelt, weil es wahrſcheinlicher iſt, daß man von dem Qualme ſeines Feuerſpeiens in Ohnmacht fallen kann, als von dem Anſchauen einer Schlange. Ueberhaupt aber haben auch bei ſolchen Abentheuern die Drachen viel gewöhnlichern Kours, als die Schlangen.

**) Prinz Tamino kömmt im Original in einem Japaniſchen Jagdkleide zum Vorſchein.

Wie bin ich ermattet, vom ſchrecklichen Kampf!
O welch ein Qualm! O welch ein Dampf!
(er ſinkt ohnmächtig nieder).

(Die Damen mit feuerſprühenden Fackeln*), kommen aus dem Tempel, gehen auf den Drachen los, und ſcheuchen ihn in die Höle zurück.)

Die drei Damen. Triumph! Triumph! ſie iſt vollbracht
Die Heldenthat! — Er iſt befreit.
Und muthig enden wir den Streit.

Erſte Dame. Ein holder Jüngling! ach! wie ſchön!

Zweite Dame. Wo kann man einen ſchönern ſehn?

Dritte Dame. Wie männlich, ach! wie männlich ſchön!

Alle

Was der Verfaſſer ſich dabei gedacht haben mag, weiß der Himmel! — Ich glaube, man thut ſehr wohl, den Prinzen idealiſch griechiſch zu kleiden, welches gegen die pharaoniſchen Trachten Saraſtro's und ſeiner Leute, gut abſticht.

*) Dieſes Feuer der Fackeln muß von einer andern Farbe ſeyn, als das, welches der Drache ausſpeit. Das thut eine gute, und gewiß beſſere Wirkung, als wenn, wie im Originale, die Damen mit ſilbernen Spießchen das Ungeheuer erlegen. Zuweilen kömmt die Schlange nicht, weil die Maſchinerie ſtockt, und dann ſind die Damen genöthigt — die Breter der Bühne zu erwürgen.

Alle dreie. Wollt' ich mein Herz der Liebe weih'n,
dem ſchönen Jüngling ſollt' es ſeyn. —
Zur Königin laßt uns nun eilen,
ihr gleich die Nachricht mitzutheilen,
auf die ſie längſt harrt, wie ihr wißt,
daß jetzt der Prinz gekommen iſt.

Erſte Dame. So geht, und ſagt es ihr. —
Ich, bleib' indeſſen hier.

Zweite Dame. Nein! nein! ihr könnt nur gehn.
Hier will ich Wache ſtehn.

Dritte Dame. Nein! nein! das kann nicht ſeyn.
Bei ihm bleib' ich allein.

Alle dreie. (vor ſich). Ich ſollte fort? Ei! ei! wie fein!
Sie wären gern bei ihm allein.
Nein! nein! das kann nicht ſeyn.
(Eine nach der andern, und dann, zugleich).
Was wollte ich darum nicht geben,
mit dieſem Jüngling froh zu leben,
der Liebe mich mit ihm zu weih'n.
Doch keine geht. Er bleib' allein. —
Was ſoll ich machen? Wohl! ich gehe.
O Jüngling ſchön und liebevoll!
Du trauter Jüngling, ruhe wohl!
Bis ich dich wiederſeh'.

(In den Tempel ab).

Zweiter Auftritt.

Tamino.

(kömmt zu ſich). Wo bin ich? — Welch' eine Macht hat mich gerettet? (ſteht auf und ſieht umher.) Der Drache iſt verſchwunden? — Welch ein Wunder hat mich ſeinem giftigen Rachen entriſſen?

(Man hört von ferne ein Waldflötchen ertönen, wozu das Orcheſter akkompagnirt.)

(ſpricht unter dem Ritornel.) Was hör' ich? — Welche Töne? — Welche Empfindung bemächtigt ſich meiner Sinne? — Ha! eine ſonderbare Figur! (tritt hinter einen Baum.)

Dritter Auftritt.

Tamino. Papageno. (trägt einen mit Vögeln angefüllten Vogelbauer, der ihm über den Kopf hinausreicht, auf dem Rücken. In der Hand hat er ein Panflötchen, pfeift und ſingt.)

Seht, Papageno iſt ſchon da,
iſt immer luſtig, hopſaſa! —
Der Vogelfänger iſt bekannt,
all' überall im ganzen Land.
Ich locke ſchöne Vögelein
in meine Schlingen ſchnell hinein.
Dann geh' ich zu der Königin,
und trag' ihr meine Vögel hin.
(pfeift.)

Seht, Papageno iſt ſchon da,
iſt immer luſtig, hopſaſa! —
Der Vogelfänger iſt bekannt,
all' überall im ganzen Land.
Es giebt ſo ſchöne Mädchen hier,
für dieſe wünſcht' ich Schlingen mir.
Ich ſperrte ſie in Käfich ein,
und alle Mädchen wären mein.
(pfeift und hüpft nach dem Tempel ab.)

Tamino. (tritt vor.) Heda!

Papageno. (ſieht ſich um.) Was beliebt?

Tamino. Wer biſt du?

Papageno. (kömmt näher.) Wer ich bin? Ein Menſch. — Wer biſt du?

Tamino. Ein Prinz.

Papageno. Und dein Vater?

Tamino. Iſt ein König.

Papageno. Aha! — Ließ ſich wohl in deinem Reiche eine Spekulation mit meinen Vögeln machen? — Nun? Warum ſiehſt du mich denn ſo verwunderungsvoll an?

Tamino. Du biſt ein Menſch?

Papageno. Ein Menſch. — Stoß dich nicht an meine Federdrapperie. Ich bin ein Vogelſteller, und ſchmücke mich mit der Zierde meiner Untergebenen. So werden wir mit einander bekannt, und keine Krähe hackt mir die

Augen aus. Die Vögel haben, zu dieſem Gewande, und zu mir, ein gewiſſes Zutrauen. Dieſes Zutrauen benutze ich friſch weg, und nehme die Gimpel beim Kopfe. (pfeift.)

Tamino. Und von dieſem Gewerbe, lebſt du?

Papageno. Verſteht ſich! — So gut, wie jeder Menſch, von dem ſeinigen. —, Mehrentheils ſetze ich meine gefiederte Waare bei der ſternflammenden Königin und ihren Jungfrauen ab. Sie geben mir mein tägliches Brod; und was will ich mehr haben? (pfeift.)

Tamino. Sternflammende Königin?

Papageno. So wird ſie titulirt. Eigentlich aber, iſt ſie die Königin der Nacht, und — (pfeift.)

Tamino. Erzähle mir doch etwas von dieſer Königin.

Papageno. Ich weiß nichts von ihr.

Tamino. Du kennſt ſie aber doch?

Papageno. So, wie mich meine Vögel kennen; von der *unrechten* Seite. Ihr Schleier iſt undurchdringlich für menſchliche Augen.

Tamino. Du weichſt mir aus? Wage es nicht, mit falſchen Nachrichten mich täuſchen zu wollen, denn wiſſe —

Papageno. Bleib mir vom Leibe! — Ich zermalme dich, wenn ich dich anpacke, denn ich habe Rieſenkräfte. (vor ſich.) 's iſt mir angſt und bange! — (laut.) Ich bin ein Vogelſteller aus dem Gigantengeſchlecht, und nehme es wohl mit hundert Menſchen zugleich auf. (vor ſich.) Wenn er mich nur nicht auf die Probe ſtellt!

Tamino. So warſt du wohl gar mein Erretter, der den Drachen umbrachte, der mir ſo hart zuſetzte?

Papageno. Den Drachen? — Ja den hab' ich umgebracht. Ja, ja! — Ich habe den Kadaver in den Fluß geworfen. — O! es iſt nicht der erſte Drache, den ich umgebracht habe. Wenn der Fluß nur ſprechen könnte! Dort liegen gar viele Drachen, Schlangen und Menſchen, von mir in ſeinen kühlen Schooß verſenkt. (vor ſich.) Er wird's doch glauben? — (laut.) Sieh! — So ein Druck von meiner Hand, und ein Drache iſt durch und durch gegriffen. (vor ſich.) Ich muß es nur recht wahrſcheinlich machen!

Tamino. O du beneidenswerther Sterblicher!

Papageno. Beneidenswerth, und auch nicht beneidenswerth. Wie du es nun nimmſt. Die Götter theilen die Gaben der Kräfte und Wiſſenſchaften, nach Wohlgefallen aus. Ich, kann wohl ſagen, daß ſie mich nicht vergeſſen haben. (pfeift.)

Tamino. Aber ich wundere mich, daß du es bei deinen Talenten doch nicht weiter, als bis zu einem Vogelſteller der Göttin der Nacht, gebracht haſt.

Papageno. Dazu bin ich einmal deſtinirt. Die Göttin der Nacht ernährt mich, und ich fange Vögel für ſie. Eine Hand wäſcht die andere. (pfeift.) Die ſternflammende Königin iſt eine kluge Dame. —

Tamino. Das iſt entſchieden! — Damit wir uns ein wenig näher kennen lernen, ſo wiſſe, daß der weiſe Seher Arasmeno, auf Erſuchen der Königin der Nacht, mich hieher geſendet hat.

Papageno. Dich hieher geſendet hat?

Tamino. Wie du hörſt.

Papageno. Das ſoll doch nicht etwa —?

Tamino. Was ſoll es?

Papageno. So ein gewiſſes — wie ſoll ich's nennen? —

Tamino. Nun? Wie?

Papageno. Die Erbfolge liegt der guten Frau im Sinne.

Tamino. Welche Erbfolge?

Papageno. Je nun! Du weißt doch wohl, daß Saraſtro's Bruder, der Gemal der Königin der Nacht war? daß er ſtarb, und nur eine Tochter, aber keinen Sohn hinterließ? daß das Reich einen männlichen Regenten fordert? daß ein Weib hier nicht regieren kann? daß alſo Saraſtro ſeinem Bruder in der Regierung folgte? und daß die Königin der Nacht, aus ihrem Witthume, dem Reiche der Nacht, — (vor ſich.) O! ich Einfaltspinſel! (pfeift.)

Tamino. Was iſt's?

Papageno. Die Zunge iſt mit meiner Ueberlegung davon gelaufen. — Wenn ſie es gehört hat —

Tamino. Wer?

Papageno. Die Königin der Nacht, oder eine ihrer Zofen, ſo bin ich — (pfeift.) Hopſa! (ſetzt ſeinen Vogelbauer ab.)

Tamino. Sollſt du denn nicht —?

Papag.

Papageno. Was denn?

Tamino. Darfſt du denn nicht —?

Papageno. Was denn nicht? — Ich bin nun einmal im Fluſſe meiner Rede; du ſcheinſt mir ein braver Menſch zu ſeyn, und ich will dir alſo noch mancherlei ſagen, was dir nützlich ſeyn wird.

Vierter Auftritt.

Vorige. Die drei Damen.

Alle drei Damen. (drohend.) Papageno! (in der Tempelthür ſtehend.)

Papageno. Aha!

Tamino. Wer ſind dieſe Weiber?

Papageno. Sie dienen der Königin der Nacht, kommen alle Tage hieher, nehmen mir meine Vögel ab, und bringen mir Wein, Zuckerbrod und Feigen dafür.

Tamino. Sind ſie ſchön?

Papageno. Das weiß ich ſelbſt nicht, weil ſie immer Schleier vor den Geſichtern tragen. Aber gar zu weit her muß ihre Schönheit denn doch nicht ſeyn, denn ein Weib das ſchön iſt, bedarf keines Schleiers. — Glaub mir! die Schleiertrachten taugen zu gar nichts, als dazu, einen ehrlichen Kerl hinter's Licht zu führen. —

Die drei Damen. (drohend.) Papageno!

Papageno. Sie nehmen's übel! — Die Frauenzimmer hören nie gern die Wahrheit, wenn ſie ihre Reitze betrift. — (zu den Damen.) O meine Theuerſten! (affektirt zärtlich.) O ihr Götter! welche Reitze! —

Die drei Damen. (drohend.) Papageno! (kommen heraus.)

Papageno. Hier ſind meine Vögel.

Die erſte Dame. Und hier iſt eine Bouteille Waſſer.

Papageno. Waſſer? — Geht mir mit dem Waſſer! Ein ehrlicher Kerl giebt ſich mit einem ſolchen Getränke gar nicht ab.

Erſte Dame. Waſſer iſt das Beſte —

Papageno. So mag ich das Schlimmſte gar nicht kennen lernen. — Hier ſind meine Vögel. Machen Sie keine Späßchen, meine Schönen, und geben Sie mir mein Deputat. Mein Zuckerbrod und meinen Wein.

Erſte Dame. Du biſt ſo geſprächig, ſo ruhmräthig und waſchhaft geweſen, daß die Königin deine Mühe unmöglich unbelohnt laſſen kann. Sie bleibt dir alſo in Gnaden gewogen, und ſchenkt dir, als Zeichen ihrer Wohlgewogenheit, ein Ehrenzeichen — genannt: ein Schloß. (legt ihm ein goldenes Schloß vor den Mund.)

Papageno. (lazzird durch Geberden.) Hm! hm!

Zweite Dame. Nun, du Vogelſteller aus dem Gigantengeſchlecht! leideſt du denn das ſo gelaſſen und geduldig?

Papageno. (nickt.)

Dritte Dame. Willſt du denn deine Rieſenkräfte nicht zeigen?

Papageno. (ſchüttelt.)

Erſte Dame. Befreie dich von deiner Qual, wenn du es vermagſt, gewaltiger Drachenbändiger!

Papageno. (bittet mit gefalteten Händen um Gnade.) Hm! hm!

Zweite Dame. Nichts!

Dritte Dame. Leide deine Strafe nur geduldig.

Erſte Dame. Heil dir ſchöner Prinz! Du Liebling der Götter. Du eileſt deinem Glück' entgegen. Die Königin der Nacht weiß, daß du hier biſt. Sie hat deine Ankunft erwartet, und du biſt vom Schickſal beſtimmt, ihr

Rächer, der Befreier ihrer Tochter, der ſchönen Pamina, zu ſeyn.

Tamino. Der Befreier der ſchönen Pamina?

Erſte Dame. Sieh ſie hier in dieſem Bilde, das dir die Königin ſchickt, bis du ſie ſelbſt ſiehſt, (giebt ihm das Bild.) bis in ihren Armen, Entzücken deine Seele füllt.

Tamino. (betrachtet das Bild mit Entzücken und zunehmender Leidenſchaft.)

Erſte Dame. Auf Wiederſehen, herzallerliebſter Papageno!

Papageno. (bedankt ſich.)

Zweite Dame. Nicht zu viel geplaudert!

Dritte Dame. Nicht zu haſtig getrunken!

Erſte Dame. Alles, fein bedächtlich!

(gehen lachend ab.)

Fünfter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Tamino. Dies Bild, o! wie bezaubernd ſchön!
Welch Glück, die Schöne ſelbſt zu ſeh'n!
O! wie dies holde Zauberbild,
mein Herz mit ſüßer Sehnſucht füllt!
Wie ſoll ich dieſes Streben nennen?
Dies ſüße Weh? dies ſanfte Brennen?

Soll die Empfindung Liebe ſeyn?
Ja ja! das muß die Liebe ſeyn. —
O! hätt' ich dich nur ſchon gefunden!
O! wär ich doch mit dir verbunden!
Ich würde — würde — warm und
rein —
Was würd' ich? — Dich voll Entzücken,
an meinen heiſſen Buſen drücken,
und dann wärſt du auf ewig mein!
(will gehen.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Die drei Damen.

Erſte Dame. Biſt du nun entſchloſſen, die Prinzeßin zu befreien?

Tamino. Feſt entſchloſſen.

Erſte Dame. So waffene dich mit Muth, das Abentheuer zu beſtehen. — Der finſtere, neidiſche Saraſtro, der Bruder ihres erblichenen Gemals, entriß der Königin der Nacht die Krone ihres Gatten, und raubte ihr das einzige Pfand der zärtlichſten, ehelichen Liebe, ihre geliebte Tochter. Troſtlos weint die Mutter um die geraubte Tochter. Bitten und Flehen waren vergebens. Der Tirann lacht ihrer Leiden. Saraſtro hat keine Ohren für die

Klagen der Bedrängten. Pamina ſchmachtet im Elend.

Tamino. O ihr gerechten Götter!

Erſte Dame. Rette ſie. Gieb ſie ihrer Mutter wieder. Werde glücklich, durch Dankbarkeit und Liebe. — Unbewacht und ſorglos lebt der Tirann in ſeinem Reiche. (auf die Höle zeigend.) Dieſer Weg, führt zu ihm. Verſcheucht, durch unſere Kraft, iſt das Ungeheuer, welches dir Tod und Verderben drohte. Wandele muthig die Bahn des Glücks, und rette die Prinzeßin.

Tamino. Durch dieſen Arm falle der Tirann! Pamina iſt mein! — Sie iſt gerettet.

(Ein heftig erſchütternder Akkord mit Muſik. — Es wird Nacht.)

Tamino. Ihr Götter! was iſt das?

Zweite Dame. Faſſe dich!

Dritte Dame. Beruhige dich!

Erſte Dame. Die Ankunft unſrer Königin wird verkündiget. (Donner.)

Zweite Dame. Sie kömmt!
(Donner.)

Dritte Dame. Sie kömmt!
(Donner.)

Erſte Dame. Sie kömmt!

(Donner. — Flammen fahren aus der Erde.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Die Königin der Nacht.

Königin. (ſteigt aus der Erde auf.)

Rezitativ.

O zittre nicht, mein lieber Sohn!
die Zeit der Rache naht ſich ſchon.
Du biſt unſchuldig, fromm, von allen Weſen,
zum Rächer der Betrübten auserleſen.

Arie.

Ich bin zu Gram und Leid erkohren,
man raubte meine Tochter mir.
Mit ihr, gieng all mein Glück verloren,
und meine Ruh verſchwand mit ihr.
Noch ſeh' ich ihr Zittern,
ihr banges Erſchüttern,
ihr ängſtliches Beben,
ihr ſchüchternes Streben.
Ich mußte ſie mir rauben ſehen.
Ach helft! war alles, was ſie ſprach.
Doch ach! vergebens war ihr Flehen,
denn meine Hülfe war zu ſchwach.
Du wirſt ſie zu befreien gehen,
wirſt meiner Tochter Retter ſeyn.
Und werd' ich dich als Sieger ſehen,
ſo ſei ſie dann auf ewig dein.

(verſchwindet.)
(Die drei Damen, ab.)

Achter

Achter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Tamino. O ihr Götter! War das keine Täuſchung? Habt ihr mich zu Paminens Retter erkohren? — Ich folge dem Rufe. Ich komme. Ich rette ſie! (will gehen.)

Quintett.

Papageno. (traurig auf das Schloß zeigend.)
Hm! hm! hm! hm! hm! hm!
hm! hm!

Tamino. O weh! wie biſt du zu beklagen,
denn deine Sprache iſt dahin.

Papageno. Hm! hm! hm! hm! hm! hm!
hm! hm!

Tamino. Was ſoll ich, dich zu tröſten, ſagen,
da ich zu ſchwach zu helfen bin?

Papageno. Hm! hm! hm! hm! hm! hm!

Neunter Auftritt.

Vorige. Die drei Damen.

Erſte Dame. Die Königin begnadigt dich,
(nimmt Papageno das Schloß ab.)
dies thut ſie dir jetzt kund durch
mich.

Papageno. Und Papageno ſchwatzt nun wieder?

Zweite Dame. Ja, ſchwatze! — Prahle nur
nicht wieder.

Papageno. Ich prahle nimmermehr, nein! nein!
Dies Schloß ſoll meine Warnung ſeyn.

Alle drei Damen. Dies Schloß laß deine Warnung ſeyn.

Alle fünfe. Bekämen doch die Prahler alle
ein ſolches Schloß vor ihren Mund
ſie fiengen ſich in eigner Falle
und machten ihre Thorheit kund.

Erſte Dame. (giebt Tamino eine goldene Flöte.)
Nun Prinz! nimm dies Geſchenk von mir.
Die ſendet unſre Fürſtin dir.
Selbſt für Saraſtro's Racheblitzen,
wird dich die Zauberflöte ſchützen.

Alle drei Damen. Du kannſt mit ihr allmächtig handeln,
der Menſchen Leidenſchaft verwandeln.
Bei deiner Flöte Zauberklang,
verwandelt Droh'n ſich in Geſang.

Alle fünfe. O! ſolch eine Flöte iſt mehr als Gold und Kronen werth.
Wer iſt wohl auf dieſer Welt, der die Flöte nicht begehrt?

Papageno. Nun, ihr ſchönen Frauenzimmer! darf ich, ſo empfehl' ich mich.

Alle drei Damen. Dich empfehlen kannſt du immer,
doch beſtimmt die Fürſtin dich,
mit dem Prinzen, ohn' Verweilen,
nach Saraſtro's Burg zu eilen.
Papageno. Nein! dafür bedank' ich mich! —
Von euch ſelber hörte ich,
daß Saraſtro und ſein Mohr,
Menſchen die ſie thränend baten,
ließen ſchlachten, und dann braten,
ſetzten ſie den Hunden vor.
Alle drei Damen. Was hilft's! der Prinz geht nicht allein,
du mußt ſein treuer Schildknapp ſeyn.
Papageno. (vor ſich.) Ei, daß der Prinz wo anders wäre!
Mein Leben iſt mir lieb.
Wer mir das ſtiehlt, bei meiner Ehre!
der iſt mein größter Dieb.
Erſte Dame. (zu Papageno.) Hier nimm dies Käſtchen, (giebt ihm ein goldenes Käſtchen.) es iſt dein.
Papageno. Ei, ei! was mag darinne ſeyn?
Dritte Dame. Im Käſtchen werden Glöckchen tönen.
Papageno. Kann ich ſie ſpielen, meine Schönen?

Alle drei Damen. Das giebt ſich ſchon! ja, ja! gewiß!

Alle fünfe. Silberglöckchen, Zauberflöten,
ſind zu $\left\{\begin{matrix}\text{euern}\\\text{unſerm}\end{matrix}\right\}$ Schutz vonnöthen.
Lebet wohl! wir wollen gehen.
Lebet wohl! auf Wiederſehen.
(wollen gehen.)

Tamino. Doch ſchöne Damen! ſaget an,
Wie man die Burg wohl finden kann?

Alle drei Damen. Drei Knaben, jung, ſchön, hold und weiſe,
umſchweben euch auf eurer Reiſe.
Sie werden eure Führer ſeyn.
Ihr ſeid beſchützt und nicht allein.

Tamino und Papageno. Drei Knaben, jung, ſchön, hold und weiſe,
umſchweben uns auf unſrer Reiſe.

Alle fünfe. So lebet wohl! wir wollen gehen.
Lebt wohl! lebt wohl! auf Wiederſehen.

(Die Damen, in den Tempel, — die Männer, durch die Höle, ab.)

Zehnter

Zehnter Auftritt.

Ein prächtiges ägyptiſches Zimmer.

Zwei Sklaven (tragen Tiſche und Polſter heraus.) **Der dritte Sklav** (kömmt lachend).

Zweiter Sklav. Was giebt's zu lachen?

Dritter Sklav. Unſer Peiniger, der Mohr, wird morgen gewiß geſpießt. — Die Prinzeßin iſt entflohen.

Zweiter Sklav. Entflohen? — Ach! du armer Mohr! du biſt verloren.

Dritter Sklav. Er iſt ihr nach —

Zweiter Sklav. Ach! wenn er ſie nur nicht einholt!

Dritter Sklav. Ich mag ſeinen Lohn nicht mit ihm theilen. Denn ſein unſchickliches Betragen gegen ſie, hat das gute Kind genöthiget, die Flucht zu ergreifen.

Zweiter Sklav. Hahaha! Er wird ſicher, wenigſtens — gehängt.

Dritter Sklav. Das hätte er ſchon längſt verdient.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Monoſtatos. (d'rinne.)

Monoſtatos. He! Sklaven!

Dritter Sklav. O weh! Seine Stimme.

Monoſtatos. Feſſeln! Feſſeln!

Erſter Sklav. Feſſeln? (läuft an die Thür.) O weh! Brüder! die Prinzeßin, iſt gefangen!

Alle dreie. O weh! o weh! das arme Kind!

(alle ab.)

Zwölfter Auftritt.

Monoſtatos. Pamina. (wird von Sklaven hereingeführt.)

Terzett.

Monoſtatos. Nun, feines Täubchen! nur herein.
Pamina. O welche Marter! welche Pein!
Monoſtatos. Verloren iſt dein Leben!
Pamina. Ich hör' es ohne Beben.
Ach gute Mutter du, nur du!
dein Gram raubt dieſem Herz die Ruh.
Monoſtatos. He Sklaven! legt ihr Feſſeln an.
Ha Rache und Verderben!
(ſie wird gefeſſelt.)

Pamina. O laß mich lieber ſterben,
weil nichts, Barbar! dich rühren kann.

(ſie ſinkt ohnmächtig auf ein Sopha.)

Monoſtatos. Nun fort! laßt mich bei ihr allein.

(Die Sklaven ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Papageno.

Papageno. (noch von außen.) Wo bin ich wohl? wo mag ich ſeyn?
Aha! (kömmt herein.) da find' ich Leute.
Ich wag's! ich geh herein.
Ein Mädchen, jung und fein,
in einem ſchönen Kleide?

(Monoſtatos und Papageno ſehen ſich, und erſchrecken voreinander.)

Beide. Hu! Ein — bö — ſer — Dä — mon — ſich — er — lich!
Hab Mitleid, und verſchone mich!
Hu! hu! hu!

(laufen beide ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Pamina.

Mutter! — Mutter! — (erholt ſich.) Bin ich noch am Leben? — Soll meine Qual ſich nie enden? — Ach meine gute Mutter! — O! ich armes, unglückliches Mädchen! —

Funfzehnter Auftritt.

Pamina. Papageno.

Papageno. Ich Narr! Laufe vor dem Kerle, und weiß nicht warum. Giebt's doch ſchwarze Vögel in der Welt, warum ſoll's denn nicht auch ſchwarze Menſchen geben?

Pamina. (ſeufzt.) Ach!

Papageno. Ha! das artige Kind! — Wir wollen ſie doch ein wenig näher betrachten. — Ach! du allerliebſtes Goldfinkchen!

Pamina. (ſpringt auf.) Wer biſt du!

Papageno. Ein luſtiger Vogel; und dermalen, noch obend'rein. — Ambaſſadeur. Ja, ja! 's iſt richtig! (ſieht ihr Porträt an, welches ihm an einem Bande um den Hals hängt.) Blaue, ſchmachtende Augen — kaſtanienbraune Haare — das ſchöne Näschen — die korallenen, küßlichen Lippen — und — — Ja, ja! — Grüßen dich Amor, und alle Liebesgötter, ſchöne Prinzeßin! du biſt Pamina, allerliebſtes Nachtigällchen! nicht wahr?

Pamina. Die bin ich.

Papag.

Papageno. Und ich, bin der Vogelſteller Papageno, den der Wille deiner Frau Mutter, zum Geſandten erhoben hat.

Pamina. Meine Mutter?

Papageno. Wie geſagt. Sie gab uns, dich zu kennen, dieſes, dein Bildniß mit —

Pamina. Uns ſagſt du, und biſt allein?

Papageno. Allein und auch nicht allein. Es iſt noch jemand mit mir gekommen, der iſt mehr als ich, und iſt auch ſchöner als ich.

Pamina. Mehr als du? Schöner als du?

Papageno. Schöner als ich, iſt er, das iſt ausgemacht, und auch mehr als ich, iſt er, denn er iſt ein Prinz, aber ſo luſtig iſt er nicht, wie ich bin, denn, er iſt verliebt.

Pamina. Verliebt?

Papageno. Entſetzlich verliebt.

Pamina. Verliebt? — Sag mir doch, in wen iſt er denn verliebt?

Papageno. In dich.

Pamina. In mich? In mich? O! ſag mir das, noch einmal! In mich iſt er verliebt? — Verliebt? Ach! das iſt ein allerliebſtes Wort.

Papageno. Ja! 's klingt gut!

Pamina. Wirklich, in mich verliebt?

Papageno. Auf Vogelſteller Ehre! Dieſes Bild hat Wunder gethan. Was wird nun nicht erſt das Original thun? — Wenn er dich ſelbſt ſieht, allerliebſtes Täubchen! er verliert Sinne und Verſtand.

Pamina. Wo iſt er? Warum iſt er nicht mit dir gekommen?

Papageno. Sieh! es hieß, es ſollten uns drei Knaben umſchweben und uns den Weg zu dir zeigen. Aber, wir haben keine geſehen. Zur Vorſicht, gab mir der Prinz dein Bild, und ſchickte mich auf's Rekognoszіren aus.

Pamina. Freund Vogelſteller! du haſt viel gewagt. Wenn dich Saraſtro hier erblicken ſollte —

Papageno. — ſo würde er mir die Federn ausrupfen laſſen; — nicht wahr?

Pamina. Er ließ dich ganz gewiß am Spieße braten.

Papageno. Ich muß es geſtehen, über eine ſolche Behandlungsart, könnte ich mich erſchrecklich alteriren! —

Pamina. Es iſt Mittag. Um dieſe Zeit, kömmt Saraſtro gewöhnlich von der Jagd zurück.

Papag.

Papageno. So dächte ich, wir machten uns, ehe er kömmt, auf den Weg, allerliebſtes Droſſelchen! Meinſt du nicht auch?

Pamina. Ich vertraue mich dir ganz an, guter Mann! Du ſcheinſt ein gefühlvolles Herz zu haben.

Papageno. O ja! was das betrifft! Ein gefühlvolles Herz, habe ich wirklich. Aber es fehlt mir nur jemand, der auch ein gefühlvolles Herz für mich hätte. — Der arme Vogelſteller Papageno, ſucht immer noch vergebens eine Papagena.

Pamina. Sei nur ruhig! Du wirſt ſchon auch noch eine Papagena finden. Habe ich doch auch ganz unvermuthet einen Liebhaber bekommen.

Papageno. 's iſt wahr! — Wir wollen das Beſte hoffen.

Pamina. Ach ja! — Wer liebt, iſt auch gut. — Nicht wahr, du betrügſt mich nicht?

Papageno. Eher mich ſelbſt, wollte ich betrügen, als die Tochter meiner Gebieterin.

Pamina. Ich vertraue mich dir ganz an. Ich folge dir.

Duett.

Pamina. Wer zärtlich liebt, kann nicht betrügen,
ein gutes Herz flieht falſchen Schein.

Papageno. Wer wollt' ein ſchönes Kind betrügen?
Er müßte denn ein Unmenſch ſeyn!

Beide. O was doch ſanfte Liebe thut!
Sie macht uns edel, klug und gut.

Pamina. Die Liebe ſchenkt uns Wonn' und Freuden
und meint es mit uns herzlich gut.

Papageno. Die Liebe kämpft mit allen Leiden
ſtets ſiegend und mit Heldenmuth.

Beide. Was Liebe thut, iſt wohlgethan!
So finden froh ſich Weib und Mann.
Mann und Weib, und Weib und Mann,
wandeln froh die Freudenbahn.

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Hain, mit drei Tempeln. An dem hinterſten Tempel ſteht: Tempel der Weisheit. An den beiden andern, zur Seite, ſteht, auf dem einen: Tempel der Vernunft; auf dem andern: Tempel der Natur. — Die Gänge der Tempel, welche dieſelben verbinden, ſind Kolonnaden.

Finale.

Tamino. Drei Knaben (mit ſilbernen Palmenzweigen.)

Drei Knaben. Zum Ziele führt dich dieſe Bahn,
doch mußt du, Jüngling! männlich ſiegen.
Drum höre unſre Lehre an:
Sei ſtandhaft, duldſam, und verſchwiegen.

Tamino. O holde Knaben, ſagt mir doch:
Errette ich Pamina noch?

Drei Knaben. Dies kund zu thun — es geht nicht an —
Sei ſtandhaft, duldſam, und verſchwiegen.
Bedenke dies und ſei ein Mann,
dann, Jüngling, wirſt du männlich ſiegen!

(ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Tamino.

Die Weisheits-Lehre dieſer Knaben,
ſei feſt mir in mein Herz gegraben. —
Wo bin ich nun? — Was wird mit mir?
Iſt dies der Sitz der Götter hier?
Es zeigen die Pforten, es zeigen die Säulen,
daß Weisheit und Künſte, die Arbeit hier theilen.
Wo Thätigkeit thronet und Müßiggang weicht,
erhält ſeine Herrſchaft, das Laſter nicht leicht.
Ich gehe nun muthig zum Tempel hinan,
die Abſicht iſt edel, bald iſt es gethan.
Saraſtro! zittre Böſewicht!
Tamino hält, was er verſpricht.

(Er naht ſich der Pforte rechter Hand, öffnet ſie, und will in den Tempel gehen.)

Stimme. (von innen.)
Zurück!

Tamino. Zurück? — So wag ich hier mein Glück.
(geht zur Pforte linker Hand.)

Stimme. (von innen.) Zurück!

Tamino. Auch hier, ruft man: Zurück!
(ſieht ſich um.)
Ich ſollte vor Stimmen fliehn?
Wo führt mich *dieſer* Weg wohl hin?
(er klopft an die Pforte des dritten Tempels.)

Acht-

Achtzehnter Auftritt.

Tamino. Ein alter Prieſter.

Prieſter. (kömmt heraus.) Wo willſt du kühner Fremdling hin?
Was ſuchſt du hier im Heiligthum?
Tamino. Der Lieb' und Tugend Eigenthum.
Prieſter. Die Worte bergen hohen Sinn.
Doch ſag, wie willſt du dieſe finden?
Dich leiten Lieb' und Tugend nicht,
weil Mord und Rache dich entzünden.
Tamino. Nur Rache, einem Böſewicht.
Prieſter. Den wirſt du wohl bei uns nicht finden.
Tamino. Saraſtro herrſcht in dieſen Gründen?
Prieſter. Ja, ja! Saraſtro herrſchet hier.
Tamino. Doch in dem Weisheitstempel nicht?
Prieſter. Er herrſcht im Weisheitstempel hier.
Tamino. So iſt denn alles Heuchelei!
(will gehen.)
Prieſter. Willſt du ſchon wieder gehn?
Tamino. Ja, ich will gehn, froh und frei.
nie euern Tempel ſehn.
Prieſter. Erklär' dich näher mir,
ich ahnde hier Betrug.
Tamino. Saraſtro wohnet hier,
das iſt mir ſchon genug.
Prieſter. Wenn du dein Leben liebſt,
ſo red' und bleibe da. —
Saraſtro haſſeſt du?
Tamino. Ich haß' ihn ewig; ja!

Prieſter. So gieb mir deine Gründe an.
Tamino. Er iſt ein Unmenſch, ein Tirann.
Prieſter. Iſt das, was du jetzt ſagſt, erwieſen?
Tamino. Durch ein unglücklich Weib, bewieſen,
die Gram und Jammer niederdrückt.
Prieſter. Dich hat alſo ein Weib berückt?
Die Weiber plaudern allzuviel.
Ach! glaub' nicht ihrem Zungenſpiel.
Entdeckte doch Saraſtro hier,
o Jüngling! ſeine Abſicht dir!
Tamino. Die Abſicht iſt nur allzuklar.
Riß nicht der Räuber ohn' Erbarmen
Pamina aus den Mutterarmen?
Prieſter. Ja, Jüngling! was du ſagſt, iſt wahr.
Tamino. Wo iſt ſie, die er frech geraubt?
Man opferte vielleicht ſie ſchon?
Prieſter. Dir das zu ſagen, lieber Sohn!
iſt mir jetzo noch nicht erlaubt.
Tamino. O! lös das Räthſel, täuſch mich nicht.
Prieſter. Die Zunge binden Eid und Pflicht.
Tamino. Und wenn wird dieſer Schleier ſchwinden?
Prieſter. Sobald dich führt der Freundſchaft Hand
in's Heiligthum, zum ew'gen Band.
(ab.)

Neun=

Neunzehnter Auftritt.

Tamino. · **Stimmen.** (innwendig.)

Tamino. O ew'ge Nacht! wenn wirſt du ſchwinden?
Wann werde ich Paminen finden?

Stimmen. Bald Jüngling, oder nie!

Tamino. Bald, ſagt ihr, oder nie?
Ihr Unſichtbaren, ſaget mir:
lebt denn Pamina noch?

Stimmen. Pamina lebet noch.

Tamino. (froh.) Sie lebt? — Ich danke euch dafür.
(nimmt ſeine Flöte.)
Mein Dank ſoll mit der Flöt' erklingen;
ſo will ich eine Hymne ſingen,
ihr Götter euch! — Pamina lebt!
O! wie der Troſt mein Herz belebt!
(Er ſpielt auf der Flöte.)

(Es kommen allerlei Gattungen von Thieren ihm zuzuhören. Die Vögel ſingen. — Er hört auf zu blaſen, und die Thiere fliehen.)

Tamino. Wie mächtig iſt dein Zauberton,
o theure Flöte! deine Töne,
beleben jede ſtumme Szene.
Doch, ach! Pamina hört mich nicht!
Pamina! höre, höre mich!
Umſonſt! (er ſpielt.) Wo? ach! wo find' ich dich?
(er ſpielt.)

(D'rinne antwortet Papageno mit ſeinem Flötchen.)

Tamino. Ha! das iſt Papageno's Ton!
(Er ſpielt, und Papageno antwortet wieder.)
Vielleicht ſah er Paminen ſchon.
Vielleicht eilt ſie mit ihm zu mir.
Vielleicht führt mich der Ton zu ihr.
(ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Papageno. Pamina. (entfeſſelt.)

Beide. Schnelle Füße, Lieb' und Muth
ſchützen vor der Feinde Wuth.
Ach! wo muß Tamino ſeyn?
Iſt er etwa hier? ach nein!
Pamina. (rufend.) Ach Tamino!
Papageno. Stille! ſtille! ich kann's beſſer!
(er pfeift.)
(D'rinne antwortet Tamino auf der Flöte.)
Beide. Stille! ſtille! das war beſſer!
Ach! Tamino hört uns ſchon.
Dorther kam der Flötenton.
Welch ein Glück, wenn ich ihn finde!
Nur geſchwinde! nur geſchwinde!
(wollen gehen.)

Ein=

Einundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Monoſtatos. Sklaven.

Monoſtatos. Ha! erwünſcht! jetzt hab' ich euch!
Hurtig! Feſſelt dieſe Frechen!
Jetzo wollen wir uns ſprechen.
Mich ſollt ihr nicht hintergehen,
mir ſollt ihr kein Näschen drehen.
Heda! Sklaven, feſſelt ſie.

Papageno und Pamina. Hier entrinnen wir
wohl nie!

Papageno. Wer nichts wagt, gewinnt nicht viel.
Komm du ſchönes Glockenſpiel.
Laß die Glöckchen, klingen, klingen,
daß ſie wie die Elſter ſpringen.

(Er ſchlägt auf ſein Inſtrument. — Monoſtatos und die Sklaven werden von Entzücken ergriffen, ſingen, und gehen im Marſche ab.)

Monoſtatos und Sklaven. Das klingt ja
ſo herrlich! das klingt ja ſo ſchön!
Trallalalala! Trallalalala!
Ach! wie ſo herrlich! vortrefflich und
ſchön!
Trallalalala! Trallalalala!

(ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Pamina. Papageno.

Beide. Ha! ha! ha! ha! ha! ha!
Könnte jeder brave Mann
ſolche Glöckchen finden,
ſeine Feinde würden dann
ohne Müh verſchwinden.
Unſre Rettung danken wir,
liebes Glockenſpiel, nur dir.
Süß wie deine Harmonie
iſt die Macht der Liebe.
Freundſchaft, Lieb' und Simpathie —
Götter! welche Triebe!
(Marſch mit Trompeten und Pauken.)

Von innen. Es lebe Saraſtro! Saraſtro lebe!

Papageno. Was ſoll das bedeuten?
ich zittre, ich bebe!

Pamina. O weh! nun iſt's um uns geſchehn!
Wer kann Saraſtro wohl entgehn?

Papageno. Saraſtro kömmt? O weh!
Ihr Götter, ach! ich bin verloren!
Es koſtet mir wohl Naſ' und Ohren,
Mein junges Leben obendrein! —
O weh! was werden wir nun ſagen?

Pamina. Die Wahrheit! Ja! ich will es wagen.

Beide. Die Wahrheit half aus Angſt und Not
gar oft, befreite auch vom Tod.

Nun wohl! ſo ſei's von uns gewagt,
die Wahrheit werde ihm geſagt.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Zug von Gefolge. Saraſtro

(auf einem, mit Löwen beſpannten Wagen.)

Chor. Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!
Wir haben ihm willig die Herzen ergeben.
Stets mag er des Lebens mit Weisheit ſich freun.
Wir dienen ihm willig! Wir alle ſind ſein!
Pamina. (knieend.) O ſtrafe die Verbrecherin!
Ich wollte deiner Macht entfliehn.
Doch ach! die Schuld lag nicht an mir.
Der böſe Mohr verlangte Liebe,
und darum, floh. ich fort von hier.
Saraſtro. Steh auf! erheitre dich, o Liebe!
denn ohne viel in dich zu dringen
weiß ich von deinem Herzen viel.
Dies Herz iſt deiner Liebe Spiel.
Ich will dich nicht zu lieben zwingen,
doch geb' ich dir die Freiheit nicht.
Pamina. Saraſtro! — Fühlſt du meine Pflicht?
Ach! meine Mutter —
Saraſtro. Steht in meiner Macht.
Es würd' in ihrem Reich der Nacht,
der Tochter ganzes Glück verſchwinden.
Pamina. Laß mich die Mutter wieder finden!

Sie iſt es —
Saraſtro. Ach! ein böſes Weib! —
Ein Mann muß eure Herzen leiten,
denn ohne Mann, wird jedes Weib
leicht ihre Grenzen überſchreiten.

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Tamino. Monoſtatos.

Monoſtatos. Nun, junges Herrchen! nur hieher!
Hier, iſt Saraſtro unſer Herr.
Tamino. Pamina. Er iſt's? er iſt's? ich glaub' es kaum!
Sie iſt's! ſie iſt's! es iſt kein Traum.
An meine Bruſt, in meinen Arm!
Wie klopft mein Herz ſo liebewarm!

(Umarmung.)

Alle. Was ſoll das heißen?
Monoſtatos. Welch eine Dreiſtigkeit?
(reißt ſie auseinander.) Gleich auseinder! das geht zu weit!
(fällt vor Saraſtro nieder.) Dein Sklave liegt zu deinen Füßen.
Ich bitte, laß die Frevler büßen.

Bedenke nur des Buben Liſt,
(auf Papageno zeigend.) durch dieſes fremden Vogels Liſt,
wollt' er Paminen dir entführen.
Allein, ich wußt ihn auszuſpühren.
Du kennſt mich! — meine Wachſamkeit —

Saraſtro. Verdient, daß man ihr Kränze ſtreut! —
He! gebt dem Ehrenmann ſogleich —

Monoſtatos. Schon deine Gnade macht mich reich. (ſpringt auf.)

Saraſtro. Nur neunundneunzig auf dem Bauch.

Monoſtatos. (knieend.) Verdient ich die Belohnung auch?

Saraſtro. Kein Dank! — Es iſt ſo mein Gebrauch.

(winkt, und etliche aus dem Gefolge, führen Monoſtatos ab.)

Alle. Es lebe Saraſtro, der ſtrafende Rächer!
Er kennt jede Bosheit und ſtraft die Verbrecher.

Saraſtro. Führt dieſe beiden Fremdlinge
in unſern Prüfungstempel ein.
Bedecket ihre Häupter, denn
ſie müſſen erſt gereinigt ſeyn.

(Zwei Prieſter, bringen weiße Schleier, und bedecken Papageno und Tamino die Köpfe.)

Alle. Führt dieſe beiden Fremdlinge ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Schluß.

Schlußchor.

Wenn Tugend und Gerechtigkeit
den großen Pfad mit Ruhm beſtreut;
ſo iſt die Erd' ein Himmelreich
und Sterbliche. ſind Göttern gleich.

Zweiter

Zweiter Aufzug.

Ein Palmenwald. Die Stämme der Bäume, ſind ſilberartig, die Blätter, von Golde. Achtzehn Sitze von Blättern, auf deren jedem einen eine Pyramide ſteht, an welcher ein großes, ſchwarzes, in Gold gefaßtes Horn, hängt.

Erſter Auftritt.

Saraſtro. Prieſter. (jeder mit einem Palmzweige.)

(Ein Marſch.)

Saraſtro. Euch, ihr mit Weisheit begabten, eingeweihten Diener der heiligen Myſterien im Tempel des großen Oſiris und der erhabenen Iſis, habe ich hierher beſchieden, zu hören, was ich euch vorzutragen habe.

Die Prieſter. Rede! wir hören.

Saraſtro. Als mein Bruder von dieſer Welt ſchied, und mir ſeine Krone hinterließ, nahm ich dieſelbe den Gebräuchen der Völker und des Landes gemäß an, aber meine Seele fand keine Weide an all der Pracht und Herrlichkeit, welche die Throne der Sterblichen umgiebt. Denn, eingeweiht in die heiligen, euch bekannten Myſterien, hieng mein Herz an dem Ziele der Erforſchung himmliſcher Weisheit. Ich beſchloß alſo, dem Reiche meines Bruders einen frommen, tugendhaften Beherrſcher zu geben, und mich in meine ſtille Einſamkeit zurückzuziehen. — Der Jüngling, iſt gefunden.

Die Prieſter. Heil ihm!

Saraſtro. Die Wittwe meines Bruders, die ſtolze Königin der Nacht, ſtreckte ſchon mehr als einmal ihre Hände nach meiner Krone aus. Ja, um dieſes blendende Diadem zu erhaſchen, würde ihr ſelbſt ein Mord verzeihlig ſcheinen. Aber bisher, vernichtete ich ihr durch meine Wiſſenſchaft, immer frühzeitig genug, ihre heilloſen Plane. — Schön, wie eine Frühlingsroſe, blühte meines Lebens holder Traum, in ihrer Tochter Pamina, auf. Ich entriß ſie ihrer Mutter, damit ihr Herz rein blieb', erkohren für meinen Plan. Sie ſoll die Krone ihres Vaters ihrem Gemal mit Herz und Hand ſchenken, und dieſer — ſei Prinz Tamino, der Jüngling, den ich erkohren habe.

Die Prieſter. Heil ihm!

Saraſtro. Jetzt, iſt er hier. Er wandelt vor der nördlichen Pforte unſers Tempels umher, und ſeufzt mit tugendvollem Herzen einem Gegenſtande entgegen, der unſer aller Ziel iſt. Er will ihn zerreißen den nächtlichen Schleier der ſeine Sinne umhüllt, um in das Heiligthum des großen Lichts zu blicken. Dieſen Jüngling zu bewachen, und ihm die Hand zu bieten, ſei unſere Pflicht.

Erſter Prieſter. So ſei es. — Er iſt tugendhaft!

Saraſtro. Auch die Königin der Nacht hat ihn, ohne meinen Plan mit ihm zu ahnden, zu dem Vertheidiger ihrer vermeinten Rechte erwählt. Sie hat ihm die Hand ihrer Tochter verſprochen, wenn er das Abentheuer beſtehen will, mir Leben und Krone zu rauben. — Tamino wird den leeren Verſprechungen eines Weibes nicht mehr Glauben beimeſſen, als meinen väterlichen Bemühungen für ſein Wohl. — Er iſt tugendhaft!

Zweiter Prieſter. Iſt er verſchwiegen?

Saraſtro. Er iſt verſchwiegen.

Dritter Prieſter. Iſt er wohlthätig?

Saraſtro. Er iſt wohlthätig. — Haltet ihr ihn für würdig, ſo folgt meinem Beiſpiele. (bläßt in ſein Horn.)

(Die Prieſter blaſen zweimal in die Hörner.)

Saraſtro. Die Einigkeit euerer Herzen rührt mich. Ich danke euch, im Namen der Menſchheit. — Jedes Vorurtheil entfliehe. Tamino werde ein Schüler der Weisheit. Pamina werde ſeine Gattin.

(Der dreimalige Akkord mit den Hörnern, wird von allen wiederholt.)

Sprecher. (ſteht auf.) Du biſt groß, und groß und edel ſind deine Geſinnungen, erhabener Saraſtro! — Wenn Tamino nun der harten Probe unterläg? Wenn er muthlos aus dem Kampfe zurückkehrte, den er mit Vorurtheilen jeder Art beginnen muß. Wenn alles das, ihn an ein zu frühes Grab führte?

Saraſtro. So nehmen Oſiris und Iſis ihn zu ſich, und er wird ſich früher dem Ziele nähern, als wir.

(Der dreimalige Akkord.)

Saraſtro. So führt ihn denn mit ſeinem Reiſegefährten in den Vorhof des Tempels.

(Der Sprecher, knieet vor ihm nieder.)

Saraſtro. Du, Freund der Götter! Durch uns erwählter Vertheidiger der Wahrheit —

heit — vollziehe dein heiliges Amt — belehre die Fremdlinge und bringe ſie dem Ziele der Weihe näher.

(Der Sprecher und ein Prieſter, gehen ab.)

(Die Prieſter ſtellen mit ihren Palmenzweigen ſich in einem halben Kreiſe um Saraſtro herum.)

Chor.

O Iſis und Oſiris! ſchenket
der Weisheit Geiſt dem neuen Paar.
Wenn ſich ihr Herz zum Guten lenket,
ſtärkt mit Gedult ſie in Gefahr. —
Laßt ſie der Prüfung Früchte ſehen.
Doch ſollten ſie zu Grabe gehen,
ſo lohnt der Tugend ſchönen Lauf,
nehmt ſie bei euch, ihr Götter! auf.

(Alle ab. — Saraſtro voran.)

Zweiter Auftritt.

Vorhof des Tempels.

(Nacht. — Der Donner rollt von weiten.)

Tamino, Papageno. (werden vom) **Sprecher und dem andern Prieſter** (hereingeführt, welche ihnen die Schleier abnehmen und dann fortgehen.)

Papageno. Mein Prinz —

Tamino. Papageno?

Papageno. Ich müßte lügen, wenn ich ſprechen wollte, ich hätte nicht die geringſte Angſt. — Ich glaube, die Herren, machen ſich auf unſere Unkoſten luſtig, oder ſie wollen uns vermuthlich —

(ein Donnerſchlag.)

Papageno. Ach nein! — Sie wollen nichts, gar nichts! — 's iſt mir gar ſonderbar zu Muthe!

Tamino. Du fürchteſt dich alſo?

Papageno. Furcht, iſt's eben nicht, die mich quält, aber, ſo eine gewiſſe, kleine Aengſtlichkeit, — ein Anfall von einem Fieberchen —

(Donnerſchlag.)

Papageno. Ach! 's iſt erſchrecklich! —

Tamino. Sei ein Mann!

Papageno. Ja doch! Wenn's nur damit gethan wär.

(Donnerſchlag.)

Papageno. Ich bin des Todes!

Dritter Auftritt.

Vorige. Sprecher. Prieſter. (mit Fackeln.)

Sprecher. Fremdlinge! was ſucht ihr hier?

Papageno. (ſeufzend.) Nichts!

Sprecher. Was fordert ihr von uns?

Papageno. (ſeufzend.) Nichts! — Gar nichts! —

Sprecher. Was treibt euch in dieſe Mauern?

Tamino. Freundſchaft und Liebe.

Sprecher. Biſt du bereit, die Krone des Siegs, ſei es auch mit Verluſt deines Lebens, zu erringen?

Tamino. Ich bin bereit.

Sprecher. Noch iſt es Zeit. Willſt du wieder zurückgehen, ſo ſteht es dir frei.

Tamino. Ich bleibe. — Meine Seele dürſtet nach Weisheit, mein Herz, klopft für die reitzende Pamina.

Sprecher. Und du willſt dich jeder Prüfung unterziehen?

Tamino. Jeder Prüfung.

Sprecher. Gieb mir die Hand. (Sie geben ſich die Hände.) Es ſey! (zu Papageno.) Und du Freund! Biſt du auch bereit nach dem Ziele zu ringen, welches die Weisheit ihren Lieblingen, ſteckt?

Papageno. Das Ringen iſt meine Sache gar nicht. — Ich verlange keine Weisheit. Wozu ſoll ſie mir nützen? — Ich bin ein ganz ge-

gewöhnlicher Alltagsmenſch. Schlecht und recht, iſt mein Wandel, und wenn ich Eſſen und Trinken habe, ſo bin ich zufrieden, ohne nach höhern Dingen zu ſtreben. — Was ich mir allenfalls ſo gelegentlich noch wünſchte, wär ein Weibchen das ſich für mich ſchickte.

Sprecher. Dein Wunſch kann erfüllt werden.

Papageno. Iſt's möglich?

Sprecher. Unterwirf dich unſern Prüfungen.

Papageno. Welchen Prüfungen?

Sprecher. Du befolgſt unſere Befehle, ſelbſt ohne den Tod zu ſcheuen.

Papageno. Nein! Ich danke! Die Weiber ſind wohlfeiler zu haben. So theuer, erkaufe ich mir keine Frau.

Sprecher. Ein ſchönes, artiges Mädchen das ſich —

Papageno. Schon gut! Und wenn ſie noch ſo ſchön iſt, ich kann mich nicht entſchlieſſen, ſie um dieſen Preis zu erhandeln.

Sprecher. Wenn aber nun der weiſe Saraſtro ein Mädchen für dich erkohren hätte, das an Geſtalt und Tracht dir ganz gleich wär?

Papag.

Papageno. Mir ganz gleich? Ein artiges Mädchen? hm!

Sprecher. Mit Einem Worte: eine Papagena.

Papageno. Wie? Pa —?

Sprecher. Eine Papagena.

Papageno. Papagena? — Die möcht ich doch ſehen!

Sprecher. Du ſollſt ſie ſehen.

Papageno. Aber, wenn ich ſie geſehen habe, muß ich ſterben?

Sprecher. (macht eine zweideutige Pantomime.)

Papageno. Sterben? — Ich mag ſie nicht ſehen! — Ich mag keine Frau haben!

Sprecher. Du ſollſt ſie ſehen. Aber, bis die Zeit der Weihe kömmt, darfſt du kein Wort mit ihr ſprechen. — Biſt du auch Herr deiner Zunge?

Papageno. Ach ja!

Sprecher. Die Hand darauf. (Sie geben ſich die Hände.) Du ſollſt ſie ſehen. — Auch dir Prinz! legen die Götter ein heilſames Stillſchweigen auf. Ohne dieſes, ſeid ihr beide verloren. Du wirſt Pamina ſehen, aber ſprechen, darfſt du nicht mit ihr. Euere Prüfungszeit beginnt.

Papageno. So? — Alſo, wiſſen wir nun, woran wir ſind!

Duett der Prieſter.

O Freunde! fliehet Weibernetze,
bedenket eures Bundes Pflicht.
Euch giebt die Weisheit ſelbſt Geſetze:
traut Weiber Schmeicheleien nicht.
Sie locken euch in ſeine Schlingen,
und fangen euch mit Hinterliſt.
Das darf den Weibern nie gelingen,
bei dem, der Weisheitsjünger iſt.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Papageno. So? — Nun ſitzen wir wieder im Dunkeln. Iſt's doch, als wenn die Prieſter ganz für ſich allein das Licht gepachtet hätten, um uns andere arme Menſchenkinder beſtändig dem Schrecken der Dunkelheit zu überlaſſen. 's iſt traurig!

Tamino. Schweig! — Sei geduldig, und erwarte das Ende der Prüfungszeit.

Papageno. 's iſt eine harte Zeit, die Prüfungszeit! Ach! wie lange, hat ſie nicht ſchon gedauert!

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die drei Damen. (aus der Verſenkung.)

Quintett.

Die Damen. Wie? Wie? Wie?
Ihr an dieſem Schreckensort?
Nie! nie! nie!
kommt ihr glücklich wieder fort.
Tamino! Tod iſt dir geſchworen.
Du Papageno! biſt verloren.

Papageno. Nein! nein! nein!
Das wär zu viel.

Tamino. Papageno! ſchweig doch ſtill!
Willſt du dein Verſprechen brechen,
nichts mit Weibern hier zu ſprechen?

Papageno. Ihr hört's doch? wir ſind beide hin!

Tamino. Stille ſag' ich! — Schweig nur ſtill!

Papageno. Immer ſtill, und immer ſtill!

Die drei Damen. Ganz nah iſt euch die Königin,
ſie drang in Tempel heimlich ein.

Papageno. Wie? was? ſie ſoll in Tempel ſeyn?

Tamino. Stille ſag' ich! — Schweig doch ſtill! —
Wirſt du immer ſo vermeſſen,
Wort und Pflicht ſo ſchnell vergeſſen?

Die drei Damen. Tamino! ach! du biſt verloren!
Gedenke an die Königin.
Man ziſchelt viel ſich in die Ohren
von dieſer Prieſter falſchen Sinn.

Tamino. (vor ſich.) Ein Weiſer prüft, und achtet nicht,
was eine Weiberzunge ſpricht.

Die drei Damen. Man ſagt, wer ihrem Bunde ſchwört,
der iſt verloren immerdar.

Papageno. Das wär doch wirklich unerhört!
Hört, Prinz Tamino! iſt das wahr?

Tamino. Das alles iſt nur feil Geſchwätz
und giebt uns weiter kein Geſetz.

Papageno. Doch ſagt es auch die Königin.

Tamino. Hat ſie denn nicht auch Weiberſinn?
Sei ſtill! mein Wort ſei dir genug,
denk deiner Pflicht, und handle klug.

Die drei Damen. (zu Tamino.) Ei! ſchöner Prinz! warum ſo ſpröde?

Tamino. (macht ein Zeichen, daß er nicht ſprechen darf.)

Die drei Damen. Auch Papageno ſchweigt? — So rede! —

Papageno. Ich möchte gerne — Woll —

Tamino. Still!

Papag.

Papageno. (heimlich.) Ihr hört, daß ich nicht ſoll —

Tamino. Still!

Papageno.
Kannſt du denn nicht das Schwatzen laſſen?
Du ſprichſt dich noch um deinen Kopf.
Kann ich denn nicht das Schwatzen laſſen?
Es bringt mich noch um meinen Kopf.

Alle. {Wir / Sie} müſſen {ſie / uns} mit Schaam verlaſſen,
es ſpricht ſich keiner um den Kopf.
Von feſtem Geiſte iſt ein Mann,
er denkt erſt, eh er ſprechen kann.

(Die Damen wollen gehen. Die Eingeweihten ſchreien von innen.)

Prieſter.

Entweiht iſt die heilige Halle!
Zur Rache! auf! waffnet euch alle!

(Ein ſchrecklicher Akkord mit allen Inſtrumenten. Donner und Bliz.)

(Die Damen ſtürzen in die Verſenkung.)

Die drei Damen. O weh! o weh! o weh!

Papageno. (ſinkt vor Schrecken, zu Boden und ſingt als die Muſik ſchon aufgehört hat.)

O weh! o weh! o weh!

(Dann, fängt der dreifache Akkord an.)

Sechster Auftritt.

Tamino. Papageno. Sprecher.
Prieſter (mit Fackeln.)

Sprecher. Heil dir Jüngling! Deine Standhaftigkeit hat geſiegt. — Zwar ſind der dornichten, rauhen Wege die du zu wandeln haſt, noch viele, aber die Götter werden dir beiſtehen. — Mit reinem Herzen, wollen wir die Wanderſchaft weiter fortſetzen. (hängt ihm den Schleier um.) Komm! (ab mit Tamino.)

Erſter Prieſter. Nun Freund? Was iſt dir?

Papageno. Ich? — Ich bin ohnmächtig geworden. Ich bin's auch noch.

Zweiter Prieſter. Steh' auf! — Sammle dich. Sei ein Mann!

Papageno. 's koſtet erſchrecklich viel Müh eine Papagena zu erhalten! (ſteht auf.) Muß denn das alles ſo ſeyn?

Erſter Prieſter. Alles.

Papageno. Warum denn?

Erſter Prieſter. Frage nicht, und folge. (hängt ihm den Schleier um.)

Papageno. Meine Liebe geht alſo auf Reiſen? — Nun! wir wollen ſehen, wie ich mich in der Fremde ausnehme. Wenn's auf mich ankäm, ich ſuchte mir hier eine Papagena aus und gieng keinen Schritt weiter. Aber dieſe Herrn geben's nicht zu, — alſo! — Glück auf die Reiſe!

(alle ab.)

Siebenter Auftritt.

Garten mit einer Laube und Raſenbank. — Mondenſchein.

Pamina, (ſchläft in der Laube.) **Monoſtatos.**

Monoſtatos. (kömmt.) Ha! — Was ſeh' ich! — Da iſt ſie ja, das girrende Täubchen. Sie ſchläft! — Erwünſcht! — Deinetwegen hab' ich meinen Bauch zerplauen laſſen müſſen? Schon gut! — Alſo — ich ſoll nicht ſchön finden, was doch ſchön iſt? Eine allerliebſte Prätenſion! — 's hilft nichts! Und ſollte es noch einmal über meinen Bauch hergehen; ein Küßchen, muß ich wenigſtens bekommen! — Ach! die Liebe die Liebe!

Arie.

(Ganz piano geſpielt und geſungen, als wär alles in weiter Entfernung.)

Alles fühlt der Liebe Freude,
ſchäkert, tändelt, ſcherzt und lacht.
Im Pallaſt, und auf der Haide,
herrſcht der Liebe Zaubermacht.

Hier im Haine flattern Schaaren
die die Liebe glücklich macht.
Und ich fürchte noch Gefahren?
Liebchen ſchläft, und Liebe wacht!

Muth gefaßt! und nur behende!
o wie klopft mein Herz ſo ſehr!
Lieber, guter Mond — ach! wende
deine Blicke zu mir her.

Sieh nur zu! — Jetzt werd ich küſſen,
dieſes Liebchen zart und fein.
Nimm den Kuß auf dein Gewiſſen,
hüll' in Wolkenflor dich ein.

(ſchleicht hin, ſie zu küſſen.)

Achter Auftritt.

Donner und Blitz.

Vorige. Die Königin der Nacht (aus der Verſenkung.)

Königin. Zurück Verräther!

Pamina. (erwacht.) O ihr Götter! (ſpringt auf und eilt in ihre Arme.) Meine Mutter!

Monoſtatos. (vor ſich.) Ihre Mutter! — Hm! das wird eine Szene geben, die man nicht unbemerkt laſſen darf. Sei klug, Monoſtatos! Es giebt etwas zu lauſchen. (verſteckt ſich.)

Neunter Auftritt.

Pamina. Die Königin der Nacht.

Königin. Verdank' es der Gewalt, mit der man dich mir entriß, daß du mich noch Mutter nennen darfſt. — Ich habe alles gethan dich zu retten. Ich habe den Prinz Tamino abgeſchickt, der — Wo iſt er?

Pamina. Ach! er iſt verloren! — Verloren für uns alle. Hier war er, und hat ſich dem Dienſte der Eingeweihten gewidmet.

Königin. Wehe mir! — Unglückliches Mädchen! nun biſt du deiner Mutter auf ewig entriſſen.

Pamina. Entriſſen? Auf ewig meiner Mutter entriſſen? Nimmermehr! — Wir wollen fliehen.

Königin. O meine Tochter!

Pamina. Ohne Zaudern! Wir wollen fliehen! — Unter dem Schutze meiner Mutter, trotze ich jeder Gefahr.

Königin. Ach! liebes Kind! Deine Mutter kann dich nicht mehr ſchützen. Meine Macht gieng mit dem Tode deines Vaters zu Grabe, war verloren mit der Krone welche Saraſtro uns entriß. Dein Vater übergab freiwillig den ſiebenfachen Sonnenkreis den Eingeweihten, und dieſen mächtigen Talisman trägt jetzt ihr Oberhaupt, Saraſtro, auf der Bruſt. Dein Vater ſtarb, und man entzog uns ſeine Schätze und Koſtbarkeiten. Man nahm uns die Krone. Man nahm uns alles! Und mich — mich, verbannte der Tirann Saraſtro, in das ſtille Reich der Nacht. Die Götter ſahen meine Thränen, erhörten mein Flehen, und mein und dein Retter, erſchien.

Pamina. Wo iſt er?

Königin. Es war Tamino.

Pamina. Ach!

Königin. Auf ihn gründeten ſich alle unſere Hoffnungen und — ach! ſie ſind dahin, da Tamino ſich unter die Schaar der Eingeweihten begeben hat. Er iſt für dich und deine Liebe verloren, du ſelbſt, biſt mit mir und ihm zugleich verloren, wenn du ihn nicht überreden kannſt, mit dir zu entfliehen, ehe die Sonne die finſtern Hallen des Mördertempels röthet. Der erſte Schimmer des Tages entſcheidet, ob der Prinz ganz dir und deiner Liebe, oder ob er den Eingeweihten gehört.

Pamina. Darf ich ihn denn nicht auch als einen Eingeweihten lieben?

Königin. Nimmermehr!

Pamina. Mein Vater war ja ſelbſt mit dieſen Männern verbunden.

Königin. Leider!

Pamina. Er rühmte oft ihren Verſtand, ihre Klugheit —

Königin. Und verlor durch ſeine Verbindung mit dieſen heimtückiſchen Räubern für ſein Weib und ſein Kind, die Krone und ſein Reich.

Pamina. Er ſprach einſt von einer männlichen Erbfolge, und der tugendhafte Saraſtro —

Königin. Wie? Du wagſt es, dieſen Räuber tugendhaft zu nennen? Mein und dein Todfeind iſt er. Zittere bei ſeinem Namen. Morden, will er mich und dich, nachdem er das Reich und den mächtigen Sonnenkreis uns entriſſen und erſchlichen hat. Sein Leben, iſt Tod für uns. Er muß ſterben, der Tirann!

Pamina. (ängſtlich.) Sterben?

Königin. (zieht einen Dolch.) Für ihn iſt dieſer Stahl geſchliſſen.

Pamina. (bittend.) O meine Mutter!

Königin. Saraſtro ſtirbt. — Durch dich ſtirbt er.

Pamina. Ihr Götter!

Königin. Du durchbohrſt ihm die Bruſt, bemächtigeſt dich des Sonnenkreiſes — und —

Pamina. Das kann ich nicht!

Königin. (drückt ihr den Dolch in die Hand.) Kein Widerſtreben, oder ich vergeſſe, daß ich deine Mutter bin. Saraſtro ſtirbt durch deine Hand, und wir ſind gerächt.

Es ſterbe der Tirann von deinen Händen!
Tod und Verzweiflung entflammen den Muth.
Die Tochter muß der Mutter Qualen enden.
Es fließe des Verräthers ſchwarzes Blut.
Verſtoßen ſei auf ewig und verlaſſen,
zerriſſen ſind die Banden der Natur,
wenn nicht durch dich Saraſtro wird erblaſſen.
Schenkt Rache — Götter! — Hört der Mutter Schwur.
(ſie verſinkt.)

Pamina. Morden? — Saraſtro morden? O ihr guten Götter! ſteht mir bei. Das kann ich nicht!

Zehnter Auftritt.

Pamina. Monoſtatos.

Monoſtatos. (kömmt ſchnell.) Ich weiß alles. Ich habe gelauſcht. Ich habe alles gehört. Prinzeßin! es gilt einen raſchen Entſchluß.

Pamina. Was ſoll ich thun?

Monoſtatos. Dich mir anvertrauen.

Pamina. Meinem Todfeinde?

Monoſtatos. Keine Umſtände gemacht! (nimmt ihr den Dolch.)

Pamina. (erſchrickt und bebt zuſammen.) Ach!

Monoſtatos. Sei ruhig Liebchen! Dein und deiner Mutter Leben, ſteht in meiner Hand. Ein Wort, und Saraſtro, läßt dich und deine Mutter erſäufen. — Es iſt nur Ein Weg, euch zu retten.

Pamina. Und der wäre?

Monoſtatos. Mich zu lieben. — Du erſchrickſt? 's hilft dir nichts. Du biſt in meiner Gewalt. Wir ſind allein, und — Ja, oder Nein!

Pamina. (entſchloſſen.) Nein!

Monoſtatos. (ergrimmt.) Nein? — Nun! ſo büße deinen Stolz mit dem Tode. (ergreift ihre Hand und ſchwingt den Dolch.)

Pamina. (fällt vor ihm nieder.) Erbarmen!

Monoſtatos. Liebe, oder Tod.

Pamina. Habe Mitleid mit mir!

Monoſtatos. Du liebſt mich, oder du ſtirbſt.

Pamina. Mein Herz —

Monoſtatos. Kein Gewäſche! — Entſchlieſſe dich. Du liebſt mich, oder —

Pamina. (entſchloſſen.) Ich ſterbe!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Saraſtro.

Monoſtatos. Nun wohl! ſo ſtirb! (ſticht nach ihr.)

Saraſtro. (fällt ihm ſchnell in den Arm und entreißt ihm den Dolch.) Ungeheuer!

Monoſtatos. Herr! Dich zu rächen, ſchwang ich den Dolch. Eine Verſchwörung gegen dein edles Leben —

Saraſtro. Die ich kenne. — Entferne dich ſchwarzes Ungeheuer! — daß du unbeſtraft davon kömmſt, verdanke der Bosheit des Weibes, die den Dolch gegen mich, unſchuldigen Händen anvertraute. — Mir aus den Augen, Böſewicht, den ich kenne!

Monoſtatos. (vor ſich.) Gut! — Nun werd' ich mich zu rächen wiſſen. — Sogleich zu der Königin der Nacht! — Rache und Mord ſind die Loſung!

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Pamina. Saraſtro.

Pamina. Herr! ſtrafe meine Mutter nicht. Ihr Schmerz über meine Abweſenheit —

Saraſtro. Ich weiß alles. — In den unterirdiſchen Gängen des Tempels irrt ſie umher und ſinnt auf Rache. — Du ſollſt ſehen, auf welche Art, ich mich an ihr rächen werde. — Die Götter ſchenken Tamino nur Muth und Standhaftigkeit, dann biſt du mit ihm glücklich. Deine Mutter ſoll endlich meine gute Abſicht bewundern, ſie ſoll meinem Plane ihren Beifall nicht verſagen können, und dann, wird ſie beſchämt in ihr unterirdiſches Reich zurückkehren.

In dieſen heil'gen Mauern,
kennt man die Rache nicht.
Nicht ſtrafen, nur bedauern,
iſt der Geweihten Pflicht.
Dem Müden reichen wir den Stab,
den Weisheit uns zur Stütze gab.

In dieſen heil'gen Hallen,
wo man die Menſchen liebt,
darf nie die Klag' erſchallen;
daß man ſich nicht vergiebt.
Man reicht ſich traulich hier die Hand,
und hat die Rachſucht nie gekannt.

(beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Eine Halle, mit einem mit Blumen umgebenen Flugwerk. — Im Vordergrunde, zwei Bänke.

Tamino. Papageno. (ohne Schleier, werden hereingeführt von) **Zwei Prieſtern.**

Der Sprecher.

Sprecher. Hier, ſeid euch beide allein überlaſſen. — Wenn die Poſaune ertönt, ſo folgt ihrem Schalle. — Lebt wohl! Prinz, wir ſehen uns wieder, ehe Ihr ganz am Ziele ſteht. Noch einmal, vergeßt das Wort nicht: Schweigen. (ab.)

Erſter Prieſter. Papageno! wer hier ſein auferlegtes Stillſchweigen bricht, den ſtrafen die Götter. (Die Prieſter gehen ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Tamino. (ſetzt ſich.)

Papageno. (nach einer Pauſe.) Tamino!

Tamino. (verweiſend.) St!

Papageno. Das iſt ein allerliebſtes Leben! — Wär ich noch in meiner Hütte, ſo hört ich doch wenigſtens zuweilen einen Vogel pfeifen.

Tamino. St!

Papageno. Mit mir ſelbſt, werde ich doch wohl ſprechen dürfen? Es wär doch auch gar zu ſonderbar, wenn mir das nicht einmal erlaubt ſeyn ſollte.

Tamino. St!

Papageno. (ſingt.) La la la! — Nicht einmal einen Tropfen Waſſer bekömmt man hier, geſchweige denn ein Gläschen herzſtärkenden Wein.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Ein altes, häßliches Weib
(ſteigt mit einem Becher, mit Waſſer aus der Verſenkung auf.)

Papageno. (ſieht ſie lange an.) Iſt das für mich?

Weib. Ja, mein Schatz!

Papageno. (ſieht ſie wieder an; nimmt den Becher, und trinkt.) Hm! Waſſer! — Sag mir doch, du unbekannte Grazie! werden denn hier alle fremde Gäſte auf dieſe Art bewirthet?

Weib. Alle, mein Schatz!

Papageno. So! — Da werden die Fremden ſo gar häufig eben nicht einſprechen?

Weib. Nein, mein Schatz!

Papageno. Das läßt ſich denken! Die Freigebigkeit ſcheint euere Sache gar nicht zu ſeyn. — Weißt du was, alter Schatz! ſetz dich ein wenig zu mir und plaudere mir etwas vor! die Zeit wird mir ganz entſetzlich lang. — Wie alt, biſt du denn?

Weib. 17 Jahr, und 2 Tage.

Papageno. 17 Jahr, und 2 Tage? du mußt eine ganz beſondere Gattung von langen Jahren haben! — Haſt du denn auch einen Liebhaber?

Weib. Das verſteht ſich! —

Papageno. Wirklich! Sieh doch! — Iſt dein Schäter auch noch ſo jung wie du?

Weib. Nicht ganz. — Er iſt 12 Jahr und 3 Tage älter, als ich.

Papageno. Ei, ei! — Ihr müßt eine tröſtliche Liebſchaft zuſammen haben! — Wie heißt denn dein Geliebter?

Weib. Papageno.

Papageno. (erſchrickt.) Was? (Pauſe.) Papageno? — Wo hält ſich denn dein Papageno auf?

Weib. Hier, ſitzt er neben mir.

Papageno. Ich? — Ich wär dein Geliebter?

Weib. Freilich biſt du es, mein Schatz!

Papageno. (ſpringt auf.) Das wär ja ganz eine allerliebſte Liebſchaft! — Wie nennt man denn dich?

Weib. Man nennt mich —

(Starker Donner. — Die Alte verſinkt ſchnell.)

Papageno. O weh!

Tamino. (ſteht auf, und droht ihm mit dem Finger.)

Papageno. Nun, kömmt kein Wort wieder über meine Zunge!

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Knaben, (kommen in dem Flugwerk. In der Mitte, ſteht ein gedeckter Tiſch. — Der Eine Knabe, trägt eine Flöte; der Andere, das Käſtchen mit den Glöckchen.)

Die Knaben.

Seid uns zum zweitenmal willkommen
ihr Männer! in Saraſtro's Reich.
Er ſchickt, was man euch abgenommen,
die Flöte, und die Glöckchen euch.

Wollt ihr die Speiſen nicht verſchmähen,
ſo eſſet, trinket froh davon.
Wenn wir zum drittenmal euch ſehen,
iſt Freude eures Muthes Lohn.
Tamino Muth! Es geht zum Ziel.
Du Papageno! ſchweigſt ſein ſtill!
(ſetzen den Tiſch in die Mitte, und fliegen ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Papageno. Nun! das laß' ich mir gefallen. — Wollen wir nicht ſpeiſen?

Tamino. (bläſt auf der Flöte.)

Papageno. Ach! was hilft das Blaſen! Ich bin hungerig. (ſetzt ſich, ißt und trinkt.) Herr Saraſtro führt eine gute Küche! — Wenn ich immer an einem beſetzten Tiſche ſitzen kann, will ich wohl das auferlegte Stillſchweigen beobachten. — (zu dem Weine.) Du wirſt wohl auch nicht zu verachten ſeyn? — (trinkt.) Ha! — das iſt wahrer Nektar!

(Die Flöte ſchweigt.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Pamina.

Pamina. Find' ich dich endlich! — Der Ton deiner Flöte zeigte mir den Weg. Da bin ich nun bei dir, lieber Tamino! — Aber du biſt traurig? — Willſt du nicht mit deiner Pamina ſprechen?

Tamino. (ſeufzt.) Ach! (winkt ihr, ſich zu entfernen.)

Pamina. Wie? Ich ſoll gehen? — Tamino? liebſt du mich nicht mehr?

Tamino. Ach! (winkt wieder.)

Pamina. Warum ſoll ich nicht bei dir bleiben? — Kränke mein Herz nicht ſo ſehr! — Rede! — Sprich! — O Tamino! —

Tamino. Ach!

Pamina. Papageno! was iſt mit deinem Gefährten?

Papageno. (mit vollem Munde, bedeckt die Speiſen mit beiden Händen, und winkt ihr, ſich zu entfernen.) Ach!

Pamina. Auch du? — So erkläre mir doch wenigſtens den Grund eures Stillſchweigens.

Papageno. St! — (winkt ihr wieder.)

Pamina. O! das iſt mehr als Kränkung! — (Pauſe.) Liebſter, beſter Tamino!

Ach! ich fühl's, es iſt verſchwunden,
ſanfter Lieb' erträumtes Glück!
Niemals kehren Wonneſtunden
ſanfter Zärtlichkeit zurück.
Sieh Tamino! dieſe Thränen —
ach! ſie fließen dir allein.
Dieſes Ahnden, dieſes Sehnen,
ſagt, ich ſoll verlaſſen ſeyn!

(ab.)

Dritter Aufzug.

Halle, wie vorher.

Erſter Auftritt.

Tamino. Papageno.

Papageno. (ſpringt vom Tiſche auf.) Nun bin ich ſatt! — (trinkt.) Herr Saraſtro! zur ſchuldigen Dankſagung. — (trinkt.) Mich gehorſamſt zu bedanken! (trinkt.) Auf ferneres Wohlergehen!

(dreimaliger Poſaunenton.)

Tamino. (winkt ihm, daß er gehen ſoll.)

Papageno. Nur vorausgegangen, ich will ſchon nachkommen.

Tamino. (will ihn mit Gewalt forttreiben.)

Papageno. Keine Umſtände! 's würde ſich ja gar nicht ſchicken —

Tamino. (droht ihm und geht rechts ab, iſt aber links gekommen.)

Papageno. Die Flaſche iſt noch halbvoll, und ich ſoll gehen? Das iſt mir unmöglich! —

Jetzt gieng ich nicht vom Flecke, und wenn die Löwen des Herrn Saraſtro zur Vorſpann kämen.

(Die Löwen kommen heraus.)

Papageno. Ach! Barmherzigkeit! Gnade! — Tamino! Tamino! — Ich bin verloren!

(Tamino bläßt auf der Flöte, und kömmt ſchnell zurück.)

(Die Löwen gehen fort.)

Tamino. (winkt ihm.)

Papageno. Nun ja doch! — Ich muß doch erſt — (trinkt.)

(Dreimaliger Poſaunenton.)

Papageno. Ja, ja! wir kommen gleich. Iſt das nicht eine Noth und ein Lärm! — Wer weiß, ob ich in meinem Leben, und auf dieſer Welt, wieder Wein zu ſehen bekomme. Ich muß alſo darauf denken, daß ich — (trinkt.)

Tamino. (aufgebracht; winkt ihm.)

Papageno. Gleich! gleich! — Wir werden unſerm Schickſale nicht entgehen.

(Dreimaliger Poſaunenton.)

Tamino. (reißt ihn mit Gewalt fort.)

Papageno. Nun, ſo ſei's! — Leb wohl liebe Flaſche! — Einen Menſchen zu ſehen, der ſich von einer noch nicht völlig geleerten Weinflaſche trennen muß, das muß ein trauriger

Anblick ſeyn! — (küßt die Flaſche.) Süßer Troſt meines Herzens! Theuerſte Freundin meiner Seele! — Leb ewig wohl!

(ab.)

(Der Tiſch verſinkt.)

Zweiter Auftritt.

Ein Gewölbe von Pyramiden.

Saraſtro. Der Sprecher. Prieſter. Zwei Prieſter (tragen eine beleuchtete Pyramide auf den Schultern.)

(Jeder Prieſter hat eine kleine, transparente Pyramide, in Geſtalt einer Laterne, in der Hand *).)

Chor.

O Iſis und Oſiris! Welche Wonne!
Die düſtre Nacht verſcheucht der Glanz der Sonne.
Bald fühlt der edle Jüngling neues Leben,
bald iſt er unſerm Dienſte ganz gegeben.
Sein Geiſt iſt kühn, ſein Herz iſt rein,
bald wird er unſrer würdig ſeyn.

Dritter

---

*) Das Laternenweſen von Pyramiden, iſt Tändelei, die in's Kindiſche fällt. Man laſſe ſie weg, und ſetze, eine groſe, transparente Pyramide dafür in die Mitte; ſo, können auch die Schultern der Prieſter von Pyramiden unbelaſtet bleiben.

Dritter Auftritt.

Vorige. Tamino (wird hereingeführt.)

Saraſtro. Prinz! bisher, war dein Betragen männlich und gelaſſen. Aber noch, haſt du zwei gefährliche Wege zu wandeln. — Meine Wünſche ſind, dich weiſe, als Geweihter unſers Zirkels, geliebt von einer guten Gattin, und geſegnet als Regent, von deinem Volke zu ſehen. Wünſcheſt du alles das mit mir, ſo ſtehen dir die Götter bei — Deine Hand! — Pamina! —

Vierter Auftritt.

Vorige. Pamina.

Saraſtro. (löſet den Schleier ab, welcher Paminen umgiebt.)

(Eine tiefe Stille.)

Pamina. Wo bin ich? — Welche Stille! — Wo iſt mein Tamino?

Saraſtro. Er erwartet dich, dir das letzte Lebewohl zu ſagen.

Pamina. Ach! wo iſt er?

Saraſtro. Hier.

Pamina. O mein Geliebter!

Tamino. Verlaß mich!

Terzett.

Pamina. Soll ich, dich Theurer! nicht mehr ſehen?
Saraſtro. Ihr werdet froh euch wiederſehen.
Pamina. Dein harren ſchreckliche Gefahren.
Saraſtro und Tamino. Die Götter werden {ihn / mich} bewahren!
Pamina. Dem Tode wirſt du nicht entgehen.
Ach! was ich ahnde, trift wohl ein.
Saraſtro und Tamino. Der Götter Wille mag geſchehen!
Wie ſie es wollen, muß es ſeyn.
Pamina. Würd' ich geliebt, wie ich dich liebe,
du würdeſt nicht ſo ruhig ſeyn. —
Saraſtro und Tamino {Er iſt / Ich bin} beſeelt von gleichem Triebe,
{er wird getreu / und werde treu} dir ewig ſeyn.
Saraſtro. Es iſt genug! Ihr müßt nun ſcheiden.
Jetzt muß Tamino wieder fort.
Pamina und Tamino. Wie bitter ſind der Trennung Leiden!
{Leb wohl Pamina! ich muß fort. / Ach mein Geliebter, mußnun fort.}
Saraſtro. Nun muß er fort!
Tamino. Nun muß ich fort!
Pamina. Nun mußt du fort!

Tamino. Pamina! lebe wohl!
Pamina. Tamino! lebe wohl!
Saraſtro. Nun eile fort.
Dich ruft dein Wort.
Saraſtro und Tamino. Die Zeit iſt da! —
Wir ſehn uns wieder. —
Pamina. O ſüße Ruh! ach, kehre wieder!
(alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Papageno.

Papageno. (von auſſen.) Tamino! Tamino! — (kömmt herein.) Wo biſt du denn? — Auch hier nicht? — Tamino! — Wo ſoll ich dich ſuchen? Warum haſt du denn deinen Freund Papageno im Stiche gelaſſen? (geht an die Thür, durch welche Tamino abgeführet worden iſt.)

Eine Stimme. Zurück!

(Ein Donnerſchlag. — Das Feuer, ſchlägt zur Thür heraus. — Ein ſtarker Akkord.)

Papageno. O weh! — Wo ſoll ich hin? — Wenn ich nur wüßte wo ich herein kam. (kömmt an die Thür durch welche er herein gekommen iſt.)

Die Stimme. Zurück!

(Donner, Feuer, Akkord, wie oben.)

Papageno. Ach! ich armer Vogelſteller! — Warum blieb' ich denn nicht in meiner Hütte? — Was ſoll ich nun anfangen? — Ach ich Unglücksvogel! (weint.) Wenn mich die Götter etwa gar zum Hungertode beſtimmt hätten! Ach! das müßte ein ganz erſchrecklicher Anblick ſeyn!

Sechster Auftritt.

Papageno. Der Sprecher.

Sprecher. Menſch! Du hätteſt verdient, auf immer in den ewig finſtern Tartarus, geworfen zu werden. Aber, die Götter ſind gnädig, und erlaſſen dir dieſe wohlverdiente Strafe.

Papageno. (weinerlich.) Ich bedanke mich!

Sprecher. Doch, nie wirſt du das himmliſche Vergnügen und die Seligkeit fühlen, ein Eingeweihter zu ſeyn.

Papageno. Je nun! was hilft's? Es giebt ja gar viele Menſchen in der Welt, die auch keine Eingeweihten ſind. — Ich muß mir's gefallen laſſen. — Wenn ich nur jetzt einen Becher Wein hätte!

Sprecher. Sonſt haſt du keinen Wunſch in dieſer Welt?

Papageno. Bis jetzt, nicht.
Sprecher. Er ſoll erfüllt werden.
(ab.)

Siebenter Auftritt.

Papageno.

Ei! das iſt allerliebſt! (Ein großer Becher mit Wein kömmt aus der Erde.) So! Nun bin ich wieder zufrieden. (trinkt.) O du klügſter aller klugen Menſchen auf Erden, der du die erſten Trauben gekeltert haſt! (trinkt.) Deine Geſundheit du Götterſohn! — Das iſt ein Weinchen! — O! ein treffliches Weinchen! (trinkt.) — Wie mir das Herz klopft! Wie mein Blut ſo raſch durch die Adern rollt! — Ha! jetzt, bin ich der König, aller Vogelſteller auf der Welt! — Und nun, wünſche ich mir noch — Was denn? — Ach! — Ach ja! (er ſchlägt ſein Glockenſpiel zum Geſange.)

Ein liebes, gutes Weibchen,
wünſcht Papageno ſich.
Sanft ſei ſie, wie ein Täubchen,
und ſo verliebt, wie ich.
Dann wär ich zufrieden und fröhlich;
ich wähnte mich glücklich und ſelig.
Da würde vergnügt und entzückt,
das Weibchen an Buſen gedrückt!

Ein liebes, gutes Weibchen,
wünſcht Papageno ſich.
Sanft ſei ſie, wie ein Täubchen,
und ſo vergnügt, wie ich.
Ach! könnt' ich nur einer von allen,
den reitzenden Mädchen gefallen.
Wie wollt' ich des Lebens mich freun!
der zärtlichſten Liebe mich weih'n!

Ein liebes, gutes Weibchen,
wünſcht Papageno ſich.
Sanft ſei ſie, wie ein Täubchen,
und ſo verliebt, wie ich.
Will keine ihr Herzchen mir ſchenken,
ſo muß ich zu Tode mich kränken.
Doch, küßt mich ihr roſichter Mund,
ſo werd' ich gleich wieder geſund!

Achter Auftritt.

Papageno. Das alte Weib (kömmt tanzend, auf ihren Stock ſich ſtützend.)

Weib. Ich komme! ich komme! mein Schatz.

Papageno. Ach, du allerliebſtes Herzblättchen!

Weib. Ich will dich erhören, mein Schatz!

Papageno. (ironiſch.) O! ich bin unbeſchreiblich glücklich!

Weib. Wenn du mir ewige Treue verſprichſt, ſo ſollſt du ſehen, wie zärtlich ich dich lieben will.

Papageno. O du zärtliches Droſſelchen!

Weib. Ach! wie will ich dich ſtreicheln, küſſen und liebhaben!

Papageno. 's iſt erſtaunlich! O du liebenswürdige Rohrdommel!

Weib. Nun! ſo gieb mir die Hand.

Papageno. Eile mit Weile. — Mein liebes Kind! ein ſolcher Schritt, darf nicht mit Uebereilung gethan werden.

Weib. Beſinne dich ja nicht lange, ſonſt wirſt du's bereuen.

Papageno. Meinſt du?

Weib. Du giebſt mir deine Hand, oder du biſt auf immer hier eingekerkert.

Papageno. Mach' keine Späßchen, Paradiesvögelchen!

Weib. Wie ich dir ſage. Bei Waſſer und Brode wirſt du eingekerkert.

Papageno. Bei Waſſer und Brode? — Ernſt oder Scherz?

Weib. Hier wird nicht geſcherzt.

Papageno. O ich dreimalunglückſeliger Vogelſteller! Waſſer und Brod im Kerker, oder Nektar und Ambroſia in deinem Beſitze? (ſchaudert.) 's iſt eine erſchreckliche Wahl!

Weib. Kein Tröpfchen Wein —

Papageno. Armer, unglücklicher Papageno!

Weib. Kein Sonnenlicht —

Papageno. O weh!

Weib. Nichts, als ſchwarzes, trockenes Brod, und klares, reines Waſſer —

Papageno. O! die Göttin der Beredſamkeit ſitzt auf deinen Lippen, allerliebſte Haidelerche! — Was iſt da noch zu wählen? Ehe ich mich bei Waſſer und Brode einkerkern laſſe — da! — da! haſt du meine Hand. (ſeufzend.) Ewige Liebe und Treue! (vor ſich.) einer jeden, die mir beſſer gefällt.

Weib. (giebt ihm die Hand.) Du biſt und bleibſt, mein allerliebſtes Papagenochen!

Papageno. Ja, ja! 's wird ſich ſchon finden, mein ſüßes Aemſelchen! — Nun iſt der ſchöne Bund geſchloſſen. (ſeufzt.) Wir werden eine allerliebſte Ehe führen!

Weib. Ganz gewiß! — Wir werden recht glücklich ſeyn.

Papag.

Papageno. O ja! 's iſt mir auch ſo. Ich glaub's auch! (vor ſich.) Ach! ich unglückſeliger Liebhaber! (ſieht ſich um.)

Weib. (verwandelt ſich in ein junges Mädchen, eben ſo gekleidet, wie Papageno.)

Papageno. Pa — Pa — Papagena! (will ſie umarmen.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Der Sprecher.

Sprecher. (nimmt ſie haſtig bei der Hand.) Fort mit dir, Papagena! Er iſt deiner noch nicht würdig.

Papageno. Laß mir das Mädchen, oder —

Sprecher. (ſtößt ihn zurück und führt ſie fort.) Zurück Verwegener!

Papageno. Eher will ich verſinken, ehe ich — (er verſinkt.) Ach! Papagena! Papagena!

Zehnter Auftritt.

Garten.

Die drei Knaben, (fahren herab.)

Finale.

Die Sonne prangt im Stralenſchimmer,
ſchon an der Himmelsbahn. —
Bald ſchwindet alles Staubgeflimmer,
bald ſiegt der weiſe Mann. —
O holde Ruh ach! ſteig hernieder,
kehr in die Menſchen-Herzen wieder.
Dann iſt die Erd' ein Himmelreich;
dann ſind die Menſchen Göttern gleich.

Erſter Knabe. Was wird Pamina noch beginnen?

Zweiter und dritter Knabe. Wo iſt ſie denn?

Erſter Knabe. Sie iſt von Sinnen.

Zweiter und dritter Knabe. Wie quält gekränkter Liebe Leiden!
Sie raubt den Menſchen alle Freuden.
Paminens Schickſal geht uns nah.
Ach! wär doch ihr Geliebter da.
Sie kömmt, laßt uns zurücke zieh'n,
dann, ſie zu tröſten, uns bemüh'n.
(treten auf die Seite.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Pamina, (halbwahnwitzig, einen Dolch in der Hand.)

Pamina. O Dolch! Du biſt mein Bräutigam!
durch dich nur end' ich meinen Gram.

Die drei Knaben. (bei Seite.) O weh! was ſprach Pamina da?
Die Arme, iſt dem Wahnſinn' nah!

Pamina. Gedult, mein Trauter! ich bin dein;
bald werden wir verbunden ſeyn.

Die drei Knaben. (bei Seite.) Wie umwölkt iſt ihre Stirne.
Wahnſinn, tobt ihr im Gehirne.
(zu Pamina.) Holdes Mädchen! ſieh uns an.

Pamina. Sterben will ich, weil der Mann,
den ich nimmermehr kann haſſen,
die Geliebte will verlaſſen,
(küßt den Dolch.) Ach! du wirſt mein Retter ſeyn!

Die drei Knaben. O Pamina! halte ein.

Pamina. Bin ich nur zum Leid erkohren,
will ich lieber mich durchbohren.
Welche Qual empfinde ich!
Mutterfluch verfolget mich.

Die drei Knaben. Liebchen! willſt du mit uns gehen?

Pamina. Meiner Leiden Maaß iſt voll!
Ungetreuer! Lebe wohl!
Ach Pamina ſtirbt durch dich,
deine Untreu mordet mich.
(will ſich durchſtoßen.)

Die drei Knaben (fallen ihr in den Arm.)
Ha, Unglückliche! halt ein:
Würde dies Tamino ſehen,
müßte er vor Gram vergehen;
denn er liebt nur dich allein.

Pamina. Wie? (erholt ſich.) Er fühlte Gegenliebe,
und verbarg mir ſeine Triebe?
wandte ſein Geſicht von mir? —
Warum ſprach er nicht mit mir?

Die drei Knaben. Dieſes müſſen wir verſchweigen!
doch wir wollen dir ihn zeigen,
und du wirſt mit Staunen ſehn,
daß er dir ſein Herz geweiht,
und den Tod für dich nicht ſcheut.

Pamina. Führt mich hin, ich muß ihn ſehn!
Die drei Knaben. Komm! wir wollen zu ihm gehn.

Alle Viere. Zwei Herzen die von Liebe brennen,
kann Menſchenohnmacht nimmer trennen.
Verloren iſt der Feinde Müh,
die Götter ſelber, ſchützen ſie.
(ab.)

Zwölfter

Zwölfter Auftritt.

Das Theater verwandelt ſich in zwei große Berge. In dem einen iſt ein Waſſerfall, deſſen Sauſen und Brauſen man hört. Der andere ſpeit Feuer. Vor jedem Berge ſteht in der Oeffnung ein Gitter, durch welches man Feuer und Waſſer ſieht. Wo das Feuer brennt, iſt der Horizont hellroth. Ueber dem Waſſerberge liegt ſchwarzer Nebel. — Die Kouliſſen ſind Felſen. Jede, hat eine eiſerne Thür.

Tamino. (leicht gekleidet, ohne Sandalen hereingeführt von) **Zwei ſchwarz geharniſchten Männern.** (Auf ihren Helmen brennt Feuer. Sie leſen ihm die transparente Schrift vor, welche an einer Pyramide ſteht. Dieſe ſteht in der Mitte, ganz in der Höhe, den Gittern nahe.)

Zwei Männer. Der, welcher wandelt dieſe Straße, voll Beſchwerde,
wird rein durch Feuer, Waſſer, Luft und Erde.
Wenn er des Todesſchrecken überwinden kann,
ſchwingt er ſich aus dem Staube himmelan.
Erleuchtet, wird er dann erkohren ſeyn,
ſich den Myſterien der Iſis ganz zu weih'n.

Tamino. Mich ſchreckt kein Tod, als Mann zu handeln,
den Weg der Tugend fortzuwandeln.
Schließt nur die Schreckenspforten auf.

Pamina. (von innen.) Tamino! halt, ich muß dich ſehn.

Tamino und die zwei Männer. Was höre ich! Paminens Stimme?
Ja, ja! das iſt Paminens Stimme!
Wohl $\left\{\begin{matrix}\text{mir}\\ \text{dir}\end{matrix}\right\}$ nun kann ſie mit $\left\{\begin{matrix}\text{mir}\\ \text{dir}\end{matrix}\right\}$ gehn.
Nun trennet $\left\{\begin{matrix}\text{uns}\\ \text{euch}\end{matrix}\right\}$ kein Unfall mehr,
und wenn es auch im Tode wär!

Tamino. Iſt mir erlaubt, mit ihr zu ſprechen?

Die zwei Männer. Dir ſei erlaubt, mit ihr zu ſprechen.

Tamino u. die zwei Männer. Welch Glück,
wenn wir $\left\{\begin{matrix}\text{uns}\\ \text{euch}\end{matrix}\right\}$ wiederſehn,
und Hand in Hand in Tempel gehn.
die Liebe die den Tod nicht ſcheut,
iſt Liebe, die ſelbſt Iſis weiht.

(Die Thüre wird geöffnet.)

Drei-

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Pamina.

(Pamina und Tamino umarmen ſich.)

Pam. Tamino mein! o welch ein Glück! } (Pauſe.)
Tam. Pamina mein! o welch ein Glück! }

Tamino. Hier ſind die Schreckenspforten,
die ſelbſt den Tod mir dräu'n.

Pamina. Ich werd' an allen Orten
an deiner Seite ſeyn.
Ich ſelber führe dich.
Die Liebe leitet mich.
(nimmt ihn bei der Hand.)
Sie wird an unſrer Seite ſeyn,
den Weg mit Roſen zu beſtreu'n.
Die Zauberflöte haſt du ja,
ſie bringet uns dem Ziele nah.
Es ſchnitt in einer Zauberſtunde
mein Vater ſie aus tiefſtem Grunde
der tauſendjähr'gen Eiche aus,
bei Blitz und Donner, Sturm und Graus.

Tamino und Pamina. Nun komm, die Flöte {hab ich / haſt du} ja!
und die zwei Männer. Sie bringt {uns / euch} gleich dem Ziele nah.
{Wir wandeln / Ihr wandelt} durch des Tones Macht
ſelbſt durch des Grabes düſtre Nacht.

(Die Thüren werden hinter ihnen geſchloſſen. — Man ſieht Tamino und Pamina wandern. Man hört Feuergepraſſel und Windegeheul. Zuweilen auch, dumpfen Donner und Waſſergeräuſch. — Tamino bläßt auf der Flöte. Gedämpfte Pauken akkompagniren zuweilen. — Wenn ſie aus dem Feuer kommen, umarmen ſie ſich und bleiben in der Mitte.)

Tamino und Pamina. Wir wanderten durch Feuergluten,
bekämpfteſt mutig die Gefahr.
(an die Flöte.) Dein Ton, ſei Schutz in Waſſerfluten,
wie er uns Schutz im Feuer war.

(Tamino bläßt. Man ſieht ſie hinunter ſteigen, und nach einiger Zeit wieder heraufkommen. — Sogleich öffnet ſich eine Thür und man ſieht einen Tempel-Eingang, welcher hell beleuchtet iſt. — Eine feierliche Stille. —)

Tamino und Pamina. Ihr Götter! welch ein Augenblick!
O! Iſis ſchenkt uns Wonn' und Glück.

Chor. Triumph! Triumph! du edles Paar!
Beſiegt haſt du jetzt die Gefahr,
und Iſis Weihe iſt nun dein.
Komm, tritt in unſern Tempel ein.

(alle ab.)

Vier-

Vierzehnter Auftritt.

Voriger Garten.

Papageno. (lockt mit ſeinem Pfeifchen.)

Papagena! Papagena! Papagena!
Weibchen! Täubchen! meine Schöne!
Vergebens! ach! ſie iſt verloren!
Zum Unglück nur bin ich geboren.
Ich plauderte — ich dummer Specht!
Und nun geſchieht es mir ſchon recht.
Ich trank von jenem Nektarwein —
Ich kam dem trauten Liebchen nah,
und ach! nun brennt's im Herzchen mein.
Es zwickt bald hier, es zwickt bald da.
Papagena! holdes Täubchen!
Papagena! Herzensweibchen!
Ach umſonſt! Es iſt vergebens!
Müde bin ich meines Lebens.
Sterben endet alle Pein,
komm! du ſollſt mein Retter ſeyn!

(windet eine Schnur ab, welche ſeine Lenden umgürtet.)

Steht es doch in meinen Händen
bald mein Unglück ſelbſt zu enden,
und zu ſterben, als ein Held.
Gute Nacht, du falſche Welt!

Beſſer in der Luft zu ſchweben,
als auf dieſer Welt zu leben,
wo mir die Geliebte fehlt.
Lieben Mädchen! denkt an mich.
Will ſich eine dieſes Armen,
eh er hier hängt, noch erbarmen,
gut, ſo laß ich es noch ſeyn!
Saget nur — Ja, oder Nein! —
Keine hört mich! — Alles ſtille!
(ſieht ſich um.)
Alſo iſt es euer Wille?
Papageno friſch hinauf!
ende deinen Lebenslauf.
(ſieht ſich um.)
Nun ich warte noch: es ſei!
und dann, zähl' ich: Eins, zwei, drei!
(pfeift.)
Eins! (ſieht ſich um.)
(pfeift.)
Zwei! (ſieht ſich um.)
Zwei iſt ſchon vorbei.
(pfeift.)
Drei! (ſieht ſich um.)
Nun wohlan! es bleibt dabei.
Weil mich nichts zurücke hält:
Gute Nacht, du falſche Welt!
(will ſich hängen.)

Funfzeh'nter Auftritt.

Papageno. Die drei Knaben,

(fahren herunter.)

Die drei Knaben. Halt ein o Papageno! und ſei klug.
Man lebt nur einmal, und niemals genug.

Papageno. Ihr habt gut reden, habt gut ſcherzen,
ihr geht herum mit heilen Herzen,
und kennt der Liebe Quaalen nicht.

Die drei Knaben. So laß doch nur die Glöckchen klingen;
ſie werden dir dein Weibchen bringen.

Papageno. Ich Narr vergaß die Zauberdinge!
Erklinge Glockenſpiel! erklinge!
Ich muß mein liebes Mädchen ſehn.
Klinget Glöckchen! klinget!
bringt mein Mädchen her.
Klinget Glöckchen! klinget!
bringt mein Täubchen her.

(Unter dem Schlagen des Glockenſpiels, gehen die Knaben nach ihrem Flugwerk und bringen das Weib heraus.)

Die drei Knaben. Komm nur du holdes, liebes Weibchen!
Du ſollſt des Mannes Gattin ſeyn.
Er wird, o! liebes ſanftes Täubchen,
ſich dir und deiner Liebe weihn.
Sei Papageno's Eigenthum.
(indem ſie auffahren.)
Nun Papageno! ſieh dich um!

Sechszehnter Auftritt.

Papageno. (ſieht ſich um.)

Weib und Papageno. (lazziren ſich während des Ritornells.)

Papageno. Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Papagena!

Weib. Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Papageno!

Beide. Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Pa — Papagena!
Papageno!

Papageno. Biſt du mein auf Tod und Leben?

Weib. Ich bin dein auf Tod und Leben.

Papageno.. Nun, ſo wirſt du wohl mein
Weibchen?

Weib. Ja, ich werde nun dein Weibchen.

Beide. Welche Freude wird das ſeyn,
wenn die Götter uns bedenken,
und uns liebe Kinder ſchenken,
ſo liebe, kleine Kinderlein.

Papageno.. Erſt, einen kleinen Papageno.

Weib. Dann eine kleine Papagena.

Papageno. Dann wieder einen Papageno.

Weib. Dann wieder eine Papagena.

Beide. Was gleicht dem ſeligen Gefühle,
wenn viele, viele, viele, viele,
Pa„ pa, pa, pa, pa, pa, geno,
Pa„ pa, pa, pa, pa, pa, gena
der Himmel frohen Eltern ſchenkt.

(beide ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Monoſtatos. Die Königin der Nacht. Alle ihre Damen, (mit Fackeln.)

(Sie ſteigen aus der Erde auf.)

Monoſtatos. Nur ſtille! ſtille! ſtille! ſtille!
bald bringen wir in Tempel ein.

Alle Weiber. Nur ſtille! ſtille! ſtille! ſtille!
bald bringen wir in Tempel ein.

Monoſtatos. Doch Fürſtin, halte Wort! — Erfülle —
dein Kind muß meine Gattin ſeyn.

Königin. Ich halte Wort. Es iſt mein Wille.

und die Weiber. Mein
Ihr } Kind ſoll deine Gattin ſeyn.

(Dumpfer Donner. Waſſergeräuſch.)

Monoſtatos. Doch ſtill! ich höre ſchrecklich rauſchen,
wie Donnerton und Waſſerfall.

Königin und Damen. Ja fürchterlich iſt dieſes Rauſchen,
wie ferner Donnerwiderhall.

Monoſtatos. Jetzt ſind ſie in des Tempels-
Hallen.

Alle. Dort wollen wir ſie überfallen. —
Auf rüſtet euch mit Rach und Wuth.
Es fließe dieſer Frömmler Blut.
Dir, große Königin der Nacht,
ſey unſrer Rache Opfer gebracht.
(Man hört den ſtärkſten Akkord. — Donner, Blitz und Sturm.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Saraſtro. Tamino. Pamina. Prieſter.

(Das Theater, verwandelt ſich ſogleich in eine Sonne.)

(Saraſtro, ſteht erhöht. Tamino und Pamina in prieſterlicher Kleidung. Neben ihnen die Prieſter.)

Monoſtatos. Königin. Zerſchmettert, vernichtet iſt nun unſre Macht.
Wir ſinken begraben in ewige Nacht.
(ſie verſinken.)

Saraſtro. Es fliehen die Feinde! — Nun
herrſchet in Ruh.
(giebt ihre Hände zuſammen.)
Es geben die Götter den Segen
dazu.

Chor.

Chor.

Heil ſei euch, Geweihten! Ihr drangt
durch die Nacht.
Dank ſei dir Oſiris und Iſis gebracht!
Es ſiegte die Tugend, das Laſter entfloh.
Ihr liebt euch; ſeid glücklich, und heiter
und froh.

Anhang

Goethes Notizen während der Proben zur Aufführung der Zauberflöte in Weimar.[1]

Zauberflöte.

Vergüldte Schwerter ([2] der Sklaven, die mit dem Tamino kamen, oder des Gefolges). Felſen Anſtieg (der Auftritt Taminos, der vom Felsen herabkommt). Früher Aufziehen (nämlich des Vorhangs am Anfang, während des langen Orchestervorspiels; es ist noch heute eine Regiefrage, wann, d. h. in welchem Takte der Vorhang am besten aufgeht) Mädchen die die Fackel hohlen (die Damen tragen bei Vulpius Fackeln) 2t Couliße Starke Erleuchtung (wohl des Transparents der Königin der Nacht) Medaillion (das dem Tamino zur Bildnisarie überreicht wird) Damen

Lichter Gang (die Priester, die Tamino und Papageno hereinführen, tragen Lichter) Felſen oben Zurück zu viel Beleuchtung des Ganges (II, 3) Prieſterkleider .... Huſaren [durchstrichen] (Statisterie von Husaren?) Trompeten (Trompeten und Pauken erklingen auf der Szene bei Sarastros Auftritt, I. Finale) Dann aus der Verſenckung (Damen kommen a. d. Versenkung II, 5; die Königin II, 8) 10 Prieſter Kleider dafür *Noch 4 Hörner* (die Priester tragen „ein schwarzes in Gold gefaßtes Horn") No goldne Pflanze (die Dekoration des Beginns des II. Aufzuges ist: Palmenwald, die Bäume sind silberartig, haben goldene Blätter)

---

[1] Siehe: Paralipomena zum zweiten Teil der Zauberflöte, Weimarer Ausgabe Band 12, 390 f.

[2] Dieſe Antiqua-Anmerkungen ſind Kommentare.

Führer (Pamina und Tamino werden mit „Säcken" über dem Kopf hereingeführt; später auch an die Schreckenspforten von einem Priester [Sprecher] geleitet) Erleuchten Verwandlung der Papagena (II, 24) Kränze an den Palmen Schüler Strümpfe (Schüler stellten die Tiere I, 15 dar) 10 Schleyer (für die Tanzenden am Schluß?) Weiße Strümpfe Prieſter (sie mußten also zu weißen Gewändern passen)

Helm Eckbrecht (Eckebrecht war ein Dekorationsmaler in Weimar) Medaillon

Hellung des oberen Zimmers Donner Flöte Käſtchen (für das „Klocken"spiel: „darinnen hörst du Glöckchen tönen" etc.) Mad. Becker [durchstrichen] (Frau Becker, Christiane, Goethes Euphrosine, sang vielleicht die Pamina) Eckbrecht. Bild Medaillon (das Medaillon scheint dem Requisiteur große Schwierigkeiten bereitet zu haben). Flöte [durchstrichen] Becker Genaſt (Regisseur am Hoftheater 1793—1817) ſchwarz Gold (siehe oben: Hörner) Verwandlung (aus dem Folgenden ersieht man, daß es sich um die Verwandlung in den Garten handelt, die noch heute meistens „offen" gemacht wird) Pamina ſitzend Königin der Nacht Nothwendige Breite in der Mitte (bezieht sich wohl auf die Laube, in der Pamina ruht) Becker und ..... in der Probe

Damen erſte Erſcheinung Bänder an alles (Tamino muß seine Flöte, Papageno das Glockenspiel umhängen; dazu sind die Bänder nötig) Felſen zum Waſſer Verſenkung?? (bezieht sich auf die Verwandlung der Feuer- und Wasserdekoration) Knabe Lehmann [?] Knabe Schule (die Schüler konnten wohl auf den Proben nicht erscheinen, ein Leiden, das heute noch die Proben erschwert) Bauriß [?] Urlaub Spiritus (zum Blitzen mit Lykopodium) Nicht Blitz wenn die Königin der Nacht kommt (II, 5, also entgegen der Vorschrift des Dichters, der die Königin unter Donner und Blitz erscheinen läßt) Umſchlag des Vorhangs Prieſterröcke verlängern Weiße Strümpfe *Den Geharnischten keine Krausen* (wohl aus Sicherheitsgründen. Sie trugen die Flammen auf dem Kopfe) Mützen von Papageno Käſtchen Klocken (siehe oben) Spiel Löwen biß an den Tiſch (die Löwen kommen II, 19, wenn Papageno am Tisch tafelt; waren also nicht überall sichtbar genug gewesen) Donner.

1 A

(Der Akteinteilung nach ist also die Z. in zwei Akten, nicht wie bei Vulpius dreiaktig aufgeführt worden.)

Drache hinten Großer Bogen Große Pfeile (Tamino kommt in seinem „japonischen“ Jagdgewande mit einem Bogen, aber ohne Pfeile nach Schikaneders Vorschrift; Vulpius hat diese szenischen Angaben gestrichen) Vögel ...... (offenbar in Papagenos „Vogelsteige") Licht durch die Proben durch (also alle Proben mit Beleuchtung) zu viel Stein in die ...... Käfig nicht ſchief (nämlich Papagenos) weg vor der Dec[oration] der Nacht (die Dekoration „verwandelte", also durfte der Käfig nicht anstoßen) Von anderer Seite ...... Nicht wegnehmen die Decoration der Nacht (nach Schikaneder verwandelt sich das Theater in „ein prächtiges Gemach. Die Königin sitzt auf einem Thron, welcher mit transparenten Sternen geziert ist".) Knaben halten der Palmen (jeder hat einen silbernen Palmzweig in der Hand)

Statuen in der Waldſcene noch ſichtbar (mit Waldszene muß hier die Finaledekoration, die nach Schikaneder ein Hain ist, gemeint sein. Darnach standen in Paminas Gemach die Statuen, die also infolge schlechter Maschinerie nicht genug zurückgezogen waren.) Gatto an Beckers Stelle (Gatto, Franz Anton, war zuerst 1791 als Buffo engagiert, ging 1793 ab und debütierte am 12. April 1794 wieder als Sarastro in der Zauberflöte. Becker, der Mann der Christiane und seit 1795 Wöchner, war ursprünglich für zweite Fächer engagiert. Er scheint also zuerst den Sarastro und, wie aus Goethes Bemerkung hervorgeht, nicht ausreichend gesungen zu haben) Pfoten der Affen (schon im ersten Finale kam früher allgemein beim Erklingen der Flöte allerlei Getier auf die Bühne. Die Affen brauchten natürlich braune Handschuhe als Pfoten) Stellung der Löwen und des Wagens und der Mohren (im Gefolge. Der Wagen Sarastros sollte von sechs Löwen — den „Herren Löwen“ Papagenos — gezogen werden)

2 Akt

Hörner alle nieder (II, 1: „sie blasen drey mal in die Hörner“) Prieſter letzte gleich hinüber Das erſte mal Saraſtro allein poſaunet („Haltet ihr ihn für würdig, so folgt meinem Beyspiele“)

Noch ein Paar weiße Bärte Chaußüren der Prieſter Gehen zu ſpät ab (II. 1) Lauben weg (Paminas „Laube von Blumen und Rosen“ II, 7) Nacht im Garten bey der Mutter Ankunſt hell in der Laube Papagenos Schw (Schwur? Schweigen? II, 3) Müller die Scheide [?] der Flöte (soll vielleicht das Futteral sein? Welcher Müller gemeint ist, muß zweifelhaft bleiben) Der Lärm auf dem Theater zwiſchen den Akten

Marſchiert eine Art Kinder (?) Uebereinſtimmung des Schlagens und des Glockenspiels (Papageno spielt scheinbar auf der Szene; das Glockenspiel, ein neues Instrument, das Mozart vorschrieb, wurde im Orchester gespielt; Papageno mußte sich nach ihm richten)

Statuen in der erſten Couliße (in der „Halle“ II, 13) Halten der Palmen von den Kindern (wohl kaum der drei Knaben, sondern II, 28, der Statisterie beim Eingang in den Tempel) Anſtreichen der Pappe vor dem Feuer (der Berg mit dem Wasserfall und der feuerspeyende Berg II, 28).

Grader Strich in der Höle (bezieht sich auf Malerei) Gefängniß (die Halle, in der Papageno eingeschlossen ist) In Acht nehmen mit dem Spiritus auf den Helmen (der Geharnischten, der „Feuermänner“) Die Continuation der Flamme M. Vohs tritt …… (debütirte als Dem. Porth 1793, heiratete 1793 den Schauspieler Vohs, spielte zuerst Soubrettenrollen. Wir gehen wohl nicht fehl, in ihr die erste Papagena zu suchen. Doch ist es möglich, daß sie einen der Knaben sang) Das Duett halb hüben und drüben (natürlich das Duett Papageno-Papagena)

Nicht übereilt Taminos Kleid (Tamino soll am Schluß „eingekleidet“, also in priesterlicher Kleidung sein) Scene mehr erleuchtet (im Sonnentempel, der „transparent“ war) Von der Höle iſt noch was ſichtbar (II, 30 die Verwandlung, in der die Königin mit ihren Damen noch einmal erscheint) Nacht (bei der Verwandlung zum Sonnentempel)

Nachwort des Herausgebers

Die Geſchichte des Zauberflötentextes hat zu mannigfachen Erörterungen Anlaß gegeben. Die Entſtehung der Schikanederſchen Dichtung iſt auf allerlei Quellen zurückgeführt worden. In „Emanuel Schikaneder“ hat Dr. E. v. Komorzynski[1] das Quellengebiet zuſammengefaßt und die Arbeit des Textdichters der „Zauberflöte“ daraufhin unterſucht, welche Einflüſſe auf die Geſtaltung des Operntextes maßgebend waren; desgleichen auch, welche Dichter oder Dichtwerke bei den Figuren der „Zauberflöte“ Gevatter ſtanden.

Neben dieſer Entſtehungsgeſchichte des Textes intereſſiert uns in hohem Maße die Geſchichte der Wirkung, die dieſe merkwürdige Fabeldichtung auf ihre und die folgende Zeit ausübte.

Sie verdankt die Einwirkung wohl nicht zuletzt dem eigenartigen Geſchick, gleichſam eine Inkarnation zu ſein einer ganzen Reihe von ehemaligen Modemärchen oder Dichtwerken. Deshalb behielt ſie Leben und Blut auch in einer ſpäteren Zeit, als der Dunſtkreis von Schemen, die bei ihrer Geburt noch die Wiege umflatterten, längſt zerſtoben war. Der Text iſt ſomit gleichſam das Paradigma einer ganzen Gattung von Dichtungen, die nicht mehr lebendig ſind. Deshalb hat er für uns doppelten hiſtoriſchen Wert.

---

[1] Berlin 1901.

Doch nicht die Hiſtorie allein an ihm iſt uns das Wertvolle.

Der Zauberflötentext lugt mit ſeinen luſtigen Fabelaugen tief in unſer literariſches und künſtleriſches Leben hinein. Nicht etwa, weil er durch Beziehungen zur Freimaurerei mit dem heutigen Geiſtesleben verknüpft iſt, ſondern weil er trotz aller Naivität, trotz allem Belächelten Momente enthält, die für die Geſchichte des Theaters Merkſteine bedeuten. Er iſt keineswegs mit dem Beiwort: kindlich oder lächerlich-naiv abzutun. Seine Kindlichkeit hat Märchentiefe. Seine lächerlichen Züge tragen den Stempel urewigen, geſunden Humors.

Vergegenwärtigt man ſich die ungeheure Popularität, die einzelne Figuren des Spiels erlangt haben — man denke an die Königin der Nacht, Papageno oder den Mohren —, ſo regt ſich unwillkürlich der Gedanke, ob die Muſik allein imſtande geweſen wäre, ſolche Figuren im Bewußtſein eines Volkes lebendig und beliebt zu erhalten. Und hätte die Melodien ein Gott ſtatt des göttlichen Mozart geſchrieben, die Figuren wären längſt vergeſſen, wenn ſie eben nur allbelächelte Puppen von haltloſer Komödienmache, ohne innere Exiſtenzberechtigung geweſen wären!

Mir liegt eine Rettung des Zauberflötentextes fern; aber die Frage bleibt offen, wie weit die ehemalige und heutige Wirkſamkeit der Oper allein auf Rechnung einer gefälligen, äußerlichen

Buntheit zu ſehen iſt. Wirkte doch der Text auch über ſolche Aeußerlichkeiten hinaus ſtark auf ſeine Mitwelt und, wie wir wiſſen, nicht auf die ſchlechteſten Zeitgenoſſen.

Die Qualitäten des Textes erfuhren in der erſten Zeit neben begeiſtertem Lob maßloſe Schmähungen. Das Schickſal teilte er mit dem vieler Werke, die, einem höheren Verlangen zum Spott, das Wichtige, das Immanente des Reintheatraliſchen ganz erfüllen.

Hier liegt die Wurzel des Erfolges und des Haſſes, den der Zauberflötentext erregte; das bildet den Kernpunkt, von dem ſeine Fernwirkung ausſtrahlte; er läßt den Grundton allen Theaters erklingen. Zugleich mit allen Obertönen, mit Myſtik, Phantaſtik, mit Beziehungen aufs gewöhnlich Menſchliche. Er befriedigt die Schauluſt, die Sentimentalität, er bietet einen ſtarken Einſchuß niedriger Komik. Deshalb ward er „bewundert viel und viel geſcholten“!

Daß man ihn nun zu verbeſſern ſuchte, iſt eine luſtige Uebertrumpfung aller erwünſchten und unerwünſchten Komik, die in ihm ruhte. Gerade ſeiner vorzüglichen Innenqualitäten halber wollte man ihn aus einer vorausgeſetzten unwürdigen Einkleidung herausſchälen. Man behandelte ihn, wie wenn man einer ordinär gekleideten Puppe gute Kleider antun wollte, die dem Kind aber gerade ſo, wie die Puppe angezogen war, ſehr lieb geweſen.

Heute nimmt es uns kaum wunder, wenn das Püppchen unter dem neuen Plunder ſo arg entſtellt in die Welt glotzte. All das, was man ſo gemeinhin charakteriſtiſch nennt, war wie Schmetterlingsſtaub verblaſen.

Die hier neugedruckte Umdichtung[1] des Schikanederſchen Textes der „Zauberflöte" ſtammt von Chriſtian Auguſt Vulpius, dem Rinaldodichter und Schwager Goethes.

1794, im Jahre der erſten Aufführung in Weimar, erſchienen zwei Drucke ſeiner Bearbeitung, und zwar in Weimar und in Leipzig.[2] Der vorliegende Leipziger Druck enthält das vollſtändige Buch der „Zauberflöte", wie es zum Gebrauch im Theater, zur Vorbereitung der Aufführung, beſtimmt war. Die Drucke ohne Dialog dienten als Arientextbücher. Sie weichen an einzelnen Textſtellen von dem Leipziger Druck ab.

Am 16. Januar wurde die Oper zuerſt auf der Weimarer Bühne in dieſer umgearbeiteten Faſſung aufgeführt. Im ganzen wurde die

---

[1] Der Weimarer Arientext iſt 1906 von mir für einen kleinen Kreis als Privatdruck wiederholt worden. Dieſe Einleitung entſpricht zum Teil der jenes Druckes.

[2] Auch in Mannheim erſchien im gleichen Jahre ein mit dem Weimarer Druck übereinſtimmendes Arienbuch ohne Dialog. Wahrſcheinlich ſind dieſe Arienbücher an mehreren Orten mit dem Text der jeweiligen Aufführungen gleichlautend aufgelegt worden.

Oper während der Goetheſchen Leitung, bis zum 11. April 1814, 81mal gegeben, im erſten Jahre allein noch 24mal.[1]

Man hatte wiederholt in Weimar, urſprünglich „zur beſſeren Singbarkeit“, Texte deutſcher Singſpiele umgeſchrieben. Hierbei griff der Theaterdichter und Dramaturg des Hoftheaters Vulpius lebhaft ein.[2]

„Der Operetten- und Schauerromanfabrikant“, ſagt Komorzynski,[3] „machte ſich dieſe feilende und herumſtreichende Tätigkeit ſehr einfach; er änderte die Akteinteilung des fremden Stückes, ſetzte an Stelle einiger guter (wenn auch derber) Witze einige ſchlechte, brachte mitten in den wieneriſchen Humor ein paar trockene norddeutſche Liedchen unter und ließ dann das Stück, die „Verbeſſerung“ des ſchlechten Originals pomphaft hervorhebend, von neuem drucken.“ —

Wie ſehr Vulpius von der Notwendigkeit einer Umarbeitung des Zauberflötentextes überzeugt geweſen ſein muß, geht außer der Vorrede zu ſeiner Neubearbeitung noch aus einem Brief an Kirms (1797) hervor. Mit Bezug auf Paiſiellos „Schöne Müllerin“, die er ſich anfänglich weigerte in der alten Ueberſetzung aufführen zu laſſen, ſchreibt er: „Ich kenne auch wirklich — ſelbſt keine Schikanederſche Arbeit — keine ſo tief unter aller Kritik liegende elende Macherei als die Ueberſetzung dieſer Oper.“ Alſo Schikaneder als Muſterbeiſpiel für einen überſetzungsbedürftigen oder aufzubeſſernden Autor! Er fürchtete den Mißerfolg der Paiſielloſchen Oper, „da man es hier beſſer gewohnt iſt“.[1]

---

[1] Burkhardt, Das Repertoire des weimar. Theaters unter Goethes Leitung. Hamburg und Leipzig 1891.

[2] Riemers Mitteilungen 2, S. 327. Weimarer Ausgabe Band 12, S. 418.

[3] a. a. O.

Goethe, der ſelbſt viele Texte verbeſſerte,[2] hielt von Vulpius als Textbearbeiter große Stücke und hatte bereits eine Reihe von Dittersdorfiſchen Opern und Werken der Italiener Paiſiello, Cimaroſa, Guglielmi mit neuen Texten von Einſiedel und Vulpius zur Aufführung gebracht.[3]

Vulpius bearbeitete vor allem noch Gieſeckes „Oberon“, Perinets „Zauberzither“ und „Neuſonntagskind“.

Von Weimar aus fanden dieſe Stücke dann erſt den Weg über andere deutſche Bühnen.[4]

Es waren kaum nur verwandtſchaftliche Beziehungen, die Goethe veranlaßten, von der Ueberarbeitung ſeines Schwagers ausſchließlichen Gebrauch zu machen. Literariſche Gründe veranlaßten die Theaterleitung, die Umdichtung zu verſuchen. Denn Gründe der „Singbarkeit" allein waren doch gegen den Schikanederſchen Text, der unter Mozarts Beihilfe, wenigſtens ſoweit ſeine muſikaliſche Brauchbarkeit in Frage kam, entſtanden war, kaum ernſthaft vorzubringen.

---

[1] Pasqué, Goethes Theaterleitung II, S. 97.

[2] Riemers Mitt. a. a. O.

[3] Vgl. Julius Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Weimar 1892. 256 ff.

[4] Vgl. Komorzynski a. a. O.

Die Oper hatte in den drei Jahren ſeit ihrer Uraufführung am 30. September 1791 im Theater auf der Wieden eine beiſpielloſe Popularität erlangt. Das große Intereſſe, das Goethe auch als Dichter, nicht nur als Theaterleiter, dem Werk zuwandte, iſt bekannt. Er erkannte ſofort die überraſchenden Qualitäten, die dem glücklichen Stoff innewohnten. Trotzdem er, im Geſpräch mit Soret, den Text „voll von Unwahrſcheinlichkeiten und Albernheiten" findet, betont er ſeinen Reichtum an Kontraſtwirkungen und „erkennt bei dem Verfaſſer ein großes Verſtändnis für die Herbeiführung theatraliſcher Effekte". Und an Wilmans ſchreibt er anläßlich ſeiner Fortſetzung der Zauberflöte, „daß ſich das Publikum auch für die ferneren Schickſale ſeiner bisherigen Lieblinge intereſſieren dürfte".

Daß die Anregung aber direkt von Goethe ausging, iſt zum mindeſten zweifelhaft, keineswegs erwieſen.

Allerdings muß er die Umdichtung in allen Einzelheiten gebilligt haben, denn er wendete gerade der Aufführung der „Zauberflöte" in dieſer Form die größte Aufmerkſamkeit als Theaterdirektor zu. Er führte ſelbſt die Regie.[1]

Es iſt aber gänzlich von der Hand zu weiſen, Goethe ſelbſt den größten Anteil an der Weimarer Bearbeitung des Textes zuzuſchreiben. Der Weimarer Druck nennt allerdings keinen Verfaſſer, und ſolange der Leipziger Druck, der die alleinige Autorſchaft Vulpius' außer Frage ſtellt, nicht vorlag, konnte man allerdings mit Wuſtmann[2] der Meinung ſein, daß es ſich vielleicht um einen „goethiſchen" Zauberflötentext handele. Da aber beide Drucke identiſch ſind,[3] ſo ſteht, wenn man Vulpius nicht des direkten Plagiats zeihen will — und dazu liegt doch kein Grund vor —, nichts der Meinung im Wege, in Goethe nur den Paten, nicht den Vater der Neubearbeitung zu ſehen.

Die ſcheinbare Unmöglichkeit, daß Goethe dem Geſchreibſel ſeines Schwagers ſeinen Segen erteilt habe, ſchwindet, wenn man bedenkt, wie niedrig er in jener Zeit, als er den „Bürgergeneral“ ſchrieb, die Pflichten des Theaterdichters einſchätzte.

---

[1] Seine Regiſſeurbemerkungen in den Paralipomena zum 2. Teil der Zauberflöte. Weimarer Ausg. Band 12, S. 390 f.

Dieſe Bemerkungen, die Notizen ſind, die Goethe ſich während der Proben zur „überdichteten" Zauberflöte als Regiſſeur machte, ſind kommentiert und als Anhang beigegeben. Sie ſind für den Stoff von Intereſſe.

[2] Dr. Rudolph Wuſtmann: „Der Weimarer Zauberflötentext". Propyläen, München, 26. Mai [illegible].

[3] Mit Ausnahme einiger Stellen, in denen der Schikanederſche Originaltext im Weimarer Ariendruck wieder beibehalten wurde.

Man bewertet nicht den Schikanederſchen Text dadurch zu hoch, daß man die Plattitüden, die Vulpius an die Stelle der Schikanederſchen Trivialitäten und Kindlichkeiten ſetzt, als Schändungen verurteilt.

Ich gebe gern zu, daß einige kurze Wendungen, die Wuſtmann hervorhebt, nicht mehr ganz ſo ſchlimm ſind wie Schikaneders Originalſtellen. Aber darum ſind ſie noch keine dichteriſchen Erleuchtungen. Sie beſſern nichts an der Tatſache, daß dem Schikanederſchen Texte in der Vulpiusſchen Bearbeitung eine Läuterung nicht zuteil wurde, ſelbſt wenn hie und da eine von Goethe ſtammende Wendung eingefloſſen ſein ſollte.

Im ganzen betrachtet, baumeln dem Vulpiusſchen Machwerk die Zöpfe nur ſo um die Ohren; ſie ſcheinen einer weit vor Goethe liegenden Zeit anzugehören. Je deutlicher die barocken Züge des Schikanederſchen Textes werden, je mehr man — für ſeine Zeit — die Not einer Umarbeitung verſteht, deſto klarer tritt in dieſer vorliegenden Umdichtung die ſchwächliche Verballhornung eines ſtümpernden Reimſchmiedes, der es anders machen wollte, zutage.

Die Umdichtung erſetzt in den Geſangstexten faſt durchgängig die Verſe Schikaneders durch andere dem Sinne nach gleiche oder ähnliche Zeilen. Bisweilen jedoch, ob aus Rückſicht auf die bereits fühlbare Popularität der urſprünglichen Dichtung, ſei dahingeſtellt, bleiben ganze Zeilengruppen unverändert. Man empfindet deutlich die Abſicht, daß Naivitäten ausgemerzt, Trivialitäten erſetzt werden ſollen. Auch an unbedeutenden, ganz gleichgültigen Veränderungen iſt kein Mangel. Die „neue Regung" in der Bildnisarie wird zur „ſüßen Sehnſucht"; die Königin iſt ſtatt „zum Leiden" „zu Gram und Leid" erkoren; Papageno wird zum „Prahler" ſtatt zum „Lügner". Das Duett Pamina-Papageno:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen"

findet gar keine Gnade vor den Augen des Merkers. Schlußreime, in denen bei Schikaneder „Mann und Weib" an die Gottheit „anreichen", laufen in die ebenſo höchſt anfechtbare Pointe aus, daß Mann und Weib „froh die Freuden-Bahn wandeln"! Statt der naiven Verheißung:

„Die Zauberflöte wird dich ſchützen,
Im größten Unglück unterſtützen"

muß es nun ſchrullig und unſanglich, mit lächerlicher Komik heißen:

„Selbſt für Saraſtros Rache-Blitzen
Wird dich die Zauberflöte ſchützen." —

Man muß Zeile für Zeile des Vulpiusſchen Textes mit dem Original vergleichen, um die ganze unglaublich ſterile Mache zu begreifen. Selbſt der unbeholfen kindlichen Verſe Schikaneders, die eine Zuſtutzung von berufener Seite gewiß verdient hätten, jammert es uns, ſehen wir ſie in ſolchen Händen. Wo man aber beim Urdichter die Läſſigkeiten, Reimbaſteleien und Plattitüden als eilige Gerüſtarbeiten für den Bau des Komponiſten lächelnd entſchuldigt, verlacht man die ſtümperiſchen Verſuche des Ueberdichters, der doktrinär und hochnaſig hofft, die Verſe „wenigſtens vom Nonſens gereinigt“ zu haben.

Vulpius nimmt ſogar an den äußerſten theatraliſchen Wirkungen Anſtoß und ſucht ſie nach ſeiner Anſicht bühnengerechter zu machen. Da wird aus der alten „liſtigen Schlange“ ein „giftiger Drache“, der mit Qualm und Dampf ſich naht, die Damen kommen mit „feuerſprühenden Fackeln“ an Stelle der ſilbernen Wurfſpieße. Statt der ihm gebührenden Sohlenſtreiche empfängt Monoſtatos gar „neunundneunzig auf den Bauch“.[1] —

Auch das „japoniſche“ Gewand Taminos ärgert Vulpius ſo, daß er in einer ſeiner Anmerkungen — die übrigens reichhaltig und ausführlich nur die allererſten Szenen und den zweiten Auftritt des dritten Aufzuges begleiten — beſſer wiſſend und am unrechten Ort „gebildet“ die Naſe rümpft. Es iſt charakteriſtiſch, daß gegen den Schluß des Opernbuches hin immer mehr Schikanederſche Wendungen beibehalten werden. Im Zuſammenhange mit den anfangs ſo reichlich quellenden erläuternden Anmerkungen, die dann bald ſpärlicher rieſeln, drängt ſich die Anſicht auf, als habe es der Verfaſſer der Umdichtung recht eilig, im Verlaufe der Arbeit ſogar immer eiliger gehabt, ſeine Arbeit „vor ein delikates Publikum zu bringen“. —

---

[1] Pasqué: Goethes Theaterleitung in Weimar, weiſt im Jahre 1863 darauf hin, daß ſich Einzelheiten dieſer Neubearbeitung in Weimar erhalten hätten, während das Hauptſächliche wieder dem alten Schikanederſchen Texte Platz gemacht hat. So erinnerte er ſich in einer alten Rolle des

Den Dialog hat Vulpius nach eigener Angabe „ganz umgeſchaffen“. Daß er ihn verbeſſert hat, wird wohl außer dem eigenen Verfaſſer ſchwerlich jemand behaupten. Gekürzt hat er ihn, ſtellenweiſe zum Vorteil für die Bühne.

Den „Plan“ des Stückes hat Vulpius ebenfalls umzuſchaffen verſucht. Er iſt dabei recht harmlos zu Werke gegangen. Die Schäden der Dichtung, die in der faſt frivolen Benutzung einer zur Fortführung der Handlung gar nicht

---

Monoſtatos als Stichwort den Text geleſen zu haben (den ein Veteran der Bühne als von Vulpius herrührend bezeichnet):

„Wohlan ſo gebt dem faulen Gauch
Nur Neun und Neunzig auf den Bauch.“ —

Nicht wörtlich, wie man vergleichen kann, aber zutreffend in der Sache.

mehr paſſenden Vorgeſchichte offen zutage liegen und die, wie bekannt, der Entſtehungsgeſchichte der „Zauberflöte“ ihr unglückliches Daſein verdanken, hat Vulpius aber beileibe nicht geheilt. Er läßt Papageno (I, 3) andeuten, daß Saraſtro der Schwager der Königin der Nacht ſei, daß dieſer keinen Thronfolger bei ſeinem Tode hinterließ und daß ein ſolcher geſucht werde. Im zweiten Aufzuge beſchließt dann Saraſtro, „dem Reiche ſeines Bruders einen frommen, tugendhaften Beherrſcher zu geben .... Der Jüngling iſt gefunden .... und dieſer — ſei Prinz Tamino! ....“

Daß damit eine Löſung der ewig dunkeln Fabel des Stückes, ſoweit es die Beziehungen der Königin, Saraſtros und Paminas angeht, erreicht ſei, iſt nicht einzuſehen.

Dieſer Dialog der Saraſtroſzenen iſt übrigens in verkürzter Form, aber ſonſt deutlich an die Vulpiusſche Umarbeitung anlehnend, handſchriftlich in dem Berliner „Dirigier-Buch“ der Zauberflöte (Beſitz der Kgl. Bibliothek, Berlin) neben dem Original mit der Bemerkung „nach Herrn Gern“ erhalten.[1] An der Berliner Bühne ſprach man dieſe Szenen alſo auch bisweilen in der Weimarer Faſſung.

---

[1] Johann Georg Gern (1757—1813), bekannter Opernſänger, gaſtierte in Weimar 25. April 1801 als Saraſtro und debütierte bald darauf, am 11. Mai desſelben Jahres, in Berlin in derſelben Rolle.

Den Gang der Handlung, die Szenen- und Auftrittfolge hat Vulpius dem Original getreu beibehalten. Seine Einteilung in drei Akte iſt rein willkürlich; ſie iſt dramatiſch oder etwa gliedernd, namentlich in Anbetracht der vielen loſen Verwandlungen, gänzlich bedeutungslos.

Es bleibt mir noch übrig zu bemerken, daß der Weimarer Druck, an einzelnen Stellen (im ganzen etwa zehnmal) von dem Leipziger Druck abweicht. Ueberall in dieſen Aenderungen aber iſt der Schikanederſche Text beibehalten. Es iſt alſo wohl zeitlich nach der vorliegenden Leipziger Ausgabe das Arienbuch ediert worden, und dabei iſt man an einzelnen Stellen dem Bühnengebrauch gefolgt, nach dem bereits im Aufführungsjahr gewiſſe Schikanederſche Wendungen teils aus älteren Aufführungen an anderen Orten beibehalten, teils ſolche Wendungen doch der Umarbeitung zum Trotz wiederhergeſtellt wurden.

Der Weimarer Druck enthält alſo ebenfalls die Vulpiusſche Bearbeitung (ohne Angabe des Verfaſſers) mit einzelnen anderen, allerdings ganz wenigen Schikanederſchen Textwendungen. Er beweiſt, daß gewiß in Weimar und an anderen Orten die Bearbeitung nicht frei von Originaleinſchiebſeln geſungen wurde. So populär war bereits der Schikanederſche Text, daß er immer wieder ſieghaft durch die Bearbeitung hindurchleuchtete.

Da alle Abweichungen der beiden Drucke nur in Schikanederſchen Originalwendungen beſtehen, iſt die etwa mögliche Annahme einer dritten Hand, die den Weimarer Druck beſonders beeinflußte, abzuweiſen.

Schikaneder hat ſich natürlich gegen die Umdichtung verwahrt. Eine heftige literariſche Fehde war die Folge des Weimarer Eingriffes.[1] Die Vulpiusſche Umdichtung hatte großen Erfolg, der aber wohl im weſentlichen der unverwüſtlichen „Zauberflöte“ ſelbſt zuzuſchreiben iſt. Die Kritik allerdings lobte den Bearbeiter als ſolchen über die Maßen.

Die bezwingende, auf dem Reintheatraliſchen beruhende Wirkung des Zauberflötentextes iſt auch durch die Ueberarbeitung nicht geſchmälert worden. Die Figuren ſtanden nun einmal typiſch auf der Bühne. Mozarts Muſik hatte ihnen Lebensodem eingehaucht.

Dem geſamten deutſchen Theater war ein neuer Schatz an ſtarken Zauberwirkungen für Auge und Ohr gewonnen worden, die vorher nur der Wiener Vorſtadtbühne gehörten, und Goethe konnte etwa vier Jahre nach der Weimarer Erſtaufführung der „Zauberflöte“ mit innerer Beziehung auf dieſe Oper ſeinen Theaterdirektor im „Fauſt“-Vorſpiel auf dem Theater ſprechen laſſen: „An Waſſer, Feuer, Felſenwänden, an Tier und Vögeln fehlt es nicht.“

---

[1] Im „Spiegel von Arkadien“ ergriff in der Vorrede zuerſt Schikaneder das Wort. Hierüber und den folgenden Kampf mit der Feder der beiden „Dichter“ vgl. Komorzynski a. a. O., S. 40 ff.

Der naive Zauberflötentext hatte im eigenen Sinne auch den ganzen Kreis einer Theaterſchöpfung ausgeſchritten.

Gedruckt bei Ernſt Hedrich Nachfolger, Leipzig
Von 300 Exemplaren Nr. 189

Die
neuen Arkadier.

Eine
heroiſch-komiſche Oper
in zwei Aufzügen.

Nach
dem Spiegel von Arkadien
gearbeitet.

Die Muſik iſt von Franz Süßmeyer.

Aufgeführt auf dem Hoftheater zu Weimar zum
erſtenmal den 2. Februar 1796.

Weimar,
in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.
1796.

[v.

1935.3611

Landes-
Bibliothek
Weimar

Vorrede.

Wer das Original dieſer Oper kennt, deren Bearbeitung ich hier liefere, der wird finden, was ich dabei geleiſtet habe, oder nicht. Ich habe anderswo *), als ich dieſe Arbeit begann, ſchon etwas darüber geſagt. Jetzt nur noch ein paar Worte für diejenigen, welche Vorreden leſen mögen, oder müſſen.

Der Verfaſſer des Originals, abermals Herr Schikaneder in Wien, der ſein Publikum kennt, und daſſelbe reichlich mit Speiſen verſieht, die demſelben behagen, hat dieſe Oper ſehr unſchiklich: Der Spiegel von Arkadien betitelt. Vielleicht wußte er ſelbſt nicht, wie er das Kind nennen ſollte, und verfiel endlich auf eine Benennung, die eben nicht die beſte war. Denn eigentlich hat ihn zu derſelben doch wohl nur die Epiſode mit dem Spiegel verleitet, den Metalio erhält **). Daß dieſes Geſchenk aber der

---

*) In den Rheiniſchen Muſen. 5 B. 1 St. S. 67—72.

**) Im neunten Auftritt des zweiten Aufzugs.

Oper nur ſehr unſchiklich den Namen geben kann, da der ganze Spaß blos auf einer Epiſode beruht, welche nicht die Haupthandlung des Stüks bezeichnet, ſieht jedermann ein. Deshalb wurde der Titel: die neuen Arkadier, gewählt. — Daß Hr. Sch. Arkadien zu einer Inſel gemacht hat, iſt in der That eine große dramatiſche Lizenz! Ich konnte aber die Inſel nicht zum feſten Lande machen, ohne verſchiedene Stellen der Muſik zu ändern. Dazu hatte ich weder Beruf noch Kraft. Deshalb mag Arkadien für diesmal eine Inſel bleiben. Jedermann findet ja doch ohnehin wohl ſein Arkadien an einem ſelbſtbeliebigen Orte; da, wo er es ſucht.

Ferner, läßt der Verf. des Originals Handwerker aus der Erde wachſen, und man erblikt ſogleich nach ihrer Entſtehung in ihnen zunftfähige Schneider, Wagner, Schuhmacher ꝛc. die es mit jedem Handwerker von Profeſſion aufnehmen können. Das iſt wirklich ein wenig gar zu — lächerlich! Die Erdgeborenen, wie ſie jezt in der Oper erſcheinen, haben gar keine Kunſtkenntniſſe und ſind rohe Menſchen, die erſt durch Zeichen und Wunder zur Raiſon gebracht werden müſſen.

Ich hoffe, daß dieſe Modifikation hinreichend iſt, die Exiſtenz dieſer Erdgeborenen erträglich zu machen.

Wie ſehr Hr. Sch. ſich an den Göttern verſündiget hat, die er aufſtellt, davon mag ſich jedermann durch die Lektüre ſeines Original-Produkts ſelbſt überzeugen. Ich habe es verſucht, (ſo viel es wegen der Muſik möglich war,) dieſem erhabenen Götterpaare eine anſtändigere Haltung der Karaktere anzuſchmiegen; und zu einem Dudelſakskräger und einer Leierfrau *) konnte ich den Donnerer Zevs, und die allgebietende Hära unmöglich machen laſſen. Daher die Veränderung jener Szene.

Metalio's Zoten gebe ich dem Verf. des Originals zurük! Ich hoffe, der Spaßmacher wird auch ohne dieſelben, ſo wie ich ihn dargeſtellt habe, nicht ganz mißfallen. Eben ſo habe ich auch ganz nach Willkühr mit Terkaleons und Giganiens Perſonagen gehandelt.

Der Dialog aller handelnden Perſonen iſt größtentheils ganz neu für geſittete und deutſche Zuſchauer geſchrieben worden, und

die

---

*) Dies hat Hr. Sch. im zwei und dreißigſten Auftritt des zweiten Aufzugs wirklich gethan.

die Verſe ſind allenthalben abgeändert. In Vergleichung der Arien des Originals, und der Bearbeitung, wird man dies am deutlichſten ſehen können.

Freilich, die Muſik war da, und der neue Text mußte derſelben erſt angepaßt werden, und daher kamen die Feſſeln, in die ich mich ſehr ungern ſchmiegen mußte. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche mit einer ſolchen Gattung von Arbeit verknüpft ſind, wer ſich ſelbſt in dieſem Falle befand, wird wiſſen, wie er darüber zu urtheilen hat. Wer das nicht weiß, der wird wohl ſo gütig ſeyn, ſein Urtheil zurük zu behalten; ſollte er es auch nur um ſeiner ſelbſt willen thun.

Und nun — da ich keine Abhandlung über dieſes Kapitel, ſondern eine Vorrede ſchreibe, — genug! Hier iſt die Bearbeitung der Oper. Sie geht in die Welt. Sie mag zuſehen, wie ſie durchkömmt.

Weimar, am Tage Renata,
1796.

Die
neuen Arkadier,

Perſonen.

Jupiter.	
Juno.	
Athos, Agos,	Genien.
Filania,	Prinzeſſinn von Theſſalien.
Balamo.	
Terkaleon,	ein böſer Dämon.
Metallo,	ein Vipernfänger.
Gigania,	ſeine Frau.
Demâtos, Arpax, Toxilos, Mirax,	Erdgeborene.
Attalanta, Möris Galathea, Lykoris,	ihre Weiber.
Bauern.	
Bäuerinnen.	

Die Szene iſt in Arkadien.

Er-

Erſter Aufzug.

(Wald; im Hintergrunde Meer. — Ganz in der Entfernung ein Luſtſchloß, auf einem angenehmen Berge.)

Erſter Auftritt.

Balamo.

Rezitativ.

Wie traurig, ach! ſo einſam und allein
in dieſer ſchönen Welt zu ſeyn! —
Ihr guten Götter! ſendet mir ein Weſen,
zum Mitgefühl der Freundſchaft auserleſen,
das liebreich durch dies Leben mit mir wallt,
ſo wird Eliſium mir dieſer Aufenthalt.

Arie.

Schenkt Natur uns Ueberfluß,
weckt die Sehnſucht doch die Liebe.

Bei dem höchſten Vollgenuß,
bleibt uns doch der Wunſch nach Liebe;
Ach! man wünſcht des Lebens Plagen
in Geſellſchaft zu ertragen.
Mit der Sehnſucht ſchläft man ein;
in Geſellſchaft froh zu ſeyn.

Rezitativ.

Ihr guten Götter! (knieend.) hört mein Flehen;
Laßt mich an Weibes Arm froh durch dies Leben gehen.
Hört mich! Ich ſchwöre: ihr auf ewig treu zu ſeyn;
nie will ich dieſen Schwur, nie will ich ihn bereun.

(Das Theater verfinſtert ſich ſogleich.)

Chor von Göttern.

(unſichtbar, und hinter der Bühne akkompagnirend.)

Balamo! Balamo! Balamo!
Dein heißes Flehen iſt erhört!
Der Götter Rath hat dir gewährt
ein Weib als Freundinn dein zu nennen;
Doch lerne dich erſt ſelber kennen,
um glüklich durch dein Weib zu ſeyn,
ſonſt möchteſt du den Wunſch bereu'n;

Balamo (ſpringt entzükt auf.)

Mein heißes Flehen iſt erhört!
Die Götter haben mir gewährt;
ein Weib als Freundinn mein zu nennen;
ihr meine Liebe zu bekennen!

Wie wonnevoll für Herz und Ohr,
war dieſes Harmonien-Chor!
(ab.)

Zweiter Auftritt.

Filania (hernach Balamo.)

(Muſik, unter welcher Filania in einem Muſchelwagen übers Meer gefahren kömmt, und dann ans Land ſteigt.)

Duett.

Filania. Wo bin ich? Hier ganz unbekannt,
allein, in einem fremden Land!
Führt mich das Schikſal zum Verderben?
Soll ich hier in Verzweiflung ſterben?

(Balamo kömmt. — Sie ſehen ſich, ſtaunen einander an, und ſeufzen.)

Beide. Ach! Ach! Ach! Ach!

Ach welch ein { ſchönes Mädchen!
ſchöner Jüngling! }

Wie ſanft { ihr
ſein } Auge lacht!

Stieg { dieſe
dieſer } vom Olympos herab in Menſchentracht?

Balamo. Holde Fremde, ſey willkommen!
Filania. Guter Jüngling ſey willkommen!
Bal. Welch ein Glük dich hier zu ſehn!
Fil. Ach wie iſt mir doch geſcheh'n?
Bal. (naht ſich ihr) Ach! wie bin ich dir ſo gut!

Fil. (freundlich.) Dir bin ich auch herzlich gut!
Bal. Dieſes Herz klopft dir entgegen.
Fil. Dieſes Herz ſchlägt deinetwegen.
Bal. (nimmt ſie bei der Hand.) Liebchen! gieb mir deine Hand.
Fil. Welch ein Glük, daß ich dich fand.
Bal. Komm!
Fil. Komm!
Bal. Komm!
Fil. Komm!
Beide. Liebchen! ach! in deinem Arm,
klopft mein Herz ſo liebewarm.
Muthig troz ich ohne Zagen
mit dir, Liebchen! allen Plagen.
Dich nur lieb' ich ganz allein;
ewig werd' ich glüklich ſeyn.
(ab.)

Dritter Auftritt.

Gigania. Metalio. (drinne.)

Gigania (mit zwei Körben, welche auf beiden Seiten an Stricken herabhängend, an ein Holz befeſtigt ſind, welches quer über ihren Schultern hinten am Halſe liegt. An den Händen trägt ſie ſehr große Handſchuhe mit ſteifen Klappen).

Ei! (ſieht den Abgehenden nach.) Was ſeh ich?
Bei der großen Juno! das waren Menſchen-

Ein Männchen, und ein Weibchen. — — Darf das mein Mann wiſſen? Nein! er ſoll nichts erfahren. Mich ſelbſt ſoll er ſuchen und nicht finden können. Er muß doch wiſſen, warum er mein Mann iſt!

Metalio. (drinne) Gigania!

Gig. Hihihi! das iſt meines Mannes Flötenſtimme!

Met. Gigania!

Gig. Der ſtolpert umher und ſucht mich! Stolpere du nur. Sobald ſollſt du mich nicht finden.

Met. Schatz! Gigania! Liebes Kind! —

Gig. Ach ſchweig! — Wenn ich nur wiſſen ſollte, wie das Männchen und das Weibchen auf unſere Inſel gekommen ſind. — Laß doch ſehen, ob man nichts erfahren kann!

(ab.)

Vierter Auftritt.

Metalio. (mit Körben und Handſchuhen, wie ſeine Frau.)

O! welch ein Glük ein Weib zu finden,
die uns freundlich Liebe lacht.

Ach! ſie weiß ſo ſanft zu binden,
mit der Freude Zaubermacht.
Streichelnd knüpfen ihre Händchen,
liebevoll ein ſanftes Band,
und an dieſem Roſenbändchen,
gängelt uns des Liebchens Hand.

Der liebt Schlanke, der will Runde;
der will Schwarze, der liebt Blonde,
der will Rothe, der Brunette,
der liebt Mag're, der will Fette,
der will Blöde, der liebt Feine,
der will Große, der will Kleine;
kurz, der Guſto iſt verſchieden,
jedem fällt was andres ein.
Und ich wär gar wohl zu frieden,
wären alle Weiber mein.

Fünfter Auftritt.

Metalio. Gigania.

Gig. (kömmt) Metalio! (läuft rechts hinein.)

Met. Biſt du's Schatz? — Nun? Wo biſt du denn?

Gig. (drinne.) Metalio!

Met. Herzensſchatz! da bin ich. (rechts hinein.)

Sig. (ſchnell heraus.) Hihihi! — Wie er watſchelt! — Metalio!

Met. (kömmt.) Nun ſag mir nur Kind! wo du herumſteigſt? Den ganzen Morgen habe ich dich nicht geſehen. Und ich wollte doch eben —

Sig. (den Finger auf den Mund legend.) St!

Met. Nun? was giebt's?

Sig. Still!

Met. Warum?

Sig. Still, ſag ich!

Met. Warum ſoll ich denn aber ſtill ſeyn?

Sig. Darum ſollſt du ſtill ſeyn, daß dich mein Liebhaber nicht hört.

Met. Wa—s? Daß mich dein Liebhaber nicht hört?

Sig. Ja, liebes Männchen! Darum ſollſt du ſtill ſeyn.

Met. Frau! — Frau? — Dein Liebhaber? — Und das ſagſt du mir ſo gerad- ins Geſicht hinein?

Sig. Warum nicht?

Met. (ſetzt die Körbe ab.) Was denkſt du denn wohl von mir?

Gig. (ſetzt ihre Körbe ab.) Daß du mein Mann biſt.

Met. Und dennoch ſprichſt du von einem Liebhaber? Frau! ich bitte dich, mach mir keine ſolche Späßchen, oder —

Gig. Schweig, oder du biſt unglücklich!

Met. Unglücklich?

Gig. Wenn dich nun mein Liebhaber todſchlüg?

Met. Gigania! ſprich mir nicht von Todſchlagen, und von Liebhabern, oder — ich verliere meine gute Laune.

Gig. Du magſt ſie nun verlieren, oder nicht verlieren, das iſt einerlei, und darnach fragt niemand. — Kurz, es iſt ein artiger junger Menſch auf unſerer Inſel angekommen, den habe ich gefallen, und der gefällt mir auch. Er fragte mich, ob er ſich unterſtehen dürfe, mein Liebhaber zu ſeyn? und ich ſagte: ja!

Met. Gigania! — Weib! — Frau! —

Gig. Ein ſcharmanter Menſch!

Met. (hitzig.) Iſt er ſchöner als ich?

Gig. Schöner als du? Hahaha! Du kannſt dich gar nicht mit ihm vergleichen. Er iſt ein wahrer Halbgott!

Met. Das iſt mir eine außerordentliche Konſolation!

Gig. Ich glaube dir's!

Met. Und dieſer inkarnirte Halbgott iſt dein Liebhaber?

Gig. Ja.

Met. Dein Liebhaber?

Gig. Mein Liebhaber!

Met. Nun, ſo muß er eben keinen ſonderlichen Geſchmak haben.

Gig. (entrüſtet.) Was? — — Wer mich liebt, hätte keinen Geſchmak?

Met. Wenigſtens kann ich nichts dafür, wenn er ihn verliert!

Gig. Weißt du, daß du mir recht fatal biſt?

Met. Natürlich! Ich bin ja dein Mann.

Gig. Daß ich dich gar nicht mehr leiden kann!

Met. Das glaube ich nicht, und wenn du zehn Liebhaber hätteſt. Mann bleibt doch Mann. Das müſſen ſich die Liebhaber gefallen laſſen. —

Gig. Wenn ſie wollen.

Met. Mit dir will ich mich nicht müde disputiren! Wenn dir der Halbgott beſſer gefällt, als dein Mann, ſo (ſeufzend) kann ich's ja doch nicht ändern. (heftig.) Aber deine Offenherzigkeit ärgert mich.

Gig. Ei! biſt du dumm!

Met. Was wär' ich? Weib raiſonnire nicht ſo frech von deinem Manne, oder — —

(Muſik) Jupiters Ankunft verkündigend.)

Gig. Hörſt du?

Met. (ängſtlich.) Ja. — — Iſt er das, dein Halbgott?

Gig. Ich weiß es nicht.

Met. Es kömmt aber von Oben herab.

Gig. Der Himmel weiß, was das iſt!

Met. (bei Seite.) Ich wollte doch herzlich lachen, wenn ſich etwa gar einer von unſern

Göttern in meine Frau verliebt hätte. — Wenn's das wär, ſo — ſo wollte ich wohl ein Auge zudrücken. Von ſo einer Bekanntſchaft hat man doch Ehre, und man hat auch Hoffnung, mit der Zeit weiter zu kommen.

Gig. Männchen!

Met. Schätzchen! was willſt du denn?

Gig. Sieh einmahl hinauf. Siehſt du den Glanz?

Met. Ach! das flimmert! — — Sieh, ſieh! Da fährt einer durch die Luft. — Mach, daß wir fortkommen.

Gig. Wir wollten lieber —

Met. Wir wollen fort! — Ich bin kein Freund von den Leuten, die in der Luft herumkutſchieren. Es gehört erſchreklich viel Luft-Luſt- und Wind-Liebe dazu, Behagen an dergleichen Fahrten zu finden. — Marſch, fort! Wir ſind Erdenmenſchen, und haben mit Luftmenſchen keine Konnexion.

(zieht ſie fort. — ab.)

Sechſter Auftritt.

Jupiter (auf einem Wagen mit einem Adler beſpannt, kömmt durch die Luft herabgefahren)
Athos und Agos (ſchweben mit ihm herab.)

Terzett.

Jup. Schwingt euch mit mir herab zur Erde.
ihr ſeyd, wie ich, den Menſchen hold.
Athos u. Agos. Wir ſchwingen uns mit dir zur Erde;
wir ſind den Menſchen gut und hold.
Jup. Den Menſchen Hülf' und Schutz verleihen,
dieß iſt der Götter hoher Plan.
Ath. u. Ag. Den Menſchen Hülf' und Schutz verleihen,
iſt ew'ger Götter Will' und Plan.
(wenn ſie zur Erde ſind.)
Durch dich wird unſer Werk gedeihen,
gebiete nur nach deinem Plan.

Rezitativ.

Jupiter. Zwei Männer und Weiber leben hienieden,
ſie leben hier ruhig und zufrieden,
mit redlichem Herzen mit thätigem Willen.
Doch lauſcht ein böſer Dämon im Stillen;
er möchte ſie in Zwietracht bringen,
das aber ſoll ihm nicht gelingen.

Ath. u. Ag. Nein! nein!
Das ſoll ihm nicht gelingen.
Jup. Zum Fortgang unſrer Thätigkeit,
erwählen wir ein Bauernkleid.
Ath. u. Ag. Zum Fortgang unſrer ꝛc.
Alle. Der Menſchheit Hülf' und Schutz verleih'n,
ſoll Freude uns und Wonne ſeyn.
Jup. Wir werden unter Menſchen ſeyn,
um ihres Glükes uns zu erfreu'n.
(Alle drei links ab.)

Siebenter Auftritt.

Metalio.

Es geht mir doch ein wenig im Kopfe herum, daß außer mir und meinem alten Herrn, noch ein männliches Weſen auf der Inſel ſeyn ſoll. — Sonderbar! — Ich bin mit meiner Frau nun ſchon über drei Jahre verheurathet, und dennoch bin ich immer noch eiferſüchtig. Ich ſchicke mich gar nicht zu einem Ehemann! — Was hilft's! Ich bin's nun aber einmahl. — Wenn mir der junge Herr aber in den Wurf kömmt, ſo nehme ich ihn bei'm Fell, binde ihm Arme und Füße, und ſchleppe ihn zum alten Rothbare Terkaleon. Der wird ſchon für ſein Unterkommen ſorgen. Mit dem Purſchen wollen wir bald fertig werden! Er ſoll ſich — — O Zeus und Latona! Da kömmt ein ſolcher Fant! Das iſt er gewiß.

Achter Auftritt.

Metalio. Balamo, (mit Pfeil und Bogen.)

Bal. Ha! (legt den Pfeil auf den Bogen und zielt.)

Met. (ſpringt auf die Seite.) Vernünftig, Herr Schwager! vernünftig! Das iſt keine Manier.

Bal. Du ſprichſt? Biſt du ein Grieche?

Met. Was denn ſonſt?

Bal. Kein Barbar? kein Räuber?

Met. Ach ich dachte gar! Ich bin ein Grieche, wie du. Ein rechter guter Menſch bin ich, aber kein Räuber, und kein Barbar.

Neunter Auftritt.

Vorige. Olgania.

Olg. Ha! das iſt er!

Bal. (vor ſich.) Vermuthlich die Geliebte dieſes Mannes! (Sehen ſich ſtumm an.)

Met. Bey dem keuſchen Monde! die verſtehen's! — Wie ſie ſtaunen! wie ſie thun können! Man ſollte darauf ſchwören, ſie hätten einander in ihrem Leben noch nicht geſehen. Aber mich betrügen ſie nicht. Ich habe zu viel Menſchenkenntniß.

Bal. Sagt mir doch, ſind denn noch mehrere Menſchen auf dieſer Inſel?

Met. Von Männern, niemand, als ich. Aber ſolche Weiber habe ich noch ein paar Dutzend in meiner Hütte.

Bal. O führe ſie zu mir, Freund! Ich liebe die Menſchen.

Met. (vor ſich.) Der hat eine ſtarke Menſchenliebe!

Bal. Ich wünſche ſie kennen zu lernen.

Met. (vor ſich.) Eine rührende Sehnſucht!

Bal. Laß uns brüderlich zuſammen leben. Wir wollen mit einander theilen was wir haben.

Met. (zieht Giganien auf die Seite zu ſich.) Getheilt wird nichts.

Bal. Die Götter haben uns alles nur zu wechſelſeitiger Theilnahme gegeben.

Met. Nichts von dergleichen Sophiſtereien; Damit kannſt du in jeder Republik dein Glük machen, aber nur nicht bei mir. — Einen Kürbis, eine Handvoll Bohnen, ein Stückchen Vipernfleiſch, und dergleichen, — das kannſt du alles von mir bekommen. Aber von dieſem (auf Giganien zeigend) Kleinod will ich ganz allein Beſitzer ſeyn! Ich liebe ſie — und

Bal. Auch ich liebe meine Filania mit zärtlicher Treue ganz allein.

Met. Wie? Du haſt eine Geliebte?

Bal. Ihre Liebe macht mein Glük!

Arie.

Mein Mädchen iſt das Bild der Tugend,
geſchmükt mit Anmuth, Reiz und Jugend

Ihr Lied iſt Götter Melodie.
Die Liebe thront in ihren Blicken
voll Zärtlichkeit und mit Entzücken.
Wie lieb' ich, ach! wie lieb' ich ſie!
Mein Herz ſchlägt nur für ſie allein.
Bald wird ſie mein auf ewig ſeyn.
Wie glücklich ſind wir beide dann,
iſt ſie mein Weib, bin ich ihr Mann!

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Metalie. Gigania.

Met. Höre! warum biſt du denn auf einmal ſo ſtill?

Gig. Hm! —

Met. Warum hängſt du denn den Kopf ſo?

Gig. Ich denke über etwas nach.

Met. So? Werde mir nur keine Philoſophinn. Ich kann die philoſophiſchen Weiber einmal nicht leiden.

Gig. Ich dächte, es könnte vielleicht beſſer für uns ſeyn, wenn wir uns von der neuen Geſellſchaft abſonderten. Du vergißt doch nicht, daß wir in Dienſten des allwiſſenden Terkaleon ſind? und daß er uns nun ſchon ſeit Sonnenaufgang nicht geſehen hat?

Met. Ei! wie klug du biſt! Jetzt, da du hörſt, daß noch ein Mädchen auf der Inſel iſt, biſt du auf einmal für unſere Ruhe beſorgt. Aber vorher wollteſt du nicht vom Flecke gehen, da dir der neue Liebhaber im Kopfe ſtak. Nun will ich aber auch meinen Kopf aufſetzen. Ich will hier bleiben, und will die Halbgöttinn ſehen, da ich dich lange genug allein geſehen habe.

Sig. Du denkſt doch nicht etwa gar —

Met. Was ſoll ich denn nicht denken?

Sig. Schmeichelſt du dir denn etwa, dem hübſchen Mädchen zu gefallen?

Met. (mit Prätenſion.) Man kann nicht wiſſen! —

Sig. Laß dich nicht auslachen! In dich verliebt ſich kein Mädchen bei offnen Augen.

Met. Warum haſt du dich denn aber bei offenen Augen in mich verliebt?

Gig. Bei offenen Augen? — Blind bin ich damals geweſen.

Met. Bleib's! bleib's!

Gig. Geh, du —

Met. Still! beleidige mich nicht. Ich bin ein ſchöner Mann, und das laſſe ich mir von dir nicht abſtreiten, du magſt ſagen, was du willſt.

Gig. Was wärſt du? Ein ſchöner Mann wärſt du?

Met. Das bin ich! dabei bleib' ich. Wenn ich nicht ſchön wär, hätteſt du, ſchönes Götterbild! dich unmöglich in mich verlieben können. Aber da ich wirklich ſchön bin, ſo haſt du dich in mich verliebt! Und folglich werden ſich auch andere Weiber und Mädchen noch in mich verlieben können. Das iſt alles ganz natürlich!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Balamo.

Bal. Habt die Freundſchaft für mich, ihr guten Leute! und entfernt euch ein wenig. Ich will meine Geliebte durch eure Gegenwart überraſchen.

Gig. Nun ſo komm!

Met. Aber weit gehe ich nicht.

Bal. Ihr bleibt in der Nähe.

Met. Das läßt ſich hören. — Komm, du geſchmakvolles Weibchen! (mit ihr ab.)

Zwölfter Auftritt.

Balamo. Filania.

Fil. (bringt ihm einen Blumenſtrauß.) Gefallen dir die Blumen? Ich habe ſie für dich gepflückt.

Bal. O Filania! Dieſe Blumen will ich der ſchönen Göttinn der Liebe opfern, und an ihrem Altar wollen wir uns, Arm in Arm, ewige Treue und Liebe ſchwören.

Fil. Ewige Treue und Liebe!

Quartett.

Bal. Treu zu lieben laß uns ſchwören.
Alle die die Schwüre hören
ſollen unſre Zeugen ſeyn.

Met. u. Gig. (entfernt.)
Sollen eure Zeugen ſeyn.
Fil. Was iſt das? Ich hörte ſprechen.
Bal. Mir war's auch, als hört' ich ſprechen.
Hier wird wohl ein Echo ſeyn. —
Fil. Wer von uns den Schwur wird brechen,
den verfolge Qual und Pein!
Met. (entfernt.) Den verfolge Qual und Pein!
Fil. Nein, das ſcheint kein Echo mir.
Sicher ſprechen Götter hier.
Gig. Keine Götter ſprechen hier.
Met. Wir ſind Menſchen, ſo wie ihr.
Bal. (vor ſich.) Herrlich! herrlich! dieſe Leute
ſpielen unverbeſſerlich.
Fil. (vor ſich.) Täuſcht mich meine raſche Freude?
Täuſchen meine Ohren mich?
Bal. Kind! Was iſt dir?
Fil. Dieſer Nachklang —
Bal. Soll des Bundes Zeuge ſeyn.
Fil. Bal. Laß uns treue Liebe ſchwören.
Gig. Met. Treue Liebe ſollt ihr ſchwören.
Fil. Bal. Herz und Hand ſey ewig dein.
Gig. Met. Herz und Hand ſey ewig dein.
Fil. Es ſind Menſchen, die wir hören.
O! daß ſie ſchon bei uns wären!
Bal. Haſt du an Geſellſchaft Freude?
Ach! das freut, das freut mich ſehr.
Ruf mit mir; wir rufen beide:
„Kommt doch näher zu uns her!“
Beide. Kommt doch näher zu uns her!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Metalio. Gigania.

Met. Gig. (kommen.) Ja, wir kommen näher her.

Fil. Bal. Näher! näher!

Gig. Met. Näher! näher!

Fil. Bal. An unſer Herz.

Gig. Met. An unſer Herz.

(Gigania eilt in Filaniens, Metallo in Balandos Arme.)

Alle. Welche Freude! welch Entzücken!
An den Buſen dich zu drücken.
Komm mit mir zum ſtillen Hain,
um dort froh mit uns zu ſeyn.
In der Bäume grünen Schatten,
auf den bunten Blumen Matten,
baut die Liebe ſanft und ſchön,
ihren Thron auf Roſenhöh'n.

(alle ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Jupiter. Athos. Agos. (alle drei in Bauernkleidung.)

Jup. Seht ihr jene Pärchen dort wandeln? Sie ſollen glüklich ſeyn. — Folgt ihnen nach, ſchenkt ihnen eins von dieſen Körbchen, und fragt ihnen ihre Wünſche ab. Wünſchen ſie ſich Reichthum, ſo gebt ihnen dieſes Körbchen, mit Geld gefüllt. Wünſchen ſie ſich eine ſtärkere menſchliche Geſellſchaft auf dieſer Inſel, ſo gebt ihnen dieſes Körbchen voll Pflanzen.

Athos. Und dieſe Pflanzen — ?

Jup. Wenn dieſe Pflanzen mit reinen Händen in die Erde geſteckt werden, ſo werden aus ihnen Menſchen emporwachſen.

Athos. Noch eine Frage, erhabener Gott der Götter!

Jup. Rede!

Athos. Wenn dieſe vier Menſchen uns fragten: woher wir kämen? Was ſollen wir ihnen antworten?

Jup. Antwortet ihnen: „wir kommen von der Reiſe. Unſer Vater iſt ein Gärtner, und liebt die Menſchen.“

Agos. Allgebietender Zevs! Erhabener Wolkenthürmer! wo treffen wir dich wieder?

Jup. Hier.

Agos. Immer als Bauern?

Jup. Immer als Bauern. — Euer Werk beginne, und endige glüklich, ehe euch der mißgünſtige Terkaleon erblickt? Wir Götter ſind langmüthig. Er ſoll ſeiner verdienten Strafe nicht entgehen. Aber jezt verbergt euch, und entrinnt ſeinen heimtückiſchen Blicken.

(alle ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Terkaleon.

Der Tag der Rache iſt erſchienen,
zu quälen dieſe Menſchenbrut.
Ihr Gram ſoll mir zum Spotte dienen;
ich dürſte nur nach Tod und Blut.
Die Rache ſoll ſie ſchnell ereilen,
mich labe ihre Qual und Pein.
Sie mögen flehen, winſeln, heulen,
Triumf wird mir ihr Jammer ſeyn.
Auf Blut erbau' ich meinen Thron.
So nur, rächt ſich Terkaleon.

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ein ſchönes Gartenfeld. — Da das Theater nur zwei Flügel hat, ſo ſtellen ſie eine Laubhütte zur rechten Seite vor. Zur linken Seite zeigen ſie ein von Reiſern geflochtenes Thor. Mitten kann man eine angenehme Landſchaft erblicken, welche ſich mit Hügeln endiget.

Balamo. Filania. Metalio. Gigania. (kommen links herein.)

Bal. Seht! dies iſt die Laube, wo ich zu ruhen pflegte.

Gig. Da gefällt mir's!

Met. Wirklich?

Filania. Ich will dir alles zeigen. (führt ſie ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Met. Ich muß es geſtehen, hier gefällt mir's ungleich beſſer, als bei unſerm alten Herrn.

Bal. Wer iſt denn dieſer alte Herr? Wo hält er ſich auf?

Met. Er wohnt in einem dunkeln dichten Walde, welchen ein reiſſender Fluß rings herum umſtrömt. Der Wald hat 12 Kanäle, welche

che zu überſchiffen ſind. Wer aber die Kunſt nicht recht verſteht, ſein Schiffchen zu regieren, der erſäuft.

Bal. Vermuthlich thut das der Alte, um ſeinen Aufenthalt verborgen zu halten?

Met. Ach nein! Terkaleon ſucht vielmehr die Menſchen zu ſich zu locken. — Auf einem hohen Thurme überſieht er die ganze Inſel. Erblikt er nun ein Schiff in der See, ſo ſezt er durch einen Druk eine Stahlfeder in Bewegung, und bewirkt dadurch eine ſo ſanft anlockende Harmonie von Inſtrumenten, daß dieſen Tönen jeder Schiffer mit Vergnügen entgegen ſegelt. Wer nun ſeinen Lockungen folgt, der iſt verloren. Mich und meine Frau hat er auf eben dieſe Art zu ſich gelokt.

Bal. Und ihr lebt noch?

Met. Ich denke, das bischen Leben werde ich wohl meiner Frau zu verdanken haben. Dieſe ſteht ſehr gut bei dem alten Rothbart.

Val. Ihr ſeyd alſo nicht hier geboren?

Met. Nein. — Wir ſind Theſſalier.

Val. Und wozu braucht euch der alte Rothbart?

Met. Wir müſſen Schlangen und Vipern für ihn zuſammen fangen, die er zu ſeinen Zaubertränken braucht. Täglich müſſen wir eine beſtimmte Anzahl liefern; können wir ſie nicht zuſammen bringen, ſo ſperrt er mich zur Strafe in einen Eiskeller.

Val. Dieſe Strafe trifft vermuthlich meiſtens nur dich?

Met. Meiſtens? — Allezeit mich allein. — Gegen meine Frau iſt der alte Herr weit gnädiger.

Val. Haſt du denn heute deine beſtimmte Anzahl Vipern zuſammen gebracht?

Met. Verwünſcht ſey die Schlangenfängerei! Heute würde mir's erbärmlich gehen. Aber — der alte Rothbart ſieht mich nun nicht wieder. Ich gehe nicht mehr zu ihm. — Wenn du meinſt, ſo wollen wir fein zuſammen bleiben.

Bal. Das bin ich ſehr wohl zufrieden. — Aber werden wir nichts von dem böſen Terkalcon zu fürchten haben?

Met. Hier kann er uns nicht ſchaden. Nur auf der See und auf ſeinem Fluſſe hat er Macht und Gewalt über die Menſchen. Und auch dort kann er nicht immer unbedingt ſchaden, wenn man weiß, wie man ſich zu verhalten hat.

Bal. Und wie hat man ſich denn zu verhalten?

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Gigania. Filaule.

Gig. Ach Schatz! in der Laube iſt dir's recht ſchön! Alles ſo niedlich, ſo artig, und ſo bequem, daß es kaum zu beſchreiben iſt. Du mußt die Einrichtung ſelbſt ſehen. — (zu Balamo.) Du haſt dir viel Mühe gegeben, dir dein Hüttchen zu bauen.

Bal. Wir wollen es uns hier ſo bequem, wie möglich, machen.

Met. Recht ſo! die Bequemlichkeit liebe ich ſehr. Ich bleibe dabei, in der Welt geht nichts über die liebe Bequemlichkeit.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Athos. Agos (jeder mit zwei kleinen Körbchen, in dem einen Gold, in dem andern Pflanzen.)

(Sie ſingen noch hinter der Szene, unter dem Ritornell: la la la!)

Alle. Was iſt das?

Met. Da kommen ein paar Knaben.

(Sie kommen ſingend.)

Duett.

Athos und Agos.

Hier kommen wir Bübchen,
ſo herzig, ſo klein;
O ſchaut doch, ihr Liebchen!
in's Körbchen hinein,
die Pflanzen zu ſehen.

O

O! nehmt ſie heraus.
Im Boden entſtehen
dann Menſchen daraus.

*

Doch laßt euch nicht blenden
vom glänzenden Gold,
wir könnten's euch ſpenden,
doch ſind wir euch hold.
Die Pflanzen ſind beſſer,
wir ſchenken ſie euch.
Die Freude wird größer;
auf! pflanzt ſie nur gleich. —
Lebt wohl! lebt wohl!

(tanzen ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Metalio. Balamo. Filania. Gigania.

Met. Was wär das? Menſchen ſollen aus den Pflanzen werden?

Bal. Kennſt du die Knaben?

Met. So wenig, als ich die keuſche Cinthia kenne. Jetzt habe ich ſie in meinem Leben zum erſtenmal geſehen.

Gig. Es waren artige Bürſchchen.

Met. Nicht wahr, ſie haben dir gefallen? — Ich dacht's doch gleich.

Gig. Ich muß wiſſen wo ſie hergekommen ſind.

(eilig ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Metalio. Filania. Balamo.

Met. Wenn etwa ein paar Weiber in der Welt ohne Neugierde geboren ſind, ſo hat meine Frau ihre Portionen mit empfangen. Sie iſt ganz erſchrecklich neugierig!

Bal. Es iſt doch aber wohl gar nicht unrecht, die Buben ein wenig auszufragen.

Met. Das iſt auch wahr! — Ach! meine Frau iſt klug.

Bal. Wir wollen ihr nach.

Fil. Du kömmſt doch bald wieder zurück?

Bal. Wir ſind gleich wieder hier.

(ab.)

Met. Indeſſen empfehle ich mich deinem Andenken, ſchönes Kind!

(ab.)

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

Filania.

Balamo geht! — Wie iſt mein Herz beklommen!
Schon iſt er fort. Er wird doch wieder kommen?
Ach! wie kann ich Arges denken?
Ja! er liebt mich ganz allein.
Nie wird er ſein Liebchen kränken!
Nein, er kann nicht treulos ſeyn.
Ewig ſchwur er mich zu lieben,
und ich gab ihm Herz und Hand.
Nimmer kann er mich betrüben;
ewig feſt iſt unſer Band.

(rechts ab.)

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Terkaleon.

(Kömmt links herein.) Ja! ſie iſt es. Filania iſt es, die Tochter meines Todfeindes. O! daß ich ſie in meine Burg locken, daß ich ſie vernichten könnte! — (ruft in die Laube.) Iſt niemand hier?

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Terkaleon. Filania.

Fil. (kömmt aus der Laube und erſchrickt, als ſie ihn ſieht.) Wer biſt du? Was willſt du?

Terk. Verzeih ſchöne Bewohnerinn dieſer Inſel! daß ich dich um deinen Beiſtand anflehe. Ich bin ein Fremder, habe mich verirrt, und kann den Weg zu den Hafen, wo unſer Schiff liegt, nicht zurück finden.

Fil. Wo kömmſt du her?

Terk. Ich bin ein Theſſalier. Wir ſind ausgefahren, die verlorne Königstochter von Theſſalien allenthalben aufzuſuchen.

Fil. Nenne mir den Namen der Prinzeſſinn, die ihr ſucht.

Terk. Sie heißt Filania.

Fil. Darf ich dir trauen?

Terk. Ich bin ein rechtſchaffener Mann. Der König hat dieſes Geſchäft gewiß keinen verdächtigen Leuten anvertraut.

Fil. Ich bin's. Ich bin Filania, die Königstochter aus Theſſalien.

Terk. (kniet nieder.) Ich huldige dir mit dieſem Handkuſſe. — O wie glücklich bin ich!

Fil. Steh auf!

Terk. Wie kamſt du aber hierher? ſchöne Gebieterinn!

Fil. Noch iſt es mir ſelbſt ein Räthſel. Ich ergötzte mich am Fiſchen, ſchaukelte mich in meinem Nachen hin und her, und war endlich gar eingeſchlafen. Als ich erwachte, befand ich mich hier auf dieſer Inſel. Ein Gott hat mich über die Fluthen geführt, mich glücklich zu machen. Denn hier habe ich einen Jüngling gefunden, den ich herzlich liebe, und den ich ewig mit gleicher Zärtlichkeit lieben werde.

Terk. Haſt du auch bedacht, daß du eine Königstochter biſt?

Fil. Komm mit mir. Ich will dir ihn zeigen, den ich liebe, und du wirſt geſtehen, daß er würdig iſt, ein Diadem zu tragen.

(Sie will ihn abführen.)

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Metalio.

Met. (ſchnell herein.) Wohinaus da?

Terk. Keinen Verrath!

Met. Was Verrath! was Verrath! Filania! was dir dieſer Mann auch geſagt hat, er hat gelogen.

Fil. Kennſt du ihn?

Met. Ich kenne ihn als einen Erzbetrüger.

Terk. Iſt der Kerl wahnſinnig? — Folge mir Filania.

Met. Daraus wird nichts. Ich gebe es nicht zu, und ſollte es bis zu Schlägen kommen.

Terk. Ich bringe dich um.

Met. Hier kannſt du das nicht, und zu dir komme ich nicht wieder. Du kannſt dir deine Schlangen ſelbſt fangen, alter Erzſchlangenfänger! Von mir bekömmſt du keinen Froſch mehr, geſchweige denn eine Schlange; daß du es nur weißt!

Terk. Elender!

Met. (ergreift einen Stock und ſetzt ſich in Poſitur.) Setze einmal meine Herzhaftigkeit auf die Probe; wenn du Muth haſt!

Fil. Ihr Götter! ſteht mir bei! — Valamo! Valamo!

Terk. Folge mir, ſchöne Freundinn!

Met. Mach daß du fort kömmſt, alter Gauner!

Terk. Du ſollſt mich noch heute kennen lernen! (ab.)

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Metalio. Filania.

Met. O, ich habe ſchon das Vergnügen, dich recht gut zu kennen, alter Menſchenfreſſer!

Mehr als mir lieb iſt. — Du biſt ein Nichtswürdiger! ein Betrüger! ein zehnfacher Schelm! ein tauſendfacher Unhold! — Ha! wie wohl es einem wird, wenn man einem ſchlechten Kerl die Wahrheit geſagt hat.

Fil. Metalio!

Met. Ruhig Täubchen! Ich habe dich aus einer großen Gefahr gerettet. Um Ehre und Leben hätte dich der alte Rothbart gebracht.

Fil. O, wie danke ich dir, guter Mann! (küßt ihm die Hand.)

Met. Was war das? Nein! das mußt du nicht thun. Ich bin ein Menſch, und du — — Ach du biſt gar zu ſchön!

Duett.

Fil. (küßt ihm die Hand.)
O dieſes Herzens Klopfen!
Es iſt des Dankes Schlag.

Met. Mein Herz fängt an zu klopfen.
Es klopft dem deinen nach.

Fil. Mein Dank ſoll feſter ſchlingen
der Freundſchaft ſchönes Band.

Met. Das wird dir wohl gelingen;
doch küß mir nicht die Hand.

Fil. Valamo wird dich lieben,
als Schutzgeiſt kamſt du her.

Met. Auch ich, ich werd' ihn lieben. —
Küß mir die Hand nicht mehr.

Fil. Noch oft will ich ſie küſſen;
Ich werde dankbar ſeyn.

Met. O weh! o weh! dies Küſſen
dringt mir durch Mark und Bein.

Fil. Stets wirſt du meinem Herzen
der zweite Liebling ſeyn.

Met. Ich fürcht' in meinem Herzen,
wirſt du die Erſte ſeyn.
Hör auf, ich bitte dich!
mir wird ganz wunderlich!

Fil. Noch oft ꝛc.

Met. O weh ꝛc.

(Filania ab.)

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Metalio.

(Sieht ihr nach.) Das hat ſie allerliebſt gemacht! — Wie ſie's alle machen. Sie macht mir den Kopf wirblicht, und geht fort. — Ich muß ihr nach! Da hilft alles nichts! Warum hat ſie nicht gehört. Ich muß ihr nach!

(ab.)

Acht und zwanzigſter Auftritt.

(Verwandlung des Theaters wie zu Anfang.)

Jupiter (kömmt rechts heraus.) Athos und Agos (kommen links heraus.)

Athos. Man verfolgt uns.

Jup. Wer?

Agos. Zwei von den Menſchen, denen wir das Geſchenk gebracht haben, folgen uns Schritt vor Schritt nach.

Jup. Spracht ihr mit ihnen?

Ath. Nicht eine Silbe. Wir gaben ihnen ſingend die Körbchen mit den Pflanzen, und verließen ſie.

Jup. Wohl.

Agos. Dort kommen ſie alle viere her.

Jup. Sie ſprechen mit einander. Wie es ſcheint, ſprechen ſie über die Pflanzen. Wir wollen ſie belauſchen. Entfernt euch.

(Alle ab.)

Neun und zwanzigſter Auftritt.

Metalio. Balamo. Filania. Gigania. (mit den Pflanzen-Körbchen.)

Finale.

Alle 4. Zum Zwek der Freundſchaft und der Liebe,
ſetz' ich hier dieſe Pflanze ein.
Ihr Götter! ſchenkt voll Huld und Liebe
den Pflanzen Wachsthum und Gedeih'n.
(Sie pflanzen.)

Bal. Sieh Liebchen! ſieh! hier ſetz' ich's ein;
Soll's Mädchen, oder Jüngling ſeyn?

Fil. Es mag ein Jüngling hübſch und fein,
es mag ein liebes Mädchen ſeyn.
Ein Mädchen wird uns Freundinn ſeyn,
der Jüngling ſich der Freundſchaft weih'n.

Beide. Die Götter geben ihr Gedeihen!
Wir wollen uns mit Menſchen freuen.

Met. Aus jeder dieſer Pflanzen werde,
ein Mädchen lieblich ſchön und rund.

Gig. Hier ſollen wachſen aus der Erde
viel ſchöne Männer, friſch, geſund.

Beide. Schon fühl' ich das Entzücken,
wenn ſie die Hand mir drücken.
O! wie glücklich werd' ich ſeyn,
wenn ſie ſtammeln: ich bin dein!

Fil. Die Leutchen ſtreiten, wie ich ſehe.
Val. Ja, ja! ſie ſtreiten wie ich ſehe.

Met. Hier wächſt ein Mädchen jung und ſchön!

Gig. Hier ſoll ein ſchöner Jüngling ſtehn.

Met. Hier pflanz' ich noch ein Mädchen ein.

Gig. Dies Pflänzchen ſoll ein Jüngling ſeyn.

Met. Lauter Weiber!
Gig. Lauter Männer!

Fil. Ihr Leutchen! ſeht doch zu uns her,
Val. Nehmt ein Beiſpiel, zankt nicht mehr.

Alle. Das wird eine Freude ſeyn,
wenn die Menſchen groß und klein,
um uns hüpfen, um uns ſpielen,
Lieb' und Freundſchaft für uns fühlen,
ganz uns ähnlich und verwandt,
mit uns wandeln Hand in Hand.
Wenn ſie ſich des Lebens freuen,
ſich der Freundſchaft zärtlich weihen. —

Unſer Werk iſt nun vollbracht.
Liebe Pflanzen, gute Nacht!

(alle ab.)

Dreißigſter Auftritt.

Jupiter. Athos. Agos.

Jup. Verpflanzt iſt nun die Erde. —
Durch mein allmächtig: Werde!
ſoll ſie mein Hauch beleben.
Schwingt euch im raſchen Lauf
zum Sitz der Juno auf.
Sagt ihr: Ich ſäh es gerne,
will ſie vom Thron der Sterne
zu mir hernieder ſchweben.
Ich hauche Leben ein,
und ſie ſoll Zeuge ſeyn.

Ath. u. Ag. Wohlan! im raſchen Lauf
hinauf! hinauf! hinauf!

Alle 3. Doch ſeht! dort über Sonn' und Sterne
ſchwebt Juno ſchon, in grauer Ferne.

Jup. Laßt ſehen ob ſie uns wird kennen,
in dieſer Tracht, im Bauernkleid.

Alle 3. Sie darf uns jetzt noch nicht erkennen,
in unſrer Tracht der Niedrigkeit.

(Sie verbergen ſich.)

Ein

Ein und dreißigſter Auftritt.

Juno (kömmt in einem mit Pfauen beſpannten Wagen herab.)

In dieſen angebauten Gründen
ſind Menſchen ganz gewiß zu finden;
Wo Menſchen ſind, iſt Jupiter.
Komm Jupiter!
Komm zu mir her!

Zwei und dreißigſter Auftritt.

Juno. Jupiter. Athos. Agos.

Jup. Dich hört der Donnrer Jupiter.
(kömmt.) Willkommen in den Regionen,
wo Menſchen wachſen, Menſchen wohnen!
Dein Zevs, der Menſchen wachſen läßt,
giebt dir, o Juno! heut ein Feſt.

Juno. Daß doch dein Werk dir nie gereue!
Du weißt, daß ich mich mit dir freue.
Um dir vollkommen gleich zu ſeyn,
hüll ich in Bauerntracht mich ein.

(Ihre Kleidung fällt ab, und ſie ſteht als Bäuerinn da)

Nun? wird man mich wohl Juno nennen?

Jup. Ath. Ag. Kein Menſch wird dich als Göttinn kennen.

Die Bauernkleidung hüllt dich ein,
als Menſch bei Menſchen froh zu ſeyn.
(alle ab.)

Drei und dreißigſter Auftritt.

(Die Landſchaft mit der Laube.) **Terkaleon** (mit vier hölzernen Flaſchen.)

Ich weiß ſchon ihre Ruh zu ſtöhren,
mit Freuden kocht' ich dieſen Trank.
Der Menſchheit will ich Rache ſchwören.
Für euch iſt dieſer Zaubertrank.
Berauſcht von meinem Zauberwein,
weih ich ihr Herz zur Rachſucht ein.
Ha! ſieh, ſie kommen ſchon herbei.
An dieſen Baum häng' ich die Flaſchen,
(hängt die Flaſchen an den Baum.)
und wenn die Weiber lüſtern naſchen,
ſo ſind die Männer auch dabei.
(ab.)

Vier und dreißigſter Auftritt.

Filania. Metalio. Balamo. Gigania.

Alle 4. O dieſe Hitze, dieſe Schwüle!
Der Durſt, den ich jetzt brennend fühle!
Die Zunge klebt mir faſt am Gaum.
Ich fühle, ach! ich athme kaum!
Fil. Ach ſeht! die Flaſchen dort am Baume.

Die Andern. Ja! Flaſchen hängen an dem Baume.
Fil. O ſeht nur her!
Die Andern. Das iſt kein Traum.
Dies ſind gewißlich Götter-Gaben,
kommt, laßt uns an dem Tranke laben.

Fünf und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Terkaleon.

Terkaleon. (im Hintergrunde.)
O! trinkt doch nur den Zauberwein!
(zieht ſich wieder zurück.)
(Sie nehmen die Flaſchen von dem Baume, und riechen hinein.)

Fil. Ach! ſollte dies wohl Nektar ſeyn?
Val. Wahrhaftig! das muß Nektar ſeyn.
Sig. Ach Freunde! das iſt Götterwein.
Met. Ja, ja, ſo riecht der Götterwein!
Alle 4. Woher kömmt dieſe Flaſche?
Woher kömmt dieſer Wein?
Wer mag den Wein uns ſchenken?
Wer mag der Geber ſeyn?
Met. Geduld! ich will ihn koſten. Ich kenne guten Wein.
Laßt mich ihn erſt probiren. Er könnte ſauer ſeyn.
(will trinken.)

Sechs

Sechs und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Athos. Agos. (mit Milchflaſchen.)

Ath. Brüderchen! halt' ein! halt' ein!

(Metalio ſetzt ab.)

Ag. Trinke nicht von dieſem Wein.

Beide. Die Milch iſt geſünder,
iſt lauter und rein.
Drum trinken wir Kinder
ſie lieber als Wein.
Wohl laßt ſie euch ſchmecken,
die Flaſchen ſind ſchwer,
und wird ſie euch ſchmecken,
ſo bringen wir mehr.

Sie ſchenket uns Kräfte,
macht friſch und geſund,
verdünnet die Säfte,
macht voll und macht rund.
Den Wein müßt ihr meiden,
er ſchadet dem Blut;
drum folget uns beiden,
wir meinen es gut.

(geben ihnen die Flaſchen und tanzen ab.)

Sieben

Sieben und dreißigſter Auftritt.

Filania. Metalio. Gigania. Balamo.

Bal. Das ſind wirklich jene Knaben,
die uns erſt die Pflanzen gaben.

Fil. Laßt uns ihren Rath befolgen,
trinket Milch, und laßt den Wein.

Gig. Ja, der Rath iſt zu befolgen!

Met. Lieber Milch, als ſchlechten Wein.
Schlechter Wein verdirbt das Blut,
friſche Milch iſt rein und gut.

(Sie trinken Milch.)

Alle 4. Das ſind wirklich Göttergaben!
O! wie ſoll der Trunk uns laben.

Bal. Laßt uns nach den Pflanzen ſehen,
daß wir wiſſen, wie ſie ſtehen.

Fil. Ach, wie ſoll es mich doch freu'n,
wenn ſie wachſen und gedeih'n!

Alle 4. Ach! ſchon ſeh ich dieſe Pflanzen,
wie ſie lebend um uns tanzen!
Menſchen wachſen, werden groß;
dieſe Freud' iſt namenlos!

(alle ab.)

Acht und dreißigſter Auftritt.

(Verwandlung wie im erſten Auftritt dieſes Akts.)

(An den Flecken der gepflanzten Pflanzen ſtehen große Kürbiſſe.)

Jupiter. Juno.

Jup. Sieh! die Pflanzen wachſen ſchön.
Juno. Laß mich bald hier Menſchen ſeh'n!

Neun und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Athos. Agos.

Ath. Ag. Sie tranken Milch, und nicht den Wein.
Sie folgen uns, um hier zu ſeyn.

Alle 4. Jetzt laſt uns ihr Betragen ſeh'n,
wenn Menſchen aus der Frucht entſtehn.

(alle ab.)

Vierzigſter Auftritt.

(Die Thüren der Kürbiſſe ſpringen auf. In jedem der Kürbiſſe ſitzt ein Erdgeborner.) **Metalio** (mit Pantomime, ſteckt den Kopf heraus, erſchrickt, fährt zurück. Kömmt wieder, tritt näher und führt hinzu) **Gigania.** (Dieſe erſchrickt gleichfalls. Sie holen) **Balamo** und **Filania** (herbei, welche auch erſtaunen.)

Alle 4. Welch Götterwerk! O welche Macht,
hat alles dies hervorgebracht?

Betrachtet Augen, Hand und Mund.
Dies macht der Götter Allmacht kund.

Gig. Doch ſeh' ich ſie noch ohne Leben.

Met. Und ach! kein Mädchen iſt dabei.

Fil. Wird ſie nun wohl ein Gott beleben?

Bal. Wie iſt die Szene groß und neu!

Alle 4. Ach daß doch Zeus hernieder ſchwebte,
durch Allmacht Menſchen hier belebte!
Zeus, der uns dies gewähren kann.
O! fleht den Gott der Götter an.
(Sie fallen nieder.)

O Zeus! erhöre unſer Fleh'n,
die Menſchen hier belebt zu ſeh'n.

(Dumpfer Donner. Bei jedem Kürbis fährt ein Flämmchen von oben herab, nieder auf die Erdgebornen. Sie fangen an ſich zu bewegen. — Die andern ſtaunen. — Wenn dieſe ſingen, bewegen ſich jene nicht.)

Met. Hahahaha! Hahahaha!

Fil. Gig. Bal. Stille! lache ja nicht da!

Met. Da der Krauskopf! —

Fil. Gig. Bal. Stille! ſtille!

Met. Da der Schnurrbart!

Fil. Gig. Bal. Stille! ſtille!

Met. Seht wie trotzig!

Fil. Gig. Bal. Stille! ſtille!

Met. O wie ſeltſam!
Fil. Gig. Bal. Stille! ſtille!
Met. Was ſoll's werden?
Fil. Gig. Bal. Stille! ſtille!
Alle 4. Die Götter haben uns erhört.
Zevs hat unſern Wunſch gewährt.

(Die Erdgebornen bewegen auf verſchiedene Art ihre Glieder nach dem Takt. Dann hören ſie alle zugleich auf. Eine ſtille Pantomime beginnt. Jeder ſieht verwundert ſeine Glieder an, wagt einen Schritt, dann zwei Schritte u. ſ. w. ſieht in die Höhe, berührt alles was er ſieht. ꝛc. ꝛc.)

Alle 4. Seht wie ſie die Blicke heben!
ſie empfinden, daß ſie leben,
ihr Gefühl iſt Dankbarkeit.
Wie mich alles dies erfreut!
Bal. Kommt und ſtöhrt ſie nun nicht weiter.
Laßt uns in der Ferne ſtehn,
dem Benehmen zuzuſehn.
Alle 4. Ja! nun kommt und laßt uns gehn,
in der Ferne zuzuſehn.
(ab.)

Die Erdgebornen (probiren die Stimme; einer nach dem andern.)
Hah! —
Hah! —
Hah! —
Hah! —

Vier Weiber (treten hinter den Kürbiſſen hervor.)

Hah! —
Hah! —
Hah! —
Hah! —

Männer. O! ſeht doch dieſe Weſen hier.
Wer biſt du denn? O! ſag es mir.

(Jeder Mann rangirt ſich zu einem Weibe.)

Weiber. Ich bin für dich als Weibchen hier.
Ach! liebes Männchen, bleib bei mir.

Männer. Ach! liebes Weibchen, bleib bei mir.

Alle. Ich bin dir zur Geſellſchaft hier.
Ich bleib' als $\begin{Bmatrix}\text{Männchen}\\ \text{Weibchen}\end{Bmatrix}$ ſtets bei dir.
Ach Liebchen! bleib' du auch bei mir.
Doch ſag wie kommen wir hieher?
Und warum ſind wir beide da? —
Ach! fühlſt nicht? Ich fühl' es ja.
Mich hungert, ach! mich dürſtet ſehr!
Wer ſpeiſet uns? Wer giebt uns Trank?

Ein und vierzigſter Auftritt.

Vorige. Jupiter.

Jup. Der euch das Daſeyn hat gegeben,
der ſorget auch für euer Leben. —
Verehrt ihn. Weiht ihm euern Dank.
(ab.)

Alle. Der Mann voll hoher Würde
flößt tiefe Ehrfurcht ein.
Und dieſer Mann voll Würde,
wer mag er denn wohl ſeyn?
(Sie werden nachdenkend.)

Zwei und vierzigſter Auftritt.

Vorige. Terkaleon. (mit einem Korbe und einer Flaſche.)

Terk. Ha! Menſchen hier zugegen!
An dieſen räch' ich mich.
Hier will ich Zank erregen. —
Welch ein Triumf für mich!
(zu ihnen.) O blikt mich nicht ſo furchtſam an!
Ich bin's, der euch ernähren kann.
Hier habt ihr Obſt, hier habt ihr Wein.
(theilt aus.)
Bald werd' ich wieder bei euch ſeyn.
Baut künftig nur auf mich allein. (ab.)

Alle. Er giebt uns Speiſe, giebt uns Trank,
wir ſagen ihm für alles Dank.
Er muß wohl unſer Vater ſeyn! —
Genießt das Obſt, und trinkt den Wein.

Drei

Drei und vierzigſter Auftritt.

Vorige. Athos. Agos.

Ath. Ag. Ach eſſet nicht! ach trinket nicht!
Der Geber iſt ein Böſewicht.
Es wird euch ewig ſchädlich ſeyn.
(Ath. Ag. ab.)

Alle. (eſſen und trinken.)
Wer wird auf dieſe Warnung achten?
Wir eſſen Obſt, und trinken Wein.

Vier und vierzigſter Auftritt.

Vorige. Metalio. Gigania. Balſamo. Filania.

Met. Gig. Die $\left\{\begin{matrix}\text{Weiber}\\\text{Männer}\end{matrix}\right\}$ muß ich doch betrachten.
Sie ſind nicht übel, meiner Treu!

Fil. Bal. (halten Met. u. Gig. ab.)
Ich bitt' euch meinen Rath zu achten;
ach! geht doch nicht ſo ſchnell herbei.

Alle die andern. Noch mehr zu trinken! mehr zu eſſen!
Hat uns denn unſer Freund vergeſſen?
Uns hungert, ach! uns hungert ſehr!
Wer bringt uns Trank und Speiſe her?

Fünf und vierzigſter Auftritt.

Vorige, Terkaleon. (erſcheint im Hintergrunde, auf einer Anhöhe.)

Terk. Triumf! Triumf! ſo muß es ſeyn!

Männer und Weiber (werden Metalio und Gigania gewahr.)

Seht dieſe Menſchen! Weib und Mann.
Wir flehen euch um Speiſe an.
Ach ſchafft uns Trank und Speiſe her!
Der Hunger quält uns gar zu ſehr.

(Metalio kömmt unter die Weiber, Gigania unter die Männer; jedes auf einer Seite.)

(Filania und Balamo ziehen ſich ein wenig zurück.)

Met. Gig. Ach! wir können euern Willen
Jetzo wirklich nicht erfüllen.
Uns ſelbſt mangelt Obſt und Wein.

Männer u. Weiber. Ihr müßt unſern Hunger ſtillen!

Met. Gig. Uns ſelbſt mangelt Obſt und Wein.

Die Andern. Ihr müßt unſern Wunſch erfüllen!

Met. Gig. Ei! wie kann, wie kann das ſeyn?

Die Andern. Wißt ihr, wie wir uns nun laben?

Met. Gig. Habt doch Mitleid mit uns Armen!
Habt doch nur mit uns Erbarmen!

Die Andern. Weil wir nichts zu eſſen haben,
ſo zerreiſſen wir euch gleich,
theilen und verzehren euch.

Met. Gig. Was? getheilt und dann zerriſſen?
Sagt doch, habt ihr kein Gewiſſen?

Die Andern. Pakt ſie friſch, und dann zerriſſen,

Met. Gig. Ach, ihr Götter! ſchützet mich!

(Sie entkommen, laufen davon, bei der erſten
Kouliſſe hinein, bei der letzten heraus.
Die andern verfolgen ſie.)

Met. Gig. Ach! ſchon fühl' ich mich zerriſſen
ſchon geſpeiſet fühl' ich mich.

Terk. Reiſſet ſie in tauſend Stücke!

Die Andern. Pakt, und nehmt ſie bei'm Genicke.

Met. Gig. Ach, ihr Götter! ſchützet mich.

Sechs und vierzigſter Auftritt.

Vorige. Athoe. Agee. Jupiter. (im
Hintergrunde.)

Ath. Ag. Seht der Menſchen Wuth und Tücke!
Hier verliert die Menſchheit ſich.

Weib. u. Män. Du mußt ſterben!

Met. Gig. O weh! o weh! laßt uns los!
Weib. u. Män. Ohne Gnade!
Met. Gig. Laßt uns gehn!
Weib. u. Män. Ohn' Erbarmen!
Met. Gig. Laßt uns fort!
Weib u. Män. Du mußt ſterben!
Met. Gig. O weh! o weh!
Fil. Bal. Welche Angſt! ach welch ein Schmerz!
Wie vermeſſen iſt ihr Herz!
Fil. Bal. Ath. Ag. Jupiter! wir flehn zu dir:
rette dieſe Menſchen hier.
Weib. u. Män. Du mußt ſterben!
Met. Gig. O weh! o weh!
Fil. Bal. Ath. Ag. Laßt ſie gehen!
Weib. u. Män. Ohn' Erbarmen!
Met. Gig. O weh! o weh!
Die Andern. Laßt ſie gehen!
Weib. u. Män. Ohne Gnade!
Met. Gig. O weh! o weh!
Die Andern. Menſchenfreſſer!
Weib. u Män. Du mußt ſterben!
Met. Gig. O weh! o weh!
Die Andern. Ihr Barbaren!
Fil. u. Bal. Macht euch los und rettet euch.
Gig. Met. Helft uns Armen! Dank ſey euch.

Terk. Triumf! Triumf! mein iſt der Sieg!
Jup. Ich bin's müde! Schweigt ſogleich.
Bliz und Donner treffe euch.
Ath. Ag. Ruh und Friede ſey mit euch!
Jupit. Bliz und Donner trefft ſogleich!
(Bliz und ſtarker Donnerſchlag. — Sie fahren furchtſam auseinander.)
Terk. (von dem Blitze gerührt, ſinkt in die Tieſe hinab.)
Verflucht ſey Jupiter und ſein Reich!
Ath. Ag. Fil. Val. Großer Zevs! der Menſchheit Retter!
Dankend beten wir dich an.
Weib. u. Män. Laßt ſie! hört die ſtrengen Götter.
Ach! was haben wir gethan.
Jup. Schrecklich zeigt im Donnerwetter
Zevs den Blizen ihre Bahn.

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter

Zweiter Aufzug.

(Das Innere eines Bauernhofes. In der Mitte die offene Scheune, in welcher man dreſchen ſieht. Links iſt der Eingang in das Haus; rechts der offene Kühſtall mit Kühen.)

Erſter Auftritt.

Bauern (dreſchen in der Scheune) **Jupiter** (als Bauer, bindet, auf einem Holzſtocke ſitzend, Ruthen aus Beſenreiſern.) **Juno** (als Bäuerinn gekleidet, ſchlägt Butter.) **Athos** und **Agos** (ſpielen mit Obſt.)

(NB. Das Theater iſt drei Flügel tief.)

Metalio und **Gigania** (kommen, ſich verwundernd, heraus.)

Chor auf der Bühne.

Metalio (macht durch Pantomime Giganien begreiflich, daß ſie die Weiber holen ſoll.)

Gigania (beweiſt, daß ſie ihn verſtanden habe.)

(Sie gehen ab.)

(Während dieſer Pantomime wird in der Scheune geſungen.)

Chor der Bauern.

Uns fliehen die Stunden behende.
Wir rühren fein fleißig die Hände.

Schwingt hurtig die Flegel, ihr Brüder!
und ſchlagt auf die Aehren ſie nieder,
ſo fallen die Körner heraus.
Dann giebt man's dem Müller und Becken
die geben uns zierliche Wecken.
Drum Brüder! ſein fleißig und munter!
ſchlagt tüchtig darauf und darunter!
ſo kriegen wir Nahrung ins Haus.

Gigania und **Metalio** (bringen nach geendigtem Geſang die Männer und Weiber geführt.)

Jup. He, ihr Knaben! die Arbeiter müſſen nun Früchte, Brod und Butter erhalten.

(Die Bauern ſetzen ſich auf eine Bank, und erhalten von Athos und Agos, was Jupiter befohlen hat.)

Demâtos. (zu Metalio.) Höre Freund! wir werden doch wohl auch etwas zu eſſen bekommen?

Met. Daran läßt ſich gar nicht zweifeln.

Arpax. Wir werden doch unſern Hunger ſtillen dürfen?

Met. Das verſteht ſich!

Demât. Nun, ſo wollen wir zugreifen.

Mirar. Ja, greift zu! Ich habe ganz erſchreklichen Hunger.

Toxilos. Mir wird's vor lauter Hunger ganz weich um's Herz.

Demât. (zieht Metalio haſtig zu ſich.) Freund!

Met. Nur gemach, guter Freund! ſo geht man nicht mit guten Freunden um. Wir Theſſalier ſind dergleichen Heftigkeiten gar nicht gewohnt.

Demât. (grimmig.) Antworte! oder ich ſchlage dir den Kopf ein.

Met. Nur mit Manier! wenn vom Kopfeinſchlagen die Rede iſt.

Demât. Wer iſt der alte Mann dort?

Met. Ein Bauer.

Demât. Ein Bauer? Was iſt das?

Met. Ein Bauer iſt ein Mann, der uns alle ernährt.

Arpar. Ei! da iſt ein Bauer ja ein allerliebſter Mann.

Met. Ein Bauer iſt ein Mann, der Aecker und Weinberge bebaut, damit die Menſchen zu leben haben.

Mirax. Hört! das macht der Bauer klug.

Arp. Tor. Demät. Ja! das macht er klug.

Mirax. Ein Bauer iſt alſo ein kluger Mann!

Demät. (gebietend.) Sag's ihm, daß es uns hungert.

Met. Ich will's erſt da bei ſeinen Söhnchen probiren. — Kind! gieb mir einen Apfel. (hält die Hand hin.)

Athos. (haut ihn mit einer Ruthe auf die Hand.) Da!

Met. (bläſt die Hand, und wundert ſich.) Naſeweis!

Mirax. Haſt du etwas gekriegt?

Met. Ja, ich habe etwas bekommen.

Toxilos. Was denn?

Met. Geht nur hin, und laßt euch auch etwas geben.

Mir.
Tox. } Mir auch was!

Athos.
Agos. } (hauen ſie mit Ruthen auf die Hände.) Da.

Mir.
Tox. } (ſchnickeln die Hände.) Ei!

Demät. Habt ihr etwas gekriegt?

Mir. Tox. Ja.

Met. War's heiß?

Mir. Das ſind grobe Buben!

Met. Es ſind Bauern.

Tox. Ich kann die Bauern nicht leiden.

Mir. Ich auch nicht. Sie ſind mir fatal!

Demät. (zu Met.) Schaff uns Speiſe, oder ich bringe dich um!

Met. Nur nicht gleich ſo hitzig! Du wirſt in der Welt noch manche abſchlägliche Antwort hören müſſen. Es geht nicht alles ſo, wie du dir's vielleicht denkſt. Man muß Geduld haben.

Demät. Ich mag keine Geduld haben! Mich hungert's.

Met. Wir wollen hören, was der Alte angiebt.

Arpax. Ja! das wollen wir hören. Sag ihm, daß wir hungern.

Demät. Und daß wir ihn umbringen, wenn er unſern Hunger nicht ſtillen will.

Met. Alles mit Manier! Ohne dieſe kömmt man in der Welt nicht fort. — Guten Tag, ehrlicher Alter!

Jup. Schönen Dank!

Met. So fleißig?

Jup. Ein wenig.

Met. Was machſt du denn da?

Jup. Ich binde Ruthen für faule Tagediebe.

Met. (retirirt ſich.) So?

Demät. (ſtößt ihn wieder auf ſeinen vorigen Platz.) Bleibe!

Met. (hitzig.) Kerl! (faßt ſich.) Erdbürger! ſey vernünftiger!

Demät. (droht mit ſeiner Keule.) Schaff uns Speiſe, oder du biſt des Todes!

Met. Das kannſt du ja aber alles weit gelaſſener ſagen, braver Erdbürger! — (zu Jupiter.) Wer aber fleißig iſt und arbeitet? —

Jup. Der bekömmt Eſſen und Trinken vollauf.

Met. Nun, ſo kannſt du nur auftiſchen.

Jup. Für euch?

Met. Für uns. Wir ſind ſtarke Arbeiter. Wir ſind außerordentlich fleißig.

Tor. Ja, wir ſind fleißig.

Mir. Gieb uns Speiſe.

Arp. Wir hungern! Gieb uns, was du haſt.

Jup. Ich habe noch nichts von euerer Arbeit geſehen. Sehe ich euch aber wirklich arbeiten, ſo ſollt ihr bekommen, was ihr verlangt. Nur dem Fleiße gebührt Belohnung.

Arie.

Begabt mit Kraft und Stärke
ſchuff die Natur den Mann,
daß er durch Hände Werke
ſein Haus erhalten kann.
Die Thätigkeit ernährt;
Der Müßiggang entehrt. —

Dann lachen ſtille Freuden
dem Vater und dem Mann.
Wenn Kinder um ihn ſcherzen,
ſieht er ſie lächelnd an.
Die Kinder lächeln dann
die frohen Aeltern an.

(ab).

Zweiter Auftritt.

Vorige (ohne) Jupiter.

Mer. Geht mir mit den Kindern! Es iſt ohnehin ein Elend, Kinder zu haben, und wenn man nun ſelbſt nichts zu eſſen hat, ſo kann man gar keine Kinder brauchen.

Arpar. Hat euch der Geſang den Hunger geſtillt?

Mir. Das könnte ich eben nicht ſagen. Ich ſpüre juſt das Gegentheil.

Toxil. Mich hungert's nun noch zehnmal ſtärker.

Mer. Bei dem allen aber hat der Bauer doch ein reſpektables Anſehen.

Tor. Ich wollte, er ſäh ſo elend, wie möglich aus, und hätte uns etwas zu eſſen gegeben.

Mir. Sein Anſehen ſtillt unſern Hunger ſo wenig, als ſein Geſang.

Met. Ich habe meine Vermuthungen, und ich betrüge mich gewiß nicht. — Ich ſpreche, der Alte iſt ein Philoſoph in Bauerntracht.

Arp. Ich wollte, er wär gar nichts, und gäb uns etwas zu eſſen.

Met. Gäb er uns etwas zu eſſen, ſo wär er auch kein Philoſoph. Das verſteht ihr aber nicht!

Tor. Was iſt denn das: ein Philoſoph?

Met. Ein Philoſoph iſt ein Mann — ein Mann, — der über alles raiſonnirt.

Arp. Kennt er denn alles?

Met. Nein.

Arp. Nicht? und er raiſonnirt doch?

Met. Er raiſonnirt doch.

(Starke Pauſe.)

Arp. Tox. Mir. (ſehen ſich an.) Nun?

Met. Darum iſt er eben ein Philoſoph.

Tox. Ei, ei!

Mir. Hm! hm!

Arp. So! ſo!

(Alle ſehen ſich lange an, und wiſſen nicht, was ſie ſagen ſollen. Endlich greifen ſie ſchnell nach dem Magen.)

Demüt. Tod und Verderben! gieb uns Brod, Verräther!

Met. Erdbürger! ſey vernünftig. Ich bin ja ſelbſt in hungernder Verlegenheit. Eine Rede kann ich dir wohl halten über die Unſchicklichkeit des Hungers, aber Brod kann ich dir nicht geben, weil ich ſelbſt keins habe. Du haſt die Freiheit, dir zu ſuchen, was du brauchſt. (bei Seite.) Das ſind abſcheuliche Menſchen!

Dritter Auftritt.

Vorige. Filania.

Fil. Ich bin unglüklich!

Gig. Unglüklich?

Met. Warum denn unglüklich Täubchen?

Arp. Vermuthlich hat ſie ſtarken Hunger.

Mir. Ja! ſie wird Hunger haben.

Met. Was fehlt dir denn?

Fil. Erhabene Gattinn des allmächtigen Wolkenthürmers! große Juno! ſtehe mir bei.

Mir. Sie muß entſetzlich hungern!

Juno. (naht ſich ihr traulich.) Du beklagſt den Verluſt deines geliebten Valamo?

Fil. Woher weißt du das?

Jun. Ich weiß noch mehr. Ich weiß, wo er iſt, und will dich zu ihm führen. Tröſte dich!

Mir. Nun wird ſie zu eſſen bekommen.

Arie.

Juno. Juno wird dich ſtets umſchweben
weil du edel biſt und gut.

Ich erkenne dein Beſtreben,
klage nicht und faſſe Muth.
Juno wird dich gütig leiten,
wirſt du ihr ergeben ſeyn.
Juno wird dich jezt begleiten.
Juno wird dir Mutter ſeyn.

(mit Filanien ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige, (ohne) Juno und Filanien.

Mer. Das Weib gefällt mir. — Ein ſchönes Weib!

Gig. Schön? Hört nur einmal ihr Weiber! die ſoll ſchön ſeyn?

Weiber. Schön? Hahaha!

Mer. Lacht ihr, wie ihr wollt, und ſo viel ihr wollt. Ich ſage: Sie iſt ſchön, und ihr ſeyd neidiſch.

Weiber. Neidiſch? Hahaha!

Mer. Das Weib hat einen kurioſen Eindruk auf mich gemacht. Gehts euch nicht auch ſo, ihr Erdbürger?

Mir. Ich weiß viel, was ein Eindruk iſt.

Toril. Ich fühle weiter nichts, als daß es mich hungert.

Met. O du Pflanzengeſchöpf!

Tor. So lange mich hungert, kann ich auch nichts ſchön finden, als ein Stük Brod.

Met. O ihr bedauernswürdigen Menſchen; Wenn ihr kein Gefühl für die Schönheit habt, wenn ihr darüber nicht Eſſen und Trinken vergeßt, ſo laßt euch nur gleich begraben. Aus euch wird nichts. Ihr bleibt Pfuſcher in Ewigkeit.

Mir. Ach was da! was da! mich hungert's!

Tor. Schönheit hin, Schönheit her, ſie macht nicht ſatt.

Met. Ich ſage euch aber, wer Gefühl für Schönheit hat, denkt weder an Eſſen noch Trinken. Ein Kenner der —

Mir. Was iſt ein Kenner? Wir ſind keine Kenner. Wir verlangen Brod.

Tor. Wir wollen nicht als Kenner verhungern.

Arp. Nein! wir mögen nicht als Kenner verhungern. Wir wollen keine Eindrücke, wir mögen keine Schönheit, wir wollen Brod!

Met. Dieſe beneidenswerthe Glükſeligkeit, dieſe herrliche Freiheit, die uns zu den Göttern erhebt und uns —

Demät. (wüthend.) Verdammt ſey eure Glükſeligkeit und Freiheit! Wir wollen Brod haben!

Met. Ihr ſeyd gefühllos! (retirirt ſich.)

Männer und Weiber. Uns hungert! Brod! Brod!

Demät. (ſchwingt die Keule.) Brod, und keine Eindrücke! Schafft Brod!

Met. Nun fängt michs auch wieder an zu hungern.

Demät. Wenn der alte Kerl nicht aufmachen, und etwas zu eſſen herausgeben will, ſo ſchlagt die Thür ein, und nehmt was ihr findet.

Mir. Wohlgeſprochen! — Schlagt die Thür ein, und nehmt was ihr kriegen könnt.

Demät. Heda! mach auf!

Met. Er hat keine Ohren.

Demät. (klopft an.) Gieb zu eſſen heraus!

Met. Er will nicht.

Demät. Hörſt du nicht?

Met. Er philoſophirt.

Weiber und Männer. Braucht Gewalt!

Tor. Zeigt ihm, daß wir uns nichts um ſein philoſophiren bekümmern.

Mir. Wartet! Damit das Ding doch ein Anſehn bekömmt, ſo will ich euch anführen.

Met. Meinetwegen! — Macht was ihr wollt. Glükt's, ſo bin ich dabei; glükt's nicht, ſo ziehe ich mich zurük. Bekommt ihr etwas, ſo helfe ich es mit verzehren, bekommt ihr nichts, ſo lache ich euch aus. — Heda! brave Kammeraden! an's Werk. Sieg oder Tod! Wir ſterben auf dem Wege nach der Vorrathskammer, oder wir ſind vom Hungertode gerettet.

Chor.

Chor.

Gig. Weiber. Sprengt die Thür! es wird ſchön gehen.

Met. Männer. Sprengt die Thür, es ꝛc.

Gig. Weiber. Laſſet eure Stärke ſehen.

Alle Weib. u. Män. Greift das Werk mit Freuden an.

(Die Thür kracht.)

Nur beherzt und greifet an.

(Die Thür kracht.)

Nur beherzt ꝛc.

(Starker Donner.)

Alle. O weh! was haben wir gethan!

Fünfter Auftritt.

(Das Theater verwandelt ſich ſchnell in einen Garten, in welchen links und rechts hohe grüne Bogengänge führen. Ueber dem rechten Eingang ſteht:)

Weg zum Guten,

(über dem linken:)

Weg zum Böſen.

(Der Hintergrund iſt ein Weinberg, an deſſen Fuße ein Altar mit Jupiters Statue ſteht.)

Filania und Balamo (knieen auf beiden Seiten des Altars.)

Alle. Weh uns! Was haben wir gethan!
Die Götter mögen uns verzeih'n.
Wir wollen fromm und edel seyn.

Bal. Ihr Menſchen beugt euch tief zur Erde;
bereuet das, was ihr gethan.

Alle. Ja, ja, wir beugen uns zur Erde;
bereuen das, was wir gethan.

Bal. O lernet die Geſetze kennen!

Alle. Wir wollen die Geſetz' erkennen.

Bal. Man wird euch gut und edel nennen.

Alle. Man wird uns gut und edel nennen.

Bal. Ihr werdet euch den Göttern weih'n.

Alle. Wir werden uns den Göttern weih'n.

(Donner.)

(Der Opfertiſch verwandelt ſich in eine mit Speiſen und Weine beſetzte Tafel.)

Bal. Fil. Dankt den Göttern und ſeyd froh,
ſeht, ſie lohnen ſegnend ſo.

(Zwei ſchöne große Weinfäſſer werden herausgeſchoben. Auf eins ſetzt ſich Metaſio, auf das andere Mirax.)

Alle. Stärke geben Brod und Wein,
laßt uns gut und fröhlich ſeyn.

Bal. Fil. Eſſet, trinket, und ſeyd froh,
Götter lohnen immer ſo.

Alle. Eſſet, trinket, und ſeyd froh,
Götter lohnen immer ſo.

(Indeſſen eſſen und trinken ſie.)

Sech-

Sechſter Auftritt.

Vorige. Jupiter. Juno. Athos. Ages.

Jup. So recht! laßt's euch ſchmecken.

Mir. Das thun wir. — Ah! das ſchmekt!

Mer. (vor ſich.) Ach die ſchöne Frau! (zu Jupiter.) Alter Freund! ſag mir doch, iſt denn dieſes allerliebſte Weibchen deine Frau?

Jup. Wozu dieſe Frage?

Mer. Je nun! ich hatte ſo meine Gedanken darüber. (bei Seite.) So ein alter Mann, und ſo ein junges Weib. — Das iſt eine offenbare Ungerechtigkeit, die mich verdrießt.

Arp. Jezt befinde ich mich ſehr wohl!

Bal. Du ſcheinſt ein ſehr alter Mann zu ſeyn?

Jup. Es geht noch an.

Bal. Iſt dies alles hier dein Eigenthum?

Jup. Alles.

Mer. (zur Juno.) Schöne Frau! —

Bal. Wie nennſt du dich?

Jup. Menſchenfreund.

Met. (zur Juno.) Schöne Frau! — (winkt ihr.)

Bal. Wie kömmſt du hieher?

Jup. Durch Allmacht.

Met. Schöne Frau! —

Bal. Nur ſage mir noch —

Jup. Keine Frage weiter. Ermuntere deine Brüder zur Arbeit, leite ſie zu guten Handlungen, und du wirſt mit ihnen glüklich ſeyn. Vor allen aber hüte dich, (deutet links) dieſen Weg zu gehen. (rechts ab.)

Nir. Mir iſt das einerlei, ob ich rechts oder links gehe, wenn ich nur zu eſſen bekomme.

Met. Schöne Frau! —

Juno. Nun? was willſt du denn?

Met. Ich bin verliebt.

Juno. So?

Met. Ich bin wonnetrunken!

Juno. So ſchlaf den Rauſch aus. (rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige (ohne) Jupiter und Juno.

Met. Die iſt kurz gebunden! — Was hilft's? Eine ſolche Replik muß man ſich zuweilen gefallen laſſen.

Bal. Ihr Brüder und Schweſtern! ſeyd ihr bereit und willig, dem Rathe und Willen des alten Mannes zu folgen?

Tor. Ja, das wollen wir!

Alle. Wir ſind bereit.

Arp. Ei warum denn nicht? Er giebt uns ja Eſſen und Trinken.

Met. Der Alte iſt ein braver Mann! (vor ſich.) und ſeine Frau gefällt mir noch weit beſſer, als er.

Bal. Wir wollen einander zur Arbeit ermuntern, und glüklich bei einander leben.

Met. (bei Seite.) Das Wörtchen: Arbeit, iſt ein fatales Wörtchen!

Bal. Vor allen wollen wir den Göttern einen Tempel bauen, und wollen ſie dankbar preiſen für all das Gute, welches ſie uns ſchenken.

Chor.

Baut Göttern einen Tempel,
und füget Stein auf Stein,
der Nachwelt zum Exempel,
ſich gleicher Pflicht zu weih'n.
Die Nachwelt lohnt mit Segen
für unſre Thätigkeit,
ſie opfert uns dagegen
ein Herz voll Dankbarkeit.

(Unter dieſem Chor theilt Balamo Hacken, Schaufeln ꝛc. aus. Metalio giebt, unbemerkt, ſeine Schaufel einem Nachbar, und bleibt zurück.)

(Die andern rechts ab.)

Achter Auftritt.

Metalio.

Ich gehe nicht mit! Hier iſt auch gut ſeyn. Ich habe keine Luſt zur Arbeit. Da iſt noch Wein, und ich ſollte arbeiten? Nein! ſo einfältig ſältig iſt Metalio nicht. Er trinkt. (trinkt.) Ich glaube es iſt einerlei, ob ich arbeite, oder ob ich den Göttern zur Ehre trinke. Alſo — wird getrunken!

(Die Tafel verwandelt ſich ſchnell in einen Opfertiſch. Die Fäſſer werden hineingezogen.)

(Sieht ſich um.) Nun? Was iſt denn das? — Nein! man ſoll und darf keinen frohen Augenblik in der Welt haben! —

Neunter Auftritt.

Metalio. Terkaleon. (mit einem goldnen Schmukkäſtchen.)

Terk. (kömmt links herein.) Metalio!

Met. Ach! nun kömmſt du auch.

Terk. Freund!

Met. Ich kenne dich und deine Freundſchaft ſchon!

Terk. Ich komme, dich glüklich zu machen.

Met. Womit denn? Etwa mit einem Korbe voll Vipern und Ottern? Ich kenne deine Präſente. Mach, daß du fort kömmſt, ehe ich Lärm mache, denn ich bin jezt ohnehin nicht bei guter Laune.

Terk. Was iſt dir?

Met. Ich habe getrunken, und habe mich geärgert.

Terk. Das iſt ſchädlich!

Met. Das weiß ich.

Terk. Ich will deinen Aerger in Freude verwandeln.

Met. Deine Freuden kenne ich. Du kannſt mich weder freudig noch glüklich machen.

Terk. Wär das kein Glük, wenn alle Weiber und Mädchen dich liebten?

Met. (ſchmunzelnd.) Ja! das wär ein Glük.

Terk. Es ſoll geſchehen.

Met. Durch dich?

Terk. Durch mich. — Betrachte dieſen Spiegel.

Met. Nun? Was ſoll das helfen? Betrachtungen machen nicht glüklich.

Terk. Hänge dieſen Spiegel um den Hals, und jedes Weib und jedes Mädchen wird dich lieben.

Met. Sich ſelbſt werden ſie lieben, wenn ſie hineinſehen. Du mußt mir die Weiber vor den Spiegeln nicht kennen lernen!

Terk. Dieſer Spiegel giebt dir die Geſtalt desjenigen, den ein Weib am zärtlichſten liebt.

Met. So werde ich ja aber nicht um mein ſelbſt willen geliebt?

Terk. Was kann dir das verſchlagen? Wenn du geliebt wirſt, ſo iſt es einerlei, warum und weßwegen du geliebt wirſt. Du weißt ja doch wohl ohnehin, daß die meiſten Weiber in ihrem Liebhaber nur ſich ſelbſt lieben?

Met. Ich glaube, das iſt die einzige Wahrheit die du in deinem ganzen Leben geſagt haſt. — Gieb mir den Spiegel.

Terk. Hier nimm ihn, und mit demſelben die allgemeine Liebe des ganzen weiblichen Geſchlechts.

Met. (hängt den Spiegel an dem Bande um den Hals, daß er auf die Bruſt herabhängt.) Das iſt mein Kaſus!

Terk. Aber dabei findet noch die Bedingung ſtatt, daß du in Zukunft dein Leben bei mir beſchließen mußt.

Met. Bei dir! — Wer ſich wiſſentlich in die Dienſte eines Geizhalſes begiebt, iſt ein Narr, oder ein Dummkopf. Ich bin keins von beiden. Wenigſtens mag ich's nicht ſeyn. (nimmt den Spiegel ab.) Da! nimm deinen Spiegel wieder.

Terk. Ich werde etliche hundert Weiber in mein Gebiet ziehen, und dich habe ich zu ihrem Oberaufſeher beſtimmt.

Met. (hängt den Spiegel wieder um.) Nun! wir wollen ſehen, wie wir mit einander auskommen. — Aber wenn ſich nun die paar hundert Weiber alle in mich verliebten? — Nein! das wär des Glüks zu viel!

Terk. Sobald du deinen Spiegel umwendeſt, verfliegt die Leidenſchaft der Weiber, und ihr ſeyd beide wieder frei.

Met. So geht's an! — Ich behalte den Spiegel!

Terk. Hier iſt ein Käſtchen mit allerlei Schmuk. — Präſente für deine Geliebten.

Met. Aha! (nimmt das Käſtchen.) Wer weiß, ob ich nun einen Spiegel brauche. — Schöne Sachen! — Wo haſt du denn die Koſtbarkeiten alle her?

Terk. (führt ihn an die linke Seite.) Blicke dahinein. Am Geſtade jenes Fluſſes ſammelt man Perlen, Gold und Edelſteine.

Met. Das iſt ja aber der Weg zum Böſen?

Terk. Wie verblendet ihr Thoren ſeyd! Wandle du immer dieſen Weg mit deinen Geliebten, und ihr werdet glüklich ſeyn.

Arie.

Sieh! dort blühen Frühlings-Roſen,
lieblich lokt die Nachtigall,

ſanfte, laue Weſte koſen,
durch den Hain, am Waſſerfall.
Mädchen ſchenken Gegenliebe,
mit dem ſanften Wechſelkuß.

Nahe dich im Sternenglanze
dieſen Mädchen ſanft und hold.
Kränze mit dem Perlenkranze
ihrer weichen Locken Gold.
Schlummre dann im Mondenſchein
ſanft im Arm der Liebe ein.

(links ab.)

Zehnter Auftritt.

Metalio.

(beſieht den Spiegel.) Ein ſonderbares Präſent! Ein allerliebſter Spiegel! Vielleicht der beſte, den es in der Welt giebt, — Aber in die allgemeine Mode dürfen ſolche Spiegel nicht kommen, ſonſt gäb's ſchlimme Händel. — — Still! da kömmt Filania. Nun wollen wir gleich ſehen, ob ſie mich für ihren Valamo anſehen wird, oder nicht.

Eilfter Auftritt.

Metalio. Filania (kömmt rechts mit einem Körbchen voll Roſen heraus.)

Fil. Ich habe Roſen geſammelt, lieber Balamo!

Met. (bei Seite.) Es iſt richtig! — (laut.) Das iſt ſchön!

Fil. Wir Weiber ſuchen alle Roſen. Mit Roſenkränzen wollen wir Tempel und Altar ſchmücken.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Balamo. (im Hintergrunde.)

Met. Recht ſchön! Daß du mir aber nur über den Roſen deinen Geliebten nicht vergißt!

Fil. (ſetzt das Körbchen ab.) Wie könnte ich das? Wie könnte ich dich vergeſſen? Dich, meinen Geliebten?

Met. (bei Seite.) O du goldener Spiegel!

Bal. (vor ſich.) Welche Treuloſigkeit!

Fil. Ich habe keinen Wunſch, als dich.

Val. (vor ſich.) O die Ungetreue!

Fil. (legt ihren Kopf auf ſeine Schulter.) O mein Lieber!

Met. (tief aufſeufzend.) Ach! (bei Seite.) — Sie iſt hin! — (laut.) Hier, meine Theuerſte! will ich dir etwas ſchenken. (giebt ihr eine Perlenſchnur.) Nimm! — (bei Seite.) Ich weiß nicht — ich kann den rechten empfindſamen Ton nicht finden. Es iſt doch nichts, wenn's nicht recht vom Herzen geht!

Fil. Wie ſchön! (hängt die Perlen um.) Für eine jede dieſer Perlen bedanke ich mich mit zwanzig Küſſen.

Met. (bei Seite.) Ein herrlicher Einfall! — (laut.) Ach meine Taube!

Val. (wüthend herzutretend.) Verrätherinn! Ungetreue!

Fil. (erſchrocken, beide betrachtend.) Ihr Götter! welche Täuſchung! (zu Metalio.) Biſt du nicht Valamo?

Val. Verſtellung, dein Name iſt Weib!

Met. (vor ſich.) Und ich heiße Metallo, und mache, daß ich fortkomme.

(ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Filania. Balamo.

Bal. Ich allein, — ich, Ungetreue! — bin Balamo; der unglükliche, betrogene Balamo. Ich fluche dir und deiner Untreue!

Duett.

Fil. Ach! nimm den Fluch zurücke.
Bal. Ich kenne deine Tücke!
Fil. Ach! quäl' mich nicht ſo ſehr.
Bal. Ich kenne dich nicht mehr!
Fil. Die Unſchuld ſpricht mich frei.
Bal. Du biſt mir ungetreu.
Beide. Mein Glük iſt nun verſchwunden,
weil ich betrogen bin.
Der Liebe frohe Stunden
ſind ewig nun dahin.
Fil. Mein Geliebter!
Bal. Stirb verlaſſen.
Fil. Ach Balamo!
Bal. Stirb verlaſſen!

Fil. Hab' Erbarmen
mit mir Armen!

Bal. Fluch dem Blicke
voller Tücke!

Beide. Mein Glück iſt ꝛc.

(Valamo rechts, Filania links ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Metalio.

Da war ich in einer fatalen Situation! — Jetzt will ich aber — — Aha! dort kömmt meine Frau. Nun wollen wir einmal ſehen, für wen ſie mich anſieht, und wen ſie liebt. Ich werde ſchöne Entdeckungen machen! Was hilfts? Ich muß hinter die Wahrheit kommen.

Funfzehnter Auftritt.

Metalio, Gigania.

Met. (in Valamos Tone.) Wohinaus, ſchöne Frau?

Gig. Dem ſchönſten Manne in Arkadien dieſe Roſe zu ſchenken, ſuchte ich dich auf, dich —

(ſeufzend) dich — Liebling meines Herzens! geliebter Balamo!

Met. (bei Seite.) Da haben wir's! (laut.) Meine Theuere! Ich habe bisher immer geglaubt, der ſchönſte Mann in Arkadien ſey der niedliche Metalio, dein Mann. —

Gig. (lacht laut auf.) Ach! das Unthier!

Met. Wie meinſt du?

Gig. Metalio, mein Mann, iſt ja eine wahre Satyre auf die Schönheit des männlichen Geſchlechts.

Met. Ich dachte gar! (bei Seite.) Eine zärtliche Gattinn.

Gig. Mein Mann iſt mir recht herzlich fatal.

Met. So? (bei Seite.) O du Tugendſpiegel! Ja! ſo ſind die Weiber!

Gig. Aber dich liebe ich von ganzem Herzen! (giebt ihm die Roſe und küßt ſie vorher.)

Met. (nimmt und küßt die Roſe.) Ihr Götter! Wie beneidenswerth glüklich bin ich.

Gig. Glüklich? Das iſt deine geliebte Filania.

Met. Glaub's nicht. Ich wollte dir — Aber, Kind! wenn uns dein Mann belauſchte?

Gig. Zum Belauſchen iſt er viel zu einfältig. Uebrigens, glaube ich, wird er ſich nun ſchon betrunken haben —

Met. Thut er das zuweilen?

Gig. Zuweilen? Alle Tage.

Met. Pfui! iſt das ein Mann!

Gig. Ein abſcheulicher, unausſtehlicher Kerl!

Met. (bei S.) Sie wird immer offenherziger. (laut.) Er verdient gar nicht der Mann eines ſo liebenswürdigen Weibchens zu ſeyn!

Gig. Ach! das iſt alles wahr!

Met. (b. S.) Das Weib macht mir ungemein viel Freude! Zwar ich tauge ſelbſt nicht viel, aber — meine Frau taugt gar nichts.

Gig. Was ſagteſt du?

Met. Ach, ich wage es nicht, dir es öffentlich zu geſtehen.

Sig. O wage es nur, du, meines Herzens Liebling! Wage es, zu deinem und meinem Glük.

Met. (b. S.) Das wird arg! — (laut.) Darf ich mich dir entdecken? Darf ich mich dir ohne Hülle zeigen? Darf ich reden, wie ich's meine.

Sig. Entdecke dich mir. Sprich! Was meinſt du?

Met. (wendet den Spiegel um.) Ich meine, daß du ein ehrvergeſſenes, gottloſes Weib biſt. Verſtehſt du mich? Kennſt du mich?

Sig. (erſchrikt.) Ach! ich werde ohnmächtig!

Met. Kein Wunder, wenn mich der Schlag auf dem Flecke gerührt hätte! Du biſt ein ſauberes Früchtchen!

Sig. (ſich furchtſam umſehend.) Iſt er fort? (lachend.) Ich bin deine Frau, lieber Metalio!

Met. Das ſey den Göttern geklagt!

Sig. Höre, lieber Mann! wer hätte denn denken ſollen, daß der ſittſame Valamo die hübſchen Weiber ſo gern ſäh?

Met. Ja, ſo ſind die Menſchen!

Sig. Du haſt doch gemerkt, daß alles nur mein Scherz war?

Met. (ironiſch.) Freilich!

Sig. Daß ich ihn nur auf die Probe ſtellen wollte?

Met. Ja doch!

Sig. Wo iſt er denn aber ſo ſchnell hingekommen?

Met. Er iſt vor mir ausgeriſſen. Weil ich kam, lief er fort.

Sig. Ich dachte gar er könnte ſich unſichtbar machen. — Höre! ich glaube, wenn du nicht noch zur rechten Zeit gekommen wärſt, er wär noch zudringlicher geworden.

Met. Warum denn nicht?

Sig. Ich hatte recht meine Noth mit ihm.

Met. Es iſt ein verzweifelter Menſch!

Sig. Und auf dich hat er rechtſchaffen geſchimpft.

Met. Nun, wenn er es nur rechtſchaffen gethan hat, ſo geht's noch an.

Gig. Ich nahm freilich deine Partie —

Met. Das verſteht ſich!

Gig. Das nahm er aber übel —

Met. Sieh doch! —

Gig. Er wollte ſich allerlei Freiheiten herausnehmen, aber da kam er bei mir übel an.

Met. Das glaube ich!

Gig. Er ſoll mir nur noch einmal kommen!

Met. Ach nein! das wollen wir nicht wünſchen.

Gig. Er probirt's gewiß noch einmal. Aber — du kennſt mich —

Met. Wie mich ſelbſt.

Gig. Auf mich kannſt du dich verlaſſen.

Met. Wie auf mich ſelbſt.

Gig. Spaß iſt kein Ernſt.

Met. Natürlich!

Gig. Und Scherz iſt Scherz.

Met. Scherz iſt Scherz!

Gig. Ich kann wohl mit dieſem und jenem ſcherzen —

Met. Warum denn nicht.

Gig. — aber mein Männchen lieb' ich doch nur ganz allein.

Met. Davon bin ich völlig überzeugt.

Arie.

Gigania. Zu tändeln und zu ſcherzen,
gefällt den Weiber Herzen.
Gern küßt das Weib den Mann,
der ihr gefallen kann. —
Du biſt mein zweites Leben!
Dir hab' ich mich ergeben.
Du biſt mein lieber Mann,
den ich nie laſſen kann!
Will ich mit andern ſcherzen,
ſo nimm dir's nicht zu Herzen;
es iſt nur Schäkerei,
das Herz iſt nicht dabei.
Zu tändeln ꝛc.
Du bleibſt mein lieber Mann;
mein beſter Herzens-Mann!

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Metalie.

Kurz und gut! ich weiß nun woran ich bin, und was ich zu thun habe. Mein Spiegel ſoll mich am ganzen weiblichen Geſchlechte rächen. — Jetzt geht's damit erſt zu der hübſchen Bäuerinn, und dann kömmt's an den Hungerleidern ihre Weiber. Sie ſind auch nicht ganz zu verachten. — Zwar ſind ſie noch ohne Kultur, aber das nimmt man heutiges Tages ſo genau nicht.

(ab.)

Siebzehnter Auftritt.

(Kurzer Wald mit der Laube; wie im erſten Akt.)

Filania.

Rezitativ.

Weh mir! ich bin vergeſſen und verlaſſen
von dem Geliebten, der mir alles war.
Ach! ich vermag den Jammer nicht zu faſſen!
die Zukunft ſtellt ſich mir ſo ſchrecklich dar.
Einſt ſang ſo ſanft die Nachtigall im Hain.
Nun brüllen Tiger, und ich bin allein.

Arie.

Eingewiegt von ſanften Freuden
träumt ich einen ſchönen Traum.
Ich erwache, um zu leiden,
und dahin iſt Freud' und Traum!
Ach Balamo! ſieh, zerriſſen
iſt der Liebe ſchönes Band.
Schuldlos iſt es, mein Gewiſſen;
doch ich bin von dir verkannt.
Eingewiegt ꝛc.
Ach ſonſt kannt' ich keine Leiden!
Er war mein, und ich war ſein.
Nun verſchwinden alle Freuden
und ich klage, ach! allein.
Ach Balamo! ꝛc.

(ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Jupiter. Juno.

Juno. Hörſt du auch die Klagen des unglüklichen Mädchens?

Jup. Ich höre ſie.

Juno. Sie iſt in Verzweiflung.

Jup. Ihre Tugend wird ſie retten.

Juno. Wenn ſie aber verzweiflungsvoll den Pfad des Böſen betritt?

Jup. So mag ſie bereuen und büßen.

Juno. Sie leidet unſchuldig.

Jup. Eitler Schmuk konnte ſie blenden. Und warum verließ ſie ihren Geliebten?

Juno. Sie pflükte Roſen zu den Kränzen des Tempels.

Jup. Sie vergaß des Tempels, und ihre Augen weideten ſich an den Perlen des von mir ewig verfluchten Terkaleon.

Juno. Verzeih ihr. Rette ſie!

Jup. Sie kennt den Weg des Guten, und weiß ſich ſelbſt zu retten. — Sieh! hier kömmt Balamo. Auch er leidet, und er iſt mehr zu beklagen, als Filania.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Balamo.

Terzett.

Juno. Jup. (reichen ihm die Hand.)
Willkommen, guter Nachbar!

Willkommen, guter Mann!
Wir kommen dich zu fragen,
was dir wohl fehlen kann.

Val. Dahin ſind alle Freuden,
dahin iſt meine Ruh.
Ach! dekte meine Leiden,
des Grabes Erde zu.

Juno. Jup. Ei! rede nicht vom Grabe!
Dir lächeln Wald und Feld.
Schön iſt die Göttergabe,
das Leben auf der Welt.

Val. Sie iſt für mich verloren;
ſie iſt für mich dahin!
Ach! ſie hat falſch geſchworen,
die ſchöne Sünderinn!

Juno. Jup. Sie hat nicht falſch geſchworen,
ſie liebt nur dich allein.
Sie iſt für dich geboren,
und iſt auf immer dein.

Val. Ich hab' es ſelbſt geſehen,
ſie war mir ungetreu.
Ihr Bitten und ihr Flehen,
war alles Heuchelei.

Jyno. Jup. Sie wurde hintergangen.
Sprich jedem Blendwerk Hohn.
Man ſucht euch nur zu fangen;
euch troz Terkaleen.

Bal. Umſonſt! ich glaub' euch nicht.

Juno. Gedenke deiner Pflicht.

Jup. Betrüg dich ſelber nicht.

Bal. Ich hab' es ſelbſt geſehen.
Ihr überzeugt mich nicht.

Juno. Jup. Du wirſt dich doch verſöhnen
wenn ſie getreu dich liebt.

Bal. Weh mir! mich zu verſöhnen?
Ach nein! das kann ich nicht.

Jun. Jup. Ihr werdet euch verſöhnen,
ihr werdet glüklich ſeyn,
und euch bei Wonneſzenen
des Lebens wieder freun.
Mit freundlichem Geſichte,
kehrt Freude bei euch ein.

Alle. Wir ſpeiſen } bei { euch Früchte.
Ihr ſpeiſet } bei { uns Früchte.
Wir trinken } mit { euch Wein.
Ihr trinket } mit { uns Wein.
Verſöhnung ſchenkt zum Lohne
der Liebe Freuden neu.
Verzeihung iſt die Krone
der Freundſchaft, und der Treu.

(Von verſchiedenen Seiten ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Metalio. June.

Met. (kömmt von der entgegengeſetzten Seite, und zieht die Juno ſanft zurük.) Schöne Frau! Auf ein Wort!

Juno. Nun?

Met. (bei Seite.) Erſt will ichs ohne Spiegel probiren. (laut.) Sag mir doch, warum du ſo ſpröde biſt, und warum du dich ſo ſelten machſt?

Juno. Dich ſehe ich immer. Aber, man ſieht leider! nicht viel, wenn man dich ſieht. (will fort.)

Met. (hält ſie zurük.) Wohin denn ſo eilig?

Juno. An die Arbeit, und zu meinem Mann.

Met. Ach! bleib du bei mir.

Juno. Mein Mann zankt.

Met. Laß ihn zanken! So eine hübſche, artige, junge Frau muß ſich aus einem alten Manne gar nichts machen. Da giebts hübſche junge

Leutchen, Jünglinge von Talenten, die — —
Wie gefalle ich dir?

Juno. Du könnteſt mir gar nicht gefallen.

Met. (vor ſich.) Warte! ich will dich ſchon kriegen. (dreht den Spiegel um.) Wie gefalle ich dir jetzt?

Juno. Im Vertrauen, guter Freund! —

Met. (begierig.) Nun?

Juno. Aber, es bleibt unter uns?

Met. (ungeduldig.) Unter uns beiden ganz allein.

Juno. (vertraut.) Sags aber ja nicht weiter.

Met. Nein doch! — Nur heraus mit der Sprache! Nicht wahr, ich gefalle dir?

Juno. Du biſt erſchrecklich häßlich.

Met. Ich? häßlich? — Scherz bei Seite!

Juno. Es iſt mein völliger, wahrer Ernſt.

Met. Das ſind Neckereien! Ich kenne euch Weiber ſchon! Ihr ſeyd alle über Einen Leiſten geſchlagen, von eurer Göttinn Juno an, bis auf die Landſchönen herab..

Juno. Du meinſt alſo, die Göttinn Juno ſey —

Met. Sie iſt ein *Weib*! und damit Punktum. Wir wiſſen ja alles, was ſie ſchon vorgenommen hat. Der arme Ixion kam auch über ihr in's Malheur, er wußte nicht wie. Doch, ſtill davon! — Ich will ihr nichts nachreden, als was wahr iſt. Ich gefalle dir alſo nicht?

Juno. Ich müßte einen ſehr ſchlechten Geſchmak haben, wenn du mir gefallen könnteſt. Bilde dir nicht zu viel ein. Du biſt ja ein wahres Monſtrum von einem Mann.

(ab.)

Met. (beſieht ſeinen Spiegel auf allen Seiten.) Nun, da weiß ich nicht, was ich denken ſoll.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Metalie.

Biſt du denn noch mein Spiegel, oder biſt du es nicht? — — (ſieht ſich um.) Aber — — Fort iſt ſie! Ach! ſie lebt auf dem Lande, ſie hat keine Konduite und keinen Geſchmak. Sie iſt noch ſo von dem ſogenannten alten Schrot und Korne der Weiber. Je nun! mag ſie! Sie iſt ja nicht die Einzige in der Welt. Ich will mich nun an die Neugebornen Schönen halten. Sie ſind zwar noch ſehr roh, und haben ganz ſonderbare Ausdrücke, wenn ſie zärtlich thun wollen; aber das thut nichts! Sie ſind ja doch Weiber, und da ſie ſonſt gut ausſehen, ſo mögen ſie ſich ausdrücken, wie ſie wollen. Eine hübſche Frau hat das Privilegium, zu reden wie ſie will, was ſie will, und ſie ſpricht immer „zum Entzücken ſchön!“ — Nun friſch an's Werk! — Die Liebhaberei zu artigen Weibern und Mädchen iſt mein Erbfehler,

ler; und Erbfehler ſind nicht leicht zu kuriren.

Arie.

Wenn ich ein ſchönes Mädchen ſeh,
wird mir's ſo wunderlich,
ſo wohl, ſo wohl, und doch ſo weh,
und gleich verlieb' ich mich.
Blik' ich dem lieben Kinde, fein,
in's Aeuglein klar und hell,
ſo dringt der Blik ins Herz hinein,
und drinne klopft es ſchnell:
Bum, bum! ꝛc.

Im Auge ſteht ſo vielerlei,
das leſ' ich gern heraus.
Da wird zuletzt das Einerlei,
vom Gerneſehn daraus.
Und wenn man ſich erſt gerne ſieht,
gefällt man ſich wohl ſehr.
Da merkt das Herzchen, was geſchieht,
und drinne pocht's noch mehr.
Bum, bum! ꝛc.

Man drükt ſich zärtlich dann die Hand,
bei jedem Morgengruß.
Und wird man etwas mehr bekannt,
giebt man ſich einen Kuß.

Man fühlt dabei ſo mancherlei,
und wird ganz ſtill und ſtumm.
Im Herzchen aber bleibt's dabei,
da ſchlägt's: Bum! bum! bum! bum!

Wer ſich nicht recht verlieben kann,
ach! den beklag' ich ſehr.
Er iſt und bleibt ein armer Mann,
und wenn er König wär.
Mehr ſag ich nicht, ihr wißt es ſchon:
die Freude macht euch ſtumm.
Das Herz münzt ſüßen Minne Lohn:
drum ſchlägt's: Bum, bum, bum, bum!

(ab.)

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

(Des Bauern Hof.)

Finale.

Balamo.

Ich bin zum Gram erkoren!
Für mich iſt ſie verloren.
Verloren! Ach Filania!
Wie biſt du deinem Unglük nah.

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Balamo. Jupiter. Juno.

Juno. Jup. O Freund! welch Unglük iſt ihr nah?
Du klagſt doch um Filania?

Bal. Was wird ſie noch beginnen!
Schon iſt ſie ganz von Sinnen.
Sie ſprang voll Wuth ins Thal hinein,
und ſchlug den Weg zum Böſen ein.

Jun. Jup. Sie ſchlug den Weg zum Böſen ein?

Bal. Sie ſchlug den Weg zum Böſen ein.

Jun. Jup. Weh ihr! was wird ſie nun beginnen?
Schon iſt ſie ganz gewiß von Sinnen.
Der Weg führt zu Terkaleon.
Jetzt lokt ſie der Betrüger ſchon.

Bal. Welch Unglük! ach! ſie iſt entflohn!

Jun. Jup. Auf! täuſche den Terkaleon,
und eile ſchnell mit ihr davon.

Bal. Der Mörder ſpottet meiner Noth.
Er brütet über Rach' und Tod.

Jun. Jup. Die Götter werden walten,
ſie ſtehen gern dir bei.
Sie werden euch erhalten,
Filania wird frei.

Bal. O welch ein Troſt! ihr Götter!
ach! ſteht der Armen bei,
und werdet ihre Retter;
Ihr Götter! macht ſie frei.

Jun. Jup. Doch laß dich nicht berücken
des Unholds Schmeichelei.
Schon kennſt du ſeine Tücken,
und ſeine Heuchelei.

Bal. Ich kenne ſeine Tücken,
er iſt mein ärgſter Feind,
mich ſoll er nicht berücken,
wenn ſchmeichelnd er erſcheint.
Juno. Jup. Dann wird er fluchen, ſchwören,
er droht mit Tod und Blut.
Doch laß dich nicht bethören,
und lache ſeiner Wuth.
Bal. Ich folge euerm Rathe,
die Götter ſtehn mir bei!
Ich folge jenem Pfade.
Filania wird frei.
Alle. 3. Wenn Freunde euch belehren,
ſo folget ihrem Rath,
ſie werden euch bekehren
zu mancher guten That.
(ab, auf verſchiedenen Seiten.)

Vier und zwanzigſter Auftritt.

(Wald. Im Hintergrunde Waſſer, in welchem Terkaleons Schloß ſteht. Neben demſelben ſteht ein praktikabler Thurm von Moſaik, welchen eine runde, goldene Gallerie umgiebt.)

Terkaleon.

(kömmt von der Höhe des Pallaſtes und geht auf den Thurm zu, wo er endlich auf die Gallerie zu ſtehen kömmt. — Er ſchaut durch einen großen Hohlſpiegel umher.)

Dort kömmt, wenn ich nicht irre
Filania allein. Ha!

Ha! wird das Täubchen kirre,
ſo kehrt ſie bei mir ein.
Triumf! Triumf! Terkaleon!
der Rache Stunde naht ſich ſchon.

(Es iſt zu bemerken, daß Terkaleon über ſein Gewand eine lange, weiße Kutte mit einer Kapuze trägt. Wenn er durch den Hohlſpiegel geſehen hat, dreht er mit beiden Händen ein an dem Thurme befeſtigtes goldenes Rad, welches ſicht- und hörbar iſt. Das Rad hat die Geſtalt eines Sternes. An einer jeden Felgen-Spitze deſſelben iſt ein Zauber-Karakter befeſtigt.)

Nun klinget ſanft ihr Waſſertöne,
und lokt zu mir die edle Schöne!

(Harfen- und Flöten-Töne auf dem Theater.)

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Terkaleon. *Filania.*

Fil. Iſt dies der Leiden ſanfter Port?
Ach! ruht' ich doch im Grabe dort.
Ja, ja! das Ende meiner Leiden
hör' ich im ſanften Schwanenſang.
Im Grabe ſchwinden alle Leiden.
Nur näher dieſem Zauberklang.

Terk. Komm holdes, ſchönes Weibchen!
ſetz dich in's Schiffchen ein.
Bald wirſt du, ſanftes Täubchen!
am Ort der Freude ſeyn.

Fil. Wie? hört ich nicht von Freude?
vom Ende meiner Pein?

Terk. Du kömmſt an Ort der Freude.
Setz' dich in's Schiffchen ein.

Fil. (ſpringt in das Schiff.)
Nach jenem Ort der Freuden
wo Ruh und Friede wohnt!
Dort wird nach Qual und Leiden
ein treues Herz belohnt.

(Harfenſpiel. — Sie ſchifft in den Pallaſt über.)

Terk. Triumf! nun iſt ſie hier,
in meinem Reich bei mir.

(ab.)

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Metalio. **Alle Weiber** (mit Perlen geſchmükt, und aufs beſte herausgeputzt.)

Met. Lieben Weiber! nur fein ſtille!
bald ſind wir am Ziele dort.

Die Weiber. Was du willſt, iſt unſer Wille.
Wir ſind bald am Ziele dort.

Met. Seht hinein durch dieſe Bäume.
Seht ihr nicht das Bächlein dort?

Weiber. Ach! die lieben grünen Bäume!
Ach! das klare Bächlein dort.

Met. Seht, an ſeinem Ufer blicken
ſchöner Muſcheln Silberglanz.
Damit könnt ihr ſchön euch ſchmücken
zu dem ſanften Reihentanz.

Weiber. Ja, dort wollen wir uns ſchmücken,
zu dem ſanften Reihentanz.

Met. Aber ſagt mir doch vor allen,
ſagt, was hab' ich denn dafür?

Weiber. Laß es dir bei uns gefallen,
bleib bei uns, wir ſind bei dir.

Met. Ach! wie zärtlich will ich küſſen,
was mich gerne wieder küßt!

Weiber. Zärtlich wollen wir dich küſſen,
weil du unſer Führer biſt.

Met. Ei wie ſchön! Ich möchte wiſſen,
ob ein Mann ſo glüklich iſt?

Alle. Schleicht zum Bächlein, ſucht mit Fleiße
euch die ſchönſten Perlen dort.
Aber alles ſtill und leiſe.
Bald ſind wir am Ziele dort.

(Alle ab.)

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

(Ein majeſtätiſcher Furienſaal.)

Filania. (kömmt links herein.)

Dies iſt der Ort des Scheidens!
Hier thronet wohl der Tod!
Ich bin am Ziel des Leidens,
am Ende meiner Noth.

Acht und zwanzigſter Auftritt.

Filania. Terkaleon. (kömmt rechts herein.)

erk. Willkommen Liebchen! hier.
Welch Glük führt dich zu mir?
l. Mann, mit dem Schreckensblicke,
iſt du vielleicht der Tod?
der meinem Mißgeſchicke
hier Ziel und Ende dreht?
erk. Ich bin — der Rache Sohn.
Ich bin Terkaleon.
(Wirft ſeine weiße Kutte ab.)
l. (ſtüzt ſich erſchrocken auf eine Säule.)
Mir zittern alle Glieder!
Du biſt Terkaleon?
Barbariſcher Gebieter!
Weh mir! dich kenn' ich ſchon.
erk. Auf! keine Zeit verſäumet!
Vergnügen harret dein.
In goldnen Bechern ſchäumet
für dich mein beſter Wein.

Fil. Zum Laſter mich zu zwingen,
haſt du ſchon triumphirt.
Doch ſpott' ich deiner Schlingen,
weil mich die Tugend führt.
(ab).

Terk. Sie in Verzweiflung ſehen,
iſt Wolluſt für mein Herz.
Wie freut mich all ihr Flehen!
wie labt mich all ihr Schmerz!
(ab, ihr nach.)

Neun und zwanzigſter Auftritt.

Metalio, Die Weiber.

Weiber. Wie ſchändlich haſt du uns betrogen?
du unverſchämter, frecher Mann!
Met. Still Kinder! ihr ſeyd nicht betrogen.
Nun geht das Freudenleben an.
Weib. Verſprachſt du uns nicht Edelſteine,
und Gold und Perlen noch dazu?
Met. Ihr wißt, daß ich es redlich meine,
drum ſeyd nur ſtill, und haltet Ruh.
Weib. Reißt ihm nur ab den Zauberſpiegel
belohnet ihn, wie ſich's gebührt,
Herab, herab, den Zauberſpiegel!
In's Unglük hat er uns geführt.
(Sie reiſſen ihm den Spiegel ab.)

Metalio! Balamo nicht?
Entlarvt iſt dieſer Böſewicht.
Met. O weh! das hab' ich nun davon?
Beſchütze mich, Terkaleon!

Wo bleibt der Minne ſüßer Lohn?
Am beſten iſt's, ich geh davon.
(ab.)

Weiber. Er ſchleicht davon. Auf! eilt ihm nach.
Ihn treff' Unglük, Spott und Schmach.
(ihm nach, ab.)

Dreißigſter Auftritt.

Balamo. Alle Männer. Athos. Agos. (Dieſe beiden tragen kleine Schiffsruder.)

Ath. Ag. Hier iſt die Schreckenspforte,
wo nur das Laſter wohnt.
Seyd muthig an dem Orte,
weil hier Terkaleon thront.
(ab.)

Männer. Weh uns! wir ſind verloren!
Hier wohnt Terkaleon.
(zu Bal.) Der Tod ſey dir geſchworen,
ſey deiner Falſchheit Lohn.

Bal. Ihr Männer! folgt im Stillen.
Ihr gingt ja gern mit mir,
um eurer Weiber willen,
und dieſe ſind auch hier.
Ihr werdet alle ſehen,
daß ich die Wahrheit ſprach.
Jetzt laßt allein mich gehen,
und folget mir nicht nach.
(links ab.)

Ein und dreißigſter Auftritt.

Die Männer. Terkaleon. (rechts herein.)

Terk. Seyd mir willkommen! lieben Brüder!
willkommen hier in meinem Reich.
Ich geb' euch eure Weiber wieder,
ermordet ihr Balamo gleich.
Männer. Was ſagſt du? Morden ſollen wir?
Terk. Balamo nur, ermordet ihr.
Er wollte euch durch Hunger morden,
verführte eure Weiber euch.
Was wär wohl noch aus euch geworden,
wär't ihr nicht jezt in meinem Reich?

Zwei und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Balamo.

Bal. Ha! lügenhafter Böſewicht!
Freunde! glaubt dem Unhold nicht.
Terk. Bedenkt euch wohl, und ſchlagt ihn tod,
Männer. Wohlan, wohlan! ſo ſchlagt ihn tod!
(gehen auf ihn los.)

(Eine ländliche Muſik. — Die Männer ſtaunen, lauſchen und werden ruhig.)

Drei und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Athos (mit einem Dudelſak.) Agos (mit einer Leier) (Bauernhochzeit.)

Athos. Agos.

Zur Hochzeit! zur Hochzeit! ihr Männer und Frauen!
Die Speiſen ſind köſtlich und ſtehen ſchon da.

Ihr ſollt nun die Braut und den Bräutigam
ſchauen.
Dann iſt man, dann trinkt man und ſingt:
Trallalla!
(Ab. — Die Männer tanzen nach. Balamo folgt langſam.)

Vier und dreißigſter Auftritt.

Terkaleon.

O Jupiter! mit deiner Macht
ſuchſt du dein Menſchenvolk zu retten.
Allein ſie ſind in meinen Ketten.
Ich bin's, der deiner Werke lacht.

Fünf und dreißigſter Auftritt.

Terkaleon. Balamo.

Bal. O gib ſie mir zurük, Verräther!
die mir dein frecher Arm geraubt.
Der Donnrer ſtrafte Miſſethäter,
oft eh' ſie es nur ſelbſt geglaubt.
Terk. Wohlan! wohlan! Du ſollſt ſie ſehen,
wie ihr die Flut Verderben droht.
Mich rührt kein Angſtgeſchrei, kein Flehen;
Ich ſchwur euch beiden längſt den Tod.
(Der Vorhang, welcher den Hintergrund des Saals ausmacht, fährt auseinander.)

Sechs und dreißigſter Auftritt.

Vorige. Filania.

(Man ſieht Filanien im Hintergrunde auf offener See mit den Wellen kämpfen.)

(Dumpfer Donner, Bliz und Windgeheul begleiten dieſe Szene.)

Fil. (ſchwach.) Balämo! ach! ach! ſey mein Retter!
Welch ein Sturm! Ach! welch ein Wetter!

Bal. Ihr Götter hört mein Angſtgeſchrei.
O groſer Zevs! ach! ſteh' ihr bei.
(ab, nach dem Meere zu.)

(Der Vorhang fügt ſich wieder zuſammen.)

Terk. Getäuſcht ſind ſie nun alle beide.
Ihr Unglük nur iſt meine Freude.
(links ab.)

Sieben und dreißigſter Auftritt.

Metalio. Gigania. (von verſchiedenen Seiten, ohne einander zu ſehen.)

Met. Gig. Könnt ich mein $\left\{\begin{matrix}\text{Männchen}\\ \text{Weibchen}\end{matrix}\right\}$ finden!
Ich ſuche hier und dort.
Ich kann $\left\{\begin{matrix}\text{ſie}\\ \text{ihn}\end{matrix}\right\}$ nirgends finden.
$\left.\begin{matrix}\text{Er}\\ \text{Sie}\end{matrix}\right\}$ iſt an keinem Ort.
Was helfen all die Poſſen
der fremden Liebelei?
Man bleibt dem Ehegenoſſen
dabei doch immer treu.

Gig.

Sig. Da iſt mein Mann, ja, ja!
Met. Da iſt mein Weib, ha, ha!
Beide. Ich weiß, du haſt vergeben
mir meine Schäferei;
Wir wollen einig leben
ohn' alle Zänkerei.
Ach! Herzchen, laß dich küſſen!
komm, laß uns einig ſeyn;
und laß uns nie vermiſſen
der Liebe kleine Kinderei'n.
Sig. Und brummſt du über dies und das,
ſo ſag ich: Lari fari!
Met. Und thuſt du mir, wer weiß auch was
ſo ſing' ich: Giri gari!
Beide. Doch das iſt alles jetzt vorbei!
Met. Du ſteckſt wohl voller Schelmerei.
Sig. Giri gari! Lari fari!
Du warſt mir manchmal ungetreu.
Met. Giri gari! Lari fari! ꝛc.
(Beide rechts ab.

Acht und dreißigſter Auftri

Terkaleon. Männer. Weiber.

Terk. Ihr könnt euch nicht von hinnen wage
wenn ihr mir nicht zu Dienſten ſeyd.
Balamo werde erſt erſchlagen,
dann werdet ihr von mir befreit.
Alle. Nun gut! Es ſey! wir folgen alle.
Du willſt? Balamo ſterbe dann!
Doch lockeſt du uns in die Falle,
ſo iſt es auch um dich gethan.

Terk. Kommt nur mit mir. Erſt muß er ſterben,
und dann, gewiß! belohn' ich euch.
Ha! über ſeinen Kopf Verderben!
Und dieſen Kopf bezahl' ich euch.
(Ab. — Die andern wollen ihm nacheilen, beben aber ſchnell zurück.)

Neun und dreißigſter Auftritt.

(Ein Wolken-Tempel. — Unter demſelben ein ſchwarzes Gitter.)

Jupiter. Juno. (in ihrer Göttertracht, ſitzen erhaben auf Wolken über dem Gitter.)

Terkaleon. (hinter dem Gitter mit Ketten raſſelnd, in Verzweiflung.)

Filenia. Valamo. (ſtehen ſchon da.)

Athes. Agos. (ſchweben in den Wolken hin und her.)

Metalio. Gigania. Vorige.

Jupiter. Bereuet jetzt, was ihr gethan!
(Alle fallen anbetend nieder.)
Seht hier das Brautpaar ſtehen.
Ihr Beiſpiel treib' euch an,
den Tugend-Weg zu gehen.

Ath. u. Ag. (bekränzen das Brautpaar und reichen ihnen Wein in goldenen Bechern.)

Chor.

Dank ſey euch, ihr guten Götter!
Ihr der Unſchuld mächt'ge Retter.
Heil! die ſtille Tugend ſiegt,
wenn das Laſter ſich verkriecht.

Terkaleon.

Welche Qual! ach! welche Schmach!
folget den Verbrechern nach.

Chor.

Jauchzet! jubelt hocherfreut.
Tugend ſiegt und Redlichkeit.

Ferrandino.

Fortſezung der Geſchichte
des
Räuber-Hauptmanns
Rinaldini

Vulpius
von
dem Verfaſſer derſelben.

Erſter Theil.

BIBL.
IVERS
IPS

Lit gen 82914

Leipzig, 1800.

R 1242

Ferrandino.

Erſter Theil.

Rinaldini hat viele Freunde in der deutſchen Leſewelt gefunden, und man hat ſich für ihn, und den Verfaſſer ſeiner Geſchichte, ſo ſehr intereſſirt, daß derſelbe dieſe Güte nicht unvergolten laſſen kann. Er liefert in gegenwärtiger Geſchichte eine ihm abgeforderte Fortſetzung des ſo freundlich aufgenommenen Rinaldini. Das iſt alles, was er zu ſagen hat. — Wie dieſe Fortſetzung ausgefallen iſt, — das zu entſcheiden, ſteht bey den Leſern derſelben.

Einer gewiſſen Freundin aber, hoffe ich doch zurufen zu können: Die Wette iſt gewonnen!

Die mir unbekannte, geſchmackvolle Dame, deren Brief, mit dem Zeichen Gr. v. S. vom 16. Oktober vor mir liegt, bitte ich, mir doch die Freude nicht zu verſagen, ihr danken zu können. Da ihr der Name des Verfaſſers des Rinaldini nicht unbekannt geblieben iſt, ſo darf derſelbe doch wohl bittend hoffen, auch den Namen ſeiner Gönnerin zu erfahren!

Geſchrieben am Tage Fortunata des ſcheidenden Jahrs 1799.

Erſtes Buch.

Welch Gaukelſpiel trifft meine Sinne!
Wie? wache, oder träume ich?
Dir fiel das Loos des Glücks der Minne
Und deine Freunde ſuchen dich.
O! folge, flieh! der Traum zerrinnt;
Ein wunderbares Spiel beginnt!

Tobend heulte die entfeſſelte Schaar der Winde, donnernd brachen ſich die empörten Wellen am Felſengeſtade, flammende Blitze durchſchnitten die finſtre Wolkennacht; Himmel und Erde waren im Aufruhr. Da lag Ferrandino unter ſchwankenden Zypreſſen, ließ raſen den Donnerſturm, und hatte ſich verloren in tiefe Gedanken.

Unfern Maltha, liegt die kleine unbewohnte Inſel Lampidoſa, meerumgürtet, traurig und einſam, und ihr ſicherer Hafen gewährt den Schiffenden Aufenthalt und Schutz, wenn wüthende Stürme ſie verfolgen. Mitten auf dieſem Eylande ſteht eine kleine Kapelle, geweiht der heil. Jungfrau. Keiner, der den Hafen verläßt, ſey er Chriſt oder Muhameds Verehrer, vergißt es, für gewährten Schuz, in der Kapelle als ein dankbares Opfer, Proviant oder Munition niederzulegen. Wer etwas davon bedarf, legt das Geld dafür nieder, und jährlich kommen Galeeren von Maltha, die dieſes gemünzte Opfer nach Trapani in Sizilien, zu Unſerer lieben Frau führen.

In der Kapelle lag jezt betend, auf den Knieen, Seſtoni, der Eremit auf Lampidoſa.

Rauſchend entſtrömte der Regen den geborſtenen Wolken; der Donner rollte ſtärker; die Erde erbebte. Ferrandino ſuchte Schuz und Obdach, und eilte in die Kapelle. Seſtoni lag ſchweigend vor dem Altar der Hochgebenedeyten. Jezt wurde ſein Gebet brünſtiger und lauter. Er erhob ſein Geſicht, ſtreckte ſeine Arme gegen das Bildniß der heiligen Jungfrau aus, und ſang mit ſanfter, angenehmer Stimme:

Tu, o Virgo Virginum!
Flos et maris ſtella,
Lumen geſtans hominum,
Puritatis cella!
Maria fons veniae,
Fons mellis et roris,
Fons miſericordiae,
Pincerna dulcoris!
Porta regis gloriae,
Omni pulchritudine
Siderum ornata,
In polorum culmine
Regnas coronata!

Ferrandino ſank nieder auf ſeine Kniee, und Seſtoni ſang weiter:

Roſa decens, roſa munda,
Roſa recens ſineſpina,
Roſa florens et foecunda,
Roſa gratia diuina!

Ein flammender Blitzſtrahl durchziſchte die Kapelle, ein heftiger Donnerſchlag folgte. Die Kapelle erbebte, an einander ſchlugen die geweihten Ampeln, und das Bild der heil. Frau ſchien ſich zu bewegen. — **Ferrandino** ſprang auf, und trat in die Thür der Kapelle, **Seſtoni** trat zu ihm.

Seſtoni. Drey Jahr ſind ſchon verfloſſen, ſeit ich die Menſchen floh, und freywillig mich auf dieſes öde Eyland verbannte, aber ein Ungewitter wie dieſes, erlebe ich heute hier zum erſtenmal.

Ferrandino. Es iſt ſchrecklich! — Wehe denen die es auf dem Meere trifft! — Es folgt allen die jezt die Wogen durchſchneiden, ſo fromm und makellos ſie auch ſeyn mögen.

Seſtoni. Und wird ihnen nicht ſchaden.

Ferrandino. Der Himmel läßt ſcheinen ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte, und ſeine Blitze flammen überall.

Seſtoni. Wer ein reines Herz und ein gutes Gewiſſen hat, ſieht jedem Blitzſtrahl ohne Zittern entgegen.

Ferrandino. Ach!

Seſtoni. Dieſer Seufzer, Ferrandino! galt er deinem Schickſal, oder deinem Herzen?

Ferrandino. Beyden.

Seſtoni. Sonderbarer Menſch! Du ſchiffſt von Maltha hieher deine Andacht zu verrichten, findeſt mich, entſchließeſt dich hier, bey mir zu bleiben, willſt der Welt entſagen, und ſcheinſt doch eine Sehnſucht nach Menſchen zu nähren, die ich mir nicht erklären kann. — Warum giebſt du deiner Sehnſucht nicht nach? Warum gehſt du nicht unter Menſchen, in die Welt zurück?

Ferrandino. Wer nähert ſich ſeinen Verfolgern gern?

Seſtoni. Verfolgen dich die Menſchen wirklich, ſo biſt du entweder berühmt, oder ein Verbrecher.

Ferrandino. Meynſt du?

Seſtoni. Berühmte Menſchen haben Neider; Verbrecher finden Richter.

Ferrandino. Und wer ſein Herz der Liebe weihte?

Seſtoni. Aber ein Thor, als er es that, und wird es bleiben, ſo lange dieſe Weihe dauert.

Ferrandino. Du liebſt die Weiber nicht?

Seſtoni. Nein! — Sie ſind doppelte Menſchen, und ein einfacher Menſch iſt gewöhnlich ſchon nicht viel werth.

Ferrandino. Ja, es iſt gewiß! Nur Menſchenhaß konnte dich auf dieſes Eyland bannen.

Seſtoni. Und was hält dich hier zurück.

Ferrandino. — Liebe zur Einſamkeit.

Seſtoni. Glaubſt du, daß es für einen Menſchen irgend einen Platz in der Welt giebt, der wirklich eine Einſamkeit iſt, ſo irrſt du dich. — Der Menſch iſt nie allein. Sein Herz iſt bey ihm. — Haſt du aber das deinige bey deinem Mädchen gelaſſen, ſo magſt du vielleicht einſam ſeyn, wenn nicht etwa dein Leben dir dein Gewiſſen zum Haushahn gegeben hat. —

Ferrandino. Wie kömmſt du darauf?

Seſtoni. Ich wollte darauf ſchwören, du trägſt irgend eine unſichtbare, und alſo deſto ſchwerere Laſt.

Ferrandino. Ich liebe meine Freyheit.

Seſtoni. Und biſt verliebt?

Ferrandino. Ich war es.

Seſtoni. Wer war's nicht? — Aber du biſt es gewiß noch!

Ferrandino. Meynſt du?

Seſtoni. Mit ein paar Worten will ich dir deine Geſchichte erzählen. — Du liebſt etwas das ein anderer beſitzt; du haſt gemordet —

Ferrandino. Seſtoni!

Seſtoni. Läugne nicht die Urkunde ab, die dir mit ſo leſerlichen Zügen in's Geſicht geſchrieben wurde! — Und, was liegt überhaupt an einem Morde?

Ferrandino. Spricht der gottesfürchtige, devote Seſtoni, der fromme Eremit auf Lampidoſa, mit mir?

Seſtoni. Wer ſonſt? — Ich ſpreche ja nicht von mir ſelbſt.

Ferrandino. Sollten wir uns beyde in einander irren? — Sieh, Seſtoni! Schon dieſer Gedanke kann mir meine Einſamkeit hier ſo ſtark vergiften, daß ich mit dem erſten Schiffe, das hier anlegt, weiter gehe.

Seſtoni. Wohin?

Ferrandino. Mir gleich viel!

Seſtoni. Wirklich? — Du kannſt alſo allenthalben hingehen?

Ferrandino. Warum nicht?

Seſtoni. Je nun! — Ich ſelbſt könnte das nicht.

Ferrandino. Du ſelbſt nicht?

Seſtoni. Nein! — Aber ich kann das geſtehen, ohne zu erröthen.

Er drehte ſich herum, ſtörte die große Altarlampe aus, und ſagte ganz gelaſſen:

„Der Himmel wird uns doch bald Oel für dieſe Lampe beſcheren! Der Vorrath iſt gering.“

Er trat hierauf wieder in die Thür, ſah gen Himmel, und ſeufzte laut und ſtark. — Die Wuth des Gewitters nahm ab, der Regen fiel nicht mehr ſo ſtark herab. Ferrandino ging raſch auf ſeine Wohnung zu.

Ungefähr hundert Schritte von der Kapelle, lagen drey kleine Einſiedeleyen, die vor vielen Jahren von drey Eremiten, einem Chriſten, einem Griechen, und einem Mohamedaner, mit ſonderbarer Einigkeit, bewohnt worden waren. Sie ſtarben, und begruben einander neben ihre Klauſen. Der Chriſt war der lezte. Ihn fand ein türkiſcher Meerräuber auf ſeinem Lager entſchlafen, las ſeine und ſeiner Gefährten Geſchichte, die er hinterlaſſen hatte, ließ ihn zur Ruhe bringen, und ließ dieſe und jene Nachricht zurück. — Dieſe Schriften blieben, ſo wie die einfachen Meublen, das Inventarium der einen Klauſe. Dieſe bewohnte jezt Seſtoni, eine andere Ferrandino, und die dritte, hatten ſie zu ihrer Vorrathskammer gemacht.

Ferrandino hatte ſeine Wohnung erreicht, und warf ſich gedankenvoll auf ſein Strohlager. — Hier lag er noch, in tiefes Nachdenken verſunken, als einige Kanonenſchüſſe ihn ſeinen Träumen entriſſen. Er ſprang auf, und verließ ſeine Klauſe. — Seſtoni kam ihm entgegen. Sie ſahen einander ſchweigend an, und gingen nach dem Hafen zu.

Hier war es lebhaft. Eine Schaluppe fuhr an's Land. Das Schiff führte franzöſiſche Flaggen. Franzoſen ſtiegen aus.

Seſtoni ging auf ſie zu, und ſank mit dem Ausruf: „Mein Dorval!“ dem einen der Ausgeſtiegenen in die Arme.

Ferrandino zog ſich zurück, und da niemand ſeine Gegenwart zu bemerken ſchien, gieng er langſam davon, in ſeine Klauſe. — Hier erwartete er Seſtoni's Ankunft vergebens. — Es wurde Abend. Seſtoni kam nicht. Es wurde Nacht. Er kam nicht. — Ferrandino verriegelte ſeine Klauſe, und ging zur Ruh.

Es brach ein ſchöner Morgen an. Ferrandino erwachte, verließ ſein Lager, und gieng nach Seſtoni's Wohnung. Er fand ſie leer.

„Vermuthlich — dachte er; — wird Seſtoni auf dem Schiffe geblieben ſeyn!“

Da fielen drey Kanonenſchüſſe. Er ging raſch nach dem Hafen zu, und ſah das Schiff davon ſegeln. — In der Kapelle lag ein Zettel, auf welchem Seſtoni von Ferrandino mit einigen Worten Abſchied nahm. — Weiter hatte man nichts zurückgelaſſen.

„Ich ſollte einen Heuchler mehr kennen lernen!“ — ſagte Ferrandino, und ging mißmuthig in ſeine Klauſe zurück.

Vier Tage darauf lief ein ſardiniſches Fahrzeug, das aus der Levante kam, in den Hafen ein. Ferrandino fand an dem Kapitain einen freundlichen Mann, verließ ſeine Klauſe und das einſame Eyland, ging zu Schiffe, und mit nach Sardinien. — In den ihm wohlbekannten Cagliari bezog er, kühn gewagt, in einer der lebhafteſten Straßen ein angenehmes Logis.

Er beſuchte die Kirchen, die Promenaden und öffentlichen Häuſer, fand allenthalben fremde Geſichter, und wenig Unterhaltung.

Einſt ſchlich er, wie gewöhnlich, um die Gartenhäuſer vor der Stadt, herum, es wurde Abend, und er wollte wieder in ſeine Wohnung zurück gehen, als er an einem Garten vorbey kam, deſſen Thür offen ſtand, und in welchem er auf einer Guitarre ſpielen und ſingen hörte. — Er trat in die Thür, ging nach und nach weiter, und kam in den Garten. — Eben verſtummten Muſik und Geſang. Bald darauf ſchlüpfte eine weibliche Figur, aus einer Laube die Allee hinauf, in's Gartenhaus.

Ferrandino drehte ſich herum und wollte eben den Garten verlaſſen, als er bey einem Blumenbeet ein Gärtnermädchen gewahr wurde. Er ſprach ihr zu, und fragte: ob ſie Blumen verkaufe?

„O ja! — ſagte das Mädchen; — ich verdiene gern etwas.“

Sie ſammelte einen ſchönen Blumenſtrauß, und Ferrandino bezahlte ihn gut. Sie bedankte ſich, und da ſie ſah, daß der freygebige Blumenkäufer zu gehen zauderte, fragte ſie:

„Wollt Ihr noch etwas?“

Er. Ich wollte nur noch etwas fragen.

Sie. Nun, ſo ſagt! — Wer fragt, ſagt mein Vater, wird berichtet.

Er. Ich ſah vorhin eine Dame aus jener Laube in's Haus gehen; gehört ihr dieſer Garten?

Sie. Ja.

Er. Wer iſt ſie?

Sie. Es iſt die Signora Flametta.

Er. Iſt ſie verheurathet?

Sie. Nein.

Er. Iſt ſie ſchön?

Sie. Das will ich meynen!

Er. Reich?

Sie. O ja!

Er. Unabhängig?

Sie. Wie verſteht Ihr das?

Er. Hat ſie Eltern, Geſchwiſter?

Sie. Das weiß ich nicht.

Er. Bekannte?

Sie. O ja!

Er. Liebhaber?

Sie. Das weiß ich wieder nicht. Und wenn ſie auch welche hat, wird ſie mir's doch nicht vertrauen. Ich bin, wie Ihr wißt, nur die Tochter ihres Gärtners, aber nicht ihre Vertraute.

Hierauf ging das Mädchen mit einem: „Gott befohlen!“ weiter.

Ferrandino wollte auch gehen, als ein alter Mann mit finſtern Blicken, in den Garten trat. Er empfing Ferrandino's Gruß ziemlich kalt, ſah ihn mit einem durchdringenden Blick an, und ging an ihm vorbey, nach dem Gartenhauſe zu. — Auf halbem Wege kehrte er ſich um, und fragte:

„Sucht der Herr etwas hier?“

„Was ich ſuchte, antwortete Ferrandino, habe ich ſchon gefunden;“ und zeigte ihm ſeinen Blumenſtrauß.

Der Alte ſchien noch etwas fragen zu wollen, unterdrückte aber ſichtbar die Frage, und ging weiter. — Ferrandino ging langſam nach der Gartenthür zu. — Eine Sänfte von zwei Mohren getragen, wurde vor der Thür niedergeſetzt, geöfnet, und eine Dame kam heraus. Sie ſchlug ihren Schleyer zurück, und Ferrandino blickte in ein Paar Augen die, — ja! wer kann ſolche Augen beſchreiben?

Getroffen von einem elektriſchen Strahle, der ihn durch alle Nerven zuckte, trat er einige Schritte zurück, riß den Hut vom Kopfe, und machte eine Verbeugung, die eigentlich gar keine Verbeugung war. Die Dame lächelte, neigte grüßend ihren Fächer gegen ihn, und flog mehr als ſie ging, die Allee hinauf. Im fliegenden Gange rauſchte ihr weißſeidenes Gewand hoch auf, und ſie verlor eine Buſenſchleife. Ferrandino hob ſie auf, eilte ihr nach, blieb ſtehen, ſteckte die Schleife zu ſich, und verließ den Garten.

* * *

Im Freyen beſah Ferrandino, was er gefunden hatte, genauer. Es war eine hellblaue Bandſchleife, aus der aber, als er ſie genauer beſehen wollte, ein kleines, zuſammengerolltes, beſchriebenes Papier fiel.

Er bedachte ſich ein wenig, und zauderte das Papier zu entfalten:

„Was haſt du — ſprach er, — mit den Geheimniſſen einer Dame zu thun, die du nicht kennſt? — Sind es aber auch Geheimniſſe, die dieſes Papier enthält? — Was geht das dich an? Du giebſt ihr das Papier ungeleſen zurück. — Du kennſt ſie aber nicht. Wirſt du ſie erfragen und finden können? Und wenn das auch geſchehen kann, wird ſie dir glauben, wenn du ſagſt, du haſt nicht geleſen, was zu leſen in deiner Gewalt war? — Sie wird dich noch dazu auslachen, wenn ſie es glaubt.“

Als er das ſagte, entfaltete er ſchnell das Papier, und fand — eine Sicherheitskarte, wie ſie der Räuberhauptmann Rinaldini Reiſenden gab, die von ſeinen Leuten nicht ausgeplündert werden ſollten.

Noch betrachtete er den ſonderbaren Paßport, als an ſeine Thüre geklopft wurde. Er ſteckte die Karte zu ſich, und die Tochter ſeines Hauswirths trat in's Zimmer.

„Dieſer Brief iſt an Euch in Eurer Abweſenheit bey uns abgegeben worden,“ — ſagte ſie, und gab ihm den Brief.

Sie ging. — Er erbrach den Brief mit ſeiner Adreſſe, und las:

„Dem Herrn Ferrandino macht das Handlungshaus Trivolto bekannt, daß Briefe an ihn „auf dem Comtoir deſſelben liegen.“

Ferrandino hatte kaum dieſes Aviſo geleſen, als ein Franziskanermönch in ſein Zimmer trat, und ſich ſelbſt mit folgenden Worten anonçirte:

„Gott ſey mit Euch, edler Herr! — Ich bin der Pater Giovanno, aus dem Orden des heiligen Franziskus.“

Ferrandino. Was bringt Euch zu mir? Ich bin hier fremd —

P. Giovanno. Das weiß ich. — Was mich zu Euch bringt? Mein Herz, welches das Eurige ſucht.

Ferrandino. Deutlicher, Herr Pater!

P. Giovanno. Laßt Euch mit einer Explikation dienen! — Ich mache mir ein Geſchäft daraus bey guten und mitleidigen Seelen Almoſen einzuſammeln, nicht um damit mich oder mein Kloſter zu bereichern, denn was zu unſerm ſchmahlen Unterhalt gehört, ſammeln unſere Terminirer ein, ſondern um damit Nothleidende zu unteſtüzzen, denen Verhältniſſe, Stand, oder Krankheiten nicht erlauben ſelbſt Almoſen zu begehren. Die Noth iſt da am größten, wo ſie am verſchwiegenſten und heimlichſten drückt! — Bey dieſem meinem wohlthätigen Geſchäfte nun, welches ich durch Gottes Beyſtand ſchon dreyzehn Jahre mit ſonderlichem Segen treibe, habe ich mir nach und nach Bemerkungen abſtrahirt, welche ich aufgezeichnet, dem hinterlaſſen werde, der mein Nachfolger ſeyn wird. Unter dieſen iſt nun auch die Bemerkung, daß Fremde ſich weit wohlthätiger finden laſſen, als Einheimiſche. Deshalb wende ich mich auch an Euch. Das iſt es was mein Herz an das Eurige ſendet, und was es bey dem Eurigen ſucht. Irre ich mich nicht in den Geſichtszügen, die Euch Gott geſchenkt hat, ſo wird mein Gang zu Euch geſegnet ſeyn.

Ferrandino zog eine Börſe mit 30 Dukaten aus der Taſche, drückte ſie dem humanen Almoſenſammler in die Hand, und ſagte:

„Ja, Herr Vater! Ihr habt recht. Die heimlichſte und verſchwiegenſte Noth, iſt immer die größte. — Gebt den Armen, denen Stand, Verhältniſſe und Krankheiten nicht erlauben, ſelbſt nach Almoſen zu gehen, und kommt wieder, wenn Ihr meiner Hülfe weiter bedürft.“

P. Giovanno. Nein! ich werde Eure Güte nicht mißbrauchen. Ihr habt ſo reichlich gegeben, daß dieſes der erſte und lezte Gang zu Euch ſeyn wird. Man muß nicht plündern!

Ferrandino. Nicht doch! Ihr plündert mich nicht. Ich bitte darum, kommt wieder, wenn Ihr meiner Hülfe bedürft.

Er drückte, als er das ſagte, dem ehrlichen Franziskaner die Hand, als dieſer ihm freundlich zurief:

„Nicht zu ſtark! nicht zu ſtark! Ihr zerdrückt mir ſonſt etwas Koſtbares, das ich hier in der Hand habe.“

Ferrandino. Etwas Koſtbares?

P. Giovanno. Ja wohl!

Ferrandino. Und das iſt?

P. Giovanno. Ein Portrait.

Ferrandino. Eines Heiligen?

P. Giovanno. Nein! (lächelnd) Es iſt das Portrait eines Frauenzimmers.

Ferrandino. Das Portrait eines Frauenzimmers? — Und in Euern Händen?

P. Giovanno. Warum nicht? — Ich habe auf meiner Zelle eine artige Sammlung von Bildniſſen, — wollt Ihr mich einmal beſuchen, könnt Ihr ſie ſehen! — unter denen ſich viele weibliche befinden. — Laßt Euch mit einer Explikation dienen! Meine Gemäldeſammlung iſt eine Gallerie von Armenwohlthätern. Die mir am meiſten geben, denen falle ich endlich mit einer Bitte für mich ſelbſt beſchwerlich. Ich bitte um Ihre Portraits. Dieſe hänge ich dann in meiner einſamen Zelle in zierlicher Ordnung auf, und unterhalte mich mit ihnen, wenn ich von menſchlicher Geſellſchaft entfernt bin. Dann bin ich wirklich unter Menſchen, das kann ich mit Gewißheit ſagen. — Zu dieſer Gemäldereihe ſoll nun auch gegenwärtiges Portrait kommen. Es iſt das Portrait einer vortrefflichen Armenwohlthäterin.

Indem er das ſagte, zeigte er das Portrait, und Ferrandino erkannte in demſelben das Bildniß der Dame, die er in Flamettens Garten ſah, die aus der Sänfte ſtieg und die Schleiſe mit Rinaldinis Reiſekarte verlor. Haſtig und betroffen fragte er:

„Wer iſt die Dame?“

P. Giovanno. Gefällt ſie Euch? — Sie hat ein vortreffliches Herz!

Ferrandino. Wie heißt ſie?

P. Giovanno. Sie iſt eine Fremde die ſich erſt ſeit acht Wochen hier befindet, und nennt ſich Fortunata.

Ferrandino. Weiter wißt Ihr nichts von ihr?

P. Giovanno. Nichts, als daß ſie, wie

geſagt, ein vortreffliches Herz hat. — Aber, ich will Euch nicht länger beſchwerlich fallen —

Ferrandino. Nicht doch! Laßt uns noch etwas mit einander ſprechen, handeln —

P. Giovanno. Handeln? — Ihr, von mir? — (lächelnd) Ihr wollt mir doch nicht etwa dieſen Strick abhandeln?

Ferrandino. Hier ſind noch 30 Dukaten für Eure Hausarmen, und Ihr überlaßt mir dieſes Portrait.

Der Pater ſah ihn mit zweifelhaften Blicken an, und ſagte ganz bedächtig:

„Ich will das Portrait für Euch kopiren laſſen, wenn ich dazu die Erlaubniß der Signora Fortunata erhalten habe.“

„Das iſt alles viel zu weitläuftig und umſtändlich! — fiel Ferrandino ein Das Original dieſes Portraits intereſſirt mich.“ —

P. Giovanno. In meiner Gallerie werden ſich mehrere Portraits befinden, die Euch intereſſiren. —

Ferrandino. Ihr entzieht den Armen muthwillig 30 Dukaten, und in Zukunft bekommt Ihr nie wieder etwas von mir zu Eurer Almoſenſpende, wenn Ihr mir dieſes Portrait nicht überlaſſen wollt.

P. Giovanno. Ihr ſeyd ſehr determinirt. — Ihr ſollt das Portrait haben, aber nur unter zwey Bedingungen. Ihr laßt es kopiren, und ſagt nicht, daß Ihr es von mir bekommen habt.

Ferrandino. Darauf gebe ich Euch mein Wort, und hier ſind 30 Dukaten. — Nun, ſagt mir aber auch: wo wohnt das Original dieſes Portraits?

P. Giovanno. Auf dem Domplatze, in dem Eckhauſe mit den rothen Fenſterläden, wohnt die Signora Fortunata.

Ferrandino beſchäftigte ſich mit dem erkauften Portrait, und der gutmüthige Pater verließ ihn.

Den folgenden Morgen holte Ferrandino ſeine Briefe auf dem Comtoir des Hauſes Trivolto ab, und machte die Bekanntſchaft des Bankier Trivolto ſelbſt, der ein ſehr artiger und freundlicher Mann war.

Hierauf eilte er in den Dom, hörte eine Meſſe, und ſah ſich nach dem Eckhauſe mit den rothen Fenſterläden um. Er fand es ohne Müh, und fragte eine Obſthändlerin; wer das Haus bewohne?

„Eine fremde Dame hat es ſeit ein Paar Monaten gemiethet, und bewohnt es allein mit ihren Leuten;“ — war die Antwort.

Indem kamen die Mohren mit der Sänfte aus dem Hauſe, und Ferrandino ging ihnen von weitem nach. Bey der L. Frauenkirche hielt die Sänfte, wurde geöffnet, und Fortunata ſtieg aus. Sie ging in die Kirche. Ferrandino folgte ihr dahin nach. — Sie betete. Er beobachtete ſie mit hochklopfendem Herzen.

Als ſie den Betſchemel verließ, nahte er ſich ihr, reichte ihr mit zitternder Hand das Weihwaſſer, und ſtammelte:

„Ich überreiche Euch, ſchöne Signora! eine Schleife, die Ihr geſtern verloren habt, als ich das Glück hatte, Euch im Garten der Signora Fiametta zu ſehen.“

Sie lächelte, nahm die Schleife, und dankte ihm mit einer Verbeugung. — Er führte ſie an die Sänfte. Sie ſtieg ein, und wurde in ihr Haus zurückgetragen.

Ferrandino beſuchte Fiamettens Garten, kaufte Blumen, und ging ziemlich mißmuthig in ſeine Wohnung zurück.

Hier traf er den P. Giovanno an, der ihn erwartet hatte, wie er ſagte, und ihm auf ſein Zimmer folgte.

„Mein Herr! — begann der Pater; — ich komme von der Signora Fortunata, und habe von Euch mit ihr geſprochen. Ich konnte ihr die Nachricht von dem Portraitkauf nicht vorenthalten, und es ergab ſich aus unſerm Geſpräch, daß Ihr ſie dieſen Morgen geſprochen, und ihr eine verlorne Schleife zugeſtellt habt. Alles das hat ſie aufmerkſam auf Euch gemacht, und ſie wünſcht, Euch dieſen Abend bey ſich zu haben, und zu ſprechen.“

Ferrandino fiel dem Pater um dem Hals, küßte ihn entzückt, und bereicherte ſeine Armenkaſſe mit einigen Dukaten. — Die Stunde des Beſuchs wurde beſtimmt, und der Pater verließ den entzückten Ferrandino.

Seit langer Zeit waren ihm die Stunden nicht ſo langweilig geworden als heute. Es war noch lange nicht Abend, und er ging in Flamettens Garten.

Er ging die Hauptallee hinauf, ſchlug einen Nebenweg ein, und kam an einen Pavillon. Die Thür war halb geöffnet, er nahte ſich der Oeffnung, und ſah ein intereſſantes Mädchen-Geſicht. Das Mädchen ſelbſt ſaß auf einem Sofa, und wand einen Blumenkranz. Sie ſah ihn, lächelte ganz unbefangen, und rufte:

„Nur herein!“

Verlegen faßte Ferrandino die Thür an, und getraute ſich kaum ſie ganz zu öffnen, als von drinne heraus ihm abermals ein freundliches

„Nur herein!“

entgegen ſchallte. Dieß gab ihm Muth, und er trat in den Pavillon.

„Ich glaube Euch — ſagte das artige Mäd-
hen, — ſchon ein Paarmal in meinem Garten
emerkt zu haben?"

„In der That! — ſtammelte Ferrandino; —
h war geſtern, und auch heute wieder ſchon hier.
lber daß ich das Glück haben ſollte, von ſo ſchö-
en Augen bemerkt zu werden, das konnte ich in
er That nicht hoffen."

Sie. Und warum nicht? — Habt Ihr mei-
en ſchönen Augen ein Kompliment gemacht, ſo
ßt mich Eurer intereſſanten Figur eins machen.
in Mann wie Ihr, wird immer bemerkt werden.
nd ich wette darauf, ich bin nicht die Erſte in
r Welt, die Euch bemerkt. — Ihr ſeyd hier
emd?

Er. So iſt es!

Sie. Auch ich bin es. Erſt ſeit 10 Wochen
e ich hier. Ich hoffe aber hier einheimiſch zu
rden, und habe mir deshalb dieſen Garten ge-
iſt. Gefällt er Euch?

Er. Der Garten iſt ſchön, aber ſeine Be-
rrin —

Sie. Iſt noch weit ſchöner? — Natürlich!
Ich bitte um Euern Namen.

Er. Ferrandino.

Sie. Blos Ferrandino? Nichts dabey?
Graf? kein Marcheſe, oder ſo etwas?

Er. Nichts! nur Ferrandino.

Sie. Um Vergebung! Woher gebürtig?

Er. Ein — Maltheſer.

Sie. So? — Seyd Ihr etwa ein Ritter im Inkognito?

Er. Nichts weniger. Ich bin ein Mann, der von ſeinen Renten zehrt, und der Vergnügen daran findet, bald da, bald dort zu leben.

Sie. So geht's auch mir!

Hier entſtand eine Pauſe. Ferrandino verlor die ſchöne Kranzwinderin nicht aus den Augen, und dieſe arbeitete, ohne aufzublicken, emſig fort. Er ſah ihr lange ſtillſchweigend zu, und wollte endlich eben ſprechen, als ein Mädchen eintrat, und Fiametten ein Brieſchen brachte. Sie las es, lachte, ſchrieb ein Paar Worte mit Bleyſtift dazu, faltete das Papier, und gab es zurück. Das Mädchen verließ den Pavillon, und Fiametta, die eben ihre Kranzarbeit geendiget hatte, legte den Kranz auf's Sofa, und ſtand auf. Indem ſie aufſtand, fiel ihr ein Portrait, das an einem grünen Bande ihr um den Hals hieng, aus dem Buſen auf die Bruſt herab. Sie bemerkte es, und ſchob das Portrait in den Buſen zurück.

„Das war ein böſer Mann!“ — ſagte ſie; und ſein Bild gehört nicht vor Jedermanns Augen.“

Ferrandino ſtand ohne Sprache ihr gegenüber. Fiametta drehte ſich unbefangen, als ſey ſie ganz allein, ein Paarmal im Zimmer herum, ſang dazu, und ergriff endlich eine Guitarre. Sie ſetzte ſich, präludirte ein wenig, ſpielte und ſang.

Romanze.

„An der lauten Meeresküſte,
In dem Thal, im Feld und Wald,
In der öden Berge Wüſte,
Such ich deinen Aufenthalt.

Rinaldini! Dich zu finden,
Eil' ich ängſtlich durch die Flur,
Und um mich Bedrängte ſchwinden,
Alle Reize der Natur.“

Seufzte Roſa, die Betrübte,
Die ihn im Gefecht verlor.
Aengſtlich weinte die Geliebte,
Die Rinaldo ſich erkohr.

Sieh, da glänzt' im Mondenſchimmer
Hell ein aufgeſpanntes Rohr.
Roſa ſah des Rohrs Geſlimmer,
Das in Büſchen ſich verlor.

„Ach! dahin! ich werd' ihn finden,
Sagt des Herzens Ahndung mir.
Und wenn alle Sterne ſchwinden,
Zeigt die Liebe Pfade mir.

Saht ihr nicht, ihr hellen Sterne,
Saht ihr nicht den kühnen Mann,
Den ich ſuche nah und ferne,
Ach! und ihn nicht finden kann?

Huſch! und horch! es rauſcht dort drüben,
Ha! es pfeift! das iſt ſein Ton!
Ja! ich find' ihn, meinen Lieben,
Seine Stimme hör ich ſchon."

„Halt! wer da? gieb dich gefangen!" —
„„Längſt gefangen haſt du mich.
Dich Rinaldo, mein Verlangen,
Sucht' ich hier, und finde dich!""

„Sie hat ihn gefunden," — ſagte Flametta.

„Wie wir uns gefunden haben!" — fiel Ferrandino ſchnell ein, und ergriff ihre Hand.

„Nicht ganz ſo! — lächelte Flametta, indem ſie ihre Hand ſanft zurückzog. — Ich bin kein Zigeunermädchen, und Ihr ſeyd kein Räuberhauptmann; ich kann nicht wahrſagen, und Ihr werdet mich ſchwerlich ausplündern."

Sie ſchien weiter ſprechen zu wollen, als ein Offizier in den Pavillon trat. Er grüßte Ferrandino gleichgültig, legte Huth und Degen auf einen Tiſch, und ſetzte ſich ungenirt zu Flametten aufs Sofa. Ganz unbefangen, als ob er mit ihr ganz allein im Zimmer ſey, fragte er:

„Iſt nichts vorgefallen?“

„Nichts von Bedeutung;“ — antwortete Flametta eben ſo unbefangen.

Der Offizier fragte leichthin:

„Wer iſt der Herr?“

„Ein Fremder;“ — war die Antwort.

„Wollt Ihr Euch nicht niederlaſſen?“ — fragte der Offizier, aber in einem Tone, in welchem man weit eher fragen könnte: Wollt Ihr bald gehen?

Das wollte Ferrandino auch wirklich thun, als der Mann mit dem finſtern Blick, der ihm ſchon geſtern im Garten begegnete, in den Pavillon trat. Er grüßte gar nicht, behielt den Huth auf dem Kopfe, und ſezte ſich auf einen Stuhl, Ferrandino gegenüber. Indem er ihn ſtark fixirte, ſagte er:

„Ich habe Euch geſtern ſchon mit Verwunderung und Bedauern betrachtet. Ihr habt ein unglückliches Geſicht!“

Ferrandino erſchrack, Flametta lachte laut auf, der Offizier lächelte, und der Phyſiognomiſt nahm Taback.

„Was hat Euch mein Geſicht gethan?“ — fragte Ferrandino verlegen.

„Das nicht, was es Euch thut;“ — ſagte Alte.

„Es iſt einmal die Art dieſes Herrn, — ſagte Flametta; — jedem Menſchen etwas unangenehmes zu ſagen. — Er iſt zwar kein Engländer, aber er hat dennoch den Spleen. Die Engländer haben die Korſen angeſteckt.“

„Seyd Ihr ein Korſe?“ — fragte Ferrandino ſchnell.

„Ich bin einer; — ſagte der grämliche Alte. — Das kann aber Euch nichts verſchlagen.“

Flametta ſprang ſchnell auf, ergriff Ferrandino's Hand, und ſagte:

„Empfehlt Euch dieſen Herren! Wir haben von andern Dingen, als von Korſika, mit einander zu ſprechen.“

Damit zog ſie ihn aus dem Pavillon in den Garten, um das Bosket herum, nach einer Laube zu, und in dieſer ſaß Fortunata.

Ferrandino war Impertinenzen entriſſen worden, und ſtand einem ſchönen Weibe gegen über, deren Bild er ſo gut bezahlt hatte, die er in einigen Stunden in ihrer Wohnung zu ſprechen hoffte, und die er jezt ganz unvermuthet auf einem Plaze fand, der vielleicht ein Erklärungsort über verſchiedene Sachen zwiſchen ihm und einem artigen Mädchen geworden wär, hätte nicht eine andere Schöne denſelben ſchon eingenommen gehabt. Das alles kam, wenigſtens ihm, eben ſo ſonderbar, als unerwartet und ſchnell, und er konnte nicht ohne Verlegenheit ſeyn.

Flametta flog auf die ſchöne Fortunata zu, umarmte und küßte ſie, und Ferrandino bekam Luſt und Zeit ſich zu ſammeln.

Aber er durfte nicht bey ſich bleiben. Flametta drehte ſich raſch herum, nahm ihn beym Arme, ſchob ihn auf ihre Freundin zu, lachte laut auf, ſagte:

„Da habt ihr euch!“
und flog lachend zur Laube hinaus.

Ferrandino trat einige Schritte zurück, wollte ſprechen, und konnte nicht. Fortunata ſah auf die Erde, und ſpielte mit ihrer Buſenſchleife. Ferrandino glaubte zu bemerken, daß es eben die Buſenſchleife war, die er gefunden und ihr dieſen Morgen überreicht hatte.

Nach einer langen Pauſe kam es endlich zum Geſpräch.

Er. In der That! dieſe Szene —

Sie. Sie iſt ſonderbar genug!

Er. Meine Verlegenheit —

Sie. Und die meinige dazu! — — Flametta iſt ein muthwilliges Geſchöpf! —

Er. Ich ſollte dieſen Abend ſo glücklich ſeyn, Euch in Eurer Wohnung zu ſprechen, und nun kömmt der Zufall meinem Glück zuvor!

Sie. Das hat ſo ſeyn ſollen!

Er wollte weiter ſprechen, aber Flametta trat wieder in die Laube.

„Ich wünſchte, — ſagte ſie, — dich, liebe Freundin, und dieſen verlegenen Herrn dieſen Abend bey mir bewirthen zu können, aber es läßt ſich nicht thun. Der grämliche Korſe hat eine Geſellſchaft hieher zuſammen gebeten.“ —

„Hieher?“ — fragte Fortunata ſchnell.

„Ey freylich! — fuhr Flametta fort; — und ich muß, ich mag wollen oder nicht, die Rolle der Wirthin übernehmen. Du weißt ja, wie das iſt! — Es ſind ſchon einige Gäſte angekommen.“ —

Schnell ſtieg Fortunata auf, ſagte Flametten etwas in's Ohr, wendete ſich dann gegen Ferrandino, bat ihn um ſeinen Arm, und ließ ſich von ihm aus dem Garten, zu ihrer Sänfte führen. Flametta begleitete beyde bis an die Gartenthür, und als Fortunata fortgetragen wurde, ergriff ſie Ferrandino's Hand, und ſagte lächelnd:

„Nun haben wir ſie fortgeſchafft, und Ihr bleibt hier.“

„Da Ihr Geſellſchaft bekommt,“ — ſtammelte Ferrandino.

Sie. Nicht doch! Mit der Geſellſchaft war's nur Spaß. — Es ſteht bey Euch, ob Ihr hier bleiben, oder ob Ihr der Sänfte folgen wollt. Bleibt Ihr hier, ſo ſage ich: Ihr ſeyd willkommen! Geht Ihr fort, ſo rufe ich Euch ein Lebewohl! nach.

Er. Ich verſtehe Euch nicht!

Sie. Sonderbar! — Aber noch deutlicher! Dieſer Augenblick entſcheidet für mich oder für meine Freundin. Es geht alles ohne Groll ab. Da wir aber wiſſen möchten, ob Ihr wirklich der ſeyd, für den wir Euch halten —

Er. Und wofür könntet Ihr mich halten?

Sie. Für einen zärtlichen Abentheuerer wenigſtens, wenn nicht gar, für —

Er. Für?

Sie. — einen Menſchen, der ſich vom Grund ſeines Herzens aus verlieben kann.

Er. O! ſchöne Flametta!

Sie. Fort! fort! der Sänfte nach! Dieſer feyerliche Ton ſagt mir alles was ich wiſſen will. — Geht! dieſen Kuß bringt meiner Freundin, und ſagt ihr: Flametta hat reſignirt. — Gott befohlen! werdet glücklich, und denkt an mich!

Damit gab ſie ihm einen Kuß, ſchob ihn ſanft zur Gartenthür hinaus, und ſprang raſch die Allee hinauf, ohne ſich umzuſehen, nach der Laube zu. Ferrandino ſah ſie gelaſſen davon eilen, drückte den Huth in die Augen, und lief der Sänfte nach. In der Stadt holte er ſie ein, öffnete Fortunata die Thür, die ſeiner Ankunft heiter entgegen lächelte, und führte ſie auf ihr Zimmer.

Hier kam es in einem gleichgültigen Geſpräch auf Fiametten, auf ihre Laune, und leichthin wurde ihr Auftrag berührt.

„Sie iſt gut! — ſagte Fortunata; — und ich zahle alles aus, was ſie auf mich aſſignirt.“

Ferrandino erhielt einen Kuß, und Fortunata verließ das Zimmer, ſich umzukleiden, wie ſie ſagte.

Indeſſen ſuchte Ferrandino ſich zu orientiren, und ſah jezt, was er vorher nicht geſehen hatte, daß er ſich in einem prächtig ausmeublirten Zimmer befand. Was er ſah, zeigte Wohlſtand und Geſchmack, mit mehr als bürgerlicher Pracht vereint. — Er betrachtete ein ſchönes hiſtoriſches Gemälde, als Fortunata eintrat, in ein gefälliges Gewand gleichſam mehr geworfen als verſchloſſen, ihn bey der Hand nahm, und in ein andres Zimmer führte, welches dem erſtern nichts nachgab.

In dieſem Zimmer kam es zu einer weit intereſſanteren Unterhaltung, die aber bald durch die Nachricht unterbrochen wurde, es ſey aufgetragen. Ferrandino wurde in ein glänzendes Tafelzimmer geführt, und ſpeißte an einer wohlbeſezten Tafel mit ſeiner ſchönen Wirthin von ein paar artigen Mädchen bedient, allein. Die Unterhaltung wurde lebhafter, die Becher wurden fleißig geleert, und als der Nachtiſch aufgetragen war, entfernten ſich die aufwartenden Mädchen.

„Ich liebe — ſagte Fortunata, — die Freuden einer intereſſanten Unterhaltung bey einer gut beſezten Tafel, doch nur, wenn ich ſie mit einem Freunde theilen kann. Seit ich hier in Cagliari wohne, habe ich, Flamettens Geſellſchaft ausgenommen, größtentheils allein geſpeißt. Es hat mir daher heute alles viel beſſer, als gewöhnlich, geſchmeckt, und wenn Ihr einige Zeit hier bleiben ſolltet, ſo bitte ich mir Eure Geſellſchaft recht oft aus."

Sie füllte, als ſie dieß ſagte, einen Becher, und brachte ihn Ferrandino mit der Geſundheit zu: „Unſre Freundſchaft!"

„Ein wohlthätiges Band hat ſie geknüpft! — fuhr ſie fort; — und ich hoffe, ſie wird ſich erhalten."

Ferrandino küßte ihr ſchweigend die Hand, und führte ſie an ſein klopfendes Herz. Ihre Blicke flogen beredt einander entgegen, und ihre Lippen begegneten ſich. Hier hatten ſich ihre Gefühle verkettet, und kein Laut entfloh den gepreßten Lippen. Da flog mit einem lauten Knall der Pfropf von einer Champagner-Bouteille an die Decke. Sie fuhren zuſammen, lächelten, und lagen einander in den Armen.

Sie. Mann, dem ich mich in den erſten Augenblicken unſerer Bekanntſchaft ſo ſchnell dahin gebe, — ich weiß nicht, was es iſt, das mich ſo überraſchend an dich zieht! — Mißbrauche die

Gewalt nicht, die das, was mir unerklärbar iſt, dir über mich giebt! Du könnteſt mich wohl unglücklich; dich aber nicht glücklich machen. — Ich fühle, ich empfinde es, was du jezt vielleicht von mir denkſt, denken mußt, aber — ich ſchwöre es dir zu! — du irrſt dich! Du weißt nicht, was —

Er. Fortunata! Laßt mich dir alles das ſagen, was du mir geſagt haſt. Nicht mein Argwohn ſoll mich unglücklich machen, laß nur nie die Wirklichkeit auf meine Unkoſten ſpielen.

Sie. Du glaubſt —

Er. Ich glaube das am leichteſten und liebſten, was ich wünſche.

Sie. Was glaubſt du jezt?

Er. Daß du mich lieben wirſt.

Sie. Ich liebte dich, als ich dich ſah. Eine Liebe, wie die meinige, empfängt alles, was ſie giebt und nimmt, von Augenblicken. Die Augenblicke meiner Liebe ſind gekommen, nun bleiben ſie, und werden zu Ewigkeiten. Bey allem, was mir heilig iſt, im Himmel und auf Erden! ich habe dich gefunden, und kann nie wieder von dir laſſen. Entreiſſen muß man dich mir. Gutwillig gebe ich nie wieder her, was ich mit dieſem Feuer in meine Armen ſchlieſſe! — Mein Bild hat dich entzückt. Ich, liebe deine Wirklichkeit. Gieb dich mir ganz, und nimm alles was mein iſt, nur dich nicht wieder zurück! Meine Seele gebe ich dir in meinen Küſſen; gieb mir dein Herz.

Ein Geräuſch im Vorzimmer riß ſie aus einander. — Die Tafel wurde aufgehoben; ſie gingen in ein anderes Zimmer.

Ferrandino warf ſich nachdenkend auf ein Sofa. Er war dem erſehnten Glücke ſo nahe, und dachte der Möglichkeit einer Wirklichkeit nach, die er gewünſcht hatte! Bey Fortunaten verſchlang die Gegenwart jedes Nachdenken. Sie war gebohren, um zu lieben. — Dahin bringt es auch nur das Weib, ſelten der Mann. Die Liebe iſt ein Becher, gefüllt mit ſchäumendem Champagner. Sie will im Mouſſiren genoſſen ſeyn. Wer bedächtlich trinkt, genießt auch, er wird es aber nie zu einem alles verſchlingenden Rauſche bringen.

Schlummernd lagen gegen Mitternacht die Liebebeglückten Arm in Arm, und träumten im Rauſche genoſſener Wirklichkeiten fort, als beyde vom Glanze eines Lichtes und einer lauten ermunternden Stimme geweckt wurden. Zitternd ſtanden die Mädchen, die bey Tafel aufgewartet hatten, mit brennenden Kerzen vor dem Bette, und jammerten:

„Ach! was iſt das? Unſer Haus wird ſo eben mit Soldaten beſezt.“

Raſch fuhr Fortunata auf, und ſchrie:

„Verfolgen ſie mich denn allenthalben hin, die Barbaren? Warum haben ſie mich nicht gleich gemordet?“

„Ruhig, Fortunata! — ſagte Ferrandino. — Das, was du glaubſt, es gelte dir, gilt mir.“

Fortunata. Dir? — Nein! — Dich verfolgt kein —

Ferrandino. Wer dich auch verfolgen mag, du haſt keinen Feind, der dem meinigen gleicht. — O! warum blieb ich nicht auf Lampidoſa!

Fortunata. Nein, Ferrandino! ich weiß es nur zu gut, daß es *mir* gilt. Du weißt nicht, wer ich bin, und was ich war.

Ferrandino. Du ſagſt, was ich ſagen wollte.

Fortunata. Verfolgt dich ein König?

Indem wurde ſtark an die Hausthür geklopft. Auſſer ſich, riß Fortunata das Fenſter auf, und fragte, wer da ſey?

„Die Wache des Vicekönigs; — war die Antwort. — Im Namen des Königs wird euch geboten die Thür zu öffnen!“

„Das ſoll geſchehen;“ — ſagte Fortunata gelaſſen, und ſchlug das Fenſter zu. Sie ſchickte die Mädchen hinunter, und ließ ihnen die Thür öffnen.

Als dieſe das Zimmer verlaſſen hatten, ergriff ſie ein kleines Käſtchen, und gab es Ferrandino. Zitternd führte ſie ihn auf eine Gallerie, öffnete einen Fenſterladen, und gebot ihm, hinaus auf den Balkon zu ſteigen, von da hinab in den Hof zu ſpringen, und durch das Pförtchen, wozu ſie ihm den Schlüſſel gab, aus dem Hauſe zu ſchlüpfen.

„Leb wohl, und denke an mich!“ — ſagte ſie, küßte ihn weinend, und eilte in's Zimmer zurück.

Ferrandino beſann ſich nicht lange, wagte den Sprung, kam in den Hof, öffnete das Pförtchen, fand die Straßen leer, und kam, ohne angehalten zu werden, in ſeine Wohnung.

Der Tag brach an, und er hatte noch kein Auge geſchloſſen. Gegen Morgen fiel er endlich in einen tiefen Schlummer, aus welchem er durch ein ſtarkes Pochen an ſeine Zimmerthür geweckt wurde. — Mit zitternder Stimme fragte er: wer da ſey? und erhielt die Antwort: Pater Giovanno. — Er öffnete die Thür, und der Pater trat in's Zimmer. — Zittern ſetzte er ſich nieder, ſah Ferrandino an, und konnte nicht ſprechen.

Ferrandino. Herr Pater! was iſt Euch?

P. Giovanno. Und Ihr fragt? — Fortunata läßt Euch grüßen.

Ferrandino. Wo iſt ſie?

P. Giovanno. Wo ſie jetzt iſt, weiß ich nicht. — Vor zwey Stunden wurde ſie in den Hafen gebracht, und vermuthlich wird ſie mit ihren Gefährten eingeſchifft werden.

Ferrandino. Mit ihren Gefährten?

P. Giovanno. Mit Flametten und einigen andern Korſen, die man auf unſerer Inſel verhaftet hat. Es iſt auf Anſuchen des Königs von Frankreich geſchehen. — Wohin man ſie nun führen wird, weiß ich nicht. Vermuthlich, nach Frankreich. — Da Ihr der Wachſamkeit der Polizey für dießmal entgangen ſeyd —

Ferrandino. Ich bin kein Korſe.

P. Giovanno. Nicht? — Deſto beſſer für Euch! — Ich hätte es aber beynahe vermuthet, denn Fortunata ſagte zu mir: ſagt Ferrandino, er ſolle für ſeine Sicherheit ſorgen. — Vermuthlich hat ſie alſo das aus Beſorgniß wegen Eurer Bekanntſchaft mit ihr geſagt.

Ferrandino. Was haben aber die Korſen, was hat Fortunata Böſes gethan?

P. Giovanno. Das ſind politiſche Händel und Begebenheiten, um die ich mich nicht bekümmere.

Ferrandino. Ob ich gleich kein Korſe bin und in dieſer Hinſicht für meine Sicherheit nichts hier zu fürchten habe, ſo hat doch dieſes Ereigniß mir Cagliari und meinen Aufenhalt hier, etwas zuwider gemacht. Ich bin alſo entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen, und mich anders wohin zu begeben. Habt Ihr nirgends Freunde, denen Ihr mich empfehlen könntet?

P. **Giovanno.** Mein älteſter Bruder lebt hier, in königlichen Dienſten. Mein zweyter Bruder iſt Schiffekapitain, wohnt eigentlich zu Oriſtagni, iſt aber jetzt auf der See. Seine Frau und Kinder leben aber zu Oriſtagni. Auch habe ich daſelbſt eine Schweſter, die Aebtiſſin des St. Klarenkloſters iſt, deren Geſellſchaft aber Euch nicht viel Troſt gewähren wird. Sie kränkelt immer. — Wollt Ihr indeſſen Briefe an meine Schwägerin und an meine Schweſter haben, ſo könnt Ihr ſie bekommen, Oriſtagni iſt ein artiger, freundlicher Ort, und es wird Euch dort wohlgefallen.

Ferrandino. Gebt mir die Briefe. Ich gehe nach Oriſtagni.

P. **Giovanno.** Ich nenne Euch in den Briefen blos Signor Ferrandino, ſchlechtweg?

Ferrandino. Schlechtweg. Ich bin ein Reiſender, lebe von meinen Revenüen, und bin ein Sizilianer.

P. **Giovanno.** Ein Sizilianer? — Habt Ihr lange ſchon Sizilien verlaſſen?

Ferrandino. Seit einem halben Jahre.

P. **Giovanno.** Was wißt ihr von dem Ende des Räuberhauptmanns Rinaldini zu erzählen?

Ferrandino. Eben nur das, was ganz

Sizilien davon zu erzählen weiß. Er fiel auf der Inſel Pantaleria, durch den Dolch eines ſeiner Freunde.

P. Giovanno. So erzählt man ſein Ende auch hier. — Ihr wißt vielleicht nicht, daß mich der Mann beſonders intereſſirt.

P. Giovanno. Um eines Freundes willen, der ihn genau gekannt hat.

Ferrandino. Der ihn gekannt hat? — Und der lebt hier?

P. Giovanno. Auf einem kleinen Landguthe, ein Stündchen weit von der Stadt gelegen, welches vor einigen Jahren eine fromme Gräfin unſerm Kloſter geſchenkt hat, lebt er in einem kleinen Forſte, als Waldbruder. Er beſucht mich oft, und wir haben ſchon manche Stunde bloß über Rinaldini mit einander verplaudert.

Ferrandino. Und dieſer Waldbruder hat ihn gekannt?

P. Giovanno. Genau hat ihn Donato gekannt.

Ferrandino. Donato heißt der Mann? — Ich muß — ich will ihn doch beſuchen. Auch ich höre gern von Rinaldini ſprechen. — Die Briefe nach Oriſtagni alſo —

P. Giovanno. Will ich Euch gleich hier, auf Eurem Zimmer ſchreiben.

Der Pater ſetzte ſich und ſchrieb. Ferrandino ging nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Es wurde geklopft. Nicht ohne Beklemmung rufte Ferrandino: Herein!

Einer von den beyden Mohren in Fortunatens Dienſten, trat in das Zimmer, winkte Ferrandino bedeutend zu, und dieſer führte ihn in das Nebenzimmer. Der Pater ſchrieb, und ſchien nichts um und neben ſich zu bemerken.

Der Mohr überreichte Ferrandino ein Billet. — Er las:

„Ich habe Mittel gefunden mich von einer „Reiſe nach Frankreich zu befreyen. Indeß meine „Gefährten dahin geführt werden, bringt mich „ein ſicheres Fahrzeug auf die Inſel Roſſa. Ich „weiß Mittel und Wege zu finden von dort, auf „die Inſel Elba zu kommen. Willſt Du mir „dahin folgen, ſo wirſt Du dort von mir ſechs „Wochen lang erwartet. Ich bin dann feſt entſchloſſen nach Minorka zu gehen. Den Ueberbringer dieſes Briefes Beriſſo, einen treuen „Kerl, wirſt Du in jedem Fall in Deinem Dienſt „behalten. Liebſt Du mich wirklich, ſo brauche „ich Dich nicht zum zweytenmal zu bitten, mir zu „folgen. Du weiß, wie ſo ganz ich bin die Deinige

Fortunata.“

Ferrandino ging zu dem Pater zurück, der die Briefe geſchrieben hatte, und wegen Kloſtergeſchäften, ihm, wie er ſagte, eilig jezt verlaſſen mußte. Sie verſprachen es ſich vor der Abreiſe einander noch einmal zu ſprechen, und der Vater ging.

Er war fort, und Ferrandino kündigte dem Mohr Beriſſo an, daß er in ſeinem Dienſte ſey.

Beriſſo. Wir reiſen aber doch meiner guten Frau nach?

Ferrandino. Freylich! — Sag, wie entkam ſie?

Beriſſo. Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ein Offizier mit ihr und Flametten lange ſprach, und daß ſie ſich zu kennen ſchienen. Mir gab ſie einen Wink, ein Brieſchen, und ich flog damit zu Euch.

Ferrandino. Du mietheſt eine Kaleſche, und heute noch reiſen wir von hier ab.

Das geſchah, und den folgenden Tag kamen ſie in Oriſtagni an.

Kaum brach der Tag an, als Ferrandino in den Hafen eilte, um dort ein Fahrzeug aufzutreiben, das ihn einnehmen, und Fortunaten nachführen ſollte. — Nahe bey dem Wachtthurme *),

---

*) Ganz Sardinien iſt ringsherum, und auf den nahe liegenden Inſelchen, mit runden ſtarken Wachtthürmen umgeben, deren Anzahl ſich weit über 100 erſtreckt. Sie ſind mit einer kleinen Beſazung verſe-

wo ihm aus der rauhen Kehle eines gedungenen Bettlers ein a is animas! *) entgegen tönte, und als er dieſen Schreyer eben etwas gegeben hatte, trat ihm ein großer, ſtarkgebauter Mann, in einen rothen Mantel gehüllt, in den Weg. Er wollte ihm ausweichen, der Rothmantel trat ihm wieder in den Weg.

„Was ſoll das?“ — fragte Ferrandino.

„Du gehſt nicht in den Haſen;“ — ſagte der Rothmantel

„Wer biſt du?“

„Ein Menſch!“

„Wer giebt dir Macht und Gewalt zu imponiren?“

„Die gebe ich mir ſelbſt, zu deinem Beſten.“

„Zu meinem Beſten?“

„Du willſt dich im Haſen nach einem Fahrzeuge umſehen, das dich nach Elba bringen ſoll, wo eine lockende Sirene dich erwartet. Es iſt nicht gut ihren lockenden Tönen zu folgen. Du bleibſt

---

hen, und geben am Tage mit Rauch, des Nachts mit Feuer Signale, wenn ſich Raubſchiffe, oder andere Feinde in Kriegszeiten, der Inſel nähern.

*) Mit dieſem Aufruf bitten die Sarden um Almoſen zur Befreyung der armen Seelen aus dem Fegfeuer. Die Männer, die dieſes Geſchäft übernehmen, werden dazu gedungen.

in Oriſtagni. Man wird beſſer für dich zu ſorgen wiſſen, als du ſelbſt für dich ſorgen willſt.“

„Du thuſt der Dame, von der die Rede iſt, zu viel.“

„Ich kann mich jetzt nicht in Erklärungen und Erläuterungen einlaſſen. Hier iſt auch der Ort nicht zu ſo etwas. Ich ſpreche dich aber auf deinem Zimmer.“

Der Rothmantel ging, und Ferrandino ſetzte ſeinen Weg fort, nach dem Hafen zu. — Jener drehte ſich herum, rufte ihm nach, und drohte ihm mit dem Finger. Ferrandino beſann ſich, kehrte um, und ging in ſeine Wohnung zurück.

Hier gab ihm Beriſſo einen Brief, den, wie er ſagte, ein Unbekannter abgegeben habe.

Er erbrach den Brief, und las:

„Es wird viel beſſer für Dich ſeyn, über Al-
„geri nach Saſſari zu gehen, als hier zu bleiben.
„— Du wirſt Freundes Rathe folgen und Dich
„nicht muthwillig in Gefahr ſtürzen.“

Ferrandino ſchien durch dieſen Brief ein wenig zu ſich ſelbſt gebracht worden zu ſeyn, ging aus, und kaufte ein paar Pferde. — Den folgenden Morgen war er mit Beriſſo auf der Reiſe.

Gegen Mittag wurde die Luft drückend und ſchwül. Der Himmel umzog ſich, Blitze flammten durch die Nacht des Himmels, fernher rollte der Donner. Eine Todenſtille ſchwebte über der Gegend.

Die Reiſenden galoppiren raſch darauf los, und erreichten mit einem heftigen Platzregen ein Schloß, das auf einer Anhöhe lag. Sie wurden eingelaſſen. Man führte ihre Pferde in den Stall, und ſagte ihnen, ſie befänden ſich in dem Schloſſe der Gräfin Orana, die eben hier ſey. — Ferrandino's Ankunft wurde ihr gemeldet, und ſie bat ſich den Beſuch ihres Gaſtes aus.

Sie war eine Dame von Geiſt, und ihre Unterhaltung mit Ferrandino war ſehr lebhaft und intereſſant. Seit zwey Jahren war ſie, wie ſie ſagte, Wittwe, noch in ihren beſten Jahren, und war feſt entſchloſſen, ihre Freyheit zu behaupten und ſich nicht wieder zu vermählen, ſie müßte denn, wie ſie ſich ausdrückte, von etwas überrumpelt werden, das intereſſanter wär, als die Männer gemeiniglich zu ſeyn pflegten. Sie war eine Dichterin und hatte eine Satyre über die Männer geſchrieben, die ſie aber ihrem Gaſte, der darum bat, doch nicht mittheilen wollte. Da ſie aber, wie ſie verſicherte, viel Unterhaltung in ſeiner Geſellſchaft fand, ſo bat ſie ihn, ein paar Tage bey ihr zu verweilen. Dieß konnte ihr Ferrandino nicht abſchlagen.

Sie hatte eine Kouſine bey ſich, die bey der Abendtafel durch ihre Laune das Geſpräch noch unterhaltender machte, und Ferrandino hatte mit ein paar Damen zu kämpfen, die ſehr ſyſtematiſirte Männerfeindinnen zu ſeyn ſchienen. — Ihm waren ſolche Weiber noch nicht vorgekommen.

Den Damen nur ein wenig das Gleichgewicht zu halten, erklärte er, daß er entſchloſſen ſey, das Maltheſerkreuz zu nehmen, weil er ſich nicht überzeugen könne, durch eine zärtliche Verbindung mit einer Dame, glücklich zu werden. — Jezt änderte ſich die Szene. Man wollte ihn vom Gegentheil überzeugen, und ſtritt ſo die Mitternacht herbey.

Ein Kammerdiener wies Ferrandino ſein Schlafzimmer an, wo ſich alles in beſter Ordnung befand, und wo er ſanft, auf einem weichen Lager, ruhte.

Er erwachte ſehr ſpät, und fand die Damen ſchon beym Frühſtück.

Eben war eine Bande reiſender ſpaniſcher Tänzer angekommen. Sie fanden ſich auf dem Schloßſaale ein, die Zuſchauer nahmen Platz, die Muſik begann, ein freundliches Mädchen, und ein artiger Mann traten auf, den zärtlichen Bolero *) zu tanzen.

Beyde in netter, andaluſiſcher Tracht, die zum Tanze erfunden iſt, eilten ſie im Fluge auf einander zu, als ob ſie ſich geſucht und gefunden

---

*) Von dieſem Tanze, ſ. Fiſchers Reiſe. S. 396.

hätten. Schon wollte der Jüngling die Geliebte umarmen, ſchon ſchien ſie in ſeine Arme zu ſtürzen, als ſie ſich plötzlich umdrehte; er, halb erzürnt, that eben ſo. Das Orcheſter machte eine Pauſe. — Beyde ſchienen unſchlüßig zu ſeyn, aber die wieder beginnende Muſik riß ihre Bewegungen von neuem mit ſich fort. — Feuriger ſuchte der Jüngling ſeine Wünſche auszudrücken, und zärtlicher ſchien die Geliebte ihn anzuhören. Ihre Augen wurden ſchmachtender, ihr Buſen hob ſich ſtärker, ihre Arme breiteten ſich nach den ſeinigen aus; vergebens, ſie wich noch einmal ſchüchtern zurück, aber die Pauſe gab beyden neuen Muth. — Schneller ertönte die Muſik, und beflügelter folgten ihre Schritte. Außer ſich vor Verlangen, eilte der Jüngling noch einmal auf das Mädchen zu, mit gleichen Empfindungen kam ſie auch ihm entgegen. Ihre Blicke verſchlangen ſich, ihre Lippen ſchienen ſich zu öffnen, nur ſüße Schaam hielt ſie noch ſchwach zurück. Aber ſtürmiſcher rauſchten die Saiten, und heftiger wechſelten ihre Bewegungen. Ein Rauſch, ein Taumel, eine Wolluſt, ſchien beyde zu vereinigen, jede Muskel ſchien zum Genuſſe ſich zu drängen, jeder Augenblick demſelben entgegen zu fliegen. — Plötzlich ſchwieg die Muſik, und die Tanzenden verſchwanden.

Die Kouſine ſchlug die Augen nieder, und ſpielte mit dem Blumenſtrauß an ihrem Buſen.

Die Gräfin wendete ſich lächelnd gegen Ferrandino, und fragte:

„Was ſagt Ihr zu dieſem Tanze?“

„Ich ſage, es iſt ein bezaubernd ſchöner Tanz.“

„Meynt Ihr?“

„Ein Tanz, der ſo lebhaft zu einem Gefühl ſpricht, das die ganze Natur belebt, das allein den Egoismus der Menſchen mildern kann, ſollte der nicht bezaubernder, als jeder anderer ſeyn?“

„O! ihr Männer!“ — lachte die Gräfin heraus, und verließ den Saal.

Die Kouſine ſtand auf, ging der Gräfin nach, und fragte im Gehen:

„Wollt Ihr nicht die Tänzerin näher kennen lernen?“

Ferrandino lächelte, und näherte ſich der reiſenden Virtuoſen.

„Mein Herr! — ſagte der Tänzer; — Ihr ſcheint großmüthig zu ſeyn, nehmt Euch einer Perſon an, die eines großmüthigen Beſchützers bedarf.“

Ferrandino fragte ihn, wie er das verſtehe? Und der Tänzer fuhr fort:

„Dieſe Muſiker haben uns heute zum letztenmal zum Tanze aufgeſpielt. Sie ſind von dem Vizekönig engagirt worden, und treten in ſeine

Dienſte, ich mit ihnen, als Virtuos auf der Flöte. Dadurch wird dieſes arme Mädchen brodlos. Ihr ſeht, ſie iſt hübſch. — Nehmt Euch ihrer an!"

„Wie kann ich das? — Ich bin ein Fremder, ein Reiſender." —

„Sie iſt das Reiſen gewohnt, und reiſet mit Euch."

Ferrandino ſah das Mädchen ſchweigend an. Sie lächelte, und ſchlug die Augen nieder.

Die Gräfin trat in den Saal, und fragte:

„Was giebt's hier?"

Ernſthaft antwortete Ferrandino:

„Ich habe dieſes Mädchen engagirt."

Die Gräfin lachte laut auf, und fragte mit halberſtickter Stimme:

„Wozu?"

Ganz trocken erwiederte Ferrandino, ohne aus ſeiner Faſſung zu kommen:

„Zu meiner Geſellſchafterin und Reiſegefährtin."

„Allerliebſt! — Das muß die Kouſine hören!"

Die Kouſine kam, und lachend erzählt ihr die Gräfin, was wir ſchon wiſſen. — Die Kouſine wendete ſich zu der Tänzerin, und fragte:

„Du willſt mit dieſem Manne ziehen?“

„Warum nicht?“ — fragte das Mädchen ganz naiv zurück.

„Du weißt ja nicht, wer er iſt.“

„Wißt Ihr es denn?“ — fragte Ferrandino lächelnd.

„O ja!“ — antwortete die Kouſine eben ſo.

Ferrandino ſah ſich um. Die Damen lachten laut auf.

Die Muſiker und der Tänzer verließen den Saal.

Die Kouſine nahm die Tänzerin bey der Hand, führte ſie Ferrandino entgegen, und ſagte:

„Da iſt die Braut! führt ſie in Eure Höhlen.“

Ferrandino ſah ſie mit großen Augen an, und wollte fragen, als ſie ihm ein Portrait entgegen hielt. Er warf einen Blick darauf, fuhr zuſammen, und trat einen Schritt zurück.

„Habt Ihr — fragte die Kouſine; — die Unterſchrift des Portraits geleſen? — Es iſt das Bildniß des Räuberhauptmanns Rinaldini.“

Zweytes Buch.

Er iſt's! Er iſt's! — Wie ſoll das enden?
Wie? oder hab ich mich geirrt?
Wie wird ſich der Verlaßne wenden,
Wenn ſich der Feind ihm nähern wird? —
Iſt es ein Spiel der Fantaſie?
O! löſe dieß Warum? und wie?

Sie ſtand und hielt mit unverwandten Blicken ihm das Portrait entgegen.

„Ich habe ihn — ſagte Ferrandino; — perſönlich gekannt, aber ſo ſah er nicht aus.“

„Wer weiß, wie er ſich bemalt und beſchmiert gehabt hat, als Ihr ihn ſaht! — Dieß iſt ſein wahres, ächtes Bildniß.“

„Nein! ſo ſah Rinaldini nicht aus. Aber die Geſichtszüge dieſes Bildes gleichen mir. — Wer hat des Räuberhauptmanns Namen unter dieſes Portrait geſchrieben?“

„Eine Perſon, die ihn ſehr gut kannte. — Wollt Ihr ſie ſprechen?“

„Sie hat gelogen. Dieß iſt mein Bildniß, und ich bin nicht der, der Ihr glaubt.“

Die Kouſine legte betroffen ihm das Portrait in die Hand, und ſagte:

„Vernichte es. — Man glaubt hier allgemein, es ſey das Bildniß des gefürchteten Rinaldini, und Ihr gleicht demſelben ſehr.“

„Hatte, — fragte die Gräfin verlegen, — Rinaldini Brüder?“

„Mehrere, wie man ſagt. — — Er ſelbſt wurde auf Pantaleria ermordet."

Da trat der uns bekannte **Rothmantel** in den Saal, verbeugte ſich, wendete ſich gegen Ferrandino, und ſagte:

„Endlich, Herr Marcheſe! habe ich Euch gefunden. Der Vicekönig ſchickt Euch ſeine Equipage, und erwartet Euch, ſobald wie möglich, bey ſich. Hier iſt ſein Brief an Euch."

Ferrandino erbrach den Brief, und las:

„Folge mir unverzüglich. — Das Mädchen „kannſt Du mit Dir nehmen. Um deinen Mohr „Beriſſo bekümmere Dich nicht mehr."

Im Schloßhofe ſtand eine mit ſechs Schäcken beſpannte Kutſche. Vorreuter und Kutſcher waren reich gekleidet! — Die Gräfin und die Kouſine warfen einige Blicke in den Schloßhof auf die Equipage, und ſahen einander betroffen an.

Ferrandino nahm Abſchied. Die Damen wünſchten verlegen ihm glückliche Reiſe, aber dennoch vergaß die Gräfin nicht, ihn zu fragen:

„Wird denn die zärtliche Volerotänzerin auch mit zum Vice-König genommen?"

Ferrandino nahm das Mädchen bey der Hand, und ſagte:

„Du folgſt mir, wohin ich gehe."

Er eilte in den Schloßhof, fand ſeine Sachen ſchon aufgepackt, und in dem Wagen, ſtieg ein, und das Tänzermädchen mit ihm. Er warf den

Damen im Schloſſe noch ein Kompliment an's Fenſter, und der Wagen rollte fort.

Bey einem Wäldchen, wo die Straße ſich theilte, holte ihn der Rothmantel ein.

„Wir wechſeln jezt, — ſagte er, — die Pläze. Hier iſt dein Pferd, und ein Maulthier für deine Begleiterin. Ich fahre in der vermeinten Equipage des Vicekönigs weiter, und du, ſchlägſt den Gebirgsweg ein. In einem kleinen Thale wirſt du ein kleines Landhaus ſehen. Dort, wirſt du wohl aufgenommen werden, und ſo lange daſelbſt bleiben, bis du mich wieder ſiehſt“

„Wie ſoll ich, — fragte Ferrandino, — dein Benehmen mir erklären? Iſt deine Sendung an mich wirklich ächt, ſo gieb mir von derſelben Beweiſe. Wer biſt du?“

„Ich nenne mich Sanardo, und den geforderten Beweis will ich dir geben.“

Er winkte, trat mit ihm auf die Seite, und zog einen Dolch aus dem Buſen.

Als Ferrandino den Dolch ſah, drückte er ihm die Hand, und ſagte:

„Ich habe, was ich forderte.“

Sanardo ſtieg in den Wagen, und fuhr davon. — Ferrandino beſtieg ſein Pferd, ſeine Begleiterin ihr Maulthier, und ſie ritten den bezeichneten Weg. Bald erreichten ſie das beſchriebene Landhaus, und ſtiegen ab. Der Beſizer desſelben, ein ſchon bejahrter Mann, kam ihnen mit ſeiner noch muntern und rüſtigen Frau entgegen. Man nahm ihnen ihr Gepäck ab, brachte Pferd und Maulthier zu Stalle, und führte ſie auf ein paar kleine Zimmer, die in einander gingen, und die man ihnen als ein Logis, ſo gut man es geben konnte, anwies.

Sie fanden in ihren Zimmern etliche Bücher, Guitarren, und Schreibezeug. Uebrigens war alles ländlich, aber nett eingerichtet. Ihre Wirthsleute, der alte Lorenzo, und ſeine Frau Madalena, bewieſen ihnen viele Herzlichkeit, und kamen, ſo gut ſie konnten, mit freundlicher Bereitwilligkeit ihren Wünſchen zuvor. Ferrandino fand die Einſamkeit erträglich, und ſeine Gefährtin Erſilia, ſchien ſich in ihrer jetzigen Lage recht wohl zu gefallen. Ihr immer munteres und heiteres Temperament gewährte Unterhaltung, und ihre frohe Laune trieb den Trübſinn von ihres Geſellſchafters oft düſterer Stirn.

„Man muß — ſagte ſie; — in der Welt jeden Augenblick für verloren halten, der keinen Genuß ſchenkt, und wer ſich der Traurigkeit ergiebt, weiht ſich dem lebendigen Tode. Laß, mein Freund! uns leben, und genießen.“

Er. Haſt du keine Beſorgniſſe für die Zukunft?

Sie. Hat die Zukunft wohl welche für mich? — So viel, daß der Menſch leben kann, findet ſich immer. Und was haben wir denn, wenn wir es recht betrachten, in der Welt mehr, als das liebe Leben? — Von Jugend auf war ich ein Ball des Zufalls. Gelernt habe ich wenig. Mein Bolerotanz hat mich bisher ernährt. Ich ſchien tauſendmal in die Arme meines Tänzers zu ſinken, und es geſchah nichts weniger als das, wenn der Tanz geendiget war. Ferrandino hat nicht mit mir getanzt, und dennoch umſchlingt mich ſo zärtlich ſein Arm.

Er. Und wenn das nicht mehr ſeyn könnte?

Sie. So umſchlingt mich ein anderer.

Er. Erſilia ſpricht ſehr naiv!

Sie. So natürlich, wie ſie denkt.

Sie nahm lächelnd die Guitarre, ſpielte, und ſang:

Es blühen und welken die Blumen,
Das ſchwindende Leben entflieht.
Es haben uns allen die Roſen
Des Lenzes nur einmal geblüht.
Genieße die Stunden, die Freude,
Die herzliche Liebe dir ſchenkt,
Und liebe, bis ſtill zum Erlöſchen,
Die Fackel des Lebens ſich ſenkt!

Ferrandino trat an's Fenſter, und verlor ſich in den Anblick der untergehenden Sonne. —

Erſilia ſtörte ihn nicht in ſeinen ſtillen Betrachtungen, leiſer ſpielte ſie, und ſang mit ſanfter Stimme:

Die Sonne ſinkt,
Das Mägdlein weint;
Der Abend winkt,
Der Mond erſcheint.
Ach heilge Jungfrau! ſchütze mich.
O Karl! es weint, es klagt um dich
Die arme, die verlaßne Braut!

Da fiel ein Schuß vor dem Hauſe. — Erſilia fuhr heftig zuſammen. Ferrandino riß das Fenſter auf. — Lorenzo trat hinter den Büſchen hervor, und zeigte ihm einen Faſan, den er geſchoſſen hatte.

„Er ſoll uns wohl ſchmecken!“
ſagte er, und ging ins Haus. Ferrandino ging zu ihm hinab. — Als er wieder auf das Zimmer zurück kam, fand er Erſilien tanzend.

„Es iſt bloß deswegen, — ſagte ſie; — damit ich das nicht vergeſſe, was mich wieder ernähren muß, wenn ich nicht mehr bey dir bin, trauter Ferrandino!“

Er lächelte, und wollte eben antworten, als ganz unvermuthet Sanardo in ſein Zimmer trat.

„Kömmſt du endlich?“ — ſagte Ferrandino.

Sanardo. Iſt dir die Zeit lang geworden?

Ferrandino. Und du kannſt noch fragen?

Sanardo. Haſt du nicht eine muntere, frohe Geſellſchafterin bey dir? Sie iſt eine Spanierin, und —

Erſilia. — und iſt ſo beſcheiden, alles was man doch zu ihrem Lobe ſagen will, nicht mit anzuhören. Das iſt doch wohl auch etwas Nichtalltägliches an einem Mädchen?

Sie ſagte das, verließ das Zimmer, und ſprang hinab zu der Wirthin, der ſie ſingend und ſcherzend für dieſen Abend, die Küchgeſchäfte abnahm, um ihren Gaſt zu bewirthen, wie ſie ſagte. — Schnell ſprang ſie vorher wieder in Ferrandino's Zimmer, und beſetzte den Tiſch mit Weinflaſchen und Gläſern, bat Sanardo zu Gaſte, und ging davon.

Ferrandino. Nun laß uns ausführlich mit einander ſprechen. Ich ſchenke dir reinen Wein ein, gieb mir Wahrheit, und verheele mir nichts.

Sanardo. Im Weine liegt Wahrheit.

Ferrandino. So ſey ſie auch auf deiner Zunge.

Sanardo. Wie ſie in meinem Herzen iſt.

Ferrandino. Du zeigteſt mir den mir nur allzu wohlbekannten Dolch, und ich hatte den Beweiß deiner Sendung an mich. — Was wird mit mir geſchehen? Wo iſt der Alte?

Sanardo. Eins nach dem andern! — Fortunata iſt auf der Inſel Roſſo von einem franzöſiſchen Kommando aufgehoben, und nach Baſtia zum Verhör, und in enge Haft gebracht worden. — Vermuthlich wird man ſie nach Frankreich führen. Eine Enkelin der Pompiliani's, eine Verwandte Paoli's, ein Weib, das vermöge ihrer Geburt, ihrer Schönheit und Beredtſamkeit, ſo vielen Einfluß auf die Herzen ihrer Landsleute haben kann, und ihn ſchon gehabt hat, wie die Geſchichte unſerer Tage bewieß, kann Frankreich nicht ruhig in ihrem Vaterlande wiſſen. Kömmt ſie auch mit dem Leben davon, ſo wirſt du ſie doch wohl nicht wieder ſehen. Du kannſt ſie für todt halten, und biſt Erbe ihrer Papiere, und alles deſſen was in dem Käſtchen ſteckt, welches ſie dir in Cagliari gab. — Korſika wird in franzöſiſchen Feſſeln bleiben. Die vornehmſten Korſen ſind ausgewandert, und das Projekt, dich an die Spitze der Vaterlandsbefreyer zu ſtellen, iſt geſcheitert. Wie viel *du ſelbſt dazu* beygetragen haſt, weißt du.

Ferrandino. Keine Vorwürfe! — Warſt du in *meiner* Lage?

Sanardo. Ich weiß und fühle alles, was du zu deiner Vertheidigung ſagen willſt und kannſt. Genug davon!

Ferrandino. Gab dir mein Freund, der Alte, den Dolch ſelbſt, den du mir zeigteſt?

Sanardo. Er ſelbſt.

Ferrandino. Wo iſt er? Wo ſind meine Freunde? Lebt Dianora noch?

Sanardo. Eins nach dem andern! — Auf Pantaleria warſt du nicht mehr zu retten. Der Dolchſtoß deines Freundes ſtreckte dich zu Boden. —

Ferrandino. Ach! zu Aureliens Füſſen hätte ich mein Leben verbluten ſollen.

Sanardo. Staunen feſſelte die Wache. Dein Freund ſagte: „Mich führt nach Neapel. Ich gehöre für des Königs Gericht. Dort werde ich mich zu rechtfertigen wiſſen.“ — Du lagſt leblos zu Aureliens Füſſen, und Dianora eilte herbey.

Ferrandino. O Dianora!

Sanardo. Sie warf ſich über dich, und küßte deinen entfliehenden Geiſt ins Leben zurück. „Er lebt!“ ſchrie ſie, und ſogleich wurdeſt du von den Soldaten, blutend ihren Armen entriſſen. Man verband dich, und brachte dich, in Geſellſchaft des Alten, in eine Barke, um euch nach Sizilien, und von da nach Neapel zu führen. — Meynſt du aber wohl, der kluge Alte ſey ohne Bedeckung nach Pantaleria gekommen? Da müßteſt du ihn nicht kennen! — Er war nicht allein. Unſerer achtzig hatten ihn begleitet, und Cinthio ſtand an ihrer Spitze. Wir eilten euch nach. Unſer Fahrzeug ereilte eure Barke, ſie wurde genommen, die Wache niedergehauen, und ihr wurdet befreyt. — Auf der Inſel Maltha, wo der Alte auch ſeine guten Freunde hat, wurdeſt du, in dem Landhauſe des Prinzen della Rocella unter den Namen eines Anverwandten von ihm kurirt, und glücklich wieder hergeſtellt. — Nun? was ſagſt du dazu?

Ferrandino. Ich danke dem Himmel, daß ich nicht mehr Rinaldini bin!

Sanardo. Du haſt nur die Namen gewechſelt.

Ferrandino. Und auch mein Gewerbe. Nie ſoll man wieder mich an der Spitze einer Räuberbande ſehen! — Aber ſage mir —

Sanardo. Nach deinen Freunden willſt du fragen? — Hörteſt du vielleicht ſchon von dem kühnen Meerräuber ſprechen, der ſich Aladin Morad nennt?

Ferrandino. Es iſt das Schrecken des Mittländiſchen Meers, wie man ſagt. Man ſpricht allenthalben von ihm. — Führt etwa einer meiner Bekannten dieſen Namen?

Sanardo. Cinthio.

Ferrandino. Cinthio? Er? — Cinthio iſt Aladin Morad?

Sanardo. Er ſelbſt. — In dem kleinen Gebiete der Republick Raguſa hauſen alle deine Freunde, die noch am Leben ſind.

Ferrandino. So laß uns nach Raguſa gehen!

Sanardo. Rinaldini!

Ferrandino. Nicht dieſen Namen mehr!

Sanardo. Rinaldini!

Ferrandino. Wir ſind entzweyt, wenn du mich noch einmal bey dieſem Namen nennſt!

Da trat Erſilia ins Zimmer, und ſtammelte ängſtlich:

„Lorenzo will Bewaffnete hinter dem Garten geſehen haben."

„Bewaffnete?" — fragte Ferrandino, und ſah Sanardo fragend an.

Dieſer leerte gelaſſen ein Glas Wein, ſagte: „ich muß ſie ſehen!" und verließ das Zimmer.

„Haſt du — fragte Erſilia, indem ſie Ferrandino's Hand ergriff, und ihr Geſicht auf ſeine Schulter legte; — Haſt du etwas zu fürchten?"

Er. Was hat der Menſch nicht alles zu fürchten!

Sie. Sich ſelbſt doch immer wohl am meiſten?

Er. Wohl wahr!

Sie. Und haſt du dich ſelbſt zu fürchten?

Er. Dich weniger, als mich.

Sie. Mich? — Was könnteſt du von mir, die ich dich liebe, fürchten? — Aber die Nachricht von den Bewaffneten hörteſt du nicht gleichgültig an. Ich las in deinen Blicken —

Er. Was?

Sie. O Ferrandino! wer du auch ſeyn magſt! glaube nicht, daß etwa eine Aenderung deines Namens mich ſchrecken könnte.

Er. Nicht?

Sie. Gewiß nicht! — Ja! und wenn du auch ſogar der verrufene, furchtbare —

Ein Gepolter auf der Treppe entriß Erſiliens Lippen das letzte Wort der Rede; ſie blickte ängſtlich nach der Thür, und ſchmiegte zitternd ſich an Ferrandino an. Dieſer faltete die Hände, drückte ſie gegen die Stirn, und ſtammelte:

„Bin ich verrathen?“

„Heiliger Gott!“ — ſchrie Erſilia laut auf, und warf ihre Arme um ſeinen Nacken.

Die Thür ging auf. Sanardo trat herein und gab Erſilien einen befehlenden Wink das Zimmer zu verlaſſen. Sie zögerte, aber ſie ging.

„Haſt du mich verrathen?“ — fragte Ferrandino, und warf einen wüthenden Blick auf Sanardo.

Dieſer lächelte. Ferrandino ſprang wild auf, und ſchrie:

„Ha! dieſes triumphirende Lächeln weiſſagt mir mein Schickſal. Ich bin verrathen! —

Aber, triumphire nicht zu früh, denn meiner Entſchloſſenheit läßt ſich ſo leicht der Sieg nicht abgewinnen!“

Als er das ſagte, griff er nach einem Piſtol, ſpannte es, und fuhr damit nach dem Munde. Sanardo fiel ihm in den Arm, der Schuß ging in die Wand. — Erſilia ſprang aus ihrem Zimmer, Ferrandino griff nach dem Piſtol, Sanardo zog ihn zurück und wendete ſich gegen die Thür, mit einem ſtarken:

„Herein!“

„Ich bin verloren!“ — ſchrie Ferrandino.

Erſilia ſchlang ihre Arme um ihn, und die Thür ging auf.

„Iſt das nicht ein Unfug und ein Spektakel! — ſchrie eine Stimme; — als wenn der Teufel kommen wollte!“

Bewaffnete traten ins Zimmer, Ferrandino warf ſeine Augen auf die Eintretenden. Einer derſelben breitete die Arme gegen ihn aus, jauchzte laut,

„Mein Hauptmann!“

Und Ferrandino erkannte den treuen Lodoviko, den die Leſer der Geſchichte Rinaldini's auch kennen.

Sanardo. Nun, ehrenfeſter Herr! bin ich noch ein Verräther? Triumphire ich noch hohnlächelnd?

Ferrandino. Lodoviko? Du? —

Lodoviko. Ich, mit Leib und Seele, mit Blut und Leben!

Ferrandino. Und hier?

Lodoviko. Nirgends lieber, als hier, da ich bey Euch bin.

Ferrandino. So bin ich unter Freunden?

Lodoviko. Unter Freunden und Bekannten. — Seht Euch um. Hier ſtehen noch vier Stück bis hieher noch wohlkonditionirte Kameraden und ehemalige Geſellen, die unter Eurem Kommando manches Pfündchen Pulver verplatzt haben. — Sie lieben Euch noch. Umarmt ſie nach der Reihe!

Das geſchah.

Erſilia ſtand ſtaunend von weitem. Lodoviko ſah ſie kaum, als er ausrief:

„Aha! auch ein hübſches Mädchen hier? — Das hätte ich doch denken können! Immer noch der alte Hauptmann! Da eine Guitarre, und hier ein paar verliebte Augen. Ohne ſo etwas kann er nun einmal nicht leben.“

„Trag auf, Erſilia! — rufte ihr Ferrandino zu; — was du haſt. Wir haben gar liebe Gäſte, alte Freunde und Bekannte, bekommen!“

Erſilia hüpfte aus dem Zimmer. Lodoviko ſah ihr nach, und murmelte:

„Bey allen Teufeln! ſie iſt ſcharmant!“

Ferrandino. Freunde! wo kommt ihr her?

Lodoviko. Aus der Gegend, dem Abſatze von Italien gegenüber.

Ferrandino. Aus Raguſa?

Lodoviko. Errathen.

Ferrandino. Ha! ich ahnde!

Lodoviko. Der tapfere Aladin Morad, unter dem wir zu dienen die Ehre haben, hat uns ſchon weidlich herumgeführt, und jezt, hieher. Als Liparoten liegen wir im Hafen vor Anker, und ſind gekommen, dich abzuholen.

Ferrandino. Wo iſt mein Cinthio?

Lodoviko. Wie? du weißt ſchon, daß —

Sanardo. Von mir.

Lodoviko. Aha! — Er iſt auf ſeinem Schiffe im Hafen. Aber hier iſt ein Brief von ihm.

Ferrandino las den Brief. — Erſilia und Frau Madalena trugen auf, und beſchickten die Tafel. — Es wurde geſpeiſt und gezecht, erzählt und gefragt, gelärmt und gejubelt, bis die Sterne vom Himmel verſchwanden.

Der Tag brach an, und die ganze Geſellſchaft machte wohlbezecht ſich auf den Weg. Ihr Zug glich dem Zuge einer kleinen Karavane.

Den dritten Tag erreichten ſie Algert, und Cinthio empfing ſeinen Freund mit offenen Armen.

Im Hafen fragte Ferrandino Erſilien:

„Willſt du mit mir gehen?“

„Bis an's Ende der Welt!“ — war ihre Antwort.

Sie ſchifften ſich ein, lichteten die Anker, und gingen unter Segel.

Nur wenige Sterne flimmerten noch am Himmel. Die Wellen trugen das ſchwankende Schiff in die See. — Die lezten Sterne verſchwanden. — Schon brachen die erſten Strahlen des Tages durch des Himmels bläulichen Schleyer. Die Nacht zog gegen Weſten ſich zurück, und die flüchtigen Schatten folgten ihr nach. — In Oſten wurde der Himmel immer röther. Leuchtende Strahlen durchſchoſſen die reine Luft, und überzogen das bläuliche Gewölbe mit purpurnen Streifen.

Ferrandino ſtand auf dem Verdeck, und blickte gen Himmel mit feuchten Augen. Sein Gefühl war ein ſtummes Morgengebet. Erſilia ſtand neben ihm. Umſchlungen hatte ihn ihre Rechte; ihre Linke hielt ſeine linke Hand, auf ſeiner Schulter ruhte ihr Kopf, und in ihren Augen ſtanden große Thränen.

Die Erhellung nahm zu, die Farben wurden lichter. — O welch ein herrliches Schauſpiel öffnete ſich ihren Blicken! Tauſend goldene Strahlflammen fuhren von einem einzigen Mittelpunkt aus, und zertheilten ſich in die Luft. Ganz Oſten ſtand im Feuer.

Erſiliens Wangen erglühten, über ihre Lippen zitterte raſch die Frage:

„Ferrandino! Siehſt du das?“

„Ich ſehe, und fühle!“ — antwortete er.

Jezt trat die Sonne hervor. Ihre ſtrahlende Scheibe ſchwebte über dem Horizont. Einen Augenblick ſchien ſie noch auf dem Meere, wie auf einem Throne, zu ruhen, — und nun ſtand ſie da, in all ihrer Klarheit und Pracht, die ſtrahlende Königin des Himmels. — Wie prachtvoll ſie ſie ſich über das Waſſer erhob! Wie vielfach aus den Wellen ihr glänzendes Bild zurückſtrahlte! — Da ſtand ſie nun die leuchtende Sphäre, die mit ihrer Klarheit die Welt erfüllt, umgeben mit flammender Pracht!

Von einem unwillkührlichen Gefühl ergriffen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ſtürzte Erſilia nieder auf ihre Knie, erhob ihre Hände und ſtammelte;

„Anbetungswürdige Herrlichkeit!“

Ferrandino ſeufzte.

„Großes Licht des Himmels! wie oft ſahſt du auf blutbeſprüzten Pfaden den Räuber Rinaldini, wie oft drang dein Blick in ſeine, menſchlichen Augen verborgene, Schlupfwinkel! — Blicke jezt in mein Herz, und ſieh, daß ich nicht mehr der bin, der ich war.“

Da kam Cinthio herbey, und ſagte:

„Sieh, Freund! ſchon vermagſt du es nicht mehr, ohne Fernrohr die Inſel zu erblicken. Sie liegt hinter uns. So entſchwinden die Thaten der Menſchen mit dem eiligen Laufe der Zeit. Wohin ſind unſere Wageſtücke in den Apenniuen, und in Kalabriens Bergen?“

„O daß doch, — ſeufzte Ferrandino, — die Rückerinnerung an ſie, mit ihnen zugleich entflohen wär!“

Die Schiffsglocke läutete zum Frühſtück. — Sie giengen in die Kajüte.

Schon hatten ſie Sardinien im Rücken, als auf einmal der Wind nach Südweſt umſprang. Wüthend warf er das Schiff hin und her. Die Nacht brach an, und die dickſte Finſterniß umlagerte das Schiff. Nichts war zu ſehen, als der Schaum der wüthenden Meereswogen, die das Schiff ſo ungeſtüm umher ſchleuderten, daß auch die Kühnſten zaghaft wurden. Duſtige Nebel ſanken hernieder; das Brauſen des Windes glich dem Donner des ſtärkſten Geſchützes. — Aengſtlich harrte man des anbrechenden Tages. — Da ſtieß das Schiff an eine Klippe, es barſt, und ſank. Ein ſchreckliches Weheklagen erfüllte die Lüfte. Ferrandino ergriff einen Balken, eine Welle ſchleuderte ihn in's Meer, eine zweyte warf ihn an's Land, wo er matt und entkräftet, dem anbrechenden Tage entgegen ſah.

Der Sturm legte ſich. Es wurde Tag. — Ferrandino lag unter einem Baume. Die Gegend wurde heller. Er blickte um ſich, und wurde Menſchen gewahr. Sie fanden ihn kraftlos, und er klagte ihnen ſein Unglück. Es waren Fiſcher. Sie trugen ihn in eine Hütte, erquickten ihn mit Speiſe und Trank, und ſagten ihm, er befinde ſich auf der Inſel Lipari. Man brachte ihn, als er zu ſich gekommen war, in das Hoſpitium gutwilliger Bernhardinermönche, die ihn ſehr gut aufnahmen. Er ließ einen ſeiner Ringe verkaufen, bezahlte ſeine guten Wirthe, und verſchaffte ſich Kleider. — Noch hatte er mehrere Ringe und Edelgeſteine gerettet, die er bey ſich trug, die ihm ſeinen Unterhalt auf lange Zeit ſicherten, und er wollte in die Stadt der Inſel gleiches Namens ziehen, dort einige Zeit zu leben, bis er eine Gelegenheit finden würde, nach Raguſa zu gehen. Aber es ſollte anders kommen!

Nahe bey dem Kloſter lag ein kleines Landhaus, in einer romantiſchen Gegend, in der er eines Morgens ſpazieren ging. Er hatte ſich eben bey einem Waſſerfall nieder geworfen, als aus einem nahegelegenen Buſchhölzchen ihm Geſang entgegen tönte. Eine weibliche Stimme ſang. Er lauſchte, und hörte:

Einſam wandl' ich hier, allein und weine
Nur mein Gram begleitet mich.
Nicht im Sonn- im Mondenſcheine,
Find' ich Ruh, ach! Ruh für mich!

Die Stimme kam näher, die Sängerin trat aus den Büſchen in's Freye, und Ferrandino ſprang, wie vom Blitz getroffen, auf. Laut auf ſchrie die Sängerin, die ihn erblickte, und lehnte zitternd ſich gegen einen Baum.

„Armer Geiſt! was quält dich, und bringt deine irdiſche Geſtalt mir vor die Augen?“ — ſtammelte ſie endlich mit bebenden Lippen.

Er. Kein Geiſt! kein Geiſt! Ich bin es ſelbſt; bin wirklich hier.

Sie. Kein Geiſt? — Kein Traum?

Er. Weder Geiſt noch Traum. Ich lebe, und ſehe dich! dich, die ich über alles liebe. Ich faſſe deine Hand —

Sie. Gerechter Gott! Dieſe Wirklichkeit! — O Rinaldo! Biſt du dem Tode entgangen?

Er. Ich lebe, und bin dein!

Er ſprach's, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Ihre zitternde Hände falteten ſich auf ſeinem Rücken, und ihre Lippen ſtammelten:

„Gott und die heilige Jungfrau ſey gelobt! Geliebter Unglücklicher! ich habe dich wieder; dich, den ich ſchon längſt als todt beweinte. — Mein! mein!“

„Dein auf ewig!“

Die Leſer mögen rathen, wen Ferrandino in ſeinen Armen hielt.

Sie eilten umſchlungen in die nahe Wohnung, und ich bin nicht vermögend die Szene des glücklichen, unvermutheten Wiederfindens zu ſchildern.

Dianora war es, die Ferrandino wieder fand.

Sie. Und du entkamſt dem Tode? — Meine Küſſe riefen dich auf Pantaleria ins Leben zurück, und die fürchterlichſten Vorwürfe peinigten mich, es dir wiedergegeben zu haben. Man führte dich fort, und ohne Bewußtſeyn blieb ich zurück. — Ich wähnte der Gerechtigkeit dich übergeben, dich öffentlich, mit Schande gemordet, verließ Pantaleria, und floh in die Einſamkeit dieſes ſtillen Eylandes. Hier beweinte ich dich, und hier beweine ich auch den Tod meiner treuen Gefährtin und Freundin, Violanta, die vor einigen Wochen in meinen Armen ſtarb — Alles hatte ich verloren, und finde dich wieder! Und alles dies iſt kein Traum?

Er. Er bleibe uns, was er iſt, — die ſchönſte Wirklichkeit!

Sie. Dieſer frohe Augenblick erfordert Zeugen.

Er. Zeugen? — Iſt noch ein Weſen hier, das mich kennt?

Sie. Es kennt dich nicht, und dennoch iſt es dir ſo nahe verwandt.

Sie ging, als ſie das ſagte, kam bald zurück, und trug ein jähriges Knäbchen auf ihrem Arme ihm entgegen.

„Mein Kind!“ — ſchrie Ferrandino, und ſchloß es küſſend, mit der Mutter, in ſeine Arme.

Sie. Dein Kind! — Es lächelt dir entgegen. Es lallt den Namen Vater!

Er. Die Stimme des Blutes! — O Weib! o Kind! — Jezt bin ich glücklich!

„Biſt du das?“ — fragte eine Stimme hinter ihm.

Er drehte ſich herum, und trat erſchrocken zurück. — Dianora ſank mit einem lauten Ausruf des Schreckens auf's Sofa. — Mitten im Zimmer ſtand, der allen Leſern der Geſchichte Rinaldini's bekannte, Schwarze.

„Warum ſchleichſt du allenthalben hin mir nach?“ — fragte Ferrandino ſtammelnd. — Biſt du mein böſes Gewiſſen? Biſt du meine Furie, die mich quält, wie einſt die Erinnen folgten auf allen ſeinen Schritten, dem unglücklichen Oreſt? Wenn du mich auch in den Höhlen des Raubes aufſuchteſt, ſo ſollteſt du doch die friedliche Hütte vorübergehen. Was hat der Würgengel hier zu thun? — Ich bin nicht mehr der, der ich war. Ich bin zurückgetreten aus dem weiten Kreiſe ehemaligen Wirkens, und lebe hier in dem engen Zirkel ſtiller Häuslichkeit. Hier iſt mein Weib, mein Kind. Sie haben nichts Böſes gethan. Unſchuldig lächelt der Knabe den Feind ſeines Vaters an. Kömmſt du auch zum Verderben der Unſchuld?"

„Was du ſagſt, — erwiederte der Schwarze gelaſſen, — trifft nicht mich. Ich hänge nicht von mir ſelbſt ab."

„Aber mein Verderben ſteht bey dir?"

Der Schwarze ſchwieg. — Ferrandino fuhr fort:

„Du mordeſt in mir Gatten und Vater. Sind dieſe Namen dir nicht heilig?"

„Heilig ſind mir nur die Befehle meiner Obern."

„Und dieſe wollen meinen Tod?"

Der Schwarze bejahte dieſe Frage ſchweigend, mit Kopfnicken.

„So morde man mich hier, unter den Augen meiner Frau, und meines Kindes. Aber morden müßt ihr mich, und mein Leben werde ich euch heuer verkaufen. — Du biſt der Erſte, der ällt!"

Damit riß er ein Paar Piſtolen von der Wand, und vertrat dem Schwarzen den Ausgang aus dem Zimmer.

„Was beginnſt du?“ — fragte dieſer beſtürzt.

„Ich fechte für mein Eigenthum. Habt ihr den Räuberhauptmann wieder in mir aufgeſucht, ſollt ihr ihn auch finden. Daß Rinaldini zu fechten weiß, wißt ihr; ihr ſollt erfahren, daß Ferrandino eben ſo viel vermag, als jener.“

„Was kann geſchehen?“

„Bey dem erſten Anſchein von Gewaltthätigkeit gegen mich, liegſt du entſeelt vor mir.“

„Kann das dich retten?“

„Wenn auch nicht retten, doch rächen.“

„Höre mich! — Die, die du fürchteſt, bilden zum Beſten des Staates ein geheimes Tribunal, und ſtehen unter der Oberaufſicht der Inquiſition. Als wir uns beyde kennen lernten, war unſere Abſicht mit dir, gut, und zu deinem Beſten. Du widerſtrebteſt halsſtarrig, und wollteſt nicht hören. -- Auf Pantaleria ſtieß der alte Betrüger mit einem Dolchſtoß dich nieder. Dieſes Weibes Küſſe riefen dich in's Leben zurück. Man brachte euch zu Schiffe, und deine Geſellen mordeten die königliche Wache. Nur Einer iſt entkommen, der ſchwimmend nach Pantaleria ſein Leben rettete. — Ich ging nach Sizilien zurück, und lebte dort ruhig. — Vor acht Tagen ſendeten mich meine Obern in Geſchäften hieher. — Ich ſah dich hier mit Erſtaunen, und eben ſo ſiehſt du mich. Meiner Brüder keiner iſt hier. — Ich will dich nicht geſehen haben; ich will keine weltliche Hülfe gegen dich auffordern. — Was giebſt du mir aber? Und womit belohnſt du mein Schweigen?“

„Mich hintergehſt du nicht! — ſagte Ferrandino. — Deine glatten Worte giebt dir die Noth ein. Du gehſt, und ich bin verhaftet. Jetzt willſt du nur dieſer Kugel entkommen, aber das kann nicht ſeyn. Die Klugheit dringt mir einen Mord ab, Gott verzeihe ihn mir! Ich morde einen Sünder zu meiner Lebensſicherheit. Es kann nicht anders ſeyn! Ich rette mich, mein Weib, mein Kind. Gott ſey deiner Seele gnädig!“

Er ſchwang den Dolch, und der Schwarze fiel vor ihm nieder.

„Noch ein Wort!“ — bat er, mit gefalteten Händen.

„Was haſt du noch zu ſagen?“

„Laß mich beten, und morde mich im Gebet.“

Ferrandino trat zurück. Der Schwarze erhob ſich langſam von der Erde, blickte gen Himmel, und zeigte auf das Kind. Ferrandino wendete ſich und ſah nach dem Knaben. In dieſem Augenblick ſprang der Schwarze raſch hinzu, warf ſich über Ferrandino her, packte ihn mit ſeiner bekannten Stärke, und warf ihn zu Boden. Ein Piſtol ging los, die Kugel fuhr in die Zimmerdecke, und Ferrandino ſchrie mit erſtickter Stimme:

„Ich bin verloren!“

Da ſprang, wild und wüthend, gleich einer Löwin, Dianora vom Sofa auf, zog einen Dolch aus ihrem Buſen, und bohrte ihn, mit aller Stärke der Verzweiflung, dem Schwarzen in die Gurgel. — Er ſeufzte tief auf, und verſchied.

„Du biſt gerettet!“ — ſchrie Dianora frohlockend.

Ferrandino wankte auf, und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Wohin? Wohin nun, Dianora?“ — fragte Ferrandino,

Sie. Wohin du gehſt, geht Dianora mit dir. Ich, dein Weib, die Mutter dieſes Kindes, und Mörderin um deinetwillen, folge dir mit mehr als zwiefacher Anhänglichkeit.

Er. O Dianora! welch ein Unglück hat den Genuß unſers Glücks ſo ſchrecklich uns verbittert!

Sie. So hat es ſeyn ſollen!

Er. Ich bin ein unglücklicher Menſch!

Sie. Und vorhin wähnteſt du dich glücklich:

Er. Aber, ſieh! Hier liegt im Blute das fürchterliche Pfand unſers Unglücks.

Dianora verließ das Zimmer, ging aus dem Hauſe, durchſpähte die ganze Gegend, und ſah keinen Menſchen. Sie kam zurück.

„Die That iſt ohne fremde Zeugen geſchehen, — ſagte ſie; — wer will uns derſelben beſchuldigen! Meine Magd iſt auf dem Felde, und die alte Wärterin des Kindes iſt noch in der Stadt, wohin ich ſie geſchickt habe. Jetzt laß uns den Ermordeten verbergen.“

Das geſchah, und nach Mitternacht trug Ferrandino den Todten ans Ufer, und übergab ihn den Wellen.

In Lipari konnten ſie nun nicht mehr bleiben. Dianora ſchlug zu einem künftigen Aufenthalte ihr altes, verborgenes Schloß in Sizilien vor, deſſen Inneres und Aeußeres wir kennen. Ferrandino hielt nicht für rathſam nach Sizilien zu gehen, und nach langem Ueberlegen und Berathen, beſchloſſen ſie endlich, zu ſeinen Freunden nach guſa zu ſchiffen.

Sie mietheten ſich ein Fahrzeug, und mit günſtigen Winden unter Segel.

Kaum waren ſie einige Stunden im Me als ſie von einer bewaffneten Barke eing wurden, die ſich ihres Fahrzeugs bemächtigte, und daſſelbe, wie der Kapitain ihnen erklärte, im Namen des Statthalters, nach Lipari zurück führte.

Sie ſtiegen an's Land, und wurden gegen Abend in die Stadt gebracht. Dianora, das Kind, die Magd, und die Wärterin, führte man in das Nonnenkloſter der Urſelinerinnen, und Ferrandino wurde auf das Kaſtel in ein Staatsgefängniß gebracht.

Hier ſaß er zwei Tage, und wurde am dritten, früh, zu dem Statthalter geführt.

Man brachte ihn in ein Zimmer, wo der Statthalter nicht gegenwärtig war. Ein Gouvernementsſekretair verhörte ihn, und protokollirte ſeine Antwort.

„Euer Name?"

„Ferrandino."

„Gebürtig?"

„Aus dem Römiſchen."

„Kein Korſe?"

„Nein."

„Auf Eydſchwur, nicht?"

„Bey Wort und Eyd, nicht."

„Ihr wart in Sardinien?"

„Ein paar Monate."

„Eure Bekanntſchaften?"

„Waren ſolche, wie ein Fremder, wie ein Reiſender ſie machen kann.“

„Kanntet Ihr in Sardinien keine Korſen?“

„Ein paar Damen, von denen ich erſt, als ſie verhaftet worden waren, erfuhr, daß ſie Korſinnen geweſen ſeyn ſollen.“

„Wie verließt Ihr Sardinien?“

„Auf einem Raguſiſchen Schiffe. Ich litt Schiffbruch, und wurde von den Wellen an dieſe Inſel geworfen, indeß meine Gefährten vermuthlich umgekommen ſind.“

„Warum meldet Ihr Euch nicht bey dem Gouvernement von Lipari?“

„Ich befand mich bey den Bernhardiner-Mönchen, und glaubte, ſie würden wiſſen, was ich, oder ſie für mich zu thun hätten.“

„Wie kamt ihr zu der Dame, in deren Geſellſchaft man Euch hieher brachte?“

„Sie iſt eine Bekannte von mir.“

„Eine Bekannte?“

„Mein Weib, das ich ſeit langer Trennung wunderbar hier wieder fand.“

„Warum gingt Ihr ohne Paß aus dieſer Inſel?“

„Ich wußte nicht, daß es nöthig ſey, einen Paß zu haben.“

„Wo wolltet Ihr hin?“

„Nach Raguſa.“

„Habt Ihr Verwandte dort?“

„Bekannte und Freunde.“

„Fremde, oder Einheimiſche?"

„Fremde, die ſich dort häuslich niedergelaſſen haben."

„Habt Ihr dieſen Ring, den ich Euch hier vorlege, hier verkauft?"

„Ja. — Ich gab ihn den Bernhardinern, und ließ ihn verkaufen, um meine Zeche bezahlen und mich kleiden zu können."

„Woher habt ihr den Ring?"

„Ich habe ihn, ſchon längſt, von einem Florentiner Juden gekauft."

„Der Ring iſt entwendet worden."

„Ich wußte das nicht."

„Ihr unterzeichnet das Protokoll."

Ferrandino unterſchrieb das Protokoll, und der Sekretair ſchickte es dem Statthalter zu.

Der Diener, der es wegtrug, kam bald zurück, und brachte ihm den Befehl, ihm zu dem Statthalter zu folgen. — und ging mit ihm.

Der Statthalter ſaß an einem Schreibetiſche, und drehte ſich, als der Diener das Zimmer verlaſſen hatte, zu ihm herum. Er ſah ihn, und das Protokoll entfiel ſeinen Händen. — Ferrandino trat erſchrecken zurück, und drückten die gefalteten Hände vor die Stirn, und warf ſich vor dem Statthalter nieder.

Ferrandino. O mein Prinz!

Statthalter. Mann! — Sehe ich dich auch hier wieder? — Warum bliebeſt du nicht in Maltha? — O Ferrandino! — wie du jetzt dich nennſt! — Du wagſt dich wieder in die Staaten des Königs von Sizilien? — Wie ſehr ſetzt deine Gegenwart mich in Verlegenheit! Ich weiß, wer du biſt, ich bin hier Statthalter des Königs, und meine Pflicht gebietet mir zu thun, was meine Freundſchaft kaum verhindern kann, ohne ein Unrecht zu begehen.

Ferrandino. Ich bin in Eurer Gewalt. — Nicht für mich bitte ich, aber für mein Weib, für mein Kind —

Statthalter. Dein Weib?

Ferrandino. Dianora, die Unglückliche! — Stets großmüthig war der Prinz della Roccella, und jetzt —

Statthalter. Mein Schickſal quält mich durch dich. — Geh in dein Gefängniß zurück. Ich will ſehen, was ſich wird thun laſſen. — Der verkaufte Ring war einſt mein. In deinen Händen war er —

Ferrandino. Ihr wißt —

Statthalter. Ich werde ihn wieder an mich kaufen.

Ferrandino. Lebt — darf ich fragen! —

Statthalter. Ich errathe! —

Ferrandino. Lebt Aurelia noch?

Statthalter. Sie lebt.

Ferrandino. Sie lebt? — Hier? bey Euch?

Statthalter. Sie wird ſich Dianorens ſchweſterlich annehmen.

Ferrandino. Sie iſt? —

Statthalter. Aebtiſſin der Urſelinerinnen, bey denen Dianora ſich befindet. — Genug für jetzt! Dein Erſcheinen hat mich angegriffen. Ich habe Ruhe nöthig.

Ferrandino küßte ihm die Hand, benetzte ſie mit Thränen, und ging. Er wurde in's Kaſtel zurück geführt.

Zehn Tage ſaß er in ſeiner kerkerlichen Einſamkeit, und kein Menſch ſchien ſich um ihn zu bekümmern. Er ſchrieb Briefe an den Statthalter, an Dianoren, und an Aurelien; aber er wartete vergebens auf Antwort. — Endlich erhielt er ein Billet von dem Statthalter. Er riß es begierig auf, und las:

„Nach langem Ueberlegen und Streiten zwi„ſchen Pflicht und Wohlwollen, kann ich mich zu „weiter nichts entſchließen, als Deine Pflicht Dir „zu erleichtern. Du wirſt aber fühlen, daß das

„für Dich ſehr viel gethan iſt. — Ueberlege und „wähle. — Dieſen Abend ſiehſt Du mich ſelbſt."

Gegen Abend wurde er zu ihm geführt. — Gerührt dankte er ihm für ſeine Güte, und der Prinz antwortete ihm ſehr bewegt:

„Ich kann und darf nicht mehr für dich thun, als ich gethan habe, und — noch thun werde. Du wirſt dieſe Nacht in den Hafen gebracht, und von einer Engliſchen Fregatte aufgenommen werden. Sie geht nach Raguſa, und wird dich zu deinen Bekannten bringen."

Ferrandino. Wie ſoll, wie kann ich Euch dieſe Großmuth verdanken?

Prinz. Ich habe auf nichts gerechnet. — Reiſe glücklich! — Du haſt an Aurelien geſchrieben. Sie läßt dir glückliche Reiſe wünſchen. Sprechen will, und kann ſie dich nicht.

Ferrandino. Und Dianora?

Prinz. Kann nicht mit dir gehen.

Ferrandino. Wie?

Prinz. Sie bleibt hier.

Ferrandino. Kann ſie das? — Iſt das ihr eigener Wille?

Prinz. Sie iſt das ihrem Kinde, und ſich ſelbſt ſchuldig.

Ferradino. Prinz!

Prinz. Laß mich dir nicht ſagen, was du dir ſelbſt ſagen kannſt. — Die Gräfin Martagno bleibt hier. Sie hat ihre Güter in Sizilien, ſie iſt — — Genug! — Uebrigens, iſt ſie jetzt auch krank.

Ferrandino. Krank?

Prinz. Sehr krank! — Ihre Sinne ſind zerrüttet. Sie klagt ſich ſogar eines begangenen Mordes an.

Ferrandino. Eines Mordes?

Prinz. Sie kann nicht bey Sinnen ſeyn! — Du weißt, in welchem Zuſtande ſie ſich ſchon einmal befand; ſie iſt ſchwach, ihre Geſundheit iſt zerrüttet, ihre Nerven ſind abgeſpannt — — Sie bleibt hier.

Ferrandino. O Dianora! ſo muß ich dich verlaſſen, verlieren, weil ich dich wieder gefunden habe! — — Und mein Kind? —

Prinz. Es ſoll das meinige ſeyn. — Welche Erziehung, welche Anſprüche auf Glück und Fortkommen in der Welt, könnteſt du dem Kinde geben? Du, der du geächtet, verfolgt, der du ein Mann biſt, deſſen wahrer Name ſchon ein Verbrechen iſt? Welche Hoffnung könnte unter deiner Wartung und Pflege dem zarten Sprößling blühen, ein Baum zu werden, der ſeine Aeſte frey empor ſtrecken könnte in die Lüfte? Ewig würde er nur der Sohn eines Räubers bleiben.

Ferrandino. Gerechter Gott!

Prinz. Ich will dieſe Schmach von ihm nehmen. Oeffentlich erkläre ich ihn für meinen Sohn.

Ferrandino. Prinz!

Prinz. So gebe ich ihm einen Namen, der durch kein Verbrechen befleckt iſt, und erhalte ihm ſeine mütterlichen Güter. Er wachſe heran, werde ein Mann, ſey geehrt, und erfahre nie, wer ſein Vater war.

Ferrandino. Grauſames Geſchick! — O mein Sohn! mein Sohn! wo wird dein Vater noch das Ziel ſeiner mühſeligen, elenden Pilgrimſchaft finden?

Prinz. Laß ihn dein Grab ohne Erröthen ſehen, und er kann glücklich ſeyn.

Ferrandino. Ach Gott! das wünſche ich dir, liebes, unglückliches Kind! Und du, geliebte Dianora! — ach! du —

Prinz. Sie ſehe im Urſeliner Nonnengewande ihrem Tode ruhig entgegen, wie — — wie mein unglückliches Kind!

Ferrandino. Prinz! dieſe Thränen —

Prinz. Du haſt nun ſchon zwey Urſelinerinnen der Kirche, ſich ſelbſt, und ihre Ruhe gegeben. — Und, was willſt du thun?

Ferrandino. Es giebt Karthäuſer-Zellen.

Prinz. Memento mori!

Ferrandino. Ich will —

Prinz. Du gehſt nach Raguſa. Du findeſt dort deine Bekannten, du findeſt deinen Freund, den Alten von Fronteja dort. Ruhig leben ſie gewiß nicht zuſammen. Irgend ein neuer Plan beſchäftiget ſie ſicher. Du wirſt daran Theil nehmen. —

Ferrandino. Nein!

Prinz. Was du auch thun magſt, gehe nicht nach Italien, gehe nicht wieder nach Sizilien zurück.

Ferrandino. O! warum mußten Dianorens Küſſe wieder mich in's Leben zurück rufen!

Prinz. Es iſt geſchehen. — Unſer Wiſſen, Winken, und Wollen, unſere Kräfte, ſind menſchlich. Ueber uns waltet eine höhere Macht. Wir können nicht widerſtreben. Was ſie beſchloſſen hat, geſchieht. — Bete deinen Schöpfer an, werde ein guter Mann, und überlaß dich ruhig den Führungen des Weltenregierers. — Gott ſey mit dir; ſein heiliger Engel begleite dich. — Reiſe glücklich!

Er drückte, als er das ſagte, ihm einen Paßport in die Hand, trocknete Thränen aus ſeinen Augen, und verließ das Zimmer. — Ferrandino blickte laut ſchluchzend ihm nach, wurde abgeholt, und in den Hafen gebracht. — Mit Tagesanbruch ging er zu Schiffe, und die Sonne entſtieg dem Meere, als das Schiff in die See ſtach.

„O Dianora! o mein Sohn! — jammerte er: — dieſe rollenden Wellen tragen mich von euch hinweg, und ich ſoll euch nie wieder ſehen! — Der ärmſte Handarbeiter darf ſo glücklich ſeyn, am Buſen ſeines Weibes zu ruhen. Er ſchaukelt ſein Kind auf ſeinem Fuße, und liebevoll umſchlingt ſein Weib ſeinen Nacken. Er vergißt ſein Unglück, ſich ſelbſt, und die Welt, umſchlungen mit Banden der ehelichen Freuden und Liebe. Und ich Unglücklicher! muß mein Weib hinter Kloſter-Mauern fliehen ſehen, muß meinem Kinde von Freunden einen andern Namen erbetteln, damit es ſeinen Namen nicht am Rabenſtein erblickt! O mein Weib! — O mein Sohn! mein Sohn! Schenke dir Gott zwiefach den Frieden und die Ruhe, die dein unglücklicher Vater entbehrt; er, der dir das Leben gab, und dem du dafür nicht danken darfſt. — Wenn der Name deines Vaters genannt wird, wirſt du, wie andere Menſchen deinen Abſcheu nicht verbergen können, und wirſt nicht wiſſen, daß es dein Vater iſt, den du verabſcheuſt. — Wohl dir! — Guter Gott! ſchenke meinem Sohne deine Gnade, laß ihn einen guten Menſchen werden, und ich habe der Welt in ihm gegeben, was ich ihr nicht in mir ſelbſt gab. — Ins Feuer mit dem Baume, der ſo ſchlechte Früchte trug! ein Anderer nehme ſeinen Platz ein. — Ich weiche meinem Sohne.“

„Mein Herr! — redete ihn der Kapitain an; — ich habe von dem Herrn Statthalter Ordre erhalten; Euch dieſes Käſtchen auf offener See einzuhändigen. — Hier iſt es.“

Ferrandino nahm das Käſtchen, öffnete es in der Kajüte, und fand ein anſehnliches Reiſegeld in demſelben.

„Ach! — ſeufzte er; — guter Mann! Geld kannſt du mir wohl geben, aber wer giebt mir, was ich ſo nöthig brauche? wer giebt mir Ruhe?“

Da hörte er in der Kammer, neben der ſeinigen, laut aufſeufzen.

Er erſchrack; ſammelte ſich wieder, trat an die breterne Seitenwand, fand eine Ritze, und ſah ein Mädchen ſitzen, die, ihren Kopf auf den Arm gelegt, die Augen mit einem Tuche bedeckt, an einem Tiſche ſaß. Sie ſchien nachzudenken, oder zu weinen.

Ferrandino fragte:

„Wer iſt hier, außer mir noch, unglücklich?“

„Ich!“ — ſagte das Mädchen, und ſprang auf.

Ferrandino ſah ſie, und eilte aus ſeiner Kammer in die ihrige.

„Fiametta! — Darf ich meinen Augen trauen? Biſt du es wirklich?“

„Ferrandino? Ihr hier?“

„Welch ein ſonderbarer Zufall!“

Er ſah ſich, wie nach etwas ſuchend, in der Kammer um.

Fiametta lächelte, und ſagte:

„Ich errathe, was Ihr ſucht.“

Er. Iſt Fortunata hier?

Sie. Nein.

Er. Wo iſt ſie?

Sie. Vermuthlich jetzt ſchon auf dem Wege nach Frankreich, oder man hat ſie zu Baſtia in ein Kloſter geſteckt.

Er. Und du?

Sie. Ich bin durch Liſt, und durch Bemühungen eines Freundes entkommen. Jetzt will ich auf gutes Glück nach Sizilien gehen. Vielleicht finde ich zu Meſſina oder zu Palermo Dienſte.

Er. Dienſte?

Sie. Und was ſonſt?

Er. Ein ſo hübſches Mädchen!

Sie. Ich kenne noch weit hübſchere Mädchen, und ſie dienen doch.

Er. Das Schickſal iſt ungerecht.

Sie. War es je gerecht?

Er. Du darfſt nicht dienen.

Sie. Könnt Ihr mir einen andern Weg zeigen, den ich mit Ehren zu meinem Fortkommen inſchlagen kann?

Er. Willſt du mit mir gehen?

Sie. Wohin?

Er. Nach Raguſa.

Sie. Und was ſoll ich dort?

Er. Ich — bringe dich als Geſellſchafterin u einer Freundin.

Sie. Sind die Korſinnen zu Raguſa ſicher?

Er. Du warſt alſo mit in ein Komplott verwickelt?

Sie. In ein Komplott? — Keine Pompiliani's, keine Paoli's, machen ein Komplott, aber ſie wagen alles, ſelbſt ihr Leben, ihr Vaterland von Ketten zu befreyen, die Ungerechtigkeit und Stolz ihm angelegt haben. — Ich bin ein Mädchen, ein leichtſinniges Geſchöpf; aber könnte ich mein Vaterland retten, ich würde nicht mein Blut, mein Leben, ich würde ſelbſt meine Freyheit nicht achten. In Ketten wollte ich, in dem abſcheulichſten Kerker, ſterben, dürfte ich rufen: Korſika iſt frey!

Er. Biſt du auch eine Paoli?

Sie. Ich bin eine Zondarini. Der Name meines Ahnherrn iſt bekannt. Er focht für die Freyheit ſeines Vaterlandes vor, mit, und nach Theodor *). — Mein Vater fiel für die Freyheit der Korſen, meine Brüder ſanken für's Vaterland, ich bin eine Wayſe, und bin ohne Freund.

Er. Und Ferrandino lebt noch?

Sie. O Fortunata!

Er. Sie iſt nicht hier.

Sie. Wenn ſie wüßte —

---

*) Der bekannte König der Korſen, Baron Newhof, ein Deutſcher von Geburt.

Er. Daß Ferrandino ſich deiner annimmt? — Sie würde ihm danken.

Sie. Schwerlich!

Er. So iſt ſie keine Korſin!

Sie. Aber ein Weib; — und das war ſie eher, ehe ſie Korſin wurde.

Er. Wir ſehen ſie nicht wieder?

Sie. Nie!

Er. Und du, gehſt mit mir nach Raguſa!

Er warf, als er das ſagte, ſeine Arme um ſie, und drückte einige Küſſe auf ihre ſchnellenden Lippen. Lächelnd erwiederte ſie nicht einen einzigen ſeiner Küſſe, er küßte ſie heftiger, und war eben im Begriff ihr ſanfte Vorwürfe zu machen, als ſich die Kammerthür öffnete, und Fortunata in die Kammer trat.

Fiametta lachte laut auf. — Fortunata ſchlug ihn ſanft auf die Schulter, und ſagte:

„Laß dich nicht ſtören!“

Ferrandino trat zurück, ſchlug ſich vor die Stirn, und ſchrie:

„Bin ich denn ewig nur ein Fangball der Weiber!“

Fortunata. Kein Fangball der Weiber, aber ein Fangball deiner Leidenſchaft, zu allem was Weiblich iſt.

Ferrandino. Fortunata thut mir unrecht.

Fortunata. Wirklich?

Ferrandino. Ich bin getreu.

Fortunata. So lange die Herzensdame bey dir iſt. Zwey Tage aus den Augen, und dein Herz iſt die Beute der erſten, beſten Korſarin.

Ferrandino. Korſarinnen liebe ich nicht, wohl aber Korſinnen.

Fortunata. Gar Wortſpiele! — Damit deckſt du dich nicht. — Die, die dich behalten will, darf dich nicht aus den Augen laſſen.

„Drum gehe ich!“ — ſagte Fiametta und verließ die Kammer.

„Fiametta iſt nun untergebracht; — lächelte Fortunata. — Aber was wird aus mir werden? — Oder will mich der großmüthige Ferrandino auch mit nach Raguſa nehmen, und will mich bey einer Freundin als Geſellſchafterin anbringen?“

Ferrandino ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte:

„O Fortunata! verkenne mein Herz nicht.“

Sie. Ich dein Herz verkennen? — Bewahre der Himmel! ich glaube ſogar, es zu kennen. — Du glaubteſt mich für dich auf immer verloren, und der Gedanke der Unmöglichkeit mich jemals wieder ſehen zu können, machte dich ſo ſchwermüthig, daß du dich einer andern in die Arme warfſt, blos — darauf ſchwöre ich, in deine Seele! — um dich deiner Schwermuth zu entziehen. — Nicht wahr, ſo iſt es?

Er. Du ſpotteſt!

Sie. Ich? — Ich ſehe wohl, du kennſt mich noch nicht. Aber ich kenne dich. — Sieh! ich glaube ſogar, daß du mir von jetzt an, wieder getreu ſeyn wirſt, ſo lange ich dich unter meinen Augen habe, wenn — ich dir verzeihe.

Er. Das wirſt du thun.

Sie. Wer ſagt dir das?

Er. Mein Herz.

Sie. Dein Herz redet nicht immer die Wahrheit.

Er. Es kann ſich nicht verſtellen.

Sie. Das habe ich mit meinen Augen geſehen.

Er. Fortunata! wenn du wüßteſt —

Sie. Was?

Er. Höre!

Er erzählte ihr die Geſchichte des Wiederfindens ſeiner Dianora, und daß er ſie und ſein Kind verlaſſen mußte.

Sie. Und warum haſt du das gethan? Wer konnte dazu dich zwingen?

Er. Mein Schickſal. — Ach Fortunata? wenn du ahnden könnteſt — du weißt nicht, wer ich bin!

Sie. Wer biſt du?

Er. Zum Unterpfande, daß ich dich liebe, entdecke ich mich dir, lege ich mein Geheimniß in dein Herz, überliefere ich mich ganz deiner Gewalt. Gebrauche oder mißbrauche ſie. Ich liebe dich!

Sie. Iſt dieſes dein Geheimniß?

Er. Fortunata! wenn du den Mann kennteſt, der mit dir ſpricht! —

Sie. Ich glaube dich zu kennen.

Er. Mich?

Sie. Wie ich dir ſchon geſagt habe.

Er. Nein! Du kennſt mich nicht.

Sie. Nicht?

Er. Du weißt nicht, wer ich bin.

Sie. Rede!

Er. Mein Zutrauen zu dir —

Sie. Verkenne mich nicht!

Er. Liebſt du mich?

Sie. Das kannſt du fragen? Waren wir nicht zu Cagliari in jener ſchönen und fürchterlichen Nacht —— O Ferrandino! und du kannſt fragen: ob ich dich liebe? Berauſche dich, und frag, ob du nüchtern warſt?

Er. Ich zweifle nicht an deiner Liebe. Von der meinigen gebe ich dir mein höchſtes Pfand, mein Zutrauen.

Sie. Ich nehme es eben ſo feyerlich an, als du es giebſt. Entdecke dich mir. — Lieber Ferrandino! Wer biſt du?

Er. Ich bin —

Da trat Fiametta in die Kammer, und fragte ſchalkhaft lächelnd;

„Nun? — Seyd ihr ausgeſöhnt?“

„Wir ſind es!“ — ſagte Fortunata, und warf ſich in Ferrandino's offene Arme.

Drittes Buch.

Geſehn, gefunden, und verloren,
Aus einem ſchönen Traum erwacht!
Der Wechſel hat ſich dir verſchworen;
Ob er dich wohl auch glücklich macht? —
Geleitet in ein Zauberland,
Haſt du geſucht, was Liebe fand.

Fiametta hatte jetzt Ferrandino's Geheimniß gerettet, und er kam wieder zu ſich ſelbſt. — Fortunata, wiewohl von Neugier gefoltert, ſchwieg, und fragte nicht weiter, da ſie wohl merkte, daß Ferrandino ſchweigen wollte. — So gingen einige Tage hin.

Eine Windſtille machte ihnen verdrüßliche Tage und langweilige Stunden. — Fortunata erzählte die Geſchichte ihrer Errettung, und weihte Ferrandino in die Geheimniſſe ihrer Geburt, und ihres Schickſals ein. Sie ſezte einen Werth auf dieſes Zutrauen, und gab endlich zu verſtehen, ein Vertrauen ſey des andern werth.

„Das iſt es! — ſagte Ferrandino gelaſſen; — aber noch beſſer wird es für uns beyde ſeyn, wenn Fortunata nie erfährt, wer der iſt, dem ſie ihr Vertrauen, dem ſie noch weit mehr als das, dem ſie ihre Liebe geſchenkt hat.“

Sie ſah ihn lächelnd an, ſenkte die Blicke zur Erde, und ſagte gedehnt:

„Daß ich auch das gethan habe!“

Ferrandino drückte ſchweigend einen Kuß auf ihre Stirn, und als er ſich tiefer bückte, ihre Lippen zu küſſen, erblickte er Thränen in ihren Augen. Befremdet fragte er:

„Was iſt das?"

Sie trocknete die Thränen aus den Augen, und wollte ſprechen, als Flametta herbeytrat. Sie nahm ihre Hand, und fragte:

„Wohin gehen wir denn aber eigentlich? Nach Sizilien, oder nach Raguſa?"

„Nach Raguſa;" — antwortete Ferrandino.

„Habt ihr das ſchon ausgemacht?" — fragte Flametta weiter.

Beyde ſchwiegen.

Flametta. Nun? was iſt das? — Ich meyne, ihr ſeyd darüber einig. Nicht?

Fortunata. Es iſt davon noch gar nicht die Rede geweſen.

Flametta. So ſey ſie es. — Morgen legt der Kapitain in Palermo an, und wir müſſen entweder ausſteigen, oder weiter gehen.

Fortunata. Wir ſteigen aus.

Flametta. Wirklich? — Hört! habt ihr euch gezankt?

Fortunata. Wer wird ſich zanken?

Flametta. Ihr ſeyd verſtimmt. Das könnt ihr nicht läugnen. — Was hat's gegeben?

Fortunata. Zwiſchen uns giebt es nur Geheimniſſe.

Ferrandino. Es iſt nicht immer gut Geheimniſſe entſchleyern zu wollen. Zuweilen findet man mehr, zuweilen weniger, als man zu finden hoffte. — Aber ein Geheimniß iſt gelöst.

Fortunata. Das meinige.

Ferrandino. Daß die Damen nicht mit nach Raguſa gehen, daß ſie in Sizilien bleiben wollen. — Sizilien iſt ein ſchönes, fruchtbares, luſtiges, ein vortreffliches Land!

Fortunata. Wart Ihr ſchon in Sizilien?

Flametta. Habt Ihr Freunde dort?

Ferrandino. Ich hatte einen Freund in Sizilien, den ich mehr liebte, als mich ſelbſt.

Fortunata. Dazu gehörte viel! denn Ihr ſeyd ein ſtarker Egoiſt.

Der **Schiffskapitain** trat herzu, und meldete, daß er Morgen im Hafen von Palermo die Anker auswerfen, und dort drey Tage bleiben werde.

„Wir werden dort, — ſezte er hinzu, — viel Vergnügen haben, und alles froh finden, denn das Feſt der Schuzpatronin des Orts, der heiligen Roſalie, wird eben gefeyert, und dabey giebt's viel Lärm und Spas.“

Der Kapitain erwähnte die heilige Roſalie, und Ferrandino gedachte des irdiſchen Mädchens dieſes Namens, die er einſt ſo gut kannte.

„Roſalie!“ — rief er aus.

„Ja, Roſalie heißt ſie; die Heilige Roſalie, — ſagte der Kapitain. — Sie mag ein gutes Mädchen geweſen ſeyn, und ein wenig decenter als eine gewiſſe Roſalie, die in allen ſizilliſchen Romanzen, die von Rinaldini geſungen werden, paradirt.“

Ferrandino. Er iſt todt?

Kapitain. Längſt.

Ferrandino. Habt Ihr ihn gekannt?

Kapitain. Gott bewahre! Mit dergleichen Purſchen habe ich keine Konnexionen.

Ferrandino. Ich habe ihn gekannt.

Kapitain. So? — Wart Ihr etwa gar einmal in ſeinen Klauen?

Ferrandino. Stark.

Kapitain. Der Schnapphahn wird Euch auch weidlich gezauſt haben.

Ferrandino. Teufelmäßig!

Kapitain. Das glaube ich Euch, ohne Schwur. Er iſt ein Erzgauner geweſen, wie man ſo hört.

Ferrandino hatte Gründe, das Geſpräch abzubrechen, und als er mit ſeiner verſtimmten Gefährtin allein war, ergriff er ihre Hand, und ſagte:

„Fortunata! das Geheimniß, welches ich dir entdecken wollte, würde dich vielleicht zu meiner Feindin machen; bleib was du biſt, meine Freundin. Es giebt Jahre meines Lebens, auf die ich ungern zurückblicke. Erlaß mir eine Rückerinnerung, die mir unangenehm und ſchmerzlich iſt. Du kannſt dabey nichts verlieren. — Beſtehſt du aber auf deiner Forderung, ſo will ich ſie dir gewähren, jedoch kann das nicht eher ſeyn, als bis wir nach Raguſa kommen.“

„Du haſt gehört, — ſagte Fortunata gelaſſen, — daß wir in Sizilien bleiben wollen.“

Ferrandino bat ſie, mit nach Raguſa zu gehen, ſie blieb bey ihrem Vorſaz, und alles blieb vor der Hand unentſchieden.

Die Nacht brach herein, und mit Tages Anbruch lagen ſie bey Palermo vor Anker.

Die Stadt war in einem freudigen Aufruhr. — Ein tauſendſtimmiges: Es lebe die heilige Roſalie! ertönte auf allen Straßen, die mit Bäumen bepflanzt, mit Blumen beſtreut, und mit Teppichen bedeckt waren. Muſik und lauter Jubel tönte den Ankommenden entgegen, und wer [illegible] Schiff verlaſſen konnte, eilte in die Stadt, an dem frohen Feſte Theil zu nehmen. — Fortunata und Fiametta thaten eben das, aber Ferrandino blieb auf dem Schiffe. — Dem Kapitain kam dieß ſonderbar vor, und er meynte, ſein Paſſagier ſey krank, oder ein Sonderling, der verdiene, ein Engländer zu ſeyn.

Gegen Abend kamen die Damen auf's Schiff zurück. Sie unterhielten ſich von den Feſtlichkeiten, denen ſie bey gewohnt hatten, und ſprachen von Quartieren, die zu vermiethen wären. — Ferrandino ſchwieg.

Den folgenden Morgen gingen die Damen wieder in die Stadt, und Ferrandino blieb, wie geſtern, auf dem Schiffe.

Als Fortunata und Fiametta dahin gegen Abend zurückkamen, waren ſie etwas weniger geſprächig, als den Tag zuvor. — Sie fanden Ferrandino in tiefes Nachdenken verſunken, und Fortunata nahte ſich ihm.

Fortunata. Ferrandino hat entweder ſehr ſonderbare Launen, oder ſehr wichtige Urſachen, die ihn abhalten, den Feyerlichkeiten in Palermo beyzuwohnen.

Fiametta. Vielleicht das erſtere mehr, als das letztere.

Fortunta. Sind es ſchmerzliche Rückerinnerungen, die ihn abhalten, in die Stadt zu gehen?

Ferrandino. So iſt es.

Fiametta. Palermo iſt ein luſtiger, intereſſanter Ort, und wir werden dort viel Vergnügen haben.

Ferrandino. Wollt Ihr wirklich in Palermo bleiben?

Fiametta. Je nun! wir wollen's verſuchen.

Ferrandino. Ihr wollt nicht mit mir nach Raguſa gehen?

Fortunata. Auf welchen Fuß ſollten wir mit und bey dir, unter deinen Bekannten, leben?

Ferrandino. Als meine, und meiner Freunde Freundinnen.

Fiametta. Auch als Freundinnen Eurer Freundinnen?

Fortunata. Schwerlich!

Auf dem Schiffe gab's ein lautes Geſchrey, und ein wildes Huſſah! der Matroſen tönte dem Kapitain entgegen, der in Begleitung mehrerer Zechbrüder, und einer Bande Muſikanten, in's Schiff aus der Stadt zurückkam. Ganz vernehmlich hörten ſie ihn rufen:

„Der Raguſaner ſoll leben!“

Ferrandino verließ bey dieſem Ausruf die Kajüte. — Das Schiff war erleuchtet, das Verdeck wimmelte von jubelnden Menſchen. Der Kapitain ſah ihn, rufte ihm entgegen:

„Nun! verwetterter Hypochondriſt! will er auch ſehen, wie es ausſieht, wo frohe Menſchen ſind?“ — und brachte ihm den gefüllten Becher entgegen.

Ferrandino trank, und fragte nach dem Raguſaner.

„Da ſteht er; — antwortete der Kapitain. — Er iſt ein fideler Kerl, und unſer Schiffsnachbar.“

Er ging auf ihn zu, und jener trat einen Schritt zurück. Ferrandino gab ihm bedeutende Winke und Blicke, und eilte bald wieder in ſeine Kammer zurück, wohin ihm der Raguſaner auf dem Fuße nachfolgte — Die Damen hatten ſich in ihre Kammer begeben, und Ferrandino war mit dem Bekannten allein.

Und der war?

Wir werden's hören.

Ferrandino. Luigino! iſt es möglich? Biſt du es wirklich ſelbſt?

Luigino. Laß mich eben ſo zurück fragen.

Ferrandino. Wo kömmſt du hier?

Luigino. Ich komme von Raguſa, heiße hier **Grandamore**, und bin Kapitain der Fregatte Olimpia. — Ich ſuche einen gewiſſen Aladin Morad, der ſonſt Cinthio hieß —

Ferrandino. Ach! — Auch ſein Grab wirſt du nicht finden.

Luigino. Was ſagſt du?

Ferrandino. Auf ſeinem Schiffe, verließ ich mit ihm Sardinien. Das Schiff ſcheiterte im Sturm bey den Felſen von Lipari, und ich Unglücklicher allein entkam, wie es ſcheint, dem ſchrecklichen Schiffbruch.

Luigino. Armer Cinthio! Arme Freunde, die ihr mit ihm von den Wellen verſchlungen war-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

det! — Wir ahndeten, daß ihm ein Unglück begegnet ſey, aber daß er todt ſey — o Freund! wir verlieren viel an ihm. — Und du entkamſt?

Ferrandino. Eine Welle, die mich hätte verſchlingen ſollen, warf mich verächtlich an's Land.

Luigino. Das nimmſt du nun ſonderbar!

Ferrandino. Was ſoll ich noch auf der Welt?

Luigino. Leben, und wirken.

Ferrandino. Was?

Luigino. Du biſt immer noch der Alte!

Ferrandino. Das wolle Gott nicht!

Luigino. Immer noch ſo feyerlich! — Aber du biſt doch auf dem Wege nach Raguſa?

Ferrandino. Ja, dahin will ich.

Luigino So wird mein Schiff herumgedreht, und führt dich deinen harrenden Freunden zu. — Morgen beſteigſt du mein Schiff, und heute wird kein Wort weiter in dieſer Angelegenheit zwiſchen uns gewechſelt.

Fortunata und Fiametta hatten in der, nur durch eine breterne Wand von dem Sprachſale getrennten Kammer, dieſe Unterhaltung ziemlich vollſtändig vernommen; aber wie viel zu vermuthen und zu errathen, blieb ihrer Neugier nicht übrig! — Sie ſchlieſen wenig, Ferrandino aber noch weniger.

Beym Frühſtück bat Ferrandino die Damen um eine entſcheidende Erklärung, und erhielt ſie. Beyde bleiben dabey, in Palermo zu bleiben.

„Wenigſtens vor der Hand, — ſetzte Fiametta hinzu. — Gefällt es uns aber nicht in Palermo, in Meſſina, oder ſonſt irgendwo, ſo kommen wir, mit Eurer Erlaubniß, nach Raguſa, und ſuchen Euch auf.“

Da die Damen in die Stadt gehen wollten, ſo wurde die Abſchiedsſcene ſogleich gefeyert. Sie war dennoch nicht ohne Thränen. — Die Damen gingen. Ferrandino ließ einige Edelſteine an Fortunata zurück, legte ein zärtliches Billet bey, und legte alles wohl verſiegelt auf den Tiſch ihrer Kammer. Dann beurlaubte er ſich von dem Kapitain, beſtieg ein Boot, kam an das Raguſaniſche Schiff, ſtieg ein, und wurde von Luigino mit offenen Armen empfangen;

Schon hatten ſie Sizilien hinter ſich, und näherten ſich dem Inſelchen Pantalerie. Ferrandino hing mit wehmüthigen Blicken an dem Eylande. Er glaubte mit dem Fernrohr ſeine ehemalige Wohnung zu erkennen. Er ſah die einſame Kreuzkapelle, erinnerte ſich der ſüßen Scenen der Vergangenheit, dachte an Dianoren, an ſeinen Sohn, und Thränen rollten über ſeine Wangen.

„Es iſt alles vorüber! — ſagte er; — leicht dahin iſt es gegangen, wie ein wandelnder Schatten, und ſelbſt die Rückerinnerung umdämmert mich nur, wie das Bild einer Traumgeſtalt. Ich eile neuen Scenen entgegen, und weiß nicht, wie ſie mir gefallen werden.“

Pantaleria entſchwand ſeinen Blicken; ſeine Seufzer verflohen in die Lüfte, ſeine Blicke verloren ſich im unermeßlichen Ozean.

Sie ſchwebten vor Limoſa und Lampidoſa vorbey, und nach einer kurzen, ſehr günſtigen Fahrt, kamen ſie an den Ort ihres Ziels, warfen im Hafen vor Raguſa die Anker aus, und ſtiegen an's Land.

„Drey Meilen von der Stadt, — ſagte Luigino; — bewohnt der Alte, eine ſchöne Villa, dort wollen wir ihn noch heute überraſchen. Er weiß noch nichts von unſerer Ankunft, und ich verſpreche mir ein großes Feſt von dieſer Ueberraſchung.“

Sie ſetzten ſich zu Pferde, und trabten auf die Villa zu, die ſie mit dem Abend erreichten. Sie ſtiegen ab, und gingen durch den Garten auf das Haus zu. — Ferrandino's Herz klopfte laut und hoch auf.

Im Freyen ſahen ſie eine große, reichlich beſetzte Tafel, und näherten ſich derſelben kaum, als ein artiger Knabe ihnen entgegen trat, und ſie bewillkommnete.

„Der Alte von Fronteja, ſagte er, — bewillkommnete ſeine lieben Gäſte, und läßt den edlen Ferrandino grüßen."

„Weiß er, daß ich komme?" — fragte Ferrandino.

„Er weiß es," antwortete der Knabe.

Sie ſahen einander ſchweigend und mit fragenden Blicken an. Luigino ſchüttelte den Kopf.

„Der Alte iſt noch immer der alte;" — ſagte Ferrandino und ging weiter.

Da flog aus einer Hecke ihm ein Mädchen entgegen, warf ſich an ſeinen Hals, küßte ihn, und rief:

„Biſt du endlich auch bey uns?"

Das Mädchen war Serena. — Ferrandino erwiderte ihre Küſſe nicht ohne Verlegenheit und fragte:

„Biſt du auch hier, Serena?"

„Wie du ſiehſt; und meine Wünſche, dich wieder zu ſehen, ſind erfüllt."

Unter einer ſanften, angenehmen Muſik, die aus den nahen Hecken ertönte, trat der Alte von Fronteja in einem himmelblauen griechiſchen Gewande herzu; ſeine Schultern umgab ein Purpurmantel, ein Lorbeerkranz umſchlang ſeine Schläfe. Er näherte ſich mit freundlichen Blikken, reichte Ferrandino ſeine linke Hand, und ſagte:

„Sey mir willkommen, von mir und allen deinen Freunden gegrüßt! — Ich reiche dir freundſchaftlich die Hand des Grußes, und des frohen Empfanges. Es iſt die Linke, es iſt die Hand, die dem Herzen näher iſt, als die rechte. Es iſt die Linke, die, wenn auch aus Freundſchaft, dennoch keinen Dolch gegen den Freund führte; und die Rechte darf wohl wiſſen, was die Linke thut. So iſt es aber nicht im entgegengeſezten Falle. — Nochmals heiße ich dich willkommen! Du warſt entfernt, aber dein Herz war immer bey uns, und die Herzen deiner Freunde waren bey dir. Jezt ſind ſie wieder beyſammen. Umarme mich, wackerer Ferrandino! und küſſe deine Freunde.“

Er umarmte ihn, und Olimpia trat herbey. Sie öffnete ihre Arme, Ferrandino flog an ihre Bruſt.

Aus ſanften, melodiſchen Kehlen ertönte in die Muſik, der Geſang:

Wiederſehen, wiederfinden,
Wird ſich Treu und Zärtlichkeit.
Wenn der Hoffnung Sterne ſchwinden,
Wenn das raſche Rad der Zeit,

Sich in engen Kreiſen windet,
Wenn der ſchönſte Traum entſchwindet,
Nähert ſich die Wirklichkeit.
Wiederſehen, wiederfinden,
Wird ſich Treu und Zärtlichkeit!

„So ſehe ich euch denn wieder!“ — ſtammelte Ferrandino.

„Du ſiehſt uns wieder, — ſagte der Alte; — und wir freuen uns deines erwünſchten Wiederſehens, hier im Schooße der Ruh und der Zufriedenheit.“

Nun drängten ſich die andern herbey, und die Bewillkommungs-Szene wurde allgemeiner. — Serena liſpelte Ferrandino zu:

„Ich war die Erſte, die dir entgegen kam!“

Er nickte ihr zu, und drückte ihr ſanft die Hand, die ſie mit Feuer ihm wieder drückte.

„Nun zur Tafel!“ — ſagte endlich der Alte, ſezte ſich oben an, und Ferrandino nahm Platz an ſeiner linken Seite. Neben ihm ſaß Serena, und Olimpia ſaß dem Alten zur Rechten.

Als ſie ſaßen, faltete der Alte die Hände, und ſprach, mit gen Himmel gerichteten Blicken:

„Laß, du ewiges, gegen deine Geſchöpfe gütiges Weſen, über uns! dieſes freundſchaftliche Mahl uns geſegnet ſeyn!“

Der Himmel war hell, die Kühle gelind, und die Luft ſo rein und ſtill, daß ſie kaum die Flammen der zwanzig großen Wachskerzen, die auf der Tafel ſtanden, bewegte. Der wiederſtrahlende Lichtſchimmer erleuchtete das Land auf vielerley Art, und brachte bald helle, bald dunkle Schattirungen hervor. Hier ſtrahlten einige Blätter mit einem glänzenden Gelb; dort verloren ſich andere in dunkles Grün. Da glänzten die weißen Blüthen, die an langen Gewinden herabhingen, auf goldgelbem Grunde; dort ließen zwey abſtehende Blätter die Strahlen eines Sterns durchfallen, der wie ein Diamant funkelte. Die kühle Nachtluft hielt die würzigen Düfte der Blüthen an der Erde gefangen, und ließ ſie zwiefach genieſſen. Der flatternde Wiederſchein, der auf dem Laube ſpielte, das abwechſelnde Hell und Dunkel daß Geſtalt und Farben der Blüthen und Blätter veränderte, — das alles gab der Tafelſzene im Freyen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Alte ergriff einen Becher, goß Wein in eine goldene Schaale, und gebrauchte ſie zu einer feyerlichen Libation, mit den Worten:

„Den Manen unſerer Freunde, die ihr Grab in den Wellen fanden!“

Dieß wiederholten alle, und folgten ſeinem Beyſpiel.

Ferrandino ſezte hinzu:

„Dir, mein Cinthio! dir, braver Lodoviko, ehrlicher Sanardo! und dir, gute Erſilla!“

Olimpia lächelte, ergriff ihren Becher, neigte ihn gegen Ferrandino, und ſagte:

„Deiner guten Erſilla!“

„Deiner geliebten Freundin!“ — ſetzte Serena hinzu, und ſtieß mit dem ihrigen, an ſeinen Becher an.

„Allen guten Seelen!“ — ſagte Luigino; und dieſe Geſundheit wurde allgemein getrunken.

„Du biſt unter Freunden, Ferrandino! — begann der Alte; — unter Freunden, die dich ſchäzen und kennen. Erzähle ihnen deine Begebenheiten.“

Ferrandino erzählte. Allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelte die Zuhörer. — Als er an den Abſchied von dem Prinzen, und an die Zurücklaſſung ſeines Sohnes kam, entſtürzten Thränen ſeinen Augen, er bedeckte ſein Geſicht, und konnte nicht weiter ſprechen.

Es entſtand eine tiefe Stille. Der Alte winkte, und die Muſik ſtöhrte dieſe Pauſe. Bald ertönte ein allgemeiner, feyerlicher Chor. Man ſang:

Die Vorſicht ſtreut Blumen
Auf dornichten Pfad.
Die Vorſicht ſtreut Dornen
Auf blumichten Pfad.

Es welken die Blumen,
Die Dornen zerſtreut
Ein freundliches Lüftchen
Der heilenden Zeit.

Sang und Saitenſpiel verſtummten. — Die Alte ſagte bedächtlich:

„Ferrandino! erzählte weiter.“

Er that es, und als er ſeine Erzählung geendiget hatte, ergriff der Alte ſeine Hand, und ſagte:

„Freund! du biſt zu Freunden gekommen. — Die Gegenwart verſchlinge das Vergangene. Der Sturm geht vorüber, und heitere Sonnenblicke erheitern das erſchütterte Herz. Der Menſch iſt der Welt geboren. Er lebe mit der Zeit. Die Freude mache ihn nicht übermüthig. Leiden dürfen ihn nie zaghaft machen. Der Nacht folgt Tag. Morgenröthe und Abendröthe glänzen an Einem Horizont.“

Die Muſik fiel wieder ein. Die Geſellſchaft ſang:

Um des Menſchen Wiege wanken
Freud' und Leid mit gleichem Schritt,
Sind die Amme ſeiner Tage,
Wandeln durch ſein Leben mit.
Hüpft die Freude ihm zur Rechten,
Schwebt zur Linken ihm das Leid,
Bis ſich beyde ſelbſt verlieren.
In dem Ozean der Zeit.

Serena ſtand auf, nahm einen Kranz, gewunden aus duftenden Roſen, ſchlang ihn mit zitternder Hand in Ferrandino's Locken, und ſang dabey, von Harfen und Flötentönen begleitet, mit ſanfter Stimme:

Letze dich am Duft der Roſen,
Eh ſie welken und verblühn,
Laß der Liebe holde Blumen
Ungenoſſen nicht verglüh'n.
Freude ſenkt im Morgenſchimmer
Sich auf die beblumte Flur,
Folge ihrem Freudenrufe,
Folge ihrer ſanften Spur.

Ferrandino drückte einen Kuß auf ihre glühenden Wangen, und der Alte ſagte:

„Es iſt das Angebinde der Freude, das ein ſanftes Herz dir reicht.“

„Ich weiß beydes zu ſchätzen;“ — erwiederte Ferrandino.

„Und daran thuſt du wohl!“ — ſetzte Olimpia hinzu.

Die Andern an der Tafel wurden nach und nach auch laut, machten ſich bemerkbar, und wurden von dem Alten ſeinem Gaſte alle nach der Reihe, namentlich vorgeſtellt, und ihm als Freunde und Freundinnen empfohlen. Ferrandino überlief ihre Geſichter alle mit flüchtigen Blicken, auf dem einen Geſicht aber blieben ſie ruhend, und ziemlich fixirt. Die Schöne, der dies intereſſante Geſicht gehörte, wurde von dem Alten, ohne weitere Bemerkung, *Seriſina* genannt.

Ferrandino, vom Weine ſchon ziemlich erhitzt, ergriff ſeinen Becher, und ſagte:

„Schöne Serafina! indem ich um Eure Freundſchaft bitte, bringe ich Euch die Verſicherung der meinigen zu.“

Erröthend antwortete die Holde:

„Ich nehme dieſes angenehme Geſchenk freundſchaftlich an, und bitte, mich immer im Beſitz deſſelben zu laſſen, da ich mich bemühen werde, daſſelbe zu verdienen.“

Olimpia. Unſere Freundin Serafina denkt und empfindet fein, und Ferrandino kann der Verſicherung, die ſie ihm giebt, gewiß ſeyn.

Serena. Sie hat ſich ſchon, ehe ſie Euch kannte, für Euch ungemein intereſſirt.

Serafina. Wie alle Freunde Ferrandino's gethan haben. — Ich bin blos einer *allgemeinen* Empfindung gefolgt.

Ferrandino. Ich bitte, mir dieſelbe zu erhalten. Nicht ſelten reißt die Gegenwart die Gebäude der Erwartungen eben ſo ſchnell ein, als ſie aufgerichtet wurden.

Serafina. Was ich einmal aufgebaut habe, reiße ich nicht gern wieder ein. Es blieb gewöhnlich, wenn auch nicht brauchbar, dennoch ſtehen.

Olimpia. Das iſt der Karakter der Beſtändigkeit. — Kann Ferrandino ſich deſſen auch rühmen?

Ferrandino. Ich glaube.

Olimpia. Nun dann, ſo glaube ich es auch!

Ein Knabe brachte dem Alten Briefe. Er las ſie ſehr aufmerkſam, ſteckte ſie in den Buſen, und ſchien noch heiterer zu werden, als er es geweſen war. — Olimpia ſchien das zu bemerken. Sie lächelte ihn freundlich an. Er nickte ihr eben ſo freundlich zu. Sie ergriff eine goldene Schaale, und ſagte:

„Wenn die Freude frohe Menſchen glücklich macht, ſollen dieſe immer der Unglücklichen gedenken, und wo das Wohlleben thront, finde die Armuth wohlthätige Freunde!“

Sie warf Geld in die Schaale. Alle folgten ihrem Beyſpiel. — Sie leerte die Schaale, winkte einem Knaben, gab ihm das Geld, und ſagte:

„Der armen Frau am Walde!“

„Großmüthige, mildthätige Freundin! — ſagte der Alte; — du thuſt ſehr wohl daran.“

Bald darauf erhob ſich der Alte von ſeinem Sitze, ſprach ein kurzes Gebet, und die Tafel wurde aufgehoben. — In einem langen Zuge folgte, Paar und Paar, die Geſellſchaft dem Alten, der mit Olimpien voranging, bis an das Haus, in welches er ging.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich, und viele wandelten in dem Garten umher.

Ferrandino ging auf einen Waſſerfall zu, und warf ſich nahe bey demſelben, in einer Pomeranzenlaube nieder.

Er hatte hier nicht lange gelegen, als rauſchende Fußtritte ihn in ſeinen Betrachtungen ſtörten. Sie kamen näher, und Serafina ſtand vor ihm. — Sie ſchien verlegen zu ſeyn, und ſtammelte:

„Ich hätte Euch nicht hier vermuthet. — Ihr ruht auf meinem Lieblingsplätzchen.“

„So laßt es mich mit Euch theilen;“ — antwortete Ferrandino, ergriff ihre Hand, und zog ſie ſanft zu ſich nieder.

„Ihr wart, wie es ſchien, in tiefe Betrachtungen vertieft. Wenn ich Euch ſtören ſollte —“

„Ich war mit Serafinen beſchäftiget.“

„Mit mir? — Wie könnte ich“ —

„Mir Stoff zu Beſchäftigungen geben? — Kann Serafina fragen?“

„Ihr ſeyd, wie ich Euch immer habe rühmen hören, ſehr gelant!“

„Noch weit mehr als das; ich bin immer herzlich.“

Serafina ſchwieg. Ferrandino ergriff ihre Hand, und ſpielte mit ihren Fingern. Er ſeufzte. — Seufzend wurde ſie das Echo dieſes Seufzers. — Er ergriff ihre andere Hand. Ihre glühenden Wangen näherte ſich einander; ihre Lippen fanden ſich ſchweigend. — Tiefe Stille herrſchte rund umher. In das laute Rauſchen des Waſſerfalls tönte nur ſanft der Wechſelſchall ihrer Küſſe. Des Mondes klares Antlitz ſpiegelte ſich in den Wellen des Waſſerfalls, und warf verſtohlene Blicke in die Laube. Hier ſpiegelte ſich Auge im Auge, hier ruhten im langen Athemzuge Lippen auf Lippen, und Arme waren in Arme verſchlungen. — Ferrandino's Lippen ſanken tiefer, und ein elaſtiſcher Buſen hob ſich ſanften, glühenden Küſſen entfeſſelt entgegen. Ringend ſtrebten die Arme einander entgegen. Tiefe Seufzer kämpften gegen den Ungeſtüm brennender Erwartungen, ſanft ſtammelte die ringende Schöne.

„Ach Ferrandino! entweihe meine Laube nicht."

„Ferrandino!" — rufte eine nahe Stimme. Serafina ſprang raſch auf, verließ zitternd die Laube, und Ferrandino ging unmuthig nach dem Waſſerfall zu, der rufenden Stimme entgegen.

Hier ſtand ein Knabe, und ſagte:

„Ich ſoll Euch ſuchen, Euch Eure Zimmer anzuweiſen. Unſer Herr iſt ſchon zur Ruh gegangen; und läßt Euch wünſchen, wohl zu ruhen."

Uebelgelaunet ging Ferrandino mit dem Knaben, folgte ihm in die Wohnung des Alten, und wurde über eine Gallerie auf ein ſchönes Zimmer geführt. In einem zweyten Zimmer ſah er ſeine Lagerſtätte. Wein und Früchte ſtanden auf einem Tiſche, auf welchem auch eine Guitarre lag.

Da er nichts weiter zu befehlen hatte, verließ ihn der Knabe. Er aber ging aus dem Zimmer, in der Gallerie mit ſtarken Schritten auf und ab, vor vielen Zimmerthüren vorbey.

Nicht lange war er auf und abgegangen, als fernher ein Licht ihm entgegen ſtrahlte, und Menſchen auf ihn zukamen. — Es war Olimpia. Ein Knabe ging mit einer Kerze voran, und ein junger Mann führte Olimpien. Es war eben jener Jünger des Alten, den er als Rinaldini, einſt in ihren Armen ſah. — Sie ſahen einander an, und lächelten. — Olimpia wünſchte ihm wohl zu ruhen, und zeigte mit der Hand auf eine Zimmerthür. — Sie waren ſeinen Augen entſchwunden, und er ging auf die, von Olimpien bezeichnete, Thür zu. Vor derſelben ſtand er ſtill:

„Was wollte ſie damit ſagen? — ſprach er bey ſich ſelbſt. — Sollte wohl in dieſem Zimmer — ? — Wie? wenn Serafina ? —“

Raſch entſchloſſen, klopfte er an, öffnete die Thür, und kam in ein, von einer ſchwebenden Lampe, ſchwach erleuchtetes Zimmer. Er trat raſch hinein, und verließ daſſelbe eben ſo ſchnell wieder. — Sechs Todtengerippen ſaßen in dem Zimmer an einem Tiſche. — Weiter ſah er nichts, ſchlug die Thür zu, und ging nach ſeinem Zimmer, als die Thür des ſo ſchrecklich dekorirten Gemachs, welches er eben verlaſſen hatte, ſich öffnete, und eine Stimme ihm ſanft nachrief: „Ferrandino!"

Betroffen ſah er zurück, und erblickte Serafinen.

„Was machſt du unter Todten?" — fragte er haſtig.

Sie winkte ihm, ſtill zu ſeyn, und legte den Finger auf den Mund. Mit wankenden Schritten ging er auf ſie zu, ergriff ihre Hand, und ſagte:

„Ich wünſchte dich zu ſehen, zu ſprechen, angebetete Serafina! und ſah —"

Sie winkte ihm, zu ſchweigen, und liſpelte ihm zu:

„Folge mir!"

Damit ergriff ſie ſeine Hand, und zog ihn in das Zimmer, in welchem die Todtengerippe an dem Tiſche ſaßen, führte ihn durch, und durch ein zweytes, in ihr Gemach. — Hier fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn, und ſagte:

„Denke nicht übel von mir! — Ich führe dich nur zu Erklärungen."

Er. Zu Erklärungen? — Laß mich zuerſt Erklärungen fordern.

Sie. Welche?

Er. Was will das Unweſen mit den Todtengerippen ſagen?

Sie. Das weiß ich nicht.

Er. Was thuſt du hier, unter ſolchen Scheuſalen?

Sie. Dazu verbindet mich, für dieſe Nacht, die Pflicht.

Er. Die Pflicht? — Und nur für dieſe Nacht? — Erkläre dich deutlicher.

Sie. Was das mit den Todtengerippen zu ſagen, welche Bewandniß es damit hat, weiß ich nicht. Aber das kann ich dir ſagen, daß wir alle, die wir hier im Pallaſt des Alten wohnen, die Pflicht auf uns haben, wenn uns die Reihe trifft, in dieſem Zimmer die Nacht zu durchwachen, und dafür zu ſorgen, daß die Lampe nicht verlöſcht, die über den Gerippen hängt. — Weiter, weiß ich von allem nichts. — Dieſe Nacht iſt die Wache an mir.

Er. Sonderbar! — Wie oft trifft dich die Reihe?

Sie. Des Jahrs kaum dreymal.

Er. Und du biſt ohne Furcht dabey?

Sie. Was ſoll ich fürchten? Dieſe Todten? — Mehr fürchte ich dich!

Er. Mich?

Sie. Dich, der du kein Todter biſt.

Er. O Seraſina! wie kannſt du fürchten, was dich liebt?

Sie. Liebt? — Aber, wie liebſt du mich? — Eine Scene, wie jene in der Laube war, führe mein Unglück nie wieder herbey! — Du liebſt mich, ſagſt du?

Er. Wie mein Leben!

Sie. Ueberlege, was du ſagſt und verſprichſt.

Er. Das habe ich längſt gethan.

Sie. Gethan? — Nein! — Ueberlege, und ſprich davon ein andermal mit mir. Du biſt frey; ich bin es auch. Liebſt du mich wirklich, ſo ſoll unſerer Verbindung nichts entgegen ſtehen. — Aber ohne prieſterliche Einſegnung —

Da ertönte eine Glocke.

„Was iſt das?“

„Geh Ferrandino! — Das iſt die Glocke der Mitternachtsſtunde. Nun mußt du mich verlaſſen. Ich muß allein ſeyn, und kein Menſch darf, bey harter Strafe, bey mir gefunden werden. So will es unſer Geſetz.“

Er ſah ſie an, und verließ ſie, und das Zimmer, ſchnell.

Auf der Gallerie holte er Athem, und eben wollte er in ſein Zimmer gehen, als ſich neben demſelben eine Thür öffnete, aus welcher Serena ihm entgegen trat. Sie ſtreckte ihre Hand nach der ſeinigen aus. Er gab ſie ihr, und ließ ſich von ihr ganz willig in ihr Zimmer ziehen.

Sie. Iſt Ferrandino ein Nachtwandler geworden?

Er. Ich ſchlich ſchon lange auf der Gallerie umher, und ſuchte dein Zimmer.

Sie. Mein Zimmer nur? Warum nicht mich ſelbſt? — Oder, verwechſelſt du die Namen? Wollteſt du nicht Serafina ſagen?

Er. Serena, klingt viel heiterer.

Sie. Das kannſt du in Verſe bringen. In Proſa ſage ich dir, daß dir nicht zu trauen iſt, und daß ich jeden Blick beobachtet habe, den du über Tiſche Serafinen zuwarfſt.

Er. Sie iſt intereſſant.

Sie. Da haben wir's!

Er. Aber dennoch keine Serena!

Sie. Ich appellire an die Wahrheit.

Er. Sie wirft ſich dir in die Arme!

Damit umſchloß er ſie, und küßte ſie herzlich. — Lachend machte ſich Serena los, und warf ſich, ſtärker lachend, auf ein Sofa.

Er. Worüber lachſt du ſo ausgelaſſen?

Sie. Darüber, daß Serafina jetzt bey den Todtenköpfen ſitzt, indeß ich ihr ihren Liebhaber ungetreu machen kann.

Er. Willſt du das?

Sie. Warum nicht?

Er. Du trauſt mir ja aber nicht.

Sie. Was thut das? — Ich kann nicht verlangen, daß du mich beſſer lieben ſollſt, als du die liebſten deiner Geliebten, als du Aurelien, Roſalien, Olimpien, Dianoren, Erſilien, und wer weiß, wie viele andere noch, geliebt haſt, als du auch ſelbſt Serafinen lieben würdeſt und wirſt. Du liebſt ſehr wankelmüthig. So, wie der Mond die Erde liebt, zuweilen gar nicht, größtentheils halb, und nur auf einige Tage, mit voller Ergebenheit. Das weiß ich. — Was ſoll man aber thun, wenn man dir gut iſt? Man muß vorlieb nehmen. Du kannſt nicht mehr geben, als du haſt. Treue Liebe iſt eine verrufene Münze bey dir, die du gar nicht führſt. Was du haſt und giebſt, läßt ſich gleich wieder verwechſeln, und auf Agio ſtehen deine Münzen eben ſo wenig, als deine Kapitale auf Intereſſen. — Laß einmal ſehen, wie lange wir uns gut ſeyn werden, und wer den andern zuerſt hintergehen wird! Aber das muß mit Manier geſchehen. Nicht wahr? — Was gilt die Wette, für heute fixire ich dich?

Er ſchloß ſie lachend in ſeine Arme, und lachend warf ſie ihre Arme um ſeinen Nacken. — So begrüßten ſie Aurore, und die goldene Morgenſonne.

Ferrandino war nicht lange auf ſein Zimmer zurückgekommen, als Olimpia ihn zu einem Morgenſpatziergang in den Garten einladen ließ. — Er ging dahin und fand ſie in einem Pavillon.

„Nun, mein edler Freund! — lächelte ſie ihm entgegen; — habt Ihr Euch mit den Lebenden unter den Todten wohl unterhalten?“

Er. Ich durfte die Wache nicht ſtören.

Sie. Aha!

Er. Wozu werden dieſe Geſtalten bewacht, die gewiß nicht davon laufen?

Sie. Es iſt eine Anordnung des Alten.

Er. Wer waren ſie ehemals, dieſe Knochengeſtalten?

Sie. Ihre Namen ſtehen an ihren Schädeln. Leſet ſie dort ſelbſt.

Nach einer Pauſe, in welcher ein Frühſtück aufgetragen wurde, als die Diener ſich entfernt hatten, begann das Geſpräch wieder.

Er. Ich bin nun bey euch. — Wozu könnt ihr, oder wollt ihr mich brauchen?

Sie. Das wird ſich wohl finden.

Er. Der Alte lebt hier, auf einem ſehr glänzenden Fuß.

Sie. Still, und unbemerkt, wie wir glauben.

Er. Er ernährt viele Gäſte.

Sie. Wie er immer gethan hat.

Er. Er iſt alſo reich?

Sie. Gewiß.

Er. Olimpia! — Wollen wir aufrichtig gegen einander ſeyn?

Sie. So viel ich weiß, war ich das immer.

Er. Angenommen, ſo wirſt du es auch jetzt ſeyn?

Sie. Ich werde es ſeyn.

Er. Kannſt du mir ein Geheimniß enthüllen?

Sie. Welches?

Er. Wer iſt der Alte?

Sie. Freund! — Das weiß ich nicht. — Darf ich aber meinen Vermuthungen trauen, ſo iſt er — doch, dieß unter uns! — ſo iſt er von Fürſtlichem Geſchlecht.

Er. Aus welchem Lande?

Sie. Ich weiß davon nichts gewiſſes. — Indeſſen —

Er. Indeſſen?

Sie. Aber, es ſind auch nur Vermuthungen!

Er. Nun?

Sie. Bloße Vermuthungen.

Er. Und dieſe? —

Sie. Vielleicht iſt er mit dem Großmeiſter von Maltha, vielleicht iſt er mit der Pforte verwandt. War ſeine Mutter eine Anverwandte des Großmeiſters, ſo iſt er vielleicht ein Sohn eines Sultans; war ſie eine Tochter eines Sultans, ſo trug ſein Vater vielleicht das Maltheſerkreuz. — Das ſind aber alles, wie geſagt, blos Vermuthungen. Gewißheit, habe nicht.

Er. Sein übermenſchliches vorgebliches Alter aber?

Sie. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll.

Er. Wird für uns wohl jemals, der Schleyer ſeiner Geheimniſſe fallen?

Sie. Vielleicht.

Er. Haſt du Gründe dieß zu glauben?

Sie. Keine.

Ferrandino ſah nachdenkend zur Erde. Olimpia ordnete die Falten ihres Gewandes.

Er. Was thut ihr hier?

Sie. Wir leben, und laſſen es uns wohl ſeyn.

Er. Ohne Zweck?

Sie. Das Wohlleben hat keinen Zweck, als den, des Wohllebens ſelbſt.

Er. Hat der Alte in Raguſa politiſche Geſchäfte?

Sie. Beynahe vermuthe ich das. — Er hat auch oft Beſuche von Senatoren der Stadt, und ſie benehmen ſich gegen ihn ſehr ehrfurchtsvoll. Er hat Agenten zu Algier, Tunis, Tripolis, Fetz, Maltha, und Konſtantinopel. Aus Aegypten und Syrien erhält er oft Briefe, und Abgeordnete ſogar. Auch ſendet er welche dahin ab. — Mein Bruder ſelbſt iſt vor einigen Wochen von ihm nach Alexandrien abgeſchickt worden. — Er hält vier Schiffe, die unter Raguſiſcher Flagge, beynahe alle Meere befahren, und daß er bis nach China und Indien handelt, weiß ich gewiß.

Sie wollte weiter ſprechen, als ſie den Alten ſelbſt auf den Pavillon zukommen ſahen. — Sie gingen ihm entgegen. — Er küßte ſie freundlich, drückte ihnen die Hände, ging mit in den Pavillon, und ſetzte ſich bey ihnen nieder.

Der Alte. Es iſt ein ſchöner Morgen! — Was der Menſch an den Tageszeiten Schönes genießen kann, genießt er des Morgens, und des Abends, bey'm Kommen und Scheiden des Tages. — So iſt es auch mit dem Menſchen. Sein Morgen und ſein Abend lernt ihn uns kennen, und ſchätzen. Im Kommen und Scheiden kennt er keine Verſtellung. In der Mitte ſeines Lebens nur wirft die Zeit ihm trügeriſche Schleyer über. — Unſer Abend ſey heiter! Ein ſchöner Wunſch! — Gott gebe uns allen ſeine Erfüllung! — — Wie gefällt es dir bey uns?

Ferrandino. Bey Freunden wird es uns immer gefallen.

Der Alte. Haſt du, ſeit wir uns nicht geſehen haben, in irgend einer Sache, Plane gemacht?

Ferrandino. Welche Plane darf ſich ein Vertriebener machen? Doch nur die, ſich unbemerkt durch die Welt ſchleichen zu können.

Der Alte. Du wünſcheſt alſo wieder bemerkt zu werden?

Ferrandino. In meiner vorigen Geſtalt, wahrlich nicht!

er Alte. Alſo, aber doch in einer

Ferrandino. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich dir darauf antworten ſoll. — Und in welcher Geſtalt könnte ich mich auch wohl bemerkbar machen? — Ich habe keine Wiſſenſchaften —

Der Alte. Du haſt Klugheit, Erfahrung, Tapferkeit, — du könnteſt ja durch die Waffen berühmt werden.

Ferrandino. Wer wird unter einem Räuber dienen?

Der Alte. Das biſt du nicht mehr. — Mit deinem Wiedererwachen auf Pantaleria, biſt du der Welt von neuem geboren worden. Du trittſt in einen neuen Wirkungskreis als ein neuer Menſch, und deine alten Schulden ſind mit einem Dolchſtoß abgebüßet. Du beginnſt ein neues Leben.

Ferrandino. Beſchäftigung muß ich haben!

Der Alte. Du ſollſt welche bekommen.

Ein Knabe kam, und brachte dem Alten einen Brief. Er las ihn, wendete ſich zu Olimpien, und ſagte:

„Dein Bruder läßt dich grüßen! Er geht, wie er ſchrieb, ſo eben nach Roſette ab, und dann nach Cypern. Von dort aus, werden wir wieder Nachricht von ihm erhalten.“

Olimpia verließ, wie einem Geſchäft entgegen eilend, den Pavillon, und Ferrandino blieb mit dem Alten allein.

Ferrandino. Freund! den ich, ich weiß nicht wie? nennen ſoll —

Der Alte. Nenne mich, wie du mich ſo eben genannt haſt, Freund, und du wirſt zu deiner, und zu meiner Ehre, mir immer den beſten Namen geben. Sonſt aber kannſt du mich auch Nikanor nennen. — Doch, was wollteſt du mir ſagen?

Ferrandino. Ich frage dich: was ſoll aus mir werden?

Der Alte. Du willſt Beſchäftigung, wie du ſagteſt, und ich kann es dir glauben, daß du ſie verlangſt, — du ſollſt welche haben. — Willſt du reiſen?

Ferrandino. Wohin?

Der Alte. Haſt du Luſt zum Seeleben?

Ferrandino. Nein.

Der Alte. Ein Schiff zu kommandiren?

Ferrandino. Nein.

Der Alte. Eine Art von Geſandtſchaft zu übernehmen?

Ferrandino. Wohin? und in welchen Angelegenheiten?

Der Alte. Das würde ſich finden. — In ein paar Tagen ſprechen wir weiter davon.

Er ſtieg, als er das ſagte, auf, trank ein Glas Milch aus, und ging einem Knaben entgegen, der auf den Pavillon zuging. Dieſer gab ihm einen Brief. Er ging damit leſend, die Allee hinunter, und entſchwand Ferrandino's Blicken. — Dieſer verließ den Pavillon, und ging auf die Pomeranzenlaube bey dem bekannten Waſſerfall zu.

In der Laube ſaß Serafina in einem Buche leſend. — Er trat in die Laube, und redete ſie an. Sie ſchlug das Buch zu, und lächelte ein:

„Es iſt ein ſchöner Morgen!“

ihm verlegen entgegen. Lachend erwiederte er:

„Und es wird ein ſchöner Tag werden!“

Sie. Wie habt Ihr geruht?

Er. Gut, aber wenig.

Sie. Es iſt mir eben ſo gegangen.

Er. Freylich eine Nachtwache bey Knochengebäuden mag wenig Ergötzliches haben!

Sie. Um die Knochengebäude habe ich mich wenig bekümmert, aber die Lampe hat mich geplagt. — Ich war froh, als es Tag wurde.

Er. Was ſoll denn aber die Nachtwache bey den Gerippen bedeuten?

Sie. Ich weiß es nicht.

Er wollte weiter ſprechen, als er Serenen gewahr wurde. Sie ſah ihn, und kam auf die Laube zu. Er ging ihr entgegen. Lachend nahm ſie ihn bey dem Arme und zog ihn in die Hauptallee.

„Schon wieder bey Serafinen! — ſagte ſie. — Das ſoll nicht ſeyn!“

Da trat ihnen Luigino entgegen, und ſie gingen alle drey nach dem Palais des Alten zu.

Luigino ſagte ihm, er werde dieſen Mittag noch nach Raguſa gehen, und ſobald wie möglich, wieder in die See ſtechen. Ferrandino trug ihm auf, in Palermo ſich nach Fortunaten umzuſehen. Das verſprach er ihm, und nahm von ihm Abſchied.

Als er ihn verlaſſen hatte, ging Ferrandino auf das Zimmer der Skelette zu, und fand es verſchloſſen. — Er fragte nach Olimpien, und man ſagte ihm, ſie ſey mit dem Alten ausgefahren.

Ein junger Mann, der ſich Fabio nannte, fragte ihn, ob er mit auf die Jagd gehen wolle? Er nahm dieſe Einladung an, erhielt ein Gewehr, und ging mit ihm.

Sie kamen in einen ſchönen Forſt, und fanden Geſellſchaft. Man vertheilte ſich, und jeder ſtreifte, auf einen guten Fang erpicht, nach Gutdünken umher.

Ferrandino verließ den Forſt und labte ſich an der Ausſicht in eine reizende Gegend. In der Mitte derſelben ſtand, auf einer kleinen Anhöhe, ein Tempel wie es ſchien, in einem ſonderbaren Stile erbaut. Auf dieſen ging Ferrandino zu, und fand nahe dabey, an einer Quelle, ein Mädchen in einem leichten griechiſchen Gewande, mit einem Waſſerkruge.

Ferrandino. Du ſchöpfſt hier Waſſer?

Das Mädchen. Wie der Herr ſieht.

Er. Iſt das Waſſer gut?

Sie. Sehr gut. — Will's der Herr verſuchen?

Er trank, und lobte die Klarheit und Reinheit des Waſſers. — Sie nahm den gefüllten Krug, und ging auf den Tempel zu.

Er. Wohnſt du hier?

Sie. Im Vorhofe des Tempels, bey meinen Schweſtern.

Er. Wem iſt der Tempel geweiht?

Sie. Der Königin des Himmels, der alles-erwärmenden Sonne.

Er. Leben auch Prieſter hier?

Sie. Zwey Greiße, wie wir, dem Dienſte der Sonne geweiht.

Er. Wer baute dieſen Tempel?

Sie. Der herrliche Freund der Gottheit, Nikanor der Weiſe.

Er. Nikanor? — Und dieſer weihte auch dich und deine Schweſtern dem Dienſt der Sonne?

Sie. Er ſelbſt.

Er. Biſt du hier gebohren?

Sie. Ich weiß nicht, wo ich gebohren bin. Zu Fronteja wurde ich erzogen. Ich kenne meine Eltern und mein Vaterland nicht.

Er. Darf man den Tempel beſehen?

Sie. Kein Uneingeweihter darf ihn betreten.

Er. Kömmſt du nicht zuweilen in Nikanors Wohnung?

Sie. Selten.

Er. Haſt du das Gelübd' ewiger Jungfrauſchaft abgelegt?

Sie. Nein.

Er wollte weiter fragen, als er den Alten aus dem Tempel kommen ſah. Er ging auf ihn zu. Der Alte, ehe er ihn zum Wort kommen ließ, rief ihm lächelnd zu:

„Die Töchter der Sonne ſind ſchön. Nicht wahr?“

Ferrandino wollte ſeine Anſpielung nicht verſtehen, und bat ihn, ihm das Innere des Tempels ſehen zu laſſen.

„Du ſollſt es ſehen, — ſagte der Alte; — nur heute noch nicht.“

Damit nahm er ihn bey der Hand, führte ihn auf einen mit Myrthen bepflanzten Hügel, in deren Schatten eine kleine Kapelle ſtand.

„Die Myrthen, — ſagte er, — ſind der Liebe heilig, und dieſe Kapelle iſt ihr auch geweiht.“

„Biſt du kein Chriſt?“

„Ich glaube, ein ſehr guter Chriſt zu ſeyn.“

„Und opferſt heidniſchen Gottheiten?“

„Haſt du nie der Liebe geopfert?“

„In keinem Tempel.“

„Ihre Tempel ſind allenthalben, wo ſie ſelbſt iſt.“

Er machte ihn hierauf auf die ſchöne Gegend aufmerkſam, und führte ihn hinab ins Thal. Hier legte er ſich unter einer Zypreſſe nieder, und vor ihm tanzten ſechs liebliche Mädchen einen griechiſchen Zirkeltanz, nach dem Klange einiger Inſtrumente. — Hierauf fuhr ſein mit vier weißen Hirſchen beſpannter Wagen vor. Er ſtieg hinein, und fragte Ferrandino: ob er mit ihm zurück, nach der Villa, fahren wolle?

Ferrandino fragte nach Olimpien. Er erfuhr, ſie bleibe heute in dem Tempel, und ſetzte ſich zu dem Alten in den Wagen.

Sie kamen zur Tiſchzeit in der Villa an. — Die Tafel war gut und ſtark beſezt. Geſang, Tanz und Muſik, verherrlichten die Feſtlichkeit des Mahles, und die Unterhaltung war ungezwungen und lebhaft. — Der Alte gab Räthſel auf, von denen die meiſten Seraſina mit ungemein viel Scharfſinn zu löſen wußte. Der Alte verehrte ihr einen Blumenkranz, und trank ihre Geſundheit. — Geſang und Gebet ſchloſſen die Tafel, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich.

Ferrandino nahm ſeine Guitarre, ging damit in den Garten, eilte der Pomeranzenlaube am Waſſerfall zu, ſpielte dort, ſang, und wurde von dem Rauſchen des Waſſerfalls bald in ſüßen Schlummer gewiegt.

Als er die Augen aufſchlug, ſaß Serena neben ihm, wehrte mit einem Myrthenzweige die Fliegen von dem Schläfer, und ſpielte mit ſeinen Locken. Ihre Blicke lächelten auf ihn herab, und ſeine geöffneten Augen küßten ihre würzigen Lippen.

„Ich werde hier ja wohl endlich noch ein völliger Weichling werden!“ — ſagte Ferrandino.

Serena liſpelte ihm zu:

„Bleib mein Liebchen, und werde übrigens, was willſt du!“

Sie ergriff die Guitarre, präludirte kurz, und ſang:

Romanze.

Am Bache lag's Liebchen
Im lieblichen Traum,
Sein Schlummer war ruhig,
Er athmete kaum.

Da ſah ihn das Mädchen;
Sie ſchlich ſich herzu,
Und freute ſich innig
Der friedlichen Ruh.

Sie küßte ihm leiſe
Das zärtliche Licht
Der zitternden Augen;
Er regte ſich nicht.

Sie wand ſeine Locken
Um Finger und Hand,
Und küßte behaglich
Dies ringelnde Band.

Er athmete ſtärker,
Sein Auge ging auf,
Sie küßte, ihn grüßend,
Ein Küßchen darauf.

„Was ſchlummert mein Liebchen
Am rauſchenden Bach?
Was küß' ich im Grünen
Den Schlafenden wach?

Im Arme der Liebe
Schläft Liebchen ſo weich.
Ach! wechſ'le, mein Trauter!
Dein Lager doch gleich."

Sie legte ſeinen Kopf in ihren Schooß, hielt ihn feſt, und überdeckte ihn mit zärtlichen Küſſen. — Es kamen Leute. Sie verließen die Laube, und eilten auf Serenens Zimmer.

Eben verließ dieß Zimmer der Freude Ferrandino wieder, und ging über die Gallerie, als es ihm einfiel zu ſehen, ob das Zimmer der Skelette offen ſey. — Es war offen. Die Thür ging auf. Er trat hinein, die Namen an den Köpfen zu leſen.

Der erſte Name den er an einem dieſer Todtenköpfe erblickte, war:

Roſalie.

Er bebte zurück, ſeufzte tief auf; „Ach Roſalie!" — trat wieder hinzu, las dieſen Namen noch einmal, verließ eilig das fürchterliche Gemach, schlug die Thür hinter ſich zu, und eilte in heftiger Bewegung über die Gallerie, auf ſein Zimmer.

Ende des Erſten Theils.

Ferrandino.

Fortſezung der Geſchichte
des
Räuber-Hauptmanns
Rinaldini
von
dem Verfaſſer derſelben.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1800.

Ferrandino.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

Die Welle, die dich decken ſollte,
warf mitleidsvoll dich an das Land,
und als ſie rauſchend weiter rollte,
lagſt du am unwirthbaren Strand.
Der Donner rollt, der Blitz ſchlägt ein,
und treibt dich tiefer landhinein.

Bald verließ Ferrandino ſein Zimmer wieder, und eilte zu dem Alten. Er fand ihn luſtwandelnd im Garten, umgeben von einer Anzahl Schüler und Schülerinnen, mit denen er ſich über die Wunder der Natur unterhielt. Er trug ein himmelblaues, mit Sternen geſticktes Kleid, umwunden mit einem gelben Gürtel, und eine goldene Kette, an welcher als Schauſtück ein Saphir mit Edelſteinen umfaßt hing, umſchlang ſeinen Hals, und bedeckte ſeine Bruſt. So, als Demiurg *) geſchmückt, befand er ſich, lehrend, in der Mitte ſeiner weißgekleideten Jünger und Schülerinnen, unter denen auch Serena und Serafina mit einher gingen.

Der Alte bemerkte Ferrandino, grüßte ihn, und fuhr in ſeiner Rede fort.

„Groß und erſtaunenswürdig ſind die Werke der Natur, und groß und anbetenswürdig iſt der, der alles dies hervorgebracht hat, und erhielt. Kein Sterblicher kann ihn ſehen, und kein Menſch

---

*) Die Benennung des oberſten Aufſehers der Geſellſchaft der ägyptiſchen Myſterien, die den Leſern unter dem Namen Krata Repoa bekannt ſind.

wird ſich ſeinen Blicken entziehen. — Geht nun, ihr **Kinder der Arbeit!** überlegt, bedenkt, und erwägt alles, was ich euch geſagt habe, wohl in euern Herzen.“

Die Zuhörer gingen, und der **Alte** blieb mit **Ferrandino** allein.

Nikanor. Wie es ſcheint, haſt du mich aufgeſucht, mir etwas zu ſagen?

Ferrandino. So iſt es.

Nikanor. Was haſt du mir zu ſagen?

Ferrandino. Ich war im Zimmer der Skelete —

Nikanor. So?

Ferrandino. An dem Schädel des einen Gerippe, blinkte mir ſchrecklich der Name **Roſalie** entgegen. — Was ſoll das?

Nikanor. Was es ſoll? — Die Aegyptier hatten die Gewohnheit, die Leichen geliebter Perſonen bei Gaſtmalen ſogar auf ihren Tafeln zu haben. Es war der dritte Grad der Krata Repoa, **das Thor des Todes**, in welchem der Eingeweihte **Melanephoris** genannt, in ein Zimmer gebracht wurde, das mit Vorſtellungen von einbalſamirten Körpern und Särgen beſetzt war. Alle Wände hingen von dergleichen Zeichnungen voll.

Ferrandino. Und jene ſechs Skelete in dem finſtern Zimmer? —

Nikanor. Sind die irrdiſchen Ueberreſte von Freunden, von uns werthen Menſchen.

Ferrandino ſchwieg. Der Alte ging gleichfalls ſchweigend neben ihm, bis zu einer Raſenbank. Hier ſetzte er ſich nieder, und Ferrandino lehnte ſich an einen Baum.

Nikanor. Die Knochenüberreſte deiner und meiner Freunde, haben dich verſtimmt.

Ferrandino. Ich kann's nicht läugnen.

Nikanor. Wir haben junge Aerzte unter uns. Ob dieſe die Knochenlehre an den Skeleten unſerer Freunde, oder an den Gerippen fremder Menſchen ſtudiren, das iſt einerlei. — Betrachte es wenigſtens von *dieſer* Seite.

Ferrandino. Gieb die Ueberreſte der Freunde, der Erde.

Nikanor. Biſt du ein Freund der Putrefaktionslehre? — Ich, nicht. — Das Ueberirrdiſche iſt allzuſichtbar von dem Irrdiſchen getrennt. Was können Seele und Knochen mit einander gemein haben? —

Ferrandino. Ich diſputire nicht!

Nikanor. Wer fordert dich dazu auf?

Beide ſchwiegen. — Der *Alte* ſtieg auf, und ging weiter. Ferrandino ging neben ihm, und ſah zur Erde.

Nikanor. Es iſt nicht gut, Ferrandino! daß du dich ſo leicht verſtimmen läßt; es iſt nicht gut, daß du, immer noch, wie ſonſt, ſo trotzig biſt! Du willſt nicht mehr in düſtern Höhlen und Wäldern leben, du willſt unter Menſchen ſeyn, und in die menſchliche Geſellſchaft, ſchickt ſich nichts weniger als Trotz; die Menſchen ertragen ihn nicht gern. Entweder man erwidert deinen Trotz, — dabei gewinnſt du nichts; — oder man flieht dich, — und dabei, gewinnſt du noch weit weniger.

Ferrandino. Ich fühle daß du Recht haſt.

Nikanor. Wenn du das fühlſt, ſo habe ich ſchon viel über dich gewonnen, und du wirſt mir folgen. — Höre mich alſo an, und glaube mir, denn aus mir ſpricht die Erfahrung.

Ferrandino. Belehrete mich!

Nikanor. Ich will dir ein Geheimniß anvertrauen, und dadurch! entdecke ich dir das Geheimniß aller klugen Menſchen, die in der Welt bedeutend worden ſind, und es noch werden. Nenne das, was ich dir ſage, Philoſophie des Lebens, und handle nach dem, was du von mir hörſt.

Ferrandino. Du ſpannſt meine Erwartung!

Nikanor. Die Pflichten der menſchlichen Geſellſchaft, ſind nur ein unaufhörlich fortgeſetzter Tauſchhandel. Laß dich auf keine Schritte ein, ohne zu erwarten, daß ſie dir Vortheile bringen. Deinen Verſtand, deine Einſichten, deinen Dienſteifer, und deine Gefälligkeiten, alles, lege im Handel an. Thue deinen Nebenmenſchen keinen Schaden, achte ſie, wenn du mußt, diene ihnen, wenn du kannſt, laſſe ihnen ihre Anſprüche, und entſchuldige ihre Schwachheiten. Sie ſind nicht undankbar: Deine Auslage wird dir immer, mit beträchtlichen Zinſen, wieder erſtattet werden.

Ferrandino. Es werden unter dieſen Menſchen aber auch Freunde ſeyn —

Nikanor. Gewiß!

Ferrandino. Und dieſe — ?

Nikanor. Betrachte die Freundſchaft ſtets als das ſchönſte und das gefährlichſte Geſchenk des Himmels.

Ferrandino. Wie?

Nikanor. Ihre Süſſigkeit iſt entzückend, ihre Unbeſtändigkeit entſetzlich. Und, wie willſt du, daß ein Weiſer ſich der Gefahr eines Verluſtes ausſetze, deſſen Bitterkeit ſein ganzes übriges Leben vergällen kann?

Ferrandino. Was ſagſt du? Du ſprichſt gegen dich ſelbſt, ſprichſt gegen deine eigenen Handlungen.

Nikanor. Das ſcheint dir nur ſo. — Merke dir das: Trifft deinen Freund ein Unfall und du haſt kein Hülfsmittel dafür, ſo erſpahre dir den Schmerz, ihn leiden zu ſehen.

Ferrandino. Das kann ich nicht!

Nikanor. Der Menſch kann alles, was er will.

Ferrandino. Ich will es nicht!

Nikanor. Das iſt etwas anders!

Ferrandino. Mit meinem Freunde muß ich leiden, wenn ich ihm auch nicht helfen kann, und ſtirbt er, ſo bleibe ich untröſtlich zurück, wenn ich nicht mit ihm ſterben kann.

Nikanor. Nur Kindern geziemt es, zu weinen, und all ihr Spielzeug wegzuwerfen, wenn man ihnen ein Stück davon genommen hat. Was du in der Welt verlierſt oder gewinnſt, das kömmt doch immer auf das ſogenannte Glück an. Stelle dich dieſem wankelmüthigen Glück als eine Kugel dar, welche es hinrollen kann, wohin es will, an der aber nirgends ein Fleck iſt, an welchem du feſt zu halten biſt. Will das Glück ſich zu dir ſetzen, wohl! ſo reiche ihm die Hand; breitet es ſeine Flügel aus, davon zu fliegen, ſo gieb ihm ſeine Geſchenke zurück, und laß es fliegen. — Du weißt ja, was Weiber ſind, und ich hoffe, du kennſt ſie! — Das Glück iſt auch ein Weib. Ihre Launen müſſen dich ergötzen, ſie aber dürfen ſie dich betrüben. — Es giebt Menſchen, die ſich für glücklich halten, weil ſie ſich für weiſe halten, halte du dich für weiſe, wenn du dich glücklich fühlſt.

Er drehte ſich herum, und ging. Ferrandino hielt ihn zurück.

Nikanor. Was willſt du? Habe ich dir noch nicht genug geſagt?

Ferrandino. Genug, genug! und dennoch noch nicht alles, was ich zu hören wünſche.

Nikanor. Und das iſt?

Ferrandino. Antwort auf die Frage: was aus mir werden ſoll?

Nikanor. Liegt ſie nicht in meinen Lehren?

Ferrandino. Ich will nicht allein belehrt, ich will auch beſchäftiget ſeyn.

Nikanor. Ich glaubte dich hier mit Seraſinen und mit Serenen beſchäftiget.

Ferrandino. Ich verlaſſe dich.

Nikanor. Die Mädchen werden weinen.

Ferrandino. Und du? —

Nikanor. Ich? — Ich werde dir glückliche Reiſe wünſchen. — Wohin willſt du gehen?

Ferrandino. In die unbekannteſten Länder.

Nikanor. Hm! — Hätteſt du denn wohl Luſt, in das Land der Wunder, nach Aegypten, zu reiſen?

Ferrandino. Nach Aegypten?

Nikanor. Ein merkwürdiges Land!

Ferrandino. Sahſt du es?

Nikanor. Ja.

Ferrandino. Du warſt in Aegypten?

Nikanor. Wie ich dir ſage.

Ferrandino. Sonderbar!

Nikanor. Dabei iſt nichts Sonderbares. Es waren mehrere Menſchen als ich, in Aegypten. Aber wer kann ſeit Alexanders Heerzug uns etwas von dem Ammons-Tempel ſagen? Den mußt du aufſuchen und ſehen.

Ferrandino. Sahſt du ihn?

Nikanor. Ich ſah ihn.

Ferrandino. Wie?

Nikanor. Ich wurde dort geweiht. — Mitten in den ungeheuern Sandwüſten Aegyptens, liegen, gleich Inſeln auf ungebahntem Meere, kleine fruchtbare, bewohnte Flecken, die man Oaſis nennt. Auf einer dieſer Inſeln, liegt der Ammons-Tempel. — — Als Alexander, der große König, — der ein König im ſtrengſten Sinne dieſes Worts war, — endlich auch Aegypten erobert hatte, kannte er keinen heftigern Wunſch, als den Tempel des Jupiter Ammon zu ſehen.*) Er begab ſich daher mit einem kleinen Korps ſeiner Krieger auf den Marſch in die unwirthbare Wüſte, deren brennender Sand die Sohlen durchglüht. Dort zeigt ſich kein Baum dem entzündeten Auge, kein Gräschen blickt durch glühenden Sand. Wie auf dem unermeßlichen Ozean ſchweben die Blicke, Land ſuchend, ängſtlich umher. — Endlich, erblickten dieſes die Macedonier, und kamen an eine, von einem dichten Wald umwachſene Inſel, durchſtrömt von vielen ſüſſen Quellen; und das verborgene Prieſtervolk kam den kühnen Helden entgegen. — Mitten in dem Walde, bei einer Quelle, die des Morgens lau, des Mittags, bei der größten Hitze, kalt, gegen Abend warm, und gegen Mitternacht, ſiedend heiß wird, ſteht der Tempel des Jupiter Ammon.

---

*) Arrian. L. III. c. 3. 4. — Diodor. L. XVII. c. 5 — Curtius. L. IV. c. 7.

Ein Knabe näherte ſich, und brachte dem Alten einen Brief. Er erbrach, und las ihn. — Als er dem Knaben einen Wink gegeben hatte ſich zu entfernen, ſagte er:

„Ferrandino! du wirſt morgen nach Raguſa gehen. — Dort bewohnſt du ein Haus, das zu allen Bequemlichkeiten des Lebens eingerichtet und wohl verſehen iſt. Meine Diener ſind auch die deinigen. — Biſt du einige Tage in Raguſa, ſo wirſt du von mir Aufträge und Geſchäfte erhalten. Jetzt muß ich ſogleich eine kleine Reiſe antreten. — Lebe wohl, und betrage dich nach meinen dir gegebenen Lehren in Raguſa.“

Schnell ging er davon, und als Ferrandino in die Villa zurück kam, war der Alte, wie ihm Serena ſagte, ſchon weggefahren. — Er war und blieb für dieſen Tag verſtimmt, und ſelbſt Serena vermochte es nicht, die Wolken zu verſcheuchen, die ſeine Stirn umzogen.

Sehr früh verlies er den folgenden Morgen die Villa, und ſetzte ſich in einen ſchönen Wagen, in welchem er, in Begleitung des jungen Fabio, die Stadt bald erreichte. — Fabio fuhr wieder zurück, und Ferrandino bezog die ſchönſten Zimmer eines geſchmackvoll meublirten Hauſes.

Er dehnte ſich auf einem Sofa allen Erwartungen der flüchtigen Zeit entgegen, als der Haushofmeiſter in ſein Zimmer trat, und ihn fragte: Wie er es in ſeinem Hauſe gehalten wiſſen wolle?

„Aufs beſte!" — war Ferrandino's Antwort, der über dieſe Frage nicht weniger als über die Erſcheinung des Mannes mit wichtiger Miene, frappirt war. Schnell aber ſuchte er ſich zu faſſen, und fragte: „Ihr ſeyd alſo der Haushofmeiſter?"

„Der habe ich die Ehre zu ſeyn, und ich darf ſagen, daß der Weiſe Nikanor mich mit ſeinem Zutrauen beehrt;" — antwortete der Haushofmeiſter ganz devot, und fuhr eben ſo fort: „Befehlt Ihr etwa das ſämmtliche Dienſt-Perſonale des Hauſes zu ſehen?"

„Das iſt nicht nöthig! aber — Was befindet ſich von demſelben hier?"

„Ein Kammerdiener, zwei Läufer, zwei Haiducken, zwei Reutknechte, ein Kutſcher ein Kellner, zwei Köche, ſechs Bedienten, vier Knaben, zwei Mohren, eine Kammerfrau, eine Schließerin, eine Bettmeiſterin, zwei Laufmädchen, und acht Mägde.“

„Wetter!“ —

„Ueberdies, — erlaubt! befinden ſich noch ein paar Cirkaſſierinnen im Hauſe.“

„Womit beſchäftigen ſich dieſe?“

„Laut dieſem Briefe des Weiſen Nikanor, ſollen ſie die Art ihrer Beſchäftigung von Euch und Euern Befehlen erwarten.“

„Von mir?“

„So ſteht es in dem Briefe.“

Er nahm, las, und fand, daß es wirklich in dem Briefe ſtand. Bedächtlich gab er den Brief zurück, und ſagte:

„Sie ſollen ſich ihre Arbeiten und Beſchäftigungen ſelbſt, und nach eigenem Geſchmack wählen.“

Der Kammerdiener trat ein, und meldete den Senator Pretega an.

Ferrandino ſprang auf, und öffnete ihm ſelbſt die Thür. — Der Haushofmeiſter und der Kammerdiener entfernten ſich. — Der Senator gab Ferrandino die Hand, und ſagte:

„Von Euerer Ankunft hier benachrichtiget, eilte ich ſogleich hieher, den Freund meines Freundes, des Weiſen Nikanor, willkommen zu heiſſen.“

Es fielen Komplimente von beiden Seiten, man gab und nahm Freundſchaftverſicherungen, und es kam endlich ſo weit, das Ferrandino den Senator zur Abendtafel bei ſich behielt.

Der Haushofmeiſter fragte: „ob den Cirkaſſierinnen die Aufwartung bei der Tafel erlaubt ſeyn ſollte?"

Dies wurde angenommen. Gleich darauf brachte der Kammerdiener einen Brief von dem Alten an Ferrandino. Er ſchrieb:

„Mein Freund!

„Ich habe vergeſſen dir zu ſagen, daß du
„unter dem Namen des Ritters Artenezo zu Raguſa leben wirſt. Was ich dir
„ſonſt noch zu ſagen habe, ſollſt du nächſtens erfahren. Nochmals erinnere ich dich,
„der Lehren, die ich dir gegeben habe, eingedenk zu ſeyn."

Nikanor.

Die Tafel wurde ſervirt, und die Cirkaſſierinnen, ein paar liebenswürdige Mädchen, traten auf. Ferrandino's Blicke entglühten bei dem reitzenden Anblick, und die Mädchen empfohlen ſich, indem ſie ihm die Hände küßten, ſeiner Gnade.

„Ich verſichere Euch, — ſagte der entzückte Ritter; — meiner Aufmerkſamkeit und Gewogenheit."

Der Senator warf lächelnd einige Bemerkungen über die ſchöne Erſcheinung der Cirkaſſiſchen Grazien hin, und man überlies ſich den Freuden einer überaus wohl und geſchmackvoll beſetzten Tafel. — Die Mädchen füllten die Becher, und ſie wurden oft mit verſchiedenen Geſundheiten geleert. — Endlich nahm der Senator den ſchönſten Pokal, gefüllt mit köſtlichem Falerner, und ſagte:

„Die ſchönſte Frau in Raguſa ſoll leben!"

„Und dieſe iſt?" fragte Ferrandino.

„Nach meinem Gefühl, iſt es die Gräfin Vendramino;" — antwortete der Senator. — „Und Ihr ſollt ſie, — ſetzte er hinzu; — in einigen Tagen auf einem Ball in meinem Hauſe, kennen lernen, um mein Urtheil zu beſtätigen."

Die Macht des Weines brachte endlich den Senator in eine Sänfte, in welcher er in ſeine Wohnung getragen wurde, und Ferrandino wurde zu Bette gebracht. — Der Kammerdiener fragte: „ob die Cirkaſſierinnen ihn in den Schlaf ſingen ſollten?"

„Da ich mich nicht erinnern kann, daß ich jemals in den Schlaf geſungen worden wär, ſo will ich es, der Neuheit der Sache wegen, einmal probiren. Sie mögen kommen, und ſingen!" — antwortete Ferrandino.

Die Mädchen kamen mit Harfen, ſetzten ſich ſeinem Lager gegenüber, ſpielten und ſangen.

Oritia.

Wenn die Vöglein traulich ſcherzen
in dem neubegrünten Hain,
ſteigt es mir ſo froh zu Herzen,
wünſch ein Vöglein ich zu ſeyn!

Hilaria.

Wenn die frohen Lämmer ſpielen
in dem bunten Wieſenklee,
wünſch' ich, ſo wie ſie, zu fühlen,
wird mir's ach! ſo wohl, ſo weh!

Oritia.

Ach! wer ſagt mir, was ich fühle?
was mich froh und traurig macht?

Hilaria.

Das ſind, Liebe! die Gefühle
deiner ſanften Zaubermacht.

Beide.

Ja! das iſt es, was ich fühle,
was mich froh und traurig macht.
Es ſind, Liebe! die Gefühle
deiner ſanften Zaubermacht.

Ferrandino ſchlief, und die Sängerinnen verließen ohne Geräuſch das Zimmer.

Er erwachte, und die ſchönſte Frau in Raguſa floh von ihm, denn ſie hatte die ganze Nacht hindurch ſeine Träume belebt. — Er ſchellte. Der Kammerdiener trat ein.

„Biſt du aus Raguſa?“ — fragte ihn Ferrandino.

Als der Kammerdiener dieſe Frage bejahend beantwortete, fragte er weiter:

„Welches iſt die ſchönſte Frau in Raguſa?“

Ohne Bedenken antwortete der Kammerdiener:

„Keine andere, als die Gräfin Vendramino.“

Ferrandino ſchwieg, und ſtieg aus dem Bette. — Unterm Ankleiden wurde über dieſes Thema weiter geſprochen.

Ferrandino. Alſo, die Gräfin Vendramino iſt wirklich die ſchönſte Frau in Raguſa?

Kammerdiener. Gewiß! — Ich glaube beinahe, die Weiber ſelbſt werden ihr das nicht ſtreitig machen.

Ferrandino. Viel geſagt!

Kammerdiener. Viel, und dennoch wenig. Die Gräfin iſt ein wahrer, inkarnirter Engel. Es ſitzen ſchon einige Herren, und zwar Herren von Stande, im Irrenhauſe, die über der Schönheit der ſchönen Vendramino den Verſtand verloren haben.

Ferrandino. Teufel!

Kammerdiener. Es iſt gewiß wahr! Ihr könnt Euch erkundigen.

Ferrandino. Iſt ſie verheurathet?

Kammerdiener. Sie war es.

Ferrandino. Ihr Mann iſt alſo geſtorben.

Kammerdiener. So etwas! — Gleichſam!

Ferrandino. Gleichſam? — So etwas?

Kammerdiener. Nun ja! Er kam weg, man weiß nicht, wohin. — Einige Zeit darauf hieß es, er ſey in den Bädern bei Spalatro geſtorben. Das war, vor ungefähr drittehalb Jahren. — Nun ging ein gewiſſer Marcheſe Nardonezzo, der ſchon vorher mit ihr bekannt war, ganz öffentlich mit ihr, als mit ſeiner Verlobten um. Aber bis zur Heurath kam's nicht.

Ferrandino. Er wurde ihr ungetreu?

Kammerdiener. Das weiß ich nicht. Aber er kam weg, niemand wußte wohin. — Endlich hieß es einmal, der Marcheſe habe eine Reiſe zu ſeinen Verwandten, nach Sizilien gemacht, und ſey dort von dem Räuber Rinaldini erſchlagen worden.

Ferrandino. Vom Rinaldini?

Kammerdiener. So heiß es.

Ferrandino. Das iſt nicht wahr! — das glaube ich nicht!

Kammerdiener. Wir ſind beide nicht dabei geweſen; und wer weiß, ob der Marcheſe jemals nach Sizilien gekommen iſt.

Ferrandino. Ich glaub's ſelbſt nicht!

Kammerdiener. Genug! die Menſchen murmeln gar ſonderbare Dinge von der Frau Gräfin.

Ferrandino. So?

Kammerdiener. Ja! — Ich rede aber kein Wort davon nach.

Der Haushofmeiſter trat ein, und fragte nach Befehlen. Ferrandino ſagte ihm, er werde alles ſeinem Gutdünken überlaſſen, warf ſich eilig in Kleider nahm Huth und Degen, und ging ohne Begleitung in die Stadt.

Nachdem er eine Meſſe gehört hatte, ging er in den Hafen, wo er ſich an dem bunten Gewühl der Menſchen von mancherlei Stand und Alter, und verſchiedenen Nationen, ergötzte. Hier drängten ſich Korſen, Sizilianer, Maltheſer, Türken, Engländer und Mohren, unter einander herum. Mancherlei Sprachen und Töne, Muſik, Geſang und Flüche durchtönten die Luft, und bunt, wie in einem Maskenſaal, wogte alles durch einander mit Thätigkeit oder reger Neugier.

In das Anſtaunen dieſes bunten Gewühls verſunken, ſtand Ferrandino lange unbeweglich. Endlich ging er zu einer Limonienbude, wo runde, volle, ſüßduftende Früchte, mit angenehmen Nebandbegriffen, *) ihm entgegen lachten. — Ein freundliches Mädchen verkaufte ihm Limonien, und ein Mann, in einen Mantel gehüllt, näherte ſich ihm. Er hörte ſich nennen, und drehete ſich herum. Der Verhüllte ſchlug den Mantel aus einander, und Ferrandino ſah Lodoviko vor ſich ſtehen.

Ohne Umſtände fielen beide ſich gleich in die Arme, und die Freude des Wiederſehens ertönte in frohlockenden Fragen. — Sogleich wurde in Ferrandino's Wohnung zurückgegangen, ein treffliches Frühſtück wurde aufgetragen, und eine Unterredung ohne Zeugen begann.

Lodoviko. Euch wieder, noch unter den Lebendigen zu ſehen, in dieſe köſtlich gefüllten Becher zu blicken — o! es iſt des Uebermaßes der Freude zu viel!

Ferrandino. Trink, und erzähle!

Lodoviko. Ich trinke und erzähle. — In dem ſchrecklichen Sturme, der unſer Schiff zerbrach, wurde ich von einer Welle auf einige Balken und Kiſten geſchleudert, die mit mir an einen kahlen Felſen geworfen wurden. — Hier friſtete ich mein Leben mit ziemlich kärglicher Nahrung bis in den dritten Tag. Da wurde ich ein Fiſcher-Schiffchen gewahr, das auf meine Signale herbei kam, und mich aufnahm. Ich kam mit den

---

*) „Os fermosos Limois, alli cheirando
Estao virgineas tetas imitando.“ — Camoens
Lusiad. Cant. XXIII. St. 61.

Fiſchern nach Palmaria, eine kleine Lipariſchen Inſel, und lebte dort unter den guten Leuten, über einen Monat. Dann wagte ich es, auf einer Siziliſchen Korn-Barke mit nach Sizilien zu ſchiffen. — Ich kam nach Palermo, und da ging mir's miſerabel. Als Packträger mußte ich im Schweiß meines Angeſichts mein Brod eſſen, und hatte oft nicht einmal welches. Was that ich? Der Hunger gab mir einen ſonderbaren Einfall ein. Ich ging durch die Straſſen, und rufte mich ſelbſt als einen Menſchen aus, der Dienſte ſuche. Der Einfall glückte. Eine Dame ſaß auf dem Balkon, hörte mich mich ſelbſt ausſchreien, lachte, winkte, ſprach mit ihr, und nahm mich in ihre Dienſte. Ich wurde montirt, und bekam Geſchäfte. — 's ging bei der ſchönen Signora Fortunata ein wenig bunt und wild her!

Ferrandino. Fortunata hieß ſie?

Lodoviko. Fortunata hieß ſie, und ihre Geſellſchafterin hieß Fiametta.

Ferrandino. Fiametta? — Ja, ſie ſind es!

Lodoviko. Wer?

Ferrandino. Weiber, die ich kenne.

Lodoviko. Ihr kennt ſie? — Wer weiß, ob Ihr ſie kennt!

Ferrandino. Du kannſt dich darauf verlaſſen: Ich kenne ſie.

Lodoviko. Es waren ſchöne Zeiſige!

Ferrandino. Wie ſo?

Lodoviko. Sie verſtanden ſich recht gut aufs Rupfen.

Ferrandino. Wie?

Lodoviko. Ja, ja! Sie hatten eben damals das zärtliche Söhnlein des Vice-Königs aus Meſſina unter der Scheere, und den ſchoren ſie derb. Der Papa hatte es erfahren, verſtand keinen Spaß, und lies die Madonnen einſtecken.

Ferrandino. Einſtecken?

Lodoviko. Einſtecken ließ er ſie, und den Herrn Sohn ließ er nach Meſſina bringen. Ich bekam bei der Gelegenheit fünf und zwanzig ad poſteriora, und wurde unter die Soldaten geſteckt. — Acht Tage darauf verließ ich die Fahne, und kroch in alte bekannte Schlupflöcher. Ich fand zwar ein paar Buſchklepper, aber eine Rinaldiniſche Geſellſchaft konnte ich nicht auffinden. Ich machte mich alſo in einen Hafen, und ging mit einer Galeere nach Maltha. Dort fand ich ein Raguſaniſches Schiff, und kam mit demſelben heute hier an. — Das iſt die getreue Relation meiner Abentheuer. — Jetzt dankte ich dem Himmel, daß ich hier bin, und daß ich Euch gefunden habe! — Wie ich ſehe, lebt Ihr hier auf einem glänzenden Fuß, und ſeyd ein wenig beſſer logirt, als das ſonſt gewöhnlich der Fall war. — Was treibt Ihr aber?

Ferrandino. Das glänzende Geſchäft des dolce farniente.

Lodoviko. Scharmant! — Aber ich wette darauf, das haltet Ihr nicht lange aus.

Ferrandino. Gewiß nicht!

Lodoviko. Ihr werdet doch bald wieder etwas vornehmen?

Ferrandino. Sicher! — Haſt du Luſt, Aegypten zu ſehen?

Lodoviko. Aegypten? — Ihr wollt Euch doch nicht etwa in das Krokodil-Land ſchicken laſſen? Nein! dazu ſeyd Ihr zu klug.

Ferrandino. Haſt du keine Neugier den Ammons-Tempel zu ſehen?

Lodoviko. Nein! — Wenn's aber ſeyn müßte, wenn —

Ferrandino. Der Alte ließ ſo etwas fallen.

Lodoviko. Wo iſt er?

Ferrandino. Drei Meilen von hier lebt er in morgenländiſcher Pracht, auf einer reitzenden Villa. Du ſollſt ihn heute noch ſprechen und ſehen. — Ich habe Briefe an ihn. Dieſe überbringſt du ihm. Er wird ſich freuen, dich wieder zu ſehen.

Da wurde Fabio gemeldet, und trat ein.

„Der herrliche Nikanor, — ſagte er, — weiß, daß ein alter Freund, Lodoviko genannt, bei dir iſt. Er will ihn ſprechen, und hat mich abgeſchickt ihn abzuholen."

Lodoviko und Ferrandino ſahen ſich an, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Endlich begann Lodeviko:

„Der Alte iſt noch immer der alte!"

Ferrandino gab ihm die Briefe, und Lodeviko machte ſich mit Fabio auf den Weg.

Ferrandino ſpeißte bei dem Senator Protega, und lernte einige edle Raguſaner kennen. Man ſprach von einem nahen Bruche Rußlands mit der Pforte, von einem Bündniß des deutſchen Kaiſers mit Rußland, und meinte, Raguſa werde zwiſchen ſeine Schutzherren ins Gedränge kommen. Man murmele, hieß es, von einem Freikorps, deſſen Errichtung die Pforte von Raguſa verlange; andere meinten, Oeſterreich werde eben dies fordern.

Ferrandino, der bei dieſem Geſpräch Langeweile hatte, ſehnte ſich nach einer Beendigung deſſelben, und es glückte ihm nur gegen das Ende der Tafel, ſelbſt der Unterhaltung eine andere, allgemeinere Wendung zu geben.

Nach der Tafel ging die Geſellſchaft aus einander, und Protega ſchlug Ferrandino einen Spaziergang in ſeinen Garten außerhalb der Stadt vor. — Der Vorſchlag wurde angenommen und ausgeführt.

„Ich habe — begann Protega, als ſie einige Zeit in dem Garten umher gewandelt waren, — eine ſchöne Nachbarin; die Gräfin Vendramino, von der ich geſtern ſchon mit Euch ſprach."

Ferrandino verſetzte lächelnd:

„Das möchte wohl Euch mehr als Euerm Garten Gefahr bringen."

„Wollen wir ſie — fragte Protega, — überraſchen? — Ich hoffe, ſie iſt hier."

Da Ferrandino nichts dagegen einzuwenden hatte, wurde der Ueberfall ſogleich ausgeführt, aber — die Gräfin war, wie es heißt, in der Stadt.

Der Abend kam herbei, und ſie gingen in die Stadt zurück.

Ferrandino unterhielt ſich mit den Cirkaſſierinnen, ließ ſie mit ſich ſpeiſſen, ließ ſich vorſingen, und entſchlief auch dieſen Abend mit der beſten Laune.

Der folgende Tag ſollte für ihn lebhafter werden!

Er ging nach dem Frühſtück in der Stadt umher, und bewunderte eben die ſchöne Architektur der Johannis-Kirche, als einige gemeine Kerle aus einem Weinhauſe auf ihn zu getaumelt kamen. Er trat auf die Seite, ſie vorüber zu laſſen, als der eine ſtehen blieb, und ihn mit großen Augen angaffte.

„Straf mich Gott! — ſchrie er; — Seht dieſen Mann hier an, und ihr ſeht den verrufenen Rinaldini, wie er leibt und lebt vor euch.“

Raſch trat Ferrandino auf ihn zu, und ſagte:

„Haſt du den Mann, den du ſo eben nannteſt, gekannt?“

„Ich habe ihn gekannt;“ — ſagte jener ganz trotzig.

„Der Wein lügt aus dir.“

„Herr! der Wein lügt nicht. Der Wein ſpricht die Wahrheit.“

„Geh nach Hauſe, und ſchlafe deinen Rauſch aus.“

„Was? Herr! was ſagt er? Ich hätte einen Rauſch? — Mord und alle Wetter! brüllen will ich, wie eine Gerichtsposaune, ſchreien will ich, daß es die ganze Stadt hören ſoll: So wie er, ſah der Räuberhauptmann Rinaldini aus.“

Schon verſammelten ſich einige Leute um den Kerl, und fragten: was es gebe?

Ferrandino hielt alle Erklärungen für unräthlich, ſagte ganz gelaſſen:

„Einen Trunkenbold giebt es hier!“

und ging, um dem Scharme aus den Augen zu kommen, in das nächſte Haus.

Hier trat ihm ein Laufer entgegen, und fragte ihn: Ob er die Frau Gräfin ſprechen wolle?

Ferrandino verbeugte ſich, ſo verlegen und ungeſchickt wie möglich, und das Mädchen fuhr fort:

„Der Herr Senator Protega befahl mir, Euch dieſen Herrn vorzuſtellen.“

Die Gräfin trat einige Schritte in das Zimmer zurück, bemerkte die Verlegenheit des Fremden, wurde ſelbſt verlegen, und liſpelte endlich:

„Wollt Ihr nicht näher treten?“

Raſch trat Ferrandino in's Zimmer, ergriff die Hand der Gräfin, und ſagte:

„Der Senator Protega mag und wird alles entſchuldigen, was jezt gegen Etikette und Gewohnheit vorgeht. Ein ſonderbarer Zufall ſetzt mich in Verlegenheit, und bringt mich hieher. — Ich bin der Ritter Artenego.“

„Ach! der? — lächelte die Gräfin. — Der Ritter Artenego iſt mir willkommen.“

„Nicht weiter! — ſchrie eine Stimme in der Entfernung. — Ihr beleidiget die Frau Gräfin.“

„Was iſt das?“ — fragte die Gräfin ängſtlich, und zog die Klingel.

Die Saalthür ging auf. Ein Offizier trat in den Saal. Die Domeſticken der Gräfin drängten ſich ihm nach.

„Mein Herr! — fragte die Gräfin. — Was ſucht man hier?“

„Ich bitte um Verzeihung! — ſagte der Offizier; — Ich ſuche nun nichts mehr. Ich habe gefunden, was ich ſuchte.“

„Und das iſt?“ — fragte die Gräfin.

Der Offizier wendete ſich zu Ferrandino, und ſagte:

„Euern Degen, mein Herr! Ihr ſeyd mein Arreſtand.“

„Ich?“ — fragte Ferrandino beherzt.

Offizier. Ihr.

Gräfin. Der Ritter Artenego?

Offizier. Dieſer Herr hier.

Gräfin. Er iſt mein Anverwandter.

Offizier. Frau Gräfin!

Ferrandino. Wo iſt der Senator Protega?

Offizier. Das weiß iſt nicht.

Ferrandino. Er kennt mich. Er weiß, wer ich bin.

Offizier. Ihr mögt ſeyn, was und wer Ihr wollt, ich habe Ordre, Euch zu arretiren. Jetzt fragt nicht weiter, und folgt mir.

Gräfin. Am Tage? Ueber die Straße?

Offizier. Wollt Ihr uns Euern Wagen geben?

Gräfin. Ohne Anſtand. — Erlaubt doch aber nur, den Senator Protega erſt herbeizurufen.

Offizier. Ich habe dazu keine Ordre. Der Herr folgt mir ohne Verzug, und iſt er wirklich Euer Anverwandter, ſo wird es ſich zeigen. Bis dahin aber, glauben wir Euch von ihm ſelbſt hintergangen, und halten ihn weder für Euern Anverwandten, noch für einen wirklichen Ritter, ſondern für den berühmten Räuberhauptmann Rinaldini.

Gräfin. Allmächtiger Gott! — Ritter! — Ihr? — Redet Seyd Ihr nicht der Ritter Artenego?

Ferrandino. Ich bin es.

Gräfin. Und Ihr wollt einen Mann von Stande mit einem ſo entehrender Namen belegen?

Offizier. Ich handle blos nach meiner Ordre. — Der Herr, wer er auch ſeyn mag, folgt mir!

Gräfin. Mein Herr! wißt Ihr aber auch, daß Ihr die Rechte meines Hauſes nicht verletzen dürft? Mein Haus iſt ein Freihaus.

Offizier. So lange nur, als der Senat es für rathſam hält, daſſelbe dafür gelten zu laſſen.

Gräfin. Das wär ein ſonderbares Privilegium! — Dies erkläre mir der Senat erſt ſelbſt — Jetzt erlaube ich keine Eingriffe in meine Rechte.

Offizier. Meine Ordre lautet: dieſen Mann hier, in dieſem Hauſe zu arretiren, und er folgt mir unverzüglich. — Wache!

Die Wache trat ein.

Gräfin. Herr Lieutenannt! keinen Schritt weiter! Ihr könnt und dürſt die Rechte meines Hauſes nicht verletzen. Es ſind Rechte, die meine Vorfahren für die wichtigſten, dem Staate geleiſteten Dienſte erhalten haben. — Die Ordre, die Euch einen Eingriff in dieſe Rechte erlaubt, muß mir ſchriftlich, vom Senat unterzeichnet, vorgezeigt werden. — Jetzt werde ich ſogleich zum Rettore der Republik fahren und ihm dieſen Vorfall ſelbſt melden. — Bis dahin, und bis ich mir Antwort auf meine Anfrage geholt habe, bleib der Ritter unverletzt in meinem Hauſe, und wenn er auch wirklich der wär, für den Ihr ihn haltet, der aber ſchon längſt nicht mehr unter den Lebendigen iſt.

Offizier. Ich habe meine Ordre von meinem Kommandanten. Dieſer muß verantworten, was er befohlen hat. Ich kenne meine Dienſtpflicht, und gehorche. — Mein Herr! folgt mir, und laßt es nicht zu Gewaltthätigkeiten kommen.

Gräfin. Nein! er ſoll Euch nicht folgen.

Offizier. Frau Gräfin!

Gräfin. Ich laſſe die Rechte meines Hauſes, Privilegien, die der Staat gab, nicht verletzen. Und wollt Ihr Gewalt brauchen, ſo müßt Ihr zuerſt Hand an mich legen. — Hier ſtehen meine Domeſtiken. Wagt es nicht, mich zu beleidigen. Bei Gott! es entſtehe daraus, was da wolle, und ſoll Blut fließen. Ihr ſeyd für alles verantwortlich! aber eine Republikanerin läßt ſich ihre Rechte nicht rauben, wenn man ihr nicht ihre Freiheit, oder ihr Leben zugleich raubt. — Eine Freiſtätte muß heilig bleiben!

Offizier. Und wenn ich ihn am Altar fänd, ich würde thun, was mir befohlen wurde. — Jetzt zum letztenmal! folgt mir.

Gräfin. Nein!

Ferrandino. Ich widerſetze mich Eurer Ordre nicht, aber die Rechte der Frau Gräfin werde ich mit dieſem Degen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.

Offizier. Das wolltet Ihr wagen?

Ferrandino. Ich will und werde es wagen.

„Was willſt du thun?“ — ertönte eine ſtarke Stimme.

Alle Blicke flogen dem Fragenden entgegen, und der **Alte von Fronteja** trat in prächtiger orientaliſcher, von Edelſteinen ſchimmernder Tracht, begleitet von ſechszehn Mohren, in den Saal.

„Mein Prinz! — ſchrie die Gräfin, indem ſie auf ihn zuflog, — Ihr ſolltet wiſſen“ —

„Ich weiß alles,“ — ſagte der Alte gelaſſen, und drückte ihr die Hand freundlich.

Alle ſtaunten ihn an, und der Offizier ſtand ſprachlos ihm gegenüber.

Der Alte behielt ſeinen heitern Blick und ſprach weiter:

„Ritter Artenego! mein Sohn, Ferrandino! folge der Macht, die Gewalt über dich hat. Gieb deinen Degen ab, laß dich vor den Senat führen, höre, was man dir zu ſagen hat; antworte gelaſſen und beſcheiden, wie es der Unſchuld geziemt, und erwarte den Triumpf, dich frei und losgeſprochen zu hören. — Ihr, Frau Gräfin! meldet dem Senat, was geſchehen iſt, und der Kommandant wird Euch Genugthuung geben müſſen. Dieſer Offizier aber muß ſeiner Ordre gehorchen, und du, mein Sohn! gehſt mit ihm. Vor der Thür hält mein Wagen, deſſelben kannſt du dich bedienen.“

Ferrandino. Aber, wißt Ihr auch —

Nikanor. Was ſollte ich nicht wiſſen?

Gräfin. Man glaubt —

Nikanor. Dieſer ehrliche Mann ſey Rinaldini. — Ich weiß es!

Gräfin. Und —

Nikanor. Und er iſt es nicht.

Gräfin. Gewiß nicht!

Nikanor. Der Zufall der menſchlichen Geſichts-Aehnlichkeiten ſpielt zuweilen ſonderbare Spiele. Es iſt ſchon mancher Menſch über eine Naſe in Verlegenheiten gekommen. Das hat nichts zu ſagen. — Ich kenne den Ritter, ich weiß, wer er iſt —

Gräfin. Aber, mein Prinz! ſo könntet Ihr ja —

Nikanor. O! ich könnte mancherlei. — Unſchuld muß aber für ſich ſelbſt ſprechen. Indeſſen, in *etwas* muß man der Vertheidigung dieſes guten Mannes doch an die Hand gehen. Ich bin in ſeiner Wohnung geweſen, ihn zu beſuchen. Als ich nun ſah und verſtand, was hier geſchehen ſollte, nahm ich ſeine Legitimations-Papiere zu mir, und — hier ſind ſie. Sie ſind verſiegelt. Herr Lieutenant! Ihr übergebt ſie dem Senat, mit Euerm Gefangenen zugleich. — Nun geht! ſonſt können wir dieſen Mittag nicht mit einander ſpeiſen.

Gräfin. Wir?

Nikanor. Wir.

Gräfin. Mit dem Ritter?

Nikanor. Mit dem Ritter; und zwar — hier bei Euch. — Geh, mein Sohn!

Ferrandino, jetzt mehr betäubt als verlegen, mehr mit dem Alten und ſeinem Betragen, als mit ſich ſelbſt und ſeinen Begebenheiten beſchäftiget, übergab dem Offizier ſeinen Degen, und folgte ihm und der Wache. — Eben wollten ſie den Saal verlaſſen, als zwei Senatoren eintraten. Sie übergaben der Gräfin einen Befehl des Senats. Sie las, und ſagte ganz gelaſſen:

„Ich füge mich in die Befehle des Senats, und der Ritter folgt ſchon der Wache.“

„Jetzt, — ſagte der Alte zu dem Offizier,

— überliefert die Papiere des Ritters den Herren Senatoren ſogleich. Es erſpahrt dem Ritter den Weg.“

Der Offizier übergab den Senatoren die Papiere. Sie öffneten das Siegel, laſen die paar Worte, gaben die Papiere dem Alten, und ſagten zu dem Offizier:

„Der Ritter folgt Euch nicht. Ihr habt Eure Pflicht gethan. — Das Uebrige verantworten wir.“

Der Offizier gab Ferrandino den Degen zurück, und führte die Wache ab.

Die Senatoren folgten dem Alten, der ihnen zuwinkte, in ein Zimmer. Die Augen der Gräfin ruhten auf Ferrandino, die ſeinigen ſahen zur Erde; alle die andern ſtanden unbeweglich, und die tiefſte Stille folgte der lauteſten Szene.

Endlich gab die Gräfin ihren Leuten einen Wink, und dieſe verließen, nebſt den Mohren des Alten, den Saal. Sie aber nahte ſich Ferrandino, und fragte:

„Wachen wir?“

Langſam erhob er ſeine Blicke, und ſagte:

„Wie oft kommen Wirklichkeiten täuſchenden Träumen ſo nah!“

„Sie rächen ſich für den Unmuth ihrer ſo oft zerrinnenden Herrlichkeiten,“ — ſagte die Gräfin.

„Ja; das iſt es,“ — ſeufzte Ferrandino.

Gräfin. Und nichts mehr?

Ferrandino. Und was?

Gräfin. Ein Seufzer iſt zu wenig für all das Geſchehene.

Ferrandino. Ich zahle doppelt, wenn ich wieder zu Athem komme.

Gräfin. Mir oder dem Prinzen?

Ferrandino. Beiden.

Sie lächelte, und verließ den Saal.

Ferrandino blieb nachdenkend zurück.

„Prinz, — ſprach er bei ſich ſelbſt, — nennt die Gräfin den Alten? — Er tritt in der Pracht und Tracht eines Sultans einher; die Senatoren geben auf ein einziges Wort von ihm, einem Menſchen die Freiheit, den ſie, um ſich ſeiner Perſon zu verſichern, ſogar in einer Freiſtätte aufſuchen laſſen. Wie? habe ich dieſen Mann nicht immer nur für einen Charlatan gehalten? Und ich hätte mich geirrt? —— Sollten Olimpiens hingeworfene Muthmaßungen vielleicht gar Wirklichkeiten, ſollten ſie Wahrheiten ſeyn? — Aber woher, warum das alles, was er für mich thut? Für mich!

Die Thür des Zimmers, in welches der Alte und die Senatoren gegangen waren, ging auf, und ſie kamen heraus.

Der Alte ging auf Ferrandino zu, ſagte freundlich zu ihm:

„Mein Sohn! mache dich reiſefertig“

und ging über den Saal in das Zimmer, in welches ſich die Gräfin begeben hatte. — Die Senatoren folgten ihm.

„Reiſefertig?“ — fragte Ferrandino, und blieb nachdenkend und betroffen, ohne Bewegung zurück.

Indem trat der Senator Protega in den Saal.

„Ritter! — ſagte er, — Ihr ſeyd gerettet. Ein Glück, daß der Prinz ſo eben in die Stadt kam! Wo iſt er?“

Schweigend bezeichnete Ferrandino das Zimmer, in welches er gegangen war, und Protega wollte ſogleich in daſſelbe gehen, als der Alte heraustrat.

„Es iſt alles gerichtet, geſchlichtet, beigelegt, und abgethan, — ſagte der Alte lächelnd. — Nun ſoll uns nichts die Mittags-Mahlzeit verderben.“

„Euere Aufträge, — fiel Protega ein, ſind beſorgt.“

„Gut!“

„Es iſt alles bereit.“

„Ich danke Euch. — Geht doch einen Augenblick zu der Gräfin.“

Protega ging, und der Alte winkte Ferrandino, ihm in ein Zimmer zu folgen. — Das geſchah.

Nikanor. Das war ein übler Zufall, mein Sohn!

Ferrandino. Und wie konntet Ihr mich retten?

Nikanor. Durch ein paar Worte, wie du geſehen haſt.

Ferrandino. Mein Dank —

Nikanor. Still davon!

Ferrandino. Erlaubt mir eine Frage.

Nikanor. Nun?

Ferrandino. Ich höre Euch hier allgemein Prinz nennen. Seyd Ihr —

Nikanor. Ob ich wirklich ein Prinz bin?

Ferrandino. Das iſt meine Frage.

Nikanor. Ich bin es.

Ferrandino. Aber —

Nikanor. Wir werden hier zuſammen ſpeißen. — Nach der Tafel wird dich Protega in den Hafen bringen. Dort beſteigt du eine Barke, und dieſe wird dich nach Dalmatien führen. Man wird dich auf ein Schloß der Gräfin Vendramino bringen. Dort kannſt du einige Zeit leben, bis du die Weiſung von mir erhalten wirſt, dich anders wohin zu begeben.

Ferrandino. Ihr verſpracht mir Beſchäftigung.

Nikanor. Du hätteſt ſie jetzt ſchon, hätte dein Geſicht dich nicht ſo ungelegen in Verlegenheit gebracht. — Nun müſſen wir auf etwas anderes denken. Es wird ſich ſchon finden!

Er nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in das Tafelzimmer, in welches auch bald darauf die Gräfin mit Protega kam.

Man ſetzte ſich zur Tafel.

Der Alte war ſehr heiter, und erzählte viel. Protega ſtimmte in ſeinen Ton. Die Gräfin ſprach wenig, und Ferrandino beinahe gar nicht.

„Kinder! — ſagte der Alte, — ihr ſeyd verſtimmt. So wird es aber nicht immer ſeyn. Ich hoffe, euch bald recht geſprächig zu ſehen.“

Nach der Tafel nahm Ferrandino Abſchied. Der Alte wünſchte ihm glückliche Reiſe. Die Gräfin that eben das, drückte ihm freundlich die Hand, und ſagte:

„Wir ſehen uns bald wieder!“

Ferrandino ging mit Protega in den Hafen, beſtieg eine Barke, und fand ſeine Sachen auf derſelben wohlgepackt und in der beſten Ordnung. — Protega umarmte ihn, ging an's Land zurück, und die Barke ſtach in die See.

Fünftes Buch.

Die Maske fällt. Da ſtehſt du wieder
und blickſt in das bedrohte Land.
Nichts ſchlägt des Kühnen Hoffnung nieder.
Die Zeit entflieht, es rinnt der Sand
von Glas zu Glas. Halt ein! halt ein!
Willſt du ſo ſchnell am Ziele ſeyn?

Zwiſchen Cipicho vecchio und Caſa roſana ging Ferrandino an's Land. Zwei Diener der Gräfin begleiteten ihn, und trugen ihm ſein Gepäck nach. In Tolone nahmen ſie Maulthiere, ließen die Berge von Comieruſi und Lazano links liegen, und erreichten endlich das Schloß Oſtroſine, das, ziemlich befeſtiget, auf einer Bergſpitze lag, und der Gräfin gehörte. Die Diener übergaben dem Kaſtellan des Schloſſes einen Brief, baten ſich von Ferrandino eine Beſcheinigung aus, daß ſie ihn glücklich an Ort und Stelle gebracht hätten, erhielten ſie, und gingen, für ihre Reiſe von ihm gut belohnt, wieder mit der Barke nach Raguſa zurück.

Toronero, der Kaſtellan des Schloſſes, empfing ſeinen Gaſt ſehr höflich.

„Herr Ritter! — ſagte er, — ſeyd willkommen auf Oſtroſine. Die Gräfin ſchreibt mir, Euch als den Herrn dieſes Schloſſes zu betrachten, und ich werde es an nichts fehlen laſſen, Euch meine Aufmerkſamkeit pünktlich zu beweiſen.“

Margaliſa, des Kaſtellans Schweſter, ein rundes, thätiges Geſchöpf. wieß dem Gaſte die Zimmer an, die dieſer ſehr bequem und geſchmackvoll meublirt fand.

„Iſt die Gräfin oft hier?“ — fragte er.

„Gewöhnlich des Jahrs ſechs Wochen, im Sommer,“ — antwortete Margaliſa.

Ferrandin. Ihr habt hier die Ausſicht in eine entzückend ſchöne Gegend.

Margaliſa. O! gewiß, die Gegend iſt ſchön, die Ausſicht iſt reitzend, aber man wird ſie auch gewohnt, ſo wie alles, was man täglich ſieht, ſeinen Spiegel nicht ausgenommen.

Ferrandino. Du ſiehſt wohl fleißig in den Spiegel?

Margaliſa. Täglich gewöhnlich, nur des Morgens, ich müßte mich denn etwa in der Küche ſchwarz gemacht haben; Sonntags aber geſchieht's ein paarmal mehr, wenn ich in die Kirche gehe.

Ferrandino. Haſt du weit in die Kirche?

Margaliſa. Ich gehe den Weg in einer Stunde. Ich bin aber eine gute Fußgängerin. Mein Bruder bringt länger zu. — Dort liegt unſer Pfarrdorf, dicht an dem Wäldchen.

Ferrandino. Ihr ſeyd wohl hier herum ſehr fromm?

Margaliſa. O ja! wenigſtens frommer als die Stadtleute. — Es wohnte einmal ein artiger Herr zwölf Wochen hier, und der ging während dieſer Zeit nicht ein einzigesmal in die Kirche.

Ferrandino. Wer war der artige Herr?

Margaliſa. Die Frau Gräfin ſchickte ihn auch mit einem Briefe her, ſo wie Euch. Er hieß Marcheſe Nardonezzo.

Ferrandino. Nardonezzo?

Margaliſa. Habt Ihr ihn gekannt?

Ferrandino. Nein.

Schweigend rekapitulirte er bei ſich ſelbſt, was ihm der Kammerdiener in Raguſa von dem Marcheſe Nardonezzo erzählt hatte, und Margaliſa trat näher zu ihm an's Fenſter.

Margaliſa. Werdet Ihr lange hier bei uns auf dem Schloſſe bleiben?

Ferrandino. Noch weiß ich das ſelbſt nicht.

Margaliſa. Wird die Frau Gräfin indeſſen auch hieher kommen?

Ferrandino. Ich glaube wohl.

Margaliſa. Nun ja! da wird's wieder lebendig werden. So lange ſie nicht hier iſt, leben wir, ich, mein Bruder, ſeine Frau, zwei Kinder, und eine Magd, wie die Einſiedler. Da iſt auch ein Tag wie der andere. Das bischen Arbeit iſt bald gethan, und dann hat man Langeweile. Es iſt etwas verwünſchtes in einem ſo abgeſonderten Schloſſe, auf einem Berge zu ſtecken.

Ferrandino. Das glaube ich.

Margaliſa. Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr lange hier bleibt. Ihr werdet ſicher viel Langeweile haben.

Ferrandino. Du biſt ja hier.

Margaliſa. Was kann Euch das helfen? Ich werde Euch die Langeweile nicht vertreiben können.

Ferrandino. Und doch wohl!

Margaliſa. Womit?

Ferrandino. Du wirſt mir erzählen —

Margaliſa. Was?

Ferrandino. Allerlei. — Von dieſem Schloſſe.

Margaliſa. Von unſerm Schloſſe? Davon weiß ich ſelbſt nicht viel. Mein Bruder weiß mehr davon.

Ferrandino. Was denn?

Margaliſa. Je nun! dies und jenes. — Unſer Schloß hat auch ſeine Heimlichkeiten. Ich kenne ſie aber nicht.

Ferrandino. Heimlichkeiten?

Margaliſa. Ich rede nicht gern davon.

Ferrandino. Warum nicht?

Margaliſa. Weil ich nichts Gewiſſes davon weiß.

Ferrandino. Ich habe auch mancherlei davon gehört.

Margaliſa. Ach geht! — Was denn?

Ferrandino. Es ſoll nicht recht geheuer hier ſeyn, ſagt man.

Margaliſa ſah ſich beſorgt um, trat ihm näher, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, blickte ihn gutmüthig an, und ſagte leiſe:

„Sagt nichts davon!"

Ferrandino ſah ſie freundlich an, drückte ihr die Hand, und ſagte eben ſo:

„Ich weiß, — was ich weiß."

Sie zog ihre Hand von ſeiner Schulter zurück, ergriff den Zipfel ihrer Schürze, zog ihn gegen die Bruſt, ſchlug die Augen nieder, und liſpelte:

„Ich habe nichts geſagt. — Und — ſetzte ſie ſchnell hinzu, — ich weiß auch nichts. Ihr wißt vielleicht mehr als ich."

Ferrandino griff ihr unter's Kinn, richtete ihr Geſicht auf, und lächelte ihr zu:

„Das glaub' ich ſelbſt!"

„Ich weiß zwar nicht, was Ihr von mir denken mögt, — ſagte ſie, — aber das iſt gewiß, ich bin gut, und meine es beſſer, als manche vornehme Dame."

Damit ſprang ſie aus dem Zimmer.

Ferrandino dachte den Aeuſſerungen Margaliſens nach, hielt ſie mit jenen Erzählungen des Kammerdieners in Raguſa zuſammen, und combinirte daraus mancherlei bedenkliche Vermuthungen. — Der Kaſtellan ſchien ein ſehr verſchloſſener Mann zu ſeyn, und gegen ihn betrug er ſich eben ſo zurückhaltend, von Margaliſen aber hofte er nach und nach mehr zu erfahren, deshalb that er ſehr artig gegen ſie, was ihm gar nicht ſchwer fiel, denn ſie war wirklich ein hübſches Mädchen, das noch dazu in der Einſamkeit eines Schloſſes doppelte Reitze erhielt, und beſchenkte ſie ſehr freigebig mit einer Halskette und einem Ringe. Dieſe Pretioſa wurden eben ſo gern angenommen, als ſie gegeben wurden, und Ferrandino ſah ſchon an der Aufmerkſamkeit, mit der er bedient wurde, daß die Dienſtwilligkeit durch die goldene Kette ſtark an den Geber gefeſſelt worden war.

Er war einige Tage auf dem Schloſſe, als er durch einen Bothen einen Brief an den Alten ſendete, in welchem er ihn dringend bat, ihm Beſchäftigung zu geben. Auch erſuchte er ihn, Lodoviko zu ihm zu ſchicken.

Margaliſen Zutraulichkeit näherte ſich nach und nach ihm immer mehr, und ſein freundliches Entgegenkommen beſtimmte das treuherzige Mädchen endlich ſogar, in dem freundlichen Herrn mehr als den blos freundlichen Herrn, zu ſehen. Seine Geſchenke und die Einſamkeit thaten auch das ihrige, und ſo kam es denn, daß der Herr

Ritter ſeine ſchönen Stunden eben ſo gefällig als wohlfeil erhielt. Das gefiel dem Mädchen, und gefiel dem Herrn. So waren ſie mit einander zufrieden.

Einſt, als ſie ſo ganz traulich bei ihm ſaß, fragte ſie lächelnd, ganz naiv:

„Die Wievielſte bin ich denn wohl die Ihr ſchon lieb gehabt habt?“

Der Ritter, freilich ein wenig gewandter als das gutherzige Schloßmädchen, wußte die Antwort dieſer Frage durch eine Gegenfrage klüglich zu vermeiden. — Eine Methode, die wir, gelegentlich geſagt, als ſehr heilſam jedem empfehlen wollen, der in die Verlegenheit kommen ſollte, einem artigen Weibe oder Mädchen eine ähnliche Frage zu beantworten. — Er fragte alſo:

„Der Wievielſte von denen, die dich lieb gehabt haben, bin ich denn wohl?“

Darüber vergaß das gute Ding ihre eigene Frage, wurde noch röther, als ſie wirklich ſchon war, ſchlug die Augen nieder, und zupfte an ihrem Buſentuche.

Durch dieſe Verlegenheit der Verlegenen, — ſo machen's die Männer! — noch kecker gemacht, verlor Ferrandino jeden Antwortspunkt aus dem Sinne, und wiederholte ſeine Frage ſehr dreiſt, indem er Margaliſens Geſicht dem ſeinigen entgegen drehte.

Sie wurde darüber faſt empfindlich, unterdrückte aber dennoch ihren Unwillen, und ſagte weinerlich:

„Ihr ſeyd der Dritte meiner Liebhaber, aber der einzige, der mehr als Küſſe von mir erhalten hat.“

Sie ſchwieg, fuhr aber ſchnell auf, und fragte faſt erzürnt:

„Glaubt Ihr das?“

„Ich glaube dir es nicht allein, — ſagte Ferrandino gelaſſen; — ſondern ich bin ſogar davon überzeugt.“

„Das läßt Euch der Himmel reden!“ — fiel ſie raſch ein, und ſchob etwas, das ſie mit der rechten Hand gefaßt hatte, unter das Buſentuch zurück.

„Was iſt das?“ — fuhr Ferrandino auf, rang mit ihr, und zog einen Dolch aus ihrem Buſen.

Er. Das war es, was du gefaßt hatteſt, und wieder zurück ſchobſt?

Sie. Das war es.

Er. Margaliſa!

Sie. Ich habe Euch gegeben, was ich keinem Manne wieder geben kann. Hättet Ihr ſo frech ſeyn, und dieſes Geſchenk abläugnen wollen, ſo hätte ich Euch den Mund auf ewig verſchloſſen, damit Ihr, undankbar, nie in der Welt wieder etwas hättet abläugnen können. —

Ich habe unbeſonnen gehandelt, aber — verhöhnen laß ich mich nicht.

Ferrandino ſah, daß er es mit einem Mädchen zu thun hatte, deren Entſchloſſenheit ſeiner Keckheit die Wage hielt. Er fand ſich ſchnell in die gehörige Rolle, warf ſeine Arme um ihren Nacken, küßte ſie heftig, und ſagte:

„Margaliſa! Jetzt liebe ich dich zwiefach!"

Sie ſchwieg, und einige große Thränen entſtürzten ihren Augen. Endlich ſagte ſie beinahe trotzig:

„Daß ich unglücklich bin, weiß ich. Aber das weiß ich auch, daß Ihr es mit mir ſeyn werdet, wenn Ihr es vergeſſen wollt, daß Ihr es ſeyd, der mich unglücklich gemacht hat."

So hatte Ferrandino noch kein Mädchen ſprechen hören. Alle ſeine Liebchen hatten ihm wohl nachgeweint, aber mit Dolchen waren ihm noch keine nachgefolgt. Er faßte ſich aber ſchnell, küßte Margaliſen zärtlicher, und ſagte:

„Sey ruhig, Margaliſa! ich werde nie vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin."

Da that es in dem verſchloſſenen Saale neben dem Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, einen ſtarken Fall.

„Was iſt das?" — fragte Ferrandino.

Margaliſa ſprang auf, ſchrie:

„Das iſt ja eben der Unglücks-Saal!" und verließ eilig das Zimmer.

Betroffen blieb Ferrandino zurück. Er lauſchte, und hörte nichts weiter. Er legte ſein Ohr an die Saalthür. Nichts bewegte ſich in dem Saale.

Er wandelte aus dem Schloſſe ein Stündchen im Freien umher, genoß das prächtige Schauſpiel der untergehenden Sonne, ein Schauſpiel, welches immer traurige Empfindungen in ſeiner Seele zurück ließ, und ging langſam den Berg hinauf, wieder in's Schloß zurück. — An der Zugbrücke ſah er noch einmal in's Thal zurück, das ſchon ganz im Schatten der Abenddämmerung lag, und ſeufzte:

„Es war eine Zeit, da trieb ich, wenn die Abenddämmerung auf die Thäler ſank, meine Ziegen in unſere kleine Wohnung zurück, und damals war ich froh und heiter. Jetzt blicke ich von ſtolzen Schlöſſern hinab in's Thal, und der Schleier der Abenddämmerung umhüllt meine Seele mit Traurigkeit.“

Er wankte in's Schloß, auf ſeine einſamen Zimmer zurück, fand den Tiſch gedeckt, und bald darauf trug Margaliſa ihm das Abendbrod auf. — Er leerte eine Flaſche Wein, und ſchellte nach einer zweiten. Margaliſa brachte ſie ihm.

„Du mußt mit mir trinken, — ſagte er. Du mußt bei mir bleiben. Es iſt mir zu einſam; ich bin verſtimmt —“

Margaliſa. Das iſt nicht gut. Kann ich Euch aufheitern?

Ferrandino. Du allein kannſt es.

Margaliſa. Wenn meine Arbeit gethan iſt, will ich wieder kommen. Aber Ihr müßt mir etwas vorſingen. Ihr ſingt gar zu artig, und könnt ſo ſchöne Lieder. Einige habe ich Euch ſchon abgelernt; das Fiſchermädchen, und den traurigen Rittersmann im Felſenthale.

Ferrandino. Komm nur wieder. Ich will dir Romanzen und Lieder ſingen.

Margaliſa. In einer Stunde bin ich wieder bei Euch.

Sie ging. — Nach einer Stunde kam ſie wieder zurück. — Sie ſetzte ſich mit ihrem Strickzeug auf ein Sofa, und Ferrandino ging, auf der Guitarre klimpernd, im Zimmer auf und ab.

„Hat Euch — fragte Margaliſa ganz unbefangen, — die Gräfin geſchrieben?“

„Nein.“

„Mein Bruder meinte, ſie würde wohl bald hieher kommen.“

„So?“

Eine Pauſe.

„Ihr erwartet ſie doch?“ — fing Margaliſa wieder an.

„Nein.“

„Nicht? — Wirklich nicht? Und Ihr ſeyd hier?“

„Das hat einen andern Grund, als dieſe Erwartung.“

„So!“

Eine zweite, längere Pauſe. — Ferrandino unterbrach ſie:

„Gehören Dörfer zu dem Schloſſe der Gräfin?"

„Zwei. — Das Dorf am Wäldchen, und jenes, rechts an dem großen Teiche."

„Sind Klöſter hier in der Nähe?"

„Eine Stunde von hier liegt ein Nonnen-Kloſter, vom Orden der heil. Klara; zwei Stunden weit iſt ein Kapuziner-Kloſter. Weiter kenne ich keine Klöſter in der Nähe. — In dem Klaren-Kloſter habe ich eine Schweſter. Sie iſt Pförtnerin."

„Du beſuchſt ſie wohl zuweilen?"

„Des Jahrs dreimal gewöhnlich, an den hohen Feſten. — Es könnte mir in dem Kloſter gefallen. — Einem armen Mädchen bleibt ja auch gewöhnlich nichts weiter als ein Kloſter übrig, wenn ſie keinen Mann bekömmt."

„Den wirſt du ſchon bekommen."

„Ei ja doch! die Männer ſind bei uns auch nur ſo zu haben!"

Hier entſtand die dritte Pauſe.

Margaliſa ſagte endlich:

„Was klimpert Ihr? Singt doch etwas. Ihr habt mir's ja verſprochen."

Ferrandino ſetzte ſich zu ihr, ſpielte und ſang:

Ballade

Rauch ſtürmte aus Norden der tobende Sturm,
er trillte die klirrenden Fähnchen am Thurm,
es bebten die wankenden Gipfel
erſchütterter Tanne im einſamen Hain,
es rauſchten wie Wellen die Schloßen herein
und knickten die ſchwankenden Wipfel.

Der Himmel umzog ſich mit grauſender Nacht,
hoch flammten die Blitze. — Vom Donner durchkracht
erbebte die Tiefe der Erde.
Schnell rauſchte der Waldſtrom in's einſame Feld,
es zittern die Felſen; die Veſten der Welt; —
ſo zittert vo'rm Wolfe die Heerde.

Da trabte von Blitze umleuchtet, umkracht
vom rollenden Donner, in grauſender Nacht
durch Felder und Haine, ein Ritter.
Schon wankte ermüdet ſein ſchnaubendes Roß,
da fand er in einem gar ſtattlichen Schloß
ein Obdach bei Sturm und Gewitter.

Der Hüter des Schloſſes, ein freundlicher Mann,
nahm treulich des Ritters und Roſſes ſich an,

bewirthete beide auf's beſte.
Drauf führt er den Ritter der Lagerſtatt zu,
und wünſchte bedeutend ihm glückliche Ruh,
in dieſer gar ſtattlichen Veſte.

Es drückte der Ritter den ſchwellenden Pflaum
des wohlangewieſenen Lagers jetzt kaum,
ſo hört' er ein dumpfes Getöne.
Die Fenſter erklangen, es knarrte die Thür,
er ſchob die Gardinen, da ſchaute er ſchier
in Aengſten die grauſende Szene.

Sechs Männer, umgeben mit Trauergewand,
je paarweis, die brennende Kerz' in der Hand,
ein jeder mit langſamen Schritte;
dann kamen ſechs Knochengerippe herein,
beſetzten die Tafel mit Speiſen und Wein,
den größten Pokal in die Mitte.

Dann kamen zwölf Diener in Trauergewand,
beſteckten mit Leuchtern und Lichtern die Wand,
und trugen die Stühle zuſammen.
Drauf wallten zwei Damen, gekleidet gar fein,
zwei Ritter, und viele Gerippe herein,
umgeben mit leuchtenden Flammen.

Sie ſetzten ſich nieder und hielten ein Mahl
gar prächtig im herrlich erleuchteten Saal,

und leerten die glänzenden Becher.
Dann winkten die Damen gar artig und fein,
da füllte der Mundſchenk mit perlendem Wein
ſchnell einen hellſtralenden Becher,

Verließ ſeinen Schenktiſch, kam langſam herzu,
und brachte den Becher zum Orte der Ruh,
wo ſich unſer Ritter jetzt ſtreckte.
Und plötzlich erfüllte ſein lauſchendes Ohr
ein trauriges Seufzen, und dann dieſes Chor,
das wimmernd und jammernd ihn ſchreckte:

„Trink, Ritter, nur immer den perlenden Wein,
ſo trinken die Menſchen Vernichtung hinein,
und gießen zu Flammen die Flammen.
So tranken wir alle, und gingen zur Ruh,
ſo trinke auch du unſerm Haufen dich zu,
ſo ſind wir doch endlich beiſammen.“

Es riefen die Ritter und Damen ihm zu:
„Auf! trinke nur! trinke, und trink dich zur Ruh;
willkommen bei Bruder und Schwager!“
Da bebte der Ritter auf ſchwellendem Pflaum,
erzittert' — erwachte — Es war nur ein Traum.
Wie ſprang er ſo fröhlich vom Lager!

„Ich bin wirklich recht froh, — ſagte Margaliſa, — daß alles nur ein Traum war. — Nein! ſingt nicht ſo etwas Fürchterliches, wenn es Nacht wird. Ich bin ohnehin furchtſam“ —

„So will ich dir ein Liedchen ſingen,“ — lächelte Ferrandino.

„Das thut!“

Ferrandino bedachte ſich ein wenig, präludirte und ſang dann:

Margaliſa iſt das Liebchen,
die mir nur allein gefällt —

„Habt Ihr das Liedchen ſelbſt gemacht?“ — fiel Margaliſa fragend ein.

„Ich dichte es unterm Singen.“

„Aha! — Wißt Ihr wohl, wie es in einem Liede heißt, das Ihr auch oft ſingt? Da heißt es:

Nichts erdenken, nichts erdichten
darf ein Mund, der Liebe ſchwört.
Vom Erdenken, vom Erdichten
ward manch Liebchen ſchon bethört.“

Ferrandino lachte, legte die Guitarre weg, umſchlang, küßte Margaliſen, und ſagte:

„So will ich die Wahrheit reden. Ich liebe dich!“

Sie ſeufzte:

„Wie lange?“

Sie vernahmen Fußtritte. Margaliſa ſprang auf, und ſezte ſich auf einen Stuhl. Ferrandino ergriff die Guitarre, und ſtimmte. — Der Kaſtellan trat in's Zimmer.

„Ich wollte Euch fragen, — ſagte er, — ob Ihr etwas nach Raguſa zu beſtellen habt? Es liegt ein Schiffer bei Coſa roſana, der dahin geht, und dem ich ſelbſt mancherlei mitgebe.“

Ferrandino ſchrieb an den Alten einen Brief, in welchem er die Bitten ſeines lezten Briefes wiederholte.

Margaliſa, die indeſſen mit ihrem Bruder das Zimmer verlaſſen hatte, kam, als Ferrandino ſchellte, wieder dahin zurück. Er gab ihr den Brief, und bat ſie, wieder zu kommen.

„Mein Bruder — antwortete ſie, — geht dieſe Nacht ſelbſt nach Coſa roſana. — Wenn er fort iſt, will ich kommen.“

Sie ging, und Ferrandino, dem ihre Geſellſchaft unentbehrlich geworden war, erwartete ihre Zurückkunft wirklich mit Ungeduld.

Gegen Mitternacht trat er an's Fenſter, und ſah hinab in's Thal. Der Mond erhellte die ganze Gegend, und er erblickte am Fuße des Berges einen ſtark beſpannten Wagen, und einige Menſchen hin und her gehen. Dieſe kamen bald den

Berg herauf in's Schloß. Als ſie aus demſelben zurück den Berg wieder hinab gingen, trugen ſie kleine Fäſſer, wie es ſchien, mit nicht geringer Anſtrengung ihrer Kräfte *). Sie kamen noch einmal, und gingen, eben ſo beladen, wieder zurück. — Der Kaſtellan ging mit ihnen, und führte ſein Pferd den Berg hinab, das er im Thale beſtieg. — Die Fäſſer wurden auf den Wagen gelegt, und der Zug ging im Thale rechts fort. Die Begleiter des Wagens waren, wie die Bewohner jener Gegend, die Morlaken, Haiducken, und die Dalmatier überhaupt, gewöhnlich **) bewaffnet.

Gleich darauf trat Margaliſa in's Zimmer. Es kam ſogleich zum Geſpräch.

„Iſt dein Bruder fort?“

„Er iſt fort.“

---

*) Von der Stärke der Bewohner jener Gegend ſprechen überhaupt alle Reiſende und Augenzeugen mit Bewunderung. Unter andern erzählt davon Wheler (Voyage T. I. p. 13.) folgendes: „Quelque perſonnes dignes de foy nous ont aſſeurez qu'ils ſont ſi robuſtes, que quatre d'entr'eux prenderont un homme à cheval ſur leurs épaule, et le porteront quelquefois vingt ou trente pas, dans les lieux les plus dangereux, et les plus étroits des Montagnes.“

**) S. Fortis Morlaken. S. 72.

„Was ſchaffte man in Fäſſern den Berg hinab?"

„Ich weiß es nicht."

„Du biſt nicht aufrichtig!"

„Eben weil ich aufrichtig bin, ſage ich, daß ich es nicht weiß. — Mein Bruder ſagt uns nichts von ſeinen Geſchäften. Solche Fäſſerchen werden oft von hier fortgeſchaft. Ich weiß nicht, woher ſie kommen, und was drinne iſt. Sie ſind ſehr ſchwer. Ihr wißt, daß ich Stärke habe, aber ich kann keins erheben."

„Sonderbar!"

„Ja! in unſerm Schloſſe giebt's wohl mancherlei ſonderbare Dinge, von denen ich nichts weiß. — Mein Bruder iſt gar geheimnißvoll, und wir Weiber, die wir überhaupt in unſerm Lande nicht groß geachtet werden, erfahren nichts von ſeinen Geheimniſſen."

„Er hat alſo doch Geheimniſſe?"

„Das will ich meinen!"

„Ich bin nicht neugierig, aber die Fäſſer beſchäftigen mich doch."

„Mich haben ſie ſchon längſt beſchäftiget. Beſonders, da ich gar nicht weiß, wo ſie herkommen. Ich ſehe ſie nicht in's Schloß bringen, und dennoch ſind ſie da, und werden fortgeſchaft."

Ferrandino warf ſich aufs Kanapee. Margaliſa ſetzte ſich zu ihm, und ſpielte mit ſeinen Locken.

Sie. Ihr denkt nach. Ich habe auch ſchon nachgedacht, — gar oft! — aber das hat mir alles nichts geholfen.

Er. Weißt du auch nichts von den Geheimniſſen des Saals zu erzählen, den du den Unglücks-Saal nennſt?

Sie. Mein Bruder nennt ihn ſtets den Unglücks-Saal, ſagt aber nie, warum, und hält ihn feſt verſchloſſen. Geheuer iſt es nicht damit. Wer weiß, welcher Kobold drinne haußt!

Er. Du glaubſt Geſpenſter?

Sie. Ei! wer wird die nicht glauben, — In unſerm Lande giebt's leider! Geſpenſter und Hexen vollauf.

Er. Auch Hexen?

Sie. Ja! — Da will ich Euch einmal erzählen, was ein Franziskaner-Mönch ſelbſt erfahren, geſehen, und einem vornehmen Herrn entdeckt hat.

Er. Nun?

Sie. Ein feiner, artiger, junger Haiduk fiel ein paar Hexen in die Hände, die ihm, während er ſchlief, das Herz aus dem Leibe nahmen, das ſie gebraten eſſen, und ſich wohl ſchmecken laſſen wollten. Er wurden ſeinen Verluſt nicht gewahr, weil er, wie geſagt, ſchlief.

Als er aber aufwachte, fing er an, Schmerzen zu fühlen, und entdeckte endlich, daß ihm ſein Herz fehlte. — Der Franziskaner-Mönch, der in eben der Kammer lag, aber nicht ſchlief, hatte alles mit angeſehen, und wußte, was die Unholdinnen gethan hatten, er konnte es aber nicht verhindern, weil ihn die Hexen bezaubert hatten. Endlich, als nun der junge Haiduk erwachte, löſte ſich die ganze Bezauberung. Die Hexen ſalbten ſich mit einem Oele, und flogen davon. Der Franziskaner aber nahm das Herz, das ſchon gebraten war vom Roſte, und gab es dem Jüngling zu eſſen; und der wurde denn mit Gottes Hülfe wieder geſund.

Er. Eine ſchreckliche Geſchichte!

Sie. Ja wohl!

Er. — — Wie lange wird dein Bruder von hier wegbleiben?

Sie. Zwei Tage.

Er. Könnteſt du mir nicht die Schlüſſeln u dem Saale verſchaffen?

Sie. Was muthet Ihr mir zu! — Ich müßte Euch gar nicht ein bischen lieben, wenn h Euch die Schlüſſeln verſchaffen wollte.

Er. Wenn du mich liebſt, verſchaffſt du e mir.

Sie. Nein! zu Euerm Unglück mag ich ichts beitragen.

Er. Geht dein Bruder in den Saal?

Sie. Ich glaube, wohl!

Er. Und es geſchieht ihm nichts? — Mir wird auch nichts geſchehen.

Sie. Der hat gar viele Zapize und Petizze.

Er. Was ſind das?

Sie. Das will ich Euch zeigen. Seht, hier an meinem Hemde-Hals habe ich einen Zapiz.

Es war ein Zettelchen, beſchrieben mit Heiligen-Namen und nichts ſagenden Karaktern. Die Prieſter verkaufen ſie den leichtgläubigen Dalmatiern und Morlaken als Präſervative für Geſpenſter- und Zauber-Unglück.

„Und an meiner Halskette, — fuhr Margaliſa fort, — hängt ein Petiz.“

Dieſes war eine Münze mit dem Mutter-Gottes-Bilde und dem Kindlein.

„Ach! — lächelte Ferrandino, — dergleichen Zapize und Petizze habe ich genug!“

„Wirklich?“ — fragte Margaliſa erſtaunt.

„Genug! — Wenn dieſe ſchützen, ſo kannſt du mir die Schlüſſeln geben, und es wird mir nichts Unangenehmes wiederfahren.“

Sie. Ich traue dennoch nicht!

Er. So taugen auch euere Zapize und Petizze nichts.

Sie. Ach ja! Aber — wenn Ihr unglücklich ſeyn ſolltet, ich wüßte nicht, was ich anfangen ſollte. — Und wenn ich Euch auch die Schlüſſeln wirklich geben wollte, ſo weiß ich nicht, wo ich ſie finden ſoll. Mein Bruder wird ſie gewiß verſchloſſen haben.

Indem vernahmen ſie ein Geräuſch. Sie lauſchten, und hörten deutlich, daß es in dem Saale war. — Margaliſa ſchmiegte ſich zitternd an Ferrandino an, und dieſer winkte ihr, zu ſchweigen. Sie zitterte, und ſchwieg.

Ferrandino erhob ſich langſam, ſtieg auf, ſchlich ſich an die Saalthür und lauſchte. — Es blieb ruhig.

Er ging zurück. Margaliſa erklärte ängſtlich, ſie werde dieſe Nacht nicht aus dem Zimmer gehen. — Ferrandino lächelte und verließ mit ihr das Zimmer. Sie gingen durch das zweite in's dritte Zimmer, und hier wurde Margaliſa ruhiger, gleichſam als ſey ſie durch eine weitere Entfernung von dem Saale in größerer Sicherheit, als in deſſen Nähe. — Als ſie ihn aber verließ, mußte ſie Ferrandino die Treppe hinab bis vor ihre Kammer, im unterſten Stock des Schloſſes begleiten.

Als er wieder in ſein Zimmer zurück kam, ielen ſeine Blicke auf ſeine Schatulle, die er ſeit einem Aufenthalte auf dem Schloſſe nicht geöff- et hatte, und ſogleich fiel es ihm ein, er habe in derſelben ſehr gute Schließ-Inſtrumente, die ihm Lodoviko aufzuheben gegeben hatte, als er ihn von Raguſa aus zu dem Alten verſchickte. — Er öffnete die Schatulle, nahm die Werkzeuge ehemaliger Geſchicklichkeit heraus, und entſchloß ſich raſch, die Geheimniſſe des ſogenannten Unglücks-Saals zu unterſuchen.

Eben ſo raſch ging er dabei zu Werke. nahm Gewehr zu ſich, und näherte ſich mit zwei brennenden Wachskerzen dem Schloſſe der Saalthür.

Die Vortrefflichkeit ſeiner Inſtrumente krönte ſogleich die erſte Probe. Die Schlöſſer wurden geöffnet, und die Saalthür ging auf. — Im Saal war es ſtill und finſter. Die Fenſter verdeckten Gardinen, die auch der feinſte Strahl des Mondes nicht durchbrach.

Ferrandino trat in den Saal, der leer und ohne Meublen war. Eine doppelte Flügelthür war rechts. Sie war nur einfach verſchloſſen, und öffnete ſich dem erfahrenen Schließer bald. — Sie führte zu einer langen Gallerie, die auf beiden Seiten mit Bildern geziert, und mit Wandleuchtern verſehen war. Auf den Wandleuchtern ſteckten Lichter, die, wie man deutlich ſah, angezündet geweſen waren.

„Alſo giebt es hier — ſprach Ferrandino bei ſich ſelbſt, — Menſchen denn Geiſter bedürften dieſer Lichter nicht!“

Mit feſtem Schritt und leiſem Tritt ging er weiter, und kam am Ende der Gallerie an eine gleichfalls verſchloſſene Thür. Er öffnete ſie, und trat in einen kleinen Saal, deſſen Wände auch mit Bildern und Leuchtern behängt waren. Eine Thür, die nicht verſchloſſen war führte in ein Zimmer. Dieſes war meublirt, und zeigte Spuren, daß es von Menſchen beſucht wurde. — Nun ging Ferrandino behutſam weiter, und kam aus dem Zimmer in einen ſchmalen dunklen, gewölbten Gang.

Hier blieb er ſtehen und überlegte, ob er jetzt weiter gehen, oder ob er ſeine ferneren Unterſuchungen bis morgen aufſchieben wollte. Zögernd ging er nur langſam nach und nach weiter, und überlegte noch, als er auf etwas Nachgebendes trat, worauf unter ihm laut eine Glocke ertönte, und er langſam auf einer Verſenkung in die Tiefe hinabfuhr.

Als er feſten Fuß faßte, befand er ſich in einem großen, von einigen ſchwebenden Lampen nur ſchwach erleuchteten Gewölbe, und ſah, daß die Maſchine der Verſenkung langſam wieder hinauf ging. — Nun war an kein Zurückgehen mehr zu denken.

Er ſtand, lauſchte, und hörte in der Entfernung ein Geräuſch wie von einer Pochmaſchine, und von Räderwerk, das durch Waſſer getrieben wird.

„Und ſollte ich mich der rauſchenden Arbeit der Danaiden, dem Rade Irions, und allen Schrecken des wahren, oder eines Orkus der

Krata Repoa nähern, — ſprach er bei ſich ſelbſt, — ich gehe weiter.“

Er nahm die Lichter in die linke Hand, in die rechte ein geſpanntes Piſtol, und ging weiter fort. — Je weiter er kam, deſto ſtärker wurde das Geräuſch.

Eine Thür hemmte ſeine Schritte. Er öffnete ſie entſchloſſen und trat in ein zweites, ſtärker erleuchtetes und niedrigeres Gewölbe, in welches er kaum den Fuß geſetzt hatte, als er eine Figur bemerkte, die bei ſeiner Erſcheinung laut auf: „Allarm!“ ſchrie und davon lief

Nun blieb er ſtehen, ſicherte ſich den Rücken, ſetzte die Lichter neben ſich auf die Erde, ſtellte ſich in bewaffnete Poſitur, und erwartete, was geſchehen würde.

Ein dunkelgekleideter Mann mit weißem Haar und Barte trat herbei, und donnerte ihm entgegen.

„Verwegener! wer biſt du? wie kömmſt du hieher? Was ſuchſt du hier?“

Gelaſſen antwortete Ferrandino:

„Ich frage dich: wer biſt du? Nach deiner Antwort wird die meinige folgen.“

Der Alte ſchwieg einige Augenblicke und fragte dann wieder:

„Biſt du allein hier?“

„Das wirſt du erfahren,“ — war Ferrandino's Antwort.

„Du biſt mit allen den Deinigen, ſo viele deren auch mit dir hier und in jenem Gewölbe verborgen ſeyn mögen, in meiner Gewalt, und ihr werdet lebendig nie dieſen Ort wieder verlaſſen, wenn ich euch nicht frei laſſen will. — Alſo antworte, Menſch! wer biſt du?“

„Ein Menſch, wie du geſagt haſt. Oder glaubſt du nicht, daß es einen Menſchen giebt, der ohne Furcht hieher kam?“

„Viel gewagt!“

„Noch nicht genug.“

„Was mehr?“

„Das ſollſt du erfahren,“ — ſchrie Ferrandino, ſprang auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, drängte ihn gegen die Wand, und ſetzte ihm das Piſtol auf die Bruſt.

Der Alte zitterte, und ſchwieg. — Ferrandino aber fragte wieder:

„Wer biſt du?“

Der Alte gab keine Antwort. — Ferrandino ſchüttelte ihn, und ſchrie ihm zu:

„Beantworte meine Frage, oder ich ſchieße dich nieder.“

„Das kannſt du thun, — ſagte der Alte, — wenn du dein Leben ſelbſt verloren geben willſt. Beantworte meine Fragen, und ich will die deinigen beantworten. Ich ſehe wohl, daß ich es mit einem kühnen, entſchloſſenen Manne zu thun habe, aber dennoch werde ich dich nicht fürchten."

„Gelogen! — ſchrie Ferrandino. — Du zitterſt."

„Ich bin — fuhr der Alte fort, — ein alter, ſchwacher Mann, und du biſt mir in körperlicher Stärke überlegen, aber es ſind junge, kraftvolle Männer in unſerer Nähe, mit dieſen mußt du dich meſſen, wenn du im Kampfe Ehre erwerben willſt."

Ferrandino ließ ihn fahren, und wollte eben ſprechen, als er drei ſtarke Männer mit blanken Säbeln auf ſich zukommen ſah.

„Greift — ſchrie der Alte, als er ſie erblickte und ſich frei ſah, — dieſen Unbeſonnenen!"

Zu Ferrandino ſagte er:

„Wenn du dich zur Wehre ſetzeſt, ſo laß ich dich niederhauen."

„Wenn du das bei der Gräfin Vendramino verantworten kannſt, deren Bruder ich bin, — ſagte Ferrandino, — ſo kannſt du mich niederhauen laſſen; ich aber werde mich wehren, ſo lange ich noch ein Glied bewegen kann, und wenn ſich mir einer naht, ſchieß ich dich zuerſt nieder."

„Haltet an! — ſchrie einer von den Dreien, — dieſe Stimme iſt mir ſehr bekannt. Und dieſe Geſtalt, dieſes Geſicht — Ich will des Teufels ſeyn! wenn du nicht mein vom Tode erſtandener, geretteter Hauptmann, wenn du nicht Rinaldini biſt.“

„Dein Name?“ — fragte Ferrandino.

„Nero.“

„Nero? — Du?“

„Nicht wahr, Ihr ſeyd es?“

„Ich bin es. — Ich bin dein Haupmann, und befehle dir und deinen Kameraden, die Waffen niederzulegen.“

„Luſtig, ihr feinen Geſellen! — ſchrie Nero. — Hört meines Hauptmanns Befehl, habt Reſpekt, und ſtreckt die Waffen. Hier ſteht der große Rinaldini und ſpricht mit euch.“

„Schweig!“ — donnerte der Alte.

„Was da! — Was wollt Ihr? — Ich trete auf meines Hauptmanns Seite, ich fechte und ſterbe mit ihm. Aber kommt uns einmal zu nahe, wenn ihr erfahren wollt, wie es zugeht, wenn man ſich an den großen Rinaldini wagt!“

„Laß ſie nur kommen, — Nur! — ſagte Ferrandino, — wir wollen ſie ſchon empfangen. Meine Leute im Schloſſe werden mich ſuchen, und wir werden bald Sukkurs erhalten.“

„Schließt die Fallthüren!“ — ſchrie der Alte.

„Unnütze Vorſicht! — ſagte Ferrandino. — Meinen Leuten ſind keine Schlöſſer zu feſt.“

„Das wollen wir erwarten,“ — ſagte der Alte.

Da ſtürzten einige Männer aus jenem Gewölbe, durch welches Ferrandino gekommen war, herbei und ſchrieen:

„Allarm! Allarm! Das Schloß iſt überrumpelt, Soldaten haben es beſetzt. Wir ſind verrathen und verloren!“

„Rettet euch!“ — ſchrie der Alte, und lief hinter jene drein.

Nero nahm Ferrandino bei der Hand, und rufte ihm zu:

„Nur mir nach! — Uns ſollen ſie nichts thun. Wir haben Schlupfwinkel — Nur mir nach!“

In den unterirdiſchen Winkeln war die Verwirrung allgemein. Man ſchrie, lärmte und fluchte; auch glaubte Ferrandino Weiberſtimmen und Kindergeſchrei zu hören. — Ohne ſich das, was um ihn herum vorging, erklären zu können, folgte er ſeinem Führer getroſt nach. Es ging durch einige Keller, durch eine Spelunke aufwärts, und als ſie hier waren, liſpelte ihm Nero zu:

„Dieſen Weg kennt niemand, als ich und Rodosla. — Wir haben ihn erſt ſeit drei Tagen entdeckt, und die Entdeckung für uns behalten, weil ich ſchon längſt dachte, daß die Wirthſchaft einmal ein böſes Ende nehmen würde.“

Gleich darauf rief Nero:

„Nun müßt Ihr auf allen vieren kriechen!"

So krochen ſie durch die Bokka einer fürchterlichen Felſenhöhle, deren Ausgang in eine äuſſerſt rauhe Berggegend führte. — Sie waren kaum im Freien, als noch ein Menſch gekrochen kam.

„Das iſt Rodosla, mein Kamerad, — ſagte Nero, — ein wackerer, braver Haiduk!"

Rodosla war kaum heraus, ſo wälzte er, ohne ein Wort zu ſagen, wie abgeredet, mit Nero, ein ſtarkes Felſenſtück vor den Ausgang der Schlucht. — Und nun blieb er ſtehen, und ſah Ferrandino mit großen Augen an.

Rodosla. Nero! Was iſt das? Wer iſt dieſer Mann? Er iſt keiner der Unſrigen.

Nero. Du ſollſt ihn bald näher kennen lernen, Rodosla!

Rodosla. Ich begreife nicht — — Wie kam er zu uns?

Nero. Du ſollſt alles erfahren, nur Geduld!

Ferrandino. Sey verſichert, ehrlicher Rodosla! das meine Gegenwart dir keinen Nachtheil bringt. — Aber was iſt nun zu thun?

Nero. Das müſſen wir wohl überlegen.

Rodosla. Vor allen Dingen will ich, da ich der Gegend und der unwegſamen Pfade kundig bin, erſt rekognosziren, ob wir uns in's Thal wagen können.

Ferrandino. So recht!

Nero. Daran wirſt du ſehr wohl thun!

Ohne ſich weiter zu beſinnen, kroch Rodosla auf allen vieren zwiſchen Felſen und Geſträuchen fort, und kam ihnen bald zwiſchen den Klippen aus dem Geſichte.

„Nun ſage mir, Hauptmann! — begann Nero, — was brachte dich in unſere Keller?“

Davon gab ihm Ferrandino Bericht, ſo gut er ihn haben ſollte.

Nero. Mordwetter! wie freue ich mich, dich wieder zu ſehen; — daß du wieder hergeſtellt und in's Leben zurückgebracht warſt, wußte ich in Sizilien ſchon, aber es hieß dort ſo unter uns, du ſeyſt in ein Kloſter gegangen. Das wollte ich gleich nicht glauben, aber da ich von dir gar nichts hörte und ſah, dachte ich endlich: es kann doch wohl möglich ſeyn, daß er den Säbel mit dem Paternoſter vertauſcht hat, um ſich und uns alle mit dem Himmel wieder auszuſöhnen. — Ich überließ mich dem alten Handwerk, 's wollte aber nichts dabei herauskommen. — Endlich traf ich einmal ganz unvermuthet unſern Cinthio an, der mir zuredete, mit nach Raguſa zu gehen. Dort ſteckte er mich unter eine Kompagnie See-Soldaten, und wir kreuzten auf Beute umher. — Als wir einmal von einem ſolchen Streifzuge zurückkamen, mußte ich mich dem Alten von Fronteja, den ſie jetzt Prinz Nikanor nennen, vorſtellen laſſen. Ich traf mehrere alte Bekannte bei ihm an; unter andern die Signora Olimpia, Serenen, Aſtolfo, und auch unſern Luigino. Sie machten mir viele Lobſprüche, und ſprachen endlich von einer geheimen Expedition. Ich dachte wunder, was das geben würde, und verſprach, mich dazu gebrauchen zu laſſen. — Es wurden mir einige unbekannte Menſchen als Aufſeher, wie man ſie nannte, vorgeſtellt, und wir reiſten zuſammen auf das Schloß, das wir ſo eben verlaſſen haben. Da kam nun die feine Expedition zum Vorſchein. In den Kellern und unterirdiſchen Gängen des Schloſſes wurde eine Münze angelegt, und wir münzten nach Herzensluſt darauf los.

Ferrandino. Ihr wart alſo falſche Münzer?

Nero. Wenigſtens waren unſere Münzen nicht ſo gut wie ſie ſeyn ſollten, ob ſie gleich ſehr ſchwer als falſch zu erkennen waren. — Wir haben rechtſchaffen darauf los gearbeitet, und die ganze Gegend muß von unächten Venetianiſchen Zechinen und Thalern, von Römiſchen Zechinen, von Mailänder Thalern, von Türkiſchen Münzen aller Art, und von ſonderbaren Goldſtücken wimmeln, die republikaniſche Wappen tragen, und nicht den Teufel werth ſind. — Hinter dieſe Fabrik muß man endlich gekommen ſeyn, und hat Soldaten abgeſchickt, das Metall-Neſt zu zerſtöhren. — Wir haben ſchöne feiſte Geldfäſſerchen fortgeſchickt; Toronero, der Kaſtellan des Schloſſes, nahm ſie gewöhnlich vierteljährig in Empfang, und ſchaffte ſie weiter.

Ferrandino. Aha! Nun kann ich mir erklären, was das war, das der Kaſtellan dieſe Nacht auf einen Wagen laden ließ, und eskortirte.

Nero. Ja, es iſt dieſe Nacht ein Transport abgegangen. Vermuthlich iſt er, ſamt der Bedeckung, den Venetianiſchen Soldaten in die Hände gefallen, und es mag der lieben Eskorte wohl ein wenig ſtark um die Kehlen herum gehen!

Ferrandino. Und wohin wurde das Geld geſchafft?

Nero. Wo anders hin, als zu dem Prinzen Nikanor?

Ferrandino. Verdammt!

Nero. Wer weiß, ob ſie ihm nicht auch ſchon etwas in's Ohr geſagt haben. Wärt Ihr noch im Schloſſe geweſen, als es von den Soldaten beſetzt wurde, Ihr würdet auch nicht mehr weit gelaufen ſeyn. — Euere Neugier und Unerſchrockenheit, die einem andern übel bekommen ſeyn würde, hat Euch alſo gerettet.

Ferrandino. Aus der größten Verlegenheit haſt du mich gerettet, und ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, dir meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Nero. Redet nicht davon! Ich bin ſchon ſo lange in Euerer Schuld geweſen, daß ich jetzt froh bin, auch einmal etwas abzahlen zu können. — Es fragt ſich jetzt blos, wohin wir uns wenden, und was wir nun anfangen ſollen?

Es war Mittag geworden, als Rodosla zwiſchen dem Geſträuch herauf gekrochen kam. Er war bepackt, und ſchrie ihnen zu:

„Nicht wahr, ihr habt Hunger? da bringe ich etwas dafür. 's iſt nicht gar viel, aber es iſt doch etwas, und alſo beſſer, als gar nichts. Mehr konnte ich nicht in der Eil bekommen.“

„Du biſt ein Kerl, wie Goldſtück!“ — ſchrie Nero.

„Nur wie keins der unſrigen,“ — lächelte Rodosla.

Nero. Nun! wie ſieht's aus?

Rodosla. Schlimm ſieht es aus. — So viel ich ungefähr erfahren habe, ſo haben die Soldaten den Kaſtellan mit ſeinem Transport erwiſcht, haben das Schloß beſetzt, werden es vermuthlich nun durchſuchen, werden die ſchöne Beſcheerung finden, und wer ihnen von unſern guten Freunden in die Hände gefallen iſt, der wird für eine hanfene Gnadenkette nicht zu ſorgen brauchen.

Nero. Das läßt ſich denken!

Rodosla. Daß ich aber nicht eins in das andere rede! — Als ich mit meinem Proviant zu euch kriechen wollte, traf ich im Thale einen

Purſch an, der in der Entfernung um das Schloß herum ſchlich, wie die Katze um den heißen Brei. — Ich examinirte ihn, und fand bald, daß er fremd hier war. Wir kamen in's Geſpräch, und er erzählte mir, was er von der Expedition der Soldaten auf das Schloß wußte. Dabei beklagte er ſeinen Herrn, der, wie er ſagte, in dem Schloſſe, und an allem ganz unſchuldig ſey. — Ich ließ mir ſeinen Herrn beſchreiben, und nach dieſer Beſchreibung ſollte ich meinen, dieſer Herr hier müßte der Signor Ferrandino, wie er ihn nannte, ſeyn.

Ferrandino. Ich bin es. — Wo iſt der Purſch?

Rodosla. Ich habe ihm eine Höhle angewieſen, wo er meine Zurückkunft erwarten will, weil ich ihm ſagte: ich würde ihm wohl Nachricht von ſeinem Herrn bringen können.

Ferrandino. Bringe ihn zu mir, ehrlicher Rodosla! Es wird Lodoviko ſeyn.

Nero. Lodoviko?

Ferrandino. Ich habe ſeine Ankunft erwartet.

Rodosla. Er ſoll gleich hier ſeyn!

Er kroch hinab, und kam bald wieder zurück. — Ihm folgte wirklich Lodoviko.

Es gab einen lauten Jubel, als er ſeinen Hauptmann, und ſeinen alten Kamerad Nero ſah. Da ging's an ein Hin- und Herfragen, an ein Erzählen und Antworten, und man vergaß auf Augenblicke die ungünſtige Lage, in der man ſich befand.

Als aber dieſe Augenblicke vorüber waren, kam es zum Deliberiren, und da wurde mancherlei gemeint und geſprochen.

„Laßt mich nun auch reden! — ſagte endlich Rodosla, der bisher ganz ſtill da geſeſſen hatte. — Ich weiß zwar nicht, wer eigentlich dieſer Herr da iſt; da er aber ein guter Bekannter meines Kameraden Nero zu ſeyn ſcheint, ſo wird ihm der Antrag, den ich ihm und euch thun will, doch nicht beleidigen können. Es iſt der Vorſchlag, mit mir zu meinen Brüdern, den Haiduken, zu gehen. — Die Bewohner dieſes Landes, und größtentheils die Venetianer, haben mein Volk dahin gebracht, daß es in unwirthbaren Gegenden leben muß. Wir leben wie Wölfe zwiſchen Höhlen, wir ſchweifen zwiſchen hangenden Felſen und unzugangbaren Abgründen herum, klettern von Felſen zu Felſen wie Gemſen, und müſſen in der Ferne unſerm Fange auflauern. Immerwährende Furcht, tödtender Argwohn und ſchreckliche Beſorgniſſe treiben uns umher, und ſetzen uns dem Ungeſtüm aller Jahreszeiten aus. Oft der nöthigſten Lebensmittel beraubt, müſſen wir in finſtern Berghöhlen ſchmachten, oder ſind wir genöthiget, unſer Leben für unſern Unterhalt zu wagen. Wär es ein Wunder, wenn wir unmenſchlich würden? Aber das geſchieht nicht: und wir! von dem immerwährenden gegenwärtigen Gefühl unſeres elenden Zuſtandes gepeiniget, ſchonen der Wohnungen unſerer Feinde, die die Urheber unſers Unglücks ſind, rauben blos im höchſten Nothfall, und nur um nicht zu verhungern. Wir tödten nur aus Nothwehr, und brennen keine Dörfer ab. Zwar nehmen wir wohl dem Landmann zuweilen einen Ochſen von der Weide hinweg, und ſchleppen ihn in unſere Höhlen, aber wir können doch nicht verhungern; denn Hunger thut weh! Wir brauchen das Fleiſch zu unſere Nahrung, und das Fell, um Schuhe zu bekommen. Dieſe ſind eine der erſten Nothwendigkeiten unſers elenden Daſeyns, ſeit wir uns zu einem unſtäten, flüchtigen Leben verdammt ſehen, da wir die rauhſten Gegenden durchſtreifen müſſen, Gegenden, die weder von Glas noch Erde, die nur überall von ſchneidenden Felſenſpitzen bedeckt ſind. — Unſer Unglück giebt uns Muth. Wer aber nicht unſer Feind iſt, den behandeln wir menſchlich, und großmüthiger, als unſere Verfolger uns behandeln. — Wollt ihr unter ſolchen Leuten wohnen?"

Nach einer Pauſe ſagte Ferrandino:

„Führe mich zu deinen unglücklichen Brüdern. — Ich folge dir."

Ehe Rodosla noch antworten konnte, fuhr Ferrandino ſchnell und lebhaft fort:

„Ein Geiſt, der von mir gewichen war, kömmt in dieſem Augenblick wieder zurück. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Vielleicht daß ich dir und deinen Brüdern werde, was ihr euch nicht träumen ließet. Sind ſie tapfer, ſo ſollen ſie an mir einen Anführer haben, der kühn darauf beſteht, ſie wieder in Menſchenrechte einzuſetzen, die ihnen unrechtmäßig geraubt wurden.“

„Das wollt Ihr?“ — fragte Rodosla, und ſah ihn mit großen Augen an.

„Soll ich fallen, — fuhr Ferrandino in völliger Begeiſterung fort, — ſo will ich für euch fallen, und mein Tod wird ehrenvoll ſeyn. — Ich wagte mein Leben geringer, unbedeutender, auch oft nicht ganz ehrlicher Dinge wegen, jetzt will ich es aufs Spiel für Unglückliche ſetzen, die unrechtmäßige Verfolgungen in Einöden, in die Höhlen des Kummers und Unglücks verbannen. Ich will deine Brüder um mich her verſammeln, will ihren Muth entflammen, will Kühnheit und Standhaftigkeit in ihre Seele hauchen, will an ihre Spitze treten, und ihre Verfolger fragen: wollt ihr menſchlich gegen Menſchen ſeyn? Wollt ihr ſie nicht ferner unbarmherzig Hunger und Elend preiß geben? Wollt ihr ſie unter euch aufnehmen? — Und ſagen ſie Nein, ſo gelte es Kampf für die gerechte Sache der unterdrückten Menſchheit. — Sieh, Rodosla! daß ich dies thun, daß ich alles das mit euch verfechten werde, das ſchwöre ich dir hiermit feierlich bei dem Allmächtigen über uns, zu. Ich gebe dir mein Wort; und Rinaldini iſt gewohnt, Wort zu halten.“

„Rinaldini?“ — fragte Rodosla erſtaunt und betroffen.

„Er ſteht vor dir,“ — ſagte Ferrandino.

Sechstes Buch.

Wenn Räthſel ſich im Stillen löſen,
erwacht des Hörers Fantaſie,
er überſchaut in fremden Größen
nicht das beſchränkte Wo? und Wie? —
Die Hand auf's Herz! Du hörſt das gern;
und folgſt dem neu entdeckten Stern.

„Endlich, Hauptmann! — ſagte Lodoviko, — werden, wir doch einmal wieder, durch deinen Entſchluß, an unſere gehörigen Plätze kommen. Das Umhertreiben in der Weiber- und Myſterien Welt iſt für Männer, wie wir welche ſind, nichts. Die Weiber machen den Kopf warm, und die Myſterien laſſen das Herz kalt. Höchſtens begeiſtern ſie zu Schattengefechten. Damit iſt uns aber nichts gedient. Wir müſſen im Freien ſtehen, Mann gegen Mann, Auge im Auge, und müſſen entweder mit Lärm fallen, oder — ſtehen bleiben."

Da der Abend herbei kam, zogen ſie ſich tiefer hinab, wo eine Höhle war, von der ſie Beſitz nahmen. — Rodosla nahm es über ſich Proviant zu verſchaffen, kroch in's Thal hinab, und kam auch wohlbepackt glücklich wieder zurück. Er war ſo beſorgt geweſen, einem Morlaken einen Mantel für Ferrandino abzukaufen, dem dieſe Aufmerkſamkeit ſo wohl gefiel, daß er ihm dem Mantel dreifach bezahlte.

Die Nacht wurde in der Höhle kampirt, und Lodoviko dachte ſich jetzt ſo lebhaft wieder in ſeine vorige Lebensart zurück, daß er um nichts, als um Händel verlegen war, um alles wieder in den ehemaligen Zuſtand zu ſetzen.

Ferrandino überließ ſich ſtillen Betrachtungen, ſah auf die durchlaufene Bahn ſeines Lebens zurück, und muſterte die möglichſten Zufälle der Zukunft.

„Bin ich einmal, — ſprach er, — ein falſcher Wurf im Würfelſpiele des menſchlichen Waltens und Wirkens, ſo will ich auch die geworfenen Augen vertheidigen, bis ich darüber zu Grunde gehe! — Mein Schickſal hat mich beſtändig unter Räubern, Mördern und Gaukelſpielern umhergeworfen, nun will ich zuſehen, ob ich nicht endlich, wenigſtens im Tode, neben ehrlichen Leuten ruhen kann.“

Mit anbrechendem Tage gingen Ferrandino's drei Gefährten auf Entdeckungen aus. — Mittags wollten ſie wieder in der Höhle ſeyn, und Lebensmittel mitbringen, denn eher wollte Ferrandino ſeine Felſenwohnung nicht verlaſſen, als bis er gewiſſe Nachricht von dem Abzuge der Soldaten aus dem Schloſſe, erhielt.

Seine Gefährten waren fort, und er lag nachdenkend in der Höhle, als er nahe bei derſelben ein Geräuſch vernahm, das immer näher kam. Er zog ſich in den finſtern Grund der Höhle zurück und lauſchte. — Endlich ſah er etwas an dem Eingange der Höhle vorüber ſchweben. — Er trat hervor, ging vor die Höhle heraus, und erblickte ſeitswärts zwiſchen Dornen und Klippen eine menſchliche Figur, die Steine oder Kräuter zu ſuchen, wenigſtens ſich mit etwas auf der Erde zu beſchäftigen ſchien. — Da ſie ſich aufrichtete, ſah Ferrandino, daß es eine lange, ſtarke Figur war, in Felle gehüllt, mit bleichem Antlitz und langem Barte. Er trat hervor, und ſchrie ein: Wer da? — Schnell flog der Wilde, wie ein aufgeſcheuchtes Wild, über Felſen und Klüfte, und entſchwand zwiſchen Büſchen und Schluchten ſeinen Augen.

„Gewiß ein Unglücklicher oder ein Miſſethäter, den die Verzweiflung oder ſeine Schuld unter dieſe Höhlen und Abgründe treibt!“ — ſeufzte Ferrandino, und zog ſich in die Höhle zurück.

Hier lag er lange ſinnend und nachdenkend, als er Menſchenſtimmen vernahm. Er lauſchte. Die Stimmen kamen näher; er griff nach ſeinem Gewehr. — Nero und Lodoviko traten in die Höhle.

Sie waren mit Proviant, Munition und Gewehren bepackt, die ſie eingehandelt hatten. — Gegen Mittag erſchien auch Rodosla.

„Ich habe — ſagte er, — als gewiß erfahren, daß noch ſechszehn Mann Soldaten im Schloſſe liegen, die aber morgen auch abziehen werden. Sie haben ſchnelle und ſtarke Juſtiz geübt, denn ich ſah vier Menſchen an den Bäumen vor dem Schloſſe aufgeknüpft. Ein Beweiß, daß es ſcharf hergegangen iſt.“

„Mich intereſſirt — fiel Ferrandino ein, — nur das Schickſal einer einzigen Perſon im Schloſſe beſonders.“

„Und dieſe iſt?“ — fragte Rodosla.

„Ein Mädchen“ —

„Aha! — fiel Lodoviko ein. — Das hätte ich gleich denken können.“

„Margaliſa, die Schweſter des Kaſtellans, die die Gefährtin meiner Einſamkeit in dem Schloſſe war, und deren Unglück, wenn ihr etwas Schlimmes begegnen ſollte, ich herzlich beklage. Sie iſt unſchuldig, und hat nichts von den unterirdiſchen Geheimniſſen des Schloſſes gewußt.“

Rodosla that nun den Vorſchlag, er wolle zu einigen ſeiner Brüder in die Berge gehen, wolle mit ihnen ſprechen, und den Platz ausmachen, welchen ſie einnehmen wollten.

Dieſer Vorſchlag fand Beifall, und Rodosla machte ſich ſogleich auf den Weg.

„Nun wirſt du — begann Lodoviko, — bald wieder Hauptmann ſeyn, und wir werden wieder gefürchtet werden. Bis jetzt krochen wir nur ſo ganz prekair durch die Welt, nun aber wird das alte, hohe Leben wieder angehen!“

Ferrandino. Ja, ich ahnde es!

Lodoviko. Und ich beſchwöre es.

Ferrandino. O! daß der Menſch doch —

Lodoviko. — ein Menſch iſt? Das iſt noch das Menſchlichſte am Menſchen. Vergißt er dies nicht, ſo kann ihm auch nichts, als was Menſchlich iſt, geſchehen. Und da iſt denn das Schlimmſte davon, wenn es ſchlimm iſt, der Tod.

Nero. Ach! dem Tode ſieht man ja allenthalben entgegen; er iſt der Proſpekt auf der Bühne des menſchlichen Lebens, der uns bei jeder Dekoration vorgehängt wird. Eine Gardine, die, auf alte griechiſche Manier, niederfällt, und nie aufſteigt. Denn alles, was der Tod packt, drückt er nieder.

Lodoviko. Zuweilen erhöht er aber doch auch.

Nero. Das thut er nur an Leuten unſers Schlags, und da geſchieht's cum privilegio.

Lodoviko. Wir laſſen's ihm.

Nero. Müſſen wir nicht?

Ferrandino. Was muß der Menſch nicht alles! — O Schickſal! Schickſal! wie walteſt du ſo unbiegſam über uns! Und dennoch — noch gebe ich mein Spiel nicht verloren.

Lodoviko. Welches?

Da fiel in der Nähe der Höhle, in welcher jetzt dieſes Geſpräch gehalten wurde, ein Schuß. Gleich darauf ſprang ein Reh flüchtig vorüber, und ein langer, wilder Kerl folgte demſelben nach Vor der Höhle ſtand er ſtill und murmelte:

„Wie konnte ich aber auch fehlen!"

Leiſe ſchlich Nero ſich hinzu, nahm ihm rückwärts die Flinte aus der Hand und ſagte:

„Kamerad! was willſt du hier?"

Der Schütze taumelte betroffen ein paar Schritte weit zurück, und fragte:

„Wer ſeyd ihr?"

„Dieſe Frage an dich," — ſagte Nero.

„Gebt mir mein Gewehr wieder, — fuhr jener fort. — Ich bin ein armer Teufel, und dieß Gewehr iſt mein ganzer Reichthum, es muß mich, mein Weib, und meine Kinder ernähren."

Ferrandino. Sey ohne Furcht! Dein Gewehr ſollſt du wieder bekommen, wenn du aufrichtig biſt. — Wie nennſt du dich?

Aſan. Neſta Aſan iſt mein Name.

Ferrandino. Biſt du ein Haiduk?

Aſan. Der bin ich leider!

Nero. Leider?

Aſan. Wir ſind unglückliche Menſchen. Mangel und Elend ſingen uns das Wiegenlied, den Hochzeitgeſang, und das Sterbelied. Selbſt die Natur ſcheint mit den Menſchen im Bunde zu ſtehen, uns unglücklich zu machen. Seht dieſe Gegend an, in der wir leben müſſen, ſcheint ſie nicht mehr für wilde Thiere, als für Menſchen beſtimmt zu ſeyn? Wir leben mitten unter Beſtien, ſie kleiden und nähren uns, und die Menſchen behandeln uns wie Thiere.

Ferrandino. Du haſt eine Frau?

Aſan. Eine Frau und liebe kleine Kinder, die nun heute wohl werden faſten müſſen, da ich das Reh gefehlt habe.

Ferrandino. Das ſollen ſie nicht. — Hier, nimm! — Und hier iſt Geld.

Aſan. Was wollt Ihr mit dieſem Gelde von mir erhandeln? Denn umſonſt giebt doch wohl kein Menſch dem andern etwas.

Ferrandino. Was du von mir bekömmſt, gebe ich dir umſonſt. — Willſt du aber Männer kennen lernen, willſt du in ihrer Geſellſchaft leben, ſo kannſt du wieder zu uns kommen.

Aſan. Wie meint Ihr das?

Ferrandino. Wir ziehen zu deinen Brüdern, den unterdrückten Haiduken, und wollen ſie zum offenen Kampfe gegen ihre Feinde führen.

Aſan. Wollt ihr das? — Hier iſt meine Hand, ich komme wieder, und ziehe mit euch. — Ich bringe auch Brüder mit.

Ferrandino. Sie ſollen uns willkommen ſeyn.

Aſan. Aber darf ich fragen, wie es kömmt, daß ihr euch für die Sache meiner Brüder intereſſirt?

Ferrandino. Es iſt die Sache der Menſchheit. Sie ließ euch einen Rächer geboren werden.

Aſan. Und der biſt du?

Ferrandino. Der bin ich.

Aſan. Dein Name?

Ferrandino. Namen verbeſſern keine ſchlimme, und verſchlimmern keine gute Sache, aber du ſollſt ihn wiſſen. Vielleicht kennſt du meinen Namen ſchon früher als mich ſelbſt. Ich bin Rinaldini.

Aſan. Rinaldini? — Und du lebſt noch?

Ferrandino. Wie du ſiehſt.

Aſan. Längſt ſagte man dich tod.

Ferrandino. Und ich bin es nicht.

Aſan. Du willſt uns kommandiren?

Ferrandino. Gegen euere Unterdrücker.

Aſan. Morgen ſiehſt du mich wieder. — Und, wie geſagt, ich komme nicht allein.

Nero. Hier iſt dein Gewehr. Ich habe dir's indeſſen wieder geladen.

Lodoviko. Wenn wir in Reihe und Glied ſtehen. triff aber beſſer.

Aſan. Seyd unbeſorgt! ich treffe ſicher. Heute aber ſollte ich ein Fehlſchuß thun, und meinen Fang verlieren, um euch zu finden. Das Reh mag laufen. Was ich hier gefunden habe, iſt mir lieber. — Lebe wohl, berühmter Hauptmann!

Er küßte Ferrandino die Hand, und ſprang davon.

Den folgenden Tag erſchien Rodosla ganz vergnügt und jubelte:

„Ich habe Quartier gemacht! wir dürfen nur kommen. Ihr werdet mit Freuden empfangen werden.“

Er hatte kaum ausgeſprochen, als Aſan erſchien. Ihm folgten drei Bewaffnete.

„Berühmter Hauptmann! — ſagte er, — ich halte Wort; ich komme, und komme, wie du ſiehſt, nicht allein. Für dieſe drei Gefährten ſtehe ich, wie für mich ſelbſt. Sie brennen alle vor Verlangen, unter einem Kommando zu fechten, und werden dir beweiſen, daß ſie Männer ſind, wie du ſie ſuchſt.“

Ferrandino hieß ſie willkommen. Sie gaben ihm ſchweigend die Hand. Rodosla ſprach mit ihnen. Sie hörten ihn aufmerkſam an. Endlich ſagte Aſan:

„Wir haben unſere Weiber und Kinder tiefer in die Gebirge geſchickt, und nun ſoll uns Rinaldini dahin führen, wo er uns braucht.“

Sogleich wurde auch der Marſch beſchloſſen und angetreten. Rodosla ging voraus. Der Weg ging auf die Ubaliſchen Gebirge zu, deren Thäler ſie gegen Abend erreichten. Sie übernachteten in einer Felſenhöhle, und kamen den folgenden Morgen in die Wälder, in welchen Rodosla's Freunde und Bekannte den Retter erwarteten, den er ihnen zuzuführen verſprochen hatte.

Bunt war die Gruppe, die ſie erwartete. Ein jubelndes Vivat! tönte ihnen entgegen. Alle drängten ſich herbei, Ferrandino die Hand zu küſſen, und Neſtracomo, der Aelteſte des Korps, empfing ihn feierlich mit folgender Anrede:

„Sey willkommen, tapferer Hauptmann; Mann, deſſen Ruhm die Länder überfliegt, und auch in unſere unwirthbaren Wälder und Berge, wie ein ſicher treffender Pfeil gedrungen iſt, ſey willkommen unter den unglücklichen Haiduken! Was ſie dir Gutes geben und wünſchen können, werden ſie dir herzlich geben und wünſchen, und dein Name wird dankbar genennt werden unter ihnen, von Kindern und Kindeskindern, wenn du gekommen biſt, ihr Retter zu ſeyn. Wir ſind aus den ſchönen, fruchtbaren Gefilden vertrieben worden, die unſere Feinde beſitzen, wir ſind verjagt worden in Wälder und Einöden, wie wilde Thiere; führe uns hinaus, und laß uns wieder nehmen, was man uns genommen hat! Du ſollſt unſer Heerführer und Fürſt ſeyn; du wirſt es wohl machen!"

Nach dieſer Rede ſchloſſen Weiber und Kinder einen Kreis um Ferrandino, und umtanzten ihn nach dem Klange einiger Trommeln, Trompeten und Triangel. — Als der Tanz geendiget war, begann Ferrandino:

„Ich komme zu euch, ihr Gemißhandelten! mit euch euere Ketten zu zerbrechen. Ich werde euer Hauptmann ſeyn, und für euere Sache fechtend, ſiegen oder fallen.“

Man führte ihn in ein Gezelt, und hier wurde delibrirt und gezecht, bis die Sterne am Himmel erſchienen.

Den folgenden Tag muſterte er ſein Korps, und fand es hundert und vierzig Köpfe ſtark. Man ſchickte Werber aus, und binnen drei Tagen ſah ſich Ferrandino an der Spitze von dreihundert ſtreitbaren Männern. Dieſe theilte er in drei Haufen. Den einen kommandirte Nero, den andern Lodoviko, und den dritten Neſtracomo. — Er ſelbſt war Oberbefehlshaber, und rückte in's freie Feld.

Um einen haltbaren Platz zu haben, wurde beſchloſſen, ſich des ziemlich feſten Schloſſes Oſtroſine zu bemächtigen. Das geſchah auch ſehr leicht. Sie überrumpelten das Schloß, und machten ſechs Venetianiſche Soldaten, die drinne lagen, zu Gefangenen.

Ferrandino ließ ſogleich die Kerker öffnen, und befreite Margaliſen, die man eben heute nach Trau hatte abführen wollen, wohin der Kaſtellan und ſeine Frau ſchon gebracht waren. — Das gute Mädchen flog ihrem Retter weinend entgegen, warf ſich in ſeine Arme, und ſchluchzte:

„Iſt es kein Traum? Ich bin frei, und in deinen Armen?“

„Aha! ſagte Lodoviko, — der Hauptmann hat ſchon wieder etwas Liebes in den Armen. Anders thut er es gar nicht!“

Margaliſa war in einer Art von froher Betäubung, in der ſich ſo wenig Reflexionen anſtellen laſſen, daß man ſogar das Gegenwärtige kaum halb genießt, und in der ſie gar nicht darauf verfiel zu fragen, oder noch weniger, zu unterſuchen, wie Ferrandino, und in welcher Geſellſchaft er in das Schloß gekommen ſey? Genug, er war da, und hatte ihre Ketten gelöſet. Dieſer Gedanke erfüllte ſie ganz mit liebevoller Dankbarkeit, und wiederholt rief ſie aus:

„Ich bin dein! Ich bin auf ewig dein!“

Nach und nach erklärte er ihr, wie und warum er gekommen ſey, und theilte ihr ſeinen Plan mit. Sie fand ihn vortrefflich; und wie konnte ſie anders? Es kam dabei auch eine kleine Eitelkeit mit in's Spiel. Ferrandino war im Begriff ſich furchtbar zu machen, und ſie war die Geliebte dieſes furchtbaren Mannes.

Und dieſe Eitelkeit war ihr, glaube ich, zu verzeihen.

Ferrandino ſchlug auf dem Schloſſe ſeine Reſidenz auf, ließ, ſo gut es in der Eil gehen wollte, daſſelbe noch beſſer befeſtigen, mit einigen Kanonen beſetzen, und ſchickte nun Streifparthien in's Land.

Anfangs fanden ſie wenig Widerſtand. Sie bemächtigten ſich einiger haltbaren Plätze, und brachten Geld und Lebensmittel zuſammen. Auch vermehrte ſich ihre Anzahl, und ſie waren bald gegen fünfhundert Köpfe ſtark.

Als aber die Nachricht von dieſem plötzlichen Aufſtand der Haiduken nach Trau kam, als man in Zara erfuhr, was vorging, ſchickte der Statthalter ſogleich einen Eilboten nach Venedig, ſammelte aber indeſſen ſeine Mannſchaft, und übergab das Kommando über dieſelbe einem erfahrenen Obriſten, der an der Spitze von Zweitauſend Mann gegen die Aufrührer anrückte.

Ferrandino erhielt davon bald Nachricht. Er beſetzte das Schloß Oſtroſine, übergab die Beſazung Nero's Kommando, und rückte an der Spizze der Seinigen gegen die Venetianer. In dem ſchmalen Terrain zwiſchen den Bergen von Lazano lagerte er ſich, und erwartete den Feind, der auch bald erſchien, und Vichoi im Rücken, ſich ihm gegenüber lagerte.

„Was bewegt euch, — ließ der Obriſte ihn fragen, — zu einem Aufſtande gegen euere Obrigkeit?“

„Dazu bewegt die Haiduken — antwortete ihm Ferrandino, — die Grauſamkeit ihrer Unterdrücker. Man hat ſie von Haus und Hof, von Triften und Feldern verdrängt, die ihren Vätern gehörten, und hat ſie zu wilden Thieren in Einöden gejagt. Man verfolgt ſie auch dort, in jenen Gegenden des Unglücks und Hungers täglich und ſtündlich, *) läßt ſie nicht einmal ruhig unter Beſtien leben, lacht ihres Unglücks, und ſucht ſie gänzlich zu vertilgen. Das iſt der gerechte Grund des erregten Aufſtandes. — Gebt ihnen zurück was ihr ihnen entriſſen habt, und ſie werden die Waffen niederlegen.“

„Die Haiduken — ließ der Obriſte zurück ſagen, — ſind Räuber. Sie plündern die Karavanen der Türken und Chriſten mit gleichem Vergnügen, und können nicht unter guten Menſchen

---

*) Fortis. S. 17.

leben. — Legen ſie die Waffen nicht unverzüglich nieder, ſo werden ſie alle ohne Pardon niedergehauen werden."

Hierauf bekam er gar keine Antwort. — Nochmals ließ er ſagen:

„Gebt die Waffen ab."

Ganz kurz antwortete ihm Ferrandino:

„Hole ſie."

Da fragte der Obriſte:

„Wer iſt der, der ſo keck mit mir ſpricht?"

Die Antwort war:

„Rinaldini iſt es, der mit dir ſpricht."

Mit dieſer Antwort gab er ſogleich das Zeichen zum Angriff, und drängte fechtend die Venetianer an der Küſte bis Staſileo hinunter, wo ſich der Ueberreſt derſelben in das Kaſtell warf. Ferrandino mußte es geſchehen laſſen, daß die ganze Gegend ausgeplündert wurde, zog ſich dann wieder in ſeine alte Poſition zurück, übergab das Kommando einſtweilen Neſtracomo, und ging ins Schloß, wo Margaliſa ſeiner Gegenwart entgegen ſeufzte.

Indeſſen hatten die Venetianer ſich wieder gefaßt, und verließen, da ſie Verſtärkung erhielten, das Kaſtell, welches leicht zu umſchließen und zur Uebergabe zu zwingen geweſen war, theilten ſich in zwei Kolonnen, marſchirten über La Guardia und Cipilo, griffen die ſichern Haiduken von beiden Seiten an, und jagten ſie, nach einem heißen Gefecht von acht Stunden, über die Gebirge, in die Flucht. Die Haiduken flohen in ihre Schlupfwinkel, und Lodoviko, Rodosla, Aſan, und Zwanzig ihrer Kameraden, erreichten glücklich Oſtroſine, wohin ihnen der Feind auf dem Fuße nachfolgte.

Beſtürzt vernahm Ferrandino die Niederlage der Haiduken, und ſah den Feind gegen das Schloß anrücken. Eilig wurden die Brücken aufgezogen, und eine Belagerung wurde erwartet.

Durch den uns bekannten Schlupfwinkel des Schloſſes, durch welchen Ferrandino entkam, wurden jetzt Rodosla und Aſan abgeſchickt, die geflohenen Haiduken zu ſammeln, und ſie zu bewegen, zum Entſatz des Schloſſes anzurücken. Das Schloß ſelbſt ließ Ferrandino ſorgſam bewachen.

Der Feind lagerte ſich im Thale, und ſchien Geſchütz zu erwarten, ohne welches gegen das Schloß nicht viel auszurichten war. Ferrandino bediente ſich des ſeinigen, aber ohne Erfolg.

„Wärſt du nur bei uns geweſen, — ſagte Lodoviko, — wir wären gewiß nicht aus einander geſprengt werden!"

Ferrandino. Ich rechnete zu viel auf die bekannte Tapferkeit der Haiduken. Sind ſie es nicht, von denen oft nur drei, vier Mann ganze Karavanen anfallen, die ſechszehn, zwanzig Türken angreifen, und in die Flucht jagen?

Lodoviko. Sie haben gefochten wie Löwen, und die Venetianer haben über vierhundert Mann auf dem Platze liegen, aber es fehlte an einem Anführer. Sie fochten mit Streifparthieen, und im Ganzen war's nichts. — Wärſt du aber unter uns geweſen, ſo wär's ganz anders gekommen.

Ferrandino. Heute noch wollte ich zu euch zurück kehren, und ihr kamt mir geſchlagen entgegen.

Lodoviko. Eine verdammte Wirthſchaft! — Auf Entſatz rechne ich nicht, und hier hungern ſie uns aus. — Wir ſollten jetzt eigentlich auf nichts denken, als auf unſere Retirade.

Ferrandino. Dieſe bleibt uns noch immer.

Indem kam Rodokla von ſeiner Sendung zurück, und vertröſtete auf Entſatz, den Neſtracomo herbei führen wolle. — Ferrandino ſchickte ihm einige wackere Männer von ſeiner Beſatzung entgegen, und den dritten Tag erſchienen die Haiduken im Felde. Die Venetianer gingen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Gefecht. — Dieſen Augenblick benutzte Ferrandino, und that an der Spitze von vierzig Mann einen Ausfall aus dem Schloſſe auf das Lager der Venetianer. Aber er fand es ſtärker, als er glaubte, beſetzt, und ſah ſich mit ſeinen Leuten bald umringt. — Hier konnte nur die Flucht ihn retten. Fechtend erkämpfte er ſich den Rückweg nach dem Schloſſe. Lodoviko und Nero fielen an ſeiner Seite, und von den Vierzigen kamen nur Fünfe wieder ins Schloß zurück.

„Jetzt bin ich verloren! — ſagte Ferrandino zu ſich ſelbſt. — Ich fühle das. — Lodoviko und Nero, meine braven Purſche, fielen an meiner Seite. Meine Stützen ſind geſunken, und ich ſinke ihnen nach.“

Ohne Verweilen verſah er ſich mit Koſtbarkeiten und Waffen, hieß Margaliſen ſich in Bubenkleider werfen, und eilte, von ihr begleitet, durch die Keller und die bekannte Schlucht aus dem Schloſſe.

Die ganze mondhelle Nacht hindurch kletterten ſie zwiſchen Felſen und Klüften herum, und erreichten mit anbrechenden Tage Ruinen, unter welche ſie ſich verkrochen. Gegen Abend traten ſie ihre Wanderſchaft wieder an, und ruheten nicht eher, bis ſie die Ruinen der ehemaligen Stadt Salona erreicht hatten. — Von hier kamen ſie leicht nach Spalatro, und fanden eine Kornbarke, die aber nur bis Curciola ging. Mit dieſer Barke gingen ſie dahin ab.

Sie kamen in der Inſel an, und Ferrandino ſtieg bei dem Bruder jenes Schiffers, der auf einer Meierei zwei Stunden von der Stadt Curzola wohnte, und einen einträglichen Kohlenhandel trieb, ab. Dieſem Manne erzählte Ferrandino, er ſey ein Mailänder, und habe ſich vorgenommen, die Inſeln des Adriatiſchen und Mediterraneiſchen Meeres zu beſuchen, da er ſchon ganz Italien durchwandert, und man wenig Nachrichten von den Inſeln habe.

„Ja! — ſagte der Kohlenhändler, — das muß gewiß ſeyn! wer einmal in's Reiſen kömmt, muß gar nicht wieder herauskommen können. Ich habe dies ſchon an einigen Reiſenden bemerkt. Unſer Vater vergleicht das Reiſen mit einer verbotenen Frucht, nach der uns immer mehr gelüſtet, je weiter ſie von uns hängt.“

Ferrandino gab ihm recht, lebte einige Tage ſtill in ſeinem Hauſe, reiſte dann nach einigen merkwürdigen Plätzen der Inſel, und ſchiffte ſich, als er Gelegenheit fand, nach Meleda ein.

Auf der Fahrt erzählte ihm der Schiffer, auf der Inſel, wohin ſie jetzt gingen, halte ſich ſeit einiger Zeit ein Türkiſcher oder Griechiſcher Prinz auf, der Verdrüßlichkeiten in Raguſa gehabt habe, und hieher geführt worden ſey, wo er einen Ausſpruch der Pforte über ſein Schickſal erwarten müſſe, unter deren Schutz bekanntlich Raguſa vorzüglich ſtehe, und auf deren Entſcheidung er ſich berufen habe.

Dieſe Nachricht traf Ferrandino ſtärker als der Schiffer glaubte. Dieſer Prinz konnte, wie er glaubte, kein anderer, als Nikanor, der bekannte Alte von Fronteja ſeyn. Mit ſonderbaren Erwartungen lief er in den Hafen ein, ſtieg er an's Land, und eilte nach dem Aufenthaltsorte des Prinzen. — Dieſer lag in einem einſamen Thale zwiſchen Bergen, war gar nicht glänzend, aber angenehm und luſtig.

Er ging mit klopfendem Herzen auf die Wohnung zu, fand alles ringsherum ſtill und einſam, und erblickte an dem Thore Fabio, der ihn kaum gewahr wurde, als er verwunderungsvoll die Hände zuſammen ſchlug, und in das Haus eilte. Ferrandino folgte ihm auf dem Fuße nach, ging über einen kleinen Saal, öffnete ein Zimmer, und ſah den Alten vor ſich. Feierlich ging er ihm entgegen, und ſagte ganz freundlich:

„Willkommen, Ferrandino!“

Ferrandino. Hier? — Hier finde ich Euch?

Nikanor. Hier ſehe ich dich?

Ferrandino. Ich errathe nicht —

Nikanor. Warum es geſchehen iſt?

Ferrandino. So iſt es.

Nikanor. Du wirſt alles erfahren. — Ich freue mich, dich gerettet zu ſehen. Schon glaubte ich dich in den Händen der Venetianer. So, iſt es beſſer für dich und mich, und ich danke dem Himmel für deine Rettung! — Wie entkamſt du aus Oſtroſine?

Ferrandino erzählte ihm, was ihm begegnete, und was wir ſchon wiſſen. Der Alte ſchüttelte den Kopf, und ſagte:

„Sonderbarer Menſch! Nach Korſika wollteſt du nicht gehen, und ſtürzteſt uns damals alle in Verlegenheit, und an die Spitze der kraftloſen Haiduken ſtellſt du dich freiwillig, dein Leben für Landſtreicher zu wagen!“

Ferrandino. Ihr Zuſtand iſt zu beklagen.

Nikanor. Der, der Korſen, iſt es auch.

— Sage lieber, deine Verlegenheit führte dich zu ihnen, und neuen Verlegenheiten entgegen.

Ferrandino. Wo war jemals ein Platz in der Welt, auf welchem ich ohne Verlegenheit ſtand? — Mein ganzes Leben war ja immer nur ein Gewebe von Verlegenheiten, und iſt es noch bis auf dieſen Augenblick, in welchem ich vor dir ſtehe.

Nikanor. Ich errathe, was du ſagen willſt. Du rechneſt deine Verlegenheit zu der meinigen. Nicht?

Ferrandino. Das kannſt du denken.

Nikanor. Ich bin aber nicht verlegen.

Ferrandino. Nicht?

Nikanor. Nein.

Ferrandino. Und dennoch —

Nikanor. Glaube mir, was ich dir ſage; ich bin nicht in Verlegenheit.

Ferrandino. Aber du haſt Raguſa verlaſſen?

Nikanor. Weil man mich daſelbſt beleidigen wollte. Aber es wird ſich zeigen, daß — — Genug! du wirſt alles erfahren. Die Sonne hinter Wolken bleibt dennoch die Sonne. — — Jetzt grüße deine Freundin!

Als er das ſagte, öffnete er eine Seitenthür, und Ferrandino trat in ein Zimmer, in welchem ſich Olimpia befand.

Sie eilte ihm entgegen, drückte einige Küſſe des Willkommens auf ſeine Stirn, und freute ſich ſeines Wiederſehens. Er ergriff ihre Hand, fixirte ihre Blicke, und fragte bedeutend:

„Ihr habt Raguſa verlaſſen?“

Sie. Wie man ein ungetreues Liebchen verläßt.

Er. Mit Verdruß und Gram.

Sie. Und mit Verachtung.

Er. Mit Verachtung? — Ihr? —

Sie. Wir. — Der Prinz iſt beleidiget, und rechnet auf Genugthnung, die ihm die hohe Pforte geben wird.

Er. Wird ſie?

Sie. Sie muß und wird. — Man entdeckt im Schloſſe Oſtroſine, das der Gräfin Vendramino gehört, eine Bande falſche Münzer, und zieht die Gräfin ein —

Er. Wußte ſie, daß dieſe Bande auf ihrem Schloſſe hauſte?

Sie. Ich weiß es nicht. — Prinz Nikanor iſt ein Freund der Gräfin, und man denkt ſo unedel von ihm, daß man glaubt, auch er wiſſe um das Gaunerſtück. Sein Stand, ſein Rang ſchützt vor öffentlichen Beleidigungen, aber man kränkt ihn auf tauſendfache Art, und verhaftet auch ſeinen Freund, den Senator Protega.

Er. Auch dieſen?

Sie. Der Prinz ſchickt ſein Gefolge nach Cypern, ſchreibt an die hohe Pforte, und geht, blos von mir, von Fabio, und einigen Domeſtiken begleitet, hieher. Hier erwarten wir nun täglich einen Kourier vom Großherrn.

Er. Von ihm ſelbſt!

Sie. Von ihm ſelbſt, wie ich dir ſage.

Er. So ſage mir auch, wer iſt der Prinz?

Sie. Das wird er dir ſelbſt ſagen. Denn jetzt müſſen alle Schleier fallen, und du wirſt Geheimniſſe erfahren, die dich mit Erſtaunen erfüllen werden.

Er. Werde ich endlich?

Sie. Du wirſt.

Fabio trat in's Zimmer, und erſuchte ſie, in Nikanor's Namen, zur Tafel zu kommen. — Sie folgten dieſer Einladung.

Ueber Tafel ſprach der Alte ſehr ruhig über mancherlei Gegenſtände, aber nicht ein Wort von ſich ſelbſt. Auch ließ er ſich von Ferrandino alle Details ſeiner Begebenheiten auf dem Schloſſe Oſtroſine und unter den Haiduken erzählen; und als dieſer die Erzählung geendiget hatte, fragte er mit Laune:

„Und wo kam denn deine Margaliſa hin?“

„**Ferrandino.** Sie iſt mir gefolgt.

Olimpia. Gefolgt?

Nikanor. Und iſt mit hier?

Ferrandino. Sie iſt mit mir hieher gekommen, in Bubenkleider verhüllt.

Der Alte klingelte, und als ein Diener eintrat, befahl er:

„Daß der Page meines Gaſtes gut bewirthet wird!“

Hierauf fuhr er, als der Diener dieſen Befehl empfangen hatte und abgetreten war, fort:

„Serena und Serafina ſind mit nach Cypern abgegangen.“

Ferrandino. Und Nikanor? —

Nikanor. Fragt dich: ob du bei ihm bleiben und ſein Schickſal mit ihm theilen, oder ob du weiter reiſen willſt?

Ferrandino. Ich werde bei dir bleiben.

Nikanor. Wohl! — Wenn aber — — Doch, davon läßt es ſich ein andermal ſprechen. — Ich leſe aber in deinen Blicken eine gewiſſe Neugier, die mich und mein Ich betrifft. Iſt dem nicht ſo?

Ferrandino. Ich kann nicht läugnen, daß ich — —

Nikanor. Ich werde dieſe Neugier befriedigen.

Ferrandino. Du willſt mir endlich ſagen —

Nikanor. Was du zu wiſſen wünſcheſt, ſollſt du erfahren. Zwar nicht in dieſem Augenblick, aber eher, als du es vermuthet wirſt. — Ich erwarte Depeſchen aus Konſtantinopel. Ehe ich ſie erbreche, ſollſt du mich kennen lernen.

Olimpia. Wir ſehen der Ankunft dieſer Depeſchen ſtündlich entgegen.

Nikanor. Ferrandino wird ſich mit uns gedulten.

Nach der Tafel wurde ihm von Fabio ein Zimmer angewieſen, und Margaliſch kam zu ihm.

Wie es ſcheint, — fragte ſie, — werden wir hier wohl bleiben?"

Er. Vor der Hand, ja.

Sie. Mir iſt's einerlei.

Er. Wenn wir aber nun weiter gehen ſollten?

Sie. Ich folge dir, du magſt gehen, wohin du willſt. Ich habe kein väterliches Haus, ich habe keinen Zufluchtsort mehr. Wo du biſt, muß auch ich in Zukunft ſeyn. — Oder, wollteſt du ſo grauſam ſeyn, mich zu verſtoßen? Könnteſt du das?

Er. Nein, Margaliſa! Du bleibſt bei mir. Aber deine Morlaken wirſt du ſchwerlich wieder ſehen.

Sie. Wenn ich nur dich ſehe, ſehe ich immer, was ich am liebſten ſehe. Du biſt mir mehr als alle Morlaken der ganzen Welt! Du biſt mein Probàtion und ich bin deine Poſeſtrima *) auf ewig.

---

*) So werden bei den Morlaken Freund und Freundin genannt. Sie verbinden und verpflichten ſich zur

Am Abend ſpeiſte Ferrandino mit Margaliſa allein. Der Alte ſchickte ihm einige Bücher, und Olimpia eine Guitarre. Dazu ſchrieb ſie ihm:

> „Ein Mädchen haſt du bei dir, und eine Guitarre ſchicke ich dir. Ich weiß wohl, daß du ohne beide nicht wohl ſeyn kannſt.“

Der Morgen des folgenden Tages war zu ſchön, um ihn ungenoſſen zu laſſen. Ferrandino ließ Margaliſen ſchlafend zurück, und eilte in's Freie. Er beſtieg einen Hügel, und überſchaute die Gegend. Noch lag der Nebel im Thale. Langſam hob er ſich auf, und wirbelte, gleich Waſſerſäulen, an hohen Bergen hinauf. Die Sonne entſtieg dem Meere in glänzender Pracht. Frolockend tönte der Sang der Vögel aus tauſend Kehlen ihr entgegen. Sie ſchwebte herauf über die Spitzen der Berge, und ſtand da in ihrer höchſten Pracht am blauen, wolkenleeren Himmel.

Freundſchaft in den Kirchen vor dem Altar, betrachten dieſes als das heiligſte Bündniß, haben gleichſam einen Punkt der Religion daraus gemacht, und halten es unverlezlich bis in den Tod.

„In wie ſo vielen Gegenden, — ſagte Ferrandino, — haſt du, o Königin des Himmels! mich ſchon geſehen. Deine wohlthätigen Strahlen ſenkten ſich herab zu mir in lachende Gegenden, wie in Einöden, und immer ſahſt du mich beinahe als einen Flüchtling, der unſtet irrte hin und her. Ach! wenn wirſt du mir deine wohlthätigen Blicke ſchenken da, wo ich dir entgegen jauchzen kann: hier feiere ich deine Ankunft in ungeſtöhrter Ruh!"

Er warf ſich, als er das ſagte, unter einer hohen Zipreſſe nieder, und verlor ſich in tiefes Nachſinnen. Am Fuße des Hügels ertönte die Schallmeie eines Hirten. Er ſah hinab in's Thal, und wurde Zeuge einer liebevollen Morgen-Szene.

Ein raſches Landmädchen ſprang mit einem Körbchen herbei, nahte ſich dem Hirten, und brachte ihm ſein Morgenbrod. Sie ſcherzten und kurzweilten mit einander, und lachten einem jungen Manne entgegen, der, eine Laute unter dem Arme, auf ſie zukam.

„Wo ſtreichſt du wieder einmal herum?" — fragte das Mädchen.

„Ich habe meiner Dorilis eine Morgenmuſik gebracht;" — ſagte der Lauteniſt, und ſetzte ſich zu ihnen.

Sogleich präludirte er ein Liedchen, und das Mädchen und ihr Schäfer ließen ſich nicht lange bitten, zu ſingen. Sie ſangen:

Er.

Gieb mir die Blumen,
gieb mir den Kranz.
Ich führe dich, Liebchen!
morgen zum Tanz.

Sie.

Laß mich die Blumen,
laß mir den Kranz;
führt' eine andre
morgen zum Tanz.

Er.

Nein, liebes Mädchen!
du nur allein
ſollſt die erwählte
Tänzerin ſeyn.

Sie.

Was kann mir's helfen,
ſollt' ich allein
auch die erwählte
Tänzerin ſeyn?

Er.

Ewige Liebe
ſchwör' ich nur dir!
Gieb mir die Blumen,
tanze mit mir.

Sie.

Schwörſt du mir Liebe,
folg' ich zum Tanz.
Hier ſind die Blumen,
hier iſt der Kranz.

Er.

Und mit den Blumen
ſchenk mir dein Herz.
Ich mein' es ernſtlich,
treibe nicht Scherz.

Sie.

Meinſt du es ernſtlich,
treibſt du nicht Scherz,
ſo nimm die Blumen,
nimm auch mein Herz.

Ferrandino wollte den Sängern laut ſeinen Beifall zu erkennen geben, als er jetzt erſt gewahr wurde, — ſo aufmerkſam hatte er zugehört, — daß Margaliſa ihm ganz nahe war.

„Der alte Herr — ſagte ſie, — läßt dich allenthalben ſuchen. Er hat alle ſeine Leute nach dir ausgeſchickt. Es ſind fremde Türkiſche Männer angekommen.“

Darüber vergaß Ferrandino den Tribut, den er den Sängern entrichten wollte, und eilte mit Margaliſen in die Wohnung des Alten.

Dieſer empfing ihn freundlich in ſeinem Zimmer. Olimpia allein war bei ihm.

„Die Depeſchen aus Konſtantinopel ſind angekommen, — ſagte er. Sie ſind noch uneröffnet. Ich weiß nicht, was ſie enthalten. Ich gedenke meines Verſprechens, und ich will es erfüllen. — Setze dich!“

Ferrandino ließ ſich auf einem Sofa nieder, und der Alte begann:

„Den Prinz Aſelmo Gonzago trieb ſein Muth, gegen ſeines Vaters Willen und Wiſſen, in den Krieg. Er diente, ohne ſich erkennen zu geben, als Edelmann, und wohnte als Volontair einem Feldzuge gegen die Türken bei. In einer heißen Schlacht wurde er verwundet, gefangen genommen. — Zufällig ſah ihn der Seraskir. Seine Bildung gefiel ihm; er nahm ſich ſeiner an, ließ ihn kuriren, und ſchickte ihn dem

Großvezir zu. — Dieſer fand eben ſo viel Vergnügen an ſeinem Gefangenen als der Seraskir, unterhielt ſich oft mit ihm, bewunderte ſeine Kenntniſſe, ſeinen Verſtand, und wurde von ſeiner offenen Miene ganz zu ſeinem Vortheil eingenommen.“

„Der Großherr kam eben damals zur Armee, und der Vezir ſtellte ſeinen Gefangenen ſeinem Souverain vor. Auch dieſer ertheilte ihm ſeine Gnade, und nahm ihn, als er von der Armee zurück gieng, mit nach Konſtantinopel.“

„Ich vermeide alle Weitläuftigkeiten, denn dieſe Depeſchen warten auf Entſiegelung. — Ich ſage daher nur ganz kurz, daß Anſelmo der Liebling des Großherrn, und ſogar ſein Vertrauter wurde.“

„In Adrianopel erhielt er Gelegenheit, eine der Schweſtern des Sultans genauer kennen zu lernen, als es hätte ſeyn ſollen. Dieſer verbotene Umgang drohte bald mit einem lauten Zeugen, und Fardina und Anſelmo wagten es, ſich dem Sultan zu Füßen zu werfen, und ihn ſelbſt zum Vertrauten ihres Unglücks und ihres Glücks zu machen. — Der Großherr wollte ſich anfangs den Regungen des höchſten Zornes überlaſſen, und fuhr ſchon nach dem Säbel, ſie beide hinzurichten, als Fardina aus dem Koran ihm zurief: „Gott iſt barmherzig, und die Menſchen ſind ſein Ebenbild." — — Der Großherr faßte ſich, zog die Hand von dem Säbel, und kündigte ihnen ihr Urtheil an."

„Anſelmo, der ſeinen Stand entdeckte, wurde einer Venetianiſchen Galere übergeben, und ging nach Maltha, wo er das Kreuz annahm. Fardina wurde nach Sirien verwieſen. — Zu Damaskus gebar ſie einen Sohn, den der Beſſa einem Prieſter übergab, der ihn erziehen ließ, und als er acht Jahr alt war, ihn nach Griechenland ſchickte. Hier wurde er einem weiſen Manne übergeben, der die Weisheit der alten und neuen Zeiten in ſich vereinigte, und der ſeinen Zögling ſo gelehrig fand, als er ſich es nur wünſchen konnte."

„Siebenzehn Jahr war der Knabe alt, als er mit ſeinem Lehrer auf Reiſen ging. Sie durchreiſten ganz Griechenland, gingen nach Aegypten, durchſtreiften die Sandwüſten, bewunderten die Pracht der Pyramiden, und beſuchten ſogar den Ammonstempel."

„Wie?" — unterbrach ihn Ferrandino fragend und aufrufend.

„Du willſt ſagen, — fiel der Alte ein, — Wie? biſt du denn etwa ſelbſt dieſer reiſende Jüngling, der den Ammonstempel ſah? — Ich antworte dir: Ich bin es. Ich bin Nikanor, der Sohn der Sultanin Fardina."

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er in ſeiner Erzählung fort:

„Zwanzig Jahr war ich alt, als mich mein Lehrer dem Baſſa von Damaskus übergab. Dieſer erklärte mir das Geheimniß meiner Geburt, und brachte mich zu meiner Mutter. — Ach! dieſe gute Mutter! — Sie ſtarb in meinen Armen, und hinterließ mir ihre Schätze.“

Hier verhüllte der Alte ſein Geſicht, und als er es wieder enthüllte, glänzten Thränen in ſeinen Augen. Gerührt ſenkte Ferrandino ſeine Blicke zur Erde. — Der Alte faßte ſich und ſprach weiter:

„Ich verließ Sirien, durchzog Indien, Perſien, und ging endlich nach Europa. In meinem ſechs und zwanzigſten Jahre lernte ich meinen Vater zu Maltha kennen. Er verſah mich mit Empfehlungen, und ich ging nach Rom. Leider! folgte mir dahin die Nachricht von ſeinem Tode nach, und nichts blieb mir von ihm übrig, als ſein mir noch immer heiliges Andenken und ſeine Schätze.“

„In Rom wurde ich in einem der erſten Häuſer mit einem Fräulein bekannt, das ihre Eltern dem Kloſter beſtimmt hatten. Wir ſahen und liebten uns. Die Wachſamkeit der Eltern wurde hintergangen, und wir — waren glücklich, um unglücklich zu werden. Ihre Brüder nahmen ſich der Ehre ihres Hauſes, wie ſie ſagten, an, und ich war ſo unglücklich, den einen Bruder im Zweikampf zu erlegen, nachdem ich vorher den andern hart verwundet hatte. Ich flog in die Schweitz, um der Verfolgungen der erzürnten Familie zu entgehen, die die fürchterlichſte Rache drohte. — Ich ging nach Frankreich, durchzog Spanien und Portugal, und ging endlich nach ſechs Jahren nach Italien zurück. In Venedig erfuhr ich, daß meine Laura Mutter eines Sohnes geworden war. Er war, wie man ſagte, aufs Land gegeben worden, und die Mutter hatte man in ein Kloſter geſteckt. Vergebens ſuchte ich, zwölf Jahre hindurch, Weib und Kind, und fand ſie nicht. — Endlich gewährte mir ein Zufall das Glück, meine Laura zu ſprechen, aber mein Sohn war verſchwunden. Ich ſuchte ihn allenthalben auf mit Vaterliebe, und endlich war ich ſo glücklich, ihn zu finden. — Ja! ich fand ihn. Aber, wo? — Ach! ich fand ihn an der Spitze einer Räuber-Bande."

„Großer Gott!" — ſchrie Ferrandino.

Gelaſſen ſagte der Alte:

„Du, — du ſelbſt biſt mein Sohn. Erkläre dir nun alles, was ich für dich that, und was ich nicht für dich thun konnte. — Das Geſtändniß, das ich ſchriftlich that, du ſeyſt mein Sohn, rettete dir zum letzenmal in Raguſa das Leben."

Ferrandino fiel ihm bewegt um den Hals. Thränen miſchten ſich mit Thränen, und eine feierliche Pauſe unterbrach die laute Unterhaltung.

Der Alte faßte ſich zuerſt wieder, drückte ihm die Hand und ſagte:

„Du biſt und bleibſt mein Sohn. — Nie gehſt du wieder von mir, und jetzt wollen wir unſer Urtheil zuſammen empfangen. Die Raguſaner verlangen meinen Kopf; der deinige ſteht nirgends feſt. Sollen wir ſterben, ſo mag Vater und Sohn zuſammen fallen.“

Er ſtand auf, ſchellte, und ließ die Tartarn eintreten, die ihm die Depeſche des Großherrn überbracht hatten. In ihrer Gegenwart berührte er mit dem Paket ſeine Stirn, beugte ſich tief, und erbrach das Siegel.

Er entfaltete den Brief des Vezirs, las das Schreiben des Großherrn und ſagte:

„Ich bin zum Baſſa von Cypern ernannt.“

Er hielt den entfalteten Brief den Tartarn entgegen. Dieſe fielen nieder, küßten die Erde und den Brief, ſtanden auf, küßten dem Alten das Kleid und ſagten:

„Wir begleiten den Baſſa der erhabenen, glänzenden Pforte nach Cypern.“

Der Alte wendete ſich mit fragenden Blicken gegen ſeinen Sohn. Dieſer fiel ihm in die Arme, und Olympia fragte:

„Nun wirſt du wohl glücklich und ruhig werden?

Den folgenden Tag ſchifften ſie ſich ein, und eilten nach Cypern.

Ende des Zweiten Theils.

Ferrandino.

Fortſezung der Geſchichte
des
Räuber-Hauptmanns
Rinaldini
von
dem Verfaſſer derſelben.

Dritter Theil.

Leipzig, 1801.

Ferrandino.

Dritter Theil.

Siebentes Buch.

Bleibt dein Name ſtets das Schrecken
der empörten Phantaſie?
Muß er ſelbſt zum Mord dich wecken?
O! ſo rette dich und flieh!
Nur in unbewohnten Gründen,
wirſt du eine Freiſtatt finden.

In blaue Wolken gehüllt lag Cypern, den Schiffenden in der Entfernung vor Augen. Nikanor, der Alte von Fronteja, jetzt Baſſa Murjad Saladin, der Königliche genannt, ſtund auf dem Verdeck des Schiffes. Ferrandino und Olimpia ſtanden ihm zur Seite, hinter ihnen, Fabio und Margaliſa. Saladin, der Königliche, erhob ſeine Rechte, ſtreckte den Zeigefinger nach der Ferne, und ſagte:

„Dort liegt Cypern; eine der ſchönſten Inſeln die dem Scepter der hohen Pforte unterworfen ſind! Wenig kennt man dort die Schrecken des Winters nördlicher Länder; nur kurze Zeit umziehen Wolken den heitern Horizont, der über Cyperns Thälern lacht. Mit reicher, wohlthätiger Hand, hat die Natur ihre Gaben der glücklichen Inſel geſchenkt. Die Freude lacht dort an vollen Traubengeländern, und lagert ſich in blumichte Thäler. Weidende Heerden durchziehen die ſchönſten Auen, und ſchwere Halme ſchwanken in geſegneten Feldern. Kriſtallene Bäche und Quellen durchſchlängeln die blumichten Anger, und reine Flüſſe durchſtrömen das Land. Die Häfen liegen voll Schiffe, und unter meiner Regierung, ſoll dieſe Inſel ſich des ausgebreiteſten Handels erfreuen. — Dorthin gehen wir jetzt, und dort wollen wir leben!“

Ferrandino ſeufzte. Fragend ſah ihn Saladin an, und Olympia lächelte:

„Wohin flog dieſer Seufzer? — Nach Cypern doch wohl? Serafina und Serena ſind ja ſchon dort.“

Der Königliche lächelte:

„Beide wiſſen noch nicht, was die Wellen ihnen zuführen!“

„Selbſt Morlakiſche Schätze;“ — fuhr Olimpia fort.

„Einen Probatino und eine Poſeſtrina; *) nicht wahr, Margaliſa?“ — fragte Saladin, indem er ſich nach ihr umſah.

Margaliſa wurde roth, ſchlug die Augen nieder, und ſagte:

„So heißt es bei uns; und Ferrandino iſt mein Freund.“

„Er wird es auch bleiben!“ — lächelte Olimpia.

Ferrandino, der ſeine Blicke feſt auf die Inſel richtete, ſagte:

---

*) Rinaldini. Dritte Auflage. III. Th. S. 220

„Dort herrſchte einſt das Geſchlecht der Luſignans, als Könige, und ſie ſind nicht mehr. Die Venetianer erſchlichen die Inſel, und haben ſie auch wieder verloren!“

Der Königliche fiel ein:

„So wechſelt in der Welt alles, aber nichts geht unter. Alles kommt nur in verneuerten Geſtalten wieder hervor.“

„Nur der Menſch nicht!“

„Warum nicht?“

„Glaubſt du an eine Seelenwanderung?“

„Es iſt nichts Unſinniges, daran zu glauben.“

„Aber die Rückerinnerung?“

„Sie blieb mehreren Menſchen.“

„Dem Samier, und durch ſein αυτος εφα! ſeinen Jüngern.“

„Auch mir.“

„Dir auch?“

„Davon ein andermal. — Die Wolken werden lichter. Bald werden wir Land! rufen, und es erblicken. — Wie iſt dir?“

„Feierlich wohl.“

„So iſt es auch mir;“ — ſagte Olimpia.

„Ich kenne dieſe Empfindung, ſagte Saladin; — und habe ſie gern. Der Geiſt wirkt allmächtig bei dieſem feierlichen Wohlſeyn. Erwartung und Aengſtlichkeit vermählen ſich, und das Herz ſchwankt im Strome ſeiner Empfindungen, wie ein Schiff auf wogenden Wellen.“

„Ueberhaupt — fiel Olimpia ein; — iſt es um die Erwartungen, etwas ſonderbares. Man ſollte eigentlich gar keine haben!“

„Warum nicht? — fragte der Königliche lächelnd, indem er ſich an Margaliſen wandte. — Was erwarteſt du in Cypern?“

„Das weiß ich ſelbſt nicht;“ — ſtammelte ſie.

„Doch wenigſtens gute Aufnahme?“

„O ja! Ich komme ja mit Euch.“

„Freundliche Blicke von den jungen Cyprioten?“

„Ach nein!“

„Sie ſind ſehr hübſch.“

„Das kann wohl ſeyn! Es wird aber auch hübſche Mädchen auf der Inſel geben.“

„Das Fremde, gefällt immer beſſer. — Ferrandino! Nicht wahr, wir müſſen Margaliſen in Cypern verheurathen?“

Margaliſa zitterte am ganzen Leibe. Leichthin, ſagte Ferrandino:

„Wenn ſie will, warum nicht?“

Thränen entfielen ihren Augen. Sie verlies das Verdeck ſchnell.

Saladin ſeufzte:

„Wenn man noch ſo lieben kann, iſt man ſelbſt im Unglück glücklich.“

Fabio ſchüttelte den Kopf. Saladin bemerkte es, und fragte:

„Du zweifelſt?“

„In der That,“

„Warum?“

„Wer kann im Unglück glücklich ſeyn?“

„Der Liebende. — Gehe hin, liebe rein, treu, wahr, von ganzem Herzen, und empfinde die Wahrheit deſſen, was ich ſagte; denn mein Beweiß liegt nur, wo er liegen kann, — in der Empfindung. — — Du ſcheinſt noch immer zweifelhaft zu ſeyn?“

„Was glaubte man dir nicht!“

„Doch?“

„Deine Erfahrungen!“ —

„Ja Erfahrungen habe ich. Aber wiſſe, Erfahrungen, ſetzen keinen Menſchen zum Erben ein. — Jetzt **Fabio**, gehe hin, und beruhige Margaliſen.“

Ferrandino ſah ihn fragend an, er aber, zeigte auf ein Fahrzeug, das ihnen entgegen kam, und ſagte:

„Sie kommen, uns zu begrüſſen!“

Und ſo war es auch. Aus dem Fahrzeug ſliegen an den Bord des Schiffs, der Hasnadar, Kiaja, eine Menge Tſchokodarn, der Saraf und der Dragomann*) des Pallaſts. — Sie bewillkommneten den neuen Baſſa auf das ehrerbietigſte, und er empfieng ſie ſehr freundlich und herablaſſend.

---

*) Hasnader, der Schatzmeiſter; Kiaja, der Sekretair; Tſchokodarn, Hofleute; Saraf, der Rentmeiſter; Dragomann, der Dolmetſcher; Perſonen, die vermöge ihrer Stellen und Aemter, den Hof des Baſſa ausmachen. — Mariti Viaggio. p. 6. 7.

Unter lautem Donner der Kanonen der Kaſtelle, liefen ſie in den Hafen ein, und ſtiegen an's Land.

Saladin breitete ſeine Arme aus, ſtreckte ſeine Hände gen Himmel, murmelte, wie es ſchien, ein Gebet, und ſchweigend ſtand um ihn die Menge. — Hierauf beſtieg er ein koſtbar geziertes Roß, und hundert Reuter umgaben ihn. Olimpia ſtieg in die eine Sänfte die von Maulthieren getragen wurde, in die andere ſtieg Margaliſa. Ferrandino und Fablo ſetzten ſich auf reichgeſchirrte Roſſe, und folgten, von Janitſcharen umgeben, dem Zuge.

Spät erreichen ſie Nikoſia, die Reſidenz des Baſſa, die Hauptſtadt der Inſel, und den Pallaſt in welchem ſie abſtiegen.

Hier wurden ſie mit Sang und Saitenſpiel empfangen. Herrliches Räucherwerk dampfte ihnen entgegen, und laute Grüſſe hießen ſie willkommen.

Seraſina und Serena eilten herbei. Olympia küßte ſie, und zeigte auf Ferrandino.

Seraſina fuhr ſtaunend zuſammen, und Serena fragte, froh verlegen:

„Darf ich meinen Augen trauen?"

„Du darfſt;" — lächelte Olimpia.

„Unſer Ferrandino hier? — Tauſendmal ſey er willkommen!"

Damit flog Serena auf Ferrandino zu, ſchloß ihn in ihre Arme, küßte ihn und drückte ihn freudig an ſich. — Serafina ergriff ſeine Hand, und lispelte:

„Sey uns willkommen!“

„In der That! — ſagte Saladin; — Ferrandino darf ſich nicht beklagen. Man ſieht ihn immer noch gern.“

Nun giengen die Ankommenden auf ihre Zimmer, und bald darauf kamen ſie in den Saal zu einer köſtlich beſetzten Tafel zurück. — Spät in der Nacht wurde es erſt Ruh im Pallaſt.

Mit dem Königlichen ging Ferrandino den folgenden Tag durch die Gärten und den Pallaſt. Als ſie auf die Gallerie kamen, die zu den Frauenzimmern führte, erſchien der Oberſte der Verſchnittnen, und fragte demüthig nach Befehlen.

„Du biſt — ſagte Saladin; — in Ruh geſetzt. Ich bedarf deines Amtes nicht. Dieſe Zimmer werden in meinem Pallaſt frei und ohne Zwang beſucht. Kerker für unſere Freundinnen, habe ich nicht. Jede lebt nach ihrem Behagen; und was mich betrifft, ſo halte ich kein Serail.“

Serena kam ihnen entgegen.

„Ich wette darauf, — lächelte der Königliche; — die ſchöne Serena hat uns etwas zu zeigen.“

Sie öffnete die Thür ihres Zimmers. Sie traten ein, und ein kleines Mädchen kam ihnen mit einem Blumenkranze entgegen. Saladin nahm den Kranz, hob das Kind auf ſeinen Arm, und fragte:

„Wo iſt dein Vater?“

„Ich bin es!“ — ſchrie Ferrandino, nahm ihm das Kind ab, und küßte es mit Entzücken.

„Du biſt mein Vater?“ — fragte die Kleine.

„Ich bin es, liebes Kind!“

„Ich heiße Ferrandina.“

„O, Serena!“

Serena warf ihre Arme um ſeinen Nacken, und küßte ihn, Thränen in den Augen.

„Sieh, Ferrandino! — ſagte der Königliche; — ſo weint eine Mutter, Thränen der Freude und des Entzückens. Mit Schmerzen hat ſie dir ein Kind gebohren, mit Entzücken ſieht ſie nun das Pfand deiner Liebe auf deinen Armen, und die Wahrheit ihrer Empfindungen, beglaubiget ſie mit Thränen. Sie ſind das älteſte Siegel der Wahrheit, ein Pfandbrief, der im Herzen gelößt, und mit den Augen ausgeliefert wird.“

Er verlies das Zimmer, und in ſtummer Umarmung blieben Ferrandino und Serena, Arm in Arm, bis Olimpia lächelnd in's Zimmer trat. Sie nahm die kleine Ferrandina auf ihre Arme, und öffnete eben den Mund zu ſprechen, als Ferrandino auf ein Sopha ſank, die Hände vor die Augen drückte, und mit gepreßter Stimme rief:

„O Dianora! O mein Sohn! *) Ihr ſeyd für mich verloren!“

Olimpia nahte ſich ihm mit dem Kinde, und ſagte:

„Iſt der Sohn für dich verloren, ſo lebt dir hier die Tochter, und Serena liebt dich, wie Dianora dich liebte.“

Serena warf ſich bei ihm nieder. Ihr Geſicht ruhte auf ſeinen Knieen. Die Kleine ſtellte Olimpia aufs Sopha. Sie ſchlang ihre Händchen um ſeinen Kopf, und ſagte weinerlich:

„Weine nicht, lieber Vater!“

Ferrandino küßte Mutter und Kind, und verließ in heftiger Bewegung das Zimmer.

Er ging in's Freie. Unter einem Halbzirkel von Orangebäumen, zwiſchen deren Stämmen Jasminenbüſche ſtanden, warf er ſich auf einer Raſenbank nieder, und hing ſeinen Betrachtungen nach. Ein kleines Geräuſch entriß ihn denſelben. Er blickte auf, und ſah ein Weib, in Landestracht, alla Cipriota, vor ſich ſtehen.

Hier die Beſchreibung dieſer Tracht.

Sie iſt enger als die der türkiſchen Frauenzimmer, beſteht in einer Art von kleinem Wams, und einem rothen baumwollenen Unterrock. Das

---

*) III. Th. S. 23. und 24.

Oberkleid, Boniſche genannt, iſt nach den Jahreszeiten, von Tuch, Sammet, oder Seide. Es iſt dieſes ein langes Kleid mit Aermeln, das bis auf die Füße geht, aber offen bleibt, und nicht übereinander geſchlagen wird. Die Hemden ſind von Seide; ſie werden auf der Inſel, wie weißer Flor, gemacht. Die Beinkleider gehen bis auf die Erde, und ihre Fußbekleidung, Meſti genannt, iſt eine Art von Stiefelchen von gelbem Leder, die bis an die Knöchel gehen, unter welchen ſie Pantoffeln tragen. Ein halbes Korſet geht ihnen bis unter den Buſen, und dieſer iſt mit einem feinen Hemde, und einem umgeſchlagenen Stück Leinwand bedeckt. Um den Hals tragen ſie Perlen, Ketten, Edelgeſteine. Ihr Kopfputz, von mehreren Schleiern erhöht, bedeckt den größten Theil ihrer Haare. Dieſe fallen auf der Stirn in zwei Locken, und gehen bei den Schläfen hinab, in mehrere Zöpfe geflochten, die ihnen bis auf die Schultern fallen. Auf der Straße bedecken ſie mit einem Zipfel ihres Schleiers das Kinn, den Mund und die Naſe. Mit Blumen zieren ſie ſich allenthalben aus.

Eine ſo ausgezierte weibliche Geſtalt, ſtand jetzt vor Ferrandino. Feſt hatte ſie den Schleier vors Geſicht gezogen, und er ſah nichts, als ein Paar Augen, die aber von einem Feuer belebt wurden, das wie elektriſch, ſich ſeinen eigenen Augen mitzutheilen ſchien. — Dieſe Augen ſprachen jetzt einige Minuten lang mit einander, bis Ferrandino endlich fragte:

„Gehört dieſer Platz dir, ſchöne Unbekannte?“

Die Antwort war:

„Mein Vater pflanzte dieſe Bäume, als er hier zum erſtenmal mit meiner Mutter geſprochen hatte. Der gute Vater iſt voraus gegangen, in eine beſſere Welt; und ich feiere hier ſein Andenken.“

„Ich weiche deiner Andacht, aber ich bitte dich, mir zu erlauben, hier zuweilen verweilen zu dürfen, auf dieſem ſogar angenehmen Plätzchen.“ —

Er ſtieg auf, und fragte:

„Darf ich, ſchöne Griechin! um deinen Namen bitten?“

„Nenne mir den deinigen;“ — ſagte ſie, und der Schleier ſank etwas tiefer unter die ſchöne griechiſche Naſe, herab.

„Ich heiße Ferrandino, und bin der Sohn des Baſſa.“

„Der Sohn des Baſſa? — Und Ferrandino iſt dein Name?“

„Ich bin ein Chriſt; gebohren von einer Chriſtin, und unter Chriſten erzogen.“

„Kein Glaubensgenoſſe Mahomeds?“

„Nein.“

„Aber auch kein Griechiſcher Chriſt?“

„Ich gehöre zur Lateiniſchen Kirche. — Und nun? dein Name?“

„Jöminde.“

„Jöminde?“

„Die Tochter des Kaufmanns Michael Tremopoli.“

„Du lebſt bei deiner Mutter?“

„Bei meiner Mutter.“

„Haſt du Schweſtern?“

„Weder Schweſtern, noch Brüder.“

„Darf ich es wagen, in eurer Wohnung einzuſprechen.“

„Was dürfte der Sohn des Baſſa nicht wagen?“

„Der Sohn des Baſſa wird nichts wagen, als was ihm zu wagen erlaubt wird. — Ferrandino wird kommen, wenn es ihm erlaubt wird.“

„Es wird ſich nicht ſchicken. Du kennſt unſere Sitten und Gebräuche noch nicht. — Selbſt, daß ich hier mit dir ſpreche, möchte ich keinem dritten ſehen laſſen, und meine Mutter darf es nicht erfahren, ſonſt könnte ich nie wieder hieher kommen.“

„Du willſt alſo wieder hieher kommen? und ich darf dich hier ſprechen?“

„Wozu das?“

„Kann ich dir das erklären?“

Jöminde ſchwieg, und zog den Schleier höher. Dann ſagte ſie:

„Ich möchte wohl den Baſſa ſprechen.“

„Da ſteht bei dir.“

„Ich komme morgen früh in den Pallaſt.“

„Haſt du eine Bitte?“

„Die habe ich.“

„Sie ſoll dir gewährt werden. Aber auch ich habe eine Bitte an dich.“

„An mich?“

„Laß dein Geſicht ſehen!“

„Dort ſehe ich einen Mann kommen. — Verlaß mich, wenn du nicht willſt, daß ich gehen ſoll.“

Ferrandino, nahm nur mit einem Blick Abſchied, und gieng. — Er glaubte einen Seufzer zu hören, entfernte ſich, und ging auf das Franziskanerkloſter zu. — Hier begegnete ihm Fabio, und er gieng mit ihm, ohne in das Kloſter zu gehen, in den Pallaſt zurück.

Der folgende Tag, — einer von den beiden Audienztagen, die wöchentlich der Baſſa giebt, — brach an. Die Stunde der Eröffnung des Audienzzimmers kam; der Saal ſtand voll Menſchen, die ſich dem Baſſa zu nähern wünſchten, und nach und nach, einzeln vorgelaſſen wurden. — Ferrandino's Blicke durchflogen die Menge; er ſuchte in derſelben Jöminden, und ſah ſie nicht. Schon naheten ſich die letzten Bittenden dem Ziele ihrer Wünſche, als, ganz in weiße Schleier verhüllt, ein Frauenzimmer in den Saal trat.

Langſam und ſchüchtern, ging ſie näher. — „Das iſt Isminde!“ — ſagte Ferrandino bei ſich ſelbſt, und eilte in das Nebengemach des Audienzzimmers, wo man alles hören konnte, was vor dem Baſſa, und von ihm, geſprochen wurde. — Die Verſchleierte trat ein, und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Lange lebe der gerechte Muhaſſil *) des groſſen Herrn der glänzenden Pforte!“

Freundlich antwortete der Königliche:

„Allah ſey mit dir, meine Tochter! — Was bringt dich zu mir?“

„Mein Vater iſt geſtorben, ich habe keine Brüder, und meine Mutter iſt krank. Dies führt mich hieher, — und dieſer Brief enthält meine Bitte.“

Saladin entfaltete das Schreiben, las es, und ſagte freundlich:

„Gewährt!“

„Gott ſegne dich, und mehre deine Jahre!“ ſagte die Verſchleierte, und gieng.

Saladin kam aus dem Audienzzimmer, ſah ſich um, winkte Ferrandino, und gab ihm ein Papier. Es war das Schreiben der Verſchleierten. Ferrandino las:

„Isminde die Tochter des verſtorbenen Kaufmanns Michael Tremopoli, die einzige Tochter einer kranken Wittwe, bittet den gerechten Muhaſſil des Herrn der glänzenden Pforte

---

*) Statthalter.

te, einem jungen Mann, der ſich Ferrandino nennt, einen ihr angedrohten Beſuch zu unterſagen. Ihr guter Ruf iſt die einzige Ausſteuer die ſie ihrem künftigen Gatten zubringen kann.“

Betroffen gab Ferrandino das Schreiben zurück. Saladin warf es in eine Glutpfanne, wo es die Flammen verzehrten, und ſagte gelaſſen:

„Ich habe Isminden ihre Bitte gewährt. Der Vater bittet dich dieſe Gewährung zu reſpektiren; der Baſſa befiehlt es.“

Hierauf wendete er ſich gegen einen Diener, und ſagte:

„Man ſoll mir die kleine Ferrandina bringen!“

Das Zimmer wurde leer. Ferrandino ging auf den Baſſa zu.

„Mein Vater!“

„Mein Sohn!“

„Auch mir, gewähre eine Bitte.“

„Sprich!“

„Gieb mir Beſchäftigung!“

„Willſt du meine Leibwache kommandiren? — Willſt du ein Kommando über die andern Truppen haben?“

„Nie möge Cypern einen Feind ſehen! Kömmt er, ſo ſoll er mich in Waffen finden. Kriegsſpiele im Frieden, können mich nicht beſchäftigen.“

Der Kiaja brachte Briefe. Als der Königliche ſie geleſen hatte, wendete er ſich zu Ferrandino, und ſagte:

„Eile in den Hafen, bewillkomme dort, angekommene Freunde und Bekannte, und führe ſie hieher.“

Ferrandino beſtieg ſogleich ein Roß, und jagte in Begleitung einiger Reuter, nach dem Hafen zu. Die Angekommenen waren ſchon an's Land geſtiegen. Es umarmten und grüßten ihren Freund und Bekannten, Aſtolfo, Luigino, der dienſtfertige Senator Protega, aus Raguſa, und die reizende Gräfin Vendramino;*) Perſonen, die auch uns allen, recht wohl bekannt ſind. — Man feierte ein frohes Wiederſehen bei einem freundlichen Mahl, und die ganze Geſellſchaft kam den folgenden Tag in Nikoſia an.

Freundſchaftlich empfing ſie Saladin, und eine Bewillkommungsfete, folgte der andern; der Pallaſt wurde erleuchtet, die Cyprioten erhielten ein noch nie geſehenes Schauſpiel in Nikoſia, und die Muſelmänner ſchüttelten die Köpfe.

In der frohen Geſellſchaft die den Königlichen umgab, fing nach und nach alles an, ſich zu rangiren. Aſtolfo hatte die Gräfin Vendramino gefunden, und Protega bemerkte, und wurde von Seraſinen bemerkt. Fabio und Margaliſa ſchienen ſich einander immer mehr und mehr zu nähern, und Serena hing mit liebevoller Zärtlichkeit an ihrem Ferrandino. Nur Luigino blieb frei.

---

*) 1. Th. S. 131. S. 113. S. 129.

„Ich muß wieder auf's Meer! dort iſt das Element das mich trägt, und von dem ich mich gern tragen laſſe;“ — ſagte er.

Dieſe Erklärung faßte Ferrandino auf.

„Ich begleite dich!“ — ſagte er.

„Ich ſehe wohl — ſagte Saladin; — daß die Ruhe dir ſo gefährlich wird, als andern die Gefahr ſelbſt. Du mußt immer im Sturm umher ſchweben. Iſt das dein Loos, ſo wird dich kein Menſch darum beneiden. Gehe hinaus auf das ſtürmiſche Element, und ſchwebe mit frohem Muthe in Angſt und Gefahr umher. Das ſchönſte meiner Schiffe ſoll dich aufnehmen. Geht, treibt Handel und Wandel, und kommt glücklich zurück!“

Ein feſtliches Mahl feierte ihren Abſchied. Thränen floſſen, und Wünſche für ihre glückliche Zurückkunft, folgten ihnen nach.

Die Anker wurden gelichtet, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und trieb das Schiff aus dem Hafen ins Meer. Das Kaſtell lag in der Ferne, die Minarets wurden kleiner, das Land verſchwand, Einer Wolke gleich, lag Cypern den Schiffenden im Rücken. Rund umfangen mit der unermeßlichen Fläche des Meers, umgeben mit dem ausgedehnten Gewölbe des Himmels, ſchwebte das Schiff luſtig dahin; ein friſcher Südoſtwind ſchwellte die Segel; ſie flogen von Eiland zu Eiland.

Ein neues Schauſpiel öffnete ſich ihren Augen! Die See war mit Schwänen und Kranichen bedeckt, die in Reihe und Gliedern, wie Soldaten in Schlachtordnung, daher ſchwammen. Alle kehrten die Köpfe gen Afrika, wohin ſie ſegelten.

Endlich erſchien Kandia ihren Blicken. Hier legten ſie an, verſahen ſich wieder mit Erfriſchungen, und ſegelten weiter.

„In der That, — ſagte Luigino; — müßte es ein ſehr feines Auge ſeyn, das uns in dieſer Tracht, dieſe Turbans auf dem Kopfe, dieſe Knebelbärte um Lippe und Kinn, wieder als die ehemaligen Spielgeſellen erkennen wollte, die ſo frei waren, ſich von der ganzen Welt etwas auszubitten, oder es wohl auch gar ohne Bitte, geradezu nahmen.“

„Mit unſern Kleidern, — lächelte Ferrandino; — iſt aber auch unſer Wille geändert.“

„So iſt es mit den Menſchen! Andere Verhältniſſe geben ihnen andern Willen. In den Apenninen und auf dem Meere, waren und ſind wir, ganz Verſchiedenwollende.“

„Ein wenig Seeräuberei aber, haſt du doch auch mitunter getrieben.“

„Die Seeräuberei iſt ein ganz anderes Weſen als die Landräuberei. Wer ſchickt den illuſtren Flaggen Steckbriefe nach? Dabei geht alles cum privilegio zu. — Zu dem, haben die Schiffe der hohen Pforte auch noch unerbittliche, natürliche, geborne Feinde an den Maltheſern, die nie abſterben. Man rächt ſich alſo auf andre Art.“

„Wie es ſcheint, gefällt dir dein Handwerk!“

„Es ſcheint nicht! es iſt ſo. Es gefällt mir, und ich gefalle ihm.“

„Und du gedenkſt es zu treiben, bis an's Ende deines Lebens?“

„So gut, wie jeder Menſch das ſeinige treibt, — Aber, wozu haſt du dich entſchloſſen?“

„Dazu, wozu wir uns gewöhnlich alle entſchließen müſſen; mich dem Zufall zu überlaſſen, mich noch einige Jahre in der Welt herumzutreiben, und dann meinen Kohl in Ruhe zu pflanzen, und — zu genießen.“

„Die Landſcènen, ſind die Endſcenen des Lebens aller berühmten Männer.“

„Wozu du mich auch zählſt?“

„Warum nicht?“

„Schämſt du dich nicht?“

„Nun! du haſt doch beim Teufel! Aufſehen genug in der Welt erregt.“

Das wohl! — Aber, o Luigino! welch ein Aufſehen?“

„Es war, wie geſagt, ein Aufſehen. — Und, ſprich man nicht immer noch von dem berühmten Rinaldini?“

„Aber wie?“

„Wie es der nimmt, der von dir ſpricht.“

„Frage die Regierungen.“ —

„Frage die Menſchen, die das Ungewöhnliche lieben. — Extremen muß man Extreme entgegen ſetzen. Wird nicht durch ganz Italien, auf allen Inſeln des Mittelländiſchen Meeres, wird nicht in Deutſchland, Frankreich, England und im halben Norden, von dir geſprochen?“

„Leider!“

„Da du einmal öffentlich ausſtandeſt.“ —

„Ja! das that ich. — Aber, was alles, that ich noch?“

„Das mußt du ſelbſt am beſten wiſſen.“

„Als der Dolchſtich meines Vaters mich auf Pantaleria *) zu Boden ſtreckte, da hätten Dianores Küſſe, **) mich nie wieder ins Leben zurückrufen ſollen.“

„Ein ſchöner Wunſch für deinen Vater!“

„Ich wär' mit Ehren geſtorben, und wer weiß, welch ein Tod meiner nun noch wartet?“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ — ſchrie man auf dem Schiffe.

---

*) III. Th. S. 235.

**) III. Th. S. 15.

„Was giebt es?“ — fragte Luigino.

„Eine Maltheſer Galeere kömmt auf uns zu!“ ſchrieen die Soldaten.

So war es.

Alle liefen nach den Waffen, eilten auf ihre Poſten, und rüſteten ſich zu einem Kampfe, dem ſchwerlich zu entgehen war.

Luigino ſuchte zwar den Wind zu gewinnen, aber vergebens. Der Maltheſer kam näher, und kaum war das Türkiſche Schiff zu erreichen, als es ſchon eine Salve empfing. — Nun begann der Kampf von beiden Seiten mit Muth und Entſchloſſenheit. Die Maltheſer ſuchten zu entern. Sie wurden abgetrieben. Schon erreichten die Musketen den Feind. Wüthend ſetzten zum drittenmal die Maltheſer an, und die Enterhaken faßten endlich. Sie ſprangen über. Es entſtand ein allgemeiner Kampf. Die Türken fochten wie Löwen; Luigino und Ferrandino waren verwundet, über hundert Todte lagen um ſie herum; endlich mußten ſie die Waffen ſtrecken. Das Schiff war erober, und achtzig Mann mehrentheils alle verwundet, wurden Gefangene.

So führte man ſie im Triumphe, nach Maltha.

Der Maltheſer, ein Deutſcher von Geburt der ſeine erſte Kreuzfahrt gemacht hatte, behan delte ſie ziemlich edel und gut. Die Schiffsbeſatzung kam zu den andern Türkiſchen Gefangenen, in die Gefängniſſe, und wurde zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. Ferrandino und Luigino erhielten keine Feſſeln, durften frei umher, und am Tage, ſogar aus der Stadt gehen. Mit der erſten Gelegenheit ſollte über ihren Zuſtand ein Aviſo nach Cypern geſchickt werden, und an ihrer Auslöſung durften ſie dann gar nicht zweifeln. — Luigino kam zur Aufwartung in das Haus eines Spaniſchen Ritters, und Ferrandino wurde unter die Dienerſchaft des Großmeiſters gethan, an welchem Poſten er aber nur wenig zu thun hatte. — Er ging in der Stadt umher, beſah und bewunderte die Merkwürdigkeiten derſelben, und hatte keinen größern Kummer, als den, durch Zufall etwa für den Mann erkannt zu werden, deſſen Name ehemals das Schrecken der Reiſenden, das Erblaſſen der Wanderer, war, und den alle Regierungen Italiens geächtet hatten. In Maltha galt er für einen Muſelmann. Sein Knebelbart und ſein Name Selim, waren die Decken mit denen er ſeinen wahren Namen und ſeine ehemaligen Verhältniſſen bedeckte.

Wie lange ſie ihm dienten, werden wir erfahren.

Eines Tages ging Ferrandino nach dem Hafen zu, als er ein nach Landesſitte verſchleiertes Mädchen gewahr wurde, die ihn ſehr aufmerkſam betrachtete. Er bemerkte dies kaum, als er zurücktrat und ſich herumdrehte, ſeinen Weg zu verfolgen. — Die Verſchleierte aber ging auf ihn zu, und ſagte:

„Wir kennen uns.“

Ferrandino faßte ſich ſchnell, und fragte ganz gelaſſen.

„Biſt du aus Cypern.“

Das Mädchen antwortete:

„Aus Cypern bin ich nicht, aber dennoch kennen wir uns.“

„Woher?“

„Wenigſtens — aus Sardinien?“

„Aus Sardinien? — Du irrſt dich.“

„Schwerlich! — Zwar dieſe Tracht und dieſer Knebelbart.“ —

„Er iſt die Zierde eines Muſelmanns.“

„Das mag ſeyn! Er kann mich aber doch nicht täuſchen.“

„Wie kann ich dich verſtehen?“

„Nach Art aller alten Bekannten.“

„Zeige mir dein Geſicht!“

„Zu Palermo ſtiegſt du nicht an's Land, den Feſtlichkeiten zu Ehren der heiligen Roſalie, beizuwohnen.“ *)

---

*) II. Th. S. 62.

„Zu Palermo?"

„Nun ja doch! zu Palermo."

„Du irrſt dich."

„Unmöglich!"

„Dein Geſicht möchte ich entſchleiert ſehen."

„Allenthalben, nur nicht hier. — Folge mir in jene Kirche."

„Ich bin ein Muſelmann."

„Warſt du es immer?"

„Mein Geſicht, das vielleicht Aehnlichkeiten mit einem andern haben kann, veranlaßt einen Irrthum."

„Dein Name?"

„Selim."

„Immer?"

„Welche Frage!"

„Welche Antwort! — Bei jenem Eckhaus mit den Säulen, ſollſt du mein Geſicht ſehen."

Sie ging als ſie das ſagte, fort, auf das Eckhaus zu, und Ferrandino war ſo ungalant, ihr nicht nachzufolgen.

Er eilte in den Pallaſt des Großmeiſters, forderte dort eine Erlaubnißkarte, außerhalb der Stadt ſpazieren gehen zu dürfen, erhielt ſie, und ging in's Freie.

Nahe bei einer Villa, warf er ſich unter einem Baume nieder, dachte dem Abentheuer mit der Verſchleierten nach, und ſchlief endlich ein.

Er wurde aufgeweckt, ſchlug die Augen auf, und ſah die Verſchleierte vor ſich ſtehen. Dieſe ſonderbare unerwartete Erſcheinung nahm ihm die Sprache, und die Verſchleierte lachte, indem ſie ſprach:

„Zum Eckhaus folgteſt du mir nicht, und hier muß ich dich wieder finden?“

Etwas verſtimmt fragte Ferrandino:

„Wer biſt du?“

„Eine deiner Bekannten.“

„Das kann nicht ſeyn, da du nicht aus Cypern biſt.“

„Und dennoch!“

„So zeige mir dein Geſicht.“

„Folge mir in jenen Garten. Wir ſind dort ganz allein.“

Ferrandino lag unbeweglich. Die Verſchleierte ſagte:

„Ei! wie ungalant biſt du geworden! — — Das war ſonſt nicht dein Fehler. — So ſieh dann mein Geſicht.“ —

Sie zog den Schleier vom Geſicht, und Ferrandino erblickte, die ihm und uns wohlbekannte Fiametta, Fortunatens Geſellſchafterin.

„Ich ſehe es dir an den Augen an, ſagte ſie, ohne ihn zum Worte kommen zu laſſen; — daß du ſagen willſt: Ich kenne dich nicht. Aber eben dieſe Augen ſind es auch, die dich verrathen, lieber Ferrandino! — Du kannſt deine Gründe haben, hier nicht Ferrandino heißen zu wollen, und ich kann nichts dagegen haben; aber bleiben wirſt du es dennoch immer. — Wir kennen dich zu gut! — Doch, dein Geheimniß werde ich ehren, werde dich ſtets Selim nennen, und wer dich nicht ſelbſt kennt, ſoll auf Ehre und Treue! nie von mir erfahren, daß du Ferrandino biſt. — Vielleicht zwangen deine Verhältniſſe dich, deinen Glauben zu entſagen, und du fürchteſt nun.“

„Ich fürchte nichts!“

„So recht! das iſt der Ton, in welchem du ſonſt auch ſprachſt.“

Nach einer langen Pauſe fragte endlich Fiametta:

„Willſt du mir nicht in den Garten folgen? — Wir ſind dort ganz allein, und können ſoviel als wir wollen, mit einander ſprechen.“

Unwillkührlich erhob ſich Ferrandino, und folgte ihr in den Garten. — Eine dichte Pomeranzenlaube, nahm ſie auf. Ferrandino fragte:

„Wie kamſt du nach Maltha?“

„Durch Zufall, doch nicht gefangen, wie du. Ich lebe hier im Hauſe eines Maltheſer-Ritters, der — — Was iſt das? — die Gartenthür geht auf? — So unvermuthet? — Wer mag kommen? — Der Ritter? — — Folge mir!“

Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn in’s Haus, ſchob ihn in ein Zimmer mit verſchloßnen Fenſterläden, und ſchloß die Thür hinter ihm ab.

„Da ſitze ich nun im Käfich, — ſagte Ferrandino ärgerlich; — gefangen, ehe ich es mir verſah! — Wann werden nur dergleichen Scenen meines ärgerlichen Lebens ſich einmal endigen!“

Er tappte umher, fand ein Sofa, und warf ſich auf daſſelbe.

Im Hauſe hörte er laut ſprechen. Es waren mehrere Stimmen. Man ging die Treppen auf und nieder. Ueber ſich vernahm er Fußtritte. — Er ſaß, lauſchte, und ärgerte ſich lange.

Endlich wurde die Thür ſeines Zimmers ganz behutſam aufgeſchloſſen, und Fiametta trat ein.

„Ganz unvermuthet iſt der Herr gekommen. Er will dieſen Abend hier ſpeiſen. — Jetzt hält er ſeine Sieſte, und ich kann bei dir ſeyn.“

Sie verſchloß die Thür hinter ſich, und ſetzte ſich zu ihm.

„Dich, ſo gut es mir möglich iſt, zu beruhigen, — ſagte ſie; — gebe ich dir, bei allem was mir heilig iſt! die Verſicherung, dich als Ferrandino keinem Menſchen zu entdecken, von dem du etwas zu fürchten haben könnteſt. — Sollte es dir auch nur unangenehm ſeyn, nicht als Selim und als Sklave auf Maltha leben zu können, ſo ſoll dieſes dein Geheimniß des Wollens, mir ſchon ſo heilig ſeyn, daß ich es ſelbſt nie zu entweihen verſuchen werde.“

„Du ſollſt erfahren — antwortete Ferrandino; — warum es mir lieb iſt, jetzt blos als Selim hier zu ſeyn. Nur ſo lange, laß mir mein Geheimniß, bis mein Löſegeld aus Cypern angekommen iſt. Willſt du mich dann dorthin begleiten, ſo werde ich für dich freundſchaftlich ſorgen.“

„Wer weiß, was ich thun kann! — Aber meinen Glauben, verändere ich nie.“

„Auch ich habe den meinigen nicht geändert.“

„Nicht?“

„Unſere Kirche hat Klöſter und Prieſter in Cypern.“

„Aber warum willſt du hier als Sklave leben, da ein Bekenntniß dich“ —

„Das hat alles ſehr gute Gründe. — Kömmt mein Löſegeld, ſo trete ich als der auf, der ich wirklich bin. Jetzt aber, fehlen mir die Beweiſe. Sie kommen aus Cypern. Selim wird dann als — — Doch jetzt, genug davon! — Du wirſt alles erfahren; das verſpreche ich dir. — Jetzt aber.“ —

„Was fehlt dir?“

„Du weißt doch daß ich über Nacht nicht auſſerhalb der Stadt ſeyn darf?“

„Das weiß ich.“

„Alſo.“ —

„Du ſollſt zu rechter Zeit wieder in der Stadt ſeyn.“

Die alte Bekanntſchaft miſchte ſich ganz ſtill und unvermerkt wieder in's Spiel. Der Knebelbart konnte nichts hindern, und beide waren ungeſtöhrt, im Finſtern, und allein. — Es giebt unter ſolchen Umſtänden kein gewagteres Spiel' und dennoch auch kein Spiel das leichter zu gewinnen. — Man kann leicht denken, daß es jetzt auch gewonnen wurde.

Zur rechten Zeit entließ Fiametta, wie ſie verſprochen hatte, den alten Freund, beinahe noch freundlicher, als ſie ihn aufgenommen hatte, und zu rechter Zeit war er wieder, wo er ſeyn mußte, in der Stadt und im Pallaſt des Großmeiſters.

Ferrandino hatte vergeſſen, Fiametta um ihre Wohnung in der Stadt zu fragen. Er durchſtrich die Straßen und ſah ſie nicht: er beſuchte die Gegend des Gartens, und ſah Fiametten nicht.

Auch Luigino hatte ſich lange nicht vor ihm ſehen laſſen. Endlich trafen ſie ſich einmal von ungefähr. Luigino führte ihn aus der Stadt, und begann auf einem entlegenen Platze:

„Ich habe dir etwas Wichtiges zu entdecken.“

„Mir?“ — fragte Ferrandino betroffen.

„Dir.“

„Etwas Wichtiges?“

„Etwas äußerſt Wichtiges.“

„Du ſpannſt meine Erwartungen ſehr hoch.“

„Es kann nicht anders ſeyn.“

„So rede!“

„Das kühnſte Wageſtück gelingt oft am beſten.“

„Ein Wageſtück?“

„Bei'm Teufel! ein Wageſtück iſt es, — wie es eins in der Welt geben kann.“

„Du biſt doch nüchtern?“

„Völlig.“

„Wozu dieſe Umſchweife? — darf ich das Wageſtück kennen lernen, oder nicht?“

„Du darfſt, und ſollſt es kennen lernen.“

„So nenne es.“

„Es iſt das Wageſtück, uns zu Herren von la Valette, und von dieſer Inſel zu machen.“

„Das iſt — ein lächerliches Projekt!“

„Das iſt es nicht. — Sechs hundert und achtzig Türkenſklaven leben hier; die meiſten ohne Hoffnung, jemals ihrer Ketten entledigt zu werden. Mit dieſen Purſchen iſt alles anzufangen.“ —

„Was aber, durchzuſetzen?“

„Auch alles.“

„Nichts!“

„Ei!“

„Euer Komplot wird entdeckt.“ —

„Man wird ſich vorſehen.“

„Die Rebellion ſoll ſogar zum Ausbruch kommen.“

„Ja! das ſoll ſie.“

„Ihr werdet übermannt, was am Leben bleibt, wird gerädert und geſpießt.“

„Dahin iſt es noch nicht!“

„Es wird aber dahin kommen.“

„Sechshundert und achtzig Männer.“ —

„Sechshundert und achtzig Herzen, die alle ſo verſchieden ſchlagen.“

„Wer ſeine Ketten brechen kann, weiß nichts von Feigheit.“

„Wer bricht ſie aber? — Vom Können und Wollen, kann gar nicht die Rede ſeyn. — Du rechneſt falſch, und zwar eine Rechnung, die du am Ende ſelbſt am Spieße bezahlſt. — Warte bis das Löſegeld aus Cypern kömmt, und ſey ruhig!“

„Ich kanns nicht ſeyn. — Der große Gedanke beſchäftiget mich wachend und in Träumen.“

„Gieb ihn auf.“

„Ich kann nicht!“

„Du bringſt uns alle in's Verderben.“

„Du haſt kein Herz!“

„Das ſollſt du mir auf einem andern Platz, und in einer andern Angelegenheit nicht ſagen. — Was aber dieſes Unternehmen betrifft, ſo geſtehe ich es dir, daß ich dazu nie entſchloſſen ſeyn werde, es mit ausführen zu helfen, da ich voraus ſehe, daß es unbeſonnen ausgedacht iſt, und daß es ſchrecklich für euch endigen muß.“

„Gut! du ſollſt keinen Antheil daran haben. — Du ſchwörſt mir aber Verſchwiegenheit zu.“

„Luigino!“

„Gar dich lange zu beſinnen.“ —

„Ich bitte dich, gieb dieſes ſchreckliche Vorhaben auf!“

„Ich kann nicht.“

„Und ich ſchwöre dir keine Verſchwiegenheit zu.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Und doch!“

„Nein!“

„O ja! — Rinaldini ſchwört mir zu, was ich verlange.“

„Luigino!“

„Nicht?“

„Nein! bei dem ewigen Gott nicht! und ſollteſt du auch ſelbſt meinen Namen den Maltheſern verrathen.“

„Den Namen Rinaldini?“

„Welchen du willſt. — — Luigino! ich bitte dich, gieb dein ſchreckliches Vorhaben auf.“

„Ich kann nicht.“

„Du willſt nicht!“

„Ich kann nicht. — Es iſt alles ſchon eingeleitet.“

„Wie?“

„Der Tag der Ausführung, die Stunde, iſt ſchon beſtimmt.“

„Biſt du wahnſinnig?“

„Noch nicht.“

„Du biſt verloren!“

„Du mit mir.“

„Dahin ſollte es kommen?“

„Schwöre mir Verſchwiegenheit!“

„Schämſt du dich nicht, mir dieſen Schwur abzufordern?“

„Ich muß ihn haben.“

„Glaubſt du dann dich ſicher?“

„Ich haben deinen Namen den Verbündeten genannt.“

„Luigino?“

„Sie wiſſen es nicht anders, als daß Selim an ihrer Spitze ſtehen wird.“

„Du hintergehſt ſie, du haſt ſie belogen. Nie werde ich das thun!“

„So kann ich dich nicht retten.“

„Mich nicht retten? — Was willſt du thun?“

„Was ich thun muß. — Du kannſt es errathen.“

„Welcher Teufel gab dir das ein?“

„Dein teufeliſcher Name, auf den ich rechnete. Nun verunglücke, was da will! Meines Lebens bin ich ſicher.“

„Wer giebt dir dieſe Sicherheit.“

„Der Name Rinaldini, und ſeine Perſon.“

„Du haſt dich verrechnet, undankbarer, ſchändlicher Verräther!“

Damit zog Ferrandino einen Dolch, und bohrte Luigino nieder. — So lies er ihn liegen, und ſprang auf den bekannten Garten zu. In demſelben fand er Fiametten, die ihm freundlich entgegen trat, aber ſchnell vor ſeinem zerſtörten Anblick zurückbebte.

„Ferrandino! was iſt dir?“ — fragte ſie mit bebender Stimme.

„Führe mich zu deinem Herrn, den Maltheſer. Ich habe ihm wichtige Dinge zu entdecken;" — ſtammelte Ferrandino.

Beſtürzt fragte Flametta weiter:

„Warum entdeckſt du ſie dem Großmeiſter nicht?"

„Iſt der Ritter bei dem du lebſt, ein edler Mann?"

„Edel und großmüthig."

„Nun wohl! ſo führe mich zu ihm. Mit ihm will ich dann zum Großmeiſter gehen."

„Aber, Ferrandino!" —

„Kein Verweilen, kein Zögern! die Entdekkung leidet keinen Aufſchub."

Flametta ging mit ihm in die Stadt zurück. — Sie führte ihn in das Haus in welchem ſie wohnte, und ſprang die Treppe ſelbſt eilig hinauf, ihn bei ihrem Herrn zu melden.

Ferrandino wankte ihr nach. Er trat in den Saal, und lehnte ſich an ein Fenſter.

Ihm gegenüber ging eine Thür auf. Eine Dame trat aus einem Zimmer auf den Saal.

Ferrandino erblickte ſie, fuhr heftig zuſammen, ſchrie laut auf:

„Gerechter Gott!“

und ſchlug beide Hände vor die Augen. Die Dame ſank zu Boden.

Achtes Buch.

Findeſt du nur, um es zu verlieren,
was du fandeſt? — Will kein Glück
dich zum bleibenden Genuſſe führen?
Gehſt du immer nur zurück? —

Ferrandino ſprang hinzu, hob ſie auf, und rief nach Hülfe. — Fiametta kam in den Saal zurück. —

Erſchrocken fragte ſie: Was hier vorgegangen ſey? und brachte mit Ferrandino's Beiſtand, die Dame auf ihr Zimmer. Dieſe ſchlug die Augen auf, und fragte mit ſchwacher Stimme:

„Unglücklicher! du lebſt noch?“

Ferrandino warf ſich vor ihr nieder und ſchluchzte:

„Ich lebe noch! — O Dianora! Ich lebe noch!“

Fiametta verlies ſchnell das Zimmer.

„Du, hier? auf Maltha?“
fragten ſich beide.

„Und in dieſen Kleidern?“ ſetzte Dianora hinzu.

„Hier iſt der Herr!“ — ſchrie Fiametta, die ſer, Prinz della Rocella, den er zum letztenmal als Statthalter auf Lipari*) ſah.

„Ach Gott! er iſt es!“ — jammerte Dianora.

Betroffen trat der Prinz zurück. Ferrandino ſank vor ihm nieder. — Der Prinz gab Fiametten einen Wink, und ſie verließ das Zimmer.

Prinz. Du lebſt noch?

Ferrandino. Mir, und euch allen zum Unglück. — In den Ocean der Welt geworfen, treiben die Unglückswellen mich ſtets euch wieder zu.

Prinz. Ein Gefangener, hier? In dieſer Tracht? — Haſt du — Rede, Unglücklicher! — Haſt du deinen Glauben —

Ferrandino. Ich bin kein Muſelmann. — In keiner Tracht entgehe ich meinem Schickſal. — In Cypern lebte ich bisher bei meinem Vater. —

Prinz. Bei deinem Vater?

Ferrandino. Bei dem Baſſa Saladin, den ehemals ſogenannten Alten von Fronteja, deſſen Dolch auf Pantaleria mich traf, — aber ach! — nicht tödtete. — Er iſt ein Sohn der Sultanin Fardina und des Malthéſers Anſelmo Gonzaga. Mich zeugte er mit einer edlen Römerin. — Ich blieb ein Chriſt, lebte aber vor den Augen der Einwohner Cyperns, als ein Muſel-

ann bei ihm, um verborgen zu bleiben, vor
en Augen der Welt. — Gefangen wurde ich hie-
er gebracht, finde hier meinen Freund, mei-
en Wohlthäter, und das geliebte Weib meines
erzens!

Prinz. Sonderbares Schickſal das über
ns waltet! — Der Maltheſer Anſelmo Gonzaga,
ar mein Freund, der Führer meiner Jugend!
— O Ferrandino! — Warum bliebſt du nicht
uhig in Cypern?

Ferrandino. Ich ſollte Dianoren wiederfin-
en! — Als ich aus Cypern ſchiffte, waren
eine Gedanken auf Lipari gerichtet. Dort lies ich
inen Sohn. — Der Vater ſuchte ſein Kind,
o es nicht mehr war, und lebt als Sklave,
o er es wieder finden wird. Nicht wahr? —
iſt mein Sohn nicht hier? —

Prinz. Du ſollſt ihn ſehen.

Ferrandino. Ich ſoll ihn ſehen? Ich
arf ihn an mein väterliches Herz drücken?

Dianora. Deinen Sohn und ſeine
utter!

Der Prinz ſchien etwas fragen zu wollen,
nterdrückte aber ſchnell die Frage, und ging
angſam nach der Thür zu. Dianora und Ferran-
ino ſanken in wechſelſeits geöffnete Arme.

Auf dem Saale entſtand ein Geräuſch.

„Was führt Sie zu mir?“ — fragte der Prinz befremdet.

„Ich habe Ordre, — antwortete der Offizier; den Türkenſklaven Selim feſt zunehmen. Ein ſchreckliches Komplot iſt unter den Sklaven entſtanden, die Ritter ſollten ermordet, die Feſtung ſollte überrumpelt werden. Einer der Rebellen hat alles entdeckt, und dieſen Selim als das Haupt der Verſchwörung genannt.“

„Unglücklicher! — fragte der Prinz; biſt du das?“

„Ich bin es nicht; — antwortete Ferrandino gefaßt. — Erſt ſeit einigen Stunden weiß ich um die Verſchwörung. Ich eilte hieher, — Flametta wird mir das bezeugen; — dem Prinzen della Roccella zu entdecken was ich wußte. Man iſt mir zuvorgekommen. Wie das möglich war, und warum ich meine Entdeckung noch nicht machen konnte, weiß der Prinz.“

Der Prinz ſah unentſchloſſen vor ſich nieder. Dianora zitterte heftig. Der Offizier ſah den Prinzen mit fragenden Blicken an. — Ferrandino ſprach weiter:

„Unglücklich genug als Chriſt in die Hände der Maltheſer, als ein türkiſcher Sklav, zu fallen, und behandelt zu werden, kränkt ein ungerechter Verdacht gegen mich, mich doppelt.“

„Warum — fragte der Offizier; — wenn du wirklich ein Chriſt biſt, daß du dich nicht

„Ich werde meine Gründe meinen Richtern ſagen. Jetzt folge ich der Gewalt. Ich bitte um ein anſtändiges Gefängniß."

„Das ſoll dir werden, Mann des Unglücks!" — ſagte der Prinz.

Dianora ſchloß weinend ihre Arme um Ferrandino, Der Prinz ſtand nachſinnend ſtill. Der Offizier ſchien gerührt dieſe Scene zu beobachten.

Der Prinz faßte die Hand des Offiziers und ſagte:

„Mein Herr! dieſer Mann iſt ſehr unglücklich. Sein Schickſal iſt ein Gewebe von Unglücksfällen, dergleichen ſich kaum welche erdenken laſſen. Dieſe Dame iſt ſein Weib; ich bin ſein Freund. Behandeln Sie ihn gut. — Ich gehe ſogleich zum Großmeiſter mit ihm über Ihren Arreſtanten zu ſprechen. — — Ferrandino! ſchwörſt du bei dem Allmächtigen, daß du an der Verſchwörung der Türkenſklaven keinen Antheil genommen haſt, oder haſt nehmen wollen?"

„Ich ſchwöre es!" — ſagte Ferrandino mit offenem Blick.

„So gehe muthig in's Gefängniß. Ich ſpreche mit dem Großmeiſter."

„Und mein Sohn?" — fragte Ferrandino wehmüthig.

„Du ſollſt ihn ſehen!" — wiederholte der

„Die Mutter wird ihn dir zuführen;“ — ſagte Dianora.

Ferrandino küßte ſie, küßte die Hand des Prinzen, wendete ſich zu dem Offizier, und ſagte:

„Ich folge!“

Er folgt dem Offizier und der Wache, und wurde aufs Kaſtell in leidliche Verwahrung gebracht.

Den folgenden Tag wurde er verhört, und in ſein Gefängniß zurückgeführt. Er erwartete Nachricht von dem Prinzen, ja, er ſchmeichelte ſich, Dianoren, wie ſie verſprach, ſelbſt bei ſich zu ſehen, aber vergebens.

So verfloſſen vier Tage.

Am Morgen des fünften Tages trat ein Franziskanermönch in ſeinen Kerker. — Bei ſeinem Anblick fuhr Ferrandino heftig zuſammen, und fragte:

„Herr Pater! wollt Ihr mich zum Tode bereiten?“

Der Pater ſetzte ſich nieder, und ſprach mit ſchwacher Stimme:

„Zwanzig italieniſche Meilen weit von der Inſel Niſyros, liegt frei mitten im Meer, ein großer Felſen.*) Wer könnte glauben, dieſe Klippe, die Kaloiero, auch Panaia, genannt wird, ſey zu bewohnen? dennoch iſt dem ſo. Oben auf der Klippe iſt ein kleiner, luſtiger, fruchtbarer Platz, auf welchem einige Klauſen ſtehen. Auf den Felſen hinauf gelangt man nur durch eine Maſchine, die von den Bewohnern der Klippe regirt wird. — Einſt wohnten griechiſche Mönche auf dem Felſen, die aber durch Liſt einiger türkiſchen Seeräuber überfallen und ermordet wurden. Die Beute die ſie machten, war, wie leicht zu denken iſt, klein. — Seit jener Zeit verfloſſen zwanzig Jahre, als einige hieſige Religioſen vom Orden des heil. Franziskus den Entſchluß faßten, auf dieſem Felſen ihr Leben in heiligen Betrachtungen zu verleben. Sie führten aus, was ſie beſchloſſen, und ſeitdem wird jene Klippe wieder bewohnt.“

„Wozu dieſe Erzählung?“ — fragte Ferrandino, befremdet.

Der Pater, ohne Antwort zu geben, ſprach weiter fort:

„Jährlich viermal erhalten die frommen Felſenbewohner, von hier aus, allerlei Lebensnothwendigkeiten. Jetzt kommt die Zeit dieſer Verſorgung, und ich bin beordert, mit dem Proviant dahin abzugehn.“

„Aber — Herr Pater! — wozu ſoll mir das?“

Der [illegible]

„Denkt er endlich an mich?“

„Er hat immer an Euch gedacht.“

„Wie ſtehen meine Angelegenheiten?“

„Schlecht.“

„Wie?“

„Sehr ſchlimm!“

„Wie iſt das möglich?“

„Es iſt wie ich ſage.“

„Ich bin unſchuldig.“

„Vor allen Dingen, leſet erſt mein Kreditiv.“

Hiermit zog er einen Brief hervor, den er Ferrandino gab. Er war von dem Prinzen. Dieſer ſchrieb:

> „Ferrandino hat dem Pater Anſelmo ganz zu trauen. Ich weiß um alles, was er ſagt und ſpricht.“

„Ich bin überzeugt, ſagte Ferrandino; — daß Euere Sendung ächt iſt, und traue Euch ganz. — Was habt Ihr mir zu ſagen?“

„Nicht viel Tröſtliches.“

„Alſo glaubt man mich dennoch ſchuldig? — Ich bin es nicht.“

„So unſchuldig Ihr auch auf einer Seite ſeyn mögt, ſo ſchuldig ſeyd Ihr auf der andern Seite, wenn Ihr den Namen ehemals führtet, den man Euch giebt.“

„Welchen Namen?“

„Da der Prinz nun für Euch und für Eure

„Welchen Namen giebt man mir?“

„— als wenn er wüßte, es ſey wirklich etwas zu beſorgen. Deßhalb“ —

„Den Namen, Herr Pater! den Namen!“

„Rinaldini.“

Ferrandino ſchwieg. Der Pater fuhr fort:

„Deßhalb hat der Prinz es mit mir abgeredet, daß Ihr in dieſer, meiner Ordenskleidung, das Gefängniß verlaſſen ſollt.“

„Wie?“

„Draußen ſteht ein Laienbruder. Dieſem folgt ohne Bedenken.“

„Aber“ —

„Er bringt Euch in den Hafen. Ihr geltet für den P. Anſelmo, der die Lebensnothwendigkeiten nach Kaloiero bringen ſoll.“

„Wenn aber“ —

„Die Schiffsleute ſind alle erkohrne Leute des Prinzen. Sie bringen Euch nach Kandia.“

„Aber Ihr?“

„Von mir wird es heißen: ich ſey über Bord gefallen. — Das kömmt meinem Kloſter alles zu Gute.“

„Wie wollt Ihr aber aus dieſem Gefängniß kommen?“

„Das iſt meine Sorge.“

„Ich begreife nicht“ —

„Ihr ſprecht mit einem Geiſtlichen. Was er Euch ſagt, braucht Ihr gar nicht zu begreifen.

wenn Ihr es nur glaubt. Der Glaube ſchafft Werke. Hier iſt meine Kutte!“ —

„Aber“

„Keine Aber!“ — Zieht aus den alten Menſchen! und den neuen legt an, wie ein Feierkleid, wie ein Kleid der Rettung. — Entwiſche ich, ſo kann der Kerkermeiſter aufs Sakrament ſchwören, Euch habe er nicht entwiſchen laſſen. — Seht Herr! ſo ſieht man ſich vor, wenn man nicht zum Teufel fahren will.“

„Kann ich den Prinzen nicht ſprechen?“

„Ich bitte Euch, ſeyd nicht ſo unklug! — Der Prinz darf ja von Euch gar nichts mehr wiſſen.“

„Wenn man aber nun Euch“ —

„P. Anſelmo geht nach Rom. Dort beißt mich kein Maltheſer.“

„Wenn aber nun der Prinz durch Vermuthungen“ —

„Er wird ſchon auch wiſſen ob, wohin, und wie weit er gehen muß. — Doch, um das alles, bekümmert Euch nicht. Zieht euch an, und geht Eurer Wege. — Gott ſey mit Euch!“

Ferrandino folgte als vermummter Franziskaner, dem harrenden Laienbruder, der ihn in den Hafen brachte, wo ihn das nach Kaloiero beſtimmte Schiffchen aufnahm, und mit ihm davon ſegelte.

Auf Kandia wurde er, wie der Pater es ihm geſagt hatte, ausgeſetzt.

Er eilte nach Kanea, und ließ ſich dort dem Baſſa vorſtellen.

„Ich bin, ſagte er; — der Sohn Saladins, des Baſſa von Cypern, bin der Gefangenſchaft der Maltheſer entgangen, und bitte um deinen mächtigen Schutz.“

Bedeutend und freundlich ſah ihn der Baſſa einige Sekunde an, und ſagte dann:

„Saladin, der Baſſa von Cypern, läßt, wie ich weiß, einen verlohrnen Sohn allenthalben aufſuchen; eins ſeiner Schiffe ſuchte ihn auch auf Kandia, iſt aber wieder abgeſegelt, da man den Suchenden keine Nachricht, wie ſie dieſelbe verlangten, geben konnte. Biſt du nun wirklich dieſer Sohn, den man ſucht, ſo wirſt du auch gefunden werden.“

„Ich bin Selim, Saladins Sohn!“

„Ich will es dir glauben, weil du es ſagſt, und da ich noch keinen Grund habe, dich für einen Betrüger zu halten.“

„Der bin ich nicht!“

„Das erſte Cypriſche Schiff welches Kandia beſucht, ſoll dich nach Cypern führen, wenn du für Saladins Sohn erkannt wirſt.“

„Rechne auf meines Vaters Dankbarkeit, ebenſoſehr, als auf die meinige.“

„Indeſſen werde ich für einen Aufenthalt für dich ſorgen.“

Er winkte, und ſein Haushofmeiſter trat herbei.

„Haſſan! — ſagte er; ich empfehle deiner Sorgfalt dieſen Mann, der ſich Selim, Saladins, des Baſſa von Cypern, Sohn nennt. Was du ihm thuſt thuſt du mir!“

Haſſan verſprach, der Gnade ſeines Herrn ſich würdig zu machen, und nahm den Gaſt mit ſich in ſeine Wohnung.

Hier ſagte er nach einigen Tagen:

„Selim! ich habe ein artiges Landhaus in der ſchönſten Gegend dieſer Inſel, am Fluſſe Platania gelegen; ſollte es dir dort wohl beſſer, als hier in der Stadt, gefallen können?“

Ferrandino bat, da er glaubte, Haſſan könne Gründe zu dieſem Anerbieten haben, ihn dahin zu bringen, und wurde von ſeinem Wirth ſelbſt in eine lachende Gegend geführt, in der das Landhaus lag.

„Du wirſt hier — ſagte Haſſan; — alle Bequemlichkeiten, ſo gut, wie in Kanea finden. Ich übergebe dich meinem Verwalter, der Befehl hat, dir nichts abgehen zu laſſen. Und damit du auch weibliche Geſellſchaft nicht vermiſſen magſt, ſo iſt hier eine junge Sklavin, mit der du dich, wie mit der deinigen einer, unterhalten kannſt.“

Damit wurde eine junge reizende Kaſiotin herbeigeführt, und Haſſan ſagte:

„Melite! dieſer iſt dein Herr!“

Das Mädchen ſchlug die Augen nieder, und Haſſan nahm Abſchied von ſeinem Gaſt.

Melite war, wie geſagt, ein reizendes Mädchen, voll jungfräulicher Schamhaftigkeit, und dennoch lebhaft und verſtändig.

„Mit einer Geſellſchafterin, wie Melite, — ſagte Ferrandine, — wird es ſich allenthalben angenehm leben laſſen!“

„Haſſan — ſagte ſie langſam und beſcheiden; — hat dir geſagt, was ich bin: — Deine Sklavin.“

„Das ſollſt du nicht ſeyn!“

„Du biſt mein Herr!“

„Werde meine Freundin!“

„Willſt du ſie haben?“

„Ich bitte dich!“

„So bitte ich auch dich, werde, ſey, und bleib der Freund eines armen Kaſiotiſchen Mädchens, das als Sklavin dir geſchenkt worden iſt.“

„Biſt du wirklich meine Sklavin?“

„Ich war Haſſans Sklavin. Er hat mich dir geſchenkt. Nun bin ich deine Sklavin.“

„So ſchenke ich dir die Freiheit.“

„Du?“

„Ich.“

„Du mir?“

„Ich dir.“

„Es iſt Gewißheit. — Aber ich wiederhole meine Bitte: Werde meine Freundin!“

„Ich bin es! Ich werde es ewig bleiben!“

„Melite! Du biſt eine Griechin, und ich bin — — Doch, unſere Freundſchaft iſt noch zu neu, um dir Entdeckungen zu machen. Du wirſt es aber verdienen.“

„Ich werde deine dankbarſte Freundin ſeyn!“

Ferrandino war, wie wir ſehen, jetzt einmal wieder in guter, und noch dazu in angenehmer Geſellſchaft. — Wir gönnen ſie ihm doch? — — Und warum nicht? Aber, uns eine ähnliche zu wünſchen, darum wird man uns doch auch wohl nicht verdenken? —

Die einfache Lebensweiſe auf dem Lande nöthigt zu Spaziergängen. Auch Ferrandino durchwanderte des Morgens, und beſonders gegen Abend die herrlichen Gegenden des Platania, und Melite war ſeine Begleiterin. Sie hatte Gefühl für die Schönheiten der Natur, und einen regen Sinn für ihre Vortrefflichkeiten. Sie fühlte und empfand tief, was ſie ſagte. War ſie empfindend, ſo war Ferrandino oft begeiſtert; und hingeriſſen von Gefühlen und Empfindungen, ſtrömte ſeine Begeiſterung in Worte aus. — Wir wollen eine ſolche Unterhaltung belauſchen.

Er. Welch ein Anblick! welch ſchönes Laub! o! welch friſches, liebliches Grün!

Sie. Sieh dieſen Wald von Ahornbäumen! Platania genannt, wie der Fluß. Sieh dieſe Bäume! wie ſo brüderlich vereinigen ſie ihre Aeſte!

Er. So verſchlingen ſich Arme der Liebenden! So umarmt, trotzen ſie jedem Sturm.

Sie. Jeden Baum umſchlingen Reben. —

Er. So dicht und innig, wie der Liebende die Geliebte umſchlingt.

Sie. In den Wipfeln der Bäume glänzen die ſchönſten, vollſten Trauben.

Er. Sie ſchenken uns den Nektar, der uns labe und erquickt!

Sie. Wie unter einem Thronhimmel ſtehen wir hier, und über uns glänzen in gelben, purpurnen, blauen und roſenrothen Farben, gleich Geſteinen, die herrlichen Trauben.

Er. Hörſt du, wie zärtlich hier die Vögel ſingen: Hier flattert alles Paar und Paar in der ſchönſten Freiſtätte der Liebe.

Sie. Sieh, wie hell und ſanft dahin, fließt der Paltania! Der bekränzte Wald ſpiegelt ſich in ſeinen ruhigen Silberwellen.

Er. Welche feierliche Stille herrſcht in dieſem ehrwürdigen Haine! Welche ein heiliger Schauer überſtrömt mich! — Thront eine Gottheit hier? Oder was iſt das, das mir ſo bange macht?

Sie. Fürchteſt du einen verborgenen Feind?

Er. Ich fürchte nur, was ich liebe. — Angenehm iſt meinem Herzen dieſe Unruh, ſie wird von ihm mit Wohlgefallen unterhalten und genährt. — Bedarf vielleicht die Seele dieſer Aengſtlichkeit, um ihres Daſeyns ſich inniger bewußt zu werden?

Sie. Iſt deine Seele eine Freundin der Aengſtlichkeiten?

Er. So ſcheint es.

Sie. Die meinige iſt es nicht. — Sieh, dieſe Roſengürtel, die die Grenzen des Haines umziehen! Wie ſticht das liebliche Roth, ſo ſchön gegen das friſche Grün ab! — Und dort die Ebene! Es iſt die Ebene der Myrthen! Die weißen Blüthen überdecken die Büſche, ihr Glanz iſt blendend und ſchön. Selbſt die duftende Roſe giebt keinen ſo ſüßen Wohlgeruch als dieſe Myrthenblüthe. O! es iſt, als wenn die Seele ſich in ihren Wohlgerüchen berauſchen möchte;

Er. Die Myrthen ſind der Liebe geheiligt. Das lieblichſte aller Geſträuche iſt die Myrthe!

Sie. So ſagt auch ein Kaſiotiſches Lied.

Er. Singe mir dieſes Lied!

Melite ſang mit angenehmer Stimme.

Es glühen im Haine
die duftenden Roſen;
es glänzen an Sträuchen
die ſilbernen Blüten,
zum bräutlichen Kranz!

Hier bring' ich dir Roſen
ſie gelten der Freundſchaft;
hier bring' ich dir Kränze
von duftenden Myrthen,
ſie gelten weit mehr!

Sie gelten der Liebe,
den bräutlichen Freuden.
Von allen Geſträuchen,
erkohr ſich die Liebe,
die Myrthe allein!

„O jene ſchöne Welt der lieblichſten Dichtungen und freundlichſten Wahrheiten, — ſeufzte Ferrandino; — iſt dahin, und die traurige Welt, in der wir leben, quält uns nur mit finſtern Vorſtellungen.“

Melite ſah ihn freundlich an, und fragte:

„Und warum nimmſt du jene freundliche Welt nicht mit dir herüber, um Licht in die finſtre Welt deines Lebens zu bringen?“

„Ja wohl, die finſtre Welt meines Lebens! — O Melite! du kennſt die Menſchen noch nicht.

„Mußt du es denn ſo offen tragen? — Laß es ruhen in deinem Buſen wie in einer Laterne, und laß es dir allein leuchten.“

„Das ſollte der Menſch thun! aber er thut es nicht.“

„So liegt die Schuld, die er büßen muß, an ihm ſelbſt.“

„Ach! die Verhältniſſe!“ —

„Die Verhältniſſe? Welche Verhältniſſe können ſchlimmer ſeyn, als die Verhältniſſe eines freigebornen Mädchens, das geraubt, ſeinem Vaterlande, ſeinen Eltern und Freunden entriſſen, als Sklavin verkauft wird? — die deinigen doch wohl nicht?“

„Ach Melite!“ —

„Warſt du auch Sklav?“

„Wer war das nicht?“

„Nein, Selim! gewiß, du warſt nie ſo ſchlimm daran, als ich.“

„Was haſt du verloren?“

„Meine Freiheit.“

„Welcher Menſch iſt frei? Wir ſind alle Sklaven der Verhältniſſe. — Was du verlorſt, haſt du wieder.“

„Ich hatte Eltern, Schweſtern, Brüder, Freunde, ein Vaterland. — Wer giebt mir dieſe wieder?“

„Sie ſind vergeſſen.“

„Vergeſſen? — Wie könnte ich ſie je vergeſſen?“

„Vergiß! — Vergiß Melite! — Das Waſſer des Lethe iſt das ſchönſte, was die Mythe den Menſchen gab.“

„Was giebt mir die Wirklichkeit?“

„Sie gab dir einen Freund.“

„Ach!“

„Gilt dieſer Seufzer dem Geſchenk?“

„Ich habe ein Herz“ —

„Und dieſes?“

„Verlangt.“

„Was Herzen verlangen, geben Herzen.“

Er ergriff ihre Hand. Sie legte ihr Geſicht auf ſeine Hand, und heiße Thränen entſtürzten ihren Augen.

Haſſans Sklavin kamen von der Feldarbeit zurück, und zogen vorüber. Einer dieſer Sklaven blieb ſtehen, und ſah Ferrandino bedeutend an. Er ſchien etwas ſagen zu wollen. Die Peitſche des Sklavenaufſehers trieb ihn aber fort.

„Melite! — Kennſt du dieſen Sklaven?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Er ſchien etwas ſagen zu wollen.“

„So ſchien es.“

„Er ruhte mit fragendem Blick auf uns.“

„Auf dir.“

„Auf mir?“

„Kennſt du ihn nicht?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Sein Blick ſprach bedeutend.“

„Was er wohl ſagen wollte!“

„Vielleicht wollte der Unglückliche ſich etwas von dir erbitten."

„Das wär möglich! — Aber, was könnte ich ihm geben?"

Ferrandino wurde nachdenkend. Melite ſtöhrte ihn nicht in ſeinen Betrachtungen. — Endlich gingen beide ſchweigend, weiter.

Sie begegneten einem Fiſcher, der mit leerem Netz, wie es ſchien, ſehr bekümmert einher ging. — Sie grüßten ſich, und der Fiſcher ſagte mit bewegter Stimme:

„Gebe Euch Gott einen glücklichern Abend als mir."

„Was fehlt dir?" — fragte Melite theilnehmend.

Der Fiſcher ſeufzte tief auf, und fuhr fort:

„Ich gehe ſehr traurig nach Kanea zurück. — Es iſt mir zwar Zeit meines Lebens nicht zum Beſten gegangen, aber einen Tag, wie den heutigen, habe ich doch noch nicht erlebt. Nichts gar nichts, habe ich gefangen, und daheim, jammern drei Kinder und mein Weib, die meine Zurückkunft ſehnlichſt erwarten. — Ich weiß nicht, warum mich Gott ſo hart ſtraft, und ſo ganz verläßt."

„Gott verläßt keinen Menſchen;" ſagte Ferrandino.

Ohne ein Wort zu antworten, zeigte ihm der Fiſcher ſein leeres Netz, und eine Thräne zitterte über ſeine braune Wange hinab. — Ferrandino verſtand ihn, und ſprach weiter.

„Du haſt deshalb keine Fiſche gefangen, um einen Menſchen zu finden.“

Der Fiſcher ſah ihn fragend an. Ferrandino drückte ihm Geld in die Hand. — Der Fiſcher beſah das Geld, ſah den Geber an, und ſagte:

„Herr! ich bin ein Grieche.“

„Was willſt du damit ſagen?“

„Ich bin nicht Euer Glaubensverwandter“ —

„Aber mein Bruder.“

„O edler Herr! denkt Ihr ſo, ſo habt Ihr eine große Verwandſchaft.“

„Das iſt mein Stolz; und einen guten Vater; das iſt mein Glück!“

„Herr! Ihr wißt nicht, wie glücklich dieſes Geſchenk mich, mein Weib, und meine armen Kinder macht!“

„Wozu euch? — Ich habe blos meine Schuldigkeit gethan. — Gute Nacht, guter Mann! erfreue die Deinigen, und träume einen guten Traum.“

Damit ging er raſch davon. Dankend ſtreckte der Fiſcher ſeine Arme ihm nach, und Melire fiel ihm um den Hals, küßte ihn, und rief aus:

„Du biſt ein guter Mann!“

„Glaubſt du das?“

„Ich glaube, was ich ſehe. Du biſt ein guter Mann! Ich liebe dich! Ich muß dich lieben!“

Ferrandino ſchloß ſie küſſend in ſeine Arme, und ſagte:

„Wie Melite? wenn ich nun mit dem was ich that, darauf gerechnet hätte, dich zu überraſchen?“

Melite trat zurück. Er ſprach weiter:

„Wenn ich die Maske des Wohlthuns erborgt hätte, um dein Herz zu gewinnen, und dennoch ein böſer Menſch wär?“

Sie ſann nach, flog endlich wieder in ſeine Arme zurück, und ſagte:

„Das biſt du nicht! — Und wärſt du wirklich auch einmal ein böſer Menſch geweſen, ſo biſt du es doch gewiß nicht mehr.“

Seufzend blickte Ferrandino gen Himmel. — Melite ſah ihn fragend an. Er drückte ſie heftig an ſeine Bruſt, und ſagte:

„Du biſt ein gutes Mädchen! Dein Herz ſey meines Herzens Schutzort!“

Zitternd ſtammelte Melite:

„Ganz unſchuldig ſcheinſt du nicht zu ſeyn!“

„Ich bin es nicht!“

„Was haſt du gethan?“

„Ich war ein böſer Menſch.“

„Mit Vorſatz?“

„Ja!“

Sanft entwand ſich Melite ſeinen Armen, und ſeufzte:

„Wie habe ich mich getäuſcht!“

Ferrandino ſprach weiter:

„Was habe ich nicht ſchon gelitten, gebüßt und bereut!“

„Haſt du?“

„Ich habe!“ —

„Und dennoch ſind dir noch immer deine Sünden nicht vergeben?“

„Ich ſelbſt, kann ſie mir nie vergeben.“

„Auch nicht der Himmel?“

„Das weiß ich nicht!“

„Wärſt du meines Glaubens, ſo gingſt du zum Prieſter, beichteteſt“ —

„Melite! ein Geheimniß will ich dir vertrauen.“

„Mir?“

„Ich bin — ein Chriſt.“

„Was ſagſt du? — Du? Selim, ein Chriſt?“

„So iſt es.“

„Ein Grieche?“

„Ein Chriſt der lateiniſchen Kirche.“

„So kannſt du auch Vergebung deiner Sünden erhalten. Drei Stunden von hier, wohnen lateiniſche Mönche.“

„Du biſt meine Freundin?“

„Ich habe es dir ja geſagt.“

„Du ſollſt mehr als das, du ſollſt meine Vertraute werden."

„Und — nicht wahr, es iſt ſo gar arg und viel nicht, was du verbrochen haſt?"

Kalef, Haſſans Verwalter nahte ſich ihnen. Sie gingen ihm entgegen. Er bat ſie zu einer frohen Abendmahlzeit im Freien. Sie nahmen ſeine Einladung an, und folgten ihm.

Einige Tage darauf, kam Haſſan ſelbſt, ſeinen Gaſt zu beſuchen. Der Baſſa lies ihm ſagen, er habe Nachricht erhalten, ein Cypriſches Schiff liege bei Rhodus vor Anker, und er habe ein Fahrzeug dahin geſchickt, dem Kapitain ſagen zu laſſen, daß Selim ſich auf Kandia befinde. — Ferrandino lies dem Baſſa danken, und erwartete mit Ungeduld nähere Nachrichten von dem Cypriſchen Schiffe.

Melite nahm Antheil an ſeiner Freude, und ſah ſich, wie ſie ſagte, in Gedanken, ſchon in ſeiner Geſellſchaft in Cypern. Kalef feierte mit ihnen, ein Feſt der Erwartungen.

So vergingen mehrere Tage, und es kam noch immer keine Nachricht von dem Cypriſchen Schiffe.

Ferrandino lag im Garten in einer Myrthen- und Roſenlaube, als Seboſto, der arme Fiſcher, den wir kennen, in dieſelbe trat.

„Ich ſuche dich; — war ſeine Anrede; — und ſuche dich ängſtlich und bekümmert?"

„Was fehlt dir? Kann ich dir helfen?"

„Vielleicht kann der arme Seboſto dem wohlthätigen Sellim ſeine Schuld abtragen."

„Du biſſt mir nichts ſchuldig."

„Dank doch wohl? — Und meine Dankbarkeit ſoll zahlen. — Es liegt ein Venetianiſches Schiff im Hafen. Unter Haſſans Sklaven iſt ein Venetianer, der mit dem Kapitain des Schiffes Konferenzen hat, die dich betreffen."

„Mich?!"

„Ich habe ſie im Geſpräche belauſcht. — Führſt du — oder führteſt du ehemals, außer dem Namen Sellim, noch einen andern Namen?"

„Wer ſagt das?"

„Der Venetianer. Er nannte dich Rinaldini."

„Rinaldini?"

„Auf deinem Kopfe, — hörte ich ſagen, — ſtünden in Italien hohe Preiſe. Der Kapitain und der Venetianiſche Sklave wollen ſie theilen. Er ſoll losgekauft werden, und dich wollen ſie nach Italien führen. — Du mußt etwas kommandirt haben, denn der Venetianer ſagte, er habe in Kalabrien unter dir gedient."

„Es iſt wahr, die Venetianer fürchteten mich einſt. Aber den Preis ſollen ſie umſonſt ausgeſetzt haben. Ich bin im Schutze des Baſſa."

„Wird er es wagen, die Gaſtfreundſchaft zu verletzen?“

„Er liebt das Geld.“

„Ich bin der Sohn des Baſſa von Cypern.“

„Unter uns! unſerm Baſſa — iſt nicht viel zu trauen. Er hat ſeine Stelle gekauft. Mit dieſem Jahre geht die Miethe zu Ende, und — Verſtehſt du mich?“

„Gut dann, ehrlicher Mann! Willſt du mir dienen?“

„Wenn ich kann, warum nicht? Du haſt den Hunger meiner Kinder geſtillt.“

„Ich belohne dich!“

„Ich bin ja noch in deiner Schuld!“ —

„Kannſt du mir ein Fahrzeug verſchaffen?“

„Vielleicht.“

„Für meine glückliche Ankunft in Cypern, zahlt der Baſſa 1000 Piaſter.“

„Mein Vetter iſt ein Schiffer.“

„Rede mit ihm.“

„Das ſoll geſchehen. — Da kömmt der Venetianer!“

„Begieb dich hinter die Laube, und bleib in der Nähe.“

Seboſto trat hinter die Laube; der Sklave trat in dieſelbe. Er ſah Ferrandino forſchend an. Dieſer fragte:

„Was willſt du?“

„Kennſt du mich nicht mehr?“

„Ich kannte dich nie.“

„Und doch wohl! — Auf den Anhöhen von St. Lucito *) nannteſt du mich Kammerad.“

„Ich? — Dich?“ —

„Du mich. — Bei St. Sepolchro **) ſtand Tomaſino unter deinem gefürchteten Korps.“

„Sprichſt du im Traume?“

„Du ſiehſt, daß ich wache, Capitano valoroso!“

„Ich bin Selim, der Sohn des Baſſa Saladin, in Cypern.“

„Was magſt du nicht ſchon alles in der Welt geweſen ſeyn!“

„Sklav!“

„Kammerad!“

„Kein Wort weiter von Kammeradſchaft! — Du biſt wahnſinnig, oder ein Böſewicht. Der Sklavenaufſeher.“ —

„Hat mir nichts mehr zu befehlen. Ich bin frei. — Du bezahlſt meine Auflöſung. — Handle mir deinen Kopf ab.“

„Verwegener!“

„Was giebſt du?“

Raſch ſprang Ferrandino auf, packte ihn bei der Bruſt und warf ihn zu Boden. Schon zog er den Dolch, ihn zu durchbohren, als Geräuſch und Menſchenſtimmen die ſich der Laube näherten, ihn zurückhielten die blutige That zu vollfühten. — Er ſah ſich um, Aſtolfo trat mit offenen Armen in die Laube.

---

*) I. Th. S. 252.

**) S. 249.

Tomaſino raffte ſich auf, und ſprang davon.

Nach den allgemeinen Bewillkommnungen, erzählte Aſtolfo, daß er aus Cypern abgeſegelt ſey, ihn aufzuſuchen, daß er vor Rhodus Nachricht von ſeinem Aufenthalte auf Kandia erhalten habe, und daß er gekommen ſey, ihn mit ſich nach Cypern zurückzunehmen, wo Saladin ſeiner Ankunft, mit väterlicher Ungeduld entgegen ſehe.

Sie eilten nach Kanea, nahmen Abſchied von dem Baſſa, und gingen in den Hafen.

Ferrandino vergaß nicht, dem ehrlichen Seboſto Anerbietungen zu machen, die dieſer unmöglich ausſchlagen konnte. Er nahm ſeine Fiſchernetze, ſein Weib und ſeine Kinder mit ſich, und begab ſich an Bord des Cypriſchen Schiffes.

Melite wurde nicht vergeſſen. Auch ſie ging mit unter Segel. Vergnügt wurden unter Jauchzen und unter dem Donner der Kanonen, die Anker gelichtet, und das Schiff ſtach in die See.

Sie Segelten nach Rhodus, und warfen vor der Stadt die Anker aus.

Ferrandino hatte Meliten verſprochen, ſie den Ihrigen und ihrem Vaterlande wieder zu geben. Jetzt machte er Anſtalten ihre Wünſche zu befriedigen, und ſein Verſprechen zu erfüllen.

Die Inſel Kaſos, eine der Cykladen, wird nur von Griechen bewohnt. Da ſie keine Feſtung hat, ſo fürchten ſich die Türken dort zu bleiben, weil die Maltheſer alles was türkiſch iſt, von dort wegführen. Dieſe Furcht iſt das Glück der Kaſioten; ihr danken ſie die Ruhe und den Frieden, den ſie genießen.

Ferrandino lies die Schaluppe bemannen, und fuhr mit Meliten auf die Inſel Kaſos zu. Sie erblickte dieſelbe kaum, als ſie erſt in Thränen und dann in ein helles Freudengeſchrei ausbrach. — Sie näherten ſich der Felſenbucht wo ſie landen mußten, und Melite wurde ſtiller. Ihre laute Freude ging in tiefes Nachdenken über.

Sie landeten. Kaum betrat Melitens Fuß den vaterländiſchen Boden, als ſie niederfiel, die Erde küßte, und thränend ausrief:

„Sey mir gegrüßt, o mütterliche Erde! Nie glaubte ich dich wieder zu ſehen, und liege nun hier, und küße dich entzückt, wie ein frohes Kind ſeine gute, geliebte Mutter küßt.“

Mehrere Kaſioten traten herbei, die Ankommenden zu bewillkommen. Melite ſprang auf, flog dem einen entgegen, ſchrie:

„Mein Vater!“
und ſtürzte in ſeine Arme.

Die Umſtehenden ſchrieen laut auf:

„Das iſt Melite! das iſt die Tochter des erfahrnen Nikoſias!“

„Dieſer edle Freund, — ſagte Melite, indem ſie auf Ferrandino zeigte; — hat mir meine Freiheit, hat mich meinem Vater und meinem Vaterlande wieder gegeben!“

Der alte Nikoſias drückte ihm die Hand, und ſagte:

„Der Himmel belohne dieſe edle Handlung, und gebe dir ſeinen beſten Segen!“

Dieſe Freudennachricht durchflog eilig die Wohnungen der Kaſioten. Melitens Brüder und Schweſtern ſtrömten herbei; es kamen mehrere Mädchen, alle freuten ſich, ihre Geſpielin wieder zu ſehen, und mit Muſik und Geſang wurde Ferrandino in Nikoſias Wohnung geführt.

Der frohe Alte lies auftragen, was er haben konnte, ſeinen Gaſt zu bewirthen. Der Saal ſeiner Wohnung füllte ſich bald mit Jünglingen und Mädchen. Sie kamen zum Tanz, duftend von wohlriechenden Waſſern und Salben; ſie hatten ihre ſchönſten Leibchen angezogen, ihre reichſten Zonen angelegt. Zwei Lyren und der Geſang des Chors gaben das Zeichen, und der Tanz begann. Freude und Fröhlichkeit ſtrahlte aus allen Augen. Sie umſchlangen ſich Paar und Paar, Herzen klopften an Herzen, und ſie ſchwebten in ſanften Takten auf und nieder und rundherum. Auf allen Geſichtern glänzte die Freude. Die Mädchen ſchlugen die Augen nieder, als wollten ſie ihre innern Empfindungen verbergen, aber ihre glühenden Wangen, das ſchnelle Steigen der Buſen, ihre hochaufklopfenden Herzen verriethen, wie nahe ſie den Geliebten waren.

Die Pauſen nach jedem Tanze wurden mit Geſängen ausgefüllt. Einer der jungen Griechen improviſirte ein Liedchen, ſang es, und ſpielte dazu auf der Lyra. Im Chor wiederholte man, was er ſang:

Melite geraubt und entführet,
kehrt wieder befreit und erlöſt,
begleitet von ihrem Erretter,
der edel die Freiheit ihr gab!

Bekränzet mit duftenden Roſen
dem Edeln das lockichte Haupt,
brecht duftende Myrthen, ihr Mädchen!
und windet frohlockend den Kranz.

Belohne ihn Freude der Liebe,
belohne ihn Frohſinn und Glück!
Er gab uns die ſchöne Melite,
er gab uns die Freundin zurück.

Die Mädchen bekränzten Ferrandino, und führten ihn zur Tafel. Sie ſagten ihm viel ſchöne Sachen, und die Jünglinge brachten ihm frohe Geſundheiten zu. — Aus Melitens Augen ſtrahlte die Freude, und Ferrandino wurde gerührt.

Bald rührte man wieder die Lyren, der Geſang ertönte im Chor. Alle flogen von ihren Sizzen auf; der Tanz begann wieder. Tanzend fand die Frohen der Morgenſtern, und lauter Jubel begleitete ſie in ihre Wohnungen zurück.

Den folgenden Morgen war Melite ſo früh auf, daß ſie kaum eine Stunde geruht haben konnte, und dennoch fand ſie ihren Freund ſchon im Freien. Ferrandino hatte ſich an einen Baum gelehnt, überſchaute die Gegend, und hatte ſich in Morgenempfindungen und Betrachtungen verloren, als ſich Melite ihm näherte. Sanft legte ſie ihre Hand auf ſeine Schulter, und fragte:

„Biſt du auch ſchon munter?“

„Der Morgen iſt zum Verſchlafen, zu ſchön!“

„Ja! es iſt ein ſchöner Morgen. — O! die Morgen auf Kafos würdeſt du immer ſchön finden, wenn du hier bleiben wollteſt. Aber du gehſt wieder fort nach Cypern, und dort — werden die Morgen auch ſchön ſeyn.“

„O! Cypern iſt ein herrliches Eiland?“

„Das habe ich oft gehört. — Ich werde es nicht ſehen.“

„Du wirſt auf Kafos auch glücklich ſeyn.“

„Vielleicht!“

„Gewiß!“

„Wer giebt dir und mir dieſe Gewißheit?“

„Mein Herz prophezeiht es mir.“

„Dein Herz?“ —

„Du verdienſt es, glücklich zu werden.“

„Du wirſt doch auch glücklich ſeyn?“

„Ich werde es nie werden.“

„Nie?“

„Nie!“

„Auch nicht — in den Armen eines Weibes das dich liebe?“

„Auch nicht!“

„Wie? — O! was iſt es, das dir auch die ſchönſten Freuden des Lebens vergiften könnte? — Wer findet nicht Glück und Ruhe im Arme treuer, zärtlicher Liebe?“

„Ich.“

„Was haſt du gethan?“

„Schon auf Kandia verſprach ich dir, dich zu meiner Vertrauten zu machen.“ —

„Nein! nein! ſage mir nichts. Und wenn du es mir ſelbſt ſagteſt, ſo kann ich dich dennoch keines Verbrechens ſchuldig glauben. Raube mir den ſüßen Wahn nicht, du ſeyſt ein guter Menſch!“

„Der war ich nicht ſtets.“

„Aber Zeit und Reue“ —

„In meinem Namen und auf meinen Befehl,

iſt geraubt, geplündert, geſengt, gebrennt, und — gemordet worden.“

„Im Kriege geſchieht das.“

„Im Kriege? — Nein Melite! Ein ſo ehrenvolles Schild deckt nicht das Handwerk, das ich trieb.“

„Du warſt — ?“

„Ich war —“

„Was du auch geweſen ſeyn magſt, ſo wärſt du doch gewiß ſtets meiner Liebe werth geweſen.“

„Melite!“

„Ach!“

„Deiner Liebe?“

„Und wirſt es auch auf immer ſeyn.“

„So will es mein Herz. — Ich kann nicht widerſtreben!“

„Werde die glückliche Gattin eines würdigen Mannes, und ſey glücklich!“

„Glücklich? — Du gehſt, und ach! — du nimmſt mein Herz mit dir.“

„Nimm es zurück, und gieb es einem edlen Jüngling, der deiner Liebe und dieſes Geſchenks würdig iſt.“

„Steht das in meiner Macht?“

„Könnteſt du einen Mann lieben, wenn alle Regierungen Italiens dir ſagten, wir ſetzten Preiſe auf ſeinen Kopf?“

„Ich ſetze einen Preis auf ſein Herz, würde ich antworten.“

„Er iſt im Bann“ —

„Was ſchadet das der Liebe?“

„Geächtet.“ —

„Nicht von mir!“ —

„Vogelfrei.“ —

„Mein Herz iſt ſeine Freiſtätte.“

„Er war —“

„Was war er?“

„Der Anführer einer Räuberbande.“

„Was kümmert das der Liebe? — Mit Vorurtheilen verſcheucht man keine Empfindungen. — Ja! ich würde dich lieben, und — wenn du auch noch jetzt ein Räuber wärſt!“

„O Melite! in meine Arme, an mein Herz, — du liebſt mich!“

„Das weiß der Himmel und mein Herz!“

„Nun — laß uns ſcheiden.“

„Scheiden?“

„Ich werde dich nie vergeſſen!“

„Scheiden?“

„So muß es ſeyn!“

„Es muß ſo ſeyn?“

„Ich habe ein Weib.“

„Ein Weib? — Liebſt du ſie mehr als mich?“

„Eine Geliebte“ —

„Liebt ſie dich, wie ich dich liebe?“

„Ich habe Kinder.“ —

„Selim! — Ahndeſt du nichts?“

„Was willſt du ſagen?“

„Willſt du Meliten — O! ſieh mir nicht ins Auge! — Willſt du mich allein — als Mutter zurücklaſſen?“

„Was ſagſt du?“

„Was ich fühle.“

„Willſt du mir nach Cypern folgen?“

„Ich folge dir.“

„Und dein Vater —?“

„Du haſt mich ihm wiedergegeben, und nun, giebt er mich dir.“

„Was ſoll ich ihm ſagen?“

„Du ſagſt ihm nichts.“

„Willſt du es ihm ſagen?“

„Ich ſage es ihm, und ſage ihm, daß ich dir nach Cypern folge.“

„Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen!“

„Selim!“

„Ich fliehe.“

„Und mich willſt du verlaſſen?“

„Nein! — Aber —“

Raſch trat Nikoſias aus dem nahen Buſche hervor, ergriff die Hand ſeiner Tochter, und ſagte:

„Du bleibſt hier. — Ich habe dich wieder, und werde nie zugeben, daß du einem Manne nachziehſt, der verbannt, geächtet, vogelfrei iſt, auf deſſem Kopfe Preiſe ſtehen, der der Anführer einer Räuberbande war, der großmüthig gegen dich war, um dich zu verführen, der ein Weib hat, eine Geliebte, und noch dazu dich auch unglücklich machen konnte! — Du biſt mein Kind, ich werde dich nie verſtoßen. Du bleibſt bei deinem Vater, beweinſt deine verlohrne Unſchuld, und ſchwörſt Verachtung dem Manne, der dich zur Mutter machte, ehe er dich zum Weibe machen konnte. — Du aber, wer du auch ſeyſt! entfernſt dich von dieſem Eiland. Die Gaſtfreiheit ſchützt dich bis jetzt noch. Folgſt du aber meinen Warnungen nicht, ſo biſt du verlohren. — Melite komm! dort kommen deine Brüder! — Du — Verführer meines Kindes! fliehe, ehe dich die Schwerter meiner Söhne erreichen. — Fliehe! — Rette dich!“

Melite ſank ohnmächtig zu Boden. Ferrandino ſprang hinzu, Nikoſias ſtieß ihn zurück. Er raffte mit mehr als gewöhnlicher Stärke, Melitten auf, und trug ſie fort. — Starr und ſtumm, blickte Ferrandino ihm nach.

Neuntes Buch.

Was du nun geduldet und gelitten,
was du kämpfend dir erſtritten,
ruht mit dir. — So fiel dein Loos.
Unter deinen ſchönen Thaten allen,
biſt am ſchönſten zu gefallen,
wie ein Sohn, und fechtend, groß!

In der Bucht ertönte die Trompete.

„Sie ruft mich an Bord! — ſchrie Ferrandino. — Fort! — Fort von hier, auf die Wellen! — Fort, ins treuloſe Meer! — Mir lächelt kein Stern der Freude! — Wohin ich komme, trägt mein Fuß nur Unglück in jedes Land. — Melite! — Unglückliches Mädchen! — Warum entdeckteſt du dich nicht eher mir? — Nun hier? — Allein! — Und ich — ?“

Wieder erklang der Ruf der Trompete.

„Ich komme! — Melite! lebe wohl! — Fluche mir nicht! — Vom Schickſal verfolgt, werde ich nirgends Ruhe finden, als im Grabe!“

Er wankte der Bucht näher. Schon erblickten ihn ſeine ſchiffenden Gefährten, und die Trompete ertönte zum drittenmal. — Er ſtürzte auf die Bucht zu, und warf ſich in die Barke.

Sie ſtieß vom Lande, und ſegelte auf den Hafen von Rhodus zu.

Aſtolfo hatte ſich indeſſen den Freuden des herrlichen Rhodus überlaſſen. — Eben jetzt, hatte er eine Tour landeinwärts gemacht. Ferrandino fand ihn am Fuße des Gebirgs Artemira. In ſeiner Geſellſchaft beſtieg er die reizende Anhöhe, bepflanzt von der lachenden Natur mit Roſen, Myrthen, mit Oleander und köſtlichen Weinſtöcken. Hier wuchs der köſtliche, liebliche Rhodiſche Wein, den die Alten ſo ſehr liebten.

Aus einer Grotte trat ein Eremit hervor, der ihr Führer wurde, und ſie bis auf den Gipfel des Gebirgs brachte, wo die herrlichſte Ausſicht ſich ihren Blicken darbot.

„Hier überſchaut ihr — ſagte der Eremit; — das ſonſt berümte Rhodus; deſſen Hauptſtadt der ſchönſte Pallaſt der Welt, deſſen Gefilde die reizendſten Gärten waren. Das Volk war frei und berühmt. Jetzt iſt es in Sklaverei und Dunkelheit verſunken.“

Er ſagte dies in italieniſcher Sprache. Aſtolfo fragte:

„Biſt du kein Grieche?“

„Ich bin ein Italiener — ſagte er; und habe ſonſt dieſen Mann recht gut gekannt.“

„Mich?“ fragte Ferrandino.

„Dich. — In den Apenninen, *) war ich unter dem Namen des Bruders vom Berge Orlolo bekannt.“

---

*) I. Th. S. 16.

„Iſt es möglich? — Du, Donato?“

„Der bin ich.“

„Ja! jetzt erkenne ich dich wieder! Ja! Du biſt Donato! — In deiner Klauſe lernte ich Aurellen kennen,*) die ich nie — ach! nie wieder ſehen werde!“

„Ich lebte nachher auf der Inſel Sardinien als Waldbruder,**) und jetzt ſeht ihr mich als Einſiedler auf Rhodus. In einer Grotte des Gebirgs Artemira, wohne ich nun ſchon ſeit drei Jahren, aber ich will dieſe Inſel wieder verlaſſen.“

„Wohin willſt du gehen?“

„Noch weiß ich das ſelbſt nicht recht. Ich ſehne mich doch wieder unter Glaubensbrüder.“

Es kam hierauf zu Erklärungen, und Donato war bald überredet, ſeine Grotte und Rhodus zu verlaſſen, und mit nach Cypern zu ſegeln. — Er folgte der freundſchaftlichen Einladung, und ging mit zu Schiffe.

Glücklich erreichten ſie Cypern, und wurden mit Frohlocken in Nikoſia empfangen.

Saladin, der Königliche, umarmte ſeinen Sohn. Er erzählte ihm ſeine Begebenheiten, und Saladin fragte:

---

*) I. Th. S. 37.

**) II. Th. S. 278.

„Sehnſt du dich noch immer wieder in das Gewühl der Welt zurück?“

Ferrandino ſeufzte:

„Ein Klauſener ſollte ich werden!“

„Wieder ein Extrem!“ — lächelte Saladin. — Bleibe doch fein im Gleiſe der goldnen Mittelſtraße! — Wer ſich im Regen immer unter Bäumen hindrücken kann, wird wenig naß. — Woran könnte es dir, hier im Schooße der Ruhe fehlen? Du haſt Freunde, du haſt Wohlleben. — Und willſt du dich der Weisheit weihen, ſo findeſt du unter den Ruinen von Famaguſta ächte Schüler und Meiſter der Weisheit.“

„Was wiſſen ſie, als daß der Menſch ſterblich iſt?“

„Es iſt Etwas in dem Menſchen, das nicht ſterblich iſt. Die Seele findet ewige Nahrung. Sie iſt eine Flamme, die nie verlöſcht, ein Feuer das ausging vom ewigen Lichte.“

„Ich bin noch nicht alt genug, zum kontemplativen Leben.“

„Und wollteſt ein Klauſener werden?“

„Mein Unmuth —“

„Ja! den wirſt du wohl mit in's Grab nehmen, wenn du deine Seele nicht läuterſt. Dein Unmuth wird nur verſchwinden, wenn du dich mit dem Zaubergürtel der Weisheit umgürteſt. Sie iſt die Mutter der Zufriedenheit und Ruhe. — Du biſt tief verwundet.“ —

„Die Zeit allein kann mich heilen.“

„Auch das!“

Damit drehte ſich der Königliche herum, ergriff einen Becher mit Wein gefüllt, goß als Libation, einige Tropfen aus, hob ſeine Augen gen Himmel, trank, und ſagte:

„Ewige Weisheit! heile dieſen Kranken.“

Ein Page nahte ſich ihm, und ſagte ihm etwas in's Ohr. Saladin nickte, und der Page verließ das Zimmer.

Hierauf wendete ſich der Königliche wieder zu Ferrandino, und ſagte:

„Bei uns hat ſich mancherlei verändert und gefunden.“

„Wie ſo?“

„Unſer Freund Protega, hat Serafinen ſeine Hand gereicht.“

„Das freut mich!“

„Fabio und Margaliſa, haben ſich gleichfalls ehelich verbunden.“

„Sie haben wohl gethan!“

„Ich glaube auch daß Aſtolfo und die Gräſin Vendramino ein Paar werden.“

„Wohl! — ich darf nur Serenen meine Hand reichen, ſo ſind wir alle verbunden.“

„Das darfſt du nicht.“

„Nicht?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Das wird ſich zeigen, lieber Sohn!“

„So geheimnißvoll?“

Saladin wollte antworten, als ein Kämmerling erſchien, dem er in ein Seitenzimmer nachfolgte.

Ferrandino ging gedankenvoll auf und ab. — Ein verſchleiertes Frauenzimmer trat ein.

Ferrandino fragte:

„Willſt du den Baſſa ſprechen?“

„Dich;“ — war ihre Antwort.

„Wer biſt du?“

„Gewähre mir eine Bitte.“

„Kann ich ſie gewähren?“

„Du kannſt.“

„Darf ich?“

„Du darfſt.

„So will ich. — Rede!“

„Meine Bitte richtet ſich an deine Großmuth. — Ich bin ein armes Mädchen. Liebe wird mich glücklich machen, wenn ich eine Ausſteuer habe.“

„Dieſe ſoll ich dir geben?“

„Du haſt einigermaßen Verbindlichkeiten gegen mich.“

„Verbindlichkeiten?“

„Ich glaube es wenigſtens.“

„So muß ich wiſſen —“

„Wen du ſprichſt? — Ich heiße Isminde.“ Saladin kam zurück. Er vernahm, was hier vorging, wendete ſich gegen die Bittende und ſagte:

„Dieſer darf dich nicht ausſteuern. Ich werde es aber thun; denn von mir erweckt es keinen Verdacht. — Gehe zurück in deine Wohnung; du ſollſt die Erfüllung deiner Bitte erhalten.“

Isminde küßte ihm die Hand, und entfernte ſich.

„Auch eine alte Bekanntſchaft von dir!“ — lächelte Saladin.

„Du weißt ja —“

„Ich ſteure ſie recht gern aus!“

Die Thür ging auf. Serena trat ein, und ihre Tochter mit ihr. Ferrandino ſchloß beide in ſeine Arme, küßte ſie, und fragte:

„Vater! Kennſt du noch ein Hinderniß?“

„Ich kenne es; — antwortete Saladin.

„Ich muß es wiſſen!“

„Das verſteht ſich.“

Die Thür ging wieder auf, und Dianora trat ein mit ihrem Sohne. Laut auf ſchrie Ferrandino, und eilte auf ſie zu. — In ſeinen Armen lagen Serena und Dianora; die Kinder hängten ſich auf beiden Seiten der zärtlichen Gruppe an.

„Recht gut, — lächelte der Königliche; — daß wir in Cypern ſind!“

Die Gruppe blieb ſchweigend und empfindend verſchlungen. — Saladin verlies den Saal.

Nach einer langen Pauſe, fragte Ferrandino:

„Wo iſt der Prinz?“

„Er iſt — antwortete Dianora; — nach Lipari zurückgekehrt. Dort will er, wie er ſagte, in den Armen ſeiner Tochter Aurelia, ſeine Auflöſung erwarten. Er giebt dir deinen Sohn zurück, und wünſcht dir Glück und Heil.“

Saladin kam in den Saal zurück, und fragte mit Laune:

„Soll ich euch ſelbſt zur Tafel rufen? — Hörtet ihr die Trompeten nicht? — Es iſt ſehr ſchön, an Weibes Bruſt zu ruhen, aber die Gefühle nähren euch nicht. — Wir feiern heute das Feſt der frohen Wiedervereinigung, und die Freuden der Tafel dürfen nicht fehlen.“

Olimpia trat in den Saal, bewillkommte Ferrandino froh und heiter, und drückte ihm ſeufzend die Hand.

Saladin führte Serenen und Dianoren, ins Tafelzimmer. Die Kinder folgten. — Lächelnd fragte Ferrandino:

„Olimpia! wohin flog dieſer Seufzer?“

„In die Vergangenheit, nach Neapel, in das Zimmer,[*] wo ich zum erſtenmal den geliebten Mandochini ſah. — Wie ſchnell doch im Menſchen-Leben die Scenen wechſeln, und wie ſie immer bunter werden!“

---

[*] I. Th. S. 190.

„Ja wohl bunter! aber dennoch immer ähnlich.“

„Aehnlich?“

„Damals rauſchte ein Vorhang auf,*) und jetzt auch.“

„Er falle nun für mich. — Sey glücklich! — Aber gieb mir das Zeugniß, daß ich ſtets deine Freundin war.“

„Das gebe ich dir aus vollem Herzen und mit Wahrheit.“

„Und Freundſchaft ſey zwiſchen uns bis in den Tod.“

„Bis in den Tod!“

„Nun komm zur Tafel! — Dort wollen wir ſo froh und heiter ſeyn, wie an jener Tafel, als wir dich auf der Villa bei Raguſa**) endlich wieder ſahen, und froh empfingen. Da tönte es dir entgegen:

Wiederſehen, wiederfinden
wird ſich Treu und Zärtlichkeit!

Auch jetzt haben wir dich wiedergefunden; wir ſehen dich wieder, und Treue und Zärtlichkeit eilen dir entgegen. — Jetzt küſſe ich dich mit dem Kuſſe der Freundſchaft; und nun zur Tafel!“

Im Tafelzimmer reichte ihm **Fiametta** die Hand, und grüßte ihn herzlich.

---

*) I. Th. S. 195.

**) III. Th. S. 70.

Saladin ſelbſt ſprach, wie gewöhnlich, ein kurzes Gebet, und man ſetzte ſich zur Tafel. Die Geſellſchaft beſtand aus Saladin, Olimpia, Ferrandino, Serenen, Dianoren, Aſtolfo, der Gräfin Vendramino, Protega, Serafinen, Fabio, Margaliſen, Donato und Ferrandino's Kindern. — Der Königliche war ungewöhnlich heiter. Muſik ertönte aus den Seitenzimmern, und aus ſanften Kehlen floß der Geſang:

Um des Menſchen Wiege wanken
Freud und Leid mit gleichem Schritt,
ſind die Amme ſeiner Tage,
wanken durch ſein Leben mit.
Hüpft die Freude ihm zur Rechten,
wankt zur Linken ihm das Leid,
bis ſich beide ſelbſt verlieren
in den Ocean der Zeit.

Olimpia. O! wie wahr!

Serena. Sehr wahr!

Saladin. Der Menſch iſt der Welt geboren. Er lebe mit der Zeit, und nehme dankbar die Freuden die ſie ihm giebt. Den Leiden biete er die Stirn. Nur ein Feiger wird übermannt. Der Tapfere liegt nie unter. Es iſt mit den Leiden, wie mit dem Feinde; ſie werden nur beherzter, wenn man ſie fürchtet.

Serafina. Aber, um auszuüben, was du lehrſt, o Königlicher! — dazu gehört auch deine Seele.

Saladin. Dazu gehört nur Entſchloſſenheit. — Mein Sohn, unſer Freund Ferrandino iſt auch ein ſolches ſchwankendes Rohr. Bricht Leid herein, ſo iſt er außer ſich. Dennoch lag er noch nie unter. — Sprich Ferrandino! wurdeſt du nicht auf Pantaleria, wo alles verloren zu ſeyn ſchien, gerettet? Geſchah nicht eben das in Sardinien, auf Lipari, in Raguſa, und erſt kürzlich noch auf der Inſel Maltha?

Ferrandino. Es geſchah. — Aber, wenn es auch nicht geſchehen wäre, —

Saladin. Still! ich kenne dich. Du würdeſt zaghaft zum Tode gegangen ſeyn.

Ferrandino. Aber zu *welchem* Tode?

Saladin. Ich weiß wohl, daß du den Tod im Gewühl der Schlacht nicht fürchteſt, aber ein ſtandhafter Mann muß auch ſelbſt den Tod durchs Henkerſchwert nicht fürchten.

Ferrandino. Aber ein gewiſſes Selbſtgefühl? —

Saladin. Bei dir? und welches? Daß du einſt an der Spitze eines kühnen Haufen ſtandeſt und den Reichen die Kiſten leerteſt? — Wer thut das nicht im Kriege auch? — Und nebenbei, haſt du doch auch ſo manche gute Handlung ausgeübt, die — ſich wenigſtens mit einer böſen Handlung, kompenſiren laſſen durfte.

Ferrandino. Jeder Menſch kennt ſeinen eigenen Werth.

Saladin. Nicht immer taxirt er richtig. Zu wenig ſelten, oft aber zu viel. — Du biſt unzufrieden gebohren.

Olimpia. Gewiß! — Selbſt im Schooß der Ruhe und des Glücks, wirſt du ſtets fragen: Wo iſt Ruh? wo iſt Glück?

Saladin. Das iſt dein Unglück!

Olimpia. Wir wollen ſehen, wie der unzufriedene Gaſt, ſich nun hier in Cypern benehmen wird, da Glück und Ruhe ihm lächeln.

Saladin. Gewiß! er ſehnt ſich ſchon wieder in die Welt, unter die Menſchen, wo es ihm doch ſtets ſchlimm geht.

Olimpia. Nicht wahr?

Ferrandino. Es liegt etwas in mir, das mich raſtlos umher triebt! Ich weiß nicht, was das iſt.

Saladin. Es iſt dein eigener Wille. — Der Menſch darf ſich mit ſo etwas nicht entſchuldigen. — Sprechen wir noch länger mit ihm darüber, ſo wird er Oreſt, und ſieht Furien hinter ſich. Dieſe ſollen nicht die Freuden unſers Mahls ſtöhren.

Er winkte, und Geſang und Muſik fielen ein.

Die Vorſicht ſtreut Blumen
auf dornichten Pfad.
Die Vorſicht ſtreut Dornen
auf blumichten Pfad.

Es welken die Blumen,
die Dornen zerſtreut
ein freundliches Lüftchen
der heilenden Zeit.

„Saladin. Wer hätte geglaubt, daß wir in Nikoſia ſo gut verſammelt, unſer Mahl nehmen würden? dennoch ſind wir hier, und viele unſerer Freunde ſchlummern ſchon den ewigen Schlummer.

Ferrandino. Wohl wahr!

Olimpia. Jetzt kommt er in den Text!

Ferrandino. Gewiß nicht.

Gräfin. Nun! ſprechen läßt ſich wohl davon, aber — ihn ſelbſt zu ſchlummern, dieſen ewigen Schlummer —

Aſtolfo. Im Arm der Liebe —

Olimpia. Liebe, liebt keinen Schlummer.

Gräfin. Zuweilen doch wohl.

Olimpia. Wenigſtens ſo ſelten, als möglich.

Protega. Mir ſcheint in der That die Liebe ſelbſt ein Schlummer zu ſeyn.

Serafina. Wenigſtens eine Art von Schlummer.

Saladin. Beinahe ſollte ich das ſelbſt glauben. Ihr Erwachen, iſt ihr Tod.

Olimpia. Der erhabene Baſſa, wird Gegner bekommen. Ich wenigſtens, behaupte, die Liebe iſt das lebendigſte aller Leben.

Ferrandino. Aber träumt ſie nicht?

Dianora. O! wie oft!

Ferrandino. So iſt ſie auch ein Schlummer.

Olimpia. Ein falſcher Schluß!

Serafina. Er ſchließt von ſich. Er ſelbſt, iſt kein Leben mehr. Er iſt ein Schlummer.

Gräfin. Unſern Endymion, hat Luna geküßt.

Serafina. Die Wechſelnde.

Olimpia. Nun?

Ferrandino. Was Luna küßte, war der Schlummer ſelbſt.

Olimpia. Du?

Ferrandino. Erwachteſt du?

Olimpia. Erwachteſt du?

Ferrandino. Stets.

Fiametta. Das kann ich ſelbſt bezeugen; — wenigſtens, ſagte es Fortunata.

Ferrandino. Wo iſt ſie?

Fiametta. Ich hoffe, bei ihrer Schutzpatronin. Ihr Körper ruht in Palermo.

Ferrandino. Sie ſtarb? —

Fiametta. Am einem Dolchſtich, eines eiferſüchtigen Liebhabers.

Olimpia. Da hat ſie wirklich geſchlummert, um ewig zu ſchlummern.

Saladin winkte lächelnd. Muſik und Geſang begann.

Letze dich am Duft der Roſen,
eh' ſie welken und verblühn,
laß der Liebe holde Blumen
ungenoſſen nicht verglühn.
Freude ſenkt im Morgenſchimmer
ſich auf die beblumte Flur;
folge ihrem Freudenrufe,
folge ihrer ſanften Spur!

Der Königliche hob den Becher, man folgte ſeinem Beiſpiele. Die Becher wurden geleert. — Er klopfte in die Hände, und ſechs Tänzerinnen ſchwebten herein. Sie vollendeten einen zierlichen Tanz, und ſchwebten wieder ab.

Fiametta nahm eine Guitarre, nahte ſich Ferrandino, und fragte:

„Iſt etwa, ſo etwas von ſonſt her, gefällig?“

„Nichts von ſonſt! — antwortete er; — jetzt genießen wir das Gegenwärtige.“

„Ich hätte einige Romanzen und Canzonetten geſpielt, die ich in Sicilien gelernt habe.“

„Und welche?“

„Z. B. An den lauten Meeresküſten ꝛc. Oder: Geh nicht in die Wälder ꝛc. Oder: In des Waldes düſtern Gründen ꝛc. Oder: Leuchtet auch kein Stern am Himmel ꝛc.

Saladin lächelte:

„Laßt den Kühnen ruhen; er ſchlummert ſanft!“

Die Damen lachten. — Serena recitirte:

Am Bache lag's Liebchen
im lieblichen Traum,
ſein Schlummer war ruhig,
er athmete kaum.

Ferrandino wendete ſich gegen Flametten, nahm ihr die Guitarre ab, präludirte kurz, und ſang:

O! was ſpricht ſo laut zum Herzen:
glücklich werden kannſt du nicht!?
Selbſt mein Glück will ich verſcherzen,
wenn dies nicht die Wahrheit ſpricht.

Wiege Liebe mich in Schlummer,
daß die Wahrheit wachend flieht!
daß mein Auge nicht voll Kummer,
in der Wahrheit Spiegel ſieht.

Täuſche mich mit ſüßen Träumen,
täuſche mich mit ſanftem Blick,
laß mich keinen Traum verſäumen,
ruf die Wahrheit nie zurück.

Wiege mich mit ſanften Worten,
fern vom Blick der Wahrheit ein,
öffne die erwünſchten Pforten,
laß die goldnen Träume ein.

Luſtig rauſchet ihr Gefieder
über meine Schläfe hin,
Bilder wanken auf und nieder,
und erfüllen Herz und Sinn.

O! wie ſanft die holden Bilder
allgemach vorüber ziehn,
mild und ſanft, und immer milder,
wiederkommend ſelbſt im Fliehn!

Decke Liebe deinen Schleier
über dieſe Bilderwelt!
Immer wird die Ausſicht freier,
immer ſchöner wird das Feld!

In dem Haine will ich wallen
wo den Mohn die Liebe ſtreut,
wo mit ſanftem Wohlgefallen,
Liebe jedes Herz erfreut!

„Er weiß ſich zu winden!“ — ſagte Saladin.

„Das wußte er ſtets!“ — lächelte Olimpia.

„Er wird ſchon noch werden!“ — fiel Seraſina ein.

„Nach und nach, ſagte Saladin; — wollen wir ſchon einig werden. Der Himmel gebe uns nur mehrere ſolche frohe Tage, und laſſe uns recht lange, im traulichen Zirkel, bei'm frohen Mahle beiſammen ſitzen!“

Der Klaja trat ein, und ihm folgte ein Tartar.

„Ein Bote des Herrn der glänzenden Pforte!“ — ſagte der Klaja.

Saladin ſtieg auf, legte die erhaltenen Depeſchen an die Stirn, und entfaltete den Brief. Er las, und entließ den Tartar und den Kiaja. — Als ſie ſich entfernt hatten, ſagte er:

„Die glänzende Pforte hat Krieg bekommen; mit dem deutſchen Kaiſer und der Ruſſiſchen Zarin zugleich. Gott ſegne den erlauchten Beherrſcher der Gläubigen, und mache ſiegreich ſeine ſtrahlenden Waffen.! — Man verlangt ein Korps Cyprioten, die zur Armee des Großveziers ſtoſſen ſollen. Es müſſe eilig Soldaten geworben werden. — Du Aſtolfo wirſt die Schiffe ſammeln und anführen, welche die Cyprioten nach Konſtantinopel bringen werden. Dir aber, Ferrandino, vertraue ich das Oberkommando über die Truppen, die ich von hier abſende.“

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich.

Auf türkiſche Manier wurde ſogleich zu Werke geſchrittten, und die Mannſchaft zu einem Korps von 800 Mann, war in einigen Tagen zuſammengepreßt. Einige Janitſcharenoffiziere brachten den Rekruten Handgriffe bei, und der taktiſche Unterricht war bald geendiget. Die Cyprioten ſtanden marſchfertig, und konnten jede Stunde eingeſchifft werden. Der Aga der Janitſcharen und der Alai Bei, *) hielten noch

*) General der Spahi's oder Reuter.

eine Muſterung, und nun übernahm Ferrandino das Oberkommando als Zaim *) des Cypriotiſchen Hülfskorps, welches der türkiſchen Hauptarmee zu zog.

Die ganze Zeit über, war Ferrandino ſehr thätig, und ſchien ungemein heiter zu ſeyn. Saladin bemerkte das mit Wohlgefallen, und ſagte:

„Dein Handwerk, mein Sohn! ſcheint der Krieg zu ſeyn. Unter Waffen biſt du in deinem Elemente, wie der Fiſch im Waſſer, wie der Vogel in der Luft. — Ich zweifle nicht, wir werden von deinen Thaten hören, und die glänzende Pforte wird an dir einen wackern General erhalten. Du biſt tapfer, und wirſt auch klug ſeyn. Geh, ſtreite mit Ruhm, und kehre bekrönt mit Sieg, in die Arme deines Vaters und der Geliebten zurück.“

Freundlich drückte ihm Olimpia die Hand, und ſagte:

„Du weißt zu fechten; wiſſe aber auch zu ſchonen!“

Serena und Dianora hingen weinend an ſeinem Halſe, und die Kinder riefen:

„Vater! komme bald wieder!“

Lächelnd bemerkte Saladin:

„Nach dem Wunſche der Kleinen, wird es bald Frieden geben!“

---

*) Befehlshaber der Truppen.

In der Ebene bei Nikoſia, war das Lager. — Den Tag vor dem Abmarſch der Truppen gab Saladin dort ein glänzendes Mahl unter einem prächtigen Gezelt, im Freien. Die Truppen erhielten Geld und Speiſen, und rund umher, verbreitete ſich lauter Jubel.

Entſchloſſen erklärte die Gräfin Vendramine, ſie werde ihren Geliebten, Aſtolfo, begleiten. Saladin lobte ihre Entſchloſſenheit, die andern bewunderten ſie.

„Indeß ihr fechtet, — ſagte Olimpia; — wollen wir hier Kränze für euch winden, und wollen Lieder lernen, euch, wenn ihr wiederkehrt, zu bewillkommen. Wenn Selim im Gewühl der Schlacht, ſich ſeiner Dame empfiehlt, und ſich unter kämpfende Schaaren ſtürzt, wollen wir den Himmel bitten ihn zu ſchützen und zu ſchirmen. Frohlockend werden wir die Nachricht vernehmen, Selim hat ſich den Namen, der Siegreiche, erkämpft. — Ich ſehe ihn im Gefecht, ſo wie wir ihn einſt ſahen, als Trompetentöne ihn weckten und ihm das Schwert in die Fauſt gaben. *) Mit jenem Blicke ſehe ich ihn im Gewühl der Schlacht, und mit dem Blick der Liebe, ſehe ich ihn wieder in Cypern.“

Die Becher wurden gefüllt, und wurden auf Sieg und glückliche Rükkehr geleert.

---

*) II. Th. S. 171.

Die Kanonen donnerten, Trompeten errönten, Aſtolfo nahm Abſchied, und eilte in den Hafen. Die Gräfin folgte ihm.

Ferrandino umſchlang Dianoren und Serenen, küßte die Kleinen, umarmte ſeinen Vater und ſeine Freunde, und gab das Signal zum Aufbruch. — Saladin übergab ihm Briefe an den Großherrn und ſeine Miniſter, und drückte ihm ſchweigend die Hand.

Schöne Augen ſchwammen in Thränen, küßliche Lippen öffneten ſich einem Lebewohl! und Freunde drückten dem Scheidenden die Hände. — Leiſe liſpelte Donato ihm zu:

„Ich bete für dich!“

Ferrandino riß ſich los, ſchwang ſich auf ſein muthiges Roß, zog den Säbel, winkte, die Trommeln wirbelten, Becken erklangen, Trompeten ertönten, und das Korps ſetzte ſich in Bewegung.

Dianorens Blicke ſtarrten dem Zuge nach, Serena ſenkte die ihrigen zur Erde. Saladin ergriff ihre Hände, half ihnen in die Sänfte, und die Geſellſchaft kehrte in die Stadt zurück.

Zwei Tage darauf brachte ein Bote die Nachricht. Sie ſind in See geſtochen, und riefen laut ihr Lebewohl! dem Lande zu.

„Glücklich ſey eure Fahrt, glücklich ſey eure Rückkehr!“ — rief ihnen Saladin mit glänzenden Augen nach.

Glücklich war ihre Fahrt. — Jauchzend, und von den Kanonen der Kaſtelle begrüßt, durchſchnitten ſie die Straße der Dardanellen. Ferrandino landete mit ſeinen Truppen, und Aſtolfo ging tiefer ins Meer, um mit ſeinen Schiffen zur Flotte zu ſtoßen, die bei Kinburn viel gelitten hatten.

Ferrandino rückte in Konſtantinopel ein. Er übergab ſeine Briefe dem verſammelten Divan, und der Großherr ſchenkte ihm eine Privataudienz.

Er trat in das Kaiſerliche Audienzzimmer. Der Großherr winkte, und alle die gegenwärtig waren, entfernten ſich. — Als ſie allein waren, begann der Großherr:

„Du biſt der Sohn, Saladins des Königlichen?“

„Der bin ich.“

„Dein Vater lag unter dem Herzen der Sultanin Fardina, der Gott gnädig ſeyn wolle! Ein Sultan gab dir das Leben; du biſt ein gebohrner Sultan. Dafür will ich dich anerkannt wiſſen. Du wirſt mit Ruhm die Waffen für die hohe Pforte führen.“

Auf ein Zeichen traten die Abgetretenen wieder ein, und der Großherr erklärte laut, was er jetzt geſagt hatte. Den Seraskier gab er Befehl, die Cyprioten zur Armee des Großveziers zu ſenden, und „Sultan Selim wird, — ſetzte er hinzu; — die Spahis kommandiren, die der Baſſa von Albanien ſendet.“

Da die Spahi's, welche Ferrandino kommandiren ſollte, noch nicht angekommen waren, befriedigte er ſeine Wißbegierde mit Beſichtigung der Merkwürdigkeiten in Konſtantinopel.

Einſt folgte ihm eine Sklavin auf jedem Schritte, und ſogar in ſeine Wohnung nach. Hier nahte ſie ſich ihm, und ſagte:

„Herr! wenn du Selim biſt, der Sohn des Baſſa von Cypern, ſo habe ich dir zu ſagen, daß man dich zu ſprechen wünſcht."

„Ich bin der, den du ſuchſt. Wer wünſcht mich zu ſprechen?"

„Ich komme gegen Abend wieder, und führe dich dahin, wo man dich zu ſprechen wünſcht."

„Alſo iſt bei dem Wunſche etwas Geheimes?"

„Etwas Geheimes und Angenehmes."

„So werde ich dir folgen."

Die Sklavin ging, kam um die beſtimmte Zeit wieder, und Ferrandino folgte ihr in ein Haus, durch den Hof, in ein Gemach, wo ſchnell ein Weib in ſeine Arme ſich warf, und ausrief:

„O! Selim! mein Selim! Ich ſehe dich wieder!"

Betroffen fragte er:

„Melite? — Du?" —

„Ich! — Deine Melite!"

„Du hier, in Konſtantinopel?"

„Hier."

„Wie kann ich mir das erklären?"

„Kaum hatteſt du Kaſos und mich in Thränen verlaſſen, als ein Griechiſcher Kaufmann mich ſah, und um mich warb. Ich gab ihm meine Hand; warum ſo ſchnell, kannſt du dir leicht erklären. Er führte mich mit ſich hieher nach Konſtantinopel, wo er wohnhaft war. — Vor acht Wochen fiel er in einem Auflauf der Janitſcharen, und hinterließ mir ſein Vermögen. Vor vier Wachen wurde ich Mutter. Vor einigen Tagen ſah ich dich, erkannte ich dich, und halte dich jetzt in meinen Armen!“

„Melite!“

„Sobald es ſich ſchicken will, gehe ich nach Kaſos zurück, habe dich wieder geſehen, und habe dich wieder an mein klopfendes Herz gedrükt! — Bleibſt du hier?“

„Ich ziehe in's Feld.“

„Gehſt du bald von hier?“

„Ich erwarte nur die Ankunft der Albaniſchen Spahis, die ich in's Feld führen ſoll.“

„Und die Zeit bis dahin ſchenkſt du mir?“

„Dir, gute, freundliche Melite!“

„Ich habe ein kleines Mahl bereitet, das mußt du bei mir einnehmen.“

„Ich bleibe.“

„Ach! ſo ſind denn meine Wünſche, dich wieder zu ſehen, ſo ſchön erfüllt!“

„O Melite! ein ſchöner Traum, giebt ſüße Wirklichkeit!“

Wer wollte noch fragen, ob beide ſich wohl bei einander befanden?

Ungeduldig hatte Ferrandino biſher die Ankunft der Albanier erwartet, jezt vernahm er betroffen, wie nahe ſie ſchon Konſtantinopel waren. Die raſch enteilenden Stunden wurden der Gelegenheit geizig abgekauft, und frei vom Zwang, überließen ſich die Liebenden den Gefühlen die ihren frohen Stunden, nur allzuneidiſch, Flügel liehen.

„Wir ſind zu glücklich jetzt, — ſagte Melite; — als daß wir uns nicht trennen müßten!“

„Jetzt lebe ich für dich, und glücklich mit dir, — ſeufzte Ferrandino; — und wenn die Trompete ertönt, gehören meine Stunden dem Waffenglück der hohen Pforte. Jenes will und ſchenkt die Liebe, dieſes will und fordert die Ehre.“

Die Albaniſchen Spahi's rückten in Konſtantinopel ein. Zwei Tage ſollten ſie hier ruhen, und dann ſollte Ferrandino ſie in's Feld führen. — Dieſe Tage wurden der Liebe mit Entzücken geweiht. Sie entflohen nur allzuſchnell.

Ehe noch Ferrandino Konſtantinopel verließ, kam dort die Nachricht an, die Türkiſche Flotte ſey geſchlagen. Das Schiff welches Aſtolfo kommandirte, war in Grund geſchoſſen worden. Nachdenkend ſeufzte Ferrandino:

„Guter Vater! der Zirkel deiner Freunde, wird immer kleiner!“

Er bekam Briefe aus Cypern, und ſendete welche dahin ab.

Die Stunde des Abſchieds kam. Melite hing weinend an ſeinem Halſe. Sie ſchenkte ihm eine ſelbſtgeſtickte Schärpe, rief hundertmal: „Lebewohl!“ und konnte ſich dennoch nicht von ihm trennen.

Endlich ermannte ſich Ferrandino, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, entwand ſich ihren Armen, und verließ ſchnell ihre Wohnung.

Der Großherr nahm die Truppen ſelbſt in Augenſchein, beſchenkte Ferrandino mit einem koſtbaren Säbel, und wünſchte ſeinen Waffen Glück.

Ferrandino ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Reuter, und flog der Hauptarmee zu.

Dieſe ſtand der Armee des Prinzen von Koburg und des Städtezertrümmerers Suworow, gegenüber. Bei Forhani wurde geſchlagen. Die Schlacht war mörderiſch und blutig. Zehn Stunden lang ſchwankte der Sieg. Dreimal führte Ferrandino ſeine Spahi's in's Feuer; endlich ſtand er noch von 1000 Mann, an der Spitze von 250. Auch dieſe ſollten noch geopfert werden; er ſelbſt ſchon verwundet, wollte mit ihnen fallen, als die Schlacht zum Nachtheil der Oemanen entſchieden war. Sie mußten das Feld räumen, und beſiegt ſich zurück ziehen.

Der Seraskier verſtärkte Ferrandino's Korps wieder mit 300 Mann, ſchickte ihn der großen Armee des Großveziers zu, und verſchanzte ſich mit den Ueberreſten ſeines geſchlagenenen Heeres.

Ferrandino kam zum Großvezier und wurde von ihm ſehr ausgezeichnet empfangen. Sein Korps wurde verſtärkt, und die Armee 115,000 Mann ſtark, brach gegen den Feind auf. Koburg vereinigte ſich mit Suworow. Beide hatten der ungeheuern Armee der Osmanen kaum 25,000 Mann entgegen zu ſtellen. So begann die merkwürdige Schlacht bei Rimnick, oder Martineſti, auf einer Wahlſtadt von fünf Meilen im Umfange.

Die Geſchichte ſagt, wie blutig ſie war. Die Osmanen wurden geſchlagen. Der Großvezier gab in ſeinem Bericht an den Großherr ſeinen Verluſt auf 20,000 Mann an. Er verlor 100 Fahnen, 80 Kanonen, alle Ammunition, und allen Provian.

Feerandino war der Unglücksbote, der dieſe Nachricht dem Großherrn überbringen mußte. — Drei Tage lang war er nicht zu ſprechen, und ganz Konſtantinopel war in tiefe Trauer verſunken.

Ferrandino ſuchte ſogleich eine gewiſſe Wohnung auf, die wir kennen, aber dort fand er nicht, was er ſuchte. Melite war ſchon längſt nach Kaſos abgegangen.

Der Großherr wurde kaum wieder ſichtbar, als Ferrandino bei ihm zur Audienz kam.

„Geh nach Cypern, — ſagte er; — komme zurück, und führe mir 2000 Soldaten zu.“

Mit dieſem Beſcheid ſchiffte Ferrandino ſich ein, und eilte nach Cypern. Unvermuthet kam er in Nikoſia an. Seine Ankunft überraſchte ſeinen Vater.

„Biſt du wieder da?“ — fragte er: und ſeine Blicke waren nicht ohne Verlegenheit.

Ferrandino hatte viel zu erzählen. Er berührte alles kurz, und entledigte ſich ſeines von dem Großherrn erhaltenen Auftrags. — Saladin zuckte die Achſeln.

„Jetzt zu meinen Kindern!“ — fuhr Ferrandino fort.

Saladin nahm ihn bei der Hand, und ſagte ganz ernſthaft:

„Der Tod hat uns Freunde geraubt.“ —

„Aſtolfo;“ — fiel Ferrandino ein.

Saladin fuhr fort:

„Aſtolfo unſer Freund, unſere Freundin, die Gräfin Vendramino, ſind nicht mehr! Immer kleiner und enger wird unſer Zirkel; er zieht ſich zuſammen, und bald wird der Mund den Schweif faſſen. So wird es ein Sinnbild, das wir alle kennen. — Wir ſind gebohren, um zu ſterben; wir ſterben, indem wir leben. An der Gnadenkette des Lebens, hängt und prangt das Schauſtück der Tod.“

„Meine Kinder will ich ſehen! — Sie ſind doch wohlauf?“

„Sie ſind es.“

„Und Serena? Dianora?“

„Zuvor mein Sohn, erſt mit mir einige Gänge durch den Garten.“

„Wozu?“

„Folge mir!“

Er ging. Langſam folgte ihm Ferrandino nach. Sie kamen in den Garten. — Saladin knüpfte wieder ein Geſpräch an.

„Bei Forhant wurdeſt du verwundet?“

„Zweimal.“

„Du wagteſt dich zu kühn in's Feuer.“

„Meine Pflicht.“

„Du hätteſt fallen können.“

„Meine Stunde hätte geſchlagen.“

„Wie würde Dianora dich beklagt, deinen Tod und ihren Verluſt beweint haben!“

„Ich bin Menſch, und ſterblich.“

„Das iſt ſie auch.“

„Wie ich.“

„Du würdeſt alſo —“

„Still, mein Vater! — Nicht weiter! — Ich ahnde wohin das Geſpräch führen ſoll.“

„Ich verſtehe dich auch."

„Ich bin gefaßt."

„Biſt es?"

„Ich bin es?"

„Man kann ſich täuſchen."

„Ich täuſche mich nicht."

„Nicht?"

„Ich habe alles errathen. — Dianora lebt nicht mehr?"

„Sie lebt."

„Ich hätte mich geirrt?"

„Nur das Sterbliche kann vergehen. Dianora lebt, wenn auch nicht unter uns, doch dort, — wo einſt alle leben werden, wo unſers beſſern Theils, ewige Heimath iſt."

„Todt? — Dianora, todt? — Ich glaubte mich gefaßt; — ich war es nicht. — — O gute Seele! du biſt von hinnen gezogen; lebe in Frieden, bis ich dich wieder ſehe!"

Er bedeckte ſein Geſicht. Saladin blieb ſchweigend neben ihm ſtehen. Endlich ſagte er:

„Dieſes empfindungsvolle Todtenopfer, gehörte ihr, — von dir, zwiefach. Du haſt es ihr gebracht, du wirſt es ihr oft wiederbringen. — Wir haben ihr auch gebracht, was ihr von uns gebührte. Ihre Ueberreſte haben wir geehrt, und ein Denkmal prangt über ihrer Aſche."

„Wo iſt dies Denkmal?"

Saladin nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu einem Pavillon, und öffnete die Thür. Auf einem marmornen Sarkophag ruhte eine Urne, umſchlungen von dem Schlagenbilde der Ewigkeit. An der Urne prangte Dianorens Büſte, und an dem Fuße ſtand geſchrieben:

Hier
ruhen die irdiſchen
Ueberreſte
der
Gräfin Dianora
Martagno.
Ihr Geiſt ging in ihre Heimath;
ihre Freunde
hoffen ſie wieder zu ſehen.

Ferrandino warf ſich an dem Sarkophage nieder. Saladin ließ ihn allein.

Bald aber kam er zurück, führte Ferrandino's Kinder ihm zu, und Serena folgte ihm.

„Deine Kinder leben! — ſagte er; — und Serena windet Kränze für die Tage deines Lebens.“

Ferrandino ſprang auf, küßte und umarmte Serenen und die Kinder, und Saladin verſchloß den Pavillon.

Jetzt eilten die Freunde und Bekannten herbei, die gehört hatten, ihr Freund ſey zurück gekommen. Alle begrüßten ihn froh und herzlich. — Olimpia nahm ſeine Hand, und ſagte:

„Dies iſt die Hand, die den Säbel ſo kräftig gegen die Feinde führte!“

Ferrandino drückte ihr die Hand, und ſeufzte: „Es war ihr Handwerk! — Der Tod hat ſich an mir gerächt. Er nahm mir Dianora!“

„Du gabſt ſie ja ſchon längſt verloren;“ — antwortete Olimpia.

„Endlich iſt ſie es wirklich!“

„Die Wirklichkeit kömmt freilich oft zu früh!“

„Auch jetzt!“

„Auch mein Bruder lebt nicht mehr!“

Saladin nahte ſich beiden, und ſagte:

„Vorjetzo, genug! — Wir haben unſern Freund wieder. Er kömmt mit ehrenvollen Narben zurück, und wird bald wieder im Felde erſcheinen!“

Nun ging der Zug in's Schloß zurück.

Die Aushebung der Mannſchaft nach des Großherrn Befehl wurde raſch betrieben. Sie fand Schwierigkeiten, ja man widerſetzte ſich an einigen Orten ſogar. — Der Aga der Janitſcharen rückte gegen die Rebellen an, wurde aber von überlegener Macht zurückgetrieben. — Der Baſſa verſammelte einen Divan.

Einſtimmig hies es, der Großherr fordert zu viel Mannſchaft aus Cypern, er kennt die ſchlechte Bevölkerung dieſer Inſel nicht. — Es wurden

Depeſchen mit Vorſtellungen nach Konſtantinopel geſchickt.

Dieſe waren vergebens. Des Großherrn ernſtlicher Befehl kam zurück, 2000 Cyprioten auszuheben, und ſie nach Konſtantinopel zu ſenden.

Nun mußte ernſtlich zu Werke gegangen werden.

Die Cyprioten weigerten ſich wiederholt, und die junge Mannſchaft floh in die Gebirge.

Jetzt wurden die Janitſcharen und Spahi's gegen ſie geſchickt, und Ferrandino ſelbſt zog gegen ſie mit aus. Sie vertheidigten ſich tapfer, und mancher Spahi, mancher Janitſchar verlor das Leben.

Der Aga und der Tſcholuaſchini beſetzten die Päſſe und hofften die Geflüchteten mit Hunger aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben. Das geſchah. Sie ſchlugen ſich aber durch, und ſtürmten gerade auf Nikoſia zu.

In jedem Orte vermehrte ſich ihre Anzahl, und ſo rückte ein formidables Korps vor die Stadt, die unbeſetzt von den Rebellen ſogleich beſetzt wurde.

Saladin raffte die wenige Mannſchaft zuſammen, die ihm übrig geblieben war, zog ſich in das Kaſtell, und ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand.

Das Schloß wurde förmlich belagert.

Jetzt brachen die Spahis und Janitſcharen auf, und rückten vor Nikoſia. Kühn rückten die Aufrührer ihnen entgegen. In der Ebene ſtellten beide Armeen ſich in Schlachtordnung.

Nochmals wurde den Empörten Pardon angeboten. Sie ſchlugen ihn aus. — Es kam zu einer Schlacht. Die Truppen ſiegten. Geſchlagen flohen die Cyprioten, aber für Saladin, wurde dieſer Sieg theuer erkauft. — Auf dem Schlachtfelde blieb Ferrandino, mit ehrenvollen Wunden bedeckt. Zu tief in's Gefechte hatte ihn ſein Muth getrieben. Ihm folgten die Soldaten; ſie ſiegten, und Ferrandino fiel an ihrer Spitze.

Saladin vernahm den Tod ſeines Sohnes, und verſchloß ſich in ſein Zimmer.

Protega veranſtaltete auf Saladins Anordnung ein feierliches Leichenbegängniß. Wo Dianora ruhte, wurde auch Ferrandino's Leichnam beigeſetzt. Eine zweite Urne erhob ſich auf den zweiten Sarkophag, und Saladin lies folgende Inſchrift dort eingraben.

Hier
ruht Saladins des Königlichen,
geliebter Sohn,
Selim
der Siegreiche
Ferranndino
der Unglückche,

Rinaldo
der Gefürchtete,'
vereinigt mit ſeiner geliebten
Dianora
Er fiel
als Held;
Er wird beklagt,
als
der treuſte Freund.

„Und nun, — ſagte Saladin; — bereitet das dritte Grab. Bald werde ich meinem Sohne folgen!“

Die
Ruſſen und Engländer
in
Neapel.

Vom Verfaſſer
des
Rinaldo Rinaldini.

Mit Kupfern.

1800.

Aufgeſchnittene oder beſchmutzte Exemplare

Die
Ruſſen und Engländer
in
Neapel.

Nebſt
einigen Nachrichten,
Anekdoten und Karakterzügen
von
Nelſon.

Mit Kupfern.

Quisque ſuo ingenio fretur, noua fingere gaudet:
Praeſertim vates, quibus eſt fiducia maior.

M. Palingenius.

Leipzig, 1800.
bey Johann Benjamin Georg Fleiſcher.

G.H.BIBL.Z.WEIMAR.

Nelſon.

Tales conſueuit rarenter gignere tellus.

M. PALINGENIUS.

Heinrich Nelſon iſt im Pfarrhauſe Burnham-Thorve, in der Grafſchaft Norfolk am 29. Sept. 1758 geboren, wo ſein Vater jetzt Rektor *) iſt. Seiner Mutter Bruder, der See-Kapitain Suckling, liebte den jungen Nelſon, war mehr ſein Freund als ſein Oheim, und nahm ihn faſt noch als einen Knaben an den Bord ſeines Schiffs, des Reaſonnable, als Midſhipmann. Er machte mit ſeinem Oheim verſchiedene

---

*) Rektor heißt in England der Hauptprediger an einer Kirche, der die zum Unterhalt des Predigers geſtifteten Zehenten genießt, von denen ſie den Curaten — oft ärmlich genug — beſolden.

Fahrten, und begleitete 1773 den Kapitain **Phipps**, (nachherigen **Lord Mulgrave**,) auf der bekannten Entdeckungs-Reiſe nach dem Nordpol *). Dieſe Reiſe wurde für Nelſon eine neue Quelle von Erfahrungen und Kenntniſſen.

Im Jahr 1777 wurde er Lieutenant, zwei Jahre darauf Kapitain, und, nach dem zweiten Pariſer Frieden (1783) auf die Station nach den **Leewards-Inſeln** **) geſchickt. — Hier ſtand der **Herzog von Clarence** unter ihm, dem er einen wichtigen Dienſt zu leiſten Gelegenheit hatte ***), und von ihm dafür

---

*) Auch aus einer deutſchen Ueberſetzung bekannt.

**) Die Inſeln unter dem Winde: Anguilla, Barbuda, St. Christoph, Nevis, Guadeloupe u. a.

***) In der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 15. Sept. 1799. S. 2083. wird dies nicht gemit ausgezeichneter Freundſchaft beehrt wurde. Hier diente er aber auch dem Vaterlande ſehr treu, indem er den Schleichhandel mit den Fregatten, welche er commandirte, thätig hemmte, wodurch er ſich freilich viele, die von ſolchen Dingen Gewinn und Vortheil zogen, zu Feinden machte.

In dieſen Theil ſeiner Geſchichte gehört ein einfach edler Zug, der nicht übergangen werden darf.

Die Tochter des Gouverneurs **Herbert**, eines ſehr reichen Mannes, verheurathete ſich wider Willen ihres Vaters. Schon war dieſer entſchloſſen, ſie zu enterben, und ſein Vermögen ſeiner

---

nauer angegeben. — Es ſcheint das Original in einem engliſchen Journale zu ſtehen.

Nichte, der Wittwe des D. Nesbit zu vermachen. Nelſon beredete ihn, ſein Vermögen ſeiner Tochter nicht zu entziehen, und die Wittwe Nesbit, der es zugedacht wurde, war doch — Nelſons Gattin geworden.

Er kehrte aus Weſtindien zurück, und verlebte einige Jahre bei ſeiner Familie in der Grafſchaft Norfolk ruhig, bis gegenwärtiger Krieg ihn wieder zu Thaten rief. Er beſtieg den Agamemnon von 64 Kanonen, und die Jünglinge ſeiner Grafſchaft drängten ſich herzu, um unter ihm den Seedienſt zu lernen.

Das mittelländiſche Meer wurde der Schauplatz ſeiner glänzenden Thaten. Hier zeigte er ſich ſehr thätig, und wo Gefahr war, war er gegenwärtig.

Klugheit rettet den Mann, macht ihn aber nicht groß. Nelſon ſchien das Schickſal mehr zu leiten als ihm zu folgen.

Bei der Belagerung von Baſtia im Jahr 1794 verlohr er das eine Auge.

In der Schlacht, die St. Vincent, (ehemals Jervis,) den Spaniern mit 16 Linienſchiffe gegen 27 lieferte, griffen Nelſon zwei ſtärkere Schiffe, St. Joſeph und St. Nikolaus an. Mit außerordentlichem Muthe entert er ſelbſt, den Degen in der Fauſt, das erſte, und nimmt dem ſpaniſchen Admirale den Degen ab, den er der Stadt Norwich zum Andenken ſchickte, ſo wie nachher den des franzöſiſchen Admirals Blanquet, der Stadt London. Dieſe That erhob ihn zum Rear- (Contre) Admiral.

Sein unglücklicher Verſuch auf Teneriffa, wo er einen Arm verlohr, und die den 2ten Auguſt 1798 gewonnene Schlacht bei Abukir*), ſind allbekannt, noch im friſchen Andenken, und werden Nelſons Ruhm der Nachwelt übergeben. — Kühnheit des Muthes und ein ſchneller Anordnungsgeiſt ſind Hauptzüge ſeines Charakters. Sein Aeußeres kündiget übrigens den überbeherzten Gefahren-Verächter nicht an. Nelſons Blick und Anſtand ſind beſcheiden. Seinen Kopf trägt er vorwärts gebeugt.

---

*) Die Nachrichten von der Seeſchlacht bei Abukir, findet man vollſtändig in der allgemeinen Zeitung 1798. vom 8, und 19. Oct. und ein intereſſantes Aktenſtück über dieſelbe, theilt uns Poſſelt in ſeinen europäiſchen Annalen, 1799. 1. St S. 50—67. aus dem Bericht eines Augenzeugen mit.

Was er jeßt für Neapel und den König beider Sizilien that, ſagt die neueſte Geſchichte, ſagen einigermaßen noch folgende Szenen.

Hier mögen noch einige poetiſche Kleinigkeiten Plaß finden, die ihm nach der Schlacht bei Abukir in verſchiedenen Zeitblättern geſtreut wurden.

NELSO per anagramma EN SOL!

Quadrijugo vehitur navalis gloria curru
Phoebus et auricomis quatuor ardet equis.
Howius et Jervis, Ducanque nitore coruſcant
Quali purpureis Luciſer exit aquis.
EN SOL omnis adeſt orbisque per aequora ſplendet,
NELSO dum navi fulgurat igni voma.

NELSON.

Occidit in flammis Oriens: jam proximus ardet
Timoleon. Anglis cedite Francigenae!
Imperium pelagi laeva, ſaevumque Tridentem
Scaevola Nelſonius — ſiſtite vela — tenit.
Dextram illi Mavors olim quando abstulit, inquit;
Francigenam claſſem qua ſuperet, ſupereſt.

On Nelſon's victory.

Aſtonish'd ad affrighted ſaw
Neptune near Adeff Alexandria,
Great-britains aw ful victory.
Now rule Britannia, ſaid he,
The Ocean, and my Trident wield,
Which willing Ito Nelſon yield.

Die
Ruſſen und Engländer
in
Neapel.

I.

Bei dem Karthauſer Kloſter *).

Nacht.

Lodoviko (geht umher.) Sie kommen noch nicht! — Die Mitternacht iſt da, und— o ruhig, Lodoviko! es wird Morgen werden. — Alles ſo ſtill um mich her, und drinne der dumpfe Grabgeſang der Karthäuſer! Singt, ſingt ihn unſern Feinden, die mit Völkerflüchen beladen in ihre Grube taumeln. — Hinab! und euch folge frohlockender Jubel der getäuſchten Nationen. (lehnt ſich an eine Zipreſſe.) Kein Lüftchen in deinem Gipfel, trauriger Baum! Du ſollteſt der Freiheitsbaum erzwungener Republiken ſeyn, ſollteſt allein die Apoſtel umſchatten, die ihr Evangelium in Grabesgeſängen predigen, wie Frankreichs raubgierige Schaaren. Hinab, in die Gruft, dieſe hungernden Hyänen, und aus ihren Gruben töne Raimunds, ihres Landsman-

---

*) Dieſes Kloſter liegt auf dem St. Martinsberge ,man überſieht aus demſelben nicht nur die ganze Stadt Neapel, die umliegenden Luſthäuſer, Gärten, den Veſuv, ſondern auch die Inſel Kaprea und 50 Meilen weit in das mittländiſche Meer hinein. — Italiäniſche Anekdoten aus dem Reiſe-Journal eines deutſchen Gelehrten. Leipz. 1787. S. 105. — Es iſt dieſes Kloſter eins der reichſten in

---

Neapel, und wenige Klöſter in Europa kommen ihm an Pracht gleich. Dieſe beſchreibt ausführlich Blainville in ſeiner Reiſebeſchreibung beſonders durch Italien. Lemgo 1766. III. Th. S. 220 — 225. Keyßler in ſeinen Reiſen. II. Th. S. 822 — 825. — Magiſtris Status rerum memorabil. Neapolit. p. 381.

mannes, Klagegeſchrei *) allen Unglücklichen entgegen, deren Irrwahn Freunde ſuchte, und Räuber fand! — — Ha! Fußtritte! — Ich glaube, ſie kommen. (tritt vor.) Thomaſo!

---

*) Raimund Diacrus, ein Domherr in Paris, lebte in einem allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Aber nach ſeinem Tode (im J. 1084.) kam es auf eine ſchreckliche Art an den Tag, daß dem nicht ſo war. Sein Leichnam, welcher in der Kirche U. L. Frau zu Paris noch unbegraben ſtand, richtete ſich auf, und ſchrie mit ſchrecklicher Stimme: Iuſto Dei iudicio accuſatus ſum! Am andern Tage ſchrie er: Iuſto Dei iudicio iudicatus! und am dritten Tage: Dei iudicio condemnatus ſum! — Dieſe ſchreckliche Begebenheit machte auf den, nachmals heil. Bruno, einen ſolchen Eindruck, daß er ſich in die Wüſte begab, und nachher ein Karthäuſer wurde. Eine Inſchrift in dem Karthäuſer-Kloſter zu Neapel ſagt von ihm:

Eine Stimme. Anello!

Lodoviko. Sie ſind's!

(Mehrere Männer kommen, ſchütteln ſich die Hände, und grüßen ſich.)

Lodoviko. Seyd ihr endlich da?

Sebaldo. Iſt dir die Zeit lang geworden? — Mach's mit einer Patrioten-Patrouille aus, die uns aufhielt.

Lodoviko. Patrioten? — Entweiht dieſe ehrwürdige Benennung nicht! — Patrioten ſind ſie wahrlich nicht, dieſe Elenden, die ſich aus Hunger oder Regierungswuth Frankreichs Raubthieren beigeſellt haben. Ein jeder glaubt, den Sonnenwagen regieren zu können, und Phaetons Unglück

Ter caput attollens ferretro ductus aperto
Se addictum aeternis ignibus ore refert;
Quo viso attonitus redit ad cor **Bruno** patensque
Desertum, Carni et Daemoni bella movet.

ſchreckt ihn nicht ab, nach den Zügeln zu greifen *). — Wer ſind ſie, dieſe ſogenannten Patrioten? Kennt ihr ſie etwa nicht? Elendes Lumpengeſindel, Bettlervolk, Bankerottirer, verarmte Edelleute, hungernde Advokaten, und unnütze Menſchen, die mit der Juſtiz in ewigen Hader leben; das ſind die edlen Patrioten, die ſich mit blutdurſtenden Herzen und raubgierigen Krallen an die noch edleren Franzoſen anſchließen. Taugenichtſe, die in jedem gutgeordneten Staat mit Brandmalen umherlaufen würden, wollen die Parthenopeiſche **) Republik regieren. Ein wahrer

---

*) „Tutti bramano di guidar il carro del Sole. L'eſſempio di Fetonte non raffrena di loro temerità." — Loredano.

**) So hatten bekanntlich die Franzoſen die Neapolitaniſche neue Republik getauft, die nun, wie die andern neugeſchaffenen Re-

Republikaner muß ein tugendhafter Mann ſeyn, ein Mann, der die Achtung des Volks verdient. Sind unſere Patrioten ſolche Männer? ſind es die Franzoſen?

Sebaldo. Sie ſind ſchlechte Kerle!

Lodoviko. Alſo — nieder mit ihnen!

P. Anſelmo. Zur Ehre Gottes! nieder mit ihnen!

---

publiken, auch wieder in ihr Nichts zurückgefallen iſt. Man ſagt nämlich: Ulyſſes habe Neapel erbaut, und die Stadt Parthenope (Jungfernſtadt) genannt. Dies ſoll zum Andenken der Parthenope, (einer von den Sirenen, die dem Vielerdulter durch ihren Geſang verführen wollten,) geſchehen ſeyn, die ſich, wie man ſagt, aus Verzweiflung über ihren mißglückten Verſuch, ins Meer ſtürzte. — Jovian. Pontan. Bell. Neapol. L. VI. — Blainville. III. Th. S. 211. — Contarino Dell', Anquità di Napoli. Nap. 678. p. 5.

Sebaldo. Eine Siziliſche Vesper, und damit Punktum!

P. Anſelmo. Amen! Deus vobiscum! Himmel und Erde, Heilige und Engel, Menſchen und Thiere, ſchreien Rache gegen die atheiſtiſchen Franzoſen. Das Blut des heil. Januarius zürnt *), daß ihr noch ſo

---

*) Der heil. Januarius (S. Gennaro) und ſein fließendes Blut iſt allenthalben, und durch viele Erzählungen Reiſende, bekannt. Es iſt dies eine Sache um ein Mirakel, von welchem ein Dichter ſingt:

Caute vel aſperior, vel ſis adamantinus Afer,
Sanguine, quinduro ſponte liquente liques?

Ja, ein andrer Schriftſteller, Franceſco de Pietri, wundert ſich, daß dieſes Wunder nicht die ganze ketzeriſche Welt zum Glauben bekehre, und ſagt: „O illuſtre memòria! o verità irrefragabile! Vengano gli Heritici! Vengano e ſtupiſcano ed aprano gli occhi alla verità cattolica! Baſtarebbe queſto ſangue di S. Gennaro ſolo à fare teſtimonio della fede. E unentſchloſſen ſeyd. Es wird nicht eher

poſſibile, che à tanta, ed ci famoſo miracolo non ſi converta tutta la gentilita ed Infidelta alla verita cattolica della Romana chieſa?" — Blainville. III Th. S. 247. — Italien. Anekdoten. II. Th. S. 116. — Keyßler. II. Th. S. 796. — Eine Kloſterfrau ſagte: „Viva S. Gennaro! ma io ſo, che non c'l altro ſangue che poſſa pollire encora dopo morte, che quello delle monoche." Sie meinte, wenn vom Aufwallen des Blutes nach dem Tode die Rede ſey, ſo müſſe das Blut der Nonnen dabei die erſte Stimme haben. S. Reiſen in verſchiedene Länder. Leipz. 1778. S. 306. Die Kapelle des h. Januar zu Neapel iſt ſehr koſtbar, und ein italiäniſcher Schriftſteller ſagt ſehr ſtark: „Tutta l'energia del mondo ci vorebbe à deſcrivere la Capella di S. Gennaro, detta il Teſoro." — Davon ſagt mehr: Magiſtris, l. c. p. 378. — Abbildungen davon giebt: Sarnelli Guida de' Foreſtieri della città di Napoli. p. 88. 89. Die Statue des Heiligen, p. 93.

wieder flüſſig werden, als bis es keinen Gotteslaͤſterer, keinen Franzoſen mehr in Neapels lachenden Gefilden ſieht. Hat euch denn der Schoͤpfer ſo ganz umſonſt und um nichts in dieſes irrdiſche Paradies geſetzt *)? Bewahre Gott! Verdienen muͤßt ihr euern Sitz. Verdienet ihn, und ſchlagt in Gottes Namen die reißenden Woͤlfe aus Frankreich tod.

Lodovike. Ihre Stunde ſchlaͤgt! — Hier habt ihr Briefe. Verwahrt ſie wohl. — Binnen vier Tagen iſt der tapfere Britte, Nelſon, der Neptun des Mittlaͤndiſchen Meeres, das Schrecken der Franzoſen, mit ſeiner Flotte hier. Der Koͤnig iſt bei ihm. Ihn begleiten einige Tauſend Sizilianer, 1400 Engländer, 300 Portugieſen, 500 Ruſſen, und 300 Türken.

---

*) „Neapel ſehen, ſagt der Neapolitaner, und dann ſterben; ich ſage aber: Neapel ſehen, und dann leben.“ Dupaty Briefe uͤber Italien. II. Th. S. 139.

P. Anſelmo. Alles einerlei! Kommt herein, daß mein Haus voll werde! Ihr ſeyd alle geladen und berufen. Wenn ihr auch nicht ſelig werdet, ihr könnt doch zuſchlagen. Iſt die That gut, ſo ſey das Werkzeug noch ſo verächtlich, der Herr hat es nicht ohne Abſicht erwählt. Wer will ſeine Wege ergründen? Vielleicht werden dieſe Heiden alle noch in den Schoos unſerer Kirche verſammelt. — Wir wollen ſie gern taufen. — Und wenn auch das nicht ſeyn ſollte, ſo mögen ſie nur unſere Feinde beſiegen helfen, und hernach, mögen ſie gehen, wohin ſie wollen.

Sebaldo. Freund! und wir? —

P. Anſelmo. Wir ſchlagen auch mit darauf los. — Auf uns könnt ihr rechnen. Und ſind wir unſerer, die wir uns dem Herrn gelebten, etwa wenige? *)

Sebaldo. Bei'm Teufel! wer ſagt das? Ihr ſeyd, wenn Ihr wollt, ein formidables Heer.

P. Anſelmo. Und alſo! Neapel ſoll nicht länger die Müſſige **) heißen; die Thätige ſoll man ſie pro futuro nennen. Dieſe Thätigkeit, ſollen die Franzoſen empfinden. Die Geiſtlichkeit hat auch Hände. Und ein Papſt ſelbſt, ***) wollte ja einſt ein Ordenskorps in's Feld ſtellen, das reſpektabel genug war. — Wir ſind unſerer auch hier genung, *) ſind nicht ſchlecht

---

*) „Blos in der Stadt Neapel ſind 4218 Mönche, im ganzen Königreich aber, rechnet man ihre Anzahl auf 20240 — Weltprieſter, ſind ihrer, nach der leztern Zählung 4135 in der Stadt.“ — Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien. S. 140, 142.

**) „Neapel hat zu allen Zeiten dieſen Beinamen entſprechen.“ — Galanti Beſchreibung beider Sicilien. IV. B. S. 103.

***) Allein 30,000 Barfüſſer Mönche, und die Klöſter ſollten dennoch beſezt bleiben. —

Wolff Lection. memorabil. T. II. Cent. XVI. p. 745.

*) Nach dem, was ſchon oben von der Anzahl der Geiſtlichkeit geſagt worden iſt, iſt auch noch das zu bemerken, was Duclos in ſeiner Reiſe nach Italien, S. 95. über dieſelbe ſagt. Nach ſeiner Angabe, zählt man im ganzen Königreich Neapel, 209585 Prieſter, Mönche und Nonnen, davon kommen auf die Stadt Neapel, 156530 Stück. — Galanti, S. 66. zählt 100,000 aufs ganze Reich. — Um bei dieſer Gelegenheit über die Anzahl der chriſtlichen Ordensleute in Europa überhaupt etwas zu ſagen, ſo zählte man deren im Jahr 1559. Zwei und zwanzig mal hunderttauſend, Fünf und zwanzig Tauſend, Vierhundert und Vierzig. — Alſted Theſaur. chron. N. 33. p. 261. — Berkenmeyer giebt in ſeinem Antiquario, p. 12. ihre Anzahl auf Sieben Mil-

genährt, und haben Fäuſte! — Ich weiß zwar wohl daß die Regierung *) uns wenig geachtet, daß ſie ſich nicht um uns bekümmert hat, aber das wollen wir weder ihr, noch dem Volke, noch lieben Vaterlande entgelten laſſen und wollen tapfer ſtreiten mit Fauſt und Mund, für die alte Verfaſſung. Der Herr wird unſer Unternehmen ſegnen,

---

lienen an. — Baretti rechnet in ſeiner Beſchreibung der Sitten und Gebräuche in Italien, II. Th. S. 25. die Anzahl der Mönche in ganz Italien, auf 84,000 Mann.

*) Auf die Bitte eines jungen Dominikaners um eine kleine Geldſumme aus den Einkünften der locorum piorum, die zu ſeiner Einkleidung erforderlich ſey, antwortete der Miniſter: Sua Maeſta mi ha commandato di reſcrivere al tribunale miſto chegli avanzi delle rendite de' luoghi pii debbono ſervire per coſe più utili, e non già per facilitare la veſtizione d'un frataccio, ſehr wahr und ſtark. — Münter, S. 141.

und der heil. Erzſoldat Michael *) wird uns beiſtehen im Kampfe! Alle flüßigwerdende Heiligkeiten **) werden ſich für uns erklären, und wir werden ſiegen.

Lodoviko. Die Bajonnette der unüberwindlichen Ruſſen, die Säbel der tapfern Osmanen, der Brittiſche Kanonendonner werden uns unterſtützen, und der Kardinal Ruffo ſteht an der Spitze 40,000 kühner Kalabrier, Morlaken und Dalmatier, nur noch zwey Märſche weit von Neapel.

**) „Der h. Erzengel Michael, war der erſte Soldat,“ ſagt auch der ehrw. P. Abraham a. St. Clara in ſeinem Etwas für Alle. I. Th. S. 48.

***) Außer dem Blute des heil. Januar, zu Neapel auch noch, die Milch der heil. Jungfrau Maria, und das Blut St. Johannis des Täufers.— Keyßler. II. Th. S. 796. und 800.

Sebaldo. Die Stunde des Untergangs der Franzoſen hat geſchlagen. Sie müſſen fallen!

P. Anſelmo. Wie ſtark ſind wir hier, in der Stadt?

Lodoviko. Gegen 800 ſind verbunden, und wenn unſere Fahne weht, werden ſich ihrer mehrere um dieſelbe ſammeln.

Lorenzo. Noch fürchte ich die Kaſtelle. *) Wenn die Franzoſen ſie wie ehemals ihre Vorfahren, **) vertheidigen, ſo haben wir noch große Arbeit vor uns.

---

*) Deren ſind zu Neapel drei: Caſtel St. Elmo, Caſtel del Ovo, und das Caſtel Nuovo. — Abbildungen derſelben findet man im Nouveau Theatre d'Italie. T. III. Naples. T. I. — Theatr. Civitat. Regn. Neap. et Sicil. Amſt. 1671. p. 31. ſqq.

**) Im XVI. Jahrh. hielten ſich die Franzoſen in dem Thurme St. Vincent gegen die ganze Macht des Gonſalvo de Cordova, nachdem

Sebaldo. Wir erſtürmen die Kaſtelle. — Sind doch Ruſſen bey uns!

P. Anſelmo. Wir erſtürmen die Kaſtelle, und ſollte ich die Stürmenden ſelbſt anführen!

Sebaldo. Wolltet Ihr das wagen, Herr Pater?

P. Anſelmo. Warum nicht? — In der Hand das redende Kruzifix von S. Agnello, *) trotze ich allen Kugeln, und erſteige getroſt die Mauern und Baſtionen.

ſchon Neapel und alle Kaſtelle erobert waren 6 Monate lang, mit großer Tapferkeit. — **Blainville.** III. Th. S. 230.

*) Dieſes Kruzifix ſprach als ein Schuldner Geld abläugnen wollte, daß ihm in Gegenwart deſſelben geliehen worden war. — **Keyßler.** II. Th. S. 780.

L o r e n z o. Und ſollte es auch die Baſtien der fröhlichen Mädchen *) ſeyn! Nicht wahr?

---

*) Eine Baſtien vom Caſtel nuovo. Die Erzählung ihrer Entſtehung, iſt luſtig. „Als Kaiſer Karl V. die Baſtionen aufführte, ſchickten die Töchter der Freude eine Ambaſſade von vieren der ſchönſten aus ihrem leiblichen Corps ab, um ſich über eine drückende Auflage zu beſchweren, die ihnen der Vicekönig aufgelegt hatte. Die Abgeſandten ſetzten ihre Sache mit großer Beredſamkeit ins gehörige Licht und erboten ſich, eine der Baſtionen für ihr Geld erbauen zu laſſen, wenn der Kaiſer ſie von der Auflage befreyen wollte. Dieſe Bitte wurde ihnen zugeſtanden. Darauf, baten ſie noch um eine zweite Gnade, und dieſe war, das Wappen ihrer Zunft an die Steine dieſer Baſtien ſetzen laſſen zu dürfen. Der Kaiſer fragte: was für ein Wappen dies ſey? Sie antworteten ſehr beſcheiden, ein redendes Wappen: das Wappen ihres Handwerks.“ Der Kaiſer lachte, und willigte in den Spaß.“

P. Anſelmo. Warum nicht? Baſtion iſt Baſtion! ſie *gehöre Mädchen* oder *Männer; gleich viel!*

Lorenzo. In der That, Herr Pater! Ihr ſeyd ſehr aufgeklärt!

P. Anſelmo. Warum ſollte ich das nicht ſeyn? Ich bin ein Neapolitaner, lebe

---

— *Italien. Anekdoten.* II. Th. S. 101. — Das Wappen iſt noch an der Baſtion zu ſehen. — *Blainville.* III. Th. S. 227. — *Nemeitz* Nachleſe beſonderer Nachrichten von Italien. II. Th. S. 272. — *Keyßler*, II. Th. S. 774. ſpricht auch davon, und ſah das Wappen ſelbſt, er ſezt aber irrig die Begebenheit in die Regierungszeit des König Alfons." Das iſt aber gewiß, — fährt er fort; — daß dieſe Batterie noch jetzt auf Unkoſten lüderlicher Weibsperſonen unterhalten wird, und ſie müſſen deßhalb jährlich am Sebaſtianstage eine Deputation aus ihrem löblichen Corpore dahin ſchicken, damit man ihr zeigt, was zu repariren iſt."

unter dem freundlichſten Himmel von der Welt, ich genoß von jeher die irrdiſche Glückſeeligkeit des Nichtsthuns,*) und die herrlichſten Weine unſers glücklichen Landes,**) wie wohl, modice! — Warum alſo, ſollte ich nicht aufgeklärt ſeyn? — Meint ihr denn, die freundliche Aufklärung küſſe euch Laien allein als Braut? Servitore! Nein! auch wir machen Anſpruch auf dergleichen Küſſe! und mich, hat ſie ſchon längſt ſemel pro ſemper geküßt. Ihr kennt ja mich und meine Denkungsart, alle. Ich leſe ſogar für die Türken Seelmeſſen, wenn ſie ſich für uns todſchlagen laſſen. Das wird ſo leicht nicht ein jeder thun.

---

*) „Nichtsthun iſt in Neapel Glückſeligkeit." — Dupaty. II. Th. S. 189.

**) „Vini ſono infiniti, e coſi buoni, che forſe non ve ne ha Italia coſi perfetti," — ſagt Contarino p. 12 und gewiß mit Recht. Beſonders köſtlich der Vino Torrentino, Falerno, Maſſaquano, Sanſeverino etc. und wer kennt nicht den herrlichen Lacrima di Criſto! darüber, Italien. Anekdoten, II. Th. S. 118. — „O Domine! cur non etiam in terris noſtris lacrimatus es?" ſeufzte ein Reiſender. — Keyßler. II. Th. S. 747. — Blainville. III. Th. S. 433.

Sebaldo. Die Karthäuſſer ſind wieder verſtummt.

P. Anſelmo. Sie würden auch nicht ſterben, wenn ſie Flinten auf die Schultern nähmen, zur Ehre Gottes und ſeiner heil. Kirche!

(Die Kloſterpforte wird geöffnet.)

Ein Laienbruder (tritt herzu.) Der Prior läßt euch fragen: Was man von euch zu fürchten, oder zu hoffen habe?

Lodoviko. Von beiden nichts.

Laienbruder. Ich glaube euch, denn ich ſehe geiſtliche Väter unter euch. — Indeſſen, — ihr wißt es! — die Franzoſen ſind noch Herren dieſer Gegend und der

Stadt, träfen ihre Patrouillen euch hier, bey unſerm Kloſter an, —

Lorenzo. So könntet ihr gleich Meſſen für ſie leſen.

Laienbruder. Ich verſtehe euch! — Wollt ihr den Prior ſprechen?

P. Anſelmo. Sag ihm, unſere Loſung ſey: Rettung des Vaterlandes.

(Der Laienbruder geht in's Kloſter zurück.)

Lodoviko. Nun Freunde! es bleibt bei der Abrede?

P. Anſelmo. Es bleibt dabei!

Lodoviko. Uebermorgen, um dieſe Zeit, ſehen wir uns wieder hier, und dann, gelte es! — Werbet indeſſen, aber ſeyd vorſichtig!

P. Anſelmo. Keine Sorge! Die Geiſtlichkeit tritt nie fehl.

Lodoviko. Auf Wiederſehen! — Gott ſey mit uns!

P. Anſelmo. Und ſtärke uns zu ſeiner heiligen Rache! *) — Er ſey unſer Schild und Führer, und verdamme alle Franzoſen nach ſeiner großen Barmherzigkeit. Amen! —

(Sie wollen gehen.)

Lorenzo. Still! was iſt das?

P. Anſelmo. Was?

Lorenzo. Fußtritte, — Gewehrgeklirr. —

P. Anſelmo. Verflucht!

Sebaldo. Habt ihr Angſt, Herr Pater?

P. Anſelmo. Warum nicht gar?

Sebaldo. Ihr zittert!

---

*) „Rache iſt dem Neapolitaner Naturrecht.“ — Dupaty. II. Th. S. 188. Aber doch nur, wenn ſie ſo tödlich beleidiget, und ſchändlich behandelt, wie von den Franzoſen werden. Richtiger beſtimmt und ſchildert den Charakter der Neapolitaner, Münter. S. 6.

P. Anſelmo. Vor Wuth.

Lorenzo. Es ſcheint eine Fiſcherbande zu ſeyn.

P. Anſelmo. Die Kerle taugen nicht viel! Sie haben rebelliſche Denkungsart. *)

Lodoviko. Keine Fiſcher! Es iſt eine Patrouille von Franzoſen und Patrioten.

P. Anſelmo. Donnerwetter! — Gott verzeihe mir meine Sünde! bald hätte ich geflucht.

Lodoviko. Haltet euch fertig! — Bei dem erſten Anruf, gebe ich das Signal, und ihr fallt über ſie her. Keiner darf entkommen!

P. Anſelmo. (lispelnd.) Ich will für euch beten. (zieht ſich zurück.) O heiliger

---

*) Die Fiſcher zu Neapel denken und ſprechen ſehr frei. Einer der geſtohlen hatte, ſagte vor dem Richter zu ſeiner Rechtfertigung: „Echi non rubba? rubbe pure il Papa colle diſpenſe matrimoniali!“ — Münter. S. 10.

Franziskus! der du ſo gütig warſt, Ochſen, Wölfe, Eſel, Fiſche, Läuſe, ja Feuer und Waſſer, Brüder *) zu nennen, ſtehe meinen wackern Freunden bei, und ſchenke ihnen Glück und Sieg gegen die Feinde Gottes und der heil. Kirche!

Lorenzo. Still Herr Pater! — Hier iſt ein Säbel. Vorwärts!

P. Anſelmo. Per ſervila! (ſchleicht ſich nach der Kloſterpforte zu, und klopft an.) So hitzig ſind wir nicht. Wir müſſen erſt ſehen, wo es hinaus geht, ehe wir uns einlaſſen. Chi va piano, va ſano!

(Die Patrouille kommt näher.)

Offizier. Wer da?

Lodoviko (ſchießt ein Piſtol los.) Neapolitaner!

---

*) Belege und Fakta dazu, finden ſich in des D. Bonaventura, Magna et parua Legenda S. Francisci, in dem Martyrolog. Francisc. und in allen Lebensbeſchreibungen dieſes heiligen Mannes.

P. Anſelmo (klopft ſtärker an.) Ach Gott! ach Gott!

Lodoviko. Vorwärts!

Offizier. Republikaner! wehrt euch, und ſtoßt dieſe Despoten Sklaven nieder!

Lodoviko. Schlagt dieſe vermaledeiten Räuber tod!

(Es fallen Schüſſe von beiden Seiten. — Es kömmt zum Handgemenge.)

P. Anſelmo. Ach heil. Franziskus! verbirg mich in deine Wundenmale, verhülle mich in einen deiner wolluſtdämpfenden Schneeballen, oder pflanze deine keuſchen Dornenſträuche um mich her. Sende herab ein paar Engel, und verleihe mir Schutz und Schirm.

(Ein Franzos ſtürzt auf dem Pater los.)

Franzos. Sia amazzato!

P. Anſelmo. Miſericordia!

Franzos. Fahr zum Teuf! (giebt ihm einen Stich.)

Eine Muſketenkugel ſtreckt den Franzoſen zu Boden.)

P. Anſelmo. Einen Stich habe ich! aber die Canaille liegt. — (nähert ſich ihm.) Iſt die Beſtie wirklich tod? (unterſucht furchtſam.) Ja! — (nimmt ihm Säbel und Gewehr und ſticht auf ihn hinein.) Warte Purſch! Jetzt will ich dir das Viaticum geben.

(Im Kaſtel werden die Trommeln gerührt.)

(Die Patrouille flieht zerſtreut, um die Hälfte vermindert. — Die Verbundenen flüchten in ihre Schlupfwinkel.)

P. Anſelmo (läuft mit davon.) Er hat ſeinen Reſt! Ich habe gefochten, und geſiegt.

II.

In Neapel.

Straße Toledo *)

Geraldinens Wohnung.

Nacht.

Fernando (ſteht vom Sofa auf.) Nun Geraldina! (küßt ſie.) Gute Nacht!

Geraldina. Gute Nacht, tapfrer Fernando! — Gute Nacht, und *immer*, gute Nacht!

Fernando. Immer?

---

*) Eine der ſchönſten Straßen von Neapel. Dupaty. S. 185. II. Th. ſagt von derſelben: „Das Gewühl der Straße St. Honore' in Paris iſt mit dem Gewühl der Straße Toledo in Neapel gar nicht zu vergleichen.“ — Duclos Voyage en Italie. Par. 1791. ſagt p. 145. dies von jeder Straße zu Neapel.

Geraldina. Was ſonſt? — Du ſchläfſt ja; alſo, — gute Nacht!

Fernando. Ich ſchlafe?

Geraldina. Einen feſten eiſernen Schlaf. — Weißt du das ſelbſt nicht?

Fernando. Ich verſtehe dich nicht.

Geraldina. Ich dich noch weniger.

Fernando. Räthſelhaftes Mädchen!

Geraldina. Räthſelhafter Jüngling!

Fernando. Was ſoll das?

Geraldina. Alles, was es kann und darf.

Fernando. Geraldina! ich bitte dich, ſprich deutlicher.

Geraldina. Das leiernde Wiegenliedchen der mutternackenden Freiheit hat dich in einen, ach! nur allzutiefen Schlaf geſungen. Was du träumſt, weiß ich nicht, aber dein Erwachen, — das ahnde ich! — wird fürchterlich ſeyn.

Fernando. Fürchte nichts!

Geraldina. Des Kardinals *) Panier weht für die Sache ſeines rechtmäßigen Herrn, ſeine Schwerdter blitzen Rache, Moliterni **) ſchwenkt die Fahne des Aufruhrs gegen ſeinen König, und du folgſt dieſer. — O Fernando! das iſt nicht gut, und kann zu nichts Gutem führen.

Fernando. Sey unbeſorgt!

Geraldina. Das kann und darf ich nicht ſeyn, da ich dich liebe.

Fernando. Liebe hofft auf das Gute.

Geraldina. Und fürchtet das Schlimme.

Fernando. Nur nicht ſchlimmer, als es wirklich iſt! — Wir fechten fürs Vaterland und für die Rechte der Nation, die man gekränkt und verachtet hat. — Wir ſind erwacht, und athmen Freiheit.

---

*) Kardinal Ruffo, Anführer der königlichen Armeen und der dem König getreu gebliebenen Unterthanen.

**) Das Oberhaupt der ſo genannten Patrioten- und Franzoſen-Freunde.

Geraldina. Und ſeyd die Sklaven der Franzoſen, die euere Kirchen und Palläſte plündern, die euere Schätze und Koſtbarkeiten davon führen, und euch endlich, — wenn die Tragikomödie zu Ende geht, — geplündert der rächenden Gerechtigkeit des ſiegenden Königs überlaſſen.

Fernando. Sie fechten mit uns, und ſterben mit uns.

Geraldina. Sie laſſen euch ſterben, und ziehen ſich zurück.

Fernando. Du liebſt die Neufranken nicht.

Geraldina. Ich haſſe ſie bis auf den Tod. — Von ihren Bajonetten gemordet, fiel mein Bruder, durch ſie der Rache des Pöbels Preiß gegeben, ſtarb mein Vater den Tod der ſchrecklichſten Mißhandlung, meine Mutter ſtreckte der Gram in's Grab, meine Schweſter wurde mit den Ordensfrauen ihren Kloſters, der Himmel weiß wohin, deportirt, — dich haben ſie mir geraubt; — ich ſtehe allein, und habe keinen Schützer als den allmächtigen Gott.

Fernando. Geraldina!

Geraldina. Des Königs Fahnen und die Truppen ſeiner Verbundenen dringen in Neapel ein, Du fliehſt mit den Franzoſen, fällſt für *ihre* ſchlimme Sache fechtend, oder wirſt ein Opfer der ſtrafenden Gerechtigkeit als ein Empörer, und — was wird dann aus mir? — — Ferdinando! willſt Du mich hülflos laſſen?

Fernando. Glücklich Dich zu ſehen, iſt meines Herzens heißeſter Wunſch!

Geraldina. So verlaß die Parthei der Franzoſen.

Fernando. Ich kann nicht. — Mich binden Wort und Eid.

Geraldina. Du haſt falſch geſchworen! — Deine Pflicht gehörte Deinem König, und du giebſt ſie ſeinen Feinden.

Fernando. Mich halten Gründe und Ueberzeugung.

Geraldina (gefaßt.) So darfſt Du nicht wanken. — Geh, verlaß Deine Geliebte, und opfere ſie Deiner Politik auf. — Wer ſein Vaterland vernichten hilft; und ſeinem König nicht getreu bleibt, hat auch keine Treue für ſein Mädchen.

Fernando. Kannſt Du das wirklich glauben?

Geraldina. Es iſt Gewißheit. — Du mußt mich auf's Spiel ſetzen, und wirſt mich verlieren, die Würfel des Glücks mögen fallen, wie ſie wollen.

Fernando (zerreißt ſeine Kokarde.) Ich fechte unter Ruffo's Fahnen.

Geraldina (ſinkt in ſeine Arme.) Wohl mir! mein Geliebter iſt ein Neapolitaner.

III.

Im Kaſtel St. Elmo.

Zimmer in der Wohnung des Kommandanten.

Der Kommandant (ſiegelt Briefe.) Solltet ihr auch etwa die letzten ſeyn, die von meiner Hand aus St. Elmo datirt, und an unſer edles Direktorium in Paris geſchickt werden, ſo ſeyd ihr doch gewiß nicht die Unrichtigſten.

Ein Maler (tritt ein.) Wohlan, Bürger-Kommandant! da bin ich, und bin mit ſammt den wohleingepackten Gemälden, reiſefertig.

Kommandant. Schön!

Maler. Man ſpricht aber von einem ſtarken Inſurgenten Korps an der römiſchen Grenze.

Kommandant. Ein Franzöſiſcher Bürger muß allenthalben hin, und auch durch ein Inſurgenten-Korps durchzukommen wiſſen.

Maler. Wir haben nicht viel Glück mehr. — Die parthenopeiſche Republik ſcheint auch ihrer Auflöſung entgegen zu ſtöhnen.

Kommandant. Was verlieren wir dabei?

Maler. Wer nichts hatte, konnte nie etwas verlieren.

Ein Offizier (tritt ein.) Kardinal Ruffo iſt vorgerückt. Der Biſchoff von Capaccio *) ſteht mit ſeinem Korps nur noch ſechs Stunden weit von der Stadt.

Kommandant. Die geiſtlichen Herren haben Muth.

---

*) Er führte die Avantgarde des Kardinal Ruffo.

Maler. Sie ſchlagen nicht aus der Art. *)

Offizier. Man hat eine kombinirte Flotte ſignaliſirt.

Moron. (tritt ein.) Bürger! die Engländer kommen. — Ich höre, es werden Depeſchen nach Paris geſchickt?

Kommandant. So iſt es.

Moron. Man erlaube mir ein gefälliges Avant propos über mein großes Werk, Neapel genannt, an einen Pariſer Buchhändler, mit dieſen Depeſchen abzuſchicken. — Setzt euch, edle Bürger! und laßt euch einen Morçeau dieſes Werks mittheilen.

(Sie ſetzen ſich.)

Moron (zieht Manuſcript aus der Taſche.) Eh voila! (lieſt.)

---

*) Beiſpiele von kriegeriſchen Biſchöfen ꝛc. findet man in den Anekdoten der Vorzeit. I. und II. Th. Leipz. 1797.

„Ueber Karakter und lebensart der Neapolitaner.

Gegenden des ehemaligen Königreichs Neapel, jetzt Parthenopeiſche Republik genannt, die bewohnt ſind, ſind ungemein ſtark bevölkert. Alles iſt hier fruchtbar. Man lebt wohlfeil, lebt von wenigem, und lange. — Man lebt, wie geſagt, wohlfeil. Die Hitze des Erdreichs ſtumpft den Reitz des Hungers ab, und ſchärft ſie den Durſt, ſo verfielfältigen ſich auch die Mittel ihn zu befriedigen. Der Schnee der Appenninen labt den Neapolitaner, das Meer ſchenkt ihm Fiſche und Muſcheln, die Aſche des Veſuvs giebt ihm Wein, Obſt und Getraide, das Klima kleidet ihn. — Man lebt von wenigem. Das Leben beſteht in Nichtsthun und lange ſchlafen. — Man lebt lange. Mäßigkeit und Ruhe verlängern das Leben. Krankheiten ſind ſelten. Aerzte giebt es wenig. Die menſchliche Natur vegetirt zu Neapel in all ihrer Fruchtbarkeit und Stärke bis an ihr natürliches Ziel.«

»Die Religion des Neapolitaners iſt nur Aberglaube, und er macht ſich dieſelbe ſehr bequem. Die Kirchen werden fleißig, aber ſo leicht als möglich, beſucht. Illuminationen und Muſiken locken ihn in die Kirchen. — Man kann zu Neapel laut gegen alle Religionen ſprechen, und es wird nichts dazu geſagt. Man treibt die Religion wohl bis zum Aberglauben, aber nicht bis zum Fanatismus, denn dieſer iſt Energie. Die Fackel der Religion erleuchtet hier nicht, ſie verbrennet aber auch nicht.«

»Das andere Geſchlecht iſt zu Neapel ſo zu ſagen eine Waare. Väter und Mütter, Ehemänner und Brüder, Mönche, kurz alle, handeln öffentlich damit.«

Offizier. Freund! das giebt ein Thema für eine Deklamation über **Pariſer** Sitten.

Moron. Warum nicht? C'eſt tout comme chez nous! — Hören Sie gefälligſt weiter! (lieſt.)

»Die Neapolitaner überliſten einander mit ſeltener Verſchlagenheit, aber alles geſchieht mit lachendem Munde. — Im gemeinen Leben iſt ihr ganzes Verkehr ein Spiel, in welchem der Schlaueſte gewinnt. Man bekennt öffentlich, daß man betrogen hat; man rühmt ſich deſſen ſogar. Dieſes Spiel aber hemmt den Gang aller Geſchäfte. Jeder Schritt wird überdacht, wie ein Zug im Schachbret. Daher werden auch nur wenige Geſchäfte abgethan. Verſprechungen ſind und bleiben Worte; nur ſchriftliches Verſprechen bindet. In jeder Schrift ſteckt ein Proceß. Die Schikane wird zur Leidenſchaft, ſie gefällt, wie ein Spiel, und man prozeſſirt zum Vergnügen, und um ſich die Langeweile zu vertreiben *). Rechtſchaffenheit hält der Neapolitaner für ein Mittel, ihn zu übertölpeln; Freimüthigkeit für lebhaftes Temperament; Verſtand iſt

---

*) Daher die ungeheuere Menge der Advokaten, Richter, Prokuratoren ꝛc. und ihre guten Einkünfte, die bei einigen ſich jährlich auf 30,000 Livres belaufen. Dieſe kleine Advokaten-Armee beläuft ſich, nach der Anmerk. zu Baretti, II. Th. S. 146. und nach Münter, S. 119. in Neapel auf 15000 Mann. Etwas zu ſtark nimmt Dupaty II. Th. S. 213. im ganzen Königreich Neapel, (ohne Sizilien,) alſo auf $4\frac{1}{2}$ Millien Menſchen, 30,000 Advokaten, Prokuratoren ꝛc. an. — Galanti, den wir hier am ſicherſten folgen und ſeiner Angabe trauen können, ſagt: (S. 66.) „Der Perſonen, welche die Gerechtigkeit handhaben, ſind im ganzen Königreich, die Advokaten, Notare und Gerichtsbeamten mitgerechnet, ungefähr 26,000.“ Dennoch immer ein anſehnliches Korps!

ihm das Beſtreben, zu betrügen; die Tugend iſt Unvermögen, und Laſter ein klimatiſches Erzeugniß. — Das Gefühl wirkt bloß maſchinenmäßig. Bei dem Anblick eines Ermordeten und ſeines Mörders, fängt zwar das Mitleid bei dem erſten an, es geht aber bald auf den andern über. — Rache iſt des Neapolitaners Naturrecht, und ſeine einzige Leidenſchaft. Die Faulheit ſchließt den Geitz aus. Die Liebe iſt ihm Bedürfniß; das Weib ein Stück des Hausrathes; der Liebhaber ihr Käufer. — Die Neapolitaner lieben nicht ihre Kinder, ſondern ihre Jungen. Man adoptirt. Der Junge wird Zeitvertreib, dann Sklave, und endlich Erbe. Kindliche Zärtlichkeit iſt nur Gewohnheit; Freundſchaft iſt nur Erwartung. — Nichtsthun iſt die Glückſeligkeit der Neapolitaner. Sie ſind ſtarke Spatziergänger, und Kaffeehäuſer und Kramläden ſind immer voll von müßigen Menſchen. Man plaudert, lieſt Zeitungen, und gähnt den Vorübergehenden nach. In ſich ſelbſt kann der Neapolitaner durch Nachdenken keine Gefühle erwecken, daher ſpricht er alle Gegenſtände außer ſich um Empfindungen an. — Die Männer ſind ſchön, die Weiber ſind es nicht.«

Ein **Adjudant** (tritt ein.) Bürger! —

Kommandant. Was giebts?

Adjudant. In der Stadt giebts Proklamationen von Ruſſo und Nelſon.

Kommandant. Iſt der Einarmichte ſchon ſo nahe?

Adjudant. Er wird landen, ehe wir es glauben können. — Der König iſt bei ihm. — Er führt Ruſſen und Türken, Engländer, Sizilianer und Portugieſen, emigrirte Franzoſen, und Korſen, mit ſich.

Offizir. Ein remarkables Gemengſel!

Maler. Eine maleriſche Armee!

Kommandant. Was machen unſere Patrioten?

Adjudant. Sie raufen ſich ſchon, — aber unter einander ſelbſt.

Moron. Das liegt in ihrem Karakter.

Maler. Sie werden alſo ſchwerlich Stand halten.

Kommandant. Wer rechnet auch darauf? — Geht's nicht, ſo gehen wir.

Moron. Ich fürchte, die Rachewuth des Pöbels wird ſchrecklich ſeyn.

Kommandant. Wir ergeben uns an die Engländer. — Wie benimmt ſich der Exprinz Moliterni?

Adjudant. Wie immer.

Offizier. Das heißt, ohne Kopf?

Adjudant. Den er nicht davon bringen wird, und wenn er auch einen gehabt hätte. — Man mag ihn dem Rumpfe eines Palagoniſchen *) Ungeheuers aufſetzen.

Maler. Das wäre ja gewünſchte Egalität für ihn!

Mejan (tritt in Begleitung mehrerer Patrioten und Franzoſen ein.) Gruß und Brüderſchaft! wackere Waffenbrüder! — (zu dem Kommandanten.) der Obergeneral ruft dich zu ſeiner Armee, und hat mir das Kommando und die Vertheidigung dieſes Forts übertragen. (übergiebt ihm die ſchriftlichen Befehle.) Ein Korps wackerer Patrioten wird mit mir und unſern Kriegern das Kaſtel vertheidigen! wir werden die Angriffe der Königlichen Söldener abſchlagen, und die Armee wird den bepurpurteſt General und den Landungstruppen den Rückweg mit Bajonnetten zeigen. — Die Söhne der Freiheit ſind allenthalben unüberwindlich!

---

*) Es lebte zu Bagaria in Sizilien, ein Prinz von Palagonien, der erſt vor einigen Jahren geſtorben iſt. Er war der größte Liebhaber vom Unnatürlichen und Groteſken. Sein Pallaſt war ein Sammelplatz ſolcher Wunderwerke. Statuen, Gemälde, Zimmerverzierungen ꝛc. alles athmete den Geiſt des groteſken Geſchmacks. Er paarte in denſelben die widernatürlichſten Dinge, die ſich denken laſſen. So zierte er z. B. die menſchliche Geſtalt der Statuen mit Vogelflügeln, Fiſchſchwänzen, Elephantenrüſſeln, Vögelkrallen, Fuchsſchwänzen, und hing Kronenleuchter von Glasbouteillen auf. Alles dies, und ſeinen Pallaſt ausführlich, beſchreibt Houel in ſeiner Reiſe nach Sizilien. I. B. S. 122—131.

Kommandant. Ich gehorche den Befehlen des Obergenerals mit Vergnügen, und werde unter den ſiegreichen Fahnen der niegeſchlagenen Armee der Freiheit fechten. — Was hat man ſonſt Neues?

Mejan. Nelſon wird landen, um geſchlagen zu werden. — Ruffo marſchirt mit 12,000 Mann Kalabreſen, und der Biſchoff von Policoſtro zieht mit 14,000 Mann Banditen, Lazaroni's,*) und andern Helden dieſer Art, heran, um von uns vernichtet zu werden.

---

*) So nennt man eine ſtarke Volksmaſſe, Menſchen von allen Ständen, die im eigentlichſten Verſtande Umtreiber ſind. Sie arbeiten nicht mehr als ſie brauchen, um ihre Exiſtenz zu ſichern. Ihr Nichtsthun iſt kein Laſter, iſt nur Genügſamkeit. Sie verrichten Laſtträger Geſchäfte, ſind Bothen, Führer, Bedienten, und wozu man ſie ſonſt gebrauchen will. — Sie ſind eine Menſchengattung, die außer Neapel, keine einzige Stadt in der Welt beſitzt, und die daher als ein wahrhaft moraliſches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieſer Menſchen auf 40,000, die weder Stand, Beſchäftigung, Eigenthum, noch Wohnung haben, ſich durch Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewiſſen Vereinigung leben. Der Lazaroni geht halb nackend, (er trägt nur Hemd und Hoſen,) und ſchläft auf den Straßen. Er iſt demüthig und willfährig, und da er außer der

Offizier. In der That! der Engliſche Polyphem muß zur Erkenntniß gebracht werden.

Ein Patriot. Er wagt wenig.

Mejan. Wie ſo?

Patriot. Weil er wenig zu verlieren hat.

Mejan. Wie das?

Stadt, an keinem Orte auf ſeine Art würde leben können, ſo vermeidet er alles, was ihn davon entfernen könnte. Es iſt daher unerhört, daß ſich der Lazaroni hätte zum Banditen brauchen laſſen. — Welche Rolle dieſe Leute bei dem gegenwärtigen Kriege geſpielt haben, iſt bekannt! **Dupaty.** II. Th. S. 191. **Münter.** S. 7. **Reiſen** in verſchiedene Länder ꝛc. Leipz. 1778. II. Th. S. 146. **Archenholz** Italien. S. 343 — 345. Duclos, p. 145.

Patriot. Wenigſtens nur noch Ein Auge, und Einen Arm!

Alle (lachen.) Bravo Policinell.

Patriot (ernſthaft.) So? — Kennt ihr die Policinells hier zu Lande, ſchon ſo gut?

Maler (lachend.) Warum nicht?

Patriot. Zerſchlagt die Spiegel.

Mejan. Die Spiegel?

Patriot (einlenkend.) der Engliſchen Flotte, wie — (lächelnd.) bei Abukir.

Offizier. Elender! wie kannſt du lachend eines ſolchen malheureuſen, und afreuſen Evennements *) gedenken?

---

*) „Plus ſang'ant, et plus malheureux combat naval qui ſe ſoit donné depuis bien de Siecles." — „Quel malheur que celui arrivé a notre armée navale! Il eſt affreux!" Correſpondance de l'Armée Françaiſe en Egypte. No. XXX. p. 219. XXIX. p. 215, nach der Pariſer Ausgabe des C. Simon.

Patriot. Einen Elenden nennſt du mich? — Sind wir wirklich Elende?

Offizier. Warum nicht?

Patriot. Ihr wißt alſo doch, wozu ihr uns machtet?

Obriſt Servant. (kömmt.) Obſtinates Volk!

Mejan. Was giebt's wieder?

Servant. Man wollte zu des Volks eigenem Beſten, den Schatz des heiligen Januar hieher in die Citadelle bringen, aber da gab's Lärm. Nicht von der Stelle wollen ſie das unnütze Kapital bringen laſſen,*) und wollen es mit Blut und Leben vertheidigen. — Sie meinten, der Schatz ſey ſicher und bedürfe keiner Baſtionen. — Sie ſind wirklich noch nicht reif!

---

*) Der König fand dieſen Schatz, nach der Eroberung von Neapel auch noch unverſehrt. — Gelegentlich, etwas von demſelben wie es die Princeſſe de Gonzaga. Lettres ſur l'Italie etc, Hamb. 1797. T. I. p. 195. giebt: „Le treſor eſt d'une richeſſe prodigieuſe. Que fait donc Janvier de cet amas d'argent, d'or et de

Patriot. Und dennoch ſind ſie ſchon derb geſchüttelt worden!

Servant. Verſuche, mon ami! bloß Verſuche.

(Man hört Kanonenſchüſſe.)

Mezan. Sie geben zu verſtehen, daß ſie da ſind.

Servant. Wir waren eher da.

Maler. (lachend.) Und werden folglich auch eher wieder gehen.

pierreries? que fait il ſurtout de toutes ces lampes? Mort ſur la terre, et vivant dans le ciel, a-t-il beſoin d'etre éclairé? Il faut avouer que les Italiens ſont bien déſintéreſſés; ils ſ'appauvriſſent pour enrichir leurs Saints. Celui-ci au moins n'eſt-il pas ingrat, car il temoigne deux fois par an ſa reconnaiſſance aux Neapolitains par la liquefaction de ſon ſang qui ſe ranime en leur faveur."

Mejan. Ich laſſe nun die Brücken fallen. Wer alſo Geſchäffte anders wo hat —

Maler. Verſtanden! — Auf Wiederſehn, Bürger!

Mejan. Wo?

Maler. In Toulon, oder im Himmel, hoffe ich!

(Lärmſchüſſe aus allen Kaſtellen.)

Mejan. Der Freiheit befohlen! — Sie mögen kommen. — Wir fürchten keine Menſchen.

Servant. Als uns ſelbſt!

IV.

Auf der Straße.

Gegen Morgen.

Volk (ſchreit und lärmt durch einander.) Sie ſind gelandet!

Lazaroni's. Heda ihr Kinder Anello's! *) die Engländer ſind gelandet!

Volk. Die Engländer und Ruſſen!

Thomas. Es ſind auch Sizilianer und Portugieſen dabei.

Nikolo. Und Türken.

---

*) Seit der bekannten Empörung, deren Haupt Thomas Anello, oder Maſaniello war, nennen ſich die Lazaroni's Kinder dieſes Mannes. Als es einſt am Brodte gebrach, fand man in Neapel Zettel mit den Worten: „Die Kinder des Maſaniello fordern Brod." — Coyer Reiſe nach Italien ꝛc. S. 32.

Eine Frau. Auch Türken? — Heiliger Johannes! auch Türken?

Ein Morlack. Sie bieten euerer Rache die Hände. — Schwinget hoch die racheblinkenden Dolche! trefft ſicher, und rächet euch, *) um heil zu werden.

Frau. Die Türken ſind alſo unſere Freunde?

Nikolo. Warum nicht?

Frau. Sie ſind ja aber keine Chriſten!

Nikolo. Jeden Heiden muß unſer Unglück rühren. Sind ſie gleich keine Chriſten, ſo haben ſie doch Herzen. — Die Franzoſen haben weder Herzen noch Gefühl, ob ſie gleich von chriſtlichen Eltern geboren ſind. Wie unglücklich haben ſie uns gemacht! — Verdienſt und Nahrung

---

*) Die Morlaken haben das Sprichwort: „Ko ne se oſsveti, onse ne posveti; wer ſich nicht rächt, wird nicht heil." — **Fortis** Morlaken. S. 27.

ſind verſchwunden, beraubt und geplündert haben ſie uns, und haben uns nichts gelaſſen, als unſer Elend. Dieſes Elend aber ſoll ſie erdrücken.

(Eine Franzöſiſche Patrouille kömmt.)

Soldaten. Aus einander!

Volk. Wenn wir wollen!

Soldaten. Aus einander, ihr Tagediebe!

Nikolo. Was wären wir? Tagediebe?

Thomas. Und wenn wir es ſind, wer hat uns dazu gemacht, als ihr?

Nikolo. Seyd ihr doch ſelbſt nichts anders!

Morlak. Zieht euere Straße!

Soldaten. Aus einander! (fällen die Bajonette) oder ihr ſollt erfahren —

Nikolo. Was? — Wer ihr ſeyd? Das wiſſen wir ſchon.

Soldaten. Geht aus einander!

Volk. Schlagt ſie todt!

(Alle ſtürmen wild durch einander auf die Soldaten los. Dieſe erhalten Verſtärkung, geben Feuer, und es kömmt zu einer allgemeinen Maſſacre.)

Nikolo. Heda! ihr Kinder des wackern Anello! ſchlagt die Franzöſiſchen Canaillen todt.

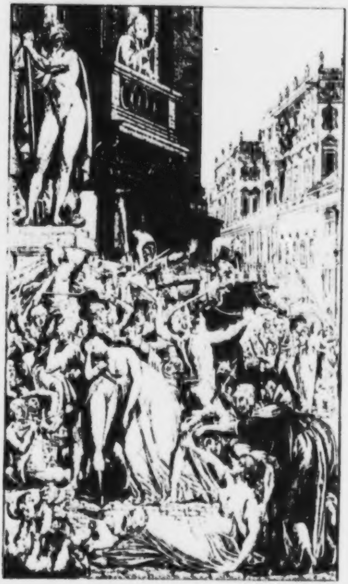
Volk. Schlagt ſie todt!

(Der Lärm wird allgemeiner. — Patrioten miſchen ſich in's Gefecht.)

Thomas. Die Abtrünnigen ſchlagt todt!

Nikolo. Für Vaterland und Recht! — Für Volk und König!

Ein Mönch (tritt auf den Balkon eines Hauſes.) Im Namen des Gottes der Heerſcharen! ſchlagt die Freigeiſter todt, die ſeinen heiligen Namen läſtern! Verflucht ſind



ihre Handlungen, und verflucht ſind ſie ſelbſt. Sie ſind unter dem Bann der heiligen Kirche. Ihr ſeyd abſolvirt, und vergeben ſind euch euere Sünden, wenn ihr die Franzoſen todtſchlagt wie tolle Hunde. — (segnet sie.) Deus vobiscum!

(Das Morden wird allgemein.)

Ein Lazarone. He! da kömmt unſer Erzbiſchoff,*) der ſaubere Zeiſig! haltet ihn feſt. Er iſt ein Franzoſenfreund!

Thomas. Der Biſchoff von Capri **) auch.

---

*) Kardinal Zurlo, Erzbiſchoff von Neapel, ein Franzoſenfreund, mußte, nach Eroberung der Stadt, in ein Kloſter wandern, und ſein Biſthum dem Biſchoff von Capaccio überlaſſen.

**) Der ärmſte von allen Neapolitaniſchen Biſchöffen. Seines Biſthums Diöceſe iſt auf ſeinen Felſen eingeſchränkt, und trägt nicht

Volk. Henkt ihn auf!

(Der Kardinal entſpringt. — Der Biſchoff von Carpi wird ergriffen, und zum Richtplatz geführt.)

Volk. Heda! Volksjuſtiz!

Thomas. Rache! — Die Franzoſen ſind niedergehauen.

Volk. Viktoria!

Mönch. Gelobt ſey euer Schützer, der heil. Januar!

Volk. Viva! viva!

Bettinola. Mirakel! Mirakel! dieſes Bild der heil. Jungfrau verdreht weinend die Augen!

mehr als etwa 300 Reichsthaler ein. — Münter. S. 117. — Das Königreich überhaupt hat 21 Erzbiſthümer und 110 Biſthümer. Dieſe haben insgeſammt 438000 Ducati -- (ein Ducati iſt 1 Thaler 2 Groſchen) — Einkünfte. Galanti. S. 66.

Volk. Mirakel! Mirakel!

(Alle ſtürzen andachtsvoll nieder. — Viele liegen betend auf den Leichnamen der gemordeten Franzoſen.)

Einige Mönche (ſingen.)

Mater Dei glorioſa!
Favo mellis dulcior.
Rubicunda plusquam roſa,
Lilio candidior!

(Das Volk ſtimmt in den Geſang ein.)

Mönche (ſingen.)

Roſa decens, roſa munda,
Roſa recens, ſine ſpina,
Roſa florens et foecunda,
Roſa gratia divina!
Mille fulgens cum coronis
Chriſto tu vicinior;
Ejus adornata donis
Omnium clementior!

(Aufruhr, Geſchrei und Gedränge.)

Volk (ſchreiend durch einander.) Die Franzoſen! — Der Kardinal! — Die Engländer!

(Kanonendonner.)

Volk. Sie kommen! — Sie ſind gelandet! —

Ein Mönch. Gelobt ſey, der da kömmt, im Namen des Herrn, Nelſon! ſein Gebenedeiter, in Ewigkeit! Amen! — Schlagt die Franzoſen todt!

(Fliehende Franzoſen. — Das Blutbad erneuert ſich.)

Morlack. Die Ruſſen ſind in der Stadt!

Volk. Die Ruſſen! Die Ruſſen!

Franzoſen. Mon dieu! Die Ruſſ! Die Ruſſ!

Ein Franziskaner. Neapolitaniſches Volk! höre meine Stimme, ſtehe auf in maſſa, et frange vires hoſtium! Erhebe dich Neapolitaniſches Volk! et oſtendo nunc potentiam tuam. Herr der Heerſcharen! ſtehe deinen Erkohrnen bei, gegen die gottesläſternden Freiheitsmänner aus Frankreich:

Fac in cavernis incidant,
Quas Chriſtianis comparant.
Sic ſentient quod Tu Deus
Vivas Monarcha maximus,
Gregemque ſerves fortiter,
Qui ſperat in Te firmiter:

Thomas. Der Kardinal! unſere Brüder! — Viktoria!

Volk. Viktoria!

(Das Gefecht kömmt näher. — Fliehende Franzoſen. Das Volk macht ſich über ſie her, mordet und würgt.)

Franziskaner. Euer König kömmt! — Er ſteht an der Spitze ſeiner getreuen Sizilianer, der erkohrenen, ſiegreichen Engländer und Portugieſen, an der Spitze der tapfern Ruſſen und Osmanen, die ihn begleiten.

Volk. Der König kömmt! — Es lebe der König!

(Allgemeine Flucht der Franzoſen aus der Stadt und in die Kaſtelle. — Gefecht und Kanonendonner. — Die Königlichen Truppen rücken an.)

Volk. Nelſon, der unerſchrockene Britte, lebe! — Sie kommen! ſie kommen!

(Marſch der einrückenden Truppen. — Das Volk läutet die Glocken.)

Franziskaner. Deo ſit gloria!

V.

Vor dem Königlichen Pallaſt.

Volk. Es lebe der König! unſer guter, lieber König!

König. Er wünſcht ſich Glück, euch wieder zu finden, treu, wie ihr immer war't.

Thomas (tritt hervor.) Deine Lazaroni's ſind Dir getreu geblieben, König! bis auf wenige, die wir aber ausgeſtoßen haben. Du weißt, wie ſehr wir Dich lieben. Unſer Blut und unſer Leben gehört Dir! — Viele Deiner Prinzen und Edelleute haben Dich und die gute Sache verlaſſen, haben ſich zu den ſogenannten Patrioten geſchlagen, und haben, wie vorher, *) Deine getreuen Unterthanen gemiß-

---

*) Davon ſpricht freymüthig ſelbſt **Galanti.** S. 90. u. a. O.

handelt, geplündert, beraubt, und ſogar gemordet. Die Volksjuſtiz hat ſich gerächt. *) — Ein großer Theil der faulen Geiſtlichkeit, böſe Menſchen, die auf Verrath und Trug ſannen, **) haben ſich zu den Franzoſen geſchlagen, aber Deine Lazaroni's blieben Dir getreu. Sicher, wie die Schweine des heil. Antonius, ***)

---

*) Und zwar ſtark. Nach öffentlichen Nachrichten hat das Volk bei der Eroberung von Neapel 17 Perſonen von den erſten Familien, und 300 andere, hingerichtet; 400 Häuſer wurden geplündert, und über 1000 Perſonen, als Jakobiner, ermordet, ins Meer geworfen, verbrannt u. ſ. w. Man rechnet, daß überhaupt zu Neapel, und in der Nachbarſchaft, 8000 Menſchen, als Anhänger der Franzoſen, umgekommen waren.

**) Reiſen in verſchiedene Länder ꝛc. II. Th. S. 85.

***) Die Religioſen der Abtei St. Anton ſind im Beſitz des Privilegiums, die Schweine zu giengen die Verführer einher, aber wir kannten ſie, und als die Zeit kam, empfiengen ſie ihre Strafe. — Unſerer haben viele ihr Leben für Deine Rechte gelaſſen, und wir, die wir noch übrig ſind, ſchwören Dir Ergebenheit und Treue zu, bis in den Tod!

ſegnen. Sie bezeichnen ſie mit einem glühenden Eiſen, und die Thiere werden mit Achtung behandelt. Sie laufen durch alle Straſſen, und freſſen, was ihnen anſteht, ohne daß es jemand wagt, ſie zu verjagen. Auf dieſe Art unterhalten dieſe Religioſen eine große Anzahl Schweine mit geringen Koſten. Werden ſie geſchlachtet, weihen ſie die unbrauchbaren Stücke von demſelben, und verkaufen ſie als Mittel gegen Schweinkrankheiten. — Reiſen in verſchiedene Länd. S. 92. — Davon, und von dieſen Mönchen, handelt auch Kapp in ſeiner Diſſ. de Antonianis, ſeu Fratribus S. Antonii. Lipſ. 1737.

König. Ich kenne euch, und danke euch innig gerührt!

Engländer. Gott ſegne den König!

Volk. Es lebe der König!

König (ergreift mit beiden Händen die Hände Nelſons, des Kardinals Ruffo, des Seraskiers, und des Ruſſiſchen Kapitains.) Meine Freunde! ich danke euch. — Mein Königreich iſt wieder mein!

(Geht mit ihnen in den Pallaſt.)

Nikolo. Habt ihr ſie geſehen, die groſſen Männer? Das war Nelſon, der berühmte brittiſche Seeheld. Er hat nur Eine Hand, aber dieſe ſchlägt wacker zu. Er hat nur Ein Auge, aber er ſieht ſcharf und richtig. Das war der Kardinal Ruffo, der Anführer der Armee des Königs *). Den Türkiſchen Seraskier habt ihr alle bemerkt. Der Mann mit dem Heldenblick war Kapitain Baillie, Anführer der Ruſſiſchen Truppen. Hinter Nelſon gieng Kapitain Trowbridge, der den Celloden kommandirt, und unter dem die Portugieſen ſtehen. Aronda, ihr Kapitain, gieng neben ihm. Den Herzog della Salandra, Generallieutenant des Königs, kennt ihr alle. Neben ihm gieng Dr. Rodio *), ein wackerer Mann! gelehrt und beherzt. Er wird nun die chriſtliche Armee gegen die Franzoſen kommandiren. Wer ihm folgt, folgt den ſieg-

---

*) In der Folge wurde der Kardinal (d. 16. Aug.) von dem König nicht allein zum General-Statthalter des Königreichs ernannt,

---

ſondern er erhielt auch die Abtei S. Sophia, und ein ſehr beträchtliches adelliches Guth zum Geſchenk für ſeine Familie.

*) Dieſer Anführer der Armee, die ſich jetzt die chriſtliche nennt, unterſchreibt ſich in ſeinen Proklamationen, beider Rechte Doktor, und Patrizier der Stadt Cantanzaro in Kalabrien.

reichen chriſtlichen Waffen des Vaterlands.

Nobio (kömmt aus dem Pallaſt.) Mitbürger und edle Waffenbrüder! Ich melde euch, daß das Kaſtel St. Elmo ſo eben kapitulirt hat *).

---

*) Hier iſt die merkwürdige Kapitulation ſelbſt: 1) Die franzöſiſche Beſatzung des Forts St. Elmo ergiebt ſich Sr. Neap. Majeſtät und ihren Alliirten kriegsgefangen, und wird bis zur regelmäßigen Auswechſelung gegen keine der gegenwärtig mit der Franz. Republik im Krieg begriffenen Macht dienen. 2. Die Engliſchen Grenadiere nehmen heute noch Beſitz von dem Thore des Forts. 3. Die Franzöſ. Beſatzung zieht morgen mit ihren Waffen und unter klingendem Spiel aus dem Fort; ſie wird außerhalb des Thores ihre Gewehre niederlegen: ein Detaſchement von Engliſchen, Rußiſchen, Neapolitaniſchen und Portugieſiſchen Truppen wird Beſitz vom Kaſtel nehmen. 4. Die Offiziere behalten ihre Waffen. 5.

Volk. Victoria!

Ein Kalabreſe (kömmt.) Das Kaſtel iſt unſer! — Aber St. Anton und Johan.

Die Beſatzung wird auf dem Engliſchen Geſchwader eingeſchifft, bis die nöthigen Fahrzeuge zu ihrer Transportirung nach Frankreich ausgerüſtet ſeyn werden. 6. Wenn die Engliſchen Grenadiere Beſitz von dem Thore nehmen, werden alle Unterthanen Sr. Sizil. Maj. den Alliirten übergeben. 7. Bei die Franzöſ. Fahne wird eine Franz. Wache geſtellt, damit ſie nicht zerriſſen werde; dieſe Wache bleibt bis zum Abzug der Beſatzung, und wird ſodann von einem Offizier und einer Engl. Wache abgelöſet, welche Befehl erhält, die Franz. Fahne herabzunehmen, und die Fahne Sr. Sizil. Maj. aufzuſtecken. 8. Alles Privateigenthum wird jedem Eigenthümer erhalten; alles öffentliche wird mit dem Fort übergeben, wie auch die von der Plünderung herrührenden Effekten. 9. Die Kranken, die nicht transportirt werden können, bleiben mit franz. Wundärzten in Neapel, werden auf nes! wie haben wir darauf losgedonnert. — Schlag auf Schlag! — Und die Ruſſen — Freunde! die Ruſſen; — das ſind allerwelts Hagelökerle! — Gleich geſtürmt. Aber da kapitulirte der Herr Kommandant. Fatal! ſonſt wäre er mit der ganzen Wirthſchaft von Patrioten und Franzoſen, niedergehauen worden.

Morlak. Alſo die Ruſſen —

Kalabreſe. Sind Mordelementer! — Bey der Magdalenen-Brücke hättet ihr ſie ſehen ſollen. Dort ſetzten ſich die Franzoſen, und wollten wieder Stand halten. Die Ruſſen aber, ihrer etwa 500 Mann, fällten die Baionnette, drangen ein, und

Koſten der Franz. Nation unterhalten, und ſollen gleich nach ihrer Heilung nach Frankreich zurückgeſchickt werden. — So geſchehen im Fort St. Elmo am 11. Jul. 1799. Unterzeichnet von Mejan; Herz. della Salandra; Trowbridge, und Baillie.

jagten 6 bis 7000 Mann Franzoſen zum Teufel, ſo leicht, und ſo wie nichts, als wären es Kartenmänner. — Nun, ihr Herren Neapolitaner! ſchenkt uns hübſch ein, und laßt die Becher herum gehen. Wir haben euch Luft gemacht. — Mordwetter! was haben wir uns mit den Franzoſen herumgehauen. Bei Salerno, da galt's! Bei Cerota, bei Aquila, und hier vor Neapel! da gab's Naſenſtüber!

Ein Lazarone. Da iſt Wein!

Kalabreſe. Bravo!

Lazarone. Aus einem Prinzlichen Keller.

Kalabreſe. Deſto beſſer!

Lazarone. Der Herr davon, wollte noch höher hinauf. — Jetzt iſt er oben. Er hängt. — Ein verdammter Franzoſenfreund war er. Jetzt, hat er ſeinen Lohn, und wir — haben ſeinen Wein.

Kalabreſe. Trinkt!

Lazarone. Wir wollen uns einmal ſelbſt eine Cocagne *) geben.

Ein Liparot. **) Der König wird euch morgen eine geben, die ſehr groß und vortrefflich ſeyn wird.

Lazarone. Deſſen wird ſich die getreue ***) Stadt Neapel ſehr erfreuen.

---

*) **Eine Cocagne** iſt in Neapel ein Volksfeſt bei welchem auf einen Amphitheater Kühe, Schöpſe, Schweine, Hühner ꝛc. lebendig aufgehangen werden. Danach läuft das Volk, und ſucht zu erbeuten, was es bekommen kann.

) **Liparoten ſind Leute aus den Lipariſchen Inſeln. Der König hat in ſeiner Armee ein ganzes Regiment Liparoten.

***) Neapel hat den Beinamen fedeliſſima, ob man gleich eine Menge Rebellionen darinne gehabt hat. Man hat ein Buch, das den Titel führt: Relazione della quaranteſima rebellione della fedeliſsima citta di Napoli.

Kalabreſe. Seht! da kommen Ruſſen

Thomas. Zieht die Mützen! — Willkommen meine Herren!

Nikolo. Hier iſt Wein!

Die Ruſſen danken und trinken.

Ruſſen. Guter Wein! — Schönes Land, ſchöne Stadt! — Feige Menſchen!

Nikolo. Was ſie wohl ſagen mögen?

Thomas. Sie werden ſich bedanken, werden den Wein loben, und unſere Tapferkeit rühmen. — Nur zu getrunken! Wir haben Vorrath.

(Die Ruſſen lagern ſich auf die Erde, eſſen und trinken.)

Nikolo. Da kommen Türken!

(Ein Trupp Janitſcharen kömmt. — Sie ſetzen ſich zu den Ruſſen, und trinken mit ihnen.)

Ein Ruſſe. ’s iſt aber Wein!

Janitſchar. Thut nichts! Wir haben Diſpenſation im Kriege, vom Mufti. — Auf gutes Waffenglück!

Ruſſe. Kameradſchaft!

(Sie trinken.)

Ruſſe (ſingt.)

Gefochten und getrunken,
in Liebchens Arm geſunken,
gelebt in Sauß und Brauß!
’s iſt nicht ſo gut zu Haus!

Janitſchar. Nach der Arbeit iſt gut feiern. — Beim Becher denkt man an ſeine Freunde. Der Czar ſoll leben!

Ruſſe. Und der Grosherr!

Janitſchar. Nelſon, der hochherzige Britte!

Ruſſe. Der tapfere Waſſermann! Er ſoll leben!

(Sie trinken.)

Nikolo. Sie ſprechen von Nelſon!

(Engländer taumeln mit Rum und Punſchflaſchen herbei.)

Engländer. Es lebe der König! Es lebe Nelſon, die wackere Waſſerſchlange!

Alle. Vivat! Vivat!

Bettinola (kömmt.) Es ſind Zeichen und Wunder geſchehen! — Das Kruzifix, welches ehedem mit dem heil. Thomas von Aquino ſprach, *) hat den Kopf bewegt, und jenes berühmte Kruzifix, welches ehemals ſeinen Kopf vor einer Kanonenkugel bückte, **) hat denſelben wieder aufgerich-

---

*) Es ſagte daſſelbe zu ihm: „Bene ſcripſiſti de me Thoma, quam ergo mercedem accipies? Darauf antwortete er: „Nonaliam niſi Te ipſum.“ **Keyßler.** II. Th. 798.

) Dies geſchah 1439, und das Kruzifix ſteht in Neapel in der Kirche, S. Maria del Carmine. **Keyßler. S. 810.

tet. — Kommt, kommt! und ſeht das Mirakel mit eigenen Augen.

Ein Engländer. Wer iſt der Purſch?

Ein Neapolitaner. Ein Bruder der Väter Pepe und Rocco. *) Ein Schwärmer. — Man bedarf hier mancherley Arten von Triebfedern, die ihr nicht kennt.

Engländer. Auch gut!

Janitſchar. Hier fehlen nur noch die Houris, und das Paradies iſt auf Erden.

Ruſſe. Da ſtehen ja Weiber und Mädchen genug.

Janitſchar. Aus allen zuſammen, entſteht nicht Eine Houris. **) — Allah ſegne unſere Griechinnen! Das ſind Mädchen!

---

*) Nachrichten von dieſen Schwärmern finden ſich in den Reiſen in verſchiedene Länder ꝛc. II. Th. S. 89 — 91.

**) Die Neapolitanerinnen ſind, im Durchſchnitt genommen, nicht ſchön. — Ebendaſ. S. 156.

Ruſſe. Mord und Wetter! über den Spektakel.

(Eine Prozeſſion zieht mit Muſik einher, einige Policinellen voran. — Man trägt auf Piken abgehauene Köpfe, Herzen, Arme und Füße.)

Engländer. God dam! welche Kanibaliſche Luſtbarkeit!

Das Volk. Köpfe, Herzen, Arme und Füße von ſchändlichen Franzoſenfreunden!

Policinell. Dieſe Köpfe entwarfen große Plane zum Beſten der Franzoſen; dieſe Herzen klopften für die Sache der Franzoſen; dieſe Hände und Arme erhoben ſich, und gelobten den Eid der Treue den Franzoſen, und dieſe Füße liefen ihnen nach, auf dem ſchlüpfrigen Pfade der Souverainität. — Nun ſteckt all die Herrlichkeit auf Piken. Die Köpfe entwerfen jetzt keine Plane, die Herzen klopfen nicht, die Hände erheben ſich nicht mehr, und die Füße laufen keiner irrdiſchen Exaltation mehr nach.

Volk. Sic tranſit gloria mundi!

(Sie ziehen weiter.)

Janitſchar. Das ſind Mordbeſtien!

VI.

Im Hafen.

(Die kriegsgefangenen Franzoſen werden eingeſchifft.)

Mejan. Wir ſchmeicheln uns, ganz unter dem Schutze eines menſchenfreundlichen Kriegers zu ſeyn, unter dem Schutze eines Mannes, der Held und Menſch zugleich iſt. Denn in der That! die von den Neapolitanern verübten Grauſamkeiten überſteigen beinahe die Glaubwürdigkeit.

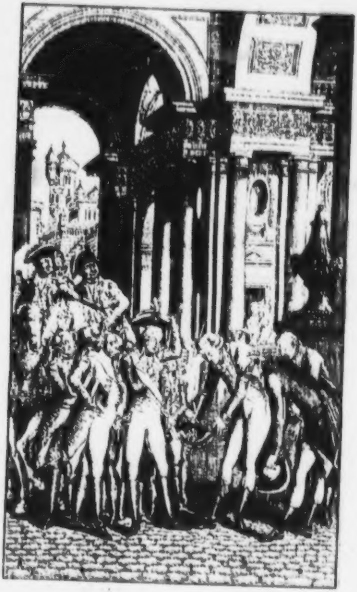
Nelſon. Es iſt nicht zu läugnen, daß die enragirten Kalabreſen und der Pöbel Neapels grauſame Handlungen begangen haben, aber es iſt auch gewiß, daß daran die Herren Franzoſen ſelbſt keinen kleinen Antheil haben. Ihr Betragen und das Betragen ihrer Freunde, welche ſie hier fanden, als ſie Neapel eroberten, war gewiß auch nichts weniger, als lobenswerth.

Mejan. Die Erbitterung fechtender Krieger gegen ihre Feinde, — und die vorhergegangenen Exzeſſe der wüthenden Lazaroni's werden einigermaaßen momentane Vergehungen entſchuldigen. —

Nelſon. Nichtsweniger! — Das Betragen der Franzoſen gegen Neapel und gegen ſeinen Souverain war nicht im geringſten edler, als das, welches gegen den König von Sardinien, und noch mehr, gegen den unglücklichen Greis, Pius VI. Wie unedel die Franzoſen hier gehandelt haben, das iſt allbekannt, und bedarf keiner Wiederholung.

Mejan. Indeſſen wollen wir nicht hoffen —

Nelſon. Die Kapitulation wird pünktlich gehalten werden. Sie haben nichts zu fürchten. Ich gab mein Wort. Ich bin ein



[illegible]

Britte, und bin gewohnt Wort zu halten. Man kennt mich nicht erſt von Abukir her.

Mejan. Der tapfere Nelſon wird uns ſtets im Andenken bleiben!

Nelſon. Ich habe in der That das ſchon wirklich ſelbſt geglaubt! — Die Herren werden nach Toulon gebracht, und können erzählen, was ſie ſahen. In Neapel reifen ihre goldenen Früchte noch nicht. — Glückliche Reiſe!

Mejan. Die große Nation wird alles erfahren.

Nelſon. Daran zweifle ich.

(Geht davon.)

Ein Matroſe. Ich auch, eben ſo gut, als an der großen Nation. — God ſawe the king!

VII.

Im großen Lazareth.

(Dreihundert gefangene Franzoſen werden von einigen Ruſſen, Janitſcharen und Portugieſen bewacht.)

Ein Chaſſeur. Es geht uns aber doch verdammt ſchlimm!

Ein Grenadier. Seitdem Bonaparte nach Egypten gezogen iſt, haben wir kein Glück mehr.

Chaſſeur. Er hätte auch daheim bleiben können!

Grenadier. Wenn's Direktorium gewollt hätte. — Er war den Herren im Wege, mit ſammt der Armee, darum mußten ſie fort. Und, 's geht ihnen miſerabel.*)

---

*) Bonaparte und ſeine Gefährten in Egypten. Leipz. 1799. m. K.

Ein Dragoner. Ei ja wohl! — Ob's uns gleich auch nicht nach Wunſche geht, ſo will ich doch aber lieber hier ſeyn, als im Krokodillenlande.

Ein Huſar. Wir werden aber hier mitunter erſchrecklich affrontirt. — Das kann die große Nation auch gar ſehr übel nehmen.

Grenadier. Wer wird's ihr wehren? Aber helfen wird's ihr nichts.

Huſar. Seht nur einmal, wie nachläßig wir bewacht werden!

Grenadier. Wir laufen doch nicht davon. — Wollen wir etwa den Kalabreſen und Lazaroni's in die Hände laufen?

Dragoner. Ich danke! — Das ſind Kanibalen! — Haben ſie nicht lebendig geſchunden und verbrannt? Mort de ma vie! ſolche Beſtien ſind mir, *außer bei uns*, in der Welt noch gar nicht vorgekommen.

Chaſſeur. Ich habe mit in der Vendee gedient, ich habe die Fuſſiladen, Noyaden, das Sengen, Brennen und Morden dort mit angeſehen, *) und ihr könnt glauben, wir ſind mit unſern Brüdern nicht beſſer umgegangen, als die Kalabreſen mit ihren Feinden umgehen.

Grenadier. Ach ja wohl! — Uebrigens ſeyd froh, daß wir hier bewacht werden. Die Macedonier und das Höllengeſchmeiß holte uns ſonſt hier ab, und opferte uns dem heil. Januar und ſeinen Kameraden, ſo gut, wie die armen Patrioten, die den Unthieren in die Klauen fielen. — Und, was wollt ihr denn ſagen? Hängt nicht der wackerſte Franzoſenfreund ſelbſt am Maſtbaume auf Nelſons Schiffe?

---

*) Man muß des Prudhomme Histoire des Crimes etc. leſen, um dieſe Abſcheulichkeiten genauer kennen zu lernen. Kupfer verſinnlichen dieſelben dort noch mehr.

Huſar. 's iſt terribel?

Ein Portugieſe. Was iſt terribel?

Huſar. Unſer Unglück.

Portugieſe. Pah! (geht fort.)

Grenadier. Im obern Italien geht auch für uns alles ſchief. Eine Schlacht über die andere wird verloren.

Dragoner. Die feſteſten Plätze ſind wieder in den Händen der Ruſſen und Oeſterreicher, und die neuen Republiken liegen theils in den letzten Zügen, wie die Römiſche und Liguriſche, theils ſind ſie ſchon aufgelöſet, wie die Ciſalpiniſche, und die nun in dem Herrn ruhende Parthenopeiſche Republik.

Grenadier. Die neuen Republiken ſcheinen kein Glück zu haben.

Huſar. Hätte nur Macdonald mit ſeinen 36000 Mann uns nicht verlaſſen müſſen, wir hätten es wohl mit anſehen wollen.

Chaſſeur. Ha! ſie hätten uns nie aus Neapel herausgebracht.

Grenadier. Unſer Waffenglück iſt dahin! Bonaparte und 50,000 Veteranen verſchmachten in Sandwüſten, werden vom Feinde aufgerieben, aus Italien kehrt man uns hinaus, die Inſeln ſind verloren, Oſt- und Weſtindiens Beſitzungen gehen zum Teufel, Holland und die Niederlande laſſen ſie uns nicht, und wie's übrigens noch gehen wird, weiß der Himmel!

Huſar. Wenn wir nur ſchon in Toulon wären!

Grenadier. Ich gehe wieder an meine Profeſſion und verrede das Soldaten-Handwerk.

Ein Tambour (am Fenſter.) Seht! da zieht eine Kompagnie Ruſſen zur Parade!

Grenadier. Ich für meine Perſon, mag auch ſogar lieber eine Prozeſſion der ſchönen Büßerinnen, *) als eine ruſſiſche Parade ſehen. — Ich kann die Ruſſen nicht leiden. Sie haben uns allenthalben das Spiel verdorben. — Ich glaube ſie immer

---

*) Dieſe Prozeſſionen ſind berühmt. Ihr Endzweck iſt Almoſen für die Weiber einzuſammeln, die ihrem öffentlichen Leben entſagen und in ein Kloſter gehen wollen. Man ſucht aus ihnen die jüngſten und ſchönſten aus, um das Mitleid und die Freygebigkeit der Umſtehenden zu vergrößern, läßt ſie baarfuß, paarweiſe durch die Stadt gehen, auf gewiſſen Plätzen niederknieen, das Bekenntniß ihrer Sünden öffentlich ablegen und Bußlieder ſingen. Indeſſen ſammeln ihre geiſtlichen Begleiter für ſie ein. Die Kleidung dieſer bußfertigen Magdalenen iſt ein langer violettner Rock mit einem Stricke von gleicher Farbe gegürtet. Ihre Köpfe ſind geſchoren und mit einem dünnen blauen Schleier, der wenig verdeckt, verhüllt. Die Anführerin der Prozeſſion trägt ein violet angeſtrichenes hölzernes Kreuz. — Keyßler: S. 779.

va banque! rufen zu hören, und der Bankier kratzt ſich hinter den Ohren, denn ſie treffen, wie die Teufel. — Habt ihr die Hand voll Höllenkerle bei der Magdalenen-Brücke nicht geſehen? 's iſt unerhört! Wir, ſechsmal ſtärker als ſie, und mußten dennoch weichen!

Dragoner. Dieſe Attake gab uns den Reſt.

Huſar. Unſer General **Garnier**, hat ſich mit dem Ueberreſte der Armee, in die Römiſche Republik retirirt. Vielleicht verſtärkt er ſich, und macht eine Diverſion.

Grenadier. Das wird nicht viel helfen!

Huſar. Nichts ärgert mich mehr, als daß wir unſere Schätze nicht davon bringen konnten!

Grenadier. Was hätte das **uns** geholfen? Wir hätten es ja doch hergeben müſſen.

Tambour. 's iſt wahr! alles, was wir zuſammen trommeln, verſchlingt der Pariſer Abgrund. Dort lebt man in Sauß und Brauß, und wie ſo manchen Monat haben wir nicht einmal Löhnung bekommen können. — Wir haben die Freiheit darüber zu ſagen, was wir wollen, aber es hilft uns nichts. — Wir ſind elende Menſchen!

Huſar (ergreift eine Geige und ſpielt einen Tanz.) Allons donc!

(Einige tanzen.)

Ein Janitſchar. Sind die Kerle drinne närriſch?

Portugieſe. Die Tarantel der Freyheit hat ſie geſtochen; ſie kuriren ſich tanzend.

Janitſchar. Leichtſinniges Volk! — Geſtern geſchlagen und gefangen genommen, und heute getanzt, als wären ſie Sieger.

Portugieſe. Das iſt ihre Manier.

Ein Ruſſiſcher Offizier (tritt ein.) Man ſucht einen Schurken von Kommiſſair unter euch.

Grenadier. Ach! die Kommiſſairs kommen nicht eher zu uns, als bis ſie holen können, was wir genommen haben. Jetzt haben wir nichts, und alſo kömmt auch kein Kommiſſair zu uns. — Dieſe Herren ſind immer hinter der Armee, und kömmts zur Flucht, ſo reiſen ſie mit gefüllten Schatullen voraus. — Hätten wir einen Kommiſſair bei uns, wir hätten ihn auch längſt ſelbſt ausgeliefert. Wir verabſcheuen ſie alle. — Seyd doch großmüthig, und gebt uns etwas zu trinken.

Offizier. Ihr habt nichts zu trinken?

Grenadier. Waſſer.

Offizier. Dabei, leidet man keinen Durſt.

Grenadier. Erlaubt uns, unſer Unglück im Weine zu vertrinken. Ihr ſeht ja, wie elend wir ſind. Ohne Kleider, ohne Schuhe, abgeriſſen, gefangen, und kein Glas Wein zu haben, das iſt Elend über Elend! Seyd eben ſo gutmüthig, als ihr tapfer ſeyd, und ihr gebt uns gewiß Wein.

Offizier. Ihr ſollt Wein bekommen.

Grenadier. Es leben die braven Ruſſen!

(Es wird Wein und Obſt gebracht. Die Franzoſen ſingen und tanzen.)

Janitſchar. Nun ſind ſie gar toll geworden!

(Eine Bande Albanier, Kalabreſen ꝛc. kömmt.)

Ein Albanier. Was lärmen die Hundsfötter!

Ein Kalabreſe. Gebt ſie heraus, wir wollen ihnen die Füſſe abſchneiden!

(Die Wache tritt in's Gewehr.)

Ein Ruſſe. Zurück! — Sie ſind unſere Gefangenen, wir werden ſie vertheidigen.

Kalabreſe. Was habt ihr davon? Laßt uns ihnen die Köpfe abſchneiden, ſo braucht ihr ſie nicht mehr zu bewachen.

Ruſſe. Das iſt nicht Kriegsmanier!

Albanier. Sie taugen nichts!

Ruſſe. Das wiſſen wir.

Albanier. Alſo gebt ſie heraus!

Ruſſe. Nichts!

Kalabreſe. Ihr wißt nicht, wie ſie mit uns, mit unſern Weibern und Kindern umgegangen ſind. Sie haben gemordet, geſengt, gebrennt, geſchändet —

Ruſſe. Da hättet ihr ſie todtſchlagen können, nur aber jetzt nicht.

Ein Lazarone. Eine Prozeſſion zur lieben Frau!

Alle. Eine Prozeſſion! eine Prozeſſion!

(Sie gehen lärmend und jubelnd davon.)

VIII.

Auf dem Spaniſchen Platze. *)

(Ein Bataillon der Armee ſteht unter Waffen. — Das Volk liegt auf den Knieen.)

Kardinal Ruffo. Im Namen des allmächtigen dreieinigen Gottes! ſeiner Schweſter und Gebärerin, der allerheiligſten Jungfrau, **) des heil. Januar, des heil. Johannes, und im Namen aller Heiligen, die Neapel beſchützen und ſchirmen! weihe ich dieſe Fahnen!

(Muſik, Geſang und Gebet.)

---

*) Eine Abbildung dieſes ſchönen Platzes: Nouv. Theatre d'Italie. T. III. Naples, T. I. Tab. 5.

**) Eine Innſchrift unter einer Annunciata zu Neapel, nennt die Jungfrau Maria: Nata, Soror, Conjux eadem Genetrixque Tonantis. — Keyßler: S. 815.

K. Ruffo. Glück und Sieg allen denen, die dieſen Fahnen folgen, zur Ehre Gottes und ſeines heiligen Wortes! — Amen!

(Das Volk ſteht auf.)

K. Ruffo. Dir, tapfererer Rodio! Anführer der Heerſchaaren deines Königs und Vaterlandes, übergebe ich dieſe Fahnen. Ziehe aus, und ſchlage die Feinde.

D. Rodio. Ich ziehe aus, und ſchlage die Feinde, (nimmt die Fahnen.) Gott iſt mit uns!

(Allgemeiner Jubel des Volks.)

K. Ruffo. Deinem Heere folge Glück und Sieg gegen die Feinde Gottes und unſers Vaterlandes! — Deine Armee, welche du gegen die Ungläubigen führſt, die ſich Neufranken nennen, führe von jetzt an, den Namen der chriſtlichen. — So zieht nun hin, ihr wackern Streiter! ihr, die ihr

Chriſten ſeyd, vertilgt die Feinde, und befreit die Römer von dem drückenden Joche der Franzoſen. Noch ſchmachtet das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, der heil. Vater, in franzöſiſchen Banden, ziehet aus, fechtet ſiegreich, und rächt ihn an ſeinen Feinden.

Volk. Es lebe der Heil. Vater!

(Marſch. — Die Fahnen werden entfaltet, und dem Bataillon übergeben.)

Volk. Sieg! Sieg, und Ruhm dem chriſtlichen Heere!

IX.

Im Palais des Herzogs Caſſano Serra.

Zimmer der Herzogin.

Herzogin. Dieſe Ungewißheit muß ſich enden! — Ich muß Gewißheit haben! — Ach! und der, der ſie mir geben ſoll, — (wirft ſich auf's Sofa.) Es ſey! — (klingelt.)

(Ein Bedienter tritt ein.)

Herzogin. Iſt — Iſt der Sekretair zu Hauſe?

Bedienter. So eben kam er nach Hauſe.

Herzogin. Er ſoll — — (raſch.) Er ſoll zu mir kommen.

(Bedienter geht.)

Herzogin. Ich will – Ja! – Verſtellung! treue Freundin meines Geſchlechts!

ſtehe mir bei, und rette mich. — O Iſabella! wozu mußt du dich entſchließen? Welche Rolle *wollteſt* du ſpielen, und welche wirſt du ſpielen *müſſen*? — Rolle? — Wirſt du noch eine zu ſpielen haben? (ſpringt auf.) Die Kataſtrofe iſt da, und ich werde — — Ha! er kömmt, (wirft ſich wieder auf's Sofa.) Ja! er iſt es!

Sekretair (tritt ein.) Sie haben befohlen, ſchöne Frau! — und hier bin ich, Ihre Befehle zu vernehmen.

Herzogin (verlegen freundlich.) Ich hoffe mein Gemal iſt —

Sekretair. Er iſt in Sicherheit.

Herzogin. Aufrichtig; Wie meinen Sie das?

Sekretair. Er iſt entkommen.

Herzogin. *Wohin?*

Sekretair. Das weiß ich nicht, möchte es auch nicht wiſſen, denn meine Pflicht gegen meinen König würde mir gebieten —

Herzogin. So bin ich auch in Ihrer Gewalt.

Sekretair. Sie irren ſich! Ich war ſtets in der Ihrigen.

Herzogin. Sie ſehen meine Verlegenheit, und können noch ſpotten? — Haben Sie ein Herz?

Sekretair. Ich glaube, das wiſſen Sie.

Herzogin. Haben Sie Gefühl und Empfindung?

Sekretair. Oh! —

Herzogin. Retten Sie mich! — Furien der Hölle ſcheint Ruffos Armee in die Stadt geſpieen zu haben.

Sekretair. Es iſt wahr! Die Kalabreſen haußen fürchterlich.

Herzogin. Dieſe feigen Henkersknechte, die ohne die erſtaunenswürdigſte

Tapferkeit der Hand voll Ruſſen ſchon vor dem Anblick der Franzoſen geflohen wären, überlaſſen ſich nun Abſcheulichkeiten, —

Sekretair. Die fürchterlich ſind. Sie ſchleppen die enthaupteten Leichen der Jakobiner durch die Straßen, und ſtecken ihre verſtümmelten Köpfe auf Piken, mit denen ſie im Triumph umher ziehen. Ja, eben ſah ich ein Ungeheuer mit zwey Menſchenhänden, deren Blut er ſaugte. *)

Herzogin (ſinkt zurück.) Allmächtiger Gott! — Hände! —

Sekretair (küßt ihr die Hand.) Es ſind die Ihrigen noch nicht.

Herzogin. Aber ſie könnten es werden? — Meinen Sie?

---

*) Dieſes und das Folgende ſind Thatſachen, nach dem Briefe eines Augenzeugen, in der Allgemeinen Zeitung, 1799. Nr. 241. S. 1054, 1055.

Sekretair (zuckt die Achſeln.) — Es iſt kein Marktplatz in der Stadt, auf welchen nicht Jakobiner lebendig gebraten worden ſind, und zwar, ohne Unterſchied des Geſchlechts und Standes.

Herzogin. Gott!

Sekretair. Man vereiniget dieſe Barbareien ſogar mit Andacht. Man legt z. B. Glieder Gemordeter auf die Altäre, und ſingt dabei das Te Deum.

Herzogin (hält die Hände vor's Geſicht.) Abſcheulich! abſcheulich!

Sekretair. Nach und nach wird Ordnung werden. Man beſtraft erſt jetzt, wenn man verhört hat. So wurde der **Marcheſe Caraccioli** vor einem Kriegsgericht verhört, und zwei Stunden nach dem Urtheilsſpruche, an der Segelſtange der Fregatte Minerva aufgehenkt.

Herzogin (mit gebrochener Stimme.) Caraccioli!

Sekretair. So hat man erſt kürzlich wieder 73 Patrioten verhört, und ſie dann bei der Magdalenen-Brücke hingerichtet. *) — Und dabei, war auch, Luigi Serra Caſſano. —

---

*) Hier ſind ihre Namen: 1. Erkole d'Agrere. 2. Giuſeppe Albaceſe. 3. Demeniko Cirillo. 4. Giuſ. Tomaſi. 5. Maria Pagani. 6. Raimondo di Gennaco. 7. Andrea Riario. 8. Giuſ. Mich. Claja. 9. Andr. Altomela Siciliano. 10. Vicenzo di Filippis. 11. Giuſ. Leonardo Palumbo. 12 — 14. Nicolao, Giuſeppe, und Aleſio Faſulo. 15. Pasquale Boſſi. 16 — 18. Abbate, Giuſeppe, und Andrea Ceſtari. 19. Franceſco Conforti. 20. Filippo Marſelli. 21. Genaro Contalupi. 22. Mario Verſelli. 23. 24. Nicolo und Carlo Magno. 25. 26. Carlo, und Gregorio Moſconi. 27. Proſienimo Rotondo. 28. Giuſ. Lagoterra. 29. Gabriel Montoni. 30. Luigi Macedonio. 31. Giuſ. Pere. 32. Vittorio Mattera. 33. Giuſ. Schiappone. 34. Gaetano Wirtz. 35. Luigi Serra Caſſano. 36.

Herzogin (laut aufſchreiend.) Mein Gemal! — — Unmenſch! und ſie konnten ſagen, er ſey entkommen?

Sekretair. Dem Leben.

Luigi Arcavita. 37. Carlo Lamvert. 38. Giuſ. Lucheſi. 39. Gaet. Gogliardo. 40. Gen. Gambardella. 41. 42. Andrea, und Pietro Piatti. 43. Giuſ. Rafaele. 44. Domeniko Biſceglia. 45. 46. Michele, und Gaetano Roſſi. 47. Vicenzo Morra. 48. Aleſſ. Perrucci. 49. Vic. Lupo. 50. Giov. Batta. 51. Filomarino Rocca. 52. Franc. Caraccioli. 53. Paſqu. Battiſcreta. 54. Giuſ. Marchetti. 55. Giov. Campano. 56. Tomaſo Atanaſio. 57. Mich. Aug. Macedonio. 58. Giuſ. Terno. 59. Nic. Tabaccolo. 60. 61. Giuſeppe, und Ant. Cuſtantino. 62. Giuſ Ruvo. 63. Ant. Franc. Guardati. 64. Carlo Manni. 65. Mich. Piere. 66. Anibale Genaro. 67. Carlo Giordano. 68. Rafaele Carli. 69. Giov. Ponticelli. 70. Stialiano. 71. Roſario Scopoli. 72. Ferd. Pignatelli. 73. Baudat, Civil-Commiſſair der Franz. Regierung.

Herzogin (ſieht ihn ſtarr an.) Ich kenne Sie!

Sekretair. Nein! Sie kennen mich nicht.

Herzogin. Gewiß!

Sekretair. Nicht doch! — Kennen Sie ſich wohl ſelbſt? — Wie wollten Sie mich kennen? Sie hatten auch nie Zeit dazu, dergleichen Kenntniſſe zu erwerben.

Herzogin. Meinen Sie?

Sekretair. Es liegt am Tage.

Herzogin (nach einer Pauſe.) Was ſoll ich thun? — Welchen Rath geben Sie mir?

Sekretair. Fliehen Sie.

Herzogin. Wohin?

Sekretair. Das weiß ich ſelbſt nicht. Alle Ihre Freunde ſind verhaftet, todt, oder haben ſich ſelbſt verkrochen. Ich wette darauf, alle Gewölbe unſerer zahlreichen

Kirchen *) ſtecken voll ſogenannte Patrioten. — Ich weiß nicht, ob Sie ſchon wiſſen —

Herzogin. Was?

Sekretair. Das Schickſal verſchiedener Ihnen theuerer Freundinnen und Freunde?

Herzogin. Ich weiß nichts, aber ich will alles wiſſen. — Reden Sie! ſagen Sie mir alles, was Sie wiſſen.

Sekretair. Das niedergeſetzte Tribunal hat ausgeſprochen, und ſeine Urtheile vollziehen laſſen. — Ihr Gemal —

Herzogin. Iſt todt! (ſtarr.) Das haben Sie mir ſchon geſagt. — Weiter!

Sekretair. Er wurde enthäuptet.

Herzogin (blickt gen Himmel.) König!

---

*) Es ſind ihrer 300 in Neapel, meiſtentheils mit Klöſtern. — Galanti. S. 103. Keyßler. S. 780.

Sekretair. Er gieng nicht allein zum Blutgerüſt. Ihn begleitete Julian Colonna, Fürſt von Stigliano, Ihres Gemals und Ihr Freund. Er wurde vor Ihrem Gemal enthauptet.

Herzogin. Julian! —

Sekretair. Gehenkt wurden alſo, wie geſagt, Caraccioli, der Pfarrer von der Inſel Procida —

Herzogin. Der?

Sekretair. Ein verrufener Name in den Rebellionsgeſchichten, dieſer Inſelname! — Es wurden ferner gehenkt: drei Geiſtliche aus Iſchia, der Major Spono, Lieutenant Bonacore, — der ein ſchlechtes Herz hatte, und noch zehne ſeiner Landsleute aus Procida und Iſchia. Ferner, der Major Oronzio Maſſa, der Uhrmacher Vitagliano, deſſen Uhr abgelaufen war, der ernſthafte Domeniko Perla, der zweite Brutus, Antonio

Cotilla, der ſalbeduftende Tramaglia, vier Kapuziner, der politiſche Traiteur Beppino, der gottesfürchtige Biſchoff von Vico —

Herzogin. Der Biſchoff?

Sekretair. Sie verwundern ſich? Ein Biſchoff, der ein ſchlechter Kerl iſt, verdient den Galgen ſo gut, als ein Beſenbinder, der ein Sansculot iſt. — So raiſonirt das Tribunal. — Meinen Sie das nicht auch? —

Herzogin. Wer ſtarb noch?

Sekretair. Durch den Strick? Signor Natali, der ſalbenliebende Prieſter Pacifico, der ſeinen eigenen Namen nicht leiden konnte, Ihr Getreuer, Lupo, der nie ſeines gleichen fraß, die Gebrüder Piatti, Ihre Freundin, Eleonore Pimentel, und 18 andere Damen. — Sie nahmen ſich, in der Luft ſchwebend, verwünſcht aus! — Zwar waren ſie in ihrem Elemente, ſie konnten aber nicht mehr ſchnattern.

Herzogin. Sie ſind —

Sekretair. Was?

Herzogin. Ein — Mann.

Sekretair. Was mir ſehr lieb iſt, und was, wie ich glaube, einmal Ihnen auch nicht unangenehm war. Nicht?

Herzogin. Ich bin in Ihrer Gewalt, und ſage nicht nein.

Sekretair. Allerliebſt! (öffnet das Kabinet.) Schöne Frau! —

Herzogin. Bei Gott! ich ſage dennoch nein.

Sekretair (verſchließt die Kabinetsthür gelaſſen.) Seit Sie, als Herzogin, den Ehrentitel, Bürgerin, erhalten haben, denken Sie auch ein wenig gar zu bürgerlich. Sonſt —

Herzogin. Sonſt?

Sekretair. Dachten Sie nobel.

Herzogin. Jetzt nicht mehr?

Sekretair. Franzöſiſch bürgerlich. — Das kann nie nobel werden. — Sie haben Sich für eine Chimäre ſakrifizirt, die Köpfe, Güther, Namen und — ſonſt noch etwas koſtet.

Herzogin. Sonſt noch etwas?

Sekretair. Ein wohlfeiles, theueres Allgemeinding!

Herzogin. Und das Sonſtnochetwas?

Sekretair. Iſt dennoch ein Etwas.

Herzogin. Ich verſtehe Sie nicht!

Sekretair. Aber die Franzoſen?

Herzogin (thut einen Griff in die Saiten ihrer Guitarre.) Ha! —

Sekretair (lächelnd.) Sie iſt verſtimmt. — Soll ich ſie ſtimmen?

Herzogin. Sie ſoll verſtimmt bleiben?

Sekretair. Sie waren doch immer grauſam, ſelbſt — gegen Guitarren.

Herzogin. Das iſt ja königlich gedacht!

Sekretair. In ſofern jede Republikanerin eine Königin iſt, — ja! — Königin eines Königreichs konnten Sie ſchwerlich werden, aber dabei war nichts verloren, denn Sie wurden ja Bürgerin. Zwar, dieſer Titel hat etwas gekoſtet, aber er trägt auch ein. Von welcher Republik waren Sie deſignirte Diktatrice?

Herzogin. Das Land meiner Diktatur liegt in meinem Herzen.

Sekretair. Ihr Herz war ſtets eine Res publica.

Herzogin. Menſch!

Sekretair. Beſſer Menſch, als nur Bürger. — Bürgerin! geben Sie mir Ihre Papiere.

Herzogin. Wozu?

Sekretair. Zur — Lektüre.

Herzogin. Ihnen?

Sekretair. Oder wollen Sie dieſelben lieber dem Statstribunal überliefern?

Herzogin. Meinen Sie, daß ich —

Sekretair. Zur Verantwortung werden Sie gewiß gezogen.

Herzogin (verlegen.) Sollten Sie wirklich — in guter Abſicht —

Sekretair. Warum nicht? In der beſten von der Welt!

Herzogin. Ich will wenigſtens glauben, daß Sie aus verſtellter Großmuth —

Sekretair. Sagen Sie aus aufrichtiger Liebe. Denn jene, mir in der Rückerinnerung noch ſo theuere Stunden, die —

Herzogin. Können Sie mich retten? — Sie ſchweigen? — (zärtlich.) Können Sie mich nicht retten?

Sekretair (kalt.) Nein.

Herzogin (ängſtlich.) Nicht?

Sekretair. Ihre Grundſätze —

Herzogin. Ich bin ein Weib!

Sekretair. Meinen Sie, man glaube, die Weiber hätten keine Grundſätze? — Sie trugen eine Kokarde. Doch nicht aus Modeſucht? — Sie nahmen den Titel Bürgerin an. Doch nicht aus Rangſucht? — Sie erklärten ſich laut und öffentlich, in Reden und Schriften, für die ſeelige Parthenopeiſche Republik. Doch nicht aus Uebereilung! — Sie lieben die Freiheit? Doch wohl aus Grundſätzen? — Ihr Palais war der Verſammlungsort der Klubbiſten, und Sie, waren die Königin der republikaniſchen Feſtins. —

Herzogin. Denen Sie auch beiwohnten.

Sekretair. Um Sie, und die Geſinnungen der Anweſenden kennen zu lernen. Meine Pflicht, kannte ich eher. — Ich warnte Sie. Sie verachteten meine Warnung. Jetzt, kann ich nur noch etwas für Sie thun.

Herzogin. Was?

Sekretair. Sie beklagen.

Herzogin. Der König —

Sekretair. — iſt nach Palermo zurück, um dort das glänzende Feſt der heil. Roſalie mit zu begehen.

Herzogin (ſteht auf.) Ich will zu meiner Freundin, der Herzogin von Pepoli.

Sekretair. Sprechen Sie als Profetin?

Herzogin. Wie das?

Sekretair. Sie werden zu ihr kommen, werden ihr Schickſal mit ihr theilen.

Herzogin. Ihr Schickſal?

Sekretair. Sie iſt lebenslänglich in's Kloſter der Büſſerinnen von der ſtrikten Obſervanz, geſteckt worden.

Herzogin. Und dahin, auch ich?

Sekretair. So iſt es.

Herzogin (ſinkt auf's Sopha zurück.) Zu den Büſſerinnen!

Sekretair. Sie können immer noch vielleicht als eine zweite Magdalena kanoniſirt, und — von einem Raphael gemalt werden.

Ein Bedienter (tritt erſchrocken ein.) Ach!

Sekrtair. Was giebt's?

Bedienter. Wache beſetzt das Palais. — Ein Offizier und ein Kommiſſair kommen. — Sie ſuchen. —

Herzogin. Hier bin ich ja. — Geh! führe ſie hieher.

(Der Bediente verläßt das Zimmer.)

Herzogin (zeigt auf ein Käſtchen.) Dieſes. —

Sekretair. Ich verſtehe Sie! Ihre Papiere könnten Sie noch weiter, als in's Kloſter, bringen. (öffnet das Käſtchen, nimmt die Papiere heraus, und ſteckt ſie zu ſich.) Ich höre kommen.

(Ein Kommiſſair und ein Offizier treten ein.)

Herzogin. Ich weiß, meine Herrn! in welcher Abſicht Sie kommen. (ſteht auf.) Führen Sie mich zu meiner Freundin Pepoli.

Kommiſſair. Zur Strafe!

(Der Offizier führt die Herzogin ab.)

Kommiſſair. Hier muß verſiegelt werden. — Ihre Belohnung, Herr Sekretair! erhalten Sie von dem Kardinal-General-Statthalter, der Sie erwartet.

X.

Auf dem großen Marke.

Ein Kalabreſe. Die Feuer verlöſchen, und 's giebt nichts mehr zu braten. —

Ein Lazarone. Daran ſind die Engländer ſchuld!

Kalabreſe. Ihre militairiſche Polizei, verderbt uns allen Spas.

Thomas. 's iſt genug, Freunde! 's iſt genug! Beim Teufel! ich dächte, es wär doch ſchon eine ſchöne Menge Menſchen in die andere Welt geſchickt worden. — Einmal muß doch Ruhe und Friede werden.

Kalabreſe. Man bekömmt Langeweile.

Thomas. Zieht mit der Armee, den Franzoſen nach.

Kalabreſe. Wir haben unſer Tagewerk gethan.

Thomas. Das laßt den Ruſſen nicht
ören.

(Ein Trupp Kalabreſen verfolgt ein Frauenzimmer.)

Kalabreſen. Verfolgt ſie! haltet ſie
eſt! — Sie iſt eine Tochter des Spitzbuben
otilla! Sie iſt eine Jakobinerin. Führt
e zum Scheiterhaufen!

Klara. Um Gottes Barmherzigkeit wil-
n! rettet mich!

Kalabreſen. Stoßt ſie nieder!

Klara. Ich bin unſchuldig! — Er-
rmen! Erbarmen!

(Sie wird ergriffen.)

Kalabreſen. Werft ſie in die Fon-
na!

Ein Franziskaner. Laßt ſie erſt
chten!

Kalabreſen. Ohne Beichte, ohne Ab-
ution, nieder mit ihr! In die Hölle mit
Jakobinerin!

Ein Ruſſiſcher Offizier (eilt herbei.) Mörder! was habt ihr vor?

Klara (windet ſich los, und wirft ſich vor ihm nieder.) Ich bin unſchuldig! Rettet mich!

Offizier (zieht den Degen, und ſtreckt ihn über ſie.) Ich nehme Dich in meinen Schutz.

Kalabreſen. Was?

Offizier. Wer ſie anrührt, iſt des Todes. — Habt ihr noch nicht genug gemordet? — Stehen Sie auf, ſchönes Kind! Es ſoll Ihnen kein Haar gekrümmt werden.

Klara. Ich bin —

Offizier. Wer Sie auch ſeyn mögen! Sie haben nichts zu fürchten.

Klara. Bringen Sie mich in ein Kloſter. Mein Vater iſt gemordet, mein Bräutigam iſt erſchlagen, ich bin eine Waiſe.

Offizier. Folgen Sie mir! (führt ſie fort.) Ihr Unglück und Ihre Schönheit, geben Ihnen ein Recht auf meinen Schutz.

Klara. Belohne Sie die heilige Jungfrau!

(Sie gehen fort.)

Ein Kalabreſe. Wieder ein Braten entwiſcht! — Der verdammte Ruſſe!

Ein Lazarone. Still! nicht geſchimpft! Die Ruſſen verſtehen keinen Spaß. — Was giebt's da?

(Ein Herold und Trompeter.)

Herold. Im Namen des Königs werden alle eigenmächtige Gewaltthätigkeiten unterſagt, und bei Todesſtrafe verboten. Recht und Gerechtigkeit ſoll gehandhabet werden, aber das Morden wird feierlich verboten.

(Sie reuten fort.)

Kalabreſe. Wir wollen fort! Hier iſt nichts mehr zu machen.

(Ein Kommando Ruſſen und Engländer erſcheint.)

Ein Offizier (zu den Soldaten.) Umringt ſie!

(Die Kalabreſen werden umringt.)

Kalabreſen. Was ſoll das?

Offizier. Man wird euch dem Müßiggange entziehen. Ihr werdet zur Armee geführt, wo ihr euch durch Tapferkeit, Belohnungen erwerben könnt. Hier, können euere Thaten nur beſtraft werden. — Marſch!

(Sie werden abgeführt.)

Ein Neapolitaner. So recht! — Ruhe und Friede werden wiederkehren, und wir werden wieder glücklich ſeyn. Es iſt des Blutes ſchon allzuviel vergoſſen worden, Kirchen und Altäre ſind durch Grauſamkeiten entweiht, und Neapels Gefilde ſind zu Todenäckern geworden. Die Palläſte ſind geplündert, die ſchönſten Gärten in der Welt *) liegen verheert, die prächtigſten Monumente kleben voll Blut der Gemordeten, und Neapel iſt ein Bild des Jammers und der Zerſtöhrung worden. Wir gleichen verlorenen Kindern; nimm uns, o heil. Jungfrau! wie dieſe, **) in deinen barmherzigen Schutz. — Väter beklagen die Kinder, Kinder, beweinen gemordete Eltern. Die Bräute klagen um ihre verlorenen Geliebten, und Freunde beweinen das unglückliche Ende ihrer Freunde. — O Neapel! königliche Stadt! welch ein ſchreckliches Loos hat dich getroffen! — O! wenn wirſt du wieder werden, was du warſt? — O Franzoſen! wie ſchrecklich habt ihr euch an uns für jene unglückliche Vesper gerächt! Tod und Unglück, Armuth und Mord, taumeln eurer geprieſenen Freiheit nach. — Ohnmächtige Neufranken! Ihr ſtellt uns eine Sonne auf, der ihr wohl Schatten, aber kein Licht geben könnt! *)

---

*) „Non credo, che in tutta l'Europa ſia coſi univerſalmente in una città, et in torno à lei coſi belli, e vaghi Giardini." — Contarini, p. 13.

**) „Tutti quei poveri bambini abbandonati da loro genitori, si ricovrano ſotto il manto della Vergine glorioſa." — Blainville. S. 277.

Ein Schauſpieldichter. Freund Franzion!

Franzion. Was giebt's?

Schauſpieldichter. Ich danke allen Göttern, daß ich dich ſehe! Mein Buſen iſt bis zum Uebermaaß voll, ich muß ihn ausſchütten. — Das Trauerſpiel läuft unter uns auf allen Straßen herum, wer ſollte es nicht faſſen? — Ich hab's gefaßt. Geendet iſt der fünfte Akt, und mein Trauerſpiel iſt fertig. Es führt den Titel: Mord und Todſchlag in Neapel; oder: Die Franzoſen auf der Retirade, und die Patrioten in den letzten Zügen. — Freund! es iſt ein grauſames Stück Arbeit, aber es liefert lauter Fakta. Es iſt ein hiſtoriſches Schau- und Trauerſpiel der neueſten Zeit, voll Energie, und ohne Fiktion. So eben eile ich damit zu der Theaterdirektion, leſe das Stück vor, und bald wird es mit, und ohne Muſik, auf allen Theatern *) unſerer getreuen Stadt, glänzen.

---

*) Danno ombre a qual Sole, che non potrebbono arrichire di lume." — Loredano.

Franzion. Glück zu! — Ich habe ein Heldengedicht unter der Feder, das in

---

*) Neapel hat ſieben Theater. — Galanti. S. 103.

24 Geſängen, unter dem Titel: das gerettete Neapel, das Licht der Welt erblicken wird.

Schauſpieldichter. Allerliebſt! — So werden die Muſen würdig beſchäftiget.

Franzion. Ich habe dem tapfern Baillie, eine Ode zum Lobe der Ruſſen überreicht. Er wird ſie nach Petersburg ſchikken. Ich hoffe, ſie wird mir ein Maltheſer Kreuz erwerben.

Schauſpieldichter. Scharmant! — Die Muſen müſſen belohnt werden, denn ſie ſind artige Mädchen, und nehmen eben ſo gern, als ſie geben.

Ein Metzger. Meine Herren! glauben Sie mir, ich habe rechtſchaffen darauf los geſchlachtet.

Schauſpieldichter. Ich auch. — Ich habe die Bluthunde zu Hunderten gemordet.

Metzger. Sie?

Schauſpieldichter. Ich.

Metzger. Wo?

Schauſpieldichter. Auf Melpomenens Felde.

Metzger. Wo liegt das?

Schauſpieldichter (ſchlägt auf ſein Mannſcript.) Hier!

Metzger. Aha! Ihre Heldenthaten ſtehen auf dem *Papiere*? — Es ſind doch keine Franzöſiſchen Schlachtberichte? — Wir aber, ich und meinesgleichen! — wir haben in *natura*, alles Natürliche gemordet, was Franzöſiſch war oder ausſah. — Herr! ich habe in meinen Leben Schöpſe genug abgeſchlachtet, aber jetzt, zum erſtenmal in meinem Leben, Wölfe. Von jetzt an, werde ich mich auch den *Wolfs Metzger* nennen. Ein Schild laſſe ich mir malen und darauf ſoll ſtehen:

Der viele Tauſend Schöpſe hat erſchlagen,
Der durfte ſich nun auch an böſe Wölfe wagen.

— Ihr verſteht mich doch?

Schauſpieldichter. Warum nicht?

Ein Schneider. Mordelement! wir haben die Franzoſen und Patrioten garſtig zuſammen geflickt! (ſchwingt die Pike.) Ein paar Kreuzſtiche habe ich gemacht, die waren, ſo zu ſagen, admirabel!

Ein Schmidt. Und ich? habe ich nicht darauf los gehämmert, wie der heil. Vulkan auf ſeine Amboſe im Aetna?

Ein Mönch (ſingt.)

Curvum quod eſt, hoc flectimus,
Altum quod eſt, deponimus!

Ein Drechsler. Es galt! — Und, ich habe auch dúchtig darauf los gedreht.

Mönch. Habt ihr nicht bemerkt, daß unter euch, — mitten unter euch, — eine Amazone war?

Drechsler. Ja! 's iſt mir ſo.

Mönch. Sie trug ein grünes Kleid, einen Helm mit einem grünen Buſche. —

Schmidt. Richtig! — Sie hat ſich ritterlich gehalten.

Mönch. Nicht wahr?

Schmidt. Sie hat teufelmäßig darauf losgehackt.

Mönch. Ja, ſie hat Nerven! — und ſie iſt auch von dem Kardinal Statthalter eingeſegnet worden. — Seht! da kömmt ſie! — O du ſcharmantes Mädchen!

O mea pleſanſa! o mea mignoniſſima
dama!

du biſt eine Auserkohrne des Himmels! eine zweyte Judith! — Ich kann mich nicht faſſen, ich muß dir ſagen, allervortrefflichſte Heldin!

Ipſe amo te tantum, quód neſcio dicere quantum,
Nullus de mundo te plus amare poteſt *)

Du biſt groß und erhaben, du biſt ſchön und reitzend, und erweckſt ein ſehnendes Verlangen in mir.

---

*) Dieſe und die folgenden ſonderbaren Verſe, welche der Mönch recitirt, ſind aus einem eben ſo ſonderbaren als ſeltenen Werkchen genommen, das ſchwerlich in Jedermanns Händen ſeyn dürfte; aus des Arena Epiſtola ad ſallotiſſimam ſuam garſam, Janam Roſeam, pro paſſando tempus. Paris. 1575. — Der Mönch ſcheint ein Liebhaber von ſeltenen Schriften, von den Johannen, und beleſen zu ſeyn.

Tu es mihi tam bella et bona bragardiſſima garſa,
Quod velam in camera te rigolare mea.

Schmidt. Was iſt dem Herrn?

Franzion. Laßt ihn! er iſt entzückt.

Mönch. In te duntaxat penſat, mea reſta repenſat
Inte continuè mens mea tota manet.
Continuo ſalſo mecum te ſomnia iungunt,
Omnibus et mecum noctibus eſſe ſoles.

Franzion. Willkommen, tapfere Johanna!

Johanna. Ach! ſieh da, zärtlicher Sänger! — Ich bekomme doch ein Sonett?

Franzion. Ein Heldengedicht!

Johanna. Noch beſſer!

Mönch. O du unvergleichliche Heldin! Du Mann in Weibergeſtalt!

Per Chriſtum dominum! tu mihi ſola places.

Franzion. Johanna flößt Bewunderung, flößt Entzücken ein, und macht ſelbſt Heilige zu begehrenden Dichtern.

Mönch. O heiliger Franziskus! Herrliche Johanna, welch ein Mädchen biſt du!

Bella tibi facies! garcilis tibi naſus et osque,
Blancas tetinas tu quoque garſa, tenes.
Sunt oculi clari, ſunt et perdulcia labra
Baſca dulceta, tu quoque ſemper habes.
Et nitidi pendent clara ceruice capilli,
Ac ſunt membra tibi candidiore nive!

Franzion (klopft ihn auf die Achſel.) Bravo! — Bravo, Herr Pater! Sie ſchweben einher in einem Luftmeere von metriſcher Herrlichkeit, und —

Mönch. Ach Herr! Sie wiſſen nicht, wie mir bei all der metriſchen Herrlichkeit zu Muthe iſt!

Franzion. Schlimm?

Mönch. Noch mehr als ſchlimm!

O virgo! miſerere mei, miſereris amandem!

O! ich möchte ihr die Hände küſſen, bis mir der Athem entgieng!

Franzion. Aber die Hände ſind blutig!

Mönch. Gleichviel! (er naht ſich ihr) Ich grüße —

Johanna (geht dem Schauſpieldichter entgegen.) Indeß Sie, mein Theurer! tragiſche Szenen dichteten, machte und ſah ich ſelbſt welche, die wirklich waren. Indeſſen dieſer Halbverwandſchaft wegen (reicht ihm die Hand.) wollen wir uns einander nähern, und —

Schauſpieldichter. — Gott danken, daß wir ſo gut davon kommen!
(geht mit ihr fort.)

Mönch (ſieht ihr nach.) So? (indem er geht.)

Non bene cum ſociis Regna, Venusque
manent!

Franzion. Der Herr Pater können mir wohl nicht ſagen —

Mönch. Was?

Franzion. Wie 's ausſieht?

Mönch. (ärgerlich.) Wo?

Franzion (lachend.) Je nun! — in der Welt?

Mönch. Eſt mundus plenus fraudibus
atque malis.

Und bei, und mit den Weibern und Mädchen, mein Freund! ſieht's noch ſchlimmer aus.

Femina per multos nunc accaperet amantes,
Trento calegnayres una puella tenet.

Das weiß ich aus dem Beichtſtuhle her! Aber, nur Gedult!

Deficit ambobus, qui vult ſeruire duobus.

Franzion. Und dennoch hat die ſchöne Johanna geſiegt.

Mönch. Was wird's denn auch mit ihren Heldenthaten geweſen ſeyn? einem todten Franzoſen wird ſie ein paar Stiche gegeben haben —

Schmidt. Das ſagen Sie nicht!

Mönch. Ich ſage gar nichts, wenn ihr's haben wollt.

Schmidt. Sie hat gefochten, wie eine Löwin!

Mönch. Nun ja doch! — Sie hät 's aber können bleiben laſſen. Was hat ſie denn davon? — daß ſie ein Schauſpieldichter aufs Theater bringt, das wird die ganze Herrlichkeit ſeyn, und damit kann ſie hinlaufen. — Kömmt ſie mir aber in den Beichtſtuhl —

Ein Neapolitaner (kömmt gelaufen.) Wißt ihr auch, was geſchehen iſt?

Schneider. Nun? — doch kein Unglück?

Neapolitaner. Ich dachte gar! — Ihr kennt doch die tapfere Johanna?

Schneider. Warum nicht?

Drechsler. Natürlich!

Schmidt. Wir werden ſie ja kennen!

Franzion. Was iſt's mit ihr?

Mönch. Hat ſie etwas auf den Schnabel bekommen?

Neapolitaner. Auf den Schnabel? — Nein! auf die Bruſt.

Mönch. Auf die Bruſt? So? — So einen rechten Cirkumflex? Nicht wahr? — Oder gar einen Stich? einen Schlag? einen Hieb? einen Stoß?

Neapolitaner. Ich dachte gar!

Mönch. Nun? was denn?

Neapolitaner. Oeffentlich, unter einer großen Lobrede über ihre Tapferkeit, hat ſie der große Mann Nelſon, mit ſeinem einzigen, ihm noch übrigen Arme, umarmt, —

Schmidt. Umarmt?

Schneider. Nelſon?

Neapolitaner. Er ſelbſt, der große Held.

Mönch. (vor ſich.) Hm! Doch nur ein Ketzer!

Drechsler. Er hat ſie umarmt?

Neapolitaner. Umarmt, — und auf die Bruſt —

Mönch (gierig.) Gab er ihr einen Kuß, Nicht wahr?

Neapolitaner. Ich dachte gar!

Mönch. Nun, was denn ſonſt?

Neapolitaner. Auf die Bruſt hängte der tapfere Britte ihr ſein Portrait.

Mönch. Hm!

Schmidt. Donnerwetter! das heißt honorirt!

Mönch. Ja! wenn's das Bildniß eines Heiligen geweſen wär!

Neapolitaner. Der Admiral iſt ein Heiliger, denn er hat uns, unſern König, und unſer Vaterland gerettet.

Mönch. Nelſon, ein Heiliger? Ei! ſo blasphemirt! — (geht fort.) Geht mir mit euern neuen Heiligen! ich lobe mir die alten, ſie haben das mit alten Weinen gemein, daß man ſie lieber zu ſich nimmt, als die jungen. Mit Mädchen iſt's umgekehrt.

Ein Bänkelſänger. Wohl aufgeſchaut und angehört! Oeffnet Augen und Ohren meine lieben Chriſten!

Johanna focht mit Heldenmuth
an wackrer Männer Seite,
ſchlug überall Franzoſen tod,
der Chriſtenheit zur Freude.

Das blut'ge Eiſen in der Hand,
drang ſie in die Brigaden
der Sansculotten friſch und raſch,
und nahm doch keinen Schaden.

Seht, ſo beſchirmt die Kinder ſein
der Herr der Himmelsſchaaren,
und ſchützt und ſchirmt was ihm vertraut
in blutigen Gefahren.

(hält den Huth auf.) Nun, meine lieben Chriſten! ſeyn Sie gutthätig, und belohnen Sie den Sänger.

(Er bekömmt Geld.)

Schmidt. Ein ſcharmantes Stückchen Arbeit! und auch ſchön geſungen.

(Trommeln.)

Schneider. Was giebts?

Soldaten. Auf die Waffenplätze!

Schneider. Was ſoll's geben?

Soldaten. Auf die Waffenplätze!

Schneider. Gevatter! ich gehe nun nach Hauſe.

Drechsler. Ich auch.

Schneider. Ich habe nun das Meinige gethan.

Drechsler. Ich auch.

Seifenſieder. Nach Rom könnten wir aber doch mit ziehen. Es iſt doch wohl einen Marſch werth, die Peterskirche zu ſehen.

Schneider. Ich will's mit meiner Frau überlegen.

Drechsler. Ich auch.

Ein Kapuziner. Nach Rom, meine Freunde! nach Rom! — Morgen kömmt der König wieder hier an.

Schneider. Das müſſen wir doch erſt abwarten!

Kapuziner (theilt Kreutze[*]) unter das Volk aus.) Im Namen Gottes! gegen die Ungläubigen.

Volk. Gegen die Franzoſen!

---

[*] Die Soldaten der ſogenannten chriſtlichen Armee führen weiße Kreuze an den Hüthen. Ihr Zug gegen die Franzoſen wird als Kreuzzug betrachtet.

XI.

Auf dem Admirals-Schiffe.

Im Hafen vor Neapel.

Steuermann. Ihr wißt es doch ſchon, daß der König beider Sizilien, unſern wackern Nelſon zum Herzog, mit 18000 Dukati jährlichen Einkünften, gemacht hat?

Matroſen. So eben haben wir's gehört. — Es lebe König Ferdinand IV!

Steuermann. Und außer dem glänzenden Reigerbuſche, hat ihm der Grosherr auch als Orden, einen brilliantenen halben Mond überſendet. — Er trägt ihn auf der Bruſt, da, wo ſein Heldenherz ſchlägt.

Matroſen. Es lebe unſer tapfrer Nelſon!

(Es wird getrunken und geſungen.)

Nelſon (tritt unter ſie.) Nach gethaner Arbeit, läßt es ſich gut luſtig ſeyn.

Matroſen. Wir ſind es!

Nelſon. Daran thut ihr wohl! — Neapel iſt von den Franzoſen gereiniget. Aus dem Kirchenſtaate ſind ſie verjagt; Rom iſt befreit. Ober-Italien iſt wieder in den Händen ſeiner rechtmäßigen Herren. Wir ſind die Beherrſcher des Mittländiſchen Meeres. — Maltha iſt noch allein in den Händen der Franzoſen.

Matroſen und Soldaten. — Wir wollen's erobern!

Nelſon. Das muß geſchehen. Zu dieſem Unternehmen, ſtärkt euch. Die Ruſſen gehen mit uns.

Alle. Es leben unſere Waffengeſellen; die Ruſſen!

Nelſon (zu den Offizieren.) Meine Herrn! ich habe eine ſonderbare Nachricht erhalten. —

Kapitain Burlet. Aus England?

Nelſon. Aus Aegypten.

Burlet. Von Sidney Smith? — doch nicht etwa eine Unglücksport?

Nelſon. Bonaparte hat ſeine Armee in Aegypten verlaſſen.

Burlet. Verlaſſen?

Nelſon. Und zwar, nicht in der beſten Lage. — Er iſt nach Frankreich. — Aus Genua erhalte ich Nachricht, er ſey wirklich ſo glücklich geweſen, der Wachſamkeit unſerer Schiffe zu entgehen, und ſey in Frankreich angekommen.

Burlet. Was gilt's, er ſchifft ſich auf der Breſter Flotte ein, und führt Sukkurs nach Aegypten!

Nelſon. Ach! wenn er doch das thät! — Ich glaube aber, ſeine Gegenwart bei den Landarmeen wird nöthiger ſeyn.

Burlet. Es wird einen groſſen Kampf gelten! — Bonaparte gegen Karl und Suworow!

Nelſon. Der Korſe hat viel Glück! Zweimal ſchon entkam er uns, und Smithen entgieng er auch ſo wunderbar.

Ein Offizier (kömmt und bringt Depeſchen.)

Nelſon. Ha! Trowbridge überſchickt uns die Kapitulationspunkte von Rom und Civita Vechia. — Wir haben nun lange genug die Freuden und Leiden dieſes Landes genoſſen, Neapel iſt gerettet. Jetzt, gehen wir auf Maltha los!

[Christian August Vulpius]

Hulda

oder

die Nymphe der Donau

eigentlich

die Saalnixe genannt.

Leipzig, 1804.
bey Wilhelm Rein und Comp.

22230-A

Landes-
Bibliothek
Weimar

Hulda

das ſchöne Waſſerfräulein.

An Hulda.

Der Schleier auf der Fluth? Was mag er freundlich decken?
Was ſchwebt im Silberſchaum auf leichten Wellen hin?
Will mich die Wirklichkeit aus ſchönen Träumen wecken?

IV
Verheiſst die Phantaſie mir freundlichen Gewinn?
Wie? Oder, hab' ich mich in Wellen ganz verloren? —
Die Liebesgöttin ſelbſt, dort wurde ſie geboren!

Aus blauer Fluth herauf, von Weſten ſanft getragen,
Heb ſich die Göttliche, aus leichten Silberſchaum,
Beſtieg den goldnen Sitz im Perlen-Muſchelwagen,
Und überflog mit Luſt den waſſerblauen Raum.
Sie heiligte die Fluth, die ſie ſich ſelber weihte;
Und jeder Welle giebt die Liebe das Geleite.

Die Liebe in der Fluth, die Schöne unter Wellen?
Wer ſtürzte nicht entzückt in runde Arme ſich?
O! könnt' ich, Hulda, doch zu Dir mich ſanft geſellen!
Wie gern käm ich zu Dir, rief Deine Stimme mich!
Hinab durch Feld und Au, hinab von ſchroffen Klippen,
Entgegen Deinem Kuß der feuchten Purpurlippen!

Hinab zu Dir, hinab durch helle Silber-Wellen,
Durch Fluthen in das Schloß, in's goldne Kämmerlein!
Der Liebe Flamme wird die Grotte ſchön erhellen;

Es ſpielt im lichten Glanz der Augen
ſanfter Schein.
Und wo ſich Arm mit Arm zum Ringe
ſchnell verkettet,
Da haſt Du, Hulda, ſelbſt die Liebe
weich gebettet.

Ganz Thüringen ſpricht von der ſchönen Hulda. Sie iſt eine gar liebliche, freundliche Erſcheinung über den Wellen, und zärtlich waltet ſie unter den Fluthen. Sanft breitet ſie über die rollende Wellen von ſilbernen Schleier, und unter blauen Fluthen lacht freundlich ihr blaues Auge, Liebe. — Und Albrecht war einſt der Glückliche, den das ſchöne Waſſerfräulein liebte, dies ſagt unter den Sagen der Vorzeit, die zu uns gekommen ſind, eine der freundlichſten, die uns noch weiter zurück führt, in jene ſchönen Zeiten, in denen Sterblichen der Olymp ſich öffnete, und ſelbſt Göttinnen ihren Himmel mit Menſchen theilten.

In den fruchtbaren Thälern, welche die Saale durchſtrömt, ſtehen viele freundliche Häuſer auf den Felſenbergen, die die Wogen der Saale beſtürmen, erheben ſich ſtattliche Schlöſſer, und die Bewohner der Hütten und Veſten wiſſen zu erzählen von der Nixe des Fluſſes, der die herrlichen Saalgegenden mit ſilbernen Banden durchſchlingt und begrenzt. Noch ertönt in einigen Gegenden der alte Sang:

Waſſerfräulein! durch die Auen
wandelſt Du wohl her und hin.
Den Geliebten zu erſchauen,
wandelſt Du am Ufer hin.

Sanft ertönen Deine Lieder
Zärtlich, ſüß, und wohlvertraut.
An dem Fluſſe hin und wieder,
wandelt ſie, die Waſſerbraut.

Den Geliebten zu empfangen
breitet ſie den Schleier aus,
führt mit zärtlichem Verlangen,
ihn in's kühle Waſſerhaus.

)( )(

Nixlein! gehſt Du auf und nieder,
liebes Nixlein! ſuchſt Du mich?
Wandelſt Du ſchnell hin und wieder,
findet der Geliebte Dich?

Waſſerfeine! unter Wellen
folgt Dir nur, der ſchon Dich kennt,
den Du wählteſt zum Geſellen,
der Dich ſeine Hulda nennt. ꝛc. ꝛc.

So weit! Und nun zu gegenwärtiger Erzählung ſelbſt.

Sie erſcheint jetzt zum zweitenmal ganz umgearbeitet, wie der flüchtigſte Blick leicht dem zeigen wird, der die erſte Ausgabe kennt. Vielleicht hat ſie dadurch etwas gewonnen. — Man hat in Wien die gute Nixe als ein Waſſerweibchen aus der Saale in die Donau, und aus dieſer auf die Bühne gezogen, aber im Heraufziehen hat man ſie verwechſelt, und eine plumpe Donauwaſſerhoſe ſteht, ſtatt der freundlichen, zärtlich Hulda dort, ein Waſſergeſpenſt, das zwar ihren Namen ſich anlügt, das aber keine Hulda iſt, entſtiegen den Silberfluthen der rauſchenden Saale, deren zärtliches Abentheuer mit dem geliebten Albrecht von Berka, die Leſer unterhalten ſoll, in ſo fern ſie nämlich, verſteht ſich, unterhaltbar ſind.

Der kleine Anhang über Sitten und Gebräuche der deutſchen Vorzeit, in Bezug auf gegenwärtige Erzählung, und nicht weiter, verſteht ſich, kömmt vielleicht manchem Leſer nicht ungelegen. Weitläuftig wollte ich nicht werden.

Weimar, geſchrieben am Tage Konkordia 1804.

A. V.

Die
Saal-Nixe.

Le cerulee bellezze, e mattutine
Il Mar dal Ciel, un Ciel il Mar parea!

Marino.

Erſtes Buch.

Unter den Fluten der rauſchenden Saale
bietet die Liebe die blinkende Schaale,
ſchäumet der Freuden belebender Wein
hell in die ſtrahlenden Becher hinein.

Sanft liſpelte der Abendwind in den Wipfeln der immergeſchwätzigen Pappeln; es vergoldete die fliehende Sonne die Gipfel der grauen Berge, ſchimmerte im Lichtglanz über die wallenden Spitzen des hohen Graſes der buntbeblümten Aue, und goß in glühend rothen Flammenſtrahlen ſich über die kriſtallene Fluth der rauſchenden Saale. — Alles war ſtille. — Die Vögel ſuchten ihre Neſter, es zirpte die monotoniſche Grille ihr harmloſes Abendlied, und nur die Abendfliegen ſummten noch über's Feld.

Weit umher kein Ton, kein Laut, als Hufſchlag zweier Roſſe.

Es ritten Albrecht, der Sohn des Grafen Herrmann zu Berka an der Ilm, und Bernd, ſein Knappe, ſchweigend, wie die Gegend, auf dem Fußſteige nahe am Ufer der rauſchenden Saale dahin. — Noch von Jena aus, hatten ſie auf ihrem Ritte, mancherlei mit einander gekoſet, jetzt aber, je näher ſie Burgau kamen, war eine tiefe Stille eingefallen.

Auf jener Veſte, der ſie eben entgegen ritten, hauſete Hartwig von Burgau, aus dem Arnshauger Geſchlecht, ein ſtattlicher, edler Rittersmann, gaſtfrei und ehrſam, ein wackerer deutſcher Degen, ein guter Freund

und Waſſenbruder des alten Berkaer Grafen.

Vor einigen Wochen hatten dieſe beiden alten Geſellen, einander auf einem Fürſtentage zu Erfurt angetroffen, nach vielen Jahren der Trennung, hatten ſich der Freudentage ihrer Jugend, der Händel, Fehden und Gelage ihrer ſpätern Jahre erinnert, hatten einander Herz und Seele aufgeſchloſſen.

„Ich wollte, — rief Hartwig vergnügt aus; — nicht tauſend Goldgülden genommen haben und daheim auf Burgau, geblieben ſeyn, da ich wußte, Dich hier anzutreffen, in unſerm lieben Erfurt, wo wir oft ſo vergnügt und fröhlich waren, beſonders damals, als wir einmal bei einem Turnier, den ſittigen Biſelbacher und Linderbacher Fräuleins, eben ſo tief in die blauen Augen, wie in unſere Becher geſehen hatten. Weißt Du es noch?“

„Ich werde ja das noch wiſſen! — antwortete Herrmann. — Wir machten damals tolle Streiche. Ich, Du, der Kapellendorfer.“ —

„Der iſt nun ſchon ſeit zwei Jahren todt. Gott verleihe ihm eine fröhliche Urſtänd!“

Sie ergriffen, und leerten die Becher. Herrmann, fuhr fort:

„Bald hätte das verdammte Zipperlein mir einen Strich durch die Rechnung gemacht, und mich um die Freude gebracht, Dich alten Geſellen in Freud und Leid, hier in Erfurt, endlich einmal wieder zu ſehen. Ich wollte auch meinen Jungen dem Herrn Landgrafen ſelbſt vorſtellen, da machte ich mich endlich auf, und ſiehe da! das Zipperlein blieb daheim, in meiner Burg, bei meinem Burgpfaffen. Dort, werde ich es auch wohl wiederfinden. — Ja, Freund! ich werde recht hinfällig.“

„Wie will's anders kommen! — rief Hartwig aus. — Wir haben gelärmt, geſchwärmt, geſtritten, getrunken, geliebelt, gelebt, — und müſſen nun andern Platz machen, die das auch thun wollen. Bei mir, wackelt's und kracht's immer, da ſtütze ich denn unter, ſo lange es nur gehen will, bis das alte Neſt einmal plötzlich zuſammen ſtürzen, und die Pfaffen mir das Requiescat in pace! ſingen werden. — Wie Gott will! Ich habe mein Gutes in der Welt genoſſen, und kann's gar nicht übel nehmen, wenn endlich einmal zur Abfahrt geblaſen wird. — Gott gebe uns einen ſanften Schlaf, und eine freundliche Kammer in ſeinem Reiche! — Nur möchte ich, ehe ich meiner Hausfrau nachfahre, mein einziges Kind, meine Bertha, gut untergebracht wiſſen. Sie iſt mein Augentroſt und meine Seelenweide, ein gutes, frommes, deutſches Mädchen, der ich gern einen wackern, deutſchen Mann aufſuchen möchte; denn ſie verdient etwas Gutes, bei meiner Ritterehre!"

Herrmann ſann einige Augenblicke nach, ergriff endlich den Becher, und rief aus:

„Freund! laß uns wieder jung werden, und neu aufleben, in unſern Kindern! — Gieb Deine Bertha meinem

Albrecht zum Weibe. — Albrecht iſt gut und brav. Du kennſt ſeinen Vater, Du weißt, wohin, wie das Sprüchwort ſagt, die Aepfel fallen, Bertha kömmt in keine ſchlechten Hände. — Ueberlege es! — Meinen Jungen will ich zur Schau nach Burgau ſchicken. Deine Bertha mag ihn beſehen. Gefällt er ihr nicht, ſo trabt er wieder davon. Sein Oehm, der Graf von Weimar, hat ihn vor ſechs Wochen wehrhaft gemacht, da hat er ſein eigenes Pitſchir erhalten, und dient als Edelknappe in der Fehde gegen den Schwarzburger. Iſt die Sache abgethan, und er hat ſich gut gehalten, was ich hoffe, ſo mag er ihn zum Ritter ſchlagen. Er hat dann keine nöthigen Abhaltungen, und mag in aller Heiligen Namen! ſeinen Brautritt thun."

Das beſchloſſen die Alten, gaben ſich die Hände, und leerten die Becher, mit einem herzlichen:

„Es bleibt bei'm Alten!“

Die Leſer werden nun leicht errathen, daß Albrecht, indem er an der Saale einhertrabte, und ſchweigend ſeine Augen auf die Burgauer Veſte richtete, jetzt ſeinen Brautritt that. — Je näher er der Veſte kam, je ſtärker klopfte ihm das Herz. — Endlich hielt er ſtill, ſchöpfte tiefauf Athem, und rief ſeinem Knappen zu, voraus zu reuten, und ſeine Ankunft auf dem Schloſſe zu melden.

Bernd ſprengte davon, und Albrecht ritt langſam, nur Schritt vor Schritt, weiter.

Die Sonne war untergegangen. — Die Abenddämmerung brach ſtark herein.

Albrecht wurde immer unruhiger, je näher er der Veſte kam, ſein Herz klopfte laut und hoch auf, und mancher Seufzer flog mit dem balſamiſchen Abendwinde über die duftenden Wieſengründe.

Auf einmal rauſchten ſanfte Töne einer weiblichen Stimme in ſein Ohr. — Er hielt an, ſah allenthalben ſich um, erblickte auch nicht Eine menſchliche Seele, und dennoch vernahm er, nicht allzu fern Geſang.

Wie angewurzelt blieb er mit ſeinem Roſſe auf Einem Fleck, hielt, lauſchte, blickte forſchend umher, und hörte ſingen. — Nach und nach kam der Geſang näher, und endlich vernahm er ſogar die Worte:

„In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
komm Ritter! komm zu mir herein.
In meinem goldnen Kämmerlein
ſoll, weich und ſanft, das Brautbett
ſeyn.“

Es blieb ſtill. Die nämlichen Geſanges Worte wurden darauf wiederholt, und dann, blieb's wieder ſtill.

Albrecht überſchaute mit hellen Augen das gegenſeitige Ufer der Saale, aber er konnte keine Sängerin erſpähen.

„Sollte wohl, — ſprach er bei ſich ſelbſt; — Bertha hier luſtwandeln, und ſo einladend ſingen? — Unmöglich! So ſpät wird ſie im Freien ſich nicht umhertreiben, ſo frei lockend, wird eine züchtige Jungfrau nicht ſingen.“

Er wollte weiter reuten; der Geſang begann wieder; er hielt an.

„In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
komm Ritter! komm zu mir herein.
In meinem goldnen Kämmerlein
ſoll, weich und ſanft, das Brautbett ſeyn."

„Sonderbar! — murmelte Albrecht vor ſich hin; — Ich ſuche eine Braut, und es bietet ſich mir eine an, die ſich nicht ſehen läßt. — Heda! Wer iſt da?"

Es kam keine Antwort, keine Stimme, kein Geräuſch, alles blieb ſtill, nur der Widerhall gab ihm das letzte Wort ſeiner Frage zurück. Er fragte noch einmal, es blieb bei dem letzten Wort, das die ſchöne Nimfe Echo, als Dame, ſtets haben muß. Aber es wurde wieder geſungen:

„Du weißt es nicht, wie gut ich bin!
Mein Herz, hegt hohen Liebesſinn.
Mein Schlößlein iſt gar ſchön erbaut,
und ich bin eine reiche Braut.“

„Wer biſt Du?“ — rief Albrecht.

Keine Antwort, als das letzte Wort des Widerhalls, und drüben, über dem Fluſſe, ſang's fort:

„Viel Freier bulten, nah und fern,
um meine Liebe, herzlich gern,
ich aber wünſche nur allein
von Dir, mein Schatz, geliebt zu ſeyn!“

Albrecht wollte, ziemlich ärgerlich, abermals fragen, als auf einmal ſeine Augen ſich ganz zu öffnen ſchienen. Da ſah er am gegenſeitigen Ufer der Saale, eine weißgekleidete, weibliche Geſtalt mit langen, herabwallenden, goldgelden Haaren zwiſchen weißen, auf der Wieſe ausgebreiteten Tüchern, umherwandeln. — Er blickte hinüber, er ſah auf den Fluß, der auf einmal ſo ſeicht wie ein Bach geworden zu ſeyn ſchien, und war ſogleich entſchloſſen, durch dieſe Furth, hinüber zu der Sängerin zu reiten, in der er endlich doch wohl noch das Burgauer Fräulein kennen zu lernen glaubte. Sie ſang eben wieder, und er hielt den Zügel an:

„Was helfen alle Freier mir?
Mein Herz ſehnt ſich allein nach Dir.
Ich wünſche, lieber Ritter, mein!
allein nur deine Braut zu ſeyn.“

Der Fluß wurde immer ſeichter. Schon waren die Kieſel auf dem Grunde der Saale zu erblicken. Das Waſſer konnte dem Roſſe kaum über die Hufen gehen. Albrecht war feſt entſchloſſen, hinüber zu reuten und die Bekanntſchaft der holden Sängerin zu machen, deren Silberſtimme der Magnet ſeines Entſchluſſes wurde. Die Töne ihres Geſanges, trafen, gleich ſanften Pfeilen ſchmachtender Blicke, ſein Herz, gleich Angelhaken, zogen ſie ihn in die Fluth. — Er gab ſeinem Rappen die Sporen. Der Rappe ſcharrte mit den Hufen, und ging nicht vom Platze. Er drückte ihm die ſcharfgezackten Räder in die Lenden, der Rappe ſchlug aus, kam aber nicht von der Stelle. Er ſchlug ihn zwiſchen die Ohren, der Hengſt bäumte ſich hoch auf, wieherte laut, ſchüttelte unwillig und ſchnaubend die Mähne, aber er ging keinen Schritt weiter vor.

Drüben am Ufer, wandelte die liebliche Sängerin immer noch umher, und ſang wiederholend:

„In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
komm Ritter! komm zu mir herein.
In meinem goldnen Kämmerlein
ſoll, weich und ſanft, das Brautbett
ſeyn.“

Unwillig über ſeines Roſſes Widerſetzlichkeit, ſchlug Albrecht das edle Thier ſtärker. Es ſchlug aus, bäumte ſich hoch auf, ſchnaubte heftiger, aber in den Fluß war es nicht zu bringen, der jetzt kaum ein Bach zu ſeyn ſchien, ob es gleich ſeinen Herrn ſchon oft genug durch reiſſende Ströme kräftig und willig getragen hatte.

Albrecht warf ſich von dem widerſtrebenden Roſſe, ergriff den Zügel, und

L. B. Weimar

wollte es ſich nach, durch die ſeichte Saale führen; da tönten auf einmal naheher Hufſchlag, Hörner, und Gebell der Rüden und Steuber, ihm zu. — Er blickte hinüber, nach der Sängerin, im Hui war ſie mit ihren ausgebreiteten, weiſſen Tüchern verſchwunden, und die Saale rauſchte, wie zuvor, in ſchäumenden Wellen wieder brauſend einher.

Hartwigs Rüſtmeiſter, Bernd, und noch einige Burgauer Knappen, ſprengten mit ihres Herrn Willkommen Albrechten entgegen. Er folgte ihnen nachdenkend über die Erſcheinung an der Saale, und feſt entſchloſſen, kein Wort davon zu ſagen, nach Burgau.

Der alte, ehrenveſte Rittersmann, Hartwig, empfing den Sohn ſeines Freundes mit einem biedern Händedruck, und züchtiglich neigte das ſchöne, minneholde Fräulein ſich gegen den Gaſt, ohne zu ahnden, warum er gekommen war, indem ſie ihm den Ehrentrunk mit den freundlichen Worten reichte:

„Seyd willkommen auf Burgaus Veſte!“

Bertha war ein liebes, gutes, deutſches Mädchen, mit blauen Augen voll Huld und Liebe, mit Blicken voll Seelenadel und Herzensgüte. Rein war ihr Herz, wie die Aetherfarbe ihrer Augen; ihre Wangen entglühten im ſchönen Roth der Schaamhaftigkeit. Blond war ihr Haar, voll und rund waren Arme und Buſen; Kraſt war in ihren Nerven, Spannung in ihren Muskeln. Still und häuslich erzogen, lebte ſie in beneidenswerther Unſchuld, zufrieden mit ſich ſelbſt und den Ihrigen, achtzehn Jahre dahin, und hatte — Man ſieht es, in welchem Zeitalter ſie lebte! — noch keinen Geliebten gehabt; nicht einmal das Bedürfniß hatte ſie gefühlt, einen Liebhaber zu haben, und wußte nicht das geringſte von Schmachten, Sehnen, oder gar von liebezärtlichen Augenblicken. Selten ſah ſie junge Herren, und ſah ſie ja etwa welche auf der Burg, ſo geſchah es doch nur, um ihnen den Ehrentrunk zu reichen. Einigemal wollten dergleichen Gäſte ihr wohl ſchöne und zärtliche Sachen vorſagen, der Vater aber ſtöhrte ſie im Konzept, und Bertha glaubte nie dabei etwas verloren zu haben.

Albrecht nahm von dem Teller den goldenen Becher, den Bertha ihm darbot, und leerte ihn mit ritterlicher Trinkluſt, indem er ihr zu rief:

„Eurer Gunſt empfehle ich mich, ſchönes Fräulein!‟

Sie konnte kein Wort antworten, ihre Wangen entglühten höher, und ihre Lippen zitterten, ohne ſich zu öffnen, ſie neigte ſich, und trat ſchüchtern zurück. — So oft ihre Blicke Albrechts Blicken begegneten, ſchlug ſie die Augen nieder, wurde immer verlegener und ging endlich, ohne ſich um zu ſehen, — wohin damals die Fräuleins gingen, wenn ſie Gäſte hatten, — in die Küche.

Der alte Hartwig war fröhlich und geſprächig, Albrecht hatte viel zu antworten; die Becher gingen fleißig herum.

Freundlich thaten Beſcheid der wohlbetagte, gutgenährte Burgpfaffe, P. Liborius und Hartwigs fröhlicher Geſellſchafter Meiſter Heerbrand, genannt Minnewart, ein weitgereiſter, kluger Ehrenmann, ſtark in die Funfzig, hocherfahren in den Wiſſenſchaften der Aſtrologie, Chiromantie, in der Zeichendeuter Kunſt, und Muſikus, Arzt, und Dichter dabei. — Albrecht gefiel ſich in dieſem Zirkel, lobte des Alten gute Geſellſchaft, und verſicherte, bei ihm, daheim in Berka, gehe es nicht halb ſo fröhlich und luſtig her, als hier.

Hartwig wurde zutraulich, und rückte mit dem Geſtändniß heraus, Albrecht ſey gekommen, um zu erfahren, ob er ſeiner Tochter gefallen könne; und ſey hieher auf die Brautſchau geritten, zu ſehen, ob ſie ihm gefalle. — Der P. Liborius rief aus:

„Gott ſegne Euer Vorhaben, edler, junger Rittersmann! Bertha iſt ein ſchönes, edles Fräulein, ein gutes Kind, und wird alſo auch eine gute fromme Hausfrau werden.“

„Nun wohl! — rief Meiſter Minnewart aus; — Es wird Zeit, daß die ſchönen, langen Haare des edlen Fräuleins unter die Haube kommen, denn ſie iſt jetzt ein frei lockbares Weib, wie wir zu ſagen pflegen, und das Sprichwort ſagt:

Zeitig gefreit,
hat nimmer gereut!

Ich hoffe, bald ein Hochzeitlied ſingen zu können, und bald darauf, ein anderes Liedchen hinterdrein. — Jetzt ergreift die Becher, getrunken, geleert bis zur Nagelprobe, und laut aufgeschrieen: Es ſoll leben das Braut Paar in Hoffnung!“

Das Fräulein trat ein, den Tiſch zu beſchicken mit häuslicher Geſchäftigkeit, die ihr gar wohl ließ. Luſtig rief der Alte ihr zu:

„Heda, Bertha! Mitgetrunken! — Die Geſundheit heißt: Das Braut Paar in Hoffnung!“

Sie ſprach dieſe Geſundheit nach, und trank, doch erlies man ihr, wie billig, die Nagelprobe. Albrecht aber rief aus:

„Wie klingt dieſe Geſundheit doch ſo lieblich, wenn ſie aus einem ſchönen Munde kömmt!“

„Halt' an, junger Rittersmann! — lächelte Hartwig, — Keine ſo glatten Worte! das Mädchen möchte wohl gar meinen, die Geſundheit gelte ihr ſelbſt.“

„Bin ich doch keine Braut!“ — rief Bertha aus, und ſchlug ſittſam züchtig die Augen nieder.

Meiſter Minnewart fiel ein:

„Das könnt Ihr wohl bald werden, edles Fräulein, wenn Ihr nicht etwa als eine alte Jungfrau ſterben wollt.

Ein altes Kraut hat kein Gedeih'n!
Man muß ſein jung und zeitig frei'n.

Ich bin zwar ſelbſt ein Hageſtolz leider! geblieben, aber das geſchah, aus Liebe und Luſt zu den lieben Wiſſenſchaften. Eins hätte ich vernachläſſigen müſſen, mein Weib oder mein Studium. Dieſes aber gab mir Brod, und alſo konnte ich kein Weib nehmen. — Da ich alſo nun nicht Ein Weib allein lieben durfte, ſo liebe ich ſie jetzt, um mich an dem Schickſal zu rächen, Alle.“

„Ja, ja! — rief P. Liborius lachend aus, — Ihr ſeyd noch immer, trotz Euern Jahren, ein — ſo zierlicher Hageprunk, daß ich mich oft über Euch und Euer verliebeltes Thun und Getändel, nicht genugſam verwundern kann.“

„Ich bin ein Dichter, mein lieber Pater! — rief Minnewart aus; — und die Dichter ſind alle galant und zärtlich gegen die Damen, bis an's Ende ihres Lebens. Sie wuchern mit Gaben des Himmels. Niemand kann ſich das geben, noch kann es ihm genommen werden. Seht! Es iſt mit der Liebe, wie mit der Dichtkunſt, und mit der Dichtkunſt, wie mit der Liebe: Sie wird mit uns geboren, und ſtirbt mit uns.“

„Ja, ja! ſie ſtirbt mit uns!“ — lächelte der Pater.

„Und iſt ſie todt, — fuhr Minnewart fort, — ſo bitten wir uns für ſie, wie für andere arme Todte, von der lieben Pfaffheit das freundliche, herrliche Poculum charitatis aus, und alle Kehlenhöfe und Kuttelhöfe der ehrſamen Geiſtlichkeit ſollen, nach unſerm Dankwunſche, ſtets gefüllt und wohlverſehen ſeyn!“

Alle lachten laut auf, und der Pater drohte lächelnd mit dem Finger. Minnewart wollte weiter reden, Bertha aber, die den alten Witzbold bei'm Becher kannte, fragte:

„Soll ich auftragen laſſen?“

Dieſe Frage erhielt eine geneigte Antwort, und die Knappen traten mit den wohlgefüllten Schüſſeln ein.

Nach Tiſche wurden die Kannen und Becher gefüllt mit herrlichen Landwein, wieder aufgepflanzt. Bertha, und ihre Amme Anna, die nach damaliger Zeit Sitte auch zugleich ihre Erzieherin war, griffen zur Kunkel, und drehten nach alter, deutſcher, hauswirthlichen Sitte, zierliche Fäden, indeß die Männer zechten.

Albrecht blickte ſeitwärts ſtets nach der ſchönen Spinnerin, und ſo oft die Spindel in die Ecke des Gemachs lief, erlaubte ſich Bertha nach und nach, gleichfalls ein Seitenblickchen, nach dem freundlichen, artigen Gaſte, der vielleicht ſchon manchem Mädchen gefallen hatte. Oft trafen ſich ihre Blicke, und betroffen ſchlug das züchtige Fräulein ihre Augen nieder. Einmal, erſchrack ſie darüber ſogar ſo ſehr, daß ſie zu ſprechen anfing:

„Habt Ihr auch Schweſtern, Herr Ritter?“

„Ich bin meiner Eltern einziger Sohn, und habe keine Schweſtern;“ — war ſeine Antwort.

„Aber Euere Frau Mutter lebt noch?“

„Sie lebt noch. Eine gute, liebe Mutter!“

„Meine Mutter iſt ſchon ſeit ſechs Jahren todt. Sie war auch recht gut.“

„Das war ſie! — rief der alte Vater gerührt aus. — Sie war eine ehrliche, gute, deutſche Frau. — Werde Du, Bertha, dereinſt ein ſolches Weib, wie Deine Mutter war, ſo wird Dein Mann Dich hochachten und lieben, und Deine Kinder werden Dich ſegnen. O! meine Freunde! Ein frommes Weib, voll Zucht und Ehre, iſt das größte Gut eines Mannes auf Erden.“

„O! die lieben Weiber! — rief Minnewart aus. — Sie ſind es, die uns Männern zum Troſt und zur Erquickung geſchaffen ſind. Sind ihre Arme nicht dazu da, uns liebreich zu umfangen? Haben ſie nicht ſo weiche, ſammetne Händchen, um unſere Hände ganz ſanft zu drücken? Haben ſie nicht die ſchönen, hellblinkenden Augen, uns Zärtlichkeit zuzublicken? Wie iſt doch an den guten

Geſchöpfen alles ſo anmuthig, ſo kitzlich, ſo zuthätig, ſo einſchwätzig, ſo fein, ſo mild, ſo liebäuglich und mundig! Seht! ſind ſie nicht da, um uns zu ſagen: wir ſind geboren für euch als Geſellinnen in Freude und Leid?! Wir ſind der Mond eurer Sonne; wir ſind da, mit euch zu ſcherzen, zu koſen, zu lachen und zu weinen, wie ihr es gern haben wollt; wir ſind euch zugegeben, euch zu tragen, zu hegen, zu pflegen, zu wärmen, zu umfahen, und mit herzlicher Liebe zu erquicken. Wir haben Freude an Euerer Freude, und nehmen Theil an euern Leiden und Wehen. Mit Einem Worte: wir ſind euere andere Hälfte, und ſuchen in euch unſere andere Hälfte. Ach! kommt, daß wir uns vereinigen, des Lebens froh zu werden, mit einander und durch einander.“

Lachend rieſen ihm die Zuhörer Beifall zu, und er, ſetzte hinzu:

„Ich pflege in einem meiner Lieder zu ſingen;

Liebt Mann und Frau ſich treu und gleich,
ſo iſt die Eh' ein Himmelreich!“

Nun griff er nach der Harfe, und ſang ein Lied. Dann wurde aufgebrochen. Bertha reichte dem Gaſte den Schlaftrunk, jedes ging in ſein Kämmerlein, und legte ſich zu Bette, um froh und wohlgemuthet einzuſchlafen.

Den folgenden Morgen nahm Hartwig ſeine Tochter vor, und ſagte ihr, nachdem er ſich von ihr den Küchzettel hatte vorerzählen laſſen, daß Albrecht einige Zeit hier bleiben, und ſich eine Braut ausſuchen werde. Schnell fragte Bertha:

„Etwa die Lobedaburgerin?“

„Das weiß ich nicht;“ — antwortete der Alte.

„Oder das Trießnitzer Fräulein?“

„Das kann ich Dir nicht ſagen. — Würdeſt Du denn der Trießnitzerin den Bräutigam gönnen?“

„Warum nicht?“

„Es würde Dir nicht empfindlich ſeyn, wenn er vor Deinem Kämmerlein vorbeiginge, ohne anzuklopfen, oder Dir einen Bindebrief in die Hand zu drücken?“

„Er kann ja thun, was er will.“

„Wenn er aber nun etwa gekommen wär“ —

„Um mich zu freien? — Wohl nicht!“

„Es wär aber doch auch nicht unmöglich.“

„Was würdet Ihr dazu ſagen?“

„Das, was Du dazu ſagen würdeſt.“ —

„Hat er ſich denn etwa gegen Euch etwas davon merken laſſen?“

„Das könnte ich eben nicht ſagen. — Aber wenn er nun — — Er könnte Dir doch gefallen?“

„Wenn er Euch gefällt, ach ja!“

„Je nun! Wenn Du“ —

„Still! — Ich glaube, er kömmt!“

Er kam wirklich, wünſchte einen guten Morgen, den man ihm freundlich zurück gab, und wurde zum Frühſtück eingeladen.

Der Rüſtmeiſter trat ein, er hatte mit ſeinem Herrn zu ſprechen; Hartwig folgte ihm in den Rüſtſaal.

Sobald ſich die jungen Leute allein beiſammen ſahen, griff Bertha raſch nach der Kunkel, und Albrecht trat an's Fenſter. — Er drehte ſich eben wieder zu ihr herum, als ſie aufblickte. Schnell aber ſchlug ſie die Augen wieder nieder. Er rief ihr verlegen zu:

„Ihr ſeyd ſehr fleißig, ſchönes Fräulein!“

Sie ſah ihn freundlich an, und lispelte:

„Das muß wohl nun einmal ſo ſeyn!“

„Ihr werdet eine gute Hausfrau werden.“

„Fleißig bin ich ſtets geweſen. — — Ihr habt daheim wohl eine ſchöne Burg?"

„Mein Berka iſt wohl gelegen. Wie hier die Saale, ſo fließt die Ilm am Fuſſe des Berges hin, auf welchem die Veſte liegt. Der Fluß iſt fiſchreich, meine Unterthanen haben guten Ackerbau, ja, ſie bauen auch Wein. Ich habe ſchöne, große Forſte, mit Wildpret wohl beſetzt, und ſechs große Gärten, die herrliche Früchte tragen."

„Ihr ſeyd auch ſchon gereiſet?"

„In Thüringen herum."

„Da werdet Ihr hie und da ſchöne Jungfrauen geſehen haben."

„Ich muß es geſtehen, ich habe in Eiſenach, in Mühlhauſen, auch am Hofe zu Weimar, viel ſchöne Geſichter und minnigliche, holde Jungfrauen geſehen, aber, ſeit kurzem — ſah ich nur Eine, der ich wünſchte mein Herz zu ſchenken, die ich zum Altar führen möchte.“

„Verwünſcht! — Da iſt mir der Faden ſchon wieder geriſſen! — Unſer diesjähriger Flachs iſt“ —

„Die Holde, die“ —

„Es iſt damit — Der Flachs hat“ —

„Die Zarte, die ich meine, die Einzige, zu der ich ſagen möchte: werde mein Weib! iſt“ —

„Ich möchte wohl einmal Euer ſo ſchön gelegenes Verka ſehen.“

„Gutes Fräulein!“ —

„Es iſt ſehr warm!“

„Schöne Bertha! Wenn Ihr — Wenn mein Herz“ —

„Dieſe Hitze, ſchon ſo früh! das wird heute ein heißer Tag werden.“

„Ein Tag des Glücks und Entzückens für mich, wenn Ihr“ —

„Kennt Ihr das Lobedaburger Fräulein?“

„Ich habe ſie nie geſehen.“

„Sie iſt ſchön! — Sie beſucht uns oft. Sie kann gar viel ſprechen, iſt ſchon auf drei Turnieren mit geweſen, und wenn ſie hört, daß Ihr gekommen ſeyd“ —

„Warum bin ich hieher, nach Burgau, warum bin ich zu der holden Bertha gekommen?“

„Zu mir? — Ach nein! Zu meinem Vater ſeyd Ihr gekommen, aber nicht zu mir. — Ich weiß nicht — Die Sonne ſcheint mir hier zu ſehr in's Geſicht! Ich muß" —

„Ich bin hier — Ich ſuche ein Weib; ein liebes, gutes Weib, wie — Ja! wie Bertha dereinſt eins werden wird. Wenn nun die gute, ſchöne Bertha" —

Hartwig kam zurück. Ihm folgten Meiſter Minnewart und P. Liborius. Frau Anna rufte das Fräulein in die Küche.

Albrechten lag es, ſo bald er die ſchöne Bertha ſah, ſehr am Herzen, das Geſchäft zu betreiben, welches ihn nach Burgau geführt hatte. Er wünſchte Gewißheit zu haben, wo Ungewißheit ihm peinigend wurde.

An einem ſchönen Abend begab ſich die Geſellſchaft in den Garten. Das bekannte Kleeblat der Alten zechte in einer Laube, und Albrecht und Bertha luſtwandelten im Garten neben einander auf und ab. Sie ſprachen von dieſem Garten, von den Gärten bei Berka, und Albrecht rief aus:

„Ach! liebe Bertha! Wenn wir beide zuſammen, in meinem Schloßgarten umher wandeln könnten!“

„Wir beide?“ — fragte Bertha langſam und bedeutend.

Albrecht fuhr fort:

„Warum ſoll ich länger ſchweigen? Ich vermag es nicht. — Bertha! Liebe Bertha! könntet Ihr wohl mein Herz verſchmähen?“

„Euer Herz?“ —

„Könnt Ihr mich lieben?“

„Ich habe noch nie geliebt. — Albrecht! Ich kann mich nicht verſtellen; Ich will es nur gerade heraus ſagen: Meiſter Minnewart hat mir geſtern geſagt, Ihr wärt hieher, nach Burgau gekommen, mich zur Frau zu nehmen, wie unſere Väter es beſchloſſen hätten“ —

„Nicht wie unſere Väter es haben wollen, liebes Fräulein! — Wie mein Herz es wünſcht. — Dieſes Herz fragt Euch jetzt: Glaubt Ihr mit mir glücklich werden zu können?“

„Ritter Albrecht! — Ich kann meinen alten, guten Vater nicht verlaſſen. Euere Veſte zu Berka mag recht ſchön, ſchöner noch als die Burgauer Veſte ſeyn, ich glaube es! auch Euere Eltern ſind gewiß gute Eltern und bewohnen friedlich und froh die herrliche Burg, aber — in Burgau wird Bertha lieber bleiben, denn hier wohnt ihr guter, alter Vater, den ſie ſo herzlich liebt und verehrt, und von dem ſie ſich nie trennen wird. — Sollte auch ein Mann mich zur Frau begehren, ich verlaſſe dieſe Veſte und meinen Vater nicht.“

„Gutes Mädchen! — rief Albrecht aus; — Wie ſehr ehrt dich dieſe edle Denkungsart! — Du ſollſt, Du darfſt deinen guten alten Vater nicht verlaſſen. Dennoch aber kannſt Du mich glücklich machen. Schenke mir, ſchöne Bertha! Dein Herz und Deine Hand, und ich bleibe mit Dir, bei Deinem Vater.“

„Ach! Albrecht“ —

„Ich will Dich nicht mit Bitten beſtürmen.“

„Die Sache iſt ſo wichtig“ —

„Gute Bertha! — Als ich am Hofe meines Oehms zu Weimar war, ſah ich auf Hornſtein, ſeine Nichten, ſchöne, züchtige, ſittige Jungfrauen voll Zucht und Schönheit! — aber mein Herz blieb ruhig. Zu Eiſenach ſah ich viele edle Jungfrauen, voll Güte und Huld, — aber mein Herz hatte keine Wünſche, nach dem Beſitz ihrer Liebe und Huld. Hier und da ſah ich, auf Veſten und Schlöſſern, in der Fehde gegen die Schwarzburger und Käfernburger, manch edles Fräulein, gut und ſchön, und ich hatte kein Verlangen nach ihrer Gunſt. Als ich aber Dich ſah — O Bertha! — Wie klopft mein Herz doch jetzt ſo ungeſtüm! Das thut die Liebe! Das thut die Sehnſucht nach dem Beſitze Deiner Huld und Liebe.“

„Ach! Albrecht! Es wird mir ſo bange! Das Herz klopft ſo ſchnell und ängſtlich! — Ach! ich weiß nicht, wie mir iſt!“

„Bertha! darf ich hoffen?“

„Ich bin — Es iſt mir“ —

„Willſt Du mein Weib werden?“

„Ich will mit dem Vater, mit Meiſter Minnewart darüber ſprechen“ —

„Mir ſelbſt aber, willſt Du nichts geſtehen?“

„Wir wollen Morgen wieder davon ſprechen.“

„Dieſe lange Nacht! O Bertha! und meine Unruhe“ —

„Albrecht! — Ritter! — Ihr könnt ruhig ſchlafen.“

„Kann ich? — Darf ich?" —

„Ach, ja!"

„Gieb mir die Hand darauf!"

„Hier — Ach Albrecht! — Was ſoll ich thun?"

„O Bertha! gieb der Liebe Dein Herz, gieb dem Manne, der Dich liebt, der Dich darum bittet, Deine Hand, und" —

„Ihr ſollt ruhig ſchlafen, darauf gebe ich Euch jetzt die Hand. Und nun, — zurück in die Laube, zu meinem Vater!"

„Zu unſern Vater! — O Bertha! wie glücklich machſt Du mich."

Die Sache war nun ſo gut, wie ſchon abgethan. Albrecht war ein ſchöner, feuriger Jüngling, er gefiel der ſchönen Bertha, ſie hatte ihn entzückt, und er war verliebt, ſo ſehr man es nur ſeyn kann, wenn man es zum erſtenmal iſt. Die Eltern wünſchten eine Verbindung zwiſchen ihren Kindern, die ſich gern ſahen, und liebten, es waren alſo keine Weitläuftigkeiten nöthig, und wir — wollen daher auch keine machen, ob wir es gleich ganz füglich thun könnten. Wir erſpahren unſerm Päärchen (und unſern ſchönen Leſerinnen zugleich!) viele Thränen, den guten Eltern einige Flüche, und uns ſelbſt die köſtliche Zeit, binnen welcher wir uns der ebenen Bahn nähern können, auf welcher unſere Liebenden zum Ziele zu eilen gedenken.

Ob dieſe Bahn nun ſo ganz eben bleiben wird, daran zweifeln wir ſehr, fahren aber, um nicht vorzugreifen, oder vielmehr den Schleier allzufrüh zu heben, — der zwar kein Schleier der Iſis, dennoch aber aus ziemlich myſtiſch-romantiſcher Fabrik iſt, — ganz gemächlich fort, bedächtlich weiter zu erzählen.

Am folgenden Tag, nach dem Mittags Mal, kamen von der nahen Lobedaburg, Gäſte nach Burgau. Dieſe waren, Hartmann, der alte Lobedaburger Graf und Herr, ſein Bruder Eitelfried, der Würzburger Domherr, deſſen Schwägerin, Agnes, ihre Tochter, von der Bertha ſchon einmal geſprochen hat, wie wir wiſſen, und einige Ritter und Junker aus dem Oſtlichen Gau, die oft auf Lobedaburg lagen, wo es immer fröhlich und luſtig zuging.

Fräulein Agnes würdigte Albrechten gleich bei ihrem Eintritt in den Saal, wo man den Beſuch erwartete und bewirthen wollte, einiger ſcharf muſternden Blicke, und lies, als ſie Bertha küſſend umarmte, ihren Wedel fallen. Albrecht hob ihn auf und überreichte ihr denſelben. Sie aber rief ihm lächelnd zu:

„Der Wedel iſt in guten Händen. Behaltet ihn nur — Ihr könnt mir, wenn ihr galant ſeyn wollt, und damit umzugehen wißt, die Fliegen abwehren.“ —

Betroffen ſtand Albrecht, über eine ſolche Zumuthung, in dieſem Tone ausgeſprochen, hielt den Wedel in der geſenkten rechten Hand, und konnte kein Wort ſprechen. Agnes aber, fuhr fort:

„Lieber Oehm! Ihr erinnert Euch doch noch des Kurzweils, nach dem Turnier zu Würzburg, als ich dieſen Wedel vom Biſchoff erhielt?“

Eitelfried. Ei wohl! Wie könnte man auch ſo etwas vergeſſen?

Agnes. Wie die Hohenſteiner Gräfin mit ihren Kalbsaugen mich ſo ärgerlich wüthend anſtierte und mir den Wedel hätte aus den Händen reißen mögen?

Eitelfried. Ja wohl! ja wohl! Sie war ſehr ärgerlich.

Agnes. Wie der Abt von Langheim mir zulächelte: der Wedel hat einen Spiegel! und ich ſchnell den Spiegel der Hausdirne des Abtes, der Rüdesheimerin, vorhielt?

Eitelfried. Ei freilich! Es war ein großer Spaß.

Agnes. Der Abt wurde feuerroth, und der luſtige Ritter Thangel ziſchelte mir zu: Ihr habt das geiſtliche Krebslein herrlich geſotten!

Eitelfried. Der Thangel war ein wahrer Wunderfrevel, wenn's über die arme Geiſtlichkeit herging! Ich denke immer, dort oben oder unten, wo er jetzt ſteckt, ſeit er bei Herxmannſtein in der Fehde gegen den Bamberger Biſchoff den Hals brach, wird er ſein loſes Maul wohl halten müſſen.

Agnes. Ich lachte laut auf. „Was giebts's?" fragte der Burggraf Friedrich. „Jenun! — rief Thangel aus; — Was ſoll's geben? Nichts Gutes, die ſchöne Lobedaburgerin hat dem Langheimer Abte einen rothen Hahn aufs Dach geſetzt." — Der Burggraf ſchrie lachend: „Der wird ſchwitzen!" und wir lachten und ſchrieen aus vollem

Halſe. — Der Abt merkte, daß es über ihn herging, und drohte mit dem Finger. „Aha! meine ſchöne Lobedaburgerin! — rief der Henneberger Herr, Graf Poppo aus; — Ihr werdet Venias thun müſſen.“ — Tangel lachte heraus: „Sie iſt ja keine Nonne!“ — Der Burggraf fuhr fort: „Sie ſoll des Abts Buchmeiſterin werden.“ — Ich ſetzte ſchnell hinzu: „Wenn Ihr, Herr Burggraf, ſein Wodmar werden wollt, o ja!“ — Thangel ſchrie: „Ich will's beſiebenen, das thut der Burggraf nicht!“ — Wir lachten alle. — Es war viel Spaß dabei!

Eitelfried. Viel Spaß! Ja wohl, ja wohl! Du, mein Gott!

Agnes. Die ſchöne Greifenklauin, war auch nicht wohl auf mich zu ſprechen, ſie glaubte, Fritz Gebſattel ſehe mich lieber als ſie.

Eitelfried. Ei wohl!

Agnes. Wir waren damals recht vergnügt! Der Pfalzgraf bei'm Rhein tanzte den Fackeltanz mit mir, daß er ob des Danks mich dankbarlich ehrte, den ich ihm gab, daß er in ſechs Rennen im hohen Zeuge, das Beſte gethan hatte. — Ach! wie es doch überhaupt ſo ſchön in Würzburg iſt!

Eitelfried. Es wächſt dort auch ein etwas beſſerer Wein, als auf den hieſigen Bergen, daß ſich Gott erbarme!

Hartwig. Er läßt ſich aber doch trinken!

Eitelfried. O ja! — Es iſt Gottes Gabe, die der Menſch dankbarlich genießen, und dabei ſeinen Schöpfer preißen muß.

Agnes. Schöne Männer giebt es im Würzburger Lande! Die Mädchen und Weiber aber könnten beſſer ausſehen. — Man kann's den Männern nicht verdenken, wenn ſie fremder Schönheit huldigen. Wär es mir darum zu thun geweſen, ich hätte mich dort wohl zehnmal vermälen können.

Minnewart. Ihr ſeyd gar zu ſpröde! — Ich werde Euch aber doch wohl noch einmal das Brautlied ſingen.

Agnes. Kömmt Zeit, kömmt Rath! Hier, beſteht mich ohnehin die Laune. — Oehm! wißt Ihr noch, was mir der Aſtrolog in Schweinfurt profezeihte, als er mir mein Horoſkop ſtellte?

Eitelfried. Nein! Das weiß ich nicht mehr. Die Jahre kommen, man ſtudiert viel, man wird vergeſſen.

Hartwig. Ja, ja! Nur die Jugendſchwänke wollen nicht aus dem Kopfe, ſie narren uns noch im Alter ſogar!

Minnewart. Was profezeihte Euch denn der Aſtrolog?

Agnes. Ach! ich mag's gar nicht ſagen. Ich glaube auch nicht daran.

Minnewart. Warum nicht? Wenn der Aſtrolog kein Betrüger war, hat er Euch auch die Wahrheit ſagen können. Es iſt zwar nicht alles eine Necessitas fatalis, was die Tafeln verkündigen, d. h. ein *unabänderliches* Verhängniß, und der Einfluß der Sterne iſt nur ein Einfluß, wenn der Schöpfer ihn dazu beſtimmt ſeyn laſſen will, aber er iſt doch vorhanden. Es heißt:

Astra regunt homines,
Sed astra regit Deus.

D. h. die Geſtirne walten über den Menſchen, aber der Herr des Himmels waltet über den Sternen. — Gelegentlich, wenn Ihr es erlaubt, will ich Euch einmal ſelbſt Euer Horoſkop ſtellen.

Agnes. Ich verlange mein Schickſal nicht voraus zu wiſſen. — Ein Kriſtallſeher zeigte mir einmal in ſeinem Kriſtall, als ich eben damals zu Rothenburg war, eine — — Ich mag's gar nicht ſagen! — Ich ſchlug ihm aber das Glas aus der Hand, und ſagte: „Was Gott will!“

P. Liborius. Chriſtlich und wohl geſprochen!

Agnes. Ihr wart doch zu Eiſenach?

Albrecht. O ja! ſchon zweimal.

Agnes. Ach Gott! Dort mußte ich auch eine ziemliche Anzahl wunde Herzen zurücklaſſen. — Wer kann dafür? — Der Markgraf von Meiſſen neckte mich auch deshalb, als ich in Leipzig war, aber — Ihr war't doch ſchon zu Leipzig?

Albrecht. Noch nicht.

Agnes. Ich habe dort kein einziges ſchönes Geſicht unter den Weibern geſehen. Lauter Frühſtücksgeſichter! — Ich reiſte damals mit dem Graf Herrmann von Leipzig nach Weimar. Aber dort ſah ich doch lauter Faſtnachtslarven.

Albrecht. Aber die Nichten des Grafen? —

Agnes. Die Jüngſte hat hübſche Augen, das iſt aber auch die ganze Herrlichkeit. Sprechen kann ſie gar nicht. Die guten Mädchen waren ungehalten auf mich, weil der Marſchalk von Tiefurth — doch — Was wollte ich denn ſagen? — Euere Berkaiſche Veſte liegt wohl ſehr traurig?

Albrecht. O nein! ſie liegt ſehr luſtig und fein.

Agnes. So? — Unſere Lobedaburg liegt vortrefflich! — Beſucht uns doch, recht bald! — Wir haben eine herrliche Ausſicht. Oehm! wißt Ihr noch, was der Graf von Käfernburg über Lobedaburg ſagte, als wir in Nürnberg bei dem Burggrafen ſpeißten?

Eitelfried. Mich dünkt, er ſagte damals etwas ſehr Artiges. Nicht wahr?

Agnes. Er ſagte: Lobedaburg ſey ein Edelſtein, der einen Edelſtein in ſich — — Doch, man muß nicht von ſich ſelbſt ſprechen! — Meiſter Minnewart! Ich habe meine Harfe bei mir. Hurtig! die Euerige auch herbei! Wir müſſen etwas ſpielen und ſingen. — Wißt Ihr noch Oehm! was der Biſchoff von Würzburg ſagte, als er mich ſingen hörte?

Eitelfried. Ich weiß es nicht mehr. Aber ich. —

Agnes. Er ſagte: „Jetzt wünſche ich zum erſtenmal ein Laie zu ſeyn!“ — Ich mußte recht darüber lachen! Er war ganz auſſer ſich. — Hurtig an's Werk! Das Lied, von der Freiheit.

Das Fräulein hat geſprochen, die Leſer werden ſie nun kennen. Ihre Aeuſſerungen ſind ihre Karakterzeichnung.

So iſt ſie aufgetreten. Wir wollen ſehen, wie ſie ihre Rolle in der Folge fortſpielen wird.

In Minnewarts Begleitung ſtattete Albrecht einen Beſuch auf Lobedaburg ab. — Fräulein Agnes empfing ihn auf ihrem Gemach, ſehr nachläſſig angekleidet, liegend auf ihrem Lotterbettlein. Sie klimperte auf der Harfe, klagte über Kopfſchmerzen, und rief ihm entgegen:

„Ihr ſeht, ich bin nicht wohlauf!“

Albrecht, der ſie wirklich krank glaubte, beklagte ſie. Sie wurde ſehr angenehm, und ſetzte aber bald hinzu:

„Man trägt ſich mit dem Gerücht, Ihr wolltet die Burgauerin heurathen? — Bertha iſt ein gutes Mädchen, aber ſie iſt ſehr einfältig erzogen worden. — An einen Hof dürft Ihr ſie nicht führen. Ihr Vater hat es zu verantworten, daß ſie ſich, ohne ſich lächerlich zu machen, nirgends ſehen laſſen kann, als in der Küche.“

„Aber, ihr vortreffliches Herz“ — fiel Albrecht ein.

Agnes fuhr ſchnell fort:

„Ach! mein Kopf! — Seht nur, wie ich glühe!“

Albrecht wußte ſich und ihr nicht zu helfen. Er ſah vor ſich nieder, und konnte kein Wort ſprechen. — Sie ſtöhrte ihn nicht in ſeinen Betrachtungen, griff raſch in die Saiten, ſpielte und ſang:

Wer Liebe ſucht, der findet Liebe.
Wo ihm ein ſchönes Auge lacht,
da hat auch wonnevoll die Liebe
ihm gar ein weiches Bett gemacht.

Weiß er ſich in ſein Glück zu finden,
wird ihm mit holder Freundlichkeit,
die ſüße Liebe Kränze winden,
die ſie dem Sieger zärtlich ſtreut.

Die Roſe blüht. Wer wird ſie brechen,
wenn er den Stich der Dornen ſcheut?
Wer weiß auch, ob die Dornen ſtechen?
Wohl dem, der keine Dornen ſcheut!

Es war zu erwarten, Agnes würde jetzt zu Erklärungen kommen, da trat aber eben Meiſter Minnewart ein, erkundigte ſich nach ihrer Geſundheit, und verordnete ihr, als Arzt, einen Umſchlag. — Albrecht begab ſich nun zu der ſtärkern Geſellſchaft, in den Saal, und gegen Abend wanderte er mit ſeinem Geſellſchafter wieder nach Burgau zurück. —-Minnewart begann auf dem Wege:

„Agnes lag auf dem Bette, und die Schlange liegt unter Blumen. Seht Euch wohl vor, junger Rittersmann! Agnes iſt eine liſtige Schlange, in weiblicher Geſtalt. Ihr Lenzes ſchönſte Zeit hat ſie am Biſchöfflichen Hofe zu Würzburg verliebelt, und nun, da ſchier das erſte Viertelhundert ihres Lebens entflohen iſt, wirft ſie umſonſt Angelhaken nach Männer Herzen aus. Es will keiner anbeiſſen, ſo gut ſie auch zu ködern weiß. Sie weiß ſich recht ſchön zu putzen und zu ſtrählen, und führt gar liebliche Prunkreden, aber ſie iſt auch ſehr boshaft, neidiſch, ſchlau und gewandt. — Ich wollte wohl darauf wetten, ſie hat es nicht laſſen können, Euch einen Wurm in's Ohr zu ſetzen! — Sie iſt die Schadenfreude ſelbſt, und der Neid iſt ihr Bruder. Alle Turniere hat ſie bezogen, und noch immer hat ſie keinen Mann. — Ihr ſeyd ein ſchlichter, gerader Jüngling, habt nicht Arges an den Menſchen, weil Ihr ſelbſt nicht arg ſeyd, Sie iſt liſtig, und kann ſie Euch faſſen, ſo ſeyd Ihr verloren." —

— „Sie hat" —

„Ich mag nicht wiſſen, was ſie mit Euch geſprochen hat, aber etwas Gutes war es ſicher nicht, denn ſie kann nichts Gutes ſprechen. Nichts iſt ihr angenehmer, als Zwieſpann anzuſtiften, und bei aller Weiber Ehre will ich ſchwören, ſie mag nicht an irgend eines Weibes Ehre glauben! — — Doch, ſeht! Drüben, über der Brücke, ſteht ja Bertha!"

Sie kam ihnen entgegen geſprungen, indem Frau Anna ihr langſam folgte. Bertha rief den Kommenden entgegen:

„Ich wollte beinahe weiter gehen, Euch abzuholen. Der Vater iſt unbarſch, und ſagte: Es tauge nicht, daß Albrecht ſo lange auf dem Schloſſe der Lobedaburger verweile. — Es iſt mir lieb, daß Ihr kommt!"

Minnewart eilte ins Schloß. Frau Anna ſprach bei ihrer Schweſter, der Burgauer Müllerin ein, und Albrecht und Bertha, ſetzten ſich auf eine Bank unter einer Linde, am Fuße des Berges nieder. Da kam es zum Geſpräch:

Sie. Haſt Du viel mit Fräulein Agnes geſprochen?

Er. Sie hatte Kopfweh, hat aber dennoch geſungen und geſpielt.

Sie. Wenn ich das nur auch könnte! — Sie iſt gar vornehm erzogen worden. — Ich ſinge ſchlecht. — Albrecht! Ich habe einen Strauß für Dich gebunden. Willſt Du ihn?

Er. Gutes Mädchen! Was gebe ich Dir für dieſen ſchönen Blumenſtrauß?

Sie. Sey doch nicht wunderlich! Muß man denn gleich alles wett machen wollen? Es iſt mir auch noch dazu lieber, wenn Du mein Schuldner bleibſt.

Er. Gutes Mädchen! Haſt Du —

Sie. Mein Vater hat mich vorgehabt, wegen geſtern Abend. — Ach! ich habe mich geſchämt! —

Er. Geſchämt?

Sie. Meinſt Du es denn noch ſo, wie Du geſtern ſagteſt?

Er. Ob ich Dich liebe? — O Bertha! jetzt mehr, als jemals. Laß uns zu deinem Vater gehen! Wir wollen ihm ſagen —

Sie. Geh allein zu ihm. — Ich habe ſchon gar viel geſagt.

Er. Du liebſt mich?

Sie. Mein Vater wird Dir alles ſagen. — Gehſt Du bald wieder zu der Lobedaburgerin?

Er. Nie wieder.

Sie. Sie gefällt Dir nicht?

Er. Mir kann nur Bertha allein gefallen. — Agnes iſt ein böſes, giftiges Mädchen.

Sie. Ach nein! Das glaube ich doch nicht. Aber mich, kann ſie gar nicht leiden. Sie ſpottet mich immer aus, und neulich nannte ſie mich gar einmal ganz laut, die Zofe der heiligen Einfalt.

Er. Du haſt ein gutes, edles Herz, und machſt Deinen Albrecht glücklich durch Deine Liebe! Biſt Du mein Weib, ſoll Agnes ſich gewiß nicht wieder unterſtehen, Dich auszuſpotten. Ihr giftiger Mund ſoll verſtummen, und —

Ein lautes Gelächter in der Entfernung unterbrach ſeine Rede. Bertha rief ängſtlich aus:

„Ach! Albrecht!“

„Was iſt Dir?“

„Komm! — Komm ins Schloß!“ —

„Was haſt Du?“

Es lachte drüben, von der Saale her, wieder hell und laut auf.

„Hörteſt Du nicht zweimal hell auflachen?“

„Nu ja! — Aber was“ —

„Das iſt die böſe Nixe.“

„Die Nixe?“

„Sie ſpukt hier herum, lockt, ſingt, lacht, weheklagt, und zieht die Menſchen in die Saale. — Komm Albrecht! Ich will Dir gar viel von dieſem ſchadenfrohen Waſſergeiſte erzählen.“

Albrecht gedachte ſeines Abentheuers mit der lockenden Sängerin, am Ufer der Saale, ſagte aber kein Wort davon, und folgte ſeiner Braut, ziemlich zerſtreut, in die Burg nach.

Ob ihm aber, als Bräutigam, eine ſolche Zerſtreuung, wohl zu vergeben war?

Der alte Hartwig und ſeine Freunde hatten Rath gehalten. Kaum trat Albrecht in's Zimmer, in welchem ſie ſich, wie gewöhnlich, zechend befanden, als der Alte ihm entgegen rief:

„Nun Albrecht! was mag wohl Dein alter Vater denken? — Er wird neugierig ſeyn, zu wiſſen, ob Du noch immer auf der Lauer ſtehſt. Du mußt ihm doch eheſtens einen Boten mit Nachrichten zu ſenden.“

„Was ſoll ich ihm ſagen laſſen, edler Herr?“ — fragte Albrecht.

Hartwig lachte:

„Närriſcher Kauz! Was anders, als das, was Bertha Dir verſprochen hat.“

„Bertha?“

„Oder, hat ſie Dir nichts verſprochen? Einen Korb haſt Du nicht bekommen, das weiß ich von ihr ſelbſt. — Sie war ein wenig ärgerlich über Deinen Beſuch bei Agnes. Ich ſähe es ſelbſt nicht gern, wenn Du Dir drüben, in der ſtattlichen Hofherberge ein Neſt bauen und Atzung holen wollteſt. Das Oeffnungsrecht gäben ſie drüben gleich, ſie zwängten Dich aber in einen Brül, in welchem Du zuletzt entweder gehetzet, oder gezwungen würdeſt, mit der Prunkdocke zu ſpielen, mit der ſchon ſo mancher Edelherr geſpielt, und die der lieben Würzburger hohen Pfaffheit, bei glänzenden Anniverſarien wohl oft zur holden Ameye gedient haben mag. — Ich kann die Hofſchranzen dort drüben nicht leiden!“

Albrecht fragte, ohne zu antworten:

„Liebt mich Bertha?“

„Sie liebt Euch; — antwortete der P. Liborius. — Das hat ſie mir anvertraut.“

„Sie will mein Weib werden?"

„Sie will es."

„Und der Vater?"

„Berichte Deinen Vater, — fuhr Hartwig fort! — daß ich meine Einwilligung zu der Heurath gebe, und daß Du mit Bertha, ſo Gott will! nach der Weinleſe, vor dem Traualtar ſtehen ſollſt."

„Wie danke ich Euch, daß Ihr auch mein Vater ſeyn wollt!"

„Schon gut! 's geſchieht gern."

„Wollt Ihr aber nicht bedenken" —

„Was?"

„Daß bis zur Zeit der Weinleſe" —

„Das iſt mein Plan! — Ohne Probe kannſt Du nicht davon kommen. — Jetzt biſt Du noch im erſten Feuer; wir wollen ſehen, ob Du auch noch Stand halten wirſt, wenn Du Dich ein wenig abgekühlt haſt — Bertha iſt mein Einziges Kind. Ich will ſie glücklich wiſſen. Du wirſt Dir alſo den kleinen Aufſchub gefallen laſſen. — Meide die Lobedaburgerin, ſie iſt eine liſtige Hofſchlange, die vom Herren hinab bis zum Hofjungen, an den geiſtlichen Höfen ſchon herum geliebelt hat! Meide die ganze Lobedaburger Sippſchaft, und ihr Schloß, wo der Narren Kirchweih täglich gefeiert wird! Bleibe Deiner Braut getreu und zeige Dich ſtandhaft, als Mann von Ehre. Sey das, was Dein Vater iſt, und es wird alles gut gehen!“ —

„Vater! Ich ſchwöre“ —

„Still, ſtill! Wir wollen die Heiligen nicht auf den Anger tragen laſſen. — Gieb mir die Hand! — — Gut! Nun kannſt Du Dein Liebchen aufſuchen, und kannſt ihr ſagen, was verhandelt worden iſt. Morgen aber, ſende Deinen Knappen mit Nachrichten an Deine ehrlichen Eltern ab, die von den Söhnen gewöhnlich vergeſſen werden, wenn dieſe noch mit Bettſprungs-Gedanken umherlaufen.“ –

So war die Sache in Richtigkeit. Albrecht eilte zu ſeiner geliebten Bertha, die ihn mit blutrothen Wangen empfing, drückte ihr die Hand, ſchob den goldenen Ring ihr an den Finger, rief aus: „Du biſt mein!“ und drückte auf ihre glühenden Wangen den Brautkuß.

„Albrecht! — Ich bin Dein!“ — ſtammelte Bertha und ſank mit feuchten Augen in ſeine Arme.

Beide ſchwuren nun einander Liebe und Treue zu, bis an den Tod, und Albrecht rief entzückt aus:

„Nun bin ich glücklich!“

Zweites Buch.

Ueber den Fluthen der rauſchenden Saale
dienet die Freude bei'm freundlichen Male,
winket die Liebe und lächelt die Ruh
ihrem Geliebten Genügſamkeit zu.

An einem ſchönen Abend wandelte Albrecht auf den Wieſen, unterhalb der Burgauer Burg, einher. Nachtigallen wiegten ſingend ſich auf ſchwankenden Pappeläſten, balſamiſche Düfte der Wieſenblumen durchzogen das Thal, und laue, angenehme Sommerlüftchen durchſäußelten den herrlichen Saalgrund. Drüben rauſchten die ſilbernen Wellen der Saale; an den heitern Aether trat die glänzende Scheibe des freundlichen Mondes, und gab ſein friedliches Bild den rollenden Fluthen.

Albrecht erwartete ſeine Bertha, lehnte ſich an einen Baum, und überblickte die ſchöne Gegend. — Da vernahm er ein entferntes Gewimmer. — Es weheklagte mit menſchlicher Stimme. — Die Jammertöne kamen näher.

Vielleicht iſt ein Menſch im Waſſer verunglückt, dachte Albrecht, und eilte an den Fluß, dem Unglücklichen beizuſtehen.

Er ſtand am Ufer der Saale, bog ſich zwiſchen zwei Weiden hinab, blickte hinunter auf die kräuſelnden Wellen, und vernahm von unten hinauf ein ſtarkes Aechzen. Es ſchien das Stöhnen den Wellen zu entſteigen. Er lauſchte, blickte forſchend umher, und erblickte nichts. Es rauſchten die Wellen, es ſtöhnte und ächzte, aber keine menſchliche Geſtalt war zu erblicken.

Jetzt ſchrie es hinter ihm laut auf. Er drehte ſich herum, glitſchte aus, und ſank am Ufer des Fluſſes hinab.

Schon benetzte das Waſſer ihm die Sohlen. Er ergriff einen Strauch, hielt ſich feſt, ſchwang ſich mit Jünglingskraft hinauf zu dem Stamme eines Baumes, umklammerte ihn mit beiden Armen, ergriff einen Buſch, und war wieder am hohen Ufer des Fluſſes auf dem Lande.

Kaum war er wieder zu ſich gekommen, als ein lautes Kreiſchen ſeine Augen rückwärts zog.

Eine Dame, weißgekleidet, mit fliegenden Haaren und Schleier ſchaute ängſtlich hinter ſich, hatte mit der rechten Hand ihr Kleid hinaufgezogen, und hielt in der Linken ein weißes Sacktüchlein. Sie ſchien ſehr ermattet zu ſeyn, ſtrengte aber dennoch alle ihre Kräfte zum Laufen an. Hinter ihr drein ſtürzten drei ungehobelte Recken, mit großen Knütteln bewaffnet, und mit jedem Augenblick ſchien die fliehende Schöne der Gefahr näher zu ſeyn, von ihren Verfolgern erhaſcht zu werden.

Sie floh ſchreiend und nach Hülfe rufend, auf Albrecht zu. Die Verfolger ſtürzten ihr keuchend und ſchnaubend nach, mit vorgeſtreckten Armen, das Gewand der Fliehenden zu erhaſchen.

„Hülfe, edler Ritter! Hülfe!“ — ſchrie die ängſtliche Zarte keuchend, und mit bebender Stimme.

„Du biſt verloren!“ — Donnerten die fürchterlichen Stimmen ihrer Verfolger ihr nach.

Albrecht ſäumte nicht, ſo gleich die ziemende Ritterparthie zu ergreifen, die ihm gebot, Hülfeſuchende, Weiber und Unglückliche zu beſchützen, zog ſein Schwert, warf ſich zwiſchen die Verfolgte und ihre Verfolger, den ungeſchlachteten Recken entgegen, und rief ihnen ein gebietendes: „Haltet!“ zu.

Die Dame ſank kraftlos bei ihm nieder, und ihre rüſtigen Verfolger ſchwangen ihre Knüttel mit nervichten Fäuſten gegen ihren Gegner. Dieſer ſprang auf die Seite, holte aus, und würde dem einen dieſer Staudenhechte, gewiß ſein Handwerk auf immer gelegt haben, aber da fühlte er ſich plötzlich von hinten gepackt, und mit Gewalt zurück gezogen. Er taumelte gegen eine Weide dem Ufer der Saale zu, ſtürzte zu Boden, und vernahm ein lautes: „Jeſus Maria!“

Er erhob ſeine Augen, ſah weder die verfolgte Dame noch ihre Verfolger, aber Bertha ſtand an ſeiner Seite, wie ein ſchützender Engel. Sie bog ſich zu ihm hinab, ergriff mit zitternden Händen ſeinen Arm und fragte mit ſtockender Stimme:

„Albrecht! — Um aller Heiligen willen! Was iſt Dir?“

„Bertha! — Ach! — Siehſt Du nichts?“ — ſtöhnte Albrecht.

„Dich ſehe ich. — Mit gezogenem Schwerte taumelteſt Du umher, fuhrſt gegen dieſe Weide, und ſtürzteſt zu Boden. — Ich ſchrie laut auf, und“ —

„Weiter ſahſt Du nichts?“

„Nichts. — Sahſt Du etwas?“

„So war es Verblendung!“

„Verblendung? — Albrecht, rede! Sage, was ſahſt Du?“

Er erzählte ihr, was er ſah, was ihm geſchah, und was wir ſchon wiſſen. — Bertha fuhr fort:

„Ach! Albrecht! Mein Ruf zur Heil. Jungfrau hat Dich gerettet. Sie ſey gelobt. Wallen will ich zu ihrem gnadenreichen, wunderthätigen Bilde zu Ziegenhain, will ich ihr bringen meinen Dank, opfern eine Kerze, und aufhängen will ich, der Helferin zu Ehren, Wehrgehänge und Ortband Deines Schwertes, vor ihrem Altar! — — Gewiß war dieſe Verblendung ein Spiel der böſen Nixe dieſes Fluſſes. Die Leute wiſſen gar viel von ihren Kunſtgriffen zu erzählen, mit denen ſie die Menſchen zu ſich zu locken weiß. — Auch auf Dich hat ſie es angelegt. Sey auf Deiner Hut, ſo oft Du Dich der Saale nahſt."

Albrecht wurde offenherzig und erzählte ihr, was ihm begegnet war, als er von der Sängerin, wie wir wiſſen, an der Saale geneckt wurde. Bertha erſchrak, und bat ihn, nie wieder allein am Ufer der Saale zu luſtwandeln. Dies verſprach er ihr, ließ ſich aber auch von ihr verſprechen, Aufſehen zu vermeiden, weder dem P. Liborius noch ihrem Vater etwas von dieſer oder jener Begenheit zu erzählen.

Im Aufſtehen erſt empfand Albrecht, daß er hart gefallen war. Er hinkte als er gehen wollte, und fühlte heftige Hüftenſchmerzen. Er bat:

„Bertha! willſt Du mich unterſtützen?“

„Wie gern! wie willig! — rief die Gute aus. — Dies ſey die erſte Ausübung einer Pflicht, die ich meinem Gatten ſchuldig bin! — Es iſt mir ſehr lieb, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt, Dir in etwas Unterſtützung leiſten zu können. — Lege Deinen Arm auf meine Schulter. — Ach, lieber Albrecht! Ich beneide mich ſelbſt um dieſe leichte Laſt.“

„Gutes Mädchen! — erwiederte Albrecht. — Wie glücklich wird der Tag mich machen, der Dich mir zum Weibe giebt!

Sie kamen auf dem Schloſſe an, erzählten etwas von einem zufälligen Fall, und Meiſter Minnewart öffnete ſogleich ſeine Pflaſterbüchſe. — Als nun die Hüfte gehörig eingeſalbt war, wurde Albrecht auf ein Bettlager gebracht, und Bertha ſetzte mit der Kunkel ſich zu ihm.

Sie unterhielten ſich von den Einrichtungen ihres künftigen, ehelichen Lebens, machten Plane, und ſchwärmten entzückt und ſchuldlos, im Gebiete beneidenswerther Glückſeligkeit einer frohen Vereinigung auf Tod und Leben, umher. — Das ſind ſo ungefähr die ſchönſten Augenblicke, in denen man im Brautſtande am ſchuldloſeſten glücklich iſt!

Als Hartwig und ſein wohlgenährter Gewiſſens-Rath P. Liberius ſich in ein Geſpräch über zukünftige überirrdiſche

Freuden, von denen ſie beide nichts wußten, vertieft hatten, ſchlich Meiſter Minnewart, nachdem er die Erzählung einer Citations Geſchichte in's Thal Joſaphat geendiget hatte, ſich zu dem Brautpaar, den Kranken zu beſuchen.

Es begann jetzt eine neue Gattung von Unterhaltung, und unvermerkt kamen ſie, durch ein Paar Worte der geſchäftigen Frau Anna, die ihre Kunkel auch herbeitrug, auf Geiſter Geſchichten. Ihre Zunge kam ſogleich in Bewegung, und ſie gab ſchnell ein Erſcheinungs-Geſchichtchen preis. — Darüber kam's nun zu weitläuſtigeren Fragen und Erklärungen.

Bertha. Ihr ſeyd ein gelehrter Mann, Meiſter Minnewart! Ihr habt viel erfahren, gehört und geleſen, und müßt wohl wiſſen, was Ihr zu ſagen, und von dergleichen Erzählungen zu halten habt. Sagt uns doch, was denkt Ihr wohl von dem Spuke, den man hier bei uns die Saal-Nixe nennt?

Anna. Ach! liebes Kind! Alles iſt Wahrheit! — Gar viele Menſchen haben die Tücke dieſer Nixe erfahren. Selbſt meinen ſeligen Mann hat ſie einmal gar übel bethört.

Minnewart. Kinder! Des HERRN Schöpfung iſt voll Wunderwerke, und deren gar viele kann unſer blöder Verſtand nicht begreifen, noch faſſen. — Der Menſch ſoll wiſſen und erfahren, daß von der Erde an bis an des Himmels Veſte, und im Waſſer, welches höher iſt, als die Erde, alles voll iſt von Geſchöpfen, die ihm ſchaden, aber auch dienen können.

Bertha. Wie ſchön es doch iſt, dies alles zu wiſſen, und ſagen zu können!

Anna. Ach! wohl iſt Meiſter Minnewart ein gar gelehrter Mann, wie ſelbſt der gelehrte Abt Lukas zu Bürgel recht gern eingeſteht.

Minnewart. Allen Elementen ſind Einwohner als Beherrſcher derſelben, gegeben. Alles iſt voll ſolcher Oberſten und Gewaltigen, und in occulto ſedet Supremus! das heißt: Im Verborgenen thront der Allerhöchſte. — Es giebt ſterbliche und unſterbliche Geiſter. Jene haben eigentlich nur einen Scheinkörper, können aber, nach Belieben, was der Menſch nicht kann, ſich ſichtbar und unſichtbar machen. Vereinigen dieſe Geiſter ſich aber mit Menſchen, ſo erhalten ſie dadurch feſte und ſelbſtſtändige Körper, die aber ſtets aus den reinſten und feinſten Theichen des Elements zuſammen geſetzt ſind, welches ſie bewohnen.

Anna. Wie die Nixen alſo auch?

Minnewart. Dieſe Elementargeiſter können uns, wie geſagt, ſchaden und helfen. Sie haben für die Menſchen Haß und Liebe, und ihnen gehört die Wiſſenſchaft von verborgenen und zukünftigen Dingen. — Dahin gehören nun auch die Waſſer-Geiſter, Necker, Waſſer-Männer, Ondinen, Nimfen und Nixen genannt. — Man weiß, daß die Nixen große Begierde tragen, ſich mit hübſchen Jünglingen zu vereinigen, ſie zu ſich zu ziehen, ihnen viel Freude und Wolluſt zu gewähren, auch ſie zu beſchenken, reich zu machen, ja, ſogar Kinder mit ihnen zu zeugen.

Anna. Ei, du mein Gott und Herr!

Minnewart. Dies lehren uns Beiſpiele glaubwürdiger Erzählungen. — Alſo glaube ich gar wohl, daß es auch eine Nixe der Saale geben mag, welche den Menſchen nachſtellt mit Liebe oder Haß, wie ſie nun eben für dieſen oder jenen Menſchen gelaunt iſt. — Indeſſen, der HERR behüte uns in Gnaden, ſo lange wir noch unter Menſchen leben, für ſolchen Erſcheinungen! — Wie wohl ich ſagen muß, daß ich zu weilen, mir wirklich die Erſcheinung eines Feuergeiſtes, eines Salamanders gewünſcht habe.

Albrecht und Bertha ſahen einander ſchweigend an. Anna erzählte noch einige Geſchichtchen, und endlich ging die kleine Geſellſchaft aus einander, zur Ruhe.

—

Albrecht war von ſeiner Hüftenverrenkung bald wieder hergeſtellt, und wandelte ſchon wieder im Schloßgarten auf und ab, als er eines Tages ganz unvermuthet das hintere Gartenpförtchen öffnen, und ein altes, an einem Stabe einhertrippelndes, tiefgebücktes Mütterchen eintreten, und auf ſich zu wackeln ſah.

Sie nickte ihm. Er blieb ſtehen und erwartete ihre Anrede.

Die Alte. Ich grüße Dich dreimal und dreimal, dreimal, junger Edelknecht! Die Sonne ſteht in Deinem

Glückszeichen. Dein Glück wird reiſen und gedeihen.

Albrecht. Was willſt Du mit dem allen ſagen?

Die Alte. Damit will ich ſagen, daß Du ein Glückskind biſt.

Albrecht. Ich bin zufrieden mit dem Looſe, das mir fiel, es geht mir wohl, von einem außerordentlichen Glück aber weiß ich nichts.

Die Alte. Das wird ſchon noch kommen, — wenn Du vernünftig biſt. — Weiberglück, lieber Junkherr! Die Weiber ſind Dir gewogen. Das macht Dein Glück. Ein ſchönes, angenehmes, holdes Glück, nach welchem ſo mancher in der Welt vergebens ſeufzt. — Eine große Fürſtin wird Dir Macht und Reichthum, und ihre Liebe ſchenken.

Albrecht. Was ſagſt Du?

Die Alte. Die Wahrheit. — Du haſt eine Liebſchaft mit dem Fräulein dieſes Schloſſes. Habe ſie immer hin, nur verſäume Dein Glück nicht. — Ich will Dir etwas zeigen. — Sieh einmal dies Bildniß an. — Nicht wahr, das iſt eine Schönheit, die ſich allenthalben als Schönheit ſehen laſſen kann? Eine Wonnigliche von ſolchen Reitzen haſt Du noch nie geſehen. Es giebt aber auch in der Welt nur eine einzige, der es gleicht.

Albrecht. Was ſoll aber mir das?

Die Alte. Du ſollſt das Bildniß behalten.

Albrecht. Behalten?

Die Alte. Sie ſchickt es Dir durch mich.

Albrecht. Wer?

Die Alte. Wer? — Die ſchöne Fürſtin, deren Konterfey es iſt, und der Du gefällſt.

Albrecht. Kennt ſie mich? — Wer iſt ſie? Wie heißt ſie?

Die Alte. Sie wird genannt die ſchöne Hulda. — Du magſt ganz Thüringen und Meiſſen, Heſſen und Franken durchſtreifen, ja, die halbe Welt kannſt Du durchreiſen, und Du wirſt kein Schloß finden, welches an Pracht und Vortrefflichkeit dem Schloſſe der ſchönen Hulda gleicht.

Albrecht. Sprichſt Du doch mit mir, wie eine Amme, die ein Mährchen von der Frau Holla und Holda erzählt, mit einem Kinde!

Die Alte. Mehr als dreimal könnteſt Du auch mein Sohn ſeyn!

Albrecht. Das glaube ich eben ſo gern, als ich es nicht wünſche.

Die Alte. Das ſagſt Du, weil Du mich nicht kennſt. Du weißt nicht, wer mit Dir ſpricht. Aber ich hoffe, in der Zukunft werden wir einander beſſer kennen lernen.

Albrecht. Welchem Fürſtenſtamme verdankt die ſchöne Hulda ihre Geburt?

Die Alte. Einem hochberühmten, alten Stamme, der ſchon zu —

Bertha's Stimme erſcholl im Garten. Albrecht ſah ſich nach ihr um, und als er wieder nach der Alten blickte, war ſie, mit dem Bilde, verſchwunden.

Der nach Berka abgefertigte Knappe kam zurück, und brachte des alten Herrmanns und ſeiner Hausfrau Freude über des Sohnes glückliche Freiwerberei, ſchriftlich und mündlich mit. Auch ſchickte der Alte eine goldene Leibkette, künſtlich gearbeitet, an beiden Enden mit Schloß und Schlüſſel verſehen und mit Hacken, in welche liebliche Verslein und Deviſen eingegraben waren, die Albrecht ſogleich ſeiner Braut verehrte.

Gegen Mittag kamen von Lobedaburg herüber nach Burgau, Fräulein Agnes, und ihr Oehm, der Domherr. Mit ihnen kam auch Allwart der ſtattliche Junker von Trießnitz, ein zierlicher und lebhafter Frauendiener, der ſo eben von einer Ritterfahrt bis nach Frankreich zurückgekehrt war, und auf ſeiner Bruſt, gleich einem Ordenszeichen, an einem rothen Bande, ein goldenes, blau emaillirtes Blümlein Vergißmeinnicht trug, das Zeichen des Liebeshofes zu Beſançon. Dieſer wendete ſich mit Franzöſiſcher Dreiſtigkeit und Galanterie ſogleich an Bertha fragend:

„Und, wie iſt es Euch gegangen, mein ſchönes Fräulein! ſeit wir einander nicht geſehen haben?“

„Recht wohl!“ — ſtammelte Bertha als Antwort auf ſeine freundliche Frage ihm verlegen zu.

Der Junker ſchwatzte viel von ſeiner Fahrt ihr vor, und Agnes zog Albrechten auf die Seite, indem ſie ihm zulispelte:

„Ihr dürſt nicht ſo mürriſch ausſehen! Bertha und Allwart kennen ſich von Kindheit auf, als fromme Nachbars Kinder. Der Junker war abweſend, und nun erinnern ſie ſich froher Augenblicke der Vergangenheit, deren man doch immer hat, wenn man zuſammen lebt. So viel ich weiß, waren Allwarts Abſichten auf Bertha, die frohe Geſpielin ſeiner Jugend, ehrlich und gut. Er hatte ſich vielleicht gar geſchmeichelt, Bertha's Hand zu erhalten. — Nun wird's wohl kleine Vorwürfe geben, denn wie ich höre, iſt Bertha wirklich an Euch verſprochen?“

„So iſt es! — antwortete Albrecht. — Eben deswegen werde ich auch dem Junker ſagen, daß er ſich die Mühe, meine Braut zu unterhalten, erſpahren kann.“

„Pfui! Wer wird ſo eiferſüchtig ſeyn! — Bertha bleibt ja Euch doch nun gewiß. — Sie wird auch am beſten wiſſen, ihm Beſcheid zu geben, und ihn abzufertigen, wenn ſie ſonſt will.“

„Wenn ſie will? — Fräulein! wie meint Ihr dies: wenn ſie will?“

„Wie anders, als wie man ſo etwas meinen kann? Es ſteht ja doch bei ihr, ihn abzufertigen, und“ —

„Mein Schwert wird dies noch beſſer können!“

„Beſſer? — Je nun! Aber auch höflicher? — Ich ſage Euch ja: Er hat ſie gekannt, ehe ſie an Euch denken konnte. Ihr müßt die Freundlichkeit blos auf die Rechnung der alten Bekanntſchaft ſchreiben.“

„Ich werde ihm meine Meinung ſagen, und dann — mag er ſo freundlich ſeyn, wie er will, wenn es ihm noch möglich iſt.“

„Macht's nicht zu bunt! — Allwart hat eine ſchöne Schweſter, und wenn Ihr recht fein ſeyn wollt, ſo“ —

„Was frage ich nach ſeiner Schweſter! — Für mich iſt kein Mädchen mehr ſchön, als meine Braut. Wer ſich aber unterſteht, mir bei dieſer in's Gehege brechen zu wollen, der muß wiſſen, daß ich Lanze und Schwert führen kann, ihn aus der Bahn zu jagen, in die er nicht gehört. — Dem Junker werde ich etwas abfragen, ſobald wir einander im Freien ſehen!“

Er drehte mit rollenden Augen ſich herum, als Bertha ihm zulispelte:

„Nimm es nicht übel, lieber Albrecht! daß ich mich hinwegſchleichen werde. Wenn wir allein ſind, will ich Dir alles erklären.“

Indeſſen traten der Rüſtmeiſter und die Knappen in den Saal, trugen den Trinktiſch herbei, und beſetzten, den ritterlichen Burgſitten jener Zeit in Deutſchland gemäß, denſelben mit tüchtigen Köpſen, Stauffen, Schewren, Hörnern und Bechern, mitten drinne aber ſtand in dem blinkenden Kreiſe, der goldene Willkommen! Auf Nebentiſchen prangten die gefüllten Kannen, und die Verſammlung ſetzte mit deutſcher Trinkluſt ſich um die wohlbeſetzte Tafel herum.

Bertha hatte den Saal verlaſſen, und auch Allwart war verſchwunden.

Albrecht trat ans Söllerfenſter, und ſah ihn in den Garten gehen. Es fing an, bei ihm zu kochen, er eilte ihm nach. An der Gartenthür begegnete ihm Bertha, die aus dem Garten kam. Erſchrocken blickte ſie ihn an, und rief aus:

„Albrecht! Dein Geſicht glüht, Deine Augen rollen fürchterlich. — Was willſt Du in dem Garten thun?“

„Deinen Jugendfreund will ich ſprechen.“

„Ich laſſe Dich nicht in den Garten!“

„Wie?“

„Folge mir auf Dein Gemach. Ich muß Dir etwas entdecken.“

„Man hat mir auch etwas entdeckt.“

„Agnes? — Dieſer glaubſt Du gewiß nichts! — Folge mir! — Albrecht! Ich bitte Dich um unſerer Liebe willen! laß allen Argwohn fahren, komm mit mir, und höre mich."

„Der Trießnitzer iſt in dem Garten, und" —

„Ebendeswegen verließ ich den Garten, wie ich den Saal verlaſſen hatte. — Er folgte mir zudringlich, wie er ſtets war, und ich ging, Dich aufzuſuchen, Dir zu ſagen, daß ich ahnde, daß ich vermuthe — — Agnes hat ſicherlich ihre Hand im Spiele."

„Der ſtattliche Junker ſoll ſich erklären!"

Die Thür ging auf, Allwart trat heraus. Sogleich ſchrie Albrecht ihm zu:

„Eben recht! — Hier iſt Bertha, hier bin ich. Redet! Habt Ihr Rechte an das Fräulein?“

Bertha. Um der Heil. Jungfrau willen! Albrecht! ich bitte: mäßige Dich.

Albrecht. Antwort will ich haben!

Allwart. Seyd Ihr bei Euch?

Albrecht. Antwort!

Allwart. Welche Antwort könnt Ihr auf eine ſo ſonderbare Frage verlangen? — Ihr ſeyd, wie ich höre, des Fräuleins Bräutigam. Wie kann ich Rechte haben, die Ihr habt?

Albrecht. Warum verfolgt Ihr ſie allenthalben hin? — Was habt Ihr bei meiner Braut, hier im Garten, allein zu thun? Was hattet Ihr im Saale ihr zuzuflüſtern? — Ihr habt mich beleidiget. Ich fordere Genugthuung!

Allwart. Wie Ihr ſie haben wollt.

Bertha. Albrecht! Was beginnſt Du?

Albrecht. Wir haben Schwerter. Heraus in's Freie!

Allwart. So bald Ihr wollt, nur jetzt nicht. — Ich ziehe mein Schwert nie, wo ich Gaſt bin. — Das iſt nicht Feigheit. Beſtimmt einen Tag, einen dritten Ort, und ich komme. — Indeſſen kommt zu Euch, und beſinnt Euch.

Ohne Albrechts Antwort zu erwarten, ging er davon. Albrecht wollte ihm folgen, Bertha fiel ihm weinend um den Hals.

Kurz darauf brach die Lobedaburger Geſellſchaft auf. — Hartwig erfuhr nichts von dem Vorgange.

Den folgenden Tag luſtwandelten Albrecht und Bertha in Minnewarts Geſellſchaft, den Erlengang hinauf, gegen die Lobedaburg hin, und trafen ganz unvermuthet auf Geſellſchaft. — Agnes und ihr Oehm, der Domherr, kamen auf ſie zu, mit ihnen, Eliſabet, das ſchöne Trießnitzer Fräulein. — Der Spaziergang wurde gemeinſchaftlich. Eliſabet ging neben Albrecht, blickte ihn oft bedeutend an, ſprach aber nicht. — Der Domherr viſitirte ſeine Taſchen, die, wie er ſagte, nie leer ſeyn durften, ſchenkte Albrechten zwei Hornaffen, Bertha, zwei Bretzeln, und Minnewart, ein Marcipan. — Dabei bedauerte er nur: „daß er dazu nicht mit einem Becher Leiſtenwein aufwarten könne, der zu ſo etwas ganz vortrefflich munde.“

Uebrigens blieb die Unterhaltung ziemlich einfach, und bald trennte man ſich wieder. Da aber liſpelte Eliſabet Albrechten zu:

„Seht Euch vor! Hinterliſt lauert auf Euch!“ Sie trennten ſich. — Nachdenkend kam Albrecht mit ſeinem Geſellſchafter und ſeiner Braut in die Burg zurück.

Einige Tage darauf fiel es dem alten Hartwig einmal ein, auf die Jagd zu reuten. Sogleich wurden Anſtalten getroffen. Minnewart, Albrecht, und drei Knappen begleiteten ihn.

Die Jagdhörner durchtönten den Forſt, Jagdgeſchrei und Brackengebell miſchten ſich in den Ton der ſchallenden Hörner, die kleffenden Rüden und Steuber durchflogen den Wald, die Ritter und Knappen mit geſchwungenen Jagdſpießen hinterdrein.

Ein ſchöner, hochgeweihter Hirſch ſprang auf. Albrecht jagte ihm nach. Es ging durch dick und dünn. Endlich gewann der Hirſch ein ſtarkes Dickicht und Albrecht mußte ablaſſen, ihn zu verfolgen. Sein Roß war ſehr erhitzt. Er ſelbſt war es nicht minder.

Er ſchaute ſich um, und gewahrte rechts einen kleinen Hügel, über welchen ein Silberquell hinab in ein natürliches Becken ſtrömte, und ſich darinn zu einem klaren Teichlein ſammelte. — Hier ſtieg er ab, lies ſein Roß weiden, löſte den Lör, nahm den Helm ab, und legte ſich an den Rand des Teichlein, um einen friſchen Trunk zu ſchöpfen.

Er ſah tief hinab auf den Grund des kriſtallenen Teichs, und erblickte durch dieſen Spiegel, eine ſchöne Maid, die in einer von bunten Kieſeln gemauerten Grotte ſaß. Sie war ganz weiß gekleidet. Ein ſchwarzer Gürtel hielt ihr Gewand, hoch unter dem Buſen, zuſammen, der zwar mit einem feinen, weißen Tuche bedeckt war, dennoch aber im wallenden Umriß, ſeine volle Schönheit verrieth. Schön geöffnet waren die großen, blauen Augen der herrlichen Jungfrau; ihr langes, goldenes Haar rollte bis auf die runden Hüften hinab. In der linken Hand hielt ſie einen Spiegel, und ſtrählte mit einem ſilbernen Kamm in der Rechten, ihr ſchönes, glänzendes Haar.

Albrecht getraute ſich kaum zu athmen. Ganz war er verſunken, in's Anſchauen des lieblichen Bildes, und ſeine Augen fanden die ſüſſeſte Weide im anſchaulichen Genuſſe der ſchönſten, weiblichen Reitze.

Das Jungfräulein, wie es ſchien, gewahrte ihn nicht. Ganz ruhig ſtrählte ſie ihr ſchönes Haar, und entzog den gierigen Augen des Ritters nicht einen einzigen, ihrer blendenden Reitze.

Jetzt öffnete ſie den Mund. Perlenſchimmer der blendend weißen Zähne brach durch die Purpurroſen ihrer ſchwellenden Lippen. Sie öffnete den ſchönen Mund, und ſang mit ſanfter, melodiſcher Stimme, das wohlbekannte Liedlein:

„In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
komm Ritter! komm zu mir herein.
In meinem goldnen Kämmerlein
ſoll, weich und ſanft, das Brautbett
ſeyn.“

„Hier iſt er!“ — ſchrieen rauhe Stimmen hinter Albrechts Rücken.

Unwillig drehte er ſich herum und erblickte ſechs Verkappte, die mit gezogenen Schwertern auf ihn losſtürzten. Schnell raffte er ſich auf, ſtieß in ſein Horn, zog das Schwert, und ſetzte ſich zur Wehre. — Ungeſtüm drangen die Verkappten auf ihn hinein. Ohne Helm und ohne Schild wehrte er ſich dennoch tapfer, aber ein abgeworfener Jagdſpieß fuhr ihm in die Seite, und ſtreckte ihn zu Boden.

Da wollten die Mörder über ihn herfallen, ihm den Reſt zu geben, aber ſchnell, wie auf Windesflügeln, ſchwebte das ſchöne Waſſerjungfräulein zwiſchen den verluppten Buſchfiſchern hin, und jagte mit einem goldnen Rüthlein ſie waldein, von dannen. Sanſt beugte ſie ſich zu dem Ritter hinab, und lispelte ihm zu:

„Hulda liebt Dich, edler Jüngling!“

Nahe ertönten Pferdegetrappel und Jagdhörnerſchall. Das ſchöne Mägdlein verſchwand, und Albrechts Jagdgeſellen fanden ihn, blutend, auf den Boden geſtreckt.

Er erzählte, was ihm geſchehen war. Minnewart verband des Ritters Wunde, und dann wurde eilig eine Trage von Zweigen geflochten, auf welche Albrecht gelegt, und halbtodt nach Burgau getragen wurde.

—

Hier jammerte man den Kommenden entgegen:

„Fräulein Bertha ging in den Schloßgarten, kam nicht wieder zurück, und iſt nirgends zu finden!“

Es wurden Knappen und Reuter auf alle Straßen ausgeſendet, aber keiner konnte Kundſchaft von dem Fräulein zurück nach Burgau bringen. — Ihr Vater war untröſtlich. Albrecht empfing die Botſchaft mit Schrecken. Im Schloſſe herrſchten Jammer und Verwirrung. Der P. Liborius ſuchte den Alten zu tröſten, Frau Anna rief weheklagend im Schloſſe umher, und Meiſter Minnewart war mit dem Verwundeten beſchäftiget.

Den folgenden Tag erſchienen die Lobedaburger als leidige Tröſter, und Fräulein Agnes beſuchte ſogar den verwundeten Ritter. Sie beklagte ihn, wie ſie ſagte, herzlich, und tröſtete ihn mit Hoffnung baldiger Wiederherſtellung. Ja, ſie reichte ihm ſogar ein Büchschen, in welchem ſich ſo genannter Wunderbalſam befand, den ein künſtlicher Waffenſchmidt zu Eichſtädt, mit Hülfe des Wunderöls aus der Seite der Heil. Walburge, damals fabricirte, und viel Abſatz damit gewann, in der Chriſtenheit.

Nach Mitternacht war Albrechts Wärter, ſein Knappe Bernd, eingeſchlafen. Das Lämpchen brannte dunkel; hin und her wankte das Flämmchen, und drohte zu verlöſchen. Der Ritter wachte, ihm ſchmerzte die Wunde, und er wollte eben ſeinen Bernd ermuntern, als die Thür ſeines Gemachs, ohne Geräuſch auffſprang. — Es rauſchte etwas herein, und — Hulda, das ſchöne Waſſerjungfräulein, ſtand vor ſeinem Bette. Mit lieblich ſanfttönender Stimme, rief ſie ihm zu:

„Fürchte nichts, edler Jüngling! Ich komme, Deine Schmerzen zu lindern.“

Sie zog, als ſie das ſagte, ein goldenes Fläſchchen aus ihrem Gürtel, öff nete es, und goß mit freundlichen Gebehrden lindernde Tropfen auf Albrechts Wundenverband. Er fühlte ein kühlendes Wohlthun, und ſeine Schmerzen waren geſtillt. Dankend erhob er ſeine Hände gegen ſeine ſchöne Wohlthäterin, und rief aus:

„Ich danke Dir herzlich, ſchönes Fräulein! — Ich fühle keine Schmerzen mehr.„

Sie lächelte freundlich ihn an, drückte ihm ſanft die Hand, und ſprach:

„Habe ich Deine Wunde geheilt, ſo heile Du nun auch die meinige, deren Urheber Du biſt! Fliehe mich nicht länger. Höre, wenn ich Dich rufe, in meiner Stimme, die Stimme der Liebenden, die Dich glücklich machen will.“

Sie erwartete keine Antwort, verſchwand, und Albrecht entſchlummerte ſanft.

Früh fand Minnewart ſeinen Kranken geſtärkt, und ſeine Wunde weniger gefährlich. Er ſchrieb dies ſeinen chirurgiſchen Kenntniſſen, und der Kraft ſeiner Pflaſter und Salben zu, und Albrecht fand keinen Beruf, ihn in dieſem Wahne zu ſtöhren. — Er fragte nach Bertha. Man wußte noch nichts von ihr. Alle Nachforſchungen waren vergeblich.

Gegen Mittag begehrte ein Ritter Einlaß in die Burg. Er wurde eingelaſſen, und zu dem alten Hartwig geführt, den der Gram über den Verluſt ſeiner Tochter, aufs Lager geworfen hatte. — Der Fremde begann:

„Laßt mich erſt verbinden, ich bin verwundet, und dann, habe ich Euch eine Botſchaft zu bringen.“

Minnewart verband ihn, und dann, begann er ſeine Erzählung!

„Ich heiße Joſt von Iſſerſtädt, und bin, wie Ihr ſeht, Ritter. Dieſen Morgen ritt ich, mit einen Knappen aus meinem Schloſſe hinweg, um einen Ritt nach Kamburg zu thun. — Zwei Stunden weit ungefähr von hier, ſtieß ich auf blachem Felde auf einen Reutertroß, in deren Mitte ich ein Fräulein auf einen ſtattlichen Zelter erblickte. Sie ſchien bewacht zu ſeyn, ſchrie aber doch, ſo bald ſie mich erblickte, mir zu: „Helft Ritter! Ich bin aus Burgau geraubt!“

„Ach Gott! — ſchrie Hartwig; — Meine Bertha! Meine Tochter!“

Joſt fuhr fort:

„Ich beſann mich nicht lange, ſchloß meinen Helm, und legte meine Lanze ein. Ein ganz ſchwarz gewappneter Ritter ſprengte ſogleich mit eingelegter Lanze mir entgegen. Wir trafen hart zuſammen. Meine Lanze, — ſie ſey verwünſcht! — brach an ſeinem ſtarken Schilde. Er wiegte, hart getroffen, im Sattel ſich hin und her.“

„O! daß der giftige Schelm den Sattel tragen müßte!“ — rief Minnewart zornig aus.

„Ich wandte mich — fuhr Joſt fort; — und ſprengte mit gezogenem Schwerte ihn an. Gegen Ritter- und Zweikampfſitte, rief der feige Staudenhecht ſeinen Geſellen und Knechten zu, lauter Gauche ohne Schild und Wappen, blanke Schmitſeſſeln, mit offenen Pikelhauben, die ſie auf ihrem Steigreiflebenswege etwa gefunden hatten, hinter Hecken und Büſchen, mich zu umringen. — Das geſchah. Mein Knappe ſprengte herbei, ſich zu mir den Weg zu bahnen, und ſank, von einem abgeworfenen Jagdſpieß getroffen, todt vom Pferde. Ich wehrte mich ſo gut es gehen wollte, gegen acht Meuchelmörder, ſtreckte ihrer dreie zu Boden, und wurde verwundet, wie Ihr ſeht. — Endlich ſank ich vom Pferde, und die Rottſchelme ſprengten davon. Ich hörte das Fräulein klagen, und konnte ihr nicht helfen.“

„Ach! — ſchrie Hartwig. — Es war Bertha, mein einziges Kind, das mir ein Böſewicht geraubt hat! — Wie ſoll ich erfahren, wer er iſt? wohin er ſie führt?“

Ruhig, edler Herr! — tröſtete der P. Liborius; — Noch wacht die Vorſicht, und über uns ſchläſt der Rächer nicht. Das Bubenſtück wird entdeckt werden. Euere Bertha wird die Heil. Jungfrau, die gnadenreiche Beſchützerin der Jungfrauen und Bräute, Euch wieder ſchenken.“

„Erfahrt Ihr den Namen des Frauenräubers, — fuhr Joſt fort, — und wollt Ihr ihm Fehde anſagen, ehe er zum Hundetragen durch den Gau verdammt, und ſeiner Ehre und ſeines Lebens verluſtig erklärt wird, nach Recht und Gerechtigkeit, ſo — Hier iſt meine Hand! — bin ich Euer Fehdegenoß, mit zwanzig Knechten.“

Es wurden ſogleich mehrere Knappen auf Kundſchaft und an alle Burgbeſitzer der ganzen Gegend geſendet, mit Aufforderungen, ſich der Sache des gekränkten Vaters rittermäßig anzunehmen, und thätige Nachforſchungen zu halten, dem Mädchenräuber auf die Spur zu kommen.

Albrecht aber erhielt gegen Mitternacht abermals einen Beſuch von der ſchönen Hulda. Sie öffnete ihr goldenes Fläſchchen und ſalbte wieder ſeine Wunde.

„Ich komme nun nicht wieder hieher zu Dir; — ſprach ſie. — Aber in einigen Tagen wirſt Du völlig wieder hergeſtellt ſeyn, und dann vergiß Deine Freundin nicht!“

Sie drückte, als ſie dieſes ſagte, ihm ſanft die Hand, indem Albrecht die weiche, ſanfte Hand der ſchönen Freundin ſeinen Lippen entgegen zog, die lindernden Balſam ſo freundlich in ſeine Wunden goß.

Er. Hulda ſoll Dich nennen, holdes Mädchen!?

Sie. Hulda nennſt Du mich, lieber Albrecht!

Er. Wo finde ich die Wohnung meiner ſüßen Freundin und Wohlthäterin?

Sie. Unter den Fluthen der rauſchenden Saale ſteht mein ſchönes Schloß. Drinne iſt die goldene Kammer, und weich und ſanft bettet die Liebe im Brautbett die Liebenden.

Er. Könnteſt Du Deinem Liebhaber eine Untreue verzeihen?

Sie. Wozu dieſe Frage?

Er. Weißt Du es nicht, daß ich mit Bertha, der edlen Burgauerin verlobt bin?

Sie. Das weiß ich.

Er. Müßte ich nicht meiner Bertha ungetreu werden?

Sie. Sie muß und wird Dir dieſe kleine Untreue verzeihen. — Ich beneide ſie als eine glückliche Nebenbulerin! Aber nie werde ich Dich zu überreden ſuchen, nie Dich zwingen durch Gewalt oder Liebe, ſie zu vergeſſen. — Findeſt Du Bertha wieder, ſo ſchenke ihr Deine Hand, und mache ſie zu Deinem Weibe. — Mir überlaß Dich und Deine Liebe, nur Einen Monat im Jahr. Ich mache Dich reich, groß und glücklich. — Albrecht! Kann ich billiger fordern?

Er. Ich verehre Dich, ſchöne Hulda!

Sie. Mein Herz fordert Liebe.

Er. Ach! mein zertheiltes Herz will — — Bertha! — Hulda! —

Sie. Warum hörteſt Du meine freundliche Stimme nicht, warum wollteſt Du meinen zärtlichen Ruf nicht vernehmen, als Du Bertha noch nicht kannteſt?

Er. Kannte ich Dich?

Sie. Lerne mich kennen. Gründe Dein Glück mit dem meinigen auf Liebe, und es wird immer ſchön und feſt ſtehen.

Er. Ja, gute Hulda! Mein Herz ſagt mir, das Deinige iſt fern von Hinterliſt und Trug. — Aber, das Heil meiner Seele —

Sie. Die Liebe iſt keine Räuberin, und ich raube Dir nichts. — Lieber Albrecht! Ich errathe Deine Beſorgniſſe.

Er. Hebe ſie!

Sie. Wir haben alle Einen Schöpfer, ſind alle Kinder Eines Vaters. — Was habe ich mit Deiner Seele zu thun, wenn mir Dein Leib gefällt? Da ich von Dir geliebt zu werden wünſche? — Ich mache ja nur auf die Hälfte Deines Herzens Anſpruch, da Du mir es nicht ganz ſchenken willſt. — — Laß mich Dich bald wieder ſehen!

Sie ſprach's und verſchwand mit einem zärtlichen Seufzer.

Nach einigen Tagen war, wie Hulda geſagt hatte, Albrecht völlig wieder hergeſtellt, worauf Meiſter Minnewart ſich nicht wenig zu gute that, und ſich und ſeinen Wiſſenſchaften ein ſehr ſelbſtgefälliges Kompliment machte, ohne zu ahnden, welch eine ſchöne Hand ſo thätig gewirkt, welch ein köſtlicher Balſam ſeinen Salben Wunderkraft gegeben hatte.

Der Alte klagte, der Pater tröſtete, und warf Verdacht auf Agnes. Frau Anna meinte, weinend und klagend, die böſe Lobedaburgerin werde ihrem weißen

Sperlinge auch nicht entgehen. Albrecht erinnerte ſich der Warnung des Trießnitzer Fräuleins. Dieſe fiel allen auf. Der Pater wollte, wie er ſich ausdrückte, dem Fräulein chriſtlich zu Leibe gehen, und überhaupt beſchloß man auf der Burg des Trießnitzers ſich ein wenig umzuſehen. Als aber die Geſellſchaft dahin kam, fand man die Burg verſchloſſen, und der Rüſtmeiſter gab vom Söller herab den Beſcheid:

„Junker Allwart iſt nicht daheim. Er iſt zu einem Stahlſchießen gen Gera geritten. Fräulein Eliſabet aber iſt, bis zur Zurückkunft ihres Bruders, in das Fräuleinkloſter nach Kapellendorf gegangen.“

Albrecht nahm ſich nun vor, in Begleitung einiger Knappen, ſelbſt einen

Entdeckungsritt zu thun, welchem Vorhaben die andern ihren ganzen Beifall gaben. — Doch des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding, und Albrechts Herz war nicht weniger wunderlich, als alle andere Menſchenherzen.

Er konnte es ſich nicht verbergen, daß er einer Unterhaltung mit der ſchönen Hulda entgegen-ſah, bevor er auszöge auf Abentheuer, ſeine Braut zu ſuchen. Deshalb ſchlich er ſich gegen Abend hinaus, aus der Burg in's Freie.

Mit klopfendem Herzen ſchritt er am Ufer der Saale hin, ſchaute her und hin, und ſah und hörte nichts von der Schönen, deren liebliche Erſcheinung er erwartete.

„Was will ich aber auch hier?“ — fragte er ungeduldig ſich ſelbſt.

Ach! er wußte recht wohl, was er hier wollte; deshalb ſetzte er auch ganz entſchloſſen, zu ſeiner Frage den freundlichen Abſchied:

„Gute Nacht, Hulda!“

Er ging, drehte ſich herum — und ging weiter, indem er murmelte!

An mir hat es nicht gelegen, daß ich Dich nicht wieder geſehen habe! — Gute Nacht, Hulda!“

Plötzlich rauſchten hoch auf die Wellen der Saale, kräuſelnd erhob ſich die Fluth, laut ertönte das Ziſchen der Waſſerblaſen, die wallend und ſchäumend ſich erhoben. Kleine bunte Flämmchen hüpften den Fluß entlang hinauf und herunter. Im Silberſchimmer taumelten die Wellen empor; ſanfte Saitentöne durchrauſchten die Lüfte. — Albrechts Blicke wurzelten in die Wellen.

Ein blendend weißer Schwan ſchwamm in der Mitte des Stroms heran, den hüpfenden Flämmchen nach. Sanft und majeſtätiſch ruderte er den Fluß hinab, und zog ein Schiffchen, mit einer goldenen Kette, die um ſeinen Hals ging. Vorn, auf dem Schiffchen, ſtand ein kleines, freundliches Knäbchen, der Leiter des Schwans, und regierte ſeinen Untergebenen mit einem langen, mit Blumen umwundenen Pfeil. Rund mit friſchen Kränzen behangen war das Schiffchen, und mitten darin ſaß, auf blauen mit Silber geſtickten Polſtern, im weißen Gewand, umwallt von einem waſſerblauen Schleier, Hulda, das ſchöne Waſſerfräulein. — Sie winkte mit einem Roſenzweige hinüber an's Ufer, an welchem Albrecht, wie verſteinert ſtand, und ſang mit lieblicher Stimme:

Ich leb' und web' in blauer Flut,
ich thron' auf Silberwellen.
Ich bin Dir, Albrecht! herzlich gut,
zu Dir mich zu geſellen.
Ich locke Dich ſo ſanft vertraut:
Komm zu der ſchönen Waſſerbraut!

Ich liebe Dich voll Zärtlichkeit,
und will Dich wohl bedenken.
Ich will Dir voll Gefälligkeit
viel Gold und Schätze ſchenken.
Schenk' mir Dein Herz, ſo bin ich Dein,
und Du, ſollſt reich und glücklich ſeyn.

„Hulda! — ſtammelte Albrecht. — Sehe ich Dich endlich? Ich ſuchte Dich, Dir — dankbar für Deine Liebe und Güte ein herzliches Lebewohl! zu ſagen."

Statt der Antwort, ſang mit ſüſſer, bezaubernder Stimme die Waſſerſchöne weiter; wiederholend!

Ich leb' und web' in blauer Flut,
ich thron' auf Silberwellen.
Ich bin Dir, Albrecht! herzlich gut,
zu Dir mich zu geſellen.
Ich locke Dich ſo ſanft vertraut:
Komm zu der ſchönen Waſſerbraut!

„Ich muß Abſchied von Dir nehmen, liebe Hulda!" — rief Albrecht ihr zu.

Sie erhob ſich im Schiffchen, und winkte ihm freundlich zu:

„Komm herüber zu mir!"

„Zu Dir?"

„Auf mein Schiffchen!"

Albrecht ſchwieg. — Hulda ſang:

Ich liebe Dich voll Zärtlichkeit,
und will Dich wohl bedenken.
Ich will Dir voll Gefälligkeit
viel Gold und Schätze ſchenken.
Schenk mir Dein Herz, ſo bin ich Dein,
und Du, ſollſt reich und glücklich ſeyn.

Sie winkte wiederholt. Albrecht ſeufzte:

„Lebe wohl, ſchöne Hulda!"

„Albrecht! Albrecht!" — rief Hulda, ſanft, mit dem Finger drohend.

Er fragte:

„Was willſt Du von mir?"

Sie lächelte, indem ſie auf ein Polſter, neben ſich im Schiffchen, zeigte:

„Hier iſt Dein Platz. — Komm herüber zu mir!“

Verlegen ſeufzte Albrecht:

„Bertha!“

„Sie ſoll Dir unverloren ſeyn;“ — lächelte Hulda kopfſchüttelnd, und warf den Roſenzweig hinüber, ihm zu.

Er hob ihn auf. Sie rief ihm zu:

„Zaudre nicht länger! Komm! — Mit dieſem Roſenzweige berühre die rollenden Wellen, und die wankende Fluth wird ſich zum feſten Spiegelboden ebenen.“

Er ſtand unentſchloſſen. Hulda warf ſich ſeufzend auf ihre Polſter. Albrecht rief unwillkürlich aus:

„Ach: Hulda!“

Sie fragte:

„Du traueſt mir nicht?“

„Ach! Hulda! Was ſoll ich thun?“

„Du ſollſt mich fliehen, oder zu mir kommen.“

Sie breitete ihre Arme nach ihm aus. Er rief:

„Nimm mich hin!“

Da packte ihn ein Sturmwind, und ſchleuderte ihn raſch, über die Fluth, hinüber in's Schiffchen.

Hulda umfaßte ihn mit beiden Armen, drückte ihn heftig gegen ihren wallenden, hochklopfenden Buſen, preßte ihn mit ſtürmiſchen Entzücken feſt an ſich, und heftete ihre brennenden Lippen auf ſeinen Mund. — Rund umher ſauſte der Sturm, die Wellen tobten, die Flämmchen verloſchen, laut auf brauſten, ſich theilend, die Fluthen, und das Schiffchen ſtürzte pfeilſchnell hinab, in die Tiefe.

Drittes Buch.

Unter den Fluthen der rauſchenden Saale,
blinket der Nektar im goldnen Pokale,
ſchön auf der Tafel, die Liebe gedeckt,
wenn ſie mit Küſſen die Schlummernden weckt.

Mit emporſträubenden Haar, mit klopfendem Herzen, ſeiner ſelbſt ſich unbewußt, fuhr Albrecht, feſt umklammert von den runden Armen der ſchönen Hulda, hinab in die Tiefe, und Hören und Sehen war ihm vergangen.

Hulda's ſanfte Stimme brachte ihn wieder zu ſich. Sie lispelte ihm freundlich zu, indem ſie ihn zärtlich küßte:

„Hier ſind wir, mein Lieber! Steige aus und folge mir.“

Albrecht ſchlug die Augen auf, und ſah ſich vor einem geöffneten Thore eines kriſtallenen Schloſſes, auf Grotten gebaut, voll Pracht und Herrlichkeit. Hulda ergriff ſeine Hand! ſie ſtiegen aus dem Schiffchen, der Schwan wurde von ſeinem Führer abgeſchirrt, flog einer Grotte zu, und Albrecht folgte ſeiner ſchönen Führerin in ihr Schloß, wohin ſie ihn ſo vielmal ſchon eingeladen hatte.

Muſik und Geſang tönte den Kommenden entgegen. Hell ſchimmerten, im bunten Farben Glanze, wohl tauſend brennende Kerzen, und lieblich duftende Wölkchen von Räucherwerk ſchwebten an den blauen Decken wie an einem freundlichen Aether umher. Artige Knaben mit hellflammenden Kerzen gingen ihnen voran, und Hulda zog ihren Liebling ſanft nach ſich, in eine der herrlichſtrahlenden Grotten. Sie warf ſich auf ein ſchwellendes Polſter. Albrecht lag neben ihr. Eine köſtlich beſetzte Tafel wurde herbei getragen. Auf goldenen Schüſſeln lagen die Speißen, und perlender Sekt rauſchte in kriſtallene Becher.

Nach und nach verſchwanden die aufwartenden Knaben, aber unſichtbar ertönte noch immer ein ſanftes Konzert. Von angenehmen Stimmen wurde geſungen:

Wo iſt das Neſt, das Liebe baut,
ſo heimlich ſtill und ſanft vertraut?
Das Liebes Neſt der Nachtigall?
Dies ſanfte Neſt iſt überall.

Der Vogel baut's in grünes Laub,
das Würmchen baut's in Sand und Staub,
Der Fiſch baut's in die helle Flut,
und alle bauen's wohl und gut.

Wo baut der Menſch voll Liebesſinn,
wo baut der Menſch ſein Neſt wohl hin?
Er baut ſein Neſt gar wohl und gut
Dahin, wo's ihm behäglich thut.

Im Grünen und auf weichem Flaum,
baut ihn der Liebe ſüſſer Traum
ein Neſt, für Liebes Wohl und Weh,
wohl in die Tief und in die Höh.

Und in dem Neſte wird geſcherzt,
und liebgekoſt, und liebgeherzt
das Liebchen, ſchön und liebetraut,
des Herzens ſüſſe Wonnebraut!

Albrecht war nachdenkend geworden. Hulda rief ihm freundlich zu, indem ſie ſeine Hand ſanſt gegen ihr klopfendes Herz drückte:

„Sey froh und gutes Muthes, mein Lieber! und fürchte keine Hinterliſt von dem Weibe, das dich ſo herzlich liebt! — Von ganzem Herzen nenne ich Dich: mein Lieber! und mache Dich zum unumſchränkten Beſitzer meiner Schätze, zum Theilnehmer aller ſanften Freuden meines Reichs. Alles was Du hier ſiehſt, iſt Dein. Ich ſelbſt bin liebevoll die Deinige!“

Sie reichte ihm einen Becher Wein und küßte den Rand des Bechers, auf welchem ſeine Lippen geruht hatten. — Er trank. Sie rief ihm zu:

„Sey froh, ſey heiter! Du biſt bei mir, Du Liebling meines Herzens! Da, wo ich Dich längſt ſchon voll Sehnſucht erwartete! Da, wo liebevoll ein zärtliches Herz Dir entgegen klopft!“

Er. Vergieb mir meine Aengſtlichkeit! — Du biſt kein Weſen meiner Art. Du biſt —

Sie. Deine Liebhaberin bin ich; das ſage ich Dir ſelbſt. — Kannſt Du mehr verlangen, lieber, ängſtlicher Ritter?

Er. Ich bin ein Menſch, und Du —

Sie. Dieſe Lippen, dieſe Wangen, dieſe Arme, — laß Dir von ihnen ſagen, überzeuge Dich, daß eine menſchliche Geliebte keine andern haben kann. — Fürchteſt Du den Druck von dieſer Hand? Es iſt der Druck liebevoller Zärtlichkeit. Fürchteſt Du den Kuß dieſer Lippen? Es iſt der Kuß des liebevollſten Sehnens. Schreckt Dich das Klopfen dieſes Herzens? Es iſt das Streben der ſüßeſten Empfindungen in einem weiblichen Buſen. Schreckt Dich der feurig-zärtliche Blick dieſer Augen? Es iſt der Blick des zärtlich-liebevollſten Verlangens. Bebſt Du vor dieſer Umarmung zurück? Es iſt das Zeichen der feurigſten Liebe.

Er. Ach! ſchöne, liebe Hulda! Alle meine Beſorgniſſe —

Sie. Entküßt Dir der Mund Deiner Geliebten! — Ueberzeugt Dich dies alles noch nicht?

Er. Es überzeugt mich, daß ich von Dir geliebt werde. Sanft und reitzend klingt der ſüße Name Hulda, aber dieſer Name — er iſt —

Sie. Er iſt mein Name, ſo gut, als Albrecht der Deinige iſt.

Er. Meinen Namen gab mir die Heilige Taufe —

Sie. Meinen Namen gab mir die himmliſche Weihe meiner Schöpfung, die älter iſt als eure Taufe, und keines Menſchen Gebot. Er ſelbſt, der mächtige Schöpfer aller Kreaturen, gab dieſe Weihe mir, und ich bin ſein Geſchöpf, des erhabenen Vaters aller Geiſter, ſo gut als der Menſch. — Ihn lobe ich, wie Du, ihn preiße ich mit kindlichem Entzücken, den ewigen Schöpfer!

Er. Dein Geſchlecht aber —

Sie. Iſt freilich nicht turnierfähig, wie das Deinige, aber es iſt ein ſehr altes Geſchlecht, dem euer älteſtes Geſchlecht gar weit nachſtehen muß. — Ich gehöre zum Geſchlecht der Nixen.

Er. Das iſt es, was mich —

Sie. Was Dich ſchreckt und ängſtiget? — Biſt Du ein Ritter ohne Furcht? Würdeſt Du Lanzen und Schwertern gegenüber zittern? — Gewiß nicht; denn Du biſt kühn und tapfer. Aber Du zitterſt neben einer Nixe, die Hulda heißt, und Dich ſo zärtlich liebt? — Ei! Du kühner Menſch! — Trink! — Fürchteſt Du, ich werde Dich zerreißen und zerfleiſchen?

Er. Ach nein Hulda! Du biſt ein beſſeres Weſen, als —

Sie. Als Du eins biſt? — Willſt Du die Menſchheit erniedrigen? Werden

Dir das die Menſchen danken? — Ich bin Deine Hulda. . Lieber Albrecht! Iſt das Dir nicht genug? Sogleich ſchenke ich Dir Deine Freiheit wieder, wenn Du mich nicht lieben kannſt. Ich werde mich betrüben, ich werde unglücklich ſeyn, wenn Du von mir gehſt, aber — ich werde Dich nie vergeſſen, und — Ach nein! — Ich kann — ich werde mich nie an Dir rächen. — Deine Hand hieher, auf mein Herz! — Du fühlſt ſein ungeſtümes Klopfen? Es ſchlägt für Dich. — Kannſt Du Trug und Tücke in meinen Blicken leſen? Die Augen verrathen das Herz.

Er. Ach Hulda! —

Sie. In dieſen Augen lies Liebe, Liebe für Dich. — Was kannſt Du fürchten, wo Liebe Dir entgegen lacht? — —

Albrecht! kannſt Du, willſt Du gehen oder bleiben? — Unſere Macht iſt nicht ſo eingeſchränkt, wie die euerige. Ich werde mit Dir ſeyn, allenthalben. Mit Anſehen und mit Schätzen werde ich Dich überhäufen. Meine Liebe ſoll Dein Glück machen. — Verlaß mich, wenn Du kannſt! Erwiedere meine Liebe mit Kälte, meine Zärtlichkeit mit Verachtung. Ueberlaß mich der Verzweiflung, und fliehe mich!

Er. Ach nein, meine Hulda!

Sie. Du bleibſt bei mir? Du liebſt mich?

Er. Du haſt mich bezaubert!

Sie. Das will ich nicht! — Liebe für Liebe. Nur um meiner Liebe willen, will ich von Dir geliebt ſeyn. Zärtlichkeit für Zärtlichkeit. So wollen wir mit einander handeln. — Auf Dein Erdenglück und Deine Erdenfreuden, mache ich keine Ansprüche. Ich überlaſſe Dich den Armen einer Gattin, die Du liebſt, und von der Du mit ehelicher Zärtlichkeit und Liebe wieder geliebt wirſt. Ich will nie Deine Gattin, ich will Dein Liebchen ſeyn. — Eilf Monate im Jahr ſind Dein und Deiner Gattin. Nur den zwölften Monat, den Monat, in welchem die Freude der Liebe im Lenze lacht, — dieſen nur erbitte ich mir von Dir und Deiner Liebe.

Er. Und wenn mich nun die Jugend flieht, wenn die Stärke des Mannes mich verläßt, und ich alt werde? —

Sie. Durchlebſt Du dennoch den Lenzmond bei mir, bei Deiner Freundin.

Meine Liebe geht treu mit Dir bis an Dein Grab. — Doch davon kein Wort mehr. Die Gegenwart verſchlinge die Zukunft. So lange Roſen blühen, laß ſie uns brechen. Was in Minuten verſäumt wird, giebt keine der eilenden Stunden je zurück. Lebe für jeden Augenblick, im Genuß. Wer zu entbehren ſucht, lebt ſchlecht; gut lebt, wer genießen kann. — Du ſchweigſt? Albrecht! Darf ich Dein Schweigen deuten?

In rauſchende Freudentöne zauberiſcher Muſik, ertönte aus melodiſchen Kehlen der lüſterne Sang:

Es liegt ſich ſo traulich ſelbander im Arm,
ſo heimlich vergnüglich, ſo herzlich und warm!

Man küßt ſich, man neckt ſich, und ſchläfert ſich ein.
Man küßt ſich und neckt ſich, um heiter zu ſeyn.

Es liegt ſich ſo einſam, ſo traurig allein,
man wünſcht ſich und ſehnt ſich, es ſchmeckt uns kein Wein,
man quält ſich und plagt ſich, und weiß nicht warum,
es iſt uns ſo öde, ſo mürriſch und ſtumm.

Man kennt keine Freude, man kennt keine Ruh,
es drückt uns der Unmuth die Augen nur zu.
Wir wünſchen und ſehnen, und härmen uns ab,
und graben uns mürriſch das einſame Grab.

Doch lacht uns ein Liebchen mit zärtlichem Blick,

ſo lacht uns die Freude, ſo lacht uns das Glück;
dann ſind wir zufrieden, und fröhlich, und reich,
beneiden nicht Fürſten um Zepter und Reich.

Es liegt ſich ſo traulich ſelbander im Arm,
ſo heimlich vergnüglich, ſo herzlich und warm!
Man küßt ſich und neckt ſich, und ſchläfert ſich ein.
Man küßt ſich und neckt ſich, um heiter zu ſeyn.

Sanft zog das zärtliche Weib den Geliebten zu ſich. Süßes Verlangen und ſanftes Zuvorkommen beflügelten die Wünſche der Liebebeglückten. Die ſüßeſte Zärtlichkeit vereinigte die Wonnefreuden ihrer ſtrebenden Sehnſucht, und — die Liebe feierte die glücklichſte Stunde der ſanfteſten Freuden eines liebenden Paars, welches den zärtlichſten und innigſten Ergießungen ſeiner Empfindungen, keine Schranken zu ſetzen vermochte.

Albrecht erwachte aus dem Taumel ſüßer Freuden, und — lag auf dem Burgauer Schloſſe in ſeinem Bette. Verwundert blickte er umher, und fragte ſich ſelbſt: ob er nicht geträumt habe? — Da erblickte er an dem kleinen Finger ſeiner linken Hand einen blendend ſchönen Ring. Das feinſte, reinſte Gold eines gewundenen Fingerreifs zog ſich, umfaſſend, um einen reinen blauen Stein, und aus dem Steine blickte freundlich und reitzend das ſchöne Bild der zärtlichen Hulda ihm entgegen. Entzückt rief er aus:

„Hulda! Hulda! Hier iſt das Zeichen Deiner Liebe! Das Merkmal der Erinnerung an ſüße Zärtlichkeit und ſanfte Lebensfreuden! — O! meine Hulda! Warum bin ich nicht bei Dir geblieben?“

Er küßte das Bildniß in dem Steine wohl hundertmal, zog den Ring vom Finger und hängte ihn mit einer Schnur um den Hals, auf der Bruſt zu tragen, das Zeichen ſeines Glücks.

Er wurde geweckt. Ein Bote von Berka war angekommen. Er kleidete ſich an, und eilte zu dem alten Hartwig, ärgerlich über des Boten Ankunſt, die ihn ſo ſanften Rückerinnerungen entriß.

„Ei, ei! — rief P. Liborius ihm entgegen. — Ihr ſeyd geſtern ſehr frühzeitig zu Bett gegangen, und habt beinahe die Mittagsmahlzeit herbei geſchlafen.“

„Ja wohl!“ — lächelte Albrecht verlegen.

„Es iſt ein Bote mit erfreulichen Nachrichten angekommen. — So ſchreibt durch die Hand ſeines Kaplans, Euer Vater, an unſern edlen Herrn. — Hört wohl zu!“

„Friede und Heil zuvor!

„Die Braut meines Sohnes, Dei„ne Tochter, edler, alter Freund! iſt „gerettet, und befindet ſich wohlauf, „in Sicherheit, bei mir, auf meiner „Burg. Soviel in Eil. — Der Ue„berbringer dieſes Schreibens wird „alles umſtändlich berichten und er„zählen.“

Kurt, der Rüſtmeiſter des alten Berkaer Grafen, der dieſen Brief gebracht hatte, trat nun auf, und erzählte:

„Der junge Graf Heinrich zu Kapellendorf, will eben zur Hochzeit des Grafen Günther zu Schwarzburg, nach Stadt Jlm reuten, und nimmt, weil der Weg dort hinaus, durch Buſchklepper, die ein ſtetes Sattelleben führen, unſicher gemacht wird, ein ſtattliches Gefolge mit ſich. — Er kam nach Berka, kehrte in unſerer Burg ein, und fand unſern alten Herrn über den Raub des edlen Fräuleins von hier, ſehr traurig und betrübt. — Er merkt ſich alles wohl, und hat ſo ſeine Gedanken darüber, als ihm unweit Krannichfeld, ein Trupp Reiſige, mit einem jammernden Fräulein zu Roſſe, in die Augen kömmt.

Er macht nicht viel Redens, dringt ſogleich unter die Staudenhechte hinein, und ſchlägt los. — Es kömmt zu einem harten Gefecht. Die Gauner wehren ſich freyſam und tapfer. Dennoch bleibt der Graf endlich Meiſter des Platzes, befreit das gute Fräulein, und bringt ſie nach Berka. — Ihr könnt Euch die Freude unſers guten alten Herrn, und ſeiner braven Hausfrau, kaum denken! — Das Fräulein nannte ihren Räuber Allwart von Trießnitz.“

„Wo iſt er?“ — ſchrie Albrecht.

„Er war entkommen;“ — fuhr Kurt fort.

„Verdammt!“

„Das Fräulein iſt nun bei uns, und läßt Euch erſuchen, ſie bald zu ihrem lieben Vater zurück zuführen.“

„Albrecht! ſchrie der Alte. — Morgen machſt Du Dich auf den Weg, meine Tochter abzuholen, und dann, ſoll ſogleich Eure Hochzeit ſeyn. — Ihr aber Herr Pater! ſetzt mir einen Fehdebrief gegen den Trießnitzer und ſeine Helfershelfer auf. Dem will ich ſo viele Heller für ſein Reuterlohn geben, daß er die Schillinge gar nicht ſoll zählen können! Warte, Du Welſcher Fant! Du ſollſt ſo verzellt werden, im Angeſicht von ganz Thüringen, daß ſelbſt kein Erfurter Packträger ſeinen Häring mit Dir theilen, oder Dir einen Becher Stadtſchlanze reichen ſoll!“

Albrecht war wirklich jetzt in einer Lage, und bei einer Denkungsart, in welcher ihm dieſe Nachricht, ſo froh ſie auch war, ein wenig zu ſchnell kam. Er fühlte etwas in ſich, welches ihn für jetzt zu einer Zuſammenkunft mit ſeiner Braut, gar nicht ſtimmte. Er konnte es ſich nicht verbergen, Hulda's Freundlichkeit hatte ſeiner Liebe zu Bertha, ein wenig mehr Ruhe gegeben, als ſonſt ein Bräutigam zu haben pflegt. — Minnewart, ein Menſchenkenner, merkte dieſe Verſtimmung des Bräutigams, aber weit entfernt, ſeine Gedanken in der Saale zu ſuchen, ſann er hin und her, und fing endlich gar an, Argwohn zu ſchöpfen, Albrecht müßte etwa dem Trießnitzer Fräulein zu tief in die Augen geſehen haben. — Ach! er hatte weit tiefer hinunter, in weit zärtlichere Augen geblickt!

Der alte Schlaukopf ſuchte dem Ritter auf einem Schleifwege bei zu kommen, und bedauerte das arme Trießnitzer Fräulein gar ſehr, da von der Fehde geſprochen wurde. Albrecht nannte ſie unſchuldig, fand es billig, ihr das Verbrechen ihres Bruders nicht anzurechnen, ſprach von Verſorgung, und Minnewart wurde in ſeinen Vermuthungen beſtärkt.

Albrechten aber zog's hinaus, an die Saale. — Eine alte Bettlerin begegnete ihm dort.

„Schenkt mir einen Heller, edler Herr! Gott wird es Euch im Ehebett wieder beſcheren. Ich bin eine gar zu arme Frau, komme von einer Wallſahrt zur Heiligen Frau zu Ziegenhain, und will zum wunderthätigen Gnadenbilde nach St. Gangkof wallen. — Dieſe Nacht habe ich unter freien Himmel geſchlafen, und hatte nichts gegeſſen. Dieſen Morgen erſchien mir ein wohlthätiger Engel, in Geſtalt eines ſchönen, goldlockichten Fräuleins" —

„Hier? — Auf dieſem Platze?"

„Sie ging am Fluſſe auf und ab, und ſang gar wunderſeltſam ſchön." — Sie hat mich reichlich beſchenkt, das ſchöne Engelsbild und" —

Albrecht gab der Alten Geld, und eilte mit verdoppelten Schritten am Ufer der Saale hinauf, indem er ausrief:

„Dies holde Engelsbild, war meine Hulda!"

Ein alter Mann lag neben ſeinem Bettelſacke, und weidete ſich am Anblick zweier Goldſtücke. — Albrecht redete ihn an. Er antwortete:

„Ich bin ein armer Bauer, der ſeinem Herrn Habe und Gut nachwarf. Mein guter Herr wurde mit dem Naumburger Biſchoff in Händel verwickelt, über ein Seelengeräthe ſeines ſeeligen Vaters. Der Biſchoff wollte ſich nicht zum Vergleich verſtehen, und wollte die Seelenkühlung durchaus ganz verſchlucken. Mein Herr ſträubte ſich, und ſiehe da! der Biſchoff ſprach den Bannfluch aus, und mein Herr war ein Exkommunicirter. Er floh aus ſeiner öden Burg, und eilte zu dem Kaiſer, der damals eben zu Dornburg Reichstag hielt. — Der Kaiſer unterſuchte die Sache, der Biſchoff mußte den Bann aufheben, und die Strafe des Buchtragens wurde ihm zu erkannt. Indeſſen aber und ehe es dahin kam, ſtarb mein armer Herr vor Kummer und Mangel. Ich war ihm gefolgt. — Meine Aecker ſind vertheilt. Ich bin ein Bettler. — Ach Gott! Es fällt gar wenig ab. — Nur eben jetzt kam ein ſchönes, weißgekleidetes Fräulein am Saalufer herauf, hörte meine Geſchichte, und ſchenkte mir, zu Erkaufung eines Grundſtücks in Burgau, wie ſie ſagte, dieſe zwei Goldgülden. Ach! ich kann ſie gar nicht genugſam anſehen dieſe freundlichen Goldgülden!"

Albrecht ſchenkte ihm Geld, eilte fort, und rief aus:

„Gute Hulda! Liebe Hulda! Wo biſt Du?"

Das Waſſer fing an, langſam zu ſchäumen und ſiedend Blaſen zu werſen. Aber plötzlich wirbelten hoch auf die ſchäumenden Wellen in dunkeln Kreiſen, und theilten ſich. Albrecht ſah hinab, und erblickte das ſchöne, glänzende Schloß des holden Waſſerweibes. Ohne ſich zu bedenken, ſprang er hinab in den Fluß. — Die Wellen ſchlugen über ihn zuſammen. Er fuhr hinunter, in die Tiefe.

Sogleich ſtand er vor dem wohlbekannten Schloſſe. Die Thüren waren verſchloſſen, und keine ſchöne Hand wollte ſie dem Klopfenden öffnen. — Er umging das Schloß und kam an einen ſchönen Garten. Roſen blühten, Lilien dufteten, Vögel ſangen, Waſſerfälle rauſchten, aber ein menſchliches

Geſicht war nicht zu ſehen. — Verdrüßlich warf er ſich auf eine Raſenbank, ſchaute über ſich hinauf zum blauen Waſſeräther, und ſchlief endlich gar ſanft ein.

Eben ſo ſanft wurde er geweckt von weichen, küſſenden Lippen. Er ſchlug die Augen auf; Hulda, ſein Liebchen, hatte ihre Arme um ſeinen Nacken geſchlungen, und die angenehme Laſt des ſchönen Weibes lag in ſeinen Armen. Herzlich drückte ſie ihn an ihre Bruſt, und rief aus:

„Ach! wie liebe ich Dich, guter Albrecht! um Deiner Liebe willen, zu mir. — Das habe ich nicht erwartet. Wie glücklich machſt Du mich! — Wie hätte ich Dich hier vermuthen können, nach der Nachricht, daß Bertha befreit ſey?“

„Ach, Hulda! was iſt das Leben ohne Dich? Was haſt Du aus mir gemacht? Zauberin! Was haſt Du mir angethan? — Meine Seele iſt verloren, und mein Herz gehört nur Dir ganz allein.“

„Deine Seele wirſt Du behalten, aber Dein Herz nehme ich an.“

„Ach, Hulda! Mit welchem Geſicht ſoll ich dem Burgauer Fräulein entgegen treten?“

„Dem Burgauer Fräulein? — Allerliebſt! — Kannſt Du nicht ſagen: meiner Bertha? meiner Braut? — Dieſer trittſt Du entgegen, mit einem Bräutigamsgeſicht.“

„Darf ich das?“

„Warum nicht? Man darf alles, was erlaubt iſt. — Bertha kann als Dein Weib ruhig und glücklich bei Dir leben, ohne von Deiner Liebſchaft unter dem Waſſer nur ein Wort zu wiſſen. Die Erde werde ihr in Deiner Umarmung zum Paradies, und von dieſem Luſtgärtchen hier unter der Saale, erfahre ſie nicht das geringſte. Was man nicht weiß, macht nicht unglücklich. — So giebt es mehrere glückliche Ehen in der Welt.“

„Aber — da“ —

„Glücklich lebt Dein Anverwandter, Graf Siegfried von Orlamünda zu Weimar, mit ſeiner geliebter Hausfrau Mechtild. Sie preißet, von ihm geliebt, ſich glücklich, und weiß nicht, daß ihr Gemal nebenbei, auch unter dem Waſſer, meine Schweſter liebt."

„Siegfried? — Er? — Deine Schweſter?"

„Er liebt meine Schweſter, und ihn liebt Erlinde, die Ilm-Nixe, meine Schweſter."

„Hulda! — Was ſagſt Du mir?"

„Die Wahrheit."

„Siegfried? — Erlinde? Die Ilm-Nixe?"—

„An einem ſchönen Wieſengrunde, durch welchen der fiſchreiche Ilmfluß ſich ſchlängelt, ſteht unweit Weimar, auf einer diesſeitigen Höhe, ein artiges Sommerhäuschen, in einem Garten. Dieſes gehört dem Rüſtmeiſter Veit Tuck, einem erfahrnen Manne, dem

Vertrauten des Grafen. Dort haben Erlinde und der Graf ihr zärtliches Spiel gar oft, und ſind glücklich. *) Mechtild weiß von dieſen zärtlichen Zuſammenkünften kein Wort, und lebt glücklich und zufrieden mit ihrem Gemal.“

„Das iſt wahr! — — In Tucks Garten bin ich ſelbſt oft mit dem Grafen geweſen. Er nannte ihn ſeine fröhlichſte Heide auf der Welt.“

---

*) Ich habe im IX. B. der Romantiſchen Geſchichten der Vorzeit. S. 213 — 284 Siegfrieds und Erlindens Liebſchaft und Abentheuer erzählt. Doch hoffe ich, ich werde ſie eheſtens ſelbſt als Heldin eines Romans auftreten laſſen können, dieſe zärtliche Erlinde, die Ilm-Nixe, der ich ſelbſt gar ſehr gewogen bin. Warum? Das ſoll man dann hören.

„Das iſt ſie auch!“

„Er liebt Mechtilden, und ſie iſt glücklich bei ihm.“

„So glücklich, wie Bertha bei Dir ſeyn wird. Und Hulda wird Dich lieben.“

„Wohnt Deine Schweſter Erlinde, in der Ilm, nur bei Weimar?“

„Wir Nixen wohnen allenthalben in unſern angewieſenen Flüſſen, mehrentheils haben wir aber gewiſſe Lieblingsplätze zu unſerm gewöhnlichen Aufenthalt. Das geſchieht aus Abſichten, oder aus Leidenſchaft. So wohne ich am liebſten jetzt hier, in der Nähe bei Dir. So wohnt meine zweite Schweſter Garlante, die Hard-Nixe, am liebſten in der Nähe des Schloſſes, welches der Marſchalk Wilhelm von Tieffurth bewohnt, der ihr Liebhaber iſt."

„Er? — Ich kenne ihn. Er iſt ein Allerwelts Frauendiener."

„Ja wohl! — Garlante hat viel Kummer durch ihn in ihrer Liebe."

„Der Marſchalk iſt der zierlichſte Hageprunk in ganz Thüringen, eitel wie eine Dohle, und verliebt wie ein Spatz. Alles funkelt und glänzet an ihm. Die Schellen, die er an ſeinem Wehrgehänge trägt, ſind von Silber und vergoldet, feine, angenehme Cymbeln, die mit ſeinen rollenden Sporenrädern, im Takt klingen, wie er ſelbſt ſagt. Er macht auf alle Mädchen Jagd, es mögen Fräulein, Bürgermädchen oder Bäuerinnen ſeyn. Alle ſind ihm gleich. In Erfurt hat er mit den ſchönen Schuhmacherinnen verteufelt verliebte Streiche getrieben. Einer hat er einſt funfzig Gulden Ausſteuer geben müſſen. — Er lebt herrlich und in Freuden, und kein Menſch weiß, woher er zu ſeinem Aufwand das Geld nimmt.“

„Ach! Das muß Garlante, meine arme Schweſter, alles herbeiſchaffen. Sie liebt ihn mit ſo viel Unſinn, daß ſie ſich ſo gar von ihm mißhandeln läßt. — Unſere Mutter, Albina, die Elb-Nixe“ —

„Hulda! — Du biſt wohl nicht mehr ſo jung, als“ —

„Als ich ausſehe? — Nein! — Siehſt Du, wie aufrichtig ich bin. Ich verläugne meinem Liebhaber nicht einmal mein Alter.“

„Lebt ihr Nixen ſtets ohne Männer eures Geſchlechts?“

„Das iſt unſer Schickſal! — Können wir nicht mit einem Menſchen eine zärtliche Verbindung knüpfen, müſſen wir der Liebe ſüße Freuden ganz entbehren.“

„Und wenn ihr nun Kinder“ —

„Unſere Kinder? — Die Knaben bleiben bei Menſchen, die Mädchen werden Nixen. — So glücklich ſind wir aber ſelten! Die Menſchen fliehen uns, und es vergehen oft Jahrhunderte, ehe wir ſo glücklich werden, wie ich es jetzt bin!“

„Da Du aber von Jahrhunderten ſprichſt“ —

„Wie alt glaubſt Du mich?“

„Die Jugendröthe Deiner Wangen, das Feuer Deiner Aetheraugen, dieſer Buſen“ —

„Du nimmſt mich doch mit dem allen, was Dir an mir gefällt, für achtzehn Jahr?“

„Ja! — Aber Du“ —

„Laß es dabei! Ich will nicht jünger ſeyn. — Liebe Deine Hulda, mit den achtzehnjährigen Reitzen, und bekümmere Dich um die Hunderte nicht. So, wie Du mich jetzt haſt, kannſt Du mit mir zufrieden ſeyn.“

Sie verſchloß ihm den Mund mit feurigen Küſſen, und er vergaß zu fragen, im Genuß der verſchwenderiſchen Liebesfreuden, die ihn in Hulda's Armen ſo ſanft beglückten.

Den folgenden Tag, mit Sonnenaufgang, ſaß Albrecht auf, um ſeine Braut in Berka zu ſehen. — Ganz langſam trabte er an der Saale hinauf. Eine jede Welle war ihm angenehm. Vielleicht hatte Hulda ſie berührt, ſie hatte vielleicht um ihren Nacken, um ihren ſchönen Fuß geſpielt, vielleicht hatte ſie ſich auf den ſanften Wellen des herrlichen Buſens gewiegt.

Bernd, ſein Knappe, und der Bube, die ihm folgten, konnten kaum begreifen, warum der Ritter ſo langſam ritt. — Mit einem Seufzer verließ dieſer endlich das lockende Geſtade, gab ſeinen Rappen die Sporen, links gewendet, und drehte ſich gegen Magdala zu. — Gegen Abend waren ſie in Berka.

Hier war die Freude groß als Albrecht erſchien. Bertha ſank, Freudenthränen in den Augen, in ſeine Arme, und Vater und Mutter umarmten mit klopfendem Herzen ihren Sohn. — Was hatte man ſich nicht alles zu ſagen, abzufragen und zu erzählen! Bertha erzählte, Albrecht erzählte, aber Etwas, — wir wiſſen ſchon was! — behielt er doch für ſich.

Man erzählte die Mitternacht herbei, und ſpät begaben ſich diesmal, ſelbſt die Alten, zur Ruh.

Albrecht konnte nicht ſchlafen. Er trat an's Fenſter und überſchaute den Ilmgrund. Im ſanften Mondenſchein rollten die Silberwellen des Fluſſes dahin, die Albrecht, gleich freundlichen Bekannten, ihn grüſſend, vorüber rauſchen hörte, und indeß Bertha vielleicht von ihrem Bräutigam träumte, träumte dieſer wachend von Hulda, dem ſchönen Waſſerliebchen.

Ein tiefer Seufzer unterbrach die Stille der ſchweigenden Nacht, und Albrecht hatte, ſympathetiſch, kaum eben ſo zärtlich Luft geſchöpft, als er Geſang vernahm: Er lauſchte, und hörte ſingen:

„Ach Schweſtern! liebe Schweſtern, mein!
bald müßt ihr bei Erlinden ſeyn.
Schon iſt ſie da, und wartet hier.
Ach Schweſtern! kommt doch bald zu ihr!“

Albrecht legte ſich weiter zum Fenſter hinaus, die Sängerin zu ſehen, konnte nichts erblicken, was ſingen konnte, hörte aber dennoch ſingen:

„Komm, Hulda, komm Garlanta fein,
ihr guten, lieben Schweſtern mein!
Ach, kommt! Erlinde iſt ſchon hier,
kommt bald, ach! kommt doch bald zu ihr!"

Hier folgte eine Pauſe. — Albrecht konnte die Sängerin nicht ſehen, weil er aber ganz richtig vermuthete, ſeine liebe Schwägerin zu hören, — wer hört und ſieht nicht gern eine ſchöne Schwägerin? — wollte er ſich doch bemerkbar machen, und ſeufzte ſehr laut:

„Liebe Hulda!"

Patſch! ging's, und tief fiel's in's Waſſer. — Alles blieb ſtill.

Albrecht wollte aber nun einmal die ſchöne Schwägerin ſehen, und ſchrie hinab:

„Erlinde! — Schönes Waſſerfräulein, Erlinde!“

Rauſchend erhob ſich's im Waſſer, und unſichtbar fragte es laut:

„Was willſt Du von mir?“

„Die Thore ſind geſperrt, die Burgbrücken ſind aufgezogen, und ein Freund Deiner Schweſter Hulda, möchte Dich gern ſprechen, ſchönes Waſſerfräulein!“

„Biſt Du Albrecht von Berka?

„Der bin ich.“

„Komm herab zu mir!“

„Wie?“

„Stürze Dich herab! ich fange Dich mit meinem Mantel auf.“

„Ich ſehe Dich nicht.“

„Ich werfe meinen Silberſchleier auf dieſen Raſen. Wo er liegt, ſtehe ich.“

„Ich wage es nicht mich hinab zu ſtürzen.“

„Ich will Dir meinen Schwan ſchicken."

Hoch an den Burgzinnen hinauf, flog ein ſchneeweißer Schwan bis an Albrechts Fenſter, und Erlinde rief:

„Setze Dich auf, Albrecht! und komm herab zu mir."

Dem Ritter ſtieg das Haar zu Berge, wenn er hinab ſah in die Tiefe. Er ſeufzte:

„Ach, ſchöne Erlinde! Ich kann's nicht wagen, mich aufzuſetzen."

„Furchtſamer! — Ich will Dir meinen Wagen ſchicken."

Der Schwan flog davon, und bald darauf, ſegelte ein Wagen mit zwei Schwänen beſpannt, durch die Luft, zu ihn hinauf, und lies ſich auf der

Burgwarte nieder. Dorthin eilte Albrecht und ſetzte ſich in den Wagen. — Die Schwäne hoben die Flügel, ſtiegen mit dem Wagen auf, und ſchwebten ganz ſanſt nach dem Ilmufer zu, in die Tiefe hinab.

Hier ſtand Erlinde vor ihm, jung, ſchön, und freundlich, wie ihre Schweſter, der ſie gar ſehr ähnlich ſah, ſo, daß Albrecht, von dieſer Aehnlichkeit hingeriſſen, ſich nicht enthalten konnte, der reitzenden Schwägerin um den Hals zu fallen, und einen zärtlichen Kuß auf ihre ſchwellenden Lippen zu drücken. Sie gab beſcheiden ihm dieſen Schwagerkuß wieder zurück, drückte ihm zärtlich die Hand, dachte: „Meine Schweſter hat, traun! noch beſſer gewählt, als ich!" und ſagte:

„Wir wollen uns unter dieſe Ulme ſetzen. — Ich liebe die Ulmen, denn unter einer Ulme entſpringt die Ilm, und hat ihren Namen von dem Baume. — Was haſt Du mir zu ſagen?"

„Daß ich Dich ſchön und reitzend finde!"

„Liebſt Du meine Schweſter?"

„Du fragſt? — Sagt Dir Dein Herz nicht, daß Deine Aehnlichkeit mit Hulda, mich" —

„Albrecht! — Still! — Ich höre Wellenſchlag von Nixenhänden. — Meine Schweſtern kommen hieher. Was wir zu ſprechen haben, darf kein Menſch hören. — Setze Dich ſchnell wieder in den Wagen! Fort von hier, ehe ich dreimal ſieben gezählt habe!“

„Wie kannſt Du aber ſo grauſam ſeyn!“

„Das bin ich nicht!“

„Liebe Erlinde!“

„Fort! fort!“

Sie ſprang auf, ergriff ein goldenes Stäbchen, und fing ſogleich zu zählen an. Albrecht mochte nicht zum zweitenmal ſieben zählen hören, ſtieg in den Wagen, und wurde in die Burg zurückgebracht.

Hier war er aber kaum wieder, als er ſich vernam, Hörer und Zeuge der ſchweſterlichen Zuſammenkunſt zu ſeyn, es koſte, was es wolle. Er nahm den Jagdſpieß, weckte den Thorwart, gab vor, einen Hirſch belauſchen zu wollen, und lies ſich das Burgthor öffnen. Die Brücke fiel. Hinter ihm flog ſie wieder auf, und der Thorwart legte ſich, brummend und kopfſchüttelnd zur Ruh.

Albrecht aber ſchlich nach der Ulme zu, und verſteckte ſich, nicht weit davon, hinter einen dichten Strauch.

Er hatte kaum Platz genommen, als er ein lautes Händeklatſchen vernahm. So gleich kamen, rechts und links Hulda und Garlante aus dem Fluſſe herauf, auf ihre harrende Schweſter Erlinde zu. — Schweigend küßten ſie ſich dreimal, faßten ſich dann bei den Händen, und umtanzten die Ulme unter folgendem Geſange:

Ha! Nixentanz, Ha! Nixentanz!
Es bebt im Haar der grüne Kranz.
Hier treten wir das Truttenkraut,
und tanzen für die ſchöne Braut.

Wohl hin und her, ihr Schweſtern fein!
Das iſt der Nixen Ringelreihn.
So hüpfen wir wohl hin und her,
wie Fluſſeswellen in das Meer.

Es rauſchen Saale, Ilm, und Hard,
auch ohne unſre Gegenwart.
Das Nixenſchloß ſteht feſt im Grund,
und feſt iſt unſer Schweſterbund.

Auf! breitet eure Schleier aus!
Der Mond ſcheint hell, der Tanz iſt aus.
Getreten iſt das Truttenkraut.
Wohl an! nun recht und links geſchaut.

Und rechts, und links, und überall,
in jedem Quell und Waſſerfall,

in jedem Teich, in jedem Fluß,
erwartet uns der Wellekuß.

Der Wellekuß iſt rein und gut!
Auf, auf! du edles Nixenblut!
Regierſt du einfach durch die Drei,
ſo bleibe dreifach ſtets dabei.

Und einmal drei, und dreimal drei!
Nun iſt der Nixentanz vorbei.
Auf! breitet auf das Truttenkraut
die weißen Schleier, wohlvertraut.

Hierauf küßten die Nixen ſich ſchweigend wieder, nahmen ihre ſchneeweißen Schleier ab, breiteten ſie auf die Erde, und ſetzten ſich darauf. In der Mitte ſaß Hulda, Erlinde ſaß ihr zur Rechten, Garlante zur Linken.

Hulda. Dreimal ſeyd mir willkommen, liebe Schweſtern! unter dieſer Ulme. Schön iſt die Nacht. Der Himmel iſt heiter und rein, aber trübe ſind die Blicke unſrer Schweſter Garlante.

Erlinde. Rede Schweſterchen! Was fehlt Dir?

Garlante. Ihr wißt es ja, was mich quält. Der Marſchalk Willhelm ſpottet meiner Zärtlichkeit und Liebe immer noch durch ſeine Untreue und Flatterhaftigkeit. Jeder Tag vermehrt meine Leiden.

Erlinde. Wir wollen den Elenden beſtrafen, der Dich quält!

Garlanta. Ach nein! — Ich will wieder zurück kehren, in die Elbe, zu unſerer guten Mutter Albina, will ſie bitten, unſerer jüngſten Schweſter Lindane die Hard zu übergeben, und mich bei unſrer Baſe Freita, in der Unſtrut wohnen zu laſſen.

Hulda. Dazu will ich Dir nicht rathen, Schweſterchen! Die Zeit, dieſe herrliche Freundin, wird Dir Heilmittel reichen, mit ſanfter, milder Hand. Ein anderer Jüngling wird Liebe Dir vergelten mit Liebe, und Dein ſanftes Herz zu ſchätzen wiſſen.

Garlante. Schweſtern! Es iſt ein Menſch in der Nähe: Ich wittere ſeinen Dunſtkreis.

Erlinde. Auf! Werdet zu Ungeheuern und verſcheucht den frechen Horcher!

Darauf mochte es Albrecht nun nicht ankommen laſſen, und es konnte auch keinen angenehmen Anblick geben, ſein liebliches Liebchen in der Geſtalt eines Lindwurms, oder Serpenten zu ſehen, oder einem Haſelwurm oder freiſamen Baſilisken etwa, in die freimüthigen Krallen zu fallen, deshalb trat er, da er ſich auf den Schutz ſeiner Geliebten verlaſſen zu können glaubte, aus dem Gebüſch hervor.

Hulda. Ach! was ſehe ich! — Albrecht! Du? Was haſt Du, Vermeſſener gewagt?

Erlinde. Er werde beſtraft!

Albrecht. Ich werfe mich in die ſtrafenden Arme meiner geliebten Hulda!

Erlinde. Er büße ſeine Verwegenheit!

Sie ſprach's, warf ihren Schleier über, und fuhr hinab in die Fluthen des

Fluſſes. Ihr folgte Garlante ſeufzend nach. Hulda blieb traurig zurück.

„O Albrecht! Was haſt Du gethan? Deine Burg liegt dem Fluſſe ſo nahe, in welchem Erlinde herrſcht. — Ich muß ihr nach; ich muß ſie zu beſänftigen ſuchen, daß Dir kein Unglück geſchieht. — Lebe wohl, und ſey verſchwiegen!“

„Ich kann ſchweigen, wie ich lieben kann.“

Hulda küßte ihn herzlich, warf weinend ihren Schleier um, und fuhr hinab in die rauſchenden Fluthen.

In folgender Nacht wagte es Albrecht keck, verließ, als alles ſchlief, ſeine Burg, und eilte an's Ufer der Ilm. Hier ſtand er rufend:

„Erlinde! Erlinde!"

Aus den Fluthen toſete ihm die Frage entgegen:

„Wer ruft?"

„Albrecht, Dein reuevoller, zärtlicher Schwager."

„Was willſt Du?"

„Sprechen möchte ich meine ſchöne Schwägerin."

„Sie will Dich nicht ſprechen. Sie zieht hinweg aus Deiner Burggegend."

„Nach Weimar?"

„Was fragſt Du?"

„Meinen Gruß an Graf Siegfried!"

„Gut!"

„Und die ſchöne Erlinde hat mir vergeben?"

„Verdanke dies der Vorſprache meiner Schweſter Hulda, die ich liebe.“

„O! gieb mir, ſchöne Schwägerin! den Verſöhnungskuß!“

Die Wellen ſtiegen auf, zertheilten ſich, und Erlinde trat aus den Fluthen an's Land, freundlich wie die Sonne aus dem Meere, von einem leichten Schleiergewande umfloſſen, wie der Mond von leichten Wölkchen. — Albrecht eilte auf ſie zu, umſchlang ſie küſſend, und drückte zärtlich ſie an ſeine Bruſt. Erlinde lächelte:

„Genug! — Du ſcheinſt zu vergeſſen, daß ich nicht Hulda bin! — Hier haſt Du den verlangten Verſöhnungskuß.“

„Ach! Erlinde! Nimm mich mit Dir!“

„Mit mir? Wohin?“

„In Dein Schloß, in Deine Arme!“

„Albrecht! — Du liebſt meine Schweſter?“

„Und Dich, weil Du ihre liebe, reizende Schweſter biſt.“

„Hulda ſoll davon nichts erfahren. — Gute Nacht Albrecht! Was wird Dir träumen?“

Ohne ſeine Antwort zu erwarten, ſprang ſie in den Fluß, und fuhr ſchnell in die Tiefe hinab. — Albrecht ſchlich, ein wenig ärgerlich, in ſeine Burg zurück.

Einige Tage darauf führte Albrecht ſeine Braut zurück, nach Burgau, in die Arme ihres entzückten Vaters, der ſogleich den Tag der Trauung beſtimmte, und ausrief:

„Erſt Hochzeit, dann Fehde gegen den Trießnitzer!“

Im Schloſſe war alles in Bewegung, und nur Albrecht und Bertha ſuchten die ſtillen Gartenlauben auf, die zum Schauplatz der lieblichſten Neckereien des glücklichen Brautpaars wurden; Vorgefühle zärtlicher Eheliebe und unterhaltender Hausfreuden.

So ging's bis zum Hochzeittage, an welchem Agnes in feſtlichen Glanze, als Brautführerin, erſchien. Die Gäſte verſammelten ſich, und brachten Glückwünſche und Geſchenke dar.

Das Glöckchen ertönte. Der Zug ging in die Kapelle. Am Altar wechſelten

Albrecht und Bertha die Ringe, der Pater ſprach ſein: Ego conjungo vos! Man umarmte ſich, und ging zu Tiſche; die gewöhnliche Herrlichkeit der Hochzeittage, bis auf den heutigen Tag!

Schallend kreiſten die Becher umher, neckende Geſundheiten wurden getrunken, und Meiſter Minnewart ſang das Brautlied.

Des Gelages Fröhlichkeit war ſchon allgemein laut, als der Hausmeiſter eintrat, ſich züchtiglich neigte, und meldete:

„Es ſteht ein Mägdlein draußen, vor dem Hochzeitſaal, wohlangethan mit einem himmelblauen Gewand, auf ſonderbare Art, welſch und niedlich zugeſchnitten, mit einer goldenen Gnadenkette geziert. Sie trägt eine Harfe, und nennt ſich eine reiſende Sängerin. Sie fragt an, ob es ihr nicht vergönnt ſey, ſich vor der Geſellſchaft hören zu laſſen?“

„Laß ſie herein kommen!“ — ſchrieen alle.

Albrechten aber wurde es, er wußte ſelbſt nicht warum, um die Bruſt herum ſehr merklich enge.

Die Sängerin trat ein, neigte ſich zierlich, ſtimmte die Harfe, ſetzte ſich, und ſchlug den Schleier zurück.

Bei'm heiligen Georg! ſie iſt ſchön! — liſpelten die Ritter einander zu.

Fräulein Agnes bemerkte, ſie ſey zu roth, und ihr Buſen ſchweife ein wenig gar zu frech, obgleich verhüllt, über die gehörige Linie hinaus.

Albrechten aber packte die Entſchleierung der Sängerin ziemlich krampfartig. Er kannte ſie und ihre Reitze beſſer als alle Gäſte. Sie ſelbſt war es, Hulda, das ſchöne Waſſerfräulein.

Der uns bekannte Würzburger Domherr, Agnes Onkel, Eitelfried, nahm das Wort, die Unterhaltung mit der ſchönen Sängerin zu eröffnen:

„Woher des Landes, ſchöne Maid?!"

Hulda. Jetzt komme ich vom Hofe des Thüringer Landgrafen, und bin in Weimar geweſen, am Hofe Graf Siegfrieds, der gar ein braver Kunſtfreund iſt. Er hat mir ſelbſt dieſe goldene Kette umgehängt, denn er iſt freigebig und reich. Es gehe ihm und ſeinem Hauſe ewig wohl! Und Weimar müſſe ſtets blühen, als ein Schutzort der Wiſſenſchaften und Künſte!

Eitelfried. In vino veritas: Es lebe Weimar! Es hat mir dort ſelbſt gefallen. — Wo aber, ſchönes Kind! iſt Dein Vaterland?

Hulda. Im ſchönen Neckerthale bin ich geboren.

Eitelfried. Aha! eine Schwäbin! Ja, ja! Es giebt's — die zierliche Rundheit von Bruſt und Hals.

Agnes. Ziehſt Du ſchon lange in der Welt herum?

Hulda. Seit einem Jahr reiſe ich umher, etwas zu verdienen, der Heil. Cäcilia eine Kapelle zu ſtiften, und dann eine Nonne zu werden.

P. Liborius. Ein herrlicher Vorſatz, liebe Tochter!

Hartwig. Du biſt hübſch und jung, liebes Kind! Nimm Du lieber einen Mann.

Hulda. Dazu habe ich keine Luſt. Man hat nur ſeine Noth mit den Männern.

Eitelfried. Wie ſo?

Hulda. Sie wechſeln gewöhnlich und gern ſo lange, bis man ſie ganz verwechſelt erhält.

Alle lachten lautauf, und Bertha blickte verlegen ihren Bräutigam an, der ihr ſchweigend die Hand drückte.

Hulda warf einen ernſten Blick auf Albrecht. Er ſchlug die Augen nieder, und ſie ſpielte und ſang:

Romanze.

Der edle Graf von Wüſtenburg
ritt Land und Land wohl durch und durch,

um unter ſchönen Frauen
ein Liebchen zu erſchauen;
ein Liebchen, das ihm Herz und Hand
wohl ſchenkte, mit dem Eheband.

Und als der Graf nun hie und da
viel' allerliebſte Frauen ſah,
war er des Liebchens wegen,
Um Wort und Wahl verlegen:
„Welch Liebchen hold, welch Liebchen fein
wähl' ich zur Allerliebſten mein?“

„Hier winket mir ein Purpurmund,
dort winkt ein Buſen voll und rund,
hier ziehen ſchöne Hände
in's Liebesnetz behende!
Was wähl' ich nun? Wo greif' ich zu?
Der Griff gilt Leben, Glück und Ruh.“

„Was frommt mir auch ein Purpurmund?
ein Buſen ſchön, und voll, und rund?

Das ſchmeichelt nur den Sinnen. —
Durchſuch' den Platz von innen.
Ein gutes Herz wiegt alles auf;
Wenn Du das findeſt, ſchließ den Kauf.“

In der tiefſten Stille waren die Augen der Geſellſchaft auf die Sängerin gerichtet, und — ſie ſchwieg, und ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin. — Nach einer ziemlichen Pauſe, kam man zu ſich.

Agnes. Nun? Hat die ſchöne Schwäbin die Sprache verloren?

Minnewart. Mein Kind! Fehlt Dir etwas? — Hugo! Hurtig! Meinen Schlagbalſam herbei!

Bertha. Gutes Mädchen! Was iſt Dir?

Agnes. Die herrliche Künſtlerin, will uns doch nicht foppen?

Hartwig. Mädchen! Biſt Du ſtumm geworden?

Eitelfried. Dergleichen Neckereien werden hier nicht geduldet, liebes Kind!

Bertha. Albrecht! Du ſprichſt kein Wort? Sie heftet ihre Blicke auf Dich. Frage ſie doch.

Albrecht. Sprich! Rede! — Was iſt Dir? —

Hulda. Herr Bräutigam! Warum fragt Ihr mich nicht?

Eitelfried. Endlich bekömmt ſie die Sprache wieder. Du mußt uns ſagen, was —

Hulda. Aha! Ihr wollt wiſſen, was der Graf von Wüſtenburg that? — Rathet einmal!

Agnes. Nun foppt ſie uns, die kunſtreiche Sängerin! — Das iſt ſo die Poſſenſitte der Spielleute!

Hulda. Fräulein! Erzürnt Euch nicht. — Nun, ihr Herrn! Wollt ihr nicht rathen? — Ich will's Euch ſagen, was der Graf that. — Er wählte eben ſo klug, als der edle Bräutigam hier, gewählt hat. Er wählte eine Braut, voll Seelengüte und Herzensadel.

Eitelfried. Bei meinem Pacem! Das iſt ein ſonderbarer Uebergang eines Geſanges.

Hulda. Und nun verlange ich von dem Bräutigam einen Becher mit Wein, ſein und ſeiner Braut Wohlſeyn zu trinken. Er reiche ihn mir aber ſelbſt, ehre die Kunſt, und danke dem Wohlwollen.

Zitternd reichte Albrecht ihr den Becher, Bertha zitterte an ſeiner Seite, ahndungsvoll. — Hulda empfing den

Becher, und neigte ſich dankend. Sie trat ihm gegenüber, und ſprach:

„Mächtig, reich und hochgeehrt wird Albrecht Graf und Herr zu Berka, glücklich leben mit ſeinem Ehegemal, Frau Bertha, der edlen Burgauerin, bis“ —

Der Becher flog an die Decke. In lichten Flammen ziſchte der Wein auf, und ſprudelte in Feuerfunken auf die Tafel hinab. — Erſchrocken ſprangen die Gäſte von ihren Sitzen auf. Die Sängerin zog ihren Schleier über's Geſicht, und flog vor allen Augen mit Harfe und Becher zum Fenſter hinaus, indem ſie ausrief:

„Ich bin Hulda, die Nixe der Saale!“

Der Pater Liborius ſchlug ein Kreuz, der Domher fiel unter den Tiſch, und

Fräulein Agnes ſank in eine Ohnmacht, aus der ſie jedoch ſogleich wieder zu ſich kam.

Auf der Tafel aber lagen in Goldſtücke verwandelt, die feurigen Tropfen, die dem Becher entfielen, ein bedeutendes Hochzeitgeſchenk.

Nach und nach kam man wieder zu ſich, der Saal wurde mit Weihwaſſer beſprengt, und die Gäſte nahmen ihre Plätze wieder ein, bis die Jungen zum Tanze gingen, indeß die Alten ſich zu Boden zechten.

Nun aber lies Fräulein Agnes die herrliche Brautbett-Decke entfalten, geſtickt gar künſtlich, im Nonnenkloſter zu Oberweimar, eine Stickerei, die nach damaligem Geſchmack, alle mögliche Blumen und Thiere vereinigte, Früchte und Bäume, und Vögel darauf, ſo lebhaft dargeſtellt, daß Meiſter Minnewart ſich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Siehe da! des Heiden Königs Beligan Zauber-Sangvögel!“

Dieſe herrliche Decke wurde über das Bett geworfen, und die Kammer dem Brautpaar geöffnet. Agnes kredenzte den Schlaftrunk, Minnewart ſagte einige Verſe her, und Frau Anna ein kurzes Gebet. Albrecht nahm die erröthende, zitternde Bertha bei der Hand; ſie folgte ihm langſam, und die Thür wurde verſchloſſen.

Zwei Tage nach der Hochzeit wurde Anſtalt gemacht, die Burg des Trießnitzers zu beſtürmen und zu erobern.

Abgeſendet wurde, ritterlicher Fehdeſitte gemäß, der Fehdebrief, und das Sturmzeug, die Bliden, Katzen und Sturmböcke, wurden ausgebeſſert und in guten Stand geſetzt.

Bertha aber gedachte alles deſſen, was ſie mit frommen Herzen gelobt hatte, es mit heiligem Sinne zu erfüllen. Sie wallte, unter dem Geleite ihrer Reiſigen von Frau Annen begleitet, nach Ziegenhain, opferte dem Gnadenbilde der Heil. Mutter zehn Gulden und zwei große Kerzen, und den heiligen Nothhelfern zu Ammerbach, gleichfalls zehn Gulden und zwei Wachskerzen. Und als ſie zurückkam, ſchenkte ſie der Kirche zu Burgau ihren Brautkranz, ein ewiges Licht, und ſechs Gulden jährlich, auf Kerz- und Licht-Weihetag zahlbar.

Albrecht zog nun die Reiſigen und Knappen zuſammen, und ſiehe da! Die Lobedaburger miſchten ſich in's Spiel, den Span auszugleichen, da Allwart entflohen war, man wußte nicht wohin. Eliſabet, das gute, ſanfte Mädchen, erſchien als Bittende, die ihres Bruders Schuld nicht büßen konnte. — Die Burg des Trießnitzers wurde von Albrechts Leuten, denen Eliſabet die Thore öffnen lies, beſetzt, und der treue Knappe Bernd wurde Rüſtmeiſter und Voigt des beſetzten Schloſſes. So wurde dies Schloß für das Fräulein beſetzt, ihrem Bruder aber, wurde der Tod geſchworen. Sie ſelbſt zog nach Burgau, wo Bertha ſie als Schweſter umarmte, und Albrecht ein hübſches Geſicht mehr ſah.

Nun war Ruhe allenthalben, und Bertha war glücklich, im Beſitz ihres

Albrechts, geliebt von einer Freundin, einem guten Vater, und verehrt von allen Bewohnern ihres Schloſſes.

Viertes Buch.

Ueber den Fluthen der rauſchenden Saale
leerte gefällig die Freude die Schaale,
aber es miſchte in perlenden Wein
Liebe die Tropfen der Sehnſucht mit ein.

. . .

Ganz unvermuthet fing auf einmal der bisher immer ſo muntere alte Hartwig an zu kränkeln, und ſeine Krankheit wurde bedenklich. Bertha und Eliſabet waren ſeine ſorgſamen Wärterinnen. Aber die Sorgen und Nachtwachen griffen die gute Bertha endlich ſo ſehr an, daß ſie ſelbſt bettlägerig wurde. Nun lag die Hauswirthſchaft allein auf dem Trießnitzer Fräulein, und ſie nahm derſelben ſich unverdroſſen und thätig an.

Albrecht hatte indeſſen, — die Leſer dürfen es wiſſen! — unbemerkt öfftere Spaziergänge an die Saale gemacht, hatte auch zuweilen ſogar ſein Waſſerliebchen gerufen, aber die holde Waſſerfeine erſchien nicht. Der Fluß ſchien ausgeſtorben zu ſeyn, und alles, was ihm in demſelben begegnet war, glich einem Traum. — Aergerlich, ſprang er ſogar einmal in die Saale, aber kein Liebchen zog ihn hinab, und umſonſt harrte er des Empfanges küßlicher Lippen. — Da bemächtigte ſich eine gewiſſe Leere ſeines Herzens, und die Langeweile zog bei ihm ein. Sie zu vertreiben, ritt er aus, er jagte, trank und ſchlief, und blieb trotz dem allen, von der Langeweile beſeſſen.

Die erträglichſte Unterhaltung fand er noch in der Küche, bei Fräulein Eliſabet, die aber ſeinem empfänglichen

Herzen nach und nach gefährlicher wurden, als er es ſich ſelbſt geſtehen mochte; auch ging er der Gefahr nicht aus dem Wege. Die mancherlei Geſpräche führten zu mancherlei Erklärungen, und endlich kam es ſogar einmal zu einem Händedruck. Seit dieſem Händedruck aber vermied das Fräulein alle Gelegenheit mit einem ſo gefährlichen Mann allein zu ſeyn. — Das mußte ihm auffallen. Er wagte es, ſie darüber zur Rede zu ſetzen, erhielt aber ſo entſchiedenen Beſcheid von ihr, daß er betroffen, es nicht wagte, um eine zweite Erklärung zu bitten.

Da wankte er nun einſam, mißmuthig und ärgerlich im Schloſſe umher, und das Leben wurde ihm unerträglich. Sein Mißmuth ſtieg täglich höher, und die trüben Novembertage vermehrten ſeine üble Laune. Er wurde grillicht, zankſüchtig, und wer ihm zu nahe kam, mußte ſeinen Mißmuth entgelten. — Er ging an die Saale, er rufte ſeine Geliebte, er ſchimpfte ſogar, aber gegen alle weibliche Gewohnheit, ſchimpfte die Waſſerſchöne nicht einmal wieder, und überließ ihn ſeiner üblen Laune, ohne eine Welle zu bewegen.

Dieſe Gleichgültigkeit reitzte ſeine Wuth auf's höchſte. Außer ſich ſchrie er:

„Hexe! Wo biſt Du? Welcher Teufel hat bulend Dich Bulerin umfangen? — Herauf, ſataniſche Gabelträgerin! Damit ich Dein hölliſches Antlitz ſehe!"

Auch darauf wurde nicht geantwortet. Seine Wuth wurde lächerlich. Er warf Steine in den Fluß, und zerknickte die kahlen Weidenäſte voll Ingrimm. Wüthend rief er aus:

„O! daß ich mich jetzt mit einem Manne herum hauen könnte!“

Auch dieſer Wunſch blieb unerfüllt, und er tobte in die Burg zurück.

Hier ſtieß er auf den ehrlichen Minnewart, und ſchrie ihn an:

„Seyd Ihr ein Mann, der etwas verſteht, ſo werdet mein Lehrer in geheimen Künſten und Wiſſenſchaften. Lehrt mich Teufel und Geiſter herbeirufen, daß ich Geſellſchaft bekomme, daß die Langeweile in dieſer langweiligen Burg mich nicht tödtet. Macht dieſes Schloß zum Sammelplatz helliſcher Geiſter! Nur ſchaft mir Unterhaltung und Geſellſchaft.“

„Albrecht! — fragte der Alte bedenklich. — Seyd Ihr krank?“

„Tod krank, vom ſataniſchen Schlangenbiß der Langeweile!“

„Eure gute Bertha liegt krank und einſam auf ihrem Lager.“

„Ihr ſeyd Arzt, helft ihr.“

„Ihr ſeyd ihr Mann, bleibt bei ihr, die nicht von Euch gehen würde, wärt ihr an's Krankenlager gefeſſelt.“

„Krankheit überall! Das macht mich ſelbſt krank. — Hier Gebet und Litaneyen, dort Wimmern und Aechzen. Welche Unterhaltungen! Alles ſchleicht und kriecht wimmernd um mich her. Auch mein Weib iſt krank, und in meinen Adern rollt tobendes Blut der Geſundheit. — Meine Nerven ſind ſtark. Schaft Geiſter herbei!“

„Werdet ruhiger!“

„Ich kann nicht ruhiger werden. — Die Langeweile quält mich. — Was ſoll ich thun? — Heiligenbilder kann ich nicht vergolden, aber fechten möchte ich auf Tod und Leben.“

Bertha hatte die Stimme des Tobenden gehört. Sie ließ die Thür ihres Gemachs öffnen, und ſtreckte ihm ihre zitternden Hände entgegen. Sie bat ihn, ſich zu beruhigen. Er wurde ſtill und verlegen. Sie ſprach von ihrer Liebe. Er wurde nachdenkend. Sie bat ihn, ſich zu zerſtreuen durch Jagd und Beſuche auf benachbarten Burgen. Er ſchwieg. Sie miſchte ſanft kleine Vorwürfe in ihre Rede und ſprach von dem Ringe, den Albrecht auf der Bruſt trug.

Da ſchlang er ſeine Arme um ihren Nacken, küßte ſie, und ſagte:

„Ich will ſuchen ruhiger zu werden. Du kannſt es ſeyn. Werde bald wieder geſund!“

Eliſabet trat ein, und Albrecht entging diesmal weiteren Erklärungen.

Gegen Mitternacht ſaß er noch ganz allein beim Becher, ſchürte fleißig Wärmefeuer zu, ſprach mit ſich ſelbſt, und machte Grillen. Da trat Meiſter Minnewart in ſein Gemach. Albrecht rief ihm entgegen:

„Woher ſo ſpät?“

„Vom Bett des alten Herrn, — antwortete Minnewart. — Er wird es wohl nicht lange mehr machen. — Er ſtirbt nach und nach ganz ruhig. Ihr ſolltet ihn ſterben ſehen. Ein ſolcher Tod iſt ein lehrreiches Bild.“

Albrecht ſchwieg, leerte den Becher, füllte einen zweiten, und reichte ihn dem Alten.

Minnewart. Ihr wolltet heute einen Teufel ſehen. Ich will Euch einen zeigen; einen Eheteufel.

Albrecht. Wo?

Minnewart. Ein Ring, den Ihr auf Eurer Bruſt tragt, macht eurer guten Frau trübe Stunden. Das ſoll und darf nicht ſeyn! Seht die an, die Euch dieſen Ring gab, und Ihr ſeht den Eheteufel, Euern Unmuthsteufel, der Euch umher treibt, die Schlange, die mit Unmuth Euch vergiftet. — Dieſen Ring thut hinweg, und kränkt Euer edles Weib nicht. — Ich bin ein Deutſcher, und rede, wie ich's meine. Was ich rede, ſage ich zu einem Deutſchen, und der muß anhören als ein Deutſcher, was ich ſage.

Albrecht. Ich höre.

Minnewart. Ob ich gleich kein Rittersmann bin, ſo bin ich doch ein Mann von Ehre. Mein Vater war kein Edelmann, aber er war ein ehrlicher, edler und gelehrter Mann. Fürſten und Herren ehren mich, und nennen mich Freund. — Ihr wollt alſo hören?

Albrecht. Ich höre.

Minnewart. Die Hand auf's Herz! — Albrecht! Ihr kennt die Nixe der

Saale, die an Euerm Hochzeittage Euch und uns allen, nicht umſonſt erſchien. — Ihr kennt ſie! — Wir ſind Männer. Ihr vertraut Euch einem Freunde. Dieſes Herz iſt ein verſchloſſener Schrein für Euer Geheimniß.

Albrecht. Zu welchem Bertha den Schlüſſel hat.

Minnewart. Mein Wort darauf: Bertha hat den Schlüſſel nicht. — Alſo wie weit kamt Ihr mit der Waſſerfrau, die Ihr ſo gewiß genauer kennt, als ich mich ſelbſt kenne!?

Albrecht. Bis an's Waſſer. Das Waſſer macht ſtumm.

Minnewart. Darauf habe ich nichts zu antworten. Das aber weiß ich, den Ring, den Ihr auf Eurer Bruſt tragt, habt ihr von der Nixe.

Albrecht. Wer ſagt das?

Minnewart. Euer Geſicht, und ich ſage es ihm nach.

Laut erklangen die Fenſter, die Thür erbebte. — Minnewart rief aus:

„Was war das? Das war kein natürlicher Windſtoß.“

Albrecht riß den Fenſterladen auf, und ſchaute hinaus. Es war draußen alles ſtill. — Er ſetzte ſich wieder. Minnewart wollte ſprechen, als ein zweiter Windſtoß die Thür erſchütterte.

Draußen aber, nahe am Fenſtergitter, erſcholl dumpf im Tone des murmelnden Meeres, im Tone der heulenden Luft, eine hohle Stimme, mit rauſchenden, aber vernehmlichen Worten:

„Albrecht! Es beginnt Dein irrdiſches Glück!“

Alles war ſtill. Sie lauſchten. Es blieb ſtill. — Ein Knappe trat ein, mit der Nachricht:

„Unſer edler Herr iſt in Gott verſchieden.“

Sie ſahen ſich an. Minnewart rief aus:

„Ihr ſeyd Herr von Burgau. — Es beginnt Euer irrdiſches Glück.“

Albrecht drückte ihm die Hand.

„Ich bin Euer Freund! Bleibt der meinige.“

Sie eilten in Hartwigs Gemach. Er war verſchieden. Der Pater Liborius hatte ſeinen letzten Seufzer empfangen.

So behutſam auch Bertha dieſe Nachricht erhielt, ſo tiefen Eindruck machte ſie dennoch auf die arme Frau.

Hartwigs Depoſition wurde nach ſeinem letzten Willen angeordnet. Auf ſein Verlangen, wurde er in einer Mönchskutte, in dem Arnshaugiſchen Familienbegräbniß, in der Kapelle zu Ziegenhayn beigeſetzt. Sein Leichenbegängniß war, wie der größere Theil ſeines Lebens, ſtill und einfach. Die alten Knappen und Diener weinten am Grabe ihres Wohlthäters, und die benachbarten Mönche erhielten eine anſehnliche Summe zum Seelengeräthe des Verblichenen, und eine jährliche Rente zu Anniverſarien ſeiner Seelenkühlung. In Burgau, Ziegenhayn, Bürgel, Magdala und Jena wurden dreitauſend Seelenmeſſen geleſen, und am Begräbnißtage ließ Albrecht dreihundert Arme zu Ziegenhayn ſpeiſen. Zu Berka aber ließ er durch den geſchickten Bildhauer Hans Dornberger, einen zierlichen

Leichenſtein hauen, auf welchem Hartwig in voller Rüſtung mit ſeinem Wappen, ſtehend auf einem aufwärtsblickenden Löwen, zu ſehen war; rundherum aber um den Stein, in einer zierlichen Einfaſſung von Lanzenſpitzen, waren zu leſen die Worte:

Hac sunt in fossa
de Burgau Nobilis ossa
Hartwici Comitis.
Deus ipsum suscipe mitis.

Acht Tage nach der Begräbnißfeier nahm Albrecht den Eid der Treue und des Gehorſams Gelöbniß von ſeinen Dienern, Unterſaſſen und Unterthanen an. Dann gab er auf dem Schloſſe ein ſtilles Trauermal und erklärte ſich über die Zuunft, gegen ſeine Gäſte, öffentlich und ut alſo:

„Alle Vermächtniſſe in dem Teſtamente meines verſtorbenen Schwiegervaters, ſind mir heilig; ich werde ſie redlich erfüllen und auszahlen laſſen. Die Schutz- und Schirm-Aemter, welche Hartwig verſchiedenen Klöſtern auf Erben zu geſagt hat, lege ich nieder. Ich entſage dieſer Ehre aus guten Gründen. Blos dem ehrlichen Abt zu Bürgel will ich meinen Schutz nicht entziehen, wenn er denſelben haben will. Neue Kanzeln und Altäre werde ich nicht bauen, aber neue Häuſer für meine Bauern. — Der ehrwürdige P. Liborius bleibe mein Burgkapellan und mein Freund. Meiſter Minnewart bleibe bei mir, als Freund, und ſey mein Schatz- und Seckelmeiſter. Die alten Diener bleiben bei mir, und wer von mir gehen will, der ſoll ein Geſchenk erhalten. Meine Bertha werde von allen, als Erbfrau von Burgau geehrt, und als Freundin geliebt!"

Er legte die Finger an die Bruſt und auf den Kreuzgriff ſeines Schwertes. — Alle gaben ihm die Hände, und als ſie gingen, liſpelten ſie einander zu:

„Hier giebt's kein Pfaffenregiment!"

Der Abt Lukas von Bürgel, ein frommer und gelehrter Mann kam zu Albrecht nach Burgau des Schirmamtes wegen über ſein Kloſter. Er bat ihn, es zu behalten, und Albrecht übernahm es unentgeltlich, blos für die Atzung ſeiner Reiſigen, wenn ſie nach Bürgel kamen. — Bertha, die indeſſen wieder hergeſtellt war, ſtattete in Begleitung ihrer Freundin Eliſabet, mit Albrecht und Minnewart, einen Gegenbeſuch in Bürgel ab. Der Abt empfing ſeine Gäſte freundlich und bewirthete drei Tage lang ſie herrlich.

Albrecht ſchien nach und nach ruhiger zu werden, und ſuchte ſich, ſo gut es gehen wollte, in die ſtille Lebensart zu ſchicken.

Am Faſtnachtabend hatte die Familie ein kleines Banket, und die Diener und Knechte ſpielten der Narren Kirchweihe ganz luſtig und fröhlich zu großer Ergötzlichkeit ihrer Herrſchaft. Es wurde ſtark gebechert und der Pater und die Weiber ſchlichen bald zu Bette. Albrecht aber und Meiſter Minnewart ſaßen nach Mitternacht noch beiſammen, und ſprachen viel über Geiſter und andere geheime Dinge. Es war eine ſtürmi=

ſche Nacht. Ein fürchterlicher Windſtoß erſchütterte das ganze Gemach wiederholt. Albrecht ſchrie, in einer Art von Weinlaune, in der man wohl zu weilen dergleichen Dinge ſagt:

„Heda! Wer klopft ſo ſonderbar? Herein! Wer Du auch ſeyſt! Du biſt gebetener Gaſt. Zeige uns Dein Antlitz.“

Dumpf und ſauſſend ſtürmte es heulend am Fenſter vorbei:

„Albrecht wird reich und mächtig!“

Betroffen blickten die Zechenden einander an, und vernahmen des Thurmwächters laute Hornſtöße. — Auf die Frage, was es gebe? antwortete der herbei kommende Knappe:

„Es halten drei Reuter mit Fackeln vor'm Schloſſe.“ Sie wurden eingelaſſen. Es waren Berkaer Knappen, Sie brachten die Nachricht vom Tode des alten Hermann. — Albrecht ſchickte die Knappen fort, und wendete ſich zu Minnewart:

„Ich eile Morgen nach Berka und vertraue Dir ehrlicher Alter! mein Weib und meine Burg an. — Ich muß über Weimar nach Eiſenach zu dem Landgrafen gehen, und bin ruhig, da ich einen Freund bei den Meinigen weiß.“

Bertha hatte den Auflauf vernommen, und empfing die Nachricht mit Schrecken. — Die Nacht wurde in Geſprächen durchwacht, und mit Tagesanbruch wurden die Roſſe geſattelt. — Thränen floſſen bei'm Abſchied; ſehr gerührt ritt Albrecht endlich davon.

Nach ſeiner Ankunft in Berka wurde ſein Vater beigeſetzt, und bei dem Leichenbegängniſſe machte ſeine Mutter ihren Entſchluß bekannt, in das Nonnenkloſter zu Roda zu gehen, wo ihre Schweſter Aebtiſſin war. — Sie reiſete auch einige Tage darauf dahin ab, und ihr Sohn lies ſie ſtattlich begleiten.

Hierauf wählte er einen Burgvoigt, ſchloß mit ſeinen Nachbarn, den Edlen von Tanneroda und Kraunichfeld Schutz- Schirm = und Burgöffnungs = Bündniſſe, lies ſeines Vaters wohlgefüllte Schatzkiſte nach Burgau ſchaffen, und ging zu ſeinem Oehm, nach Weimar.

Graf Siegfried empfing ihn mit offenen Armen. — Albrecht, der gegen ihn etwas auf dem Herzen hatte, was er nicht lange darauf behalten konnte und wollte, ſuchte ſich zu erleichtern. Bei einem Spaziergange, nach Tucks Garten, mußte es heraus. Der Graf erſtaunte höchlich, als er vernahm, Albrecht wiſſe um ſein größtes Geheimniß. Doch dieſer ſuchte ihn zu beruhigen, und entdeckte ihm ſein Verhältniß mit Hulda. Der Graf wurde zwar etwas ruhiger, geſtand aber aufrichtig, es ſey ſein ernſter Wille, Erlindens Umarmungen ſich zu entziehen, und reuevoll in ein Kloſter zu gehen.

Dies war nicht nach Albrechts Sinn geſprochen, er wurde ſchier darüber unwillig, und machte ſich bald auf den Weg nach Eiſenach, wo ihn ein Bote einholte, der ihn einen Brief von Meiſter Minnewart überbrachte, in welchem ihm die glückliche Ankunft der Schatzkiſte in Burgau gemeldet wurde. Er ſprach viel von der Sehnſucht ſeiner Frau, und ſchloß mit den räthſelhaften Worten:

„Wir haben indeſſen etwas beſcheert „bekommen, das Euch wohl gefallen „wird.“

In Eiſenach wurde Albrecht von dem Landgrafen auf der Wartburg ſehr gnädig und ehrenvoll empfangen. Er wohnte etlichen ritterlichen Uebungsproben mit Ehren bei, empfing dann die Lehen, ritt ehrenvoll entlaſſen vom Landgrafen zurück, und feierte das Oſterfeſt zu Erfurt.

Hier befanden ſich damals die Grafen von Weimar, Schwarzburg, Vippach, Zimmern, Kapellendorf ꝛc. nebſt vielen andern Rittern und Edeln mit ihren Weibern und Schweſtern, und alle lebten wohl und hoch. Freude umſtrömte die Einwohner und ihre fröhlichen Gäſte. Allenthalben ſchlug das Vergnügen ſein lockendes Hoflager auf. Beſonders ging es auf dem damaligen Sammelplatz der Freude, auf dem Rathhauſe luſtig zu. Da wurde geſchmauſet, getanzt, gezecht, geſchäkert und geliebt. Die artigen Bürgermädchen verurſachten den adelichen Damen viel Mißvergnügen, und hie und da entſpannen ſich Liebſchäftchen, für die liebe Oſterzeit, eben ſo tranſitoriſch, als die lieblichen Kirchenſchwänke eines erfreulichen Oſter-Gelächters. Ja, man ſagt unſer Albrecht auch habe einem artigen Bürgermädchen etwas zu tief in die ſchwarzen Augen geſehen, und habe deshalb von ſeinem lieden Burgau beinahe gar nicht mehr geſprochen. Dies nahm ſein treuer, alter Rüſtmeiſter Hans ſehr übel, und legte ihm einſt einige Worte darüber an's Herz. Albrecht meinte, es ſey wohl gut, Bertha hieher nach Erfurt zu beſcheiden, Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude. Hans brummte:

„Soll ſie denn zur Schau herum reiſen, wie eine Ebentheurerin? Sie bleibt lieber daheim. — Alle Nächte ſchließt ſie Euch in ihr Abendgebet ein, und erwacht ſie, ſo iſt ſicher ihre erſte Frage: Iſt mein Albrecht noch nicht da?“

Albrecht eilte zur ſchönen Vippacherin und führte ſie zum Fackeltanz.

In dieſer Nacht gab's Lärm, und es kam auf dem Rathhauſe ſogar zu einer Schlägerei, die ſehr ernſthaft wurde. Albrecht zog ſein Schwert, und brachte ſeine Dame aus dem Gedränge, glücklich in ihre Herberge, wo er bei ihr blieb, bis ihr Gemal, halbtodt geſchlagen ihr nachgebracht wurde. Man eilte nach Wundärzten, und Albrecht wurde von einem Knappen aufgeſucht, der ihm ängſtlich entgegen rief:

„Gott ſey gelobt, edler Herr! daß ich Euch treffe."

„Was giebt es?" — fragte Albrecht verlegen.

„Rettet!"

„Was iſt zu retten?"

„Alles und nichts, wenn Ihr nicht zeitig genug kommt. Die Eurigen ſind in großer Gefahr."

„Was iſt geſchehen?“

„Der Trießnitzer hat eine Bande Schnapphähne und Buſchklepper zuſammen gebracht, kam unvermuthet und fiel unverwarnt und ohne Fehdebrief Eure Unterthanen und Euer Eigenthum an. Er ſengt und brennt mörderlich. Seine Burg hat er ſchon wieder erobert, und hat Bernden und alle Eure Leute drinn niedermachen laſſen. — Jetzt nun liegt er mit ſeinem Geſindel vor Burgau.“

„Vor Burgau?“

„Und treibt unerhörte Schandthaten in den Dörfern umher. — In das Schloß hinein hat er trompeten laſſen, er wolle, komme er hinein, unſre edle Frau und ſeine Schweſter von ſeinen Troßbuben ſchänden, und alle Lebendige niederhauen laſſen. — Meiſter Minnewart vertheidiget ſich wacker in der Burg, wie ein Kriegsmann, aber es fängt an, Mangel zu entſtehen, die Beſatzung iſt zu ſchwach, und bringt Ihr nicht bald Hülfe, ſo geſchieht, was der Trießnitzer gedroht hat.“

Albrecht ſendete ſogleich Boten an die Tanneroder und Kranichfelder, und eilte nach Weimar. Hier gab ihm ſein Oehm zwanzig Reiſige, und Ritter Apitz von Meldingen, ſtieß mit ſechszehn Lanzenknechten zu ihm, und acht rüſtige Knappen gab ihm der Iſſerſtädter. Vierzig Knappen brachte Hans von Berka her, und die Tanneroder und Kranichfelder ſchickten ihm fünf und zwanzig Reiſige.

Einige Landſtürzer, die ihm auf dem Wege begegneten, nahm er in Sold, und ſo rückte er mit hundert und funfzig Mann nach Burgau zu. — Der Vortrab bekam bald Händel mit des Triesznitzers Geſindel. Die in der Burg ſahen ihre Retter anrücken, erkannten Albrechts Panier, und erhoben ein großes Freudengeſchrei. — Albrecht ſetzte über die Saale und griff raſch die Trieſznitzer an. Das Raubgeſindel floh, und ließ ſeine Wagenburg im Stiche. Allwart entkam im Getümmel des Gefechts, und Albrecht zog ſiegreich mit den Seinigen unter Trompetenſchall in ſein Schloß ein.

Bertha ſtürzte ihm entgegen, klammerte ihre Arme um ſeinen Nacken, und blieb ſtumm an ſeinem Halſe hängen.

Minnewart. Herr Graf! willkommen! — Das war Hülfe in der Noth!

Albrecht. Du haſt Dich wacker gehalten, ehrlicher Freund!

Minnewart. Nun ſeht! Das hat ein Schriftgelehrter gethan.

Bertha. Ach! Albrecht! laß mich nicht wieder allein.

Albrecht. Beſorge nichts. — Wo iſt Eliſabet?

Bertha. Schreck und Krankheit feſſeln ſie an's Lager. — Lieber Albrecht! als Du nicht da warſt, hat der Himmel uns etwas beſcheert.

Er ſah ſie fragend an. Bertha's Herz ſchlug ſichtbar, und Albrecht wurde verlegen, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum.

Da trat Frau Anna herbei und trug auf ihrem Arme ein freundliches Knäblein, kaum zehn Wochen alt. Es krabbelte mit ſeinen Händchen Albrechts glänzender Rüſtung entgegen, und dieſer ſah ſein Ebenbild im Kleinen vor ſich. Bertha ſchmiegte ſich ſanft an ihren erſtaunten Gatten an.

Albrecht. Wem gehört der Knabe?

Bertha. Er iſt ein Geſchenk des Himmels, und jetzt iſt er mein. Ich liebe das Kind, und laſſe es mir nicht wieder nehmen.

Albrecht. Wie kamſt Du aber zu dem Kinde?

Bertha. Nach Deiner Abreiſe ging ich eines Morgens hinüber in die Marienkapelle, dort für Deine glückliche

Zurückkunft zu beten. Als ich die Kapelle wieder verließ, begegneten mir Eliſabet und Meiſter Minnewart. Wir gingen auf der Wieſe auf und ab, und kamen bald wieder in die Burg zurück. — Gleich vor der erſten Zugbrücke ſtand ein ſchönes, rothes Käſtchen, das wir ſogleich öffneten. — In dem Käſtchen lag auf ſchönen himmelblauen Kißchen ſchlummernd dieſer kleine Knabe. Wir erſchracken, und ich ſchrie laut auf, denn ich glaubte, Dein Ebenbild im Kleinen vor mir zu ſehen, lieber Albrecht! —

Albrecht. Weiter!

Bertha. Das Knäblein erwachte, ſchlug die Aeuglein auf und lachte uns holdſelig an. Mir ging's durch's Herz. — Ich nahm das Kind auf meinen Arm und küßte es. Es lächelte noch freundlicher. — Meiſter Minnewart wurde indeſſen ein zuſammengerolltes Pergament gewahr. Er nahm es aus dem Käſtchen, und las es.

Minnewart. Hier iſt es. Seht, da ſteht: „Dies Knäblein gehört edlen Eltern, die ſich mit der Zeit melden werden. Erzieht es wohl. Es iſt noch nicht getauft, bringt es zur Chriſtenheit, und gebt ihm den Namen Huldebert.“ — Das iſt geſchehen. Wir alle ſind ſeine Pathen.

Bertha. Und der Knabe heißt Huldebert. — Sieh, wie er lächelt! Er kennt ſeinen Namen und meine Stimme. — Nicht wahr, wir erziehen das Kind?

Albrecht. O ja! Aber daß —

Bertha. Daß es Dir gleicht?

Albrecht. Zufall.

Bertha. Ich glaube es auch!

Anna. Vielleicht hat ſeine Mutter ſich an Euch verſehen.

Albrecht. Möglich. — Nun, ehrlicher Freund, und Schatzmeiſter! zahle meinen unglücklichen Unterthanen aus, was ſie bedürfen, ſich wieder Wohnungen zu bauen, und ihre Felder zu beſtellen. Sieh Bertha! wie gut es iſt, daß die Mönche mein Geld nicht haben verſchmaußen dürfen. Jetzt können wir unſern unglücklichen Bauern beiſtehen, und ihr Gebet bringt gewiß mehr Segen, als das ſinnloſe Mönchsgeplärr über uns. — Morgen rücken wir vor das Schloß des Mordbrenners. Seine Unterthanen aber ſind unſere Feinde nicht. — Nun, aufgetragen! Wir haben Hunger.

Allwart erwartete die Eroberung ſeiner Burg nicht und floh, als der Feind anrückte, davon. Seine Knechte, zuſammengerafftes Geſindel, liefen aus einander. Das Schloß wurde leicht genommen, und mit ihrer Hand verſchenkte es Eliſabet an den Ritter Apitz von Meldingen, der dieſe ſchöne Braut, noch reichlich von dem reichen Albrecht beſchenkt, nach Hauſe führte, und vorher die Tießnitzer Burg an Albrechten verkaufte, ſich näher gegen Meldingen zu, Güthe zu erkaufen.

Das Hochzeitfeſt wurde glänzend in Burgau gefeiert.

Bertha pflegte mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt den kleinen Fündling, ohne weiter in Albrecht über ſeine Exiſtenz fragend und forſchend zu dringen. — Doch ſorgte die Lobedaburger Agnes für eine Legende, und es wurde wahrſcheinlich, das Bübchen ſey eine Frucht heimlicher Liebe Albrechts und der unſchuldigen Eliſabet. Dieſe Nachricht kam auch Bertha zu Ohren, und da ſie ihre Freundin ganz gewiß unſchuldig wußte, theilte ſie dieſelbe ihrem Manne mit. Dieſer wußte ſie ſogleich zu beruhigen, und gab ihr zu verſtehen: eine kluge Frau laſſe durch dergleichen Sagen ſich nie aus ihrer Ruhe bringen. — Mit dieſer Erklärung war Bertha zufrieden; doch ängſtlich vernahm ſie von Albrecht die Nachricht, er müſſe zum Kaiſer ziehen, ſein Fahnenlehn zu holen, und Rechenſchaft zu geben, wegen der Trießnitzer Fehde.

Der ſchöne Maimond begann. Ueberall grünten Haine und Hecken, und Silberblüthen ſchwankten auf hohen Bäumen. Schon umdämmerte zartes Grün das Neſt der zärtlichen Nachtigall und Thal und Hügel tönten wieder von ihrem ſanften Geſange. — Das war die Zeit der Liebe. Konnte ſie Albrecht verſäumen? — Er luſtwandelte am Ufer der Saale und harrte des günſtigen Augenblicks einer ſchönen Erſcheinung. — Dieſer längſt erſehnte Augenblick kam endlich.

Schön, im Glanze eines überirrdiſchen Weſens, reitzend, wie die Göttin der Liebe, entſtieg Hulda, die holde Waſſerfeine, in einer ſchönen Abendſtunde den ſilbernen Fluthen der Saale. — Entzückt rief Albrecht ihr entgegen:

„Sehe ich Dich endlich wieder!“

„Ach! mein Lieber! Komm! Eile in die Arme Deiner Geliebten!“

Raſch ſprang Albrecht in die Fluthen. Mit Liebesgewalt riß Hulda ihn an ſich, drückte ihn mit Entzücken an die Bruſt, und fuhr mit ihm hinab unter die Fluthen, in die Wohnung der Liebe.

Indeß Bertha ihren Mann in Berka und dann auf dem Wege zum Kaiſer glaubte, befand ſich dieſer im Schloſſe ſeines Liebchens, unter den Fluthen ſehr wohl. Er geſtand ihr ſeine Verlegenheit, in der er ſich ihres Kindes, des Knaben Huldebert wegen, befinde, da Bertha ihn ſtets plage, ihr die Mutter deſſelben zu nennen, weil ſie ganz ſicher ſeines Vaters wegen, außer allen Zweifeln ſey. Hulda rief ernſtlich aus:

„Ich bitte Dich, bedenke Dein Glück, und raube mir meine Glückſeligkeit nicht ſo leichtſinnig! Bertha darf nicht wiſſen, wer des Knaben Mutter iſt. Nennſt Du ihr mich, ſo ſind wir auf ewig geſchieden und all Dein Glück flieht von Dir. Sie würde, ſprächſt Du, Hulda, die Nixe der Saale, iſt dieſes Kindes Mutter, aus heiliger Einfalt, mit frommen Herzen, eine große Thorheit begehen. Ach! zerreiß mir das Herz nicht, Geliebter! und zwinge mich nicht, grauſam zu werden!“

Sie ſeufzte tief auf, wurde nachdenkend, und rief aus:

„Ach! ich ahnde es, Du wirſt ſie nicht beſtehen die Probe der Verſchwiegenheit! — Du biſt ein ſchwacher Menſch, wenn die Aengſtlichkeit der Religionsbegriffe — — Ach Albrecht! Ich fürchte alles!"

Sie ſank weinend in ſeine Arme. Er tröſtete ſie küſſend.

Wie leicht verleben ſich in dergleichen Situationen viermal ſieben Tage!

Die Stunde des Scheidens nahte ſich; ſie kam, und Albrecht mußte einem Lager ſich entwinden, das zwei runde, ſchöne Silberarme ſo freundlich umſchloſſen hielten, das weicher nicht mit weicherem Flaum gebettet werden konnte! — Die Maienblümchen waren verblüht; die Roſen ſtanden in vollem Flor, und Albrecht erſchien ganz unvermuthet wieder auf ſeinem Schloſſe.

Seine Bertha flog mit hochklopfendem Herzen ihm entgegen, und ſchloß ihn in ihre Arme. Er beſchenkte ſie mit Putz und Geſchmeide, und Meiſter Minnewart liſpelte ihm freundlich zu:

„So recht! So giebt man das X. für das U; und alles geht gut!“

Albrecht war zu einer bedenklichen Zeit zurück gekommen. Eine anſteckende Krankheit, ſo wie damals, in jenen an Aerzten und Arzneimitteln armen Zeiten, eine jede bösartige Seuche, die Peſt genannt, ſchlich in der Gegend umher und verbreitete rund umher den Tod.

Auch über Burgau's ſchöne Gefilde ſchwang der Würgengel ſein giftiges

Schwert. Die Menſchen ſanken unter ſeinen Streichen zu Boden, wie Feldblumen unter der Senſe des Grasmähers dahin. Nichts konnte dem Würgen Schranken ſetzen. Proceſſionen und unwirkſame Kloſterarzneien konnten dieſem furchtbaren Strome keinen Damm entgegen ſtellen, der giftſchäumend ſich dahin wälzte und zu Boden riß, was er fand.

Vergebens verriegelten die Bewohner der Klöſter und Schlöſſer ihre Thore, gegen die Fittige der vergifteten Luft. Mönche und Edelleute, Nonnen und Edelfrauen raffte der unerbittliche Tod mit gleicher Strenge hinweg. Gegen ſeinen Natterſtich ſchützte kein Skapulier, kein Schleier, kein Nonnenkrönlein, keine purpurne, goldverbrämte

Schaube, kein Panzer. Kein Fürſtenmantel hatte Gegenkraft gegen das vernichtende Gift, und das goldene Gewand der Großen ſchützte ſeine Beſitzer ſo wenig, als die durchlöcherte Kutte den armen Bettler ſchützen konnte. Blühende Mädchen und rüſtige Jünglinge erlagen dem Schlage des Todes ſo gut, wie abgezehrte, magere Greiſe, und das Schwert des Ritters hatte ſo wenig Kraft, als die Krücke des Bettlers den Todesfeind abzuhalten. In die Heerden der wohlgemäſteten Mönche brach, gleich einem reiſſenden, unerſättlichen Wolfe, der Tod mit zernagenden Klauen ein, riß Fürſten vom goldnen Stuhle, wolluſtathmende Damen aus dem Bette hinab in die Gruft, und grub dem Armen ein Grab in ſeiner morſchen Hütte. — Ueberall Klagen! Ueberall Elend!

Rauſchend ſchüttelte der unerbittliche Todesengel ſein Gefieder über die hohen Warten der Veſte Burgau. Viele Knappen unterlagen ſeinem Gifthauche, und ſelbſt Albrecht wurde von der Hand der wüthenden Krankheit ergriffen, die ihn auf's Lager warf.

Bertha war außer ſich. Sie kam nicht vom Bette ihres geliebten Gemals, und der ehrliche Minnewart leiſtete ihr getreulich Beiſtand und Geſellſchaft. — Aengſtlich ſtöhnte Albrecht, der ſeinen Tod gewiß glaubte:

„Ach! — Ich bin ein großer Sünder!“

Donnernd brauſte der Sturm an den Fenſtern vorbei, und dennoch war es draußen heiter und hell. Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, und Bertha fiel betend auf die Knie.

—

Gegen Mitternacht war Albrecht allein mit Minnewart. Er drückte ihm die Hand und ſagte:

„Ehrlicher Minnewart! Ein Freund vertraut dem Freunde, was er auf dem Gewiſſen trägt. — Meine begangenen Sünden fangen an, mich zu ängſtigen, und kein Geheimniß ſoll es mehr bleiben, was ich gethan habe. — Vernimm, ehrlicher Freund! Ich habe vertrauten Umgang gepflegt mit der Nixe der Saale, und Huldebert iſt die Frucht dieſer Umarmung.“

Minnewart ſchlug ein Kreuz, und wollte ſprechen, als ein fürchterlicher

Donnerſchlag die Burg erſchütterte. Bertha ſprang aus ihrer Kammer, ängſtlich in das Gemach ihres Gemals. — Eine Wolke ſchwebte im hellen Scheine vor dem Fenſter, und in ſanfte, harmoniſche Töne einer feierlichen Muſik, tönten hell und rein die Worte des Geſanges einer unſichtbaren Sängerin:

Ueberall in Elementen,
lebt der Menſchheit Ebenbild,
und des Urquells Strahlen ſenden
aus von ihm, ſein groſſes Bild.
In dem Waſſer, in den Lüften,
in der Erde finſtern Grüften,
lebt der Menſchheit Ebenbild.

Heilig war Schöpfung Weihe,
welche Hulda auch empfing,
ſie, ein Glied voll Lieb' und Treue,
in der Schöpfung Wunderring.

Ihren Schöpfer wird ſie preißen,
weil die lichten Sterne kreiſen,
bis ihr Feuer einſt verlöſcht.

„Das iſt ihre Stimme! Sie iſt hier!“ — ſeufzte Albrecht.

„Wer?“ — fragte Bertha ängſtlich.

Laut erklangen die Fenſter. Hulda ſtand mitten im Zimmer. Blau war ihr Gewand, ein ſilberner Gürtel hielt es hoch unter dem Buſen zuſammen. Ringelnd umfloſſen die goldgelben Locken ihren Nacken, und ein grüner Schilfkranz, durchflochten mit Roſen und Vergißmeinnicht, umſchlang ihre Schläfe. Sie hob einen goldenen mit Roſen umwundenen Stab feierlich ernſthaft, dennoch aber liebreich, und ſprach:

„Seyd ohne Furcht!“

Bertha ſank vor ihr nieder. Hulda hob ſie freundlich auf und ſprach:

„Sey ruhig liebe Bertha! Ich bin Deine Freundin, Hulda, die Nixe der Saale.“

Bertha fuhr zuſammen; Albrecht bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Hulda redete weiter:

„Albrecht! Du haſt die Probe ſchlecht beſtanden. Ich vergebe Dir. Dein Verderben kann ich nicht wollen, da mein Herz Dich liebt. Du biſt ein Menſch, ängſtlich, wie ſie alle ſind, dieſe eingebildeten Herren der Schöpfung. — Ich gebe die Verbindungen mit Menſchen auf. Sie ſind nicht geſchaffen, ſich zu vereinigen mit beſſern und feinern Weſen.“

Sie ſeufzte, blickte zur Erde, ſchien aber ſich ſchnell wieder zu faſſen, und fuhr fort:

„Schöne Bertha, fromme Mutter meines Sohnes Huldebert“ —

„Allmächtiger Gott!“ — ſchrie Bertha.

Hulda fiel ein:

„Er iſt auch mein Schöpfer. Alle Geſchöpfe loben ſeinen Namen! — Sey ohne Angſt, gute Bertha! — Ich bin Dir eine Belohnung ſchuldig; ich gebe Dir, was ihr Menſchen ſo ſehr liebt, daß es euch wichtig macht, Gold und Edelſteine, und mehr als das, ich ſchenke Dir meine Freundſchaft auf immer.“

Albrecht ſchien indeſſen ſich geſammelt und Muth gewonnen zu haben. Er ſtreckte ſeine Hand aus und ſtammelte:

„Hulda! Edle Freundin!“ —

Sie fiel freundlich ein:

„Ich vergebe Dir! Albrecht! Sieh mich an. Erinnere Dich Deiner Freundin. Du ſiehſt mich jetzt zum letztenmal. Bereue Deinen Kleinmuth, und gieb mir zurück, was nun nicht mehr bei Dir bleiben kann, was Du nun nicht länger behalten darfſt, mein Kind, und meinen Ring.“

„O! nimm das Kind mir nicht! — rief Bertha aus. — Das Kind iſt mein, und ich bin ſeine Mutter!“

„Laß uns das Kind — bat Albrecht. — Wir ſind ja kinderlos, und Huldebert iſt mein Sohn!“

„Geliebter Schwätzer! — ſagte Hulda. — Wiſſe, Deine Bertha trägt das Pfand der ehelichen Liebe unter ihrem Herzen, und wird Dir eine Tochter gebären. Durch ihre Hand werden dereinſt Deine Schätze und Beſitzungen an Graf Siegfrieds Nachkommen kommen, denn kein Sohn wird Deinen Stamm fortpflanzen.“

„Und Huldebert?“ — rief Albrecht fragend aus.

Sie winkte mit dem Stabe. Huldebert lag entſeelt auf Bertha's Schooſe. — Bertha ſchrie laut auf, und Hulda ſchluchzte:

„Sieh Albrecht! Die Folgen Deiner Treuloſigkeit gegen Deine Freundin!“

Schnell nahte ſie ſich dem Kinde, und berührte es mit ihren Lippen. Es wachte auf, ſchön, wie ein verklärter Engel, und ſchwebte leicht, und ohne Flügel, in die Höhe.

„Huldebert!“ — rief Albrecht aus.

Der Kleine winkte mit den Händchen und ſprach:

„Lebe wohl Vater! Lebe wohl, gute Bertha!“

„Lebet alle wohl! Gott ſey mit euch, wie mit mir. Lebet wohl!“ — rief Hulda ſeufzend und mit naſſen Augen aus.

Sie nahm den Ring von Albrechts Bruſt, warf den Schleier in die Luft, und ſchwamm mit ihrem Kinde, in eine Wolke gehüllt, dem Schleier nach, zum Fenſter hinaus. Mächtig rollte der Donner. Es erbebte die Burg. — Der Tag brach an. Die Sonne entſtieg den blauen Fluthen. Albrecht ſprang wohlauf aus dem Bette, warf ſich auf die Knie, umfaßte ſein knieendes Weib, ſeinen getreuen Freund, und alle erhoben ihre Hände dankend empor, und riefen aus mit lauter Stimme:

„Herr Gott, Dich loben wir!“

Anhang

über

Sitten und Gebräuche

deutſcher Vorzeit,

im

Bezug auf die Erzählung

die Saal-Nixe.

Adel. Dieſes Wort kömmt von dem Longobardiſchen und Fränkiſchen Wort Adal her; egregius, praecellens. Ausführlich ſpricht nach den Gloßarien darüber **Scheidt** vom Adel. Hannov. 1754. S. 10. **Eſtor** Rechtsgel. 3 Th. §. 107. — Eine kurze Geſchichte des deutſchen Adels im Ueberblick ſteht im Götting. hiſt. Magaz. 1 B. 4 St. S. 577.

Ameye. Liebſte; Geliebte; Liebchen. Ameis, Amyz: der Geliebte. *Scherz* Glossar.

Amme; davon **Ameley**, quae infantes brachio suscipit et sinu fovet. *Scherz* et *Wachter* Gloss. Die **Ammen** ſpielten in der Vorzeit größere Rollen bei ihren Pflegekindern, als heutiges Tages. Sie waren Erzieherinnen, die Vertrauten ihrer Pflegekinder, und konnten bei Liebſchaften, Verheurathungen ꝛc. gar nicht entbehrt oder übergangen werden.

Anniverſarien. Anniversaria; die Seelenmeſſen, welche einer Perſon an dem einfallenden Sterbetage geleſen, und die durch beſondere Vermächtniſſe erkauft wurden. Es waren für die Mönche wahre Schmaußtage vnd Bachanalien, wobei es gar wild herging. *Leukfeld* (Antiq. Walkenried. p. 316 — 320) ſchildert ſie. — *Schmidt* Lexic. Eccl. p. 47. *Carpzov* Isag. Libb. Symb. p. 796. *Vadian.* L. 2. de Colleg. Germ. op. Goldast. T. III. p. 22.

Atz. Atzung. Herberge, Zehrung, Futter und Mehl für Menſchen und Vieh, welches die Mannen ihren Lehnsherren, die Klöſter ihren Schirmvögten geben mußten.

Bannfluch. Excommunication. Wurde der Herr eines Landes, der Beſitzer einer Veſte, ꝛc. mit dem Bannfluch belegt, ſo durfte kein Geiſtlicher in dieſem Bezirk Meſſe leſen, die Verſterbenen wurden ohne

Sang und Klang begraben, und jeder mochte ſehen, wo er mit ſeinen Todten hinkam. Die Kirchen, Kapellen und Altäre wurden ihres Schmucks und ihrer Zieraten beraubt, die Kruzifixe, Reliquien und Heiligenbilder wurden verſcharrt oder auf Dornen und Diſteln gelegt, und kein Geläute wurde mehr gehört. *Du Fresne Glossar.* **Schneider** Erbachiſche Geſch. Frkf. 1736. S. 236.

Baſilisk. Ein Monſtrum, das aus einem Ei kriecht, welches ein Hahn legt, deſſen Anblick tödtet, und welches ſelbſt, nur durch einen vorgehaltenen Spiegel umgebracht werden kann. Die Vorwelt glaubte an ſeine Exiſtenz und hie und da zeigt man noch Baſilisken ausgeſtopft in Kunſtkammern. Viel darüber hat geſammelt: **Tenzel** Monatl. Unterred. v. J. 1690. S. 945. 1698. S. 135.

Begräbniß in Münchskutten. Dieſer Freipaß, um in den Himmel deſto leichter einwandern zu können, wurde von den Mönchen allen denen ertheilt, die ihn bezahlen wollten. Dieſe gingen dann getroſt, auf das

Recht der Maskenfreiheit des Himmels pochend, auf die Himmelspforten zu. Noch im Jahr 1460. ließ Herz. Eberhart von Würtemberg ſich nach ſeinem Tode in dieſe Tracht verhüllen. *Crusii* Annal. Suev. P. III. f. 504.

Beligan, des Heidenkönigs Zaubervögel. Von dieſen ſagt das Heldenbuch:

In dem ſaal was gegoſſen
ein Lind von Golde fein
welch hat auf iren ſchoſſen
manch kleines Vögelein.
Die waren ergraben ſpehe,
darinn mannich edelſtein,
vnd auch geſchmelzet wehe,
geziert mit Berlin klein.

Vnd oben an die äſte
manch rör von ſilber ging,
biß in den ſtamm ſo feſte,
ein jeglichs Voglin ſing.

Die waren alſo gerichtet
zwen Blaßbalg waren dran,
gar meiſterlich verpflichtet,
bis an die Vöglein kam.

Wenn ſie die Blaßbalg rürten
vnter der Linde reich,
den Wind ſie dannen fürten
durch die rören minniglich;
der thete denn ſehr dringen
wol durch die rören hol
vnd auch die Vöglin zwingen
das ſie all ſungen wol.

Beſiebenen. Eine Sache durch ſieben Zeugen beweißen. *Datt* Scr. rer. Germ. p. 71

Bindebrief. Anwerbungsbrief. Briefsbewerbung um eine Braut.

Bliden. Maſchinen, mit den groſe Steine gegen die Mauern geſchleudert wurden. In damaliger Zeit eine Art von Belagerungsgeſchütz. *Datt* Scr. rer. Germ. p. 150. *Scherz* et *Schilter* Glossar.

Bodmar. Oekonomieverwalter. *Besold Thes. pract. f. 147.*

Bracken. Groſe Hunde.

Brautbettsdecken-Stickerei. Je bunter und wunderſamer, der Vorzeit deſto lieber. Eine ſolche wird im Heldenbuche beſchrieben:

Sittich vnd die Zeiſen,
Troſcheln vnd auch Nachtigall,
das ſtund, als wir es leſen,
an enden vberall.
Greiffen da mitten inne
vnd Adler ſchön dauor,
da ſein Herz vnde ſinne
auch muſten nemen war.

Wer fürbas wollte ſchawen
der ſah auch ein Lindwurm,
vor im ſo ſtund ein Löwen
vnd füret einen ſturm.

Ein Haſen gar behende
ein Hund dorthere trug.
Danach am vierten ende
ſtürmt ein Leopart klug!

Bretzeln. Eine ſehr alte Art Backwerk. Es wurden die Bretzeln bei den Heidniſchen Sorben und Wenden, geheiliget, in Tempeln gebacken etc. und ſollten das **Julagalt**, d. h. das **Sonnenrad** vorſtellen. Sie wurden deshalb als alte heidniſche Dinge den Chriſten auf dem Concilio verboten. Dieſe aber, um ihr Backwerk nicht zu verlieren, wußten ſich zu helfen, und ſagten, es ſtellen die Bretzeln nun nicht mehr das Sonnenrad, ſondern ein von einem Ringe umgebenes Kreuz vor. So, blieben ſie, bis auf dieſe Stunde noch in Ehren und Gebrauch. *Falkenſtein* Prodr. Antiq. Nordgav. p. 295. *Koch.* Diss. de Spiritis pistorum. Dresd. 1733. 4.

Brül. Ein umgebener, beſchloſſener, freier Platz.

Buchmeiſterin. Die Nonne, die in ihrem Kloſter die Rechnung über Einnahme und Ausgabe, und darüber ein Buch führete.

Buchtragen. Eine Strafe für die Biſchöſſe in der Vorzeit. **Scheidt** vom Adel. S. 77.

Bulen. Nicht allein Liebhaber, ſondern auch zuweilen, Anverwandte, Vettern. **Beckmann** Anhalt. Hiſt. 4. Th. S. 516.

Buſchfiſcher; Buſchklepper. Räubergeſellen; Raubjunker. **Spangenberg** Adelsſpiegel. 1. Th, S. 56.

Chryſtallomantie; Kriſtallſeherei. Zeichendeuterei und Wahrſagungen von Vorbedeutungen, die man den Neugierigen zeigte, die ihr Schickſal ꝛc. wiſſen wollten. *Wierus* (de praeſtig. Daemon. p. 117) ſagt: „Chryſtallomantia geſchicht durch gehawene vnd ballirte Chryſtall, in welchen der Teufel ſein gugelfuhr (Gaukelei) treibt, vnd durch Zeichen und figuren weiſſaget.“

Citation in's Thal Joſaphat. Unſchuldige, Beleidigte, die ſich nicht rächen, kein Recht erhalten konnten, citirten ihre

Unterdrücker, Richter ꝛc. auf beſtimmte Zeit in's Thal Joſaphat, vor Gottes Richterſtuhl. Man hielt dieſe Ladung für gültig, und führt viele Beiſpiele von ihrer pünktlichen Erfüllung an. *Happelii* Relat. Curios. T. IV. p. 149 — 152.

Dame. Kömmt her von Dam, einem Titel, den man nur Gott und Königen beilegte. Dame Diex, oder Dam el Diex, Herr Gott. Nachher hat das ſchöne Geſchlecht, beſonders in den Ritterzeiten, dieſes Titels ſich bemeiſtert. *Glatigny* Oeuvres. Lyon. 1757. 12.

Dank. Der Preiß im Turnier; gewöhnlich von Damen gereicht.

Degen. Ritter. Der Degen war das weſentlichſte Merkmal der Ritterſchaft.

Denkſprüche. Deviſen. Die Ritter trugen dergleichen auf Schärpen, Wehrgehängen, Waffenröcken, ꝛc die Damen aber, auf Heften, Haken, Knöpfen, Schlingen und Bändern. Da las man z. B.

In Ehren liebet sie mich.

oder:

Ich din, Du Min Lieba. u. ſ. w.

Depoſition. Das Begräbniß. Es heißt es z. B. „2 gross. accepimus pro depositione virginis monialis.“ Wir haben im Deutſchen noch das Wort Beiſetzen. Depositio hies aber auch der Begräbnißtag; auch das Jahrgedächtniß dieſes Tages.

Docke. Mädchen. In dieſer Bedeutung heißt es z. B. in einem alten Kirchenliede:

„Wie die Docken,
die den Rocken
fein abſpinnen ꝛc.“

Edelherr. Edelfrau. Titel der Grafen und Dynaſten und ihrer Gemalinnen. Scheidt vom Adel. S. 14. 18. 25.

Edelknappe. Edelknecht. Auch genannt Adelſchalk. Armiger. Ein Zuführer eigener Knechte im Kriege, auch Befehlshaber, war nicht Dienſtmann, und führte gleich einem Ritter ſelbſt Fehde. Burgermeiſter Grafen und Ritter Saal.

Ulm. 1715. S. 184. 218. **Scheidt** vom Adel. S. 31. 43.

Ehrentrunk. Wurde Gäſten gewöhnlich durch Damen gereicht.

Fackeltanz. War beſonders nach Turnieren üblich. Tanzte der Kaiſer den Fackeltanz, ſo tanzten ihm acht Grafen mit Windlichtern vor, und acht Grafen nach, von welchen zwei ſeiner Tänzerin die Schleppe nachtrugen. Eine hiſtoriſche Beſchreibung deſſelben hat **Pauli** geliefert: Götting. Abh. 1774. St. 32. 33.

Fahnenlehn. Lehen, die mit der Fahne, mit dem Panner ertheilt wurden. **Oetter** Wappenbeluſtig. Herzogl. Sächſ. Wappen. S. 10.

Fant. Ein Pürſchchen; von Infans. Daher Infant. Oft aber auch, ein lockerer, lüderlicher Zeiſig.

Fehde. Sie mußte redlich angeſagt werden, ſonſt war ſie ein Schelmenſtreich. *Bocer* de Duello et Bello. C. 1. n. 7. Eine ausführliche Nachricht vom Fehdeweſen liefert Piſtorius im Anhange zum Leben Götz von Berlichingens.

Frau. So hieß nur eines Ritters Gattin. Die Weiber anderer Edelleute hießen ehrliche Hauswirthinnen, Hausfrauen ꝛc.

Freyſam. Schrecklich.

Gabelträgerin. Die Benennung einer Hexe. Man nannte die Hexen auch: Giftköchinnen, Mantelfahrerinnen, Bockreuterinnen, Wettermacherinnen, Nachthoſen, Galſterweiber, Gabelreuterinnen, Beſenritterinnen, Schmiervögel, Schmalzflügel ꝛc. Goldaſt von Zauberern und Hexen. Brem. 1661. S. 76.

Gau. Ein Gebiet; Landesſtrich.

Gauch. Ein Narr.

Gaufdirne. Eine Spaßmacherin; eine bezahlte luſtige Perſon.

Häringe. Häringsnaſen. Hat man die Thüringer genannt. Dieſen Namen erhielten ſie ihres liſtigen Staatsmannes Hering wegen. *Eccart* Annotat. ad Leg. Salicas. p. 63. Die Geſchichte erzählt ausführlich **Falkenſtein.** Thüring. Chronik. 1. B. S. 123. 124. — Ein ſpäterer Erfurter Spaß legte den wirklichen Häringen den Beinamen **Jeſuiter** bei. Die Geſchichte erzählt. **Binhard.** Thüring. Chronik. 3. B. S. 240.

Hageprunk. Ein Stutzer.

Hageſtolze. Männer, die mit dem 60ſten Lebens-Jahre noch nicht geheurathet hatten. Dieſer Name war genug, diejenigen, welche ihn führten, Schande und Spott auszuſetzen, und ihnen alle bürgerliche Vortheile zu entziehen. **Triers** deutſche Alterth. Lpz. 1779. S. 27. 28.

Hahn, rother. Einem **einen rothen Hahn aufs Dach ſetzen,** hies, ihm das Haus abbrennen.

Händſchlag, ritterlicher. War unverletzlich, wie ein Eid.

Haſelwurm. „Am 12. Jul. d. J. 1307. lies ſich bei den Kloſter Walkenried ein Haſelwurm ſehen, der 18 Schuhe lang und

Mannes dick war. Er hatte einen Katzenkopf, war am Leibe grün und gelb und hatte Füſſe;" erzählt Rethmeier Braunſchweig. Chronik. S. 1115. Bei Ilefeld kam auch einer zum Vorſchein, der 12 Fus lang war, und einen Hechtskopf hatte. Haſelwurm heißt das Unthier, weil es ſich gern unter Haſelſtauden aufhält. *Ekſtrom* Chron. Walkenried. p. 289. *Paullini* Chron. Otberg. p. 213.

Haube. Tracht verheuratheter Weiber. Unter die Haube kommen, Sprichw. d. heurathen. Trier D. Alterth. S. 23.

Heilige auf den Anger tragen. In den Thüringiſchen Gegenden um Weimar, Jena, Kamburg herum, war es ein Schwurgebrauch, die Bilder der Heiligen aus ihren Kapellen und Kirchen auf den Schindanger zu tragen. Dies that der Schwörende mit bloſen Füſſen, und legte die heiligen Bilder auf ein ſeidenes Tuch. Es wurden geweihte Kerzen angezündet, und dann wurde geſchworen. In den ienaiſchen Gegenden, bei Burgau herum, wurde dieſer Gebrauch erſt im Jahr 1529 abgeſchafft. *Beyer* Geogr. et Architect. Ienens. p. 254. 318. **Avemann** Kirchberg. Hiſt. S. 60.

Heller. Eine Münze die den Namen von der Stadt **Hall** in Schwaben hat. (Halenſes.) **Schmidt** Erbach. Hiſt. S. 18. d. Urk. Samml. *Leukfeld* Antiq. Numar. p. 21.

Helmlde. Der Riemen, welcher den Helmkragen mit dem Panzer vereinigte.

Hengſt. Nur auf Hengſten durſten die Ritter reiten, nicht auf Stuten.

Hörner. Trinkgeſchirre. Becher aus Thierhörnern. *Schoepflin* Alſatia illuſtr. p. 512. 513.

Frau Holla; Holda. Ein Nachtgeſpenſt, von der die thüringer Volksſagen viel zu erzählen wiſſen. Ihre Legenden beſchreibt *Falkenſtein* Prodr. Ant. Nordg. p. 86. 297. und Thüring. Chronik. 1. B. S. 165. 166.

Hofjungen. Pagen. **Scheidt** vom Adel. S. 110.

Hornaffen; Horndrychen. Dies Backwerk, welches noch in Thüringen gebacken wird, iſt ſehr alt, und wurde ſtets im Hornung, (wovon es den Namen hat,) gebacken, in dem Monat der Faßnachtzeit, wo alles voller Affen iſt und Narren. *Falkenſtein* Prodr. Ant. Nordg. p. 296.

Hundetragen. Eine Strafe für die Höheren von Adel. **Scheidt** vom Adel. S. 76. *Crusii* Diss. de Canum portatione, in Opusc. N. 5.

Imbiß. Kömmt her von **Imß**, altdeutſch, Zugemüß. Früh, war's Frühſtück. *Besold.* Thes. pract.

Junkher. D. i. junger Herr. Iunior. Sie konnten Zeugen abgeben, und führten eigene Siegel. *Matth.* de Nobilitate. L. I. p. 23. *Estor* de Ministerialib. p. 498.

Katze. Ein Belagerungs-Inſtrument, Mauern zu zerpochen. **Winkelmann** Heſſiſche Chronik. 1. B. S. 5.

Kehlenhöfe. Kloſterniederlagen von geſchlachtetem Vieh, Wildpret, Vögeln ꝛc.

Kerzweihe. Lichtmeß.

Knechte, ohne Wappen. Die Knechte durften weder Wappen noch Schild führen. *Crusius Annal. Suev.* P. 3. p. 289.

Kopf. Ein großer Becher, der 3 bis 4 Maas faßte. Cupa. Davon **Kufe.** Daher heißt es: „Der Schenk hat den Kopf des Königs in Verwahrung.“ *Wachter.* Gloss. voc. *Kopff.*

Kuttelhöfe. Niederlagen der Klöſter für ihre Getränke.

Landſtürzer. Abentheurer, die von Land zu Land zogen. Vagabunden.

Laune (die) beſteht mich; d. i. Ich habe Langeweile.

Lichtweihe. Lichtmeß.

Liebeshof. Corte d'Amore. Cour d'Amour. Eine kurze Schilderung der Liebeshöfe giebt **Weiße** in ſeiner artigen Schrift: Ueber die Galanterie im Mittelalter. Lpz. 1793. S. 50 — 52. Die urſprüngliche Beſtimmung der Liebeshöfe war wohl eigentlich dieſe, daß ſie über die Proben der Liebe ſprechen ſollten, die geliebte Perſonen ſich einander aufgelegt hatten. Selbſt Fürſten und Fürſtinnen führten den Vorſitz bei dieſen Gerichten, und ihre Ausſprüche hieſen Arrets d'Amour (Arresta Amorum) Weitläuftig handelt davon: *Roland* sur les Cours d'Amour. Par. 1736.

Lindwurm. Ein Drachenungeheuer mit Flügeln, das man abgebildet auf den Mannsfelder St. Georgen Thalern, und im Wappen derer von Wurmb, noch findet. Die Beſchreibung eines ſolchen Unthiers ſteht im groſen Hellvetiſchen Bunde. S. 153.

Lockbares Weib. Alle unverheurathete Perſonen, weiblichen Geſchlechts, trugen langes, fliegendes Haar, und in den Geſetzen wurden ſie deshalb frei lockbare Weiber genannt. Trier deutſch. Alterth. S. 22.

Lör. Riemen.

Lotterbettlein. Ein weiches Ruhebett.

Marcipan. Zu Andenken eines groſen Brodmangels in Thüringen, der viele tauſend Menſchen hinwegraffte, verkauften die

Becker am Tage S. Marci gar kleines Brod, das Markusbrod, Marci Pan, genannt wurde. **Weber** Quell. der Unterred. K. 1 Th. S. 215.

Magd; Maid. Ein unverheuratheтes Mädchen.

Marren. Necken.

Nagelprobe. Der Trinker mußte den Becher umſtürzen, und auf ſeinen Fingernagel durfte kein Tropfen fallen. Dabei wurde geſungen:

So hatten es auch
Die Väter im Brauch
wenn ſie vor Jahren
fein luſtig waren.
Sie ſchenkten voll ein
und trunken ſo rein,
daß man den Becher von oben
konnt' auf dem Nagel proben.
Das war zu loben!

Ausführl. davon: *Glaſey* De Supernaculo Anglor. German. Von der Nagelprobe. Lips. 1746.

Narren Kirchweihe. Faſtnacht. *Haltaus* Calend. Germ. p. 54. Plena erant Stultorum omnia. *Dresser.* de Festis. p. 62. Es ging an dieſem Tage gar ſonderbar zu. Alle, ſelbſt die Pfaffen ſchwärmten umher, und trieben gottloſe Dinge. „Sie ſchlugen ſich um die ſchönſte Hur.“ Sie nothzüchtigten Mädchen. *Gassar.* in Mencken Scr. T. I. p. 1687. Die Nonnen und Aebtiſſinn tobten wie Bachantinnen, verlarvt herum und ſättigten alle ihre Begierden. Hottinger Helvet. Kirch. Geſch. 2. Th. S. 696.

Necker. Waſſermänner. *Scherz* Glossar. p. 1115.

Nixen. Nicks. Daemon aquaticus, quod natantes per pedes arreptos ad se pertrahere credatur. *Scherz* Gloss. p. 1127. Waſſerweiber. Nimfen. Ondinen. In den alten deutſchen Sagen und Romanen werden die Nixen auch genannt: Waſſerſeine; Meerſeine; Waſſer-Fräulein; Meerſeyen.

Oehm. Oheim.

Oſtergelächter. Paschalis risus. Ein Schwank, der ehemals während der Predigt, von dem Pfaffen erzählt wurde, um die chriſtliche Gemeine, nach der lieben ſtillen Zeit wieder luſtig zu machen. Der Spaßmacher auf der Kanzel lachte gewöhnlich zuerſt. **Emilians** Reiſen. S. 641. *Schmidt* Diss. de riſu Paschali. Rost. 1747. *Wegener* de risu Paschali. Regiom. 1705. *Oecolampadii* Epist. de risu Paschali. Bas. 1514. 4.

Pacem. Kelchdeckel. Patene.

Pfaffheit. So ſprach und ſchrieb man damals, (ſelbſt in Urkunden) wenn man von geiſtlichen Herrn ſprach.

Pickelhaube. Eine Art von Halbhelm, dergleichen die Knechte trugen, ohne Viſir und Buſch.

Pitſchir, Petſchaft erhalten. Dies erhielten junge Edelleute nicht eher, als bis ſie wehrhaft gemacht worden waren. *Koeler* Hist. Wolfstein. p. 303. **Hanſelmann** Hohenloh. Geſch. 1. Th. S. 42.

Poculum charitatis. Charitäts Becherchen. Charitas vini, auch Charitas ſchlechtweg genannt. Dieſes Becherchen wurde in den goldenen Zeiten der Kleriſei bei den Schmauſereien der Jahrstage eines Kirchen-Wohlthäters fein fleißig geleert. Die Mönche ſagten, (ſelbſt in Urkunden,) durch dergleichen Schmauſereien der Geiſtlichkeit, würden die Verſtorbenen recht erquickt und gelabt. (Plenius inde recreantur mortui.) **Flögel** Geſch. des Groteske Komiſch. S. 192.

Prunkreden. Komplimente.

Recken. Rieſen.

Reiſige. Reuter; Knechte. Sie folgten den Rittern ins Gefechte. *Fulcher Carnot.* Hist. Hieros. l. 2. c. 31.

Rennen im hohen Zeuge. Bei Turnieren, der Kampf zu Roſſe, mit der Lanze.

Rüden. Jagdhunde.

Rüſtmeiſter. So hies der Aufſeher über die Waffenkammer, den **Rüſtſaal.** Er hatte zugleich die Roſſe, Hunde, das Jagdzeug ꝛc unter ſich. Die Knappen, Knechte und Buben ſtanden unter ihm, und mußte ihre Uebungen unter ſeiner Aufſicht halten. Er war ſeines Burgherrn obriſter Offizier, und zuweilen auch zugleich Voigt des Schloſſes.

Sattelleben. Ein Sattelleben führen, hies ſtets zum Raub beritten zu ſeyn. Man nannte es auch **Stegreifleben.** Trieben dieſe Helden Vieh fort, nannten ſie es, ſich mit Kochfleiſch verſehen. Ein altes weſtphäliſches Lied ſagt:

> Ruten, Roven dat is gheyn Schande.
> Dat doynt die Beſten von dem Lande.

Dergleichen Raubjunker ſagten: ſie hielten Pferdte, die den Kaufleuten die Seckel abbiſſen. **Spangenberg** Adelsſp. 1. Th. S. 56.

Satteltragen. Das Tragen des Sattels war eine Strafe für die Niedrigern von Adel. **Scheidt** vom Adel. S. 77.

Schaube. Eine Art von Mantel; Tuch.

Schelm Die Peſt. Ein böſer, giftiger Menſch. Ein todtes Thier. Deshalb führen auch die von Schelm, ein Todtenbein im Wappen. *Wachter* Gloss. p. 1369. *Scherz* Gloss. p. 1390.

Schellentracht. Die beliebteſte Hoftracht und Tracht der galanten Welt, der Vorzeit, ſowohl der Herren als Damen.

Schewr. Becher.

Schildknecht. Knechte, die ihren Rittern das Schild nachtrugen. *Crusii* Ann. Suev. P. I. f. 189.

Schlaftrunk. Wurde Gäſten vorm Schlafgehen von Damen, oder Pagen gereicht. Selbſt ein Brautpaar muſte ſich ihn reichen laſſen, ehe es zur Beſchlagung der Decke ſchreiten, und ehe das Strumpfband gelöſet werden durfte.

Schlunze. Ein Name des Erfurter Bieres, welches Kaiſer Rudolf I. aus Spas einmal ſelbſt ausrufte. **Spangenberg** Mansf. Chronik. Kap. 269.

Schmitfeſſeln. Gemeine Reuters-knechte. Reiſige.

Schrein. Schrank.

Schwur aufs Schwert. Der Ritter legte dabei die Hand auf das Gefäß ſeines Schwerts, welches ein Kreuz abbildete.

Schwur bei Weiberehre. Dieſen Schwur hörte man damals oft. Man gelobte, bat dabei. So heißt es z. B. im Heldenbuche:

Das ich euch immer mehre
will unterthänig ſeyn,
durch aller Frauen ehre! ꝛc.

Seckelmeiſter. Bursarius. Schatzmeiſter. Kaſſirer.

Seelengeräthe. Vermächtniſſe „tzue Nutz vnd Fromben der Seel," an die Klöſter,

Seelenkühlung. Vermächtniſſe „tzue Abkühlung der Seelen," nemlich im Fegefeuer, an Kirchen und Klöſter. Avemann Kirchberg. Hiſt. S. 161.

Sittig. Sittſam.

Span. Uneinigkeit.

Sperling; weiſer. Bei Todes und andern Unglücksfällen, ſetzte ſich ein weiſer Sperling, als Vorbote derſelben, auf das Schloß Lobedaburg. *Gleichenstein* Burgelin. Abbat. Pr. p. 128.

Sporen. Die der Ritter, waren golden. Gr. Solms vom Adel. S. 171. *Nicolai* De Calcarium usu et Iuribus illorum. Frf. 102. p. 47.

Stahlſchießen. Scheiben oder Vogelſchießen mit Armbrüſten.

Staudenhecht. Spottnamen eines Räubers; Landplackers.

Stauf. Becher. (stuvo) Die von Staufen führen deshalb drei Becher im Wappen. *Bucelin* stemmatogr. Germ. T. 3. P. 2. p. 164. Daher kömmt vermuthlich das Trinkmaaß **Stübchen** genannt. Stuop. **Geilers** Narrenſchiffspredigt. ſ. 11.

Stegreifleben. Eben das, was man **Sattelleben** nannte.

Steuber. Jagdhund.

Strählen. Kämmen; Putzen.

Urſtänd. Auferſtehung.

Unbarſch. Unwillig. Uebelgelaunt.

Veniasthun. Das Kniefallen der Nonnen, als Pönitenz. **Lyßmann** Nachr. v. Kloſt. Meding. S. 260.

Verluppt. Verhüllt.

Wedel. Fächer der Damen. Wie ein Rad, rund mit Federn umſetzt, in der Mitte ein Spiegel.

Wehrhaftmachung. Eine feierliche Handlung, bei welcher einem jungen Edelmann, (Edelknappen) das Schwert, (die Wehre) umgehangen, und er für ſtreittüchtig erklärt wurde. Scheidt vom Adel. S. [illegible].

Welſch. Fremd

Willkommen. Der groſe Becher eines Trinktiſchs. Poculum adventorium. Grupen Alterthümer. S. 152. 153.

Witzbold. Witzling; Satyriker.

Wonnigliche. So heiſt es im Heldenbuche:

> Nun ſprach die Wunnigliche: –
> ſeyd jr ein Bydermann ꝛc.

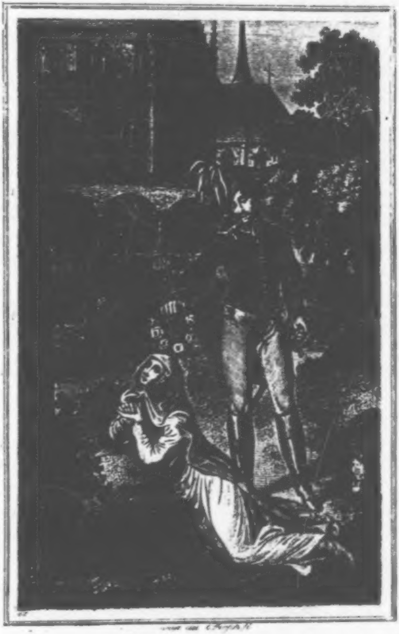
Unſere Dichter hätten dieſes Wort nicht verloren gehen laſſen ſollen!

Wunderfrevel. Ein argliſtiges, laſterhaftes Menſchenſtück; Mann oder Weib.

X. für U. Ein X für ein U machten die Mönche, wenn ſie die armen Laien betrogen, aus einem v (Fünfe) ein x (zehne) machten, und dem v alſo nur ein Schwänzchen anſetzten, um z. B. ſtatt 5 Groſchen, 10 Groſchen Zins ꝛc. zu bekommen.

Zarte. Jungfrau.

Zelter. Ein Schimmel; gröſtentheils von Da[illegible]n geritten.



Keinen Nimbus, aber einen Rosenkranz!

Lionardo Monte Bello

oder

der Carbonari-Bund.

Fortſetzung der Geſchichte

des

Räuber-Hauptmanns

Rinaldini

von

Verfaſſer derſelben.

BIBL. UNIV. LIPS.
EX DONO
UCKERMANN

Erſter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1821.
bei A. Wienbrack.

Nunquam ad liquidum fama perducitur.

Q. Curtius.

Lionardo Monte Bello.

Erſter Theil.

Non es tan bravo el Leon, come se pinta.
Ximenes.

In Siziliens Zauberfluren, wo ſo viel und ſo gern geſungen wird, ſingen die loſen Mädchen ein Lied, das hinüber nach Neapel gebracht worden iſt, wo es nun auch geſungen wird.

Biſt du aus der Kohlenkammer,
liebes Teufelchen, entſprungen?

Ach! das wär ein großer Jammer
um den allerliebſten Jungen?.

Sieh nur an, in meinem Herzen,
Bübchen, da gefiel dir's nicht.
Ach! es bringt doch nichts als Schmerzen,
Wenn man ſtets von Liebe ſpricht.

Bleib! ich will dir's nicht verwehren,
wenn du fein manierlich biſt.
Nein, das kann mich nicht beſchweren,
was ſo leicht und zierlich iſt.

Ja, ſo ſcheint's. Du wirſt's erfahren
nach und nach, wie ſchwer ich bin.
Jetzt, in ſolchen Flitter-Jahren
trägt mich noch dein leichter Sinn.

Aber, werd' ich bei dir älter,
was doch ganz natürlich iſt,

wirſt du alle Tage kälter,
weil du dann bedenklich biſt.

Nein, ſo bleibt's nicht mit dem Lieben;
die Empfindung iſt kein Port.
Wär das Teufelchen geblieben
wär's noch da und wär nicht fort!

Mit dem ſchlimmen Worte Teufel ſpielt man in den ſchönen Gegenden gar zu gern, weil man ihm die geiſtliche, ſchwarze Farbe giebt. So tingirt man auch die Köhler, die Eſſenkehrer ꝛc. und die Teufelchen aus der Kohlen-Kammer ſind ſchon aus Cervantes Zeiten her bekannt, weil ſie auch in Spanien gekannt werden, Nach und nach hat man die Sache ernſthafter und die Benennung bedeutender genommen. Der Sektengeiſt kleidete und kleidet ſich ſtets ſchwarz, oder wird ſo gekleidet, angepuppt und verpopanzet. In Italien iſt das beſonders Brauch und Sitte. So erſchienen die gewaltigen Unbekannten im Rinaldini-Buche unter dem Namen der Schwarzen, ſo die Carbonari in dieſer Erzählung. Die Auflöſung findet ſich leicht. Wer aber will, daß es ihm ein Räthſel bleiben ſoll, dem bleibe es eins. Es giebt ja Menſchen genug, die ſtets unter und zwiſchen Räthſeln, wohl gar in einer völligen Räthſel-Welt leben und ſich dabei ganz wohl befinden. Dieſen guten Köhler-Seelen wollen wir den Schleier nicht entreißen, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen. Wer nun aber nicht ſo genügſam ſeyn will, der übe ſich ſo lange in Auflöſungen, bis er die rechten findet. Wenn dabei gewonnen wird, kann nichts verloren gehen. Umſonſt iſt die Königin von Saba nicht zu Salomo gekommen.

An der Thür der Fröhlichkeit ſteht die Freude. Das Schwarze erſcheint nicht ſo furchtbar, wenn es Grün umgiebt; ſchlingen ſich ſogar Roſen darunter, wem gefällt es nicht?

Wenn die zärtlichen Siziliſchen und Neapolitaniſchen Mädchen, — oder ihre loſen Dichter — ihre Herzchen ſelbſt Kohlenkämmerchen, — vermuthlich des Rauchs und Brands wegen, — nennen, ſo können wir nichts dagegen haben, und da in dieſelben doch Teufelchen, Kohlenbrenner, Leutchen (Amoretten jeder Farbe), und dergl. gehören, ſo können die deutſchen Liebchen es gar nicht übel nehmen, daß ſie in dieſem Büchelchen die Carbonari zu ſehen bekommen. Aber dieſe furchtbaren Herrn ſollen, — ſo viel als nur möglich, — beſcheiden bleiben, ja ſelbſt artig ſeyn; den Geiſtern und Erſcheinungen gleich, die der Negromant vor ſeinen Kreis zieht, ſie gebraucht, zur Sichtbarkeit bringt, aber doch nicht hineinläßt. — Wenn alſo die Freundinnen des Waldſohnes Rinaldini die Freundlichkeit haben wollen, nach ſo vielen Jahren ein wenig weiter zu blicken, ſo ſollen ſie die Carbonari ſehen, und wie ich hoffe, nicht ungerner den jungen Wagehals Lionardo, mitten unter dieſen Leuten, aber ſtets begleitet von zärtlichen Herzen und geleitet von ſchönen Händen. — Nun wohl, ſo ſey es! Ich thue was ich kann, und gebe was ich habe. Dio me lo perdoni, gastigar a misura di Carboni! —

Weimar, am Kunigunden-Tage. 1821.

Druckfehler im erſten Bande.

S. 3. Z. 3. ſtatt: Pankleria: l. Pantelleria.
— 10. — 17 ſt. Linardo; l. Lionardo.
— 30. — 14. ſt. bekleibet; l. bekleidet.
— 31. — 20. ſt. sanzue; l. sangue.
— — — — ſt. pollira; l. pollice.
— — — 21. ſt. Monarche; l. Monache.
— 41. — 12. ſt. Kertro; l. Ketter.
— — — 15. ſt. Chriſthännchen; l. Chriſtiänchen.
— 47. — 11. ſt. infamirt; l. inſtallirt.
— 53. — 4. ſt. Notaren; l. Notare.
— 56. — 15. ſt. Legnamo; l. Legnano.
— — — — ſt. du; l. da.
— 57. — 10. ſt. ſimilirt; l. ſimulirt.
— — — 16. ſt. Falco; l. Felce.
— 67. — 8. ſt. Feloe; l. Felce.
— 75. — 3. ſt. Mein; l. Fein.
— 82. — 1. ſt. Colobrine; l. Columbrano.
— 98. — 16. ſt. Naara; l. Naare.
— 102. — 9. ſt. leichten; l. lichten.
— 111. — 13. ſt. Alderſa; l. Aldonſa.

S. 115. Z. 6. ſt. geſchen; l. geleſen.
— 121. — 6. ſt. Trosbulen; l. Trosbuben.
— 122. — 1. ſt. Leontino; l. Lionardo.
— 127. — 8. ſt. Mosquna; l. Mosquea
— 145. — 13. ſt. Janinia; l. Janina.
— 149. — 6. ſt. Je; l. Ja.
— 160. — 10. ſt. überraſchen; l. überwaſchen.
— 187. — 3. ſt. Antoniens; l. Antons.
— 203. — 21. ſt. Urſorm; l. Unſerm.
— 221. — 21. ſt. Mortagno; l. Martagno,
und ſo jedesmal.
— 271. — 5. ſt. kommt; l. kam

Erſtes Buch.

Geh mit Liebe, mit Verlangen,
die zu ſehen, die ihr Band,
ſelbſt mit ſtolzen Glanzes Prangen,
zog in das entfernte Land.

Entfeſſelt tobte wild der Südweſtwind und warf ein Schifflein hin und her, das von dem Inſelchen Pankterin herüber ſchiffen wollte, nach Neapel. Dunkel war die Nacht, nur zuweilen ſchwach durchſchimmert vom glänzenden Schaum der wüthenden Meereswogen. Duftig ſank auf's krachende Fahrzeug der feuchte Nebel; tobende Winde durchheulten die Stille der Nacht; laut auf erbrauſten die Wellen; die Muthigſten im Schifflein erbebten. Schwach durchſchnitten matte Töne des Hülfgeſanges die ſauſſenden Lüfte. Der Prieſter und das Schiffsvolk lagen betend auf den Knien.

O Maria! voller Gnaden,
die du warſt mit Schmerz beladen,
als mit ſiebenfachen Wunden
ganz dein Herz durchbohrt ſich fand.
O! errett' uns, um der Schmerzen,
die ſich nahten deinem Herzen,
willen, jetzt aus dieſer Noth,
wo uns die Vernichtung droht.

So ſang das Schiffsvolk mit bebender Stimme. Oel goß der beſorgte Steuermann in's Meer, der Prieſter den geweihten Wein des Kelch's, und gegen Mitternacht verſtummte der Sturm.

Alle ſuchten, müde und ermattet die Ruh, und legten ſich nieder auf die harten, durchnäßten Lagerplätze. Aber der Schlaf ſank tröſtend herab auf die geängſteten Sinne und tiefe Stille umkreiſte das Fahrzeug. — — Schon verkündeten leichte Lichtſtreife in Oſten den kommenden Morgen und bald verſchwanden die einzelnen noch am Himmel flimmernden Sterne. Des Tages erſte

Strahlen durchbrachen den bläulichen Schleier des Himmels. Die Nacht zog langſam ſich nach Weſten zurück; die flüchtigen Schatten folgten ihr nach. Eine ſanfte Stimme ſang:

Sey gegrüßt, willkommner Morgen,
auf der dunkeln Meeresflut!
Ach! die Sonne, noch verborgen,
ſteigt nun auf mit ſanfter Glut.

Wo ſie ſtrahlt, erblicken Augen
ſie, in ihrer Himmelspracht;
ach! und tauſend Sterne ſaugen
dieſen Glanz, der allen lacht.

Lach' auch Wonne mir und Frieden,
ſüße Ruh in dieſes Herz,
die ſo lange ſchon geſchieden
fern von mir, bei meinem Schmerz.

Blickt dein Auge Troſt dem Tage,
blick' es auch in meine Nacht,
wenn ich bebend bald verzage,
wenn kein Stern am Himmel lacht.

Lächle Hoffnung, Morgenſchimmer
mir in das verzagte Herz,

denn, ach! ganz entgeh' ich nimmer
meinem bangen Seelenſchmerz.

„Ach! gute Seele! — fragte Lionardo theilnehmend; — Welch ein Schmerz iſt es, der dich quält?“

„Verlaſſene Liebe!“ — ſeufzte weinend ein Mädchen.

Jetzt fing der Himmel an in Oſten zu erglühen. Leuchtende Strahlen warf er in die reine Luft. Purpurne Striche durchzogen den ſchönen Raum.

„Wer biſt du, gutes Mädchen?“ — fragte weiter Lionardo ſanft.

„Ich bin ein Gärtner Mädchen von Pantaleria; — ſeufzte die Klagende. — Ich liebte meinen Nikolo ſo herzlich, daß ich es nicht ſagen kann. Ich ſchwur ihm ewige Liebe. Er ſchwur ſie mir, und — brach Wort und Schwur. Heimlich ging er davon. Nach Neapel ſoll er gegangen, ſoll im Dienſte eines vornehmen Herrn als Sekretair ſtehen, — ach! und gar ein Carbonari geworden ſeyn. Ich ſchiffe nach Neapel, ihn zu ſehen, zu ſprechen. — Ach! ich bin allein in der Welt. Nicht Vater, nicht Mutter habe ich mehr, keinen Bruder, und keine Anverwandten die mir beiſtehen könnten, und mein Liebhaber hat mich verlaſſen. Ich bin allein — allein!“

„Gott iſt bei dir, gute Seele! Sey ruhig. — Und ich — will deiner nicht vergeſſen, wenn wir nach Neapel kommen.“

„Kaum daß ich für den Schiffer das Schiffsgeld habe.“

„Ich bezahle für dich.“

Goldene Strahlenflammen fuhren zuckend, wie Blitze, von einer Kugel aus, zertheilten ſich in der Luft, und ganz Oſten ſtund im Feuer. Da trat ſie hervor die goldene Sonne, prächtig und herrlich, gerüſtet wie ein Held, zu wandeln ihre Bahn. Noch ſchien ſie ſich zu wiegen auf der herrlichen Flut der Luft, und dann erhob ſie ſich, ſchwebend, von ihrem Throne. Flammenſtröme quollen aus ihr hervor. Die Wellen ſtrahlten ihr Bild zurück. In wiegender Pracht ſtand ſie nun da, die ſchöne, leuchtende Sphäre, mit all' ihrer Klarheit, welche die Welt überſtrömt.

„Auf! auf, ihr Chriſten! — begann der Pater; — Lobt den Herrn mit lauter Stimme. Bringt ihm Dank und Gebet; ihm, der ſeinem Sturme gebot, zu ſchweigen, und der ſeine Sonne uns ſcheinen läßt, den ſchönen glänzenden Herold ſeiner Macht, den Friedensbothen ſeiner Milde und Gnade."

Hierauf ertönte ein Lobgeſang, der Pater las Meſſe, und die Klagende, das arme verlaſſene Mädchen, Aloiſia genannt, lispelte, mit zum Himmel gewendeten Blicken:

„Ach Herr! verlaß nicht die Verlaſſene, nimm dich des Mädchens an, die allen fremd iſt, nur nicht dir, du ewiger Erbarmer aller Verlaſſenen!"

Die Meſſe war geleſen, der Geſang verſtummte; Lionardo ging zum Schiffer, berichtigte die Zahlung für das klagende Mädchen; die kleinen Kanonen gaben das Signal der Ankunft; an den Engliſchen Fregatten vorbei, die in dem Hafen lagen, ſegelte das Schiffchen aus Pantaleria, und lag bald vor dem prächtigen Neapel. Da ſprach der Prieſter:

„Edle Chriſten! gedenkt nun eurer, in der Noth gethanen, Gelübde und erfüllet dieſelben mit frommen, Gott wohlgefälligen Herzen; denn gern nimmt der Herr die Opfer an, die ihm dargebracht werden, mit Ehrfurcht und Liebe und Ergebenheit. Deshalb laſſet Meſſen leſen, betet in den Tempeln, thut Gutes den Armen, und erinnert euch alles deſſen, was ihr, gelobend in dem Sturme, der uns befiel, verſprochen habt.

Suchet vor allen auf Gottes Tempel, und dann geht fröhlich an eure Geſchäfte."

„Ach! wohin gehe ich?" — ſeufzete **Aloiſia**.

Am Strande des Hafens war es, wie gewöhnlich zu Neapel, ſehr bunt, alles wogte auf dem breiten Molo hin und her. Tauſend Stimmen erklangen in den verſchiedenſten Tönen, hundert Sprachen ertönten, und Willkommen! ſchrien alle den Gelandeten zu. Die Lazzaroni und Laſtträger fragten nach Gepäck. Freunde grüßten Freunde; Fremde ſuchten Wohnungen und Bekannte auf; und nur allein **Aloiſia** ſtand da, mit naſſen Augen, ihr Päckchen unterm Arme, und wuſte nicht, was ſie beginnen, wohin ſie ſich wenden ſollte. **Linardo** dies bemerkend, rief ihr zu: „Folge mir!"

Er ging zu einer Eisbude, wo das Mädchen (genannt das ſchöne Budenmädchen,) derſelben, fröhlich grüßend, ihm entgegensprang.

„Willkommen, Herr Marcheſe! Woher kommt denn Ihr? Hat man Euch doch lange nicht geſehen, und bei uns gar nicht.“

„Und dich auch nicht, gute Roſaura! Aber ſo geht es in der Welt. Ewiges Scheiden und Wiederſehen. Ich komme von Pantaleria, wo ich etwas zu verrichten hatte.“

„Ach Gott! Ihr habt wohl gar den ſchweren Sturm erlitten?“

„Er traf uns auf der See. — Wir ſind ſehr ermüdet und matt, daher erquicke uns jetzt mit dem allen, was du haſt und uns geben kannſt. Ich rechne ſehr auf deine Freundlichkeit und Güte.“

„Ihr wißt ja ſchon, daß wir Euch gern geben, was wir zu geben haben. — Alſo doch, für zwei?“

„Freilich! — Sieh hier dies gute Mädchen, die aus Pantaleria kömmt; ſie ſucht

Unterkommen und eine Freundin in Neapel, wo ſie ganz fremd iſt. Nimm dich ihrer an, bringe ſie zu Deiner Mutter, und laß ſie dort erwarten, was ihr hier beſchieden iſt.“

„Recht gern!“ — ſagte Roſaura, gab Aloiſien die Hand und rückte ihr einen Stuhl zurecht. Schnell beſorgte die Geſchäftige Eis und Gebackenes, und Lionardo trat umherſchauend, ſo wie einer der für den Augenblick nichts weiter zu thun hat, vor die Thür der Eisbude.

Ein Bekannter von ihm aus der Eisbude her, der Mauthinſpektor Criſtallino, trat ihm entgegen:

„Willkommen, Herr Marcheſe! Glücklich wieder angekommen in Neapel? — Scharmant!“

„Wie geht's?“

„Wie immer; wie das Wetter; bald gut, bald ſchlimm. Gott behüte uns für Sündenſtrafe und der heilige Januarius für Erdbeben. Der Veſuv rumort tüchtig, ſagt man. — Ihr ſeyd lange weggeweſen. Ei, ei! Wir dachten gar, Ihr hättet das liebe Neapel ganz vergeſſen."

„Das kann ich wohl nicht."

„Ich glaube es auch, daß Ihr es nicht könnt. Dazu habt Ihr gewiß mancherlei Motive. Gott erhalte uns alle froh und geſund!"

Ein großes Volksgedränge entſtand plötzlich auf dem Platze. Beſorgt fragt Lionardo: „Was giebts da?"

„Nichts Beſorgliches; — entgegnete der Mauthinſpektor. — Es iſt das Neue des Tages, das Anziehendſte und Schönſte, was man jetzt kennt."

„Und das iſt?"

„Vielleicht habt Ihr den mächtigen Redner Pater Rocco ſelbſt noch gekannt?"

„Nicht ganz und nicht recht von Perſon."

„Er iſt tod; aber er hat einen neuen, guten, gütigen und beliebten Nachfolger erhalten."

„Wie ſo?"

„Kommt herein in die Eisbude, und vernehmt, was Ihr noch nicht wißt, nicht wiſſen könnt, da Ihr abweſend geweſen ſeyd."

Sie traten ein und nahmen Platz. Roſaura trug Erfriſchungen herbei, indem ihre geläufige Zunge die Hörorgane der beiden Gäſte in Anſpruch nahm.

„Segne es Euch Gott, meine Herrn! Der Herr Mauthinſpektor ſcheint erhitzt zu ſeyn? Nicht? Keinen Aerger gehabt? — Verzeihe mir es Gott und die heilige Jungfrau, daß ich „lieber Herr Inſpektor" ſo gerade hinweg ſagte; denn, weiß es die heilige Roſalie, meine gnädige Schutzpatronin! das fatale Wort, Mauth, will mir gar nicht über die

Junge. Wenn nun ſo ein hübſcher, artiger Mann —"

„Sehr verbunden!"

„Es iſt Wahrheit! Wahrhaftig und ſollte ich ſo glücklich ſeyn — was ich gar nicht hoffen darf — einmal Frau Mauthinſpektorin genannt zu werden, — ich würde mich lieber Frau Inſpektorin geradehin nennen laſſen, — als, ich bitte um Verzeihung! — das übelklingende Wort, Mauth, hinzuſetzen zu laſſen. Ich bin dem ganzen Unweſen feind! — Zwar wüßte ich nicht, wie und wo ich etwas Mauthbares an mir haben könnte, aber — ich weiß nicht —"

„Ein ſchönes Mädchen weiß alles!"

„Gott bewahre! Schön hin, ſchön her. Die Schönheit weiß nicht einmal, was Gaben ſind, geſchweige denn Mauthgeld. — Wenn ich eine Fürſtin wäre, ich küßte meinem Gemahl die ganze Mauth ab, damit das Land das fatale Ding nur los würde."

„Das wäre die leichteſte Manier davon zu kommen!“

Roſaura trat in die Thüre und Aloiſia zu ihr. Indem die Mädchen ſo halb im Freien ſtanden, rückte der Mauthinſpektor ſeinen Stuhl und begann:

„Ihr hört alſo, Herr Marcheſe, wie beliebt der Pater Rocco war? Ja, wahrhaftig! Nur ein ſolcher Mann konnte wohlthätig auf Neapel wirken. Ich ſehe ihn noch vor mir ſtehen. Das muntere Auge und der fröhliche Spott, welche ſein Antlitz zierten, auf welchem ſchon des Lebens Abendroth glänzte, vergeſſe ich nie. Wie er ſo mit einer ihm eigenen Salbung ſprach! Wie er allen Alles zu ſeyn wußte! Wie er ſtets bereit war das ridendo dicere verum des Horaz zu exekutiren! Wie er durch einen einzigen Einfall, er mochte weltlich oder geiſtlich ſeyn, allen Unbilden zuvorzukommen und dieſelben zu ſteuern wußte! Wie er ſich ſtete Hochachtung durch die größten Trivialitäten erzwingen konnte! das waren Kunſtſtücke, die er nicht in ſeinem Kloſter zu St. Spirito durch einen Novizenmeiſter erlernt hatte; Nein! es war Naturgabe, war Geſchenk des Himmels. — Ich erinnere mich noch ſeines feierlichen Leichenbegängniſſes. Herr Marcheſe! die Thränen, welche an ſeinem Grabe geweint wurden, waren keine Theaterthränen, es waren Ergießungen der empfindenden Natur, Geſchenke theilnehmender Herzen. Er war es, der, als er lebte, die geſalbte Weisheit ausſprach, der kein Menſch feind zu ſeyn, den Muth hatte, und als er tod war, wurde ſein Bildniß in der Kirche des Dominikaner-Kloſters zu St. Spirito, neben dem ſeines Monarchen, aufgehängt. Heißt das nicht viel? Es liebte und ehrte ihn der Monarch. Er war der allgewaltige Gewittervertreiber jeder Revolution, und wollte

Gott! er lebte noch; denn, ſehr bedenklich ſieht es aus. —" Die Carbonari." —

„Wie? dieſe Secte ſollte —?"

„Ach Gott! was alles ließ ſich davon nicht ſprechen!"

Roſamunde ſprang ſprechend und freudig herein: Der Pater Saverio wird im Triumph nach St. Spirito geführt! die Volksmenge jubelt: Es lebe Pater Saverio, der zweite Pater Rocco!"

„Das iſt der Mann, von dem ich ſpreche!"

„Ach Gott! er ſieht ſich um; er wendet im heiligen Grimm ſich gegen die Bude eines Gauklers und Policinells mit ſeinem Affen —"

Sie ſprangen auf, eilten hinaus unter das Volk, und ſahen es ſelbſt.

„Herab du, dort oben! — ſchrie der P. Saverio dem maskirten Policinello mit donnernder Stimme zu; — herab! und laß mich hinauf!“

Damit beſtieg er die Bude, ſtellte ſich ringfertig auf dieſelbe gegen das Volk, unter welches der vertriebene Policinello entwiſchte, und begann mit möglichſter Salbung:

„O Du Volk von dem üppigen Neapel! wie biſt Du ſo thörigt. O! wie kannſt Du dein Geld, und, was noch weit wichtiger iſt, Deine koſtbare Zeit ſolchen armſeligen Luſtigmachern aufopfern, die mit ihren Thorheiten Deine Seele vergiften! Volk vom leichtſinnigen Neapel! werde ernſthaft, denn es brüten ganz andere Dinge im Stillen, als ſolch ein Narrenwerk. Dabei iſt kein Heil! Was läufſt Du, gaffendes Volk, dergleichen feilen, ſchnöden Dingen nach? O! ſieh herauf zu mir, thörigtes Volk zu Neapel! Sieh her! dies hier iſt der wahre Affe, dies iſt der wahre Policinell! Dieſem müßt ihr nachlaufen.“

Damit zog er ein Kruzifix aus dem weiten Aermel ſeiner Kutte, und hielt es hoch in die Höhe. Ehrfurchtsvoll ſchaute das Volk zu dem Pater und ſeiner Oſtentation hinauf, und dieſer fuhr alſo fort:

„Ja, ſo iſt es, meine Chriſten! Ihr aber ſeyd viel zu leichtſinnig, ihr wißt nicht, wollt nicht wiſſen, welch ein Sturm euch in euern Sünden zu erſticken droht; gleich dem heißen Sirokko in der glühenden Sandwüſte. Ich will ſehen, da ich weiß, daß ihr alle Sünder ſeyd, ob euere Sünden euch leid ſind. Der Herr wird euch würfeln auf der Tenne, wie Spreu, er wird euch wiegen mit der Waage der Gerechtigkeit, und wird euch alle zu leicht finden. Ach! wo iſt ein gläubiges, ein bußfertiges Herz? Sind euch euere Sünden leid, iſt es Ernſt mit eurer Buße, ſo hebet auf eure Hände, und zeigt es!“

Die ganze Menge ſtürzte nieder auf die Knie, und aller Knieenden Hände fuhren ſchnell in die Höhe. — Der Pater Saverio, fuhr aber alſo fort:

„Nun heiliger Erzengel Michael! der Du mit Deinem diamantnen Schwerte vor dem Richterſtuhle Gottes ſtehſt, haue allen denen die Hände ab, welche in Heucheley ſie erhoben haben.“

Schnell ſanken alle Hände nieder, und der Pater rief aus:

„O! das ſey Gott geklagt! Steht es ſo mit euch? O! heiliger Januar! was ſoll das werden? O hartherziges Volk von Neapel! ich ſage Dir: Es wird eine ſchwere Zeit kommen. Sie iſt nahe, und wird nicht lange mehr verweilen; Eine Zeit, von der Du wünſchen möchteſt: „Ach! hätte ich ſie nicht erlebt!“

„Verräther!“ — ſchrie einer aus der horchenden Menge, und ſank zu Boden, getroffen von dem Dolche eines Feindes.

„Ein Carbonaro und ein Calderaro!“ — ſchrie das Volk, und riß den Blutenden auf. Der Pater aber, ruhig, als ſey nichts geſchehen, ſprach weiter:

„Was wollt ihr ſagen? Seht hieher, auf dieſes Kruzifix! Hier, hängt der wahre Carbonaro! — Schwarz, wie einen Kohlenbrenner, haben ihn euere Sünden gemacht, aber er hat ſich und euch gereiniget mit ſeinem theueren kriſtallenen Blute. So prangt ihr nun in euerm Ehrenkleide, das ihr euch nicht erworben, nicht erkauft habt, ſondern, das euch geſchenkt worden iſt von dem ewigen Erbarmer, den ihr durch euere Vergehungen gemacht habt zum Carbonaro aller Carbonari. So hat er geſammelt feurige Kohlen auf euere Häupter, und ihr werdet auf Kohlen gehen.

Proverb. 6, 28. Das iſt gewißlich wahr! — Schwarz iſt die Farbe des Hauptfeindes aller Chriſten, des Teufels. Aber ſeht, ich trage über meinem weißen Kleide auch ein ſchwarzes Gewand, über der Farbe der Unſchuld und des reinen Tages, das Gewand der dunkeln Nacht und der Finſterniß. Das aber iſt des Herrn Wille, daß der nicht iſt, und nicht ſeyn ſoll, was er zu ſeyn ſcheint. Ich ſage euch, trotz dieſes ſchwarzen Ueberwurfes, lehrt mich dennoch der Heil. Dominikus bleiben ein weißes Schaaf, ein froher Schaafhirt der chriſtlichen Gemeine; daher bin' ich ein Prediger-Mönch. Aber laßt mich nicht ſeyn einen Prediger in der Wüſte, einen ungehörten Eiferer in der Einöde. Es geſchieht alles zum Beſten euerer ſelbſt. Ihr wißt es, daß der heil. Dominikus, mein frommer Ordensſtifter, angerufen wird im Ungewitter, im Fieber, gegen die Biſſe giftiger Schlangen und wüthender Hunde; alſo rufe ich ihn auch an gegen die Feinde der öffentlichen Sicherheit und chriſtlichen Ruhe."

„Der Geſtochene ſtirbt!" — ſchrie das Volk. Es gab größere Unruhen; Patrouillen ſprengten herbei; Lionardo zog ſich in die Eisbude zurück.

„Heiliger Gott! — ſchrie Aloiſia; — das iſt Nikolo, der Ungetreue! Ach! wie wird mir!" — Ohnmächtig ſank ſie zu Boden.

Auf einer Tragbahre wurde der Ermordete vorüber getragen, dem Lazarethe zu. Den Thäter führten Soldaten fort.

Nach mancherlei angewendeten Mitteln kam Aloiſia wieder zu ſich, ſchlug die Augen auf, und blickte wehmuthsvoll zum Himmel auf:

„Nun bin ich ganz allein! — rief ſie im höchſten Ton des Schmerzes aus.

Bewegt nahte ſich ihr Lionardo, ergriff ihre Hand, drückte ſie ſanft und ſprach mit halb erſtickter Stimme:

„Sey ruhig, Aloiſia! Im Sturme hörte der Himmel deine Klagen. Da fand ich dich zagend und betrübt. Ich führte dich mit mir hieher, hier dir, ohne mein Wiſſen, ein Schauſpiel des Erſchreckens zu geben. Den Geliebten haſt Du verloren, keine Eltern haſt Du mehr, fremd und allein biſt Du in der Welt; doch ich ſtehe noch neben Dir. Ich will Dich beſchützen und verſorgen, ſo gut ich kann. Nimm mich zu Deinem Bruder an. Raſaura, ſey Schweſter der Unglücklichen. Führe ſie zu deiner Mutter. Sorgt beide für das Mädchen, ſo gut ihr könnt. Sie kommt aus Pantaleria. Halb iſt ſie mir ſchon verwandt. Empfohlen hat ſie mir ihr Unglück. Ich nehme ſie auf als ein Pfand des Himmels. Ich will es wohl verwahren, dies mir vom Unglück zugewogene theure Pfand, und Andorena —"

„Zurück, Herr Marcheſe! von Pantaleria? Schön willkommen!" — rief ein Mann im Eintreten ihm zu, gehüllt in eine braune Pilger-Kutte, und reichte ihm die Hand.

Lionardo grüßte ihn freundlich, wendete ſich zu den Mädchen und lächelte wehmüthig:

„Vertragt euch wohl! Was ſich im Unglück findet, hält feſt im Glück zuſammen."

Aloiſia küßte ſeine Hand weinend, und rief aus:

„Ich kann nicht danken. Gott belohne meinen grosmüthigen Beſchützer!"

Roſaura führte die Weinende fort und ſagte mit naſſen Augen, Lionardo'n zulächelnd: „Die heil. Clara ſoll Euch alles wohl vergelten!“

Der braun bekuttete Ankömmling, der hier ſehr bekannt zu ſeyn ſchien, ſetzte ſich an die Tafel und forderte Wein. Der wurde ihm gebracht, und — wie er es vielleicht ſtets verlangte, (denn es ſchien, wie auf ſein Verlangen, ganz gewöhnlich zu ſeyn) — ein Blumenkranz um die Flaſche, ein Kranz von Roſen aber um das Weinglas gehängt. Das alles empfing er lächelnd, ſah ganz wohl behäglich vor ſich hin, hob das gefüllte Glas und ſagte:

„Es ſteht im zweiten Kapitel des Buchs der Weisheit geſchrieben: laſſet uns wohl leben, weil es da iſt; laſſet uns die Maienblumen nicht verſäumen. Laſſet uns Kränze tragen von jungen Roſen, ehe ſie welk werden. Allenthalben möge man ſpüren, wo wir fröhlich geweſen ſind; denn wir haben hienieden doch nichts davon als dieſes. Der

Wein erquicket des Menſchen Leben, ſagt Sirach der Weiſe, und ſetzt hinzu: Was iſt das Leben, wenn kein Wein da iſt? Der Wein iſt geſchaffen den Menſchen fröhlich zu machen. Er erfreuet Leib und Seele. Der Wein iſt nächſt dem Waſſer, welches, wie Pindar ſagt, das Beſte ſeyn ſoll, — was ich jedoch nicht ganz unbedingt glauben möchte, da er als Dichter ſpricht — das älteſte Getränk in der Welt. Sein rechter Gebrauch befördert die Verdauung, kömmt der Nahrung zu ſtatten, erquickt die Lebensgeiſter, ſtärket Haupt, Herz und Magen, verzehrt die zähen Feuchtigkeiten, treibt das Blut leicht und raſch umher und ermuntert zur Fröhlichkeit. Er ſollte daher de jure ganz und gar nicht verimpoſtet ſeyn, mein wertheſter Herr Mauth-Inſpektor!"

„Wohl wahr! ſtammelte dieſer, — aber es iſt —"

„Solch eine edle Gabe Gottes, ſollte der

Menſch mit Dank empfangen, aber nicht mit Impoſt belegen. Das iſt nicht recht. Der Wein iſt ein Sohn der Sonne, iſt eine Kronengabe und eine Regale des Himmels, das der Menſch nicht veraccisen sollte. Denn was giebt es wohl Beſſeres für Leib und Seele? Glaubt ihr, daß die Chineſer beſſer daran ſind, weil ſie ihr Waſſergetränk, den Thee, zu ſich nehmen müſſen?“

„Wohl nicht, mein lieber Herr! Aber es wird dennoch auch mit Einfuhrabgabe belegt.“

„Recht ſo! laßt ihn den Froſchnaturen in China. Dabei iſt kein Heil! Aber Wein, das iſt ein ganz anderes Getränk. Vinum hilaritatis seminarium est. Deshalb trinkt der Teufel keinen Wein, der ein Feind der Fröhlichkeit iſt. Die Liebe jung, der Wein alt, ſo iſt alles wohlbeſtallt. Dixi vobis, quod vetus vinum melius est novo. Aus den Reben fließt das Leben. Wer guten Wein in Ehren hält, und ſich nicht zu gemein mit ihm macht, den hält er wieder bei Ehren. Ehre, dem die Ehre gebührt! — Des Menſchen Geſtalt ſieht in den Spiegel, der Wein ſchauet in's Herz. Ach, lieber Herr Mauth-Inſpektor! Es giebt wahrlich in der Welt mehr alte Weintrinker, als alte Aerzte."

„Ja, ja! das iſt unumſtößlich wahr!"

„Der Wein ſchickt ſich und fügt ſich, wie es ſeyn muß. Vinum se accomodat bibentis moribus. Im Weine liegt Wahrheit. In vino veritas. Was der Wein begießt, bekleidet wohl und wächſt gedeihlich. — Herr! wer ein Glas Wein mit mir trinkt, und weiß doch noch ſich zu verſtellen, mit dem mag ich nichts zu ſchaffen haben. Gott erhalte uns die Trauben! — Was alles in der Welt habe ich nicht ſchon erlebt und erlitten! Ich hätte es, ohne Wein, nicht ertragen. — Selbſt hier, in dem ſchönen Neapel, was mußte erduldet werden, als die hungernden Franzoſen den Staat zur Parthenopeiſchen Republik machten! Als ich ſehen mußte, wie Völker aller Nationen zur Rettung herbei kamen; als ein Kardinal ſogar Türken kommandirte! Aber ich ſage euch, die Zeit nahet ſich, wo es in Neapel noch weit ſchreckbarer hergehen wird, als es damals herging.“

„Laßt uns genießen, was fließt!“

„Wohl! auch die Zeit verfließt, und was in Neapel iſt nicht und wird nicht alles flüſſig; das Blut des heil. Januarius, des Täufers St. Johannis, der allerheiligſten Jungfrau, und aller Nonnen, ſelbſt nach ihrem Tode.“

Indem der Mauth-Inſpektor eine Priſe Schnupftabak nahm, murmelte er: Viva S. Genaro! ma io so, che non c'i altro sanguo che possa pollira encora dopo morte, che quello delle Monarche.“

Draußen zog eine Prozeſſion vorüber, trug das Gnadenbild und ſang:

Mater Dei gloriosa,
Favo mellis dulcior!
Rubicunda plus quam rosa,
Lilio candidior!
Rosa decens, rosa munda,
Rosa recens, sine spina,
Rosa florens et foecunda,
Rosa gratia divina!

„Ich habe, — ſagte Roſaura, hereintretend, zu Leontino; — das Mädchen, das ſich Aloiſia nennt, zu meiner Mutter gebracht. Beſtimmt nun, Herr Marcheſe, was weiter geſchehen ſoll. In Euerer Wohnung iſt, wie ich höre, alles in Ordnung. Bald wird Euch dies Tomaſo ſelbſt ſagen. Andorena aber —“

„Wo iſt ſie?“

„Da ihre Mutter vor vier Wochen geſtorben iſt, iſt ſie zu ihrer Tante, der Aebtiſſin, in's Klaren-Kloſter gegangen.“

„In's Klaren-Kloſter? Ihre Mutter iſt geſtorben? — Ach! eine gute Mutter! eine edle Frau!“

„Eine wahre Freundin und Wohlthäterin der Armen! Sie iſt recht gottſelig und erbaulich geſtorben. O! daß Ihr in Pantaleria wart.“

„Es ſollte ſo ſeyn. — Ach! und warum hätte ich nicht nach Pantaleria gehen ſollen?

„Freilich muß es nöthig geweſen ſeyn, aber —“

„Du gehſt doch in's Klaren-Kloſter und ſagſt Andorenen, daß ich zurückgekommen bin?“

„Das verſteht ſich. Geſtern noch ſprachen wir von Euch. — Werdet Ihr nun in Neapel bleiben?“

„Von dem was geſchehen ſoll und wird und geſchehen muß, iſt jetzt nicht zu ſprechen. Du weißt nicht, Roſaura! was alles ich Dir ſagen könnte, wenn ich dürfte.“

„Ich will keine Geheimniſſe Eurer Bruſt entlocken; nicht einmal die der Liebe; denn —“

„Vielleicht fändeſt Du —“

„Was?“

Ein Barfüßer Mönch trat ein, und bat um Meßgeld für die arme Seele des ſo eben ermordeten Nikolo im Fegefeuer.

„An welchem Orte, begann der Mönch — könnte ich barmherzigere Herzen ſuchen und finden, als hier, wo die Freude die Börſen öffnet und guter Wein die lechzenden Lippen und Kehlen!“

„Getrunken, Herr Pater! — rief der Braune; — Hier iſt Wein für Euch und Geld für die arme Seele im Fegefeuer. Wir rufen ihr ein Have pia anima nach.“

Alle gaben Geld. Roſaura lieh von Lionardo, gab und ſprach:

„So giebt ſich's leicht und wohl! — Ich bleibe Eure Schuldnerin, Herr Marcheſe!“

„Willſt Du es bleiben, — wohl, ſo bleibe es. Aber, mahnen werde ich täglich.“

„Und ich werde mich täglich entſchuldigen. Abläugnen werde ich nichts, aber ich werde auch nichts geben. Ihr ſeyd ohnehin reich. — Ich denke gar, Ihr ſchenkt mir die Schuld.“

„Was gäb' ich einem hübſchen Mädchen nicht!“

„Etwas, ein gewiſſes Etwas, gewiß nicht. — So etwas legt man auf Intereſſen, in die Sparkaſſe. Da ſind Procente zu gewinnen!“

„Gleichviel, welche Hand ſie bezahlt!“

„Mögen ſie alle leben, — rief der Mauth-Inſpektor aus, das Glas ergreifend; — die lieben guten Seelen im Fegefeuer, und erquickt und erkühlet werden, wie wir durch dieſen Wein und dieſes Eis!

Wir kommen, mit der Zeit, auch dahin. Es lebe die Wohlthätigkeit!"

„Mich zu bedanken, im Namen der armen Seelen! — ſagte der Pater. — Hoc dabo, hoc recipiam, auctio est. Wohl dem, der wohlthätig iſt! Mache dich ledig, ſagt der Prophet Daniel, deiner Vergehungen durch Wohlthat an den Armen. Werde nicht müde Allmoſen zu geben; ſagt Sirach. Und der Evangeliſt Matthäus ſpricht: Wenn du Almoſen giebſt, ſo laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut."

„Geht mir, Herr Marcheſe! — ſagte Roſaura; — was Eure linke Hand nicht wiſſen ſoll, wenn es die rechte giebt."

„Lionardo lächelte, drückte mit der linken ihr die rechte Hand, und ſagte: „Die Linke kömmt vom Herzen."

„Das iſt doch kein Bundeszeichen?" — liſpelte Roſaura.

„Nimm es dafür! Es bleibe das unſrige.“

Das Betglöckchen des nahen Kloſters ertönte, Roſaura ſeufzte:

„Ach Herr! vergieb uns alle unſere Sünden! Sey gelobt und gegrüßt, heil. Jungfrau! — Jetzt, im Kloſter betet, Anborena.“

„Gott, erhöre ihr Gebet!“ rief Lionardo aus.

„Mein Gebet iſt dein Rauchopfer, o Herr! — begann der Barfüßer Mönch; — Nimm es gnädig auf!“

Alle falteten die Hände, und liſpelten: „Ave Maria!“

Kaum in ſeiner Wohnung ein wenig in Ordnung gekommen, eilte Lionardo nach dem Klaren-Kloſter. Den Eingang durch den Kirchhof ſuchend, ging er auf denſelben zu. Der Sonne letzte Schimmerſtrahlen ſanken auf die Erde nieder; ein Roſenflor umzog die Fernen. Mild erglänzte ein ſanftes Purpurfeuer über das Miſeniſche Vorgebirge und erhöhte die Färbung der dunkeln Zipreſſen. In hoher Beleuchtung ſchimmerten die weißen Mauern dieſes heiligen Feldes, Campo ſanto, wie es die Italiener bedeutungsvoll nennen, den forſchenden Augen entgegen, die unfern der Kloſterpforte die Pförtnerin erblickten. Auf dieſe ging Lionardo zu, und ſtand ganz unerwartet vor ihr. In ſichtbarer Bewegung faltete ſie die Hände und rief aus:

„Ihr?“

„Ich, Lorenzina!“

„Ihr ſeyd es doch ſelbſt? Wie ein Geiſt ſeyd Ihr von dem heiligen Gefild daher gekommen?“

„Ich bin es ſelbſt, mit Leib und Seele.“

„Man läutet zum Abend-Gebet. Ich muß hinein.“

„Nur noch zwei Worte: Ich weiß, daß Andorena hier iſt, weiß, daß während meiner Abreiſe ihre gute Mutter ſtarb, daß die Aebtiſſin die Verwaiſete aufnahm, und bitte Dich, ihr zu ſagen, daß ich ſie grüßen laſſe, tauſendmal!“

„Morgen Abend ſehe ich Euch wieder, um eine halbe Stunde eher.“

„Lorenzina! dies Wenige in euers Kloſters Armenbüchſe.“

„Vergelt es Gott und die heil. Clara!“

Sie ging davon und ſchloß die Kloſterpforte hinter ſich. Lionardo aber ging zu Roſaura, um nach Aloiſien zu fragen. Er gab ihr Geld und bat ſie, zu des Mädchens Unterhalt es ihr und ihrer Mutter zu geben. Noch ein Glas Wein wollte er trinken, ſetzte ſich nieder vor die Thür und blickte in das Schiffsgewühl, in den Hafen hinaus.

Auf dem weiten Molo, wo Neapel ſtets ganz, im Kleinen, zu ſehen iſt, hatte der Abend jetzt Feierabend gemacht; aber Spazierende jeden Standes bewegten bei der einbrechenden Dämmerung ſich hin und her. Unfern der Eisbude, vor der jetzt Lionardo ſaß, tanzten vier luſtige Paare die Tarantella und ſangen dazu.

Käm ich in des Schuſters Hände
als der feinſte Corduan,
formt' als Schuh er mich behende,
ſo zög mich das Liebchen an
an das allerliebſte Füßchen,
und trät dann auf mir herum.

Tritt nur zu! Es iſt ſo lieblich,
wenn dein ſanfter Fuß mich tritt.
Tarantella! Tarantella!
Tanze, allerliebſtes Fränzchen,
tanze, tanze doch mit mir!
Ich bin dein verliebtes Hänschen,

Wie mein Herz doch lacht und ſpringet!
wie dein Mund ſo lieblich ſinget:
Kukuk!
Tanz mit mir!
Springen wir!
Tubba! Catubba! Naniana!

Wenn ich ein Vöglein wär,
flög ich zu dir,
Käm an dein Fenſterlein,
wohl wär es mir!
Will dein liebes Vöglein ſeyn,
aber nicht in Kertro h'nein!
Kukuk!
Bin ſo gern, ſo gern bei dir!
wärſt du doch ſo gern bei mir!
Ach! die allerliebſten Schwänchen,
Fränzchen, kommen und Chriſthännchen.
Welche nahm' ich bei dem Arm,
welche küßt' im Tanz ich warm?
Das weiß ich wohl. Kukuk!
Taranta! Catulba! Aha!

Die Tänzerinnen neigten ſich gegen Lionardo. Einer der Tänzer rief: „Glücklich ſey der Herr Marcheſe!“ Er bedankte ſich und ließ den Tänzern Eis, Wein und Gebackenes reichen. Da trat eine der Tänzerinnen auf ihn zu, und ſprach:

„Ich heiße Luzia, zu dienen! Und wenn es erlaubt iſt, will ich mich zu Euch ſetzen. Ich kann ein wenig wahrſagen; denn meine Mutter war in Aegypten geboren, aber mein Vater brachte ſie zur Chriſtenheit. Da kam ich zur Welt.“

Sie ſetzte ſich und fuhr fort: „Ihr habt mich nie Euerer Aufmerkſamkeit gewürdiget, und ich bin doch wahrhaftig keine Katze; aber auch eine Katze ſieht den König an, und die Katze ſieht den König an; alſo — will ich ſagen, ich habe ſtets Euch angeſehen, und habe ſo bei mir gedacht: Wenn du doch nur einmal den lieben Herrn Marcheſe ſprechen könnteſt. Dieſer Wunſch iſt mir jetzt gewährt worden.“

„Und was hätteſt du mir zu ſagen?“

„Wollt Ihr's anhören?“

„Rede was lieblich und fein iſt, und ich werde es gern hören.“

„Unter S. Elmo, im Felſen, rechts mit Oleander, Rosmarin und andern Geſträuche umwachſen, iſt der ſehr verſteckte Eingang einer Höhle, nur den Wiſſenden bekannt. —“

„Was giebt es in der Höhle?“

„Das wißt Ihr beſſer als ich. Ihr geht zuweilen auch hinein, und auch mein Mann. —“

„Was thut er dort?“

„Verſtellt Euch nicht ſo ſehr! Spricht doch ganz Neapel davon, daß ein gewiſſer Bund, der ſich in der Höhle und an mehrern Orten verſammelt, das Heil dem Lande geben wollte, das es ſucht und welches ihm fehlt.“

„So? — Da hat der Bund ein wichtiges Geſchäft übernommen. Denn was alles fehlt dem Lande nicht? Sieh, was man nur über's Meer bringt, auf fremden Schiffen, aus fremden Ländern, was alles dem Lande fehlt. Sogar blonde Mädchen kommen hieher aus Norden, die hier nicht gedeihen."

„Herr Marcheſe; Ihr habt gut ſcherzen; aber ich —"

„Was haſt Du?"

„Mein Mann rennt gewiß noch in's Verderben."

„Wie ſo?"

„Ich denke immer, die Frucht iſt noch nicht reif."

„Welche Frucht?"

„Die man zu brechen gedenkt."

„Wie heißt ſie?"

„Freiheit."

„Freiheit! — Freiheit; das iſt viel und iſt auch nichts geſagt. Jeder Menſch iſt frei, der frei ſeyn will. Nicht an Formen und Normen iſt die Freiheit gebunden, ſie findet ſich da ſelbſt ein, wo ſie ſich einfinden will. Sie gleicht dem Glück. Wer ſie ſucht, dem flieht ſie; wer ſich nicht um ſie bekümmert, den läuft ſie ſelbſt in die Arme. Es iſt aber eine ſchwere Kunſt, ſie feſt zu halten. Ich ſchwöre Dir es zu, und ganz Neapel: die Freiheit iſt ein Gut, das nicht zu ſchätzen iſt, das aber wenige zu benutzen, zu erhalten verſtehen. Gott gebe Neapel glückliche Tage. — Aber, was Du ſagen wollteſt, was war das?"

Accorſo, ein Riemer ſeines Handwerks, das er aber nicht mehr trieb und jetzt einer andern Funktion ſich gewidmet hatte, in einen rothen Mantel gehüllt ſchwarz gekleidet, ſeinen Huth mit rothen und ſchwarzen Federn geſchmückt, Dolch und Degen an der Seite, nahte ſich raſch den Sprechenden. Lionardo ſprang auf, und trat ihm entgegen. Accorſo griff an des

Huthes Agraffe, und ſagte, mit ziemlich vernehmlicher, doch nicht allzulauter Stimme:

„Ihr ſeyd gefordert.“

„Erſt heute, — antwortete Lionardo; — bin ich in Neapel, bin zurückgekommen von Pantaleria, und übermorgen gehe ich durch die drei Säulen, an den ſieben Sternen vorbei, zu der zunehmenden Mondesſcheibe, zu ſagen, was ich zu ſagen habe.“

„Der Löwe läßt die Jungfrau und geht zu den Zwillingen.“

„Ich, nach Rom? Pius VII. hat die Carbonari in den Bann gethan. — Jetzt kann ich nicht.“

„Ihr werdet es gewiß können, wenn es erforderlich iſt. — Alſo Ihr kommt?“

„Zur Mondesſcheibe, komme ich übermorgen, in der ſiebenten Stunde des ſiebenten Geſtirns. Bis dahin meinen Gruß an Oſorio. In Pantaleria ſteht alles ganz erfreulich gut; klein aber gedeihlich.

Selbſt auf Lampedusa erglüht der Karfunkel. Bisogna segnar questa cosa con un carbon bianco.“

„Viva la Carbonaja. Ave Maria!“

„Vi auguro una buona notte!“

Lionardo trat zurück und Luzia ihm lächelnd entgegen:

„So gewiß ich eine getaufte Chriſtin bin, dieſen Feldermann Accorſo kannte ich gar wohl. Er iſt zwar auch ein Cristiano und iſt infamirt, da Ihr ſelbſt mit ihm ſprecht, aber, polo marito allato! — Wenn Ihr noch ein halbes Stündchen bleiben wollt, will ich Euch, — das habe ich von der Mutter, von der ägyptiſchen Künſtlerin gelernt, — die Karte ſchlagen.“

„Ein andermal! Vielleicht morgen Abend, um dieſe Zeit. Es kömmt hier einer, den ich gern näher kennen lernen möchte.“ —

Der Mann in der braunen Pilgerkutte kam herbei, grüßte und begann:

„Ein ſchöner Abend! Morgen wird es wohl einen eben- ſo ſchönen Abend geben. Wenn Ihr morgen Abend nichts Wichtigeres zu thun habt, Marcheſe! wollen wir recht viel mit einander ſprechen.“

„Wie es euch beliebt!“

Die Tänzer und Tänzerinnen bedankten ſich, wünſchten gute Nacht, und gingen davon. Luzia mit ihnen. Der Braunrock wendete ſich herum und ſchlug den Weg nach den Hafen ein. Lionardo lehnte ſich in die Thür der Eisbude, Roſaura ſtand neben ihm. Er blickte hinaus in die Luft, ſchweigend, über den Hafen hin. Roſaura lispelte:

„Was denkt Ihr?“

„Roſaura! Empfinde mit mir die Anmuth dieſes Abends. Sieh, der Molo liegt in lichten Schatten, die ſich hinüber ziehen, immer ſich verlängernd, in das Meer; ſie dehnen ſich hinauf, wie an Bergen. Längſt hat die Sonne ſich zurück gezogen. Dort ſteigt der Mond durch grauen Purpurduft aus ſeiner Wolkenburg in die entferntere Luft. Ach! wie das ungewiſſe Licht ſo manchen Stern hervorlockt."

„O! ſchöne Sterne goldner Hoffnung, ſchwindet nie!"

„Bleibt bei den Hoffenden!"

„Ach, Herr Marcheſe! was wird wohl aus Neapel werden:"

„Neapel wird immer das ſchöne, glückliche Neapel bleiben. Welche Stadt in der Welt, mag ſich in der Schönheit ihrer Lage mit Neapel vergleichen? Hat nicht die Natur Alles gethan, was ſie vermochte, die Stadt mit Allem zu beſchenken, was ſie verſchenken kann? „O! es iſt ein ſchönes, großes Bild, das Bild von Neapel!

„Ach; die ſchöne, müßige *) Stadt!“

„Sie iſt laut genug. Wir wollen ſie ſo bleiben laſſen, und wollen ſie nicht lauter wünſchen.“

„O! die gute, getreue **) Stadt!“

„Sie bleibe nur ſtets als Jungfrau ſich ſelbſt getreu!“

„Wer aber nun — Ach Gott!“

„Sey ruhig! — Wir ſtehen alle auf dem Boden, auf welchem ſich ein Veſuv erhebt. Nach jedem Erdbeben mehrt ſich des Landes Fruchtbarkeit. Gedeihlich der Welt iſt ſelbſt der Elemente Streit. Nach Stürmen, die uns nicht gefallen, tritt der Frühling ein, der uns allen gefällt, und auch Dir und mir!“

---

*) Otiosa, wie die folgende Benennung, ein Beinahme der Stadt Neapel.

**) Fidelissima.

„Ach! wenn ich der Frühling wär, gefiel ich Euch auch.“

„Warum ſollteſt Du mir nicht gefallen?“

„Je nun! — Ich bin ein armes Mädchen. Aber ich kann wahrhaftig nicht dafür, daß ich nicht als Gräſin geboren bin. Ich hätte einen ſolchen Geburtsbrief auch mit genommen.“

„Glaube mir, ein jeder, eine jede ſteht wohl, die gut, geſchickt und klug am rechten Flecke ſteht. — Kann Dich das Glück nicht noch zur Gräſin machen?“

„Das könnte es wohl!“

„Wird's Dir da beſſer ſeyn.? — Ach! lerne die Zufriedenheit ſchätzen, und Du wirſt glücklich werden. Gewiß; nur der iſt glücklich, der zufrieden iſt.“

Sanft neigte ſich Roſaura ſeinen Lippen entgegen. Er küßte ſie, drückte ihr die Hand und ging den Molo hinauf, ſeiner Wohnung zu.

Ein ſchöner Morgen brachte die ganze, gute Welt von Neapel auf dem Molo wieder zuſammen. Lionardo war ſchon ſehr früh auf, und beſuchte die Gefilde des Kloſters, welches ſeinen Herzens-Schatz verſchloß. Sehnend und hinüberblickend nach den Zellenfenſtergittern, ſtand er auf der Zypreſſen-Anhöhe, und ein herrlicher Morgen brach nun über ihn hervor. Die noch ſchwebende, aber zurück ſich ziehende, Dämmerung gebar des Lichtes und Schattens ungewiſſes Gemiſch. Die Wolken wurden heller und färbten endlich ſich mit ſanften Roth; ein grünlich blauer Streif umſchwebte dieſes ſanfte Hell als ſchöner Saum.

„Ach! ſchönes Morgenlicht, — rief Lionardo aus; — empfange dich die reinſte

Bruſt des keuſchen Herzens, das in jenen Kloſtermauern ruht!"

Jetzt rötheten ſich ſchon der Berge Spitzen. Lichter wurde Feld und Thal. Da erglänzten die Wipfel der Bäume, und alle Vögel waren ſchon erwacht. Lionardo ſank nieder auf die Knie, breitete ſeine Arme gen Himmel und ſprach:

„Reines Geſchenk des Himmels, reinen Herzen geweiht von dem allgütigen Weſen dort oben, ſchwebe nicht vorüber an meinem Herzen! Bös bin ich nicht, und ich will beſſer werden. — Bin ich gefangen, gabſt du mir doch Verſtand und feſten Willen mich los zu machen. Ich will und werde es! Es werde, wie du willſt. Dein bin ich, und dein will ich bleiben."

Nun trat ſie herauf die goldene Scheibe der Sonne in unausſprechlich hoher Pracht, und ſchnell, gleich einer Flut, überfloß ein rother Strahl die Felder. In bunter Gluth erglänzten alle Auen, und Laub und Gras erglühten in grünem Feuer.

Lionardo ſprang auf und wendete ſich gegen das Kloſter, ausrufend:

„Guten Morgen, ſchöne Seele! Guten Morgen, edle Aedorena!“

Als er, von der Seite des Caſtelnuovo herein, auf dem Molo *) ankam, war ſchon alles laut geworden. Bunt, wie das Leben ſelbſt, war das Gemiſch der lauten Menge. Hier war und fand ſich alles, was genießen und erwerben wollte. Antiquare, Bücherverkäufer, Kupferſtichhändler und Kramer mancherlei Art breiteten ihre Waaren aus, und das ganze rege Leben ſchien neu erwacht auf dieſem Zauberplatze.

Hier trieben Taſchenſpieler, Wahrſagerinnen und Kartenſchlägerinnen ihr Weſen, dort die Affen und Policinellen; hier rufte

---

*) Il Molo grande.

man Gemüſe aus und grüne Waaren, dort boten hübſche Sträußermädchen ihre Blumenſchätze feil; hier plapperten Advokaten und Notaren, dort ſang ein Bänkelſänger das alte Lied von Rinaldini, der erſchoſſen wurde, ſo wie das neue von dem Theaterkönig Joachim, der ſich nicht halten, nicht retten konnte, und Kopf, Krone und Leben mitten im Theaterſchmucke wirklich verlor, für ihn und ſeinen Protektor viel zu zeitig; dort produzirte ſeine Marionetten ein Puppenſpieler, und hier ſtand ein feiſter Pater als Bußprediger mit dem Kruzefix auf einem Treppchen, welches ein luſtiger Bube aufrecht hielt, neben ihm als Panier. Mit Armuth, mit Kummer, mit Leibesſchmerz beladen, krochen einige da herum; und andere, von ſüßen Träumen geſchaukelt, flogen dort umher, leicht wie die Seelen in Dante's Höllenzirkel, in weiten und engen Kreiſen. Da ſchrie der Bilderhändler:

„Kommt her, und ſeht, und kauft die Welt in nuce, in einer, wiewohl groſen, Molo-Nuß!“

Zwei Schuſter flickten am Staate, ſpeißten Makaroni und raiſonirten nebſt einigen Lazaroni's ganz erbaulich, nach ihrer Art, dabei.

„Gevatter! — es hilft alles nichts! — Es kann und ſoll und darf nicht anders werden. Erſt muß das Brennholz *) weg, dann kömmt es an die Zypreſſen. Die Sträuche **) müſſen auch hinweg, dann kann man die Eiche ***) fällen, und endlich ſtürzt die Zeder. Nun bekömmt das

---

*) Legname du bruciare; die Geiſtlichkeit.

**) Arbusto; Cespuglio; der Adel.

***) Quercia; Miniſter. Cedre; der Fürſt; König.

Farrenkraut *) erſt Luft, kann wachſen und gedeihen und nimmt die Plätze ein. Das alles iſt geſchwind abgemacht. — Wozu ſoll man noch Schuhe machen, wenn man nicht mehr will? Man kann leben, ſich ernähren laſſen, und braucht nichts zu thun, als zu befehlen. Das iſt gar keine Arbeit. — So tief ein aber, in das wahre Leben, dringt man nicht leicht, wenn man nicht an der Werkſtatt ſitzt und ſimilirt. Da ſteigen einem koſtbare Gedanken in den Kopf; und wirklich das narkotiſche Schuhpech wirkt das ſeinige, ganz reſpektabel. — So baut man auf, und ganz behaglich, ohne Unkoſten. — Fertig iſt das Gebäude!

---

*) Felce; das Volk. — lauter Societäts-Ausdrücke der Carbonari. Historie des Jacobins depuis 1789 jusqu'à ce jour. (Paris 1820) p. 332 — 335. Demnach iſt jeder dieſer Individuen ein Cristiano. „Ma, cristiano si amazzato!"

Man ſieht es, freut ſich und bezieht daſſelbe.“

Lionardo, der vorübergehend dies hörte, lächelte: „Spassi de lo Signor Lello!

Der Schuſter ſtieß ſeinen Nachbar an: „Ecco! Lè Supcapo!“

Ein Bänkelſänger aber rief aus: „Wo bleibſt du Masto Giorgio?“ Darauf ſang er in bekannter Melodie, ganz erbaulich:

Komm, gelehrter Meiſter Giorgio,
der ſo gut die Ruthe führte,
komm auf dieſe Welt zurück.
Alle ſind wir ganz verloren,
kömmſt du nicht mit deiner Peitſche
aus dem Narren Hoſpitale
in das Hoſpital der Welt.
Nimm, was wirbelt, bei den Köpfen
und kurire ihre Rümpfe
mit probater Prügelſuppe.
Schuſter bleib bei deinem Leiſten,
wohl regiere deine Pfriemen,
doch den Staat regierſt du nicht!

„Warte Spezetto maladetto! — ſchrie der Schuſter; Ich will dir den Geſang mit einem Stimmhammer vertreiben, der dich auf ewig heiſch machen ſoll."

„Nicht bei mir den Stimmhammer! — rief der Bänkelſänger aus; — Applizirt ihn bei dem Signor Valentino. Dieſer hat das Lied gemacht." *)

Der Schuſter aber, ergrimmter als Luzians Schuhmacher, deſſen Hahn ſo ſpaßhaft ſprechen konnte, als dieſer noch ſchlafen und das Krähen nicht hören wollte — der Schuſter lief auf die Bude des Bänkelſängers ganz ergrimmt zu. Da trat Lionardo ſchnell herbei, rief: „Pace!" zog den Schuſter zurück und ſagte: „Es iſt noch nicht Zeit; und der Sänger weiß nicht, was er ſingt."

Der Schuſter gab ſein Bandenzeichen ganz beruhigt von ſich und zog ſich mit ſeinen Ge-

---

*) Giv. Battista Valentino La Mezacanna co'l Vascello dell' Arbuscia. Poema in lingua Napolitana. Napoli 1695. — Napole scontrafatto. Nap. 1699.

ſelben zurück. Lionardo aber wendete ſich zu dem Bänkelſänger, drohte mit dem Zeigefinger und ſagte: „Sey vorſichtig! Die Zeit gebiert Wunderdinge, und es iſt nicht gut davon zu ſprechen.“ — Darauf kaufte er ihm ein Rinaldini-Lied ab, und ging auf die bekannte Eisbude zu.

Hier kam ihm Róſaura freundlich entgegen. Er grüßte ſie eben ſo freundlich, und fragte:

„Wie befindet ſich Aloiſia?“

„Sie iſt ein wenig ruhiger, läßt Euch tauſendmal grüßen, und hat für Euch, als ihren Wohlthäter, heute recht brünſtig zur heil. Jungfrau gebetet. Sie iſt gewiß eine gute Chriſtin, die ſicher ein erfreuliches Unterkommen verdient und gewinnen wird. Es iſt wohl recht gut von Euch, daß Ihr ſo wohlthätig ſeyd. Das iſt ein Kapital, das

Ihr auf gute Zinſen legt. Ihr ſeyd wahrhaftig, wie Euch auch meine Mutter nennt, Il Marchese generoso."

„Gieb du mir ein Glas vino generoso, nimm deine Mandoline und ſinge ein Liedchen."

Roſaura brachte den Wein, ergriff die Mandoline, ſpielte und ſang:

Romanze.

„Mir den Schleier! denn hienieden
giebt's für mich kein Lebensglück.
Durandarte iſt geſchieden,
kehrt in's Leben nie zurück.

Bei Granada fiel die Blume
der verehrten Ritterſchaft,
Durandarte, ihm zum Ruhme,
mir zum Schmerz, in ſeiner Kraft.

Mir den Schleier! Ach! verloren
hab' ich meines Lebens Glück;
und den Eid, den er geſchworen,
nimmt der blaſſe Tod zurück.

Und in meinem reinen Herzen
findet ſich kein Heuchelſchein.

Leicht läßt ſich die Welt verſchmerzen,
geht man ſo zum Himmel ein!

O Belerma — Roſaura! — rief Lionardo ihr zu; — das Lied gehört nach Granada*). Du aber bleibſt hier, wo es ſich auch gut lebt, du nimmſt keinen Schleier, bleibſt auf der Welt und denkſt noch nicht an's Sterben."

„Seit einiger Zeit, Herr Marcheſe, — ſagte Roſaura, indem ſie die Mandoline auf den Tiſch legte; — bin ich immer recht ernſthaft und traurig geſtimmt. Und wenn ich Euch ſagen ſollte, welche Träume ich oft von Euch habe —"

„Von mir? O! erzähle mir etwas von dieſen Träumen. Die Sonne fällt auf Memnons Säule, und ſie erklingt. Auch

---

*) Historia de los Vandos de los Zegries y Abenzerrages Cavalleros Moros de Granada. Valencia 1613.

Träume werden von der Erfüllung lebendig gemacht. — Erzähle! erzähle!"

„Bald sah ich Euch, mit einem grünen Kranz bekrönt, unter hohen Zypressen, bald lagt Ihr blutend auf einem Paradebette, bald küßtet Ihr einen Drachen, bald ein Mädchen —"

„Aha! wohl Dich!" —

„Ach! — zuweilen im Traume spracht Ihr viel mit mir, bald gar nicht, bald saht Ihr mich freundlich an, bald traurig, bald grimmig —"

„Träume sind das, was Du Dir denkſt, ehe Du Dich zur Ruhe begiebſt, oder wenn Du nicht ſchlafen kannſt, und nichts weiter. Dieſe haben keine Bedeutung."

„Sie ſind aber ſo ängſtlich!"

„Ich ſage Dir, es wird viel Angſt über Dich kommen und über Neapel."

„Ach! man vermuthet es allgemein. Die verdammten Carbonari —"

„Voyez si les Napolitains sont ingrats envers leur Roi, envers son loyal fils, le prince hereditaire" — ſagte ein gut gekleideter Mann, der eben eintrat, brach ſchnell ab und forderte Eis.

Lionardo trat fragend auf ihn zu: „Ihr ſeyd ein Franzos?"

„So iſt es; — antwortete dieſer und ſetzte hinzu: — Un grand devoir est imposé aux habitants du Royaume de Deux Sicile. Son avant garde de l'Europe."

„Ah! dieſe Avantgarde —"

„Bedenken Sie! was iſt zu fürchten? In Abruzzo würde jeder Feind ſein Thermopylä finden." *)

„Wenn es bis dahin gehen, wenn die Feinde erſt dahin kommen ſollten, dann

---

*) Examen des Pretentions des Monarchies absolues, à l'Egard de la Monarchie constitutionelle; ou Congrès de Troppau, par M. **Bignon**. (Paris 1821.) p. 197 sq.

Adieu mon plaisir, Thermopylae! — Der Patriot muß es nicht zu Extremen kommen laſſen. Er muß zuvorkommen, daß nichts geſchehe, und daß alle Gebirgspäſſe nicht nöthig ſind, um ſeine Ruhe und ſeinen Frieden zu ſichern. Noch niemals hat man Ruhe in der Unruhe gefunden.“

„O! die Neapolitaner, dieſes genereuſe Volk, dieſe glorreiche Nation hat in allen Jahrhunderten die Freiheit begehrt, ſie hat ihren Schatten verfolgt, hat ihr Bildniß ſtets verehrt.“

„Ich frage: Was iſt Freiheit?“

„Freiheit.“

„Jeder denkende Menſch findet ſie eben ſo gut in dieſer Eisbude, auf dieſem Molo, in dieſem Kloſter, ja, in der Inquiſition ſogar; wenn er nämlich dieſe Himmelstochter finden will. Die Freiheit ſitzt, gleich der Weisheit, allenthalben, wo ſie ſitzen will. Selbſt Benennungen thun nichts zur Sache; Karl der

Fünfte nannte Neapel fidelissima. Gleichwohl hat der Pöbel in Neapel ſtets Luſt gehabt zu rebelliren. Otiosa Neapolis iſt nie ſo ſchlimm daran geweſen, als tumultuosa Neapolis. Die Alten kannten Neapel beſſer, als ſie die Neuen kennen, und nannten die Stadt die ſüße, die lachende, die verführeriſche, die gelehrte und müßige Stadt, aber auch die fabelhafte."

„Gewöhnlich — ſagte der Franzoſe, indem er eine Prieſe nahm, — hat jede Fabel eine Moral. Dieſe ſey diesmal: Union pour le ſervice de Dieu, pour le ſalut du Roi, et pour l'indépendance du Royaume!"

„Seit den triſten Zeiten des herrlichen Salicetti nahmen die Franzoſen großen Antheil an unſers Reiches Schickſal; deshalb gaben ſie uns auch einen König, den wir nicht mochten."

„O! dieſen deplorablen König, Joachim!“ *)

„Eben ſo edel, als der franzöſiſche Uſurpator und ſeine ganze Sippſchaft!“

Vor der Thür geriethen indeß etliche Lazaroni in einen Streit, den Lionardo ſogleich beilegte, indem er unter ſie trat und ausrief: „Feloe!, Furgone!“ Auf dieſes Wort, welches er wohl kennen mochte, entfloh der Franzos. Die Streitenden küßten Lionardo die Hand und eilten dem Franzoſen nach.

* * *

Der Braunbekuttete, herbei tretend, lächelte: „König Philipp der Vierte in Spanien befahl vor ſeinem Ende, es ſollten ihm 100,000 Seelenmeſſen geleſen werden; habe er ſie

---

*) Catastrophe de Joachim Murat; par Beauchamp. Versailles 1815. Quelques details sur son élévation et sa chute. Orloff Memoires de Naples. T. II. p. 403.

nicht alle ſelbſt nöthig, ſo möchten dieſelben ſeinem Vater oder ſeiner Mutter zu gute kommen; und ſollten dieſe dieſelben auch nicht mehr brauchen können, ſo möchten ſie den Soldaten dienen, die im Kriege geblieben wären. — So locirt und vertheilt die Freiheit ihre Früchte, und nimmt ſie ſelbſt ein. Das Wort Freiheit klingt ſchön; ſie ſelbſt aber iſt eine Schelle, die nicht klingelt und nie ertönt, als in die Ferne. Der Herr iſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt die Freiheit.“

„Schon lange —“

„Ich errathe, Herr Marcheſe! was Ihr ſagen wollt. Aber, meine Zeit iſt noch nicht gekommen. Jedoch bald ſollt Ihr mich näher kennen lernen. — Roſaura! Ein Glas Wein. — Alle Dinge haben ihre Zeit. Der Tag iſt der Nacht ihr Mann. Die Zeit bringt Frucht, nicht der Acker. Multum in Republica valent tempora!“

„Lieber Herr Braunrock! Wir alle leben in der Zeit, wie Jedermann. Wir müſſen drinne leben und wandeln. Die Zeit lehrt uns, was wir thun und laſſen ſollen; ſie leitet, regiert, ſtraft, beſſert und verböſert. Sapiens est quisquis vivit moribus seculi sui.“

„Wohl! Wenn's Zeit iſt, wird's Sommer. Und wenn die Jungfrau und der Löwe zuſammen kommen —“

„So giebt's in Aegypten eine Nil-Ueberſchwemmung.“

„Die Zeit hemmt des Pferdes Zug, ſie hemmt des Vogels Flug. Verſteht Ihr Euch auf's Vogelgeſchrei?“

„Die Henne legt Eier.“

„Wer brütet ſie aus?“

„Die Zeit.“

„Da ſtehen wir wieder! So ſtehen die Geiſter am Zirkel, den der Negromant um ſich zog, und dürfen nicht hinein. — Bedenkt das!“

„Ach! was alles habe ich nicht ſchon bedacht! Aber, je mehr man denkt, deſto weniger thut man.“

„Erſt wieg's, dann wag's; heißt es im Sprichwort.“

„Ja, freilich! Aber die Nothwendigkeit—“

„Herr Marcheſe! Ich trage Pilgerkleider, und das iſt recht. Zuweilen aber lege ich auch ein anderes Kleid, wohl gar ein Feſtkleid an, und wahrhaftig! das iſt auch recht. — Roſaura, ſieh! warum hüpft dieſer Kerl dort ſtets nur auf Einem Beine hin und wieder?“

„Weil er nur Einen Schuh am Beine hat, und den andern neben ſich gleich von einem Altreißer flicken läßt.“

„So iſt es mit — “

„Ruhe! — rief eine rauhe, ſtarke Stimme; — Ruhe! Ich habe mit Euch zu ſprechen von dem, was dort droben iſt, und nicht hienieden; und das iſt mehr, als ihr glaubt.“

Es war der P. Saverio, der alſo ſprach, indem neben ſeinem Auditorio an einem beſcheidenen Tiſchchen Frau Luzia, die getaufte Chriſtin, einer Bäuerin, die Artiſchocken und Blumenkohl zum Verkauf in die Stadt getragen hätte, ganz andächtig und ſybilliniſch ſprechend, die Karte ſchlug.

Lionardo war dem großen Platze, Largo del Caſtello genannt, zugegangen, ſtand unfern dem Hauſe, welches Oſorio bewohnte, zu welchem er gehen wollte, und ſchaute ganz bedächtlich in das Gedränge hinein, das man in jener Straße ſtets ſieht; als er ganz unerwartet neben ſich den Braunrock erblickte, der auch gleich zu ſprechen begann:

„Herr Marcheſe! Es erregt eine ganz eigene Empfindung, hineinzuſchauen in dieſes Gedränge. Das iſt der Mikrokosmus von Neapel. Bedenkt es: hier, auf dieſem großen Platze, war das Theater der ephemeren Größe des Fiſchers Maſaniello. Hier ſtanden hundert und funfzigtauſend Menſchen verſammelt um ihn herum, mit denen er die ſpaniſche Regierung zittern machte, und mit denen er ſeinen Mitbürgern ein beſſeres Loos errungen hätte, wären ſie deſſen würdig geweſen."

„O Pöbel! Pöbel!"

„Hier ſchrieen alle ihm den Eid zu, ihm nachzufolgen in Kampf und Tod. Hier trugen ſie ihn auf ihren Schultern umher und riefen ihm den Namen Vaterlandsbefreier zu; und hier lag er, nur wenig Tage nachher, von Einem unter ihnen ſelbſt gemordet, blutend zu ihren Füßen. Sie aber weinten nicht."

„Volksdank!"

„Sie höhnten die Leiche ihres todten Führers, ſpotteten derſelben und ihrer ſelbſt.

Das iſt Volkscharakter! Daher ſagt auch ganz klug der weiſe Seneka: Nunquam volui populo placere!“

„So ſollte es ſeyn!“

„Du ſcheinſt zu Oſorio gehen zu wollen? Du wirſt ihn nicht finden, aber ſeine Schweſter iſt daheim. Sie iſt vor acht Tagen aus Kalabrien hierher gekommen; ein ſchönes und kluges Weib! — Gute und angenehme Unterhaltung wünſche ich!“

„Wer nur dieſer ſonderbare Mann ſeyn muß!“ — ſprach Lionardo bei ſich ſelbſt und ging in Oſorio's Wohnung, da dieſer nicht daheim war, die ſchöne Frau zu ſehen. Nach einer andern wäre er nicht gegangen, wenn wir ihn recht kennen.

Sie empfing ihn mit ungemein viel Artigkeit, als er ſeinen Namen geſagt hatte; bedauerte es, daß ihr Bruder nicht daheim war; freute ſich aber ſehr, einen Mann kennen zu lernen, von dem man ihr ſchon ſo viel Gutes geſagt hatte. Serena Aldoriſo war ihr Name, ſie ſelbſt war ſeit ungefähr einem halben Jahre Wittwe, und ſtand noch ſehr in der Blüthe ihres Lebens. Als ſie mit dem Daumen das Zeichen des Kreuzes in ſeine Hand zeichnete; und zeigte daß der Heiland, ihres Glaubens Typus ſeyn ſollte: merkte Lionardo wohl, daß ſie eine Eingeweihte war; *) drückte ihr gleiches Emblem in die Hand; küßte dieſelbe; führte die rechte Hand zu dem Degen; ſchlug ein Andreaskreuz in die freie Luft; legte die linke Hand aufs Herz, und liſpelte: „Unione!“ Sie aber lächelte und ſagte mit ungemeiner Freundlichkeit: „Con Dio!“ — Nachläſſig galant warf ſie ſich auf ein

---

*) Orloff Memoires sur le Royame de Naples; Notes de Mr. Duval; T. II. P. 421.

Sopha, und Lienardo ſetzte ſich ihr gegenüber.

Rein gekleidete Mädchen trugen ein Frühſtück auf und ſervirten. Serena nahm fragend das Wort:

„Wie ſteht's auf Pantaleria?“

„Nach Wunſche.“

„Ein kleines, feines Inſelchen! Ich war zwölf Jahr alt, als mich dorthin eine Tante mitnahm zu einer Tante. Das liebe Inſelchen vergeſſe ich nie. Ich glaube, wenn irgendwo ſtille Liebe ihre Wohnung nach eigener Wahl aufſchlagen dürfte, ſie wählte Pantaleria.“

„Gewiß! — Die Traulichkeit iſt dort daheim.“

„Die Weiber und Mädchen auf Pantaleria ſind gar nicht übel.“

„Wahrhaftig nicht! — Es iſt mir ſonderbar gegangen! Ein elternloſes Mädchen, die ihren ungetreuen Liebhaber in Neapel aufſuchen wollte, lerne ich auf dem Schiffe kennen, bezahle, da ſie ſo arm iſt, das Schiffgeld für ſie, bringe ſie hier zu Bekannten von mir und bin kaum mit ihr angekommen; ſo wird ihr Liebhaber ermordet vor ihren Augen vorüber getragen.“

„Ha! das war wohl ein gewiſſer Nikolo, der des Accorſo Zeitungsträger war?“

„Ich glaube. — Das Mädchen iſt nun hier, und ich weiß nicht wohin mit ihr, weiß nicht, wo ich ſie unterbringe.“

„Scharmant! Bringt ſie zu mir. Die eine meiner Kammerjungfern hat das Heimweh bekommen und will nach Sizilien zurück; dieſer ihre Stelle kann das gute, unglückliche Mädchen erſetzen.“

„Tauſend Dank, in meinem und in ihrem Namen! — Wie wird ſie ſich dieſer Nachricht erfreun.“

„Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn es ihr bei mir gefällt. Ich denke, meine Leute haben es gut, und ſind mit mir zufrieden.“

„Ich bringe das Mädchen hieher.“

„Je eher, je lieber. — Verzeiht! ich bin gewohnt, um dieſe Stunde eine Meſſe zu hören.“

Ich will keine Andacht ſtöhren, die, eines Engels ſelbſt, nicht.“

„Ich ſoll Euch auch als Schmeichler kennen lernen? — O Proteus! — So, wie jedermann ſeinen eigenen Regenbogen hat, ſo habt Ihr wohl auch eine eigene Engelsgeſtalt?“

„Wie Arioſto, habe ich nur die eine:

Occhi avea neri, a chioma crespa d'oro,
Angel parea di quei del sommo coro.“

Freudenvoll, in ihrer Lage, vernahm Aloiſia die Nachricht von ihrem Unterkommen, und Roſaura begleitete ſie ſogleich ſelbſt zu der neuen Herrin, welche dieſelbe recht wohl aufnahm, und an Lionardo viele Grüße ſagen lies, ſich bedankend für die wohlgeſtaltete Dienerin, die er ihr zuſchickte; denn ſie liebte nur das, was gut in's Auge fiel, an den Menſchen, ſo wie an den Sachen.

„Ihr ſeyd wahrlich ein rechter guter Mann, Herr Marcheſe! — ſagte Roſaura, indem ſie ihm die Hand küßte; — Da habt Ihr gleich das liebe Mädchen aus Pantaleria ſo ſchnell und gut untergebracht, als ſie es ſich nur wünſchen kann. Auch wird ſie Euch wohl immer ſehen, da Ihr gewiß ihre ſchöne Frau recht oft beſuchen werdet. Dann gute Nacht Eisbude und Roſaura!"

„Hab' ich nach Deinem Sinn gehandelt, ſo hätt ich wohl einen Kuß verdient."

Da habt Ihr ihn, und obendrauf noch einen!“

„Das Küſſen iſt eine Waare, die nie alt wird, — ſagte lächelnd der eintretende Pater Saverio; — ſo alt ſie auch iſt; denn es iſt glaublich, daß Adam ſchon die Eva im Paradieſe, ant ante, aut post lapsum, geküßt hat. Vielleicht können dieſe beiden es wohl auch gar erfunden haben. Und, das liebe Mädchen hier, mag wohl ziemlich angenehm küſſen. Proficiat! — Es iſt ſehr heiß, ich habe viel geſprochen, und will mir eine Schaale Eis ausbitten. Zugleich, Herr Marcheſe, habe ich auch, im Auftrag, ein Paar Worte an Euch. Ich ſoll Euch etwas ſagen und um etwas fragen. Da heißt es: Eine gute Antwort iſt wie ein lieblicher Kuß; Sprichw. 24, 26. — Ein ſolcher kühlender Labetrunk erquicke unſere Seelen dereinſt im lieben Fegefeuer, und alle die noch darinn ſchmachten. Ach, meine Chriſten! ſeyd barmherzig."

„Und, der Auftrag, Herr Pater! an mich?" — fragte Lionardo, indem ſich Roſaura hinter ihm niederſetzte, und gewiß nicht ohne Neugir, den Strickſtrumpf ergriff, als wollte ſie etwas thun.

„Ja! der Auftrag, — verſetzte der Pater; — iſt nicht ſchlimm."

„Deſto beſſer! Ich erfreue ohnehin mich des Schlimmen nicht."

„Ich auch nicht. Wiewohl man's nehmen muß in dieſem Erdenleben, wie's kömmt. — Habt Ihr den merkwürdigen Divinator gekannt, den Prinz Colubrano?"

„Perſönlich nicht; doch hab ich von ihm ſprechen hören."

„Er war gewiß einer der beſten Köpfe in Neapel. Er arbeitete und ſchrieb viel, aber nur für ſich. Er trieb ein wenig Medizin, beſchäftigte ſich aber ſehr viel mit Politik.“

„Das iſt mir geſagt worden, und ich habe auch einige von ihm niedergeſchriebene politiſche Confeſſionen geleſen.“

„Er hatte ein prächtiges Gedächtniß und war eine lebendige Anthologie der poetiſchen Schönheiten der beſten Dichter Italiens. Wie geſagt, eine vortreffliche, lebendige poetiſche Blumenleſe. — Nun höret weiter! Dieſer Prinz beantwortete, ohne zu fehlen, jede in Gedanken an ihn gerichtete Frage, von deren Inhalt man ihm nur den Anfangsbuchſtaben eines jeden Wortes ſagte. Mehrentheils waren ſeine Antworten, nach einigem Nachſinnen, in Verſe gebracht, die unvergleichlich waren, und trafen jedesmal. Dieſe ſeine Divinationsgabe war in ganz Neapel bekannt, und ihrer bediente ſich ſogar die weibliche königliche Familie, wie man allgemein weiß.“

„Ich habe davon reden hören. Einheimiſche und Fremde ſind darüber erſtaunt.“

„Es war auch zum Erſtaunen! Der H. C. R. R. nur iſt es, der Weiſſagungen giebt. Der Prinz Colubrino hatte, gleichſam ſo zu ſagen, Feuer und Heerd in ſich zu dieſem wahren Prozeß der überirrdiſchen Sophia. — Dieſer Prinz nun hatte wirklich ein zurückſtoßendes Aeußeres, und hatte dennoch ſchönen Weibern die romantiſchſten Leidenſchaften eingeflößt und dieſelben mit ihnen getheilt.“

„O! die Weiber lieben das Sonderbare!“

Roſaura ſtach mit einer Stecknadel den Marcheſe in den Rücken, der ſich nicht rührte. Der Pater aber fuhr fort:

„Ja, das iſt wohl wahr! Adam ward nicht verführt, aber das Weib, und zwar von einer Schlange, die doch kein feines, liebliches Thier iſt. Doch, davon kann die Geiſtlichkeit nicht ſprechen.“

„Warum nicht? Wenn ſie will —“

„Sie will nicht! — Genug unſer Prinz wurde, trotz ſeines ſonderbaren Anſchauens, geliebt von Weibern aus allen Ländern, von ſchönen, geiſtreichen, und zwar mit herzlicher Liebe und wahrer Schwärmerey; was ich gewiß weiß.“

„Alles das, weil er ziemlich ungeſtaltet war. Deſto abſtechender erglänzten neben ihm die Weiber, die ihn liebten. — Das iſt ſo ganz weibermäßig!“

Roſaura ſtach zum zweitenmal und zwar ſtärker als zuvor; der Marcheſe aber rührte ſich nicht. Der Pater, der von dem Stechen nichts bemerkte, nahm ein Schlückchen zu ſich und ſprach weiter.

„Der Prinz war ein guter Maler und malte mit eigener Hand in Miniatur die

Portraits ſeiner Geliebten aus allen Himmelsſtrichen —".

„Eine wahre Glückſeligkeit, die ich mir denken kann, zumal wenn ich mich an des Prinzen Platz ſtelle."

„Ja wohl! dieſe Portraits nun hat er in ein Buch geklebt, hat dieſelben mit den ſchriftlichen Bekenntniſſen ſeiner Verirrungen begleitet und das Manuſcript in die Hände ſeines Freundes und Beichtvaters, des P. Liborio, niedergelegt. — Nun kömmt die Anfrage nebſt der Bitte. — Dieſer redliche Pater Liborio nun, welcher fühlt, daß ihn die Laſt der Jahre drückt, möchte doch gern vor ſeinem Ende noch eine wohlthätige Handlung begründen. Dieſe ſoll ſeyn. Es lebt eine gute Frau, eine weitläuftige Verwandte von ihm, vom Wollſpinnen und ihrer Hände Arbeit mit zwei fleißigen Töchtern. Es geht aber allen dreien ſehr knapp. Wenn Ihr nun, Herr Marcheſe! — da euer wohlthätiger Sinn bekannt iſt, — ein Stück Geld niederlegtet für die armen, arbeitſamen Seelen; ſo wär der Pater geſonnen, Euch das bezeichnete Manuſcript dafür zu überlaſſen.“

„Ich nehme des Paters Anerbieten an, will mit ihm darüber ſprechen, will das Geld geben, und ſuchen den Mädchen Unterkommen zu verſchaffen.“

„Vergelte es Euch der Himmel und der heil. Januar!“

„Ach ja! das thut der Herr Marcheſe!“ — rief Roſaura, indem ſie wieder ſtach; hinter dem Stuhle hervor, und der Pater bemerkte: —

„Siehe da! So ſtak Sara neugierig ehemals hinter der Thür. Das iſt ſo Weiber Sitte! — Jedoch verſteht es ſich, Herr Marcheſe! das nicht jede Neugier das Manuſcript zu ſehen bekömmt.“

Roſaura ſtieg auf, und ſagte lächelnd: „Was man ſelbſt thun kann, braucht man nicht zu leſen.“

„Gut! — ſprach der Pater; — Geh' hin, und thue desgleichen.“

„Indem Lionardo den P. Saverio bis zu ſeiner öffentlichen Rednerbühne begleitete, nahte ſich ihm Accorſo, mit der Nachricht: Oſorio wünſche gar ſehr, ihn bald zu ſprechen. Er eilte zu ihm. —

„Freund! — rief Oſorio ihm entgegen; — Ich muß nach Sizilien. Die Gefahr wird zu dringend, die Exploſion könnte zu früh erfolgen. Die Zeit der Feier des Feſtes der heil. Roſalia muß durchaus abgewartet werden, des Landvolkes wegen, welches zu dieſer Feſtlichkeit nach Palermo kömmt. Ich überlaſſe Dir und Arcinato die Logen; behaltet deren einige offen; die andern ſchließt auf drei bis vier Wochen. Die drei Säulen können ruhen, desgleichen die ſieben Sterne, und vielleicht auch die zunehmende Sonnenſcheibe. Bis ich zurück komme, iſt es genug, etwa die Iſis und den Typhon offen zu laſſen. — Ich reiſe binnen drei Stunden ab, gehe zu Schiffe, nehme unſere Feldtrompete, eben Logen-Frohn Accorſo mit, ſondire Meſſina und viſitire die Weſenheit von Palermo. Du ſollſt, ſo bald als möglich, Nachricht von mir bekommen, und Briefe ſollt ihr auch erhalten. — Aber etwas muß ich Dir dringend an's Herz legen. Beſchütze meine Schweſter und ihr Hierſeyn. Rede es mit ihr ſelbſt ab, wie Du ihren Schutz feſtſtellen willſt, und nimm Dich ihrer redlich an. Va sicuro!"

Serena erſchien und bat ihn ſelbſt, ſie zu beſchützen, mit ſo freundlichen Worten, daß Lionardo ihr, in ihres Bruders Gegenwart, die Hand reichte, ihr den Eid auf ſeinen Degen zuſchwur; und im Namen des Evangeliſten Johannes von ihr den Schutz und Bundeskuß empfing.

„Es iſt, — rief die Reitzende aus — der Liebeskuß der alten Kirche, den ich Dir im Namen der neuen reiche, wackrer Lionardo! Es ſey und bleibe uns der wahre Liebeskuß. So denke nun im Namen des Bundes an das, was Dir zu denken und zu thun obliegt: — Die Liebe glaubt, ſie hofft, ſie iſt freundlich und flieht das, was ſie nicht lieben kann. Sie handelt recht, wenn ſie liebevoll handelt, wird nicht müde und thut dem nichts Böſes, dem ſie ſich ergiebt. Agapa!“

Damit zog ſie ein kleines, goldenes Kruzifix aus dem Buſen und reichte es ſeinen Lippen dar. Lionardo küßte daſſelbe mit den Worten: „Das thue ich dem Herrn, und gedenke deiner!“

„Ich hoffe es, ſo wahr und gewiß ich auf die Jagd der Wölfe der Apeninen *) hoffe.“

„Seyd vorſichtig, — ſagte Oſorio; — und vertraut euch nicht den Beichtvätern der Eichen und Zedern an.“

„Was mich betrifft; — lächelte Serena, indem ſie auf Lionardo zeigte, — ſo ſteht mein Beichtvater hier. Er mag mir Bußen auferlegen oder mich abſolviren; wie er es für gut findet.“

Sie öffnete die Seitenthür und Aloiſia trat in den Saal, ergriff Lionardo's Hand, küßte dieſelbe, Thränen vergießend, und rief aus: „Ach, mein Freund und Wohlthäter! Gelobt ſey Gott und die heilige Jungfrau!“

„Weihe das Mädchen ein!“ — liſpelte ihm Oſorio zu.

---

*) Les Loups des Apennines.

Lionardo küßte ihre Stirn, die Wangen und den Mund, und ſprach:

„Aloiſia! ſey geweiht dem Schutze des Herrn, der heil. Jungfrau, der heil. Roſalie und allen Heiligen des Himmels. Ich führe dich bald den Lauben zu, wo Blumen unter Blüthenkränzen lachen. Dieſer heitere Stern, Serena, deine Gebieterin, ſey dein Leitſtern, und leite Dich mit ſanften Schein zum Blumenhafen deiner Empfindungen.“

Da fiel ein Schuß. Auf der Straße gab es Lärm.

Zweites Buch.

Frage ſtill, bei jedem Kranze,
Der das Mädchen feſtlich ſchmückt:
Führt Dich der zuerſt zum Tanze,
Der ihn auf die Stirn Dir drückt?

Accorſo meldete den Streit zweier Lazzaroni's, die mit Dolchen auf einander losgegangen waren; auf welche, da ſie ſich nicht abwehren ließen, eine der Schildwachten am Palais des Gouverneurs Feuer gegeben hatte, was jedoch ohne Verwundung abgegangen war. — Oſorio packte Briefe zuſammen, und, nach einem kleinen Imbiß, begleitete ihn Lionardo zum Hafen. Accorſo, der Logen-Frohn, ging mit Oſorio zu Schiffe. Im Seitengrunde des Hafens zog ein Gewitter langſam ſich nach der Stadt zu. Lionardo bat dem P. Saverio, mit ihm in die bekannte Eisbude zu gehen und ſich zu erfriſchen.

„Ich bin freilich ſehr matt — begann der Pater — was ich geſtehen muß, aber ich habe mich ſehr angegriffen; denn wenn ich einmal in's Feuer der Rede gerathe, ſo weiß ich gar nicht, wie ich wieder heraus kommen ſoll. Da haben die gemeinen Kerle den General-Ausdruck: „das iſt ein elementiſcher Kerl!“ Nun? was ſoll denn das heißen? frage ich. Da kann keiner darauf antworten. Daher habe ich über die Elemente gepredigt, und habe geſagt: Wenn ihr einmal die Elemente feyerlich nehmen und ſie euch alſo denken wollt, ſo will ich euch ſagen, wie das anzufangen iſt. Es ſagt der berühmte Schriftſteller und Spaniſche Staatsſekretair Perez (welchen ſein König Philipp in Gefängniſſe, in Haft und in's Exil nach Frankreich trieb, weil er bei der Prinzeſſin Eboli zärtlicheres Gehör fand, als der König) in ſeinen Werken, welche eine Muſterkarte von Staatsreflexionen, ſind: So haben wir auch vergleichend zu betrachten die vier Elemente. Dieſe ſind zu vergleichen den vier Ständen eines Staates. So iſt die Erde das gemeine Volk, das alle Laſt trägt und alle die andern erhält. Das Feuer iſt der Adel; das Waſſer die Geiſtlichkeit, auf deren Dienſt andere ſchiffen oder fahren. Die Luft aber ſind die Gerichte, welche die böſen Feuchtigkeiten, zu Erhaltung des Wohlſtandes, reinigen. Und ſo habe ich fortgeſprochen. — Dem Pater Liborio werde ich noch dieſen Abend euere generreuſe Reſolution melden, und mich in mein Kloſter verfügen; denn dort ſteigt ſchon ein drohendes Gewitter auf, das uns bald erreichen wird."

Dergleichen Naturſcenen liebend, ging Lionardo in's Freie, und langſam nach dem Kirchhofe des Klaren-Kloſters zu.

Ein freundliches Gärtnermädchen redete ihn an:

„Schöner Herr und edler Chriſt! Kauft mir den letzten Kranz ab, den ich noch habe; es iſt zwar ſchon ſpät, aber der Kranz iſt ſehr ſchön. Es iſt ein Roſenkranz, das heiſt ein Kranz von ſchönen, blühenden Roſen."

„Weil du ſelbſt ein ſehr hübſches, roſichtes Mädchen biſt, ſo kaufe ich Dir dieſen Kranz ab."

Er bezahlte. Das Mädchen hüpfte froh mit dem Gelde davon, warf ihm einen Kuß zu, und fragte nach ſeiner Wohnung. Er ging immer langſam weiter, betrachtend den Kranz, welchen er in der Hand hielt, und erreichte das heilige Feld des Kloſters. Die Kirchhofsthür war offen, angelehnt. Er ging hinein. Kaum zehn Schritte von ihm lag betend eine Nonne auf einem Grabe. Er ſchlich ihr langſam näher. Sie ſprach, erhob ihre ſchönen Arme, ſtreckte ihre Hände gegen den Himmel, und betete:

„Gieb, gütiger Himmel! mir die Krone deines Heils. Gieb mir die Strahlenſonne der Erhörung!“

Da erkannte Lionardo Andorenens Stimme, ging näher zu ihr, hielt den Kranz von Roſen über ihr Haupt und ſprach:

„Keinen Nimbus! Aber einen Roſenkranz.“

Erſchrocken blickte die Betende auf, ſah über ſich ſchwebend den duftenden Roſenkranz und neben ſich den jungen Mann, den ſie, ſie konnte ſich es nicht verhehlen, ſo herzlich liebte. Mit ſanfter Stimme rief ſie aus:

„Ach, Lionardo!“

„Dich, Andorena! finde ich hier?“

„Hier auf dem Grabe meiner guten Mutter. — Ach! Du haſt ſie auch gekannt, geliebt; denn ſie war eine gute Frau.“

„Leicht ſey die Erde ihrem erblaßten Leibe, und ihre Seele ſchwebe in ſüßer Himmels-Seeligkeit!"

„Gewiß, dieſe fromme Seele iſt bei Gott."

„Wie aber, Andorena, finde ich Dich hier?"

„Ach! in der Welt war niemand mehr, den ich den meinigen nennen konnte; Ich ſuchte in dieſem Kloſter Schutz bei der Aebtiſſin, meiner Tante. — Du biſt von Pantaleria zurück gekommen. —"

„Um Dir zu ſeyn, was Dir fehlt; der Deinige."

„Ach Lionardo! Ich habe Dich nicht vergeſſen, ob Du gleich entfernt warſt. Aber ich habe auch die Kloſter-Einſamkeit lieb gewonnen. Eingekleidet bin ich zwar noch nicht, doch —"

„Haſt Du vergeſſen, was Du mir verſprachſt?"

„Ach Lionardo! Du kennſt mich, kennſt

mein Herz; — Wie könnte dies vergeſſen, was mein Mund verſprach?"

Leichte Blitze ſchwebten vorüber. Andorena ſtieg ſchnell auf, ergriff Lionardo's Hand und hob ſie, mit der ihrigen vereint, zum Himmel auf.

Dick wurde die Luft; ſchwer auf athmend rief Lionardo aus:

„Bei dieſen leuchtenden Blitzen des ewigen Himmels, ich verlaſſe die nicht, die ich liebe!"

Immer dunkler wurde der Himmel. Fernher rollte der Donner. Aengſtlich ſuchten die Vögel ihre Neſter.

Andorena blickte ihren Geliebten zärtlich an, und ſtammelte: „Ich glaube Dir!" — Gefaßter fuhr ſie fort: „Ich will meiner Tante, der Aebtiſſin, mich ganz entdecken. Sprich mit meinem Onkel, dem Erzbiſchoff, und laß Dich hier bald wieder ſehen. — Der Donner rollt näher; heller werden die

Blitze. — Sie trennen uns; doch nur für heute, nicht wahr?"

„Nur für dieſe wenigen Stunden."

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre ſchwellenden Roſenlippen. Sie erwiederte ſeinen Kuß, und rief aus:

„Auf immer nun verſiegelt!"

und machte ſanft ſich los. Sie eilte in das Kloſter, und Lionardo ſuchte ein bergendes Obdach zu erreichen.

Entflohen waren alle Vögel und verſtummt. Nur die ſcheue Schwalbe ſchoß niedrig, ängſtlich noch hin und her. Es rührte ſich kein Blatt. Tiefe Stille bedeckte die Flur.

Lionardo eilte dem Molo zu, der anfing plötzlich ſich zu leeren. Was Beine hatte lief davon. Glücklich noch erreichte er das geſuchte Ziel und Roſaura rief aus:

„Gelobt ſey Gott! daß Ihr kommt. Ich

fürchte mich todt. Es kömmt ein ſchreckliches Gewitter.“

Plötzlich brach herein der Orkan. Sand und Staub wirbelten hoch auf in die Luft. Brauſend ertönte der Wald. Aeſte brachen, Bäume ſplitterten, gekrümmt durchflogen die gebrochenen Blätter die Luft. Hoch auf rauſchten im Hafen die braunen Wellen. Fürchterlich rollte der Donner. Flammende Blitze durchſchoſſen die Luft, zerriſſen die ſchwarzen Wolken und zeigten ein brennendes Flammenmeer.

Roſaura lag, den Kopf in ihrem Schleier verhüllt, betend auf den Knieen vor einem Stuhl, rang ihre Hände, wußte nicht, was ſie betete und was ſie ſprach. Lionardo überdachte ſeine Lage, gedachte Andorenens, und fragte laut ſich ſelbſt:

„Was ſoll das werden?“

So tobte, länger als eine Stunde hindurch, der fürchterliche Sturm. Roſaura hatte kaum noch Leben. Sie konnte nur die ſtummen Lippen und ihre ſchwergewordenen Hände langſam bewegen.

Da fingen die Wolken an ſich zu theilen. Duft und Nebel verſchwanden. Die Abendſonne brach ſchön und heiter durch die leichten Schatten hervor, und in den Regentropfen der Flur ſtrahlte glänzend ihr Bild von Laub und Gras zurück. Fröhlich ihr Geſieder ſchüttelnd, flogen die Vögel wieder hervor, die Lüfte bewegten ſich von ſpielenden Mücken. Der Abend hob ſich ſchön hervor über die erfriſchte Erde, über die frohe Welt.

„Ach, lieber Gott! Ich bin wie neu geboren; ſagte Roſaura. — Wär't Ihr nicht bei mir geweſen, Herr Marcheſe! — ich wär geſtorben.“

„Kann ich die Blitze ſchwächer machen?

Kann ich den Sturm, den Donner bändigen und verſtummen laſſen? — Was kannſt Du fürchten? Steht die Natur nicht auch in Gottes Hand? Und haſt Du nicht ein reines Herz?"

„So gut wie ein Mädchen in der Welt! Aber die Angſt, die Furcht" —

„Wofür?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht; aber ſie iſt doch da. — Ich rufe ſie wahrhaftig nicht herbei!"

„Sey froh, daß es vorüber iſt; und gieb mir Wein."

„Und mir, ein Täßchen Kaffee!" — rief eine lange, hagere, in einen grauen Mantel gehüllte, männliche Figur, die eben eintrat.

Lionardo ſah ihn bedenklich an, und lächelnd; als er endlich ſeinen Mantel auseinander ſchlug, um ſeinen rothen, mit Gold beſetzten Rock zu zeigen. Eine Priſe Tobak bietend, begann er:

„Ich bin Arzt auf den Schiffen der Franzoſen, die hier im Hafen liegen, graduirt als Doktor der Medizin und Chirurgie in Montpellier. Während des Sturmes und Gewitters, war ich am Lande. Wenn man ſich auch bei dergleichen Ereigniſſen nicht fürchtet, ſo muß man doch geſtehen, daß ein Gewitter der menſchlichen erhöhten Natur, ſo gut wie der terreſtriſchen, einen gewiſſen Stoß giebt, dem nur durch ein Präſervativ auszupariren iſt, und dieſes iſt der Kaffe. Dieſer beruhigt, ſchlägt nieder und ſtellt das gehörige Gleichgewicht in den internis des Körpers wieder her. Deshalb iſt er auch die beſte Medizin bei anhaltenden ſtarken Kopfweh. Wenn die Aerzte nur recht die Wirkſamkeit und Kraft des Kaffe's ſtudiren und prüfen wollten, ſo würden ſie finden, daß in den meiſten Fällen ihr Dispenſiren unnöthig iſt. Kaffe iſt ein Generalrezept. Er iſt geſund dem Blute, der Leber, den Nieren, der Bruſt und dem Kopfe. Er vertreibt die Schwermuth, wiegt in liebliche Träume und Empfindungen — und gewiß, wir würden ſo manche der gelungendſten Gedichte entbehren müſſen, hätten wir ſie nicht dem Kaffe zu verdanken. Aus der Kaffekanne dampft ſo mancher guter Geiſt, theilt ſich dem Gehirn des Menſchen mit, und bringt herrliche Anſichten hervor, erzeugt Dinge, die unerzeugt geblieben wären. Deshalb kann weder der Philoſoph, noch der Politiker den Kaffe entbehren. Und welchen Einfluß hat der Kaffe nicht auf die moraliſche Natur des Menſchen! Er knüpft den Menſchen an das Leben, indem er ihm die Freude des Daſeyns ſüßer empfinden läßt, das Gefühl des Bedürfniſſes ſich mitzutheilen erhöht er, und knüpft feſter die Banden der Liebe und der Freundſchaft. Wer ſollte nicht im Laufe ſeines Lebens die heilſamen Wirkungen empfunden haben? Ja, wer hätte nicht einmal beim Kaffee ſeine Geliebte, ja ſelbſt ſeine Frau reizender gefunden? — Der Kaffee iſt ein Freund und Geſellſchafter in der Einſamkeit, der belebt und ſchafft; er iſt der Inſtinkt der Lebhaftigkeit in Geſellſchaften; er iſt mit Einem Worte das Band des Leibes und der Seele, ja, der Genuß der Empfindungen ſelbſt.“

„Er wird kalt bei dem großen Lobe ſeiner Tugenden,“ — bemerkte Roſaura. Der Schiffarzt aber fuhr fort:

„Ja, ſo iſt der Menſch und der Kaffee; deshalb iſt er ein Freund der beſcheidenen Araber, und auch der meinige. Ach Gott! wenn ich davon ſprechen wollte, ſo könnte ich mancherlei ſagen, — aber das iſt nicht meine Art. Selbſt den Neapolitanern könnte der Kaffee nützlich ſeyn. — Die erſtern neuern Revolutionen in Neapel begünſtigten die Carbonari. *) Das Reich fiel in franzöſiſche Hände; Murat wollte dieſes Landes Krone tragen und verfolgte die Carbonari. Sie verbargen ſich und ließen den Scheinkönig walten. Er mußte von dem erſchlichenen Throne fallen. Er mußte ſein Glück den Waffen anvertrauen, ſetzte ſein ganzes Spiel auf die Theilnahme der von ihm verfolgten Carbonari-Sekte, die ſich indeſſen in der Stille ſo vermehrt hatten, daß ſie jeder Vorſicht überwachſen waren. Er fiel — und Reich, Krone und Leben gingen verloren. **) Dahin war alles. Sein Plan war wohl bei Monte pulciano, aber nicht bei Kaffee überdacht. Hätte dieſer köſtliche Trank ihm gerathen, es wäre vielleicht anders geworden. Wiewohl, die Carbonari wollen keinen Regenten gehorchen, jedoch blindlings ihren Obern."

---

*) Cuoco Memoire sulle principali ragioni delle Revolutione di Napoli. 1800. Lexieys Histoire de Règne des deux-Siciles. Paris 1816.

**) Diacon Coup d'oeil sur les Erreurs des Peuples. Paris 1815.

„Was ſagt Ihr aber, mon Docteur, zum Kaffeetrinker in St. Helena?"

„Er wußte nicht, daß es auch eine politiſche Kaffeetaſſe gab, die keine Kartenſchlägerin bei der Hand hat. Aber eben durch Philoſophiren und Politiſiren bei'm Kaffee erwirbt ſich das Judizium."

„Wenn der Herr Doktor einmal ein Lob des Kaffee's ſchreiben, — fiel Roſaura ein, — ſo erbitte ich mir ein Exemplar von dieſem Buche für meine Mutter, die eine gar groſe Kaffee-Liebhaberin iſt."

„So iſt ſie eine Philoſophin."

„Das wüßte ich eben nicht; ſie weiß es auch nicht."

„Man kann Philoſoph ſeyn, ohne es zu wiſſen.“

„Sagt denn der Kaffee auch, warum die franzöſiſchen und engliſchen Schiffe im Hafen liegen?“

„Es läßt bei einer Taſſe Kaffee ſich darüber ſprechen und philoſophiren. — Die ächten Miniſter ſind geborene Kaffeetrinker.“

„Die Schachs von Perſien auch. Das wiſſen ihre Weiber.“

Der Abendſchuß fiel vom Kaſtell. Tomaſo kam, und bat ſeinen Herrn, zu Serenen zu kommen, die gar ſehr ihn zu ſprechen wünſche.

Serena war verlegen, des Sturmes wegen, und fürchtete, das Ungewitter habe ihren Bruder auf dem Meere getroffen. Noch war ſie ängſtlich, und wollte dieſe

Nacht nicht allein in ihrem Hauſe bleibe.Lionardo rief vier derbe Wächter für das Haus herbei, und er ſelbſt ließ ſich erbitten, hier zu übernachten.

„Ach nun wird alles gut gehen!“ — ſagte Aloiſia, indem ſie ihm ein Nachtlager zubereitete. Er aber ging, mit Serenen noch eine Parthie Schach zu ſpielen. Sie ſpielten beide gut, und ſpielten lange. Schon war die Mitternacht herbei gekommen, als Serena, indem ſie einen ſcheuen Blick auf die Zimmerthür warf, laut aufſchrie:

„Ihr heiligen und himmliſchen Mächte, ſchützt uns!“

„Was iſt es?“

„Seht ihr dort nichts?“

„Nichts, als die Thür.“

„Eine weiße Geſtalt. — Sie ſchüttelt den Kopf — droht mit dem Finger — Ach!“

Sie ſank in Ohnmacht. Lionardo rief.

ihre Mädchen herbei. Man verſuchte alles. Sie kam wieder zu ſich, und fragte ſich ſelbſt:

„War's Wirklichkeit? — War's nur ein Traum? — Was war es? — Ich bin außer mir. Ich weiß mich nicht zu faſſen. — Ach! wenn es Morgen wär! — Wie wird es dieſe Nacht noch werden?"

„Ich bleibe hier; beruhiget Euch! — Die Mädchen müſſen munter bleiben."

„Die Mädchen können ſchlafen. — Warum ſollen ſie meine Angſt mit mir theilen? — Alderſa, Aloiſia, — geht zur Ruhe. Ich will wachen, denn meine Aengſtlichkeit läßt mich nicht an den Schlaf denken; er flieht meine umdüſterten Augen. — Ach Marcheſe! ich ſehe wohl ſehr zerſtöhrt aus, — verlegen — blaß —"

„Wie auch! dennoch immer ſchön und liebenswürdig."

„Schmeichler!"

Es gelang ihm endlich die Beängſtigte, jedoch nur nach und nach, zu beruhigen, und die Morgenſonne fand ſie ruhig ſchlafend auf ihrem Lager, auf welches Lionardo Blumen ſtreute, und das Haus verließ.

„Was iſt geſchehen? — fragte der Einſiedler Matteo ihn, als Lionardo aus dem Hauſe kam. — Wo kommſt Du her? Du ſiehſt ſo verſtöhrt aus.: — Ich wuſte nicht, daß Du wieder hier biſt. — Du hätteſt meine Einſiedelei und mich doch beſuchen ſollen. —“

„Es ſollte heute noch geſchehen. — Wie hätte ich meinen Freund und Leiter Matteo, meinen philoſophiſchen Einſiedler, vergeſſen können!“

„Du haſt doch Andorenen ſchon geſprochen?“

„Geſtern, bei dem fürchterlichen Ungewitter.“

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht in ein größeres kömmſt.“

„Ich fürchte das nicht, was erſt kommen ſoll.“

„Vorſicht hat noch nie geſchadet. — Was denkſt Du nun zu thun in der Sache, die Andorenen und Dich betrifft?“

„Ich ſpreche mit dem Erzbiſchoff. —“

„Und ſagſt? —“

„Ich werde alles ſagen, was ich denke, daß zu thun iſt und zu ſagen.“

„Und Andorena wird Dein Weib? Und Du gehſt mit ihr von dem Veſuv hinweg, der unter deinen Sohlen glühe? — Denn was ſoll die gute Seele hier? Was kann ſie thun, als mit Geduld erleiden, was ſie erleiden ſoll und wird? — Ich blicke in trübe Zeiten. Lionardo! Lionardo! — Du warſt in Pantaleria und kehrteſt doch wieder nach

Neapel zurück, in dieſer Epoche! — Es werden große Dinge ſich zutragen. Denke an mich!"

Ach! Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert!"

„Etwas Gutes iſt es nicht, ſonſt ſcheute es das Licht nicht ſchon im Entſtehen."

„Wo gehſt Du hin?"

„Ich ſpreche jetzt mit der Aebtiſſin und mit Anderen."

„Tauſend, tauſend Herzensgrüße!"

Bedenklich erhob Matteo ſeinen gekrümmten Rücken, blickte zu den Fenſtern hinauf und fragte:

„Wohnt nicht der inkarnierte Spanier Don Oſorio hier und ſeine Engels-Schweſter Serena, in Kalabrien nur genannt die Sirene?"

„So iſt es."

„Hm! — Und Du wohnſt noch, wo Du ſonſt wohnteſt, oder hier?"

„Wo ich ſonſt wohnte. — Ein Geſchäft brachte mich in dieſes Haus.“

„Ei! — So früh ſchon?“

„Wohl!“

„Lionardo! Lionardo! — Haſt Du geſehen, wie Ulyſſes ſich die Ohren verſtopfte, als die Sirenen ſangen?“

Lionardo erblickte den Mann mit der braunen Kutte und fragte ſchnell:

„Matteo! Kennſt Du dieſen?“

„Ich kenne ihn nicht. Er aber kennt viele Menſchen, und hat viele gekannt, die wir alle nicht gekannt haben.“

„Wer er wohl iſt?“

„Du wirſt's erfahren. — Jetzt lebe wohl! Wo meine Einſiedelei liegt, weißt Du.“

Lionardo nahm Abſchied und verließ ihn ſchnell. Indem er ging, er wußte nicht wohin, murmelte er ſeufzend vor ſich hin: „Es ſollte nie geſchehen, was nicht geſchehen darf! — So aber iſt der Menſch, daß er ſtets nach dem Verbotenen trachtet. Das iſt die Sünde noch aus dem Paradieſe her, die uns als Erbtheil drückt — Ruhig! — Reue verſöhnt."

Ein Mädchen lag nahe an der Thür eines Gartenzaun's, ſpielte auf der Mandoline und ſang:

Lied.

Kennſt Du den Hain?
Er liegt im tiefen Grunde
voll hoher Bäume rings umher;
die um ihn ſtehn in weiter Runde,
ſo hoch als tief; die Kreuz und quer.

Kennſt du ihn nicht?
Es wohnen grüne Schlangen
in dieſem wilden Raum,
die Menſchen oft verſchlangen,
bei ihrem Unglücksbaum.

Du kennſt ihn nicht?
Zur hellſten Mittagsſtunde
herrſcht hier ein düſtrer Schein.

Der Schauer mit im Bunde,
ſchleicht mit der Furcht hinein.

Kennſt Du den Hain?
Verführungs-Kräuter ſuchen
die Hexen allzumal,
und finden und verfluchen
ſie ſelbſt zu ihrer Qual.

„Kennſt Du ihn, dieſen Hain?“ — fragte Lionardo.

„Es iſt der Nußbaumplatz von Benevent. Meine Mutter iſt mehrmal da geweſen;“ — antwortete das Mädchen.

„Und hat das Verführungs-Kraut geſucht?“

„Das weiß ich nicht. Das Lied habe ich von ihr gelernt. — Bei dem Nußbaume aber *), verſammeln ſich die Hexen. — Kennt Ihr eine Hexe?“

„Ich denke.“

„Schlagt ja ein Kreuz über Euren Mund,

---

*) Sotto la noce de Benevento.

wenn Ihr gähnt, ſonſt fährt ſie hienein mit ſammt Ihren böſen Geiſtern. — Habt Ihr ſchon einmal den Monaciello geſehen?“

„Nein! Ich habe dieſes Mönchlein *) noch nie geſehen. Es liegt mir auch nichts daran.“

„Mir auch nicht. — Aber meine Muhme hat ihn geſehen. Es iſt ein kleines Männchen. —“

„Kaufe Dir ein ſolches Männchen!“ — ſagte Lionardo, warf ihr Geld zu und ging.

„Das werde ich bleiben laſſen! — rief das Mädchen; — Aber ich danke für das

---

*) Dieſer Monaciello, das Mönchlein, kleine Spuk-Männlein, gehört ganz in die luſtigen ſowohl, als in die ſchauderhaften Volksſagen der Neapolitaner, die überhaupt ſehr abergläubiſch ſind.

Geld. Das iſt mir lieber als das Männchen. Es kann bei ſeines gleichen bleiben.“

Nach einigen Geſchäftsgängen rief die Gewohnheit den Marcheſe auf den Molo, wo ſchon alles ganz lebhaft war; auch die bekannte Eisbude war wohl beſetzt. Nebſt dem Mauth-Inſpektor und einigen andern rechtlichen Bürgern, ſaßen auch dort ein Offizier der Hafenwache, ein Maler, ein Bildhauer, und noch einige andere Künſtler. Sie hörten die Expektorationen des Offiziers, wie es ſchien, mit Wohlgefallen an. Dieſer aber, als Lionardo unbemerkt herbei trat, ſprach eben:

„Ich verſichere, man iſt all ihrem Treiben und Weſen auf der Spur. Man weiß es, die Carbonari theilen ſich in vier Klaſſen. Solch eine Klaſſe nennen ſie Venta. Die erſte Klaſſe, prima Venta, der Central-Rath, beſteht nur aus wenigen eingeweihten Perſonen, welche, allen Schein des Carbonari Weſens ſorgſam vermeidend, nie handelnd, ſprechend oder ſchreibend auftreten, ſondern durch die andern Carbonari der andern Klaſſen wirken, und ſo, als unbekannte Obere, im eigentlichſten Sinne das Ganze leiten. Die Mitglieder der zweiten und dritten Klaſſe kennen einander, ſtehen in den engſten Verhältniſſen, überlegen alles mit einander. Zwar verſtellen ſie ſich zuweilen; das geſchieht aber nur zur Zeit eines Sturmes, und iſt die Epoche vorüber, ſo iſt auch ihre Verſtellung dahin. Das Haupt dieſer Klaſſen iſt zur Zeit der Pfaffe Minichino, der ſo human und populär thut. Er hat aber den Schelm in dem Nacken, und miſcht ſich in alles, es mag ihn etwas angehen, oder nicht. Wie das alte Sprichwort ſagt: Wo der Teufel nicht hin will, da ſchickt er ein altes Weib oder einen Pfafſen hin. Es ſtehen auch Weiber in dem Bunde. Sie nennen ſich Bundesſchweſtern, und ſind ſo abgefeimt, wie nöthig. Ihre Commandrice iſt die ſchöne Schlange, Serena Alboriſi. Die vierte Klaſſe formirt den Train, die Trosbuben, Markedenterinnen, Wäſcherinnen und Liebchen, dieſes ganzen reſpektablen Corps. — Als unbekannte Obere nennt man den Spaniſchen Ritter Oſorio, und noch einen gewiſſen Lionardo, der ſich Marcheſe Monte Bello nennt, und von dem niemand weiß, wer er eigentlich iſt, woher er kam, was er treibt und thut, wovon er lebt und dergleichen. Übrigens muß er eine Art von Taſchenſpieler ſeyn, denn man erzählt ſich ſonderbare geleiſtete Kunſtſtücke von ihm.“

„Eins kenne ich von ihm; — ſagte der Mauth-Inſpektor, indem er ihn erblickte; — Er iſt allenthalben; ſo eine Art von Ubique und Ueberall.“

Leontino trat zurück. Der Offizier ſah ſich um, und, da er dieſen ſogenannten Ubique nicht erblickte, fuhr er fort:

„Die ärgſten Lärmer der Carbonari ſind die Schriftſteller, Buchhändler und Bänkelſänger. Ihre Hauptfeinde, die Calderari, ſind wahre Dolch-Ritter: die Philadelphen aber miniren im Stillen. Wir alle ſtehen unter den Gebieten dieſer Sekten, wenn wir wollen, und uns nicht vorzuſehen wiſſen. Die Soldaten, bleiben dem König getreu. Die Carbonari mögen kommen! — Freunde! Es iſt eine böſe Zeit. Jeder ſehe ſich behutſam vor.“

„Schurke!“ — rief Lionardo aus, indem er einem Lumpenkerl den Dolch aus der Hand ſchlug, den dieſer auf ein Mädchen zuckte, das Heiligen-Bilder verkaufte. — Das Mädchen ſank erſchrocken nieder; die Gäſte in der Bude kamen in Bewegung;

und der Lumpenhund ſprang davon, unter die Menge, die am Strande gaffte.

Lionardo hob das Mädchen auf, gab ihr Geld und kaufte ihr ein Bambino ab, hob den Dolch auf, ſteckte ihn tief in die Erde und ſagte: „werde zum Rohr, für Geheimniſſe der Midas-Ohren!“

Alle horchten auf und deuteten dieſe Worte bei ſich ſelbſt, jeder nach ſeinem Sinn und ſeiner Einſicht. — Der Mauth-Inſpektor wollte ein andres Geſpräch auf die Bahn bringen, und fing an:

„Wie Nachrichten melden, die aus Spanien kommen,, ſo iſt es dort noch nicht ſo ganz ruhig, wie man glaubt.“

„Roſaura! — unterbrach Lionardo; — Wein her und Eis, für mich, und dieſen Inſpektor der Verbotenheiten. Was gehen uns die Spanier an und ihre zweifelhaften Cortes! Es lebe unſer König! Es leben die

Miniſter! Es lebe das Paradies der Erde, Neapel! — Wer hat etwas dagegen?"

„Kein Menſch!" — ſchrieen alle.

„Ich;" — ſagte Roſaura.

„Du? O, du Carbonara!"

„Die bin ich nicht; aber Neapel iſt kein Paradies. Wenigſtens ſehe ich keinen verbotenen Baum hier."

„Siehſt du denn den Mauth-Inſpektor nicht?" — fragte Lidnardo. Sie lachte:

„Beinahe nicht vor lauter andern Bäumen, die ſich um den Tiſch herum gepflanzt haben. Doch iſt es möglich. Wenigſtens ſind alle ſeine Früchte verboten."

„Das iſt es. Er iſt der Inſpektor der Verbotenheiten ſelbſt; wie geſagt. — Friſch Herr Inſpektor! eine hübſche Eva occupirt!"

„Ei! Eva muß ſchön geweſen ſeyn; ſie kam ja aus der Hand des Herrn."

„Ihr Brautbett war das Paradies, und ihr Brautſchatz die ganze Welt.“

„Mit allen Schlangen und Drachen.“

„Und mit allen Täubchen und Roſen.“

„Doch eine Roſaura gabs damals noch nicht.“

„Jetzt iſt eine da, und bedankt ſich; — ſagte Roſaura; — Es iſt ihr aber ſehr fatal, daß ſie dereinſt wieder ſterben muß.“

„Sie muß ja zu ihren Schweſtern, den Engeln.“

„Herr Marcheſe! — Nur das bitte ich, erlöſet mich, ſobald als es ſeyn kann, dereinſt aus dem Fegefeuer.“

„Pater Saverio wird dafür ſorgen, oder ſonſt einer, der ſich gern der armen Seelen erbarmt. — Die armen Seelen ſollen leben! im Fegefeuer ſowohl, als in der Welt.“

„Sie ſollen leben und erquickt werden in der Pein! bis ſie derſelben entkommen; —

ſagte ein Maler. — Gott helfe mir zu ihnen, oder mir von meinem Weibe, die, Gott ſey Dank! auch eine Neapolitanerin iſt. — Ich male und trinke immer darauf los, und es hilft doch nichts. Ich habe ſie gemalt als Judith, ſie lachte; ich malte ſie als Bathſeba, ſie weinte; ich malte ſie als Iſabel, ſie wollte mich ermorden."

„Freund Maler! ſagte Lionardo lachend; — male ſie als Hexe zu Endor, und ſchreib dazu: La Carbonara. Du wirſt Geld genug für dein Bild einnehmen, wenn du es ausſtellſt; denn die Carbonaria läuft jetzt durch alle Straßen, wie das ſtarkbeſchwingte Unglück und das vielmäuliche Gerücht. Kennt ihr dieſes ſchreckbare Ungeheuer? Klein iſt es anfangs, und hält ſich niedrig, aus Schüchternheit; wächſt aber bald himmelan; geht noch auf der Erde, und ihr Haupt verliert ſich ſchon in den Himmel. Nun wird das Gerücht zum Ungeheuer. Unter jeder Feder ihres beſiederten Leibes liegt ein offnes Auge verſteckt, unter jeder ein offener, redender Mund, neben einem leishörenden Ohr. Sie ſitzt auf den Giebeln der Palläſte, und verbreitet Erdichtungen über die Erde. Alle Klatſchmäuler aber gleichen den Bremſen Spaniens, von denen Villaviciosa in ſeiner Mosquna ſagt:

„Rompen, destrozan, cortan, hieren, matan,
Atropellan, sajuzgan, desbaratan.“

Er ergriff hierauf ſein letztes volles Glas, ſchenkte dem Mauth-Inſpektor ein, und ſagte:

„Roſaura! Du ſollſt leben. — Aloiſia wünſcht, ſich mit dir zu unterhalten.“

Er verlies die Eisbude, und ſchweigend ging die ganze Geſellſchaft bald nach ihm auseinander. Roſaura aber zog den Dolch aus der Erde, rief: „Ich wage es“ und ſteckte ihn zu ſich, als eine gute Chriſtin, die in Neapel ſo etwas ebenfalls immer brauchen könnte.

Sie ſetzte ſich in die Ecke des Gemachs auf einen Stuhl, ſtreckte ganz behäglich ſich aus, und gerieth mit ſich ſelbſt ins Geſpräch: „Wenn es ſo zugeht und zugehen wird in Neapel, wie der Offizier ſagte, ſo iſt ein Dolch gewiß kein unbrauchbares Ding, und wenigſtens zur Nothwehr gut. — Aber, wiſſen möcht' ich doch, ob Lionardo wirklich zu den unbekannten Obern der Carbonari gehört! — Es iſt doch ſonderbar! — Wo iſt er her? Wer ſind ſeine Eltern? — Dennoch ſcheint er vornehme Verbindungen allenthalben zu haben. — Gewiß hat er gehört, was der Offizier ſagte. Er ließ ſich aber nichts merken. — Das wär ſo eben recht! — — Geld ſcheint er zu haben. Woher hat er's? — — Er iſt freigebig, artig, galant, und ein ſcharmanter Geſellſchafter. Er iſt nicht alt, iſt fein und liebenswürdig ſogar, wenn er will. Ach ja! das fühle ich wohl! — Wie kömmt er zur Bekanntſchaft der Signora Serena, die ſo entſetzlich ſchön ſeyn ſoll? — Dieſe wär alſo eine Carbonara? Warum bin ich keine? — Warum macht er mich nicht dazu? Er hat mir doch ſchon mehr als zehnmal geſagt, er ſey mir gut. — Und Aloiſia? Sie, die mit ihm kam von Pantaleria? Für die er ſo beſorgt war? — Sollte das blos Mitleid geweſen ſeyn? — Wär's nicht wohl etwas mehr? Wär's nicht Zuneigung? — Gewiß! — Das Mädchen iſt artig. Sie ſcheint ihm Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſeyn. Was erzeugt nicht die Dankbarkeit! Sie nimmt und giebt. — Roſaura! Und du — — Still! Verrathe nur nicht dich ſelbſt. Ja, im Stillen will ich es mir geſtehen, aber keinem Menſchen, ihm ſelbſt nicht: Ich bin ihm gut. Ach!

ſehr gut bin ich dem feinen Mann. — Aber, wenn er nun wirklich ein Marcheſe iſt? Wie da, Roſaura? — — Wenn er nun bald Engliſche Soldaten-Uniform trägt, bald eine, die man die Spaniſche Guerillas-Uniform nennt? Geheimnißvoll ſchwebt etwas um und unter ihm, aber was?"

Da trat der Mann in der braunen Kutte herein, und fragte nach Lionardo. Als er vernahm, er ſey fort, ſagte er: „Er wird zur ſanften Andorena gegangen ſeyn!" und wollte gehen. Roſaura aber ſprang auf, ergriff ſeine Hand und ſprach:

„Mein Herr! Ich kenne Euch zwar nicht. Ich weiß zwar nicht, wer Ihr ſeyd, Aber, wärt Ihr auch ein Carbonari, ich bitte Euch, ſeyd aufrichtig gegen mich armes Mädchen!"

„Warum nicht, Püppchen! Was willſt Du wiſſen?"

„Wer iſt ſie, die Ihr nanntet? dieſe Andorena?"

„Ein liebenswürdiges Mädchen, eine wahre Arkadiſche Schäferin voll Sentiment und herrlicher Tugend. Sie iſt eine Waiſe und lebt im Claren-Kloſter."

„Und dieſe beſucht Lionardo?"

„Soll er's nicht?"

„Warum nicht?"

„Alſo — Erfährſt du das nicht gern, wenn du es nicht ſchon gewußt haſt?"

„Ich habe es nicht gewußt. — Aber, was könnte und dürfte ich armes Mädchen dagegen haben? Ihr freilich ſcheint den Herrn Marcheſe beſſer zu kennen." —

„O ja! Ich kann aber auch nichts hindern, was er thun will. Ich bin ſein Aufſeher nicht, und mündig iſt er ſelbſt."

„Er iſt wohl reich?"

„Es geht noch an!"

„Er iſt freigebig?"

„Das iſt er.“

„Wo er nur her iſt?“

„Wie es ſcheint, willſt du den Inquiſitor ſpielen? Ich bin kein Inquiſit. Das aber merke ich wohl, Lionardo hat bei dir einen Stein im Brete. Wenn es der König iſt, mag es hingehen, aber dem Springer gehe aus dem Wege, und an den Thurm halte dich nicht, denn er trokirt. Aber ich kenne euch Mädchen. Der iſt euch der liebſte, der euch am beſten vexirt. Wenn nur ein Amuſement dabei iſt. — Ja, ja! So ſeyd ihr! — Roſaura! Ich will der treue Eckart ſeyn. Ich ſitze am Berge und warne dich.“

„Wovor?“

„Vor dem Geſpenſte deiner eigenen Empfindungen.“

„Nur dieſes noch! — Iſt Lionardo wirklich ein Chef der Carbonari?“

Das weiß ich nicht. Das aber ſehe ich wohl, du führſt einen Dolch, und biſt alſo eine Carbonara oder eine Calderara. — Du meinſt wohl, du wärſt die erſte, die mich zu necken dächte?“

„Ihr irrt Euch ſehr. — Und jetzt bin ich zum Necken gar nicht aufgelegt. Glaubt mir, ich bin jetzt ſehr ernſthaft. Ich habe Empfindungen. —“

„Du müßteſt kein Mädchen ſeyn!“

„Ich kann zwar nicht davon ſprechen. —“

„Von Empfindungen läßt ſich auch nicht gut ſprechen. Indeſſen, wenn du ſonſt aufrichtig ſeyn willſt. —“

„Gewiß!“

„So ſey es gegen dich ſelbſt. Berathe dich mit dir, und verlaß den Krater, auf dem du ſtehſt. Geh aus Neapel.“

„Wohin? — Mit wem ſoll ich gehen?“

„Wenn du ſonſt willſt, — geh mit mir.“

„Wo geht Ihr hin?“

„Nach Deutſchland.“

„Ach! in das kalte Land! — Und meine Mutter—"

„Haſt Du eine Mutter, ſo bleibe bei ihr, in der warmen Stadt."

„Wird wohl Lionardo auch hier bleiben?"

„Das wird er ſelbſt am beſten wiſſen. Ich weiß nicht, was er thun wird."

„Ach! dieſe Ungewißheiten!"

„Glaubſt du, daß Gewißheiten glücklicher machen? Weißt du doch ſelbſt nichts Gewiſſes über das, was geſchehen wird mit dir, wenn du aus der Welt ſcheiden mußt. — Gewiſſe Dinge ſind beſſer, ſie voraus nicht zu wiſſen, als ſie zu wiſſen. Sey ruhig und ertrage, was du nicht ändern kannſt. — Verliebe dich recht tüchtig, und denke an nichts als an deine Liebe, ſo iſt alles gut."

„Als wenn zum Verlieben nichts gehörte als das Wollen!"

„Nichts weiter. — Wenn du verliebt ſeyn willſt, ſo biſt du's auch. Es iſt die leichteſte Kunſt von der Welt. Da iſt ein Drechsler z. B. viel ſchlimmer daran. Denn, wenn du verliebt biſt, ſchaffſt du im Fall der Noth wohl ſelbſt ein Herz; der Drechsler aber kann ſeinen Figuren keins hineindrechſeln."

Da trat der Pater Saverio ein, und hatte ſich einmal wieder, wie gewöhnlich, ſehr warm gepredigt.

„Ach! Herr Pater; — ſagte Roſaura; — Ihr laſt es Euch gar zu ſehr angelegen ſeyn!"

„Thut nichts, mein Kind! Wenn man nur die Herzen treffen kann."

„Die Herzen" —

„Sind ſchlüpfrige Dinge, ich weiß es wohl; aber eben deswegen nehme ich ſie aufs Korn, und das recht ordentlich; und ſchieße darauf los, wie die Schützen ehemals auf den König Saul! — Ein Schälchen Eis, meine Tochter! — Es wird mir jetzt ſo warm, wenn ich predige in Neapel." —

„Ach! in das kalte Land! — Und meine Mutter —“

„Haſt Du eine Mutter, ſo bleibe bei ihr, in der warmen Stadt.“

„Wird wohl Lionardo auch hier bleiben?“

„Das wird er ſelbſt am beſten wiſſen. Ich weiß nicht, was er thun wird.“

„Ach! dieſe Ungewißheiten!“

„Glaubſt du, daß Gewißheiten glücklicher machen? Weißt du doch ſelbſt nichts Gewiſſes über das, was geſchehen wird mit dir, wenn du aus der Welt ſcheiden mußt. — Gewiſſe Dinge ſind beſſer, ſie voraus nicht zu wiſſen, als ſie zu wiſſen. Sey ruhig und ertrage, was du nicht ändern kannſt. — Verliebe dich recht tüchtig, und denke an nichts als an deine Liebe, ſo iſt alles gut.“

„Als wenn zum Verlieben nichts gehörte als das Wollen!“

„Nichts weiter. — Wenn du verliebt ſeyn willſt, ſo biſt du's auch. Es iſt die leichteſte Kunſt von der Welt. Da iſt ein Drechsler z. B. viel ſchlimmer daran. Denn, wenn du verliebt biſt, ſchaffſt du im Fall der Noth wohl ſelbſt ein Herz; der Drechsler aber kann ſeinen Figuren keins hineindrechſeln."

Da trat der Pater Saverio ein, und hatte ſich einmal wieder, wie gewöhnlich, ſehr warm gepredigt.

„Ach! Herr Pater; — ſagte Roſaura; — Ihr laſt es Euch gar zu ſehr angelegen ſeyn!"

„Thut nichts, mein Kind! Wenn man nur die Herzen treffen kann."

„Die Herzen" —

„Sind ſchlüpfrige Dinge, ich weiß es wohl; aber eben deswegen nehme ich ſie aufs Korn, und das recht ordentlich; und ſchieße darauf los, wie die Schützen ehemals auf den König Saul! — Ein Schälchen Eis, meine Tochter! — Es wird mir jetzt ſo warm, wenn ich predige in Neapel." —

richten. — Gedenke meiner! In Neapel bricht das Ungewitter los. Die Carbonari ſtehen ſchon mit den Zündſtücken hinter dem Geſchütz des Aufruhrs. Gott ſey allen Frommen gnädig! Ihr fallt in Räuberhände. Gott beſchütze Schlöſſer und Klöſter! — Schweſter! wo du Zuflucht findeſt, weißt du. Das Kreuz von Maltha ſchützet dich. — Unſer Brüder, der Erzbiſchoff, iſt iſt ſehr trübſinnig. Er weiß alles!“ —

„Wie! Er weiß —? Und, was weiß er?“

„Daß alles auf den König, auf den Adel und die Geiſtlichkeit gemünzt iſt. Ihr werdet's ſehen. — — Der Herr —?“

„Marcheſe Monte Bello“ —

„Monte Bello?“

„Der Bewerber um Andorenens Hand.“

„So? — In Engliſchen Dienſten?“

„Im Dienſt des Englichen Corps in Portugal. Oberſter der Cavallerie.“

„Gut avancirt, in Euern Jahren! — Herr Marcheſe! das Mädchen verdient glücklich zu werden. Ich hoffe, daß Ihr dazu beiträgt, ſie glücklich zu machen. Wir leben in verhängnißvollen Zeiten. Groß und weit verbreitet iſt der Carbonari-Bund. Das Königreich gleicht einer Pulvertonne; von Spanien aus, hieher, zieht ſich der Brander; und, glaubt mir! die Tonne fliegt in die Luft, ehe man es ſich verſieht. Mich dauert nur der König, der es ſo redlich meint mit ſeinem Volke! — Kann er nicht entfliehen, ſo erwartet ihn ein Schickſal, das — — Lebt wohl! denkt an Rodano!"

Die Kloſterglocke ertönte. Lionardo beurlaubte ſich — Wär er allein geweſen mit Anborenen, er wär vergangen bei ſeinem Selbſtgefühl; ſo, fand er ſich erleichtert, als er das Kloſter im Rücken hatte.

„O! daß es ſo iſt! — rief er aus; — Ach! daß ich es nicht ändern kann!"

— „Ich wünſche den Pater Liborio zu ſprechen?“ — fragte Lionardo im Kloſter zu St. Spirito. Der P. Saverio führte ihn zu dieſem Greis, und das Manuſcript des Prinzen Colubrand war bald erhandelt. Man ließ Mutter und Tochter kommen. Sie küßten dem Käufer die Hand. Er aber eilte mit ſeinem erkauften Schatze in ſeine Wohnung.

Kaum hatte er das Buch in ſein Pult geſchloſſen, als ein Brief von Serenen ihn zu ſich rief. Sie hatte wichtige Briefe erhalten, war nicht recht wohl, und wollte nicht, ohne Lianardo's Geſellſchaft, allein in ihrem Hauſe bleiben. Das Schachſpiel unterhielt abermals einige Stunden, dann aber folgten traulichere Unterhaltungen. Wie Lionardo geſtern das Haus verlaſſen hatte, verlies er es auch heute, und Blumen lies er abermals auf Serenens Lager zurück. Alviſia begleitete ihn lächelnd zur Hausthür und ſagte:

„Wenn meine Gebieterin erwacht, freut ſie ſich, wie geſtern auch, über die Blumen. Aber ich nehme auch ein Paar davon. Ihr erlaubt es doch?“

„So viele Du willſt!“

„Sie liegen ſo da, als gehörten ſie nicht einer Einzigen an. Sonſt, würde ich ſie wohl liegen laſſen.“

„Ihr Mädchen ſeht und bemerkt doch gleich alles!“

„Nun! Alles wohl nicht; aber doch viel und mancherley. — Die Sonne, ſeht, geht prächtig auf. Guten Morgen!“

An einem Fenſter, des Hauſes gegenüber, ſtand die Braunkutte und rief:

„Ich wünſche wohl geruht zu haben, Herr Marcheſe! Uebrigens werde ich gleich nachkommen.“

„Wohin?“

„Doch in die Taberne? Eine Flaſche Monte Pulciano, oder eine Bouteille Lacrima di Criſto kann heute nicht ſchaden. Es iſt ein ſchöner Morgen! Und es war auch eine ſchöne Nacht, glaube ich.“

Sogleich ging er vom Fenſter; und als Lionardo noch ſich umſah, und nach dem und jenem blickte, war er ſchon bey ihm.

„Es iſt mir, fing er an; — als würde etwas paſſiren, was ſonderbar iſt. Ich weiß nicht, wie das iſt, und woher es kömmt; aber es iſt gewiß, ich habe ſo gewiſſe Ahnungen, die ich durchaus nicht verwerfen kann.“

Siehe da, Accorſo kam herbei und ging auf Lionardo zu. Der Braune ließ ſie allein und ging nach der Taberne zu.

„Wir liegen noch im Hafen; — begann Accorſo. — Der Wind iſt uns entgegen. Oſorio hat aber Briefe aus Palermo erhalten, die ihn geradezu beſtimmen, ſeine Schweſter mit dahin zu nehmen. Ich habe Briefe an ſie. Herr Marcheſe! der Prinz Civitello — wär keine üble Parthie!“

„Wird ſie Serena thun?“

„Ich hoffe. — Wenn ſie klug iſt, und einſieht, wohin das führt, ſo führt es gut. So oder ſo; — verſteht Ihr mich! — Sie bekömmt Geld, wird reich, iſt eine ſchöne Principeſſa, die immer wieder — Verſteht Ihr mich?“

„Ich gehe in die bewußte Eisbude, wo ich zu finden bin, wenn etwas vorfällt.“

„Viaggio sicuro!“ *)

„Mir das?“ —

In der Taberne hatte der Braune ſchon auftragen laſſen, und indem Lionardo Roſauren einen guten Morgen zutrank, rief dieſe aus:

---

*) Rinaldini I. Th. S. 196.

„Mir träumte dieſe Nacht, zwei Mädchen wollten euch auseinander reißen, aber es kam eine Art von Cardinal oder Erzbiſchoff, der es nicht zuließ, Euch aber den Text tüchtig las, und zwar, wie er ſagte, nach Recht und Billigkeit.“

„Und dann?“

„Dann war der Traum aus.“

„Träume ſind Policinelle der Sinne! — rief der P. Saverio aus, der eben eintrat; Aber delektable Policinelle! Man muß die Kerle bewundern, aber nicht achten, wenn es Notabene nicht prophetiſche, überirdiſche Träume ſind. Aber, daß junge Mädchen Träume haben, das kömmt vom Blute her, und iſt leicht zu erklären. Träume ſind, ſagt Sirach, Bilder ohne Weſen. — Zwar der Stifter unſers Kloſters hatte auch einen Traum; aber das war ein Eingebungs-Traum, den ihm der Herr geſendet hatte.“

„Wenn aber nun mein Traum doch nicht ſo ganz ohne Bedeutung wär?“ — fuhr Roſaura fort; und zugleich trat Aloiſia ein, winkte dem Marcheſe zu ſich vor die Thür, ſprach heimlich mit ihm und ging nach ſeiner Antwort wieder fort, nachdem ſie vorher geſagt hatte: „Roſaura, heute ſehe ich Dich noch!“

Lionardo ſah nach der Uhr, und ſetzte ſich wieder nieder. Dem Pater ſchwebte eine Frage oder eine Bemerkung auf den Lippen, der Braunrock aber kam zuvor:

„Der Baſſa von Janinia iſt, in Kupfer geſtochen, zu verkaufen. Er iſt ſehr gut getroffen.“

„Ihr kennt ihn?“ — fragte der Pater.

„Ja wohl!“

„Da ſeyd Ihr wohl ein Grieche?“

„Ich bin gebürtig aus Paläſtina, und wohnte ſonſt zu Jeruſalem.“

Alle ſahen vor ſich hin, und Roſaura fragte, um die Stille zu unterbrechen:

„Da kennt Ihr wohl die Jericho-Roſen?“

„O ja! Es iſt jedoch unter allen dieſen Holzroſen keine Roſaura darunter.“

„Natürlich! denn ich trage jetzt einen Dolch. Man muß ſich vorſehen.“

„Accorſo trat ein, legte Hut und Degen auf den Tiſch, und ſchien eine bedeutende Bewegung zu machen, die Lionardo wohl verſtehen mußte. Er ſtieg auf, nahm freundlich einen Blumenſtrauß, den ihm Roſaura gab, lächelte: „Es ſteht zu vergelten!“ und verlies die Taberne.

„Marcheſe! — rief ihm Serena entgegen, als er kaum in ihr Zimmer getreten war; — Es kömmt darauf an, eine Fahrt nach Palermo zu machen, und einen reichen Prinzen mit Feſſeln der Liebe zu umſchlingen, oder ſich ſelbſt feſſeln zu laſſen. — Was meint Ihr? Wozu rathet Ihr?

„Wenn ich, — lächelte Lionardo; — die ſchöne Serena wär, ich legte alles in Feſſeln, was ich hineinlegen könnte.“

„Wenn aber die Sklaven ſich empören?“

„Dann züchtigt man ſie entweder, oder läßt ſie laufen. Ueberhaupt ſehe ich nicht ein, warum eine Schöne von Verſtand nicht laufen laſſen ſoll, was laufen will. Glück auf den Weg! Man nimmt ſich andere, wenn die gehen, die nicht bleiben mögen.“

„Wohl wahr! Aber man ſpielt doch ſtets ein gewagtes Spiel.“

„Wenn vom Spiel die Rede iſt, ſo müſſen wir uns aufrichtig ſelbſt geſtehen, daß wir das allergewagteſte Spiel von der Welt ſpielen.“

Nachdenklich warf ſich Serena auf's Sopha, fixirte endlich ihn genau und fragte:

„Glaubet Ihr wohl, daß wir gewinnen werden?“

An dem Degen ſpielend, antwortete Lionardo: „Ich glaube eigentlich und gerade heraus geſagt, an gar nichts, was dieſe Dinge betrifft. Gelingt es, ſo iſt es gut; gelingt es nicht, ſo iſt es auch gut. Aber das geſtehe ich Euch; ich wollte es wär alles vorbei. Wenn ich Euch erzählen ſollte, wie es gegangen und mit mir gekommen iſt.“ —

Beinahe athemlos trat Accorſo ein und referirte: Es ſey ein Bote da von Oſorio. Er laſſe ſeine Schweſter erſuchen, ſich ſchnell zu entſchließen, denn man ſey zur Abfahrt bereit. — Nach einigen Augenblicken des ſichtbarſten Bedenkens ſagte Serena: „Ich komme.“ — Hierauf wendete ſie ſich zu Lionardo und ſagte: „Ich denke, in Sizilien iſt man mehr geſichert als hier. Wie wär's, Ihr gingt mit mir?“

Ein Bote trat ein und meldete, man verlange die Oeffnung der Iſis, da man zu ſprechen habe.

„Ich komme;“ — ſagte Lionardo, ergriff Serenens Hand, und dieſelbe küſſend, rief er aus: „Reiſet glücklich!“

Sie lächelte: „Ihr wollt ſie jedoch nicht behalten?“ und warf ſich, als er mit niedergeſenkten Blicken ihr gegenüber ſtand, ſehr bewegt und mit ſichtbarer Zögerung, an ſeinen Hals. Ihren Augen entquollen Thränen. Lionardo drückte einen Kuß auf ihre bebenden Lippen, einen zweiten auf ihre Stirn, und ſprach: „den dritten Kuß weihe ich dieſen ſchönen Augen, dieſen leitenden Sternen, die Serenen hinüberführen werden zum Hafen ihres Glücks.“

„Und bin ich wirklich in dem Hafen, — fragte ſie mit bebender Stimme; — ſo werdet Ihr doch nicht vorüber ſchiffen?“

„Ach Serena! — das Getön — das dumpfe Geraſſel der Pforte Iſis — der harrende

Bruder — O! es ſoll nicht ſeyn! Nicht jetzo —"

„Aber dann — doch — ?"

„Dann!"

„O! welch ein furchtbarer Ton! o, welches ſchwere dann! — Ach! mein weiſſagendes Herz! Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll!"

„Gott mit Euch und mit mir! — Ich fürchte, die Würfel liegen ſchon."

„Und iſt der kühne Wurf geſchehen?"

„So bleibt er liegen, denkt an mich. — Lebt wohl! Lebt wohl!"

In der Iſis-Loge endigte ſich die Verſammlung ſpät, denn Grad für Grad ging heute alles durch, was durchzugehen hatte; gleichſam ſich zu erfriſchen und vorzubreiten zu dem großen Schauſpiele, das beginnen ſollte. — Ganz ermattet, halb wie im Traum, um ſich nur ein wenig zu erfriſchen, ging Lionardo, als alles vorüber, als die Erde verſtreut, das Waſſer verrauſcht, die Luft verflogen und das Feuer verlöſcht war, nach der Taberne, wo Roſaura ihm entgegen rief:

Aloiſia war auf einen Augenblick bei mir. Sie iſt mit ihrer Herrſchaft fort nach Sizilien. Ihr habt ſie doch noch geſprochen? — — Ach Gott! wie bewegt ſeht Ihr aus!"

Lionardo bat um ein Abendbrod, und ſetzte mit ſeiner Flaſche ſich an ein Tiſchchen in die Ecke. Roſaura ſah ihn bedenklich an. An der langen Tafel ſaßen Sizilianer. Das Geſpräch war im vollen Gange. Es mochte ſchon längſt begonnen haben, und ſchien bald enden zu wollen. Ein tüchtiger Kerl, ein wahrer ſogenannter Haudegen mit einem Spitzbarte, wie einer aus den Zeiten der Bartholomäus-Nacht oder Sizilianiſchen Vesper, den man Signor Capitano nannte, führte das Wort:

„Ja, ſo war's! Das edle Spanien war tief gekränkt in ſeinem Nationalſtolz; da erwachte es, und griff erſt nach dem Degen, dann nach den Symbolen der Freiheit. Hunderttauſende fanden ihren Tod in Spanien, und Napoleon, das höchſte Spiel ſpielend, verlor daſſelbe. Er hatte ſich verrechnet. Wohin er ging, folgte ihm das Unglück, folgte ihm die Nemeſis mit der Geißel nach. Er hatte ſie dazu genöthiget. Sein Stolz und Uebermuth machte ihn ſelbſt blind. Sein Heer war nicht mehr das ehemalige republikaniſche; es war nur noch die Schaale eines Dinges, das keinen Kern mehr hatte. Viel Oſtentation, und nichts dahinter. Hinter ihm und ſeinem Heere war nichts. Raub, Plünderung und Despotentroz charakteriſirten daſſelbe; aber der wahre Ehrtrieb fehlte. Auſſer den Grenzen ſeines Landes muß keine Freiheit gehen, ſonſt wird ſie eine verdorbene Partheigängerin. — Amerika mag ſich hüthen! — Das heilloſe Uebel aller Republiken der alten und der neuern Zeit war und iſt politiſche Partheiſucht. Wo dieſe hervorglimmt, da iſt alles verloren. — Der Krebs, der von den Staaten frißt, die ſich nach und nach verzehren, ſind die Pfaffen und die Barone. — Ja, wenn ſie wären, was ſie ehemals waren! Aber das ſind ſie nicht mehr. — Es war ein Zeitpunkt, der vorüber iſt, und nicht benutzt wurde. Rinaldini war zwar kein Baron, vielmehr ein Birbone; aber er war nicht unternehmend genug. Der Bund der Schwarzen hätte ihm die Hände geboten; aber er wußte nicht dieſelben ſchicklich zu faſſen. Er hatte gar zu viel Räubermäßiges an ſich, und wußte ſich nicht gehörig zu oſtendiren, — wenigſtens eigentlich nicht, wo er ſollte, als nur bei den Weibern. Da war er daheim. Er konnte keinen Weiber-Augen widerſtehen. *) War er nicht unter

---

*) Rinaldini 2. Th. S. 141.

den Frauen; da war er nicht an ſeinem Platze; an einem politiſchen gar nie.“

„Ich kenne ſein Treiben und Walten genau, ob ich gleich nicht ſagen will und kann, woher; — ſagte ein Advokat. — Rinaldini war wirklich ein Mann von Geiſt und Muth. Hätte er zur Zeit des Romulus gelebt, er würde in der Geſchichte den Stifter Roms und deſſen verewigte Räubergeſellen verdunkelt haben.“

„Ja! — rief ein Notar aus; — Romulus, das war auch ſo ein Baro ante chriſtum! Es [illegible]

Der Capitano meinte, es gebe jetzt auch Leute von Entſchloſſenheit und Muth; aber ſie warteten erſt den Zeitpunkt ab, der geeignet ſey, ſich zu zeigen und hervorzuthun; jedoch, das werde kommen.

Indeſſen fing man draußen an zu ſingen und zu tanzen. Die getaufte Chriſtin Luzia aber erſah die Gelegenheit, einen gehörigen

Wink anzubringen. Lionardo, der ihn zu verſtehen ſchien, verlies die Taberne. Luzia nahm ihn ſchweigend bei der Hand, führte ihn an einen Platz, wo hinter einer Krämerbude eine ſchwarz verhüllte Geſtalt ſtand, und verlies ihn. Die Geſtalt ging auf ihn zu, entwickelte ſich ein wenig ihrer Trapperie, und begann zu ſprechen:

„Ihr kennt mich doch?“

„Biſt du nicht Lorenzina?“

„Ich bin's.“

„Was giebt's?“

„Ich weiß nicht, wie ich es herausbringen, wie ich es ſagen ſoll!“

„Mein Gott! du machſt mich ganz verlegen und beſtürzt;“

„Ach! Ich bin es auch.“

„Rede!“

„Wir wiſſen gar nicht, was vorgegangen iſt. Aber es muß etwas beſonderes ſeyn. — Der Herr Erzbiſchoff hat der Frau

Aebtiſſin ſagen laſſen, ſie ſolle ſich vorſichtig betragen, ſich und Andorenen feſt im Kloſter verſchloſſen halten, und keinem Fremden erlauben, das Fräulein zu ſprechen."

„Wie?"

„Auch Euch nicht. — Stellt Euch den Jammer vor! Ihr wißt gar nicht, wie ſehr Euch Andorena liebt. Ihr ganzes Weſen iſt nur in das Eurige verſenkt und verſchmelzt. Sie weint und klagt, daß ſich ein Stein erbarmen möchte. — Die Frau Aebtiſſin iſt beſtürzt. — Was ſoll daraus werden? — Wollt Ihr denn etwa gar, ohne des Erzbiſchoffs Erlaubniß abzuwarten, das Fräulein entführen?"

„Wozu das, wenn ich glaube, daß mich Andorena liebt?"

„Das thut ſie auch, ſo wahr ich Lorenzina heiße! Aber, es muß doch ein Verdacht vorhanden ſeyn."

„Was ſagt die Frau Aebtiſſin?“

„Sie weiß nicht, was ſie denken und was ſie ſagen ſoll. — Sie möchte Euch gern ſelbſt ſprechen.“

„Aber wie?“

„Hört, Ihr müßt in einer Kutte zu uns kommen, ſo wie der Beichtvater etwa.“

„Wenn?“ ————

„Tomaſo ſoll morgen in den Garten kommen. Der Gärtner ſoll ihn arbeiten laſſen. Verſteht Ihr?“

„Gut!“

„Wir ſind alle drei ſo erſchrocken, daß ich es gar nicht beſchreiben kann, wie ſehr. Ich bin davon geſchwebt wie ein Nachtvogel, danke nur der heil. Clare, daß ich Euch gefunden habe, und ſchwebe wieder fort.“

„Ach, Andorena! — Sag ihr tauſend Grüße von mir. Sie ſoll ſtandhaft und treu ſeyn. Auf mich ſoll ſie rechnen in jeder Gefahr, bis an den Tod. Zwar iſt kein Herz ſchon feſt genug an das ihrige geknüpft, aber, — noch zum Andenken an dieſe Stunde gieb ihr dieſen Ring von mir. Sie ſoll ihn tragen, als Bindeband der treueſten Herzen an einander.“

„Ich eile, und will alles wohl beſtellen. — Gott mit Euch! Gute Nacht!“

Lionardo war kaum in die Taberne wieder eingetreten, als gleich nach ihm ein Kerl zu der Geſellſchaft kam, dem man es anſah, daß er des böſen Guten in allen Dingen ein wenig zu viel gethan hatte. Dieſer machte einen Lärm, als ſey er eine Feldtrompete, und ſchrie:

„Ja, ſo geht's! Aus Calabrien bin ich hieher gleichſam wie geflogen, komme hieher, will mir ein gutes Neſt ſuchen, und finde den Taubenſchlag zu. Das heißt Malheur! Sechs bis acht Stunden durfte ich nur früher konnten, ſo war's gut; 's iſt doch zum Todtſchießen! — — Cammeraden, ein Liebhaber ſo zärtlich und empfindſam, als einer in der Welt, ſo wahr ich ein Chriſt bin! giebt mir einen Brief zu beſtellen, weil er weiß, daß mit mir etwas anzufangen iſt, und ich eile hieher. — Vorher, — denn man hat doch auch ſo ſeine Angelegenheiten — gehe ich zu meinem Herzblättchen und ſage: Allerliebſtes Artiſchockchen! *) ich mache einen wichtigen Gang nach Neapel; aber ich werde eilen, was ich kann, mein liebliches Aälchen! **) dich bald wieder zu ſehen und zu dir zurückzukommen, glänzender Augapfel! ***) meines Herzens! Sie, aus ſpaniſchen und kalabriſchen hochherzigem Blute entſproſſen, ſagt: Seele meiner Seele! †)

---

*) Carciofolo mio!

**) Anguilla mia!

***) Pupilla mia!

†) Alma de mia alma!

geh, wohin dein Beruf dich ſendet. Ich weiß es ſo gut, wie ich es hoffe, daß das Vaterland viel von dir zu erwarten hat; und deshalb erwarte ich deine Zurückkunft geduldig, jedoch harrend voll liebender Glut. — Ich mache mich fort und eile, als hätte Merkur mich mit Flügeln verſehen, komme an, und die herrliche Donna Serena iſt nach Sizilien. Ob ſie auf der Waſſerfarth ihr Gewiſſen überraſchen will, oder wie es nun iſt; genug, wenn ich den Brief wieder mit zurücknehmen muß, der Harrende kömmt auſſer ſich. — Wie das aber nun auch iſt; es iſt fatal! — Da bin ich nun in Neapel, habe kein Geld, und es geht noch nicht los."

„Was geht nicht?" — fragte der Capitano. Der Calabreſe ſprach weiter."

„Wir ſtehen, wo wir ſtehen ſollen. Die Wölfe werden gejagt, und wir ſind ſchußfertig. — Ich ſage euch, daß ich weiß was ich ſage. Ich bin gegangen durch die Feuer- und Waſſer-Taufe, und habe erhalten den Palmenzweig und den Dolch. — Wer nimmt mich heute auf? Morgen will ich mir ſchon helfen."

Bald fanden ſich Genoſſen, erboten ſich ihn zu beherbergen und ein Nagelſchmidt nahm den Calabreſen mit in ſeine Wohnung. Als ſie fort waren, begann der Capitano:

„Was ſagte der Calabreſe? Wie war es? Donna Serena ſollte auf dem Meere ihr Gewiſſen waſchen? — Wie war das zu nehmen?"

„Er iſt ein Calabreſe! ſagte der Advokat. — Dieſe Mordgeſinnten beſchuldigen einander ſtets des Mords. — Ein albernes Gerücht, das in jener Gegend umherſchwebt, beſchuldiget die Signora, ſie habe ihren Gemahl vergiftet, ſeines Geldes wegen, und um ihren Liebhaber zufrieden zu ſtellen. Es läßt ſich aber nichts erweiſen und Serena iſt viel zu zärtlich, um grauſam ſeyn zu können. Vielmehr ſpannte ſie wohl gern die ganze männliche feine Welt an ihren Triumfwagen. Jetzt nun, in ihrem Wirkungskreiſe, in dem Zirkel, den ſie, unter der Protektion ihres Bruders, beſchreibt, bannt ſie Geiſter um ſich her, wie ein Magus ſeine Schattenbilder."

Lionardo ſtand ziemlich unruhig auf, und ging hinaus vor die Taberne.

Mit ungewiſſen Blicken ſah er bald in den Mond, bald nach dem Meere, und ſeufzte tief endlich auf: „Ach! daß es ſo iſt!"

Da nahte ſich ihm Roſaura und ergriff ſeine Hand:

„O! daß ich ein Mann wäre!"

„Wärſt du da glücklicher?"

„Ich würde mich bemühen, Euer Freund zu werden, und Euer Vertrauen zu gewinken, und mit Euch zu tragen, was Euch drückt."

„Wer ſagt dir, daß mich etwas beunruhigt, daß mir etwas empfindlich fällt? — Wer ſagt's?"

„Euer Geſicht."

„Es iſt nichts! — Ich bin mißmüthig, weil ich — hypochondriſch bin. Und das bin ich ſehr. — O! es iſt eine böſe Krankheit! Wohl dir, daß du davon nichts weißt."

„Nur Herzbeklemmungen habe ich zuweilen, und ärger werden ſie, je mehr ich Euch in einem Zuſtande ſehe, der — mir nicht gefällt. — Wenn ich wüßte, wie ich es anfing, Euer Vertrauen zu verdienen, ich wendete gewiß alles an, um es zu erhalten."

„Warum ſoll ich denn aber unglücklich ſeyn?"

„Eure Verbindungen —"

„Welche habe ich?"

„Ich weiß es nicht, da ihr keine gegen mich habt."

„Gegen wen denn ſonſt? — Gegen Mond und Sterne, gegen Himmel und Meer, gegen den Herrn der Welt? — Fahre alles dahin, oder bleibe alles! — Roſaura! werde meine Mutter, damit du mich von neuem gebären kannſt, ſonſt hilfſt du mir nicht. — Ich fühle mich hier unwohl. Wenn ich geſunder werden will, muß ich fort aus Neapel."

„Das unterſtehe dich!" — rief ein Kerl aus, der vorbei ging. Lionardo zog den Degen. Roſaura riß ihn mit ſich fort in die Taberne und jammerte:

„Ach! ich ahne alles!"

„Roſaura! — ſagte Lionardo gelaſſen; du wirſt wohl oft gehört, wirſt es wohl ſelbſt ſchon erfahren haben, wie ſehr wohlthätig die Muſik auf den Mißmuth wirkt; alſo ſpiele und ſinge mir etwas.“

„Wovon?“

„Singe, wovon die Neapolitaner ſo gern ſingen.“

„Das iſt?“

„Was ſie nicht haben. — Singe alſo von dieſes Königreichs ſchönen Pferden, von klaren Waſſern und von der Liebe. — Alles habt ihr nicht in Neapel, alſo ſinge wenigſtens davon.“

„Was die Liebe betrift, da giebt es gewiß welche, die ſie haben und das tüchtig, wenn es einmal ſeyn muß.“

„Ja, das ſind die ſieben Löwen auf der Speronara, die in vier Tagen das Meer austrinken!“

„Der trinkt das Meer der Schwermuth aus, der in Liebe ſich verzehrt, und es nicht ſagt. — — Die Männer kennen keine heiße, keine heftige Liebe! Im Grunde glaube ich, wiſſen ſie gar nicht zu lieben, ſo wie geliebt ſeyn muß. — Aufrichtig geſprochen, Herr Marcheſe! ihr Herrn der Schöpfung liebt nur eure eigene Schöpfung, euch in euch ſelbſt.“

„Du willſt von den Frauen reden und ſprichſt von den Liebhabern. — Roſaura! du wirſt partheiiſch. — Sieh, der Mond will es auch werden, weil er ein wankelmüthiger Planet iſt, bald ganz, bald halb, bald ein wenig, bald gar nicht; darum ſchlafe wohl, und erlaube mir, von dir zu träumen!“

„Ach! Ihr ſelbſt bleibt mir wachend und ſchlafend ein Traum!“

Mit dem frühſten Morgen erſchien der Liebesbote aus Calabrien bei Lionardo und ſagte, er ſey noch geſtern Abend von Minichino belehrt worden, ſeinen Brief an die Donna Serena bei ihm abzugeben, und ſetzte hinzu:

„Ihr werdet ſchon ſo gut ſeyn, und den Brief an die Signora nach Sizilien ſchicken; denn gewiß ſie iſt es werth, daß man ihr Briefe nachſchickt, das ſchöne Täubchen! und wär' es mit der Taubenpoſt.“

„Der Brief ſoll beſtens beſorgt werden, und ein Recipiſſe an den Briefſchreiber will ich dir zu deiner Legitimation mitgeben; Aber ſage mir doch einmal, wie das iſt, was du geſtern Abend in der Taberne erzählteſt und wie es ſich verhält? Ich meine mit Serenen und der Vergiftung ihres Gemahls?“

„Volksgeſchwätz!“

„Natürlich! Aber was ſagt denn eigentlich das Volk — das heißt, wie dein Typus dich belehrt haben wird, — die allgemeine Stimme? Was ſagt dieſe von und zu der Geſchichte? — Ich fordere dich auf, mir alles unverholen zu ſagen, bei der Potenz des waltenden Tau und des gloriöſen

Vergattungs-Syſtems im myſtiſchen Baphomet!“

„Ich verſtehe! — So erzählt man, in der Gegend Calabriens, wo man es erzählt, jedoch ohne daß ich alles glaube; denn ich bin weder ein Leichtgläubiger, noch ein Hartgläubiger; weder habe ich auf die Apokalypſis, noch auf des Thomas Evangelium geſchworen, ſondern ich erzähle, was man dort herum trätſcht. — Serena war ein ſchönes, junges Mädchen von dreizehn Jahren, lebensluſtig und wolluſtathmend, wie kaum eine ihrer Geſpielinnen. Da wurde ihr freilich die Zeit lang, ehe ſie etwas fand, das ihr dieſelbe vertrieb. Aber es fand ſich. Ein hübſcher junger Schnäpperling bulte um ihre Hand und erſeufzte ihr Herz. Was daraus entſtanden ſeyn würde, läßt ſich denken, und ihre Eltern dachten es auch. Der Baron Alvoriſt, ein zärtlicher Wittwer von 48 Jahren, reich wie ein Calabriſcher Cröſus und galant, wie ein Hof-Adonis, ſah das wohl incarnirte Engel's Subjekt und warb um ihre Hand. Er war, wie geſagt, reich, das andere that nichts. Den Eltern kam ein ſolcher reicher Schwiegerſohn gelegen, dem Jüngferchen gefiel die vornehme Pracht, und ſie reichte dem Glücklichen ihre Hand. Der Liebhaber von ehemals, blieb Cicisbeo, verſteht ſich, und alles ging ſeinen gewöhnlichen Weg fort. Als aber der Graf nach und nach kühler zu werden genöthiget wurde, wurde er auch unleidlicher. In der Einſamkeit, auf ſeinen Schlöſſern, war es nicht mehr auszuhalten, bei ihm gar nicht, und — er ſtarb einſt ſchnell. Eben ſo ſchnell wurde er begraben. — Da ſagen nun die Klatſchmäuler, das lebensluſtige Weibchen, das nicht gern zwiſchen wahren Kerkermauern alt werden wollte, habe dem Gemahle ein Giftſüppchen gereicht. — — Gott und die Signora werden es am beſten wiſſen, ob es wahr iſt oder nicht. Ich aber glaube es nicht! — — Der zärtliche Herr, der dieſen Brief geſchrieben hat, iſt der Frau Gräfin ihr ehemaliger Serviteur und Liebſter. — Wie das nun ſo iſt, die erſte Liebe, bleibt immer die, die man am liebſten hat. Die Rückerinnerung iſt ſchon oft mehr werth, als alles, was gegenwärtig iſt. Es geht faſt allen Menſchen eben ſo. Das kömmt von der Erbſünde her!“

„Aber, Serena liebt den Briefſchreiber noch?“

„Warum ſollte ſie nicht! Er iſt ein artiger Menſch, hat ein zärtliches Herz, ſchreibt Sonette wie ein Diabolo, dichtet in den allerverworfenſten Metro wie ein Calderon, iſt galant wie ein Troubadur, zierlich wie ein Fantaggio, tanzt ſeinen Bolero wie ein Valentianer, und das liebe Dämchen, die ſchöne Baronessa Vedova — hat ein unfaſſendes Herz. Es hat gewiß mehr als einer in demſelben Platz.“

„Wirklich?“

„O ja! recht kommod, ſagt man. Sie iſt, wie man auch wiſſen will, eine Bundesfreundin, eine Armida Calabreſa, — und die Herrn vom Bunde werden das ſelbſt wiſſen. Nicht wahr?“

„Der Brief ſoll beſtellt werden. Hier iſt dein Schein.“

„Scharmant! Aber, mio Marchese generoso! — — Ich bin ein povero Diabolo. Ich habe einen tüchtigen Heimweg zu machen, und dachte, die Signora —“

„Ich verſtehe! — Hier iſt Zehrgeld und Botenlohn, im Namen der Baronin.“

„Sehr verbunden! — Ach! die Baronin iſt ein deliciöſes Weibchen, eine wahre trojaniſche Helena, kurz, ein Weſen, das ein zärtlicher Liebhaber ſich nicht erfreulicher vorſtellen kann! — Eure Freigebigkeit, werde ich zu rühmen wiſſen. — Meinem Schäfchen *) daheim werde ich ein paar Pantoffeln mitbringen und ihrem Herzchen mein getreues Herz; denn ich bin auch verliebt. — Ich denke immer, das Verlieben iſt das Beſte, was der Menſch thun kann, und ſicht ihm in dieſer Situation der Teufel an, ſo ſchlägt er ein Kreuz. — Segnen Euch alle drei Worte und St. Johannes dazu!"

Als er ging, trat der Braune herein, ſah den Calabreſen an, und rief ihm nach: „Giftkoch!" **) Der Calabreſe aber ſprang die Treppe hinab und lief raſch zum Hauſe hinaus. Lionardo, ganz verwundert, wiederholte das Wort:

„Giftkoch?"

„Ja, — ſagte der Braune; — der

---

*) Pecora mia!

**) Avvelenatore.

Kerl iſt ein Giftkoch und in ſeinem ganzen Diſtrikte allgemein dafür bekannt. Man bedient ſich ſeiner Geſchicklichkeit, wenn man derſelben bedürftig iſt. Er hat kein Gewiſſen. — — Er ſoll, ſagt man, der Signora Serena auch bekannt ſeyn. — Man hatte einſt an die Thür ſeiner Wohnung geſchrieben, gleich einer Firma: Fabbricatore de Veleni. — Seine Geliebte giebt ihm Schuld, er habe ſchon drei ihrer Vorgängerinnen in die Ewigkeit geſchickt. — Ein allerliebſter Lumpenhund!“

„Habt Ihr den Baron Aldoriſi gekannt?“

„Wohl!“

„Ihr habt mir, Ihr Vielgewanderter und Allerweltsbekannter! verſprochen —“

„Euch zu ſagen, wer ich eigentlich bin? — das ſoll geſchehen. — Kleidet Euch an.“ —

„Hier ſteht Wein.“

„Obligirt! — Ich werde Euch gleichfalls reinen Wein einſchenken. Ihr ſollt Vertrauen zu mir ſchöpfen, wenn Ihr es noch nicht habt. Aber verwundern werdet Ihr Euch auch, wenn Ihr hört, was ich Euch ſagen und entdecken werde. — Vorher erſt dies: die gute Roſaura verſauert in der Taberne.“

„Sie verdient an einen andern Platz geſtellt zu werden!“

„Stellt ſie hin.“

„Was ich für ſie thun könnte, würde die Welt ſehr ungleich beurtheilen.“

„Was kümmert Euch das Urtheil der Welt! Euere Ueberzeugung, muß Euch mehr werth ſeyn. Will man die Urtheile der Welt befolgen, ſo wird aus einer Handlung, und ſey ſie noch ſo gut, — endlich gar nichts.“

„Nimmt man das Mädchen aus der Taberne, ſo verliere ich dort meine beſte und angenehmſte Unterhaltung. Aber, ſelbſt dieſer Eigennütz ſoll mich nicht abhalten, ſie zu fragen: ob ſie ſich nicht ſelbſt etwas erkohren hat, das ihr lieber wär, als ihr jetziges Geſchäft?"

„Wir wollen zu ihr, wollen ſuchen, ihre Meinung zu erforſchen —"

„Sie iſt aufrichtig —"

„Das glaube ich ſelbſt. Aber auch gegen Euch? —"

„Warum nicht gegen mich?"

„Je nun! Ich bin keiner von heute und geſtern, und wenn ich mich nicht irre, ſo leitet ihre Schritte — wie die der Mädchen gewöhnlich alle, — ein kleines Leidenſchaftchen, das freilich unterdrückt werden muß, aber dennoch unvorſichtig zuweilen genug iſt, ſich ein wenig ſelbſt zu entſchleiern."

„Ein gewiſſes Feuer —"

„Ei! feurig iſt die Loſe, wie ein terreſtriſcher Salamander. ... Das müßt Ihr ja beſſer wiſſen, als ich."

„Ich ahne wohl —"

„Ach! was ahnen! Ahnungen ſind keine Wirklichkeiten; mit dem Scheine iſt keinem Mädchen gedient, wenn ſie reell geſinnt iſt. Und was die Reellität betrifft, ſo glaube ich, Roſaura —"

„Der Pater Saverio trat nach einem ziemlich hörbaren Anklopfen in's Zimmer. Der Braune empfahl ſich, indem er zu verſtehen gab, er wolle nicht ſtören.

Der Pater Saverio aber, nachdem er ſich einigemal geräuſpert hatte, begann:

„Ich komme, wie Ihr ſeht, wie immer, weiß und ſchwarz gekleidet, gleichſam als ein Schwan der Freude und als ein Rabe des Leides. So iſt es auch im menſchlichen Leden, wo ſtets das Bittere mit dem Süßten abwechſelt. Wenn wir aber nun ſo etwas geben und darreichen müſſen, das bitter iſt und herbe, ſo verfahren wir damit, wie eine kluge Mutter, die den Rand des Bechers mit Honig beſtreicht, aus welchem ihr Kind heilſame Arzneien trinken ſoll. Das will ſagen. Es ſchickt mich zu Euch der Herr Erzbiſchoff, — ein guter und gerechter Mann! — und läßt Euch freundlich grüßen. Es iſt mit Euch zu ſprechen über Euer Verhältniß zu ſeiner Nichte Andorena. Ihr liebt ſie. Wer kann Euch das verwehren? Ihr wollt ihr Eure Hand als Gatte reichen. Laßt ſehen, ob das ſo geradezu angehen kann. Ihr wißt, wer dieſe Andorena iſt, Ihr kennt ihre vornehme Familie, ihr altes Geſchlecht, und das iſt gut. Aber von dem allen kennt man von und an Euch nichts. Das iſt nicht gut. Doch könnt Ihr vielleicht genügende Nachweiſungen über alles das geben; dieſe erwartet der Herr Erzbiſchoff."

„Er kann ſie haben. — Will er ſie nicht von mir, ſo gebe ſie ihm der fromme Eremit Matteo. Wiewohl, ich mir in Sachen die mein Herz betreffen, nicht gern etwas abbringen laſſe."

„Gut! — Zudem aber verzeiht! — Ihr ſteht doch nicht etwa in gewiſſen Verbindungen mit den Spaniſchen Aufwieglern? Oder, gar mit den verruchten Carbonari's, die unſer ſchönes Land verpeſten?"

„Herr Pater, ſeyd Ihr zum Inquiſiter geworden?"

„Scherz bei Seite!"

„Ich ſcherze nicht. — Hier, in dieſem

Pulte liegen meine Offizier=Patente, die mir wahrlich kein Biſchoff ertheilt hat, ſie koſten keinen Spritz Weihwaſſer, aber mein Blut. — Was meine Liebe betrifft, ſo werde ich Andorenen lieben und wenn es mir zehn Erzbiſchöffe unterſagten. Die Liebe iſt älter als die Biſchoffthümer, und wird vom Himmel, aber nicht von der Dataria und Curia ertheilt. Andorena liebt auch mich. Den Erlaubnißſchein dazu tragen wir beide in unſern Herzen. Wer will ihn da heraus reißen?"

„Verſtändiget Euch doch nur! Andorena hat, wie ihr wißt, keinen Vater mehr und keine Mutter."

„O! daß ihre Mutter noch lebte! — Es war eine vortreffliche Frau!"

„Ja wohl! da aber alſo Andorena eine

Waiſe iſt, ſo iſt, nach der Ordnung der Geſetze und Natur, der Onkel der Mann, welcher den Vater repräſentirt.“

„Er repräſentire, was er wolle! Mich abzuhalten, abhalten zu wollen, die meinem Herzen verſchwiſterte Andorena zu lieben, heiſt mich befeuern, ſie deſto heftiger zu lieben. Liebe iſt ſtark, wie der Tod!“

„So ſagt die Schrift, aber ſie ſagt auch: Lieben hat ſeine Zeit. Wir aber leben in einer Zeit, von der es heiſt, ſie iſt böſe. Wir wiſſen nicht, was geſchehen wird. Der Profet Jeremias ſagt: Der Storch weiß ſeine Zeit. Wir aber ſind keine Störche und wiſſen ſie nicht. Denn das werdet Ihr doch wohl nicht läugnen wollen, daß eine politiſche Exploſion uns nahe iſt?“

„Das iſt wohl möglich. Wer will ſie aber wünſchen?“

„Ich nicht, Am beſten iſt's in der Welt und im Staate, wenn alles ſo recht ordentlich in ſeinem Gleiſe bleibt. Man kennt den Weg und fährt auf demſelben bequem fort. — Greife keiner in das raſche Rad der Umwälzung! Es reißet ihn mit fort, es zermalmt ihn. Ein ſolches Weſen iſt der Stein des Anſtoßes. Davon aber ſagt der Evangeliſt Matthäus: Wer auf dieſen Stein fällt, der wird zerſchellen; auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen. — — Ich habe meines Auftrags mich entledigt. Was aber habe ich nun dem Herrn Erzbiſchoff zu ſagen?“

„Meine Zeit iſt noch nicht kommen; was habe ich mit dir zu ſchaffen?“

„Hm! — Und Andorena?“

„Ertrage ihr Schickſal, um unſerer Liebe willen, denn Liebe duldet alles. Ich aber werde alles anwenden, mich ihres Beſitzes zu verſichern. — Hier, für ein Paar arme Fegefeuer-Seelen!“

„Gedankt ſey Euch, in ihren Namen! Sobald ich geprediget habe, leſe ich die Meſſe. — Segne Euch der HErr!“

Drittes Buch.

Nur umwunden und umſchlungen
Lacht dir noch der Freiheit Blick,
Und von Liebe ganz durchdrungen,
Fühlſt du nicht dein Mißgeſchick.

Ein Franziskaner Mönch ärgerte ſich in der Taberne über die Aerzte, und deklamirte heftig gegen ſie, weil Roſaura Schokolade trank und ſagte, der Arzt habe es ihr geboten.

„Ach was da! was da! — rief er aus. — Wer wird ſich an das Gebieten der Aerzte kehren! Ein halbes Dutzend Ave! ſind dienlicher, als drei Dutzend Taſſen Schokolade. Der Beichtvater weiß es beſſer, als der Arzt. Die Kirche läßt ſich nicht vorſchreiben. Es iſt beſſer, in den Himmel zu kommen, wenn man ſeinem Beichtvater folgt, als lange zu leben auf den Rath der Aerzte und verdammt zu werden. Es waren die verteufelten Jeſuiten, die den Einwohnern der getreuen Stadt Neapel, die vierzigmal rebellirt hat,*) welche dieſe böſe Gewohnheit, Schokolade zu trinken, billigten; ſie ſind aber in dieſer Welt verdammt worden, und werden es durch die Gnade Gottes in der andern Welt auch werden, mit ſammt ihrem prodigieuſen Bruder Pepe! — Kind! gieb mir eine Taſſe Schokolade! Für meinen armen, kranken Magen iſt dieſelbe etwas ſehr Gedeihliches. Man muß ſich nach ſeinem Innern richten. Das Aeuſſere giebt ſich wohl. Es iſt damit, wie mit dem äuſſerlichen Menſchen. Er muß dem Innern nachgeben. Das hilft nichts! — Noch ein Täßchen, liebes Kind! Unſer Tiſch heißt gar nichts. Es iſt bei uns ein beſtändiges Faſten. Darum wird man auch ſo mager, wie ein S. Antoniens Schwein. An ſich denkt jedermann, an uns keine Seele, wenn es nicht eine arme iſt, oder eine dankbare im Fegefeuer. Es iſt ein Jammer! — Die Schokolade iſt vortrefflich! Wenn ich nicht predigen müßte, ich weiß, was ich thät. — Lieben Freunde! Wer ſich noch etwas zu gute thun will, der thue es; denn es werden Stunden kommen, die uns nicht gefallen können. In Sizilien glimmt es unter der Aſche des Aetna, in Neapel unter dem Veſuv. Genießet was euch ſchmeckt und was ihr habt; die herrlichen Weine unſers herrlichen Landes, *) welches der Herr in ſeiner Brautſtunde erſchaffen hat, und denket: Wir wiſſen, was wir haben, aber

---

*) Relazione della quarentesima rebellione della fidelissima citta de Napoli, iſt der Titel eines Buchs, welches von dieſen Rebellionen handelt.

---

*) Vini sono infiniti, e cosi buoni, che forse non ve ne ha Italia cosi perfetti.

nicht, was wir bekommen werden. Man ſollte ſich jetzt wünſchen, lieber ein Gewappneter zu ſeyn, als ein Geiſtlicher."

Der Chorknabe klingelte mit dem Glöckchen; der Franziſkaner verließ die Taberne. Roſaura ſchlug die Hände zuſammen und dachte, was ſie nicht ſagte. Lionardo war, wie es ſchien, bei ſehr ſchlimmer Laune und bat, da eben die Taberne leer war, Roſauren etwas zu ſingen. Sie griff nach der Mandoline, ſpielte und ſang ein bekanntes Siziliſches Liedchen.

Lied.

Schöne Fiſche! Schöne Fiſche!
Feiſte Mönche in Cavernen,
Feine Mädchen in Tabernen,
Möchte gern ſie kennen lernen!
Ach, die allerliebſten Fiſche!

Feine Liebchen! Feine Liebchen!
Wollt ihr tanzen, wollt ihr ſpringen?
Wollt ihr gern ein Liedchen ſingen?
Wollt ihr mir ein Blümchen bringen?
Allerliebſte, feine Liebchen!

Mir dein Händchen! Mir dein Händchen!
Gieb mir Blumen, gieb mir Bänder,
Schenk mir deiner Liebe Pfänder,
Geh mit mir in fremde Länder!
Mir dein allerliebſtes Händchen!

Schöne Fiſche! Schöne Fiſche!
Seht doch nur die Mädchen ſpringen,
Hört ſie lachen, hört ſie ſingen,
Seht, was ſie ſo ſcherzend bringen!
Mir die Fiſche! Mir die Fiſche!

„Sie ſind doch veracciſet, die Fiſche? — fragte Criſtallino lachend; — denn ein Mauth-Inſpektor muß attent ſeyn. Was koſtet das Fiſchchen Roſaura?“

„Das iſt gar nicht zu verkaufen. Es wird nur verſchenkt;“ — ſagte dieſe.

„Ja, freilich, es iſt ein Pracht-Exemplar. Das Präſent wird gewiß mit Dank angenommen. Der Einband des ſchönen Werkes iſt herrlich, und was darin ſteht, kann kaum zierlich genug interpretirt werden.“

„Wenn meine Frau ein Buch wäre, — ſagte der uns bekannte, ſchlimmbeweibte Maler, — ſo wünſchte ich, ſie möchte ein Kalender ſeyn. Den hat man doch jährlich neu. — Jetzt habe ich viel zu ertragen und auszuſtehen. Ich gehe umher und ſammle Modelle, denn ich ſoll die klugen und die thörichten Jungfrauen fürs Claren-Kloſter malen, finde ich nun ein Köpfchen, das paßt, und ich bringe es daheim aufs Papier, da geht auch allemal das Zanken an. Da ſoll ich gar ein Sultan ſeyn. Ach du mein Gott! Da iſt mir mein Leben viel zu lieb.“

Lionardon trieb der Unmuth vor die Thür hinaus, und in die bunte Welt des gefüllten Molo.

Ohne zu wiſſen, was es er wollte, traf er vor die Bude eines Bänkelſängers, der

Rinaldini's Thaten und Tod abſang; ein Mädchen mit ihm. Da erklang*) in einer Doppelſtimme:

Er ſprach: Ach! Jungfrau reine,
Du unbefleckte Magd!
Dich bitt' ich um Erbarmen,
Dir ſey mein Lied geklagt.

Erbarme dich des Sünders
Und nimm ihn zu dir auf!
Drauf geb' er mit Verzücken,
Sein böſes Leben auf.

„Ich habe den Platz vor dem Schloſſe, in den Bergen von Nemata**) geſehen, — ſagte der Braunrock, der herbei trat; — wo er fiel und wo er begraben liegt. — Es iſt ein ſchauerlich ſchöner Platz! Das Schloß fällt aber ein, die Mauern und Thürme ſtürzen zuſammen, wenn da nichts reparirt wird. Die Gräfin Mortagne hat es nach ſeinem Tode nicht wieder geſehen. — Ich ſehe ſie noch vor mir, dieſe edle Frau des Unglücks.“

---

*) Rinaldini, I. Thl. S. 128.

*) Rinaldini. 6. Thl. S. 140. u. 191. 2. Thl. S. 98. u. 136.

„Wie? — fragte Lionardo verwunderungsvoll; — Ihr habt ſie gekannt?

„Sie und ihn.“

„Ihn? — Rinaldini? — Seyd Ihr —“

„Bei Sinnen, wollt Ihr fragen? – Ja, ich bin bei Sinnen. Ich habe ſie alle gekannt, den Alten von Fronteja, Dianoren, Violanten, Rinaldini und — ſeinen Sohn.“

„Ich bin begierig —“

„Zu wiſſen, wer ich bin? Das glaube ich! Hört, wenn Ihr Zeit habt, mich an.“

Luzia ſchwebte herbei und winkte. Lionardo ging erwartungsvoll auf ſie zu.

„Luzia! Was giebt es?“

„Ich ſoll Euch ſagen: Der Erzbiſchoff iſt ſchnell auf's Land gegangen, man weiß nicht, wohin. Ich bringe in Euer Haus eine Mönchskutte, und dieſen Abend gegen 10 Uhr erwartet man Euch, ſechs Schritte von der Pforte des Clarenkloſters, unter den drei Nußbäumen."

Lionardo gab ihr ein gutes Botenlohn, bedankte ſich, und klopfte ihr die Backen, wie man den hübſchen Mädchen in Neapel zu thun pflegt. Der Braunrock aber war fort, und als Luzia ſich unter die Menſchen verlor, die herbeiſtrömten, Makkaroni zu kaufen, ſchlug Lionardo den Weg nach der ſo wohlbekannten Taberne ein.

Dort war es laut. Einige Sizilianiſche Schiffer, Engliſche und Franzöſiſche Soldaten von der Flotte, die im Hafen vor Neapel lag, einige reiſende und einheimiſche Künſtler, und andere, mehr unruhige als gleichgültige Menſchen ſaßen um die Tiſche herum, ſchwatzten und ließen es ſich wohl ſchmecken.

„Ihr ſolltet," — ſprach ein Sizilianer, — einmal nach Sizilien kommen, nach Palermo, da iſt ein Leben! Nun feiert man dort bald das Feſt der heil. Roſalia. Da giebt es Luſt und Freude! Da iſt Meſſina ganz wie todt dagegen. Wo der Handel florirt, da iſt weiter kein lautes Leben, als das Gedränge der Ablader und Packknechte."

Geſang und Lieder kündigten einen Vorüberzug der frommen Büßerinnen an. Man eilte, die Prozeſſion zu ſehen, in's Freie. Lionardo trat in die Thür, Roſaura ſtellte ſich hinter ihn, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und hob ſich auf den Zehen, um über ihn hinaus ſehen zu können. — Da kam der Zug, Almoſen einzuſammeln für die Weiber und Mädchen, die ihrem öffentlichen Leben entſagen und in's Kloſter gehen wollten. Von dieſen waren die hübſcheſten und jüngſten gewählt. Um Mitleid und Freigebigkeit der Zuſchauenden deſto erfolgvoller in Anſpruch nehmen zu können, ließ man ſie barfuß, paarweiſe einher ziehen. Auf dem offenen Platze mußten ſie nieder knieen, das Bekenntniß ihrer Sünden öffentlich ablegen und Bußlieder ſingen. Indeſſen ſammelten ihre geiſtlichen Begleiter für ſie ein. Die Kleidung dieſer bußfertigen Magdalenen, ein langer violettener Rock, war mit einem Stricke von gleicher Farbe umgürtet. Das war die Zone ihrer Reize. Ihre geſchorenen Köpfe waren nur wenig von einem dünnen Schleier, ſo wie ihre Buſen, bedeckt. Die Anführerin der Prozeſſion, eine dennoch ſehr verlangend um ſich blickende Calabreſin, trug ein violet angeſtrichenes, hölzernes Kreuz. Dieſes ſenkte ſie, gleichſam grüßend, gegen die Taberne."

„Das ſoll etwas ſagen; — rief ein Advokat aus; — aber es ſagt eigentlich nichts. Soll es denn aber doch dem alſo ſeyn, ſo ſieht man, das büßende Weſen hat noch nicht allem Muthwillen entſagt. Wie andere lebensluſtige Frauen mit dem Fächer, kokettirt dieſe Nothbüßende mit dem Kreuz. Es liegt eigentlich viel in dieſer Symbolik!

Die Büßerinnen ſangen:

Wir ſind verlorne Kinder!
Nimm uns, o heil'ge Jungfrau,
Zu Schutz. Mit deinem Mantel
Bedecke uns, Gefall'ne,
Und nimm uns gnädig auf! *)

Die Geſellſchaft gab Geld. Ein Kapuziner rief aus: „Andächtige Chriſten, ſeyd barmherzig! Gebt, o gebt! Ach, ihr könnt nicht zu viel geben! Stellt keine Sonne auf,

---

*) Tutti quei poveri fanciulli abandonati si ricovrana sotto il manto della Vergine gloriosa.

der ihr nur Schatten geben könnt und kein Licht. *) — Selig ſind die da geben!"

„Ja, ja! das kenne ich!" — rief der Advokat aus.

„Bei Euern vierzehntauſend Neapolitaniſchen Advokaten Kollegen! — ſagte ein Franzoſe; — Das gehört mit dazu. So muß der Mönch ſprechen. Noch dazu für welche Subjekte ſpricht er! — Und, was wollt ihr denn, ihr Herrn Neapolitaner! Iſt bei euch nicht das ſchöne, oder ſogenannte andere Geſchlecht, ſo zu ſagen, eine Waare, mit welcher Vater und Mutter, Brüder und Ehemänner, ſelbſt die Mönche, öffentlich handeln?"

Alle lachten; Roſaura verzog das Geſicht und liſpelte: „Ungezogenes Volk!"

---

*) Danno ombre a qual Sole, che non potrebbono arricchire di lume.

„Die Hitze des hieſigen Erdreichs, — ſagte ein Engländer — ſtumpft den Reiz des Hungers ganz ab. Man hat hier gar keinen rechten Appetit zu frühſtücken. Durſt aber hat man beſtändig. Wein her! Eine Flaſche Lacrima di Criſto!“

Der Advokat ſetzte lächelnd hinzu: „O Domine! cur non etiam in terris nostris lacrimatus es?“

„Was mich betrift, — ſagte ein Dritter — ſo lobe ich mir, wenn ich Wein trinken ſoll, den Alten. Mit den Weibern iſt's umgekehrt.“

Ein Mönch meinte: Es ſey damit, wie mit den neuern Heiligen. Die alten wären ihm auch lieber. Zumal da ſie mehr Anſehen hätten.

„Das iſt den Neapolitanern nicht zu verdenken, — ſagte ein Franzos; — ſie lieben und halten den alten Aberglauben immer noch fort, ſo neurungsſüchtig ſie auch ſonſt ſind! Schön iſt das Land, das weiß der Himmel! aber nicht immer ſo ſchön ſind die Bewohner deſſelben. Nehmt einmal, ob der meiſten Neapolitaner ihr Leben nicht im Nichtsthun beſteht, und in dem Vergnügen lange zu ſchlafen? Freilich lebt man hier von Wenigem, aber man lebt doch, und will nicht blos vegetiren. Das iſt wahr, dieſe Mäßigkeit und die Ruhe verlängern das Leben. Es ſind die Krankheiten hier ſelten, und Aerzte giebt es wenig. Das rechne ich auch mit zur Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens. — Nur mit der entſetzlichen neapolitaniſchen Verſchlagenheit bin ich nicht zufrieden. Im gemeinen Leben iſt hier das ganze Verkehr ein Spiel, in welchem nur der Schlaueſte gewinnt. Man rühmt ſich dieſes Betrugs, und bekennt ihn öffentlich. Dieſes Spiel, das überdacht und wie ein Schachſpiel geſpielt wird, mit Vorſicht und Ueberlegung, hemmt alle Geſchäfte und verzögert ſie. Daher werden deren auch wenige abgethan, Verſprechungen ſind und bleiben Worte und nur ſchriftliche Zuſagen verbinden. In jeder Schrift ſteckt ein Prozeß und in jeder Liebeserklärung ein Hinterhalt. — Rechtſchaffenheit wird hier für Dummheit gehalten und Freimüthigkeit für lebhaftes Temperament. Tugend iſt hier Unvermögen, und das Laſter wird ein klimatiſches Erzeugniß. Selbſt das Gefühl wirkt hier nur maſchinenmäßig.“

„Was? — rief Roſaura aus — Gefühl läßt ſich nie zur Maſchine machen!“

„Doch, liebe Madamigella! — ſagte der Sprecher. — In Neapel giebt's wenig Gefühl, alles iſt nur Oſtentation. Selbſt die Liebe iſt hier nur Bedürfniß. Das Weib wird Hausrath, der Liebhaber ihr Käufer.“

Alle lachten laut auf. Roſaura zog ſich

ziemlich unwillig zurück. Tomaſa brachte ſeinem Herrn einen Brief. Er war von der vorſichtigen Larenzina, welche ſchrieb: alles ſey ſo beſtellt und angeordnet, wie es Luzia ſchon im voraus angegeben habe; Lionardo werde erwartet.

„Welche Erwartung! — rief Lionardo aus; — wohin ſoll ſie zielen? Wohin ſoll ſie führen. Matteo muß ich gleich morgen ſprechen! — O! Es wird Licht werden! — Und der Braunrock? Er weiß gewiß mehr, als er ſagt. Und wer iſt er? — Wie, wenn er der Wiſſenden einer wär, die nur bei Waſſer, Luft und Erde ſchwören, und das Feuer zum Geheimniß machen, der Feuertaufe wegen? — Iſt er ein Glied, ein Gelenk der Kette des mächtigen Körpers vor dem Throne erzittern müſſen? — O ich empfinde, ich fühle, daß es gewiß ſo iſt. — Der Regentropfen, der mit dem Meere ſich vermiſcht, wird ein Theil des uns bekämpfenden Weltmeers, das Felſen untergräbt und königliche Flotten verſchlingt. Steht er in ſolcher Fluth? Gründet ſolch ein Dahinreißen ſeinen Bund? — — Aber iſt er in einen Bund befangen? Befängt er alle ſelbſt? — Er iſt gewiß einer der Unerklärbaren! Aber welcher? — Soll in ihm der Alte von Fronteja *) wieder aufleben? Erglüht ſein Karfunkel? — Es giebt der Dinge ſo viele, die nicht einmal ſchienen, dennoch aber ſind. Was kann das Auge der Seele nicht alles entdecken, wenn du es zumal verſtärkeſt! Dieſes Auge iſt Beobachtung. — Was hilft mir's, wenn ich es habe? — Iſt es wahr, daß wir wie die Sonne wirken, ſelbſt rückwärts im Verſchwinden noch?"

---

*) Rinaldini 2. Th. S. 153. u. 160.

So in ſein Selbſtgeſpräch verwickelt, ſtand er vor der Taberne, ohne es kaum ſelbſt zu wiſſen, wie er wieder dahin kam. Roſaura lächelte:

„Ja! ja! Ihr könnt nicht von mir bleiben!“

Wenn auch zerſtreut, dennoch verbindlich erwiederte er ihre Bemerkung und wollte eben weiter ſprechen, als fremde Gäſte eintraten. Der eine forderte Wein, der andere Eis und pflanzte ſich mit ſeinem Schälchen in die Tabernen-Thür. Seine ſpitzige Naſe noch länger ausdehnend, rief er endlich aus:

„Es ſoll hier wie vollgeſäet ſeyn, und dennoch läßt ſich keiner blicken, der das Zeichen verſtehen will. Was ſoll das ſeyn? — Sieht man es uns nicht an, wo wir ſind, und daß wir aus Janina kommen? — — Aha! ſieh, Spiridon! dort geht unſere Urform, die dicke Albaneſerin. Muß der Vater nicht gelacht haben, als er ſolch einen Wechſelbalg zur Welt gebracht hatte! — Ob ſie wohl etwas erkundſchaftet hat?"

Indem ſetzte er ſeine geleerte Taſſe auf den Tiſch, wendete ſich gegen Lionardo und ſprach:

„Nun wohl, mein Herr! Sagt mir: Wird der Karfunkel bald erglühen? Die Zwillinge weichen dem Schützen, und der Löwe geht auf die Jungfrau los."

„Ich bin, — antwortete Lionardo kurz — in dieſer Apokalypſe nicht beleſen."

„Das thut mir leid! — — Wie es ſcheint, lieſt es ſich beſſer in ſchönen Augen?"

„Und in blanken Klingen."

„Cospetto! Davon wär die Rede?"

„Der Soldat hat wenig andere Reden, und auf geheime, ſybilliniſche Deutungen läßt er ſich nicht ein."

„Capisco! — Komm, Anello! Da iſt es bei der Albaneſerin doch beſſer. Trotz ihrer Dicke iſt ſie doch traktabel. — In Epirus wohnen auch Leute, und die Epiroten ſind auch Männer. Sono huomini di coscienza — Uniono! — Con Dio!“

Die unzufriedenen Unioner gingen und Roſaura fragte:

„Das waren wohl auch Carbonari?“

Aergerlich antwortete Lionardo: „Hätteſt du ſie doch gefragt! Sie ſpielten ja auf deine ſchönen Augen an. Sind das nicht auch Carbonari? ſchön erglühende Kohlen?“

„Nur nicht für die griechiſchen Kahlköpfe! — Der Mauth-Inſpektor nennt dergleichen Figuren: gemißbrauchte Renoncen.“

„Kind! Kind! — rief dieſer, als er eintrat — Nimm mir meine Expreſſionen nicht hinweg! — Ich bin erhitzt, denn ich habe eine Kiſte mit Dolchen konfiscirt, die aus Albanien kamen und nicht vermauthet waren. In der Kiſte lag ein Brief, geſchrieben in Signaturen, die der Teufel leſen mag. Der Brief wird aber doch dem hohen Mauth-Collegio übergeben. Ein arretirter Lumpenhund aus Epirus behauptet, der Baſſa von Janina habe die Dolche ſeinen guten Freunden, den hieſigen Juden geſchickt. Der Brief iſt jedoch nicht rabbiniſch geſchrieben. — Wenn aber erſt die Juden Helden werden, ſo Gnade uns der heilige Erzengel Michael!"

Er ſchluckte ſchnell ein Glas Wein und Eis hinunter, ſpeiſte Makkaroni mit großem Appetit und fuhr fort:

„Woher nur von ſo ſchmutzigen Vätern die hübſchen Juden-Mädchen kommen!"

„Von den Müttern;" — lachte Roſaura.

„Ja! das iſt nicht allein wahrſcheinlich, ſondern ſogar gewiß. Du biſt ein Blitzmädchen!"

„Ihr habt gewiß Attraktion zu einem feinen Juden-Engel! — Er iſt doch vermauthet?"

„Dergleichen hübſche, feine Juden-Engel haben alle Freiſcheine, und kämen ſie aus Morea, woher die feinſten und delikateſten Aprikoſen kommen. — Du haſt gut reden! Nichts geht dir ab, als das, was deine Mutter gehabt hat."

„Ja! — Es iſt ihr auch bekommen!"

„Das ſieht man an dir. — Ich bin zwar dein Spiegel nicht, aber ich ſage dir doch eben das, was der Spiegel ſagt. Es hilft aber nichts!"

„So eben hat die Wache ſechs verdächtige Kerle arretirt, die in der Betrunkenheit ſtets geſchrieen haben: „Wo iſt die Iſis-Loge?" — ſagte der P. Saverio, als er eintrat, und eine kleine Rekreation heiſchte. Als er Lionardo'n erblickte, trat er an die

Thür und ſeufzte: „Ach! heilige Clara, tröſte alle betrübte Liebhaberinnen!“

„Glaubt Ihr, — fragte Criſtallino — daß es deren viele giebt? — Nichts iſt leichter zufrieden zu ſtellen, als eine betrübte Liebhaberin, wenn ſich nur ein halbweg gutes Troſt Objekt findet.“

„Ach! wenn ſie recht und ſo liebt, wie es ſeyn muß, ſo wird ſie ſagen: Ihr ſeyd allzumal leidige Tröſter!“ —

Ein Bote kam, und bat den P. Saverio, zu der Aebtiſſin in's Claren-Kloſter zu kommen. Er folgte ſogleich dieſer Einladung, und ſagte: „Was ich thun kann, thue ich gewiß. Ich denke aber immer, es iſt eben kein gar zu groſſes Glück, Einem eine Frau zu geben!“

Der Mauth-Inſpektor ging ſeinen Geſchäften nach, Roſaura griff zur Mandolink und Lionardo ſtreckte ſich in einer Ecke der Taberne, ganz nachdenkend, auf ein Sofa. So hatte er nicht lange wachend träumend geruht, als Roſaura aufſprang und ausrief:

„Wie? biſt Du es wirklich? Oder iſt es Dein Geiſt?“

Lionardo ſah ſich um. Aloiſia ſtand vor ihm, ſich verneigend und ſagte ganz freundlich:

„Da ſind wir wieder?“

„Wie? — Schon? —“

„Auf einer eigenen Barke ſind wir wieder zurückgekommen, ich und die Frau Baronin. Sie beſann auf dem Schiffe ſich anders. Es ging nach Neapel zurück, und wir ſind wieder hier. Die Frau Baronin läßt Euch ſchönſtens grüßen und hofft, Euch recht bald bei ſich zu ſehen. — — Es iſt auf dem Lande doch beſſer, als auf dem Meere!“

„Wenn Du ein Fiſch wärſt, ſprächſt Du anders.“

„Ich bin aber nur ein Mädchen, und da iſt man nicht viel. — Der Sturm von Pantaleria früher hat mich ſehr furchtſam gemacht.“

„Und die Frau Baronin? —“

„Würde es gern ſehen, wenn Ihr ſie bald beſuchtet.“

„Aloiſia, trinke mit mir. Ich gehe mit Dir.“

„Ach! Ihr ſeyd ja doch mein Vetter; warum ſollte ich nicht trinken? Aber was Ihr auch gethan habt an mir und für mich, Ihr könnt mir doch nicht wieder geben, was ich verlor.“

„Zeit bringt friſche Roſen und auch neue Liebhaber.“

„Warum nicht? Ihr geht ja mit mir.“ —

„Außer ſich ſchien Serena zu ſeyn, als Lionardo zu ihr eintrat. Vom Sturme der Freude ergriffen, flog ſie in ſeine Arme. Ihre Lippen ketteten ſich auf die ſeinigen. Ihr Buſen hob ſich in ſchneller Wallung. Thränen entſtürzten ihren glühenden Augen.

„O! daß meine Freude Thränen hat! Daß das Entzücken, Dich wieder zu ſehen, Feuer in alle Adern gießt! rief ſie aus. — Glücklich bin ich, wenn ich zu erliegen ſcheine. Mein Herz, ſo ungeſtüm es auch klopft, wiegt mich in ſüßen Freuden-Taumel ein.“

Sie ſank auf ein Sofa. Aloiſia trug Wein und Speiſen auf und meldete eine Dame an. Serena ſprang auf, derſelben entgegen zu gehen. Lionardo trat in ein Seitenzimmer, wohin Aloiſia ihn führte.

„Hier, — rief ſie aus, — erblickt Ihr Euer Ebenbild, Euch ſelbſt, auf dieſem Kupferſtich. Das iſt Rinaldo bei Armida, aus Arioſto's Zaubergeſängen. Sagt, ſieht der Ritter Euch nicht ganz ähnlich?"

„Zuweilen trift ſich's ſo!"

Er beantlitzte die andern an der Wand hängenden Kupferſtiche, nach der Reihe, ergriff dann Aloiſiens beide Hände, zog ſie näher an ſich, blickte ſie ſprechend an, ohne ein Wort zu ſagen. Ihr ganzes Geſicht erglühte und raſcher ſchlugen ihre Pulſe, ſie liſpelte:

„Ich fühle es, ich weiß es, warum Ihr mich ſo fragend anblickt. — Sonſt ſtak gewöhnlich eine Roſe, oder ſonſt eine artige Blume hier, jetzt aber ſchimmert durch das leichte Buſentuch der Heft des Bundes-Dolches. Die Frau Baronin gab ihn mir und zog ihn ſelbſt aus ihrem Buſen. — Ihr wißt ja ſchon, — und habt mich ſelbſt geweiht. — Oſorio hat an mir, auf dem Schiffe, das Werk der Weihe ganz vollendet. — — Aber nehmt Euch in acht! der

Dolch iſt ſcharf! — Da habt Ihr einen Kuß und ſagt es keiner andern. Es iſt das Weihegeld. — Wenn dieſe Weihe nur zu etwas Gutem führt! — Ihr habt doch Roſamunden auch geweiht?“

„Nein.“

„Geht, geht! Man ſieht's ihr ja an den Augen an. — Je nun! Roſaura iſt ein hübſches Mädchen; beinahe ſieht ſie aus, wie hier auf dem Bilde, die Heroine, die, wie ich glaube, Marfiſa heißt.“

„Jetzt ſage mir, was auf dem Schiffe ſonſt noch vorging?“

Die fremde Dame war gegangen und Serena kam auf die Thür des Seitenzimmers zu. Lionardo ließ Alaiſiens Hände fahren und ſie ergriff ſchnell den Strickſtrumpf. Serena aber öffnete die Thür, hörte etwas hinter ſich, ſah ſich um, ließ die Thür offen, und lächelte: „Willkommen, Herr Pater!“

Der Pater Anſelmo, ein feiner und gewandter Auguſtiner Mönch, war eingetreten. Sie bat ihn, ſich auf's Sofa zu ihr zu ſetzen.

Er fragte ganz devot und fein, was ihr von ihm beliebe? Sie antwortete:

„Es iſt zwar etwas, was ich fragen will, daß wohl in den Beichtſtuhl gehört, ich aber will's in dieſem Zimmer thun.“

„Erlaubt! — Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Beichtſtuhl und Zimmer; deshalb —“

„Auch gut! — Jetzt nur die Frage: Iſt es möglich, daß Geiſter, daß Abgeſchiedene erſcheinen, ſich ſichtbar machen können, und daß wir ſie ſehen?“

„Ich zweifle gar nicht daran.“

„Ich auch nicht.“

„So? — Alſo —“

„Beinahe jeden Abend erſcheint das Bild meines ſeeligen Gemals mir, in verwiſchter Geiſtergeſtalt und dennoch kenntlich.“

„Mit welcher Geberde? Droht die Erſcheinung? Faltet ſie, gleichſam wie drohend, die Hände?“

„Ich glaube — ja! — die Hände faltet ſie.“

„Habt Ihr, bei dem Tode Euers Gemahls, vielleicht aus weltlicher Sparſamkeit es fehlen laſſen, —“

„An Seelen-Meſſen? — Wenn deren freilich fünf und zwanzig —“

„Das iſt zu wenig! — Für eines angeſehenen, reichen Mannes Seele ſind fünf und zwanzig Meſſen nicht genug. Und eine ſchöne Frau darf nicht ſo karg ſeyn, wenn es ihres Gemahls leidende Seele betrift. — Wir müſſen das Verſäumte nachholen.“

„Recht gern!“

„Wir machen die Hundert voll, und ſehen, wie es hernach geht.“

„O ja! — Wenn aber nun mein raſches Blut, wenn Fantaſie, wenn Träume, wachend und im Schlaf —“ —

„Nein, nein! Man muß ſo etwas nicht hinweg raiſonniren wollen. Die Vernunft hat keine Stimme der Uebertäubung bei Erſcheinungen. Ich glaube ſogar, man könnte die erſcheinende Seele erzürnen. — Denn das Erſcheinenkönnen muß doch ohne Schwierigkeit nicht abgehen. Das ſtelle ich mir ſchon vor. Eine Art von Nothdrang muß obwalten, den Geiſt zu ſo etwas zu beſtimmen.“

„In dieſem Falle freilich. —“

„Der Fall iſt auch nicht unerhört, denn es erzählt der heil. Cyrillus —“

„Ich lege das Geld für die hundert Seelen-Meſſen in Eure Hände, und hoffe —“

„Werde alles beſtens beſorgen —“

„Und ſollte ein Gebet für mich —“

„Natürlich!“

„Eine Buße —“

„Wofür?“

„Ihr ſeht ich bin jung — frei — lebhaft —“

„Je nun! Das machen wir im Beichtſtuhle ab. Die Bußen laſſen ſich dort bequemer beſtimmen. Es iſt, als fiel alles das, in loco secreto, einem weit beſſer und ſchicklicher ein, als auf dem Sopha. — Ich erwarte Euch alſo morgen in dem Beichtſtuhle. Fällt Euch ſonſt noch etwas ein, ſo können wir dort alles reguliren. Frommen Herzen fehlt es nicht an guten Entſchließungen. Und wer kann merken, wie oft er fehle!“

Serena nahm Geld aus ihrer Schatulle, und gab's mit einem tiefen Knix dem Pater. Er gab ihr ſeinen Seegen und ging. Serena aber befahl anzuſpannen und vorzufahren.

„Ich bin — ſprach ſie, der Dame, die bei mir war, einen Gegenbeſuch ſchuldig, den ich gleich ablegen will. Es iſt die Schweſter des Miniſters, man muß ſie veneriren, ſo lange es nöthig iſt. — Wo aber wird Lionardo ſich hinbegeben?"

„Ich bin zu einem Abendſchmauſe gebeten, der nicht zu verſäumen iſt."

„Aha! — Aloiſia! Hut und Schleier. Du begleiteſt mich."

Als Aloiſia das herzuholen ging, ergriff Serena Lionardo's Hand und blickte ihn ſeufzend an. — Er fragte:

„Habt Ihr die Erſcheinungen wirklich?"

„Wirklich. — — Wenigſtens ſtellt ſie meine rege Fantaſie mir vor."

„Möglich! — Aber Euer Gemahl iſt doch als guter Chriſt geſtorben, auf ſeinem Lager —"

„Ja wohl! — Doch wer weiß —"

„Was er etwa auf ſeinem Gewiſſen hatte? Was er ſagen will? So meint Ihr's vielleicht?“

„Der Tod iſt ſtumm. Das iſt es eben! Wer will's wiſſen!“

Auf ihrer Harfe ſprang platzend' eine Saite. Mit einem tiefen Schreckensruf ſank Serena auf die Ottomane. Lionardo ergriff ihre Hand. Herz und Pulſe klopften heftig, gewaltſam hob ſich ihr Buſen. Aloiſia trat ein, ſprang erſchrocken nach Ohnmachtswaſſer, und beſprengte ihre Gebieterin. Sie erholte ſich. Seufzte: „So bin ich nun!“ und ſtieg langſam auf. Lionardo küßte ihr die Hand, und begleitete ſie zu ihrem Wagen.

Nach einem kurzen Verweilen daheim, ging er, wohin er gern ging, in die Taberne, wo oft mehr zu erfahren war, als er in andern Geſellſchaften erfahren konnte. Roſaura war eben nicht ganz heiter und die eine Tafel ſaß voll trinkender Gäſte, die in einem, wie es ſchien, politiſchen Geſpräch begriffen waren. Der eine Sprecher dieſer Geſellſchaft, eine markirte, hagere Figur aus Palermo, ſprach:

„Was wollt ihr wohl? Wer will denn die Carbonari-Entſtehung von 1815 her datiren? Das iſt nichts. Sie iſt viel älter. Das hat mir der Canonikus Veri erzählt und bewieſen. Schon 1786 exiſtirten die ſogenannten Schwarzen. Dieſe ſind des Carbonari-Bundes Stifter. Im Buche Rinaldini könnt ihr leſen, wie und wo die Schwarzen ihr Weſen trieben. *) Ihre Verbindung war ganz gegen den Staat gerichtet. Sie nannten ſich Richter im Verborgenen,

---

*) Rinaldini, 2. Th. S. 63. 3. Th. S. 59. 190. 4. Th. S. 43. 51. Traduct. de Mr. de la Marre. 1802.

wollten die Convenienzen vernichten, das Gleichgewicht der bürgerlichen Verfaſſung herſtellen, wie ſie und was noch alles ſagten und thun wollten. Die Regierung war dieſen Gleichheitsſtiftern auf der Spur, und ihr Bund verkroch ſich in's Finſtere und in die Berge. Schwarz aber blieb er immer, und dauerte im Stillen fort. So wuchs das Kind heran, und nun hat es einen Namen. — Seht ihr, ſo iſt es! Der Canonikus hatte tüchtig nachgegrübelt und war all dem Weſen auf die Spur gekommen."

„Nun ſagt mir aber nur, — fing ein anderer an — was es in den Gebirgen von Remata in Sizilien giebt?"

Das will ich euch ſagen, — fuhr der erſtere wieder fort. — Dort liegen ein Paar Schlöſſer, die der Gräfin Mortagne

---

*) Rinaldini. 2. Th. S. 98. 104. 126.

gehörten, die das Unglück hatte, den valoroso Capitano Rinaldini zu lieben. Dieſe hat ſie verkauft, als ſie mit Rinaldini's Vater und ſeiner Mutter nach Spanien ging. Nun treibt auf jenen Schlöſſern der Sizilische Carbonari-Bund ſein Weſen."

„Und bei dem einen Schloſſe fiel Rinaldini?"

„Dort fiel er, als er kaum erſt ſeinen Sohn *) gefunden hatte, der den Vater nicht kannte."

„Wo der Sohn nur hingekommen ſeyn mag!"

„Er ſoll unter den Guerillas in Spanien gedient haben, und in einem Gefecht geblieben ſeyn."

„Ich habe gehört, er lebe noch und ſey in Sizilien oder in Neapel. Ja, man ſagt

---

*) Rinaldini, 6. Th. S. 180.

ſogar, er ſey in Pantaleria geweſen und habe dort die Villa ſeiner Mutter verkauft.“

„Eine ſonderbare Geſchichte war es, auf jeden Fall, mit der Verliebung.“

„Das geht ſo! das tollſte Zeug in der Welt fällt in der Liebe zwiſchen Weibern und Männern vor. Und beſonders die Weiber, — die fangen es recht drauf an, die ſonderbarſten Comödien zu ſpielen. Wenn einer ſich nur oſtendirt, ſo gefällt er, wenn es etwas Seltenes iſt, er ſey nun ein Räuberhauptmann, oder Seiltänzer, ein Comödiant, ein Springer, ein Klopffechter, ein Mohr, ein Kaſtrat, ein Türke oder ein Neuſeeländer. Ja der Teufel ſelbſt hat ja ſeine Liebchen auf der Erde. Manche Hexe iſt ſo ſchön, daß ſie wohl Miniſterin werden könnte, wenn die Miniſter nicht mehr zu thun hätten, als ſich nach hübſchen Geſichtern umzuſehen. — Glaubt nur, dieſe Herrn ſtecken jetzt recht in der Klemme.“

„Wißt ihr was, laßt ſie ſtecken. Sie werden ſchon zuſehen, wie ſie herauskommen. — Kommt an unſer Geſchäft!“

„Was die Kerle alles wußten! — fing Roſaura an, als ſie fort waren. — Von Rinaldini kamen ſie auf die Schwarzen, auf die Carbonari, auf die Gräfin Mortagno, auf die Weiber, auf die Hexen, und auf den Teufel!“

„Spuorcioni!“ —

„Aber das muß doch gewiß wahr ſeyn, die edle Grafin Mortagno —“

„Sie war ein ſehr intereſſantes weibliches Weſen, — ſagte der Braunrock, als er eintrat; — ein zartes, feines Gebild, das man eben nicht blendend ſchön, dennoch aber intereſſant und reizend nennen konnte.*)

---

*) Rinaldini. 2. Th. S. 67.

Sie hatte viel Geiſt und ein erſtaunend ſchnell einnehmendes Weſen. Ihre Augen waren voll ſanften Feuers; zierlich von der Stirne herabſteigend ihre Naſe. Ihr Kopf war üppig ſchön umlockt. Um ihre Lippen ſchwebte ein heiterer Zug, und wenn ſie lächelte, gruben zwei Grübchen in Kinn und Wange ſich ſo niedlich ein, daß man die Blicke darein verſenken mußte, man mochte wollen oder nicht. Eine ſehr ſchöne Hand begleitete ihre Worte mit herrlichen Geſten, und Ausdruck war ihr ganzes Weſen, wenn ſie ſprach. Sie hatte eine ungemein ſchöne und erfreuliche Haltung, ſchwebend war ihr Gang, harmoniſch ihre Stimme. Mehr ſchlank und zart war ſie gewachſen, als feſt und ſtark. Eine wirklich hohe Sinnlichkeit ſchwebte über ihr ganzes Weſen, das nur Liebe in der ſchönſten Harmonie zu ſeyn ſchien und gewiß auch war."

„Eine ſchöne Frau!"

„Ei, das will ich meinen!"

„Ihr habt ſie gekannt?"

„Das hörſt du! — Als ſie ihr Herz an Rinaldini verlor, wußte ſie nicht, wer er war, da er einen andern Standes-Namen führte. Sie hat ihn herzlich geliebt, und ſelbſt in Pantaleria ſich ganz liebend übertroffen, als ſie leider wußte, was ihr Geliebter war. — Uebrigens war Rinaldini ein ſchöner Mann, Ein herrliches Roth ſtrahlte von ſeinen Wangen; die hellſten braunen Augen lagen wie ſanfte Sterne in ſeinem Geſichte. Sein Gang war edel, feſt und keck. Er hatte ſo das recht, was Weibern gefallen kann."

„So ungefähr, — lächelte fragend Roſaura, — wie der Herr Marcheſe hier?"

„So ziemlich. — Du findeſt alſo, daß unſer Freund auch den Weibern gefällt? — Ei, Roſaura! Das mußt du ihm nicht ins Geſicht ſagen. Er glaubt es ſonſt ſelbſt.“

„Ich denke, — ſagte Roſaura freundlich, — er weiß es ſchon.“

„Ach! — rief Lionardo aus, — ſpaßet ſo viel ihr wollt. Ich habe ſo viel mit meinem Ernſt zu thun, daß ich dergleichen Spaßhaftigkeiten wohl ertragen kann. — Ich bin nicht mehr ſo heiter geſtimmt wie ſonſt. Frei und luſtig wollte ich mich gern bewegen in Neapel, wie ein Fiſch in ſeinem Elemente, und es geht nicht. In ſanfter Ruhe wollte ich mich berauſchen von den ſüßen Eindrücken der Natur, wollte herabblicken vom Veſuv in die ſchöne, herrliche Welt unter ihm, wollte im tanzenden Nachen umherſchweben von Golf zu Golf, wollte umherwandeln, mit frohem Sinn, in den herrlichen Gärten der Heſperiden um Portici — und es ſoll nicht ſeyn!“

„Das liegt an Euch ſelbſt! Ihr ſeyd doch ſonſt ein Mann, der ſeinen Lebensgenuß nicht verachtet, alſo dächte ich, es könnte Euch nichts ſo betrüben, daß es Euch erſchütterte. — Des Lebens Eſſenz iſt empfinden und genießen. In dieſem Ringe ſchwebt unſer wahres Daſeyn. Das müſſen wir ſuchen, mit der höchſten Feinheit und Reinigkeit unſerm Weſen einzuverleiben.“

„Hört doch einmal, Signor! — lächelte Roſaura; — Habt Ihr nicht ſchon einmal über dieſes Thema Collegia geleſen?“

„Noch nicht. Euch beiden aber will ich jetzt, da ich eben bei Laune bin, ein Collegium leſen über Empfindung und Genuß; denn auch in der Empfindung liegt Genuß der Seele und des Herzens; vom Körper will ich gar nicht ſprechen.“

„Ihr werdet muthwillig!“

„So arg nicht, wie du es werden kannſt; denn ich bin kein Mädchen. — Der Muthwille iſt, wie die Neugier, der weiblichen Natur angeboren, ſonſt wärt ihr keine Weiber.“

„Ei der tauſend, Herr Profeſſor! Auf welcher Univerſität habt Ihr denn ſtudirt?“

„Auf dem Univerſo der Welt; und da docire ich auch. — Ich will dich unterrichten, und wenn du gleich ein Mädchen biſt, die nicht unterrichtet ſeyn wollen; aber ſelbſt belehren mögen ſie. Es giebt kein Weib, das nicht gern docirte, wenn es nur halbweg dazu Gelegenheit giebt. — Predigen mögt ihr alle gern.“

„Wie der Pater Saverio brächte ich es doch nicht heraus!“

„Auf andere Manier eben ſo gut. — Jetzt ſtrenge dich einmal an. Lies dem Marcheſe den Text, erbaue ihn mit zierlichen Worten, begleite dieſelben mit anmuthigen

Geſten, rühre ihn, gebrauche deine Augen, und je wortarmer du biſt, deſto gebehrdenreicher werde.“

„Was ihr auch thun mögt, — ſagte Lionardo, — mich ſtimmt ihr doch nicht um. Das Leben iſt ein Etwas, das ſich nicht drehen und wenden läßt, wie man will. — Wer giebt uns den Zauber unſerer Kindheit zurück? —“

„Ach! wenn ich davon ſprechen wollte!“

„Es iſt damit wie mit den Tageszeiten. Was man an denſelben Schönes genießen kann, genießt man nur des Morgens und des Abends, beim Kommen und Scheiden des Tages. — So iſt es auch mit dem Menſchen. Sein Morgen und ſein Abend lehrt ihn uns kennen. Die Mitte ſeines Lebens decken ſtets trügliche Schleier.*)

---

*) Rinaldini 4. Th. S. 26.

— So geht es mir. — In Pantaleria hätte ich bleiben ſollen. Ach! die Stille dieſes friedlichen Eilands zieht mich allmählig dorthin zurück. Dort nur wohnt Segen und Ruh.*) — In Neapel wird die Luft ſo ſchwer und drückend, daß ich mich ganz beengt fühle. Hinaus, hinaus wünſche ich mich, und wär es aus der Welt.“

„Ach! redet nicht vom Hinausgehen aus der Welt! Bleibt in derſelben und genießt das Leben. Wollt Ihr aber hinausſchiffen nach Pantaleria, ſo nehmet mich mit, ich will Euch haushalten, Euch etwas vorſingen, wenn Ihr mürriſch ſeyd, und — das iſt doch wirklich alles, was man thun kann, — will geduldig Eure Launen ertragen, — ſagte Roſaura, fuhr ihm mit der Hand über's Geſicht, und fragte lächelnd: — Verlangt Ihr mehr?“

---

*) Rinaldini. 3. Th. S. 154.

„Ach, Roſaura! Wenn es damit abgethan wär!“

Ein Polizei-Offizier trat ein und fragte: „Sind Fremde hier?“

„Hier ſind nur Neapolitaner zu ſehen;“ — antwortete Roſaura ſich verneigend.

„Der Offizier ging und ſie fragte ziemlich verlegen.

„Was heißt das?“

„Es bricht, ehe wir's ahnen!“ — rief der Braune aus.

Tomaſo winkte ſeinem Herrn zu. Dieſer ging zu ihm und verließ die Taberne. Erſchrocken rief Roſaura aus:

„Was giebts?!“

Lionardo wurde in einem Billet von Serenen erſucht, zu ihr zu kommen. Er ging. Zwiſchen zwei Buden hervor ſchlüpfte Luzia, und gab ihm ein Briefchen: Es war von Andorenen. Er las:

Innigſt geliebter Lionardo!

Es iſt mehr als zu ſehr Gewißheit, zu glauben, daß man es weiß, daß du dieſen Abend erwartet wirſt. Wie es verrathen worden iſt, wer es verrathen hat, iſt nicht zu erforſchen. Du kommſt alſo nicht, da wir nicht wiſſen, was erfolgen, was dir und mir geſchehen könnte. Da ich aber dich ſprechen muß, ſo iſt alles ſo eingerichtet worden: Ich gehe morgen ſehr früh, in die Meierei unſers Kloſters. Dort wirſt du mich finden und dort hoffe ich dich zu ſehen. — Ach! laß mich nicht warten! denn ſchon jetzt droht die Ungeduld, mich zu verzehren. Wüßteſt du, wie mir iſt, was in meinen Herzen ſich regt, wie ängſtlich und erwartungsvoll ich bin, du könnteſt kaum den Morgen erwarten. Aber er

wird kommen, und du auch zu deiner
Andorena.

Er riß ein Blatt aus ſeiner Schreibetafel und ſchrieb mit Bleiſtift darauf:

„Und Andorena fragt noch: Ob ich komme? — O! und müßte ich durch die Hölle wandern, ich muß in's Paradies, zu dir, zu meiner mir Ewigtheuren. Lionardo.

Das Blättchen mit einer Oblate geſiegelt, gab er der harrenden Iris, genannt die getaufte Chriſtin Luzia, und ſagte:

„Beſtelle dieſen Brief, und bringſt Du mir einige Zeilen, geſchrieben von Andorenen ſelbſt, daß ſie die meinigen erhalten hat, ſo bezahle ich Dir drei Dukaten Botenlohn."

„Mein Herr! — ſchrie ein Bajazzo ihm zu, — ich will des Todes ſeyn, wenn ich Euch nicht kenne; aus Spanien her. Und hier die ſchöne Caſtilianerin werdet Ihr gewiß auch noch kennen. Sie hat indeſſen viel gelernt, iſt ein paar Jahre älter geworden, ſteht jetzt noch vor der Spitze der Blüte ihrer Zwanzig und iſt, ohne Streit, die geſchickteſte Springerin und Reiterin des Königreichs.“

„Sie war's, die ſchöne Tänzerin Diana. Schwebend auf dem Seile, leicht wie ein Zefir, zierlich wie eine Nimfe im Tanz, flog ſie auf und ab und entzückte Herz und Sinnen der gaffenden Menge. Der luſtige Bajazo gab ihr ein Zeichen, ſie ſprang vom Seile, eine andere Künſtlerin folgte ihr und kaum hatte ſie den Schweiß ſich von der Stirn getrocknet, als ſie mit der lieblichſten Anmuth ihrem Freund Lionardo, ſich verneigend, einen Kuß zuwarf. Lionardo grüßte ſie lächelnd, reichte ihr die Hand, und rief ihr zu:

„Willkommen, in Neapel! — Schon lange hier?“

„Seit vorgeſtern. — Wie freue ich mich, Euch wieder zu ſehen. Ich habe recht oft an Euch gedacht. Zwei Jahre werden es nun ſeyn, daß wir uns nicht geſehen haben. Ihr ſollt jetzt ſehen, was aus mir geworden iſt! Das ſechszehnjährige Diänchen iſt zur achtzehnjährigen Diana geworden.“

„Wo hat ſie ihren Endymion?“

„Vielleicht weilt er hier. — — Sie ſucht ihn noch. Sehet Ihr ihn, ſo ſchickt den Endymion der harrenden Diana zu. Bei Mondenſchein ſoll's gar ein ſüßes Küſſen ſeyn.“

„Man ſagt's!“

„Wir wollen's glauben, bis wir es erfahren. — Ich denke wir haben noch gar vielerlei zu ſprechen. Jetzt muß ich reiten. Verlaßt mich nicht und ſeht mit an, was jetzt das Mädchen kann, die Ihr ſonſt einmal die Blume der Erwartung nanntet.“

Leicht ſchwang ſich Diana, als ſie das geſagt hatte, aufs Roß und jagte in reizender Anmuth im Kreiſe herum. Dieſes feine Drehen und Wenden, dieſes zierliche Schweben und Hüpfen, dieſes raſche Springen im künſtlichſten Gleichgewicht bezauberte alle Zuſchauer und Bravo! Bravo! tönte ihr von allen Ecken zu. Schwebend, wie ein Engel, ſtand ſie nur mit einem Fuße auf dem Sattel des ſchnaubenden Roſſes, bog ſich im gefälligſten Ringe bald hier-, bald dorthin, bald vor, bald zurück, leicht wie die ſchwebende Göttin der Nacht, gefällig wie eine leichtgeſchürzte Nimfe, und ſo oft es geſchehen konnte, fielen ihre Blicke auf Lionardo. Endlich warf ſie neckend und raſch ihm ihr Schnupftuch zu und ſprang vom Pferde. Ermattet lehnte ſie ſich an eine Säule des Gerüſtes mit klopfendem Herzen und ſchwebendem Buſen, nahm lächelnd ihr Schnupftuch, das er ihr reichte, aus Lionardo's Hand zurück und liſpelte:

„Ich danke! — So bin ich nun! Und, ſo erfreut bin ich, Euch wieder zu ſehen, daß ich, wenn es ſich ſchickte, mich lieber in Eure Arme werfen, als mich an dieſe Säule lehnen möchte. — Mit meinem Tanzen iſt es heute nun vorbei. Ich werfe meinen Mantel um, gehe mit Euch, wenn Ihr wollt, in jene Kirche und danke Gott, daß ich Euch wieder gefunden habe.“

„Hatteſt Du mich denn verloren?“

„Ihr wart ja doch, wie verſchwunden, aus Madrid fort, wir wußten nicht wohin. Auf einmal hieß es: Er ſteht in Liſſabon und will in Portugall ſein Heil verſuchen. Nun ſehe ich auch, Ihr tragt die Uniform der portugieſiſchen Engländer. Doch in Neapel Euch zu ſehen, daran hätte ich nicht gedacht. Aber ſolch ein unvermuthetes Finden iſt unbeſchreiblich angenehm!“

„Gewiß!“

„Gewiß? Und, das ſo kalt? — Ich ſollte mich wahrhaftig gar nicht ſo freuen. Geht! — Her, Euern Arm und mit mir in die Kirche. Das Weihwaſſer reicht Ihr mir doch?“ —

Stolz auf den ſchönen Führer blickend, ſchwebte die Liebliche an ſeinem Arm in die Kirche. Dort traten ſie ein, als die Muſik begann. Für's Herz geht doch nichts über die Muſik. Neigen muß ſich vor ihr jede Kunſt. Wie die Seele, geht ſie unſichtbar heraus aus dem Menſchen, hinweg über die ſichtbare Welt und wirket elektriſch ſanft in ſein Inneres.

Diana kniete nieder; Lionardo hinter ihr. Sie betete ziemlich laut und ihre ſanfte Stimme miſchte flehend ſich in die ſchwebenden Töne der gefälligen Akkorde.

Dennoch war da nichts Todtes, nichts, das ſtill ſtand, und ins Sterbende überging.

Das Element der Muſik iſt Bewegung, iſt hohe Harmonie. Ach! es iſt das ewige, unwandelbare Ziel des Schönen, nach dem Pſyche hier mit gebundenen Fittigen ſtrebt. Nichts in der Welt giebt ſo rein den Abdruck der innerſten Empfindung wieder und nichts weckt ſo allgewaltig Erhebung und Gefühl. Gewiß, Empfindung iſt Zweck der Muſik, und ihre einzige Schöpferin, Liebhaberin und Geliebte zugleich. Alles andere iſt Phantaſie und Luftgeſpinnſt. Die Wirklichkeit ruht im Empfinden und die Iris der Geliebten; iſt ſanft wie ihr Himmelsbogen, die Muſik.

Diana ſtand auf, Lionardo mit ihr. Als ſie aus der Kirche trat, ſprach ſie:

„Ich bin gewiß recht fromm geweſen und habe viel und herzlich gebetet. — Mir iſt ſo wohl! Ich kann's gar nicht beſchreiben. Warum bin ich nur ſo froh? Warum hat lange Zeit mein Herz nicht ſo ſanft geſchlagen, als jetzt?“

„Weil ich bei Dir bin.“

„Wahrhaftig, ich glaube das ſelbſt! — Wie angenehm das Wiederſehen auf mich gewirkt hat, kann ich nicht beſchreiben. Und auf Euch? —“

„Mich hat die Freude beinahe ganz ſtumm gemacht.“

„O! Ihr kalten Männer! Was wißt ihr von Empfindung. Reflexion iſt es, was ihr Empfindung nennt. Um zu empfinden, muß man ſich ganz vergeſſen. Das könnt ihr weiſen Herrn der Schöpfung nie, wenigſtens in der Liebe nicht.“

„Aha!“

„Ja, ja! — Ich bin ganz außer mir, Euch wieder zu ſehen, und Ihr habt für mich nichts als ein: Aha!“

„Was weiter, ſchöne Diana?“

„So etwas, das, — wenn es auch nicht iſt, wenigſtens der Empfindung gleich ſieht.“

„Du biſt unbillig!“ — Um den Hals fallen möchte ich Dir, mit Küſſen möchte ich Dich erſticken —“

„Aha!“

„Aber, auf der Straße, ſo öffentlich — Sey nicht ungerecht, Diana! Was ſoll ich thun?“

„Ich habe keinen waghaften Schritt gethan, keinen Arm, keinen Fuß ausgeſtreckt, ich habe an Euch gedacht. Und jedes Bravo, das mir ertönte, ſandte ich zu Euch. Es ſcheint Euch keins angetroffen zu haben.“

„Du kennſt ja das Incognito von dergleichen Dingen!“

„Immer noch wie ſonſt! So lakoniſch hier in Neapel, wie ehemals in Madrid. — Wißt Ihr noch, als ich zum erſtenmal auf dem dreifachen Seile tanzte, und es gut machte, daß Ihr damals Verſe auf mich machtet? — Ich habe ſie noch. — Wie ſollte ich nicht an Euch gedacht haben! In den Verſen hieß es:

Und mit jedem Deiner Zauberſchritte
Schweb um mich ein ſanftes Weh'n.

Wenn's nicht geſchehen iſt, kann ich nichts dazu! — Ihr Dichter ſagt freilich zuweilen viel, wobei ihr wenig denkt, aber von meinem lieben Herrn Marcheſe glaube ich das nicht. — In dieſem Hauſe wohnen wir. Vergeßt das Haus nicht, oder wenigſtens nicht mich."

Lionardo küßte ihr die Hand und wollte antworten, als Arcinato zu ihm trat. Er rieth ihm, behutſam zu ſeyn, da die Polizei auf einmal aufwache, und dem Pater aus dem Wege zu gehen, der ein Spion des Erzbiſchoffs ſey. — Aloiſia kam auf beide zu. Lionardo folgte ihr.

Serena lag auf dem Sofa und klimperte auf der Guitarre das beliebte Liedchen von dem Teufelchen in der Kohlenkammer. Da ſie hörte, Arcinato habe mit ihm geſprochen, ſagte ſie zu Lionardo, ſie habe zu dem Geſagten nichts hinzu zu ſetzen, und bat ihn, mit ihr zu ſpeiſen.

„Ich bin, — ſagte ſie, — in der Kirche, wo ich war, ſehr andächtig geweſen, und ich glaube, Ihr waret es auch.“

„Ach ja! — die herrliche Muſik hat mein Inneres gewaltig erregt.“

„Darum mußtet Ihr Euch anhalten. — Darf man wiſſen, wer die Schöne war, der Ihr Euern Arm gegeben hattet, daß ſie Euch Muſiktrunkenen leiten konnte?“

„Ich kenne ſie aus Madrid her. Es iſt die Kunſtreiterin Diana, genannt die Schwebende.“ *)

---

*) Suspendida.

„Sie ſchwebte auch wahrhaftig recht tänzermäßig neben Euch her. — Iſt ſie ſchön? hübſch?“

„Ach ja!“

„Ein wenig olivenfarbig, wie die Spanierinnen alle? Weiße Zähne? ſchwellende Lippen? feurige Augen?“

„Sie kann ſich ſehen laſſen.“

„Darum tanzt ſie ja. — Wenn ich ein Mann wär, ſolch eine Geliebte möchte ich haben, die allgemeines Aufſehen erregt! — Eine Blume, die öffentlich prangt, erregt öffentliche Bewunderung; die, die im Zimmer blüht, welkt ſo im Stillen hin, nur von wenigen geſehen. Das geht ſo, wie in der Ehe. Glücklich, wenn die Kette noch ein Blumenband iſt! Sie duftet wenigſtens. Es iſt der Fremden wegen, die eben eintreten. Den Geruch haben ſie umſonſt und können ſich daran ergötzen. — Es giebt wenig Ehen, in welchen die Liebe dominirt.

Bei freien Verbindungen, würde das alles ganz anders ſeyn. Welch Gefühl für einen Mann, welch ein Stolz für das Weib, ungeſtört in einem Herzen zu thronen, und durchs ganze Leben an Einer Hand zu wallen, die die Liebe gab, und einzig die Liebe in einander verſchränkt hält. Muß man denn eben vor den Altar treten, um ſich getreu zu ſeyn? — Jung ſchließen die lieben Eheleute ſich an einander an und empfangen ein Bedürfniß, das vorher ihnen fremd war. Die erſten Jahre fliehen dahin, die Charaktere entwickeln ſich im Freien der Welt, und ſie ſehen ein, ſie ſind gar nicht für einander geſchaffen. Was hilft's aber? die Eltern wiſſen, ihnen iſt's auch nicht anders gegangen, und der Prieſter hat einmal Amen geſagt. Sie ſind alle froh, daß es vorüber iſt. Nun ſeht ihr zu, wie es gehen wird! — Die Sinne haben ſie überraſcht, die Augen haben ſie verführt, Irrlichter tanzten um ſie her, und ſie ſahen ſich in Ketten. — Heißt das nicht mit der Glückſeligkeit ſein Geſpött treiben? — Ja, und wenn es keinen Trieb der Neuheit gäb! — Wer mag es begreifen, wie man ſich tyranniſiren laſſen kann? Da ſtehen die gebundenen Roſſe an der Krippe! Nicht einmal eine Kunſtreiterin kann ſie gebrauchen. Selbſt Eure ſchöne Schwebende nicht. Nicht wahr?"

„In der That! Ihr ſeyd ſehr bei Laune! Und ſchöne Weiber ſieht man zwiefach gern in ſolchem Humor."

„Nennt's Wahrheit, was ich ſagte. Eine Ehe iſt ein klägliches Luſtſpiel ohne Plan. — Ich war auch verheirathet! — Glaubt Ihr, daß ich gern daran denke?"

„Es iſt gewiß am beſten, an gewiſſe Sachen gar nicht zu denken!"

„Wohl wahr! — Aber das iſt ein Kunſtſtück. — Das Denken an etwas drängt ſich da am erſten auf, wo es unwillkommen iſt. Es iſt ein ungebetener Gaſt. Dergleichen Dinge ſollte man auf's Seil ſchicken. Wenigſtens kämen ſie da auf's Narren-Seil. — Marcheſe! Geht mit hundert Schwebenden um, ſeyd fröhlich und vergnügt mit ihnen, liebt ſie ſogar recht herzlich und laßt euch eben ſo herzlich wiederlieben, tauſcht Neigung aus gegen Neigung, Zärtlichkeit um Zärtlichkeit, — Ihr werdet Euch dabei recht wohl befinden. Wenn Ihr wählt und wählt, um Euch ſelbſt zu binden, ſo bindet Ihr ein Weſen zugleich mit Euch, das bald auch einſieht, daß nicht ein bloßes Schnürbruſtband ſie zuſammenhält. Ach! Schnürbrüſte ſind abzulegen, frei iſt der Buſen unterm Gürtel mit ſelbſtgefälligem Zwange zu halten, aber ſolche Amen-Zwinger durchbricht nicht leicht ein Ehe-Delinquent."

„Ihr wart nicht gut vermählt?“

„So, ſo! — Es war aber Ehe.“

„Und dieſe drückt?“

„Verſucht es nur! — Nein, verſucht es nicht. Ich bin nicht böſe genug, um Euch etwas Böſes zu wünſchen. Weicht der Mittags-Schwüle aus, labt Euch am friſchen jungen Morgen und an der ſanften, ſchweigenden Nacht. — Nicht wahr, Diana heißt die Tänzerin? Ihr wißt ja, was die Göttin dieſes Namens that.“

„Sie erleuchtet und erquickt.“

„Das wird die Namens-Schweſter auch thun. — Denn mitleidig iſt ſie ganz gewiß! — Ich möchte euch beiſammen ſehen und belauſchen.“

Aloiſia meldete einen Maler an, von dem ſich Serena wollte portraitiren laſſen.

Die Ehefreigeiſtin gerieth mit dem Maler in ein Kunſtgeſpräch, welches derſelbe mit

Freuden aufnahm. Lionardo gab Serenen das Zeichen eines dringenden Logengeſchäfts, was dieſelbe um ſo lieber glaubte, da ſie denken konnte, es ſey daſſelbe mit Arcinato verabredet. Sie beurlaubte ihn und indem er ihr abſchiednehmend die Hand küßt, lispelte ſie ihm lächelnd zu: Suspendida! Er antwortete mit Unione! Sie erwiederte laut auflachend: Sicuro! *) Er ging.

Im Vorſaale ſtand Aloiſia und neben ihr Roſaura. Sie hatten ſich ſo ſehr in ein leiſes Geſpräch verwickelt, daß ſie erſt den Marcheſe ſahen, als er nach der Thür griff.

„Ei! — rief Aloiſia aus: — So bald geht Ihr ſchon?“

Er drückte ihr das Kreuz in die Hand, ſie lächelte und ſagte kein Wort. Roſaura

---

*) Rinaldini, Traduction p. Mr. de la Marre. P. I. p. 176.

zerzupfte verwunderungsvoll eine Roſe, und ſagte, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich ſagte:

„Ich kann nichts dazu!“

Da ſagte Lionardo: „Das iſt ſchade!“

Roſaura aber fragte: „Reitet denn Morgen die Caſtilianerin wieder?“

„Ich denke!“ — lächelte Lionardo und verließ den Saal.

Er fand daheim einige Zeilen, die ihm ſagten, daß Andorena das Billet erhalten habe und dabei lag eine Warnung, ſich ja nicht bei dem Claren-Kloſter blicken zu laſſen. Luzia kam bald darauf ſelbſt und holte das ihr verſprochene Botenlohn ab. Lorenzina ließ ihm ſagen: Im Kloſter ſey alles in Beſtürzung. Der Pater Saverio habe ein langes und hartes Geſpräch mit der Aebtiſſin gehabt.

„Ich meine, ſagte Luzia, die geiſtlichen Herrn fürchten die Carbonari. Ich denke aber immer, ſie werden denſelben doch nicht entgehen können; denn dieſe ſchwarzen Vögel können ihresgleichen nicht leiden. — Doch kann man nicht wiſſen, wie es kommen wird.“

Lionardo ſteckte ſeinen Gartenſchlüſſel zu ſich, und ging, um in's Freie zu kommen, und den ſchönen Abend zu genießen, nach der Pinien Höhe zu, vor dem Hauſe vorbei, in welchem Diana wohnte. Sie ſtand unter den Säulen bei der Hausthür und Lionardo, auf ſie zugehend, fragte: Ob ſie mit ihm den ſchönen Abend genießen wolle? — Gleich holte ſie Schleier und Mantel, ſagte: „da bin ich! —“ reichte ihm die Hand und ging mit ihm fort. — Gleichſam, wie jedes mit ſich ſelbſt beſchäftiget, gingen beide ſtill neben einander her, und gewannen bald das

Freie, wo ihre Herzen ſich, als gäb es hier Ruhepunkte, mit tiefen Seufzern lüfteten, und leichter ihr gepreßter Athem wurde.

„Ach! welch ein ſchöner Abend!" — liſpelte Diana. Lionardo drückte ihr, tiefaufathmend, ſanft die Hand.

Die Gegend ſchwamm in lauer Abendluft und ſanfte Kühlung ſtieg erfriſchend aus den entfernten, plätſchernden Fluten der hohen rauſchenden Fontainen. Ein Stern nach dem andern trat am azurnen Aether auf. Wogend, in herrlicher Pracht ſtieg nun der Mond herauf und überblinkte hold die Höhe, wo in den Gärten, durch das angeſtrahlte Laub, Pomeranzen und Zitronen golden hervor blickten.

Lionardo öffnete die Thür. Sie traten in den Garten angehaucht von ſüßem Blüthen- und aromatiſchen Blumenduft.

„Sieh! — ſagte Lionardo und hob ſeine Hand gegen den herrlich erblinkenden

Mond. — Sieh Diana, deine Schweſter! Wie ſie ſo ſanft und herrlich ſtrahlt!"

Sie ſchmiegte ſich lächelnd an ihn an. Er umarmte ſie zärtlich, drückte einen ſüßen Kuß auf ihre ſanft geöffneten Lippen, den ſie in froher Wiederholung feurig erwiederte. — Eine duftende Jasmin-Laube nahm beide auf. Himmliſcher Duft strömte dem zärtlichen Paare entgegen. Bald hing, mit ſüßen Empfinden und dahingegeben, Lippe an Lippe. Ein ſüßes, immer ſich erneuerndes Spiel des ſanften Entzückens. Bruſt fügte ſich an Bruſt und hörbar klopften ihre Herzen in ſanft bewegtem Takt. Sie küßte ſein zitterndes Herz. Bald wichen ihres Gewandes Schleifen zurück; ſanft erbebte ſie und ein elektriſches Feuer durchfuhr ſeine Bruſt. Jede Berührung traf wie ein ſanfter Blitzſchlag. Der liebehauchende Athem ſaugte raſch die hinſterbenden Küſſe in ſich und das rege

Leben ſank in ſanften Zauberſchlummer. Still blieb die ſüße Scene.

„Ach, Lionardo! — ſeufzte Diana. — Wie ich Dich ſo ganz liebe! Wie mein Herz ſo ängſtlich fröhlich für Dich in dieſem Buſen ſchlägt!“

„O! welch ein ſchöner Abend! — liſpelte er. — Wie glücklich machſt Du mich! — Ach! haſchen wir den Augenblick, ehe er flüchtig entflieht. Laß uns ſchöpfen aus dem Quell der Freude. Warum wollten wir dürſtend zögern, da jede Flut verrollt?“

„Nein, nein! Du biſt mein Leben! Liebe kann ich nicht von jedem fordern, denn ich kann ſie nicht jedem geben, aber Dir, nur Dir gebe ich alles, was ich habe, und mich ſelbſt. — Ach laß mich bei Dir bleiben!“

„O! welch ein Duften, welche milde Luft! Wie iſt es hier ſo ſchön! — Dieſer ſtärkende, blühende Rosmarin!, Citronen- und Pomeranzenblüthen, die große Agave aus der neuen Welt, die ſüße Flut von Duft — und Dich — o Diana!“

„Selbſt das Vergehen müßte ſüß und angenehm hier ſeyn. — Doch laß uns leben, bei einander leben, in ſüßer Liebe!“

„Dank Dir, Diana, Du über mir, und Du, in meinen Armen!“ —

Spät erſt verließen ſie den Garten. Diana ſchlüpfte in ihre Wohnung und Lienardo warf ſich beglückt und dennoch unruhig auf ſein Lager. Er ſchlief wenig. Der erſte Morgenſchimmer weckte ihn. Er zog eine Pilgerkutte an, nahm Waffen zu ſich und eilte, die Meierei des Claren-Kloſters bald zu erreichen. — Schon zeigte ſich der Purpurſaum der ſchönen Morgenſonne. Lionardo warf zwiſchen hohen Pappeln ſich in das beperlte Gras und ſtammelte empfindend:

„Großes Licht der Welt, goldene Sonne! Wie begrüße ich dich ſo fröhlich und dennoch ängſtlich! Was iſt es, das ſo drükkend mich umſchwebt? Wer lüftet dieſen Schleier? Welch eine Ausſicht ſoll ſich mir zeigen? — — Wahr iſt es, das gewagte Spiel wird ſchneller noch beginnen, als es enden kann, und ich — Habe ich nicht auch die Würfel in der Hand? — Wie? Wenn ich ſie nieder legte, dieſe trügeriſchen Glücksboten? Wer will mir es wehren? — Wenn ich in die ſtille Einſamkeit mich zurückzög, wo ehemals meine Mutter ſich ſelbſt lebte und ihrer Liebe? Wenn ich in den Blumenauen bei Liſſabon des Lebens mich erfreute? -- Warum thue ich das nicht? — — Andorena und — o verrätheriſch klopfendes Herz! — und Diana? — Darf das Glück getheilt werden? Iſt es nicht berechtiget, allein zu fordern was ihm allein gehört, da es ſo verſchwenderiſch giebt? Aber warum ſoll nicht das Glück getheilt werden? Iſt es nur für Einen da? — — Ach! was iſt der Menſch ohne Liebe? Was iſt er, wenn die Liebe ihn beglückt!"

In der Entfernung ſchwebten zwei verhüllte weibliche Geſtalten vorüber, nach der Meierei zu. Lionardo ſprang auf, ihnen zu folgen, und rief aus:

„Das wird Andorena ſeyn!"

Nahe bei dem Hauſe trat die Meierin ihm entgegen und fragte: „Wer wird erwartet?" — „Ich!" rief Lionardo aus. „Und wer erwartet ihn?"

„Die Verſchwiegenheit aus dem Claren-Kloſter.“

Sie führte ihn in den Garten. Aus einer Laube ſchlüpfte, ihn grüßend, Lorenzina an ihm vorüber. Er eilte in die Laube, und Andorena lag in ſeinen Armen.

„O! welch ein frohes Leben mich ergreift, daß ich Dich endlich ſehe, daß ich Dich habe, daß ich in Deinen Armen liege! daß es Gewißheit und kein Traum iſt! Ach, mein Lionardo!“ — rief die Frohe aus.

„Geliebte Andorena!“

„Daß es ſo gewiß iſt, daß Du da biſt, und daß ich dennoch zweiſle, daß es mir iſt, als wär alles nur ein Traum!“

„Beruhige Dich, liebe Seele!“

„Wie wird es mit uns werden?“

Sie ließ ſich auf der Raſenbank in der Laube nieder. Er ſetzte ſich zu ihr, nahm ihre Hand und drückte einen Kuß auf ihre ſchüchtern erbebenden Lippen. Zögernd mit jungfräulicher Schaam, erwiederte ſie dieſen Kuß, und reichte ſeelenvoll ihm den dritten.

„Ach Lionardo! Laß uns ſprechen von dem, wie es werden ſoll. Laß es nicht fern von uns liegen, was uns ſo nahe ſeyn muß. — Mein Onkel, der Erzbiſchoff, iſt nicht dein Freund. O! iſt es wahr, daß du im Carbonari-Bunde biſt, wie er ſagt? — Sey aufrichtig gegen mich, wie ich es bin gegen dich. Rein iſt mein Herz. Es kann ſich nicht verſtellen, für dich nur ſchlägt es ganz allein.“

„Erhalte mir dies liebevolle Herz!“

„Die Tante ſoll, wie ihr Bruder will, das Kloſter zu Neapel verlaſſen, und etwa nach Trapani als Aebtiſſin in ein anderes Kloſter gehen. Wo ſoll ich hin?

„Mit mir zum Altar.“

„O! Lionardo! — Und dann?“

„Nach Pantaleria, von Neapel fort, in eines Paradieſes Einſamkeit.“

„Der Erzbiſchoff hat allen Prieſtern unterſagt, mich einem Manne anzutrauen, den er nicht mich ſelbſt beſtimmt. — Und daß du es nur weißt, ich ſoll, will er, dem Grafen Zurlo meine Hand reichen.“

„Kannſt du das?“

„Nein.“

„Wirſt du das?“

„Gewiß nicht! — Ich liebe nur dich. — Und dich will man mir entreißen.“

„Der Erzbiſchoff iſt nicht allmächtig. — Und was in Neapel nicht geſchieht, was auf Pantaleria nicht geſchehen ſoll, kann doch in Liſſabon geſchehen. Ich bin nicht ohne Freunde.“

„Und der Bund?“

„Ich ſchließe einen Bund mit dir, der mir ſo angenehm iſt, als keiner.“

„Ach! es iſt nicht zu zaudern.“

„Nun wohl! — Willſt du mir folgen?“

„Wohin du willſt.“

Sie weinte! Er küßte ihr die Thränen aus den weit gewölbten ſchwarzen Augen und ſchloß ſie feurig in ſeine Arme. Sie ſeufzte:

„So lange ſchon habe ich dich, — nur immer dich allein geliebt, und nun ſollte ich — einen fremden Mann — Nein! das thät ich wahrlich nicht, und ſollte mir's das Leben koſten! — Führe mich, wohin du willſt. Nur führe mich mit Liebe. — Ich folge dir.“

Seine Küſſe verſchlangen ihre Rede. Sie drückte ihn an ihr Herz mit heißer Zärtlichkeit, feurig erwiedernd ſeine Küſſe. Alle ihre Pulſe klopften vor Freude und Entzücken, und ängſtlich zog ihr Athem ſich zurück.

Da kam Lorenzina geſprungen und rief ganz außer ſich:

„Fräulein! Wir müſſen fort! — Der Pater Saverio iſt da, und ganz gewiß nicht umſonſt.“

„Ach, mein Lionardo! Vergiß mich nicht!“ — rief Andorena, hüllte ſich in ihren Schleier, entriß ſich ſeinen Armen, und eilte Lorenzinen nach, zur Gartenthür hinaus. — Lionardo entſchloß ſich kurz, ſprang über die nicht allzuhohe Mauer und eilte gegen die Morgen-Seite der Stadt zu, indem Andorena mit ihrer Begleiterin gegen Mittag hin nach dem Kloſter flohen.

Plötzlich unter den Pinien ſtand Lionardo ſtill, und mit ſich ſelbſt ſprechend, wie er oft zu thun pflegte, begann er:

„Warum bin ich entflohen? — Ein Pfaffe konnte mich aus meinem Heiligthume verjagen? — Mich? — Warum ſtand ich ihm nicht keck entgegen? Warum ſprach ich nicht? Dies Heiligthum der Liebe kann mir kein Prieſter rauben. Ich laſſe es nicht; Es iſt das meinige. — Nein! Beſſer iſt es zu entfliehen, als durch Unwahrheiten trotzen zu wollen.“

So war er, ziemlich aufgebracht auf ſich ſelbſt, doch endlich wieder in etwas beruhiget, an den Garten der Villa gekommen die dem Hauſe gegenüber lag, in welcher Diana wohnte. Sie ſah ihn, ſprang heraus und zog ihn in den Garten.

„Ach! — ſprach ſie; — Welch eine ſchöne verfloſſene Nacht! Auf meinem Lager lag ich nur allein, und meine Träume und Empfindungen mit mir. Kaum erſchien der erſte Glanz der Morgenſonne als ich erwachte. Da riß ich das Käſtchen auf, das du mir ſchenkteſt, als ich in Madrid dir anfing zu gefallen. — Ich bewahre meine Ringe und was mir lieb iſt, in dem Käſtchen. — Da fand ich das Gedicht von dir; — du weißt es wohl noch? — Endymion und Diana. Wie oft habe ich es ſchon geleſen! Aber, ich las es wieder, und mit Entzücken. — Ach das Gefallen habt ihr Dichter doch voraus, vor uns allen! — Ja, gewiß, ein Dichter muß ein vorzüglicher Menſch ſeyn! Stark ſey ſeine Fühlbarkeit und lebhaft ſeine Fantaſie. Ach, Lionardo! Iſt er das, — wo iſt der Menſch, der, ſo wie er, die geheimſten Pfade kennt, die ihn führen zum Innerſten der Seele? Unter welcher Geſtalt er will ſchleicht ſolch ein Proteus zur Wiege des menſchlichen Lebens und Willens! Mit ſeiner Zaubermacht macht er ſich zum Meiſter des menſchlichen Herzens, hat die Zügel der Leidenſchaften und hält ſie mit ſicherer Hand. Alle Tugenden des geſelligen Lebens, alle Grazien feiner Geſellſchaft ſchweben in den Tönen ſeiner Lyra und entzücken die Lauſchenden. Jedes ſchlummernde Gefühl erweckt er und Frühlingsſonne gießt er in die Seele. — O Lionardo! daß ich dieſen Mann in Dir habe, wie macht es mich glücklich! Einen Dichter zu lieben, welch ein doppelter Genuß im Lieben und im Walten. — Verlaß mich nicht! Meine Seele ſchwebt in meinem Kuß, und verfliegen ſoll ſie eher, als deiner unwürdig ſeyn.“

„Gutes Mädchen! — ſtammelte Lionardo. — Wer ſo empfindet wie Du, kann nie unglücklich ſeyn. —“

„Oder er wird es grenzenlos! — Ach! täuſche mich nicht. Wenn Du mich auch nicht allein liebteſt, liebe mich nur auch. — Es gilt der, die dich ſtärker liebt.“

„Diana! — Kennſt Du die Mythe, die mich, nebſt Deinem ſchönen Schweben, zu meinem Liede für Dich begeiſterte? — Die ſchöne Göttin, der herrlich erblinkende Mond, ſie, die liebe freundliche Diana, führte ihren geliebten Schäfer Endymion auf den Gipfel des Berges Latmos. Da gab ſie ihm den ſüßen Trank des ewigen Schlafes, und trug ihn ſorgſam in eine Felſengrotte. Da liegt er nun, der Ewigſchlafende. Nur die Küſſe ſeiner Cinthia wecken ihn. Und jeden Abend küßt ſie ihn, und er erwacht. Die Morgenröthe kommt, ſie geht von ihm und er entſchlüpft. Der Abend kommt. Die Göttin weckt ihn wieder, und ihre Roſenlippen küſſen ſeine ſanften Seufzer auf. So küſſen ſie ſich ewig. So ſind ſie ewig glücklich. Nie weicht Cinthia von Endymion, ſo lange ihr Stern am Himmel flammt, und ewig bleibt er ihr getreu.“

„O Lionardo! Dieſe himmliſche Mythe!“

„Und Du?“

„Ach! wie dich Diana liebt, liebt Dich gewiß kein Mädchen. — Der Mond —

„O blick hinein und laß im ſanften Rauſchen
Der Wellen ſelbſt Dein Herz im offnen Blick berauſchen!“

„Wird es ſo bleiben?“

„In Deinen Wünſchen liegen Deine Gewährungen.“

„Ach, Lionardo!“

Was ich liebend mir errungen,
was mir Gegenliebe gab,
was die Liebe feſt verſchlungen,
das entkettet nur das Grab!“

Die lauten Trompeten hatten Dianen ſchon zu ihren Roſſen gerufen, als Lionardo in die Taberne eilte, da zu frühſtücken. Der Braune ſaß dort und lachte ihn an.

„Ich müßte kein Phyſiognom ſeyn, wenn ich Euch nicht anſäh, daß Ihr in kurzen

Zeiträumen glücklich wart, daß etwas verſtörendes Euch ärgerte und daß eine ſchöne Hand wieder die Furchen von Eurer Stirn ſtrich.“

„Wohl möglich!“

„Die Kunſtreiterin Diana iſt ein herrliches Mädchen. Bei ſolch einer ſchönen Lehrmeiſterin könnte ſelbſt ein neuer Sokrates Tanzſtunde nehmen, wie der alte bei der Aſpaſia. — Es mag ein ſchönes Beginnen geweſen ſeyn!“

„Ach ja! — Roſaura! Wein.“

„Zögere nicht, du gute Hebe!“ — ſetzte der Braune hinzu.

„Wär ich auch eine Hebe, — ſagte Roſaura, — ſo wär hier doch kein Olymp.

Aber, es iſt hier weder dies noch jenes der Fall. — — Doch, das wißt ihr wohl ſchon, daß der Premier-Miniſter ſeinen Abſchied gefordert hat? — Er, oder die Carbonari. Das hat er ganz bedeutungsvoll geſagt."

„Sey froh, daß Du einen Dolch haſt."

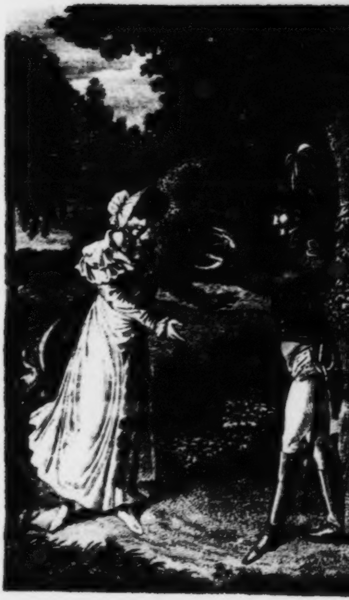
„Da iſt er;" — ſagte eine Stimme.

Ein Offizier der königlichen Garde trat in die Taberne, blickte bedeutungsvoll auf Lionardo, und ſagte:

„Mein Herr! Euern Degen. — Hier iſt meine Ordre, Ihr folgt mir nach St. Elmo."

Ohne ein Wort zu ſprechen, reichte ihm Lionardo ſeinen Degen, leerte ſein Glas, blickte den erſtaunten Braunen und Roſaura, die vor Schreck ſo blaß wie eine Leiche geworden war, ziemlich bedeutend an, ging mit dem Offizier, und ſagte gelaſſen: „Das kommt zu früh. — Lebt wohl!“

Ende des Erſten Theils.



Andorena ist Dein!

Lionardo Monte Bello

oder

der Carbonari-Bund.

Fortſetzung der Geſchichte
des
Räuber-Hauptmanns
Rinaldini
von
[illegible] Verfaſſer derſelben.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
ECKERMANN

Zweiter Theil.
Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1821.
bei A. Wienbrack.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS

Qui propria libertate se spoliat, semper est
cum anxietate.

Seneca.

Lionardo Monte Bello.

Zweiter Theil.

Et post equitem sedet atra cura.
Horat.

Viertes Buch.

In dem ſchönen Zauberkreiſe,
wo ein ſanftes Auge ſpricht,
ſchwebt ſo Etwas ſtill und leiſe;
aber man verſteht es nicht.

In einem Zimmer der Feſtung, wo er eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und die benachbarten Gärten hatte, ſaß Lionardo an einem kleinen Tiſche, den Kopf auf den Arm gelehnt, und überblickte die Gegend. Ganz zerſtreut und unmuthig, hatte er geſchlafen und jetzt ſchien er, ſchauend in die Schönheiten des Morgens und der aufgehenden Sonne, vertieſt zu ſeyn, in die Allgewalt des göttlichen Meeres von Neapel verſunken. Schon erglänzte die Morgenröthe; die Glorie der Sonne. Endlich kam ſie langſam ſelbſt und durchdrang des Oſtens Pforten, gleich einer keuſchen Röthe die ſanften

Wangen eines unerfahrenen Mädchens. Schon ſtand ſie da und wollüſtig gleitete ihr Blick von ihrem Feuer ab, bis ſie ganz in ihrer ſchönen Rundung ſich erhob, daß die Augen geblendet ſich zurückziehen mußten. Lionardo drückte ſeine Augen zu und rief aus:

„O! Auge biſt du nicht der reichſte Sinn im Geben und Nehmen? — Was aber giebſt und nimmſt du jetzt? — Verglühen hier meiner lieben Andorena ſanfte Funken? Strahlen mir Dianens wollüſtige Feuerſonnen? — Wo? — Wo ſeyd Ihr? — Ach! und wo bin ich!“

Der Caſtellan, ein getaufter Jude, trat ein und fragte nach ſeinem Befinden? Zerline, ſeine Tochter, aber trug das Frühſtück auf und drückte ihm ein Zettelchen in die Hand. Sie fragte ihn was er bedürfe, ſich wünſche, und erbot ſich zu allen nöthigen Gefälligkeiten. Da ihr einige Ausdrücke gleichſam wie entſchlüpften, die Lionardo wohl kannte, ſagte er:

„Was deckt das Farren-Kraut?"

„Bienchen, Käfer und allerlei Inſekten;" — lächelte ſie.

„Wo fliegt die Biene hin?"

„Auf Cedern und Cypreſſen."

„Wo ſtehſt Du, um alles das zu ſehen?"

„Unter den Säulen der Unbefangenheit."

Nun entfaltete Lionardo das Billetchen und las: „Sey ruhig, ſchreibt Serena."

Lionardo ſtand auf, umſchlang die Lächelnde und gab ihr den Bundes-Brüder-Kuß. Sie erwiederte den Kuß, erhielt den dritten und liſpelte: „O! un basio molto saporito!" Darauf verließ ſie das Zimmer. Lionardo warf ſeine Blicke in die nächſte Villa. — Hier warf, bei drückender Schwüle, ein Mädchen ihr Morgengewand eben ab, ſtand nackend, himmliſch ſchön, göttlich, reizend wie Afrodite, als ſie einſt dem Schaume des Meeres entſtieg, da, die Arme frei und muthig ausſchlagend in die Luft, und ſtürzte mit dem Kopfe voran, in fliegenden Haaren ſich in ein nahes, großes und breites Baſſin, verſchwand, kam wieder herauf, ſchüttelte die naſſen Locken, gaukelte herum, emporhaltend den Oberleib, ſchwamm auf dem Rücken, legte ſich auf die Seite, wendete ſich, tauchte wieder unter ſo lieblich und wunderſchön, daß das herrliche Kolorit der gewölbten Hüften und runden Schenkel wie ein Blitz auf der Oberfläche des Waſſers hervorleuchtete. — Dann warf die ganze zauberiſche Mädchengeſtalt, wie ein ſcherzender Delfin ſich wieder empor, von ſich ſchleudernd Waſſer und Schaum gleich einer badenden Liebesgöttin. — O! welch ein entzückendes Schauſpiel, gewährt den lüſternen Augen! Ein Argus wär zu beneiden geweſen. Mit großer Freudentrunkenheit labte ſich Lionardo an den Wendungen und Drehungen der ſchönen Badenden, dachte lebhaft an die lieblich ſchwebende Diana, und war ſo im Entzücken vertieft, daß er kaum bemerkte, daß die Thür geöffnet wurde, hätten die Riegel und Schlöſſer nicht geklirrt. Er blickte hin, der P. Saverio trat ein.

Welch ein ſonderbar wechſelndes Schauen von der badenden Nimfen-Geſtalt auf die trockene Mönchs-Figur.

Der Pater warf einen flüchtigen Blick hinaus in's Freie, mochte etwas Ungeiſtliches erblickt haben, rieb ſich die Augen und begann:

„Vielleicht komme ich zu ungelegener Stunde, jedoch ich komme zu Euch mit gutem Herzen. Es kamen die Weiſen aus dem Morgenlande nach Bethlehem, ich aber komme; wo ich zum erſtenmale bin, in's Kaſtell St. Elmo. — Du kommſt zu mir mit Schwert, Spieß und Schild, ſagte der Geſandte, ich aber komme in dem Kleide der Demuth und geiſtlichen Würde, von dem Herrn Erzbiſchoff. Aus chriſtlicher Milde läßt er Euch um Verzeihung bitten, daß er genöthiget geweſen, Euch hieher bringen zu laſſen. Es wollte aber nicht anders gehen, die Anderena hat gedroht, mit Euch zu entfliehen in ein fremdes Land, wo nicht des Erzbiſchoffs Sprengel iſt und deſſen geiſtliche Gewalt nicht reſpektirt wird. Daher wird ſie anders wohin geſchafft werden, und Euch hat man einſtweilen in Sicherheit hieher gebracht, wo Ihr eine — ſehr angenehme Ausſicht habt."

„Wie Ihr ſeht, Herr Pater! die Ausſicht iſt ſehr erfreulich. — Aber ſagt mir: Woher hat der Erzbiſchoff die Macht ſo an mir zu handeln, ſo an Anderenen, wie er thut?

Wer hat ihm die Gewalt verliehen, gewaltſam zwei für einander ſchlagende Herzen von einander zu reißen? Wie gehört eine Herzensangelegenheit für ſein biſchöffliches Tribunal?"

„Es iſt des Menſchen Herz ein trotziges, verzagtes Ding, [illegible] Er kennt ſeine Vermeſſenheit und Bosheit wohl."

„Auf ihn hoffet mein Herz und mir iſt geholfen, ſagt der Pſalmiſt."

„Da Ihr in der Schrift ſo gut bewandert ſeyd, ſo werdet Ihr wiſſen —"

„Ich weiß, daß ſolch ein Zwang und ſolch eine Gewalt Keinem, geſchweige denn einem Prieſter ziemen."

„Er iſt Oheim, zweiter Vater, da der erſte nicht mehr lebt."

„Und Andorena iſt meine Braut. — Wohin ihr ſie auch bringt, ich hole ſie. Ich zerreiße den Schleier, womit ihr ſie bedecken wollt und ſetze den Brautkranz auf ihre Locken, ich ermorde den Unglücklichen, der es wagt, ſeine Hand nach der ihrigen auszuſtrecken. In dieſem meinem Heiligthum ſoll kein Dritter ſchweigen.“

„Ich hoffe, daß Andorenens Jungfräulichkeit —“

„Mein iſt. Es ſoll ſie mir niemand rauben. Dies ſagt dem Erzbiſchoff. Er verſtecke Andorenen wohin er will, ich finde ſie gewiß. Und glaubt er denn, daß er ſicher und feſt mich halten kann im Kaſtell, wenn ich nicht länger bleiben will?“

„Wenn Ihr freilich —“

„Was?“

„Wenn Eure Verbindungen —“

„Die Verbindung mit Andorenen vollziehe ich gewiß; Laſſet nur die rechte Stunde kommen.“

„Das meine ich eben. Wenn Eure Freunde, Eure Bundesgenoſſen —“

„Ihr geht doch heute noch zur Taberne, in der Roſaura lebt? Sagt ihr, wo ich bin, und daß ſie meinetwegen nicht ängſtlich ſeyn ſoll."

„Da Ihr aber ſagt, daß Andorena —"

„Ich habe dieſen Morgen beſchloſſen, etwas zum Beſten der armen Seelen zu thun. Wenn Ihr alſo ſo gefällig ſeyn wollt, und wollt —"

„Recht gern! — Ihre Bitten werden es Euch verdanken. — Jedoch da Ihr ſo mitleidig ſeyd, da Euer Herz ſo gern ſich aufſchließt, wenn von ſo etwas die Rede iſt, ſo könnte daſſelbe doch gefälliger werden und offener für einen Freund, wie ich gewiß einer bin."

Der gewandte, ſchlanke Auguſtiner-Mönch, P. Anſelmo, trat eben ein. Der Pater Saverio empfahl ſich und ging ſogleich. Lionardo warf einen Blick in die Villa; die babende Schöne war nicht mehr im Waſſer zu ſehen.

P. Anſelmo brachte Grüße von Serenen. Sie ließ ihm ſagen, er ſolle ſich beruhigen, man werde wiſſen, ihn zu befreien, wenn auch der Erzbiſchoff es nicht wünſche; denn ſie wußte alles ſchon. Deshalb ſetzte der P. Anſelmo noch hinzu:

„Die Frau Baronin iſt erfreut, zu wiſſen, daß euer Herz ſo glücklich gewählt hat. Iſt ſie recht berichtet worden, ſo wird ihr Oheim Euern Schatz [illegible] Tante, der Aebtiſſin, zu ihrem Stiefbruder, den Ritter Rodano, nach Maltha ſchicken. Ihr aber ſollt nur ruhig ſeyn und nicht ſuchen, Euch des Arreſtes zu entäuſſern. Im Fall es Euch an Bedienung fehlen ſolle, will die Frau Baronin Aloiſien hieher ſenden, da ſie Euern Diener Tomaſo zu ſich in ihr Haus genommen hat, wie auch den Maler, der ſie portraitirt. Sie hat in der vergangenen Nacht abermals eine Erſcheinung von ihrem verblichenen Gemahl gehabt. — Dergleichen Viſionen mögen wohl nicht allzu erfreulich ſeyn!“

„Gewiß nicht! — Jedoch die Baronin hat eine lebhafte Imagination. —“

„Ja wohl! Sehr lebhaft! — Habt Ihr etwas an ſie zu beſtellen? Ich gehe von Euch ſo eben zu ihr.“

„Ich will ihr ſchreiben.“

„Schön! — Und Aloiſia kann auch wohl mündlich —“

„Heute nicht. — Ich will heute einen gelobten Bußtag feyern.“

„Vortrefflich!“

„Deshalb habe ich auch der armen Seelen im Fegefeuer gedacht, und bitte —“

„Ich will alles auf's Beſte beſorgen! — Nicht wahr, der fromme Pater Saverio kam vom Erzbiſchoff?“

„Er will Herzen trennen.“

„O heil. Cyrillus! das geht ja nicht. Verkettete Herzen ſind verſchlungene Dinge, an denen ſich kein Menſch vergreifen muß. Sie löſen ſich wohl ſelbſt auf, wenn Zeit und Umſtände kommen. Und auf verliebte Herzen iſt gar nicht zu rechnen, ſagen die Zärtlichen ſelbſt, wenn ſie erſt einige Zeit im Erwarten geweſen ſind. Das habe ich ſchon von Mehreren erfahren, ſogar im Beichtſtuhle. — Mich beſtens zu empfehlen! — Ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder!“

Jetzt ſchlüpfte in der Villa, die badende Schöne aus dem Gebüſch hervor. Sie trocknete ſich, enthüllend ihre lieblich ſchönen Formen; mehr werth als alles, was zum Farren oder Schwan den Jupiter der Griechen umgeſtaltet. Als ihre ſchöne Hand den elaſtiſch ſanft gerundeten Buſen überfuhr und jetzt um ihre runden Hüften ſpielte, da erlaubte es ſich Zefir, der loſe Vogel, ihre [illegible] zu heben, und Lionardo's Blicke wurzelten in dieſen Reizen ein. Ganz in Schauen vertieft, ſang er das beliebte portugieſiſche Liedchen, welches er in Liſſabon ſo oft geſungen hatte.

Lied.

Ach ſeht, in der kryſtallnen Flut
Die allerſchönſte Feuerglut,
Die Augen Sonnenſtrahlen!
Wie ſich in dieſem kühlen Brand,
wo Liebchen ſich im Bad befand,
Doch Luſt und Liebe malen!

Ach Liebchen ſchön, ach Liebchen mein!
Die Quellen ſaugen Feuer ein
von Dir und Deinen Reizen.
Wie ſollt' ich nicht, wie dieſe Flut,

mich leben in der Feuergluth,
und nach den Quellen geizen?

Da kam ein zweites Mädchen zu der Helden aus dem Bade. Ein zärtliches Scherzen erhob ſich, ein freundliches Gelächter erſchallte, feurige Blicke erſtrahlten; unter ſanftem Koſen verloren ſich beide im Gebüſche. — Da trat Zerline ein und brachte ein herrliches Frühſtück. Aloiſia folgte ihr mit Weinflaſchen. Es wurde getrunken, geſcherzt und gelacht. Lionardo wurde endlich bedenklich, wie wohl oft geſchah, wenn er ſchnell Wein trank, überfuhr ſein düſtres Geſicht mit der Hand, und ſprach:

„Liebe Mädchen! Könnt ihr ſingen, ſo ſingt mir etwas. Muſik und Geſang möchte ich gern hören. Sie berühren in ſanftem Einklang Empfindung und Gefühl. Und unſer Gefühl, was iſt es anders, als eine innere Muſik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven? — Spielt und ſingt!"

Zerline ſprang fort, ihre Guitarre zu holen und Aloiſia ergriff, als ſie fort war, Lionardo's Hand, fragend:

„Ihr ſeyd doch wohl?"

„Wie es ein Gefangener ſeyn kann! — Unmuthig bin ich."

„Werdet ruhig. Ich weiß es gewiß. Hier bleibt Ihr nicht lange."

Zerline kam mit der Guitarre zurück, ſtimmte und ſagte:

„Ich ſinge Euch ein Sizilianiſches Volksliedchen. —" Sie ſpielte und ſang:

Lied.

Es bluhen der Blumen ſo viele
im Garten gar duftend und ſchön!
Oft hab' ich die herrlichen Blumen
in herrlicher Schone geſeh'n.

Doch unter den duftenden Blumen,
gefallt mir die Roſe allein;

drum ſoll ſie, die liebliche Roſe,
die Göttin der Blumen mir ſeyn.

Es glänzet am nächtlichen Himmel
ſo mancher erfreuliche Stern,
doch ſah ich von allen den Sternen,
den Stern nur der Liebe ſo gern.

Ihr Strahlen des Sternes der Liebe,
erleuchtet die liebliche Pracht
der herrlich erduftenden Roſe,
ſo glänzt mir die Sonne der Nacht.

„Die Sonne der Nacht, das iſt die ſchöne Kunſtreiterin Diana; Nicht wahr Herr Marcheſe?“ — fragte Aloiſia.

„Wohl möglich, wenn es dir beliebt!“ lächelte Lionardo.

„O! ſie iſt ſchön, wie ein glänzender Stern!“ — ſagte Aloiſia.

„Wenn ſie nur — fiel Zerline ein, — bei ihrer Schönheit, nicht den Wankelmuth ihrer Liebhaber erfahren muß!“

„Wankelmuth?“

„O! es giebt wohl kein wankelmüthigeres Objekt, als einen Mann."

„Haſt du das erfahren?"

„So gut als jedes Mädchen. — Ach! was können ſie bitten, flehen, und ſeufzen, dieſe harrenden Girreo: und wenn ſie erſeufzt haben, was ſie erſeufzen wollten, dann flehen ſie um das andere, was ſie nicht haben. Eigentlich wollen ſie doch nur haben was nicht leicht zu haben iſt."

„Es iſt ſchrecklich!"

„Ja, das hilft nichts! — Ich hatte eine gute Freundin, die leider jetzt Nonne iſt, weil ſie eine werden wollte und mußte, eine Portugieſin von Geburt, die gar ſehr betrogen worden war, ohne ihr Verſchulden, von ihren Liebhabern. Dieſe ſang ein Liedchen. — Ich will es Euch ſingen, weil — Ihr die Muſik liebt."

„Laß das erbauliche Liedchen hören!"

Lied.

Ketten ſpringen, Banden reißen
Feſſeln bricht des Wechſels Hand.
Sie ſind nicht von Stahl und Eiſen,
Feſſeln, die die Lieb' erfand.

Daß doch nie die Banden riſſen,
brächen Herzens Feſſeln nie!
Männer haben kein Gewiſſen,
leichter als der Wind ſind ſie.

Heute dieſe, morgen jene!
ſo will es ihr Flatterſinn.
Gleich verändert ſich die Scene;
fort iſt fort und hin iſt hin!

„Du ſingſt recht artig, feines Zerlinchen! — ſagte Lionardo. — Wahrhaftig du wärſt werth geweſen, nicht die allergeringſte herbe Liebeserfahrung zu machen! — Vielleicht aber verlangte dein Herz auch gar zu viel?"

„Ach! ein verliebtes Herz verlangt gar nicht viel; es nimmt mit Wenigem vorlieb. Mit Liebe läßt ſich ein jedes Herz todt füttern."

„Todt wohl, aber nicht lebendig. — Darinne liegts, meine Liebe! — Allzuviel erſtickt. Durch Liebe kannſt du auch ſogar Liebe erdrücken. Am Genuſſe ſterben Viele, die nie am Entbehren geſtorben wären. — Probire es noch einmal, — aber genügſam!“

„Was hilft's probiren?“

„Das iſt eben das Unglück, daß mehrentheils die Liebe alles ohne Probe aufnimmt und unternimmt.“

„Sie handelt nicht en Detail!“

„Das macht ſie nicht gut!“

„Seyd Ihr nicht auch verliebt?“

„Das Glöckchen ertönte. Es war des Vaters Ruf. Zerline ſprang aus dem Zimmer. Aloiſia ſaß ſtill, ganz in ſich ſelbſt verſunken, und klimperte auf der Guitarre. Als wolle Lionardo ihre Zerſtreuung nicht bemerken, ſprach er:

„Es iſt mir ſchon anders zu Muthe auf das wenige Singen und Spielen! Gewiß iſt es, es giebt unter allen Künſten die Muſik den hellſten und reinſten Genuß. Das Ohr iſt unſtreitig unſer richtigſter Sinn, und ſelbſt das Gefühl bindet ſich an ihn. Ein vollkommen zartes, reines Gehör iſt etwas eben ſo Erfreuliches und Seltenes, als jede körperliche, ganze Schönheit.

„Ach! — ſeufzte Aloiſia. — Was helfen Gehör und Gefühl, wenn das Herz leer bleibt?“

Da trat Zerline wieder ein. Lionardo wurde ganz munter und ſprach:

„Weißt du, was ich thät, wenn ich Zerline wär? Ich wollte eine ſolche Niederlage unter den Männerherzen anrichten, daß Zipripor ſelbſt darüber erſtaunen ſollte. Alle wollte ich erobern und alle necken.“

„Wenn man könnte! Das kann nur ein Mann. Wir Mädchen ſind dazu viel zu ehrlich und zu herzlich. Mit Herzen ſind wir geboren.“

„Wir nicht?"

„Es ſind nur Plätze für Herzen; Höhlen, wo welche liegen ſollten. Und liegen welche da, ſo ſind ſie invalid. Wo das männliche Herz ſitzen ſollte, ſitzt nur das Verlangen und bald nimmt dieſen Platz die Gleichgültigkeit ein."

„Auf Pantaleria ſingt man ein Lied, das von Maltha hinüber gekommen iſt. — Gebt mir die Guitarre. Ich will es Euch ſingen:"

Lied.

Klopft dein Herz, ſo frage leiſe:
Liebes Herz, was klopfſt du ſo?
Biſt du krank? ich will dich pflegen;
Oder fehlt dir's anderswo?

Und das Herz wird klopfend ſagen:
Ach mir wird ſo bang', ſo weh,
wenn ich den, den ich erkohren,
nah an meiner Seite ſeh.

Da ſprichſt du dann ganz vertraulich:
Ha! nun weiß ich, was es iſt,

daß du liebes Herz ſo ängſtlich,
daß du ſo verlegen biſt.

Es iſt Liebe, die ſich nahet.
Werde das nur fein gewohnt,
laß ſie immer weiter ſteigen,
bis ſie ſanft dich ganz bewohnt.

„Ja wahrhaftig! und ſollte das Spiel von neuem anfangen, ich könnte nicht aufhören, mich zu fürchten oder mißtrauiſch zu werden, ſagte Zerline. — Die Männer ſind gegen uns gar zu unbillig. — Ich leſe die Dichter ſehr gern, aber ſie ſprechen gar zu viel vom Herzen und deshalb glaube ich ihnen nicht. Denn wovon Einer ſtets ſpricht, das thut er gewöhnlich gar nicht. Die Dichter ſprechen am liebſten von dem, was ſie nicht haben, nicht meinen und nie ſelbſt thun wollen. Wie der Wiz, ſo das Herz! — Wär die Seele der Siz des Herzens, dann könnte es gar keinen Dichter geben; denn, bei allen Uebermaaß der Empfindung, empfindet ein Dichter gar nichts. So wie einer hungrig wird bei zu vielen Speiſen.“

„Zerline, ſey billig! Iſt es nicht der Gott der Liebe, der das Herz beherrſcht, das liebend ſich mittheilt? Wie ſollte der ein ſolcher Schalk ſeyn!“

„Ja, der Liebesgott, das iſt eben der rechte! Er iſt auch ein Mann.“

„Fünf Blumenpfeile von allen, die er verſchoß, blieben dem Gott der Liebe, nach einer Indiſchen Dichtung. Dreie ſchoß er gegen den Himmel, die Erde, den Abgrund. Himmel, Erde und Abgrund wurden beſiegt. Zwei Pfeile blieben in der Liebe Hand. Daraus bildete er die Augen der Geliebten.“

„Ach! was die Dichter nicht alles zu ſagen wiſſen! In Indien, ſind ſie um kein Haar anders, als in Europa.“

„Der Pater Saverio trat ein. Die Mädchen entfernten ſich.

„Verzeiht! begann der Pater, indem er ziemlich düſtern ſeinen Blick hinüber warf in die Villa, in der aber nichts mehr zu erſpähen war; — wenn ich Euch etwa ſtören ſollte —"

„Worin?"

„So — in der Unterhaltung —"

„Wie die nun ein Gefangener haben kann!"

„Als ich meine Meſſe geleſen hatte, überlegte ich, ob ich nicht etwa anfragen könnte, ob Ihr vielleicht indeſſen —"

„Was?"

„Ob Ihr etwa dem Herrn Erzbiſchoff noch etwas wolltet ſagen laſſen."

„Nichts, als das: Ich gebe mein durch das Mädchen ſelbſt erworbenes Recht nicht auf, ſie zu beſitzen. Wohin ſie auch gebracht wird, ich werde ſuchen ſie zu finden, und mich mit ihr zu vereinigen. Ich glaube, ich habe das ſchon geſagt?“

„Es iſt mir auch ſo. — Indeſſen, — wenn Ihr etwa dem Onkel die Ueberzeugung geben wolltet, daß ſeine Nichte —“

„Daß ſie mich liebt? Man frage ſie. Daß ſie mir folgen will, wohin ich gehe, ſelbſt zu meinem Regimente nach Liſſabon? Man ſpreche mit ihr davon. — Es bleibt bei dem allen, was ich ſchon geſagt habe. Verklagen werde ich aber den Erzbiſchoff beim König, daß er es gewagt hat —“

„Der König weiß um alles. Sobald Andorena in Sicherheit gebracht iſt, werdet Ihr der Haft entlaſſen. Es ſey denn —“

„Was?“

„Man wird freilich Euere Papiere unterſuchen —“

„Ich habe keine Papiere, die verdächtig ſind. Meine Patente, Briefe von guten Freunden, einige Wechſel — dieſe alle ſind mein, gehören mir und kein Fremder hat ſich darum zu bekümmern. — Glaubt Ihr denn, daß wenn man Papiere hätte, die verdächtig machen könnten, — daß dieſe ſo da liegen würden zu Jedermanns Anſicht?“

„Ich meine nur —“

„Was?“

„Daß ich es nicht vergeſſe! Es läßt Euch beſtens eine Bekannte grüßen. Das Mädchen in der Eisbude. Es iſt ein feines Dingelchen!“

„Sie wünſcht vielleicht Andorenens Zofe zu werden.“

„Seht doch einmal an! — Je nun! Kommt Zeit, kommt Rath. — — Kann ich Euch ſonſt aber noch in etwas dienen?“

„Was ſagte das Mädchen in der Taberne?"

„Sie war betrübt und wußte nicht, warum man Euch nach St. Elmo gebracht hatte. Ich ſagte es ihr, und ſie ſeufzte gar ſehr!"

„Es iſt wahr, ſie kann ſehr rührend ſeufzen!"

„Ganz gewiß! Es iſt ein Seufzen, wie das der Tauben, wie der Prophet Nahum ſagt. — Wenn Ihr erlaubt, ſo will' ich ſie zu beruhigen ſuchen?"

„Das thut ja gleich!"

„Ich verſtehe! — Und alſo Andorena —?"

„Iſt und wird die Meinige."

„Ich kann es ihr jetzt freilich nicht mehr ſagen —"

„Hat man ſie ſchon fortgebracht?"

„Ich denke."

„Gott befohlen!"

„Wenn Ihr zu mir eben das Zutrauen hättet, welches Ihr vielleicht dem Pater Anſelmo ſchenkt! —“

„Fehde zwiſchen mir und dem Erzbiſchoff! — Er weiß nicht, was das ſagen will, aber er ſoll's erfahren.“

Der Pater wollte eben etwas ſagen, als Zerline herein trat. Da ſie auch etwas ſagen zu wollen ſchien, fügte ſich der Pater, warf noch einmal den Blick, aber vergebens, in die Villa, und verließ das Zimmer.

„War's recht, daß ich Euch von dem Zuſpruch dieſes geiſtlichen Volksfreundes befreite?“ — fragte Zerline und ſetzte ſich, die Guitarre ergreifend, auf's Sofa. Da Lionardo ihr ein Ja zunickte, fuhr ſie fort: Ich habe über das nachgedacht, was Ihr vorhin ſagtet. Es iſt wahr! Man muß es ſo mit den Männern machen, wie ſie es verdienen. Daher will ich auch zu kapern ſuchen, was ich kriegen kann. Kann die Seeräuberei nicht ausgerottet werden, ſo ſoll's die Herzensräuberei auch nicht. Ob man ein Schiff wegnimmt, oder ein Herz —"

„Es iſt gleichviel!"

Den Kaperbrief ertheilt der Wille. Nicht wahr? — Der Erſte, der Beſte! — Ich will einmal gleich an Euch anfangen. Streicht die Flagge!"

„Ich?"

„Ergebt Euch!"

Indem kamen die Mädchen im Garten der Villa wieder zum Vorſchein. Lionardo, es bemerkend, fragte: „Wer ſind dieſe Mädchen?"

„Das iſt die junge Gräfin von Ternate, — ſagte Zerline; — und die artige Fiorbella, von der man ſagt, ſie ſey die Tochter des Dey von Tunis, gezeugt mit einer Chriſtin. — Gefallen Euch die Mädchen?“

„Es ſind artige Geſchöpfe!“

„Nicht wahr? — Ach ja! Ihr wißt, was Ihr zu ſchätzen habt. — Dieſe Mädchen aber ſind beide verſprochen. Die Gräfin und Fiorbella gehen in's Kloſter. Sie mögen nicht in der Welt leben und ſind beide unzertrennlich. — Eigentlich iſt auch das Kloſterleben das beſte für ein Mädchen. Dort lebt ſie ſich ſelbſt in ſtiller Einſamkeit und ihre Tage verfließen ruhig, wie ein ſanftes Bächlein. — Es darf mich leicht ergreifen, ſo gehe ich ins Kloſter, wenn nämlich — der Lärm erſt vorbei iſt. Und ich denke, es geht bald los.“

Aloiſia ſtürzte ganz erſchrocken herein und rief aus:

„Stellt euch nur vor!“

„Was giebt's?“ — fragten beide zugleich.

„Arcinato hat Streit gehabt mit einem Offizier, bei S. Giovanno di Carbonari, über dieſen Namen, hat ihn erſtochen und iſt in's Kloſter geflohen."

„Es will Tag werden!"

„Ich erbebe. — Die Frau Baronin iſt außer ſich."

„O! wär ich frei!"

„Was ſoll das werden?"

„Ich weiß es nicht!" — rief Lionardo aus und warf ſich auf einen Stuhl. Zerline lachte laut auf:

„Es muß lebhaft werden! Her mit den Herzen und mit den Kehlen!"

„Arcinato hätte ſich mäßigen ſollen!" — fiel Lionardo ein.

„Ja wohl! — ſagte Aloiſia, — das ſagt die Frau Baronin auch. — Es iſt zu früh."

„O! daß ich frei wär!"

„Wenn ich Euch gefangen hätte, ich wollte Euch feſthalten, — lachte Zerline. — So werden die wohl auch denken, die Euch hieher gebracht haben. Ihr ſeyd ein Aal, alſo muß man behutſam ſeyn. — Seyd ruhig! Alles wird gehen, wie es gehen ſoll. Ich will Euch ein Liedchen ſingen, das mich eine Venezianerin gelehrt hat. Dort ſingen es die Verliebten.“

Lied.

Wie bin ich geſprungen, gelaufen,
den Herzallerliebſten zu ſehn!
Mir neue Pantoffeln zu kaufen,
muß ich nun zum Schuhmacher gehn.

Nun ſuch' ich, nun lauf ich ſchon wieder,
den Herzallerliebſten zu ſehn!
Wie lauf' ich ſo ſchnell auf und nieder!
O! könnt ich den Trauten erſpäh'n.

Da lief ich, und lief hin zum Meere,
und ſah den Geliebten am Strand.
Was thut er? Was macht er am Meere?
Er hat ja ein Netz in der Hand!

Welch Sehnen! ach welches Verlangen
den Herzallerliebſten zu ſehn!
Da bin ich im Netze gefangen,
um nimmer von dannen zu gehn.

„Aber wie kannſt du — fragte Aloiſia, — ſo ſpaßhaft ſeyn, jetzt da die Gefahr ſo drohend wird?“

„Eben deswegen! — rief Zerline aus: — Zu jedem böſen Spiele muß man eine gute Miene machen.“

Zwei Gerichtsperſonen traten ein. Sie forderten eine ſchriftliche Verzichtung auf Andorenens Hand von Lionardo. Er erklärte, dieſe werde er nie von ſich geben und appellirte an den König. Sie nahmen darüber ein Protokoll auf und gingen davon.

„Alſo, — begann Zerline, als die Gerichtsherrn fort waren, — dieſe Signora Andorena darf Anſprüche auf Euer Herz machen? Und Ihr habt wirklich ein Herz für ſie?"

„Und warum nicht?"

„Das heißt, es ſtellt ein Herz vor?"

„Es iſt ein Typus, meinſt du?"

„Warum nicht?"

„So können Edelſteine Kräuter vorſtellen."

„Das müßt Ihr mir doch erklären."

„Ein königliches Präſent erkläre dir das: Don Carlos der zweite, König in Spanien, der ſich mit einer Franzöſiſchen Prinzeſſin verheirathet hatte, fand, daß dieſelbe die Sonderbarkeiten beſonders liebte, und ſchickte ihr deshalb eines Morgens einen ganz ſymboliſch-königlichen Salat zu. Das war eine Schüſſel voll Edelſteine. Die Topaſen waren das Oel, die Rubinen der Eſſig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden der Salat."

„Wer mag mehr gelacht haben darüber, die, die es erhielt, oder der, der es erfand, was gegeben wurde? — In der That, eine ſehr glänzende Todesſpeiſe!“

„Wie ſo?“

„Gönnt mir doch die Freude, zu zeigen, daß ich auch beleſen bin! — Um ihren geliebten Adonis, den ein Schwein getödtet hatte, indem es ſein ſchönes Bein küſſen wollte, nicht auszuliefern, verbarg die Göttin der Liebe ihn unterm Salat. Deshalb wird auch der Salat genannt Todenſpeiſe. — — Von der Beleſenheit aufs Leſen zurückzukommen, ſo laßt Euch erzählen. Vor drei Jahren, als der St. Petersthurm dieſer Feſte reparirt wurde, fand man in der Mauer beſſelben ein ſehr altes Manuſkript. Vermuthlich hatte es ein Gefangener ehemals dahin verborgen, auch daſſelbe wohl ſelbſt in ſeiner Gefangenſchaft geſchrieben. Es hat den Titel: Siebenmal ſieben

Wunderſchwänke, und ich will es Euch mittheilen, um es zu leſen, — wenn Ihr wollt! — in langweiligen Stunden. Es ſoll darinne viel von Liebe geſprochen werden. — Erlaubt mir noch ein Liedchen!“

„Ach, wie ſchön!“

„O! Ihr Schmeichler! — — Warum ſeyd Ihr kein Portraitmaler geworden?“

„Weil ich dich nicht ſah.

„So werdet es noch. — Ich verwehre es Euch nicht — Wenn es Andorena erlaubt, ſo hört das Lied.“

Lied.

Die Liebe ſoll gefährlich ſeyn,
man heißt mir, ſie zu meiden,
man ſchließt mich drohend ſorgſam ein;
Ich weiß von keinen Freuden!

Die Liebe ſoll ſo lieblich ſeyn!
wie gern möcht' ich ſie kennen!
Doch darf ſie nicht zu mir herein;
ich ſoll nichts Liebes nennen.

Hier ſitz' ich einſam und allein;
ich weiß von keinen Freuden.
Doch Liebe ſoll gefährlich ſeyn.
Ich will ſie lieber meiden!

„Wie nun, Zerline! wenn einer weder dich, noch die Liebe meiden wollte?“

„Das wär ſeine Sache! — Gegen Abend ſehen wir uns wieder!“ — damit ſprang ſie fort.

Nicht ganz heiter hatte ſich Lionardo auf ſein Nachtlager geſtreckt, aber er ſchlief ſehr ſanft von äußerſt angenehmen Träumen umgaukelt. Heiter erwachte er, und rief aus: „O! daß ich fortgeträumt hätte! — Welche ſüße Träume haben mich erquickt! — Die Sonne verlöſcht die Freuden der Nacht. — Ach! welche Gefühle weiß ein Traum zu erwecken, zu befriedigen und das Innige, Seelige zum Grenzenloſen auszuſpannen! Das ſind Momente des ewigen Lebens! — Dieſe leichten, luftigen Geſtalten, wer hält ſie feſt!?“

Er hing noch ſeinen Betrachtungen nach, als Zerline das Frühſtück brachte. Gleich nach ihr kamen die Gerichtsperſonen und forderten von Lionardo eine Erklärung wegen ſeiner Bekanntſchaft und Liebſchaft mit Andorenen.

„Was iſt da zu erklären! — rief Lionardo aus, und ſetzte hinzu: — Ich diente unter der engliſchen Legion in Portugal, nahm Urlaub, kam nach Neapel und lernte mit ihrer Mutter zugleich Andorenen kennen. Unſere Herzen fanden ſich ſogleich angezogen von Sympathie und Liebe. — Das verſteht ihr doch? — Wir liebten uns und lieben uns noch. — Was kann ich weiter ſagen? — Uebrigens meiner Haft wegen appellire ich an des Königs Gericht und an ihn ſelbſt.“

Die Gerichtsperſonen gingen und Aloiſia kam, ſich zu erkundigen, wie er geſchlafen habe. Zugleich verſicherte ſie, er werde nicht mehr lange in Haft ſeyn. Serena ließ ihm ſagen: Er ſolle ruhig bleiben. Lionardo fragte:

„Serena ſitzt wohl oft dem Maler jetzt, der ſie portraitirt?“

„O! Ihr Portrait iſt ſchon bald fertig. Es iſt ſehr ähnlich. Sie ſagt aber, ihr Blick ſey gar zu zärtlich und nicht entſchloſſen genug. — Sie ſelbſt iſt ſehr unruhig. Ich weiß nicht warum. — Die Erſcheinungen wollen auch nicht weichen, obgleich der Pater Anſelmo ſagt, er bete ſehr angelegentlich deshalb.“

„Die Erſcheinungen ſind nicht alle ſo freundlich, wie die Deinigen.“

„Wenn ich eine Erſcheinung bin, ſo habt Ihr ſie allein herbeigerufen; denn was wär ich ohne Euern Beiſtand?“

Lionardo ſetzte ſich zu ihr auf's Sofa. Einzelne Thränen entſtürzten ihren Augen, ſie legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter, und ſchlang ihren rechten Arm um ſeine Schulter. Er legte ſeinen linken Arm um ihren ſchlanken Leib; die beiden andern Hände ſchloſſen in ihrem Schoße ſich zuſammen. Sie ſeufzte:

„Ich bin doch wirklich ganz allein in dieſer Welt!“

„Doch in Neapel nicht? Und biſt Du jetzo nicht bei mir? Mit dieſem Kuſſe küſſe ich Dir die Verſicherung zu, daß ich immer an Dich denken werde.“

„Das iſt ſchön! dankbar küſſe ich Euch wieder. — Aber Vater, Mutter könnt Ihr mir doch nicht ſeyn, auch nicht — mein Geliebter.“

„Das ſteht bei Dir!“

„So laßt es ſtehen. Aber ich ſage nichts, was ich nicht glauben kann.“

Die Thürſchlöſſer raſſelten. Aloiſia ſprang auf. Zerline trat herein, und brachte das verſprochene Manuſkript der Siebenmal Sieben Wunderſchwänke, nebſt einem ſchriftlichen Morgengruß von Roſauren. Zugleich verſicherte ſie, ſie habe einen Traum gehabt, der ſie in ihrem Entſchluß beſtärkt habe, eine Nonne zu werden. Lionardo rief aus:

„Das muß ein trauriger Traum geweſen ſeyn! — Herzen waren gewiß nicht mit im Spiele; oder es müſſen traurige Herzen geweſen ſeyn.“

„Alle die, bei denen Ihr etwas zu verantworten habt;“ — ſagte Zerline.

„Bei Herzen hat man gar nichts zu verantworten.“

„So giebt es nichts Vollkommenes.“

„Wenigſtens nichts beſtändig Vollkommenes. Das Vollkommene erſcheint hienieden nur in Augenblicken; und dieſe allein ſind unſer Genuß."

"Ich glaube wahrhaftig, ſo iſt es. — Kennt Ihr die Blumenſprache?"

"Wenig. Doch die Sprache der Augen *) glaube ich beſſer zu kennen. — Und ſind die Augen nicht auch Blumen?"

"Sternblumen. — **) Man zerpflückt ſie mit der Wortprobe: Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein klein wenig, oder gar nicht. Wißt Ihr das? — Und was die Augenſprache betrift, — Ich habe Euch ſchon geſagt, daß ich beleſen bin, troz einem Mädchen, die es iſt! — ſo ſagt Boccaccio, daß die ſüße Dame wohl gewußt hat, wie dieſe Sprache zu gebrauchen iſt." ***)

---

*) L'arte dei Ceni.

**) Fioria stella. — Amello.

***) La dolce Donna dietro alor mi

„Ja, ſchöne Wohlbeleſene! ſo deutlich wie Worte, ſprechen Augen. Und was erblickt man nicht alles in dieſen hellen Sternen! Aus den Augen blicken Seelen."

„Auch die armen im Fegefeuer? — — Ach! wie ſo manche Seele ſteckt in ſolchen Flammen."

„Das gebe ich zu. — Flammen geben Luſt und Pein. — Sagt mir ganz aufrichtig: Seyd Ihr einmal ſo ganz verliebt geweſen, daß Ihr von Euch ſelbſt nichts wußtet? — Dahin bringt es freilich unter tauſenden kaum Ein Mann! — Ich bin es aber geweſen."

„Warum biſt Du es nicht noch?"

„Kann ich etwas dazu! — Der Gegenſtand meiner Liebe hatte keinen Sinn für eine ſolche Empfindung und keine Empfin-

---

pinse con un sol Cenno super quello scala, Boccaccio. Novell. 21, 8.

dung für eine ſolche Liebe. Was war zu thun? Könnt Ihr in eines Menſchen Seele etwas gießen, das ihn Euch gleich empfindend ſtimmt? Das iſt der Takt der beſten Schwingung des Empfindens, das iſt Herzens Muſik; die ſchönſte Antönung des Lebens.“

„Warum nicht? — Was iſt denn unſer Gefühl anders als eine innere Muſik, immerwährende Schwingung der Lebens-Nerven? Und was iſt denn die beſte Muſik an und für ſich ſelbſt weiter, als die höchſte Gefälligkeit und der bezauberndſte Reiz des Ausdrucks und der Empfindung?“

„Gewiß je philoſophiſcher man wird, je beſtimmter wird man!“

„Iſt es das, — fiel Aloiſia ein, — ſo ſagt mir nur einmal ganz beſtimmt, was iſt, im philoſophiſchen Verſtande, Liebe eigentlich?“

„Liebes Kind! — lächelte Lionardo, — ich glaube, das wiſſen die Philoſophen ſelbſt nicht; ſo wenig als die Philoſophin Zerline. Allenfalls nennen ſie die Liebe einen kurzen Rauſch. — Du weißt aber doch, ein Rauſch kann nicht auf immer dauern. — Man ſchläft und erwacht."

„So iſt ſicher die Liebe ein angenehmer Schlaf! — ſagte Aloiſia ſehr lebhaft; — Es iſt aber gut, angenehm zu ſchlafen."

„Wenn man eigentlich fuhr Zerline fort; — ein rechtes Mädchen, ein weibliches Weſen par excellence ſeyn wollte, ſollte man gar nicht lieben. Man ſollte allenfalls erlauben, daß man uns liebte, aber es damit gut ſeyn laſſen. Wenigſtens würde man nicht traurig, wohl gar unglücklich werden, wenn das männliche Lieben aufhörte. — Denn bei einem gewagten Spiele iſt es am beſten, auf nichts zu rechnen."

„Bei jedem Spiele, es ſey gewagt oder nicht, — ſagte Lionardo. — Du haſt nur die Männer, auf die du ſtets deine giftigen Pfeile richteſt. Wer aber aſſecurirt denn den Männern die Liebe der Weiber? — Sey billig!“

„Gegen die Männer darf man nicht billig ſeyn!“

„Aber gerecht?“

„Das iſt man, wenn man ſagt: die Männer ſind undankbar und bis zu unſerm weiblichen Grad von Liebe, können ſie ſich durchaus nicht erheben. Es gehört dazu eine Zartheit, die ſie gar nicht haben. Sie ſind überhaupt aus viel heterogenerm Thone gebildet, als wir Mädchen und Frauen. — Hört! Es wird in die Mette geläutet. — Auf Wiederſehen.“

Die Mädchen gingen davon. — Lionardo blickte vergebens in den Garten der Villa. Die Schönen waren nicht zu ſehen. Er ergriff alſo das Manuſkript der Siebenmal ſieben Wunderſchwänke, und las:

Sieben Wunden.

„Die Signora Bianka *) war Großherzogin von Florenz geworden und wurde mit großer Pracht ihrem Gemahle angetraut. Es konnte vielleicht ihr an mir etwas nicht gefallen haben, da ich aber die Gnade ihres Gemahls hatte, deſſen Hofkavalier ich war, mußte, wenn ich entfernt werden ſollte, das wenigſtens auf eine gute Art geſchehen. Deshalb wurde ich in ziemlich unbedeutenden Geſchäften an die Republik Ve-

---

*) Das war die Venetianerin Bianka Capello, die es dahin brachte, Großherzogin von Florenz zu werden. Die beſten, geſammelten Nachrichten von ihr findet man in dem Journale, „Curioſitäten, 2. B. S. 426.

nedig abgeſchickt. Leicht wurde mir mein Abſchied nicht, denn die ſchöne Pellegrina, die Schweſter der neuen Großherzogin, hatte mein Herz gar ſchmerzlich verwundet. Ich ſuchte meinen Schmerz zu übertäuben und ging nach Venedig.

Ich hatte eben Audienz bei dem Doge und der Signoria gehabt, als ich über den St. Markusplatz ſchlenderte und endlich in eine Taberne eintrat. Ein freundliches Mädchen brachte, was ich mir beſtellte, und ein finſterer Mann in einem langen ſchwarzen Kleide, ſaß in einer Ecke. — Wir waren allein, als er ſich gegen mich wendete und ſprach:

„Kavalier! Es iſt Euch nicht gelegen, in Venedig zu ſeyn; das kann Euch aber nichts helfen. Ihr kamt hieher verwundet;

das iſt zu beklagen! Sieben Wunden werdet ihr erhalten, vermeidet aber ja, die achte zu bekommen. Lebt wohl und denkt an mich!"

Ohne ſich aufhalten zu laſſen, verließ er die Taberne, und ich ſah ihm verlegen nach.

„Wer iſt der Mann?" fragte ich das freundliche Mädchen der Taberne, und erhielt die Antwort: „Das weiß ich nicht. Mein Herr aber glaubt, er ſey ein Jude."

Bei mir ſelbſt ſprach ich: den Mann muß ich näher kennen lernen — Indem brachte mein Diener mir Briefe aus Florenz. Pellegrina hatte ſich vermählt. Ich wurde ſehr unmuthig, ſtieg in eine Gondel, und rief: Nach St. Giorgio! — Unweit dem Claren-Kloſter ſtieg ich aus, und ließ mich bei der Aebtiſſin melden, die eine

Anverwandte meiner Mutter war. Mein Beſuch wurde ſogleich angenommen. Ich trat in's Zimmer, fand in der Aebtiſſin eine ſehr unterhaltende Dame, und bei ihr eine Nichte von ungemeiner Schönheit. Sie ſprach wenig, aber ſehr einnehmend und gut. Pellegrina war vergeſſen. Ich ſchwelgte im Genuß ſo herrlich aufblühender Reize; ich glaubte meine Empfindungen bemerkt, und war glücklich. — Graf Amato wurde angemeldet. „Der Bräutigam!“ rief die Aebtiſſin aus. Die junge Schöne ſprang auf, eilte dem Kommenden entgegen und ſank in ſeine Arme. — Ich hätte vergehen mögen, entfernte mich und kam ſehr mißmüthig in meine Wohnung zurück.

Den folgenden Tag wurde ich zum Senator Moroſini gebeten. Hier fand ich ſehr angenehme Geſellſchaft, und, unter acht anweſenden Damen, ein äuſſerſt angenehmes Fräulein. Eliſene war meine Tiſchnachbarin; wir unterhielten uns ganz freundlich. Nach Tiſche nahm ſie von mir Abſchied. Sie reiſte nach Bergamo, wo ihre Tante ihr einen Bräutigam ausgeſucht hatte. Ich hätte raſend werden mögen!

„Haſt Du die Signora Dianora noch nicht geſehen? Haſt du ſie noch nicht ſpielen, ſingen und improviſiren hören? — fragte mich ein Freund, und bat mich in ſeines Vaters Haus, wo ſie dieſen Abend ſich wollte hören und bewundern laſſen. — Daß ich hin ging, war ganz natürlich.

Alles war Auge, alles war Ohr, als die Zauberin ihrer Silberſtimme gebot, als die Begeiſterung ihren ſchönen Buſen hob, als der höchſte Ausdruck, ſchwebend im

Rhythmus der Dichtkunſt, ihr Feuerauge ätheriſch belebte, Vor mir ſtand die Lesbiſche Schöne, und ich rief aus: O Sappho! Sappho! —" „Ich heiße Dianora;" lächelte die Sängerin, und ihre Blicke drangen wie Blitzſtrahlen in mein Herz. Ich hatte keine Ruh', keine Raſt.

Den folgenden Tag mußte ich ſie beſuchen. Wie wurde ich aufgenommen! Wie glücklich war ich! Ich war ſeit zwei Tagen im Elyſium. Da erhielt ich vom Großherzog Briefe, und wurde von ihm an ſeinen Oheim, den Kardinal, nach Rom geſendet. Ich klagte mein Unglück Dianoren. Sie lachte und fragte: „Was glaubt Ihr?" — Mich machte dieſe Frage beſtürzt, ich ſtammelte, ſprach von Empfindungen, von Liebe ꝛc. Dianora lachte noch lauter auf: „Geht mit Gott zum heiligen Vater und laßt Euch Eure wunderlichen Einfälle vergeben. Glückliche Reiſe!“ — Ich ſtaunte, konnte nicht ſprechen, ging und wußte — woran ich war.

In Rom traf ich, unweit der St. Peterskirche, ganz unvermuthet auf den Schwarzbekleideten, der in der Taberne zu Venedig mit mir warnend ſprach. Er trat auf mich zu und ſagte ganz ernſthaft: „Ihr habt vier Wunden; das bedenkt.“ — Ich fragte: „Darf man euern Namen wiſſen?“ — Er zeigte auf eine Säule: „Da ſteht er.“ — Ich trat näher zur Säule, und las auf dieſelbe gekritzelt: Apollonio. Ich ſah mich um, der Schwarzbekleidete war nicht mehr zu ſehen; aber ein Mädchen kam in dieſem Augenblick verſchleiert vorüber, glitſchte mit dem Fuße auf den Marmorplatten aus, und fiel. Ich eilte, ſie aufzuheben. Sie hatte den Knöchel ſich verrenkt, und konnte nicht allein gehen. Ich bot ihr meinen Arm an, und führte ſie in ein nicht entfernt gelegenes, von ihr bezeichnetes Haus, wo eine Bekannte von ihr wohnte. — Ich hatte durch den dünnen Schleier ſo ſprechende Augen, ſo friſche Wangen, ſo küßliche Lippen geſehen, daß mehr als ein Seufzer meiner beengten Bruſt entſtieg. Sie fragte ganz naiv: „Ihr ſeyd gewiß verliebt?“ — Ach! ich war's gar ſchnell geworden, und zu meiner größten Verlegenheit. Die Schöne, die mich ſo ſchnell verwundet hatte, war die Geliebte des Anführers der Sbirren des Papſtes. Da war nichts für mich zu thun. Ich mußte mich darein ergeben. Der Kardinal gebot mir, die Schöne zu vergeſſen. Das wollte gar nicht gehen. Endlich aber fand ſich's doch, da ich mit Briefen an den Erzbiſchoff zu Neapel geſchickt wurde.

Mein Unglück wollte, daß ich mich in ein ganz allerliebſtes Mädchen verliebte, die, leider! dem Kloſter verlobt war und dahin gebracht wurde. Ich mußte mich zu tröſten ſuchen, und fand endlich wirklich Troſt, als ich mich durch die Liebenswürdigkeit der Marcheſe Sienani verwundet, gefeſſelt, beruhiget und ſehr getröſtet fand. Dieſe ſiebente Wunde, ſprach ich bei mir ſelbſt, wird mich nicht vernichten; doch vor der achten ſoll ich mich hüten.

Darüber lachte ich laut auf, als Freund Alſotto in mein Zimmer trat. Da ich mich über mein Lautauflachen gegen ihn erklärte, wurde er ernſthaft, und rief aus: „O! daß es Dir nur nicht wie mir geht mit den ſieben Federn.“ — „Was iſt das?“ — „Das will ich Dir erzählen.“ — Indem trat der Schwarzrock in's Zimmer.

Wir ſahen einander verlegen an. Jener ſagte: „Mit Erlaubniß! Wir wollen einander kennen lernen;“ — und nahm ſogleich und ungebeten Platz, ehe jener etwas von ſeinen ſieben Federn erzählen konnte.“

Fünftes Buch.

Iſt's die Liebe, die ſo ſchwebend
ſich um zarte Herzen dreht,
o! ſo bleib' es ſtill belebend,
was durch's Leben mit uns geht!

Einige Tage gingen in mehr als einer Bedenklichkeit dem Harrenden hin, und Lionardo wurde zuletzt ganz ungeduldig. Er ergriff eben die Feder, an Serenen zu ſchreiben, als die Thür aufging und eine ſonderbare Figur eintrat. Ein kurzer, dikker Menſchenklump wickelte ſich aus einem doppelt übereinander geſchlagenen dunkelgrünen Mantel heraus, zog eine ſchwarze Tuchlarve vom Geſicht, that den runden Strohhut ab, ſchob ſeinen Haarbuſch unter das dunkelbraune Netz, und redete Lionardo'n an:

„Agape Signor! Hier habt Ihr mein Zeichen, damit Ihr ſeht, daß ich kein Furgone bin. Unione con Dio! Aber, gebt mir etwas zu trinken. Ich will mich von der Iſis verzehren und vom Typhon verſchlucken laſſen, wenn ich nicht durſtiger bin, als ein Capuziner, wenn er die Diſciplin bekommen hat! — Alla vostra salute! — Ein gutes Glas Wein! Brindisi! — Signor! Es ging hart her.“

„Wo? Was gab es?“

„Ihr wißt freilich noch nichts davon — aber ich ſinge ein lamentables Liedchen! — Bei Patrioli, zwei Stunden von dem Urſuliner Kloſter, wurde von uns die Kaleſche eingeholt. Die Frauenzimmer ſahen drinne. Nebenher ritten vier Bewaffnete, ſahen beinahe aus, wie Dragoner. So ein arbusto flankirte beiher. Ich gab Feuer auf ihn. Er ſtürzte vom Pferde. Drei Reiter ſprengten uns drei Fußgänger an; der vierte jagte mit der Kaleſche davon, was die Pferde nur laufen wollten. Wir gaben Feuer auf die Reiter, dieſe auf uns und wir zogen uns zurück, in die Bergſchlucht, weil Zacheo, mein Bruder, einen derben Circumflex von einem Dragoner Säbel bekam, der nicht derber ſeyn konnte. — Ich ſchlich mich allein durch das Olivenwäldchen, und ſah, wie die Kaleſche in's Urſuliner-Kloſter hineinfuhr. Dort mögen die Frauensbilder wohl noch ſeyn."

„Was ſollte es denn nur geben?"

„Ihr thut ja wie ein Bambino! — Die Weibsbilder wollten wir enkaleſchiren und nach Neapel bringen."

„Wer hatte es befohlen?"

„Das ging alles von der Signora Serena Aiboriſi aus. — Signor! Dieſe Dame iſt ein Weib, wie eine Amazone, und ſchön, wie die Königin Semiramis. — Auch bezahlt ſie ſehr generös!"

„Gewiß!"

„Schöne neue Zechinen. Es iſt eine

Freude ſo etwas zu ſehen! — Aber Zacheo liegt hart danieder.“

„Und was iſt nun geſchehen?“

„Eigentlich nichts, aber es muß doch zu etwas gut ſeyn. Die Signora Serena converſirt viel mit dem Engliſchen Geſandten. — Wir hatten noch eine Expedition des Erzbiſchoffs wegen. Er iſt aber in die Stadt zurück in ſein Palais gegangen. — Und hier wollen wir doch keinen Spektakel anfangen. Es wär noch zu früh. Aber die Wölfe ſind jagdbar und der Karfunkel erglänzt.“

„Hier, etwas für dich, etwas für Zacheo.“

„Sie ringraziato, Signor! — Was weiter vorfällt, ſoll referirt werden. — Ich heiße Sperlone. Gott befohlen.“

Er that die Larve vor, wickelte ſich in ſeine Hülle und ging.

Bald nach ihm kam Zerline. Sie lächelte:

„Ihr werdet bald frei ſeyn, werdet von hier weggehen und ich bleibe allein mit meinen Schmerzen und Herzen. — Ein Buch möchte ich ſchreiben, das ſollte heißen: Herzensnoth, wenn ich kein Mädchen wär. Aber — ich weiß nicht, wie das iſt, und wie ich ſo ſonderbar bin! — Weiber als Schriftſtellerinnen kommen mir vor, als Laufer in Courierſtiefeln. — Es geht mir mit ſolchen Damen eben ſo, wie mit Männern, die Strümpfe ſtricken oder Torten fabriziren. — Dichterinnen laſſe ich allenfalls noch gelten. Dieſe brauchen nicht korrekt zu ſeyn. Je exzentriſcher, deſto dichteriſcher. — Ich ſehe es Euch an, daß Ihr nicht meiner Meinung ſeyd. Aber, — ſo wahr ich eine Jungfrau bin! — ſchreibe ich mein Buch Herzensnoth, ich dedicire es Euch. — Seht einmal dorthin! —

Die Gräfin Tortate will ſich baden. Non voglio turbare vostra devozione!"

Sie ſprang davon und Lionardo weidete ſeine Augen an dem ſchönen Schauſpiele.

Entkleidet ſchwang die Schöne ihre Arme frei in die Lüfte, gefächelt von ſanften Zefiren, die Nacken, Buſen und Hüften umgaukelten, ſtürzte ſich freudig in die Flut, tauchte luſtig unter und ſchwamm ſchwebend wieder empor. So trieb ſie mit den Wellen, ſo trieben die Wellen mit ihr ihr neckendes Spiel, hoben hinan ſich an den runden Hüften und rollten hinab an dem hebenden Buſen, bis Fiorbella kam. Dieſe entkleidete ſich raſch, zeigte den lüſternen Lüftchen das ſchöne Ebenmaaß ihrer Glieder und ſprang zu ihrer Freundin hinab in die koſenden Wellen.

Ein Offizier des Caſtells trat ein, kündigte Lionardo an, er ſey frei, könne gehen, möge ſeine Certifikate mit ſich nehmen und, um ſich zu legitimiren, zum Gouverneur gehen, der ihn erwarte.

Dem Offizier folgte Zerline nach und ſagte:

Nicht wahr, es geht fort? — Da ſitze ich nun allein mit meiner Herzensnoth. Ihr geht in's Freie und ich bleibe im Caſtell. — Ihr beſucht uns doch zuweilen? — Ich ſchenke Euch die Siebenmal ſieben Wunderſchwänke, will an meiner Herzensnoth ſchreiben, die Ihr, wenn Ihr ſie wollt, zu leſen bekommen ſollt, ehe ich ſie Euch gedruckt dedicire, und wünſche Euch ſchöne Tage und Nächte. — Was aber ſchenkt Ihr mir?"

„Dieſes goldne Herzchen, das ich auf meiner Bruſt trage, ſchenke ich dir zum Andenken. Ich habe es auch geſchenkt bekommen, in Spanien von meiner Tante Violanta, die jetzt Nonne iſt, und abgeſtorben für die Welt ihrem Ende entgegen lebt."

„Ein ſchönes Geſchenk! — Ich will es gut aufheben.“

„O ja! du wirſt das Herz gut bewahren. Es läuft nicht davon. Verliere es nicht!“

„Ehe verlöre ich mich ſelbſt.

„Nun lebe wohl! — Mit dieſem Bundeskuſſe gebe ich dir den Freundeskuß.“

„Agape! — Gott wende alles zum Beſten!“

Lonardo warf ſich gedankenvoll auf’s Sofa, Zerline ſetzte ſich zu ihm, ergriff ſeine Hände und ſtammelte:

„Vergeſt mich nicht! [illegible] Ach! es wird eine ſchlimme Zeit kommen. Bald öffnet ſich der Schlund des Verderbens und Typhon ſchluckt das Opfer hinab.“

Sie kniete vor ihm nieder, faltete die Hände, legte ſie auf ſeine Knie und ſah ihn begehrlich lächelnd an. Er ergriff einen Schärier, der neben ihm lag, nicht ohne bittende Bedeutung, wie er wohl merkte, ſtrich Zerlinen die ſchwarzen Locken aus dem Geſichte, küßte ſie auf die Stirn und ſagte:

„Du willſt und begehrſt es. Es geſchehe was du forderſt. Mit dieſem dreifachen geheiligten Kuſſe küſſe ich dich auf Stirn, [redacted] dich in hoher Bundesnacht, drücke dir das ſechsfache Siegel auf, erhebe dich zur Siebenſchweſter, und weihe dich zur Iſis-Prieſterin ein. Als reine Jungfrau führe ich dich in die Arme der Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher gehoben hat. — Darum aber trägt das Weib den Schleier, daß ſie nicht mehr frei, daß ſie unter dem Gehorſam iſt.“

Aloiſia trat kaum ein, als Lionardo ihr zurief: „knie nieder, neben deiner Iſis-Schweſter!“ Aloiſia kniete nieder. Lionardo ſprach weiter:

„Auch Jungfrau du, Atoſſa, liebliche weibliche Blume! will ich noch nicht dich weihen zur Iſis-Prieſterin, aber freundlichen Jünglingen ſollſt du kredenzen in der Halle der fröhlichen Hebe. Ehre aber und folge den Lehren der Iſis-Prieſterin. — Jetzt hört, ihr artigen Mädchenblumen die Mythe: Iſis heirathete ihren Bruder Oſiris. Sie lehrten den Menſchen den Wein- und Getreidebau. Mild wurden die Sitten der Menſchen; ein neues Geſchlecht ſchien den Erdenbewohnern zu entgrünen aus dem Schooſſe der Vermählten. Aber Typhon, der Wüthende, verfolgte die Menſchenbeglückenden, und Oſiris fand vor ſeinem Wüthen den Tod. Iſis beklagte ihn, fuhr fort, die Menſchen zu beglücken und vereinigte ſich wieder mit ihm in den Zonen der ewigen Freude. — Du kennſt ihre Abbildung Zerline! Auf ihrem Haupte ruht der Kuhkopf und zwiſchen den Hörnern deſſelben die runde Kugel. Ihr Lotus und das Siſtrum ſind nun auch deine Embleme. Sie wurde die Göttin des Glücks. Was du mit Glück beginnſt, das ende glücklich, im Namen deiner Göttin. — Du haſt es ſo gewollt. Erhalte deine Roſen. Mir blühten ſie nicht, [illegible] ſie blühen. Jetzt öffne ihr ſelbſt deinen Buſen, daß ich mit dieſem ſcharfen Griffel dir das Bruſtzeichen gebe. — Du biſt die Geweihte. — Dieſes Buſens Vollmond küſſe ich zum letztenmal.“

Zerline entblößte ihren Buſen. Lionardo küßte dieſen warmen, wallenden Schnee, dieſes Weizenfeld ſüßer Ueppigkeit, grub auf die Bruſt das Zeichen, verhüllte den ſchönen Hafen der Sehnſucht und überſchleierte ihn und ihr Geſicht. Aloiſia hob ſie auf. Ihr gab Lionardo den Mohnkranz, und Beide ſchieden von ihm. — Einen Blick in die Villa und auf das Bad werfend, ergriff er das Buch der Siebenmal ſieben Wunderſchwänke, und verließ das Zimmer ſeiner Haft, als der Commandant des Schloſſes ihm ſeinen Degen zurückgegeben hatte.

Serena ſtieg eben in den Wagen um auszufahren, als Lionardo ſich ihrem Hauſe näherte. Sie reichte ihm die Hand und lächelte:

„Willkommen! — Ich hoffe, es iſt alles in Richtigkeit gebracht worden. Der Gouverneur wird Euch erwarten.“

Lionardo verſah ſich mit ſeinen Patenten, Atteſtaten und den Skripturen, welche zu ſeiner Rechtfertigung dienten und ging zum Gouverneur. Dieſer durchſah ſeine Papiere, und ziemlich unterrichtet, wie es ſchien, begann er:

„Ja, es hat ſeine Richtigkeit! — Eure Beſitzungen von Eurer Mutter, der Gräfin

Mortagno, her, in den Bergen von Remato zu veräußern, kamt ihr nach Neapel. Wenn iſt die Zeit Eures Urlaubes verfloſſen?"

„In ſechs Monaten, — erwiederte Lionardo, — wenn er nicht verlängert wird."

„Am beſten wird es ſeyn, Ihr bringt Euch nicht in des Erzbiſchoffs Familie ein. Seine Nichte hat er, Gott weiß in welches Kloſter bringen laſſen, und wollt Ihr es wagen, ihrem Aufenthalte nachzuſpüren, ſo könnte Euer Beſtreben Euch große Ungelegenheiten zuziehen. Dies werdet Ihr zu verhindern klug genug ſeyn. Diesmal ſeyd Ihr gerettet worden, aber der Erzbiſchoff iſt ſehr ergrimmt. Fürchtet ſeinen geiſtlichen Zorn. — — Die Frau Baronin Aldoriſi iſt Eure ſehr gute Freundin. Wahrhaftig! eine gleich kluge und ſchöne Dame. — Gehabt Euch wohl!"

Lionardo konnte nicht anders; er mußte auf die Taverne zu gehen. Roſaura ſchrie laut auf, als er eintrat, und wären nicht Gäſte zugegen geweſen, ſie wär ihm gewiß um den Hals gefallen. Er drückte ihr die Hand und lächelte:

„Es iſt mir lieb, daß wir uns wieder ſehen."

„Mir auch!"

„Für deine erkundigende Sorgfalt und deine Grüſſe danke ich dir herzlich."

„Es ging Euch wohl recht fatal in der Arreſt-Stube?"

„Ich dachte mich oft zu dir, in die Taverne. — Wo ſteckt unſer Braunrock?"

„Seit drei Tagen habe ich ihn nicht geſehen. Er ſprach von einer Reiſe nach Tarent. — Der Pater Saverio ſagte, Ihr befändet Euch ſo wohl, als ſich ein Starrkopf befinden könnte. Eine ſchöne Ausſicht in einen Garten mit einer herrlichen Fontana habt Ihr gewiß gehabt?"

„Gewiß! Es war eine herrliche Ausſicht."

„So etwas läßt ſich mitnehmen, und wenn man auch nicht eingekerkert iſt."

„So habe ich es auch genommen."

„O! Ihr wißt alles bei dem angenehmſten Ende zu nehmen; nur mich nicht, denn ich habe kein Ende. Ich bleibe der ewige Anfang. Nicht wahr?"

„Wenn Du mit mir verreiſen könnteſt. —"

„Ich habe ja eine Mutter." — Wollt Ihr denn verreiſen?"

„Es wird wohl ſo ſeyn müſſen!"

„Sind denn Eure Geliebten nicht hier?"

„Da trat der P. Anſelmo ein. Freundlich wendete er ſich zu Lionardo und ſagte:

„Ich danke Euch für das Geld, welches Ihr mir durch die Frau Baronin habt zuſtellen laſſen! Ich habe es unter einige Arme vertheilt. Wir haben alle für Euch gebetet. Es iſt mir ſehr angenehm, Euch wieder frei zu ſehen. Ich empfehle mich zu Eurer fernern Gunſt!"

Er ging. Es kamen mehrere Gäſte und viele Matroſen von den Engliſchen und Franzöſiſchen Schiffen, die in dem Hafen lagen. Lionardo ging auf dem Molo weiter hinauf. — Diana flog eben, leicht wie eine beflügelte Grazie, auf zwei Roſſen ſtehend, vor ihm vorüber, und erblickte ihn kaum, als ſie abſprang und auf ihn zueilte. Er trat aus der Reihe der Zuſchauer heraus gegen eine entferntere Bude hin, als ſie auf ihn zulief und keuchend ihm zurief:

„Woher? — Wie? — Wo?"

Er ergriff ihre bebende Hand und ſagte: „Alles das auf den Abend, in meinem Garten. — Ich bin ſo erfreut, Dich hier und mich wieder frei zu ſehen, daß ich ſogleich in die Kirche eilen und für Dich und mich beten will.“

„Ach! lächelte ſie; — nun reite ich zehnmal froher, und Dir zu Ehren, gewiß recht ſchön und künſtlich!“

Sie eilte zu ihrer Geſellſchaft und Lionardo ging in die nächſte Kirche.

Mitten in ſeiner Andacht gewahrte er in der Kirche Zerlinen mit dem Iſisſchleier, den ſie über ihr ſchwarzes Gewand geworfen hatte. Sie betete ſehr eifrig, ſah aber, als ſie ſich erhob, den Mann, der ſie auch ſah. Kaum hatte ſie das Weihwaſſer genommen, ſo ſtand er an der Kirchthür, vor ihr. Die Stufen hinab gehend, lächelten beide. Auf dem Platze der Crocetta ſtanden ſie ſtill. Zerline begann:

„Das heiße ich doch andächtig!“

„Ich gleichfalls; — lächelte Lionardo. — Wenn Du mir die prächtige Roſe ſchenken willſt, die Deinen ſchönen Buſen ſchmückt, reiche ich Dir dieſe herrliche Limonie, die ich Dir ohnehin gegeben hätte."

„Gebt ſie her! Hier iſt die Roſe! Laßt ſie aber im Waſſerglaſe verwelken und verſchenkt ſie nicht wieder. — Ich bin ſo feierlich geſtimmt, daß ich meine, es müſſe mir jedermann die Iſisprieſterin anſehen."

„Ich wenigſtens ſehe ſie, zugleich aber auch in ihr ein hübſches Mädchen; die mir vielmehr noch lieber iſt, als die Prieſterin."

„Regt keine irdiſchen Gedanken in der Prieſterin auf! — Als ihr kaum zehn Minuten aus dem Caſtell Euch entfernt hattet, beſuchte mich die ſchöne Tochter des Tuneſiſchen Dey. Fiorbella fragte, wer der gefangene Cavalier ſey? Ihr müßt alſo bemerkt worden ſeyn."

„Was hilft das mir?"

„Ich werde mich ſchon weiter erkundigen."

Ein herbeiſtrömendes ſtarkes Menſchengedränge trennte die Sprechenden. Lionardo zog ſich an der Mauer des Platzes hin, wo mehrere Fegefeuer, gefüllt mit armen leidenden Seelen, angemalt waren. Wohlthätig, wie immer, zog er Geld aus der Taſche und gab es einem lauernden Mönche. Da dieſer ziemlich liſtig ausſah, wollte er ihn eben anreden, als die Stimme eines Menſchen von gutem Anſehen, der neben ihm ſtand, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Dieſer ſprach gegen zwei verſchleierte Frauen, und zwar mit großem Ausdruck:

„Ueberlegt es ſelbſt! Iſt dieſe Verordnung nicht eine wahre Ordens-Barbarei? Nur Mädchen aus den erſten Familien werden in das Theatiner Kloſter gebracht. Mit ihrem ausgeſprochenen Gelübde iſt die ganze Welt für ſie ausgeſtorben. Von nun an, dürfen ſie keinen Menſchen mehr ſehen oder ſprechen, der nicht in ihrem Kloſter iſt. Kein Gruß, kein Geſchenk, kein Brief, keine Freude über das Wohlſeyn der Ihrigen erreicht ſie mehr. Nur wenn einer ihrer nahen Blutsverwandten geſtorben iſt, ſagt man es ihr, um zu beten für die arme Seele. — Ach! ſo iſt es auch der edlen Silvia ergangen. Grauſamer Zuſtand der Unglücklichen!“

Lionardo ſeufzte bei ſich ſelbſt: „Ach! wenn der Erzbiſchoff ſo grauſam wär, meine geliebte Andorena zu den Theatinern zu verbannen!“

Mit raſchen Schritten ging er die Straße hinab, als ihm Sperlone entgegen kam, der Geld beſah, das er in der Hand zählte. Als er Lionardo erblickte, grüßte er ihn ſehr verbindlich und dieſer fragte:

„Was betrachteſt du in und an dieſem Gelde?“

„Es gab mir für eine Nachricht ein Mädchen ein Händchen voll allerlei Geld, durch einander. Sie wird's wohl nicht anders gehabt haben! Da hatte ich ſo meine Betrachtung. Sehe, es ſind einige Münzen darunter von unſerer ehemaligen Republica pomeridiana. Ein Silberling und zwei Kupfermünzen der Parthenopäiſchen Republik. Wo dieſe müſſen geſteckt haben! Es gab ihrer ohnehin nicht viele. — Wo dieſe nur müſſen hergekommen ſeyn? Ich gebe ſie einem Antiquar; der verhandelt ſie noch dazu mit Profit für mich und ſich. — Es iſt dabei doch etwas zu verdienen, was das Mädchen nicht weiß.“

„Schöne, blanke Zechinen ſollſt du von mir bekommen, wenn du auskundſchaften kannſt, wohin Andorena gebracht worden, wo ſie iſt?“

„Das iſt wohl das Fräulein, die der Erzbiſchoff fortführen ließ, wobei mein Bruder ſeinen Circumflex bekam?"

„Eben dieſe. — — Was macht Zacheo?"

„Es beſſert ſich mit ihm. — Ein verteufelter Hieb war es!"

„Hier, etwas für deinen bleſſirten Bruder. — Willſt du kundſchaften?"

„Ich will, und Ihr ſollt von mir hören. — Lebe wohl! — Da kommen die weißen Büßenden."

Ein Zug von zehn weiß gekleideten Männern ging vorüber, dem Criminal-Gerichts-Hauſe zu. Verwunderungsvoll ſah Lionardo dem ſtill gleichſam vorüberſchwebenden Zuge nach, als ein fein gekleideter Mann auf ihn zutrat und alſo ſprach:

„Signor! Alſo iſt es in Neapel gebräuchlich. Dieſe, die da vorüber ziehen, gehören zu einer ſehr edlen Geſellſchaft, zur

Brüderſchaft der Weißen. *) Dieſe Geſellſchaft iſt ſehr zahlreich und beſteht größtentheils aus Leuten der erſten Stände. Weiß iſt ihr Gewand, edel ihr Zweck. Sie ſind die Freude, der Troſt, die letzte Hülfe des Unglücklichen, welchen die Gerechtigkeit zum Tode verurtheilet hat. Die letzten drei Tage ſeines Lebens ſind ſie beinahe ſeine einzige Geſellſchaft. Sie bereiten ihn zu dem Uebergange in's ſtille Reich, ſtillen ſeine Wünsche, außer dem zu leben, begleiten ihn auf den Richtplatz, beten mit ihm, und zeigen ihm die Ausſicht in das beſſere Land. Aus den Händen des Nachrichters empfangen ſie den Leichnam und ſenken ihn unter frommen Geſängen in's Grab. Aber mit dem Grabſtein, der den Unglücklichen bedeckt, endet ſich ihr Amt noch nicht. Sie ſind die Väter der Unglücklichen, welche der

---

*) La Contrafernità de' Bianchi.

Todte hülflos hinterlaſſen hat. Sie erziehen ſeine Söhne, verſorgen ſeine Töchter und unterſtützen ſeine Wittwe mit Rath und That. — Das iſt mehr als das, was die Schwarzen, was die Carbonari thun, was die Calderari verhindern wollen!“

„Gott ſegne die Weißen!“ — antwortete Lionardo und ging weiter.

Unweit St. Giacomo begegnete ihm die getaufte Chriſtin in großer Geſchäftigkeit, mit einem Bündelchen. Er lachte:

„Nun Luzia! wohin? du ſiehſt ja ganz roth und erhitzt aus? Was giebt's?“

„Ach, mein Gott! — rief ſie aus; — Was habe ich nicht ſchon heute alles gethan, und was habe ich noch zu thun! — Meine Nachbarin hat ein Mädchen geboren, der habe ich das Salz appliciren müſſen,*) und hier trage ich das Ehrenhemd**) zu den Eltern einer Braut, die geſtern noch Jungfer war. Sie hatte geſtern Hochzeit und hatte das Glück, als ſie mit ihrem Spoſo durch die Straßen fuhr, tüchtig ausgepfiffen zu werden. Herr Marcheſe ſagt es mir nach: ſo viel Ehre iſt lange keinem Bräutchen widerfahren. Das heißt eine gute Vorbedeutung! Und da haben die Brautleute auch die gute Lehre, nicht zu viel von einem Bande zu hoffen, an das man ſo getroſt das Glück ſeines Lebens zu knüpfen pflegt.“

„Weißt du, ob Lorenzina noch im Claren-Kloſter ſich befindet?“

„Gewiß.“

„Ich möchte ſie ſprechen.“

---

*) Saleggiare.

**) Camiso de l'onore.

„Ruhig! das will ich beſorgen. Ihr ſollt Antwort haben.“

„Weißt du ſonſt etwas, was die gute Anderena betrifft?“

„Wohin ſie, nebſt ihrer Tante gebracht worden iſt, das weiß Gott! Ihr Fortführen iſt dem Haushofmeiſter des Erzbiſchoffs anvertraut worden, einem Menſchen, der kein Hörnchen werth iſt. *) Er lebt, — verzeihe es mir die heil. Clara! — gerade heraus zu reden, von ſeiner Ehre; **) daß ſich Gott erbarme! — Mein Mann hat ihn einmal ausgeprügelt; es bleibt aber unter uns!“

„Dein Mann iſt klug und pfiffig?“

„Ei! und wie? das will ich meinen!

---

*) Non vale un Corno.

**) Ein ſolcher Mann der von Reizen ſeiner Frau lebt, pflegt zu ſagen: Io campo coll'onor mio.

Er weiß, was das Salz koſtet, [*]) in Scheffeln und in Metzen. Ja, er kennt es ſogar im Zucker, und im Oele."

„Ob er wohl herausſpioniren könnte: wohin Andorena gebracht worden iſt?"

„Nach Tarent zu, auf jeden Fall. — Er ſoll aber nachſpüren —"

„Ich bezahle."

„Ei, daran läßt ſich gar nicht zweifeln! — Still nur! Ich will meinen Mann gleich ausſenden zu ſpioniren, auch will ich die Karte ſchlagen. Ich denke immer, dieſes Orakel wird mir den Weg am beſten zeigen; denn, das iſt doch ausgemacht und nicht zu läugnen, die Karte iſt ein Ding, das, wenn es reſponſoriſch gelegt und ordentlich geleitet wird, eine wahre Profetin genannt werden kann. — Vor ganz alten Zeiten haben die Weiber geweiſſaget, und wer weiß, ob die Delfiſche Pythia nicht eine Kartenſchlägerin geweſen iſt!“

---

[*]) Sapere, quando vale il Sale a Chioggia. — Poco sale aveva in Zucca. Ne sal, nè salàn.

„Wenigſtens vielleicht eine Magnetiſirerin.“

„Das kann auch ſeyn. — Verlaßt Euch auf mich. Ich beſorge alles, ſobald ich das Ehrenhemd in die erfreuten Eltern-Hände gebracht habe.“

Sie war ſchon einige Schritte weit gegangen, als Lionardo ſie zurückrief und ihr nacheilte:

„Luzia! — Luzia! — Noch ein Paar Worte!“

„Mein Gott! — Ihr wißt ja, daß ich Eil habe. — Was ſoll's ſeyn?“

„Da du ſo vielerlei weißt und verſtehſt Künſte und Wiſſenſchaften, die Karte, das Sieb, wohl auch das Schlüſſeldrehen, die Murra und all dergleichen, ſo biſt du gewiß auch in der Zeichenſprache der Verliebten bewandert?“

„Ach ja! — So ziemlich.“

„Ich will alſo mit den Fingern ſprechen und einen Tag bezeichnen?“

„Mit den Zeigefinger der rechten Hand wird ein Kreis durch die Luft beſchrieben, das heißt ein Tag.“

„Geſetzt es iſt eine Beſtellung von einem Mädchen?“

„Bewegungen um Haupt und Buſen, das heißt: Ich kleide mich an. Ich deute dann, wenn ich z. B. auf dem Balkon ſtehe, auf die Hausthür, und lege darauf die Hand auf's Herz. Das heißt: Ich werde kommen. Ich ziehe den Kreis in der Luft, immer tiefer hinab nach der Sonne zu. Das ſagt: Nach Sonnen-Untergang. Nun hebe ich drei Finger auf und lege den Einen auf den Mund. Das heißt: drei Stunden nach Sonnen-Untergang werde ich ganz leiſe kommen; auf den Zähen geſchlichen. — Was wollt Ihr mehr?"

„Das mußt du mich lehren."

„Ich will Euch Lektionen geben; ſo wahr ich eine getaufte Chriſtin bin, die Euch zuverläſſig gefallen ſollen. — Ach! Ich weiß gar mancherlei. — Ach, heil. Luzia! Ich muß mit dem Ehrenhemde fort. Die Eltern denken ſonſt, wunder wie lange die Braut ſchläft."

„Ich will dich, wenn du mich wohl belehrſt, zur Profeſſorin der Murra *) ernennen. Und es iſt doch die Sizilianiſche Murra —"

„Ich verſtehe dieſelbe beſſer als jede andere. — Lebt wohl!"

---

*) Murra, gioco noto, che si fa in due alzando la dita di una delle mani, e cercando di apporsi, che numero sieno per alzare tra tutti e due, mora, digitorum ludus. Onde jurari a la Murra, fare alla mora, micare digitis.

Ehe Lionardo zu ſich kommen konnte, ſtand Aloiſia vor ihm. Sie kam aus der nahen Kirche, welche ihre Gebieterin, eben in den Wagen ſteigend verließ, und ſagte lächelnd:

„Wir ſind ſehr andächtig geweſen.“

„Wie immer!“

„Scherzt nicht. Kommt bald. Wir erwarten Euch.“

Sie eilte dem Wagen der Baronin nach, und Lionardo wollte ihr folgen, als ein Verhüllter auf ihn zutrat. Lionardo griff nach dem Degen, der Verhüllte winkte bedeutungsvoll, ſtreckte die Hand unter dem Mantel hervor, und reichte ihm einen Brief, der an ihn addreſſirt war. Die Aufſchrift war von Andorenens Hand.

Lionardo ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Wand eines Hauſes, erbrach den Brief und las die wenigen Worte:

„Geliebter Lionardo! Man bringt uns in ein Kloſter nach Tarent. Befreie, wenn Du ſie liebſt, Deine

Andorena.“

Als er geleſen hatte, griff er nach Gelde, in die Taſche. Der Verhüllte ſprach: „Euch läßt Lorenzina grüßen. Dieſen Brief ſchickt ſie Euch.“

„Kann ich ſie ſprechen?“

„Ich will's Euch wieder ſagen.“

„Hier iſt ein kleines Trinkgeld —“

„Gebt's den Armen. Ich nehme und brauche kein Geld. Aber ich will Euch dienen. Ich ſpreche Euch wieder, und grüße Lorenzinen von Euch. — Adio!“.

„Ach, Andorena! — ſeufzte Lionardo und ſteckte das Briefchen zu ſich. — Wohin du auch geführt ſeyn magſt, ich ſuche Dich auf, Dich zu erretten und mit Dir aus Neapel zu fliehen, wo unterirrdiſche Flammen lodern zum heißen Brand, in die ſtille Einſamkeit, wo Freuden der Natur und Liebe uns lachen.“

Eine in graue Leinwand gekleidete weibliche Figur trat auf ihn zu, mit gefalteten Händen und geſchorenem Kopfe, rief aus:

„O Carosa me! *)“ — und ſchien um etwas zu bitten.

„Was will das ſagen?“ — fragte Lienardo. Die Bittende fuhr fort:

„Wenn Ihr des Landes Sitte noch nicht kennt, ſo wißt: Mein Mann iſt mir geſtorben, darum trage ich dieſen geſchornen Kopf. Aus Tarent bin ich gebürtig, war auch dort verheirathet, und heiße Agnoletta, Euch zu dienen.“

„Aus Tarent?“ — fragte Lienardo ſchnell, drückte ihr Geld in die bittende Hand und fragte ſie, ſo gut er konnte, über Tarent und die dortigen Gelegenhei-

---

*) O ich Geſchorene!

ten aus. Er hat ſich erboten, das zu kundſchaften, was er wiſſen wollte, ſendete ſie nach Averne zurück und ließ ſich ihre Wohnung beſchreiben. Sie verſprach ihm, ſeine Aufträge zu erfüllen, und er ſchied hoffnungvoll und freudig von ihr.

„Signore! — rief ein Lazaroni bei Monte Oliveto ihm zu — Schenkt mir einen Dukaten!"

„Warum?"

„Weil Ihr ſo leicht nicht etwas wieder ſehet, als mich."

„Wie ſo? — Biſt Du ein Wundervogel?"

„Ich bin ein glücklicher Menſch!"

„Warum?"

„Weil ich nichts habe. — Ich bin arm und reich, frei, wie ein Vogel in der Luft. Mich quält keine Bürde des Lebens, mich betrübt keine Leidenſchaft, mich kränkt kein Mißwachs, und meine Liebespein dauert jedesmal höchſtens fünf Minuten. Das Einzige, was mir fehlt, iſt Geld.“

—„Du biſt ein junger, flinker Burſch. Wenn Du willſt, ſo nehme ich Dich in meine Dienſte. Wie heißt Du?“

„Giacomo, zu dienen!“

„Ich reiſe nach Tarent und brauche noch einen Diener.“

„Ich gehe mit Euch. Ihr gefallt mir.“

Lionardo gab ihm Geld und beſtellte ihn auf Morgen in ſeine Wohnung, die er ihm bezeichnete, und auf Serenens Haus zu eilte.

Serena, als er in ihr Zimmer eintrat, lächelte ihm zu:

„Willkommen! Ihr wart ſehr andächtig in der Kirche; das war fein! Man hat

Euch gerettet! — Ach! Rosardo! ſo ſind wir Weiber! Und ſo bin ich: Ich rettete Euch — — Glaubt mir, nicht ohne Mühe und nicht ohne Reſignation; — für eine andere. Ha! ha! das iſt luſtig! — Macht doch Verſe darauf; ich bitte Euch!"

„Dieſe Luſtigkeit iſt allerliebſt!"

„So werde ich es auch ſeyn?"

„Natürlich. — Nur iſt die Frage: ob nicht die Schönheit der Luſtigkeit den Rang ablaufen wird?"

„Sehr verbunden! — Man ſieht und hört, daß Ihr ein Dichter ſeyd. — Apropos! Wie gefiel es Euch im Caſtell S. Elmo?"

„Aufrichtig geſprochen, war es ein Glück, daß ich dort Bundes-Verwandte fand, ich aber dachte, da ich in geiſtlichen Händen mich befand, ich würde ganz gewiß vergeſſen werden."

„Vergiftet? — Vergiftet? — Pfui! Ein ſchlechtes Wort. — Es iſt nicht möglich! Es kann gar kein Menſch vergiftet werden! Sprecht von etwas anderm."

Aloiſia trat mit Wein und Bechern ein. Serena ging ſichtbar bewegt im Zimmer auf und ab, wendete ſich endlich an Aloiſien und ſagte [illegible]

„Nicht wahr, in dieſem Weine iſt kein Gift?"

„Frau Baronin! Wie kommt Ihr darauf?" — fragte Aloiſia betroffen. Serena ergriff die Guitarre, gab ihr dieſelbe und rief:

„Nimm und ſinge etwas; aber gleich!"

Wie es ſchien, hatte Lionardo ein Wort ausgeſprochen, einen Punkt berührt, den Serena ungern berührt wiſſen wollte. Aloiſia war verlegen und wußte nicht warum. Sie griff in die Saiten mit zitternden Fingern, und Serena trocknete ſich den Schweiß von der Stirn. – Da nahm Lionardo der Zitternden die Guitarre aus der Hand, ſetzte ſich nieder, ſpielte und ſang:

Geſang.

Herrlich duftet in dem Garten
Des Alhambra eine Laube,
rund umblüht von ſanften Roſen,
Die der Liebe heilig ſind.

O! in dieſer Roſenlaube
fanden ſich entbrannte Blicke,
fanden ſich entzückte Lippen,
fanden Seelen ſich zu Seelen,
fand ſich ſelbſt die Liebe ein! –

Da umſchlungen und gefunden,
Da verbunden voll Entzücken —

„Unſinniges Trugbild!“ — ſchrie Serena laut auf, bedeckte mit den Händen die Augen, und ſank aufs Sofa.

„Was iſt Euch?“ — weinte Aloiſia.

„Ach! — fuhr Serena fort; — das ſataniſche Spiel meiner Sinne! Immer dieſe

Erſcheinung! Immer — Tag und Nacht! — O! es iſt ſchrecklich!“

Aloiſia brachte wohlriechende Waſſer; Lionardo ergriff Serenens Hand. Ihre Pulſe klopften heftig, ihr Buſen hob mit ſichtbarer Gewalt ſich unter ſeiner flornen Hülle empor. Wie gewaltſame Blitzſtrahle, zuckte es durch alle ihre Adern; ſie ſeufzte: „Bringt mich zu Bette!“

Aldonſa und Aloiſia führten ſie fort, in ihr Schlafgemach und Lionardo verließ das Haus.

In der Taberne ſtand der Pater Saverio und wollte eben einen an Roſauren gerichteten Sermon beginnen, als Lionardo eintrat. Roſaura wendete ſogleich ihre Rede gegen ihn:

„Willkommen Herr Marcheſe! Hier liegt ein Brieſchen an Euch, das ein kleiner

Junge hier abgegeben hat. Es iſt ſo fein und zierlich, als hätte es eine cara amica geſchrieben.“

Lionardo erbrach das Briefchen und las:

> „Ich bin nach Tarent gegangen, wo Du mich und noch mehr als mich, wo Du vielleicht Dein Liebſtes finden kannſt. Andorena iſt hier, dies ſchreibt Dein Freund, der Braunrock.“

Als Lionardo das Briefchen einſteckte, begann der Pater Saverio, gleichſam perorirend im höheren, als gewöhnlichen Tone mit feierlicher Stimme:

„Deine Briefe ſind ſtark und ſchwer, ſagte man zum Apoſtel S. Petrus; und ſo ſandte der Jude Mardachai Briefe an alle Juden, wegen der Geſchichte, die ſich zugetragen hatte mit der ſchönen Eſther und dem König Ahasverus. Ein Brief iſt ein verſchloſſenes und verſiegeltes Wort, das hoch in Ehren gehalten werden ſoll: und dieſer Brief, geſchrieben an den Herrn Marcheſe —“

„Iſt eine Herausforderung, — fiel Lionardo ſchnell ein, — die Euch zu Dienſten ſteht.“

„Gott bewahre! — lächelte der Pater. — Im Dienſte der Kirche, läßt man ſich auf ſo etwas und dergleichen Raufereien nicht ein. Soll man ja fechten und ſtreiten; ſo ſey es nur gegen den Satan und die Ketzer. — — Doch ich merke, es will Abend werden und mein Weg iſt bezeichnet, daher will ich mich Euerm Wohlwollen empfehlen und eilen, mich nach und nach zur Ruhe zu begeben.“

Er ging und Lionardo ſetzte ſich nieder; Roſaura ſetzte ſich neben ihn. Er ließ ſich von ihr kredenzen und ſtreichelte ihr die runde Hand. Sie lächelte, er küßte ſie, und fragte: . .

„Du biſt mir alſo gut?“

„Gewiß!“

„Und ſiehſt mich gern?“

„Seht mich nur eben ſo gern!“

„Sieh, dort tritt der Abendſtern herauf, am heitern Himmel! Es iſt ein ſchöner Stern! Und dieſes Sternes Namen, Luzifer, giebt man auch dem gefallenen Engel, den wir Teufel nennen.“

„Es iſt mit den Benennungen und Namen oft gar ſonderbar! — So heiße ich zum Beiſpiel Roſaura. — Ein Roſenlüftchen: aber iſt doch ein anderes Ding, als ich eine bin.“

„O! ſinge das liebe Roſen-Liebchen!“

„Was gebt Ihr mir?“

„So viele Küſſe, als du haben willſt, auf deine Roſen-Lippen.“

„Die könnte ich Euch wiedergeben. Ihr müßt mir etwas anderes ſchenken.“

„Was? — Ich bin ärmer als du denkſt. Nicht einmal ein Herz habe ich mehr.“

„Ich glaube es gar wohl! Euer Herz haben ihrer gar viele! — Aufrichtig geſprochen! Wie viele Zimmer, Kämmerchen und Antichambern hat wohl Euer Herz?“

„Das Herz hat nur Ein Zimmer. Aber neben dem Herzen giebt es noch allerlei vermiethbare Zellen.“

„Wenn Ihr kein Dichter wärt, man ſollte Euch ganz proſaiſch beſtrafen, ſo aber müßt Ihr poetiſch gezüchtiget werden.“

Sie ergriff die Mandoline, ſpielte und ſang:

Lied.

Was die Dichter ſchön vergoldet,
ſieht man nur im Dämmerſchein;
ſeine Liebe hüllt am Tage
ſich in dichte Schleier ein.

Ja, Dianens Zauberblicke
in der ſtillen Mitternacht

haben oft dem ſanften Träumer
ſchön in Wirklichkeit gelacht.

Was kann noch der Dichter wünſchen,
wenn es ſo erfreulich lacht,
was im ſanften Mondenſcheine
ihn entzückt und glücklich macht?

Da fiel ein Schuß. Eine Kugel flog zwiſchen Lionardo und der Sängerin durch. Roſaura ſank vom Stuhle. Lionardo eilte vor die Taberne. Ein flinker Kerl ſprang ſchnell davon. Lionardo zog ein Terzerol und ſchoß ihm nach. — Indeſſen hatte Roſaura ſich wieder aufgerafft. Der Wirth und ſeine Leute waren herbei geſprungen. Es blieb ruhig. Lionardo wünſchte, wohl zu ruhen, und eilte auf ſeinen Garten zu.

Nahe an der Thür deſſelben wandelte eine weiß verſchleierte Geſtalt. Lionardo eilte ihr nach und rief aus:

„Ich kann mich nicht täuſchen! Cinthia hat ihr ſchönes Licht in täuſchende Schleier verhüllt. Entfalte ſie, deine himmliſchen Reize!“

Die Verſchleierte drehte ſich herum, und Diana lag in ſeinen Armen. Bebend klopfte ihr Herz an dem ſeinigen und ihre feuchten Lippen ſuchten ſeine [illegible] Küſſe. — Die herrliche Jasmin-Laube nahm beide wieder auf, und der ſanfte Mond goß ſeine Silberſtrahlen über duftende Orangenblüthen in das aromatiſche Heiligthum der Liebe. Von Dianens Arm umſchlungen, hatte Lionardo die Guitarre ergriffen und ſtimmte jenen Geſang an, den die Geiſtererſcheinung bei Sterenen nicht endigen ließ:

Geſang. *)

Herrlich duftet in dem Garten
des Alhambra eine Laube,

---

*) Poesias de veinte y dos Autores. Madrid. 1694.

rund umblüht von ſanften Roſen,
die der Liebe heilig ſind!

O! In dieſer Roſenlaube
fanden ſich entbrannte Blicke,
fanden ſich entzückte Lippen,
fanden Seelen ſich zu Seelen,
fand ſich ſelbſt die Liebe ein.

Da umſchlungen und gefunden,
da verbunden voll Entzücken,
da belebt von Himmelswonne,
klopften Herzen an einander,
bebten zitternd [illegible]
in der Liebe Heiligthum.

Küſſe rauſchten durch die Stille,
wie des Silberbaches Wellen,
angenehm und ſanft dahin.

Aus den Augen ſtürzten Thränen,
liebeſüße Wonnezähren
über die entglühten Wangen,
auf die feuervollen Lippen,
miſchten ſich in ſanfte Küſſe,
wurden zärtlich aufgeküßt.

Wie die Lüftchen mit Gerüchen
ſanfter Blumen ſich vermiſchen,
ſo vermiſchte ſich der Athem
zärtlich unter ſanften Lippen
in der Liebe Heiligthum.

Wie die Biene ſüßen Honig
ſaugt aus angenehmen Blumen,
o! ſo ſaugten Himmelswonne,
ſüßes, heiliges Entzücken,
ſaugten unnennbare Freuden
Lippen von einander ein.

Wie ſich Reben um die Ulmen
immer feſt und dichter winden,
ſo umſchl[illegible]
[illegible] feſter den Geliebten.
Und Zenidens Buſen drängte
wallend ſich durch Kleid und Schleier,
hin der Bruſt Alzinders näher,
kämpfte dort, und unterlag.

In den Haaren der Geliebten,
die um ihren Nacken wallten,
wühlten des Geliebten Finger
ſanft ſich durch auf ihren Nacken,
[illegible] wie ihre Finger,
auf dem Nacken des Geliebten,
bald hinauf und bald hinunter,
neckend ohne Ruh und Maß.

Und es fielen keine Worte,
wo beredte Küſſe ſprachen,
deutlicher als jedes Wort.

Durch der Roſenlaube Blätter
drängten ſich des Mondes Strahlen

zu dem Schauſpiel, ach! ſo neidiſch,
ſahen niemals in der Laube
zwei ſo hoch beglückte Weſen,
als ſie hier ſo glücklich ſah'n.

„Dolce Canzone di Alhambra“ — liſpelte Diana, ſank in Lionardo's Arme, und ſchmiegte ſich an ſeinem Buſen feſt und immer feſter an. Seine Küſſe eilten den ihrigen entgegen, und die ihrigen den ſeinigen, in ſanfter Harmonie ſchwebte die ganze Szene und himmliſches Entzücken übergoß die Liebebeglückten. Nachtigallen flöteten ihr ſüßes Zauberlied, und tauſend Kehlen ſangen aus Blüthen und Blättern herab das ſüße Brautlied, welches nur Glücklichen ertönt.

Lange in ſüßes Nichtbewußtſeyn verſunken, erhob endlich Diana ihren ſchönen Nacken und ihren Feuermund zu ihres Lieben zärtlichen Küſſen und liſpelte ihm zu: „Ach! wie glücklich machſt du mich!“

Er preßte die Girrende ſanft an ſeine Bruſt, drückte tauſend Küſſe auf den warmen Schnee ihres elaſtiſchen Buſens, und ſprach: „Diana! bey dieſen herrlichen Himmelsſphären. —

Da trat eine grau verhüllte Männer-Figur raſch herbei und ſprach:

„Es iſt mir lieb, deinen Garten geöffnet zu finden, was ich zu benutzen weiß. Ihr aber beide, laßt Liebe euch beglücken und entzücken, ſo gut es ſeyn kann. Aber den Gewappneten beſiege nie, ihn entnervend, die Pferdebändigerin!“

Lionardo entwand ſich ſchnell Dianens Armen, ſprang auf, zog den Degen und trat dem Sprechenden entgegen:

„Wenn mein Gehör mich nicht trügt, ſo biſt Du Arcinato.“

„Ha! kennſt Du mich?“

„Wohin gehſt Du?“

„In die Höhle der Erkenntniß, wo der

Zweifel zwiſchen Caſtanienbäumen ſteht. — Seyd klug und bereit, denn es wird bald Tag werden.“

Damit ging er fort und aus dem Garten hinaus. Lionardo aber folgte ihm und verſchloß die Thür. Er ging zurück in die Laube und ſank wieder in die weichen Arme der freundlichen Armida, die ihren Zaubergürtel um ihn ſchlang und ihn feſthielt mit ſüßem Koſen, ſanften Weigerungen, lieblichen Worten und zärtlichem Dahingeben.

Den folgenden Morgen, als Lionardo den glücklichen Nichtsthuer Giacomo geſprochen und mit ihm die angebotenen Dienſtverhältniſſe berichtiget hatte, nahm er ſein Frühſtück in der bekannten Taberne ein und ſchäkerte mit der luſtigen Roſaura, die, wie ſie ſagte, recht vergnügt aufgeſtanden ſey, weil ſie einen angenehmen Traum gehabt habe. Lionardo ſcherzte noch mit ihr und behauptete, ſie habe nur von ihm träumen können, weil er von ihr geträumt habe, und ihre Seelen ſich im Schlafe gefunden hätten, gleich einander ſüß entgegen ſtrebenden Geiſtern, als der bekannte Mauth-Inſpektor eintrat, eine Taſſe Schokolade verlangte und zu ſprechen begann:

„Wenn die Trompeten der Reiter- und Seiltänzer-Geſellſchaft, die aus Spanien hieher gekommen iſt, ertönen, muß man aufbrechen, weil heute etwas beſonders Herrliches zu ſchauen iſt. Nämlich die ſchöne Caſtiliañerin Diana und die herrliche Andaluſierin Amella, auch genannt die liebe Sternblume, als Jüngling gekleidet, tanzen den ſuperben Bolero zuſammen.“

„Das muß ich ſehen! —“ rief Roſaura aus.

„Es wird etwas Himmliſches ſeyn; — ſo fuhr der Inſpektor fort. — Man kann ſich den Tanz dieſer beiden Grazien denken, dem ſicher ſich der Sfären-Tanz nicht wird vergleichen können. Der heil. Michael bewahre mir nur meine Sinne. Sieh, ſcharmante Roſaura! Ich brauche eine Frau Inſpektorin, und da Du die Mauth nicht leiden kannſt, ſo will ich ſehen, ob eine andere ſich darein ſchicken will.“

„Eine Seiltänzerin?“

„Was thut das, liebes Kind! Es tanzt jedermann in der Welt auf dem Seile, und noch dazu auf einem, das er ſich ſelbſt zieht und aufſpannt. Das kannſt Du mir glauben!“

„Ja Gott ſelbſt, — rief der Pater Saverio aus, der eben eintrat, — zieht uns, wie der Prophet Hoſeas ſagt, zu ſich, mit Seilen der Liebe.“

Indem ertönten die Trompeten. Man

eilte aus der Taberne, die ſchönen Tänzerinnen zu ſehen.

Diana und Amella, beide Andaluſiſch gekleidet, dieſe als Jüngling jene als Mädchen, ſtanden tanzfertig auf den ſchwankenden Bühnen-Bretern. Die Muſik ertönte, die Caſtagnetten erklangen, aus den Couliſſen hervor flogen die Tanzenden auf einander zu. Sie ſuchten, ſie fanden ſich. Ausgebreitet waren ihre Arme, zierlich geöffnet erbebten ihre Lippen. Schon berührten ſich ihre Gewänder, ſchon begegneten ſich ihre Küſſe; aber unentſchloſſen, verſchämt, wichen beide zurück. Da ſtanden ſie, ohne Bewegung. — Die Muſik ſchwieg. Bald aber begann ſie wieder und die Bewegungen der Tanzenden folgten ihr. — Der Jüngling ſchwebte feuriger dem Mädchen entgegen, zärtlicher ſchwebte ſie auf ihn zu. Beredter wurden ihre Blicke, heftiger ihre Bewegungen; jede Muskel zitterte vor Leidenſchaft. Schon klopften ihre Herzen zuſammen, ſchon ſchloß Entzücken ihre Augen — ach vergebens! Sie weicht wieder zurück. Eine zweite Pauſe hält ihre Empfindungen auf. Da ergriff der Wonnerauſch ſie von neuem. Schneller erhob ſich die Muſik, beflügelter folgten die Schritte der Tanzenden. Ihre Blicke entflammte die Wolluſt. Schon begegneten ſich ihre Wechſelküſſe, ſchon verketteten ſich ihre Arme. Süße Schaam aber hielt ſie immer noch zurück. Nun aber rauſchten ſtürmiſcher die Saiten und heftiger wechſelten die Bewegungen der Tanzenden. Jede Muskel drängte ſich zum Genuſſe, jeder Moment ſucht das ſüßeſte zu erhaſchen. Ein Entzücken hatte beide vereiniget. *) Das Orcheſter verſtummte. Ein lautes Bra-

---

*) Laminas, que manifestian los varios pasos y mudanzas de las Voleras, y los trages mas propios para este bayle. Madrid, 1759.

vo und Applaudiſſement der Zuſchauer folgte dem Tanze.

„Ach, ich halte mich kaum noch!“ — ſeufzte Roſaura und lehnte ſich auf ihren Nachbar, den Mauth-Inſpektor. Dieſer aber rief aus:

„Das iſt ein Tanz, der lebhafter zum Gefühle ſpricht, als alle Worte. Er belebt die ganze Natur. Ich bin wie elektriſirt, ſcharmante Roſaura!“

Diana warf ihre Blicke unter die Zuſchauer. Leicht flog ſie von der Bühne herab auf Lionardo zu, und liſpelte mit bebender Stimme: „Das galt Dir, Geliebter! darum tanzte ich auch mit keinem Manne, um Dich nicht eiferſüchtig zu machen.“ — Darauf ſprang ſie auf einen muthigen Schimmel und flog ſchwingend die leichte Reitgerte in der Bahn herum, im Vorbeiſchweben aber doch ſtets ihre

Blicke auf Lionardo gerichtet. Roſaura rief aus:

„Das habe ich mir gedacht! Nun brauche ich weiter nichts zu ſehen;“ — und reichte dem Inſpektor ihren Arm, der ſie in die Taberne zurückführte.

Lionardo aber, als er Roſauren nachblickte, gewahrte die geſchäftige Luzia, welche auf ihn zukam. Er trat einige Schritte zurück, und ſie ihm näher, ſogleich ihn anredend:

„Lorenzina läßt Euch tauſendmal grüßen. So bald es möglich ſeyn kann, wird ſie mit Euch ſelbſt ſprechen. Indeſſen läßt ſie Euch ſagen, ſie wiſſe gewiß, daß Andorena nach Tarent gebracht worden ſey. Sie läßt Euch auch ſagen, Matteo ſey ſehr krank, und es ſey wohl rathſam, daß Ihr ihn beſuchtet.“

„Gut! — Es ſoll geſchehen:“ — erwiederte Lionardo, lehnte ſich an einen Pfeiler und ſtaunte der Zauberin Diana nach. Da ſprang Amella zu ihm herab, grüßte ihn freundlich und fragte:

„Habe ich es Euch recht gemacht?“

Lionardo lächelte: „Das ſchöne Sternblümchen hat ſich recht zärtlich zur heitern Cynthia gewendet.“

„Ihr ſeyd doch nicht eiferſüchtig?“

„Auf Dich nicht, aber auf Dianen.“

„Ach! wenn es das wär! — Seht! ſie blickt auf uns. Sie droht mit der Reitgerte. — Ich muß nur das Seil beſteigen, ſonſt ſpringt ſie vom Pferde. — Jetzt bewundert mich allein, und —“

„Vielleicht ſehen wir uns auch einmal allein!“

Sie ſprang davon, ſtieg auf's Seil und wiegte ſich in ſchönen Gruppen hin und her. Lionardo war auf einmal, wer weiß wovon ergriffen, und eilte ahnungsvoll auf Matteo's Einſiedelei zu.

Er trat ein und fand den frommen Matteo auf ſeinem Strohlager. Dieſem zur Seite ſaß P. Liborio ſein Beichtvater, der Freund des Prinzen Colubrano, und links, der Pater Martino, ein bejahrter Minorit. Matteo ſchien ſich zu ermuthigen, als er den Eintretenden ſah, verſtärkte ſeine Stimme, richtete ſeinen Kopf, ſo gut es ihm möglich war, auf, und ſprach:

„Sehe ich Dich endlich? — Ach! wie Dich doch die Welt ſo ſehr umfängt! Du giebſt Dich ihr zu ſtark hin. — Ich habe mit dieſen Freunden viel von Dir geſprochen. — Mit mir wird es nicht lange mehr dauern. Ich blicke ſchon hinüber in jene Gegend, wo alle Räthſel des Lebens ſich mir löſen werden. — In dieſem Schränkchen liegt ein Päckchen, das Dir Pater Liborio geben wird. Es ſind Dokumente und Papiere, die Dir gehören. Da es aber nöthig iſt, daß die beiden hierſitzenden Freunde Dein eigenes Bekenntniß hören, um Deiner ſelbſt willen, ſo erzähle ihnen kurz, was Du von Dir zu ſagen haſt.

Lionardo nicht ganz unbefangen anfangs, aber endlich doch ziemlich reſignirt, begann:

„Als ein Kind ſpielte ich vor dem Schloſſe meiner Mutter, der Gräfin Mertagno, in den Gebirgen von Remata, da reichte ich Geld einem fremden Manne, von dem ich nicht wußte, daß er mein Vater war. *) — Er ſtarb. — Meine Mutter, die Großeltern und meine Tante zogen nach Spanien. Ich mit ihnen. — Dort wuchs

---

*) Rinaldini, 6. Th. S. 164. 170. 189. 191.

ich heran und ehe der Großvater und ſeine Frau ſtarben, war ich ſchon Offizier. Meine Mutter ſtarb, als der gefahrvolle Krieg begann. Ich focht gegen die heimtückiſchen Feinde der Spanier, die Franzoſen, und mit Ehre und nicht ohne Ruhm. Der Waffenruf zog mich nach Portugal unter die Legion der Engländer. Von Liſſabon eilte ich nach Sizilien und endlich hieher. Ich verkaufte die mir mit dem Tode meiner Mutter zugefallenen Güter und lernte hier die Mutter der guten Andorena durch Matteo kennen. Dieſer war in Spanien mein Lehrer und blieb hier mein Freund, als er in dieſe Klauſe ging, des Lebens Gaukelſpiele in ſtiller Einſamkeit zu verträumen und die mit Blut gefärbten Gefilde Spaniens nicht mehr im ſtillen Gram zu ſehen. Ich ſah die liebe, gute, unſchuldige Andorena, liebte ſie und liebe ſie noch."

Der Eremit winkte. P. Liborio ſtand auf, öffnete das Wandſchränkchen, nahm ein ſiebenfach verſiegeltes Päkchen heraus und übergab es Lionardo'n. Matteo richtete ſich ein wenig höher auf, und ſprach mit ſchwacher Stimme:

„Dieß, lieber Lionardo! ſind Deine Dokumente, die Briefe Deiner Geburt, Deiner Erbſchaft und alles deſſen, was Du bedarfſt, nebſt noch einigen Familien-Koſtbarkeiten, die nun Dein ſind, und die ich aus Spanien mit mir nahm, um dieſelben den Raubklauen der Franzoſen zu entreißen. Sie ſind gerettet. Gott gebe Dir alles zum Segen und führe Dich auf der Straße, die da heißt die rechte und richtige! — Du haſt nun, was Dein iſt. Ich gebe jetzt Gott, was Gott gehört, unſerm allmächtigen Schöpfer meine unſterbliche Seele. Er ſey gelobt und geprieſen für alles, was er mir im Leben Gutes that; und nehme mich zu ſich auf, in ſein ewiges Freudenreich. — Ihr lieben Freunde! wißt nun wer Lionardo iſt; bleibt ſeine Freunde, ſo lange ihr lebt. — Dir, lieber Lionardo! gebe ich die Lehre. Miſche Dich, ſo viel als Dir es möglich iſt, nicht in politiſche Händel, bezieb Dich nicht in Geſellſchaften, die im Finſtern wirken und walten, denn die Finſterniß muß das Licht ſcheuen und iſt keinem gut. Offen iſt des Menſchen Geſicht, offen ſey ſeine Rede und offen ſein Handeln. Hüte Dich, Lionardo, für Weiberſchlingen und Mädchen-Netzen, denn Du haſt Deines Vaters Schwäche, des ewigen Verliebtſeyns. Das führt zu nichts Erfreulichem und ſchenkt Dir nur augenblickliches Vergnügen, was der Thor für Glückſeligkeit hält. — So viel ſind der Worte. — Was mich betrifft, ſo hoffe ich, das bald im Lichte zu ſehen, was ich nur im Dunkeln ahnte. Meine Geſellſchafterin war hienieden ſtets die Natur. Dieſe iſt es, die in ſüßer Einſamkeit ſtets vertraulich aus ihren Werkſtätten mit den Menſchen ſpricht. Ihr Buch war es, in welchem ich las vom Morgen bis zum Abend. So oft die Sonne dem Meere entſtieg und die Welt ſich dem Dunkel entzog, ging auch in meiner Seele neues Licht auf. — Solch ein Verkehr in aller Stille mit den Geiſtern der Natur iſt nicht für alle Gemüther. Nur Wenige können die Wonne des einſamen Beobachters faſſen. Ach! der große Gang der ſtillen, einfachen Natur iſt die Schule, in welcher der Hochmuth der unempfänglichen Sterblichen am beſten gedemüthiget wird. — Ich habe gelernt, ruhig hinab zu wandeln in das nahe Grab; denn ich weiß, daß die Natur nur zerſtört, um deſto ſchöner wieder zu gebären. Wir werden geſäet verweslich und werden auferſtehen unverweslich. Wer glaubig auf den Geiſt ſäet, der wird vom Geiſt das ewige Leben erndten. Zu dieſer Erndte führe mich, du großes Weſen über uns. — Nimm, o mein Gott! in deine Hände meinen Geiſt auf.“

So ſprach der fromme Greis, ſchloß ſeine Augen und verſchied. Lionardo benetzte ſeine kalte Hand mit Thränen, betete ſtill an dieſem Sterbelager: „Herr, laß ſeyn mein Ende, wie das Ende dieſes Gerechten!“ ſtürzte zur Eremitage hinaus und jammerte: „Ach! mein Lehrer, mein Freund, mein Vater iſt aus dieſer Welt geſchieden, und alle laſſen mich allein, die mir ſo nahe waren hienieden. O! was iſt der Menſch! Was iſt ſein Erdenleben! Wozu wär er da, wär er nicht zu einer Geiſtes-Fortdauer geſchaffen! — Fahre wohl Du gute fromme Seele! Walte über mir, gleich einem Schutzgeiſte, und führe mich zu meiner Anderena!“

Des benachbarten Kloſters Mönche kamen ſtill herbei und ſtimmten ihren Todtengeſang an, Lionardo weinte laut, riß ſich von ſeinem Schmerze los, und ſtürzte ſich in die laute Welt.

So ſchweifte er umher, vermochte aber nicht, ſich ganz zu ſammeln und zu faſſen, bis der Abend niederſank auf das ſchöne Neapel. Quer ging er über die Via victoria, hinter dem Caſtell del Uovo hin, wo ein ſchattiger Garten auf der Terraſſe ſich längs dem Ufer hinzieht. Bebend rauſchten die Wogen über die Klippen heran in weißlichem Schaum, und lieblich duftete die angefeuchtete Alga am Ufer. Eine unſichtbare Götterhand ſchien einen ſanften Roſenſchleier über die Wölbung des Abgrunds zu ziehen. Grünliches Gold wallte an dem Roſenſchleier hinab und höder glänzten die Gefilde der geſunkenen Sonne nach. Bald aber ſchwebte hoch über den Fluthen der Mond und goß ſein grünliches Silberlicht herab, das in einer zitternden Glanzſäule aus den Fluten herauf ſchwebte. Schweigend lag rund herum die Natur; Erde und Meer lauſchten in heiliger Stille. Lionardo aber hob ſeine Augen dem Monde entgegen und ſeufzte, nicht ohne tiefe Empfindung: „Diana!“

Da trat ſie herbei, die liebliche Schöne, und lächelte: „Da bin ich!“

„Biſt Du es, ſchöner Abglanz des Silberlichts? Ach! Du weißt nicht, welch ein Gefühl mein Herz und meine Bruſt beſtürmet!“

„Was iſt Dir, Lieber?“ — fragte Diana und hängte ſich, mit ihm fortwandelnd, an ſeinen Arm.

Lionardo erzählte ihr was geſchehen war, und ſprach mit ſo inniger Rührung von

Matteo's Tode, daß Diana, ihn herzlich küſſend, ausrief:

„O! Du guter Menſch! Mußte Dir das jetzt kommen? — Faſſe Dich! Gieb Dich der Liebe hin, die ſo ſanft Dich in ihre Arme nimmt. Hier ſind ſie, umſchließen Dich, und mit Dir, Deiner Diana, Alles auf dieſer Welt — Willſt Du ihr Dich ſelbſt rauben? Ich will Dich ihr wieder ſchenken und allem dem, was heiter iſt in der Welt.“

Da wandelte der Mond ſchön durch die Tiefen des Himmels, und hinter dem Rücken des Poſilipo, aus dunkelm Grün ſtieg eine glühende heſperiſche Röthe empor, gleich einer weſtlichen Aurora.

Diana hängte zärtlicher ſich an Lionardo an, und bald erreichten beide ſeinen duftenden Garten und die herrliche Jasminlaube, in der ſich Herzen zu Herzen und Seelen zu Seelen fanden. Traurig blieb Lionarde; die liebeglühende Spanierin überdeckte ſeine Lippen mit ſüßen, ſchmelzenden Küſſen, und ſeufzte mit ſanfter, wollüſtig zitternder Stimme:

Mas la sabio mano de quien me guiava,
Viendome triste y tanto perplexo,
Ovo par bueno de darme a mi quexo
Un tal reparo quel yo deseava!

Die Nacht entfloh und ſanfte, purpurrothe Strahlen der herrlichen Morgenröthe überflogen das azurne Blau des Himmels. Die Sonne ſtieg hoch empor in ihrer goldenen Pracht, tauſend Kehlen waren erwacht, der Königin des Tages ihr Morgenlied entgegen zu jauchzen, als Diana den Garten verließ. Lionardo nachdenkend umhergehend, gab ſeinen Dienern Tomaſo und Giacomo, die eben eingetreten waren und das Frühſtück brachten, Befehl, die

Pferde und das Gepäck zu beſorgen und auf morgen früh zur Reiſe ſich bereit zu halten.

Nur mit Aurorenen jetzt und ihrer Rettung ſich beſchäftigend nahm er ſeines Frühſtücks goldene Früchte zu ſich und ſchlürfte die herrlichen Perlen von Sorento hinein, als Aloiſia ganz zerſtört in den Garten trat. Völlig außer ſich rief ſie aus:

„Ach! Herr Marcheſe! Was uns begegnet iſt! Was die Frau Baronin leidet —"

„Was iſt's?"

„Todtkrank liegt ſie danieder, gemartert und gequält von den ſchrecklichſten Empfindungen. Sie ſieht Geiſter — ſie ſchreit — ſie weint — ſie raſet. — Kurz, ihr Zuſtand iſt ſchrecklich. — Zwei Aerzte, der Beichtvater, der Maler, wir alle ſind bei ihr in Verlegenheit. Die Aerzte nennen ſie die Geiſterkranke, und der eine, ein gar gelehrter Doktor, fürchtet gar für ihren

Verſtand. Aldonſen hat ſie in der Wuth braun und blau geknippen. Denn ſie bekommt ordentlich die Wuth in den Verzukkungen.“

„Sonderbar! — Dieſe Geiſtesabweſenheit läßt ſich kaum erklären. —“

„Da ſteht ſein Geiſt! ruft ſie aus. Zürnend drohend blickt er auf mich Ach! gebt mir Gift, damit ich ihn verſöhne.“

„Liebe Aloiſia! Du biſt, wie ich ſehe, ſehr angegriffen. Setze Dich in dieſe Laube. Hier ſteht ein Frühſtück.“

Sie ſetzte ſich in die Laube. Er ſich zu ihr. Er reichte ihr den Becher und zärtlich lächelnd trank ſie ſeine Geſundheit, was er, ſie küſſend, erwiederte. Dann deklamirte er:

Goldne Perlen in dem Becher,
Für den hochbeglückten Zecher,
Der an Deiner Seite trinkt!
Bis ihm, ſanft berauſcht von hinnen,

ſchwinden ſeine frohen Sinnen,
und in Deinen Arm er ſinkt!

„Ach, Herr Marcheſe! — ſeufzte Aloiſia: — In welcher Verlegenheit befinde ich mich jetzt!“

„Bei mir?“

„Nein! bei Euch gewiß nie. Ich bin ſo gern bei Euch und möchte wohl ſtets und immer bei Euch ſeyn. Aber die ſeltene Krankheit der Frau Baronin, und die ſchreckliche Zudringlichkeit des Malers. —“

„So? — Haſt Du keine Finger und Nägel?“

„Ich habe es ihm zugeſchworen: Ich zeichne ihn ſo, daß er an mich denken ſoll. — Was einer erzwingen will, das erhält er eben nicht und wenn er raſend würde. Da müßten wir keine Mädchen ſeyn. Aber es iſt doch ſehr verdrießlich. — Da ſchwatzt er den ganzen Tag von nichts als von ſeiner Liebe zu mir und will mich zu ſeiner Freundin machen. Es muß eine ſonderbare Geſellſchaft ſeyn, zu der er gehört und der er mich zuzuführen wünſcht!“

„Ich kenne ſie, dieſe Trembleurs, dieſe Quaker und ihr ganzes Quakerweſen. Dieſe Secte des Amis, iſt ein ſuperſtitiöſes Ding, der Weiber und Mannweiber, Kopfhänger und Pietiſten nur allzugern anhängen. Das Unweſen iſt ſchon längſt da geweſen, und wie auch ſonſt dieſe Sektirer ſich nennten, ſo waren ſie doch ſtets Liebesfreunde. *) — Laß Dich nicht von dem Schilde der Gottesfurcht täuſchen, das hier vorgehalten wird und welches keinen reinen

---

*) Man leſe das merkwürdige Werkchen: Histoire de la Secte des Amis et Notice sur Madame Fry, par Adele des Thon. Londres, 1821. Die Madame Thon ſpricht ſich ſo deutlich über ſich ſelbſt und dieſe Liebes-Sekte aus, daß man über beide nicht im Dunkeln bleiben kann.

Sinn deckt. Es iſt zwar jetzt der Lauf der Welt, ſcheinen zu wollen, was man nicht iſt, aber es iſt wirklich beſſer, ſich ſo zu geben, wie man wirklich iſt."

„So denke auch ich."

„So denkſt Du recht. — Aloiſia, ich reiſe nach Tarent. Indeſſen könnteſt Du mein Haus bewohnen mit Roſaura und ihrer Mutter. — Es wird Platz genug ſeyn für uns alle. Sprich darüber mit Roſauren. —"

„Ach! wie gütig kommt Ihr meinen Wünſchen zuvor!"

Sie umſchlang und küßte ihn dankbar. In ſüßer Erwiederung ihrer dankbaren Küſſe trat der Pater Anſelmo in den Garten. Lionardo öffnete Aloiſien eine zweite Thür in der Laube und ſie entſchlüpfte dem Garten, ungeſehen von dem Pater.

Dieſer ſprach ſehr ergriffen von Serenens Zuſtande und fragte Lionardo, was er meine, das zu thun ſey? Dieſer rieth ihm dieſes Unfalls wegen ſogleich an Oſerio nach Palermo zu ſchreiben und die Baronin einſtweilen in das Claren-Kloſter zu bringen, wo Lorenzina ihre Pflege beſorgen werde. Das fand er alles ſehr gut und gerathen, ſetzte aber hinzu:

„Und wie bringen wir den Maler aus dem Hauſe, der der Baronin ſolch tolles Zeug in den Kopf geſetzt hat, daß ſie ſo geworden iſt, wie ſie wurde? Der Zeiſig iſt ein Liebesbündler, ein Schwindel-Narr. Ich glaube all den Leuten nicht, die ſich auszeichnen wollen vor andern Menſchen. Es iſt alles eitel Heuchelei! — Es gab ein Jahrhundert der ſonderbarſten und unſinnigſten Sekten von der Welt. Die Zeit hat uns ein neues geboren. Jetzt iſt die wahre, alte und neue Zeit der Sekten, Luſt und Unluſt. Wer will ſie alle nennen und zählen?

Non mihi si linguae centum sint, oraque centum,
Omnia Sectarum percurrere nomina possim!"

„Wohl wahr, Herr Pater! — Ich bitte, nehmet dieſes Glas Sorentiner und von dieſer delikaten Makkaroni-Paſtete ein Stückchen zu Euch. — Die Seele wird ſo gut delektirt, wenn man ihrem Leibe etwas zu gute thut, als wenn man ſie ſelbſt fetirt. Die Schwärmer, die das Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge lehren, welches ſie noch bis jetzo dociren, lociren die Seele zwar nicht, wie andere Philoſophaſter, in den Magen, aber in's Herz. In dieſes ſoll ſie, nach ihrer Meinung, im Moment der Empfängniß in den Leib kommen und ſich ſelbſt, nach des Ewigen Befehle, ihren Leib und ihre Wohnung im Mutterleibe formiren."

„Ihr kennt ja die Meinung der Platoniſchen Philoſophen, nach welcher der ſogenannte Wagen der Seele entſtand. Dieſer war, nach ihrem Dafürhalten, ein dünner Oberleib, womit der Geiſt ganz fein und ſubtil bekleidet war. Wenn dieſer Seelen-Wagen der Frau Baronin von einem ungeſchickten Kutſcher ihres Wollens etwa umgeworfen worden iſt, ſo muß er wieder aufgerichtet werden.“

„Natürlich! — Iſt nach Plato, der Leib der Kerker der Seele, in welchem dieſelbe, in den Planeten, wie in Hoſpitälern curirt werden, ſo hoffe ich, wird dies auch in dem Kloſter geſchehen können.“

„Warum nicht? — den Liebesfreund, den Maler aber, werde ich ganz unverſehens in unſer Kloſter transportiren laſſen, wo einige Disciplinen ihn recht wohl von der Seuche, genannt Liebesfreundſchaft, heilen werden.

— Der Wein iſt ſehr gut, und die Paſtete ganz vortrefflich!"

„Langet zu!"

„Ihr ſeyd ein Mann des Lebens. Denn, was hält wohl Leib und Seele beſſer zuſammen, als ſolch ein terreſtriſches, wohlſchmeckendes Band? Wahrhaftig: Vinculum corporis! — Ich will nun gleich eilen, alles zu veranſtalten. Und gewiß, es wird gelingen, die Frau Baronin nach und nach von ihrer dämoniſchen Krankheit zu befreien. Da reichen medizinaliſche Kräfte nicht hin. Wir müſſen die ſpirituellen Mittel appliziren. — Mich beſtens zu bedanken! Vergelte es Euch Gott!"

Der feine, gewandte P. Anſelmo hatte kaum den Garten verlaſſen, als die Thür deſſelben ganz ſchwebend leicht geöffnet wurde. Wohl verſchleiert in Andaluſiſcher Tanztracht, trat, ſchüchtern um ſich herblickend, Amella ein, friſch und blühend, wie der junge Tag. Lionardo ſprang auf, ging auf ſie zu, und ergriff, ſie grüßend, ihre weiche, zitternde Hand. Sie fragte:

„Iſt nicht Diana hier?“

„Nein, aber Amella, die liebliche Tänzerin!“ — antwortete Lionardo, und führte ſie in die Laube. Ziemlich verſchämt nahm ſie Platz und Lionardo nöthigte ihr Früchte und Wein auf. Sie lächelte:

„Es iſt doch gewiß recht ſeltſam, daß ich hier bin!“

„Ich finde es entzückend.“

„Ihr wißt nicht —“

„Ach! Ich weiß gar vieles nicht. Das aber weiß ich, daß ich recht glücklich bin, bei der Liebenswürdigkeit ſelbſt zu ſitzen.“

„Ohne Complimente! Ich liebe ſie nicht. — Iſt mein Ausſehen wirklich erträglich, ſo danke ich Euch, daß Ihr es noch beſſer finden wollt.“

„Ziemlich verhüllt trat Sperlone in den Garten. Lionardo eilte ihm entgegen und führte ihn auf die Seite. Sperlone ſchielte in die Laube und ſagte:

„Ich ſtöre nicht gern, aber verzeiht! ich bin nun einmal da. Neben ſolch einem Liebchen mag ſich's wohl beſſer ſitzen, als bei meiner Ehehälfte Clamorina, die das wahre Thier aus der Offenbarung Johannis iſt. — Ich will meine Sache kurz machen. Das Fräulein, welches ihr ſuchet, ſteckt nicht mehr in Tarent. Sie iſt nach Otranto gebracht worden. Ich habe Ordre gegeben, und laſſe dort aufpaſſen. — Apropos! ein gewiſſer Vicario, ein Kerl der nichts taugt, paſſet Euch auf. Ich habe ihn gewarnt, er ſoll ſich hüten. Haſt Du, ſagte ich, geiſtliches Geld bekommen, ſo geben wir Dir weltliches, und biſt Du nicht ruhig, ſo haſt Du es mit den Kugeln und Stiletten meiner vier und zwanzig, die ich kommandire, zu thun. Alſo befürchtet nichts. Aber ſeyd vorſichtig. — Jetzt gebt mir Geld, daß ich dem Lumpenhunde die Hände erlahme. — Soll ich ihn aber auf's ſcharfe Korn nehmen?"

„Hier haſt Du Geld. — Thue, was Du verantworten kannſt."

„Ach! unſer einer getraut ſich ſchon etwas zu verantworten."

„Wen haſt Du in Otranto?"

„Wollt ihr hin?"

„Ich muß Andorenen ſehen und ſprechen."

„Ihr ſollt Adreſſen haben. Dieſen Abend ſehe ich Euch wieder. — Divertirt Euch recht wohl!"

Gedrückt von angenehmer Schwüle, umduftet von herrlichen Citronen und Jasmin-Blüthen, umſummt von den ſchwärmenden Morgenfliegen, war Amella entſchlummert, ſanft hingeſtreckt auf's Kanapee, liegend wie eine ſchlummernde Venus, in einer Form, wie der lüſtigſte Künſtler ſie wünſchen konnte. Luſtige Morgenlüftichen wühlten in ihren Schleiern, freundliche Zefire ſpielten mit den Spitzen und Kanten ihrer Unterkleider um die niedlichen Füßchen herum, und nachläſſig ruhten ihre Hände in dem Faltengewand ihres Schooßes. Lionardo näherte ſich ihr behutſam, drückte ſanft ihre weichen Händchen, letzte ſich an all den vor ſeinen Augen liegenden Reizen, und konnte ſich nicht enthalten, das herrliche Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen. Sie erwachte lächelnd und Mund auf Mund fand die Liebebeglückten die Mittagsſonne. — Da entſchlüpfte Amella dem Garten, zu ihrer Geſellſchaft zu eilen, und als ſie die Thür öffnete, wohin Lionardo ſie begleitete, ſtand Diana vor ihnen.

Ihr ſchallendes Gelächter ging in eine Art von pantomiſcher Wuth über, ſie zog die zitternde Amelia in den Garten zurück, ergriff Lionardo's Hand, und ſagte mit bebender Stimme:

„Es läßt ſich nichts läugnen! — Ich muß mich faſſen. Meine Stimme ſtockt und das ſtrömende Blut droht, mich zu erwürgen. O! daß ich nicht blieb, wo ich war! — Warum habt ihr mir das gethan? — Ihr wißt nicht, was es heißt, zu lieben von ganzer Seele, mit völligem Dahingeben. Ihr bringt mich um meinen Wahn! Verzeihe es euch die heil. Jungfrau, daß ihr an mir ſo freventlich gehandelt habt. — Ich muß es; denn ich fühle, wie mein Herz ſo ſchwach iſt!“

Beide ſuchten ſie zu beſänftigen, aber ihr Blut wallte immer heftiger. — „Bin ich eine Caſtilianerin!?" — rief ſie aus und zog ihren Dolch aus der Bruſt. Lionardo entrang ihr ſanft denſelben. Sie ſtürzte ſich weinend in ſeine Arme und ſchluchzte: „Ach! ich bin doch Dein! Amelia konnte Deine Sinnlichkeit wohl überraſchen, mir aber bleibt Deine Zärtlichkeit. Thue mir, was Du willſt, ich werde Dir doch nicht ungetreu. — Hier haſt du meine Hand, Amelia! Laß mich hier Dich nicht wieder finden. Vergieb meinem Herzen. Es liebt zu heftig. Und wenn auch ungetreu Lionardo mir war; ich bleibe doch ſeine Stetsgetreue. Wie er auch an mir handelt, ich bleibe ihm doch getreu. Ach Lionardo! ich vergebe Dir alles."

Sie weinte heftiger. Amelia fiel vor ihr nieder, küßte weinend ihre Hand, und Lionardo küßte ihr die Thränen aus den Augen.

„Das war ein harter Stand!“ — ſeufzte Lionardo, als die Mädchen fortwaren, ging zur Weinflaſche, wurde nachdenklich und ſetzte hinzu: „Ich muß mich ändern! Ich muß fort von hier. Ich will nach Otranto. Ein guter Geiſt ſoll die böſen Geiſter beſchwören und vertreiben, die mich regieren.“

Die Thür des Gartens ging auf. Ein Verhüllter trat herein. Ehe Lionardo fragen konnte, ſprach Arcinato ſchon, denn dieſer war es:

„Nun ſage mir nur, was Du hier thuſt? Loge hältſt Du nicht, unternehmen magſt Du nichts. Wohin ſoll das führen? Mit Mädchen und Weibern treibſt Du Dich herum, als müßte das ſeyn, und unſer einer, der von Höhle zu Höhle fliehen muß, weil er handelt, muß ſich von euch alles gefallen laſſen, die ihr nichts thun mögt.“

„Ich bin Herr, meiner Handlungen, ſelbſt, — antwortete Lionardo trotzig; — Keinem Menſchen gebe ich Rechenſchaft darüber. Wenn euch auch mein Leben nicht gefällt, ſo gefällt es doch mir. Das iſt genug.“

„Wie kannſt Du ſo ſprechen?“

„Wie kannſt Du ſo unbedachtſam handeln? — Willſt Du die Frucht verderben, ehe ſie reif iſt?“

„Handeln zeitiget, zaudern verdirbt.“

„Jetzt nicht. — Es iſt weiſer ſich nach der Zeit zu bequemen, als die Zeit nach ſich bequemen zu wollen.“

Arcinato wollte weiter ſprechen und antworten, als er auf der Straße zwei Polizeidiener erblickte. Er zeigte mit der Hand auf dieſelben, hüllte ſich in den Mantel, entſchlüpfte ſchnell dem Garten, und eilte auf ſeine Höhle zu.

Lionardo ſtreckte ſich auf das Lager in

der Jasmin-Laube, wo die Liebe ihn oft ſo weich gebettet hatte, ergriff das vom P. Liborio erhandelte Buch, das theure Manuſcript des Prinzen Colubrano, und blätterte in demſelben mit Wohlgefallen. Im ganzen Werke hatte der Prinz ſich den akademiſchen Schäfer Silvio genannt und wir wollen, mit Erlaubniß, etwas von ſeinen (wie er ſagt) auf Erfahrungen gegründeten Confeſſionen mittheilen, ohne jedoch (ſo wenig als Lionardo) Theil zu nehmen, als behauptende Wahrheit, an dem, was er ſagt, da wir beide ohnehin meiſtentheils das Entgegengeſetzte von dem, was er ſchrieb, glauben.

Einige Bekenntniſſe, Meinungen und Bemerkungen des Akademikers Silvio.

„Weder der prächtige Salomo, noch der ſchmutzige Philoſoph Diogenes haben mich inſpirirt, ſondern das, was ich ſelbſt geſehen, erlebt, empfunden und abſtrahirt habe, zeichne ich hier auf, ich weiß nicht, ob zu meiner Tröſtung, Kränkung, Labung, (oder wie ich es nennen ſoll) oder zur Belehrung und Erfahrung anderer, die dieſes leſen.

Nichts kommt bei Mädchen ſchneller oder langſamer, als die Wahl. Mittelwege haben und finden ſie nicht. Wenn ſie parlamentiren, verlangen ſie auch zu kapituliren; dann nennen die Engländer die leicht Ergebende an excellent Piece.

Ein leichtgläubiges Mädchen zu betrügen, halte ich für eine ſchlechte Ehre.

Das Weib liebt oder haßt; ſie kennt nichts Drittes.

Selten denkt ein Weib, das allein iſt, etwas Gutes.

Fortinguerra ſagt: Weiberherzen ſind von der Natur mit ſo vielen Häuten, als die Zwiebeln umgeben, ſo, daß man nicht ſehen kann, was im Innern kocht. Daher iſt es ſo leicht, uns zu hintergehen. Man glaubt, ſie lieben, und es iſt nicht wahr, andern werfen ſie ſich an den Hals, und haben die ſchon längſt geliebt, gegen die ſie ſtreng thun.

Weiber haben kurzen Sinn, aber langes Andenken.

Das iſt ein aufrichtiges Mädchen, die ihren Zuſtand, das ſie unvermählt iſt, öffentlich beweint, wie die gute Elektra des aufrichtigen Sophokles.

Petrarcha, der ſeine Laura ſo anhaltend girrend zärtlich beſang, ſagt dadurch: Ein Weib iſt von Natur ein veränderliches Ding, daher weiß ich wohl, daß die Liebe nur kurze Zeit in ihrem Herzen wohnt. — Das kann ſeyn. Aber ich kenne welche, die geliebt haben ſo lange ſie lebten; doch ſelten nur Einen Gegenſtand. Der Reiz der Neuheit iſt zu mächtig bei ihnen.

Der Großfürſt Iwan Baſilowitz hatte gegen die Weiber eine ſolche Antipathie, daß er in Ohnmacht fiel, wenn er eine ſah. — Er war gewiß zu bedauern, denn wenigſtens ein hübſches Spielwerk iſt ein Weib doch immer.

Ein jung aufblühendes Mädchen gleicht der rothen Blumenknoſpe, die eben zur Roſe werden und aufbrechen will. Ein jeder wünſcht, ſie zu brechen. Und hat er die Roſe, ſo iſt er noch ſehr gut geſinnt, wenn er ſie wie ein Blumenliebhaber ins Waſſer ſetzt.

Der erſte Liebhaber bleibt immer der, dem die Weiber hold bleiben.

Bei Weibern geht es gemeiniglich, wie bei böſen Schuldnern, bei welchen, wenn man zur Rechnung kommt, Zinſen und Unkoſten oft das Capital überſteigen.

Es giebt drei Dinge, die ich beſtändig liebte und nie verſtehen konnte: Muſik, Malerei und Weiber.

Eine größere Pein und Strafe giebt es wohl nicht als die, recht verliebt zu ſeyn.

Die Spanier ſagen im Sprichwort: Es

iſt noch nie eine kluge Frau ohne Erben geſtorben.

Schmeicheleien können die Weiber ſo wenig widerſtehen, als der Herrſchluſt.

Die Weiber ſind alle Egoiſtinnen, die Meiſten Sonderlinge wenigſtens.

Ich liebte einſt ein Mädchen gar ſehr, und ich glaube, es wär beinahe dahin gekommen, daß ich am Altar ihr die Hand gereicht hätte, aber eines Morgens, als wir zuſammen in einer Laube ſaßen und mit einander koſten, wurde ſie ärgerlich, daß eine Nachtigall unaufhörlich uns gegenüber ſchlug. Ich weiß nicht, was ſie ſich dabei dachte, aber ich konnte mir eine ſolche Ehekonſortin nicht wünſchen.

Ich kenne Mädchen, welche die duftenden Blumen noch mit wohlriechenden

Waſſern begießen. Gott ſey den Männern dieſer Ueberfeinen gnädig!

Ein Weib, bei der die Hunde und Affen alles gelten, bei der gelten die Liebhaber und Männer nichts. Wenigſtens nicht zu allen Stunden.

Iſt der Mann die Sonne, ſo iſt das Weib der Mond. Er regiert bei Tage, ſie bei Nacht.

Etwas Geiz haben alle Weiber. Sehr geizig ſind die meiſten. Ueberhaupt gleichen ſie auch in dem wichtigſten Moment ihres Lebens dem Geizigen. Sie empfangen mit Luſt und gebären mit Schmerzen.

Lionardo legte das Buch neben ſich, lauſchte dem ſüßen melodiſchen Sange der

Vögel, vernahm das Rieſeln der Quelle immer ſchwächer, hörte bald nicht mehr das laute Plätſchern der Fontaine, und entſchlummerte. — Ein ſchöner Traum umgaukelte ſeine Sinne, und in einer der ſüßeſten Umarmungen ſchwebte Andorena neben ihn. Er glaubte, ſie zu ſehen, breitete ſeine Arme nach ihr aus, rufte ſie bei ihrem Namen, erwachte und ſah ſich allein. — Lächelnd griff er nach der Guitarre, ſpielte und ſang:

Lied.

Schöner Traum! Noch einmal wieder
ſtell Dich meinen Sinnen dar;
wie von Blüthen ſanft hernieder,
wallend ſie bedecket war.

Wie um Auge, Haar und Lippen,
flog die ſchöne Bluthennacht,
wie der Silberſchaum um Klippen,
wenn er in der Sonne lacht.

Wie im Kreiſe ſanft hernieder,
ſank der Liebe Wunderſtern,

wie auf ſilbernem Gefieder
jedes Vöglein nah und fern.

Wie ein Blüthenſtern ſo ſeelig,
ſchwebend ihr im Buſen ſenkt,
und in dieſem Strom allmählich,
ſich berauſcht und glücklich tränkt!

Die Gartenthür ging auf. Einen weißen Schleier zurückſchlagend und Stirn und Wangen ſich abtrocknend, trat Luzia herein.

Sechstes Buch.

Aus der ſiebenfachen Wonne,
durch das Meer der Lüſternheit,
ſteigt die rechte Liebes-Sonne
zärtlicher Begnugſamkeit.

„Sey willkommen, liebe, erhitzte, getaufte Chriſtin! — lächelte Lionardo ihr zu: — Was bringſt Du?“

„Vor allen Dingen, mich ſelbſt. — Setzen muß ich mich, denn ich bin ſehr müde und matt, auf dieſes Sofa, und wenn die Göttin Cinthia darauf geruht hätte. — Nun ſage ich Euch —“

„Hier ſtehen Speiſe und Wein.“

„Ich werde ſo frei ſeyn und zulangen! — Ich ſage, daß Euch dieſen Abend Lorenzina ſprechen wollte. Aber es wird eine Dame in's Kloſter gebracht, die ſo krank iſt, daß ſie ſogar Geiſter ſieht. Sie muß ſehr desorganiſirt oder gar übergeſtimmt ſeyn. — Da muß Lorenzina im Kloſter bleiben. — Wie ſtehts mit Eurer Reiſe? Ihr geht doch bald nach Tarent?"

„Ich gehe nach Otranto. Dorthin hat man Andorenen gebracht."

„Da muß ich gleich die Karte fragen!"

Sie zog eine Karte aus dem Strickbeutel, und ſtellte ſich ganz prieſterlich theatraliſch *) vor den Tiſch, auf welchem ſie die Karte ausbreitete.

„Es iſt richtig! — begann Luzia, die gelegten Karten überſchauend. — Man hat Andorenen anders wohin geführt. Aber auch dort läßt man ſie nicht." —

---

*) Man ſehe die Stellung der großen Kartenſchlägerin, Mlle. Le Normand, in der Aktion, als das Teufelchen aus der Kohlenkammer zur Thür herein kriecht, auf dem Kupferſtiche des zweiten Theils des Werkes: Memoires secrets de l'Impératrice Josephine par Mlle. M. A. Le Normand. (Paris 1820.)

„Werde ich ſie wieder finden?“

„Darum wollen wir die Karte morgen fragen. Heute, iſt ſie nicht darauf gelegt. — Seht, hier die Coeur-Sieben —“

„Sieben Wunden!“ — lachte Lionardo.

Ganz ernſthaft ſagte Luzia: „Das iſt leicht möglich. Es ſind aber Liebeswunden, denn es iſt Coeur. — Ihr vernehmt aus dem Munde eines Mannes, eine ſonderbare Nachricht und Erzählung; — Seht hier den Caro-Buben neben der Treff-Achte; — binnen acht Stunden, oder acht Tagen. Wiewohl zu den Stunden liegt die Zeit zu entfernt, denn die Treff-Viere liegt hier oben, bei der Caro-Dame. Dieſe verfällt in eine ſonderbare Krankheit, oder iſt ſchon in dieſelbe gefallen; denn bei ihr liegt die Pik-Sieben. Das giebt einen ſchlimmen Handel! Bei ihr iſt ein junges Mädchen; dieſer ſtellt ein junger Fant nach, — ſeht hier den Treffbuben, der ſehr verliebt iſt — Coeur-Fünfe. Er wird aber mit Gewalt entfernt: Pik-Zehne, und Pik-König. Hier liegen das Coeur-As und die Coeur-Zwei, nahe und doch entfernt bei Euch. Coeur-As liebt Euch ſanfter, Coeur Zwei aber heftiger. Sie wird krank. — So wahr ich lebe! Aus Eiferſucht wird ſie krank, auf die Coeur-Drei. Dieſes Dämchen iſt auch verliebt. Von Sinnen gehts ihr, aber nicht tief aus dem Herzen. — Man ſtellt Euch nach. Ein gemeiner Mann aber beſchützt Euch. — Hier liege ich, ſeht Ihr! Rathet, was ich thue?"

„Du ſchlägſt die Karte."

„Das wohl, aber ich laſſe es mir auch wohl ſeyn. — Nun ſetze ich mich zu Tiſche."

„Sie ſchob die Karte zuſammen, ſteckte ſie in den Strickbeutel, griff nach der Makkaroni-Paſtete und nach dem Weinglaſe. Während ſie aß, ſprach ſie:

„Während ich alles recht überlege und überdenke, wie die Karte lag, ſo weiß ich, daß ihr in dem Zeichen der Jungfrau geboren ſeyd. Euer Planet iſt der Jupiter. Ein beglückender und hochwaltender Planet, ein ſchöner Stern! — Zeigt mir einmal Eure innern Hände. — Hm! Ja! Es iſt ſo! — Der Mons Veneris erhebt ſich ganz herrlich nach dem Mons Jovis zu. — Ja! Es bleibt nicht bei den ſieben Wunden. — Die achte heilt Euch die andern zu. — Dieſe drei Sterne ſind ſonderbar, aber gut. — Hier unten, beim Zeichen des Mars, droht Euch Gefahr. Die dominirende Venus aber, läßt Euch nicht zu Grunde gehen, errettet Euch, und Ihr ruht in Jovis Hauſe recht wohl, wenn Ihr wollt. — Die Paſtete iſt delikat. So etwas kommt nicht auf meinen Tiſch, der überhaupt von der Begnügſamkeit ſervirt und von der beſcheidenſten Mäßigkeit gedeckt wird. — Erlaubt mir doch, Eure Stirn-Linien zu beſchauen. — Die Metoposkopie haben die Aegyptier und Chaldäer ehemals ſehr kultivirt; deshalb iſt ſie auch eine ſehr alte Wiſſenſchaft. — Hm! Ihr habt feine Linien! Ihr ſeyd freundlich und verliebt. Was will man mehr? — Hier iſt ein trüber Punkt, er trifft aber Eure Jugend und iſt jetzt ſchon überſprungen. — Freigebig ſeyd Ihr auch, wenigſtens kein Geizhals. Der Geiz iſt gewöhnlich dumm. Ihr aber ſeyd ein heller Kopf. — Das iſt die Dichter-Linie an der Stirn. Dieſe hat kein anderer Menſch als der poetiſche, der proſaiſche kann ſie weder durch Falten, noch durch Runzeln erzwingen. — Dieſes Grübchen in der Wange iſt ein feines Fleckchen der Zartheit.“

„Nun will ich Dir wahrſagen.“

„Das ſey Euch erlaubt. — Laßt hören!“

„Du verſtehſt es, als Kartenſchlägerin, als Lineamentiſtin und Profetin, Dir ein ſehr wichtiges Anſehen zu geben, und dabei wird ſich für Dich ſtets etwas gewinnen laſſen.“

„Ach! Ich bin ſehr unintereſſirt. — Denkt an mich. Und trifft es nicht ein, was ich aus der Karte Euch profezeiht habe, ſo bringt mich um Reputation und Karten-Ehre. — Unter uns! Ich habe in gar vornehmen Häuſern Zutritt.“

„Dort iſt man am leichtgläubigſten. Ich wette drauf, in Neapel iſt nicht Eine Prinzeſſin, die das Karten-Orakel nicht befragt. Aber gewiß, wohin Du auch gefordert wirſt, bei Hohe oder Niedrige: die Liebesnoth iſt ſtets an der fragenden Tages-Ordnung.“

„Und die Geldnoth dazu.“

Lionardo nahm ſeinen Degen und Hut und fragte: Ob Luzia ihn hier erwarten wolle? Dieſe aber vermeinte, noch viele Geſchäfte zu haben, und verließ mit ihm den Garten.

Roſaura in der Taberne ſchien ziemlich verſtimmt zu ſeyn, da ſie aber nichts äuſſerte, blieb Lionardo ganz gelaſſen und ließ ſich mit dem anweſenden Mauth-Inſpektor in ein Geſpräch über Otranto und die dortige Gegend ein, wo dieſer daheim war. — Bald aber wurde es lebhafter. Mehrere Engliſche und Franzöſiſche See-Offiziere traten ein und zwar, wie es ſchien, in ein tiefes Geſpräch ſich verſenkend. Als ſie Platz genommen und Erfriſchungen beſtellt hatten, begann der eine:

„Ihr mögt alles unterſuchen und erforſchen, wie ihr wollt. In Neapel werdet Ihr nie ein Syſtem finden. Dennoch haben die Neapolitaner Muth und Charakter; aber es ſind auch wahre Extreme im Guten und Böſen. Frei und lebendig iſt hier der Geiſt und dies hält alle drei Parteien, die hier leben und ſchweben, gegen einander im Gleichgewicht. Alle dreie ſcheuen einander ſelbſt und fürchten ſich einander."

„L'inatuttibil Fama sento!" — murmelte Criſtallino vor ſich hin, und verließ die Taberne, Lionardo wendete ſich gegen Roſaura und fragte:

„Hat Aloiſia mit Dir geſprochen?"

„Nein, — antwortete ſie gelaſſen, und ſetzt bedeutend hinzu: — aber mit Euch!"

„Ich werde morgen früh auf einige Tage Neapel verlaſſen müſſen. Muß Aloiſia nicht bei ihrer Gebieterin bleiben, die wegen einer ſonderbaren Geiſtesverrückung in's Claren Kloſter gebracht werden wird, ſo kann ſie indeſſen meine Wohnung beziehen, wenn Du nämlich auch mit Deiner Mutter mit ihr dahin ziehen willſt."

„Darüber müßte die Mutter gefragt werden?"

„Ich dächte —"

„Ich denke, Ihr habt etwas vor, das wichtiger iſt, als Ihr vielleicht ſelbſt glaubt. Was es auch ſey, ſo kommt Ihr mir dabei vor, wie ein Seemann auf dem Lande."

„Deutlicher, wenn ich bitten darf!"

„Der Pater Saverio, ſcheint es, will Euch ſprechen."

Lionardo trat ihm außerhalb der Taverne entgegen und fragte:

„Was beliebt?"

„Ich komme, — antwortete er, — Euch zu bitten, eine ſchriftliche Erklärung von Euch zu geben, daß Ihr keinesweges es dem Fräulein Andorena verwehren wollt, ſich zu vermählen."

„Sie mag thun was ſie will und kann, aber dieſe ſchriftliche Erklärung gebe ich nicht. — Ich weiß es übrigens zu gewiß, daß ungezwungen ſich Andorena nicht mit einem Dritten vermählen wird. Wie könnte ich ihr Herz durch eine ſolche Erklärung kränken, da ich ſie viel zu ſehr liebe, um ihr zu entſagen?“

„Das wird ein ſchlimmer Handel werden!“

„Nicht ſchlimmer als er iſt.“ — Habt Ihr ſonſt noch etwas?“

„Jetzt weiter nichts.“

„Binnen hier und drei Wochen, ſpäteſtens —“

„Mein Gott! Bricht es wirklich los?“

„Was? — Binnen hier und drei Wochen iſt Andorena die Meinige.“

„Wär es möglich! — Es muß alſo gewiß ſeyn, daß Ihr —“

„Daß ich ſie zum Altare führe? Ja. Sobald ich bei Ihr bin. — Glaubt Ihr nicht, daß ich weiß, daß die prieſterliche Grauſamkeit ihres Onkels ihr Thränen entpreßt? — Aber dieſe ſoll er ihr theuer bezahlen!“

„Wenn Ihr freilich —“

„Was?“

„Wenn die Gewalt —“

Der geiſtliche Onkel thut der Nichte Gewalt an, und ich rette ſie. Als euer prieſterliches Schlachtopfer ſoll ſie nicht bluten. Ein Herz, das ſich mir ſelbſt gegeben hat, laſſe ich mir nicht rauben. — Thut, was ihr für Gott verantworten könnt. Dieſe arme, gequälte Seele aber rette ich gewiß. — Lebe wohl!“

Der Pater ſuchte ſeinen offenen Predigt-Standplatz auf, und Lionardo ging dem höhern Platze zu, wo die Kunſtreiter ſich produzirten. — Alles war im vollen Gange. Die eleganten Stutzer warfen den Seiltänrinnen glänzende Diabolini *) zu, klatſchten wacker in die Hände, ließen ihr Bravo! laut ertönen, und alle erfreuten ſich der Kunſt und der Gegenwart der artigen Künſtlerinnen. Aber der Stern der Geſellſchaft fehlte, auch war Amella nicht zu ſehen. Lionardo ſuchte ſie umſonſt mit forſchenden Augen. Signor Bajazzo gewahrte den Suchenden, endlich ſprang er von der Bühne, über wenige erſchrockene Zuſchauerinnen hinweg, überſchlug ſich über ihren Köpfen und ſtand vor Lionardo, ſprechend:

„Herr Marcheſe! der ſchöne Mond, unſere vortreffliche Diana, liegt krank auf ihrem Lager. Ihre Freundin Amella ſitzt als Wärterin bei ihr.“

„Was fehlt der ſchönen Diana?“

---

*) Zuckerwerk von ſtarken Gewürzen. Die Teufelchen ſpuken und ſitzen allenthalben in Neapel, ſelbſt im Zucker.

„Was den Mädchen gewöhnlich fehlt. Vielleicht ihr Liebhaber. — Oder ſie hat ſich geärgert, vielleicht aus Eiferſucht. Ich muß aber ſagen, Amella benimmt ſich ſehr theilnehmend gegen ſie.“

Lionardo dankte für die Nachricht, ſetzte Fuß vor Fuß weiter, ging endlich ſchneller, zuletzt noch ſchneller und ſtand vor dem Hauſe, in welchem Diana wohnte, ehe er es ſich verſah. Schnell ſprang er die Stufen hinauf, und langſam und behutſam trat er in's Zimmer.

„O! mein Herz hat mich nicht getäuſcht! — rief Diana aus, als ſie ihn erblickte. — Er liebt mich doch noch!“

Amella bedeckte weinend ihr Geſicht mit ihren zitternden Händen. Lionardo ergriff Dianens Hand, drückte ſie ſanft und ſprach:

„Du biſt krank? — O! ſey es nicht mehr. Werde wieder geſund, um Deinetwillen ſelbſt, wenn es auch nicht um meinetwillen ſeyn könnte.“

„Ach! lieber, böſer Lionardo! — Ich bin gewiß recht fieberkrank. Fühlſt Du es nicht an meiner Hand.“

„Ich fühle es ſogar in meinem Herzen. — Amella, weine nicht. Deine Freundin wird nicht lange mehr krank ſeyn. Gold iſt ſehr wirkſam in Fieber-Krankheiten. Sieh, darum hänge ich Dianen dieſe goldene Kette um, und will ihr Arzt werden. Dir aber, für Deine zu Deiner Freundin gehegte und bezeigte Liebe und Treue, ſchenke ich dieſen Fingerring, geſchmückt mit einem Vergißmeinnicht und Sternblümchen. — Bin ich Euch ſo recht?“

„Ach! — lächelte, mit Thränen in den Augen, Amella: — Ihr ſeyd gar zu gut. So gewiß ich Sternblume heiße, ich danke

Euch herzlich. Ihr ſeyd ſo ſinnig, wie Eure Geſchenke.“

„Ja! — ſeufzte Diana. — Mit dieſer Kette ketteſt Du mich auch; doch ſtärker noch war ich ſchon an Dich gekettet durch mein Herz.“

„Ich nehme von euch Abſchied —“ fuhr Lionardo fort. Beide Mädchen riefen auf einmal:

„Wie?“

„Ihr werdet mich aber bald wieder ſehen. Mein Geſchäft iſt vielleicht bald abgethan.“

„Wenn Ihr aber länger bleibt? Wenn wir Euch nicht wiederſehen, da wir in vier Wochen nach Rom gehen?“

„Geht ihr gern mit?“

„Wir blieben lieber hier.“

„Bewohnet, bis ich wieder komme, mein Haus; dann aber, wenn ich es wieder beziehe, bleibt bei mir.“

„Ach Lionardo! — fiel Diana ein; — Man fürchtet eine böſe Zeit in Neapel."

„Glücklich ſind die, die nichts fürchten; — Aber ſeyd ruhig. In meinem Hauſe geſchieht euch nichts. Ich laſſe euch ſichere Empfehlungen zurück."

„O! bleibe hier!"

„Das Schickſal iſt gebietend: Ich kann nicht. — Ihr kennt nicht meine Verhältniſſe."

„Wir wollen ſie ehren!"

„Aber, — lächelte Diana; — jetzt, — nicht wahr, jetzt, bleibſt Du noch einige Stunden bei mir und bei Amella; Du ſiehſt uns ja beide gern? Jetzt bin ich zwar krank, aber wärſt Du morgen noch hier, ich wollte reiten und tanzen — ſo kunſtreich, — als ich es noch nie gethan. — O ja! bleibe hier, ſo lange Du kannſt."

„Ich will bei euch ſpeiſen."

„Amella! ſchaffe herbei, was herbei zu ſchaffen iſt, für unſern lieben Gaſt."

Amella klopfte fröhlich in die Hände und ſprang ſchnell aus dem Zimmer.

Sanft und wie halbverſchämt blickte Diana als Amella fort war, ihn an, und liſpelte:

„Nein, Lionardo! Verlegen ſollſt Du nicht ſeyn. Ich habe Dir alles vergeben. Du biſt ja ein Mann, und ich liebe Dich über alles. Ich bin ein Mädchen — zürne nicht mit mir — da ich Dich liebe —"

Lionardo ſchloß ſie in ſeine Arme, küßte ihre feuchten Augen, ihre zitternden Lippen, die bebenden Muskeln ihres ſchönen Halſes, und ſagte:

„Sprich nicht von Zürnen, von Vergeben, von Verlegenheit, ſprich mit mir von Liebe."

„Ja, das will ich. Liebe mich einmal ſo, wie ich Dich liebe!"

„Endymion wird ſeine Diana gewiß eben ſo zärtlich lieben, als er von ihr geliebt wird. O! küſſe mich in den Schlaf, und ich erwache von Deinen neuen Küſſen."

„Das Vergnügen aber gönnſt Du mir doch, mir zu geſtehen —"

„Daß ich Dich liebe? Haſt Du nicht dieſes Geſtändniß ſchon längſt von mir?"

„Geſtehe mir, daß Du auf einen Augenblick vergeſſen wollteſt, daß Du mich liebteſt! Nicht wahr?"

„Du irrſt Dich. — In dieſem Vergeſſen — wie Du es nennſt, — ſelbſt, vergaß ich nicht Dich. Wenn auch mein Geiſt ein Schattenbild umarmte, ſo warſt Du es. Was ich empfand und fühlte, galt nur Dir. Jede Geſtalt, die mir erſchien, belebte nur Diana."

„Du küßteſt mich in ihr?"

„Wie konnte ich anders? — Diana war nur bei mir und meine Fantaſie erblickte nur Dich.“

„Sieh! So dachte ich es mir auch. — Ach! ich bin doch ein eitles Geſchöpf. Aber dazu macht mich meine Liebe. Wenn ich darauf ſtolz bin, ſo bin ich es aus Liebe. — Du weißt gar nicht, was Du und dieſe Liebe aus mir gemacht haben. Ich wollte, daß jeder meiner Pulſe der Deinige wär, und alle Deine Aderſchläge wären die meinigen. Ja, wenn ich Dein Herz nehmen könnte, ich ſetzte es an die Stelle des meinigen und das meinige ſollte in Dir klopfen. — Solch ein Weſen iſt Deine Diana! Kanſt Du ſie vergeſſen?“

„Nie! — Ein Herz, das ſo liebt wie das Deinige, belohnt ſich ſelbſt in ſeiner Liebe. So laß es bleiben, und es wird gut ſeyn.“

Diana wollte etwas anderes ſprechen, ſchien ſich aber ſchnell zu beſinnen, und fragte:

„Woher dieſe Stirnfalten? Was verändert Dein ſo freundliches Geſicht?"

„Ein Gedanke —"

„Welcher?"

„Wo lebt Deine erſte Liebe?" — lächelte fragend Lionardo.

„Hier. — Sie lebt in Dir, hat nie in einem andern gelebt, wird nie in einem andern leben. — Und die Deinige?" —

„Wenn ich nun heirathete?"

„So nimm mich. — Nein! nimm mich nicht zur Frau. Ich glaube nicht, daß in der Ehe die Liebe ſo zärtlich tändelnd fortdauern kann, wie in einer Liebſchaft. Darum vermählte wohl auch Cinthia ſich nicht mit ihrem Endymion — Die Eheleute ſind weit trauriger als die Verliebten.

Wenn man bedenklich wird, da, glaube ich, liebt ſich's nicht mehr gut."

„Man wird auch älter."

„Drum muß man jung bleiben in der Liebe. Dieſe altert nie. Doch glaube ich, ein wenig ungebunden muß ſie ſeyn, ſonſt wird ſie auch mit alt. Freie Sprünge gerathen beſſer, als gebundene. Das Geregelte in der Kunſt iſt wie die Kunſt in den Gärten. Sie wird zum Einerlei und ermüdet. Und warum ſoll man nicht lieben können, ohne ſich zu binden? Haſt Du nicht ſelbſt — doch wir wollen davon nicht weiter ſprechen, ich ärgere mich ſonſt wieder, werde noch kränker, und das iſt nicht gut für Dich und mich."

„Geſetzt nun aber — Verhältniſſe zwingen einen Liebhaber, einer andern ſeine Hand zu reichen?"

„Sind es Verhältniſſe, ſo können ſie ja wohl in dieſer Welt die Hand fordern, —

wie das nun ſo einmal iſt, — aber das Herz nicht. Dieſes kann immer dort bleiben, wohin es gehört.“

„Das dächte ich auch. — Es iſt dabei nichts Böſes.“

„Gewiß nicht! — Aber, — ſieh mir einmal recht aufrichtig in die Augen — willſt Du denn heirathen?“

„Jetzt nicht.“

„Verſchiebe es ſo lange Du kannſt. Du wirſt Dich gewiß dabei nicht übel befinden. — Ich kenne ſo viele Ehen, aber doch keine ſolche, wie unſer Liebesband. Freilich — Je nun! — Wenn das Band auch einen Bruch, eine Falte bekommt, man macht die Falte wieder glatt, und auf den Bruch ſetzt man das Gewicht der Liebe, ſo verliert er ſich. — Ach Lionardo! um deſſen willen, was ich gelitten habe, als Du — — doch weiter kein Wort davon! Wir wollen recht fröhlich ſeyn.“

„Ja, das wollen wir.“

„Ich will Dir etwas vorſpielen und ſingen. Das Liedchen an die ſpröde Schöne, das ich ſang, als Du mich kaum hatteſt in Madrid kennen lernen; nicht? Damals hörteſt Du es gern, und einmal nannteſt Du mich auch ſpröde. — Ich? Gegen Dich? Ach Gott! Dir gehörte ja gleich mit meiner erſten Liebe mein Herz.“

„Singe, liebe Diana!“

Er warf ſich auf das Sofa, Diana ſetzte ſich neben ihn, ſpielte und ſang:

Lied.

Liebe ſoll Dich nie beglücken,
lieb' und werde nie geliebt!
Wandle über rauhe Berge,
weinend, klagend und betrübt.

Gehſt Du über Blumen-Auen,
welke unter Deinem Tritt
jede angenehme Blume,
bringe die Vernichtung mit!

In dem Graſe finde Schlangen,
ſchnell vertrockne Dir der Quell,
und es lache niemals heiter,
Dir der Himmel klar und hell!

Irre ohne Ruh hienieden,
Wallerin mit hartem Sinn,
Durch die öden Lebens-Fluren
bis zum leeren Grabe hin!

„Nichts vom Grabe! — rief Amelia aus, in dem ſie geſchäftig den Tiſch deckte und auftrug, was ſie hatte ſchnell bekommen können. — Genießt das Leben und ſeyd froh. Das Grab entläuft euch nicht. Ich finde das meinige auch noch, ſey es ſo ſpät wie möglich!“

Lionardo war in tiefe Gedanken verſunken. Diana nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur ziemlich wohlbeſetzten Tafel. Amelia ſprach ein kurzes Gratias. Sie ſetzten ſich. Amelia kredenzte und deklamirte:

„In den Becher tief verſunken
ſey, was uns verdrießlich war.
Dieſes Weines Feuer-Funken
machen leicht uns offenbar,
was ein liebend Herz erkohren,
was es hebt und pflegt und trägt,
wenn es in ſich ſelbſt verloren,
doch für einen andern ſchlägt.
Alles lieblich in der Stille;
Wie es iſt, ſo mag es ſeyn!
Aber das ſey unſer Wille,
gebt uns Liebe, Kuß und Wein!

„Die Fieberſchauer ſind vorüber!“ — lächelte Diana.

„Die Krankheiten fliehen die Freude und das Frohſeyn;“ — ſetzte Amelia hinzu.

„Nicht wahr, Lionardo?“

„Das iſt wohl wahr! — Die Freude liebt Geſellſchaft. Unſer Kleeblatt ſoll leben!“

„Es ſoll uns wohlgeben!“

„Ueber die Freuden einer vergnügten Tafel geht, nach dem gewöhnlichen Leben, nichts. Wir wollen unſern freundſchaftlichen Tiſch ſtets ſo halten. Nie unter der

Zahl der Grazien, nie über die Zahl der Muſen. Jetzt ſind Wir alſo in der Grazien Zahl; laſt uns nie unter dieſelbe kommen. Zwei und zwei werden nie bedeutend genug, als für Augenblicke, wo ſie ſich ſelbſt genug ſind und ſeyn können. Im Grunde aber geht es damit, wie mit den Zweigeſprächen; zuletzt, werden ſie einfach und zum Sterben langweilig. — Jetzt alſo, alles unter uns dreien. — Mich treibt ein Geſchäft ſchon morgen gegen Abend, fort von hier. Ihr mögt nun hier bleiben wollen, müſſen, oder nicht, ſo könnt ihr euch meines Hauſes zu eurer Wohnung, meines Gartens zu euerm Vergnügen bedienen."

„Warum aber gehſt Du von hier? Iſt der Ausbruch des geweiſſagten Sturmes ſo nahe?"

„Des Sturmes Sturm brauſe vorüber!"

„Wenn wir in Neapel in Deinem Hauſe ſind, wer ſoll uns ſchützen, wenn Du nicht da biſt?“

„Dafür will ich ſchon ſorgen!“,

„Du biſt alſo —“

„Euer Liebhaber bin ich.“

„Ihr wißt wohl auszuweichen; — lächelte Amella. — Wenn ich aber nun glaubte, Ihr wärt mein Liebhaber, würde Diana nicht zürnen? Müßte ſie nicht zürnen? — Sagt uns lieber, wohin Ihr geht?“

„Was könnte euch dieſes helfen oder nützen?“

Tomaſo, der ſeinen Herrn ſuchte, brachte demſelben ein Billet. Aloiſia wünſchte ihn zu ſprechen. Er bezeichnete ihr in einer kurzen Antwort Ort und Zeit, wo er ſie erwartete. — Seine Gaſtgenoſſen waren Mädchen. Er mußte ihre Neugier befriedigen. Deshalb begann er:

„Ich ſchiffte von Pantaleria herüber nach Neapel. In einem Seeſturme hörte ich ein armes Mädchen klagen, die elternlos ihren Liebhaber, der ſie verlaſſen hatte, in Neapel aufſuchen wollte. Ich unterſtützte ſie mit Gelde, und als ich ſie hieher gebracht hatte, wurde ihr Ungetreuer hier von einem Fremden ermordet. Ich brachte ſie als Kammerfrau in die Dienſte einer Dame von Stande. Dieſe iſt in eine Verſtandeskrankheit gefallen und ins Kloſter gebracht worden. Das Mädchen wird nun wieder ohne Dienſt ſeyn. Sie wünſcht mich zu ſprechen, wie ihr leſen könnt.“

Diana griff ſogleich mit Mädchen-Neugier nach dem Briefchen, in welches Amelia wißluſtig hinein ſchaute, und Lionardo fuhr fort:

„Ich dächte, ich wies ihr, bis zu fernerm Unterkommen, eine Wohnung in meinem Hauſe an. Sie wär denn doch bei euch.

Vielleicht ſendete ich euch noch ein Mädchen und ihre Mutter zu. So lebtet ihr vergnügt und ruhig, gleichſam wie eine kleine Kolonie beiſammen."

„O Lionardo! wer könnte zu Dir Nein ſagen! Aber wie weißt Du alles einzuleiten! — Wer weiß ob Aloiſia nicht auch —"

„Hübſch iſt? O ja! — Doch wie der Mond glänzt ſie nicht, und iſt auch kein Sternblümchen."

„Ich vergeſſe ganz, daß ich krank war, — lächelte Diana — zu Roſſe möchte ich ſteigen. — O Lionardo, hat Dein Schloß Platz für uns alle?"

„Warum nicht?"

„Wenn auch Dein Schloß nicht, doch Dein Herz?"

„Wollen wir nicht das Seviller-Liedchen ſingen vom Schloßliebchen? — Ja! Nicht wahr?"

Sie waren es zufrieden und ſangen.

Rundgeſang.

Eine Stimme.

Wär ich doch das ſanfte Lüftchen,
das ſich auf den Zweigen wiegt,
oder jene muntre Schwalbe,
die ſo ſchnell vorüber fliegt!
Rathet doch, wohin ich eilte,
wo ich, ach! ſo gern verweilte.

Chor.

Zu dem Liebchen willſt Du eilen,
bei ihm willſt Du gern verweilen.

Eine Stimme.

An der bunten Meeresküſte
ſitzt der Traute, ſchaut in's Meer,
überfliegt's mit ſchnellen Blicken,
ſchwebt auf Wellen hin und her.
Ei! was will er doch erſinnen?
Sagt, was möcht' er wohl beginnen?

Chor.

Ueber Wellen möcht' er ſchweben,
bei dem Liebchen froh zu leben.

Eine Stimme.

Auf dem Hügel durch die Büſche,
glänzt ein wunderſchönes Schloß.
Waffen klirren und dort drüben,

wiehert laut ein braunes Roß.
Ei! was giebt es in dem Schloſſe?
Nun, wer ſteigt dort wohl zu Roſſe?

Chor.

Der Geliebte ſteigt zu Roſſe,
führt ſein Liebchen nach dem Schloſſe.

Zeit und Bedürfniß der ſüßen Sieſte nahten ſich. — Amelia verſchloß die Thür, Lionardo küßte Dianen und hielt in ihrem Armen ſein Mittagsſchläfchen.

Nach der Sieſte eilte Lionardo in die Taberne. Hier ſaß Aloiſia bei Roſauren und erwartete ihn. Sie ſchilderte den Krankheitszuſtand der Baronin mit lebhafter Theilnahme, ſah gar wohl ihre Dienſtentbehrlichkeit ein, und bat um Unterkommen. Roſaura verſprach, ſie zu ihrer Mutter zu bringen, und da Lionardo erzählte, er werde auf einige Zeit verreiſen, nahmen ſie ſein Anerbieten, ſein Haus indeſſen zu bewohnen, an. Roſaura ſuchte das Reiſegeſchäft zu erfahren, Lienardo gab Erbſchafts Angelegenheiten vor. — Da mehrere Gäſte die Taberne anfüllten, verließ Lionardo dieſelbe und Aloiſia folgte ihm in ſeinen Garten nach. Dort nahm beide die ſüßduftende Jasmin-Laube auf, und eine herrliche Nacht wurde, belebt vom Balſamdufte der Blumen, bei Nachtigallgeſange durchwacht.

Früh eilte Aloiſia zu ihrer Freundin Roſaura, und Lionardo, den Himmel um eine glückliche Reiſe anrufend, in eine Kirche. Nahe bei derſelben trat ihm ganz unerwartet Zerline entgegen. Sie klagte, ihr Vater ſey ſehr krank. Lionardo ſprach ihr Troſt ein und bot, im ſchlimmſten Falle, ihr Wohnung in ſeinem Hauſe mit Aloiſien an. — — Er verrichtete ſeine Andacht und eilte in ſeine Wohnung, ſich zur Abreiſe zuzuſchicken. — Sperlone kam zu ihm und wußte über Andorenen ihm nichts Gewiſſes zu berichten. Tomaſo und Giacomo ſattelten und packten ein, was mit zu nehmen war. Lionardo wollte mit Aloiſien in ſeinem Garten frühſtücken, und dann ſollte abgereiſet werden.

Aloiſia kam und brachte ihm Nachricht von Roſaurens Bereitwilligkeit, ihm Haus und Garten zu bewahren, verſprach, ſich recht oft des Gartenbeſuchs zu bedienen, und ſetzte hinzu:

„So oft ich in die Jasmin-Laube trete, werde ich recht lebhaft an Euch denken!“

Lionardo dankte ihr, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und nahm mit hundert Küſſen Abſchied von ihr. Von der ſanfteſten Sehnſucht, wie ermattet, ſank ſie in ſeinen Arm und ſeufzte: „Ach! wie biſt Du doch ſo gut!“

Die Zeit der Abreiſe kam herbei. Lionardo gab Aloiſien Geld und den Gartenſchlüſſel, umarmte ſie noch einmal, bat ſie, auch ſeinen Hausſchlüſſel zu ſich zu nehmen, ſetzte ſich aufs Pferd und trabte davon. Seine Diener, wohlbewaffnet, beſtiegen ihre Maulthiere und folgten ihm.

Unterwegs, fing Lionardo, was er, wie wir wiſſen, oft zu thun pflegte, vor und mit ſich ſelbſt zu ſprechen an, indem er ſo ganz langſam im Schatten eines Citronenwäldchens dahin ritt.

„Es wär doch ſonderbar, wenn alle die Mädchen mein Anerbieten annähmen, und mein Haus in Neapel bezögen! — Eine gar liebe Colonie! — Diana, Amela, Aloiſia, Roſaura, Zerline; artige Hausgenoſſinnen. — Man kann mir's nicht verdenken, ihnen gut zu ſeyn. — Aber, guter Matteo, ſcheidender Vater und Lehrer, Deine Worte vergeſſe ich nicht. Du ſagteſt zu mir auf Deinem Sterbebette: „Hüte dich für Weiberſchlingen und Mädchennetzen, denn du haſt deines Vaters Schwäche, des ewigen Verliebtſeyns. Das führt zu nichts Erfreulichem und ſchenkt dir nur augenblickliches Vergnügen, was der Thor für Glückſeeligkeit hält.“ — Wohl wahr! die Mädchen waren aber ſo hübſch, ſo freundlich begehrend, ſo ſüß lockend, ſich ſo ſanft dahingebend, und ich — Mein Blut rollt zu ſchnell. Ich bin zu verliebt. — Das muß und wird ſich nun ändern. Darum iſt es gut, was ich thun muß und werde. — In deinen Armen, Andorena, werde ich allein ruhen und glücklich ſeyn, und die Liebchen in Neapel — werden auch nicht umkommen. Es findet ſich alles, wenn mans zu erwarten verſteht. Darein ſchicke ſich der Menſch.“

Nachdem er eine ziemliche Strecke ſtill fortgeritten war, ſchlug er den Weg nach Conza ein, und ritt rechts an den Gebirgen hin. Da kam es zu fernern Expektorationen. Mit ſich ſelbſt wieder ſprechend, begann er lächelnd:

„Ob ſich die fünf Mädchen wohl in einem Hauſe zuſammen vertragen werden? — Schwerlich, denn es ſind Mädchen. Und kommt ein Liebhaber ins Spiel, ſo iſt keine Rettung. — Was ſie nur an uns haben? — Selbſt Zerlinens Reſignation traue ich nicht. Sie ergiebt ſich dennoch, troz dem Iſis-Schleier, wenn ihn nur einer zu heben verſteht. Ihrer Herzensnoth gedenkt ſie dann gar nicht mehr. Die Mädchen haben leichten Sinn, und noch leichtern haben die Weiber. Sie werden frei durch die Ehe und vorher ſind ſie durch allerlei Convenienzen gebunden. Eigentlich iſt es das, warum ſie ſo gern ſich in das Eheſtands-Joch begeben. Ein Mann aber, kann nichts Erfreuliches in einem ſolchen Lebenszuſtande finden. — — Wenn die fünf Mädchen ſich veruneinigen, ſo kann es böſe Händel ſetzen. Sie dauern mich, und dennoch muß ich lachen, wenn ich mir ihre Vereinigung denke. — Wie aber, wenn ſie nun einig wären, — und was noch mehr iſt, — ſogar einig blieben?“

Ein Pfaffe bat um etliche Meſſen für zwei arme Mädchen-Seelen.

„Wenn es Mädchen-Seelen ſind, denen dieſe Wohlthat gilt, — ſagte Lionardo, — ſo gebe ich Geld zu ſechs Meſſen. — Wie ſieht's in Conza aus?“

„Wie immer, erbärmlich. Die Menſchen warten alle auf das neue Heil, das die Carbonari verſprechen. Mit dieſen ſoll die goldene Zeit kommen, hoffen die Einwohner von Conza. Wir wollen das Beſte hoffen. — Glückliche Reiſe!“

Lionardo wendete ſich zu ſeinen Dienern: „In dieſem ſchönen Caſtanien-Wäldchen wollen wir ruhen. Sattelt ab und ſucht hervor, was ihr von Proviant mitgenommen habt. — Es iſt ein ſchöner Tag. Die Nachtreiſe wird uns gut thun. Wir können morgen früh in Cirenza füttern und friſchen Proviant einkaufen.“

Das geſchah.

Als ſie ſich den folgenden Morgen in Cirenza verproviantirt hatten, ſuchten ſie Matera zu erreichen, trafen dort in der Nacht ein und fanden Nachtlager in dem vor der Stadt liegenden Serviten-Kloſter.

Die Mönche fürchteten viel von einer bevorſtehenden Criſis und ſprachen gern von den Profezeihungen des Waldbruders Jonas, der in den Höhlen bei Maſſafra lebte. Dieſen zu ſprechen, nahm Lionardo am folgenden Morgen ſeinen Weg dahin.

Kaum war er an der größten dieſer Höhlen dort angelangt, ſo trat ihm auch der Profet Jonas entgegen, gehüllt in ein Waldbruder=Bußgewand, mit langem Barte und fliegenden, weißen Haaren, ein Kruzifix in der Hand, verſunken in ſeine profetiſchen Träume. Die Reiter hielten an, der Profet trat ihnen entgegen und begann:

„Reitendes Volk, woher? Kommſt Du von Neapel! Wehe dem neuen Ninive! Es raſſeln der Roſſe Füße vor dem Zagen ihrer Räuber! Mein Vater! Mein Vater! Wagen Iſrael und ſeine Reiter! Es wird kommen die Angſt über die ſündenvolle Stadt Neapel, wie der Schmerz der Wehen über die Gebärerin. Was alles wird ſie zu erdulden haben. Was helfen ihr alle Dreher! Es werden fliehen die Avelliner, Irpiner, Daunier, und Peucerer, wie leichte Spreu vor den Heereswagen der gewaltigen Macht der Fremden. Da wird geſchloſſen werden mit Angſt und Zittern die Alta Vendita, verbrennend ihre Archive und Papiere. Und die Fremden werden die

Tenne fegen und davon jagen in die Luft das leichte Spreu-Gebild.“

In der Höhle ertönte ein Glöckchen. Der Profet fiel, wie betend auf ſein Antlitz, und ſchien Verzuckungen zu bekommen. Lionardo begann:

„Es ſind ſchon Frauen-Ohnmachten nicht gut anzuſchauen, geſchweige denn die Verzuckungen eines Fanatikers. Raſch weiter!“

Er warf dem Verzuckten einige Silbermünzen auf die Kutte, und trabte davon. Nicht weit war er geritten, als ein Bewaffneter ihn in den Weg trat. Lionardo griff nach dem Gewehr, jener winkte mit der Hand, und begann:

„Pace! — Kommt Ihr von Neapel, und wollt Ihr nach Tarent?“

„Dahin wollen wir.“

„So glaube ich mich in Eurer Perſon nicht zu irren. — Seyd Ihr nicht der Marcheſe Monte Bello?“

„Der bin ich.“ “

„Und ich bin ein Vetter Eures ergebenſten Dieners Sperlone. — Der Schatz, den Ihr in Tarent ſucht, iſt nach Otranto geführt worden. In Tarent hat eine gewiſſe Agnoletta, die Geſchorene, die Ihr kennt, Papiere und Briefe für Euch. — Unione! — Ich habe nun nichts weiter in Tarent zu thun, und gehe nach Neapel zurück. Agape!“

Lionardo gab ihm Geld und ritt weiter. Tages drauf traf er in Tarent ein.

Vor der Stadt an dem Wege, vor dem verehrten Kirchlein, welches der Apoſtel St. Peter unter der Erde erbaute, ehe er nach Rom ging, ſaß, um nicht den zu verfehlen, den ſie erwartete, unter einer Art von Gezeltlein, die harrende Agnoletta mit dem Strickſtrumpfe, ſprang auf und hüpfte dem

Kommenden froh entgegen. Sie brachte ihren Erwarteten in ein feines Haus, das einer Obſt- und Blumenhändlerin gehörte, der ſchönen Kirche St. Cataldo gegen über gelegen. Hier übergab ſie ihm Briefe von der Aebtiſſin und von der geliebten Andoreana und machte ihn mit Allem bekannt, was in Tarent mit den Frauen vorgefallen und denſelben begegnet war.

Bald darauf kam die Hauswirthin, Frau Beatrice, die ausgegangen geweſen war, in ihr Haus zurück und bewillkommte ihren Gaſt mit großer Freundlichkeit und Höflichkeit. Zwar dem Portrait ſeiner Beatrice, welches Dante von ihr giebt, glich die Blumenfrau eben nicht, aber ſie war doch bei gar nicht üblem Anſehen eine freundliche, nicht gar alte Wittwe. Bald darauf kam ihre Tochter Liſaura, ein hübſches, freundliches Mädchen, und die Unterhaltung wurde allgemein. — Spät des Abends las Lionardo die erhaltenen Briefe, und legte ſich ſehr bewegt und von der Reiſe noch dazu ermüdet, zu Bette.

Als den folgenden Morgen ihm die freundliche Liſaura Blumen, Früchte, Chokolade und Wein gebracht, er ſich ſehr verbindlich mit ihr unterhalten, ſie beſchenkt und geküßt hatte, wollte Lionardo ſich in ſeine Staatskleider werfen, als er den längſtvermißten Braunen erblickte, der hier in einem rothen Rocke mit Gold beſetzt, den Degen an der Seite, eine weiße Perücke auf dem Kopfe, die große Brille auf der Naſe, die noch weit größere Schnupftabaks-Doſe in der Hand vorüber ging. Er erblickte Tomaſo an der Thür, fragte und eilte erfreut auf Lionardo's Zimmer.

„Willkommen alter Freund! — rief Lionardo ihm entgegen.“

„Gleichfalls willkommen! — entgegnete der ſtattlich gekleidete bekannte Unbekannte. — So ſieht man Euch endlich in Tarent. Das iſt allerliebſt! — Ihr ſeht mich hier in einem ganz andern Coſtum, als in Neapel, was ſeinen Grund hat, wie Ihr leicht denken könnt. — Was macht Roſaura? — Ich will mit Eurer Erlaubniß dieſes Glas Wein zu mir nehmen und dieſe Feige. — Zieht Euch an, wir wollen ſpazieren gehen, und ich will erzählen, was ich ſchon längſt Euch zu erzählen und zu entdecken verſprochen habe. — Salus!“

Lionardo warf ſich in ſeine Uniform und ging mit dem Rothrocke fort. Sie gingen auf eine Villa zu, traten in den Garten und der Alte bezeichnete, vor demſelben liegend, ſeine Wohnung. Sie nahmen Platz in einer Pomeranzen-Laube. Mit ſichtbarer Empfindung begann der Alte, und die Unterhaltung hob an:

„Sieh und blick an jene Kapelle, — erlaube mir und meinem hohen Alter das trauliche Du!“

„Recht gern. Es ehret mich.“

„An jener Kapelle iſt eingehauen der HERR, wie er das Kreuz trägt. — O! das iſt ein ſchmerzvoller, peinlicher Anblick! — Für mich ein wahrer Kreuzesanblick. — Lionardo! die Erde trägt gar wunderbare Menſchen, Geſchöpfe und Dinge. Der Ewige aber trägt uns alle an ſeinem Herzen. — — Zu Jeruſalem führte man einſt den HERRN, das Glück und Heil der Welt, mit unſinniger Freude und Wuth zur Schädelſtätte. Er ſchwankte einher, gebeugt, ſchwach unter der Laſt des Kreuzes und blieb ſeufzend vor der Thür des fanatiſchen Juden, des Schuſters Ahasverus, ſtehen, der gaffend in der Hausthür ſtand, des ſeinen Judenſtückchens ſich erfreuend, das man eben ſpielte. Der arme Laſtträgende wollte ausruhen unter ſeiner ſchweren Bürde. Das verwehrte ihm mit ſataniſcher Wuth der Jude und rief ihm zu: „Gehe fort von hier, wohin du gehörſt!“ Der HErr ſah mit zermalmenden Blicken den Sünder an und ſagte: „Hier will ich ſtehen und ruhen, du aber ſollſt gehen bis an den jüngſten Tag, wo du mich wieder ſehen wirſt.“ — Da trieb's den Juden hinaus mit Höllenangſt vor die Stadt, in die er nie wieder zurückgehen konnte. Weib, Kinder und alles verließ er, wanderte fort, durchſchweifte raſtlos die ganze Welt, eilte von Pole zu Pole, eilt ſtets mit Beklemmung allenthalben umher, und findet nirgends Ruhe. Gern wollte er hinabſteigen in das ſtille, ſchweigende Grab, wo alle Leiden ſchlafen, und darf und kann nicht. — — Sieh mich an. Dieſer Unglückliche bin Ich!“

Lionardo blickte ihn an mit zagendem, zweifelhaftem Blick, ſeufzte unwillkührlich und ſpielte ſchweigend am Gefäße ſeines Degens herum. Der Alte vergoß bittre Zähren, ſeufzte gleichfalls und ſprach:

„Ich kann Dir's nicht verdenken, daß Du zweifelſt, daß Du vielleicht meinſt, mein Gehirn ſey aus ſeinem Kreiſe getreten, ich rede irre und ſey ein Närriſcher. Aber es iſt gewiß, es iſt wahr, was ich Dir erzähle. — Fühle, wenn Du kannſt, das Schreckliche meines Daſeyns. Sterben zu wollen und nicht können! Nach Ruhe ſich zu ſehnen und ewig herumgetrieben zu werden, verfolgt wie von den Erinnyen Oreſtes, geneckt, geplagt, gemartert, verfolgt von den Menſchen! O! dieſer Qual gleicht hienieden keine! — Und die Menſchen — Ach! ſie werden jährlich ſchlechter, und ſchlimmer. — Es iſt des Menſchen größte Pein, zu leben unter Menſchen.“

„Ach, wohl!“

„Halte mich für keinen Narren. Trotz meines hohen Alters, — des höchſten in der Welt, — ſpreche ich doch gewiß ſehr vernünftig. Ich ſage nicht jedermann, wer ich bin. In Jeruſalem hieß ich Ahasverus, die Welt durchſtreife ich gewöhnlich unter den Namen Sirius, Apollonio ꝛc., und wie ich will. Zu Dir habe ich Zuneigung gefaßt, weil ich Deinen ſtattlichen Großvater kannte, der ſich damals unter dem Namen des Alten von Fronteja zeigte, Deine duldende, ſanfte Großmutter Iſona, Deine liebe gute Mutter und Deinen hochprangenden und tiefverachteten Vater. Rinaldini war kein böſer Mann. Sein Schickſal brachte ihn auf die ſchlimme Bahn, die er durchwandeln mußte. Er hätte an der Spitze eines Heeres ſtehen ſollen und ſein Name würde mit Hochachtung genannt werden, in ſchöner Erinnerung. Nach

Corſika mußte er gehen, um des unglücklichen Theodors Schatten zu rächen; den ich ſehr gut gekannt habe. — Es iſt vorüber; — Wandle Du im Frieden! Miſche Dich nicht in die nahen böſen Händel, denn ſie werden ſchlecht endigen. Die Alle jetzt unter ihren Dolchen halten, Regenten, Parlamente, Bürger und Bettler, werden zagen und in ihrer Kraft erlahmen. Fliehen werden die Irpiner, Daunier, hochtrabenden Peucerer, und die ſchnaubenden Avelliner, aus ihrer Alta Vendita und ſich in ihre Schlupfwinkel verkriechen. — Gehe Du ruhig in die Ruhe nach Pantaleria, gieb Deine Hand der ſanften Andorena, erhalte ihr Dein Herz, überlaß Dich nicht fremden Zärtlichkeiten und gehe der unruhigen Politik aus dem Wege. — Ich meine es redlich. — Denke von mir was Du willſt, nur Gutes. Ich habe Dir die Wahrheit geſagt. — Ich hoffe, in Pantaleria ſehen wir uns wieder. — Jetzt ſcheide ich von Dir und ſeufze hinauf: HErr, erſcheine bald, und nimm mich zu Dir!“

Er ſtieg auf, trocknete ſich die Thränen aus den Augen und ging wankend auf ſeine Wohnung zu. Lionardo ſaß ſtill, eine Zeitlang in Gedanken verſunken, ſtieg dann gelaſſen auf und ging langſam in das Haus, wo ſein Logis war.

Freundlich bewillkommte ihn Liſaura, blieb auf ſein Bitten bei ihm, und erzählte ihm was ſie wußte, von Tarent und was ſie von dem Landgeſpräche der Zeit kannte. Lionardo leerte den Becher fleißig und Liſaura that mit Vergnügen Beſcheid. Da kam es denn endlich zu einer gewiſſen Art von Vertraulichkeit, die immer höher und endlich ſo hoch ſtieg, daß Diana, hätte ſie etwas davon gewußt, das Fieber von neuem bekommen hätte. Liſaura lispelte: „Nicht wahr, auch in Tarent lebt es ſich gut in der Zärtlichkeit?“

„So gut wie möglich, bei einem hübſchen Mädchen.“

„Ach! Ich will es mir in der Welt noch wohl ſeyn laſſen, denn wenn Domeniko, der mich heirathen will, im Kampfe für's Vaterland fällt, ſo gehe ich in's Kloſter. Er iſt ein fleißiger Gärtner und ſteht jetzt unter den Legionärs der vaterlandsliebenden Avelliner im Felde. — Wenn ich ſo in's Kloſter müßte, ohne die Freuden der Zärtlichkeit gekannt und genoſſen zu haben, ich würde mich ſehr ärgern. Meint Ihr nicht auch?“

„Ja wohl, ſchönes Schlehen-Auge!“

„Iſt es denn nur wahr, habe ich wirklich ſchöne Augen?“

„Zum Küſſen!“

„Ein Dichter wollte ſie einmal beſingen. Ich wehrte es ihm nicht. — Ich hätte es ſogar gern geſehen. — Aber da kam der Streitruf, und er iſt zu den Vaterlands-Legionen gegangen. Dort wird er wohl den Proviant und das Geſchütz beſingen.“

„Erlaube mir, dieſen edlen Dichter zu erſetzen! Deine Augen ſind ſo ſchön, daß ſie jeden begeiſtern müſſen, der für ſolche Herrlichkeiten Gefühl hat. Dieſe Küſſe —“

„Mit Permiſſion! — rief Sirius aus, indem er eintrat. — Ei der Teufel, ihr Leutchen! verſchließt euch doch, wenn ihr Luſt habt, zärtlich zu ſeyn.“

„Ein andermal ſoll's gewiß geſchehen;“ — lächelte Liſaura und ſprang aus dem Zimmer.“

Sirius nahm einige Priſen Tabak, und lächelte gleichfalls: „Wie der Vater!“

„Was giebt es?“ — fragte Lienardo und reichte ihm den Becher.

Der Alte trank und fuhr fort: „Es iſt ein Bote gekommen, den man auf geradewohl nach Tarent geſendet hat. Er traf auf mich, und ich habe Dir zu berichten, daß man es nicht hat verhindern können, daß Andorena und ihre Tante ſich zu Otranto auf einer Maltheſer Galere eingeſchifft haben, die ein Stiefbruder der Aebtiſſin, der Ritter Rodano kommandirt.“

„Alſo nach Maltha?“

„So ſcheint es.“

„Beſſer als, was ich fürchtete, in die Kloſter-Inquiſition.“

„Ehemals waren die Klöſter gut, und ich kenne deren, die ſehr reſpektabel waren, aber jetzt — Sie paſſen nicht mehr zum Zeitgeiſt, und die Menſchen ſind nicht mehr ſo gut, wie ſie in den frühern Zeitalter waren. Es gab ſonſt ſehr verehrliche Geiſtliche. Jetzt aber ſind ſie größtentheils beſeſſen vom Eigennutz, der Völlerei, der

Faulheit und Geilheit. Zwar ſind ſie gewöhnlich vorſichtig genug und verſchließen die Thüren in gewiſſen Zeitpunkten, aber —"

Liſaura kam in's Zimmer zurück, zwar freundlich, aber doch betroffen, wendete ſich an Sirius und ſagte: „Eine verſchleierte Dame ſucht Euch auf."

Ganz unbetroffen entgegnete dieſer: „Entweder es iſt die Zeit, oder die Gelegenheit. Die Gewohnheit hat mir dieſe achtbaren alten Damen zu Gattinnen gegeben. Welche von den beiden Lebensbegleiterinnen es auch ſey, ſie geht mit mir nach Otranto und von dort über's Meer. — Nur herein, liebe Signora!"

Er öffnete die Thür. Die Signora trat ein, ſchlug ihren Schleier zurück und blickte mit ſchwarzen Feueraugen die in einem ſchneeweißen Geſichte erglänzten, Liſauren ſehr fragend an. Dieſe, ganz erſchrocken, verließ ſogleich das Zimmer, und ſprang erſchrocken davon. Die bezeichnete Weibergeſtalt aber, die ſo ominös und ſprachlos da ſtand, empfing die Hand, die ihr Sirius entgegen ſtreckte, ganz ernſthaft und ging, ohne ein Wort zu ſprechen, mit ihm davon. Sirius nahm komplimentirend ſtill von Lionardo Abſchied und ging mit ſeiner Ehekonſortin davon. — Beide eilten Arm in Arm auf die Straße und bei der Kirche St. Cataldo verſchwanden ſie, hinter dem vorderſten Pfeiler derſelben. Lionardo ſah ihnen nach und rief, ſich auf's Sofa werfend, aus: „Sonderbar!“

Liſaura trat ganz bewegt und zitternd herein und warf ſich mit klopfendem Herzen in Lionardo's Arme.

Die Stimme der Frau Beatrice wurde hörbar. Liſaura ſprang auf, trat vor den Spiegel, ordnete an ſich was zu ordnen war, und lehnte ſich in ein Fenſter, indem ſie Blumen ſchnell zu einem Strauße ordnete. Lionardo ſchlug ein Buch auf, und nahm es, wie darin leſend, in die Hand. Frau Beatrice trat ein:

„Gute Unterhaltung! — Nicht wahr, Liſaura kann ſprechen? — Ach, Herr Marcheſe! Wie man hört, geht es in Neapel bunt über die Ecke her. Minichino genießt des höchſtens Triumfs und iſt der gefeiertſte Abgott des Volks. Wohl ihm! Es muß zu einer Radikalkur kommen. — Hier rüſtet man ſich gleichfalls mit Eifer, und ſtellt Euch nur vor, auch die Frauen wollen eine Amazonen-Legion errichten. Ich denke, Liſaura ſoll ſich recht gut als Amazone ausnehmen. Verſteht ſich, daß eine jede dieſer Amazonen ihren Buſen unverſehrt erhält; aber umpanzert wird er. Es wird mitunter viel Eiſen drauf gehen, aber was hilft es, das Vaterland muß gerettet werden.“

„Ich fürchte — ſagte Lionardo, — das Vaterland hat ſich ſelbſt in’s Unglück geſtürzt.“

„Wohl möglich! Es kann ihm gehen, wie manchem unvorſichtigen Mädchen. Aber es muß dennoch gerettet werden. Wir müſſen alle dazu thun, ſagte der Abbate Miano, und das wollen wir auch. — Seht, hier zieht mit klingendem Spiele die Legion der Peucerer vorüber. O! wie prächtig! Der Chef war mein ehemaliger Liebhaber. Seht, er grüßt mich. O! er iſt ein ſehr renonmirter Zuckerbäcker. Es ſind ihrer achtzehnhundert Mann, wahre Spartaner. O! die werden dem Feinde zu ſchaffen machen!“

„Er wird ſie kaum einholen können.“

„Meint Ihr? Ja, ſchnellfüßig ſind ſie. Aber ſie werden auch zu ſterben wiſſen, wenn es nicht anders ſeyn kann. Der Chef ſollte mich doch dauern. Er iſt nicht glücklich verheirathet. Mit mir wär ers gewiß geworden. Aber wie es nun ſo geht! Liſaurens Vater war gar zu zärtlich und das Mädchen kam zu früh. Die Mädchen ſind immer neugierig. Das meinte mein ſeeliger Mann auch. Ach! wenn er noch lebte! Er ſäh uns gewiß alle frei."

„Das ſeyd ihr ja jetzt ſchon! die freundliche Frau Mutter und die liebenswürdige Jungfer Tochter, ſind ſie nicht beide frei?"

„Das wohl, aber die Frauen ſind gute Geſchöpfe, und laſſen ſich gar gern binden."

„Und binden wieder."

„Natürlich eine Gefälligkeit iſt der andern werth. — Werdet Ihr denn, wenn ich fragen darf, uns hier mit Eurer Gegenwart lange beglücken?"

„So lange ich kann und von euch gern geſehen werde, werde ich hier bleiben, bis

Geſchäfte mich nach Otranto rufen. — Indeſſen wollen wir es uns wohl ſeyn laſſen und die guten Stunden genieſſen, die böſen kommen ohnehin ganz unvermuthet."

Eine Aufwärterin unterbrach das Geſpräch und meldete das Daſeyn des Amazonen-Schneiders. Beatrice empfahl ſich ſogleich, Liſaura warf dem Marcheſe den gewundenen Blumenſtrauß zu, er aber ergriff ihre Hand, zog die Zärtliche zu ſich und ſagte: „Verpanzere Deinen ſchönen Buſen ja recht wohl!" — Sie lächelte: „Ihr wißt ja doch, wo er zu verwunden iſt!" und ſprang davon, ihrer Mutter nach.

Jezt glaubte Lionardo, es ſey Zeit, Anderenens Papiere genau durchzuſehen, vorher aber ſendete er Giacomo aus, ſich zu erkundigen ob in Otranto Schiffe ſegelfertig lägen, nach Maltha überzuſchiffen. Da nun Frau Beatrice ihm ſelbſt Speiſe und Trank aufgeſetzt hatte, weil Liſaura ſich das Amazonen-Kleid anmeſſen ließ, ſtreckte er ſich auf's Kanapee, entfaltete Andoreuens Papiere und las:

Liebſter, theuerſter Lionardo!

Ach, wie grauſam geht man mit einem Herzen um, das liebt! Sie wiſſen nicht, dieſe Grauſamen, wie wehe ſie mir thun.

Was mein Oheim gegen unſere Liebe haben kann, begreife ich nicht. Meine Tante hat alle ihre Beredſamkeit erſchöpft, aber vergebens. Mein Oheim hat durch ſeinen Abgeſandten, dem P. Saverio, ſehr harte Worte geſprochen und uns ganz ängſtlich gemacht. Da meine Tante ihre geiſtlichen Rechte als Aebtiſſin vertheidigen wollte, übte der Onkel ſein Recht aus als Erzbiſchoff und verſetzte ſie in ein anderes Kloſter. Sie blieb ſtandhaft und trennte ſich nicht von mir.

Ich ſollte Dir entſagen und dem Grafen Zurlo meine Hand reichen, das mochte und konnte ich nicht. Der Graf war ſehr verwegen und warf mit böſen Worten um ſich, ſchmähte Dich, Deine Geburt, und nannte meine Liebe Chimäre eines aberwitzigen Mädchens. Ich ſprach ſehr aufgebracht mit ihm und gab ihm ſeine harten Worte doppelt zurück. Ach! was habe ich dabei empfunden.

Der Pater wurde noch aufgebrachter als zuvor und nannte Dich einen charakterloſen Menſchen, der mit allen Mädchen und Weibern ſeine verliebte Unluſt triebe. Das traf mich ſehr, ich nannte dieſe Vorgebungen erdichtete Lügen und wir mußten es geſchehen laſſen, daß wir in einen Wagen geſteckt und fortgeführt wurden. Auf dem Wege fielen uns Banditen an, unſere Begleiter wehrten ſich und der Graf wurde verwundet. So brachte man ihn auf ſein Schloß. Er nannte unſere Angreifer Hallunken von Deiner Bande, verfluchte Carbonari's und Dich, den Hauptmann dieſer Schlechten. Da hätte ich mich beinahe an ihm vergriffen. Der Haushofmeiſter des Erzbiſchoffs, dieſer heimtückiſche Lauſcher, brachte uns nach Tarent in ein Kloſter. Hier hatte ich viel zu erdulden, was ich gar nicht ſchreiben und erzählen mag.

Man wird uns nach Otranto bringen. Meine Tante rechnet auf ihren Bruder in Maltha und auf ſeinen Beiſtand. Gott weiß es, wie es uns gehen wird.

Ich leide alles um Deinetwillen und bleibe Dir treu. Verlaß mich nicht. Komm zu mir. Suche mich auf, wo

Du mich finden kannſt. Ach! zeige Dir die Liebe die Wege zu Deiner Dich ewig liebenden

Andorena.

In großer Angſt und Eil geſchrieben.

„Ich werde Dich ſuchen liebe Andorena! Ich werde Dich in Maltha finden und glücklich ſeyn, verbunden mit Dir, in Deiner Liebe.“ — rief Lionardo aus und ſprang entſchloſſen auf.

Da trat Frau Beatrice ein, überreichte ihm einen ſchönen Blumenſtrauß, ſetzte duftende Früchte und Limonien auf den Tiſch, rieb die Hände und ſagte mit einem ſehr verſchlagenen Geſichte:

„Ja, lieber Herr Marcheſe! der Schneider, der meiner Tochter das Amazonenkleid angemeſſen hat, iſt auch einer von denen, die Ihr kennt zwar vielleicht von Perſon nicht, aber doch wenigſtens — als Bundesglied. Ihr verſteht mich doch? — Da ich nun weiß, daß Ihr als ein Capo valoroſo des Ganzen ſehr mächtig ſeyd, da ich ferner weiß, daß auch die Frauen geweihte Mitglieder eines Bundes ſeyn können, der das Vaterland retten ſoll, ſo —"

„Ich verſtehe die liebe Frau Beatrice! Ihr ſoll geſchehen, wie ſie gewünſcht hat. In voller Loge ſoll ſie aufgenommen werden, in der Venta ſplendida von Tarent, in die Familia ſanta des Vaterlandes. — Einſtweilen gebe ich ihr den Typus des Crocifiſſo, belehre ſie, ſich zu legitimiren mit dieſem Zeichen, mit dieſem und mit jenem. Ich umarme ſie und gebe ihr den Bundeskuß auf den Mund und auf die Bruſt. Agape!"

„Ich bin Eure dankbare Bundesſchweſter!"

„Unione, Sorella cara!“

„Und Liſaura meine Tochter?“

„Sie komme und empfange auch von mir die Bundes-Weihe. Con Dio!

Frau Beatrice ging freudig, wie eine Eingeweihte, davon und gleich nach ihr trat Liſaura begehrend und erwartungsvoll ein.

„Nahe Dich mir mit Liebe und Ergebenheit, zukünftige, geliebte Bundes-Tochter und Schweſter! Ich weihe Dich. Mit dieſem Daumen drückte ich Dir das Bundeszeichen, ein Kreuz, das erime Symbol unſerer Einigkeit, in die Hand, die Du als Geberin der Weihe zu küſſen haſt con amore. Ich gebe Dir den Typus und das Wort, das myſtiſch Dich den Bundesgenoſſen kennbar macht mit ſüßer Theilnahme, welche dieſe Weihe-Küſſe beſiegeln. Enthülle Deinen ſchönen Buſen. Mit dieſen Küſſen drücke ich Dir auf das Siegel der Vereinigung. *Unione!* In der Loge ſoll dieſe Weihe confirmirt werden. Dort finde ich Dich bei den drei Säulen der Kraft, der Macht und der Erwartung. Ich, *Capo* und *Maestra di Seda* der *alta Vendita*, bezeichne Deine erwartungsvolle, hochaufathmende Bruſt mit dem allen, womit ſie zu bezeichnen iſt. In dieſem ſchönen Schnee vergrabe ich des Vaterlandes Wünſche und die meinigen und dieſe Bundes-Hand gewährt mir das Verlangen. Sey muthig, kühn und ſtark, Du hehre Amazone, und überwachſe, als beſcheidenes Farrenkräutlein, die ſtrebenden Cypreſſen und die ſtarken Eichen! Den Saamen der Erwattung ſtreue ich in Dich und umarme Dich als Schweſter. — Agape!“

Liſaura ganz gerührt und entzückt ſank in die offenen Arme ihres Meiſters. Er drückte ſie an ſeine Bruſt und ſchweigend voll Gefühl, feierten beide den Bund der Vereinigung voll Liebe und Empfindung.

Sich zeigend dem geweihten Volke, ergriff Liſaura den Schleier und eilte auf die offenen Plätze und in die Kirche; Lionardo aber ging der Promenade zu.

Hier trat einer keck auf ihn zu, gab das Zeichen und fragte:

„Nicht wahr, von Neapel ſeyd ihr hergeſendet? — Man will Euch einen Abtrünnigen nennen, was ich nicht glauben kann, und darum bitte ich Euch, im Namen unſerer aller, eröffnet, ſo bald als möglich, die Loge.“

Lionardo wollte antworten, als ein zweiter Schreier herbei trat und ihn mit harten Worten anging, die er nicht dulden mochte, heftig antwortete und an den Degen ſchlug. Dies war das Zeichen, auf welches der Schreier ſogleich vom Leder zog. In der Eile ſtand mit raſcher Behendigkeit Lionardo ihm mit blankem Degen gegenüber. — Die Volksmenge vergrößerte ſich, der Kreis wurde dichter. — Lionardo ſprach:

„Bei den ſieben Säulen erwarte ich Dich und kannſt Du Dich unter dieſen nicht zeigen, ſo ſey's bei dreien, auf Verantwortung und Blut. Hier iſt nicht der Ort zu ſtreiten. Ziehe deinen Degen gegen die Feinde und die Freunde werden Dich erkennen.“

In dieſem Augenblick erſchien Liſaura und drängte durch die Menge ſich herbei. Da fiel, hinter einem Strauche hervor, ein Schuß, und von der Kugel, die ſeiner Bruſt galt, verwundet in dem linken Arm, ſank Lionardo in die Arme der erſchrockenen Liſaura.

„Ein Calderero! ein Calderero! — ſchrie die Menge; — Nieder mit ihm!“

Ein Wundarzt ſprang herbei. Er und Liſaura führten den Verwundeten in ſeine Wohnung. — Die Menge zerſtreute ſich mit großem Lärm und Geſchrei.

Lionardo wurde auf ein Lager gebracht und verbunden. Der Wundarzt verſprach, mit Collegen bald wieder zu kommen. Liſaura ging nicht von dem Lager. Lionardo war ſehr ſchwach. Liſaura küßte ihn, weinend und ſchmiegte theilnehmend ſich an ihn. Ganz unerwartet trat Sirius ein.

„Meine Verſpätung — begann er — nenne ich glücklich, da ich hieher kommen kann. — Liſaura, ich bitte Dich, laß mich auf einige Minuten mit dem Marcheſe allein.“

Sie ſah ihn bedenklich und den Verwundeten fragend an. Ein Zeichen von ihm gab ſeine Einwilligung. Sie ging. — Sirius ſuchte in der Taſche und brachte ein kleines Glasfläſchchen hervor.

„Dies iſt — ſprach er — ein vortreffliches Wundelixir; die Quinteſſenz des Wunderbalſams des Königs Geber, den Theophraſtus Paracelſus erprobt, den Sendivogius rectificirt, den Stahl purificirt und Perimander mit hoher Wirkſamkeit applicirt hat. Ich ſelbſt habe ſeine hermetiſchen Kräfte mehr als einmal erprobt. Zwei Tropfen gieße ich davon in Deine Wunde, und Du bedarfſt keines Wundarztes. Ich bleibe hier ſo lange, bis der Balſam dich außer aller Gefahr gebracht hat. Sechs Tropfen gieße ich auf dieſe Baumwolle, die ich in dies Schächtelchen lege; damit ſoll Liſaura Deine Wunde ſtündlich, ſanft belegen und berühren. Bald wirſt Du wieder hergeſtellt ſeyn; denn es iſt hohe Zeit, daß wir nach Maltha kommen. An Neapel iſt die Kriegserklärung gegangen, und Untergang iſt den Carbonari's geſchworen. — Ich will Dich jetzt nicht in Blutes-wallungen verſetzen. Sehr bald ſehe ich Dich wieder.“

Er öffnete die Thür. Liſaura kam herbei. Er erklärte ihr, was ſie thun ſollte, gab ihr das Schächtelchen mit der betröpfelten Wolle und ging freundlich davon, verſichernd, bald wieder zu kommen. Liſaura ſenkte, es wohl verwahrend, das Schächtelchen in den Buſen, küßte Lionardo's Hand — und wollte ſeine Lippen küſſen, als ſie fand, daß der Schlaf ſich ſeiner bemächtiget hatte. — Sie ergriff den Strickſtrumpf und ein Gebetbuch, und ſetzte ſich betend an ſein Lager.

Die Wundärzte kamen, fanden es gut, daß Lionardo ſchlief und wollten ihn nicht wecken. — Sirius kam nach zwei Stunden wieder, fand den Verwundeten noch ſchlafend, achtete es für ein gutes Zeichen, und entfernte ſich.

Frau Beatrice war ſehr beſorgt. Liſaura wich nicht von Lionardo's Lager. — Der Abend kam. Lionardo erwachte und ſtammelte:

„Liebe Liſaura! Gieb mir ein Glas Wein und ſinge etwas.“

Sie gab ihm Wein und berührte ſanft mit der balſamiſchen Baumwolle ſeine Wunde, verbarg das Schächtelchen wieder, küßte ihn herzlich, und rief aus: „O! mein geliebter Lionardo!“ und griff nach der Guitarre:

Maltheſiſche Canzonette.

Ich bin ſchwer und tief verwundet,
Ach, mein Herz erträgt es kaum!

Was ihm fehlt und was ihm mundet,
Alles, alles iſt ein Traum.

Doch ein Traum, der mit Entzücken
mir die Sinne faſt entführt.
Will er neidiſch mich entrücken?
Hab ich das doch nie geſpürt!

Welche Qual! Ach, welches Beben!
Welch ein Zittern! Welch ein Schmerz!
Doch fühl' ich ein neues Leben
in dem tiefbewegten Herz.

O! wie will, wie will das enden,
was ſich ſo gewaltſam hebt!
Wer will dieſen Schmerz wohl wenden,
der mein ganzes Herz durchbebt!

Willſt du's thun, o ſanftes Leben,
das in dieſem Sterne ſchwebt?
Oder ſoll ich mich erheben
hin zu Dir, wo herrlich ſtrebt

Was ſich hier im Schmerz errungen,
was ſo tief und niedrig blieb?
Ach, ich bin, ich bin bezwungen,
hab' ihn gar zu herzlich lieb!

„Ja! Ich habe ihn gar zu herzlich lieb!"
— ſagte Liſaura, legte die Guitarre auf

den Tiſch und kettete ſich wieder an Lionardo.

Die Wundärzte, die nicht wußten, welch ein hermetiſcher Wunderbalſam ihre Kunſt erhöhte, wunderten ſich über die Kraft ihrer Salben und Pflaſter ſelbſt, wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, ſagten auch nichts, legten aber ihre Geſichter in bedeutende Falten, und fanden nach drei Tagen ihren Verwundeten völlig geheilt.

„Er hat eine prächtige Natur!“ — ſagten die Wundärzte zur erfreuten Frau Beatrice und gaben ihr das Bundeszeichen, welches ſie entzückt empfing und erwiederte.

Indeſſen war Giacomo zurückgekommen. Der Hafen von Otranto lag voll Schiffe. In Tarent riefen die Trompeten zu den Waffen! Liſaurens Amazonen-Kleid war fertig geworden. Sie zeigte ſehr vergnügt ſich in demſelben, und Lionardo umarmte ſie als Amazone. Dann aber begleitete er ſie, nebſt ihrer Mutter, in die Loge.

Hier übergab er ſie den Ceremonienmeiſtern, ließ den Geſang der Weihe anſtimmen, ergriff den myſtiſchen Martello, indem er ſeine Ordens-Inſignien ſichtbar machte, erſtieg ganz leicht die ſieben bequemen Stufen, ſetzte ſich auf den Löwenſtuhl, erhob ſich wieder, als der Geſang endete und ſprach:

Geliebte Brüder, Freunde und Freundinnen!

Ich, durch die Gnade Gottes ein Menſch, durch die Macht der unſichtbaren Hierophanten geweihtes Mitglied des Kohlenbundes, erkohrener Gewalthaber des ſchmetternd erklingenden Martello, deſſen heller Schall die Welt durchtönt, Bevollmächtigter der hohen Venta's zu Madrid, Sevilla, Cadix, Oporto, Liſſabon und Neapel, ſtehe hier unter euch Geweihten der Venta ſplendida zu Tajent, geſundet von der Wunde eines heimtückiſchen Verrätherſchuſſes. Siegreich habe ich gefochten in Spaniens Auen, die jetzt die Luft der Freiheit durchweht, und werde thätig wirken im Freiheitskampfe des Vaterlandes. Ihr ſeyd wohlgerüſtet. Es ertönt der Schlachtruf. Ihr werdet froh dem Felde der Ehre zueilen und ſiegreich werden eure Waffen erglänzen, hell wie die Steine auf den Zinnen der neuen Stadt Jeruſalem, die feſtgegründet iſt auf Mauern des erſtrahlenden Jaspis und urfeſtem Granit. — — Mich ſendet höherer Befehl zu den Brüdern zu Otranto. Nicht Stärkung bedürfen ſie, kein Anregen, aber ein williges Ermahnen. Bald werden ihre Fahnen wehen neben den Eurigen und die glänzende Regenbogen-Kokarde wird prangen über ihren Stirnen. — Mich ruft der Geiſt, der kein Zögern kennt. Mich ruft die Stimme des Erwartens und der Liebe. Wo ich auch bin, mein Geiſt wird ſtets bei euch ſeyn, voll Theilnahme und Liebe. Ich lege meine Hand auf dieſes Kreuz und rufe: Agape! Unione, con Dio!“

Die Orgel der Loge ertönte, das Bundes-Lied erklang und Frau Beatrice nahte ſich ihm. Lionardo weihte ſie ein und Liſaura erhielt die Feuertaufe nebſt der Amazonen-Fahne. Da ſprach er:

„Gehe hin für Dein Vaterland mit Entſchloſſenheit und Liebe und beherzige die Worte des Geſanges:

Und wo ich bin und wo ich ſteh
erklinge mir das Agape!
dies Freudenwort, ſo nah als fern,
erglänze mit dem Siebenſtern
der hohen Geiſtes-Liebe!

Führe Dich dieſe Liebe, dieſes hohe Geiſtes-Walten dahin, wo Myrthen blühen und Palmen Dir ergrünen. Leite überall Dich hin Dein ſchützender Engel und führe Dich die Bahn, die da heiſst die rechte. So beſiegele ich dann dieſe Weihe mit der allgewaltigen Kraft des feierlichen Bundes-Kuſſes, zwiſchen den Säulen der Wahrheit. — Geſchloſſen iſt die Loge. Hier iſt des Feindes Kriegs-Erklärung. Greift zu den Waffen!"

Alle eilten mit geſchloſſener Loge ihren Plätzen zu, und Lionardo ging mit der Heroine Liſaura, in deren Armen er ſanft entſchlummerte.

Da nun Lionardo ſich zur Reiſe rüſtete, hatte er viel an Liſauren zu tröſten, die weinend ausrief: „Ach! wo finde, wo ſehe ich Dich wieder?"

Er ſtreichelte ihr die Wangen, küſste ihren bebenden Roſenmund und ſagte:

Wenn Du nach Neapel kommſt, ſo nimm Dein Quartier in meinem Hauſe, wo meine Freundinnen Dich willig aufnehmen werden. — Nimm dieſe Karte, das Zeichen meines Wollens, und dieſe zweite, das Zeichen Deines Schutzes.“

„Und Deine Freundinnen? —“

„Der nahe Sturm verſammelt ſie in meiner Wohnung. Dort lächelt Dir Diana, dort grüßt Dich Amelia, freudig naht ſich Dir Aloiſia, froh begrüßen wird Dich die Iſis-Prieſterin Laline, und traulich kommt Dir Roſaura entgegen mit ihrer Mutter.“

„Und dieſe alle —“

„Sind Deine Bundes-Schweſtern.“

„Ach! lieber blieb ich hier in Tarent, noch lieber ging ich mit Dir nach Otranto. Als Page will ich Dich begleiten und Dir zur Seite ſeyn, wohin Du gehſt.“

Der Logen-Meiſter brachte ihm Briefe nach Otranto. Tomaſo berichtete, es ſey geſattelt. Liſaura weinte heftig. Er küßte ſie und die gute Frau Beatrice, beſtieg ſchnell ſein Roß und ritt, begleitet von Tomaſo und Giacomo, fort. Liſaura wollte ſich nicht zufrieden geben. Trommeln und Trompeten ertönten. Zitternd ergriff Liſaura die Amazonen-Fahne und eilte dem Waffenplatze zu.

Ueberfüllt von Menſchen waren die Straßen. Männer, Weiber und Kinder zogen dem bunten Gewühle des Kriegs zu, ſo leicht, als zögen ſie zum Tanze. Da ſprach Lionardo bei ſich ſelbſt:

„Ach! kenntet ihr die Bahn, die ihr wandeln wollt, genau, ſo würdet ihr gern von derſelben entfernt bleiben. All dieſer Unſinn iſt zum Spaß zu viel, zum Ernſt zu wenig. Wie ſehr werdet ihr euern Wahn bereuen!“

Hier und dort ſchrien Unglücks-Raben,

aber der laute Jubel übertäubte ſie; denn es zogen die Wonnetrunkenen einher, als zögen ſie zur Hochzeit. Daher ſagte der Prior des Carmeliter-Kloſters, in welchem zu Savano Lionardo übernachtete:

„Sie ziehen alle dem Bräutigam entgegen; Wenn ſie nur ihre Lampen wohl füllen, daß Mangel an Oel ſie nicht zurücktreibt!“

Lionardo benahm ſich ſo vorſichtig wie möglich und eilte nach Otranto, wo er endlich glücklich ankam.

Jenſeits der ſchönen Brücke, nahe bei dem Hafen fand er eine Wohnung bei einem Fiſcher, der ſein Geſchäft im Großen trieb, und mehr ſich auf den Fiſchhandel legte, als auf das Fiſchen ſelbſt. Deshalb glich ſein Haus einer Vorrathskammer, in der alles zu ſuchen und zu finden war, was das Waſſer hergab. Dabei befand er ſich recht wohl, und wurde allgemein der reiche Fiſchhändler genannt. Seine Tochter Dorabella aber ging, prächtig geſchmückt, einher, und da ſie ziemlich hübſch war, nannten ſie die jungen Herrn nur die inkarnirte Perle von Otranto, wie ſie im Geſpräch ſo aufrichtig war, ſelbſt zu erzählen; denn ſie war luſtig und ſehr naiv, ſo wie ſie denn gleich geſtand, der Fremde gefalle ihr, das ließ ſich Lionardo auch gefallen, und das Perlchen gefiel ihm ebenfalls.

Vor allen Dingen ſah er ſich im Hafen um, wo viele Schiffe lagen, unter denen er ſich eine Engliſche Fregatte erkohr, die binnen zehn Tagen nach Maltha abzuſegeln geſonnen war.

Vor allen beſuchte Lionardo die Eisbuden und Tabernen in welchen hübſche, freundliche Geſichter lächelten, beſah die Kirchen, drehte ſich auf der Promenade herum, nahe dem Hafen, ſcherzte mit der inkarnirten Perle und durchblätterte das Tagebuch des Prinzen Colubrano, wenn er allein auf ſeinem Zimmer ſaß. Da las er unter andern;

„Man getrauet es ſich ſelbſt kaum zu geſtehen, aber dennoch ſcheint es wahr zu ſeyn: Gewohnheiten verkörpern ſich gleichſam. Man führt ſie uns wie im Brautſtaate zu, und zur Braut Mutter wird die Gelegenheit.“

„Wie? — rief Lionardo aus; — das wär ja die Dame Gelegenheit, mit der ſich in Tarent Sirius führte. Wenn ich ihn wieder ſehe, muß ich ihn doch darüber fragen; in Tarent verhinderte es Liſaura. Ich muß aber geſtehen, ſchönere Augen als die Amazone hat Dorabella doch, die liebliche Perle.“

Da trat Dorabella ins Zimmer und ſagte: „Vor einer Stunde etwa, als Ihr nicht daheim wart, kam ein freundlicher, alter Herr und fragte nach Euch. Er hatte ein rothes, mit Gold garnirtes Kleid an, trug einen Degen und Federhut und hatte eine Brille auf der Naſe. Kennt Ihr dieſen Galantuomo?"

„Es iſt ein reicher, alter Jude. Ich kenne ihn."

„Er ſchien ſehr bei Laune zu ſeyn, und ſagte mir viele Artigkeiten."

„Die hat er der Artigkeit ſelbſt geſagt."

„Ihr ſeyd eben ſo galant als er, was aber viel ſchlimmer iſt, jünger und artiger als der alte Herr."

„Ich kann es nicht ändern."

„Es iſt auch nicht nöthig. Bleibt nur, wie Ihr ſeyd. Das iſt nicht übel.— Ein feiner Ring, den Ihr am Finger tragt!"

„Gefällt er Dir?"

„Warum nicht?"

„Erlaube mir, Dir ihn zu verehren."

„Scherzt nicht!“

„Sieh, er paßt ganz allerliebſt an Deinen Finger.“

„Ich darf ihn ja doch nicht behalten.“

„Ich dächte doch. — Dieſes allerliebſte, weiche, runde Händchen. Es iſt zum Küſſen lieblich!“

Er küßte ihr die Hand. Sie zog ſie lächelnd langſam zurück und fragte:

„Ich ſoll mich alſo bedanken?“

Lionardo ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ſie herzlich. Dorabella ſeufzte und ſeufzend, ſich ihrer wie beinahe unbewußt, erwiederte ſie ſeinen Kuß, dem mehrere Küſſe folgten. Das Liebchen wurde von Empfindungen überwältiget, ſuchte ſich aber zu faſſen und entwand ſich ſanft ſeinen Armen. Freundlich ſagte ſie:

„Ihr wollt nach Maltha ſchiffen? — Ihr habt doch nicht das Maltheſer-Kreuz?

— Was thut Ihr ſonſt auf Maltha? Iſt es nicht in Otranto auch ſchön?"

„Gewiß! zumal bei Dir."

„Ach! — Wenn ich gewollt hätte —"

„So wärſt Du längſt ſchon verheirathet! Das glaube ich. Ein ſo liebliches Weſen wie Du —"

Sie ſchlug die Augen nieder, die Lionardo zärtlich küßte. Ehe ſie es ſich verſah, lag ſie wieder in ſeinen Armen und Lippe preßte ſich an Lippe, ſchmelzend in küſſender Süßigkeit. — Da klopfte es an die Thür. Die Küſſenden fuhren ſchnell aus einander. Die Thür ging auf. Sirius trat in's Zimmer.

„Servitore, amico mio!" — rief er aus, verbeugte ſich ſehr galant gegen die lieblich erzitternde Dorabella und fuhr fort: „Ich wußte nicht, daß ich, ſo artig überraſcht, das ſchöne Kind hier ſehen würde."

„Es iſt auch nur Zufall.“ — lächelte ſie verlegen. Er aber fuhr fort:

„Ich hätte ſonſt einen Blumenſtrauß mitgebracht. Doch würden die Roſen dieſer Wangen alle Blumen überſtrahlt haben.“

„Ihr ſeyd gar zu galant!“

„Nur gerecht, und das muß man gegen ſchöne Mädchen ſtets ſeyn; ſo ſteht's in meiner Ethik.“

Dorabella wendete ſich zu Lionardo und ſagte: „Was Ihr mir aufgetragen habt, will ich beſorgen. Euere Bedienten ſollen im Hauſe haben, was ſie bedürfen. Und da Ihr hier gar nicht bekannt ſeyd, will ich, nebſt einigen guten Freundinnen, dieſen Abend mit Euch ſpazieren gehen. Aber es ſind hübſche Mädchen, die mit uns luſtwandeln werden, alſo — nehmt Euer Herz in acht.“

„Das mag und will der Marcheſe gar nicht! — lächelte Sirius. — Ich ſelbſt möchte es nicht."

„So geht mit uns."

„Ja, ich will es wagen."

„Allerliebſt! — Solch einen geſetzten Begleiter brauchen wir. Denn, unter uns, wir ſind alle noch in den Jahren, die der Bedächtlichkeit ſtets aus dem Wege gehen. — Alſo — auf den Abend — auf Wiederſehen!"

Sie verließ das Zimmer, — und Sirius ſetzte ſich an den Tiſch zur Weinflaſche. Lionardo füllte die Gläſer und ſtieß an.

„Auf eine glückliche Fahrt!"

„Es wird Zeit. — In Maltha brauſt der Sturm vorüber. Wohl wird man ſein Sauſen hören, aber nicht wiſſen, wohin er fährt. — Im Vertrauen Lionardo! Laß es an den ſieben Verwundungen genug ſeyn und eile der achten zu, die Dich heilen wird von allen Deinen Schmerzen. Bedenke, daß die gute Andorena —"

„Wo ich ſie wohl finden werde?"

„Doch im Hauſe ihres Onkels, des Ritters Rodano. — Das Mädchen hier im Hauſe iſt ein allerliebſtes Fiſchchen, das der Vater gewiß am leichteſten abſetzen kann."

„Freund! Etwas ſollſt Du mir erklären. — In Tarent ſagteſt Du: „Die Dame, die mich ſucht, iſt entweder die Zeit, oder die Gelegenheit. Die Gewohnheit hat mir dieſe Damen zu Gattinnen gegeben." — Und hier in dem Manuſcripte des Prinzen Colubrano ſteht: Gewohnheiten verkörpern ſich gleichſam. Man führt ſie uns, wie im Brautſtaate zu und zur Braut Mutter wird die Gelegenheit."

„Der Prinz ſpricht nicht übel. Wer aber dieſe alten Figuren ſind, die mich überall hin begleiten, das weiß ich ſelbſt nicht, genug, ſie ſind da. Die eine haſt Du ſelbſt geſehen. Dem Außerordentlichen wird ſtets das Außerordentliche zugeſellt. Wir ſtehen alle unter einer unſichtbaren, mächtigen Gewalt. Vieles geſchieht, und wir wiſſen nicht, warum es geſchieht. — Ich war vor ungefähr hundert Jahren krank, als ich eben in Orleans war. Ich lag auf dem Lager und das Fieber ſchüttelte mich heftig. Da trat die Jungfrau von Orleans in mein Zimmer. Ich ſah ſie leibhaftig und ſprach: Welch eine liebliche Erſcheinung! Sie aber ſprach: Ich bin keine Erſcheinung. Ich bin wirklich da, ich Johanna von Orleans. — Was ſollte ich antworten? Ich erſchrak, dachte wie iſt das? und ſchlummerte ein."

„Du haſt geträumt."

„Das ſagte ich mir auch. Es war aber doch kein Traum. Das Weſen ſtand wirklich vor mir. Die Gelegenheit —"

„Sie muß ſehr alt ſeyn?"

„Ei wohl!"

Dorabella trat in's Zimmer, referirte, ein Rathsherr von Otranto wünſche ſeine Aufwartung zu machen, und führte ihn herein. Sirius empfahl ſich nebſt dem Mädchen und der Rathsherr legitimirte ſich als Logen-Vorſteher zu Otranto.

Beide ſprachen lange mit einander, und gingen endlich zuſammen in die Loge. Hier ſprach Lionardo mit ſehr viel Beifall, und verſicherte, er ſegle nach Maltha, um ſeine Hand dem Geſuchten zu reichen.

„Hört! hört! — riefen alle. — Auch auf Maltha wohnen Geſuchte.“

Ein junger Mann, ſeines Weſens ein Schreiber auf dem Schiffswerft, ſchloß ſich an Lionardo an, und begleitete ihn in ſeine Wohnung.

„Ihr wohnt — begann er, — in dem Hauſe, welches die ſchönſte Perle in Otranto umſchließt. Ich habe ſie beſungen. Denn nebenbei, bei meiner Schreiberei, mache ich auch Verſe. — Jetzt, ehrwürdiges Oberhaupt der Loge, Mitglied der hohen Wiſſenden, bitte ich Euch, erzeugt mir den Bruder-Dienſt und ſprecht für mich bei dem lieben Mädchen. Ach! ich vergehe ſchier, wenn ſie mir nicht freundlich lächelt. Da habe ich noch ein Gedicht. Ich beſinge ſie ohne Aufhören. Wachend und im Traume bin ich nur bei ihr, und mein einziger Gedanke iſt nur ſie, die angebetete Jungfrau voll wahrer Himmelsmilde.“

Lionardo verſprach mit Dorabellen von ſeiner Leidenſchaft zu ſprechen, ließ ſich von ihm das Gedicht geben, und ſchied von dem liebebegeiſterten Sänger, der ſeufzend ihm nachblickte, was Dorabella ſah, die unter den Säulen vor der Hausthür ſtand.

Lionardo ſprach von dem, was er verſprochen hatte, und gab ihr das Gedicht. Dorabella lachte, rief aus: „Ach, über die Dichter! Ich glaube, das iſt nun ſchon das zehnte Gedicht. Ich ſtecke ſie alle in ein Käſtchen, und leſe ſie, wenn ich Zahnweh habe. Das vertreibt die Schmerzen“

Bald folgte ſie Lionardo'n auf ſein Zimmer nach, und redete ihn mit feierlicher Stimme an:

„Ich habe nicht gewußt, welch ein verehrungswürdiges Bundeshaupt Ihr ſeyd. Nun aber weiß ich es. Ihr werdet in der Loge viele Frauen und Mädchen geſehen haben, die Bundes-Schweſtern ſind, aber mich nicht.“

„Nein! Dich nicht, die ich doch ſo gern geſehen hätte.“

„Macht mich zur Bundes-Schweſter weihet mich ein.“

„Biſt Du ſtandhaft?“

„Gewiß.“

„Treu?“

„Warum nicht?“

„Verſchwiegen?“

„Wenn ich will, o ja!“

„Ich will Dich auf die Probe ſtellen.“ — Er gab ihr einen Kuß, und fragte: „Kannſt Du ſchweigen?“ Sie lächelte:

„So etwas brauchen wir beide nur allein zu wiſſen. — Habt ihr die Schweſtern alle ſo eingeweiht?“

„Sie waren nicht alle ſo liebenswürdig, wie Du. Aber dieſe küßlichen Lippen muß ich berühren mit der heißeſten Empfindung, die mich belebt. Ich ſah Dich, und ich liebte!“

„Ach! — Mir iſt ſo wohl und doch ſo ſchauerlich. Iſt das Weihen ſchreckbar?“

„Nichts weniger. — Ich gebe Dir jetzt erſt die Vorweihe.“

„Wie Ihr wollt.“

Er bezeichnete ihre Hände, Stirn und Lippen und entſchleierte ihren Buſen. Sie ſeufzte ganz erſchrocken: „Verſchleiert mich wieder.“ — Er ſchwieg und ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie erbebte freudig und drückte ſich näher an ihn an. Mit ſüßer Sehnſucht umfing ſie ihn und beide überließen ſich ihren Gefühlen.

Da erſchien Sirius und ſtellte ſich zur Abend-Promenade ein. Dorabella warf ſich in eine allerliebſte Schleiertracht, und der Abendſpatziergang wurde angetreten. Zwei Mädchen aus der Nachbarſchaft leiſteten Geſellſchaft. Sirius war ſehr munter, aufgeräumt und ſpaßhaft, Lionardo, äuſſerſt galant und Dorabella wich ihm nicht von der Seite. Da die andern Mädchen Bundes-Schweſtern waren, begrüßte ſie Lionardo mit dem Bundes-Kuſſe, was Dorabellen nicht zu gefallen ſchien, und war ſehr wohlwollend freundlich. So wall ten ſie, Erfriſchungen einzunehmen, einer Taverne zu.

Hinter den Eis-Schälchen, Weingläſern, den zierlichen Tellerchen mit Limonien, Feigen und andern wohlſchmeckenden Früchten, den wohlgefüllten Taſſen mit Gefrornem, und den Credenztellern, Zuckerwerken und ſüßen Deviſen, wurde die Geſellſchaft lebhaft und das Geſpräch allgemein. Sirius ſchien ſich an Luſtigkeit beinahe zu übertreffen, öffnete Deviſen, las die darin eingeſchloſſenen Verſe ab, gloſſirte dieſelben, plaiſantirte, deklamirte und gab Charaden und Räthſel auf, troz einem Unterhaltungsblatte, und fragte endlich ganz gelaſſen ſeine Nachbarin, die luſtige Bundes-Schweſter Eliſene, die Tochter eines patriotiſchen Makkaroni-Fabrikanten:

„Welches iſt der älteſte Menſch auf der Welt?“

„Das wüßte ich nicht, — lachte Eliſene — wenn es nicht der ewige Jude iſt.“

„Freilich! — ſagte Sirius; — der ewige Jude iſt der älteſte Menſch auf der Welt.“

„Wie muß er wohl ausſehen?“

„Wie ich.“

„Eliſene wurde ernſthaft, zupfte an ihrem Buſentuche, ordnete die Falten ihres Schleiers, und wußte nichts zu ſprechen. Jedoch Sirius brachte ihre Rede wieder in den Fluß, ergriff das Weinglas und ſprach:

„Was Gott giebt, lobt ſich ſelbſt. So auch der Wein. Trinkt ihr lieblichen Jungfrauen! So lobt ihr Gott.“

Eliſenen ſtak das Räthſel noch im Kopfe und ſie erwiederte:

„Wenn er wirklich noch lebt, der ewige

Jude, ſo trinke ich hiermit die Geſundheit des alten Kreuzvogels!

Alle ſtießen an und tranken. — Schön und herrlich ſtieg der hell erglänzende Mond aus den Fluten und lächelte freundlich hinein, in die Taberne, da hob Sirius das Glas und rief aus:

„Diana ſoll leben!“

„Diana!“ — wiederholte Lionardo und ſtieß an.

„Es giebt auch Mädchen, die Diana heißen, — ſagte Eliſene: — in deren Namen und auf ihr Wohl, ſo wie auf des Mondes Wohl, trinke ich auch mit.“

„Die Glänzenden!“ — rief Dorabella aus und ſtieß an. Sirius aber trank noch einmal:

„Die ſchönen, lieben Jungfrauen, unſere freundlichen Geſellſchafterinnen!“

„Uns zu bedanken! — rief Albina, die

andere Bundesſchweſter aus. Lionardo aber trank die alte beliebte Geſundheit:

„Was wir lieben!“

Alle ſtimmten nun ein frohes Trinklied an und ſpät verließen ſie die Taberne, mit der Verſicherung, ſich morgen in derſelben wieder einzufinden.

Als ſie gingen, zog ein Bote den alten Sirius auf die Seite, ganz unbefangen begleitete er Lionardo'n bis auf ſein Zimmer. Hier lag ein Brief an ihn. Ehe er ihn öffnete, begann Sirius:

„Packt ein! — Ich ſegle morgen früh mit einem franzöſiſchen Kauffarthei-Schiffe ab.“

„Und ich morgen Nachmittag; — ſagte Lionardo, nachdem er den Brief geleſen hatte. — Der Kapitain fürchtet das Embargo auf die Schiffe und eilt von hier fort. Es muß nicht zum beſten ausſehen.“

„Laßt in Maltha den Sturm vorüber brauſen. Ich werde es auch thun."

„Morgen brechen die Milizen und Legionaire hier auf —" ſagte Dorabella, die herein trat und Abendwaſſer brachte.

Sirius wünſchte wohl zu ruhen und ging. Dorabella fragte:

„Haltet Ihr Morgen Loge, Herr Marcheſe?"

„Ich laſſe Dich morgen einführen. Jetzt aber will ich Dir die Weihe geben." — Freudezitternd empfing Dorabella die Weihe und ſeufzte entzückt: „Nun bin ich eine Bundes-Schweſter!"

Eliſene und Albina führten die entzückte Bundes Schweſter Dorabella in die Loge und während der Einweihung, welche jedoch ein wenig eilig vollzogen wurde, da jeder Patriot unter die Waffen trat, beſtieg Lionardo mit ſeinen Dienern das Engliſche Schiff, welches kaum die offene See gewonnen hatte, als eine ſchnellſegelnde Speronare die Nachricht gab, der Hafen ſey geſperrt worden, und in Otranto herrſche große Beſtürzung, weil ſo eben Nachrichten angelangt waren, die nicht zur Freude reizen konnten. Lionardo dankte dem Himmel, daß er dem Königreiche Neapel entkommen war, und ſchiffte mit ziemlich ruhigem Sinn auf Maltha zu.

Mit günſtigem Winde flogen ſie gleichſam vor Sizilien vorbei, hielten nur wenige Stunden bei Alicate und ſtiegen bei Ocoleti an's Land, um friſches Waſſer einzunehmen. Hier hatte eine Maltheſerin ſich eingeſchifft, und Lionardo machte ihre Bekanntſchaft, als das Schiff ſchon wieder auf der See war. In ihren Mantel-Schleier, Faldeta genannt, gehüllt, wie die Maltheſerinnen ſich tragen, überblickte ſie mit ſehr ſchwärmeriſchen Augen das Meer, und war ganz in das Anſchauen verſunken, als Lionardo ihr ein Geſpräch abzugewinnen wußte. Sie ſprach viel von den Bequemlichkeiten und Schönheiten der Inſel Maltha, rühmte die Herrlichkeiten des ehemaligen Großmeiſteriſchen Luſtgartens Boſchetti, und pries die ſeine jetzige Regierung der Engländer auf der Inſel. — Da Lionardo hörte, daß die Signora auf Maltha wohl bekannt war, fragte er: Ob ſie den Ritter Rodano kenne?

Lächelnd antwortete die Maltheſerin, indem ſie ihre Faldeta ein wenig weiter zurückſchlug:

„Den Ritter Rodano kenne ich wohl! Er hat ſeine Wohnung außerhalb den Feſtungswerken der Porte reale in der ſchönen Vorſtadt des Viertels Floriana. Dort beſitzt er einen herrlichen Garten, den er zu einem Park gemacht hat. Ich bin die

Gouvernante ſeines Hauſes, und komme von einem Beſuche den ich bei meinem Bruder zu Oſtuni abgelegt habe. — Wie ich gehört habe, iſt jetzt des Ritters Stiefſchweſter aus Neapel bei ihm und hat ihre Nichte bei ſich. — Ihr kennt den Ritter?“

„Ich habe ihn in Neapel geſprochen.“

„Und werdet ihn wohl beſuchen?“

„Das werde ich.“

„Darf ich Euch anmelden?“

„Marcheſe Monte Bello, im Portugieſiſch-Engliſchen Militair Dienſten.“

„Ihr kommt aus Neapel?“

„Dorther. — Jetzt aber aus Otranto.“

„Gewiß ſeyd Ihr entflohen, das Ungewitter nicht abzuwarten, das Neapel droht?“

Auf dem Schiffe erſcholl's: „Ein Korſar! Ein Tuneſer!“

Der Kapitain befahl die Schießlöcher zu öffnen, und in dem Augenblick gewahrte man ein Schifflein, das der Korſar jagte und ſchon beſchoſſen hatte. Als aber die Kanonen des Engliſchen Schiffes ſich hören ließen, ſuchte der Korſar das weite Meer, ließ von ſeiner Beute ab und entfloh. Das Kauffarthei-Schiff war ſehr zerſchoſſen und ſuchte ſich zu entlaſten. Der Engliſche Kapitain ſetzte ſein Boot aus, und nahm auf, was er aufnehmen konnte. Da ſtiegen ihrer viele an den Bord der Engliſchen Fregatte, und unter dieſen auch der wohlbekannte Signor Sirius und mit ihm die Signora Tempo und die Signora Occaſione. Froh überraſcht reichte Lionardo dem Alten die Hand und hieß ihn willkommen. Dieſer lächelte:

„Das hieß Rettung in der höchſten Noth! Schon zweimal habe ich das Unglück gehabt, in der Sklaverei der Barbaren zu ſchmachten, und itzt zum drittenmale wär es mir doch ſehr fatal geweſen. Ich danke dem Himmel, daß wir der Korſaren Wuth entronnen ſind, und freue mich ſehr, mit Euch ſo glücklich zuſammen zu treffen.“

Unter mancherlei Geſprächen verkürzten ſie ſich die Zeit. Die Maltheſerin ſprach freundlich mit, aber Sirius Begleiterinnen blieben ſtumm und ſprachen nur mit Blikken.

So vergingen zwei Tage, bis ſie das Ziel ihrer Reiſe erblickten.

Das ganze majeſtätiſche Amphitheater, das der Hafen einſchließt, lag vor ihren Augen. Unter dem Schutze der Feſtung und der Forts wehten allerlei Flaggen und Wimpel und fröhlich lief die Fregatte unter Kanonen-Donner in den Hafen ein.

Als man an's Land getreten war, ſchmückte ſich Lionardo ſo gut er konnte, in dem beſten Gaſthofe der Vorſtadt Floriana und eilte der Wohnung des Ritters Rodano zu. Die eine Seitenthür des Parks war offen. Lionardo trat in einen ſchönen Garten voll duftender Blumen und Früchte. Er ging weiter auf ein Boſket zu, und auf dem Seitenwege trat eine Dame in einem reizenden Morgengewande ihm entgegen. Halb auſſer ſich, rief er aus:

„Sehe ich recht! Andorena?“

„Ach, Lionardo!“ — rief dieſe aus, denn ſie war es ſelbſt. Er eilte auf ſie zu, öffnete ſeine Arme, ſie ſank an ſeine Bruſt und ſeufzte halb lächelnd und halb weinend:

„Andorena iſt Dein!“

„Nun dann entſchwinde alles! Meines Herzens Wunſch ruht in meinen Armen, ihr Herz klopft an meinem Buſen. Himmel! erhalte mir dieſen theuern Schatz. Jetzt bin ich glücklich. Laß mich es bleiden, o Vorſicht! die mich dem ſüßeſten Bande übergiebt, das nur das einzige bleiben ſoll, das mich umſchlingt. Anderena, mein!"

„Dein auf ewig, einzig geliebter Lionardo!"

Leipzig,
gedruckt bey Joh. Friedrich Glück.

In der Verlagshandlung ſind noch folgende ſehr intereſſante Romane zu erhalten.

Adolfino, der ſeltene Fr..k....k. Ein Roman für die elegante Welt, von C. Fiſcher. 2te Aufl. 3 Theile mit Holzſchnitten von Gubitz. 3 thlr.

Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. Eine romantiſche Geſchichte unſers Jahrhunderts. 6 Bände. 4te Auflage. Mit Kupfern und Muſik. 9 thlr.

Daſſelbe Buch ohne Kupfer und Muſik. 5 thlr.

Die Geſchichte ſagt von ihm:

Rinaldo iſt der Held der Erzählungen in Kalabrien und Sizilien. Am Veſuv und am Aetna unterhält man ſich von Rinaldinis Thaten. Ganz Italien ſpricht von ihm. Er lebt in den Kanzonetten der Florentiner, in den Geſängen der Kalabreſen und in den Romanzen der Sizilianer. Weib und Mädchen, Jünglinge und Knaben hören mit Entzücken ihre Väter und Männer von Rinaldini ſprechen.

Faſt in alle lebende Sprachen iſt dieſer Roman überſetzt und wird auch jetzt allgemein geleſen.

Adolphine. Von der Verfaſſerin der Reiſe Emiliens nach Paris. 8. 1 thlr.

Althing, Ch., Hannchens Hin- und Herzüge, nebſt der Geſchichte dreier Hochzeitsnächte. 3 Bände. 2te Aufl. Mit Kupfern. 12. 3 thlr.

— — Doſenſtücke. 2 Theile. 2te Auflage mit Kupfern. 12. 2 thlr.

— — dramatiſche Tändeleien. 12. 12 gr.

— — das Glöckchen. 12. 12 gr.

Benkowitz, C. F., Abbadonna. Ein Buch für Leidende. 2 Thle. 8. 2 thlr.

— — Savonarola, der Märtirer in Florenz. Eine Wundergeſchichte des 15ten Jahrhunderts. Mit 1 Kupfer. 8. 18 gr.

Briefe, geſammelte, herausgegeben von Julie. 4 Bände. Mit 1 Holzſchnitt und 5 Kupfern. 8. 5 thlr.

Dialogen des Küſters Ehrenfraut mit den Honoratioren ſeines Dorfs. Voran des ſeligen Küſters Lebenslauf. Vom Verfaſſer des Elpizon, oder meine Fortdauer nach dem Tode. 2 Thle. N.-Ausg. 8. 2 thlr.

Don Quixotte, der deutſche, oder einer der Zwölfe. 8. 20 gr.

Eduard der Schöne, oder die Freuden der Liebe. Mit 1 Kupfer. 8. 12 gr.

Eliſe, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte. 6te verm. Aufl. Mit 6 Kpfrn. 8. 1 thlr. 8 gr.

Daſſelbe, 2r Theil, oder über den Umgang der Weiber mit Männern. 8. 10 gr.

Erle, G., Euphemion, der Unerforſchliche. Szene aus den letzten Jahren des franzöſiſchen Krieges. Mit 1 Kupfer. 8. 16 gr.

Guſtavs III. Tod. Ein pſychol. moraliſches Gemälde der Verirrungen des Enthuſiasmus und der Leidenſchaften. Mit 5 Kpfrn. 2 Theile. 2 thlr. 12 gr.

Klippen und Sandbänke auf der Lebensreiſe Adolphs und ſeines Steuermanns Paul. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 8. 2 thlr. 8 gr.

Koſegarten, L. T., der Freudenzögling. Aus dem Engliſchen. 8. 1 thlr.

— — Pſyche, ein Märchen des Alterthums. 2te Aufl. 9 gr.

Kuhnemund von Thoreneck. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 8. 1 thlr. 16 gr.

Lazaroni, die, vom Verfaſſer des Romans Albano der Lautenſpieler. 2 Theile. Mit Kupfern. 8. 2 thlr.

Leben und Meinungen des Johannes Steifruck und ſeines Vaters Martin. 2 Theile. Mit Kupfern. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Leiden der Familie des Baron von W. oder die unglückliche Kette des Schickſals. 8. 6 gr.

Ludwig, S., Henriette, oder das Weib, wie es ſeyn kann. Aus der Familie Hohenſtam. Neue Auflage. Mit 1 Holzſchnitt. 8. 1 thlr. 8 gr.

— — Erzählungen von guten und für gute Seelen. 2 Bände. Mit Kupfern. 8 2 thlr. 20 gr.

— — Lohn der Tugend. 2 Theile. M. Holzſchnitten. 8. 2 thlr.

Louiſe oder die Bauerhütte im Marſchlande Aus dem Engl. Neue Aufl. 2 Theile. 8. 1 thlr.

Der Maltheſer. Vom Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. Mit 1 Kupfer. 8. 1 thlr.

Marillo's, die beiden. Eine italieniſche Geſchichte. Von C. F. W. Mit Kupfern. 8. 1 thlr. 12 gr.

Menſchen aus den Papieren der braunen Soubiſe. Mit 1 Kupfer. 8. 1 thlr.

Naubert, Bened., Eudocia, Gemahlin Theodoſius des Zweyten. Eine Geſchichte des 5ten Jahrhunderts. N. Auflage. 2 Theile Mit Kupfern. 8. 2 thlr.

— — Fontanges, oder das Schickſal der Mutter und der Tochter. Eine Geſchichte aus den Zeiten Ludwigs XIV. Mit 1 Kupfer. 8. 1 thlr. 12 gr.

Roche, Sophie von la, ſchönes Bild der Reſignation. Eine Erzählung. 2 Theile. 2te Aufl. Mit Kpfrn. 8. 3 thlr.

— — Fanny und Julie, oder die Freundinnen. 2 Theile. Mit Kpfrn. 8. 2 thlr. 16 gr.

— — Liebe Hütten. 2 Theile. Mit Kupfern. 8. 1 thlr.

— — Herbſttage. M. 1 Kpfr. 8. 1 thlr. 12 gr.

Sophie und Ottokar. Ein Roman von Guſtav Moll. M. Kpfrn. 8. 1 thlr.

Spanier, der, mit der Mandoline. 2 Theile. Mit Kupfern. 8. 2 thlr.

Verfasser des Rinaldo Rinaldini (1797 erschienen) ist Christian August Vulpius (Goethe's Schwager) geb. 1762 zu Weimar, gest. ebendort als Rath 1827. Er ist Verfasser vieler Romane, Erzählungen, Schauspiele pp.

Frankfurt a. M. 30 März 1898

Adolf Westphal
Kgl. Preuss. Ingen. Major a. D.

81935

Thermitonia

das

Buch der Geiſtereien.

Von

dem Verfaſser

Rinaldo Rinaldini.

Leipzig 1826

bei Wilhelm Lauffer

[illegible]
[illegible] S.
[illegible]

Thermitonia.

Qué obscuridad tan funesta!
Luz hay aqui, celda es esta,

Calderon.

Je kleiner, je zuſammengezogener an Badeörtern die Geſellſchaften ſind, deſto zutraulicher und herzlicher werden gewöhnlich dieſelben; dieſes fühlen die Badegäſte ſelbſt, wenn die Anzahl derſelben ſo beträchtlich und ſtark iſt in dieſen der Geſundheit und dem Vergnügen geweihten Oertern, daß es ſchwer, ja oft ganz unmöglich wird, dieſelben alle zu einem Ganzen zu vereinigen; deshalb bilden abgeſondert und zuſammenhaltend ſich gefundene Zirkel und verkürzen in ſchönen, warmen Sommerabenden ſich gewöhnlich die Zeit mit Vorleſungen oder Erzählungen. Unter dieſen letztern nehmen (wie billig) die romantiſchſten, die Feen- und Geiſter-Geſchichten, den erſten Platz ein; je kräftiger die Fantaſie wirken kann, deſto mehr erweitert ſich das Gebiet wunderbarer Unterhaltungen. So auch bei mir.

Was ich von dergleichen Erzählungen in Badeörtern gehört habe, erzähle ich nach und gebe es hier, deshalb von den Benennungsörtern ſo, im Scherz geſtempelt, unter dem Titel Thermitonia, wieder. Gefällt es nicht, ſo ſey es genug dieſen Erſten Verſuch gewagt zu haben; erhält er den Beifall der Leſewelt, ſo liegen noch mehrere Lieferungen bereit.

Eine Italienerin erzählte die erſte dieſer geſammelten Geiſter- und wunderbaren Geſchichten im Schlangenbade und in Wiesbaden; die zweite, ein den Leſern ſchon bekannter, romantiſcher Schriftſteller im Bade Berka an der Ilm, und die dritte eine ſehr beleſene Dame, die mit mir die Annehmlichkeiten des Bades Liebenſtein genoß. — Noch in der Rückerinnerung mit herzlicher Theilnahme an ihren körperlichen Leiden, die durchaus dennoch ihr nicht anzuſehen waren, auch im Anfange von mir ſelbſt ihr nicht geglaubt wurden, rufe ich ihr, wie damals, bei einer ſcherzhaften Erklärung und Begebenheit zu:

Deiner Augen Strahlen-Sonne
taucht ſich in der Thetis Grund;
Deines Mundes Pracht und Wonne
macht die Krankheit ſelbſt geſund!

Die letztere poetiſche Verſicherung iſt nicht in Erfüllung gegangen und ich habe die Erzählerin nie wieder geſehn. — Alle meine Leſerinnen aber möchte ich wiederſehen mit ihrem Wunſche, mehr in dieſer Art erzählen zu hören; dann rief mit Calderon ich aus:

Das war es, was ich diesmal wünſchte!

Die vierte Erzählung: der Schutzgeiſt, entſtand bei mir, als ich die Reize van Madras over Tranquebar door J. Haafner geleſen hatte, welche mir im Schlangenbade eine mir ewig intereſſante Holländerin lich, indem ſie mir in jenem wirklich zur Unterhaltung herrlich geeigneten Bade eine Erzählung mittheilte, welche ſie, die mir Unvergeßliche! von einer Reiſenden gehört hatte, die (eine Erbſchaft zu erheben) in Tranquebar geweſen war. Die Stunden, in welchen ich dieſelbe erzählen hörte, werde ich nie vergeſſen.

Und käm das Buch zu ihr, der Lieben, Holden, Feinen,
es würde mich zum zweitenmal mit ihr vereinen,
wo es auch wär. Doch immer, immer ſchade,
wär's nicht zum zweitenmal im Schlangenbade!

1.

Der wunderbare Schloßſpuk.

Eine ſicilianiſche Novelle.

Erſter Abſchnitt.

[illegible] Wunderbaren hingegeben
Hat ſich das ergriffne Leben,
Wie ſo wunderbar ſich's ſchickt,
Wenn's das Auge ſelbſt erblickt.

In den Bergen von Remata in Sizilien, wo das Schloß der Gräfin Martagno liegt, auf welchem der kühne Räuberhauptmann Rinaldini ſein Ende fand*), liegen auch, zwiſchen Bergen und Schluchten, zwei Schlöſſer der ehemaligen Familie Toraldo, die, weil ſie immer unbewohnt blieben, beinahe zu zerfallen drohten, die aber endlich der junge Marcheſe, der nach dem Tode ſeines Vaters Herr derſelben und ihrer Umgebungen geworden war, wieder für ſich ſelbſt in bewohnbaren Zuſtand zu bringen ſich beſtrebte. Schon hatte er dieſelben ſo weit gebracht, daß darin bleibende Bewohner aufgenommen werden konnten und das eine dieſer Schlöſſer, genannt das Schloß Toraldo, hatte er für ſich ſelbſt bewohnbar machen, wohl einrichten und mit modernen Meublen verſehen laſſen. Dahin wollte er flüchten, als das Revolutions-Ungewitter über Sizilien und Neapel auszubrechen drohte, da er weder Luſt hatte, dem beherzten Revolutions-General Pepe und ſeinem ſtreitluſtigen Heere zuzuziehen, noch in Neapel ſich ruhig den Mordärten der enragirten Carbonari entgegen zu ſtellen, oder ſich ſelbſt in ihren morddrohenden Orden zu begeben. Da eine Couſine von ihm, mit ihm gleiche Geſinnungen theilend, die eben nicht immer gleichdenkend mit ihrem Gemal leben konnte, der jetzt, ganz begeiſtert, den vermeinten Freiheitspannern der beweglichen Carbonarigeſellſchaften nachzog und ſeine andersdenkende Gattin verlies, ohne ſich um ihre Sicherheit zu bekümmern, hörte was er thun wollte, eilte ſie zu ihm, ſtellte ihm ihre Lage vor, erinnerte ihn an ihre ehemalige Jugendfreundſchaft, und bat ihn, ſeine damaligen Zuſicherungen ihm in's Gedächtniß zurückrufend, ſich, da ihr Gemal ſie verlaſſen habe, ihr Vater und ihre Mutter nicht mehr lebten, ihre Familie aus dem Königreiche gegangen und nach England geflüchtet ſey, ihrer an und ſie in ſeinen Schutz zu nehmen. Weinend flehte ſie:

---

*) Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann; Fünfte Auflage. (Leipzig. 1821.) 2. Th. S. 8 u. 12. 4. Th. S. 213.

„O Marcheſe! Nehmen Sie ſich meiner an. Es iſt Ihre Couſine, ihre ehemalige Spielgeſellin, die Sie bittet, ſie nicht zu verlaſſen, da auch ihr Gatte ſogar von ihr und zu ſeinen Carbonarigeſellen gegangen iſt. Nicht Eltern und Brüder habe ich mehr, keine Anverwandte, die ſich meiner annehmen können; ein fürchterliches Ungewitter zieht über dem Königreiche ſich zuſammen, verbergen Sie mich, daß die Blitze dieſes Ungewitters mich Unbewehrte nicht erreichen!“

Sehr bewegt reichte der Marcheſe ihr die Hand und ſagte:

„Wie können Sie glauben, wertheſte Gräfin Lamentana, daß Guido Toraldo ſeine Spielgeſellin Illumina vergeſſen haben kann? — Zwar mehrere Jahre lang hat die neidiſche Zeit uns getrennt; die mir ſo werthe Jugendfreundin hatte einem Glücklichern als mir ihre Hand gereicht, aber wo ich auch war, mein Herz blieb immer bei ihr. Bewieſen habe ich ihr meine Ergebenheit auch dadurch, daß ich keiner andern meine Hand reichte, die ich einſt glaubte nur ihr reichen zu können. Es ſollte aber nicht ſeyn, und ohne mein Wiſſen reichte meine mir ehemals ſo liebe Illumina, die Freundin und Geſpielin meiner Jugend, ihre Hand und ihr Herz einem andern. — Das Schickſal wollte uns nicht mit einander verbunden wiſſen!“

„Ach! meine Hand, nach dem Willen meiner Eltern, wohl, mußte ich vergeben, aber — bei der heil. Jungfrau! mein Herz gab ich nicht hin. Die vielen Thränen, welche ich ſeit jener Zeit vergoſſen habe —“

„Genug der Thränen! Keine weiter. —

Dem ſchrecklichen Sturme zu entfliehen, der dem Königreiche droht, gehe ich auf meine Güter, die in Siziliens Gebirgen liegen. Dort, verborgen, will ich lauſchen, ob der Sturm vorüber brauſt. — O! wie furchtbar ſind ſie, dieſe Revolutionsſtürme, wie wir wiſſen! — Will Illumina mit mir dorthin fliehen, —“

„Sie will! ſie will!“

„— ſo biete ich ihr die Hand und geleite ſie nach meinen Stammveſten. Verachtet und vernachläſſigt ſind ſie worden, dieſe herrlichen Urreſte alter normanniſcher Ritterzeit; ich aber habe geſucht, ſie wieder in ihre Rechte einzuſetzen, habe ſie ausbeſſern, innerlich neu einrichten laſſen, gehe dahin, reiche dir, ritterliche Freundin Illumina, dieſe dich (ſo gut ſie es zu thun vermag) beſchützende Hand, und rufe dir zu: folge mir!“

„Ja, Guido! die eine Zuflucht ſuchende Taube folgt dir!

Das geſchah. So unbemerkt als möglich traten ſie ihre Reiſe an, umrauſcht und umtobt voll Lärm und Waffengetön. Sechs ſeiner getreuen Diener, die nicht dem Schalle der Freiheitstrommeln gefolgt waren, ſchickte Guido voraus; zwei reiſten mit ihm. Schüchtern folgte Illumina, begleitet von einer Kammerjungfer und zwei Mägden; in Meſſina trafen ſie ſich, wie ſie verabredet hatten, und ſetzten nun in Geſellſchaft ihre Reiſe bis zu dem alten, geräumlichen Schloſſe Toraldo fort. Hier trafen ſie zu ihrem Empfange und ihrer Aufnahme alles ſchon vorbereitet an. Sie durchſahen die Zimmer, Gallerien, Säle, und nahmen Beſitz von ihren Wohnungen, er auf dem linken, ſie auf dem rechten Flügel. Ein großer Saal dazwiſchen, geſchmückt mit den mit heraldiſchen bunten Farben illuminirten Familienwappen der ehemaligen Beſitzer des Schloſſes und ihrer Frauen, verziert mit ihren Bildniſſen und ihren ehemaligen Meublen, die alle ſo bleiben ſollten, wie ſie waren, war in der Mitte als Vereinigungspunkt, als Zwiſchenbehältniß der Vorzeit zwiſchen den beiden moderniſirten Flügelzimmern. Alles war auch dort, zur Freude des alten Caſtellans, geblieben, wie es gefunden wurde, kein Stuhl, kein Tiſch, kein Bild von ſeinem Platze gerückt worden. Ein gleichſam hiſtoriſcher Leitfaden im Kleinen, gehörig zur Geſchichte der Familie Toraldo, ſollte das alles ſeyn und bleiben, in welchem ſogar die kleinern Sprünge und Mängel nicht fehlen durften, z. B. einer, der bei einer Feierlichkeit zerbrochenen Gefäße; der bei einem ehemaligen Handgemenge zerſtoſſene Kronenleuchter; der bei einer ähnlichen Gelegenheit zerbrochene Tiſch; das bei einem Unfalle zertrümmerte Bettgeſtell; der weiße, unverdeckte Platz an der Wand, auf welchem das Bildniß der Gattin eines ſehr ſauer auf die Beſchauenden blickenden Ritters Toraldo, fehlte u. dgl. m. Auf das alles machte Guido ſeine Gefährtin aufmerkſam, während des Kaſtellans Frau das weibliche Gefolge derſelben mit den Erzählungen verſchiedener Eigenheiten des Schloſſes unterhielt, wobei denn freilich von ihr nicht unterlaſſen werden konnte, dieſes und jenes anzudeuten, aus welchem erſchienene und nicht erſchienene Geiſter und Fantasmen nicht wegbleiben konnten.

Es ſtellten ſich ein der ſogenannte Schloßkaplan, der Meßprieſter aus dem Dorfe und ein Kapuzinermönch, als Abgeordneter des nächſten Kloſters ſeines Ordens, welche insgeſammt die neuen Schloßbewohner willkommen hießen. — Nach Landesſitte folgten, ſobald es dunkel wurde, die Muſikanten der Umgegend und brachten eine Abendmuſik, nach ihrer Art ſo ergötzlich als möglich, der Gutsherrſchaft zu ihrer Ankunft Glück wünſchend, wurden wohl empfangen und für ihre Aufmerkſamkeit gut und freigebig bezahlt. Mit einem Worte, alle beeiferten ſich, ihre Freude den Angekommenen an den Tag zu legen. — So vergingen die erſten Tage in allgemeiner Zufriedenheit, dem Marcheſe, ſeiner Freundin und ihrem beiderſeitigen Gefolge, indem ihre Freundlichkeit allgemein gelobt wurde.

Konnte eine früher geſtiftete Freundſchaft noch herzlicher werden als ſie je geweſen war, ſo wurde es jetzt die zwiſchen Guido und ſeiner Jugenfreundin Illumina. Sie vergaßen darüber ſogar, ſich ſelbſt genug, Bekanntſchaften in der Nachbarſchaft zu ſuchen und blieben, ganz zufrieden, auf das Innere des alten Schloſſes Toraldo eingeſchränkt. — Ueber die Ungenügſamkeit und die Veränderungsluſt der Menſchen ſich ſehr beſtimmt herauslaſſend, beſchloſſen ſie in einer herzenserleichternden Unterredung, ſo viel wie möglich ſich aller Bekanntſchaft mit ihren Gutsnachbaren zu enthalten und es zu verſuchen, ob ſie ſich nicht ganz allein genug ſeyn könnten; als ſie beide, noch darüber ſcherzend, in dem großen, alten Familienſaale ein Geräuſch hörten, dem gleich als wenn ein ſtarkſeidenes Frauengewand der Vorzeit näher und immer näher herbeirauſchte.

Sich erwartungsvoll anblickend, ging, ehe ſie es ſich verſahen, nach einem leiſen Anklopfen, die Thür des Zimmers auf, in welchem ſie jetzt ganz ſtill geworden und ohne Sprache ſaßen.

Die Augen auf die geöffnete Thür geheftet, ſahen ſie in ſehr altem, weißſeidenem Coſtum, einen ſchwarzſeidenen Schleier ſittſam um ſich geſchlagen, eine Frau hereintreten, ein Paar hellſtrahlende ſchwarze Augen in einem todtenbleichen Geſichte herumdrehend, die, gleichſam um ſich her nichts bemerkend, auf die entgegengeſetzte Seite zu ging. Hier ließ ſie ſich auf einen Stuhl nieder, der ihr aber, gleichſam ganz niedrig ſcheinend, nicht anzuſtehen ſchien, indem ſie ihn ſogleich wieder verließ. Da aber in dieſem Augenblick die Schloßuhr die Stunde des ſalve Regina! ſchlug, verſchwand ſie ſo plötzlich, daß die Beobachtenden kaum bemerken konnten, daß ſie verſchwunden war.

Kaum hatten ſie ſich wieder gefaßt, als ſie auf einmal wieder zu Worten kamen.

Guido. Nun, Illumina?

Illumina. Haben wir beide zugleich? und haben wir einerlei geträumt?

Guido. Was mich betrifft, ich habe gewacht. — Dies iſt mein Kopf, mein Arm, mein Fuß. —

Illumina. Ich habe auch nicht geträumt; und gewiß haben wir Gleiches geſehn.

Guido. Nicht zu zweifeln; wo aber iſt es hin?

Illumina. Wiſſen Sie es? — Ich weiß es nicht. Hervorgetreten ſchnell und offenbar, wie eine Seifenblaſe, und eben ſo verſchwunden und zerplatzt.

Guido. Wir haben alſo beide geſehn, es giebt wirklich Erſcheinungen, die kein gewöhnliches, menſchliches Kommen ſind.

Illumina. Ein menſchliches Gehen eben ſo wenig; vielleicht noch weniger.

Guido. Haben Sie je an ſo etwas geglaubt?

Illumina. Weil ich noch nichts von dieſer Art geſehen hatte, habe ich nicht daran geglaubt, ſo viel auch davon erzählt wird.

Guido. Ich glaubte eben ſo wenig ſiets davon; aber jetzt — haben wir leider geſehn, das, was wir gewiß und zuverläßig geſehen haben.

Illumina. Mein Gott! jetzt erſt kömmt das Schreckenfieber und bricht bei mir aus. — Ich muß etwas Niederſchlagendes einnehmen. Dann will ich mich in's Bette legen, und Ihnen indeſſen, zur Unterhaltung, meine Kammerjungfer hieher ſchicken. Denn Amdna, — das merke ich doch recht gut! — wird von Ihnen nicht ungern geſehn. Wie nun ſo die Herrn ſind!

Guido. Wie?

Illumina. Galant und zärtlich; wenn ſie wollen.

Guido. Bin ich das nicht gegen Sie auch?

Illumina? Auch? Alſo, gegen Amöna, und gegen mich auch? — Ja, im Paaren habt ihr Herrn es weit gebracht. Ihr liebt die Mehrheiten, ſo ſcheint es; und — nicht wahr, ſo iſt es. Nicht wahr?

Guido. Ja mein Gott! ſolche Schloßeinſamkeiten! — Soll man ſich etwa an Erſcheinungen halten?

Illumina. Bewahre! Die Wirklichkeit muß ſich an Wirklichkeiten halten. — Guido! führen Sie mich auf mein Zimmer. — Schon zweimal habe ich geklingelt und Amöna kömmt nicht. Ich glaube doch nicht, daß ſie auch etwas geſehen hat, und daß eine Erſcheinung —

Guido. Still! Ich höre Ihre Amöna kommen.

Illumina. Welch ein ſchönes, leiſes Gehör!

Amöna. Verzeihen Sie! Erſt jetzt bin ich wieder zu mir gekommen.

Illumina. Wie? Erſt jetzt biſt du wieder zu dir gekommen? Warſt du auſſer dir?

Amona. Kaum vor zehn Minuten etwa, als ich ganz ruhig auf Ihrem Zimmer ſaß, gnädige Frau! und auf der Guitarre klimperte, war es mir, als hörte ich etwas neben mir rauſchen, und bekam eine ſo ſonderbare, ſchreckliche Angſt, daß die Guitarre meiner Hand entſank und ich in einen ganz ermattenden Schlaf ſank, aus welchem ich erſt jetzt wieder erwachte, da die Katze, wie von einer unſichtbaren Gewalt verfolgt, mir auf den Schooß ſprang.

Illumina. Einbildungen!

Amona. Nein! Das mit der Guitarre, mit der ſonderbaren Empfindung und der Katzenſprung, waren keine Einbildungen. — Ueberhaupt — in dieſem Schloſſe, ſoll —

Illumina. Was ſoll in dem Schloſſe, hier —?

Amona. Der Gärtner behauptet es wenigſtens, ganz ernſthaft; — in dieſem Schloſſe ſoll es nicht geheuer ſeyn.

Illumina. Nicht geheuer?

Amona. Es ſoll Etwas umgehen—, ich

weiß nicht was — die Menſchen nennen es: den wunderbaren Schloßſpuk. Einige wollen es ſogar geſehn haben.

Illumina. Ich will etwas Niederſchlagendes einnehmen. — Ich habe mich alterirt.

Amöna. Gerechter Himmel!

Guido. Ueber mich.

Amöna. So ſchämen Sie ſich doch, Herr Marcheſe!

Guido. Vor dir?

Amöna. Vor ſich ſelbſt. — Ach! meine arme Frau Gräſin! Sie können doch nie ruhig werden, liebe, gnädige Frau! Wie oft haben Sie ſich ſchon alterirt und alteriren müſſen — Ihr Herr Gemal, der Barbar —

Illumina. Schweig! An meiner Alteration iſt weder mein Gemal, noch der Herr Marcheſe ſchuld. — Du weißt ja, wie ſo ganz erſchrecklich ſenſibel ich bin —

Amöna. Ach, ja! das weiß ich gar wohl.

Illumina. Komm auf mein Zimmer. — Oder haſt du etwas zu riechen bei dir?

Amöna. Ja wohl! — Hier iſt — kommen Sie her. — Ich will — Warten Sie!

Illumina. Ach Gott!

Guido. Theuerſte Gräfin! Wie Sie —

Der Schloßgärtner wurde von dem Laufer angemeldet. Auf erhaltene Erlaubniß trat er ein. Illumina ſetzte ſich wieder, nachdem ſie ſich mit wohlriechenden Waſſern beſprengt hatte. Amöna trat hinter ihren Stuhl.

Guido. Nun, Lienzo! was bringſt du?

Lienzo. Ein Sträußchen für die Frau Gräfin, und Ihnen eine Nachricht — — die, wie ſoll ich ſagen? — ſonderbar genug iſt.

Guido. Nachrichten aus Neapel?

Lienzo. Dort mag es ſonderbar genug zugehn! Jetzt iſt jedoch von Neapel nicht die Rede, wohl aber von dieſem Schloſſe.

Guido. Wie ſo? Was giebt es in dem Schloſſe?

Lienzo. Ja, lieber Gott und Herr! Es hat ja in der Welt jede Blume, jede Frucht, jeder Menſch ſeine Eigenheiten, man darf ſich alſo gar nicht verwundern, wenn die Schlöſſer auch dergleichen haben.

Guido. Zur Sache! — Eine groß genheit hat dieſes Schloß; das iſt gewiß.

Lienzo. Nicht wahr?

Guido. Es iſt ſehr alt. — Die Mauren, die Araber haben es, ſagt man, ſchon gebaut.

Lienzo. Es ſieht auch ganz arabiſch aus, wie der Herr Bauinſpektor ſagt; und wie der gelehrte Pater Ignaz behauptet, ſoll Coſtanza, die Prinzeſſin Tochter des normaniſchen Fürſten, Graf Rogers von Sizilien daſſelbe ein ganzes Jahr lang bewohnt haben, ehe ſie an den Kaiſer Heinrich vermält wurde; was aber der Herr Kathedral Mozio nicht zugeben will, der von einer arabiſchen Fürſtin ſpricht, die hier gewohnt und ein gar tolles, wildes, den Chriſten gar nicht erfreuliches Leben getrieben haben ſoll. — Wie dem nun ſey! ſo will man doch wiſſen, — was ich von meinem Großvater habe — daß in dem Schloſſe ſtets ein Etwas umgegangen ſeyn ſoll, das man nur den wunderbaren Schloßſpuk genannt hat.

Amdna. Habe ich das nicht ſchon geſagt?

Guido. Dein Großvater hat alſo dieſen Spuk geſehn?

Lienzo. Mehr als einmal.

Guido. In welcher Geſtalt?

Lienzo. Immer als ein Weibsbild.

Guido. Und dein Vater?

Lienzo. Auch zweimal, in Weibergeſtalt.

Guido. Du aber?

Lienzo. Ein einziges Mal.

Guido. Beſchreibe das Geſchehene.

Lienzo. Die Sonne war ſchon untergegangen, ſo wie jetzt; ich verſchloß mein Gartenarbeitzeug und wollte meine Gartenſchnur in den großen Saal tragen, wo wir dieſe Sachen aufhoben, wenn das Schloß nicht bewohnt wurde, — und wie ich in den Saal trat, hörte ich etwas hinter mir rauſchen und raſſeln, ſo, daß ich ganz aufmerkſam wurde. Ich ſah mich alſo um, da ſtand eine ganz altmodiſch weiß gekleidete Dame neben mir, den Kopf in einen ſchwarzen Schleier gehüllt, ein Bund Schlüſſel in der Hand, und — da ſchlug eben die Thurmuhr die Zeit der Abendſtunde — rapps war die Dame verſchwunden!

Ambra. Brachte dir denn das nicht den Tod?

Lienzo. Nein! Die Signorella ſieht ja, daß ich noch lebe.

Amöna. Mich hätte keine ſolche Miſſion aufgebracht!

Guido. Was mag ſie gewollt haben?

Lienzo. Wer kann das wiſſen? Aber die Aveſtunde mochte ſie entweder nicht gern ſchlagen hören, oder ſie eilte dem Glockenſchlage nach und der Stunde zu. Darüber ließ ſich nun viel ſprechen. — Mein ſeeliger Großvater ehedeſſen er habe ſie in einem weiten Gewande, ſchleierlos, wie eine ehemalige arabiſche Dame, geſehn.

Guido. Was will ſie?

Lienzo. Ja, ſie zu fragen oder anzureden hat noch keiner gewagt. Das aber erzählt man (was auch ein Delinquent ausgeſagt hat); daß ihre Spuk- und Schreckgeſtalt das Schloß einmal von einem Ueberfall durch Räuber gerettet hat. Das hat der damalige Schloßkaplan ſogar in der Dankpredigt angebracht, die mein Vater ſelbſt angehört hat. — Seit einigen Wochen wollen dieſe Spukdame wieder viele Landleute geſehen haben; nur im Schloſſe iſt, dem heil.

Spectrum nicht einmal einen überraſcht. Ich habe daher einige Stückchen Aſfodiluswurzel für die Frau Gräfin mitgebracht. Wer dergleichen Arkanum bei ſich trägt, bekömmt keine Geiſter zu ſehen, wie der ehrwürdige Pater Dominikus obſervirt haben will. Da liegen die Wurzelſtückchen, und hier will ich der Jungfer Amöna auch eins mittheilen. — Wir Männer können dergleichen Erſcheinungen eher ertragen, aber die Frauensbilder, als ſchwache Geſchöpfe, möchten wohl eher der Furcht unterliegen, ich habe alſo —

Guido. Recht gut, ſorgſamer Lienzo! Ich bitte dich aber, erſcheint das Gebild dir wieder, ſo rede es an, und frage: was es will?

Eben wollte Lienzo antworten, als die Zimmerthür aufſprang, das weiße Erſcheinungs-Frauengebild, mit ſchwarzem ſie umfliegenden Schleier raſch hereinſtürzte, mit Sturmwindseile die Fläche gleichſam überflog, ohne das Hallen oder Schlürfen eines Fußtritts, dieſelbe übereilte, in den alten Saal gleichſam hinauszwei Augenblicken. Den Anweſenden entfloh keine Sylbe der Verwunderung und des Erſtaunens; alle aber ſahen; die Blicke des Mitleids und Bedauerns feſt auf die höchſt erſchrockene Gräſin Illumine, mit höchlichem Bedauern gerichtet, und hörten einige tiefe Seufzer, welche der vorübereilenden Geiſtergeſtalt dumpf und ängſtlich, wie aus gepreßtem Herzen, entflohen.

Raſch ſprang **Guido** auf, eilte in den Saal, fand keine Spur des Verſchwindens; alle Meublen waren in der alten Ordnung ſtehen geblieben, nichts verrückt oder verſchoben, auf den Dielen nichts ſichtbar, kein Dampf, Rauch oder Staub war zurück geblieben, alles blieb ſtill und einſam, wie zuvor.

Guido, in's Zimmer tretend, fand die vorher ſo beredet Verlaſſenen ganz ſtill und gleichſam wie verſteinert ſtehen geblieben. Illumina hatte ſich, wie halb ohnmächtig, in ihren Stuhl zurückgelegt, Amina knieete vor ihr mit dem Riechfläſchchen, und Lenzo, die ihm, wie es ſchien, den Dienſt. Endlich kam es zum Geſpräch.

Guido. Was haben wir geſehen?

Lienzo. Was wir nicht vermutheten — was aber doch geſchehen iſt. — Herr Marcheſe, was ſagen Sie nun zu dieſer Erſcheinung?

Guido. Was hat ſie uns ſagen wollen? Und, hat ſie es gewollt?

Lienzo. Gott und der heil. Chriſtoph mögen es wiſſen!

Guido. Frau Gräfin! ſind Sie wieder zu ſich gekommen?

Aliamina. Wie Sie ſehen; aber — da fühle ich (ſo zu reden) wie gerädert und beinahe ganz unfähig meine Glieder zu rühren.

Amona. Wie mir iſt, kann ich gar nicht ſagen. Ich glaube, daß ich mich lange gar nicht wieder werde regen und rühren können.

Guido. Wie dem nun ſey! Es iſt mein Wille, daß von uns keiner von dem ſpricht, was geſchehen iſt und wir geſehen haben.

Lienzo. Ja, mein Gott! wer kann —

Gräfin adreſſirten Brief ab, den derſelbe mitgebracht hatte. Die Gräfin riß den Brief auf und hatte kaum hineingeblickt; als ſie die Hand nebſt dem Briefe ſinken ließ. Sanft den Kopf bewegend, ganz leichenblaß, ſtammelte ſie:

„Mein Gemal lebt nicht mehr!“

Guido nahm den Brief, und las, daß nach einer ſo eben in Neapel eingegangenen Nachricht der Graf, Gemal der ſchönen Illumina, bei einem Auflaufe, entſtanden bei einer voreiligen Nachſicht von einem Angriffe der Vorpoſten, durch einen Schuß ſeiner eigenen Leute das Leben verloren habe. — Guido befahl die Gräfin auf ihr Zimmer zu führen und folgte ihr dahin ſelbſt nach. — Lienzo ging, kopfſchüttelnd, ſtill und ſchweigend in ſeine Gartenbehauſung zurück.

Viele Wochen lag die Gräfin Illumina auf dem Lager und kam nur erſt langſam wieder zu ihrer Geſundheit. — Nach und nach gingen ihre ſchmerzlichen Empfindungen in ſanftere über

Platz in ihrem Herzen. Von dem Abentheuer der Erſcheinung wurde endlich gar nicht mehr geſprochen. Eines Tages aber, als ſie wieder beiſammen ſaßen, fing Guido auf einmal laut auf zu lachen an und rief aus:

„Erinnern Sie ſich noch, als wir damals hier —“

Illumina. Ach, Marcheſe! wenn ich daran gedenke —

Guido. Sonderbar! unerklärbar bleibt es doch immer. — Wer könnte aber in der Sache eine Erklärung geben, die uns genügte?

Illumina. Ob die Erſcheinung wohl ſelbſt eine gäb?

Guido. Das wär zu verſuchen.

Illumina. Wünſchten Sie wohl, daß die Erſcheinung noch einmal uns beglückte und ſich mit uns unterhielte?

Guido. Wahrhaftig! Das iſt es, was ich wünſche.

Illumina. Iſt es möglich, ſo wünſche ich, daß es niemals wieder geſchäh'. — Jetzt

Guido. Sie bleiben als Freundin bei mir, in dieſem ſonderbaren, furchtbaren Schloſſe, als Theilnehmerin der mir noch bevorſtehenden Erſcheinungen; leben wie zuvor —

Illumina. Wie iſt das möglich, ohne mich nicht dem Gerede der Menſchen auszuſetzen?

Guido. Wer will jetzt, in dieſer ſo bewegten Zeit, von einzelnen Menſchen ſprechen? — Rechnen Sie denn auf den verſchloſſenen Winkel, in welchem wir leben, auch gar nicht?

Illumina. Aber, außer meiner eigenen Verlegenheit, meine Angſt und die tägliche, ſtündliche Furcht wiederholter Erſcheinungen wegen —?

Guido. Dieſe werden wir endlich ſogar gewohnt werden.

Illumina. Ich darf darauf nicht rechnen.

Guido. Was aber können wir in unſerer Lage Beſſeres thun? — Zwar dieſes Schloß können wir verlaſſen und das andere beziehen, welches nun auch zu unſerer Aufnahme eingewechſelnd hier und dort wohnen, wie wir möchten und wollten. Aber —

Illumina. Wenn Sie es recht überlegen wollen, werden Sie finden, daß es für mich anſtändiger ſeyn wird, jetzt, — zumal da ich Wittwe bin, meinen Aufenthalt in einem Kloſter zu nehmen. Nicht?

Guido. Ich könnte es nicht hindern.

Illumina. Sie finden alſo, daß es gerathener ſeyn wird, mich in ein Kloſter zu begeben, als hier bei Ihnen zu leben?

Guido. Trauen Sie ſich denn ſelbſt und Ihrer kleinen Seele gar nichts zu? Nicht einmal die Macht, Ihren eigenen Willen zu haben, welchen die Frauen doch gar zu gern haben wollen?

Illumina. O! wie mögen Sie doch Alles gar zu gern auf die Seite zu drehen, wohin Sie es gedreht wiſſen wollen? Marcheſe! Marcheſe! —

Guido. Warum ſoll ich das nicht? — Geſetzt nun, Sie wären meine Schweſter?

Illumina. Dieſe Vorausſetzung kann ich

Guido. Denken Sie, Sie wären es, und Sie ſind es. Ich ſtöhre Sie in dieſer Einbildung nicht. Und, — verlieren Sie etwas dabei? — Geſetzt, Sie gehen in ein Kloſter, werden eine Nonne, nenne ich Sie dann nicht auch Schweſter? Jetzt ſind Sie Wittwe, frei, ungebunden, können ſich ſelbſt nach eigenem Wunſch einen Gatten wählen, können ledig bleiben, Ihre Freiheit genießen, ſind unabhängig, können —

Illumina. Mutter Gottes! es regt ſich etwas in dem Saale. —

Kaum hatte ſie ausgeredet, als die Thür aufging. In dem rauſchenden weißen Gewande, den ſchwarzen Schleier umgeworfen, trat die Erſcheinung herein, ihr kreidenweißes Geſicht gegen Guido gewendet, drehte ihre großen Feueraugen in den hohlen Augenkreiſen umher, erhob ihre Hand, hinauszeigend in's Freie, über's Meer, ſeufzte langſam und verſchwand, ehe Guido ſich noch gehörig faſſen konnte, wie er wollte, ſie anzureden. Ohne Sprache ſaß er der Gräfin gegenüber. Sie zitterte und ſah klingelte. Der Laufer trat fragend ein: was er befehle? Eben wollte Guido etwas ſagen, als der Kammerdiener die Thür öffnete und ihm einen Brief brachte.

Guido. Briefe? Nichts als Briefe? — Schwarz geſiegelt, mit meines Oheims Wappen? Hm! (erbricht und lieſt den Brief.) Von dem Sachwalter meines Oheims. Gräfin! mein Oheim iſt geſtorben. Er hat mich zu ſeinem Erben eingeſetzt — meine Gegenwart wird in Neapel verlangt — Ich muß hin. Wollen Sie mich indeſſen hier wieder erwarten?

Illumina. Um des Himmels willen nicht! Hier bleibe ich nicht, wenn Sie nicht da bleiben. Ich gehe mit Ihnen nach Neapel —

Guido. Dann, Gräfin! — Wenn ich mich arrangirt habe, gehe ich auf dieſes Schloß zurück — Sie aber —?

Illumina. Das wird ſich finden. — Kommen Sie, ich zittere am ganzen Leibe!

Zweiter Abſchnitt.

Iſt's begonnen, fortzuhandeln
Biſt gezwungen du; zu wandeln
Auf dem ſchon beſchrittnen Pfad,
Den dein Fuß nicht gern betrat.

Die zärtliche, gerührte Illumina war wieder zu ſich gekommen, hergeſtellt, und fühlte ſich ſtark genug, die kurze Seereiſe nach Neapel anzutreten. Guido nahm nur die beiden bewährteſten ſeiner Diener mit und die Gräfin ihre getreue Kammerjungfer Amina, ob ſie gleich den Marcheſe, oft ernſthaft genug, beſchuldigte, er ſäh' ſie ganz beſonders gern. — Ob dies gegründet war, oder nicht, wollen und können wir jetzo nicht entſcheiden. Den Leſerinnen wird es vielleicht in der Folge leichter werwohl wir nichts vorher andeuten oder verrathen wollen.

Nach einer leichten und ſchnellen Fahrt kamen ſie in Neapel an. — Alles war hier gegen einander. Jeder wollte oder mußte bewaffnet erſcheinen; denn nur auf ihre unverſuchten Waffen gründeten die Neapolitaner damals ihre Hoffnung, welche, ganz genau beſehen, keine Hoffnung genannt werden konnte. Zudem wußten ſie auch ſelbſt nicht, was ſie eigentlich wollten; wie das bei allen Revolutionen gewöhnlich der Fall war und ſtets ſeyn wird, aller fantaſtiſchen Träume ungeachtet, wo keiner ſich getäuſchter endlich findet, als der, der geträumt hat.

Guido begann nun die Unterhandlungen ſogleich mit ſeinem Sachwalter, ſo gut damals ſich ein Geſchäft beginnen und verhandeln ließ. Was er von dem baaren ererbten Gelde zuſammenziehen konnte, zog er zuſammen, ſuchte andere Kapitale, ſo gut es damals ſich thun laſſen wollte, unterzubringen, entſchloß ſich dem damaligen forcirten, allgemeinen Weſen zubringen und erhielt einen patriotiſchen Belobungsſchein, indem er noch zwei Landſtreicher gut bezahlte, bewaffnete und zu einem der Vertheidigungscorps ſendete, die der muthentglühte Feldherr Pepe damals ſammelte, ein Heer daraus zu bilden.

Sobald er aber glaubte abkommen zu können, war er darauf bedacht, ſeine Rückreiſe nach Sizilien anzutreten und ſich wieder in ſeine Geiſterburg einzuſchließen; da er, ſelbſt bei dem Geiſterſpuke, mehr Gedeihen zu finden hoffte und glaubte, als bei der damals ſo eifrig betriebenen Bewaffnung, von der man ſich ſo viel verſprach. — Dieſen Entſchluß theilte er ſeiner Reiſegefährtin mit. — Die Gräfin, damals ungemein bewegt, vernahm dieſe Mittheilung gern und mit großer Innigkeit erklärte ſie ſich.

Illumina. Ich gehe mit Ihnen, Marcheſe! wenn Sie mich mitnehmen wollen. — Was ſoll ich hier in Neapel, wo mir jetzt alles ſo fremd geworden iſt, daß ich es, mitten in dem Gewühl, mir ſelbſt werde und werden nommen, habe ich hier keine verwandte Freundin, keinen Menſchen, der ſich um mich zu bekümmern brauchte. — Zwar ein Liebhaber hat ſich gefunden —

Guido. Doch? — Ein Liebhaber?

Illumina. Der, wie er ſagt, ſein Schickſal ganz theilnehmend mit dem meinigen zu vereinigen ſich entſchloſſen hat, ob er gleich vorher zu den Streitern ſeines Vaterlands, unter welchen er Unteroffizier iſt, eilen will —

Guido. Wer iſt der Entſchloſſene?

Illumina. Sie kennen ihn recht wohl.

Guido. Nun wohl! Dieſer Vaterlands-Unteroffizier iſt? —

Illumina. Ihr Sachwalter. — Nebſt dem Vaterlands-Unteroffizier auch Vaterlands-Advokat, der berühmte Juriſt Minermi.

Guido. Und Sie?

Illumina. Ich habe mich noch nicht erklärt. Aber darüber nachdenken muß ich doch.

Guido. Freilich! Worüber ſollte auch eine Dame nicht nachdenken? zumal in einem ſol-

Illumina. Er iſt Wittwer; ich bin Wittwe, und er glaubt und hofft, ich werde als patriotiſche Bürgerin ihm den Verluſt ſeiner verblichenen Gattin erſetzen.

Guido. Das können Sie ja wohl?

Illumina. Warum nicht? Da noch dazu bei der bezweckten Gleichheit der Stände —

Guido. Ich ſehe Sie ſchon als theilnehmende Frau Prokuratorin!

Illumina. Nicht wahr?

Guido. Wie Sie ſo gütig ſich der Partheien annehmen, wenn Ihr Gemal das auch nicht thut; zumal wenn er das Bajonet aufgeſchraubt hat.

Illumina. Was ich mir alles ſchon ſelbſt vorgeſtellt und geſagt habe.

Guido. Konnte nicht fehlen! — Ich werde alſo wohl allein in mein Geiſterſchloß wieder zurückkehren müſſen?

Illumina. O Marcheſe! Guido! Jugendfreund! Als der Tod das Band zwiſchen mir und meinem Gemal trennte, in welches der Sinn meiner Anverwandten mich gedrängt hatte, dachte ich —

Guido. Das hat der Himmel gethan, du kannſt es nicht ändern?

Illumina. Natürlich! — Jetzt aber, ernſthaft, lieber Guido! Geſetzt, ich ſchlage das Anerbieten des Vaterlands-Prokurators aus, ich gehe wieder mit Ihnen auf Ihr Geiſterſchloß, — als was?

Guido. Gewiß doch als freie Frau; da die Freiheit jetzt aus allen Ecken, wie ein Echo, hervortönt.

Illumina. Wird ſie da nicht fragen: Iſt in dem Geiſterſchloſſe auch Freiheit?

Guido. Gewiß, wenn der Geiſterſpuk dieſelbe nicht vertreibt. Freilich iſt die Erſcheinung eine Dame, und ob ein ſolches Fantaſma dem Freiheitsſinne gewogen iſt, iſt die Frage. — Aber warum nicht? eben weil ſie eine Dame iſt; doch wohl.

Illumina. O, ich bitte! Die Gierſucht nach Freiheit iſt in der Regel ein Sehnſuchtsprärogativ der Männer.

Guido. Geſetzt ſie ſey es, — wie Sie behaupten, — ſo haben Sie ja auch ſelbſt vernommen, wie auf dieſelbe der Freiheitsorakus ſolche anwenden will, da er Ihnen als Gatte ſeine Hand anbietet.

Illumina. O Sie! — wie ſoll ich Sie nennen?

Guido. So, wie es Ihnen Ihr Herz gebietet.

Illumina. Welche Freude können Sie daran haben, mich ſo zu quälen?

Guido. Sie irren ſich, das will ich nicht. — Jetzt auf die Reiſe zurückzukommen. Wollen Sie mit mir wieder auf das Geiſterſchloß zurückkehren, ſo ſind Sie von mir hiermit feierlich eingeladen. Sie begleiten mich, als einſame Wittwe, welche nur ihren Liebhaber verläßt, der, wie es ſcheint, nicht Ihr Gatte werden ſoll; als Freundin, als mir ſtets theure Jugendgeſellin, und wenn Sie —

Illumina. Wenn ich?

Guido. Sicher verſtehen Sie mich.

Illumina. Nein!

Guido. Das iſt nicht meine Schuld.

Illumina. Sie wiſſen, kein Menſch iſt mir Rathgeber, Theilnehmer, Beſchützer

— — Wenn ich — — Soll ich denn durchaus aufdringlich werden?

Guido. Jetzt glaube ich, Sie zu verſtehen. Aber vielleicht glaube ich es auch nur? — Könnten Sie ſich beſſer bei dem Geiſterſpuke befinden, der uns jedoch auf jeden Fall nichts Erfreuliches verheißt, wenn das Unweſen uns beiden die Hälſe als Gatte und Gattin umdreht?

Illumina. Bis zu dem Halsumdrehen braucht man es doch wohl nicht kommen zu laſſen.

Guido. Nehmen Sie Arkana dagegen mit, Gnadenbilder, Reliquien, Kruzifixe, geweihte Dinge, geſegnete Utenſilien, Banngürtel und dergleichen —

Illumina. Und Sie? Schützet Sie blos die Benennung: Mann?

Guido. Sie, die: Frau?

Illumina. Das bin ich ſchon.

Guido. Gut dann, ſo wagen Sie es, und gehen Sie mit mir!

Illumina. Gut! Was Sie auch, — was die Welt von mir denken mag — es ſey; ich gehe mit Ihnen.

Guid. So wollen wir dem Geiſterſpuke kühn unter die Augen treten, die zwar auſſerordentlich groß und furchtbar ſind, aber nicht ſo zärtlich, hold und ſanft, wie die Ihrigen. — Bleiben Sie mir gut! Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir getroſt.

Illumina. Hier iſt meine Hand. — Guido! ich folge Ihnen. Es erwarte, es treffe mich auch, was da wolle. — Bin ich Ihnen ſo recht?

Guido. Sie ſind es. — Und wenn Sie ſo bleiben, ſollen Sie es ſtets ſeyn. — Machen Sie ſich zur Reiſe fertig.

Immer näher kam das Kriegsgeſchrei der Stadt. Alles ſchien in Maſſe unter die Waffen zu treten. Selbſt der Freiheits-Advokat Minermi konnte nun ſeinem Unteroffiziers-Dienſte ſich nicht länger entziehen und wurde beordert ſeiner Compagnie zuzueilen. Zu der Gräſin zuvor eilend, erklärte er ihr nochmals ſeine Bereitwilligkeit, als Gatte ihr ſeine republikaniſche Hand zu reichen, wenn er glücklich aus dem Kampfe zurückkomme, und nahm von ihr Abſchied in ſeiner Freiheitsmontirung. — Der Marcheſe armirte und ſendete noch einen aufgerafften und wohlbezahlten Kalabreſen zu der Armee, die an der Grenze ſich zuſammenzog, ſchloß einen Akkord mit einem engliſchen Schiffskapitain, und begab ſich mit ſeinen Dienern an den Bord. Illumina, von Amöna begleitet, kam ihm ſogleich nach.

Günſtige Lüfte ſchwellten die Segel. Neapel lag bald hinter ihnen mit all ſeinem Lärm und ſeiner lauten republikaniſchen Freude.

Auf dem Waſſer ſchwebten ſie nicht lange herum. Froh und wohlgemuthet ſtiegen ſie in Meſſina an's Land, wo ſie nicht lange verweilten, ſondern ſich ſogleich auf die Weiterreiſe begaben.

In ſchönen purpurrothen Streifen ſchwebte die ſinkende Sonne über das Geiſterſchloß Teraldo, der hellen, entfernten Meeresfläche zu, immer mehr ſich bis zu hellen Funken vermindernd, und verſchwand in ſafrangelber Pracht.

Illumina. Ach Guido! Er flieht, der letzte Strahlenpunkt der Sonne, und nahe vor uns liegen des Schloſſes düſtere Mauern.

Guido. Wie ſo gütig uns die lauen Lüfte begleiteten! wie ſo rein erglänzend der Sonne goldene Strahlen uns folgten; ſie durchſchimmerten ſelbſt des Schloſſes Schauermauern.

Illumina. O! daß ſie, nie zu verſchwinden, ewig innerhalb den Mauern blieben!

Guido. Dann wären die Schloßmauern illuminirt.

Illumina. Sie können es werden. —

Guido. Warum nicht?

Das Horn des Thurmwächters ertönte. Im raſchen Falle ſtürzte die Zugbrücke nieder. Guido reichte der Gräfin die Hand und führte ſie hinüber. Der Kaſtellan und die Dienerſchaft ſtanden, mit ihren beſten Kleidern angethan, ſie willkommen heißend da. Die Mädchen und Mägde kamen ihnen mit grünen Kränzen und der Gärtner und ſeine Geſellen mit blühenden Blumenſtöcken entgegen. Junge Purſche auf Mandolinen ſpielend, ſangen fröhliches Willkommen ihnen entgegen:

Fort, verborgen war die Sonne,
Nur der Sterne Himmelspracht

Hat in ſanſter Strahlenwonne
Uns noch Hoffnung zugelacht.

Wieder werden ſie erſcheinen,
Die verbreiten ſanftes Licht
Ueber uns. Und wir beweinen
Unſre lange Trennung nicht.

Es erſcheint des Schloſſes Wonne,
Die von uns geſchieden war.
Seht, nun wieder ſtrahlt die Sonne
An der Freude Luſtaltar.

Guido und Illumina an ſeinem Arme durchwanderten den alten Familienſaal. Der Gräfin Augen waren ſehr bedeutend und forſchend auf den leeren Platz gerichtet, wo das Portrait der ſchon beſprochenen Ritterdame fehlte. Raſch aber führte der Marcheſe die Gräfin auf ihr voriges Zimmer zu. Amöna, einen Armleuchter mit drei brennenden Wachskerzen in der Hand, ging voraus, ſetzte ihn aber ſchnell mit einem lauten Schrei nieder. Aengſtlich trat die Gräfin ein, Guido folgte ihr; aber vor ihnen auf dem Sofa ſaß, zu dem Schreck beider, die ſchon beſchriebene Geiſterdame.

Illumina. Alle gute Geiſter — loben Gott!

Die Erſcheinung. Auch ich.

Guido. Was willſt du hier in dieſem Zimmer?

Illumina. Ach! meinen Tod deutet ſie an.

Erſcheinung. Nein.

Guido. Sprich! welch ein Weſen biſt du?

Die Erſcheinung warf ſchnell ihren Schleier über, ſtieg von dem Sofa auf, ſehr höflich ſich verneigend, und verſchwand.

Amóna. Das giebt mir den Gnadenſtoß!

Guido. Ruhig, Amóna! — Du haſt geſehen, die Erſcheinung iſt ohne böſen Sinn von uns geſchieden. Sollten nicht Geſchöpfe anderer Zonen, Elementarmenſchen ꝛc. auch unter uns ſeyn können?

Illumina. Das habe ich mir auch ſchon oft geſagt. — Warum aber ſprach die Erſcheinung nicht weiter, da ſie ſieht, daß wir ſie nicht fürchten? Womit ſollen wir ſie beſchwören?

Guido. Vielleicht entdeckt ſie ſich der Frau des Schloſſes.

Illumina. Wo iſt die?

Guido. Hier, wenn ſie will.

Illumina. O! jetzt keinen Scherz.

Amöna. Wie? Wer? Meine gnädige Gräfin?

Lienzo der Gärtner kam und rapportirte: die Schloßerſcheinung ſey ſo eben durch den Garten gegangen, habe Mirthenreiſer abgebrochen und daraus einen Kranz geflochten. Er habe Muth gefaßt und ſie anreden wollen, ſie ſey aber ſehr ſchnell in's Schloß zurückgegangen.

Illumina. In's Schloß zurück? Mit dem Mirthenkranze?

Lienzo. Wie geſagt.

Amöna. Ob ſie wohl hieher zurückkömmt?

Guido. Da iſt ſie!

So war es, die Erſcheinung ſchwebte herein und auf die Fragerin zu. **Amöna**, vom Schreck überwältigt, ſank zu Boden. Die Geiſterdame ſchwebte langſam, doch ſanft erſtrahlend, wie ein zitterndes Licht, auf die zu Boden Geſunkene zu, legte den Mirthenkranz ihr auf den Kopf, breitete ihre Arme über ſie aus, und verſchwand mit Blitzesſchnelle.

Amôna wurde ſchnell, halberſtarrt, auf das Zimmer in ihr Bett gebracht. Ein benachbarter Arzt wurde herbeigeholt; er ließ zwei Mägde herbeirufen und gebot ihnen, nicht vom Bette der Kranken hinwegzugehn.

Früh ertönte das klagende Geſchrei durch das ganze Schloß: „Amôna iſt dieſe Nacht verſchieden!“

Bald darauf führte man eine Laienſchweſter aus dem benachbarten Kloſter der heiligen Lucia herbei, welche den Marcheſe zu ſprechen verlangte. Er ließ ſie eintreten. Anſtändig und ſittſam ſich neigend, begann ſie:

„Herr Marcheſe! einen freundlichen Morgengruß von der ehrwürdigſten Mutter, unſerer Frau Aebtiſſin! Sie läßt Euch erſuchen, ihr ſagen zu laſſen: ob Euch etwas wiſſend iſt von der weiblichen Erſcheinungsbotſchaft aus dem Schloſſe Toraldo in unſer Kloſter?“

Da Guido ganz erwartungsvoll geſpannt, das verneinen mußte, fuhr die Laienſchweſter fort:

„Es iſt aber ſo, wie die Briefſchaften in unſerm Kloſter-Archive beweiſen. So oft in dem Schloſſe Toraldo eine Unverheurathete verſchieden iſt, erſcheint eine weiße Frauengeſtalt bei unſerer Frau und Aebtiſſin, meldet den Todesfall und verlangt die Leiche aus dem Schloſſe in unſer Kloſter abzuholen, dieſelbe auf unſern Kirchhof mit den gehörigen Gebräuchen zu beerdigen. So iſt es unter der vorigen Aebtiſſin zweimal geſchehen; dieſen Morgen aber auch bei der jetzigen Frau Aebtiſſin. Es wird alſo ein Mädchen im Schloſſe verſchieden ſeyn, deren Leichnam wir abholen werden. Das Zeichen iſt ein Mirthenkränzlein, umwunden mit einem rothen und goldenen Faden, welches auf der Bruſt der Verblichenen liegen wird, daneben aber, auf der linken Seite ihres Herzens, eine breite Schleife von rothem Bande mit Gold geſtickt.“

„Hm! — murmelte der Marcheſe; — Roth und Gold ſind die Farben der Helmdecken unſers Familienwappens, aus deſſen Helme ſich ein grüner Mirthenkranz erhebt, da in dem Wappenſchilde aber das Gemäuer einer alten Veſte zu ſchauen iſt, an deren Seite ſich ein

Wartthurm erhebt, dem gleich, der an dieſem Schloſſe ſteht.“

„Ihr werdet alſo erlauben —“

„Ja, die Kammerjungfer der Frau Gräfin, meiner Couſine, iſt dieſe Nacht verſchieden, wahrſcheinlich vom Schlage getroffen. Geht hin, fromme Schweſter! und ſeht den Leichnam der Erblichenen ſelbſt.“

„Ich bin des Todes! — ſchrie die Gräfin. — Ja, was es auch mir koſten mag, ich muß dieſes Schloß verlaſſen. Ach! wie könnte es auch mir ergehen!“

„Die Spukdame kann nur anzeigen, was geſchehen iſt, wohl aber nicht, was geſchehen wird;“ — ſagte der Marcheſe.

„Nein!“ — ertönte unſichtbar eine deutliche Stimme.

„Erſcheine, du unſichtbare Beſtätigerin des Vermutheten und von mir Geſagten!“ — rufte Guido ſehr laut aus. — Alles blieb ruhig. Keine Erſcheinung zeigte ſich.

Illumina. Was ſoll man beginnen?

Guido. Nichts beginnen; alles nur erwarten. Endlich muß ſich doch alles löſen.

Illumina. Mit unſerm Tode!

Guido. Er iſt das Ende alles Uebels.

Illumina. O Guido! Wie können Sie nur ſo gleichgiltig ſeyn?

Guido. Was ſoll ſonſt geſchehn? Ehrwürdige Schweſter! was würden Sie thun?

Laienſchweſter. Ertragen, dulden und ſchweigen; nach unſern Ordensregeln.

Guido. Nichts Vernünſtigeres kann geſchehen.

Illumina. Ach! Marcheſe, könnten Sie mein Herz ſehen.

Guido. Vielleicht würde ich erſchrecken.

Illumina. Gewiß! — Fühlen Sie. Es ſteht ſtill.

Laienſchweſter. Mit Ihrer Erlaubniß, ich gehe, die Erblichene zu ſehn.

Illumina. Sie bedauern die Gute nicht?

Guido. Gewiß recht ſehr! und wenn ich ſie wieder beleben könnte, es ſollte mir nichts zu theuer ſeyn, es anzuwenden, aber —

Illumina. Ach Gott! Sie ſind ein Mann!

Schweigend ging er der Laienſchweſter nach. Illumina, ergriffen wie vom Sturmwind, ſprang auf und folgte ihm. — Sie überzeugten ſich. Die liebliche Amôna war nicht mehr. Guido bat die Laienſchweſter: der Aebtiſſin ſeinen Gegengruß zu bringen und ſie zu bitten, die Leichenbeſtattnng ſo feierlich wie möglich zu beſorgen. Er wolle, erklärte er, alle Unkoſten tragen, und überdem das fromme Schweſternkloſter auch noch recht anſehnlich beſchenken; dann ſeufzte er:

Amôna iſt von uns geſchieden.
Gott ſchenk' ihr ſeinen Himmelsfrieden!

Mehrere Wochen darauf, nachdem ſie der feierlichen Erdenbeſtattung der Leiche Amônens beigewohnt hatten, äuſſerte eines Abends, als ſie zuſammen durch den Garten wandelten, Illumina: ſie ſey beinahe geſonnen, ihre Tage in dem nahen Kloſter zu beſchließen. Ganz gelaſſen fragte Guido:

„Ohne mich?“

„Ohne Sie. — Und wozu denn Sie?“

„Je nun! Man weiß ja nicht —“

„Was denn?“

„Wenn Sie freilich in einem Kloſter ſich beſſer befänden, als bei mir.“

„Als bei Ihnen? — Und wozu denn bin ich bei Ihnen da? Um die Erſcheinungen mit zu ſchauen, die mir Furcht und Grauen verurſachen?“

„Das wär freilich etwas, dem meine Gattin auch ausgeſetzt ſeyn würde.“

„Doch aber nicht als Gaſt, als Fremde.“

„Gleichviel.“

Lienzo brachte einen eben angekommenen Brief. Guido hatte ihn kaum erbrochen, als er ausrief:

„O! es wird bei uns lebhaft werden!“

Illumina. Wie ſo?

Guido. Zwei Couſinen von mir, deren Liebhaber vermuthlich auch in's Feld gerückt ſind, wollen ihren Aufenthalt bei mir nehmen.

Illumina. Und Sie werden ſie aufnehmen?

Guido. Warum nicht?

Illumina. Hier, in dieſem Schloſſe?

Guido. Man ſagt es ihnen voraus, daß ein Spuk hier umgeht, und dann ſteht es bei hnen, ob ſie hier bleiben wollen oder nicht. — Uebrigens leben wir hier wie in einer kleinen Feſtung. Wenigſtens eine Streifparthie überrumpelt uns ſicher nicht. — Alſo, ſie mögen kommen. Es wird, wie geſagt, lebhafter bei uns werden.

Illumina. Natürlich! Die Couſinen, die Zofen, die Kammermädchen — Das gibt Veränderungen. Die Erſcheinungen verurſachen Verwirrungen, die ein kluger Marcheſe zu benutzen weiß — Man wagt Verſuche, ſie gelingen zuweilen —

Guido. Warum nicht?

Illumina. O! es wird allerliebſt werden!

Pater **Placidus**, der Schloßkaplan, trat herbei und brachte die Nachricht: die Oeſterreicher rückten gegen Neapel vor. Der General Pepe aber habe geſchworen, es ſolle keiner von ihnen allen ſein Vaterland wieder zu ſehen bekommen. Darüber, meinte der Pater, habe man ſich doch zu beklagen, da es chriſtkatholiſche, gezwungene Streiter wären. Was aber die Carbonari betreffe, ſo wiſſe man ja, daß ſie Pſeudomaurer, alſo elende Lutheraner wären.

Illumina bedauerte die Ketzer; der Pater aber bewieß ihr aus der glaubwürdigen Legenda lombardica, daß die Ketzer gar kein Bedauern verdienten. Im Vertrauen eröffnete er aber auch, der Veſuv werde ſeinen Schlund aufthun, und nicht eher ſich beruhigen, bis er alle Lutheraner verſchlungen habe.

Guido. Je nun! ſo kommen ſie mit guter Manier hinweg.

P. Placidus. Ja, wie das ſo zu gehn pflegt; es werden bei dieſem Lärm aber auch mehrere katholiſche Chriſten mit in's Gras beißen müſſen.

Guido. Das wird nicht anders ſeyn können.

P. Placidus. Freilich! freilich! Der Herr der Heerſchaaren wird aber auch wieder für ihre Vermehrung ſorgen. In Hinſicht dieſer Vorſorge iſt es ſchon mehreren chriſtlichen Seelen in die Herzen von oben gegeben worden, eheliche Verbindungen zu ſchließen, welche ſelbſt Attentionen auf chriſtliche Wittwen nicht ausſchließen. — Daher iſt auch u. a. mir aufgetragen worden, mit dem Hammer der Ueberredung anzuklopfen und zu ſondiren; ob nicht etwa ſelbſt die Frau Gräfin geſonnen ſeyn ſollte —

Illumina. Ich? — Mich laſſen Sie in Ruhe!

Guido. Wenn aber nun eine vortheilhafte Parthie —

Illumina. O Marcheſe! Die Wittwe Lamentana hat (wenn ſo ein Fall einträte) nur für Einen Mann ein Ja. Und dieſer Eine —

Guido. Mir ſollten Sie den Namen dieſes Einen doch anvertrauen.

Illumina. O! dieſes Anvertrauen! — Herr Pater! mein Jugendfreund, der Herr Marcheſe, iſt gewiß ein guter Mann, — aber nur Entſchloſſenheit fehlt ihm. Empfehlen Sie ihm dieſelbe doch gelegentlich in der Beichte an.

P. Placidus. Werde nicht verfehlen; wenn der Herr Marcheſe es befehlen.

Illumina. So etwas empfiehlt er, aus Zerſtreuung, nie.

Lienzo, ein ſchönes Bouket präſentirend, trat herbei und fragte: ob er etwas Artiſtiſches referiren dürfe? Dieſe Erlaubniß erhielt er und erzählte:

„Unten in dem Flecken unter der Veſte Toraldo ſteht von Figur und Anſehen ein ſehr entſchloſſener Mann öffentlich aus, in einer Breterbude, die er geſchmückt und geziert hat und als Theater braucht. Auf dieſem giebt er, zur Beluſtigung ſeiner Zuſchauer, kleine Commödien und Singſpiele. Er ſelbſt agirt in Einer Perſon, den Pantalon, die Alten; den Geſomino, den Liebhaber; den Leporello oder Brighella, den Diener; und den Dottore. Sehr klagt er um ſeinen Arlechino, der ihn verlaſſen hat und unter das Freiheitsheer als Capitano gegangen iſt, Zwei Mädchen hat er bei ſich, die ſingen und die Rollen der Liebhaberinnen ſpielen. — Eine alte Signora ſitzt bei der Kaſſe und richtet zwei Affen ab, die auch mit herumziehen. Hier iſt eine gedruckte Einladung, dergleichen er welche vertheilt. (lieſt.)

Aviso.

„Zu einem theatraliſchen Quodlibet und Divertiſſement wird hiermit geziemend eingeladen von

Severo Merlino.
Auch'io sono Poeta e Pittore."

Lächelnd ſagte der Marcheſe: „Das mag luſtig ſeyn! Ich will ihn ſprechen. Als Maler gedenke ich ihn zu beſchäftigen, dieſen regſamen Merlino. Sag ihm das, Lienzo. Seine Erzählungen werden uns Einſame vielleicht gut unterhalten. Er kann noch dieſen Abend kommen.“

Als Lienzo ſich empfohlen hatte, erzählte P. Placidus, ſein Kloſter habe eine Anforderung erhalten, der neapolitaniſchen patriotiſchen Armee 300 Säcke, gefüllt mit Korn und türkiſchem Weizen, zu liefern. Noch ſey es aber nicht geſchehen, weil das Kloſter ſelbſt in Kornverlegenheit ſey. — Die Gräfin bat um dreißig bis vierzig Seelenmeſſen für die Seele ihrer abgeſchiedenen Amöna. Sie händigte ihm dabei, für ſeine Bemühung, das Geld ein, und er pries die gottesfürchtige Güte der Geberin, indem er, das Geld zu ſich ſteckend, bemerkte, daß Geben ſeeliger als Nehmen ſey.

Nicht lange waren ſie, da der P. Placidus ſie verlaſſen hatte, in das Schloß zurückgekehrt, als Lienzo Merlino, den Dichter und Maler in Einer Perſon, anmeldete. Der Marcheſe ließ ihn eintreten. Die Gräfin, eine Zuhörerin abzugeben, kam gleich nach ihm. **Merlino** wußte mit wahrer Feinheit ſich zu produciren und zeigte ſich, was man ſeiner Kleidung eben nicht anſah, als einen ſo gebildeten Mann, daß der Marcheſe ſich nicht enthalten konnte zu fragen:

„Wie kommen Sie aber, bei Ihrem Benehmen —“

Merlino. Sie wollen fragen, mein verehrteſter Herr Marcheſe! wie ich in den Zuſtand komme, in welchem Sie mich ſehen? Das iſt mit wenig Worten zu ſagen: Ich bin ein Ball in der Hand des Schickſals. Dieſes ſpielt — wie Sie geſtehen werden müſſen — zu ſeinem Vergnügen mit Menſchen, wie die Kinder mit Bällen.

Guido. Darf man wiſſen —

Merlino. Sie dürfen Alles wiſſen, was mich betrifft. — Ich bin in Kalabrien geboren und von den Jeſuiten erzogen. Von dieſen habe ich meinen, den ihnen ſelbſt eigenen theatraliſchen Zuſchnitt, aber auch meine andern Kenntniſſe und meine Liebe zur Poeſie. Denn dieſe edle Geſellſchaft kann wirklich und mit Wahrheit eine geiſtlich-poetiſche Societät genannt werden.

Guido. Wohl bemerkt!

Merlino. Ihr ſtabilirtes Ganzes iſt, vom heiligen Inigo, ihrem Ordensſtifter, an, bis auf ihren jetzigen interimiſtiſchen General, eine erhabene Licentia poetica-ecclesiastica. — In mehrern Dichtungsarten und Gattungen habe ich mich nicht ohne Beifall beſtrebt, etwas Erfreuliches zu leiſten. Von kleinern und gewöhnlichen poetiſchen Dingen und Schwirbelſchwänzen, wie z. B. von Sonetten u. dgl., will ich gar nicht ſprechen, denn dieſe fließen mir, als ohnehin faſt geſtaltloſe Dinge, aus der Feder, wie nichts. Ja, ſchlafend und träumend dichte ich welche, die — wie ich wohl behaupten darf — alle des Aufzeichnens werth ſind, wovon ſchon Proben vor den Augen des ſiziliſchen Publikums liegen. Aber ich bin auch dabei, ein eklogiſches Heldengedicht meinem poetiſchen Geiſte zu entringen, welches die Welt unter dem Titel: Illumina, die Freundliche, erhalten wird.

Illumina. Ich freue mich in voraus, dieſe meine Namensſchweſter zu ſehen.

Merlino. Wie glücklich wird dann der Dichter ſeyn! — Ich reiſte mit Empfehlungen bis Padua, ſtudierte dort, übte mich in Geſchäften in Florenz, kam nachher in die Dienſte des Kardinals Alberoni, und endlich nach Neapel. Hier ſollte ich Kriegskanzlei-Sekretair werden, aber es war keine Kriegskaſſe vorhanden. Umſonſt, aus Patriotismus, konnte und wollte ich nicht dienen und ging ab. Das nahm die ſich von dem Patriotismus mehr und viel verſprechende Carbonari-Societät übel und wollte mich eraxten laſſen. Ich ſuchte meine wenigen Kenntniſſe als Portrait- und Thier-Maler hervor, benutzte dieſelben ſo gut ich konnte, und lebte ganz vergnügt in Neapel, bis Handwerksneid mich von dort zu entfernen wußte. Ich dachte an die Expektorationen des herrlichen Malers und Dichters Salvator Roſa; dunque Salvator son chiamato, crucifigo grid'ogni persona! ſchrieb, wie er, eine bittere Satire gegen meine Widerſacher, machte meinen Pindus zu ihrer Schädelſtätte und ging, wie derſelbe, unter eine Schauſpielergeſellſchaft. Da war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen; überwarf mich mit dem unwiſſenden Impreſſario, ging unter die Geſellſchaft eines andern, ſchrieb ein Stück: Der Patriot in tauſend Aengſten, war unklug genug und ließ es aufführen. Der General-Feldherr Pepe fand ſich beleidigt und wollte mich auf der Parade von einem ſeiner Tapfern durchfuchteln laſſen. Ich erfuhr es, entfloh auf einer maltha'ſchen Speronara, und blieb ungefuchtelt. Unter dem Schutze der Engländer ſchrieb ich in Maltha eine poetiſche Satire, genannt: Der Held von vorgeſtern, ließ ſie in Meſſina drucken, nahm das dafür gelößte Geld, ſtellte mich an die Spitze von fünf Menſchen und zwei Affen, und errichtete eine wandernde Quaſiſchauſpielergeſellſchaft, mit der ich nun auf gutes Glück in der Inſel umherziehe. Doch habe ich einen großen Verluſt erlitten, da mein prächtiger Arlechino abgegangen und patriotiſcher Freiheits-Capitano geworden iſt. — Jetzt ſuche ich mich nun kunſtmäßig in der Cyclopum terra durchzubringen, ſo gut ich kann, und bitte, als wandernder Dichter und Schauſpieler, wenn es ſeyn kann, um Ihren gnädigen Beſuch. — Meine Kunſtfähigkeit als Portraitmaler will ich zu produciren wagen, wenn es die vortreffliche Signora Illumina erlauben —

Illumina. An meinem Portrait? Das wird nicht ſeyn können, weil ich entſchloſſen bin, mich nur für meinen Gemal portraitiren zu laſſen.

Guido. Der bekömmt ja das Original! — Aber ich, werther Signore Merlino, nehme Ihr Talent als Maler in Anſpruch.

Illumina. Ach! wohl als allegoriſcher Maler?

Guido. Wie?

Illumina. Nun! wollten Sie nicht die Unentſchloſſenheit in Ihr Schloß malen laſſen?

Guido. Gleich neben die Entſchloſſenheit, in die unbemalten Niſchen im myſteriöſen Schloßſaale. — Zudem werden zwei meiner Couſinen kommen, deren Portraits doch auch in die

Sammlung der Familiengeſichter gehören. — Kommen Sie mit mir in den Saal.

Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Saal. Merlino bemerkte ſogleich die Portrait-Lücke und fragte: Woher dieſe entſtanden ſey? Guido erklärte dem Künſtler die Bewandniß und verhehlte ihm nichts. Dieſer rief aus: „O! daß ich die Erſcheinungsdame erblicken könnte! Ich malte ſogleich ihr Portrait, wie ich es ſäh, und wir füllten den Platz aus.“ Darüber freute ſich Guido gar ſehr und Merlino rief aus: „Das wünſche ich! So würde ich mich den Geiſtermaler in Trinacria dann nennen.“

Der eintretende Laufer meldete die Ankunft der Couſinen. Der Marcheſe bat den Maler, ſich bei ihm im Schloſſe einzulogiren, ſeine Signorellen und Affen mitzubringen, und ließ ihnen von dem Caſtellan Stuben, Kammern und einen Saal, Parterr, im Schloſſe anweiſen, was ſogleich dankbar angenommen wurde. — Indeſſen ging Guido den Couſinen entgegen.

Dieſe waren eben dem Reiſewagen entſtiegen und hatten noch mancherlei Befehle ihren Kammerjungfern und Bedienten zu ertheilen, als Guido, während dem Abpacken, auf ſie zutrat und ſie willkommen hieß. Da ſie ſich nicht kannten und nie geſehen hatten, gab es Veranlaſſung, auf neapolitaniſche Art viele Komplimente zu wechſeln. Dann führte ſie Guido auf die für ſie bereit gemachten Zimmer und war ſehr vergnügt, denn beide waren ungemein lebhaft, obgleich nicht vorzüglich ſchön zu nennen, wiewohl man ihnen gern in ihre freundlichen Geſichter ſehen mochte. Guido war ſo galant, ſie von ſiziliſchen Muſikanten mit Muſik empfangen zu laſſen, bei der, weil ſie größtentheils aus bekannten Landesmelodien beſtand, Merlino ſogleich die ſich bei ihm befindenden Mädchen als Sängerinnen anſtellte. Indeſſen kam die Gräfin herbei. Viele Komplimente wurden wieder gewechſelt; als aber Illumina ſich endlich niedergelaſſen hatte, öffnete ſich die Thür, durch welche Merlino, im Coſtum eines auf dem Capitol gekrönten Dichters, eintrat und alſo ſprach:

Verlegnet konnte nicht auf Ida's Blumenhöhen
Paris, der glückliche, der drei Göttinnen Pracht
Mit des Entzückens Blick und Menſchenaugen ſehen,
Als mir dies Dreigeſtirn in Himmelsklarheit lacht.
Ein Apfel nicht genug, dies Kleeblatt zu verehren,
Soll hier geſpendet ſeyn, als Ambra Dichter Koſt
Drei Aepfel trage ich. Dies Körbchen will ich leeren.
Daß jede den bekömmt, den des Olympus Poſt
Dem Dichter zugeſchickt, ſie freudig zu vertheilen.
So wird der Dichtkunſt Werth das ſchönſte Ziel ereilen!

„Scharmant!" — rief Guido aus. Merlino aber vertheilte die ſchönen Aepfel, und unter jedem lag ein Sonett.

„Sehr verbunden, als Götterkönigin! — rief Illumina aus, denn ſie beſang das Sonett als Juno.

Durch die andern Sonette wurden die Couſinen, die eine, Celania genannt, zur Minerva, und die andere, Fauſtina, zur Afrodite.

Ich bin doch immer glücklich! — rief ſie aus; — auch ſelbſt in Schmeicheleien und Aepfelvertheilungen!"

Merlino, der bewieß wie galant und gewandt er als Gelegenheitsdichter war, ſprach, improviſirend, ganz allerliebſt über die Aepfel, wo er zwar den Apfel der lüſternen Frau Eva nicht vergaß, aber ihn ſo geſchickt an den Granatapfel der Proſerpina anzureihen wußte, daß er Gelegenheit bekam, von den Gefilden Enna in Sizilien zu ſprechen, wo der Raub in den Blumenfluren geſchah. Entzückt poetiſch rief er aus:

Der Jungfrau ſüße Laſt, die Enna's Felder drückte,
War ſchöner als die Flur, die dieſen Anger ſchmückte.

„Das bin ich auch wieder!" rief Fauſtina aus. — „Recht gern will ich eine Blumenlaſt ſeyn; und zwar jetzo die Ihrige, Herr Marcheſe! Seine Blumenlaſten verſchlingt Neapel jetzt alle; denn jedes Mädchen, jede Frau giebt ihrem Liebhaber, Mann oder Freund, einen Blumenſtrauß mit, ehe er in's Feld eilt, Lorbeeren auf der Bahn der Ehre zu brechen."

Näher ertönte die Muſik; die Sängerinnen traten in den Saal und tanzten die Tarantella. Merlino ſtimmte an und alle drei ſangen das Volkslied:

Tanzt, ihr feinen Zitadellchen,
Tanzt ein frohes Tarantellchen,
Fraget nicht nach Schlafenszeit,
Tanzet bis ihr müde ſeyd!

Lachend rief Fauſtina: „Ja, müde ſind wir von der Reiſe;“ — die Kammerjungfern wurden herbeigerufen; man wünſchte einander wohl zu ſchlafen. Alle begaben ſich zur Ruh.

Nachdem der Marcheſe ſeine Couſinen erſucht hatte, ihre Portraits der Sammlung ſeiner Familiengemälde einzuverleiben, und ſie ihm ihrer Bereitwilligkeit verſichert hatten, machte ſogleich den folgenden Morgen ſich Signor Merlino an's Werk. Während dem Malen unterhielt er die Damen mit Erzählungen, Deklamationen und bewieß ſeine Anſprüche, welche er von den Kenntniſſen des Schauſpielweſens zu haben glaubte. **Fauſtina** hörte ihm lange ruhig zu, endlich aber, indem ſie ſchnell aufſtieg, rief ſie fragend aus:

„Iſt Schauſpielweſen Kunſt oder Natur?“

Merlino. Beides.

Fauſtina. So taugt es nichts. Nur das Einfache iſt wünſchenswerth und gut. Was ſoll der Natur die Kunſt? wie bedarf die Kunſt der Natur? Sie werden ſagen, die Behauptung iſt parador; ſie iſt es aber keineswegs. Nur müſſen Sie ſich nicht von dem trennen, was einfach und rein in der Kunſt und in der Natur iſt. Ich mag nichts Gemiſchtes.

Merlino. Grenzlinien und Einſchränkungen brauchen wir aber doch.

Fauſtina. So habt ihr auch nichts Reines. Es iſt komponirte Arznei, komponirtes Vergnügen; kurz, das Ganze iſt nichts als Kompoſition.

Merlino. Giebt es aber nicht Fälle, wo z. B. die Natur zu weit gehen kann?

Fauſtina. Dann forcirt ſie ſich ſelbſt und iſt keine Natur mehr. Nehmen Sie eine blühende Hiazinthe und beſprützen Sie dieſelbe mit gemachtem wohlriechenden Waſſer; ſie iſt nichts Urſprüngliches mehr. Nicht wahr: Sie müſſen mich malen wie ich bin? nicht wie ich ſeyn ſollte, nach dem Verlangen Ihrer Kunſt?

Sonſt bin ich nicht Fauſtina. — Still! was war das in dem Saale?

Die Thür ſprang auf. Die uns ſchon bekannte, weibliche Erſcheinung trat ſchnell in das Zimmer, ſtellte ſich einige Minuten lang vor den erſchrockenen Maler hin, dem der Pinſel aus der Hand fiel, und verließ eben ſo ſchnell das Zimmer wieder, indem Celania ohnmächtig auf das Sofa zurückſank, Fauſtina aber mit in den Boden gewurzelten Blicken ſtill, bleich und ohne Leben da ſtand. So fand Guido die Geſellſchaft, konnte ſich das leicht denken, was ſie geſehen hatten, und fragte:

„Nicht wahr, Sie ſahen den Schloßſpuk?“

Merlino verſicherte, ſonſt nicht leicht zu erſchrecken, geſtand aber, daß es jetzt geſchehen ſey, kam nach und nach zu ſich und rief aus: „Mein Gott! ſolche Schreckensaugen, wie dieſe der Erſcheinung, hat in natura ſicher noch kein Künſtler geſehn!“

Guido. Dieſes iſt die in der Portraitgallerie fehlende Geſtalt, die ich für mich zu malen Sie erſucht habe.

Fauſtina. Das iſt der Schloſſpuk hier, von welchem ſo viel geſprochen wird?

Guido. Eine weißbekleidete Damengeſtalt? Nicht wahr?

Merlino. So iſt es.

Fauſtina. Warum erſcheint ſie? Was will ſie?

Guido. Wer weiß es?

Fauſtina. Ich komme nicht leicht außer mir; diesmal aber —

Merlino. Was ſoll man denken? ſagen?

Guido. Sie können ſie nun portraitiren?

Merlino. Wie wird es mir aber gehen?

Guido. Galant ſind ja die Damen immer gegen Künſtler.

Merlino. Gefragt ſollte ſie aber doch erſt werden; wenigſtens in einem Briefe.

Celania. Ach! wie iſt mir? — Laſſen Sie, Herr Marcheſe — laſſen Sie einen Arzt rufen.

Guido. Eſſenzen für ſolche Zufälle ſind ſtets bereit.

Merlino. Erlauben Sie mir auch Antheil daran zu nehmen. — Ich liebe überhaupt alles Spirituelle.

Fauſtina. Mir laſſen Sie ein Pferd ſatteln.

Merlino. Ob ich den Pegaſus beſteigen kann, will ich verſuchen.

Fauſtina. Ich muß hinaus in's Freie!

Merlino. Ein Madrigal, berührend eine ſolche Erſcheinung, muß ſich leſen laſſen, ſollte ich meinen?

Fauſtina. Ich muß dieſelbe aber allein gehabt haben; ſo wird es ein Madrigal heroiſcher Gattung, beſſer als wenn es lamentabel klingt und Mitleid zu erregen ſucht. Aber, *eine Viſion*, würde ohnehin das Gedicht am beſten überſchrieben ſeyn. — Herr Marcheſe! laſſen Sie mir einen Renner ſatteln; Ich will, ich muß mein Blut umtreiben; denn Eindruck hat die Erſcheinung doch auf mich gemacht.

Merlino. Mir ſchwebt die Schreckensgeſtalt noch vor den Augen.

Guido. Recht gut für das Portrait.

Merlino. Schreckbar muß es ohnehin werden und ſich den Augen der Seher darſtellen. Aber — anfragen, — wie geſagt, — werde ich doch. Es wird das Portrait einer Dame, und dieſe haben gewöhnlich eigenſinnige Capriſen, betreffend ihre Bildniſſe.

Fauſtina. Da die meiſten Familienbilder im Saale in ganzen Figuren dargeſtellt ſind, ſo gebe ich Ihnen, celebro pittore, auf, mich zu Roſſe darzuſtellen, in Amazonentracht, mit leichten Sinn erneuend. — Da wir nun einmal von Darſtellungen reden, ich Ihnen auch angegeben habe, wie ich dargeſtellt zu den Familienbildern geſellt zu werden wünſche, ſo bitte ich, ſtellen Sie meine Schweſter Celania, ſitzend, in kontemplativer Geſtalt dar, ſo ungefähr, wie die griechiſche Muſe der Aſtronomie, und den Herrn Marcheſe als einen modernen Archimedes oder Palladio; wenn er es erlaubt. — Was aber die Erſcheinungsdame betrifft, ſo mag dieſelbe feierlich, wie eine Cybele, auf einem von Löwen gezogenen Wagen thronen; doch muß ſie ſo etwas Hekatiſches verrathen. Zwar eine Hekate macht eigentlich in unſern Zeiten kein Glück, aber das braucht die Erſcheinung auch nicht; ſie kann ganz iſolirt daſtehen und wird ſich ſtets am rechten Platze befinden. — Wo ſteckt unſere Gräfin Illumina? Wenn dieſe in die Reihe der Familienbilder käm', ſo würde ich rathen, ſie als Schäferin darzuſtellen, ein Vergißmeinnicht in der Hand, oder eine Ringelblume, dieſelbe zum Frageſpiele zu zerzupfen. „Er liebt mich, — von Herzen — mit Schmerzen — ein klein wenig — Aber das letzte Blütenblättchen müßte noch am Stiele ſitzen.

Guido. O! freundlicher Muthwille! — So neckend, auf's Roß geſetzt, pittore mio!

Fauſtina. Und unter das Bild der Erſcheinung geſetzt den Guariniſchen Ausruf: Ogni impossibil cosa al fin si vede!

Merlino. O! meine zehnte Muſe, welche herrlichen Einfälle vereinigen ſich in dieſer Dafnegeſtalt!

Fauſtina. Doch mag ich nicht als Lorbeerbaum gemalt ſeyn, denn ſeine Zweige ſind ja doch nur da, den flatterhaften Dichtergott zu bekränzen, oder die Schläfe eines blutdürſtigen Feldherrn zu ſchmücken. Doch, gedürrt, zerſtoſſen, eingenommen, ſollen die Blätter die fallende Sucht vertrieben —

Merlino. Friſch aber, als Kranz getragen, ſchützen ſie gegen die Wirkungen des Blitzes.

Fauſtina. Eine imperatoriſche vermeinte Sicherheit, die noch durch kein Beiſpiel beſtätigt iſt. — Nun? iſt geſattelt?

Der Laufer trat ein, meldete, die Silberſchäcke ſtehe geſattelt da und der alte Pater Anſcario, nebſt zwei Ordensbrüdern, wünſche ſeine Aufwartung zu machen.

Der Marcheſe nahm den Beſuch an und bat die Geſellſchaft, zu bleiben. Er ſelbſt ging den Mönchen, ſie zu bewillkommen, entgegen. Sprechend traten ſie ein.

Anſcario. Der Herr Abt läßt ſich beſtens dem Herrn Marcheſe empfehlen.

Guido. Willkommen, ehrwürdige Herrn! ſetzen Sie ſich!

Fauſtina. Hier — hier nehmen Sie Platz! In Ihrem Alter —

Anſcario. Ja, man iſt ſtumpf geworden, daher nimmt man, in meinen Jahren beſonders, gern einen Sitz an. Die Ruhe wird ja ſtets ſitzend dargeſtellt und die Betrachtung auch. Ach! und welche Betrachtungen laſſen ſich nicht in unſern Zeiten anſtellen, die nicht erfreulich genannt zu werden verdienen.

Da iſt ein ewiges Drängen und Streben nach Neuerungen, ein hartnäckiges Beſtreben das Alte umzuſtoßen, in Gebräuche, Sitten und Obliegenheiten Hinderungen einzuwerfen, ja ſogar feſtgegründete Obſervanzen wo möglich zu vernichten und Briefe, Urkunden und Siegel nicht mehr zu reſpektiren. — Die Beförderer der Empörungen wollen nichts Feſtgegründetes anerkennen. Auch den Kloſterurkunden haben ſie republikaniſche Vernichtung geſchworen. — Deshalb ſind wir darauf bedacht, unſer Archiv zu ſichern, die Spreu von dem Waitzen zu ſondern und alles wohl durchzuſehen, zu beantlitzen und zu perluſtiren. Beſonders haben dieſe enorme Mühe beide, neben mir ſitzende Herrn Patres übernommen, und da hat denn P. Celeſtino —

P. Celeſtino. Gefunden habe ich Bruchſtücke eines alten Manuſkripts, betreffend die edle Familie Toraldo, deren Geſchichte, Entſtehungserzählung u. ſ. w. Aus dieſer ſehr alten Handſchrift geht nun hervor, was ich hier nur mit wenigen Worten aufgezeichnet habe: (leſend.) „Noch lange hielt ſich in der Inſel

Sizilien, als man ſie zu verjagen und auszurotten ſuchte, ein Stamm der Saracenen, welche im neunten Jahrhundert ſich derſelben beinahe ganz bemächtigt hatten, unter ihrem Feldherrn, dem Emir Iſſuf Xarip, genannt den Streitbaren, der beſonders in unſern Gebirgsgegenden ſich feſtgeſetzt hatte und entſchloſſen war, lieber ganz vertilgt zu werden, als den chriſtlichen Normanen zu weichen. Da kam es nun zu ſchreckbaren Gefechten, an denen auch die Ahnherrn des Hauſes Toraldo, die damals Raldo, auch Aldo ſich ſchrieben, thätigen Antheil nahmen. Einer der ſtreitbaren Ritter dieſes Geſchlechts aber gründete den Familienſitz und erbaute dieſes Schloß, genannt Toro. Darauf nahm er den Namen Toroaldo an, woraus in der Folge Toraldo entſtand. Dieſer wackere Streiter und Norman aber hatte, man weiß nicht wie, wo und auf welche Art, freundliche Bekanntſchaft gemacht mit Saladina, der einen Tochter des Emir Iſſuf Xarip, die zu ihm entfloh, ihn liebte und ſich erbot, ihren falſchen Glauben abzulegen. — — Als endlich aber auch der

Reſt der ſich noch wehrenden Saracenen beſiegt und vertrieben wurde, iſt Saladina bei ihrem Gemale Guido Toraldo geblieben. — Der Erzähler aber weiß von ihr nur wenig zu ſchreiben, giebt jedoch zu verſtehen, es ſey mit der Bekehrung ihr kein wahrer Ernſt geweſen, und ſie ſey darüber mit dem Biſchoffe in wahren Hader und Streit gerathen. Man beſchuldigte ſie mehrerer Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten gegen die Chriſten und ſo vieler Unbilligkeiten, daß der Biſchoff, weil keine chriſtlichen Ermahnungen fruchten wollten (zumal da man ſie auch beſchuldigte, ſie habe nach dem Leben ihres Gemals geſtrebt), ſich genöthigt ſah, ſie öffentlich in den Kirchenbann zu thun. In dieſem iſt ſie nun geſtorben, ohne Abſolution und Beichte, mit böſem Willen gegen den Biſchoff und die Diener der heiligen Kirche, denen ſie gehäſſig ſtets nachtrachtete, ſo daß der Hirt der Kirche endlich ſogar genöthigt war, einen zweiten Fluch über ihren Leichnam und ihre Seele auszuſprechen, mit welchem ſie beerdigt wurde. — In dieſem Fluche, welchen der fromme Ober-Kirchenhirt, über

Saladinens unchriſtliches Leben ſehr aufgebracht, ausſprach, hieß es unter andern (man denke ſich in jene Zeiten!): Umher irren, als ein Geſpenſt, ſoll deine Seele unter den Luftgeiſtern, zum Schreck deines Anſehens und zum Erſtaunen der Menſchen, in ſteter Beſchäftigung, bis die Zeit deiner Seelenbuße vollendet ſeyn wird, damit ſie gereinigt erfunden werde.“ — Hier bricht die Handſchrift ab, von welcher, wie mit Fleiß vernichtet, die folgenden Blätter von frevelhafter Hand abgeriſſen worden ſind.

Guido. O! wenn dieſe Blätter ſich fänden! Herr Pater! ich bitte Sie, wenden Sie alle Mühe an, dieſelben aufzuſuchen. Dankbar will ich ſeyn und ihr Kloſter wohl bedenken.

P. Celeſtino. An meinem Fleiße und an meinen Bemühungen ſoll es gewiß nicht fehlen. Allein bis jetzt iſt alles Forſchen und Suchen deshalb vergebens geweſen.

Guido. O! laſſen Sie mich hoffen. Sie wiſſen nicht —

Fauſtina. Was ſagt denn die Handſchrift von dem Gemal dieſer wilden Saracenin? Wie wird er geſchildert?

P. Celeſtino. Ganz kurz, als ein wackrer, tapferer, chriſtlicher Ritter.

Fauſtina. Aha! vermuthlich ſo ein geduldiger, chriſtlicher Ehe-Herr; ſo ein an's Ehekreuz genagelter Mann?

P. Celeſtino. Wer will das wiſſen?

Fauſtina. Glauben läßt es ſich.

Guido. Haben Sie, meine ehrwürdigen Väter! noch nicht ſprechen hören von einem Spuke dieſes Schloſſes?

P. Anſcario. Ja, ich erinnere mich, daß davon geſprochen worden iſt. Er ſoll umgehen, ich glaube in weiblicher Geſtalt.

Guido. So iſt es.

P. Celeſtino. In einer alten, handſchriftlichen Kloſterchronik, welche der damalige P. Chriſtoforo 1469 geſammelt hat, wird einer Geiſtererſcheinung auf dem Schloſſe Toraldo gedacht, welche ſich bei der Vermälung einer Tochter des Hauſes ereignet habe. Doch wird weiter nichts Genaues davon erzählt und angegeben. Aber unter den Kloſterbriefen, geſchrieben an den damaligen Abt Gervaſio, findet ſich einer eines Signor Tebaldo Toraldo, in welchem derſelbe 1636 in ſine ſchreibt. „Des Schloſſes Spuk iſt vorgeſtern wieder losgebrochen, und veranlaßt mich an die Herren Franziskaner, oder an einen Geiſterbanner zu wenden. Gott gebe, daß es helfe!“

Fauſtina. Es muß nicht geſchehen ſeyn, oder nicht geholfen haben.

Guido. Schon oft habe ich von ſolchen Bannereien ſprechen hören, aber mein Schloß hat ſeinen Geiſterſpuk behalten.

P. Celeſtino. Iſt es möglich!

Guido. Vor einer Stunde ungefähr ſind wir davon überzeugt worden.

P. Celeſtino. Schrecklich!

Guido. Wir alle, wie wir hier ſind. — Ich und die Frau Gräfin Lamentana ſchon zweimal vorher.

P. Celeſtino. Die Erſcheinung thut aber nichts?

Guido. Uns hat ſie nichts gethan. Auch habe ich nicht gehört, daß etwas Gewaltthätiges geſchehen ſey.

Fauſtina. Aber Sie müſſen doch geſtehen, daß es nicht erfreulich iſt da zu leben, wo ſolch ein Schloßſpuk umgeht?

P. Anſcario. Ei, natürlich!

Guido. Mein Großvater und mein Vater haben daher auch nie das Schloß bewohnen mögen. — Mich trieben die anarchiſchen Umtriebe im Königreich Neapel hieher, ſo auch meine Couſinen. Wir ſuchten einen ſichern Freihafen, den politiſchen Stürmen zu entweichen, und gerathen, gegen Partheiwuthen geſichert, in die Hände des Geſpenſterſpuks.

Fauſtina. Man wird, wie es heißt, zwar in der Welt alles gewohnt, aber ſo ſchreckbare Ereigniſſe mag man doch nicht gern erleben.

P. Celeſtina. Ei! wer wollte nicht darüber klagen?

Der Laufer meldete, das Frühſtück ſey aufgetragen. Der Marcheſe führte die Geſellſchaft in den großen Saal. Celania ließ ihre Kammerjungfer rufen, und blieb im Zimmer zurück.

Im Saale, zeigte der Marcheſe den Platz, wo das Bild der Saracenin fehlte. Sehr ernſthaft bekreuzten ſich die Patres ſchweigend, und waren ſehr mäßig bei dem Frühſtück. Merlino aber, dem Appetit nachgebend, ſchien aller Furcht entſagt zu haben. Die Unterhaltung blieb ungeſtöhrt.

Gegen die Tiſchzeit ließen die ehrwürdigen Väter ſich nicht halten und entfernten ſich, nachdem ſie vorher aber, im Namen ihres Abts, den Marcheſe und ſeine Gäſte eingeladen hatten, ihr Kloſter zu beſuchen. Sie gingen. — **Illumina** gab vor nicht wohl zu ſeyn, und indem **Merlino** ſich anſchickte Celaniens Portrait zu entwerfen, folgte der Marcheſe Fauſtinens Beiſpiele, ließ ſich ſein Leibpferd vorführen, und ritt mit ihr aus, den Berg hinab, in's Thal, die herrlichen Wohlgerüche der duftenden Blumen zu genießen. Dabei kam es zum Geſpräch:

Fauſtina. Ob denn wohl der Nachfolger des Biſchoffs den Bannfluch löſen kann, den ſein Vorgänger über Saladinen ausgeſprochen hat?

Guido. Darum müßte er gefragt werden. — Ich aber denke, iſt die Zeit ſeiner Dauer verfloſſen, wird er ſich ſelbſt löſen. — Wenn dies jetzt geſchäh?

Fauſtina. Was würden Sie thun?

Guido. Beſtändig, in wahrer Ruhe, würde ich auf meinem Schloſſe, oder in irgend einer Einſamkeit leben.

Fauſtina. Allein? — Sie ſind der Letzte Ihres Hauſes.

Guido. Wenn ich es nun bleiben wollte? Wär das ein Unglück, zumal in dieſen verhängnißvollen Zeiten? — Wie es auch kommen mag, die enragirten Patrioten Neapels, Leute ohne wahren Muth und ohne Kriegszucht liegen unter; der Adel aber iſt heruntergebracht und der Sizilliſche wird nicht geachtet.

Fauſtina. So wollen wir unverheurathet bleiben; aber ruhig müſſen wir im Schloſſe ſeyn und wiſſen, daß der Erſcheinungs-Spuk nicht mehr ſein Weſen in demſelben treiben darf.

Guido. Daß ſolche Geſpenſter-Spuke doch mehrentheils Frauen ſind!

Fauſtina. Die Frauen paſſen am beſten in's Fegefeuer, an welches ſie ſchon auf der Erde gewöhnlich gewöhnt ſind.

Guido. Witzig genug ſind Sie, dazu beſtimmt zu ſeyn!

Fauſtina. Sie wollen mich alſo gern auf die Feuerprobe gebracht ſehen? Ich bin in Ihrem Schloſſe; illuminiren Sie es.

Guido. O! ich verſtehe Sie. Keine beſſere Hausfrau wüßte ich zu finden, als Illumina, aber —

Fauſtina. Ewig ein Aber!

Guido. Sehen Sie, dort iſt das Kloſter, in welchem die Nachricht von dem Spukweſen meines Schloſſes gefunden worden iſt.

Ein Einſiedler, wie es ſchien, kam ihnen auf dem Wege entgegen und rief:

„Heda, Herr Marcheſe! reuten Sie nicht ſo ſchnell und überreuten Sie das Kräutlein, genannt Saladkne, nicht ſo freventlich. Viel giebt es nicht der Kraft der Springwurzel nach. Jeder Geſpenſter-Spuk reſpektirt es. Das habe ich von einem wiſſenſchaftlichen Kunſt- und Kräuter-Kenñer.“

Fauſtina. Gieb eine Handvoll her von dieſem Kraute.

Einſiedler. Drei kleine Ranken davon ſind genug. Reibet es zu Pulver und räuchert damit.

Guido. Hilft es, belohne ich dich auf dem Schloſſe Toraldo.

Einſiedler. Dort könnt Ihr es brauchen. — O weh! o weh! mein böſer Engel kömmt.

Wie vom Winde ergriffen, flog er gleichſam fort. Der Marcheſe ſtaunte und rief aus:

„Er iſt wahnſinnig!“

Vor dem Dörfchen links ſtand ein Bänkelſänger vor einer Bude, hämmerte mit einem mit Goldpapier umwundenen Stäbchen auf eine bretterne Tafel los, welche mit einer altmodiſchen Aufrißlandcharte, die Sizilien darſtellen ſollte, überzogen war, und ſang nach den Tönen einer Leierorgel, welche ein Mädchen drehte:

Herbei, herbei zu Luſt und Freude
Und merkt auf, was ich ſagen will!

Cyklopen waren große Leute,
  Ganz ungeſchlachtet. Aber ſtill,
Verſchloſſen, ſein, aus fernen Zonen
  Durchſchwamm ein kampfgewohntes Heer
Verwegner, kühner Läſtrygonen
  Die Fluthen und das ferne Meer,
Bezwangen muthig jene Rieſen
  Und der Fäaker Schiffermuth,
Doch endlich ſchwammen nach auch dieſen
  In Strömen, roth vom Kriegerblut;
Denn die Sikuliſchen Cohorten
  Beſetzten dieſes Inſelland.
Da ging es an ein ewig Morden
  Bei jedem kleinen Widerſtand.
Was da nicht fiel, das mußte ſiegen
  Und ſo war alles abgethan.
Da reitzte aber ſchnell die Griechen
  Die ſchöne Inſel-Blumenbahn;
Schnell wußten ſie ſie zu gewinnen;
  Aus Troja's Kriege kam der Schwarm,
Trieb die Bewohner ſchnell von hinnen,
  War kühn und tapfer, bettelarm.
Jetzt fanden ſie ein weiches Lager,
  Das ihnen gar zu wohl bekam,
Bis es ein ganzes Heer Karthager
  Schnell ein und für ſich alles nahm:

Der Römer Ländergier vermochte,
Daß es zu neuen Kriegen kam,
Bis man die Inſel unterjochte
Und ſie, nach Römer-Sitte, nahm —

Fauſtina gab ihrem Pferde die Sporen und Guido folgte ſchnell ihr nach.

Da Ruhe blieb im Schloſſe und keine Geiſter-Stöhrung oder Erſcheinung eintrat, wurde Merlino nicht gehindert, recitirte und deklamirte und malte dabei ſo emſig fort, daß die Bildniſſe in Lebensgröße, Fauſtina ſitzend zu Roſſe, und Celania unter einem ſchönen Baldachin neben Globen und mathematiſchen Inſtrumenten, geſtützt mit dem linken Arm auf einen dickbeleibten Folianten, in der rechten Hand ein, wie nach großer Anſtrengung, niedergeſenktes Fernrohr, fertig wurden, ehe man es vermuthete.

Sogleich wurden ſie auch, wie Fauſtina verlangte, ſo arrangirt poſtirt, daß man ſie ſogleich aufgehangen ſehen konnte.

Nun aber ſollte Merlino ſich an das Portrait der Erſcheinung machen, eine Arbeit, an welche er mit großer Bedenklichkeit ging, denn — ſprach er bei ſich ſelbſt — male ich ſie als Erſcheinung, ſo fürchterlich wie ſie ſich zeigt, ſo kann ſie ſprechen: ſo ſah ich nicht aus, und male ich ſie nach meiner Einbildung, ſo kann ſie einwenden: ſo habe ich auch nicht ausgeſehen. Zudem iſt ſie eine Signora, und den Weibern kann man's ſelten recht machen, wenn man ſie portraitirt. Wie verhalte ich mich nun? Ich will an ſie ſchreiben, und zwar in Verſen, welche Erdenweiber doch gern leſen. — Er ſetzte ſich und dichtete:

Ein Maler, in Verlegenheit,
Erhält jetzt die Gelegenheit —

„Nein! ſo geht es nicht; rief er aus. — Ich muß mich dichteriſcher ausdrücken, da ich zu einem Weſen ſprechen will, das nicht mehr irrdiſch iſt, nicht mehr auf dieſer Erde weilet:

O Bild mit dieſer Engelsmiene,
Genannt einſt ſchöne Saladine —

Auch nichts! — Nicht poetiſch genug für einen Geiſt, nicht ätheriſch erhaben, für einen weiblichen, der jetzo" —

„Da bin ich;“ — rief eine Stimme.

Merlino eilte ſchnell davon, Fauſtina ihm nach, rufend: „Still geſtanden! Ich war's.“

Aber flüchtiger als Achill mit Rehfüſſen, floh Merlino davon und war erſt in Celaniens Zimmer aufzufinden, bei der Guido und Illumina, in Haushaltungsgeſpräche vertieft, ſaßen. Bei des Malers Hereinſtürzen geriethen ſie in ängſtliche Verwirrung, welche Fauſtina aber durch ihr Erſcheinen und die lachende Verfolgung des erſchrockenen Künſtlers ſogleich löſ'te. Illumina aber, mit dem Finger drohend, rief nicht ganz unbefangen aus:

„Treibt mit Dingen keinen Spott, die ihr nicht erklären, nicht ergründen oder ändern könnt! Wenn ihr nun durch ſolche Unfertigkeiten die Schloßerſcheinung reiztet, ſich an euch, an der ganzen hier befindlichen Geſellſchaft zu rächen! Wie da?“

Merlino. Nein, in der That, bei der Sache iſt mir nicht wohl! zumal in meiner Situation. Ich weiß gar nicht, wie ich mich klug genug benehmen, verhalten und betragen ſoll.

Fauſtina. Je nun, ich, an Ihrer Stelle, malte den Geiſterſpuk ſo, wie ich ihn geſehen hätte, und ſchrieb mein: anch'io son pittore! dazu. — Man hat ja auch Beiſpiele, daß dergleichen deſolirte Weſen dankbar genug geweſen ſind. — Malt Ihnen der Geiſterſpuk einen Schnurrbart in's Geſicht, ſo tragen Sie dieſes Zeichen zur Patriotenarmee und es wird heißen: Cospetto! wie ſchreckbar ſieht der Pittore aus! — Gewiß hätte dann Salvator Roſa nicht fürchterlicher ausgeſehen, da es dem Tollkopf beliebte, als Kriegsknecht aufzutreten. — Der iſt ja doch Ihr Vorbild, Signor Merlino?

Merlino. Ich läugne nicht, daß ich —

Fauſtina. Und den Namen haben Sie von dem Erzzauberer Merlino, der ſogar die runde Tafel ſtiftete, was können Sie alſo fürchten? Nichts, als etwa höchſtens ſich ſelbſt.

Merlino. Wie beneidenswerth Sie auch, mia Signora carella! Ihre herrliche Laune macht, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich, in meiner Lage, jetzt viel lieber auf dem Pindus ſitzen möchte, als hier dem leeren Platze gegenüber, den ich mit einem geſpenſtlichen Portrait bedecken ſoll.

Guido. Ich erlaſſe Ihnen auch dieſe Arbeit, wenn Sie ſich fürchten, dieſelbe zu unternehmen. Iſt der Platz ſo lange ohne Bild geblieben, ſo kann es jetzo auch bleiben, — der Rückerinnerung wegen wenigſtens.

Fauſtina. Damit die Wand bedeckt wird, hängen Sie mein Portrait dorthin. Das Geiſterweſen kann es doch nur wieder von der Wand herabwerfen, oder höchſtens zerreißen. Dann wär's eine Erklärung des Nichterkennens meiner Aehnlichkeit, und die Beleidigung gält dem Zauberer Merlino. — Der würde ſich ſchon zu rächen wiſſen. Satiriſch genug iſt er.

Merlino. Ich armer Pittore!

Da trat der Caſtellan herein:

Fauſtina. Der Caſtellan will etwas melden; das ſehe ich ſeinem Geſichte an.

Caſtellan. So iſt es, meine Gnädige!

Guido. Sag an: Was giebt es?

Caſtellan. Es giebt nichts, aber es ſoll etwas geben.

Guido. Heraus mit dem Soll.

Caſtellan. Es iſt gebräuchlich — die Ordre erbt von dem Caſtellan dieſes Schloſſes auf ſeinen Nachfolger fort —: daß am Norberto-Tage gegen Abend, wenn es ſechs ſchlägt, das Glöckchen auf dem rothen Thurme funfzigmal zum Läuten angezogen wird. Da heute nun der Norberto-Tag iſt, wollte ich anfragen —

Guido. Das Glöckchen wird funfzigmal angezogen, wie es gebräuchlich iſt —

Caſtellan. Doch, wegen der anweſenden Geſellſchaft, die noch niemals ſo zahlreich an dieſem Tage hier geweſen, —

Guido. Thut der Geſellſchaft nichts. Es wird geläutet. — Iſt ſonſt dabei noch etwas im Gebrauch?

Caſtellan. Es kommen arme Leute, die ſingen das alte Sterbelied: alma, alma Povera! etc. und erhalten kleine Gaben —

Guido. Alles ſoll gehalten werden, wie es ſonſt gehalten wurde.

Fauſtina. Und der Caſtellan?

Caſtellan. Das iſt ſeit fünf und ſiebenzig Jahren nicht vorgekommen —

Fauſtina. Nun?

Caſtellan. Kann heute auch nicht vorkommen.

Fauſtina. Was iſt's denn?

Caſtellan. Mit dem letzten Glockenton erhält der Caſtellan von der Frau des Schloſſes — einen Kuß —

Fauſtina. Der tauſend!

Caſtellan. Ja, einen Kuß, mit den Worten: Bis der letzte Ton verhallt, mit der Strafe Schreckgeſtalt. — Da aber jetzt keine Frau des Schloſſes exiſtirt —

Fauſtina. Fatal genug, daß ſolche alte löbliche Gewohnheiten in's Stocken gerathen müſſen!

Guido. Um ſechs Uhr wird geläutet; die Armen erhalten ihr gewöhnliches Spendedeputat, und den Kuß — mußt du gut behalten.

Fauſtina. Laß ihn dir einſtweilen von deiner Frau geben —

Caſtellan. Das hat mein Vorfahr gethan und hat ſich den Supplementkuß — wie er ihn genannt hat — von ſeiner Braut geben laſſen, hat aber ſogleich von unſichtbarer Hand eine ſolche derbe Maulſchelle erhalten, daß er einen dicken Backen behalten hat ein Jahr lang, bis an den nämlichen Tag; da iſt der dicke Backen vergangen, aber die Braut, ſeine nachherige Frau, hat die Ohrfeige jährlich erhalten, bis an ihren Tod.

Fauſtina. Wenn es ſo iſt, ſoll deine Frau pardonirt ſeyn. — Läute nur recht herzbrechend!

Caſtellan. So gut ich kann.

Illumina. Und laß den Armen nichts abgehen. Hier haſt du noch eine Wenigkeit dazu.

Caſtellan. Das vergelte Gott und der heilige Norbert!

Guido. Wie ſonderbar! — Der Pater Celeſtino ſoll mir über alles das eine Geſchichte ſchreiben.

Merlino. Ich bringe dieſelbe in Verſe, laſſe ſie drucken —

Fauſtina. Laſſen ſie abſingen, ſich bezahlen, — was das Beſte iſt; — und ſehen zu, wie ſich ein Kuß anbringen läßt, von — einer Schloßfrau oder von einer Schloßzofe; wie es gehn will.

Merlino. Man feiert die Feſttage, wie ſie fallen.

Fauſtina. Ich denke immer, der alte Caſtellan iſt ein Vocativus. Sie, divino pittore! ſind kein Caſtellan, Sie könnten es wohl heute ſchon wagen.

Merlino. Danke unterthänig für guten Rath!

Fauſtina. Iſt gern geſchehen.

Merlino. Das bin ich überzeugt, meine Gnädige!

Wer guten Rath bedarf, um Küſſe zu verdienen
Den weiſ't an Norberts Tag Merlino an Fauſtinen!

Fauſtina. O Sie vortrefflicher Gelegenheitsdichter!

Heut am St. Norbertstag weiſ't mit Proteſt Fauſtine,
Damit ſie freundlich Dank für den Proteſt verdiene,
An einen Dichter an, der prompt und ſchnell bezahlt,
Denn er hat Gold genug, da er nur Geiſter malt;

Zu klein für ſeinen Ruhm ſind Töchter ihm der Erde,
Auch niemals hoch genug; d'rum malt er ſie zu Pferde.

Bedanken Sie ſich bei der Improviſatrice! Ihre Antwort, Pointe, — oder wie Sie es nennen wollen, — hat ſie ſelbſt hinzugefügt.

Merkino. Ich fühle alles, und bin ſehr verbunden! Aber, hören Sie —

Fauſtina. Ich höre: es ſchlägt ſechs. Das Glöckchen wird geläutet, und dann — Hören Sie! hören Sie!

Illumina. Dieſer feierliche, einfache Schauerton durchbebt mein Inneres.

„Es ſey durchbebt!“ — ſprach eine Stimme. Die Thür des Saals ſprang auf, der weibliche Geiſterſpuk ſtand vor der Geſellſchaft.

Dritter Abſchnitt.

Eilt von Erdenſichtbarkeiten
Sich der froh gewordne Geiſt,
Zur Zufriedenheit zu ſcheiden;
Hat die Ruh' euch dann umkreiſt?

Im weißen Gewande, wie immer, ſtand die Geiſterdame vor ihnen, den Kopf aber mit keinem ſchwarzen Schleier bedeckt, wie ſonſt. Frei und ungeordnet rollten ihre ſchwarzen Haare den blendend weißen Nacken hinab, wiegten in ſchwebenden Ringen ſich auf ihrer Stirn. Die dunkle Nacht ihrer Augen erglänzte, nächtlichen Sternen gleich, durch die Lockennacht, aber ruhig und zufrieden waren ihre Blicke. Wie hinter die gezogenen Linien eines Zauberkreiſes gebannt, ſtand, wie eingewurzelt, das Erſcheinungsbild da, regbar, nicht ohne geiſterfähige Anmuth, hob den rechten Arm und ſprach:

„Es iſt St. Norbertstag. Verfloſſen iſt meines Bannes Zeit. Ich enteile meiner Haft und dem auferlegten Zwang des mich getroffenen Bannfluchs, aus dem Geiſterreiche. Bald komme ich wieder, dich, Guido, den letzten Stammzweig des Hauſes Toraldo, zu belehren meiner Erſcheinung wegen, ob meinem Leben und allen dem, was mich getroffen hat. Ich bin jetzt beruhigt und hoffe bald, zur ewigen Ruhe zu gelangen. Wir ſehen und ſprechen uns wieder, ehe ich ganz ſcheide von Erdenſichtbarkeit. — Jetzt lebe wohl und glücklich!“

Sie verſchwand und ſanfte Akkorde begleiteten ihr Verſchwinden.

Merlino. Nun male ich ihr Portrait ohne Zagen. Nicht mehr iſt ſie vom Geiſterbanne gebunden. Sie geht zu höhern Freuden über.

Fauſtina. Sie aber nicht zu ihr hinüber!

Guido. Ich bin nur froh, daß ſich die Sache noch ſo gut geendigt hat. Doch weiß ich nicht wie mir iſt, in Rückſicht meiner ſelbſt.

Ich bin der letzte meines Hauſes, und erſt bei meinem Leben endigt ſich die Qual der Geſpenſtervorfahrin. — Saladinens Worte ſchienen eine Deutung noch im Hinterhalte zu haben. — Sie ſagt, ſie werde mich wieder ſprechen. Ich frage ſie dann: Sie muß mir ſagen —

Fauſtina. Nur kein Vorauswiſſen Ihres Schickſals! — Soll Ihr Haus mit Ihnen ausſterben, ſo iſt es nicht das einzige. Wiſſen Sie die Zeit, die Stunde Ihres Todes voraus, ach! Gott, welch ein gräulicher Ehemann müſſen Sie werden. Nehmen Sie ja keine Frau.

Merlino. Darauf wagte ich es.

Fauſtina. Ja, ſolch ein Wagehals wie Sie! — Und die Dichter ſterben nicht aus. Das iſt gar eine fruchtbare Geſellſchaft. Gewöhnlich leben ſie auch lange. Es giebt wenige Dichterwittwen. Darum werde ich auch keinen Dichter mit meiner Hand beglücken; denn ich kann mir keinen beſſern als den Wittwenſtand vorſtellen. Man iſt zum zweitenmal brautfähig — man hat Erfahrung, — giebt ſich nicht ſo gerade hin, wie eine unverproviantirte Feſtung — man kennt die Hinterliſt der Belagerer — man weiß zu kapituliren — kurz, man verſteht die Manier, ſich mit Vortheil zu ergeben. O! das Leben einer Wittwe muß ein herrliches Leben ſeyn!

Illumina. Wie man es nimmt.

Fauſtina. Bei der beſten Seite will's genommen ſeyn.

Illumina. Gewiß aber iſt es, hat in der Welt je eine Sache *zwei* Seiten, ſo iſt es der Stand, den Sie preiſen. — Was mich betrifft, ich weiß ihn nicht zu preiſen.

Fauſtina. So ſind Sie eine Wittwe der traurigen Geſtalt. — Eine Wittwe iſt, nach meinen Beobachtungen, ein wahrer weiblicher Janus. Sie blickt in die alte und in die neue Zeit. Hat ſie Verſtand, weiß ſie ſich ſo zu benehmen, daß der Vortheil ſtets auf ihrer Seite iſt. Da ſie als Mädchen ſich ohne Rückſicht aus Liebe vielleicht ganz hingegeben hat, ohne auch nur die geringſte Beſorgniß zu hegen, ſo weiß ſie jetzt als Wittwe ſich nur zu ihrem Vortheil zu benehmen.

Illumina. Wie weiß man doch ſo gut zu ſprechen von Lagen, in denen man nicht iſt.

Fauſtina. Nun, iſt es denn ein Unglück, nicht gleich wieder einen Mann zu haben? Man kennt ja dann ſchon die Eheherrlichkeiten.

Merlino. Sie ſind des Wunſches nicht,
ſie zu beſitzen, werth.

Fauſtina. Es ſteigt, wer ſie beſitzt, vom
Eſel nicht auf's Pferd.

Merlino. Drum wollen wir, uns Grillen
zu vertreiben,
Gar willig auf dem Eſel bleiben.

Fauſtina. Ich habe nichts dagegen. Schreiben Sie ein Werkchen: Merlino und ſeine Zeit. Es wird Beifall finden. — Sie bringen uns hinein, ſich ſelbſt, den Geiſterſpuk und Ihre Verſe —

Merlino. Ich ſchreibe es für Kenner und Laien, in Verſen und in Proſa abwechſelnd, wie Loredano ſeine Amori, wie Monte Major die Diana und andere mehr dergleichen Mittheilungen. Und die Erzählung von dem Geiſterſpuke ſoll ſich leſen laſſen. Sicuro!

Plötzlich ertönten Trompetenſtöße. Merlino fuhr heftig zuſammen. Den Trompetenſtößen folgten einige ſanfte Akkorde. Der Fleck der Wand ſprang von einander, wo Saladinens Bild fehlte, und bildete eine Thür. — Durch dieſe trat ein Ritter ein, halb gewappnet, in der rechten Hand Blume und Stengel einer Feuerlilie. Ihm folgte ſeine Gattin Saladina in arabiſcher Tracht, einen Säbel mit einem mit Edelſteinen beſetzten Griffe an der Seite, ein goldenes Jägerhorn, hängend an einer goldenen Kette, die ihr vom Halſe bis an die rechte Hüfte ging. In der Rechten trug ſie eine blaue Schwertlilie. Dieſe trat ein wenig vor und ſprach: „Mit mir kömmt mein Gatte, Ritter Guido Toro, nachher genannt Toraldo, der Stammherr des Hauſes dieſes Namens, Erbauer dieſer Burg. Von ihm bin ich lange, lange entfernt geweſen; jetzt aber bin ich wieder bei ihm. Wir haben nun, nach unſerer Wiedervereinigung, an dich, den jüngſten Zweig des Hauſes Toraldo, der auch den Vornamen Guido führt, (ſo war es in der Vorherbeſtimmung!) die Bitte, bereite dich, uns, wenn wir wieder erſcheinen, ehelich, auf chriſtliche Art, im Beiſeyn des Paters Celeſtino wieder zu verbinden. Jetzt lebe wohl, bedenke, daß wir wieder kommen und was wir uns von dir erbitten! Dir reichet mein Gemal die Feuerlilie, ein Sinnbild des Ortes, wo er herkömmt; ich aber gebe dir die blaue Schwertlilie, die Farbe des Aethers, wohin ich eilen werde, wenn alles geſchehen iſt, was noch geſchehen ſoll, auch mit dem Gemale, wenn alles erfüllt iſt, was wir nun noch auf Erden thun und wirken müſſen. — Wie ich hier vor dir ſtehe, ſo bitte ich dich, mich abmalen zu laſſen, um mit meinem Bilde dieſen leeren Fleck zu bedecken. Hier haſt du meine Hand, die nicht mehr eiskalt iſt und die ich dir reichen zu können mich freue. Komme ich wieder, ſollſt du mehr erfahren.“

Einige ſanfte Akkorde ertönten wieder; darauf folgten drei Trompetenſtöße, die Erſchienenen gingen davon; die wie eine Thür geſtaltete Lücke ſchloß ſich, und die weiße leere Wand war wieder zu ſehen.

In ſinnende, betende Betrachtungen vertieft, ſank **Guido** auf das Sofa. Weinend beugte **Illumina** ſich über ihn hinab, und bedeckte ſein Geſicht mit dem ihrigen.

Während dieſer empfindſamen Situationsſcene ſetzte ſich **Fauſtina** auf's Pferd, ritt vor das Mönchskloſter und ließ den **P. Celeſtino** rufen. Dieſem erzählte ſie, was ſich begeben hatte und bat ihn, mit dem Marcheſe Toraldo ſelbſt darüber zu ſprechen und ihm zu rathen, was nun zu thun ſey?

Im Schloſſe hatte **Merlino**, ſeine Fantaſie concentrirend, ſich an den Entwurf des Portraits der entbannten Erſcheinung gemacht, während dem **Illumina** thränend, in ſtillen Wünſchen ſich ganz aufgelöſet fand und **Celania** ein Legenden-Gebetbuch ergriffen hatte. **Guido** ging nachſinnend umher und wußte nicht, was jetzt zu beginnen war.

Kaum war **Fauſtina** zurück, als bald darauf der **P. Celeſtino** erſchien. Er ließ ſich mit dem Marcheſe in ein aſcetiſches Geſpräch ein, wußte aber nicht, ob es dem, der kein Prieſter war, erlaubt ſeyn möchte, nach dem Ritus der Kirche eine Eheverbindung zu vollziehen.

Guido. Daran habe ich ſelbſt gezweifelt. — Wenn aber nun die entbannte Seele darauf beſteht und glaubt, daß dieſes neue eheliche Zuſammengeben erforderlich ſey, um ſie der zu erwartenden Herrlichkeit theilhaftig zu machen, ſo ſehe ich auch nicht ein, warum das nicht durch einen Prieſter der Kirche, ſondern durch einen Laien geſchehen ſoll. Daß ich der Letzte des Hauſes Totaldo bin, kann mir kein Recht geben, den Stammvater meines Geſchlechts prieſterlich mit ſeiner ehemaligen Gattin wieder zu vereinigen, die im Kirchenbanne und in einer Art von Verdammniß war, um, als Geiſt erſcheinend, Menſchen zu erſchrecken.

P. Celeſtino. Es iſt ein ſonderbarer, erzkaſuiſtiſcher Fall!

Sie ſprachen noch mit einander darüber, als ganz unvermuthet die Zimmerthür aufging, Fauſtina mit einer Glutpfanne hereintrat und als Räucherpulver das von dem Einſiedler erhaltene

Saladinenkraut auf die Kohlen ſtreute, mit der Bemerkung: „Hilft es nicht, ſo wird es auch wohl nicht ſchaden!“ Darauf erzählte Guido dem Pater die Unterhaltung und Begebenheit mit dem Einſiedler. Der Pater kannte ihn ſchon, wie er ſagte, und erzählte, man halte ihn für inſpirirt, viele Menſchen aber glaubten, er ſey wahnſinnig.“ Fauſtina ſang:

Ogni impossibil cosa al fin si vede
In Cielo, in terra, in mar
Se non quest'una
Che bella Donna
Ami caputo amante!

„Das glaube ich mit völliger Ueberzeugung!“ — ſetzte ſie hinzu.

Das Räucherwerk ſtieg hoch, in grauen mit grün vermiſchten Ringeln an die Zimmerdecke auf. Ein Klang, als ſprängen Saiten einer Harfe, ertönte dreimal laut, die Thür ſprang auf und Saladina, in der Tracht einer Sarazenin, trat ein. Mitten ſtand ſie im Zimmer und ſprach:

„Ich bin hier, mit euch zu ſprechen.“

P. Celeſtino. Hatte einſt der Biſchoff und Ober-Kirchenhirt ſich genöthigt geſehen, als du noch auf Erden lebteſt, mit dir zu zürnen, und endlich ſogar über deinen Leichnam den Kirchen-Bannfluch auszuſprechen?

Saladina. So war es.

P. Celeſtino. Und dich verdammt umher zu irren als ein Geſpenſt?

Saladina. Ja.

P. Celeſtino. Deine Seele, unter den Luftgeiſtern ſchwebend, ihre Seelenbuße zu vollenden?

Saladina. So iſt es, und ſie iſt vollendet, dieſe Seelenbuße. Und eine Geiſterſtimme ertönte mir, die ſprach: du Sünderin, biſt jetzt gereinigt worden in dem dir beſtimmten Reinigungsfeuer, welches die kurzſichtigen Erdenbewohner Purgatorio, Fegefeuer, nennen. Geh und vereinige dich wieder mit deinem vorher und ehemals irrdiſchen Gemal. Dann erſcheine wieder in ſeiner Geſellſchaft dem jetzt lebenden Sprößlinge Guido des Hauſes Toraldo. Dieſer vereinige dich wieder mit ihm durch die gewöhnlichen irrdiſchen Banden, damit ihr zuſammen eingeht in die euch beſtimmte Herrlichkeit. Die Buße hat alles gereinigt und gelöſet. — Ich kam hieher, dem Marcheſe Guido Toraldo, dem Erkohrenen, dieſes zu ſagen, und bat ihn, dich P. Celeſtino als Zeugen des feierlichen Eheaktus mitzunehmen. Dieſer werde vollzogen in dieſer Schloßkapelle am Himmelfahrtsfeſte. Fernere Zeugen bei dieſer feierlichen Handlung ſollen ſeyn: des Marcheſe Nichten Celania und Fauſtina, und ſeine Jugendgenoſſin, die theilnehmende Illumina. Nach der entflohenen Nacht, früh, wenn der Tag beginnen will anzubrechen, wenn zum erſtenmal der wachſame Hahn ſeine Stimme erhoben hat, gehe die Feierlichkeit vor ſich. Wir erſcheinen, und ihr werdet auch kommen. Mit ſeinen beſten Geſchenken wird der Himmel euch belohnen! — Hört ihr, unſichtbar, nicht die Stimmen der uns harrenden Verklärten ſingen?

Steiget Seelen nun empor
Zu dem reinen Geiſter-Chor,
Wo die Stimmen lieblich klingen,
Die euch ihr: Willkommen ſingen,

In der reinſten Melodei,
Seelen, Seelen, kommt herbei,
Eure frechen Erdenſinnen
Werfen Irrdiſches von hinnen
Und euch giebt das Eheband
Reiner Freuden Unterpfand,
Knüpfend von Geſchlechtesband!

Lebet wohl! Am ſchönen Himmelfahrtstage ſehen wir uns wieder.

Schnell, wie der Gedanke, war die Sprecherin verſchwunden.

Das aber, was ſie geſehen hatten, und das, was die andern von ihnen erzählen hörten, verſenkte alle in eine ſo ſtill dahinſchwebende, ſie ganz überflutende Stimmung, heiligen Betrachtungen allein geweiht, unter welchen der ängſtlich erwartete Himmelfahrtstag erſchien.

Merlino, der nicht erkohren war, der feierlichen Handlung beizuwohnen, beſtrebte ſich bis dahin das bei ihm beſtellte Bild fertig zu bringen, arbeitete aber zur Abendzeit und in den frühſten Morgenſtunden an dem Gedichte, welches zum Grunde dieſer Erzählung liegt.

Nach mancherlei veranſtalteten Zubereitungen erſchien endlich der Tag des Himmelfahrtsfeſtes. Vorher aber hatte Guido ſich vorgeſehen und von dem Biſchoffe ſich, zu großer Betrübniß der darüber ſehr weinenden Illumina, die Prieſterweihe ertheilen laſſen, P. Celeſtino hatte alle theilnehmende Perſonen mit heiligem Weihwaſſer gereinigt, trug vier koſtbare Reliquienſtücke bei ſich und weihte die gereinigte und herrlich ausgeſchmückte Schloßkapelle.

Zum erſtenmale krähte der Hahn, als alle, die dazu geladen waren, die Kapelle betraten. Niederknieten Celania und Fauſtina; vor den Altar aber trat Guido. In einiger Entfernung von ihm, ſtand P. Celeſtino. Dieſer wollte eben einen feierlichen Morgengeſang anſtimmen, welchem die andern beiſtimmen wollten, als, unter dem Geſäuſel ſanfter Harfentöne, Saladina ganz weiß gekleidet, aber bräutlich mit dem Kranze geſchmückt, eintrat, und mit ihr der Gemal.

Feierlich erklärte und verlangte ſie, was ſie ſchon erklärt und begehrt hatte. Ihr Gemal aber ſprach:

„Du Guido Toraldo, Sprößling dieſes Stammes, biſt erkohren, uns durch den Bannfluch Getrennte, nun aber durch Herzensbuße Gereinigte wieder zu vereinigen, wie das die heilige Kirche vorſchreibt.“

Der Marcheſe ging, ohne Zaudern, an das Werk. Als er ihre Hände in einander legte, fand er ſie beide warm, ihm ſeine Hand herzlich drückend. — Nach vollbrachter, feierlicher Handlung küßten ſie ihn beide, nahmen ihn zwiſchen ſich und führten ihn zurück in den vorher ſo myſteriöſen Schloßſaal.

Hier fand Saladina ihr Bild, mit welchem ſie ſehr zufrieden war.

Feierlich aber ſtellte ſie ſich vor die Verſammelten und ſprach:

„Wir danken dir, edler Sprößling des edlen Hauſes Toraldo, für deine freundliche Bereitwilligkeit! Deine Belohnung iſt aufgezeichnet und wird dir ertheilt, dort, wo alle gute Handlungen dereinſt belohnt werden. Bereite dich in einem Kloſter unter heiligen Betrachtungen, ſtrengem Faſten und herzlichen Gebeten vor, würdig zu ſeyn deine Belohnung nach dieſem Leben dort zu empfangen, wo wir auch dich wieder ſehen.“

„Nach dieſer groſsen Handlung, welche keiner unſers Geſchlechts dir wieder nachthun wird und kann, — ſetzte der Neuverbundene hinzu — iſt es hochbelohnend und dich verherrlichend, daſs mit dir unſer Geſchlecht aufhöre. Du, Guido, biſt der letzte deſſelben, ſo wie ich Guido der erſte deſſelben war.“

„Dein himmliſcher Wille, Herr! geſchehe“ — ſtammelte Guido, betend niederſinkend, indem P. Celeſtino ihn unterſtützte.

Saladina aber, mit erfreuten, freundlichen Blicken, wendete ſich an die Couſinen und an die ſchmerzlich gebeugte Illumina und ſprach:

„In euch erblicke ich Himmelsbräute!“

Ihrem Gemal die Hand reichend, verließen beide den Saal, wo die Zurückbleibenden in ſtille Andacht verſanken, indem die Scheidenden ihnen nochmals zuriefen:

„Wir danken!“

Nachdem Guido die Bedürfniſſe und Nothwendigkeiten ſeiner Zeitlichkeiten geordnet hatte, ging er als Mönch in das Kloſter, in welchem P. Celeſtino ſich befand, da er vorher dem Abte des Kloſters den Schenkungsbrief ſeiner Güter für ſein Kloſter eingehändigt hatte, wo er nach einigen Jahren im Geruche wahrer und belobter Frömmigkeit ſtarb, wie ſeine Leichenſchrift auf dem Grabſteine ſagt.

Illumina erwählte den Schleier in dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern, Celania ging zu den Urſulinerinnen, und Fauſtina nahm, wiewohl ziemlich ungern, den Schleier im Claren-Kloſter, weil Clara ihr, als Heilige, ſo wie die Legende von derſelben, ſtets gefallen hatte.

Merlino hat, wie ſchon geſagt, dieſe Erzählung in Stanzen beſungen, durch das ganze Königreich Neapel verbreitet.

Die Mauern des Schloſſes Toraldo, jetzt dem Kloſter gehörig, fangen an nach und nach zu verfallen, da die Familie ausgeſtorben iſt.

* * *

So erzählen Reiſende. Dabei behaupten aber auch Einige: Geſchehen ſey das zwar, alles aber ſey nur eine Comödie geweſen, welche damals in Neapel und Sizilien ſo mächtig, hinterliſtig und entſcheidend auf jede Art wirkend (da bei ihnen ihr Zweck die Mittel heiligte), die Gewaltigen des Carbonari-Bundes (welche es auf Guido abgeſehen hatten, den ſie nie gewinnen konnten) geſpielt hätten, die aber freilich zur Tragödie wurde, in welcher ihr Bundes-Mitglied Merlino die Hauptrolle als ein ächter Carbonaro geſpielt hätte.

Wie dem nun ſey, ich habe hier es gegeben, wie ich es gefunden habe.

E io! parlo o taccio?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

2.

Pimpernickchen.

Eine thüringiſche Volksſage.

Mit den Kirchbergern in einer Fehde hatte ntergelegen **Rudolf von Glitzberg**. Gehlagen nach einem heißen Treffen, verfolgt oh er bis Ranſtedt, und rettete ſein Leben ur durch die Flucht in die Veſte Kapellendorf. ort aber ſprach Heerwart der Burgvoigt: Dieſe Nacht ſtehe ich für Euer Leben und ure Sicherheit, doch nicht bis Morgen; denn hr könnt wohl denken, daß die Kirchberger cht mit Euch ſpaßen werden.“ — Das ſah udolf auch gar wohl ein, machte des Morens in aller Frühe ſich auf, und floh, von nem einzigen getreuen Knappen begleitet, zu ſeinem Freund, dem Marſchall Wittich von Tieffort, nach Witticheroda.

Indeſſen mußte ſeine Gattin, Agnes, aus dem Hauſe Schlöben, den Kirchbergern die Burg übergeben, bedung ſich aber freien Abzug aus und ſicheres Geleit, bis zu ihrer Schweſter, nach Troiſtedt, wo dieſelbe Aebtiſſin des dortigen ſchönen, reichen Kloſters war. Von dieſer wurde ſie ſchweſterlich zärtlich aufgenommen und blieb bei ihr, nebſt ihrer Tochter, die in der klöſterlichen Einſamkeit ſich gar nicht zufrieden geben wollte, nach und nach ſich aber doch darein geben mußte und endlich ganz wohl befand. — Ihre Mutter aber beklagte nichts ſo ſehr, als den Verluſt des ſogenannten Pimpernickchens, das in Glitzberg hatte zurückbleiben müſſen.

Dieſes Pimpernickchen war das ſteinerne Bruſtbild eines Männchens, welches, wie viele meinten, das Contrefait des Baumeiſters der Burg Glitzberg ſeyn ſollte, eingemauert in die Mauer der Abendſeite des Thurms, welcher der ſtärkſte der Veſte war; Rudolf aber erzählte; von ſeinem Großvater gehört zu haben: Pimpernickchen ſey ein alter ſorbiſch-wendiſcher Hausgötze, der ehemals in dem Thale Trießnitz verehrt und angebetet wurde. Nach der Bekehrung der Götzendiener im Thale der Saale zum Chriſtenthume aber habe der Heidenbekehrer St. Bonifacius dieſen Götzen in den Fluß geſchleudert. Nicht lange darauf ſey eine alte Frau zu Weghart, dem damaligen Herrn der Burg, gekommen, habe Pimpernickchen ihm gebracht und begehrt das Zauberheckemännchen wohl zu bewahren. Dabei habe ſie geſagt: „Das Männchen iſt mir in meine Wohnung geworfen worden, wo ich es nicht behalten mag, weil es mir nichts nützt. Ich bin die Nire der Saale und brauche dergleichen fremde Zaubergeſchenke nicht. Ich ſchenke dir es, Nachbar Weghart, mauere es ein in deiner Burg in einen Thurm, wo es hinausſchauen kann in ein waldbegrenztes Thal; es wird dir nützen. Wenn es zu deinen Fragen mit dem Kopfe nickt, ſo geht alles gut; ſteht der Kopf aber ſtill, ſo unternimm das, um was du gefragt haſt, ja nicht. Es iſt das Pimpernickchen ein Söhnchen des alten Zernebock des Götzen der Wenden, den ſie ſo ſehr verehren.“

So blieb oft gefragt und lange geehrt das Pimpernickchen, eingemauert in den Thurm nach der Abendſeite hin, der hinausgeht in das waldbegrenzte Thal. Nach und nach aber verlor man das Zutrauen zu Pimpernickchen, und als die umher erbauten Klöſter mit chriſtlichen Kirchendienern gar wohl angefüllt worden waren, gab es unter denſelben welche, die gegen das Zutrauen gegen Pimpernickchens Andeutungen ſehr eiferten und ſich laut und heftig erklärten. Beſonders ſchmälte gar ſehr dagegen der Prior des Michaels-Kloſters zu Jena. Dieſer war es, der auch Rudolfen gewann und ihn gegen die Kirchberger aufhetzte, deren Stolz und hoffärthiges Benehmen der Geiſtlichkeit gar ſehr verhaßt war. — Die Weiber aber blieben auf Pimpernickchens Seite, darum bedauerte auch Frau Agnes deſſen Verluſt ſelbſt noch im Kloſter.

Es hatte aber das Pimpernickchens-Bild der Burgwart, ehe er abziehen mußte aus der Veſte Glitzberg, aus der Mauer gehoben, in ſeinen Schnappſack geſteckt und mit fortgenommen in ſeinen Geburtsort Hetzſchburg an der Jlm.

Hier lebte ſein Bruder, genannt ſeiner Schwänke wegen von den Gäſten der luſtige Kroms, denn Hieronymus war ſein Taufname, den man damals in Kroms verkürzte. Dieſen ſpaßhaften Mann, der Gaſtwirth zu Hetzſchburg war, mochte Pimpernickchen, der ſehr ernſthaft und dem Scherz ganz abgeneigt war, gar nicht leiden, worüber aber dieſer ſich kein graues Härlein wachſen ließ; ja, als ihm einſt die Laune ankam, murmelte er: „dich Zwerg übergebe ich gewiß noch den Jlm-Fiſchen. Verſchluckt dich einer, dann ſpeiſen dich die Martinspfaffen bei Buchfahrt, die ohnehin gute Verdauungsmagen haben. Die werden dich ſchon unterzubringen wiſſen, dahin, wohin du gehörſt.“

Damals aber begannen die von Witzleben zu Elgersburg und Angelroda Fehde mit dem Henneberger Graf Poppo zu Jlmenau, da eilte des Wirths Bruder, der ehemalige Burgwart, dem Panier des Hennebergers ſo eilig zu, nebſt acht Hetzſchburger und Buchfahrter Streitluſtigen, daß er Pimpernickchen ganz vergaß und das Männchen in einer Ecke ſeiner Schlafkammer liegen ließ. — Als dieſe gereinigt wurde, fand es Kroms, ſetzte es in ſeiner Scherzlaune auf die Schenktafel bei der Gartenhütte, fragend: „Wird denn mein Bruder aus der Fehde glücklich und reich wiederkommen?“

Pimpernickchen bewegte weder Kopf noch Augen. Aergerlich rief Kroms aus: „Solch einen dummen Dorfteufel, wie du einer biſt, brauchen wir in Hetzſchburg gar nicht, wo wir dergleichen lebende ſchon genug haben, auch oft zum Beſuch bekommen. Dich werde ich den Kaulköpfen in der Ilm übergeben, die werden dir ſchon das Maul verſchleimen!“ — Pimpernickchen blieb unbeweglich.

Da trat der geſchickte Zimmermeiſter Stephan Scharpf aus Buchfahrt, ſeiner ſchönen Frau wegen nur der ſchöne Scharfſteffen genannt, in die Gartenhütte ein, hatte Kromſens Herzenserleichterung gehört, betrachtete das Fratzenbildchen und ſprach: „Wißt ihr was, Nachbar Kroms! gebt mir das Männchen. Ich richte jetzt den Nonnen in Berka ein neues Sprachhaus zu, drinne will ich es anbringen. Dergleichen Frätzchen lieben die Nonnen und ſehen ſie gern, zumal wenn ſie dort ſitzen, wohin ſich für ſie kein anderer ſetzen kann.“ — Kroms lachte: „Nehmt's hin, Nachbar Scharpf, und ſchenkt es eurer hübſchen Frau, die ohnehin etwas Kleines brauchen kann.“ — Lachend nahm Nachbar Scharpf das Pimpernickchen, wickelte es in ſein Schnupftuch, ſteckte es in die Taſche und ſprach: „Von dem Männchen ſoll meine Anne Marie ſchon den Schnabel laſſen; aber die Nonnen in Berka ſollen es, wie geſagt, in ihr Sprachhaus bekommen. In der Feſtzeit ſoll's gewiß von guter Wirkung ſeyn; nur Geduld!“

Als Meiſter Scharpf einige Kännchen Bier getrunken und eine Forelle zu ſich genommen hatte, nahm er Pimpernickchen mit, und wanderte auf Berka zu. Da richtete er den Nonnen ein feines Sprachhaus ein und ließ Pimpernickchens Bild auf der Abendſeite in die Wand einmauern.

Die Heilquellen in Berka aber zu gebrauchen, reiſte die Troiſtedter Aebtiſſin mit ihrer Schweſter Agnes dahin, und ſie kehrten bei einer Bekannten, der Frau Apothekerin ein, deren Mann das Nonnenkloſter Troiſtedt zu bedienen und mit Medicin zu verſehen hatte, wie auch mit gebräuchlichen Räucherpulvern und zu genießenden Süßigkeiten. Auf dieſe Badereiſe wurde auch Adelgunde, die Tochter Frau Agnes der Glitzbergerin, mitgenommen, um eine Dienerin zu erſparen.

Dieſe aber wurde in Berka ſo froh und glücklich, als ſie noch nie geweſen war. Das heitere, bunt beblumte Thal, die herrlichen, romantiſch zerſtreuten Anhöhen und Berge, die ſchöne ſanfte, beſchränkte Flur vom Kloſter nach dem Adelsberge hinauf, die erhabene Veſte am ſchroffen Hügel hinaufgelagert und hochgethürmt, die ganze Gegend übergoſſen mit einem nicht zu beſchreibenden Zauberreiz beſchäftigten Sinn und Gemüth des zur Empfänglichkeit ſo wohl geſtimmten Fräuleins ſo, daß ſie ganz vergnügt war. Vor der Hand blieb ihr kein Wunſch weiter. Aber, die Wünſche werden ſchon noch kommen, denn die Gegenden und Ausſichten, und wären es auch die ſchönſten von der Welt, füllen das nicht aus, was Herzen, zumal die der Mädchen und Frauen, verlangen und wünſchen. — Die Troyſiedter aber wurde von den Kloſterſchweſtern zu Berka zu ihrer Aebtiſſin gewählt, ihres frommen Lebenswandels und ihrer guten Kloſterhaushaltung wegen, um wieder einzubringen, was ihre Vorgängerin verabſäumt und vernachläßiget hatte.

Der Winter ſchied. Das Frühjahr mit allen ſeinen Reizen und Schönheiten entfaltete ſich vor den Blicken empfänglicher Herzen. Adelgunde kam nicht von der Flur. Ein Bienchen wünſchte ſie ſich zu ſeyn, um froh und frei in all den Reizen und Wohlgerüchen in den Fluren umher ſchweben zu können. Kein Tag konnte ſie daheim halten. Erſt mit dem Läuten der Abendſtunde im Kloſter kehrte ſie dahin zurück.

So ging ſie eines Abends vom Adelsberge

hinab und wollte dem Kloſter zueilen, als ſie im nahen Kirſchthale ſingen hörte. In die Töne einer rein geſtimmten Zither ſchlang eine reine melodiſche Stimme ſich und ſang:

Traure in dem Winterſchleier,
Der die Eisflur feſſelnd deckt,
O Erlinde! die ſich freier
Mit dem Mai in Wellen neckt;
Wenn auf bunten Blumenmatten,
Die der Blüthenhauch durchwürzt,
Sich nach ſcherzendem Ermatten
Blick und Gluth in Fluthen ſtürzt.

Elementenkraft im Streiten
Um den reinen Aetherpol
Des Magnets; das Wunderleiten
Zum geſelligen Idol,
Das mit Erdenkräften waltet,
Wo dein Aether ihn umſchwebt,
Dich zur Feinen umgeſtaltet,
Die in Erdenliebe lebt.

Die mit dem Erkohrnen wandelt
Durch der Jahre Blumenzeit
Und die Freude ihm erhandelt
Der ergebnen Lieblichkeit.

Von den weißen Winterflocken
Schwebſt du zu der Zone, fern,
Wo gleich Silberblumen-Glocken,
Funkelt deines Weſens Stern.

Ein feiner, wohlgewachſener, reichgekleideter Jüngling durchbrach des Waldes düſtre Zweige und ſprang, leicht und froh, den Weg hin, nach der Burg zu. Ein Bauer kam; Adelgunde fragte, wer der Jüngling ſey? Der Bauer antwortete: „Es iſt Erwin, der Sänger des Grafen von Berka." — Dankend für die Nachricht, eilte Adelgunde ſchweigend davon. Gern hätte ſie den Sänger wiedergeſehn, aber ihr Wunſch blieb unerfüllt, ſie mochte auch luſtwandeln, wohin ſie wollte.

„Ob ich ihn wohl wiederſehe?" war die Frage, welche Adelgunde an ſich ſelbſt that, oft laut genug und allenthalben, wohin ſie ging und wo ſie war. So auch an dem verſchloſſenen Orte einſt, wo Pimpernüßchen eingemauert war. Aber wie erſchrak die gute Fragerin, als ſie eben auf das eingemauerte Bild blickte, dieſes aber ſeinen Kopf bewegte und nickte. — Von dieſer Viſion ganz heftig ergriffen, eilte ſie davon und wagte nur mit großer Aengſtlichkeit, gedrungen von dem ſtrengſten Muß, den Platz wieder zu betreten, wo ſie das Nikken geſehen hatte. Geſchah es, wagte ſie es nie, das Bildchen wieder anzublicken und ſprach kein Wort davon.

Einige Tage darauf hatte Adelgunde eben das Parlatorium verlaſſen, als die Kloſterſchelle gezogen wurde und bald darauf ein junger Mann herbeitrat, der nach der Frau Aebtiſſin fragte. Ach! wie erſchrak Adelgunde. Der Fragende war Erwin, der liebliche Sänger. Er kam, mit der Frau Aebtiſſin im Namen des Grafen von Berka zu ſprechen. Seinen Blicken entging das ſchöne Fräulein nicht. Da ſie noch nicht den Nonnen-Schleier trug, redete er ſie an und ſprach: „Ei! wie mag der Lenz ſich hinter Kloſterwolken ſtecken? Warum ſchon hier, im Mai des Lebens, ſchönes Fräulein?“ — Hocherröthend ſchlug das Fräulein die Augen nieder und ſtammelte ſeufzend: „Wir ſind ſehr unglücklich, lieber Herr! ich und meine Mutter.

Ach! eine Fehde hat meinen Vater uns geraubt.“

Die Aebtiſſin trat herbei. Erwin entledigte ſich ſeiner Botſchaft. Adelgunde ging zu der Pförtnerin und ſtand vor dem Kloſterthore, als Erwin zurückkam. Er lächelte: „Wie, ſchönes Fräulein! wenn ihr die Kloſterzelle mit dem Gemache in einer Burg vertauſchtet?“ — Adelgunde ſeufzte: „Das hohe, ſchöne Glitzberg einſt bewohnend, ſang man mir es in der Wiege nicht vor, daß es mir einſt ſo unfreundlich ergehen würde.“ — Darauf kamen ſie weiter in's Geſpräch, und Erwin erbot ſich, mit ſeinem Herrn, dem Grafen von Berka und ſeiner Gattin von ihr und ihrer Verlegenheit zu ſprechen. Und als er endlich ging, reichte er dem Fräulein drei Schlüſſelblümchen und ſprach lächelnd: „Sie heißen Schlüſſelblümchen. Edles Fräulein! ſteckt die Blümchen an's Herz und denkt dabei an deſſen Schlüſſel und an mich.“ — Verlegen ſchlug ſie die Augen nieder, ſeufzend: „Ach, ja!“

Indeſſen war das Kopfnicken Pimpernickchens mehrern Nonnen und ſelbſt der Aebtiſſin ſichtbar geworden; darüber gab's im Kloſter ein allgemeines Gerede. Selbſt in der Beichte kam's darüber zu Herzenserleichterungen. Es wurde darüber der Pater Cyrillus ſelbſt beſtürzt, verfügte ſich in's Sprachhaus und rief, ſehr entrüſtet, dort aus: „Haſt, ſteinerner Unhold! du des Nickens Macht, ſo zeige ſie auch mir.“ Der Kopf nickte. Der Pater ſchwieg, ganz erblaſſend, murmelte ein: „Deus sit propitius nobis!“ und ging. Zur Aebtiſſin aber ſprach er: Frau Aebtiſſin! eine Hexe iſt im Kloſter. Das Nickbild iſt offenbar ihr in der Hexenſprache ſogenannter Hämpelmann. Ich mache es euch zur Gewiſſensſache: ſtellt alle Nonnen auf die Probe und forſcht wer ſie iſt, dieſe Gabelträgerin und Unreine.“ — Der Aebtiſſin fuhr's durch alle Glieder. Sie ſtaunte noch einmal das Männchen an und rief aus: „Biſt Du der Böſe?“ Das Männchen nickte. Die Beſtürzung im Kloſter wurde allgemein.

Das Gerede erfüllte die ganze Gegend und kam auch zu den Ohren des Grafen Dietrich, der ſich, man wußte nicht warum, gern Siegfried nennen ließ, den man aber auch den Waſſerfeinen nannte, weil es hieß, er kenne die Ilmnixe Erlinde gar gut. Es kam der Beichtiger des Nonnenkloſters Ilm, und der Präpoſitus der Stadt Ilm, zu ſchauen das Prodigium. Die fragten: „Biſt du der Böſe? Biſt du der Gute?“ Das Männchen nickte. Sie ſprachen: „Das muß dem Biſchoff gemeldet werden.“ Das Männchen lächelte ſpöttiſch und nickte. — Adelgunde aber hätte es gern geſehn, wenn der Sänger ihr freundlich zugenickt hätte.

Einſt ging ſie, nach Sonnenuntergange, am Ilmufer hin, nach dem traulichen Erlenplatze zu, als ſie ein hübſches, feingewachſenes Frauenbild erblickte, welches mehrere Schleier zuſammenfaltete, welche ſie eben, wie es ſchien, getrocknet hatte. Sie drehete ſich herum, als ſie Adelgunden ſah, lächelte ſie an und fragte: „Schöne Docke! wo willſt du hin?“ — Beſtürzt antwortete das Fräulein: „Luſtwandeln will ich gehen.“ — Da ertönte die Abendglocke des Kloſters. Laut auf lachte das Frauenbild, raffte die Schleier zuſammen, ſprang in den Fluß, verſchwand, und war nicht mehr zu ſehn. Erſchrocken eilte das Fräulein dem Kloſter zu. Nahe am Kloſterthore begegnete ihr **Erwin** und rief ihr zu: „Werthes Fräulein! betet auch für mich.“ Verlegen ſeufzte ſie: „Ach ja!“ und ſäumte nicht, in's Kloſter zu kommen.

Siegfried aber, der Graf von Berka, kam in's Kloſter, ſprach mit der Frau Aebtiſſin und ihrer Schweſter, der edlen Frau von Glitzberg, hörte ſie an, beklagte ihr Schickſal, und ſendete nachher auch ſeine Gattin zu ihr, welche ſehr theilnehmend ſich mit ihr unterhielt. Sie bot der Mutter und Tochter Beiſtand an, und Dach und Fach im Schloſſe. Zugleich ſprach ſie: „Adelgunde ſoll meine Freundin, meine Schweſter und meine Tochter ſeyn, da der Himmel mir keine Kinder geſchenkt hat.“ Dieſes Anerbieten nahmen die Glitzbergerinnen an, aber Agnes wollte, wie ſie äußerte, gern bei ihrer Schweſter im Kloſter bleiben.

Es lebte aber damals in Berka ein geſchickter Steinmetz, hieß Max Dornberger und war auch ein guter Bildner in Wachs. Der formte das Männchen Pimpernick ab und trug es nach Naumburg zu dem Biſchoff. Dieſer bezahlte ihm die Abform wohl und beredete ihn das Original aus der Mauer zu nehmen und ihm zu bringen, damit es feierlich zerſchlagen und vernichtet werden könnte. Dabei gab er ihm im voraus ſeinen Segen. Da ging Dornberger nach Berka zurück, brachte der Aebtiſſin Botſchaft von dem Biſchoffe, und nahm, wie dieſer wollte, das Männchen aus der Wand des Sprachhauſes. Er ſteckte daſſelbe in ſein Wanderränzchen, und eilte damit nach Naumburg. Als er aber dahin kam und das Ränzchen öffnete, fand er in demſelben ein Loch und das Männchen war fort.

Indeſſen brachte Agnes ihre Tochter zu der guten Gräfin Hedwig von Berka. Dieſe nahm Adelgunden mit offenen Armen auf, drückte ſie an ihr Herz und nannte ſie Schweſter und Tochter, und war gar ſehr erfreut, das gute Fräulein bei ſich zu haben. Der Sänger Erwin war entzückt, daß ſich das alles ſo wohl und freundlich fügte. Graf Siegfried aber reiſte damals eben nach Eiſenach, an den Hof des Landgrafen.

Nun aber litt Max gar manchen Schabernack in ſeiner Werkſtätte, ohne zu wiſſen, wem er das Unheil zuſchreiben ſollte, welches ihm faſt täglich wiederfuhr. Einſt aber, als er ganz toll darüber wurde, ſah er auf einem von ihm in Stein ausgehauenen Wappen, als Helmzierde des Berkaer Wappens ſtatt dem Pfauenwedel, oben auf Pimpernickchen ſitzen, das Bild, welches er aus dem Kloſter fortzutragen geſonnen geweſen war. „Hah! — rief er aus — biſt du der Schadenfroh? Dich Vogel will ich gleich wieder in dein voriges Neſt bringen. In's Kloſter-Sprachhaus willſt du wieder, bei die Mönnchen, nicht wahr?“ — Das Männchen nickte. — Schnell nahm es der Steinmetz, ſchaffte es in's Kloſter und ſetzte es wieder auf ſeinen vorigen Platz. Da ſah man es wieder, zum Schrecken aller Schauenden. Die Aebtiſſin ſeufzte: „Ach, wo kömmſt denn du wieder her? Gefällt es denn dir bei uns gar ſo wohl?“ — Das Männchen nickte.

„Mirakel!“ ſchrie Pater Cyrillus. Aufgebracht ſchrie er: „Die Disziplin herbei!“ — Die Aebtiſſin kaſteite ſich, ließ ſich diszipliniren und alle Nonnen wurden mit der Geiſſel ſcharf behandelt. — Wie nun der Pater das rieſelnde Nonnenblut wohl unterſucht, betrachtet und beweihwedelt hatte, rief er aus: „Nein, eine Hexe iſt nicht unter den Kloſterjungfrauen; das Blut iſt lauter und rein, auch ſehe ich kein Stigma an einer.“ — Draußen aber lachte es laut auf. Der Pater ſchrie: „In pace! Das iſt der Nixe Lachen. Gewiß iſt das Männchen ihr Brüderchen, oder ſonſt ein Geſpons oder Bekannter!“ Das Männchen nickte.

Ein Pilger, der von der Wallfahrt zum Gnadenbilde in Wallendorf bei Weimar kam, fragte im Kloſter nach Frau Agnes, der Glitzbergerin. Sie kam und erkannte in ihm ihres Gatten getreuen Knappen, Eckbert, den

Waffenſchmidt aus Kunitz. Dieſer, als er, ſie grüßend, die Hand nach alter Sitte gedrückt hatte, begann alſo: „Edle Frau! Euer Hausherr und Gemal, Rudolf von Glitzberg, läßt Euch beſtens grüßen. Sein Freund Wittich, der Marſchall von Tieffort, hat ihn gar gut und wohl aufgenommen und ihm viele Freunde erworben, welche alle ſich mit ihm verbrüdert haben zu einem Fehdezuge gegen die Kirchberger. Selbſt Wichmann, der ſtattliche Herr und Graf, der da lebt auf ſeinem Schloſſe Hornſtein, bei der ritterlichen Stadt Weimar, hat ihm Beiſtand zugeſagt. Eben das haben gethan die Edlen und Herrn von Arnſtadt, Bieſſelbach, Linderbach, Zimmern, Kromsdorf, Meldingen, Iſſerſtädt, die Schenken von Tautenburg und andere mehr. Binnen vier Wochen, auf St. Urbanstag, wird die Fehde beginnen. So Gott will, hoffen wir die Veſte Glitzberg wieder einzunehmen und den Kirchbergern das Bad tüchtig zu geſegnen. — Das läßt Euer Gemal Euch wiſſen, und bittet um Euer und der andächtigen Schweſterſchaft Vorbitte und Gebet. So viel thue ich Euch zu wiſſen und verfüge mich nun wieder zu meinem Herrn und meinen Kampfgeſellen. — Frau Agnes, wegen der erhaltenen Nachricht ſehr froh, ließ ihren Gemal herzlich grüßen und ſendete ihm ein feines Kloſterſträuslein, von Maienblumen und Hahnekrällchen, mit Rauſchgolde wohl verziert. Damit ging Eckbert fort. — Als er aber das Kloſter verlaſſen hatte, eilte ſie auf's Schloß zu ihrer Tochter, die erhaltene Nachricht ihr mitzutheilen.

Dieſe hatte indeſſen Stunden genommen, in welchen Erwin ſie unterrichtete im Zitherſpiel und Geſang, was ihr gar viel Freude machte. Auch Frau Hedwig freute der Sache ſich ſehr, ſtimmte auch oft mit ein in den Rundgeſang: „Wenn die böſen Zungen ſtechen ꝛc.“ der damals ſehr beliebt war. — In ihrer Lage war Adelgunde damals ſehr glücklich. Ihr Herz liebte den Sänger Erwin, welchem auch ſeine Schülerin, das holde Fräulein, gar wohl gefiel.

Die Frau Aebtiſſin aber hatte ihre Sorge und Noth gar ſehr, und ſuchte, ſo gut es nur gehen wollte, das unwillkommene Pimpernickchen los zu werden. Es wollte ihr es aber niemand abnehmen. Die Nonnen wurden daſſelbe aber ſo gewohnt, daß ſie es endlich ſogar gern ſahen, wenn es nickte.

Indeſſen hatte Erwin (wiewohl die jetzige ſeine erſte Liebe war) den Muth gewonnen, ſeiner gelehrigen, ſchönen Schülerin ſeine zärtliche Zuneigung zu ihr zu geſtehen. In einer ſanft duftenden Blüthenlaube, begleitet von den ſüßen Tönen einer Nachtigall, ſang er das Geſtändniß ihr zu:

Hörſt du nicht der Töne Schwingen
In dem Sang der Nachtigall,
Die ſo ſanft zum Herzen dringen,
Die entzückt im Wiederhall
Sich der Liebesfreude geben,
Die das Leben will umſchweben,
Bei vereinter Zärtlichkeit?

Adelgunde ſeufzte tief auf; hohes Roth überflog ihre Wangen; zitternd ſtreckte ſie ihre Hand aus, die Erwin raſch ergriff, dieſelbe küßte und mit gepreßter Stimme fragte: „Du liebſt mich alſo?“ — Sprachlos ſank ſie in ſeine Arme. — Er küßte ihre bebenden Lippen und rief aus: „Ich bin glücklich! Du biſt mein.“ — Mit geſchloſſenen Augen ſprach ſie innig: „Ich bin dein.“ — Darauf ſprachen ſie noch mancherlei. Dann beſchloſſen und beſiegelten ſie ihren Liebesbund.

Den folgenden Tag ging Adelgunde in's Kloſter zu ihrer Mutter, umfaßte ſie koſend und entdeckte ihr das Geheimniß ihres Herzens. Ihre Mutter ſeufzte: „Ach, liebe Adelgunde! du weißt wohl nicht, daß dein Vater dich ſchon vor ſechs Jahren dem Sohne des alten Tauburgers verſprochen hat?“ Adelgunde ſeufzte: „Ich bin unglücklich, wenn ich meinen Erwin nicht lieben darf!“

Da erhob ſich im Kloſter ein gar klägliches Schreien. — Pimpernickchen hatte dreimal genickt, als die Aebtiſſin im Sprachhauſe, laut mit ſich ſelbſt ſprechend, drei Fragen gethan hatte. Sie war außer ſich und ſchrie: „Ach! wer befreit mich und das Kloſter von dem Unglücksnicker?“

Pater Cyrillus, der eben aus der Kirche kam und den Schreckensruf vernahm, zog be:

denklich die Augen hoch hinauf, ſchüttelte den Kopf, ſeufzte und ſprach: „Andächtige Frau! Ihr entſinnt Euch doch noch, daß neulich das diaboliſche Gelächter der Nixe ſo deutlich vernommen wurde, als man von des Unholds Nickerei ſprach? — Das zeigt an: daß das Geſippich mit einander bekannt und einerlei Herkommens iſt. Mein Rath alſo iſt dieſer: Laßt das Unding der Mauer entheben. Ich aber ſchleudere es, unter gottſeeligen Formeln, in die Ilm, ſeiner Nixen-Baſe zu, und werfe ihm einen abgenutzten Weihwedel aus Verachtung nach.“

Dieſem Vorhaben gab die Aebtiſſin ihren Beifall. Daher wurde auch ſogleich zur Exekution geſchritten.

Der Pater ſang nebſt ſeinen Chorknaben das: „Nec nocet Diabolus! etc.“ ab und hatte kaum Pimpernickchen in den Fluß geſchleudert, als in den Fluthen ein ſolches Sauſen und Brauſen entſtand und die empörten Wellen ſich ſo hoch aufthürmten, daß den Verſammelten Hören und Sehen verging. Als es nun immer ärger wurde und der dichteſte Waſſerſchaum die Wieſen überſprützte, lief der kunſtreiche Meiſter Dornberger ganz ängſtlich betend zuerſt davon; keuchend folgte ihm der Pater nach.

Als ſie bis an den Erlenplatz gekommen waren, fühlten ſie ihre Füße wie gelähmt, zum Stehen wie eingewurzelt und konnten ſich, wehklagend und jammernd, nicht vom Platze bewegen. „Was iſt das?“ ſtöhnte der Pater. „Ach! wie wird mir!“ jammerte der Künſtler Dornberger. Alle die andern ſtanden, wie von einer Zauberruthe berührt, ſtill und konnten ſich nicht vom Platze bewegen. — Tief aus dem Wellenabgrunde herauf rollte eine Stimme, rauh wie Windeserbrauſen: „Glitzberg fällt in Trümmern. Der edle Geſchlechtsſtamm erliſcht. Pimpernickchen aber geht heim zu ſeinem Vater Zernebock.“

Alſobald ergriffen unſichtbare Hände Stöcke und Ruthen und machten mit gebietender Gewalt den Erſchrockenen Beine. Ganz abgemattet und wohl durchwalkt, kamen die Exekutoren im Kloſter an, wo aber von den Nonnen nur viere, die gar zu ſehr auf Pimpernickchen geſchimpft hatten, ſie ziemlich züchtigende Ruthenhiebe empfanden.

Durch die Luft aber ertönte ein ganz ſonderbares Geräuſch, Geſchnalze und Brauſen aus den Berghöhlen des Berkaer Schloſſes, ein Getümmel, Geziſch und Gebrümmel, gar ſonderbar anzuhören; verhallend aber im Freien, erklang das Rollen gar ſonderbarer Sangerhebungen, und ganz deutlich wurde der Singſang vernommen:

Pimpernickchen, feiner Gaſt,
Da du uns verlaſſen haſt,
Wandre in die Höhle ein,
Bald bei Zernebock zu ſeyn!

Am Berkaer Schloßgraben aber, gegen Mitternacht hin, ſank ein tiefes Loch hinein, noch jetzt unter den Schloßtrümmern zu ſehen, das Pimpernicksloch genannt.

Indeſſen hatte die Fehde begonnen, wurde hocherbittert fortgeführt und verheerend geendigt. Glitzberg wurde zerſtört; Rudolf fiel im Kampfe. Beklagend den Gatten, nahm Agnes den Nonnenſchleier. Adelgunde aber reichte ihrem Erwin die Hand am Traualtare.

Als er älter wurde, ſah er, als Burgvoigt, ſeines Schloßherrn Gattin, und ihn ſelbſt, den edlen Siegfried, den Letzten des Geſchlechts der Grafen von Berka, in's Grab ſinken, in welches ihm Helm und Schild zerbrochen nachgeworfen wurde, nach ritterlicher Sitte.

Alt und lebensſatt ging auch Erwin, betrauernd den Untergang des edlen Geſchlechts, heim zu ſeinen Vätern. Seine geliebte Adelgunde aber ſtarb bald nach ihm im Nonnenſchleier zu Kloſter Ilm. — Ruhe ſey mit den Entſchlafenen!

3.

Das Karfunkelweibchen.

Eine ſpaniſche Novelle.

Unter dem ſogenannten Hülfscorps, welches der edle Romana damals aus Spanien nach Deutſchland führen mußte, befanden ſich mehrere Offiziere, die den Wiſſenſchaften ergeben, ſich mit denſelben beſchäftigten. Einer derſelben ließ den flüchtigen Entwurf einer Familien-Novelle zurück, als ſie ſich der Gewalt entzogen; dieſem iſt die Erzählung nachgebildet und dieſelbe ausgeführt worden.

* * *

Als unter Karl V. die Abentheuer wagenden Heerführer der Spanier, mit ihren von

Eroberungsſucht beſeelten Soldaten in die großen Reiche des ſüdlichen Amerika eindrangen und endlich, von ihrem Geſchütz und ſeinen mörderiſchen Wirkungen unterſtützt, auch Peru eroberten, die ehemalige Regierung, das Königreich und die Landes-Religion vernichteten, befand ſich unter dem Heerhaufen des kühnen Pizarro ein junger Offizier, ein Abkömmling des edlen Hauſes Laſtaños, welchen eine Stiefmutter, um ihn los zu werden, mit fortgeſchoben hatte, der ſich tapfer und wohl hielt und der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten ſich theilhaftig zu machen wußte. Dieſem, von der Natur mit einem ſehr gefühlvollen Herzen begabt, gelang es, ſich von einer jungen Peruanerin geliebt zu ſehen, deren Schönheit und Reize nur von ihren ſtillen und anſpruchloſen Tugenden überwunden werden konnten. Sie, eine der letzten Ynka's Töchter des Reichs, fand ſich, von Laſtaños geliebt, ſo glücklich, daß ſie, mit Annahme der chriſtlichen Religion, dem Geliebten ihre Hand reichte, ſeine Gattin wurde, ihr Vaterland verließ, und demſelben nach Spanien, wohin er zurückging, folgte. Mit ihr ging ihre Schweſter, vormals eine der geweihten Jungfrauen des Dienſtes im großen Tempel der Sonne, des herrlich erſtralenden Virakocha, Dienerin des reizenden Himmelsfräuleins, Blitz und Donner erregend, nach der Religion der Peruaner, von der man ſang:

Caurac Nusta,
Torralaiquin,
Virakocha!

zu theilen mit der geliebten Schweſter Freuden und Leiden im fremden, nun zu ſuchenden neuen Vaterlande Spanien.

Als Laſtaños mit ſeiner geliebten Gattin und ihrer Schweſter in ſeinem Vaterlande ankam, war die ihm gar nicht wohlwollende Stiefmutter, bald nach ſeinem Vater, geſtorben. Der Großvater aber übergab ihm ſeine Erbſchaft und die ihm zugefallenen Familien-Güter. Abwechſelnd auf denſelben verlebte er die ſchönen und ſpätern Jahre ſeines Lebens mit ſeiner Gattin ruhig und zufrieden. Auf ſeine Kinder erbten ſeine Güter fort. Ruhig beſaß ſie endlich Don Pedro Laſtaños, der unter König Philipp IV. ſtarb, und dieſelben ſeinem Sohne Don Felix überließ.

Dieſer, von einem ſehr gebildeten Prieſter, einem Freund und Zeitgenoſſen des vortrefflichen Dichters Calderon, erzogen, hatte mit ihm die damals berühmteſten Akademien Spaniens und Frankreichs beſucht, und durchreiſete eben Italien, in gleicher Abſicht, als er in Rom die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters bekam. Dadurch wurde, um die Erbſchaft anzutreten, ſein Dortſeyn in Spanien nothwendig. Er ging alſo dahin ab.

In den Wiſſenſchaften, in den bildenden Künſten und beinahe in Allem bekannt, was ein wohlerzogener junger Mann ſeiner Zeit zu wiſſen brauchte, war er dennoch in ſeinem eigenen Vaterlande beinahe ganz unbekannt geworden.

Die meiſten der ererbten Güter ſah er zum erſtenmal, als er in Spanien angekommen war, und wurde von dem alten, ehrlichen Hausbofmeiſter ſeines Vaters mit alle dem bekannt gemacht, was er wiſſen mußte. In ſeinen abwechſelnden Wohnplätzen wählte er ſich zwei Schlöſſer, die in ſchönen Gegenden lagen, in welchen es ihm wohl gefiel. Beſonders zog das eine und das geſchmackvolle Innere deſſelben ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Zufriedenheit auf ſich. In dieſes zog er ſogleich ein, und der getreue, alte Haushofmeiſter mit ihm. — In kurzer Zeit war Felix eingewohnt und überließ ſich allen nur erwünſchten Bequemlichkeiten derſelben.

In dieſelben gleichſam eingewickelt, unterhielt er ſich, da er ſtets allein war, mit dem alten Quatremo, ſeinem Haushofmeiſter.

Felix. Ehrlicher Quatremo! ich bitte dich, mir alles zu ſagen und anzurathen, was du meinſt, das nun von mir zu thun ſey. Wirf allenthalben hin deine Augen, und bemerke für mich, was ich eigentlich zu bemerken und zu thun hätte. Alles, alles ſage mir nur geradezu und frei heraus; darum bitte ich dich!

Quatremo. Da Ihr es fordert, lieber, junger Herr! ſoll es gewiß geſchehen, ſo herzlich und aufrichtig, als es mir nur möglich iſt. — Zuerſt, meine ich, iſt es nöthig, daß Ihr ſuchet nach und nach Eure Nachbarn kennen zu lernen; dann, Euch in den nahe gelegnen Städten umzuſehen und Euch recht bald in Madrid Eurer Tante, der Gräſin Emerentia Odilos zu empfehlen und ihrem Bruder, Euerm Oheim, dem Groß-Inquiſitor des Königreichs; unterredet Euch dann mit den Sachwaltern Eures ſeeligen Herrn Vaters, mit ſeinen Geſchäftsführern, Banquiers und ſeinen erprobten Freunden und Bekannten. Wenn Ihr Euch denn in der Hauptſtadt gehörig umgeſehen und die hinreichenden Bekanntſchaften gemacht habt, ſo wird es der Himmel wohl fügen, daß Ihr auch die Bekanntſchaft eines feinen, weiblichen Weſens erhaltet, welchem Ihr Eure Hand reichen und ſie zur Gemalin ernennen könnt. Dabei aber rathe ich Euch, vorſichtig zu ſeyn, und bei der Wahl Euch wohl vorzuſehen; zumal da dergleichen ernſtliche Schritte nicht wieder zurück gethan werden können.

Felix. Ich danke dir für deinen Rath, will ihn beherzigen und wohl befolgen. — Bei meinen Nachbaren, wo du bekannt biſt, melde mich an, und in die Hauptſtadt ſollſt du mich ſelbſt begleiten. Alles, was mir nützlich und erſprießlich iſt zu thun, erlaube ich dir; nur meine Eigenheiten, bitte ich, (wenn ſie mir nicht ſchädlich ſind) laß mir; denn es hat jeder Menſch in der Welt Eigenheiten; das ſind ja keine Laſter.

Quatremo. Meine Erfahrungen werden mir, hoffe ich, gewiß ſagen, was ich thun ſoll, wenn es meinen jungen Herrn betrifft, den ich ſo herzlich liebe. Das verſichere ich heilig!

Es gingen einige Wochen hin, ehe Felix herumkommen konnte, ſeinen Güternachbaren ſeine Aufwartung zu machen und ſich gewünſchten Bekanntſchaften zu empfehlen. Für uns würde es viel zu weitläuftig und für die Leſer ſehr ermüdend ſeyn, von denſelben mit gehörigen Bemerkungen zu ſprechen. Es ſoll uns alſo nichts hindern, nur von jenen, für ihn intereſſanteſten, gemachten Bekanntſchaften zu ſprechen. — Zu dieſen gehörte die der Gräfin

Ornas, einer ſehr klugen und angenehmen Frau, — ehemals am Hofe Philipps III. geweſenen Oberhofmeiſterin und erſten Staatsdame der Königin, — die mit drei Töchtern und zwei Nichten auf einem ihr von dem Könige geſchenkten Schloſſe, in einem ſchönen Dorfe, mitten unter den ihr ſehr ergebnen Unterthanen lebte. Ihren neuen Nachbar empfing ſie, empfingen ihre Töchter und Nichten mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, und wußten ſich (wie ſie verſicherten) ſeit langer Zeit ſo erwünſchter Unterhaltung nicht zu erinnern, als die war, welche ſie jetzt genoſſen; ja ſie verſprachen auch, ihm recht bald ihren Gegenbeſuch zu machen. Alle waren ſehr gebildete, unterhaltende Mädchen, und nur der jüngſten der Töchter der Gräfin mangelte es ganz an der Lebhaftigkeit, mit welcher ihre Schweſtern aufzutreten wußten. Sie wurde deshalb auch nur, ſelbſt von ihrer Mutter, die ſelbſtgelaſſene Kloſter-Jungfrau genannt. Sie aber lächelte und ſagte, — als ſie eben neben Felix in dem ſchönen Schloßgarten auf und nieder wandelte:

„Gewiß die Ruhe und Einſamkeit des Kloſterlebens hat für mich ungemein viel Reiz; ja, ich darf wohl ſagen: in dieſem Wunſche, nach einem ſolchen Leben, liegen alle meine Wünſche gleichſam eingehüllt und mit einem leichten Flor bedeckt, der bald aufgehoben ſeyn wird.“

Felix. Werden Sie dieſen Flor ſelbſt aufheben?

Soliſa. Gewiß!

Felix. Wenn aber nun etwas Sie, das zu thun, hinderte?

Soliſa. Was ſoll mich hindern? Und ſind dergleichen Gedanken und Entſchließungen an ein ſtilles Kloſterleben nicht gute Gedanken und Entſchließungen?

Felix. Daran iſt wohl nicht zu zweifeln. Wie aber wenn es ſich fügte, daß Sie andere Gedanken bekämen?

Soliſa. Schwerlich!

Felix. Wenn ein Sie liebender, guter Jüngling um Ihre Hand bät?

Soliſa. Das wird nicht ſeyn.

Felix. Wenn es aber nun geſchäh?

Soliſa. Sogleich würde ich vielleicht nicht wiſſen, was ich thun ſollte, nach ein wenig Ueberlegung aber würde der Wunſch und Hang zum Kloſterleben doch wohl die Oberhand behalten. — Glauben Sie denn, daß die Gattin eines Mannes glücklicher ſeyn kann, als die, ihren Seelenbräutigam ſich wählend, ſich zu demſelben in's Kloſter begiebt?

Felix. Sind Sie denn aber gewiß, daß der gewählte Seelenbräutigam ſich wirklich im Kloſter befindet? — Haben Sie aus den Klöſtern noch keine andern Stimmen als die der Ruhe und Zufriedenheit vernommen?

Soliſa. O! was glauben Sie von den armen Nonnen?

Felix. Alles was gut iſt; aber auch das, daß dieſelben keine Engel, ſondern menſchliche Weſen, denen nicht Vollkommenheiten eigen ſind, die kein Sterblicher hienieden beſitzt.

Soliſa. So wird dieſelben die Gattin eines Mannes in der Welt auch nicht finden.

Felix. Ich bin — Es iſt anmaßend, verzeihen Sie! — Ich bin aber ſo frei und frage Sie: Haben Sie nie geliebt?

Soliſa. Einen Jüngling — einen Mann; nie.

Felix. Keine Theilnahme für irgend einen hat Ihr Herz empfunden?

Soliſa. Was ich nicht wüßte.

Felix. Ja, dann freilich —

Soliſa. Wollen Sie mein Beichtvater werden?

Felix. Wenn ich nun Ihr Liebhaber wär?

Soliſa. So etwas kann ich mir gar nicht vorſtellen.

Felix. Gute — ſchöne Seele! Auch die Liebe hat ihre Glorie.

Soliſa. Einen ſolchen Nimbus kenne ich nicht, kann mir ihn auch gar nicht denken.

Felix. O! bleiben Sie bei dieſem Nichtkennen; deſto leichter werden Sie in's Kloſter gehn.

Soliſa. Sie freilich ſind auf Reiſen, ſind in der Welt geweſen, hier und dort — Ich aber, —

Felix. Ich glaube ſelbſt, Sie werden im Kloſter glücklich ſeyn.

Soliſa. Gewiß!

Daß Soliſa einen zärtlichen Eindruk auf ſein Herz gemacht hätte, konnte ſich Felix eben nicht geſtehen, daß aber ihre Sanftheit ſie, in ſeinen Augen, vor ihren Schweſtern vortheilhaft und einnehmend auszeichnete, konnte er ihr nicht abſprechen. Er ſah ſie gern und wär er öfter um ſie und bei ihr geweſen, er hätte ſie ſicher noch weit lieber geſehn. Das geſtand er ſich ſelbſt, als er ſich einſam auf ſeinem Schloſſe befand.

Hier traf eben Quatremo die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe nach Madrid; eine Reiſe, die Felix (er wußte nicht warum) immer weiter hinaus zu ſetzen und zu verſchieben ſuchte. Da er ſo ganz verſchloſſen, kleinlaut und einſam umherſchlich, glaubte Quatremo in dieſer Laune die Symptome einer geheimen Liebe zu erblicken, unterließ es nicht darauf anzuſpielen, wurde aber keines Vertrauens und Geſtändniſſes (wie er wünſchte) gewürdiget, womit er ſehr unzufrieden war.

Es war Abend geworden. Felix war auf ſeine Studierſtube gagangen und hatte ſich in das Leſen von Büchern vertieft, wie dieſelben der Zufall ihm eben geliefert hatte. Er fand ſie unterhaltend, konnte ſich nicht losreißen, und die Mitternacht kam herbei. Eben las er die Worte:

Vagantis daemonis
Lator tenebris noctium —

als die Glocke der Thurmuhr zwölf ſchlug. Bei dem letzten Schlage ſprang die Thür auf, und es trat herein ein kleines, gekrümmt am Stabe ſchleichendes Weibchen, gekleidet in die Tracht der Spanierinnen, in welcher dieſelben vor hundert Jahren unter Karl V. gingen, auf der Bruſt, eingefaßt wie ein Medaillon, tragend einen Karfunkelſtein, deſſen Glanz das ganze Zimmer erleuchtete und beide Studierlampen ſo überſtralte, daß dieſelben ganz verdunkelt daſtanden. Sie bewegte die rechte Hand, dieſelbe grüßend vor ſich hinſtreckend, und ohne ſeine Anrede zu erwarten, ſprach ſie:

„Don Felix Laſtaños, dich grüßt Irida Mixtili, die Peruanerin, deiner Ahnenmutter Schweſter, die Prieſterin und Dienerin der Sonne und des himmliſchen Allvaters Virakocha!"

Gefaßt, ſo gut es ſeyn konnte, antwortete **Don Felix**, indem er aufſtand und mit der Rechten auf den Tiſch ſich anhaltend lehnte:

„Wohl weiß ich, daß meine Ahnenmutter eine Peruanerin war, die, ihren Götzendienſt abſchwörend, ſich mit meinem Ahnenvater vermälte und ihm nach Spanien folgte."

„Ganz recht, — fiel das erſchienene Weibchen ein. — Sie lebte und beſchloß ihre Tage auf dieſem Schloſſe, wo du jetzt wohnſt. Ihr Körper ruht in dem Familienbegräbniſſe in der Kirche, wo der Körper ihrer Schweſter nicht beigeſetzt wurde, weil ſie nicht in euerm Glauben ſtarb. Sie war in Peru, ehe von den Spaniern die Tempel des Landes zerſtöhrt wurden, Prieſterin und Dienerin des hohen Weltengeiſtes Virakocha und trug das Kennzeichen ihrer Würde, was du noch an ihr ſiehſt, den hellerſtrahlenden Karfunkel auf ihrer Bruſt, Der Gatte ihrer Schweſter, dein Ahnenvater ließ ihr in dieſem Schloſſe, in der Halle des öſtlichen Schloßflügels, zu welchem eine braune eiſerne Thür führt, ein peruaniſches Säulen-Monument errichten, und ſetzte ihren erblichenen Körper dort bei, der nicht in die geweihte Erde begraben werden durfte, was die Prieſter verboten. Der Schlüſſel zu meinem Momment und Begräbniß liegt in dem Sarge deines Ahnenvaters. Ich aber bleibe die Erſcheinung dieſes Schloſſes, allgemein bekannt unter der Benenhung: das Karfunkelweibchen (Muyercilla de Carbunclo), ſo lange, bis mein Körper fortgebracht wird in die Erde meines geliebten Vaterlandes. Darum habe ich alle Beſitzer dieſes Schloſſes ſchon vergebens gebeten, denn die Prophezeihung der Seherin ſagt: das wird nur dann geſchehen, wenn der Beſitzer dieſes Schloſſes ein Glücklicher iſt; du aber wirſt es ſeyn, denn Felix iſt dein Name. — Gehe und beſieh mein Grabmal; öffne die ſtets verſchloſſene Thür; du weißt, wo du den Schlüſſel findeſt. — In Peru öffneten ſich die Thüren der Tempel der ewigen Sonne nur nach der Morgenſeite hin. Die Ynka's gingen alle Jahre am Feſte des großen

Rami, am Tage da das heilige Feuer wieder friſch angezündet wurde, mit großen Feierlichkeiten der aufgehenden Sonne entgegen, dieſelbe bei dem Anfange des Jahrs zu grüßen und zu empfangen. Ach! das werde ich nie wieder ſehen.“

Felix. Allenthalben iſt der Menſch das Spielwerk ſeiner Furcht und ſeiner Hoffnungen. Aber das deiner Seele, wo ſchwebt, wo iſt ſie?

Irida. Noch nicht bei Virakocha, der ſie alle ſammelt, die ihm ergebenen Seelen. — Wirſt du aber die Ueberreſte meiner ſterblichen Hülle der Erde meines geliebten Vaterlands wiedergeben, wird ſich meine Seele freuen, der Finſterniß deines Vaterlands entſchweben und dahin eilen dem allgemeinen Sammelplatze, dem Karfunkelmeere zu.

Felix. Biſt du deſſen gewiß?

Irida. So gut wie du deſſen, was du erhoffſt.

Felix. Wo aber ſchwebt deine Seele, bis ſie dahin kömmt, wo du ſie zu ſehen hoffſt?

Irida. In den Wellen der Morgenluft, doch nur entfeſſelt von der Abendluft, die uns deinem Geſchlecht zu erſcheinen, wenn es nöthig iſt; was ſie ſich aber erbitten muß.

Felix. Werde ich dieſe deine Geſtalt oft ſehn?

Irida. So oft es nöthig und dir nützlich iſt, wird dieſe Geſtalt der Irida Mirtili dir erſcheinen.

Felix. Doch alſo nur um Mitternacht?

Irida. Und am Morgen, wenn ſie aufgeht, die goldene Sonne, der Vater des großen Geſchlechts der Erhabenheit, der Ynka.

Felix. Zu welchem du im Leben auch gehörteſt?

Irida. Ich und meine Schweſter, deine Ahnenmutter.

Felix. Warum aber wollteſt du nicht — ?

Irida. Ich errathe deine Frage. Das führte mich nicht in die Sonne, nicht zu Virakocha der Weltſeele.

Felix. Aber deine Schweſter?

Irida. Ich hoffe, Virakocha hat ihr vergeben.

Eben wollte Felix noch weiter fragen, als ein lauter Schall ihn auf etwas anderes aufmerkſam machte. Das Karfunkelweibchen warf ihren Stab weg, ihr krummer Rücken ebnete ſich zur ſchönſten ſchlanken weiblichen Form, im Nu waren die alten ſpaniſchen Kleider verſchwunden, und vor ihm ſtand, in aller Fülle reizender, weiblicher Jugendkraft, eine ſchöne Frauengeſtalt, angethan mit dem weißen Gewande einer Prieſterin und Sonnenjungfrau der ehemaligen Peruaner, prangend eine goldene, mit Edelſteinen beſetzte Sonne auf ihrer Bruſt. Dieſe Geſtalt ſprach:

„Du ſiehſt jetzt Irida Mixtili vor dir, in ihrer ehemaligen irrdiſchen Geſtalt einer peruaniſchen Prieſterin.“

Felix. O ſchönes Weſen, Abbild reizender Formen! Willſt du mir nicht ſtets in dieſer herrlichen Geſtalt erſcheinen?

Irida. So oft es ſeyn kann, aber nicht immer. — Ach, Felix! das ſchöne, feine und herrſchende Menſchengeſchlecht der Yuka haben ſie ausgerottet eure Krieger und Prieſter. — Ihre Seelen ſind bei dem Weltenſchöpfer Virakocha, bringe es dahin, daß auch die meinige zu ihnen kömmt. Daß ich vom Geſchlecht der

Ynka bin, ſieh' an dieſer Sonne, dem Sinnbilde unſers Vaters, an dieſen durchbohrten Ohren, welche die großen Ringe, Sinnbilder der Ewigkeit, trugen, als wir noch lebten. Unſere Häupter prangten mit dem in die Lüfte ſchwankenden Diadem von Straußfedern, über die Achſel herab, bis an die Hüfte zog ſich das Band, an welchem die geweihte Ynkataſche hing. Sieh dieſen Federſchurz, die Sohlen, Fußbedeckungs-Riemen und die Sandalen. Dieſer Mantel von ſchwarzen Straußfedern umfloß unſere Glieder; als Sonnenkinder wurden wir verehrt und geprieſen und ach! — dahin iſt all unſere Herrlichkeit. Fürchterlich rollte der Donner über unſere Häupter dahin und ſchreckbare Blitze zerſchmetterten das kräftige Volk der Peruaner. So wollte es der Weltſchöpfer, die Weltenſeele, — Virakocha!

Schönes Fräulein!
Dein gefülltes
Waſſerkrüglein
Bricht dein Bruder;
Darum donnert's,
Blitzt und wettert's.

Virakocha
Weltenſeele,
Dazu haſt du
Sie beſtellet,
Sie beſeelet.

Felix. Darf ich, o ſchöne Ynkajungfrau, Irida Mirtili, darauf rechnen, wenn ich —

Ein lauter Knack und verſchwunden war die Geſtalt. — Unruhig ging Felix umher, legte ſich endlich zu Bette, aber ſiete Unruhe hielt ihn wachend, wenn er ſchlafen wollte. Er konnte nicht.

Sehr früh trieb es ihn vom Lager auf. Den Haushofmeiſter ließ er rufen.

Felix. Quatremo! So viel wir auch ſchon über dieſes und jenes mit einander geſprochen haben, bin ich doch nie dazu gekommen dich zu fragen: warum du das Wichtigſte von dieſem Schloſſe mir verſchwiegen haſt?

Quatremo. Das Wichtigſte?

Felix. Die umgehende Schloßerſcheinung des ſogenannten Karfunkelweibchens.

Quatremo. Ja. Euer ſeeliger Vater hat ſie, wie er mir erzählt hat, geſehn; mir aber iſt ſie nie erſchienen.

Felix. In meines Vaters Papieren habe ich die Nachricht gefunden: daß in dem Sarge meines Ahnherrn ein Schlüſſel liegt, der mir ein Behältniß öffnet, angefüllt mit Papieren, Familiennachrichten betreffend und von einigen in Peru befindlichen Beſitzungen, die unſerer Familie gehören. Ich bin darauf begierig. Ehe ich noch nach Madrid gehe, wo ich auch unſerm Könige mich vorſtellen laſſen will, muß ich den Schlüſſel haben. Der Sarg muß geöffnet, der Schlüſſel muß herausgenommen werden. — Jetzt wollen wir in dem alten Schloßſaale die dort aufgehängten Bilder meiner Familie betrachten. — Komm!

Sie gingen in den Saal. Die Bilder wurden betrachtet.

Felix. Sieh, das iſt unſer Ahnherr, der mit dem Golde, welches ſeine Gattin, eine Peruanerin, ihm zubrachte, ſie, eine der

Schweſtern des letzten Ynka, unſere Familiengüter zuſammen kaufte. Donna Mariana hieß ſie nach ihrer Taufe; Mana Oelho, als königliche Peruanerin. Sieh ſie recht an. Die Phyſiognomie einer Spanierin hat ſie nicht, aber ein ſchönes edles Geſicht. — O! daß ſie uns erſchien!

Quatremo. Ach Herr! aus allen Erſcheinungen Todter könnte ich mir gar nichts machen, ob ich gleich nicht furchtſam bin.

Felix. Sieh nur, ob das Geſicht der Donna Mariana nicht gleichſam ſprechen zu wollen ſcheint.

Quatremo. Ja, wenn man es lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit anſieht, ſcheint es ſich ordentlich zu beleben. Ich habe aber geleſen, daß die Peruaner ſich Menſchenopfer ſogar hätten wohlgefallen laſſen, zur Verherrlichung ihres Götzen Virakocha.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als es vor dem Saale lebhaft wurde. Bald darauf trat die Gräfin **Ormas** mit ihren Töchtern und Nichten ein.

Gräfin. Sehen Sie, ſehr anſpruchwerther Don Felix Laſtaños! ſo iſt es mit uns, ſo halten wir es. Wir ſuchen auf, um zu überraſchen. Da finden wir Sie nun vor den Bildniſſen Ihrer Ahnen; ein guter, dankbarer Einfall! — Unter uns! ſagen Sie mir doch, haben Sie auch eine Abbildung des ſogenannten Karfunkelweibchens, welche, wie man behauptet, in dieſem Schloſſe umgeht? — Mein Beichtvater will wiſſen, es ſey die verdammte Seele einer Heidin, einer Peruanerin, die ſo unruhig hin und her wandele.

Felix. Ach was alles glauben die Beichtväter nicht zu wiſſen! — Und auch Sie, Donna Soliſa! habe ich das Glück, hier in meinem Schloſſe zu ſehn?

Gräfin. Nun? habe ich aber nicht gleich geſagt, die Nonne wird Don Felix zuerſt bemerken? — Das hat er aus Italien mitgebracht. Dort hat man ſogar Liebſchaften mit Nonnen, was aber jetzt in Madrid auch anfangen ſoll aufzukommen. — Nun? ſeyd ihr denn beide ohne Worte?

Felix. Was ſoll ich ſagen?

Soliſa. Und ich?

Gräfin. Sie gehen, wie ich höre, nach Madrid? — Indeſſen wird Seliſa ihren ſtillen Aufenthalt ſuchen. Ich kann ſie nicht hindern. Oder wollen Sie es durch Ihren Onkel, den Herrn Groß-Inquiſitor, dahin bringen?

Felix. Wenn es aber nun des Fräuleins feſter Entſchluß iſt?

Gräfin. So ſagt ſie. — Was aber mich betrifft, da ich an mir kein Kloſterfleiſch, keine Sehnſucht nach einer ſolchen Kloſtereinſamkeit wahrnehme —

Es wurde gemeldet, das Frühſtück ſey in der großen Gartenlaube aufgetragen. Die Geſellſchaft begab ſich dorthin. Ein Improviſatore wurde angemeldet; Felix ließ ihm ſagen: er werde erwartet. Die Geſellſchaft trat in die Laube. Die Gräfin überblickte die Gegend und rief aus: „O ſeht doch, Kinder! zwiſchen den Bergen, wie die Sonne daſteht in all ihrer Pracht und Schönheit!“

Alle blickten dahin und erſchöpften ſich in Bewunderung des Standes der Sonne zwiſchen beiden Bergen, als auf einmal, allen ſichtbar, am Fuße der Berge eine ſchöne Frauengeſtalt erſchien, in eben der Tracht, in welcher Irida vorher Felixen erſchienen war. „O welche ſchöne Erſcheinung!“ — rief die Gräfin aus. Da trat der Improviſatore herbei und bat um ein Thema. Schnell rief Soliſa aus: „Die Peruanerin.“ Die Erſcheinung zerfloß in Nebelduft und verſchwand. Die Gräfin bemerkte: „Freundlicher Wirth! welche ſchöne Erſcheinung hat uns Ihre optiſche Kunſt gegeben. — Das muß wahr ſeyn, dergleichen Wiſſenſchaften ſind zum Entzücken ſchön in Italien daheim.“ Felix lächelte und drückte Soliſen die Hand, die ihn ſchüchtern, als ſage ſie damit zu viel, anblickte. — Der Improviſatore ſtimmte einige Sekunden lang ſeine Guitarre und begann ſeinen Geſang.

Zwiſchen goldnen Sonnenringen
Stand in Peru's Heiligthum
Malla-Mana, darzubringen
Viracocha's hohem Ruhm
Dank und Opfer. Blumenkränze
Streut ſie fröhlich, freudig froh,
Sprach: „O goldne Sonne glänze
Dieſem Herzen immer ſo.

Glänze meiner reinen Seele,
Dir geweihet ſoll ſie ſeyn.
Wenn ich im Geloben fehle,
Immer tugendhaft und rein
Dir, o ſchöne Himmelswonne,
Aller Reinheit Glanz und Pracht,
Zu erſcheinen, goldne Sonne!
Werde mir der Tag zur Nacht.“

„Ach die Sonnenjungfrau!“ — rief Soliſa aus, ſtreckte, wie etwas gelobend, einer unſichtbaren Geſtalt ihre Hand entgegen und ſank, wie in eine leichte Ohnmacht, auf das Sofa zurück.

Indem man noch beſchäftigt war, ſie wieder zu ſich zu bringen, ertönte vor dem Schloſſe laut und ſtark ein Poſthorn. Ein Diener ſprang dem Schalle entgegen, kam bald zurück und brachte einen Brief. Der vortreffliche Chroniſt der beiden Indien, des Königs Staats-Sekretair, Antonio de Solis ſchrieb: Der König wünſche, daß Don Felix recht bald nach Madrid kommen möchte, wo er mit ihm zu ſprechen habe. Dem Kabinets-Courier hatte eben Don Felix in der Eil eine geſchriebene

Antwort zugeſtellt, als Soliſa wieder zu ſich gekommen war und zu Worten kam. „Ich habe die herrliche Sonnenjungfrau in meiner Nähe geſehen. Sie lispelte mir zu: Ich bin Irida Mirtili, die Peruanerin, die Ynka's Tochter, die Felix kennt — da verlor ich meine Beſinnung.“

„Das fehlt noch, — lachte die Gräfin — daß du Viſionen bekömmſt! — Oder haben Sie, Don Felix, durch Ihre optiſchen Künſte auch Soliſens Sinne getäuſcht? Heraus mit der Sprache!“

Felix. Ich verſtehe nichts davon, und bin dieſer optiſchen Künſte nicht kundig; und könnte ich Sinne täuſchen, wagte ich es gewiß nicht, mich den gewiß reinen Sinnen der Donna Soliſa ſo frevelhaft zu nahen.

Gräfin. Sie reſpektiren alſo Soliſens Sinne? Kennen Sie — muß ich fragen — dieſelben und ihre Geſinnungen?

Felix. Ich glaube es.

Gräfin. Soliſa! ſoll er das glauben?

Soliſa. Warum nicht? Glaubensſachen ſind Dinge, die niemand befehlen, aber auch nicht wehren darf. Zu dem habe ich unſerm Herrn Nachbar ſchon erzählt, wie ſehr ich mich nach Kloſterruhe und Einſamkeit ſehne.

Gräfin. Das möchte ich dir nie gebieten; aber ich wehre es dir auch nicht.

Felix. Ich wünſchte, es verhindern zu können.

Gräfin. Sie? — Womit? wodurch?

Felix. Das wiſſen Wünſche ſelten. Ich möchte aber nie die Schuld tragen zu ſehen, wie man ſich hinter Kloſtergittern verzehrt. Dieſe ſchrecklich drückende Laſt der abgeſonderten Einſamkeit und Verborgenheit —

Soliſa. Wenn man ſie nun aber ſelbſt gewählt hat?

Felix. Man beklagt ein ſolches Selbſtwählen endlich ſicher aber doch.

Soliſa. Wenn nun ein Mädchen einen Mann wählt, um dennoch dann froh zu ſeyn, daß ſie einſam leben kann?

Felix. Das hat ein ſo gutes Mädchen, wie Soliſa, gewiß nie zu fürchten.

Soliſa. Wiſſen Sie denn, daß ich wirklich ein gutes Mädchen bin?

Felix. Das ſagen mir Herz und Empfindung.

Soliſa. Wenn dieſe ſich aber irrten?

Felix. Ach! Sie machen mich nicht irre. Was ich von Ihnen weiß, ſagen mir Ihre ſchönen, ſanften Augen.

Gräſin. Das ſind ja eben Kloſteraugen.

Felix. Wenn ich aber —

Gräſin. Hat der Staatsſekretair Ihnen geſchrieben, Ihr Kommen nach Madrid zu beſchleunigen?

Felix. Da der König mich ſprechen will, werde ich morgen ſchon die Abreiſe antreten.

Gräſin. Wenn man nun geſonnen iſt, Sie nach Madrid zu ziehen?

Felix. Viel lieber will ich mir ſelbſt, auf meinen Gütern leben. O! dieſe reine Luft, die auf dem Lande mich umſchwebt, umgiebt mich auch ſelbſt in königlichen Gemächern nicht.

Soliſa. Wie beneidenswerth denken Sie!

Felix. Wenn auch nicht beneidenswerth, doch glücklich im Begnügen. Wenn ich ſo glücklich ſeyn könnte, mit einem gleichgeſtimmten Weibe —

Gräfin. O mit Ihren optiſchen Gaukelſpielen! Dort ſteht ja die peruaniſche Figur wieder.

Soliſa. Ein Frauenbild.

Felix. Nichts Optiſches, keine Täuſchung. Von jener Repräſentirkunſt verſtehe ich gar nichts. Was ich ſehe, ſehe ich wie Sie mit Erſtaunen.

Gräfin. Mir wird dabei ſo unheimlich! — Laſſen Sie es gut ſeyn.

Felix. Ich habe keine Schuld. Von dem, wovon Sie ſprechen, verſtehe ich wirklich nichts, was ich beſchwören kann.

Gräfin. So giebt es wirkliche Erſcheinungen? Am hellen, lichten Tage? — Reden Sie!

Felix. Ich ſehe, was Sie ſehen, aber ich weiß es nicht zu erklären.

Gräfin. Ich hoffe doch nicht, daß Ihr weibliches Karfunkelweſen —

Soliſa. Sie iſt verſchwunden!

Der Improviſator wollte weiter ſingen. Die Geſellſchaft erklärte, ſie ſey nur zu einem Morgenüberraſchungsbeſuche gekommen und machte

Anſtalt, wieder zurück zu reiſen. Felix ließ ſich ſein Pferd vorführen, die Damen zu begleiten, gab aber zuvor dem Haushofmeiſter Befehle, alles zu ſeiner Abreiſe auf morgen vorzubereiten.

So gut er auch alles anzuſtellen glaubte, konnte er doch mit Donna Soliſa nicht allein ſeyn, als er auf dem Schloſſe der Gräfin mit der Geſellſchaft angekommen war, er mußte ſich alſo mit der Anfrage begnügen: ob ſie in Madrid etwas zu beſtellen habe? Einen Gruß trug ſie ihm auf an ihre Freundin, eine Franziskanernonne, und bat ihn, ihr zu ſagen, daß ſie ſich entſchloſſen habe, gleiches Gelübd in dem ihr nächſtgelegenen Urſulinerkloſter abzulegen. Die Feierlichkeit zu verſchieben bis nach ſeiner Zurückkunft, erbat ſich Felix.

Soliſa. Ja, und Sie ſollen ſehen, wie entſchloſſen und gefaßt ich mich dabei benehmen werde.

Felix. Daran zweifle ich nicht, aber ich beklage Sie, Ihre Freunde und die Welt, die Sie verlieren ſollen.

Soliſa. Wenn mir das Unvergängliche winkt?

Felix. Darüber nicht, aber deswegen, daß wir Sie verlieren ſollen.

Soliſa. Dabei verlieren Sie nichts, ſo wie ich nichts gewinne, wenn ich in dieſem Weltleben verloren bleibe.

Die Gräſin ſtöhrte die Sprechenden und Felix beurlaubte ſich bei der Geſellſchaft.

Als er auf ſeinem Schloſſe ankam, zeigte ihm Quatremo die zur Reiſe gepackten Koffer und fragte: ob der Sarg ſeines Ahnherrn noch vor ſeiner Abreiſe nach Madrid des begehrten Schlüſſels wegen geöffnet werden ſolle? Felix erklärte, das ſolle bis zu ſeiner Zurückkunft anſtehen. Um den folgenden Morgen frühzeitig bei der Hand zu ſeyn, verließ Quatremo ſeinen Herrn, der aber die Nacht kaum erwarten konnte, um die zwölfte Stunde ſchlagen zu hören. Sie ſchlug und das Karfunkelweibchen ſtellte ſich ein.

„Felix! ſehr erfreut — ſprach ſie — ſiehſt du mich. Wenn du von dem Könige kömmſt, wirſt du das ſelbſt fühlen. Du wirſt meine mütterliche Erde betreten, aber ich bitte dich, vergiß nicht meinen Sarg mitzunehmen und laß ihn dort auf dem Platze einſenken, wo einſt der Tempel der Sonne ſtand. Glaube nicht, daß ich dieſe Sorgſamkeit undankbar vergeſſen werde. Soliſa ſoll Theilnehmerin deines Glücks werden.

Als ſie das geſagt hatte, verſchwand ſie. In tiefes Nachdenken verſenkt, ſtreckte Felix ſich auf's Lager, wo er lange lag, ehe er einſchlafen konnte. Da fragte er ſich ſelbſt:

„Liebe ich denn die ſanfte Soliſa?“ Geſtehen mußte er ſich, das angenehme, Einſamkeit und Ruhe liebende Mädchen ſey ihm nichts weniger als gleichgiltig.

Kaum in Madrid angekommen, ehe er noch ſeine Tante und ſeinen Onkel den Groß-Inquiſitor beſuchte, eilte er in's Schloß, des Königs Befehle zu vernehmen. Der Staatsſekretair ſelbſt ſtellte ihn dem Könige vor, bei welchem ſich eben der herrliche Dichter Calderon befand, von ihm ſeine Befehle eines neuen, feſtlichen Schauſpiels wegen*) zu vernehmen. Sobald dieſer entlaſſen war, wendete ſich der König ſehr gnädig zu ihm und ſagte:

„Don Felix Laſtaños, da ich meinen Staatsſekretair Don Antonio de Solis zu meinem Hiſtoriographen beider Indien erklärt habe, er bereits eine Geſchichte der Eroberung von Mexiko geſchrieben hat und die Papiere unſers königlichen Archivs durchſucht, um eine Geſchichte von Peru zu ſchreiben, findet er, welche große und wichtige Dienſte unſerer Krone von deinem Ahnherrn Don Diego Laſtaños geleiſtet, aber ſeiner Feinde (beſonders unter der Geiſtlichkeit) wegen ihm nicht vergolten worden ſind; daher fühle ich mich verbunden, dem Enkel zu ertheilen, was deinem Ahnherrn nicht gegeben wurde, da er es mit Recht fordern konnte. Ich ſchenke dir alſo und belehne dich damit mit den Beſitzungen, die zwiſchen Atapulko und Quito liegen, zwanzig Stunden weit, in der ren Mitte einſt das Feld der Begräbniſſe der Könige lag, da deine Ahnenmutter eine der letzten Ynkatöchter war.“

---

*) Calderon wie er war, und wie er iſt. (Gotha 1825.) S. 2 und 11.

Dankend warf Felix ſich vor dem Monarchen nieder, und entdeckte ihm, was ihm Irida entdeckt hatte. Der König war ſehr gnädig und ſagte:

„Nimm die Ueberreſte der Sonnenprieſterin mit dir, wenn du darüber mit dem Groß-Inquiſitor geſprochen haſt, und bedecke ſie mit peruaniſcher heiliger Erde, in der Gegend der Grabgefilde der Ynka's. Damit du aber nicht ohne Anſehen nach Peru kömmſt, ernenne ich dich hiermit zum Oberſten meiner königlichen Garde, zum Gouverneur von Quito, und zum Ritter von Santiago.“

Nach einer nochmaligen Dankſagung Felixens ſetzte der König noch hinzu:

„Calderon aber ſoll uns durch ein Schauſpiel ergötzen, in welchem er die Szene nach Peru verlegt.“

Von dem König eilte Felix, über alle ſeine Erwartungen begnadigt, zu ſeinem Onkel dem Groß-Inquiſitor, der ihm Briefe und Verordnungen der zur Ruhe zu bringenden Leiche wegen zu geben verſprach; zu ſeiner Tante, die ihm ihren Vetter, einen jungen Offizier, empfahl, und zu ſeinem Erzieher und Hofmeiſter, der ihn mit zu dem neu verherrlichten Dichter Calderon nahm, der ihn ſehr herzlich empfing, und nachdem Felix ihm alles erzählt hatte, was bei dem König geſchehn und verhandelt worden war, auch das, was der König von dem von ihm zu hoffenden Schauſpiele ſagte, mit den in einem ſeiner Schauſpiele gebrauchten Worten anredete:

Don Felix, Señor, mi bien,
Fálteme el cielo, si di
Ocasion, para que à ti
Pesar ninguno te den
Sombras que en el ayro harca
Tu misma imaginacion!

Nach dem Verlauſe einer Woche erhielt Felix ſeine Dekrete, die verſprochenen Schenkungsinſtrumente und Befehlsbriefe nach Peru, und eilte, nachdem er von dem Könige gnädig entlaſſen worden war, auf ſein Familienſchloß zurück.

— Hier hatte er nicht lange verweilt, als er auf das Schloß ſeiner Nachbarin der Gräfin eilte, wo man ihn ſehr zuvorkommend empfing.

Gräfin. Nun wohlan, Don Felix. —

Felix. Oberſter der königlichen Garde und Gouverneur von Quito, Herr der Beſitzungen, liegend zwiſchen Atapulko und Quito, zwanzig Stunden weit, und wie Ihr ſeht —

Gräfin. Ritter des Ordens von Santiago, — Ihr überſchiffet nun das Meer und geht nach Peru in Eure neuen Beſitzungen?

Felix. Das geſchieht.

Gräfin. Wer weiß, ob ich Euch in Spanien wieder ſehe. Iſt es aber das, doch wohl als Gatte einer Peruanerin, vermuthlich aus dem vormaligen Beherrſcher-Stamme der Ynkas?

Felix. Nur dann, wenn als Gattin mir kein Fräulein aus Spanien folgt.

Gräfin. Das iſt zwar klug, doch weiß ich nicht, ob eine Spanierin ſich entſchließen wird —

Felix. Das iſt es, was ich fürchte.

Soliſa. Peru aber ſoll ein ſchönes Land unſerer Monarchie, über dem Meere ſeyn.

Gräfin. Davon hat uns allen mein Bruder oft genug erzählt. Darüber konnte er gar nicht aus dem Entzücken herauskommen. — Und Sie, Don Felix, Gouverneur der Provinz Quito, die man für die reitzendſte des Königreichs Peru hält!

Eben wurden die Glocken der Kirche des Schloſſes gezogen, weil in derſelben ein Brautpaar zuſammen gegeben werden ſollte. — Da auf dem Lande die Vergnügungen ſehr beſchränkt und einfach ſind, eilte die ganze Schloßfamilie in die Kirche, der Feierlichkeit beizuwohnen. Nahe an der Kirchthür ergriff Felix Soliſens Hand und fragte:

„Wie, mein Fräulein! wenn wir jetzt in die Kirche gingen, vor dem Altar träten, recht freundlich einander anblickten, und vor dem Prieſter ſprächen: In Gottes Namen, vereinigen Sie unſere Hände?“

„Die Ueberraſchung und der ſchnelle Entſchluß wären allerliebſt!“ — lächelte die Gräfin.

Schüchtern ſah Soliſa ihre Mutter an,

verlegen, aber freundlich, legte ſie ihre Hand in die ſeinige; er fragte:

„Wollen Sie meine Gattin ſeyn?“

Sie ſtammelte mit geſenkten Blicken: Ja.“

Dem Entſchluſſe ſtand die Ausführung nicht entgegen. Der Pater gab ihre Hände zuſammen. Die Gräfin umarmte beide mit Freudenthränen, Schweſtern und Nichten küßten ſie freundlich, klatſchten in die Hände, und riefen: „die Nonne! die Nonne!“

Einige Tage darauf gab die Gräfin ein großes Hochzeitmahl, bei welchem man ſich ſcherzend viel über die ſchnelle Entſchließung zu gute that, den Neuvermälten aber, wie man verſicherte, von Herzen Glück wünſchte. Felix küßte ſeine Braut, und rief aus: „Den Nimbus, liebes weltliches Nönnlein! bringſt du mir mit in's Brautgemach! — Freudig, unter großen Feierlichkeiten führte er ſie in ſein Schloß.

Hier hatte Felix eben ſeine Gattin in den Armen, und bat ſie, mit ihm die Mitternachtſtunde zu erwarten, was ſie erwartungsvoll und feierlich geſtimmt verſprach, als, wie es eben zwölf geſchlagen hatte, die Zimmerthür ſich öffnete, und das Karfunkel-Weibchen hereintrat. Sich vor beide hinſtellend, ſprach ſie:

„Dem neuen Ehepaar wünſche ich Glück und Segen, von Virakocha, der Weltenſeele! Er geleite ſie ſchützend und glücklich über die rollenden Fluthen in mein ſchönes Vaterland. Dort, Felix, wirſt du, nach dem Willen des Himmels und ſeiner Mächte, meine Gebeine beiſetzen, in den Gefilden der königlichen Gräber, meiner Vorfahren, der Ynka, die dahin gegangen ſind, heim zu ihrem Vater der Sonne. Belohnen wird deine Frömmigkeit die hohe Seele der Welten, der große, erhabene Geiſt, Virakocha.“

Der tief aufſeufzenden, jungen Frau, Soliſa, reichte ſie einen ſchönen Ring fortſprechend:

„Nimm, was ich noch habe. Einſt hatte ich ſchönere Ringe, als ich noch am Leben war. Herzlicher aber habe ich gewiß keinen verſchenkt, als dieſen, den ich dir jetzt gebe. Trage ihn mir zu Ehren, der Sonnenprieſterin

Irida Mirtili. Seine Koſtbarkeit ſchützt gegen Kopf- und Bruſtkrankheiten, denn in ſeine Glanz- und Karfunkel-Steine iſt eingefügt das Krönchen der Schlange Mirtilaſſa, die ſich nur zähmen ließ von dem Yuka oder einer Sonnenjungfrau, ſeiner Schweſter. Merke wohl auf das, was ich dir ſage! — Du Felix, der Glückliche deines Stamms, wirſt thun, was ich ſchon mit dir beſprochen habe. Dieſe Verſicherung nehme ich von deinem guten, großmüthigen Herzen, dergleichen deinem Stamm ſtets eigen waren. — Du, gute Soliſa, ſollſt mich ſehen in meiner Götterpracht, als Sonnenjungfrau."

„Alſobald ſtand das ſchöne, reitzende Gebild vor ihr, welches ſie ſchon einmal, erſcheinend in der Ferne, bewundert hatte. Irida erhob ihre Hände, wie ehemals zur Sonne, und verſchwand.

Soliſa ſank in die Arme ihres Gemals, und ſeufzte: „O! Felix, mein theurer Gatte, es ende alles glücklich, Soliſa folgt dir, wohin du auch gehſt."

Aus dem Sarge ſeines Ahnherrn wurde der von Irida bezeichnete Schlüſſel geholt, welcher das Gitter des öſtlichen Schloßflügels öffnete. Dieſem Unternehmen wohnte, von ihres Gemals Arme geleitet, Soliſa bei, wiewohl mit ſichtbarer Verlegenheit. — Hinter dem Gitter ſtand das, in peruaniſchem Geſchmack erbaute Säulenmonument, und unter demſelben ein Meſſingſarg, der die Ueberreſte der peruaniſchen Prieſterin umſchloß. Ueber ihm ſchwebte eine Lampe, gefüllt mit Asphalt, in welchem ein Dacht von Asbeſt dunkel brannte. Felix ſtörte das Dacht aus, und die Lampe ſchien neue Leuchtkraft zu bekommen. Sie wurde erſt ausgethan, als der Meſſingſarg in ein aus Ebenholz gefertigtes Käſtchen geſetzt worden war, welches mit den andern Sachen, welche Felix mitnahm, in Kadix in die Fregatte Thetis eingeſchifft wurde, welche Felixen nach Peru führen ſollte.

Je näher der Tag der Abreiſe kam, je beklommener ſchlugen die Herzen der Abſchiedsnehmenden. Die eine ihrer Couſinen entſchloß ſich Soliſen zu begleiten; auch folgten ihr eine getreue Kammerjungfer und ihre Amme. — Felix überlies ſeine Schlöſſer der Aufſicht ſeiner Schwiegermutter und ſeines getreuen Haushofmeiſters Quatremo. Von ſeinen Dienern folgten ihm vier entſchloſſene Jünglinge nach.

Viele Thränen koſtete der Abſchied. Sehr traurig geſtimmt kam die Geſellſchaft in Cadix an. Hier gingen ſie zu Schiffe. Zwei Tage darauf ſtach die Thetis in die See. — Lange noch riefen ſie dem Vaterlande Lebewohl zu, bis es ihren Augen ganz entſchwand.

Nach einer ſehr ruhigen und glücklichen Fahrt, liefen ſie in Puerto ſantos ein, und ſtiegen an's Land, als eben die Glocke des Angelus Domini ertönte. Dankend, die Augen zum Himmel gehoben, fielen ſie nieder. Freudig umarmte Felix ſeine Gattin und dieſe erwiederte ſeine Umarmung mit herzlichen Küſſen.

Er ſuchte nun, ſobald wie möglich in die Hauptſtadt zu kommen, um dem Vicekönig ſeine Aufwartung zu machen und ſeine Depeſchen abgeben zu können. [illegible] wurden beſtellt, und die Damen, gehüllt in die Saya und den Manto, beſtiegen dieſelben mit entſchloſſener Ergebenheit.

Der Vicekönig hatte ſchon, durch ein früher als die Thetis abgegangenes Schiff, Befehle und Nachrichten aus Madrid erhalten. Seine Stelle als Gouverneur von Quito konnte Felix ſogleich antreten, und nach der Abgabe ſeines Briefes von dem Groß-Inquiſitor, und einem Geſpräch mit dem Biſchof, erhielt er auch die Erlaubniß, ſeinen mitgebrachten Sarg auf dem Platze der ehemaligen Ynka-Gräber einſcharren zu laſſen, was jedoch des Nachts geſchehen mußte.

Dieſes war eben geſchehen, da die Sonne auf ihre Bahn trat, ihren Lauf zu beginnen, als ganz unvermuthet Irida in ihrem Schattenbilde als Sonnenprieſterin erſchien. Ganz ernſthaft freundlich trat ſie auf, und ſprach:

„Ich danke dir, lieber Felix! für alles das, was du für meine Ueberreſte gethan haſt. Jetzt erſcheine ich dir zum letzten Male, denn ich komme nun zu allen denen, die zum Geſchlechte der Ynka gehören, und werde vereinigt von Virakocha mit ſeinem Geſtirn, der Sonne. Du aber wirſt glücklich werden, und als ein halber Abkömmling der Ynka-Tochter, ſollſt du bald erhalten deinen Freudenplatz im Sonnenſterne, genannt von euch Sirius. Dem Sohne, welche deine Gattin jetzt unter ihrem Herzen trägt, wird hohe Ehre werden, und er wird, auf des Königs Befehl, nach deiner Verherrlichung außerhalb der Erde, den Namen führen **Laſtaña Ynka de Quito** und **Diego** wird ſein Vorname ſeyn, wie der deines Ahnenvaters. Würden, Ehrenſtellen und Gold werden ihn überſtrömen, und betend, ſingend, ihren Gott dankend, wird Soliſa liegen daheim, auf den Stufen ihrer geweihten Kloſter-Altäre. — Lebe wohl, lieber Felix! hier ſiehſt du die Prieſterin Irida Mixtili nicht wieder,. und das Karfunkelweibchen wird nicht mehr umgehen in Spanien, in deinem Familien-Schloſſe; bald aber ſehen wir beide uns wieder in ewiger Sonnenpracht.“

Und wie ſie ſagte, ſo geſchah alles hienieden; erzählt eine handſchriftliche **Chronik der Familie Laſtaña**, welche die Benennung **Ynka** de Quito führt, und ſetzt hinzu: „Seine Gebeine ruhen in Quito, die ſeiner Gattin im Klaren-Kloſter bei Laſiaña in Andaluſien; Gnädig ſey Gott ihren Seelen! Diego aber, der Sohn von Felix, pflanzte ſein Geſchlecht fort, reich und geehrt in der Monarchie Sr. katholiſchen Majeſtät.“

„Y yo rendida os suplico,
Que perdoneis nuestras faltas.“

4.

Der Schutzgeiſt.

Wird aus Himmelsherrlichkeit gewoben
Eines Schutzgeiſts hohe Wirklichkeit,
Iſt er immer nie zerſtoben
In die flücht'ge Erden-Zeitlichkeit.
Was auf Erden ſich in hoher Freundlichkeit gefunden,
Bleibt zuſammen, bis der Geiſt entflieht,
Da um ſolche Erden-Wonneſtunden
Nur die Ewigkeit den Zirkel zieht.

Donna Maria ergriff ängſtlich die Hand ihres Bruders und liſpelte weinend ihm zu: „Bruder! der Vater will dich ſprechen. Eile."

„Wie geht es dem Vater?"

„Ach! frage nicht lange; eile zu ihm. Der

Arzt, — o heilige Jungfrau! geſtand mir, der Vater werde, wie er fürchte, nicht mehr lange leben.“

„Heiliger Gott!“

„O, eile — er wünſcht dich, wie ich ſage, noch zu ſprechen.“

Armidoro eilte mit beklommenem Herzen zu ſeinem Vater. Dieſer blickte ihn ganz freundlich an, und ſprach:

„Lieber Sohn! ich fühle es, ſo oft wie ſonſt, werden wir uns bald nicht mehr ſprechen. Der Herr über Leben und Tod wird mich abfordern aus dieſer Welt, und ruft mich zu ſich. Was ich dir hinterlaſſe, hat mir der Himmel gegeben, und was du von mir nach meinem Tode bekömmſt, iſt alles rechtmäßiger Beſitz. Auf dieſem Guthe laſten weder Thränen noch Seufzer. Aber es nahen ſich die Stürme einer böſen, ſchreckenvollen Zeit. Suche derſelben zu entgehen, verlaß dein Vaterland, und kehre nicht eher zurück, bis du daſſelbe wieder ruhig weißt. Unſere Beſitzungen in Indien —“

Ein ſtarker Seufzer, — und der Graf de Maſcarenhas erblaßte. Donna Maria eilte herbei. Beſtürzt drängten ſeine Diener ſich hinzu. Alles wurde verſucht, aber kein Athem wollte ihn wieder beleben. Weinend jammerte Maria:

„Ach! guter Vater! nehme der Himmel deine Seele auf und lächle dir gnädig die allerheiligſte Jungfrau, unſere Helferin. — Ich gehe ins Kloſter, und nehme den Schleier.“

„Ich verlaſſe Spanien und gehe nach Indien;“ — fügte Armidoro hinzu.

Sorgſam und der Würde ſeines Standes angemeſſen, beſorgte man die Feier des Begräbniſſes des Grafen; wenige Tage darauf aber ging Maria, mit eigenem Willen und Wunſche, ins Kloſter. Dahin begleitete ſie ihr Bruder Armidoro und nahm Abſchied von ihr. Denn feſt blieb er bei ſeinem Vorſatze, nach Indien zu gehn.

Welche ſchreckbare Ereigniſſe ſeinem Vaterlande bevorſtanden, konnte jeder ahnen, der unpartheiiſch alles, was geſchah und geſchehen ſollte, überblickte. Die franzöſiſche Armee ſetzte ſich in Bewegung; ſtündlich mußte man ihr Eindringen in Spanien vermuthen. Der Uebermuth der ſo unglücklich erregten und bewegten Volksparthie führte das Ungewitter immer näher herbei, welches von ihr mit Gewalt herbeigeführt werden ſollte. — Armidoro verſchaffte ſich Adreſſen an portugieſiſche, engliſche und holländiſche Kaufleute und eilte, mit denſelben verſehen, nach Indien, in das dortige Reich der Engländer, wo ſich ſeine Beſitzungen in Bengalen befanden.

Glücklich und von keinem ungünſtigen Zufall einer Seereiſe unterbrochen, erreichte er das Land ſeiner Wünſche, und eilte nach Kalkuta, wo er einen Banian aufſuchte, an welchen er ganz beſonders empfohlen war. Dieſer oſtindiſche Kaufmann, genannt Oſar Zarip, nahm ihn in ſein Haus und bemühte ſich ſeinem Gaſte den Aufenthalt ſo angenehm, wie möglich zu machen.

Kaum hatte er ſeinen Palankin verlaſſen, als Oſar Zarip ſeine Hand ergriff, dieſelbe freundlich drückte, und ſprach:

„Ich werde das Vergnügen haben, Euch

heute eine Geſellſchaft von Bajaderen vorzuſtellen, eine der beſten, die je aus Surate gekommen ſind, wo die hohe Schule dieſer herrlichen Tänzerinnen iſt. Ihr ſollt Euch wohl vergnügen, hoffe ich.“

Und ſo war es auch.

Dieſe Tänzerinnen, Bajaderen von den Portugieſen genannt, welche die Franzoſen Balladiren nennen, im Vaterlande Dewedaſchies, (von Dewe (Gottheit) und Daſchie (Dienerin) ſind in Oſtindien die Seele der Vergnügungen. — Alles, was die Fabel und Dichtkunſt von den Nimfen und Prieſterinnen Afroditens, der herrlichen Göttin der Liebe, erzählt, ſingt und dieſelben ſo berühmt macht, iſt durch dieſe Tänzerinnen zu Surate zur Wirklichkeit und Anſchaulichkeit gebracht worden. Sie leben in den Pflanzſchulen des Vergnügens in Geſellſchaften zuſammen. Ihre Beſtimmung iſt, bei großen Feierlichkeiten in den Tempeln zu tanzen und dem Vergnügen geweiht zu ſeyn. Mehrere dieſer Geſellſchaften finden ſich auf Verlangen bei vornehmen und reichen Liebhabern ihrer Geſchicklichkeit ein, dieſelben zu vergnügen. Jede Geſellſchaft der bezaubernden Künſtlerinnen hat eine Vorſteherin und ihre eigenen mit umherziehenden Muſikanten, die, wo möglich, nichts weniger als wohlgebildet ſind, ſelbſt um die Reitze der freundlichen, bezaubernden Bajaderen noch mehr zu erhöhen. Der Gott, der ſie belebt, giebt allen ihren Sinnen eine Begeiſterung, die jede auszudrückende Leidenſchaft in ein elektriſches Feuer verwandelt, das ſich aus ihrem Innern über alle ſie umgebende Körper verbreitet; es iſt ein noch feineres Feuer, welches ohne ſichtbaren Funken eine allgemeine Erſchütterung in den Organen, eine allgemeine Bewegung bei allen Perſonen der Verſammlung verurſacht. — Alles trägt mit zu der ungemeinen Wirkung dieſer vergnügenden Zauberinnen bei: die Kunſt, der Reichthum ihres Putzes, und die Geſchicklichkeit, in deren Beſitze ſie ſind, ihrer Schönheit einen gewiſſen Zauber zu geben. Ihr langes ſchwarzes Haar auf ihren Schultern zerſtreut, oder in Flechten aufgewunden, iſt voll Diamanten und mit Blumen geſchmückt. Ihre Halsbänder, ihre Armbänder und die goldenen Ketken, die ſie am Fußknöchel tragen, ſind mit Edelſteinen beſetzt. All ihr andrer Putz durch den Reitz der Symetrie wird zu einer Wirkung erhoben, die nicht zu beſchreiben, zu erklären iſt, die aber empfunden wird.

Beſonders kömmt nichts ihrer Sorgfalt bei, den Buſen, einen der koſtbarſten Schätze ihrer Schönheit, zu erhalten. Damit derſelbe nicht zu dicht und ungeſtaltet werde, ſchließen ſie ihn in Futterale von ſehr dünnem Holze ein, die an einander befeſtiget und hinten zugeſchnallt ſind.

Dieſe Futterale ſind ſo glatt und biegſam, daß ſie allen Bewegungen des Körpers nachgeben, ohne das zarte Gewebe der Haut platt zu drücken oder zu verletzen. Auswendig ſind dieſe Futterale vergoldet und mit Brillanten beſetzt. Dieß iſt unſtreitig der Schönheit geſuchteſter und liebſter Putz. Man legt ihn mit beſonderer Leichtigkeit und ſtets mehr rührenden Reitzen ab und wieder an. Unter dieſer Bekleidung verliert der Buſen nichts von ſeinen Bebungen; die Seufzer der weichlichen Wallungen, alles wird für die Wolluſt genutzt.

Die Kunſt zu gefallen, macht das ganze Leben, die völligſte Beſchäftigung und die geſuchteſte Glückſeligkeit dieſer zum Entzücken einladenden Tänzerinnen aus. Sie machen durch keine entſchiedene Dreiſtigkeit darauf Anſpruch. Ihre Manieren haben etwas einnehmend Holdſeliges, eine feſſelnde Lieblichkeit; ihre Liebkoſungen ſind ſo zärtlich und werden ſo klug angebracht, daß ſie jedem Ueberdruß vorbeugen, ihn wenigſtens entfernen. Es iſt ſchwer ihren Verführungen zu widerſtehen. Die männlichſte Entſchloſſenheit leidet Schiffbruch und muß ſich den Zauberkünſten dieſer geübten Zärtlichen ergeben. Es iſt unmöglich die Leidenſchaften zu ſchildern, welche dieſe Freundlichen zu erregen wiſſen. — Dieſe Mädchen, die unter einer Anführerin, genannt Daja, ihre Kunſt bewundern laſſen, ſo wie ſich ſelbſt, heißen in Oſtindien, wie geſagt, Dewedaſchies.

Als Armidoro's Gepäck in Oſar Zarips Haus gebracht worden war, führte derſelbe ſeinen Gaſt und Miethsmann in daſſelbe und gab ihm zwei Zimmer und einen kleinen Saal (in jenem Lande ein großer Platz) ein. Dabei ſagte er:

„Hier könnt Ihr es euch ſo bequem, als es euch beliebt, machen. Einen treuen von mir erprobten Diener, einen Cingaleſen, will ich euch geben, der, wie ich hoffe, Euch wohl bedienen ſoll; und nun bleibt alles euch überlaſſen; wir beide wollen mit einander wohl fertig werden, und werden gewiß zufrieden ſeyn. Die Tänzerinnen ſollen uns, wenn es euch beliebt, gegen Abend vergnügen und unterhalten. Gewiß werdet ihr ſie reitzend finden, und wenn es euch beliebt —"

„Ich verſtehe, meine ich; und werde mich gegen die Schönen zu benehmen wiſſen."

Dieſer Mädchen wegen iſt, nach der Mythologie der Hindus, noch zu bemerken. Rambheh, die Göttin der Tanzkunſt, Tochter der Soreſoutin, Göttin der Harmonie und Muſik, war eine der fünf Geliebten des Indro, Gottes des Dunſtkreiſes, hatte zwei Töchter, Nandie, die Zärtlichkeit, und Bringie, das Vergnügen. Die Tänzerinnen aber bringen jährlich der Mutter dieſer Töchter, Rhambheh, ſowohl als dem Gott der Liebe, Kaam, dem Sohne der Maja (Täuſchung), Opfer. Sein Begleiter iſt Vaſſant, der Frühling, in deſſen Jahrszeit das Opfer gebracht wird.

Oſar Zarip ging, und der ihm zum Diener beſtimmte Cingaleſe, genannt Talap, trat ein. Alles wurde verabredet und angeordnet, wie es ſeyn ſollte. Zufrieden ſchieden ſie von einander.

Einem ſchönen Abend, der Armidoro's Nerven der Empfindung gleichſam überſpannt hatte, folgte eine ſchöne ergötzende Nacht, in welcher er von einem glänzenden Traume überfluthet und gleichſam überſchattet wurde.

Im feierlichſten Lichtglanz ſtand, wie von feinen Wölkchen umfloſſen, eine ſchöne Geſtalt vor ihm, zu welcher er ganz verwundert ſich wendete, und ſprach: Wer biſt du! Eine ſanfte Stimme antwortete ihm: „Ich bin Buddru, der Gott der Verſöhnung, zwiſchen Wiſchnu und den Menſchen. Ich bin dir aber gewogen, b du gleich ein Europäer biſt, deines reinen frohen Herzens wegen. Einen der, mir unterthänigen Schutzgeiſter werde ich dir ſenden, der hülfreich dich überall umſchweben ſoll, und der — es iſt dabei gar nichts Böſes, aber alles iſt ſehr hülfreich und — —"

Da ſchlug die große Stubenuhr zwölfe. Armidoro wachte auf; er blickte um ſich, alles war dunkel um ihn herum, nicht mehr das hellſtrahlende Licht, das ihn im Traume umſchwebt hatte, erleuchtete ſein Zimmer, nur noch ſtrahlte die ſcharf lodernde Flamme ſeines Nachtlichts, die zuweilen emporblickte, und er griff nach der Klingel. Als er ſie aber in Bewegung ſetzen wollte, ſah er, daß die Thür ſeines Zimmers ſich öffnete. Da er ſich auf dem Lager aufrichtete, ſeine Augen ſich reibend, als wolle er den Schlaf verjagen, der ihn aber ganz verlaſſen hatte, ſah er eine verhüllte Geſtalt auf ſich zuſchweben, die er, als ſie den umgebenden Mantel abwarf, als die des Vermittlers Buddru erkannte. Er griff an Stirn und Hände und überzeugte ſich, daß er wachte. Buddru ſah ihn freundlich an, nahete ſich immer mehr und beſprengte ihn mit herrlich duftenden Tropſen, deren Geruch er begierig in ſich zog. Alſobald fühlte er ſich ganz ſanft und angenehm ermattet, und ſchlief ein.

Das freundlichſte Aetherblau des reinſten Himmels ſchien erweckend ihm entgegen zu ſtrahlen. Er öffnete ſeine Augen, und ſah neben ſich eine der reitzendſten Geſtalten ſtehen, deren herrlichſte Anmuth ſich in ihren Blicken entfaltete. Ganz überraſcht, die Augen nochmals ſich ſtärker reibend, fragte er: was iſt das?

Freundlich und höchſt zärtlich antwortete die ſchöne Frauengeſtalt: Ich bin Liba, der Schutzgeiſt, den dir, wie er verſprochen, Buddru ſendet."

„Iſt es möglich?"

„Und zwar in der Geſtalt der kunſtreichen Bajadera, die dir geſtern Abend ſo wohl gefiel. Denn die feinſten und wohlgefälligſten Geſtalten wiſſen wir anzunehmen, wenn wir, die Menſchen zu entzücken, ihnen erſcheinen. Ich bin dir nun zugegeben, dich zu umſchweben, zu tröſten und zu erfreuen, wenn du mich um dich haben willſt. Deßhalb habe ich auch die Geſtalt der ſchönen Miramira angenommen, die dir geſtern ſo wohl gefiel. Nun magſt du mich Liba oder Miramira nennen, mir gleichviel; ich bleibe bei dir, zu deinem Heil und Entzücken."

Armidoro ſtreckte, ſie zu bewillkommen, ſeine Hand aus und fühlte ſogleich dieſelbe ſanft gedrückt. Wie ein elektriſcher Schlag fuhr dieſer Händedruck ihn durch alle Glieder. Er ſtammelte fragend:

„Was fühle ich?"

„Was du doch nicht ungern fühleſt?"

„Es iſt der Druck einer Mädchenhand."

„Nun ja, auf Buddru's Geheiß und überſtrahlt von ſeiner Gewalt, habe ich mich verkörpert."

„So?"

„Iſt dir, als Menſch, das nicht angenehm?"

„Gewiß. — Alſo — dich, in menſchlicher Geſtalt, darf meine Schüchternheit —"

„Für das darf ſie mich erkennen, was ich bin: dein Schutzgeiſt."

Hiermit bog ſie ſich ganz über ihn hinüber. Ihr herrlicher Buſen klopfte an dem ſeinigen, ihr Athem wurde kürzer. Schnell raffte ſie ſich auf, und fragte:

„Bedarfſt du meiner jetzt?“

„Schöne Miramira, freundliche Liba, ſchöner Schutzgeiſt meines Lebens —“

„Wir ſehen uns wieder. Vor jetzt empfehle ich dir Enthaltſamkeit. Denn nur ein reines, ſtilles Leben macht euch Menſchen würdig unſerer Erſcheinung und des Umgangs mit uns. Jetzt, lebe wohl!“

„O, bleibe, bleibe, ſchöner Lebensſchutzgeiſt! ach, bleibe bei mir.“

„Jetzt nicht. — Deine Prüfungszeit beginnt.“

Wie verſchwunden, war ſie ſchnell aus dem Zimmer hinaus. — Armidoro, auf dem Lager ſich ausſtreckend, fragte ſich ſelbſt:

„War es Traum, Wirklichkeit oder Erſcheinung?“

Sein Diener Talap, der Cingaleſe, trat ein, fragte und ſprach:

„Ey! ſeyd Ihr ſchon munter? — Ich wünſche wohl geruht zu haben.“

„Ich habe wohl geruht und angenehm geträumt.“

„Recht gut, mein Herr. Oſar Zarip läßt

Euch wiſſen, der Braman Marſaf ſei bei ihm, deſſen Unterhaltung Euch neulich ſo wohl gefallen hat. Er geht in einigen Stunden nach Shendarnagar, und läßt fragen: ob er es wagen dürfe, ſchon ſo früh von Euch Abſchied zu nehmen?"

„Er und Oſar Zarip ſollen mir willkommen ſeyn. Trag Thee und Pomeranzenwaſſer auf."

Damit ſprang er vom Lager auf und ſetzte ſich in Bereitſchaft die Gäſte zu empfangen. — Nicht lange darauf traten ſie ein.

Marſaf. Einen frohen guten Morgen wünſcht Marſaf, der Braman der dritten Klaſſe, dir, Armidoro, dem frohen Europäer. Laſſe Brama deinen Eintritt in unſer Land geſegnet ſeyn!

Armidoro. Herzlichen Dank, lieber Marſaf. — Haſt du Luſt und Zeit, dich mit mir zu unterhalten, ſo ſetze dich.

Marſaf. Ich ſetze mich, wie du ſiehſt. Das Sitzen iſt eine ſehr bequeme, alſo auch gute Sache. Die Bücher des Brama, und der herrliche Shaſter ſagen: Sitzen iſt beſſer als gehen, ſchlafen beſſer als wachen, aber der Tod geht über alles. Vielleicht ſagt dir eben das weder deine Religion noch deine Denkungsart. Es iſt aber gewiß ungemein viel Wahrheit in dem Geſagten.

Armidoro. Gewiß, ich finde es nicht ſo gar übel geſagt und geglaubt. Denn ihr glaubt das Geſagte doch wohl?

Marſaf. Das kannſt du dir denken; denn ohne Glauben wäre gar nichts Wahres in dem Wahren.

Armidoro. Jetzt wünſche ich deine Meinung über etwas zu hören, wozu gewiſſermaßen eine Art von Glauben gehört.

Marſaf. Und das wär?

Armidoro. Giebt es Schutzgeiſter?

Marſaf. Gewiß. — Warum nicht?

Armidoro. Das iſt alſo Gewißheit?

Marſaf. So ſagt der Shaſter und die Erklärung des Vedam (wiewohl er auch ein Originalwerk ſeyn kann), und die Lehre Buddrus. Und ſo muß es Wahrheit und Gewißheit ſeyn.

Armidoro. Und die Schutzgeiſter können ſich ſichtbar machen?

Marſaf. Natürlich.

Armidoro. In menſchlicher Geſtalt, mit menſchlicher Wärme und Empfindung? In derſelben Mittheilung?

Marſaf. Daran wird wohl nicht zu zweifeln ſeyn.

Armidoro. So höre, und ſage mir dann deine Meinung.

Hierauf erzählte Armidoro ihm die gehabte Erſcheinung. Marſaf zog die Augenbraunen hoch hinauf, und ſagte:

„Darinne läßt ſich wenig Sonderbares und gar nichts Unglaubliches finden. — Iſt ein Schutzgeiſt dir erſchienen, was Buddru durch eine vorhergegangene Viſion dir anzeigte, ſo iſt das eine Folge ſeiner Gewogenheit gegen dich. — Ach! wie Viele würden ſehr glücklich ſeyn, ſo etwas zu erleben.“

Armidoro. Warum mußte aber der Schutzgeiſt mir in der Geſtalt der Tänzerin Miramira erſcheinen?

Marſaf. Konnte dir das unangenehm ſeyn? — Wenn dir der Schutzgeiſt nun in der Geſtalt eines zähnefletſchenden Affen, eines maulaufſperrenden Krokodils erſchienen wär? Entſetzen würdeſt du dich über ſolche Geſtalten, die als Schutzgeiſt dich umſchweben müßten. — Gewiß der herrliche Buddru hat dich ſchön bedacht. Ihm ſey Preiß und Ehre! So wie der Weiſe ſich im Tode wieder mit dem höchſten Weſen vereinigt, ſo vereiniget ſich der Schutzgeiſt in ſchöner Form mit guten, reinen, erleſenen menſchlichen Weſen. Nochmals lobe und preiſe dankbar den herrlichen Buddru!

Armidoro. Alſo Miramira wandert als Schutzgeiſt nun mit mir?

Marſaf. Hat dir das der Schutzgeiſt nicht ſelbſt geſagt?

Oſar Zarip. Wenn ich die Sache recht überlege und betrachte, ſo muß ich bemerken, daß das alles, was uns Armidoro erzählt, höchſt ſonderbar und bedeutend iſt. Und wie ſo tief in die menſchliche Neigungen und Herzen weiß der preißwürdige Buddru einzugreifen. Denn ſagen muß ich: daß Miramira, die zärtliche, gefühlvolle Bajadere, bei dem erſten Schauen nicht unempfindlich geblieben iſt. Zu dem Diener Talap hat ſie geſagt, als ſie mit der Geſellſchaft fortging: Der Europäer in Oſar Zarips Geſellſchaft ſcheint der Aufmerkſamkeit jedes zärtlichen weiblichen Weſens werth zu ſeyn. Aber ganz ſittſam hat ſie dem Diener Talap auch verboten es unſerm Freunde zu ſagen.

Armidoro. Wenn ich mich auch gar noch nicht überzeugen kann, daß ich nicht bloß geträumt hatte, ſo bin ich doch ſehr willig zu glauben, daß eine gewiſſe Simpathie mich zu der ſchönen Tänzerin gezogen hat; denn kaum hatte ich ſie geſehen, als mein Herz ſo feurig ihr entgegenklopfte, daß alle meine Pulſe ſchlugen, wenn ich ihr in die ſchönen Augen ſah. — Warum war das nicht der Fall bei ihren Begleiterinnen, die doch gewiß alle reitzend und mit zaubervoller Anmuth anzuſchauen waren?

Marſaf. Freund! auch zwiſchen Menſchen ſinken verbindende Magnete durch einfache Blicke hernieder, und Augen ſind organiſirt, die dieſelben auffaſſen, gleich ätheriſchen Feuerfunken. Ausgerüſtet mit ſo vielen Kenntniſſen der Europäer mußte Armidoro auch in Bengalen erfahren und lernen, was er noch nicht wußte.

Armidoro. Jetzt aber laß mich fragen:

Warum kömmt ein ſolcher Schutzgeiſt nur in der Nacht?

Marſaf. Das liegt an dir. Willſt du ihn am Tage ſehen, ja ſtets um dich haben, Buddru wird dir es auch gewähren, wenn er darum gebeten wird.

Armidoro. Ich bin ein Chriſt.

Marſaf. Nun ſo kannſt du auch bitten, daß der Schutzgeiſt gar nicht dir erſcheine, daß er unſichtbar dich umſchwebe, oder daß er ganz dich meide und von dir wegbleibe. Die Erfüllung dieſer Bitte wird dir auch gleich gewährt werden.

Armidoro. Ach nein! ach nein! Aber ich muß mich doch erſt überzeugen —

Marſaf. Daß deine verehrten Bilder nicht zürnen? Denke in keiner andern Rückſicht an dieſelben, als daß ſie Bilder ſind.

Armidoro. Und iſt der Schutzgeiſt nicht auch nur ein Bild?

Marſaf. Hat er ſich verkörpert; nein. Er bleibt und iſt die herrlichſte Wirklichkeit. So ſagt der Vedan:

Wird aus Himmelsherrlichkeit gewoben
Eines Schutzgeiſts hohe Wirklichkeit,
Iſt er immer nie zerſtoben
In die flücht'ge Erden-Zeitlichkeit
Was auf Erden ſich in hoher Freundlichkeit gefunden,
Bleibt zuſammen, bis der Geiſt entflieht;
Da um ſolche Erden-Wonneſtunden
Nur die Ewigkeit den Zirkel zieht.

Armidoro. Wenn aber nun ein Scheinkörper mich täuſcht? Wenn Miramira immer noch da iſt, eine Bajadere bleibt und der Schutzgeiſt auch in ihrem Scheinkörper mir erſcheint? um mich iſt? — Wie da?

Marſaf. Wär Miramira verſchwunden, dann erſt könnte man an eine Scheinbeſitzung denken und von einer ſolchen glauben: der Schutzgeiſt ſey ein Abbild von Miramira; ein zweifaches Ich. Siehſt du nicht auch die Sonne in einem Thautropfen glänzen? Die Sonne iſt es nicht, aber ihr Abbild; und doch auch iſt es die Sonne.

Armidoro. Aber doch nur in verkleinerter Geſtalt.

Marſaf. Kann deine Fantaſie dieſe verkleinerte Sonne nicht vergrößern? Du verlierſt wirklich nichts dabei, als deinen Maasſtab in natürlicher Größe. Alſo, verlängere ihn durch deine Fantaſie.

Armidoro. Warum aber wird mir bei der Erſcheinung nicht ganz wohl?

Marſaf. Engbrüſtigkeit deiner Erkenntniß und deiner Religion.

Armidoro. Auch dieſe hat Schutzengel, Schutzgeiſter, die aber nicht ſichtbar werden.

Marſaf. Ohne Sichtbarkeit braucht ihr auch nicht an ſie zu glauben. Denn ihr ſeyd Menſchen, denen das Geſicht heilig ſeyn muß. Denn was nicht ſichtbar wird, braucht der Menſch, als Menſch, nicht zu glauben. — Ueberhaupt: was iſt Glaube? Ueberzeugung ohne Wirklichkeit, bei der ſich nichts denken läßt. Das geht alles innerlich vor.

Armidoro. Ja, auch an den mir erſchienenen Schutzgeiſt will ich glauben.

Marſaf. Nun! du haſt ihn ja geſehen.

Armidoro. Wenn nicht mit Schlummeraugen.

Marſaf. Erwarte es nun mit Gewißheit wachend.

Armidoro. Und die wahre Miramira weiß nichts davon?

Marſaf. Wer kann das fordern? Aber Ahnungen werden ihr wohl nicht abzuſprechen ſeyn.

Armidoro. Oſar Zarip! dieſen Abend bezahle ich die Tänzerinnen.

Oſar Zarip. Sie ſollen kommen, wenn ſie nicht ſchon verſprochen ſind.

Der Abend kam und mit demſelben die Bajaderen. Ehe ſie noch ihr reitzendes Tanzſpiel begannen, ſprach Armidoro mit Oſar Zarip und dieſer, mit den Tänzerinnen ganz flüchtig und leichthin. Dann aber ſuchte Armidoro die reitzende Miramira auf. Als er ſie anredete, ſah er ſie beinahe erbleichend vor ſich ſtehen. Es war, wie er glaubte, Schuldigkeit, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Mit einem wirklich ganz himmliſchen Lächeln, doch ziemlich verlegen, antwortete ſie:

Miramira. Ach, Europäer! dieſe Nacht habe ich deinetwegen im Traume viel gelitten.

Armidoro. O! wie beklage ich das. Gelitten? Während ich im Traume ſo entzückt war.

Miramira. Ueber mich?

Armidoro. Ueber dich, ſchönes Mädchen. — Welchen Traum aber hatteſt du von mir?

Miramira. Ein Seethier wollte dich verſchlingen. Ich eilte an den Ganges dich zu retten. Ich ſtürzte mich in die Fluthen.

Armidoro. Meinetwegen?

Miramira. Deinetwegen, dich, wie geſagt, zu retten. Da zertheilte ſich der Schoos der Wellen, es ebnete ſich die Fluth, und Buddru der Mächtige erſchien mit einem Bilde. Du erblickteſt es, und warſt gerettet. Ich aber lag im Todesſchweiß und fürchterlicher Angſtbeklommenheit.

Armidoro. Woher kam aber deine Theilnahme an meinem Schickſal?

Miramira. Daß weiß ich nicht. Aber, es war ſo. — Ach! wer kann ſich ſeine Träume erklären?

Armidoro. Du hatteſt doch, ehe du einſchliefſt, ſicher lebhaft an mich gedacht?

Miramira. Ach ja! recht lebhaft.

Armidoro. Wie kam das?

Miramira. Ich weiß es nicht. Ich ſah dich geſtern Abend —

Armidoro. Aber doch auch mehrere.

Miramira. Ja; es war aber ſonderbar. Kein Bild der Rückerinnerung war bei mir geblieben, als das deinige. Das folgte mir auch im Schlafe.

Armidoro. Wenn's dieſe Nacht nun —?

Miramira. Wieder käme? Ich wär' nicht ungehalten. Nur müßte dich kein Meerungeheuer wieder verſchlingen wollen. Ich habe darüber gar zu viel ausgeſtanden. — Hörſt du die Klingel? — Lebe wohl! der Tanz geht an.

Sie ſchlüpfte mit Zephirſchnelle in die Reihe. Armidoro ſah mit Entzücken das Drehen ihrer Knöchel, die zaubervollen Verſchlingungen, Drehungen und Wendungen ihres Körpers, ihrer Arme, das blitzende Spiel ihrer Augen, das Beben ihrer Muskeln und verſank, gekettet von dem herrlichen Zauber in ſo wolluſtvolle Trunkenheit, daß er bei ſich ſelbſt ſprach: Dieſe Nacht muß ſie mir wieder erſcheinen!

Aber es geſchah nicht. Als er früh erwachte rief er: „Liba! holder Schutzgeiſt, erſcheine mir!“ Die Thür flog auf, und ſie ſtand vor ihm, Miramira mit allen ihren Zauberreitzen vom vorigen Abend. Er ergriff ihre Hand, drückte und küßte ſie mit Entzücken, indem er ausrief: „Miramira! holdes Mädchen! wie glücklich machſt du mich.“ Sanft fragte ſie: Biſt du wirklich glücklich, wenn Liba bei dir iſt?

Auf einem Spaziergange durch ein ſchönes Wäldchen von blühenden Mandelbäumen dachte Armidoro ſeinen ihm vom Schickſal gegebenen Situationen nach, warf ſich unter einem ganz aromatiſch erduftenden hohen, dichtbelaubten Baume nieder und ſprach mit ſich ſelbſt:

„Bin ich denn wirklich überzeugt, daß ein Schutzgeiſt mir zugeſellt iſt und mich umſchwebt? — Dabei bin ich glücklich. — Wär ich es aber nicht auch, wenn ich die ſchöne Miramira meine mir ergebene Geliebte nennen könnte? Gewiß. Das Entzücken, welches über dieſes Weſen voll Liebreiz und himmliſcher Milde verſchwenderiſch ausgegoſſen iſt, könnte mich in eben die herrlichen Exſtaſen verſetzen, die ich mir wünſche, denen ich mit freundlichem Begehren entgegenblicke. Wozu alſo ein Schutzgeiſt? — Iſt es reitzgebender, wenn alles, was voll Zärtlichkeit geſchieht, mir von einem überirdiſchen Weſen vergönnt und ertheilt wird? Es macht mich gewiß nicht ſeliger als das, womit die Tänzerin Miramira voll Reitz und Milde ſie ertheilend, mich auch glücklich machen kann. — Was ſoll ich denken? Was ſoll ich thun? — Soll ich mich mit Gewalt dem ſüßen Wahne entreißen? — Und warum? — Lieben will ich Miramira und ſie verehren als meinen Schutzgeiſt.“

Ganz entſchloſſen ſprang er auf, das Wäldchen zu verlaſſen und zu ſehen, ob Miramira nicht irgendwo anzutreffen ſey. Da kam Talap und fragte: Ob es ihm erlaubt ſey einer Prozeſſion zu einer auf dem Berge liegenden Pagode beizuwohnen, wo ein weiblicher Teufel ausgetrieben werden ſolle?

„Recht gern;“ — rief Armidoro; — „aber ich will das auch ſehen. Schaffe mir einen Palankin und Träger. Wir wollen hin.“

Die Träger und der Palankin kamen. Armidoro ſtieg hinein. Talap, nebenher gehend und laufend, begleitete ihn.

Mehrere tauſend Menſchen zogen der Pagode zu, unterwegs ſich die Zeit vertreibend durch allerlei Spiele, durch Erzählungen, Geſänge und dergleichen, ſo daß es ſchien von weitem her das Schäumen der Meereswogen oder des Ganges-Fluſſes zu vernehmen. Sie bemerkten den Europäer im Palankin, achteten ſeiner aber wenig, denn die Abneigung, die Furcht, das Mißtrauen erfüllte ihre Seelen, wie die ihrer Landsleute gegen die Weißen überhaupt. Wohin Armidoro beobachtend blickte, gewahrte er die Denkungsart der Hindus gegen die Europäer. Sogleich, wenn ſie ſein Umherblicken gewahr wurden, verſtummten Geſpräch, Scherz und Lachen und augenblicklich verſchwanden von jeder Gruppe Heiterkeit und Frohſinn. Gleichgültig blickten alle ihn an, die meiſten verrathend offenbares Mißtrauen. Ja, ſo iſts. Die ausgelaſſene Lebensweiſe der Europäer, ihre Tirannei, ihr Stolz und Uebermuth gegen das ſo ſanftmüthige Volk der Hindus, macht ſie verhaßt und verächtlich.

So ſtark auch das Volksgedränge war, ſo ging dabei doch alles ruhig zu, ohne Wortwechſel, ohne Lärm, ohne Schreien und Toben. Ueber dem ganzen Gewirre ſchwebte Ordnung und Ruhe, und eine ſolche Zufriedenheit, daß man hätte glauben können, alle umher fluthende Menſchenhaufen machten eine einzige Familie aus.

In Feuer ſchien der Gipfel des Berges aufzulodern und gewährte ein überraſchendes Schauſpiel. Der ganze Haufe des Volkes wälzte ſich, je näher er kam, mit erhöhterm Ungeſtüm dem Götter-Tempel zu, während Armidoro, in ſeinem Palankin liegend, in ſtille Gefühle verſunken hinausſtarrte in die von der Sonne ganz überſchienene Ebene.

Bald wurde in feierlicher Prozeſſion das Idol aus dem Tempel herausgetragen. Verdünnt hatte in Oſten ſich die Luft. Geöffnet war der Horizont; der Meeres-Rand entglühte, aus Feuerwellen war das ſchöne Geſtirn des Himmels, die Sonne, heraufgeſtiegen und ſtand jetzt da, in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Da wallten die andächtigen Pilger ſtill den Berg herauf. Viele Wanderer hatten Schutz geſucht im Schatten einzeln ſtehender Bäume, deren Zweige ſie, vor Sonnenhitze ſchützend, bedeckten.

Nun aber ertönte das Getöſe der irrdenen Trommeln mit dazwiſchen gellendem Weibergeſchrei. Ein Weib lag jammernd auf der Erde, aus der der Teufel ausgetrieben werden ſollte; deſſen waren die Zuſchauer völlig gewiß und ganz überzeugt. Die Hinduer glauben die Kunſt des Teufelaustreibens, im höchſten Grade zu beſitzen. Sie ſtatuiren männliche und weibliche Teufel, die in männliche oder in weibliche Menſchenweſen fahren. Die gewöhnlichen Wohnungen dieſer indiſchen Teufel ſind die großen, dikken Bäume, ausgenommen den Manglebaum, der daher für heilig gehalten wird, weshalb auch bei dieſen Bäumen Ruhebänke und kleine Tempel oder Kapellen erbaut ſind.

Nach der abergläubiſchen Meinung der Hindus werden die Seelen aller großer Verbrecher, die dahin ohne gethane Buße gefahren ſind, wenn ſie ihre erſte Strafe in einer der vier erſten von den ſieben Höllen überſtanden haben, verurtheilt auf der Erde herum zu irren, bis ſie durch die dargebrachten Opfer erlöſt werden, vereint mit den Vorbitten der Andächtigen und ihrer Freunde. — Dieſe abgeſchiedenen Geiſter erhalten verſchiedene Namen; ſie ſind theils bösartig, theils unſchädlich. Die erſtern erſchrecken und quälen die Menſchen, die ihre Religionspflichten nicht erfüllen. Zu den unſchädlichen Geiſtern gehören unter andern auch die Seelen der Braminen, welche unverheurathet ſtarben, ob ſie gleich das erforderliche Alter erreicht hatten.

Glaubt man nun, daß ein ſolcher Geiſt oder Teufel in einen Menſchen gefahren ſey, ſo wird ein Beſchwörer herbeigerufen, der eine Anzahl männlicher und weiblicher Teufel mitbringt, welche unter ſeinem Befehl ſtehen. Hat ein ſolcher Geiſterbanner nicht wenigſtens über zwölf Teufel zu befehlen, ſo ſteht er in keinem

Anſehn und wird für ungeſchickt und unvermögend gehalten. Hat er aber Anſehen genug, ſo naht er ſich kühn dem Kranken, macht einige Gaukeleien, bringt mancherlei ſeltſam klingende Worte hervor und beginnt dann ein förmliches Verhör mit dem Teufel. Durch den Mund des Beſeſſenen muß derſelbe die Fragen beantworten: wie er heißt? wo er her iſt? warum, wenn und auf welche Art er in dieſen Leib gefahren iſt? Hat er alles beantwortet, gebietet ihm der Teufelsbeſchwörer ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen; dazu bezeigt derſelbe wenig Luſt, macht Einwendungen, entſchuldigt ſich. Da wird der Beſchwörer unwillig und befiehlt etlichen von ſeinen ihm dienſtbaren Teufeln, in den Leib des Beſeſſenen zu fahren und den Starrkopf zu züchtigen. Dieſer ergiebt ſich, bittet um Gnade und verſpricht auszufahren und abzuziehen. Der Beſchwörer verbannt ihn gewöhnlich in eine wüſte, wilde Gegend, oder er nimmt ihn in ſeine Dienſte, um ſein Geiſtergefolge zu verſtärken. — Das that er und es geſchah auch jetzt.

Wie er nun den weiblichen Teufel fragte: zu welcher Gattung von Teufeln er gehöre? antwortete derſelbe: zu den Teufeln des Stolzes, des Widerſpruchs und der Rachgier. „Dazu ſetzte er noch ganz höhniſch: Und du, renomirter und routinirter Beſchwörer, kannſt auch noch fragen, da du es mit einem weiblichen Teufel zu thun gehabt haſt?“

Das gab ein allgemeines Gelächter. Ein Paria rief: der Teufel einer Paria hätte auch noch den Geitz hinzugefügt, wenn es möglich geweſen wär ihn auszutreiben.

Als das Götzenbild herbeigebracht worden war, fuhr der Teufel mit großem Gebrüll aus. Der Beſchwörer öffnete ſeine nach oben ausgeſtreckte Hand, und rief frohlockend aus: „Ich habe ihn!“ dann ſchloß er die Hand und ſchob ſie in den Buſen. Da ertönten Flöten, Zimbeln und ſchmetternde Trompeten, indem die Prieſter und Jünger des Beſchwörers Senfkörner ausſtreuten. — Bei ſich ſelbſt ſprach Armidoro: Bei uns verſprengt man Weihwaſſer in ſolchen Fällen.

„Herr!“ — ſagte Talap; — „laß uns von dannen eilen, denn vor dem nächſten Orte verbrennt eine junge Wittwe aus der Schattri-Kaſte, ſich mit der Leiche ihres Gatten.“

„Das wollen wir ſehen;“ — antwortete Armidoro und fuhr fort: — „Warum thut ſie aber das, zumal da ſie noch jung iſt?“

„Will ſie leben bleiben und Schande auf ſich und ihre Freundſchaft laden? eine Schande, die unauslöſchlich iſt;“ — fuhr Talap fort — „zudem wird durch ihre That ihre Familie hochgeehrt und geadelt. Auch vermehrt ſie durch ihre Aufopferung ihres erblichenen Gatten Glückſeligkeit auf das höchſte; ja, ſie entreißt ihn dadurch der Hölle und Verdammniß. Sehr verdienſtlich und rühmlich iſt für die Wittwe ſelbſt ein ſolcher Opfertod; ja, die heiligen Bücher verheißen ihr für dieſe Aufopferung den freudenvollen Genuß des Paradieſes und der ewigen Wonne auf fünfunddreißig Millionen Jahre. Daher gehen Wittwen aus inniger Liebe recht gern mit ihren Gatten und folgen ihnen. — Haben ſich doch ſchon mehrere Dewedaſchi oder auch genannt Bajaderen, mit ihren erblichenen Liebhabern verbraunt."

„Iſt es möglich? — Fort! Laß uns das traurige Schauſpiel beſchauen."

Bald erreichten ſie den Platz, an welchem, nicht weit davon, vor einer Bude, unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Männern und mehrern Frauen, das junge, ſehr hübſche Weibchen ſaß. Von Zeit zu Zeit theilte ſie Betel aus, während ſie, ohne ein Wörtchen zu ſprechen, doch ſtets, wie betend, ihre Lippen bewegte. In ihrem Benehmen und ganzen Weſen war nicht die geringſte Furcht zu bemerken; ſie ſchien ſehr ruhig und gefaßt zu ſeyn. — Armidoro, mit untergeſchlagenen Armen daſtehend, heftete, ganz theilnehmend, ſeine Blicke auf ſie. Das ſchien ſie zu bemerken, nickte endlich ganz leicht ihm zu, als er ſie grüßte, ſchlug aber gleich die Augen wieder nieder, ihre Lippen, wie im Gebet, immer fortbewegend. Einige Braminen nahten ſich, ihr mancherlei Troſt- oder Erhebungsworte zuflüſternd, während man eifrig beſchäftigt war, in eine, ungefähr eine Viertelſtunde davon liegende Grube Holz zu werfen, die ſchreckliche, darin glimmende Kohlengluth zu vermehren.

Auf einmal ertönte eine wilde, abentheuerliche Muſik von dort ſogenannten Tarey's oder Poſaunen. Schnell erhob ſich die artige junge Frau, ihrer Vernichtung ſich nähernd und alle, die bisher bei ihr geſeſſen hatten, erhoben ſich mit ihr, ſie zu begleiten. Sie trug eine mit Gewürznelken beſteckte Limonie in der Hand (der begehrlichſte Wohlgeruch der hinduiſchen Frauen), blickte nur wenig, aber ſtets lächelnd, ſich um, ging ganz ſtill vor ſich hin, nach einem Teiche zu. Hier legte ſie ihren Schmuck und ihr Geſchmeide ab, vertheilte alles unter ihre Begleiterinnen, ſtieg in den Teich hinein, ihr Reinigungsbad ſie umſpühlend zu empfangen, hüllte ſich dann in ein weißes kattunenes Kleid, das in Kurkuma getaucht war, und näherte ſich in feierlichem Gange, mit erhobenem Haupte, gleichſam wie im Triumph, unter dem Schalle der Poſaunenmuſik, begleitet von mehrern Braminen, die durch ihre feierlich ertönenden Lobgeſänge ihr Muth einſprachen, der Feuergrube. Dieſe war mit hohen Matten umgeben, welche ſogleich hinweggezogen wurden, als das ſchöne Weibchen derſelben ganz nahe war. Hier lag die Leiche ihres Gatten auf einer Bahre. Vor dieſer blieb ſie ſtehen, blickte mit einer Miene der bitterſten Wehmuth die Leiche an, ſchlug ſich an die Bruſt, und weinte bitterlich und laut. Endlich verbeugte ſie ſich dreimal vor der Leiche, wiederholte den Umgang und die Verbeugung noch dreimal, hielt jedesmal die Hände vor den Kopf und verbeugte ſich tief. Dann blieb ſie dicht vor dem Toden ſtehen, wendete noch einmal ſich gegen ihre Begleiterinnen, und blickte ſie herzlich, von ihnen Abſchied nehmend, an. Da brachte man ihr einen mit Oel gefüllten Topf, nach welchem ſie raſch griff, davon den Leichnam begoß, ſich dann ſalbte, den Topf dann auf den Kopf nahm und dreimal mit lauter Stimme rief: Navaina, Wiſchnu! Der Leichnam wurde in die Feuergrube geſtürzt, und ſie ſprang demſelben, mit völliger Entſchloſſenheit nach. Da ertönte ein fürchterliches Geſchrei und Geheul der Weiber, in welches das betäubende Geräuſch der Muſik ſich miſchte. Alle Umſtehende warfen der ſich ſelbſtopfernden jungen Frau Feuerbrände nach. Sie war im Augenblick bedeckt und von den mächtigen Flammen verzehrt.

Von dem fürchterlichſten Schreck wie betäubt, wär Armidoro beinahe zu Boden geſtürzt, als Talap mit ſchreckbar jubelnder Stimme, wie die ganze entzückte und erſtaunte Menge, ausrief: „Gelobt ſey Brama!“

Armidoro, halbentrüſtet, ſtammelte: „Fort von dir, du furchtbarer Gott, und von den Ueberreſten des ſchönen Schlachtopfers!“ — Schnell beſtieg er ſeinen Palankin und befahl den Trägern: „tragt mich zu einer Schultri“ (Herberge.)

Sie trugen ihn fort in das nächſte Dorf, und ließen vor der Schultri ihn nieder. In dieſer befand ſich kein anderer Reiſender, als ein hinduiſcher Wahrſager, mit welchem ſich Armidoro ſogleich in ein Geſpräch einließ. Der Wahrſager prophezeihte ihm viel nahes und zukünftiges Glück, auf welche Prophezeihung Armidoro wenig achtete, aber raſch ihn fragte:

„Sag, giebt es Schutzgeiſter?“

Wahrſager. Das iſt nicht zu läugnen.

Armidoro. Schutzgeiſter, die ſich den Menſchen ſichtbar machen, ſie ſtets umgeben können?

Wahrſager. Wenn Buddru will, warum nicht?

Armidoro. Und Buddru ſelbſt erſcheint Sterblichen?

Wahrſager. Denen, die er erleſen hat, gewiß.

Armidoro. Nicht ſeine Prieſter, kein Pandarom, oder andere Menſchen, durch Verkleidung, Magie, oder andere Spiegelfechtereien ſind die Erſcheinenden.

Wahrſager. Thäten ſie das, würde Buddru ſie beſtrafen. — Aber was iſt dir? du ſtehſt ganz nachdenkend und in dich ſelbſt verloren da, wie ein Vogel Koku.

Armidoro. Was thut der Koku?

Wahrſager. Wenn er lange, nach ſeiner Art, langſam und ſtattlich einhergeſchlichen iſt, ſteht er ganz unbeweglich ſtill, auf einem Beine, zieht den Kopf zwiſchen die Schultern ein und läßt den Schnabel auf der Bruſt ruhen. Wer darf da nicht ſagen: er iſt in Nachdenken verſunken? — So auch du. Du denkſt an irgend etwas, das dir im Kopfe herumgeht.

Armidoro. So iſt es. Mich beſchäftigen die Schutzgeiſter.

Wahrſager. Wohl dir, wenn Buddru dir einen zugeſellt hätte! — Als Wiſchnu, unter dem Namen Rama, ſich in ſeine Menſchwerdung begeben hatte, erkohr er ſich unter den Töchtern der Menſchen die ſchöne Sitta als Weib. Dieſer aber hatte Buddru einen glänzenden Schutzgeiſt zugeſellt. Wenn du mit einem ſolchen vereiniget und beglückt wärſt —

Armidoro. Ach, nein! Von mir iſt nicht die Rede. Ich frage nur im Allgemeinen. — Bei euerm hindoſtaniſchen, vielfachen Aberglauben. —

Wahrſager. So ſprich nicht. — Ihr Europäer nennt gar Vieles Aberglauben, was doch gar nicht Aberglaube genannt werden kann. Warum aber fragſt du nach Schutzgeiſtern, wenn du an keine glaubſt? Ihr wißt oft ſelbſt nicht, was ihr wollt, und wollt dennoch etwas, ohne es zu wiſſen. Da habt ihr Träume, als wärt ihr vom Banggetränk berauſcht und betäubt.

Armidoro. Biſt du ein Sittenlehrer? — So ernſthaft ſoll unſer Geſpräch nicht werden.

Unter Poſaunentönen und dem Schall einer rauſchenden Muſik ging vor der Schultri ein ſtarker Menſchenzug vorüber. Armidoro fragte, was das bedeute? Talap lief hinaus, um ſich zu erkundigen, und kam bald mit der Antwort zurück.

Talap. Herr! laßt Euch ſagen; es iſt zwiſchen den Eltern des Mädchens, das unter Klang und Geſang im Zuge vorbeigeführt wurde, und dem ſie begleitenden Oberprieſter, ein Logno-Poter (Vertrag) aufgeſetzt und geſchloſſen worden, nach welchem ſie zu einer Dewedaſchie und Affenfütterin im Tempel des Wiſchnu geweiht worden iſt. Nun wird ſie ſo feierlich augeputzt im Triumphe nach dem Tempel geführt, weil es eben heute ein glücklicher Tag iſt, und auch heute ſich eine Frau mit den Ueberreſten ihres verblichenen Gatten verbrannt hat.

Armidoro. Und dann?

Wahrſager. Die Tempeltänzerin wird nun in dem Tirtha, d. h. in dem zu dem

Tempel gehörigen Teiche gebadet, es werden ihr ganz neue Kleider angezogen, und ſie wird mit Tempel-Juwelen geſchmückt. So geputzt wird ſie dem Gotte vorgeſtellt und ſpricht dem Oberprieſter das Gelübd nach, ſich für ihr ganzes Leben dem Dienſte der Gottheit zu weihen. Dann wird der Blumenkranz des Gottes ihr um den Hals geworfen, und ſie erhält den Trank von der Milch, womit ſein Bildniß gewaſchen wurde. Dann durchbohrt man ihr das Ohrläppchen, und ſie iſt auf immer dem Dienſte der Gottheit verbunden. Darauf wird ſie unterrichtet im Leſen, Schreiben, Singen, Tanzen, in der Muſik, und in allem, was ſie im Tempeldienſte wiſſen muß. — Habt ihr Europäer dergleichen, der Gottheit geweihte Tempelmädchen nicht?

Armidoro. Die Tugenden der Gottergebenheit, Andacht, Keuſchheit und des Gebets ſchmücken unſere Himmelsbräute. Aber euere Dewedaſchies ſind für Chriſten keine Glaubenswerkzeuge.

Wahrſager. Ihr armen Menſchen! — denn das, ſeyd ihr doch?

Armidoro verließ die Schultri, ging hinaus, warf ſich unter einem dichten Tamarindenbaum nieder, ſchloß die Augen und dachte an ſeinen Schutzgeiſt und an die reitzende Miramira.

Oſar Zarip war ſehr vergnügt und freundlich, als Armidoro nach Kalkuta in ſeine Wohnung zurückkam. Er erzählte ihm, Marſaf ſei aus Shendarnagar zurückgekommen und vor einer Stunde bei ihm geweſen. — Armidoro aber, der zu erfahren wünſchte, ob die Dewedaſchies aus Surate noch in Kalkuta anweſend wären? war froh, als er ſich wieder mit Talap allein befand, den er ausſchickte, ſich danach zu erkundigen.

„Suche ihre Daja, die Beſchützerin und Führerin dieſer kunſtreichen Bajaderen, zu ſprechen, und ſage ihr von mir meine beſten Grüße, und daß ich ſie zu ſprechen wünſche," ſagte er; was Talap ſogleich zu beſorgen verſprach.

Er ging, kam auch bald zurück und meldete: die Tänzerinnen wären noch hier und ihre Daja habe verſprochen, ihm zu willfahren, jedoch wünſche ſie, daß ſie, um ihn zu ſprechen, nicht in ſeine Wohnung zu kommen brauche. Sie ſchlug aber das außerhalb der Stadt liegende Tamarindenwäldchen zu dem Platze einer Zuſammenkunft vor. Dieſen Vorſchlag nahm Armidoro an und ſchickte ſeinen getreuen Talap ab, die Daja in das Tamarindenwäldchen zu führen.

Kaum hatte ſich Armidoro dahin begeben, als auch ſchon Talap mit der Daja in dem Wäldchen bei dem bezeichneten ummauerten Brunnen ſich einfand. Indem Talap beſcheiden, wie es ſich in Indien ſchickt, als Diener zurücktrat, ging Armidoro auf die Daja zu, mit einem ſchönen Blumenſtraus ſie beſchenkend.

Daja. Grüßen Euch, edler Herr! der hohe Brama, der allgewaltige Wiſchnu, und der Erlöſer Buddru, gewähren Euch Freude und Vergnügen! Ich freue mich Euch wieder wohl und geſund in Kalkuta zu ſehen. O! es hat ein Herz hier gegeben, welches ſich ſehr nach Euch geſehnet hat.

Armidoro. O! daß doch dieſes Herz das der herrlichen Miramira geweſen wär.

Daja. Das war es. — Und das war Euch wirklich nicht gleichgültig?

Armidoro. Wie? — Es war der Wunſch meiner Sehnſucht.

Daja. Wirklich? — O! wie wird ſie ſich darüber freuen, wenn ich es ihr ſage. — Ich verſichere Euch bei Buddru, dem allgemeinen Erbarmer, Miramlra die Jungfrau hat bis jetzt noch nicht gewußt, was Liebe war; aber ſeit ſie Euch geſehen hat, hat ſie ſchlafend und wachend keinen andern tröſtlichen Gedanken, als ein ewiges Wünſchen nach Euch. — Ich bitte Euch, edler Herr! ſagt, vertraut Euch mir: — denkt ja nichts Arges von mir und ihr; ſie iſt ein ſo edles, reines, empfindungsvolles Mädchen, eine Jungfrau, wie man ſich deren nur eine denken und wählen kann. Ihr elternloſer Zuſtand, indem ſich ihre Mutter mit der Leiche ihres Gatten verbrannte, hat ſie genöthigt, des Unterhalts wegen, eine Dewedaſchi zu werden, aber, in der That! ihren Geſinnungen nach verdient ſie eine Prinzeſſin zu ſeyn. Sie iſt, mit Einem Worte, eine edle Jungfrau.

Armidoro. Ohne ſie zu kennen, verehre ich ſie doch ganz außerordentlich. Auch möchte ich ſie ſprechen, eines gewiſſen Umſtandes wegen, aber allein. — Kann das wohl ſeyn?

Daja Warum nicht? Jedoch bedenkt —

Armidoro. Wagt ſie etwas dabei?

Daja. Schwerlich. Aber die allgemeine Meinung — Ihr ſelbſt. —

Armidoro? Was könnte ich wagen?

Daja. Je nun, man weiß ja nicht —

Armidoro. Ob es mir verboten wär? Gewiß nicht.

Daja. Es giebt gewiſſe Verhältniſſe — Miramira iſt ſo feindenkend — Ihr dürft ja nicht denken, daß ſie nur eine gewöhnliche Dewedaſchi iſt — — Ja, wenn der Erlöſer Buddru, der Regierer und Zugeber der Schutzgeiſter —

Armidoro. Ja, ich muß allein mit Miramira ſprechen!

Es rauſchte in der Nähe. Mit einem Blumenſtrauße ſtand Miramira vor ihnen. Sie reichte Armidoro den Blumenſtrauß, fragend:

Miramira. Was willſt du mit Miramira ſprechen? Hier iſt ſie. Ach! du — du biſt Tag und Nacht bei mir. Oft glaube ich, daß ich ſelbſt nicht mehr Miramira, daß ich gar nicht mehr hienieden bin. — Wär ich ängſtlich, furchtſam, argwöhniſch, ich könnte denken, du, Europäer, triebſt ein furchtbares Spiel mit mir. O! das Herz hat auch Rechte. —

Armidoro. Furchtbar? Ein Spiel? O Miramira! wenn du wüßteſt — Mein Herz — Wie kann ich dir entdecken, was ich dir doch zu entdecken hätte. — Wenn dein Gott, Buddru, auch auf Europäer Herzen wirken kann, wenn er Schutzgeiſter ernennen und vergeben kann, — habe ich nicht geträumt, — ſo biſt du, reizende Miramira, der mir gegebene Schutzgeiſt.

Miramira. Könnte meine Geſtalt — Still! ruhig! Komm — komm mit mir — Ach! —

Aus dem Gebüſch ſtürzte ein Javaner, wie es ſchien von Opium berauſcht, mit ſeinen blinkenden Kris auf Armidoro los. Schnell trat Miramira entſchloſſen zwiſchen beide, entriß dem

Javaner den Dolch, drohte mit demſelben ihm ſelbſt und deckte ihren Schleier über Armidoro. — Schnell, wie verſchwunden, war der Javaner; die Augen Miramira's ruhten auf Armidoro's Blicken, und lächelnd fragte ſie: „Bin ich dein Schutzgeiſt?"

Ganz unbemerkt hatte die Daja ſich entfernt. Miramira ſtand mit geöffneten Armen dem nachdenkenden Armidoro gegenüber, indem ſie ihre Frage wiederholte:

„Bin ich dein Schutzgeiſt!"

Armidoro. Jetzt warſt du es. — O! ſei es doch ferner, ſchöne Miramira.

Miramira. Ach! daß ich doch immer dein Schutzgeiſt ſeyn könnte.

Armidoro. Unſere ganze Lebenszeit hindurch wünſche ich —

Miramira. O! welchen Wunſch haſt du ſo ſchnell und leichthin ausgeſprochen.

Armidoro. Nicht ſchnell, am wenigſten leichthin. Ich fühle, daß es mein Glück, daß ich vergnügt und zufrieden ſeyn würde, wärſt du ſtets um mich und bei mir.

Zärtlich, ſeufzend blickte ſie ihn an und fragte mit bebender ſanfter Stimme:

Sie. Die Dewedaſchi?

Er. Ja, mir liebſte unter allen Bajaderen, die ich ſchätze, verehre, die ich liebe, mit einer Ergebenheit, mit der ich noch nie ein weibliches Weſen geliebt habe!

Sie. Wenn ich das nun glaubte?

Er. Ueberzeuge dich.

Sie. Und wenn ich mich wirklich überzeugte; was würde mir es helfen?

Er. Daß dich der liebte, der dir allein ganz herzlich und liebevoll ergeben iſt.

Sie. Du blickſt hinweg von meiner Lage. Oder willſt du mich —

Er. Als Schutzgeiſt, liebe ich dich.

Sie. Dieſe Traumüberzeugung, ſo angenehm ſie dir auch ſeyn mag, müßte ich dir zuerſt rauben.

Er. Das Schmerzliche für mich willſt du?

Sie. Muß ich nicht?

Er. Ach, Miramura!

Ein ſolcher Traum, der mich entzückt,
iſt einer Wahrheit werth, die mich zu
Boden drückt.

Sie. Nein! drücken ſoll von mir dich keine Wahrheit. Aber, gewiß bleibt es, daß ich, Umherſchwebende, dich bald wieder verlaſſen muß; wenigſtens eher, als ich — ach! — ehe ich es wünſche. Wenn ich daran denke, klopft mir das Herz ſo ängſtlich. Die arme Dewedaſchi, die immerwandernde, hätte ſich ihren Gefühlen nicht überlaſſen ſollen!

Er. Liebſt du mich wirklich?

Sie. Noch kannſt du fragen?

Er. Miramira!

Sie. Wohin ſoll, wohin wird meine Liebe mich führen? — Ach! nur nicht zur Verzweifelung. — Mein Stand, meine Lage, — O! warum mußte ich nach Kalkuta kommen, warum dir, warum mußteſt du mir gefallen, auf eine ſolche Art, wie mein Herz es wünſchet und wie du ſagſt? Unglücklich bleibe ich nun auf immer!

Er. Wenn du ſo ſprichſt, zerreißeſt du mir das Herz.

Sie. Iſt es Wahrheit? willſt du uns beide unglücklich machen?

Er. Wie kannſt du glauben, daß ich dich beleidigen, daß ich mich ſelbſt unglücklich machen wollte? denn in das Deinige verſchlingt ſich nur mein eigenes Glück, meine einige Glückſeligkeit und alle meine Hoffnungen und Wünſche verſchlingen ſich in dieſes, mein erwünſchtes Glück.

Sie. Ach! wär es ſo? Was könnte —

Ein heftiges Raſſeln durchtönte das Gebüſch. Erſchrocken ſahen beide ſich um. Eine Brillenſchlange ſtreckte lauernd ihren Hals in die Höhe. Plötzlich ſchwoll derſelbe an. Die Augen der lauernden Schlange entglühten, Kohlen gleich. Weit ſperrte ſie ihren Rachen auf, mit ausgeſtreckter Zunge drohte ziſchend das ſchreckliche Unthier dem gefaßten Gegenſtande den Tod.

Raſch, wie vom Sturm ergriffen und aufgeregt, bemächtigte ſich Miramira der einen in Armidoro's Gürtel ſteckenden Piſtole, drückte los und zerſchmetterte der Schlange den Kopf. — Blutend lag das getödete Unthier vor ihnen.

Armidoro ſchloß die Entſchloſſene in ſeine Arme, und rief aus:

„O! abermaliger Schutzgeiſt. — Retterin meines Lebens! Wie danke ich dir?“

Miramira, in ſeinen Armen liegend, umſchloß ihn innig und drückte ihn an ihre Bruſt, indem ſie ausrief:

„O! daß ich doch ſtets bei dir wäre und blieb.“

Er. Das ſollſt du, wenn du willſt.

Sie. Ob ich will? da bin ich, und bei dir bleibe ich, wenn du mich haben willſt.

Er. O Miramira! daß ich ausdrücken, daß ich dir beweiſen könnte die Gefühle, die mich beleben, wenn ich dich ſehe. Schon bei dem erſten Erblicken, als ich dich ſah, rann ein Gefühl mir durch alle Adern, wie mir noch nie eins geworden war. —

„Was ſeh ich? Was erblick ich?“ — rief eine ſtarke Stimme, und Marſaf, ſeine Blicke auf die getödete Schlange heftend, trat herbei. Armidoro erzählte ihm, was geſchehen war, und vergaß auch nicht ſeine Errettung von dem Dolche des Javaners durch die Entſchloſſenheit der entſchloſſenen Miramira hinzuzufügen.

Marſaf lächelte, berührte klopfend Miramira's Achſel und rief aus: „Lob, Preis und Ehre dem allmächtigen Brama! aber auch dir, freundlicher Erlöſer Buddru! Gelobt ſei dein Muth und deine Entſchloſſenheit, freundliche Miramira. — Was haſt du dabei gedacht, Armidoro?

„Mein Schutzgeiſt iſt ſie! — rief dieſer aus — auch als wirkliche Miramira.“

Marſaf. Eine reine, tugendhafte Dewedaſchi iſt den Göttern, iſt dem herrlichen Erlöſer Buddru angenehmer, als ſelbſt das Rauchwerk, das ihm zu Ehren, auf ſeinen Altären auflodert.

Armidoro. Du, Freund Oſar Zarips —

Marſaf. Und der deinige.

Armidoro. Was ſoll ich thun?

Marſaf. Was zu thun, haſt du dir vorgenommen?

Armidoro. Weiß ich es ſelbſt?

Marſaf. Fragſt du deinen Schutzgeiſt nicht?

Armidoro. Hier ſteht er.

Marſaf. Seine Form und Geſtalt; doch nicht er ſelbſt, dieſen wird dir Buddru ſenden, wenn du ihn bitteſt.

Armidoro. Soll ich das? Willſt du mich zur Abgötterei verleiten? — Ein Chriſt kann an Buddru und ſeine Macht nicht glauben.

Marſaf. Wenn er aber nun fühlt und ſieht, was geſchieht?

Armidoro. Zufall iſts und Täuſchung.

Marſaf. Das kannſt du weder behaupten noch beweiſen. — Geſetzt aber nun, es ſey auch Täuſchung? Iſt ſie angenehm, ſo wird dadurch kein Menſch unglücklich.

Armidoro. So nehme ich es auch. Es ſey. Ich will — wenn Miramira will und Entſchloſſenheit hat, ihr Schickſal —

Marſaf. Hat Brama euch Entſchloſſenheit gegeben, ſo ergreift und benutzt dieſelbe. Ich gehe jetzt an den Ganges, mir in dieſer Flaſche Waſſer zu holen. Dieſes hat der Himmel ſelbſt geweiht, von welchem dieſer herrliche Fluß abſtammt; mit dieſem Waſſer will ich mich laben und nachſinnen meinem Vorhaben und Entſchluſſe, ein Joghie zu werden.

Armidoro. Und warum?

Marſaf. Dazu rathet mir mein heimliches, inneres Gefühl, nebſt der Entſchloſſenheit, die von oben kömmt.

Miramira. Ein Joghie willſt du werden? Was ſagt von einem ſolchen Einſiedler der Befehl?

Marſaf. Ich kenne ihn und habe alles überlegt. Es ſagt der Shaſter: Ein wahrer Joghie muß fühllos ſeyn für Kälte und Wärme, für Schmerz und Vergnügen, für Ehre und Verachtung; er muß das Gute und Schlimme in gleichem Werthe halten. Wenn er die tauſend heiligen Namen der Gottheit überdenken will, muß er ſich in die Einſamkeit begeben, die Stelle mit dem heiligen Graſe Kus beſtreuen, auf welche er ſich niederſetzen will, mit unbeweglichem Kopfe und Leibe, die Augen auf die Naſenſpitze geheftet, ohne ſie auf die andere Seite zu wenden. So verharre er im brünſtigen Gebete, bis ihm die Gottheit als ein glänzendes Licht erſcheint. Seine Seele ſoll verſchloſſen ſeyn wie ein Licht in einer Lampe, die in einer dicht verſchloſſenen Kammer ſteht. So mache er ſich würdig den Vorſchmack des Himmels zu erlangen.

Armidoro. Und wenn nun eine Brillenſchlange kömmt und keine Miramira in der Nähe iſt?

Marſaf. Der Heiligkeit darf ſich keine Brillenſchlange nahen.

Armidoro. Aber mir? O Miramira! Bedenke, überlege — entſchließe dich —

Miramira. Soll ich die Geſellſchaft der Dewedaſchi verlaſſen? — Bedenke! — Dir ſoll ich mich überlaſſen, denn ich habe weder Vater noch Mutter, — die Anverwandten kenne ich nicht — allein bin ich dann —

Armidoro. Du biſt bei mir.

Miramira. O Marſaf! ſchickt ſich das? Was ſollen die Hindu ſagen? Und du ſelbſt, Europäer?

Armidoro. Wenn die Tſchovenka auf deinem Hinterkopfe glänzt, die ſchöne runde, goldene Scheibe, ſcheinſt du eine Heilige zu ſeyn, wie ſie bei uns gemalt werden, und wenn du in deiner ſanften Heiligkeit um mich wärſt, wär ich glücklich. Da möchten dann die Menſchen ſagen, was ſie wollten. Ich aber würde ſagen: Da du bei mir biſt, ſchöne Miramira, bin ich einer der glücklichſten Männer in Kalkuta. — Bedenke dich, überlege — denn, wenn du mich mit deinen Ummichſeyn nicht beglücken willſt, gehe ich meiner Sehnſucht aus dem Wege, mich zu zerſtreuen, nach Maſulipatnam.

Miramira. Ach nein! ach nein! Gehe nicht von hier; nur jetzt, ſo ſchnell noch nicht. — Laß mich noch einmal mit meiner Daja ſprechen; dann will ich mit dir ſprechen. — Wie gern ſpreche ich mit dir.

Armidoro hängte, ohne ein Wort zu ſprechen, aber mit ſehr beredten Blicken, ihr eine goldene Kette, dort genannt Schikol, um den Hals. Dankend küßte ſie ihm die Hand und heiße Thränen ſtrömten aus ihren ſchönen Augen auf dieſelbe nieder. Seufzend ſprach er:

„So heiß wie auf die Hand, fallen deine Thränen mir auf's Herz.“

„Und du verläßt mich nicht?“

„Wie könnte ich dich verlaſſen, ohne mich ſelbſt unglücklich zu machen?“

„Du gehſt mit mir, begleiteſt mich durch das Tamarindenwäldchen?“

„O Miramira! wohin wollte ich dir nicht folgen.“

„Dieſen Platz haſt du geſchmückt mit dem Schiköl. Hier ſoll er ruhen, bis dereinſt mein Herz nicht mehr ſchlägt.“

Schweigend reichte er ihr die Hand, und eilte mit ihr durch das Wäldchen.

Daheim ſaß Oſar Zarip, vor ſich liegend auf dem Tiſche die Arecko-Blätter, den eiſernen Griffel in der Hand, und rechnete. Armidoro grüßte ihn, tief aufſtöhnend, und ſetzte ſich nieder auf das Polſterlager. Obgleich, als Kaufmann, in ſeine Rechnungen ſehr vertieft, ſchob Oſar Zarip doch die Arecko-Blätter zuſammen, ſah Armidoro bedeutend an, und fragte:

„Du ſeufzeſt? und warum?“

Armidoro. Ach, ſchaffe Ruhe mir und Gewißheit!

Oſar Zarip. Gewißheit und Ruhe; wovon? wozu?

Armidoro. Ich habe keine Ruhe, wenn ich nicht Gewißheit erlangen kann. — Kannſt du mich von Träumen befreien, oder mir Gewiſsheit geben, daſs es wahr iſt, was dieſe Träume mich ſehn und empfinden laſſen? Giebt meine Fantaſie mir einen Schutzgeiſt, ſo gebe mir Gewiſsheit Wahrheit und Ueberzeugung, daſs ich nicht träume.

Oſar Zarip. Das alles wirſt du nie erhalten, wenn du es nicht in dir ſelbſt zu finden weiſst. Daſs es nicht unmöglich iſt, daſs Menſchen Schutzgeiſter erhalten, iſt wohl Gewiſsheit. Ob du einen erhalten haſt, muſst du am beſten wiſſen. Darüber kann niemand dich belehren, als deine Ueberzeugung und du dich ſelbſt. — Ich werde einige Wochen lang dich verlaſſen müſſen. Ich gehe auf ein Landguth, wo ich gewohnt bin, ſtets einige Monate mein Leben im philoſophiſchen Selbſtgenuſſe zu verleben.

Armidoro. Dahin gehe ich mit dir, wenn du es erlaubſt.

Oſar Zarip. Das wird mir ſehr angenehm ſeyn. Willſt du mit mir in der ländlichen Einſamkeit die Zeit verleben, ſo biſt du eingeladen. Dazu gebe der Gott der Tugend und Menſchenliebe Darma-Dewa Kräfte, und Gedeihen dieſem Vorhaben.

Armidoro. Ich gehe mit dir. Hier, meine Hand darauf.

Das geſchah. Indem ſie ſich zu der Reiſe aufs Land und Dortbleiben einrichteten, ſuchte Armidoro die bekannte Daja zu ſprechen, ließ der holden Miramira ſagen, er verreiſe, ſchickte ihr ein kleines goldenes Kruzifix und ließ ſie bitten: daſſelbe zu ſeinem Andenken zu tragen. Tags darauf, als die Sonne aufging, reiſte er mit Oſar Zarip auf ſeinen Landſitz ab.

Das Haus des Landbeſitzers, welches bezogen wurde, war nicht ſo geräumlich, als das, welches ſie in der Stadt bewohnten; ſie richteten ſich aber nach dem vorhandenen Platze ein und fingen an, in ſtiller Abgeſchiedenheit von der Stadt vor ſich hinzuleben. Armidoro ſchrieb, las, dichtete, kaufte von einem Engländer eine Guitarre und lebte ganz als Spanier, nach ſeinem eigenen Sinne und Behagen. In nahender kühler Abendluft ſetzte er ſich unter eine Laube, die vor der Wohnung neben einem ummauerten Brunnen angelegt war, ſpielte auf der Guitarre und ſang ſpaniſche Romanzen dazu. Nicht ſelten geſchah es aber, wenn er in dieſen Nationalgeſängen Namen zu ſingen hatte, z. B. etwa O Belerma! O Belerma, ꝛc. daß er, ohne daß er wollte oder wenigſtens dachte, Miramira, Miramira! ſang. So erklang einſt:

> Miramira, Miramira! o mein Leben,
> Biſt du mir auf immer hold,
> Bin ich froh, dir treu ergeben,
> Liebchen! rein, wie Kronengold. ꝛc.

Da trat, (was er nie vermuthet und geahnet hätte) ein Dominikaner-Mönch in die Laube, und grüßte ihn, mit einem:

„Sennor! baso las manos, Ave Maria! Pues sea el triumfo.“

Ziemlich erſtaunt, wendete Armidoro ſich gegen ihn und rief aus:

„Grüße euch Gott und die heilige Jungfrau! Wie bin ich vergnügt einen Pater Eures Ordens hier in Kalkuta zu ſehen, quod nec per somnium cogitassem.“

Pater. Ja, ſo geht es in der Welt. Accidit in puncto, quod non speratur in anno.

Ihr ſeht vor Euch, edler Kaſtilianer! den Pater Farello, des Dominikaner-Ordens aus Liſaboa."

Armidoro. Wie komme ich zu dem Vergnügen?

Pater. Ja, wie das nun ſo geht in der Welt. — Laßt Euch dienen! — Als Miſſionarius wurde ich nach China geſchickt, lehrte und predigte dort, und ging endlich nach Makao. Hier wählte mich der Gouverneur, ſein Beichtvater zu ſeyn, welchem Officio ich auch mit heiligem Beſtreben vorſtand. Zugleich aber wurde ich der Gewiſſensrath mehrerer zu Makao wohnender Kaufleute. Unter dieſen war auch der vornehme Eiſenhändler Makrino, ein ſehr wohlhabender Mann und frommer Chriſt, der mich auch gebeten hatte, der Beichtvater ſeiner Familie zu werden, welche nur aus ihm und ſeiner jungen Gattin beſtand. Dieſe war eine artige, einſichtsvolle Chineſin, die kurz vorher bekehrt und zur chriſtlichen Religion übergegangen war. — Dieſen gedachten Funktionen ſtand ich auch mit ſonderbarer Erbauung vor, bis der gute Andrea Makrino, nach einer chineſiſchen Indigeſtion, Todes verblich. — Da gingen die

Verfolgungen ſeiner Gattin, der edlen Donna Serena an. Die chineſiſchen Verwandten der guten Frau fingen an ſehr gehäſſig ſich zu betragen und bedrängten ſie endlich ſo ſehr, daß ſie ſich genöthigt ſah, ihre Gelder ſicher, beſonders bei Engländern, unterzubringen, und Makao zu verlaſſen. Ich folgte ihr, und wir leben jetzt in Kalkuta. — Seht, ſo kamen wir hieher. Iſt es Euch gefällig, die gute Sennora mit Eurer Gegenwart zu beehren, um ſie kennen zu lernen, ſo will ich Euch bei ihr anmelden. Sie wird ſich gewiß recht ſehr freuen einen jungen Kaſtilianer Eures Aeußeren kennen zu lernen.

Armidoro. Ihr könnt mich ihr empfehlen. — Sie wohnt alſo hier herum?

Pater. Eigentlich in Kalkuta; einige Monate im Jahre aber auf ihrem Landhauſe, in dem nahen Flecken Perlatſcho.

Armidoro. Die gewiß willkommene Nachbarſchaft eines Spaniers bei einer ſchönen Frau.

Pater. Zwar Wittwe, aber dennoch noch ſehr jung, iſt ſie in der That ein ſehr liebenswürdiges Weibchen, eine neubekehrte, dennoch aber ſehr lobenswerthe Chriſtin, die ihrem vormaligen

Götzendienſtweſen ganz entſagt hat und jetzt daſſelbe mit wahrem Chriſtenſinne ganz verabſcheut.

Armidoro. Entzückend chriſtliche Geſinnungen!

Pater. Wenn Ihr ſie kennen lernet, werdet Ihr mit mir ausrufen: Das liebe, allerliebſte Weibchen!

Armidoro. Nun! Ihr ſeyd ja ganz in Entzücken gerathen, indem Ihr von dem guten Weibchen ſprecht.

Pater. Das muß auch ſelbſt ein frommer Ordensmann. Sie iſt gar zu gut.

Armidoro. Und eine ſolche Garzugute hat man in Makao fortgelaſſen?

Pater. Ihr wißt, die Portugieſen halten nicht viel von Gerechtſeyn. Ihr kennt ja wohl das alte Liedchen:

Portugieſen, Portugieſen!
Wie viel Thränen müſſen fließen
Ueber Ungerechtigkeit,
Die der Unſchuld ihr bewieſen,
Immer ſtark und weit und breit!

Armidoro. Ich bin ein Chriſt, und als ein ſolcher, liebe ich auch alle Portugieſen, Portugieſinnen, Chineſinnen, Indierinnen und ſelbſt die kunſtreichen Dewedaſchies.

Pater. Ich muß Euch deshalb loben. Ich ſelbſt bin ein ſolcher allliebender Chriſt. Auch den Pariahs ſogar gehört meine Chriſtenliebe, da ja unſer Heiland auch Zöllner und Sünder mit Chriſtenliebe gehegt und gepflegt hat. Deshalb thun die Hindu's ſehr übel und gar nicht wohl, daß ſie ihre Mitmenſchen, die armen Pariah's ſo verachten. Gott hat ſie ja doch auch geboren werden laſſen! Einen Beweis von der Liebloſigkeit der Hindu's und ihrer Braminen zu geben, laßt Euch erzählen. Ihr heiliger Geſetz-Codex, genannt: Shaſter, befiehlt, daß, wenn ein Mann aus der niedern Klaſſe, der Schutters, ſich mit einer Dewedaſchi auf unerlaubte Art abgegeben hat, derſelbe zum Combab gemacht und aus dem Lande verjagt wird; die zärtliche Dewedaſchie aber muß leiden, daß ihr der Kopf kahl geſchoren und mit Eſelsharn gewaſchen wird, nachdem man ihr vorher beide Ohrläppchen abgeſchnitten hat. Dann wird ihr Rücken öffentlich, von einem Tſchandal oder Sakliel, d. i.

einem Schuhmacher, mit Ruthen blutig gehauen. Wo iſt da Gerechtigkeit; ſelbſt gegen den, bei uns und in ganz Europa ſo ehrlichen Schuhmacher, der von den Hindus wie der allerniedrigſte Menſch beſchimpft wird, weil er Kuhleder verarbeitet; und doch trägt Jedermann Schuhe von Kuhleder und geht auf demſelben, obgleich die Kuh bei den Hindu's ein heiliges Thier iſt. Welche Billigkeit, welche Moral? der arme Schuhmacher —

Armidoro. Und die unglückliche, ſo ſanften Gefühlen ſich überlaſſende Dewedaſchi!

Pater. Wenn ich nur auch von dem armen Schuhmacher ſpreche; iſt er denn ſchlimmer als ein Zöllner oder Phariſäer? — Ich abſolvire alle Schuhmacher in der Beichte; denn St. Criſpinus iſt ja ihr Patron; und man darf es mit keinem Menſchen, geſchweige denn mit einem Heiligen verderben.

Armidoro. Mit keiner Dewedaſchi, Serena oder Sirene.

Pater. Sie, loſer Kaſtilianer! Die Serenen ſind nicht zu verachten, ſondern ſogar, wenn ſie chriſtlich denken, zu veneriren, aber freilich die mythologiſchen Sirenen, die heidniſchen Halbgöttinnen — dieſe Sängerinnen, vor deren Geſange man ſich die Ohren verſtopfen muß —

Vor dem Hauſe erklangen die Töne einer Guitarre. Der Pater rief:

„Das iſt Marialva, die Kammerjungfer der Donna Serena. Welche Artigkeit! Das hat ihr ihre Gebieterin, die gute Frau eingegeben!“

Armidoro ſprang auf, nahm den Schirm vom Fenſter, blickte hinaus, und ſagte, zurückgewendet, zu dem Pater:

„Ein ſcharmantes Mädchen!“

„Ja, ja!“ lächelte der Pater. — Marialva aber ſang, indem ſie dazu ſpielte:

Ach Lindoro! komm, erblicke,
Wie Elvira ſich zerquält,
Wie ſie jeden ſchroffen Felſen,
Jedem Baum ihr Leid erzählt.

Laß ſie doch nicht immer weinen,
Lächle ſie nur freundlich an.
Nimm dich ihrer Liebesleiden,
Nimm dich doch Elvirens an.

Schnell ergriff Armidoro ſeine Guitarre, ſpielte und ſang in derſelben Melodie:

Marialva! deiner Klagen

nähm' ich mich ganz herzlich an:
Dann ſprächſt du mit ſanfter Stimme:
Armidoro hat's gethan.

Sie lächelte hinauf, ſchob ſich den Hut von den Augen und fragte:

„Iſt nicht Pater Xarella bei Euch? edler Kaſtilianer!“

„Willſt du ihn ſprechen, freundliche Marialva! ſo komm herauf;“ — antwortetete Armidoro.

Marialva lächelte: „Wenn der Herr Pater bei Euch iſt, ſo kann ich es wohl wagen. Sonſt ſchickt es ſich, ſelbſt in Indien nicht.“

Der Pater ſah ſogleich zum Fenſter hinaus und rief: „Ja, du kannſt es wagen. Komm herauf!“

Marialva kam hinauf. Armidoro lobte ihre Stimme, ihren Geſang, ihr Spiel, und nöthigte ſie, ſich auf ſeine ſchönen, ausgebreiteten Polſter nieder zu ſetzen, und nachdem er ihr einige Artigkeiten geſagt hatte, reichte er ihr eine Limonie, nach Landesſitte mit Gewürznelken beſteckt, und einen ſchönen Blumenſtraus, den er bat in ſeinem Namen ihrer Gebieterin, der Donna Serena zu überreichen.

Marialva. Und was ſagt dieſer Selam?

Armidoro. Lies ihn.

Marialva. Dazu bin ich nicht erfahren genug. Indeſſen, wenn ich recht leſe, ſo heißt es: Wie befindeſt du dich, Liebchen?

Armidoro. Ich habe ihn von einem Blumenmädchen gekauft.

Marialva. Da Ihr wißt und glaubt, was er ſagt (wenn ich recht geleſen habe), ſoll ich ihn meiner Frau geben?

Armidoro. Warum nicht?

Marialva. Ihr denkt Euch doch etwas dabei?

Armidoro. Das verſteht ſich. Und auch jetzt, indem ich dir die Hand drücke.

Marialva. Den Händedruck ſoll ich auch überbringen?

Da trat, ganz unerwartet, der Brámin Márſaf ein, mit der Anrede:

„Ich bin gekommen, Abſchied von dir zu nehmen. Ich gehe in die Berge und Einöden von Benhares, und übermorgen ſieht man mich als Joghie. Denn ein ſolcher Einſiedler will ich werden. Ioppiéna vaté Sansottié, Ioggiamo natroh sunsajen! ſagt der Dormm Shaſter. Lebe wohl, und ſey im Schutze des herrlichen Buddru und deines Schutzgeiſtes!"

Weinend trat ſchnell Oſar Zarip herein, umarmte ſeinen Freund Marſaf und fragte:

„Bleibſt du bei deinem Vorſatz?"

„Dabei bleibe ich."

„So ſegne und erhalte dich Brama!"

Dabei ſah Oſar Zarip die freundliche Marialva ganz zärtlich an, und liſpelte Armidoro zu:

„Du biſt doch immer in freundlicher Geſellſchaft!"

Armidoro zeigte auf den Pater Xarello, Oſar Zarip aber drückte freundlich eine Muskatennuß in Marialvens Hand, die ihn anlächelte, weil das eine zärtliche Zufriedenheitserklärung war, wie die Lächelnde gar wohl wußte. Als aber der Pater ſich herumwendete, wurde ſie ſchnell ernſthaft, ſah den vor ſich niederblickenden Marſaf an und griff in die Saiten ihrer neben ihr liegenden Guitarre. Marſaf ging mit einem: „Gelobt ſei Brama!" davon. Der Pater ſchlug ein Kreuz, zeigte auf die Thür, welche Marialva, es ſogleich verſtehend, öffnete, von ihrer Limonie auf den Blumenſtraus blickend, bedeutend aber leiſe Armidoro zurief: Muy cercána al Lumo está la llama! und aus dem Zimmer hüpfte. Ihr folgte der Pater und Oſar Zarip verweilte nicht länger.

Armidoro aber, als er allein war, ſprach bei ſich ſelbſt:

„O liebe, gute Miramira! was wirſt du von mir denken, da ich dich nicht einmal ſelbſt ſprach, als ich hierher ging“ — doch ſetzte er dann gleich hinzu: „Ruhig aber, mein Herz! begnüge dich und ſey glücklich in deiner Einſamkeit, wo jede Ruhe ſich finden läßt.“

Eine halbe Stunde hatte er wohl und vielleicht noch mehr ſo dahingeträumt, als wieder ganz unvermuthet Marialva eintrat, ihm eine freundliche Empfehlung von ihrer Frau und einen Blumenſtraus brachte. Als einen Selam mußte ſie die Schrift der eingebundenen Blumen leſen, die ſprach: Komm bald zu mir.

„Das will ich thun, auf dieſe freundliche Einladung; ſprach er, und ſetzte fragend hinzu: Was aber ſagſt du dazu, liebe Marialva?“

„Ich ſage eben das, was meine Frau geſagt hat.

„Was wird aber ihr Liebhaber dazu ſagen?“

„Nichts; denn ſie hat keinen.“

„Und der Beichtvater?“

„Der ſagte vielleicht gern etwas dazu. Aber es würde nichts ändern.“

„So? Biſt du auch ſo geſinnt und entſchloſſen wie deine Frau?“

„Eben ſo.“

„Seyd froh, daß ich nicht euer Beichtvater bin; unter ſolchen Reſervationen würde ich euch nur unter ſtarken Bedingungen abſolviren. — Was thut deine Frau heute?“

„Das weiß ich nicht gewiß. — Jetzt iſt ſie im Bade; dann wird Betel gekaut, dann läßt ſie vielleicht einige Dewedaſchi's tanzen, und dann genießt ſie bei dem ſchönen Abend die freie Luft.“

„Wenn ich es nun wagte den ſchönen Abend in freier Luft mit euch zu genießen?“

„So thut es nur.“

„Ich darf?

„Seyd Ihr ein entſchloſſener Kaſtilianer? — Ihre Guitarre bei ſich, ich die Meinige bei mir, ſingen wir einige Romanzen. Der Abendthau fällt, wir ziehen uns zurück, und laſſen vielleicht dann erſt die Bajaderen kommen, laſſen ſie vor uns tanzen — — Oder iſt euch das verboten? Seyd Ihr ein chriſtlicher Joghie? Liebt Ihr die Freude der Unterhaltung nicht?“

„Wär ich dann ein Kaſtilianer? — Wenn aber nun der Beichtvater mit euch andere Abſichten hätte?“

„Meine Gebieterin iſt keine Nonne.“

„Aber du?“

„Was käme auf mich an?“

„Aber mein Freund, der Kaufmann Oſar Zarip —?“

„Bringt ihn mit. Ich will es verantworten. — Er iſt ein feiner Mann —“

„Ein Hindus. — Die Weiber müſſen ſich, wenn er ſtirbt, mit ihm verbrennen.“

„Man ſtirbt ja nicht immer ſogleich. Und wenn auch — Ich verbrenne mich mit keinem lebenden, geſchweige denn mit einem todten Manne. Ich gehe fort nach Cadix, wo meine Eltern leben —“

„Und dein Liebhaber?“

„Da wär ich nicht hier. — Glaubt Ihr

denn, daß man die Liebhaber nur ſo, mir nichts, dir nichts, im Stiche läßt?“

„Ich kenne dich ja nicht ganz.“

„Einer unſerer Sklaven winkt. Ich muß fort. — Edler Herr! kommt Ihr zu uns?“

„Dieſen Abend zu deiner Gebieterin. Empfiehl mich ihr.“

Ein ausnehmend ſchöner Abend zog den ziemlich verdrüßlich über ſeine Lage, Angelegenheiten und ſich ſelbſt nachſinnenden Wanderer Armidoro in die Gegend, in welcher Serenens Landhaus lag. Nicht weit von demſelben begegnete ihm der Pater Xarello, ging mit ihm, und führte ihn bei der Sennora ein, die auch ſchon darauf gerechnet hatte, daß ſie Beſuch erhalten würde, wie alle Aufſätze von Taſſen, Gläſern, Geſchirren, Früchten, Backwerken u. d. gl. verriethen. Die Dame empfing ihn außerordentlich freundlich und knüpfte ſehr unterhaltend ein Geſpräch über Landes-Botanik mit ihm an, in welchem er ihre Kenntniſſe bewundern mußte. Er ſpeiſte mit ihr und dem Pater Xarello, indeſſen Marialva die Dunkelheit völlig herbeiklimperte und ſang. Mit dem Verſprechen, nach der Erlaubniß, die elegante Donna Serena öfterer, zumal als Nachbar zu ſehen, verließ er ſie endlich, indem zwei ihrer Sklaven, mit Fackeln verſehen, ihn begleiteten. So kamen ſie glücklich in ſeiner Wohnung an. Er beſchenkte die Sklaven, als eben Talap, ihn aufzuſuchen, mit einer brennenden Fackel ihm entgegenkam. Oſar Zarip hatte ſich, wie Talap verſicherte, ſchon zur Ruhe niedergelegt, und Armidoro folgte ſeinem Beiſpiele. Talap verſicherte ihn eine ſo dunkele, rabenſchwarze Nacht lange nicht geſehn zu haben, beſorgte die gewöhnlichen Nothwendigkeiten, und ſuchte, wie gewöhnlich, von ihm entfernt, ſein Nachtlager.

Armidoro, ehe der Schlaf ihm die Augen ſchloß, konnte ſich nicht enthalten an Miramira zu denken, und bei ſich ſelbſt ihr zuzurufen: „Wo du auch biſt, ſchlafe wohl, reizendes Mädchen!“

Ruhig und ziemlich tief, mochte er wohl einige Stunden lang geſchlafen haben, als ihn, er wußte nicht wie, ein fernes Geräuſch aufweckte. Er glaubte, entfernt rufende Stimme zu vernehmen, ſogar Waffengeräuſch zu hören und vernahm ſchwirrendes, dumpfes Gemurmel ſeinem Schlafgemache immer näher kommen. Er hörte Gewalt brauchen und bald brachen ſeine Thürriegel von Bambusrohr durch gebrauchte Gewalt zuſammen. Ein ſchwacher Mondesſtrahl drängte ſich durch die Gardinen in ſein Zimmer herein. Er richtete auf dem Lager ſich auf, griff nach ſeinen Piſtolen, und fand ſie am gewöhnlichen Platze nicht; er ſuchte nach ſeinem Säbel umher, aber vergebens. Da ſprang er auf, und im Augenblicke ſtanden drei verwogene Kerle vor ihm. „Was wollt Ihr?“ ſchrie er. „Du mußt ſterben!“ ertönten drei rauhe Stimmen zugleich. — Jetzt fand er ſeine Piſtolen und entgegnete muthig: „Ihr ſelbſt müßt ſterben.“ Er drückte los. Die Piſtolen verſagten.

Mächtig fühlte er ſich gepackt und niedergeworfen. Seiner ſich ſelbſt nicht mehr bewußt ſchrie er: „Hülfe! Ach, mächtige Gottheit, Hülfe!“ — Auf einmal ertönte ein gellender Hornſtoß, laute Zymbeln erklangen; betroffen blickten die Verwegenen einander an. Laut erſcholl eine nahe Stimme: „Armidoro! dein

Schutzgeiſt kömmt.“ Sogleich ſtand eine gewappnete, ſchön geſchmückte Frauengeſtalt, umfloſſen, wie von des Tages frühem Morgenſchimmer, vor ſeinem Lager, packte mit hoher Allgewalt zwei der eingebrochenen Verwogenen und warf ſie zu Boden. Darauf ging ſie auf den Dritten los, nahm ihn bei dem Arme und warf ihn mit Blitzesſchnelle, wie einen Federball, zur Thür hinaus. Die beiden andern rannen den erſten mit ſtrebender Behendigkeit nach. Armidoro, froh erſeufzend, richtete ſich auf, ſeine Befreierin reichte ihm die Hand, zog ihn auf, ſchlug den dicht über ihre Blicke herabwallenden himmelblauen Schleier zurück, lächelte den Geretteten mit frohen Blicken an, und vor ihm ſtand die reizende Geſtalt der ſchönen Miramira. — Ganz außer ſich, rief Armidoro aus: „O Miramira! du, mein Engel?“ Sie aber lächelte ſanft: „Miramira bin ich nicht. Aber dich zu erfreuen, trage ich ihre dir angenehme Geſtalt.“

Sie umſchlingend, neben ihr ſtehend, an ſeine Bruſt ſie drückend, ſeufzte er: „Ach! laß mich glauben, daß du wirklich Miramira biſt, das einzige Weſen in der Welt, welches ich ſo herzlich liebe.“ Sie aber ſprach:

„Deinen Schutzgeiſt willſt du verkennen, ſo wie du eben auch deine Miramira verkannt haſt, das weibliche Weſen, das dich ſo herzlich liebt; Wenn du ſie eben ſo herzlich liebteſt, wie ſie dich liebt, wärſt du gewiß nicht ſo ſchnell von ihr gewichen, ohne auch nur ihr ein mündliches Lebewohl zu ſagen. Ich mache dir dieſe rechtlichen Vorwürfe, in ihrem Namen, und ſie weiß nichts davon. Erkenne, daß ich rechtlich bin, ſo wie ſie es ſelbſt iſt. Gewiß, dich liebt hienieden kein weibliches Weſen mehr und rechtlicher, als ſie dich liebt; das weiß ich, und darauf gebe ich dir die heiligſte Verſicherung, bei dem unſterblichen Erlöſer der Kreaturen, dem göttlichen Beſchirmer Buddru!“

Armidoro. O! ſchönes, engliſches, reizendes Weſen, ſieh mich ſchweben zwiſchen Traum und Wachen. Meine Ungewißheit vermehrt ſich, ach, täuſche mich nicht.

Sie. Dein Schutzgeiſt bin ich. Zu deiner Rettung, zu deinem Schutze bin ich da, aber nicht zu deiner Täuſchung. In der Geſtalt erſcheine ich dir, die, wie du ſagſt, dir die wertheſte iſt; beweiſe ihr, was du ſagſt.

Er. Wie kann ich das? — Rathe mir, wenn du wirklich mein Schutzgeiſt biſt.

Sie. Da iſt keine Gefahr. Kann dir dabei dein Herz nicht rathen, nicht ſagen, was du thun ſollſt?

Er. Ganz möchte ich ſie und allein die Meinige nennen.

Sie. Und ſteht das nicht bei dir? — Jetzt weiß ich, daß Miramira ſich herzlich grämt, daß du ſo ſchnöde ſie verlaſſen haſt.

Er. Ich will ſie aufſuchen. Ich will zu ihr, will ihr die geheimſten Wünſche meines Herzens entdecken, will ſie fragen —

Sie. Hat ſie nicht alles dir ſchon geſtanden?

Er. Bedenke!

Sie. Was? daß ſie ein Herz in ihrem Buſen klopfen hört, welches nur für dich, für dich ganz allein ſchlägt? daß ſie ſo zärtlich, nur für dich — daß ſie eine Dewedaſchi iſt? — Was hätte ich weiter zu bedenken?

Er. Wenn ſie nun, ganz und in alle Verführungen eingeweiht, mich Argloſen doch hintergehen könnte?

Sie. Schäme dich! Einem ſo reinen Herzen, wie das ihrige, ſo etwas zuzutrauen — es nur ahnen zu können — O Armidoro! Lehrt dir das dein Chriſtenthum?

Er. Die Aengſtlichkeit meiner Gefühle —

Sie. Der Morgenſonne erſte Strahlen brechen ſchon herein. Ich verlaſſe dich.

Er. Wie? muß mein Schutzgeiſt der reinen Sonne Strahlen, der Morgenſonne Licht ſcheuen?

Sie. Ich ſchäme mich, dich ſo erröthen ſehn zu müſſen.

Er. Wenn du ſo ſprichſt —

Sie. Spreche ich, wie ich ſoll und muß. — Lebe wohl! — Siehe, in dieſen Lichtſtrahlen der Morgenſonne ſteige ich in mein Vaterland hinauf.

Sie riß, als ſie das ſprach, das Fenſter auf und ließ ſanft aufſchwebend ſich hinaus. Sehen wollte er ihn aufſchweben, ſeinen Schutzgeiſt, als ein ſtarker Luftzug ihn gleichſam zurückriß. Jammernd und wehklagend ſtand Talap in der

Thür und ſchrie ins Zimmer hinein: „Ach, mein Herr! mein armer Herr! wo iſt er?“ — Armidoro drehte ſich herum, Talap trat ihm mit blutendem Angeſichte entgegen, und ſeufzte: „Ich wurde ſehr verwundet, ehe ich Euch zu Hülfe eilen konnte. Oſar Zarip liegt, ſtärker noch blutend als ich, in ſeinem Zimmer.“ Bebend das alles anhörend, eilte Armidoro wieder dem Fenſter zu. Schnell und mächtig herein brachen der Sonne hochroth goldene Strahlen, — der Schutzgeiſt aber war verſchwunden. — So herzlich auch Armidoro ſeinen verwundeten Diener beklagte, ſo ärgerlich war er doch, daß eben ſein klagendes Kommen ihn abgehalten hatte, des Schutzgeiſts raſches Aufſchweben zu ſehen. — Verdrüßlich eilte er zu Oſar Zarip, und fand ihn, beinahe in ſeinem Blute ſchwimmend, entkräftet am Boden liegen.

Während Talap ſchwach fortſchwebte, einen Wundarzt herbei zu rufen, verließ Armidoro das Haus, warf ſich im Freien, beſtrahlt von der feuerſtrömenden Morgenſonne, auf die Knie nieder und betete:

„Ich danke dir, o höchſtes Weſen! daß du mich gerettet haſt. Gieß mit dieſen reinen Morgenſtrahlen Gewißheit mir in dieſe Bruſt von dem, was mit mir geſchieht und mir geſchehen iſt.“

Eine ſanfte Hand fühlte er auf ſeinen Schultern, drehte ſein Geſicht und Miramira ſtand, in ihrem Tänzergewande, einen dichten, weißen Schleier um ſich geworfen, neben ihm. Lächelnd fragte ſie: „Muß ich den Fliehenden hier betend finden?“ Dann fuhr ſie fort, als er, aufſpringend, ſie küſſend umarmt hatte.

„Du kannſt doch wohl kein böſer Menſch ſeyn, da du ſo andächtig biſt. Aber mich haſt du ſo heimlich und ſchnell verlaſſen. — Ich habe dich allenthalben geſucht; dieſe Nacht habe ich zitternd im dunkeln Wald zugebracht, und als ich ſchlummerte, niedergeſtreckt von Angſt und Kummer, auf dem Waldboden unter Molchen und Schlangen, war es mir, als ſey mein Herz dem Buſen entnommen, ich hörte es nicht mehr in mir ſchlagen, und Todesſchlummer betäubte mich. Als der Morgenſonne Strahlen mich in's Leben zurückruſten, war es mir, als ſey mein Ich von mir genommen, ich nicht mehr bei meinem irrdiſchen Ich geweſen, und ach! ſo ſonderbar, daß ich es dir nicht erzählen, nicht ſchildern kann. Immer und immer noch, bis ich dich hier betend erblickte. Da dachte ich: Armidoro muß doch ein frommer Menſch ſeyn, da er beten kann.“

Hochaufſeufzend lächelte er ihr entgegen und erzählte ihr, was ihm begegnet, und daß der Schutzgeiſt ihm wieder in ihrer Geſtalt, aber gewappnet erſchienen ſey. Sie vermiſchte ihre Seufzer mit den ſeinigen, und halb weinend ſagte ſie:

„Ach! ich ſollte auch gewappnet ſeyn gegen dich und dein Benehmen. Wie kannſt du nur ein armes Mädchen, das dich ſo ſehr, ſo herzlich liebt, ſo ſchnöde behandeln? Ach! das bringt dir keinen Seegen, wenn du auch beteſt. Solche Bitten, die nicht aus reinem Herzen kommen, erhört Wiſchnu nicht. Er ſtößt alle deine Seufzer von ſich, da ich derſelben ſo viele kummervoll über dich verhauche und meinen klopfenden Buſen bei Tag und bei Nacht mit meinen Jammerthränen benetze.“

Er. Liebe Miramira! du ſollſt nicht mehr weinen, aber dich freuen mit mir.

Sie. Wie freue ich mich, daß Widdru dich wieder gerettet hat; für mich, für mich!

Bleib bei mir und gehe nicht wieder von mir. Was mich auch treffen mag, bis zur Vernichtung, mit dir will ich alles, froh und mit leichtem Muthe tragen. Nicht wahr, du bleibſt und biſt mein?

Sie. Ich bin und bleibe dein.

Oſar Zarip ließ ſich in einen Palankin bringen, um ſich nach Kalikut zurücktragen zu laſſen und Armidoro beſtieg denſelben, ohne ſich lange zu beſinnen. Talap hatte alles beſorgt, zwölf Kulis waren da, den Palankin fortzutragen; er ſelbſt beſtieg einen Eſel und trabte nebenher. So kamen ſie nach Kalikut, wo Oſar Zarip in ein engliſches Federbett gebracht und verbunden wurde, indem ſich der Kriminalrichter einfand und alle über den vorgeweſenen Anfall examinirte. Aus der Beſchreibung der Verbrecher wollte er umherſchweifende Pariahs erkennen, aber ganz entſchieden konnte nichts herausgebracht werden.

Dem leicht verwundeten Talap ſetzte der Kriminalrichter aber ſcharf zu, des Schuſſes wegen, der aus Armidoro's Piſtolen herausgezogen war. Nachdem er eilf Ruppien liquidirt hatte, ging der Kriminalrichter davon und alle Unterſuchungen blieben niedergeſchlagen. Talap hatte im Landhauſe, wo der Ueberfall geſchehen war, zwei halbe Baurs gefunden (eine ſehr große Art von Fledermäuſen), und weil dieſe nur von den gemeinen Leuten und den Pariahs gegeſſen werden: ſo mußten dieſe die Verbrecher ſeyn, die aber keiner erkannt hatte.

Talap war mit der leichteſten Verwundung davongekommen, wiewohl, wie er ſagte, er ſich am nachdrücklichſten gewehrt hatte, wurde ſtark bepflaſtert und ging bald wieder umher. Armidoro eilte zu der Daja ihrer Tänzerin, und fand ſie ſehr bereitwillig die ſchöne Miramira von ihrer Geſellſchaft zu entlaſſen, wenn ſie untergebracht und anſtändig verſorgt würde. Armidoro machte ihr ein anſehnliches Geſchenk für ihre bisherige Mühe und Sorgfalt um Miramirens Verſorgung, für ihre Bemühungen und ihren Aufwand und ging mit ihr, eine Sklavin zu der neuen Bedienung zu bedingen, und miethete bei einer ſtillen, frommen Wittwe eine Wohnung für das Mädchen, das er ſchwur nie zu verlaſſen. Die Daja brachte alles in Ordnung, und am folgenden Morgen konnte Armidoro ſie in ihrer neu eingerichteten Wohnung beſuchen. Mit offenen Armen eilte die Theure ihm entgegen, drückte ihn feſt an ihr Herz und liſpelte ihm zu: „Dein nur iſt Miramira auf immer.“

Er entgegnete: „Und Armidoro iſt allein dein auf ewig, liebe, gute Miramira!“

Es vergingen mehrere Tage, in welchen zwiſchen Beiden, in den Armen der Liebe, Pläne gemacht wurden, wie und wo die Liebevereinigten nun zuſammen leben wollten. Miramira ſtimmte für ein ſtilles, einſames Leben, ein Zuſammenſeyn in vereinigter Liebe, ohne ſich um alle Beſtrebungen der lauten Welt zu bekümmern und ſich allein ſelbſt genug zu ſeyn. Armidoro ſtimmte für ein fortdauerndes Umherreiſen und Beſchauen der großen Städte, berühmten Pagoden, der heiligen Wälder und Tempel, und wo es nur etwas Merkwürdiges zu ſehen gäb. —

Das wollten ſie alles wohl überlegen und ihre Bemerkungen einander mittheilen. — Indeſſen kamen Schiffe an und Armidoro erhielt Briefe, in welchen ihm aus Spanien viel geſchrieben wurde über das, was in ſeinem Vaterlande vorfiel. Den Trübſinn, der ſeine Stirn umzog, verſuchte Miramira durch die liebevolleſte Zärtlichkeit zu verſcheuchen und es wollte ihr nicht immer gelingen.

Da zog ſie ſich eines Tags als eine Dewedaſchi an, befeſtigte den ſtrahlenden Tſchorenka in ihrem ſchwarzen, herrlich umherwallenden Haare, ſchwebte mit Zefirfüßen leicht in's Zimmer und Armidoro lächelte ihr entgegen:

„Schöne Tänzerin, leicht beflügelter Schutzgeiſt deines Armidoro, entreiß mich in deinen Armen der düſtern Laune, die mich drückt und foltert, und ſage mir: was ſoll ich thun?"

„Mich lieben und froh ſeyn;" — ſtöhnte die Holde, indem ſie ihn küſſend umfing.

Da trat der Pater Xarello herein, grüßte ſie freundlich und brachte den (er wußte ſelbſt nicht warum) nicht ganz unverlegenen Kaſtilianer viele Grüße von der leichtbeweglichen Setend, die ihren Landſitz verlaſſend, wieder in die Stadt gekommen war. Sie bedauerte ſein erduldetes Ueberfallen, und war, um nicht ſelbſt von dem umherſtreifenden Geſindel etwas Aehnliches zu erfahren, wieder (wie ſchon geſagt) in die Stadt zurückgekommen. Der Pater meinte, es ſey gut, wenn ſie freundſchaftlichen Verkehr mit einander trieben, und erbot ſich, der Heidin Miramira chriſtlichen Religionsunterricht zu geben, was dieſe aber, vor der Hand, ablehnte, indem ſie äußerte:

„Wiſchnu verbietet mir nicht meinen Armidoro zu lieben; es kann mich alſo nichts bewegen ihn nicht zu verehren. Und mein Geliebter wird fühlen, daß er in den Armen, an dem Herzen einer Verehrerin des Wiſchnu eben ſo glücklich, vielleicht noch glücklicher iſt, als er in der Umarmung einer Chriſtin ſeyn würde. Die Liebe hat nicht eine eigene, ſondern ſie hat die allgemeine Religion, welche alle liebende Weſen glücklich macht.“

Zugegeben, — fiel der Pater Xarello ein; daß die Liebesarme aller Religions-Verwandten ſich für einander auf völlig gleiche Art öffnen, ſo muß doch auch bemerkt werden, daß die Herzen —"

„O! dieſe — fiel Miramira ein — klopfen allenthalben mit gleichen Schlägen einander entgegen, wo ſie gleich geſtimmte Herzen finden; das mag nun bei den Hindus oder bei den Chriſten ſeyn. Nicht wahr, Armidoro?"

Armidoro. Ja, Herr Pater! die Religion der Liebe iſt auch die Religion der Herzen.

Pater. Es kömmt immer darauf an, welche Art von Herzen verſtanden werden. Die verliebten werden von der Religion nicht gemeint, wohl aber die andächtigen.

Miramira. O Herr Pater! wo Liebe iſt, iſt auch Andacht.

Pater. Eine ſchöne Andacht! Ja, die euerige, heidniſche wohl; das iſt aber keine chriſtliche.

Miramira. So habt ihr alſo doppelte Andachten?

Pater. Das wüßte ich eben nicht. Genug, die Liebe iſt keine Andacht. Aus der Andacht kann wohl Liebe entſprießen, nämlich chriſtliche, aber nicht die der Heiden. Dieſe iſt nur

Sinnenreiz, Sinnenempfindung, mit welchen aber der bußfertige innere, Gott geweihte, zu engliſcher Glorie emporſtrebende Sinn gar keine Aehnlichkeit, geſchweige denn Gemeinſchaft hat.

Miramira. Begreifſt du, fühlſt du das, Armidoro?

Pater. Ja, dazu gehören gereinigte Sinne und Empfindungen.

Miramira. Mein Inneres kennt mein Geliebter; ein Zweiter braucht es nicht zu kennen, ſoll auch mein Aeußeres nicht kennen lernen; denn dieſes habe ich meinem Inneren zugeſellt und angefügt. — Verſtehſt du das, belehrender Mann?

Pater. Man kennt das Aeußere der indiſchen Tänzerinnen —

Miramira. Gut, ſo bleibt denſelben ihr Inneres. Das behalten ſie für ſich und für ihre Geliebten. — Armidoro! iſt es ſo nicht recht?

Armidoro. Wohl! Aber der Herr Pater ſucht ſein und ſeiner Bekannten Heil nur in dem Glauben.

Miramira. Und wer liebt, glaubt auch.

Pater. Wohl, meine Tochter! Aber in den Nebenbegriffen biſt du irrig und haſt nicht den rechten Glauben; den, der dich führt zu deinem Seelenheile.

Miramira. Du glaubſt doch mit der Seele, d. i. mit deiner innern Ueberzeugung? Ich auch, wir alle. So mag Jeder ſeines Glaubens leben. In der Seelenwanderung wird er ſchon belohnt und beſtraft werden, nach dem er nun gehandelt hat; denn gereinigt müſſen wir doch alle erſt werden, ehe wir würdig erſcheinen können vor dem ewigen Lichte und dem großen Herrn der Welten. Nicht?

Pater. Ja; dazu und zu dieſer Reinigung iſt das Fegefeuer vorhanden. — Aber in euern Götzenhimmel mag kein Chriſt kommen.

Miramira. Ach! wenn ihr nur ſchon drinne wärt; es würde euch wohl gefallen.

Pater. Wir wollen zufrieden ſeyn mit dem Himmel der Auserwählten, der uns Gläubigen verheißen iſt.

Miramira. Wir auch. So können wir ja beide zufrieden ſeyn.

Pater. Aber, Armidoro, die Tänzerin trägt ja ein hell erſtrahlendes Diadem?

Armidoro. Der Tſchoreuka iſt ein Tänzerinnen Kopfputz, der den Kopf ſchmückt, wie die Schikols ihre Bruſt.

Pater. Mißbräuche, reizen zur Sünde!

Armidoro. Die Frauen ſind nun ſo. — Gewiß aber, Miramira iſt eine ſo moraliſch tugendhaft geſinnte Dewedaſchie, als man eine Chriſtin ſich denken kann.

Pater. So entſage ſie dem bramaniſchen Wiſchnu-Glauben, bekehre ſich zum Chriſtenthum und werde ſeelig. Denn, — du weißt es — außer unſerer Kirche giebt es keine Seeligkeit. Ich hoffe aber, du biſt erleſen, ſie noch zu bekehren. — Was ich ſagen wollte. Ja, es muß dich ſehr ergötzen, daß ich dir ſagen kann, die andächtige Serena hat mir ihr Vertrauen geſchenkt und geſagt, ſie habe dich ſogar in ihr Herz geſchloſſen. Wenn du dich dieſer reinen Inſichgeſchloſſenheit bedienen willſt, ſo wirſt du wiſſen, wie du dich zu benehmen haſt. Außerdem wird die fromme Seele ſich zurückziehen und ſich nach Makao in ein Nonnenkloſter begeben; denn unter den Hindus will es ihr gar nicht gefallen, vielmehr ſehnt ſie ſich nach dem, was droben iſt. Du biſt zwar noch nicht droben, aber, eben weil du es nicht biſt, blieb ſie allenfalls deinetwegen noch auf Erden. — Die Dewedaſchi aber mußt du von dir thun.

Armidoro. Ehrwürdiger Herr! Das thue ich nicht. Ihre Tugend iſt das Element, in welchem ich mich bewege.

Pater. Das ſey Gott geklagt! — Die Tugend einer Hindoſtanerin? Wo denkſt du hin?

Armidoro. Die Tugend gehört keiner Menſchenkaſte allein.

Pater. Den Chriſten allein; das iſt bekannt.

Armidoro. Mir nicht. — Tugend und Weisheit ſind wohl allenthalben zu finden.

Pater. Beide, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, haben nur zur Baſis das Chriſtenthum; wo das nicht zu finden iſt, ſucht man auch dieſe vergebens.

Da trat Marialva herein und überreichte

Armidoro einen von Serenen ſelbſt geſtickten und bemalten Sonnenſchirm. Zugleich ließ ſie ihn erſuchen, dieſen Abend bei ihr Thee zu trinken. Auch ließ ſie, wie ſie ſelbſt geſagt hatte, ſeine Freundin Miramira bitten, bei dem Thee ihr ihre Gegenwart und Geſellſchaft zu ſchenken.

In einem ſchönen Palankin ließ Armidoro gegen Abend ſeine geliebte Miramira in Serenens Wohnung tragen, indem er ihr ſelbſt dahin folgte. Ein wahnſinniger Fakir hatte die ganze Gegend in Bewegung und Aufruhr gebracht. Wie von der Tarantel geſtochen, tobte der Unſinnige tanzend und ſchreiend umher, fiel mehrere Hindu's an, die ſich nur mit Mühe wieder von ihm losreißen konnten, und ſtürmte endlich auf Armidoro hinein, mit den Worten: „Ungläubiger Hund! mir iſt das Paradies verhießen worden; du aber mußt ſterben.“ Dabei ging er mit einer ſcharfen, blinkenden Stachel auf ihn los, ihn zu durchbohren.

Raſch, wie eine Feuerflamme ſtürzte Miramira ſich aus dem Palankin heraus, zog ihre Buſennadel, verwundete den Fakir und warf ihn zu Boden. Indeſſen hatte Armidoro Luft bekommen, zog den Säbel und ging auch auf den Wüthenden los. Als er ihn zu Boden geworfen ſah, befahl er ſeinem Diener denſelben tüchtig durchzuprügeln, was Talap mit großer Pünktlichkeit that. Mehrere Santons ſtürzten herbei, zogen ſich aber ſchnell zurück, als ſie Armidoro's gezogene Wehre und ihn ſie bedrohend erblickten. Mit kräftiger Fauſt ſchlug Miramira den einen der brüllend ſchäumenden Santons hinter die Ohren, und ſetzte ſich ſo unbefangen, als ſey nichts geſchehen, in den Palankin. Armidoro küßte ſchweigend ihr die Hand und die Umherſtehenden riefen: „Sey geſegnet, ſchöne Halbgöttin Amida!“

Es vergingen mehrere Wochen. Armidoro lebte beglückt mit Miramira in freundlicher Stille vergnügt und glücklich dahin, als er eines Tages mit ihr nach dem Fluſſe ging, wo ſie ſich baden wollten. Im Fluſſe fiel ſie ihn küſſend um den Hals und begann:

„Lieber Armidoro! ſage mir, wie es kam, daß du neulich von einer ehelichen Verbindung zwiſchen uns ſprachſt? Willſt du denn das Grab unſerer innigen Liebe? Was iſt die Ehe bei uns, in unſerm Lande? Was iſt denn die Ehe in Indien anders, als ein Contract, durch welchen, für ſein gegebenes Geld, der Mann das Recht erhält, ſeine Frau zu ſchlagen, während die Frau dem Bezahler alle ihre Neigungen, ihre Ruhe und Freiheit ihm abtritt und überläßt? Iſt ſie nicht die Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder? Ach! ſie iſt ſo abhängig, daß ſie ſich nie unterſtehen darf, ihren Mann Gatten zu nennen. Zu ſüß wär dieſer Name für ſie; er würde zu angenehm ſie täuſchen. Sie muß ihn bedienen wie eine Sklavin, muß die Magd ihrer Kinder ſeyn."

„Miramira! — erwiderte er — wie iſt es dir möglich von Armidoro, der dich ſo innig liebt, zu denken wie eine Frau von ihrem Gatten denken muß, der ein Hindus iſt? Ich kenne das nicht, und will es nicht kennen, was du von Mann und Frau deines Volks erzählſt, ſo wahr es auch iſt. Doch will ich dir geſtehen, daß die engſte, zärtlichſte Vereinigung zweier für einander geſchaffener Weſen ſtets die wünſchenswertheſte des Lebens iſt; auch nach meinen Einſichten und Begriffen. — Liebe mich und denke nichts, was deine Stunden dir nur im geringſten trüben könnte!“

„Ewig will ich deine Geliebte ſeyn, ja, auch deine Gattin werden, wenn du es wünſcheſt. Bedenke aber, daß wir ſtets uns frei und nach unſerm eigenen Willen bewegen können, wenn wir uns nicht ſelbſt ein ſolches Joch auflegen, das man hier Ehe nennt.“

„Ach, Armidoro! Geliebter, Mann meines Herzens, wenn uns auch kein Prieſter in einem Tempel deines Glaubens oder meiner Götter zuſammengegeben hat, laß uns ewig, fein und freudig unſere Liebe bewahren, aber an keine eheliche Verbindung denken. Mich würde ſie nur traurig machen. Unſer Leben in ſchöner nützlicher Zerſtreuung zu genießen, laß uns, was du auch gewollt haſt, das Land durchreiſen oder in eine andere Stadt ziehen, denn hier — ich geſtehe es dir! — fängt es an mir unheimlich zu werden.“

„Wie ſo? Rede, meine Theuere!“

„O! ich bitte dich — verzeihe mir — meine Ahnungen — dieſer Pater Xarello — Glaubſt du, daß er unſer Freund iſt? Gewiß nicht; wenigſtens der meinige, der Freund deiner Miramira iſt er nicht.“

„Was ſprichſt du?“

„Was ich wohl beweiſen könnte, aber nicht mag.“

„Sprich deutlicher.“

„Ich möchte und darf nicht. — Und jene Sennora Serena iſt auch meine Freundin nicht. Dich ſieht ſie lieber. — Marialva aber iſt die günſtige Freundin des Paters Xarello. Ach! ſie möchte auch die Deinige werden, wie ihre Frau, Serena. Das glaube mir.“

„Einbildungen!“

„Gewiß nicht; glaubſt du es aber, ſo laß es Wahrheiten werden. Ich bin darauf gefaßt.“

„Gut! Wir wollen eine Reiſe machen und Kalikut und die Menſchen verlaſſen, die du fürchteſt.“

„Ich fürchte ſie nicht. Aber für dich fürchte ich. Mich wollen ſie dir entreißen. Sie mögen es wagen.“

„Es ſoll ihnen nicht gelingen. — Du aber fürchteſt Träume und Schatten. — Sprich nicht mehr davon.“

In der zärtlichſten Umarmung erſtarben ihre Worte. — Dem Bade entſtiegen, ſonnten ſie ſich in der ſchönſten Blumenflur der Umgegend. Unter einem ſchönen, mit Blüthen überdeckten Granatenbaum umarmten ſich die Glücklichen und ſchwuren beide von neuem ſich ewige Liebe.

Als Armidoro in ſeine Wohnung kam, fand er vor der Thür ſeines (wenn es ſo genannt werden darf) Zimmers bei dem ſtärkſten Bambusrohr der Schwelle ein zuſammengerolltes unverſiegeltes und unverſchloſſenes Blatt von ſeidenem Papier. Er entfaltete daſſelbe und fand es mit Charakteren in tamuliſcher Sprache bezeichnet. Er las:

„Eine junge ſchöne Dewedaſchi in ihrem vollen Putze, mit ihrem leichten, zwangloſen Betragen und ihrem ſtolzen Gange iſt wahrhaftig ein bezauberndes, verführeriſches Geſchöpf! Ihr einfacher Kopfputz, die leichte Verhüllung eines ſchönen, durchblickenden Buſens, der nackte runde Arm, das dichtanliegende, künſtlichgefaltete Röckchen, das ſchöne

Formen zeichnet, die niedlichen Windungen des Schleiers, — die ganze Kleidung dieſer Mädchen iſt dazu eingerichtet, ihre Reize zu erhöhen, denſelben einen beſondern Glanz zu geben und über ihre ganze Perſon einen hinreißenden Zauber auszugießen. Jede Bewegung ihrer Glieder zeigt ſich in dem gefälligſten Lichte und ihre ganze Geſtalt ſtellt ſich dem Auge auf die angenehmſte und bezauberndſte Weiſe dar.

Geweiht ſind ſie der Gottheit, gleichſam geheiliget. Derſelben dürfen ſie ſich nicht nähern, wenn ſie ſich vorher nicht gebadet haben. Vorher dürfen ſie aber an dieſem Tage keine Zwiebeln, keinen Knoblauch gegeſſen haben, müſſen Betel im Munde haben, ſie dürfen nicht krank, verwundet, mit keinem Gebrechen behaftet ſeyn. Groſe Strafe würden ſie ſich zuziehen, befolgten ſie dieſe Gebote nicht.

Aber ſowohl die Hinduer ſelbſt, als auch die Mohren und Muhamedaner halten den Tanz dieſer Mädchen, ſo wie den Tanz ſelbſt überhaupt, für eine verächtliche Leibesübung, die einer ehrbaren Frau unwürdig iſt; ſie ſetzen denſelben in gleichen Rang mit dem Seiltanze und allen Gaukelpoſſen dieſer Art.“

„Was ſoll das? — Mir? — fragte Armidoro ſich ſelbſt. — Ohne Abſicht iſt dieſes Blatt nicht an meine Thür gelegt worden. Was ſoll aber damit bezweckt werden? — Ja, wir werden beneidet, verfolgt; wir wollen Kalikut verlaſſen. — Jetzt erſt zu der Pagode in Chalambron. — Kann denn der Menſch nie ruhig bleiben, wenn er ſich auch noch ſo ſehr beſtrebt es zu werden und zu ſeyn?“

Aergerlich öffnete er die Thür, legte das unverlangte Blatt, mit der aus Neid gegebenen Nachricht, auf den Tiſch und warf ſich auf die ausgebreiteten Polſter nieder, und kam in ein Selbſtgeſpräch:

„Ich ſehe offenbar, daß man ſich beſtrebt mich von Miramira abzuziehen. Wer aber könnte davon Vortheil haben? Denn ohne Abſicht thun beneidende Menſchen nichts. — Die Schrift iſt mit tamuliſchen Charakteren geſchrieben. Wer könnte ſie aufgeſetzt haben? — Wie, wenn Serena? — Ihr begehrender Charakter ſpricht ſich in ihren Bewillkommungsküſſen mit einem Feuer aus, deſſen Verlangen nicht zu mißdeuten iſt. Mit ſchelen, gehäſſigen Blikken, ſieht ſie meine Miramira an; das ſehe ich. — Der Pater Xarello iſt ein ihr ergebener, ſchlauer Dominikaner. — Marialva iſt mir nicht ungewogen, ſogar zudringlich, auf eine Art, die mir zwar nicht gefährlich werden kann, da ich die reitzende Miramira, dieſes treffliche, herrliche Muſter der Schönheit und Herzensgüte, liebe — aber, o Weiber und Pfaffen! Wie viele werden in der Welt nicht noch über euch zu klagen haben! — Aus euren Augen; fort! Ja, eine Reiſe wollen wir unternehmen. Sehen will ich, was ich längſt ſchon wollte, ſehen den Tempel zu Chalambrom, dieſe merkwürdige, wie die Indier ſagen, 5000 Jahre alte, der Schöpferkraft des Siwen geweihte Pagode."

Da trat Marialva ein, brachte von ihrer Frau ein Geſchenk von Ananas, Bananen und Granatbaum-Früchten. Zierlich geordnet, lagen die Früchte in einem ſilbernen, mit ſchönen, duftenden Blumen umwundenen, chineſiſchen Köbchen. Freundlich dankend empfing ſie Armidoro und bemerkte, fragend:

„Bin ich denn ſo ſchöner Auszeichnungen wirklich werth?"

Marialva. Wie Ihr auch fragen könnt! Ein ſchöner, zärtlicher Kaſtilianer, wie Ihr einer ſeyd, iſt gewiß noch weit mehr als ein Paar ſolche Früchte werth. Es wäre nichts Sonderbares, wenn auch ein Herz beigelegt worden wäre; dergleichen Dinge müſſen aber unſichtbar und im Glauben genoſſen werden.

Armidoro. Recht geiſtlich geſprochen! — Man hört, daß du in ſpiritueller Zucht und Geſellſchaft biſt.

Marialva. Was Ihr nicht alles wißt!

Armidoro. Wenn auch viel, doch nicht Alles, was ich vielleicht wiſſen ſollte.

Marialva. Und, was wär das?

Armidoro. Je nun! — Z. B., ob du mir gewogen biſt?

Marialva. Gewogen und gut; das kann ich Euch gleich ſagen. Was aber wird Euch *daran* liegen. Zudem ſind auch noch andere Euch gewogen, die ganz andere Weſen ſind, als ich eins bin.

Armidoro. Das wüßte ich eben nicht. —

Du biſt ein hübſches Mädchen, und Schönheit iſt allenthalben am rechten Orte. — Wo willſt du hingehen, mit der Guitarre?

Marialva. In den Garten der Miſſionare.

Armidoro. Dort willſt du ſpielen?

Marialva. Spielen und ſingen. Und warum nicht? Tanzen doch zuweilen Dewedaſchies bei den lieben Herren. Ach! die lieben Väter hören und ſehen ſo etwas gern.

Armidoro. Ich eben ſo gern wie ſie, und wie der P. Xarello noch dazu, von dir. Singe mir eine Romanze!

Marialva. Und Ihr mir eine?

Armidoro. Warum nicht? Singe, ſinge!

Marialva. Aber, kann das Miramira nicht beſſer? Die kann Lieder von ihren herrlichen Götzen ſingen. Ihr liebſter aber ſeyd doch nur Ihr; und ſie, iſt Eure Göttin? (ſpielt und ſingt.)

Bei des Morgens Roſenſchimmer
ging Sekena durch den Hain,
ſüß ergötzt im Thaugeflimmer;
Doch ſie war und blieb allein.

Seufzend ſtill, und heimlich bebend
überblickte ſie die Flur;
aber freundlich, ſanft belebend
lächelte der Weſt ihr nur.

Tragt, ihr ſanften Aetherſchwingen,
ihre leiſen Seufzer fort
zu des Herzens Süßumſchlingen,
in dem froh erſehnten Port!

Sonſt, Serena, du ſo heiter,
jetzt betrübt, gedankenvoll,
als ob dich kein Tröſten weiter
liebevoll beglücken ſoll.

Armidoro. Doch nicht Serena, deine Gebieterin?

Marialva. Und wenn nun?

Armidoro. Wie? die ſchöne Serena wär ohne Liebhaber?

Marialva. So viel ich weiß. Und ſie ſelbſt weiß es nicht anders.

Armidoro. So ſorge für ſie. — Du wirſt dich ſchon vorgeſehen haben.

Marialva. Womit denn hier, in dem öden, geſchmackloſen Kalikut? unter den Hindusmännern? O weh! Galante, liebenswürdige

Männer giebt es hier gar nicht; und welche Kerle ſind die ſogenannten fünf Hämmer!

Armidoro. Wer ſind die?

Marialva. In Indien, die Herren aus dem eleganten Mittelſtande! eine Art von Halbadel; die Hammerkaſte. Goldſchmiede, Weber, Tiſchler, Maurer und Waffenſchmiede. Herrliche Geſellen für die Fledermäuſe. —— Soll ich Euch etwas entdecken?

Armidoro. Wenn du willſt und kannſt. Ich höre nur gar zu gern Entdeckungen hübſcher freundlicher Mädchen. Entdecke mir etwas!

Marialva. Ihr werdet geliebt, — im Stillen geliebt.

Armidoro. Und davon wüßte ich nichts?

Marialva. Ihr wollt es nicht wiſſen!

Heftig ſtürzte **Zumia**, die Sklavin der guten Mirimara, ins Zimmer und ſchrie:

„O Herr! ſchnell kommt und eilt, die Mutter ringt die Hände, winſelt, ſchreit und klagt: Ich habe Gift bekommen! rufe Armidoro! Der Arzt iſt bei ihr, er ſagt es auch.“

„Gerechter Gott!“

Marialva ſchlug die Hände zuſammen.

Zumia weinte laut. Armidoro eilte zu ſeiner Geliebten.

„Ach, guter Armidoro! — ſeufzte ſie ihm entgegen — Komm! komm! hilf deiner Miramira.“

„Was iſt dir, liebe Mutich meines Herzens?“

Der Arzt äußerte mit einem ſehr bedenklichen Geſichte: ſie habe Gift bekommen. Er habe Verkehrungen getroffen, ſie werde ſich erbrechen, aber er zweifle und ſey ſehr bedenklich, denn alle Symptome gäben zu erkennen, daß das Gift, welches die Mutich bekommen habe, ein Gift der ſtärkſten Art ſeyn müſſe.

Armidoro ergriff bittend ſeine Hände und beſchwor ihn, ſo dringend als möglich, alles zu thun, was ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt fordere und gewähre, und drückte ihm ſogleich einige Goldſtücke in die Hände, weil die Hinduſtaniſchen Aerzte gewöhnlich nichts thun, wenn man ſie nicht gleich im Anfange und bei dem Entſtehen einer Krankheit belohnt.

Als der Arzt ging, begleitete ihn Armidoro bis vor das Haus, und beſtürmte ihn noch mit hundert Fragen, die Krankheit ſeiner Miramira betreffend. Der Arzt geſtand: er fürchte, die Kranke habe Mineralgift bekommen, oder in einem Getränk den von einer Giftſchlange genommenen Schaum. Außerdem leide ſie an einem atmoſphäriſchen Fieber, welches aus Thibet gekommen, das in Kalikut jetzt epidemiſch geworden ſey, und im Jahr 1780 die ganze Küſte von Coromandel entvölkert habe.

„Wenn du mir — antwortete Armidoro — die Mutieh Miramira retteſt und wieder herſtellſt, vortrefflicher, kundiger Arzt! will ich dich ſo belohnen, daß du mich — und meine Großmuth fortdauernd preißen ſollſt.“

„Brama, der von allen Völkern erſehnte höchſte Gott, wird ſeine geweihte Dienerin, hoffe ich, retten; — ſagte der Arzt — und Maria ſeine erhabene Mutter! Ich empfehle ſie dem heiligen Ochſen und der heiligen Kuh. — Nach ihrem Erbrechen wird es ſich zeigen, ob meine beſchränkte Kunſt etwas für ſie thun kann oder nicht. — Wenn es nur nicht das Gift der

Schlange Cappel iſt, das die Adern der guten Miramira durchſtrömt. Ich habe ihr einige Pillen und das Gegengift Betchamaronadou eingegeben; wir wollen hoffen, daß alles zum beſten anſchlage."

Darauf eilte Armidoro zu der lieben Kranken, umfaßte, drückte ſie an ſeine Bruſt und beſtürmte ſie mit tauſend Fragen über den Zuſtand, in welchem ſie ſich befand. Sie war ſehr ſchwach und konnte ſich an nichts erinnern, was mit ihr vorgegangen war, und vermuthen, wie ſie das Gift bekommen hatte, welches jetzt ihrem Leben drohte. So zärtlich ſie ſonſt gegen ihren Geliebten war, ſo einſylbig und verlegen war ſie jetzt. Aengſtlich ſchmiegte ſie ſich an ihn an und bat ihn, ſie zu retten. Dann betete ſie zu Wiſchnu und bat ihren Gott, ſie, wenn er ſie nicht retten wolle, in ſein ewiges Freudenreich aufzunehmen.

Armidoro verließ ſie nicht und ging erſt ſpät in der Nacht von ihr. Mit Tagesanbruch eilte er wieder zu ihr, fand ſie aber kränker, als ſie vorher geweſen war. Der Arzt zuckte die Achſeln und gab wenig Hoffnung zu ihrer Rettung.

Ihre Sklavin hatte Prieſter des Siwen herbeigerufen, ſie gaben ihr Pillen ein und beteten mit ihr. Stündlich wurde ſie ſchwächer. Am vierten Tage war ſie ſehr ſchwach geworden, hatte, als die Morgenröthe anbrach, ihre Schreibtafel verlangt, ſchrieb viel in dieſelbe, band ſie zuſammen und ließ ſich dieſelbe unter ihren Kopf legen. „Wenn ich tod bin, — ſprach ſie mit ſchwacher Stimme — lieber Armidoro, wirſt du meine letzte Bitte leſen; verſprich mir die Erfüllung derſelben.“ Er verſprach es ihr, Thränen vergießend, ihr Verlangen gewiſſenhaft zu erfüllen; doch ſagte er, daß er jetzt noch alle Hoffnung nähre, ſie ſich lebend wiedergegeben zu ſehen; dann ſetzte er hinzu:

„Laß mich, liebe Miramira, dieſe Hoffnung mit freudigem Herzen faſſen. Ach! wie könnte ich es überleben, dich zu miſſen?“

Sie ließ ſich darauf noch ein Arecoblatt geben, ſchrieb mit ihrem ſtählernen Griffel darauf, und ſagte mit leiſer Stimme:

„Jetzt ſchreibe ich auf, wie ich wünſche und um die Vollziehung meines Wunſches dich bitte, lieber Armidoro! daß es mit meinem Körper nach meiner Auflöſung gehalten werden ſoll, damit ich übergehe freudig in das ſchöne Land der Ruhe, welches Wiſchnu ſeinen Gläubigen verheißen hat. Lies dieſen, meinen letzten Willen, ehe du geleſen haſt, was ich in die Schreibtafel geſchrieben habe. Dann aber, wenn ich nicht mehr bin und aufgelöſt ſeyn werde, einzugehn in die ewige Freude eines neuen, wonnevollen Lebens, lies die Worte, die in der Schreibetafel ſtehen. Verſprich mir aber mein Gedächtniß zu ehren durch Vergebung; und vergieb mir auch das, was du von mir ſelbſt leſen wirſt, denn an den Pforten der Ewigkeit ſtehend, werde ich als Heuchlerin dich nicht verlaſſen. Geliebt habe ich dich, mehr als mich ſelbſt, und was ich that, (wenn es ein Vergehen iſt) habe ich gethan aus Liebe zu dir. Alles das habe ich für dich, nur kurz geſchrieben, ſollte mir aber Wiſchnu das Leben erhalten — ich glaube es aber nicht, da, wie ich fühle, die Stundenuhr meines Lebens bald ausgelaufen ſeyn wird — ſo will ich alles dir ausführlich erzählen. — Ach! du, einziges Leben auf der Welt, für welches ſo gern ich hienieden blieb, erinnere dich meiner, wenn ich nicht mehr bin. Alle meine Liebe nehme ich, für dich, mit hinüber in jene Welt und unendlich glücklich werde ich mich fühlen, wenn wir dort uns freudig wiederſehen — Nicht wahr, vereinte gute Seelen finden ſich wieder an dem Ort reiner Freude und Seligkeit, wenn ſie auch an Wiſchnu geglaubt haben, oder an den Gott, an welchem ihr glaubt? Es iſt gewiß nur ein Gott, ſo viele Namen er auch bei ſo vielen Völkern haben mag. Armidoro! lobe den Herrn mit mir! Bei dir bleibt meine Liebe und meine guten Wünſche werden dich ſtets umſchweben.“

Er konnte es nicht länger ertragen, mehr Worte der Zärtlichkeit und Liebe von ihr zu hören, hüllte ſich in ſeinen Mantel und warf ſich ſchluchzend auf die Polſter neben ihr nieder.

Hier war er, gedrückt von Müdigkeit und Schmerz, entſchlafen und erwachte erſt, als er geweckt wurde, wie er befohlen hatte. Dann aber eilte er in ſeine Wohnung und vernahm, als der Tag anbrach, daß Miramira dieſen Morgen verſchieden ſey.

Er eilte in ihre Wohnung, umfaßte ihren erblichenen Körper und ſuchte vergebens durch beinahe wüthende Flammenküſſe die geſchiedene Geliebte wieder zu erwecken. Es war nicht möglich. Hinübergegangen war ihr ſanfter Geiſt in die ſchönen Zonen des ewigen Friedens.

Ich wage es nicht, ſeinen Schmerz zu ſchildern. — Kaum war er von dem Körper der erblichenen Geliebten zu trennen. Betäubend war ſein Geſchrei und Klagen, ſie wieder zu erwecken, aber vergebens; der Tod wollte ſeine ſchöne Beute nicht wieder hergeben. —

Noch einmal warf er, ſie küſſend, ſich über ſie her und ſtammelte: „Zieh in Frieden, ſchöner Engel! bald ſehe ich dich wieder.“

Drei Tage lang verſchloß er ſich, unſichtbar bleibend jedem Menſchen, dann erſt, als er Miramirens Schrift auf dem Areckoblatte geleſen hatte, ließ er den Waidigher, einen Braminen, der die Leichenceremonien zu beſorgen hatte, zu ſich rufen, und ſagte, indem er ihn grüßend ihm die Hand drückte:

„Sanni, (lieber Herr!) mir hat Jomradſch, der Gott des Todes, meine zärtliche, liebenswürdige, treue Gefährtin Miramira geraubt. Es iſt meine Pflicht und billig, daß ich ihr mir ſo werthes Andenken ehre. Ich will, daß ihr Leichenbegängniß mit allen gewöhnlichen Feierlichkeiten gehalten werde. Ihre Leiche ſoll in meinem Palankin auf den öffentlichen Smeshaan (Verbrennungsplatz) getragen, der Scheiterhaufen ſoll von Mangaholz errichtet werden, und ich ſelbſt werde, wie es meine Theure von mir verlangt und gewünſcht hat, nach ihrem letzten Willen ihn anzünden. Dabei werde keine Ceremonie, kein Gebet, kein Opfer verſäumt."

Das verſprach ihm der Bramin. Armidoro aber ging in das dem Smeshaan nahegelegene Wäldchen und warf ſich unter einem weitumſchattenden Maulbeerbaume, klagend und weinend nieder.

Gegen Abend kam der Bramin und zeigte an, es ſey Alles bereit. Armidoro wankte auf und ging, von Talap und der weinenden Zumia begleitet, in die Wohnung der erblichenen Geliebten. Hier legte er die Entſeelte ganz ſanft in den Palankin. Seine Thränen überfluteten ihr Geſicht.

Jetzt wurden die Fackeln angezündet. Die

Leichenträger, Wettians genannt, nahmen den Palankin auf und trugen ihn fort. Es wiederhallten die traurigen Töne der Leichenpoſaunen, (Tarehs) und die Daja der Erblichenen, die ſich zu dem Leichenbegängniſſe eingefunden hatte, erfüllte mit den ſie begleitenden Dewedaſchies das Haus mit lauten, heftigen Klagen.

Als ſie auf dem Verbrennungsplatze angekommen, die Ceremonien und Gebete geendigt waren, nahm Armidoro, mit Hülfe eines Wettians, die Leiche aus dem Palankin, ſchnitt vorher ihr eine ſo zauberiſch im Leben über ihre Stirn ſich ringelnde Haarlocke ab und legte die Entſchlafene ſacht, weinend auf den Holzſtoß. Als Alles zubereitet war, ließ er ſich eine brennende Fackel geben, zündete mit derſelben, den Rücken gegen den Scheiterhaufen gekehrt — denn ſo iſt es in Indoſtan Sitte, die Trauer auszudrücken, — ſelbigen an und ſo übergab er ſeine ſo heiß geliebte Miramira den irdiſchen Flammen. Ohne rückwärts zu ſehen, kehrte er, indem der Scheiterhaufen hell aufloderte, mit blutendem Herzen in die Wohnung der Geliebten zurück. Hier beſchenkte er ihre Umgebungen reichlich, ſchenkte der klagenden Zumia die Freiheit, die ganze Hinterlaſſenſchaft der Kleider der Erblichenen, nahm ſeine ihr einſt verehrte Locke zurück, ſteckte ihre hinterlaſſene unter ihren Kopf geruhte Schreibtafel zu ſich und eilte zitternd und bebend in ſeine Wohnung.

Er hatte den Wettians befohlen, ihn, wenn die Leiche vom Feuer ganz verzehret ſey, herbeizurufen, was nach einigen Stunden geſchah. Als er an die Brandſtätte gekommen war, ließ er eine große Urne mit den noch nicht ganz verbrannten Gebeinen der theuren Miramira anfüllen. Dieſe vergrub er auf einem nahliegenden Hügel, unter dem Schatten einiger Palmen. Es war ſpät, als er alle dieſe heiligen Pflichten mit ſchwerem Herzen erfüllt hatte, er warf ſich auf ſein Lager, durchwachte eine ſchlafloſe Nacht und ſeufzte vergebens nach ſeiner holden Geliebten. Thränend rief er aus:

Erſcheine mir, holder Schatten! Komm und theile mit mir mein einſames, thränenbefeuchtetes Lager! O holder Schutzgeiſt! erſcheine mir in der Geſtalt meiner ſüßen Geliebten."

Aber alles blieb um ihn her ſtill und ſtumm. — Nicht mehr ertönte das ſanfte Stimmengeräuſch entzückender Liebe, nicht mehr preßten der Geliebten ſchwellende Lippen ſich auf die ſeinigen, nicht mehr fühlte er ſich von ihren warmen Armen umfangen, nicht mehr klopften ihre Pulſe an ſeinem empfindend belebten Herzen, keine Spur ihres Lebens war geblieben, verrauſcht war der Wohllaut ihrer Küſſe mit ihren theilnehmenden Lebensempfindungen.

Mit dem hereinbrechenden Morgen verließ Armidoro ſeine Wohnung, kam zurück, bezahlte Oſar Zarip, belohnte ſeinen Diener Talap reichlich, und eilte, ein Schiff zu beſteigen, das eben unter Seegel ging, um ſich hinüberführen zu laſſen nach den Philippiniſchen Inſeln. Auf Lanzirota fand er, was er ſuchte, ein Karthäuſer-Kloſter. Hier vergrub er ſich in die ſtillſte aufzufindende Einſamkeit.

Erſt nachdem er Profeß gethan hatte, öffnete er die ihm von Miramira hinterlaſſene Schreibetafel. In derſelben las er die Geſtändniſſe ihrer Liebe, die ſie bewogen hatte, in Einverſtändniß mit dem Braminen Marſaf und dem Beiſtande des geſchäftigen Oſar Zarip, ihre Rolle als ſein ſich erträumter Schutzgeiſt zu ſpielen.

Er küßte die Schrift, übergab ſie den Flammen und ſprach:

„Vernichte das reinſte der Elemente deine Geſtändniſſe, ſchöne Miramira! ſo wie es deinen ſchönen Leib vernichtete. Alles, was ſie that, dieſer Engel meines irdiſchen Lebens, hat ſie aus Liebe zu mir und für mich gethan. Eine Scheidende von dieſer Erde ſpricht keine Unwahrheit. Stark, Miramira, war deine Liebe! doch ſtärker noch der Tod. Laß, guter Gott! mich ihn wieder finden in jenen Zonen, den Schutzgeiſt meines Lebens in dieſer Erdenwelt.“

Armidoro folgte ſeinem Engel bald nach, in jene thränenloſe Gefilde, wo ewig vereinte Liebe nie über Trennnng weint.

Ach! ſäh doch der Erzähler ſich bald mit euch vereint, ihr lieblichen Geſtalten der Fantaſie, in froher Wirklichkeit! Er ſehnt hinüber ſich in das ſchöne Reich der frohen Träume, wo auch ihn dereinſt keine Trennung von der trennen kann, die immer neu in ſeinem Herzen lebt, ſo alt und verblichen ſich auch die Welt um ihn herum geſtaltet. — Gebe Gott uns ſeinen Himmelsfrieden!

Inhalt.

1. Der wunderbare Schloßſpuk. (Eine ſicilianiſche Novelle.) S. 3

2. Pimpernickchen. (Eine thüringiſche Volksſage.) . . — 114

3. Das Karfunkelweibchen. (Eine ſpaniſche Novelle.) . . — 140

4. Der Schutzgeiſt. . . — 186

fl. kr. fl. kr.

fl. kr.